Vermiſchte Schriften

von

J. Weitzel.

Erſter Band.

Wiesbaden,
ei L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker.
1820.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorrede.

Salluſt, in ſeinem Catilinariſchen Kriege, der, in dem Gemälde des moraliſchen Zuſtandes von Rom, Züge enthält, die auf eine gewiſſe Verwandtſchaft zwiſchen der damaligen Weltſtadt und dem heutigen polizirten Europa ſchließen laſſen, ſagt: »es ſey verdienſtlich, wenn man dem »Staate mit der That, aber doch auch nicht zu »verachten, wenn man ihm mit Wort und Schrift »diene.« Salluſt hatte hier blos den Geſchichtſchreiber im Auge, von dem er glaubte, er müſſe dem nachſtehen, deſſen Thaten er beſchreibt. Wir können dieſe Meinung gelten laſſen, obgleich ſie ſo wenig allgemeinen Beifall finden dürfte, als ſie unbedingt den unſrigen hat.

In der gegenwärtigen Zeit mag es eben ſo verdienſtlich ſeyn, der öffentlichen Sache durch Schrift und Rede, als durch die That zu dienen. Das Wort iſt That geworden. Es kommt jetzt ungleich mehr darauf an, welche Meinung im Volke herrſchend umläuft, und welche Anſichten und Grundſätze ſich bei der Mehrheit geltend machen, als ob einige Schlachten und Treffen gewonnen oder verloren werden, und ob ein Hof dieſen oder jenen Entwurf unterſtützt. Wer es vermöchte, die Gegenwart aufzuklären über ihre wahre Lage und ihre wahren Bedürfniſſe, und vermittelnd den Streit auszugleichen, der die Gemüther, durch Geſinnung und Intereſſe, faſt unverſöhnlich theilt, der würde eben dadurch einen Zuſtand der Dinge wirklich machen, in dem Eintracht und Friede, auf die Erkenntniß des gemeinſchaftlichen Beſten begründet, ruhen. Dem Worte würde und gebührte hier das Verdienſt und der Ruhm der That. Daß jemand aber dies jetzt vermöge, iſt nicht zu hoffen; wünſchen aber darf man, daß jeder, ſo viel an ihm iſt, zu dieſem Zwecke wirke. Ich habe darum auch in gegenwärtiger Schrift einen ſolchen Verſuch gemacht. Die Abſicht war gut; ob ihr der Erfolg entſpricht, muß dieſer zeigen.

Ich habe den Titel: Der heilige Bund ſtehen laſſen, obgleich zu fürchten iſt, daß er Unverſtändigen und Uebelgeſinnten zu Mißdeutungen Anlaß geben werde. Wollte man aber dieſem ſchrecklichen Geſchlechte immer und allenthalben aus dem Wege gehen, dann dürfte man ſich ſo wenig bewegen, als an derſelben Stelle bleiben; ſicher vor ihm iſt nur, wer für es gar nicht iſt. Daß ich bei dem Titel nicht an die große Verbindung der chriſtlichen Mächte gedacht, beweiſet auch der Umſtand, daß ſchon im Jahr 1805, unter meinem Namen, ein Theil der gegenwärtigen Schrift erſchienen iſt, in welchem die Vereinigung, die auch hier mit gleichen Mitteln zu gleichem Zwecke dargeſtellt wird, der unſichtbare Bund und der heilige heißt.

Die Bitte, dieſes Buch nicht nach der Sprache und dem Inhalt einzelner Stellen, ſondern nach dem Geiſte, der in dem Ganzen lebt, zu beurtheilen, wäre überflüſſig, wenn man es immer mit verſtändigen und billigen Leuten zu thun hätte. Das aber mag wohl ſelten, und ſchwerlich jetzt der Fall ſeyn.

Ich habe den Grundſätzen und Meinungen, welche die Zeit ſtürmiſch bewegen, ihre ganze Stärke gelaſſen. Das werden die tadeln, welche glauben, was man nicht beſpreche, ſey auch nicht da. Es giebt eine Staatskunſt, die ſich vor den Feinden zu verbergen glaubt, wenn dieſe ihr verborgen ſind, wie der Vogel Strauß ſeinen Verfolgern zu entgehen hofft, wenn er den Kopf in den Sand verſteckt. So meinen auch die Kinder, ſie würden nicht geſehen, wenn ſie ſich ſelbſt mit den Händen die Augen zudecken. Es giebt eine zweifache Art von Donquixotterie: die eine macht aus Windmühlen Rieſen, die andre aus Rieſen Windmühlen. Die letztere iſt nicht weniger lächerlich als die erſte, und gefährlicher. Seinen Feind muſs man, in ſeiner ganzen Stärke und Schwäche, kennen, wenn man ihn mit Erfolg bekämpfen will.

Johannisberg im Rheingau, den 10. Mai 1820.

Der Verfaſſer.

Inhalt des 1ten Bandes.

Seite.

Der heilige Bund.

Vorbereitung der Einzuweihenden. 156–208.

Einweihung an Felgüder 208–379

Einweihung an Lindau 379–399.

Der heilige Bund.

Den 19. April.

Der Donner des ſchweren Geſchützes ſchlug an den nahen Gebirgen an, welche ihn in vervielfachtem Nachhalle, weit umher, laut wiederholten. Ich raffte mich auf und eilte nach dem Fenſter.

Still und freundlich ging der Mond durch die ſternhelle Nacht, und badete ſein ſanftes Licht in den plätſchernden Wogen des Rheins. Auf dem nahen Kirchthurme ſchlugs drei. Jenſeits des Stroms, tiefer gegen Weſten, zogen Feuerſtröme flammend durch die Luft; das Gewitter der Schlacht wälzte ſich langſam das Thal herauf, und das Kleingewehrfeuer lief kniſternd am rechten Ufer auf und nieder. Von Zeit zu Zeit vernahm man aus der Ferne das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten. In den benachbarten Gemeinden ward Generalmarſch geſchlagen, und die Einwohner ſchlichen einzeln und verſtohlen forſchend durch die Straßen, oder hielten ſich verſchloſſen in ihren Häuſern und harreten voll banger Erwartung der Entſcheidung. Die nahe Todesſtille und das ferne Geräuſch, der ruhige, freundliche weite Himmel und das lärmende Gewühl auf dieſem kleinen Fleck der Erde, das Donnern des Geſchützes, das Raſſeln der Wagen und das Rufen der Menſchen machte einen ganz eignen ſchauerlichen Eindruck. Ich flog davon, um Lindau in ſeiner Wohnung zu ſuchen, fand ihn aber nicht mehr; er war vor zwei Stunden mit ſeiner halben Brigade bei Neuwied über den Rhein geſetzt, um die kaiſerlichen Vorpoſten zurückzudrängen, und den Uebergang unſers Heeres zu erzwingen.

Lindau und ich waren die einzigen Deutſchen bei der Diviſion, er im Dienſte bei der Armee, ich bei der Militärverwaltung angeſtellt. Das Herz voll Liebe für Freiheit, den Geiſt voll Durſt nach Thaten, hatte er bei der Morgenröthe der Revolution ſeine Heimath verlaſſen, um einem fremden Volke zu werden, was er dem ſeinigen nicht werden konnte — Vertheidiger der Rechte des Unterdrückten gegen ſeine Unterdrücker. Wenn mir auch das Schickſal ein ſchönes Leben verſagt, ſo kann es mir doch einen ſchönen Tod nicht verſagen, ſprach er.

Welch ein Schauſpiel iſt das, einer vom Gefühle der Freiheit begeiſterten Nation! Einmal in meinem Leben ſah ich in den Augen dieſes Menſchen Thränen der Freude glänzen und ihn ganz glücklich. Er war den 14ten

Juli auf dem Marsfelde, als tauſend und tauſend jubelnde Stimmen von langer Knechtſchaft erlöſter Bürger die Wiedergeburt ihres Vaterlandes feierten. Wie glücklich müßte der Sterbliche ſeyn, ſagte er gerührt, der dieſe Menſchen glücklich machen könnte!

Ich folgte ihm, weil meine weichere Seele ſich an ſeinen feſten Geiſt, wie eine Rebe um eine Pappel geſchlungen hatte. Unſere Freundſchaft war mit uns groß geworden, und wurde immer ſtärker in den ſtärkeren Menſchen. Er las wenig, ſprach noch weniger, und dachte viel. Aber wenn er ſein düſteres Schweigen brach, um einen werthen Menſchen von einer ihm noch werthern Wahrheit zu überzeugen, dann drang die Gewalt der Rede von ſeiner Zunge gewaltig in das befreundete Herz.

Größe des Geiſtes und Fülle des Herzens quillt ſo reich von den beredten Lippen unſers beleſenen Zeitalters, daß man ſchon daran gewöhnt iſt, es mit der Sprache der Tugend und des Großſinns nicht ernſthafter zu nehmen, als mit den hergebrachten Glückwünſchungs- und Kondolenzformeln. Aber von der Zunge dieſes Mannes ſtrömte die lebendige Quelle eigner Ueberzeugung ſo rein, ſo voll, daß man gleich fühlte, es ſey nicht das leichte Geplätſcher künſtlich in die Höhe getriebener oratoriſcher Kaskaden, mit denen ein gebildeter Menſch uns bei der erſten Unterhaltung unter das Waſſer ſeines Wiſſens ſezt, um uns ſogleich mit ſeinem ganzen Reichthume bekannt zu machen. Im Glück wie im Unglück blieb er ſich gleich. Ich erinnere mich, daß er mir, als ich ihm dieſe Bemerkung machte, antwortete: die Phiſionomie des Jahrhunderts iſt mir unerträglich, deſſen unmäßiges Lachen im Glücke nur ein eben ſo ekelhaftes Greinen im Unglücke ablöſet. Unglück kann ein blos ſchönes Geſicht entſtellen, aber dem eines edlen und großen Menſchen giebt es noch edlere und größere Züge, wie der Winter einer anmuthigen aber nie einer erhabenen Gegend alle Reize nimmt. Wer unerwartetes Glück oder Unglück, unerwartete Freude oder unerwarteten Kummer nicht mit gleichem Gemüthe tragen kann, iſt ein Sklave des Zufalls.

Lindau's Körper war deutſche Kraft, ſein Herz deutſche Redlichkeit und ſeine Sitte deutſche Keuſchheit. Er ertrug meine heitere Geſprächigkeit, wie ich ſein ernſtes Schweigen. Ich liebte die Franzoſen und das erlaubte Vergnügen. Er ertrug jene wie dieſes, ohne beide zu ſuchen. Seinem Glauben blieb er getreu und arbeitete für eine an ſich gute Sache, die Menſchen mochten ſie auch noch ſo ſehr durch ihre Laſter beſudeln und durch ihre Thorheiten entſtellen.

Nachdem mein Pferd bereit war, ſetzte ich mich auf, und ſprengte davon.

Noch war erſt die halbe Diviſion mit Lindau auf der rechten Seite, aber das ganze Heer in Bewegung.

Es giebt keinen ſchönern Anblick als das rege lebendige Leben, das ſich durch tauſend und tauſend Menſchen tauſend- und tauſendfältig bewegt, und dieſe Welt von Kräften geleitet von einem Geiſte durch ein Wort, zu einem Ziele! Es iſt ein eignes Gefühl, im Tumulte der Schlacht einen Menſchen zu ſehen wie Lindau, mit ruhiger, heiterer Stirn und vollem Herzen, den Tod traulich an ſeiner Seite, von dem er nicht weiß, ob er im nächſten Augenblicke für oder gegen ihn dient. Nach einer halben Stunde war ich auf dem rechten Rheinufer, und bald bei Lindau. Er hatte die kaiſerlichen Vorpoſten ſchlafend überraſcht und geworfen, ehe ſie ſich ſammeln konnten. Ihre größere Anzahl half nur ihre Verwirrung vergrößern; unſre Grenadiere drückten ſie mit gefälltem Bajonette zurück. Das Gemetzel war blutig, und der Rheinübergang entſchieden

In der Eile hatte man einige Schanzen aufgeworfen, um im Falle der Noth Gebrauch von ihnen zu machen. Die Soldaten in den hinterſten Reihen ruheten einige Augenblicke aus, um die müden erſten Glieder ablöſen zu können.

Ein friſcher Oſtwind kündigte die aufgehende Sonne an. Der Morgen ſchlug mit leichter, flüchtiger Hand die flammenden purpurnen Triumphbogen auf, durch welche ſie ihren Einzug hielt, und ein glühendes Goldmeer warf ſeine Wogen weit am öſtlichen Himmel umher.

Tauſendſtimmig begrüßte das erwachte Leben den jungen Tag. Die höherſteigende Sonne warf endlich ihren Schleier von leichten Wölkchen zurück, und ſah den Schlafenden auf dem Leichenfelde ins ſtarre Angeſicht. Die Gewürgten, für welche kein Morgen und kein Abend mehr war, lagen hier friedlich neben einander.

Da findet das müde Angeſicht eine Bruſt, an der es ruhen darf. In dieſem Leben, wo das Auge noch weinen konnte, hatte es vielleicht keine gefunden. Armſeliges Schickſal des Menſchen! rief ich. So lange er athmet, bettet ſich ihm kein Kiſſen weich genug unter ſeinem Kopfe; hier ruhet er ſanft auf harter Erde. Als ich die Todtgefundenen auf dem St. Bernhardsberge in einem Gewölbe ſo geſtellt ſah, daß des Nachfolgers Kopf auf des Vorgängers Bruſt ruhete, dachte ich: Wahrhaftig, nur der Tod und das Unglück macht die Menſchen verträglich.

Ein wildes Geſchrei erhob ſich in den erſten Reihen unſrer vorgerückten Bataillone. Ein lebhaftes Feuern unterrichtete uns von dem erneuerten Treffen. Wir ſprengten hinzu, dicht in das Gedränge.

Die Oeſtreicher hatten ſich auf ihrem Rückzuge verſtärkt, und drangen mit friſchen Kräften auf uns ein. Lindau ſammelte die Zerſtreuten und ſtellte durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart das Gefecht wieder her. Der Tod ſtreckte ſeinen würgenden Arm, in Rebel von Pulverdampf gehüllt, hungrig nach Menſchenleben aus, und wüthete vernichtend durch alle Glieder. Eine Abtheilung muthiger Grenadiere wurde hinter einer Anhöhe den Kaiſerlichen in den Rücken geſchickt. Aber die Anhöhe war von den Feinden beſetzt, und die Grenadiere drangen nicht durch.

Die Uebermacht brachte uns endlich zum Weichen. Langſam und ohne Verwirrung führte Lindau ſeine halbe Brigade unter eine neuerrichtete Schanze. Hier ſammelte er die Muthigſten um ſich. »Brüder! rief er, den Feigen verfolgen die Gefahren, welche den Tapfern fliehen. Der Tod findet den Starken und den Schwachen; aber ein ehrenvoller Tod wird nur dem, der Ehre ſucht. Der Sieg iſt ſtolz und ergiebt ſich dem Würdigſten. Folgt mir!« Ein frohes Jauchzen ſtieg gegen den Himmel. In gedrängter Maſſe ſtürzten die Unſrigen auf den Feind. Die Braven ſchloſſen ſich an ihren Führer, und mit dem Bajonette voraus brachen ſie in die erſchrockne Schaar ein.

Ein dichter Nebel von Pulverdampf lag über der ganzen Gegend. Die Bewegungen der beiden Armeen waren weniger mit dem Auge als durch das Gehör zu unterſcheiden. Man begreift faſt nicht, wie ſo viel Ordnung bei ſo viel Verwirrung möglich iſt, und ſollte glauben, hier walte nur der blinde Zufall, weder der Geiſt des Menſchen noch ſein Wille.

Da Lindau dem Feinde zum zweitenmal entgegenging, um ihn in ſeinen Fortſchritten aufzuhalten, begegnete ihm eine franzöſiſche Abtheilung, die auf dem Rückwege begriffen war. Lindau hielt ſchweigend vor ihrem Führer, der auch mechaniſch ſtehen blieb. Dem Beiſpiel des Kommandirenden folgte der ganze Haufen. »Sie ſind auf unrechtem Wege, ſprach Lindau zu jenem; wir müſſen beide dorthin.« Bei dieſem Worte wies er auf die Oeſtreicher und hielt den Offizier beim Arm. Dieſer ſah ihn einige Augenblicke ſtarr an, ſchien ſich dann zu beſinnen und von einem Irrthum zurückzukommen, gebot ſeinen Leuten mit feſter Stimme ſich zu ſchwenken, und rückte dem Feind entgegen, vor dem er ſich, wie ich ſpäter hörte, recht tapfer hielt.

Während dem Gefechte ſah man bei der feindlichen Reiterei einen Mann beſonders thätig und allenthalben, wo es fehlte, gegenwärtig; er war nicht in Uniform, ſondern in einem Ueberrock, zeigte ſich, wo die Gefahr am größten ſchien, ſtellte mit Beſonnenheit die geſtörte Ordnung wieder her, benutzte augenblicklich jeden Fehler, den wir begingen, und handelte in Allem mit einer ſeltenen Ruhe und Klarheit. Lindau hatte ihn öfters bemerkt und in ſeiner Nähe immer einen vermehrten Widerſtand gefunden. Später verlor er ihn aus den Augen, und die Verwirrung, die bei den Oeſtreichern allgemein zu werden anfing, ergriff auch dieſen Theil ihres Heeres, der ſich der Hauptmaſſe anſchließen mußte und von ihr fortgeriſſen ward.

Endlich ward es ſtiller und der Kanonendonner ſeltner. Das unterbrochene Feuer ließ ſich nur noch in der Ferne und in ſtarken Pauſen hören. Der Wind zerſtreute den Pulverdampf; die Fläche erweiterte ſich; durch das Freudengeſchrei der Sieger vernahm man die Klagen der Verwundeten und das Aechzen der Sterbenden.

Lindau kam von dem Verfolgen des Feindes zurück, als er ſeitwärts in der Nähe einen Lärm wie von Zankenden und derbe Flüche vernahm; er eilte dahin und ſah, wie einige Reiter mit dem Säbel in der Fauſt auf einen Menſchen eindrangen, der ſich ſchweigend und mit Ruhe gegen ſie vertheidigte. Nieder mit dem Hunde von Emigranten! ſchrie einer von den Wüthenden, und führte den Streich in dem Augenblick nach dem Gedrängten, da dieſer den Hieb eines Andern eben abzuwehren ſuchte. Lindau fing den Streich auf, der dem Ausgewanderten, wie die Soldaten ihn nannten, gerade nach dem Kopfe ging. Teufel! ſchrie der Soldat im Zorn, und wollte, ohne ſich umzuſehen, einen zweiten Streich führen. Halt! rief Lindau; ſeyd ihr Franzoſen, und fechtet Drei gegen Einen? Er trat zwiſchen die Kämpfenden. Er iſt ein Emigrant, ſchrieen Mehrere zugleich. Und wenn auch, erwiederte Lindau, das iſt kein ehrbarer Kampf, wo Drei gegen Einen fechten. Es ſind Neulinge, ſagte einer von den Grenadieren, die dazu gekommen waren, nachläßig auf ſeine Flinte gelehnt, halb tadelnd, halb entſchuldigend. Der Soldat, ſprach Lindau, wenn er brav iſt, hält auf Ehre, und der Franzos iſt brav. Ueberlaßt mir den Gefangenen. — Alle traten zurück. Lindau hatte in dem Geretteten ſogleich den muthigen Oeſtreicher in dem Ueberrock erkannt. Sein Auge ruhete mit Vergnügen auf ihm, und die edle Geſtalt und die beſonnene Haltung des nicht mehr jungen aber noch kräftigen Mannes ſprach ihn befreundet an.

Ich danke Ihnen, ſagte der Fremde nach einer ziemlich langen Pauſe, für Ihre gute Abſicht. Ohne Ihre wohlgemeinte Dazwiſchenkunft wäre ich kein Gefangener. Er ſagte dies in ſo reinem Franzöſiſch, daß man ihn für einen Franzoſen halten mußte. Faſt bedaure ich ſelbſt, daß Sie ein Gefangener ſind, erwiederte Lindau, wie es ſchien, unangenehm überraſcht. Die Soldaten hätten alſo Recht, und Sie wären kein Ausländer?

»Ich bin ein geborner Franzoſe.«

Und tragen die Waffen gegen Ihr Vaterland?

»In der Zeit, wo wir leben, kann leider unſer Geburtsland nicht immer unſer Vaterland ſeyn. Wird der redliche Mann nicht öfter von ihm verlaſſen, als er es verläßt? Wo der Menſch mit dem Bürger im Streite liegt, da iſt zu wünſchen, daß jener ſiege.

Dieſe Bemerkung ſchien auf Lindau einen tiefen Eindruck zu machen; nur doch die Anwendung auf ihn ſelbſt ſo leicht und natürlich! Seine Miene ward ernſter, und nach einigen Augenblicken eines düſtern Schweigens ſagte er: Dem iſt ſo; doch kenne ich nur einen Fall, wo es geboten, wenigſtens erlaubt ſeyn dürfte, gegen ſein Vaterland zu kämpfen, wenn ſeine Sache nämlich nicht die ſeines Volks, und der Sache der Menſchheit, des Rechts, der Wahrheit und Freiheit entgegen wäre; wenn der Sohn des Vaterlands in ihm, nicht Bürger, ſondern nur Unterthan, weder Land noch einen Vater des Landes fände.

Der Gefangene ſah Lindau mit einem großen fragenden Blicke an. Gern, ſprach er dann, nimmt die Ausnahme für ſich in Anſpruch, wer nicht in der Regel iſt. Sie ſind gewiß billig genug, auch mir das gelten zu laſſen, bis ich erweiſen kann, daß mein Anſpruch gegründet iſt. Wiſſen Sie aber auch ganz gewiß, für wen und für was Sie kämpfen? Mehr als ein errungener Sieg hat die Sieger ihre Freiheit gekoſtet, und die ſiegende Nation hat ſich in der Unterwerfung andrer Völker die eigne erſtritten. Sie glauben gewiß ſo wenig als ich, daß die pharſaliſche Schlacht, hätte Cäſar ſie verloren, Rom gerettet haben würde. Ich aber bin auch überzeugt, daß der gefeierte und übrigens edle Brutus, da er ſeinen Freund und Vater mordete, ſeinem Vaterland die letzte Hoffnung, ſeine einzige Stütze genommen hat. Nur das Gute ward uns durch die Natur nahe gelegt, daß es Jeder leicht erkenne, das Nüzliche aber in die weite Ferne, wo auch der ſchärfſte Blick uns trügt. Kann ich wiſſen, ob der Baum, den ich pflanze, mit Frucht und Schatten nicht vielleicht den Böſewicht erquickt, und meinem Freunde treulos Schuz verheißt, daß er ſich unter ihn flüchtet und vom Bliz erſchlagen wird? Das geht mich aber auch nichts an. Unſre Beſtimmung hat es uns viel gemächlicher gemacht: wir thun unſre Pflicht; für das Heil der Welt, das aus ihrer Verlezung entſpringen könnte, ſorgen Andre, deren Blick und Arm weiter reichen, als die unſrigen; die in dem Samen des Unſinnes oft die Frucht der Weisheit erkennen, die Tugend zur Mutter großer Unfälle machen, dem Verbrechen aber eine zahlreiche Nachkommenſchaft glücklicher Ereigniſſe geben, das thatenreiche Leben eines Helden oft ohne Folgen untergehen laſſen, an die zufällige Entdeckung oder die verachtete Lehre eines Mönchs aber eine neue Weltordnung knüpfen. Herr ſeines innern Werthes iſt der Menſch, nie aber der Ereigniſſe, die ſein oder Andrer Glück und Ruhm entſcheiden. Zwiſchen der wenigſtens erlaubten Hoffnung des Siegs und unverdienter Gefangenſchaft liegt ja nur ein Augenblick.

Er ſchwieg und ſah nicht finſter, aber ſchwermüthig zur Erde, dann wendete er ſich wieder zu den Umſtehenden. Würden Sie es wohl wagen zu entſcheiden, wer Frankreich am beſten gedient hat, die Thorheit und die Anmaßung ſeiner Feinde, oder die Weisheit ſeiner Freunde? ſeine würdigen Bürger mit ihrem Muth und ihren Tugenden, oder ſeine ausgearteten Söhne durch Feigheit und Verbrechen?

Mehrere Offiziere, die während dem Geſpräche ſich uns angeſchloſſen hatten, konnten über die letzte Aeußerung ihren Unwillen nicht verbergen und murreten ziemlich laut. — Seltſame Freiheit, ſagte er lächelnd, die nicht einmal die freie Meinung Andersdenkender ertragen kann! — Das verwundete, und es fiel ſogar ein unüberlegtes Wort von der adelichen Inſolenz frecher Ausgewanderter. Da nahm er ſeinen Degen ab und überreichte ihn Lindau mit den Worten: Wir wollen zu unſrer Ehre nicht vergeſſen, daß ich Ihr Gefangener bin. — Das, erwiederte Lindau, vergeſſen meine Kameraden nicht; ich ſtehe für Sie. — Gut, erwiederte er etwas ſtolz, und ich für mich. — Darum, fügte Lindau freundlich hinzu, behalten Sie Ihren Degen, von dem Sie einen ſo guten Gebrauch gemacht haben, daß ich ſicher bin, ihn nie von Ihnen mißbraucht zu ſehen. — Vertrauen iſt eines von den ſeltenen Geſchenken, die den Geber und Empfänger auf gleiche Weiſe ehren, antwortete der Fremde mit einer recht aufrichtigen Miene gegen Lindau. Dann fuhr er fort: Ich bin ein Franzoſe, aber kein Ausgewanderter, und ſehe mich glücklicher Weiſe im Stande, dies durch Papiere, die ich bei mir habe, zu beweiſen. Schon im Jahre 1788 hatte ich mein Vaterland verlaſſen und in Geſchäften eine lange Reiſe angetreten, auf der ich mehrere Jahre in andern Welttheilen aufgehalten ward. Die meiſte Zeit habe ich in den Kolonieen und ſpäter in den Freiſtaaten von Nordamerika zugebracht. Der Ort meiner Geburt liegt an der ſchönen Loire. Sonſt nannte man mich in Frankreich Marquis von Nanteville.

Alſo doch ein Adelicher! rief einer der Offiziere mit einer gewiſſen Bitterkeit im Tone, die er nicht verbergen konnte.

Dafür galt ich, war die Antwort; und ſo lange es Andern recht war, konnte ich es wohl auch gelten laſſen. Schwerlich, fuhr er mit einem ſpöttiſchen Lächeln fort, dürfte man es an mir tadeln wollen, daß ich bei meiner Geburt gegen den Stand meines Vaters zu proteſtiren unterlaſſen habe. Adelich war ich von Stand; nach einem edeln Leben ſtrebte ich durch Wort und That. Trauen Sie mir die Beſcheidenheit, oder, wenn Sie wollen, den Stolz zu, daß ich immer ſehr gut zu unterſcheiden wußte, was ich dem Glück, und was ich mir ſelbſt verdanke; und nur das Letzte gedachte ich mir zuzurechnen. Doch wieder zur Sache! Vor einigen Wochen kam ich nach Wien, wo ich einen alten Freund beſuchen wollte. Man ſagte mir, er ſtehe bei den Truppen am Unterrhein. Ich eile dahin, und finde ihn mit ſeinen Dienſtverhältniſſen ſo beſchäftigt, daß wir uns nur ſahen, umarmten und des Wiederſehens herzlich freuten. Geſtern bin ich im Hauptquartier eingetroffen, wo man von Ihrer Abſicht, über den Rhein zu gehen, unterrichtet ſeyn mochte; denn Alles glühete von rüſtigem Eifer der Anſtalten zur Gegenwehr. Ich wollte, während mein Freund beſchäftigt war, nicht müßig ſeyn, und erbot mich, ihn nach Kräften zu unterſtützen, wozu ich auch Erlaubniß erhielt. Was darauf erfolgt, iſt Ihnen, wie mir, bekannt.

Wir lachten herzlich, und fanden dieſe Art von Kurzweile für einen müden Reiſenden, der eben aus ſeinem Wagen ſteigt, und kaum die Kleider wechſelt, um zur Schlacht wie auf einen Ball zu gehen, recht luſtig. Wenn Sie ſich, ſagte ich, auf dieſe Art die Zeit vertreiben, dann möchte ich Sie auch einmal ernſthaft beſchäftigt ſehen. Er betrachtete mich zum erſtenmal aufmerkſam und antwortete lächelnd: Das kann wohl auch geſchehen.

Indem wir unſern Weg fortſetzten, ſtießen wir auf den Obergeneral von ſeinem Staabe umgeben, und fanden faſt die halbe Armee um ihn verſammelt. Der Feldherr ſah mit ſeinem freien und kühnen Auge umher, und da er Lindau erkannte, der ſich ihm näherte, ritt er ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. Das

Vaterland, ſprach er, iſt heute wieder Ihr Schuldner geworden, Lindau. Von der Ehre des Tags gebühret Ihnen ein ſchöner Theil. — Lindau dankte beſcheiden, und ſtellte dem jungen Helden ſeinen Gefangenen vor. Er maß ihn mit einem langen ſcharfen Blick, und ſagte: Ich finde ihn in guten Händen.

Wo iſt der Verbrecher? wendete er ſich darauf, mit ſtrengem Ernſte fragend, nach der andern Seite. Ein junger Soldat trat mit niedergeſchlagenem Blick hervor. »Hier, mein General!«

Du haſt während dem Gefechte geplündert.

»Ein Sacktuch nahm ich, das mir fehlte; doch that ich gegen den Feind meine Schuldigkeit.« — Ja, das that er, General! riefen mehrere Stimmen. Dann that er, erwiederte dieſer, was Jeder gethan, ſeine Pflicht. Auf ſeinem Verbrechen ſteht der Tod. Das Geſetz richtet, nicht ich; wir Alle ſind ihm unterthan. Dem Soldaten werde das Seinige; aber er achte auch, was Andern angehört. Mord, Raub und jede Gewaltthätigkeit verwirkt das Leben. Es iſt gut, daß man ſich deſſen erinnere, beſonders ſeitdem wir fremden Boden betreten haben. — Die letzten Worte hatte er mit lauter Stimme und drohendem, finſterm Blick auf die Umgebung geſprochen. Mild richtete er ſich dann gegen den Soldaten und ſagte: Ich darf dich bedauern, und muß dich verdammen. Ohne Ordnung beſteht kein Heer. Du haſt den

Tod verdient, und mußt ihn leiden. — Der junge Menſch erblaßte. — Sey brav, Kamerad, fügte er tröſtend und ermunternd hinzu, ſtirb ein warnendes Beiſpiel, auch ſo ſtirbſt du nicht vergebens.

Der Jüngling verband ſich die Augen ſelbſt mit dem Sacktuche, das ihm das Leben koſtete, und fragte: Iſt's recht ſo? mein General. — So iſt's recht, antwortete dieſer mit ſichtbarer Rührung, und winkte einem Offizier. Dieſer zog den Degen, und auf den Ruf: Platz! öffnete ſich eine lange Gaſſe. Sechs Mann traten in einiger Entfernung dem Verurtheilten gegenüber. Es herrſchte eine tiefe, furchtbare Stille. Das Zeichen ward gegeben, und von ſechs Kugeln durchbohrt fiel der Ungl[illegible]che, ſtill und in das Nothwendige ergeben, ohne Klage, ohne einen Laut.

Der General grüßte die Umſtehenden und ſprengte davon. Ihm folgte der tauſend- und tauſendſtimmige Ruf: Es lebe die Republik! es lebe der General!

Den 22. April.

Es giebt Menſchen, die ſich ihre eigne Welt ſind, und die äußere nur in ſoweit achten, als ſie ihre innere in dieſelbe ausprägen können. Ob ſie bauen oder zerſtören, wohlthätig oder verderblich wirken, hängt von der Richtung ihres Geiſtes und Gemüthes und von der Beziehung ab, in der ſie gerade mit den Verhältniſſen ſtehen, die ſie umgeben. Sie gehen durch dies Leben, wie ein Gewitter über die Erde, befruchtend und zerſtörend, dem Schwachen ein furchtbares, dem Starken ein ſchönes Schauſpiel. Sie handeln, weil es ihnen Bedürfniß iſt; und wenn der gewöhnliche Sterbliche über den reichen Inhalt ihres thätigen Lebens ſtaunt, ſehnen ſie ſich, mißvergnügt mit der Leerheit deſſelben, nach größern Thaten. Es giebt andere, welche ſich ſaugend an jedes Blümchen der Freude legen, und mit der Außenwelt in ſo genauer Verwandſchaft ſtehen, daß jede Veränderung in ihr eine in ihnen ſelbſt zur Folge hat.

Die Pariſer Nachrichten waren heute frühe im Lager angekommen, und verurſachten unter denen, welche etwas von dem Unterſten der Karte zu ſehen glaubten, eine allgemeine Bewegung. Der größre Theil der angeblichen Eingeweihten ſchien mit fröhlicher Zuverſicht in beßre Tage zu blicken. Lindau, der ſich ſelten über die inneren Angelegenheiten der Republik in Geſellſchaft äußerte, war heute ungewöhnlich ſtumm, und in ſeinem Geſichte lagen unverkennbare Züge von verborgenem Gram.

Erſt ſpät am Abend konnten wir uns von der Geſellſchaft losmachen. Arm in Arm gingen wir, ohne zu ſprechen, auf einen nahen jungen Eichenwald zu.

Wir hatten von da eine herrliche Ausſicht nach dem königlichen Strome. Aus dem Feuermeere der untergehenden Sonne ſchlugen die Purpurwogen hoch über leichten, getheilten Wolken zuſammen. Es war ein ſchöner Frühlingsabend. Die durch den Winter lange gefeſſelten Schleußen der Lebenskräfte waren geöffnet, und dieſe ſtrömten in wollüſtigen Katarakten durch die Adern der unendlichen Natur. Freudelispelnd wühlte der Weſtwind in jungem Geſträuche und grüner Saat, und plätſcherte muthwillig in den leichten Wellen des hinabziehenden Stromes. Jubelnd flog die jugendliche Freude über Berg und Thal, und weckte mit ihrem Hüenshorne die auflebenden Geſchöpfe zum frohen Daſeyn.

Millionen neugeborne Weſen drängen ſich jetzt nach der ſprudelnden Quelle des Lebens, um einen Tropfen zu haſchen, und zu vergehen, ſagte ich. Ach, wie manches ſteht ſeit Jahren an dieſer Quelle und ſchöpft vergebens, und bringt nur die trockene Hand an den lechzenden Mund!

Dem freudigen Erwachen des Lenzes gleichen die Tage unſrer Jugend, wenn das goldne Morgenroth unſres Frühlingshimmels über unſrer ahnenden, hoffenden Seele aufgeht, und unſer ſchüchternes, liebendes Herz ſich voll Unſchuld nach einem liebenden Herzen ſehnt; wenn wir voll Liebe die ganze Natur an unſre glühende Bruſt ziehen; wenn wir dürſtend nach Genuſſe, im ungeſchwächten Gefühle unſrer Kraft uns weiter ſehnen in dies Leben, das vor uns liegt in einem leichten Morgennebel voll dämmernder, lieblicher Geſtalten, die unſre Phantaſie mit ihren großen Hoffnungen und mit ihren großen Verheißungen belebt.

Warum kann ſich der Frühling unſers Daſeyns nicht mit dem des Jahrs erneuen? Warum können wir endlich auch mit Jahren nicht eine Stunde aus dem Mai unſres Lebens kaufen, wo das Weib uns ein Engel, die Welt ein Paradies, die Natur eine geſprächige Vertraute iſt? Nur wenige, flüchtige Minuten zählt dieſer ſchöne Morgentraum unſers ſchnellen Daſeyns. Die höherſteigende Sonne ſchlägt den magiſchen Nebel von der Zukunft hinweg, und beleuchtet uns den öden, einförmigen Pfad unſres Lebens, der durch eine ſtille Wüſte geht, und an Abgründen vorüberzieht.

Die Sonne war untergegangen. Einzelne Sterne funkelten am ſtillen Himmel. Warm und feucht ſtand das Luftmeer unbeweglich über der verſtummten Erde. Nur einzelne Schatten von vorüberziehenden Wolken gingen wie Leichenzüge langſam über die Berge hin.

Es iſt doch ein ſchöner Abend, ſagte Lindau, indem er, an den Stamm einer Eiche gelehnt, nach dem weſtlichen Himmel ſah; und auch dies Leben iſt ſchön.

Es iſt ein ſchöner Frühlingsabend, antwortete ich. Der laue Himmel liegt wie eine brütende Henne erwärmend und belebend über der jungen Schöpfung. Aber dieſer ſchöne Abend ſcheint dich nicht froh zu machen, Lindau!

Froh! erwiederte er. O, die Freude küßt uns nur im Fluge. Auch ich war froh. — Da mein jugendliches Herz ohne Erfahrung dieſe Welt mit ſeinen Idealen bevölkerte, und mein Geiſt an großen Hoffnungen und großen Entwürfen größer ward, da ruheten noch die ſüßen Lippen dieſer ſchon lange abweſenden Freundin auf den meinigen, und tränkten ſie mit Lebensluſt und Lebenskraft. Aber die Genien meiner ſchöneren, geträumten Welt ſind vor den bösartigen Dämonen der Wirklichkeit geflohen. Sieh, der Schlaf geht über die Erde, und berührt das von Schmerzen wunde und blutende Herz, und das vor Freuden zitternde mit dem Zauberſtabe der Vergeſſenheit; ſargt den Krieg und die Arbeit des Tags und ſeine lärmende Geſchäftigkeit bei der Leichenfackel des Mondes ein, und läßt die frommen Wünſche der Tugend und die ſchwarzen Anſchläge des Verbrechens, und den ganzen bunten Trödelmarkt des menſchlichen Lebens in leichten Geſpenſtergeſtalten durch die Nacht ziehen, und führt eine wachend geträumte Welt wieder im Traume am ſchlafenden Menſchen vorüber. —

Er ſchien ſich auf Augenblicke zu beſinnen, ſah finſter in die ſchweigende Nacht, und fuhr in einem ſchmerzlichen Tone fort: Nein, dieſes Leben iſt nicht ſchön. Es giebt keine belohnte Tugend in ihm. Das feige Laſter, das kühne Verbrechen und die ſiegende Gewalt theilen ſich in die Herrſchaft der Erde. O zeige mir den Finger der Vorſehung, die auf einen Ausgang aus dieſem verſchlungenen Labyrinthe deutet! Geht der Tod nicht über die Erde, und ſtößt geängſtigte und geplagte, wie freudige und hoffende Weſen von dem blühenden Ufer des Lebens ins ſtille Meer todter und ſchlafender Kräfte hinab, und zerquetſcht hier in einem Gehirn eine unvollendete beſſere Schöpfung und dort ein halbreifes Verbrechen? Iſt die Natur gerechter als der Menſch?

O! ich bin es ſo müde, klagte er ſeufzend, ſo müde des erbärmlichen Daſeyns, das keinen Preis hat; hier nicht. Und dort? Jenſeits? Mein Auge ſucht forſchend über den Sternen. Es iſt nur ein weiter, öder Raum, von Welten bevölkert, die vergänglich ſind, wie dieſe. Ich rufe über die Gräber der Todten; nur der Wiederhall meiner Stimme kömmt einſam zurück. Wenn es ſich endete mit dieſem Leben, und der größre Gedanke des Menſchen wäre nur ein kräftigerer Schwung der Nerven eines kräftigeren Gehirns, und die ſtärkere Leidenſchaft nur eine heftigere Wallung eines wärmeren Bluts! Die leidende Unſchuld, die mißhandelte Tugend ohne Schutz, ohne Rächer und ohne Vergeltung! und ich könnte mit dieſem elenden Werkzeuge, mit dieſem Degen, eine empfundene und gedachte Welt über den Trümmern meines Selbſt zertrümmert zuſammenſtürzen!

Lindau! rief ich; o höre auf!

Glaubſt du, ſprach er mit einer fürchterlichen Kälte, daß ich vielleicht vor dem Gedanken meiner eignen Vernichtung erſchrecke? Nein. Aber das Gaukelſpiel des durch lange Jahrhunderte wiederholten menſchlichen Lebens, ohne Plan und Zweck, wäre doch entſetzlich!

Ich begreife dich nicht, ſagte ich ſanft. Was arbeitet ſo ungeſtüm in deiner ſonſt ſo ruhigen Seele?

Ach! du weißt es nicht, antwortete er, und ließ ſeinen Kopf an meinen Buſen ſinken. Fühlſt du es nicht? — Wir ſind auf deutſchem Boden. Hier iſt unſer Vaterland! — Nein, nicht mehr! — Wenige Stunden von hier ſteht die einſame leere Hütte meiner Eltern, — ruhet die Aſche meiner Eltern. O die Guten! ſie haben mich verlaſſen, ehe ich ihnen vergelten konnte; und ich grüße dieſes Land, deſſen Sprache ich lallete, dieſen Boden, der mich zeugte und nährte, der die Gebeine meiner Eltern umfängt, mit dem Munde von Tauſenden, die meine Sprache ſprechen, und die Sprache, in welcher mein guter Vater und meine gute Mutter mich zum letztenmal ſegneten! und für wen kämpfe ich? — Ach! ſie haben meine erſte und letzte Liebe vernichtet! und für ſie kämpfe ich! — O ich Unglücklicher!

Er weinte heftig an meinem Buſen. — Da zitterten die melodiſchen Töne klagender Flöten von dem Ufer des Rheins durch die einſame Stille. Himmliſche Laute, die aus dem Grabe abgeſchiedener Geliebten aufſteigen, um das zurückgebliebene verwandte Herz zu ſuchen, das verlaſſen trauert! Göttliche Muſik! nur deine Stimme, Tochter einer ſchöneren und beſſeren Welt, ſpricht die Sprache eines Landes, das wir nicht kennen, dem wir aber angehören! wenn deine Töne, wie leichtbewegte Wellen eines Stromes über unſre heiße Bruſt ziehen, ach! dann fühlt ein Friedensengel mit Palmzweigen ſeine Glut, und heitere Ruhe lächelt wie eine mondhelle Sommernacht unſre Seelen an.

Die klagenden, zitternden Töne erſtarben wie von einer heiligen Ahnung überwältigt.

Boden meines Vaterlands, ſprach Lindau beruhigt, geweihete Erde ſeliger Erinnerungen und ſchöner Träume, welche namenloſe Kraft wohnt in dir! Wenn in dem Kampfe mit dem Schickſale mich dieſes, wie Herkules den Sohn der Erde, erdrückend faßt, dann giebſt du mir, wie dieſem ſeine Mutter, neue Stärke und neuen Muth, indem ich dich berühre. Stärke auch du mich zum leztenmal, wenn ich in dem lezten Kampfe mit dieſem Leben erliege, damit ich nur falle, aber nicht beſiegt werde! Schüzend und kühlend beugen ſich die fliſternden Zweige hundertjähriger Eichen über mein müdes Auge. Wie Oreſtes, im Heiligthume der Göttin von Tauris, ruhe ich hier, und eine freundliche Gottheit hat himmliſchen Frieden in meine Bruſt geſandt. Treten nicht alle jene großen

Hoffnungen, Wünſche und Verheißungen, die hehren Geſtalten, denen nur der künſtlichbildende Pygmalion des Lebens, die Jugend, mit ungeſchwächter Kraft und reinem Herzen eine Seele einhaucht, freundlich um mich, wie um einen lange vermißten Bekannten?

Ja! rief er, und breitete ſeine offne Arme gegen den Himmel aus, ja, es giebt eine waltende Vorſehung, und ein beßres Leben. Das Unglück iſt nicht nur eine Prüfung; es adelt den Menſchen. Erſt wenn ein rauhes Verhängniß unſre heißeſten Wünſche, unſre größten Hoffnungen in dem Herzen voll Sehnſucht erdrückt hat, ſtreift der größre Menſch mit Stolz und Reſignation die Feſſeln von ſeinen wunden Gliedern, die ihn an die Armſeligkeiten dieſes Lebens ketten. Iſt nicht die ganze Welt unſer Vaterland? Sind nicht alle Menſchen gleiche Brüder? Giebt es nicht eine höhere Sache, als die eines Volkes? Und ſtreben wir nicht, dieſe höhere Sache, die der Menſchheit, zu befördern?

Eine heitere Ruhe glänzte in ſeinem Geſichte. Ich nahm ihn in den Arm, um zurückzukehren nach unſrer Wohnung. Unter Geſprächen von ernſtem Inhalte kamen wir in den einſamen Straßen an, über die der laute Lärm aus beleuchteten Zimmern ſchallte.

Den 25. April.

Was macht dem Menſchen ſein Vaterland, ſeine Heimath ſo lieb, nach der ihn eine ſtille Sehnſucht allmächtig hinzieht? Ach! ſie iſt die heilige Erde, in die er kindlich gut ſeine erſten Hoffnungen und Träume pflanzte; auf ihr lächelte ihn das ſchöne, frohe Leben zum erſtenmal mit freundlichen Blicke an: auf ihr verſuchten ſich die leichten, kräftigen Schwingen ſeiner alles verſchönernden Phantaſie, und trugen ihn in die weiten, blauen Regionen eines ſchöneren und beſſern Landes, in welchem kein Wunſch unerfüllt, und keine Bitte unerhört bleibt. Hier begrüßen ihn tauſend Gegenſtände als alte Freunde, als Zeugen ſeiner untergegangenen ſchuldloſen Freuden; ihnen ſchloß ſich ſein Herz ohne Betrug, weil es ſelbſt noch nicht betrogen war, mit allen ſeinen jugendlichen Gefühlen auf; ihnen gehörte ſeine erſte Liebe, jene mächtige, heilige Liebe, die nur im Beglücken Andrer ihre Seligkeit ſucht und findet. Iſt uns nicht jeder Fleck der Erde heilig, auf dem uns eine Freude aufblühete, oder unter dem ein uns theurer Gegenſtand begraben liegt? und wo fand und verlor ein Menſch je mehr, als auf dem Boden ſeiner Heimath?

Vaterlandsliebe iſt die höchſte Tugend, weil in der Bruſt, wo ſie nicht lebt, durchaus keine Liebe und alſo auch keine Tugend iſt. Nicht das Land an ſich iſt uns theuer, ſondern unſre ſchöneren Hoffnungen ſind es, unſre beßren Wünſche und die Erinnerungen ungetrübter, ſchuldloſer Tage, deren Wiege es iſt.

So weit war ich mit meinen Betrachtungen über Vaterlandsliebe, auf die mich Lindau's Stimmung geleitet hatte, in meinem Tagebuche gekommen, als er ſelbſt zu mir ins Zimmer trat.

Er ſchien, nach ſeinen Aeußerungen, über die Wahrſcheinlichkeit gewiſſer Ereigniſſe beſorgt, die einen großen Einfluß auf das Schickſal von Frankreich, und dadurch auf das der ganzen Menſchheit haben konnten. Die Geſetzgebung ſchien ſich in Parteien zu ſpalten, und der mächtigere Theil derſelben der Regierung den Krieg anzukündigen.

Sie ruhen nicht, dieſe eiteln, ſelbſtſüchtigen Menſchen, bis ſie das wenige Gute, welches wir von der vielverheißenden Revolution retteten, zu Grunde gerichtet haben, zürnte Lindau. Es iſt ſo wenig, und dies wenige verderben ſie. Warum ſchenkte dieſer großen Epoche das neidiſche Schickſal keinen großen Menſchen! Welche neue herrliche Schöpfung hätte ſich vollenden laſſen, und ließe ſich noch vollenden?

Aber, fuhr er düſter fort, es kann ein Zeitpunkt kommen, in dem wir die Dienſte verfluchen, welche wir der guten Sache zu leiſten glaubten. Es kann ein Zeitpunkt kommen, in dem die Menſchheit dieſer großen Staatsumwälzung flucht, die ihr ſo große Hoffnungen gab, und ſie ſo ſchrecklich täuſchte. O, daß meine Ahnungen zu Lügen würden! — Ich habe ſo viel auf einen Menſchen gebaut, ſprach er nach einigem Nachdenken. Er hat furchtbare Heere gebildet, und ſie unwiderſtehlich von Sieg zu Sieg geführt; und das Glück ließ ihn nüchtern und beſcheiden, und der Zauber der Gewalt verſuchte ihn nicht. Die zuſammengehäuften Schätze reicher eroberter Länder lagen zu den Füßen des Eroberers, und er bemerkte ſie nicht, und lebte mäßig ohne Affektation, und blieb arm ohne Prahlerei. Er hat große Kräfte; aber was in unſern Tagen ungleich mehr iſt, auch einen großen Karakter. In dieſem Menſchen muß eine große Seele wohnen, oder die Natur hat ihren Stempel verfälſcht, mit dem ſie dieſelbe auszuprägen pflegte. Dieſer Menſch ſteht nahe an ſeinem Scheideweg; Ich zittere für ihn, und — für uns.

Du ſcheinſt ungerecht gegen dein Zeitalter zu ſeyn, bemerkte ich. Welches ſpätere Jahrhundert zählte ſo viele große Männer, als deren unſer einziges Jahrzehend zählt?

Ich weiß es, war ſeine Antwort. Ich habe das namenreiche Verzeichniß mehr als einmal vor mir aufgeſchlagen. Große Männer ſehe ich, aber keine große Menſchen. — O das iſt ungleich mehr. — Sie ſind keiner Aufopferung fähig. Sie beſitzen Kraft genug, eine Welt zu zerſtören und zu bauen; aber ſo ſtark ſind ſie nicht, daß ſie der Verſuchung widerſtänden, ſich auf den Trümmern der zerſtörten, oder auf dem Altare der neugebaueten Welt, als ihren Schöpfer anbeten zu laſſen.

Große Menſchen nennt ihr ſie? O ihr Kleinen! Ihr ſelber bauet den Altar, auf dem eure Erdengötter nur über eure Leichen, und eure gebeugten Rücken zu eurer Anbetung hinaufſteigen können. Ihr gleicht jenen Wilden, die nur dem böſen Geiſte opfern, der ihnen ſchadet. Ihr jammert über das Geſpenſt eurer eignen Furcht. Wäre das Werkzeug eures Elendes nicht die Folge eurer Entartung, dann könnte man euch wenigſtens aufrichtig bedauern. Sie wollen Alle keinen Tyrannen! ſo höret auf Sklaven zu ſeyn. Ihr könnt nie einen Menſchen über die Menſchheit erheben, ohne euch unter dieſelbe zu erniedrigen.

Man kann es nicht oft genug ſagen: Es iſt nicht ſelten der edelſte Trieb, der durch kräftige Menſchen zerſtörend wirkt, der Trieb, wohl zu thun. Sie können nicht begreifen, wie auch eine aufgedrungene Wohlthat dem, der ſie annehmen muß, ein ſchmähliches Geſchenk iſt. Aber das iſt eben der Zauber der Freiheit, daß ſie ſich nur in ihrer eignen Schöpfung gefällt. Der wohlthätige Despot will das nicht einſehen; und doch macht ihn daſſelbe Gefühl zum Tyrannen, das ſich in ſeinen

Untergebenen ſeiner Tyrannei widerſetzt, nämlich das Gefühl der Wolluſt, unabhängig zu wirken. Wehe dem Menſchen, den ein unbeſchränkter Wille bei beſchränkten Kräften verſucht! Mit dieſer ſchweren Prüfung ſollte er ſich ſelbſt nie verſuchen. Es gab vielleicht noch keinen ganz vollkommnen Geſetzgeber und Erzieher; und doch giebt es nur eine Regel für ſie, die ich, um ihren ganzen Inhalt zu erſchöpfen, in folgendem Bilde ausdrücken möchte: Gebt jeder Kraft gleichen Boden und Sonnenſchein, und laßt ſie dann nach ihrer Natur ſich entwickeln und gedeihen. Alle Heroen, auch die beſten, welche der Zufall, oder ihr Verdienſt an die Spitze eines Volkes ſtellte, theilten, mehr oder weniger, einen Fehler, den nämlich, daß ſie den Menſchen zu dem machen wollten, zu was er ſich nur ſelbſt machen kann — zum glücklichen Menſchen. Der Engel jener Tugend gehört zu jenen Engeln, die der Teufel der Eitelkeit zum Falle brachte. Die Menſchen wollen ſie wie eine Heerde auf die fette Weide des Wohlſtandes auch mit der Peitſche treiben. Der Ruhm, der Schöpfer von Glücklichen zu ſeyn, iſt ihnen mehr werth, als das Glück derſelben; und dieſes wollen ſie nie ohne jenen. Der Erlöſer auf dem Thron wird noch geboren, der groß genug iſt, zu ſeinem Volke zu ſagen: Sey frei, auch den Mißbrauch der Freiheit darf ich einem Menſchen nicht verſagen, ſo lange er die Freiheit des Menſchen nicht verletzt. Ueberhaupt vergeſſen kräftige Menſchen zu leicht, daß oft mehr Kraft und Weisheit dazu gehört, etwas zu unterlaſſen, als zu thun.

Man ſpricht ſo viel von unſrer Aufklärung, und erwartet von ihren Fortſchritten noch nie erlebte Wunder. Auch ich achte ſie; aber meine Achtung würde ſich ſehr vergrößern, wenn ich das Vertrauen unſrer Theologen auf Gott reiner und herzlicher, und den Abſcheu unſrer Juriſten vor Ungerechtigkeiten inniger und unzweideutiger ſähe. Wir treiben die Weisheit handwerksmäßig; haben Moralſyſteme auf den Kauf, aber keine zum Handeln. Die großen Gedanken dauern mich, und die erhabenen Ideen. Hat ſie der unnatürliche Vater auf die Welt geſetzt, nemlich auf das Papier, dann verleugnet er in der nächſten Minute, wenn es ans Handeln geht, ſein eignes Fleiſch und Blut. Wie wird geſchrieben, und wie gehandelt! Die beiden Pole der Erde liegen nicht weiter auseinander.

Herrſchen, fuhr Lindau fort, nachdem er in Gedanken einige Gänge durch das Zimmer gemacht hatte, herrſchen iſt das göttliche Vorrecht der Kraft, und die Schwäche ſoll dienen. Aber wer Sklave der Menge wird, um auf dieſem Wege ihr Herr werden zu können, iſt verächtlicher, als einer von denen, die er beherrſcht. Despoten ſind Stümper im Regieren, und ſind jenes, weil ſie dieſes ſind. Meine Welt ſoll Platz haben neben der eines Andern; aber dieſe auch neben der meinigen. Freiheitsgefühl iſt Selbſtgefühl — innere Empfindung meines Werthes und meiner Kraft. Sie iſt eine hochſtämmige Ceder, die ſich im Sturme feſt auf ihren eignen Wurzeln wiegt, ohne Gefahr zu brechen. Wenn Freiheit nichts anders wäre, als eine geſetzmäßige Losgebundenheit von fremdem Willen, dann könnten ſie alle Völker der Erde auf einen Tag erringen; denn einige hundert brave Fäuſte dürften wohl in wenig Augenblicken mit dem Leben einiger Dutzend Despoten fertig werden. Was zur Abhängigkeit geboren oder erzogen iſt, macht keine Erklärung ſeiner Rechte frei. Wickle dort von dem Baume den Epheu los, der ſich um ihn geſchlungen, und ſage der Schmarotzerpflanze, ſie ſolle aufrechtſtehen aus eignem Vermögen! Umſonſt, ſie wird auf dem Boden hinkriechen, wenn ſie nicht wieder eine Stütze findet, an welcher ſie ſich in die Höhe richten kann.

Eine weiſe Geſetzgebung, unterbrach ich ihn, wird — aber er ſah mich zweifelnd an und ſagte — wird uns auch vielleicht weiſer, aber ſchwerlich viel beſſer und glücklicher machen. Warum beſteht in dieſer unermeßlichen Welt, wo Millionen Kräfte neben Millionen Kräften leben und wirken, Ordnung bei Freiheit? Darum, weil jede einzelne Kraft iſt und ſeyn darf, was ſie nach den ihr inwohnenden Geſetzen ſeyn ſoll und kann; weil keine gezwungen iſt, etwas anders zu ſeyn oder zu heucheln, als das, was ſie iſt. Ordnung iſt da, wo Freiheit iſt, und weil Freiheit da iſt.

Du verſprichſt dir alſo nicht viel von dem Gange unſerer Angelegenheiten? ſagte ich. Nicht mehr, antwortete er, als er ſelber verſpricht. Denn, wenn ich aufrichtig ſeyn will, muß ich geſtehen, daß ich unſere Krankheit für viel gefährlicher halte, als man ſie gewöhnlich glaubt.

Ich erſuchte ihn, mir ſeine Meinung über dieſen Gegenſtand beſtimmter auseinander zu ſetzen.

Ich verſtehe es nicht, war ſeine Antwort, Gedanken, die nur zu Zeiten wie aufgeweckte Titanen durch meine Seele ziehen, von ihr wie Seidenfäden abzuſpinnen. Es geht auch den Ideen und Gefühlen, die einzeln aus Kopf und Herz herausgeriſſen werden, wie Pflanzen und Blumen, die, mit blutenden Wurzeln aus ihrem mütterlichen Boden gehoben, einſam verwelken. Alles Große, Schöne und Vortreffliche iſt es nur in einer gewiſſen Verbindung. Dein Herz iſt dem meinigen verwandt ſeit unſeren früheſten Jahren; ich habe alſo bei dir die groben Mißverſtändniſſe nicht zu fürchten, die mein Glaubensbekenntniß bei jedem Andern erregen würde; denn, wie du weißt, iſt alles Zeichen und alle Sprache doch nur plumper Griff auf die Taſten unſers Geiſtes und Gemüths, und nur, wenn da ein verwandter harmonirender Ton wohnt, kann ihn der Erklärende greifen. Darum verſtehen ſich auch nur befreundete Seelen und Geiſter von einerlei Bildung. Ueberzeugen und überreden wollen wir einander nicht, auf jedem Boden gedeihet doch, was auf ihm fortkommen kann.

Von einem Andern fodern, daß er meines Glaubens ſeyn ſolle, heißt von ihm fodern, daß er Ich ſey und nicht Er.

Was ich von der Kultur unſers Geiſtes halte und dem gegenwärtigen Stande unſrer Aufklärung, brauch ich dir nicht zu ſagen. Der Menſch weiß ſo viel, daß er verlegen iſt um das, was er glauben ſoll. Sein Scharfſinn iſt an Gründen ſo reich, daß es auch dem ſchlechteſten Zwecke nicht an einer Schutzrede fehlen kann. In unſerm Herzen allein liegt unſer ganzes Verderben; denn die Gelehrtheit macht den Menſchen nicht beſſer. Ein böſer Bube, der Kopf hat, legt ſeinem ſchlechten Leben ein ſo haltbares Syſtem als der redlichſte Menſch dem ſeinigen unter. Iſt unſer Gemüth verdorben, dann iſts auch der Geiſt; denn die Vernunft iſt dem Willen zinsbar, und giebt ihre Hülfsvölker, wie ehemals die Schweizer, jedem, der ſie miethet. Der beſte Menſch iſt der größte Weiſe.

Alles Gleiche ſucht ſich in der Natur freundſchaftlich. Nur das, was groß iſt, verſchwiſtert ſich mit dem ihm verwandten Großen. Wie können erhabene Geſinnungen in einer kriechenden Seele aufkommen? Nicht die Größe des Unglücks treibt den Menſchen zur Verzweiflung, ſondern die Schwäche ſeines Gemüthes, dem auch das kleinſte Ungemach zu ſchwer wird. Die Feigheit ſiehet allenthalben Gefahren, wie der Aberglaube Geſpenſter. In einer erhabenen Seele wird das Gemeine erhaben, aber an einem verarmten Herzen verarmt der größte Reichthum. Die Größe unſrer Kräfte ſtehet mit der Größe unſres Willens im Verhältniß, und der Skeptizism iſt nicht ſowohl das Syſtem des Unglaubens, als das der Feigheit und Unentſchloſſenheit.

Die Griechen und Römer waren ſchon aus dem einzigen Grunde beſſer als wir, weil ſie mehr Karakter hatten. Wir lachen über ihre abergläubige Einfalt, ſollten aber doch nicht vergeſſen, daß Simplizität in Sitten und Geſchmack das allgemeine Koſtüm edler Menſchen iſt, und daß es wirklich zu wünſchen wäre, unſre Gebrechen möchten von der Art ſeyn, daß man ſie belachen könnte. In der Staatsklugheit ſind wir weiter als die Alten, aber nicht in der Geſetzgebung, obgleich unſere Staatsverfaſſung als vorſichtige mißtrauende Vertheilerin der Gewalten mehr werth iſt, als die ihrige. Aber die ſchlechteſten Staaten brauchen auch die meiſten und beſten Geſetze.

Wenn ich im Geiſte vor jenen Menſchen ſtehe, die ihr Vaterland retteten, und von dem geretteten Vaterlande vertrieben, verfolgt, geächtet und verurtheilt wurden; wenn ich ſehe, wie ſie die Ungerechtigkeit ihrer undankbaren Mitbürger ertragen, aber doch ihre Sklaverei nicht; wie ihr ganzes Leben ein ewiges Aufopfern und Vergeſſen ihrer ſelbſt iſt; wenn ich jene einfache Größe eines Themiſtokles, Miltiades, Ariſtids, Cimons, Phocions, Epaminondas, Dions, Camills und Scipios anſtaune, weldie das herrlichſte Leben in der Verbannung oder auf dem Richtplatze endeten, dann fühle ich meine Niedrigkeit und die meines Zeitalters. Wie viele Menſchen in unſerm Jahrhunderte würden die Herrſchaft über ihr Vaterland nicht als eine ihren Verdienſten gebührende Belohnung anſehen, oder Anſtand nehmen, eine von ihm empfangene Beleidigung mit dem Blute ſeiner Bürger abzuwaſchen?

Nur um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, muß ich bemerken, daß ich, obgleich ich die Alten verehre, nicht will, daß wir ſie nachahmen, wenigſtens nicht in dem Sinne, wie es die wollen, welche keine Sache bewundern können, ohne ihren Beſitz zu wünſchen. Die Handlungen, das Betragen, die Sitten und Gebräuche eines Andern nachahmen, heißt gerade ihren Werth verkennen, der darin beſteht, daß ſie der Zeit und den Umſtänden, der Vernunft und Billigkeit angemeſſen waren; aber nie geſchiehet daſſelbe zum zweitenmal. Waren die Alten gerecht und weiſe, dann waren ſie es in ihren Verhältniſſen, welche die unſrigen nicht ſind. Laßt uns nachahmen, was ſie groß machte, ihre Weisheit, ihren Muth und ihre Gerechtigkeit! Aber die Lage, die Umſtände und die Mittel wieder erzwingen wollen, in und mit denen ſie es waren, heißt in der Nachahmung der Klugheit eines Andern ſeine eigne Thorheit beweiſen.

Plato wurde gefragt, woran ein Fremder in einem Staate eine vernachläſſigte Erziehung zu erkennen im

Stand ſey; er antwortete: an der Menge der Aerzte und Richter.

Wir ſind in dem Falle, in welchem ſich ein kranker Menſch und ein kranker Staat befinden, die beide ſich Glück wünſchen dürfen, der erſte, wenn er einen erfahrnen Arzt, der zweite, wenn er einen weiſen Geſetzgeber gefunden hat. Aber es wäre ein Beweis einer auf Unkoſten der Menſchenliebe genährten Liebe zu den Wiſſenſchaften, wenn einer die Vermehrung körperlicher und politiſcher Gebrechen wünſchte, um es dem menſchlichen Scharfſinne möglich zu machen, die Wiſſenſchaften, welche ſich mit ihren Heilmitteln beſchäftigen, auf eine höhere Stufe von Vollkommenheit zu bringen. Und doch iſt unſer Stolz auf vermehrte Kenntniſſe größtentheils Stolz auf unſre größre Uebel. Mir aber iſt eine vollkommene Geſundheit lieber als eine vollkommene Arzneilehre. Denn dieſe könnte mir ja doch nur höchſtens die erſte wiedergeben.

Der Gegenſtand, den wir behandeln, iſt von zu großer Wichtigkeit, als daß ich den Muth haben ſollte, mich in tiefere Betrachtungen über denſelben einzulaſſen. Mir fehlt ohnedies heute die ruhige Stimmung des Geiſtes, die er fodert. Auf Wiederſehen, Lieber! Wir umarmten uns, und ſchieden.

Den 27. April.

Ein Tagebuch muß der Menſch ſich halten, der ſein Leben gern als ein Ganzes überſehen und aus der Vergangenheit Vortheil für die Gegenwart und Zukunft ziehen will. Wenn er aber eine Scene aus der Tragikomödie ſeines Daſeyns aufzeichnet, und ein Kapitel ſeines Reiſejournals ſchreibt, darf er weder ans Vorleſen, noch an den Druck-denken, ſonſt ſchreibt er zu ſeiner Rechtfertigung, aber nicht zu ſeiner Belehrung. Einen treueren Spiegel ſeiner Selbſt giebt es nicht, als eine auf dieſe Art täglich fortgeſetzte Autobiographie. Oft bin ich vor dieſen fliegenden Blättern meines fliehenden Lebens geſtanden, und wunderte mich darüber, wie der Menſch, der um einige Jahre älter geworden war, Mühe hatte, ſich in dem, um wenige Jahre jüngeren wieder zu erkennen. Wie ein Neugeadelter ſieht man oft heute, um eine ganze Nacht klüger geworden, mit einem gewiſſen Stolze, auf den gemeinen, bürgerlichen Tag von geſtern zurück. So groß iſt die Macht der Verhältniſſe, die uns umgeben! Wir tadeln einen begangenen Fehler, und kämen die ehemaligen Verhältniſſe wieder, ſehr wahrſcheinlich würden wir den alten Fehler zum zweitenmal begehen. Hier finde ich die ſchönſte Predigt über Duldung. Der du vor einem Jahre wareſt, ſage ich mir, oder in einem Jahre vielleicht ſeyn wirſt, dein Bruder iſt es heute. Sey darum duldend gegen ihn, wie du es gegen dich ſelbſt biſt. Ach, wie oft braucht das Schickſal, wie Peter von Cortona, nur einen Zug, um den weinenden Menſchen in einen lachenden, und dieſen in jenen umzumalen? Auf dieſem Wege lerne ich mich ſelbſt, und in mir den Menſchen, dieſes ſonderbare Weſen voll Widerſprüche, kennen. Ich werde beſſer, und darum auch glücklicher. Die Thorheit, um die Gunſt der Nachwelt zu buhlen, wandelt mich nicht mehr an. Ein Leben gehört mir, und dieſes kurze Leben will ich ausfüllen, ſo gut ich es vermag. Was kümmerts mich, ob ſpäte Jahrhunderte noch meinen Namen nennen? Die Geſchichte malt ja doch den wahren inneren Menſchen nicht; ſie zeichnet nur den Schatten nach, den ſeine Geſtalt in den Dunſtkreis des Staats- und Welt-Lebens wirft. Wie mancher Zwerg iſt in ihr zum Rieſen angewachſen? Wie manchen Rieſen krümmte ſie zur Zwerggeſtalt zuſammen? Die Geſchichte rügt freilich die optiſche Täuſchung nicht, und das kommt ihren Helden zu gut.

Darum laſſe ich denn mein leichtes Lebensboot auf den Wellen der Zeit dahinſchaukeln, ohne Plan und Zweck. Und vermag der Menſch mehr mit all ſeiner Vorſicht und Klugheit? In dieſem Daſeyn übergiebt ihn mit jeder flüchtigen Minute eine Woge der andern, und ſie tragen ihn von dem blühenden Ufer, das freundlich in den ewigfortziehenden Strom des Lebens ſieht, an das ſtille Ufer jenſeits, wo nur ſchlafende Menſchen ruhen; und er weiß nicht, ob ihm ein heiterer Himmel eine ſtille Fahrt verleiht, oder ob ihn Stürme verfolgen, noch wo er landet. Iſt es nicht ſo?

Was iſt im menſchlichen Leben auch Plan und Zweck? Der folgende Tag ſtraft die Hoffnungen und Verheißungen von heute Lügen. Sehen wir nicht auf unſre eigne Vergangenheit wie auf einen Traum zurück? Können wir ſagen: Das will ich, das bin ich, das thue ich morgen? Wie oft wachen wir wohl mit dem Gefühle und dem Vorſatz auf, mit dem wir uns zu Bette legen?

Ich durchſtreife mit Muße dieſe herrliche Gegend. Lindau iſt mit der erſten Diviſion dem Feinde nachgerückt. Seine raſtloſe Thätigkeit will Beſchäftigung. Soll er ſich nicht ſelbſt aufreiben und von Innen zerſtören, dann muß ſeine unruhig arbeitende Geſchäftigkeit nach Außen geleitet werden. Oft begreife ich dieſen ſonſt ſo ſtillen Menſchen nicht, wenn es heftig in ihm ſtürmt und kämpft, als rängen alle in ihm aufgeregten Kräfte nach ihrem Gleichgewichte, das ſie nicht finden können. Es iſt recht gut, daß ihn der Krieg beſchäftigt; ich liebe ihn nicht, ſeinen Ruhm ſo wenig als ſeine Gefahren.

Ja, ſo ſehr ich mit ganzem Herzen darin willige, den ſchönen Tod eines Epaminondas für das Vaterland zu ſterben, die gewöhnlichen Tugenden des Helden, den ihr mit Lorbern ſchmückt, die nur von Menſchenblut und Verſchenthränen wachſen, kann ich nicht achten. Wie weit konnte der Sterbliche ſich in ſeinem Wahnſinne verirren, daß er die Kunſt zu zerſtören zur höchſten Kunſt erhob? Das erſte Heldengedicht, das Jahrtauſende bewundern, was feiert es? Den Mord von Tauſenden. Völker verlaſſen ihre Heimath, um ſich zehn Jahre lang unter den Mauern einer feindlichen Stadt zu würgen, und es gelingt ihnen endlich, dieſe von Grund aus zu zerſtören. Unterdeſſen laſſen die muthigen Krieger ihre Weiber in den öden Häuſern einſam weinen, ihre Kinder verwildern, und das Unkraut auf ihren Feldern wuchern. Das ſind ihre Großthaten! Nehmt die Weltgeſchichte in die Hand, dieſes 6000 Jahre lange Sündenregiſter der herrſchſüchtigen, gefräßigen, goldhungrigen, abwechſelnd feigen und übermüthigen Sterblichen! Nur ihre Kriege verdienten Triumphe, und Mörder und Räuber waren ihre Helden. Auf alle die Wahnſinnigen, Mörder und Schlemmer, auf die Nerone, Caligula's, Claudiuſſe, Sylla's, Mahomede, Kortez und Pizarro's, kurz auf alle die Schwach- und Schwindelköpfe, die ſich je damit abgaben, ihres Gleichen zu regieren, zu belehren und zu bekehren, wie viele Antonine, Marc-Aurele, Scipione, Guſtav-Adolphe, Heinrich IV. und Las Caſas zählet ihr?

Und doch war es beinahe nie anders. In dieſer Welt reißt jeder an ſich, was er zu ergreifen und zu behaupten vermag. Die Erde mit allen ihren Genüſſen iſt die Beute des Stärkeren. Wir ſehen beinahe allenthalben das verſchmitzte Verbrechen ſiegen, die plumpe Gewalt herrſchen, und das freche Laſter genießen. Ludwig XVI, Bailly, Condorcet und Adam Lux ſind gefallen, und Robespierre, und ſeine noch ſchlechteren Helfer, Carrier und Collot d'Herbois geboten über das Schickſal von Millionen. — Ja, ſo war es immer! Brutus, Caſſius und Cato mußten untergehen, wo ein Antonius ſiegte, und ein feiger Auguſt ſeinen Thron über den bekannten Theil der Erde befeſtigte. Gewalt giebt Recht. — Was du vermagſt, das giltſt du. — Setze dich über das Geſetz, und du biſt es ſelbſt. — Sey nie der Schwächere, und nie wird man dich zur Verantwortung ziehen. — Bleibt dir nur der Sieg getreu, dann wird dir es nie an Freunden fehlen. — Der Erfolg iſt das höchſte Gericht, von dem ſelbſt die Nachwelt nicht zu appelliren wagt.

Nein, ich mag von eurem Ruhme und eurer Größe nichts, Helden der Weltgeſchichte! Wie könnte eure Wuth zu morden und zu zerſtören Tugend ſeyn? Um glücklich zu werden, ward der Menſch geſchaffen, um die ſüßen Freuden des fröhlichen Daſeyns zu genießen. Seht wie die Natur ihm durch die Macht der Triebe, die ſie tief in das Innerſte ſeines Herzens legte, den Weg zu ſeiner Beſtimmung zeigte! An den Grenzen eines jeden Alters harret die Liebe ſeiner in ewig verjüngter Geſtalt, um ihn fröhlich zu empfangen, und fröhlich durch das Leben zu geleiten. Das Kind nährt Liebe an der Mutter Bruſt. Mit Liebe umfängt es, die ihm das Daſeyn gaben, und ſchließt ſich liebend an alles an, was es umgiebt. Liebe zieht mit allmächtigen Banden den Jüngling an des Mädchens Buſen, und das liebende Mädchen an des liebenden Jünglings Bruſt. Liebe knüpft des Mannes Schickſal an das des Weibes; und damit die Liebe nicht ermüde in dem ſpäteren Alter, vereinigt ſich die ganze Kraft der letzten Lebenshälfte in Kindesliebe, und in dieſer Kindesliebe verjüngt ſich die Liebe des Mannes zum Weibe und des Weibes zum Manne noch einmal.

O wenn es der Menſch nur einmal ſo weit brächte, daß er ſich mit menſchlicher Tugend und menſchlicher Größe begnügte. Die edelſten und ſchönſten Freuden ſind Blüthen eines Baumes, der auf den Wurzeln der Sinnlichkeit ruhet, und ſeine Nahrung durch ſie ſchöpft. Unſre wohlthätigſten geſelligen Tugenden ſind Kinder, Enkel oder doch Verwandte jener Stimmung unſres Herzens, die Liebe heißt, in der ausgedehnteſten Bedeutung des Wortes, und die der ſchwache Menſch gern eine menſchliche Schwäche nennt. Wenn wir es auch nicht ohne Erfahrung wiſſen könnten, hat es uns dann die Erfahrung nicht oft genug geſagt, daß der Menſch, der mehr ſeyn will, als Menſch, ſeltner ein Engel, als ein Teufel wird? Weil menſchliche Tugend dem Menſchen nicht genügte, hat er ſeinen Kalender mit Bonzen und Derwiſchen angefüllt; weil menſchliche Größe dem Menſchen zu klein war, hat er Ungeheuer zu Helden der Weltgeſchichte erhoben.

Und auf was gründet ſich dann euer Stolz, ihr ſogenannten großen Menſchen, die ihr es euch zum Verdienſte macht, keine menſchliche Schwäche mit dem Menſchen zu theilen? Weil ihr die Menſchen verachtet, glaubt ihr euch größer als ſie? Nein, eure Herrſchſucht bettelt bei eurem gefühlloſen Herzen um eine Rechtfertigung eures Despotiſms, und ihr findet ſie in der Verachtung eures Gleichen, weil ihr zu arm ſeyd, um ſie zu lieben, und die vielleicht gerade nur wegen der Achtung, die ſie euch zollen, am verächtlichſten ſind. Um groß wie Gott zu ſeyn, braucht ihr mehr ſeine unendliche ſchaffende Liebe, als ſeine unendliche Macht, die ohne jene nur zerſtört, und aus einem Engel ein Würgengel wird.

Ich habe heute einen ſchönen Morgen in dieſer Gegend gelebt. Die Blumen dufteten Wohlgerüche. Der Frühling ſtellte ſeinen ganzen glänzenden Schmuck und ſeinen Reichthum zur Schau aus, und die Nachtigallen buhlten in eifernden Wettgeſängen um den Preis der Liebe. Gott! wie reich, wie groß iſt die Natur, und der Menſch in ihr oft ſo — arm, ſo klein! In unerſchöpflicher Fülle reicht ſie ihm ihre Schätze; aber ſeine unbändigen Begierden ſind hungriger als ſeine Bedürfniſſe, und ſeine gefräßige Habſucht, ſein Neid, ſeine Eitelkeit verwüſten das ſchöne Paradies zur traurigen Einöde, machen das bevölkerte Dorf zu einem Schlachtfelde, die Stadt zum Siechhauſe, und das kurze Leben zu einem langen, ewigen Kriege. Wie glücklich könnte der Menſch ſeyn, wenn er es zu ſeyn verſtünde, zu ſeyn verdiente!

Ich habe in der ſtillen Einſamkeit dieſes freundlichen Tags meiner früheren Jugend noch einmal recht tief ins kräftige Auge voll Muth und Liebe geſehen, und mich an ihm geſtärkt. O die Jugend weiß es nicht, was ſie an dieſem goldnen Zeitalter des Lebens verliert, wo das unbetrogene Herz noch grenzenlos vertraut, die lebendige Schöpfung ſich glänzend in ſeinem ungetrübten Blicke ſpiegelt, und ſein unbeſiegter Muth ſich jeder Gefahr gewachſen fühlt. Kein ſpäterer Genuß erſetzt ihm die Wolluſt früherer Ahnungen. Das ſchöne jugendliche Alter hängt allein mit tauſend blühenden, duftenden Zweigen von dem nackten Baume des Lebens herab, und des Jünglings Bruſt ohne Falſch ſehnt und drückt ſich warm und voll nach und gegen die verwandte. Nie giebt uns eine weiſe Vorſicht wieder, was wir in dem raſchen Muthe und der vertrauenden Liebe verlieren. Nie erſetzt uns die Lebensklugheit, was uns an friſcher Geſundheit entzogen wird.

Den 28. April.

Es geht raſch vorwärts, der tapfern Gegenwehr des Feindes ungeachtet, und je tiefer wir in Deutſchland kommen, deſto häufiger und verwickelter werden die Arbeiten für diejenigen, die nicht gerade bei der Armee ſind, um ſich zu ſchlagen. Bei Vielen nehmen auch die Privatangelegenheiten eine bedeutende Stelle neben den öffentlichen ein, und ſo ſehr ſie auch das Glück der Völker beſchäftigt, für das ſie allein, wie ſie ſagen, thätig ſind, ſo ſcheinen ſie doch noch Zeit zu finden, ein wenig für das eigne zu ſorgen. Was aus dem guten Deutſchland werden ſoll, wenn es nach den Projekten der Nationenbeglücker und Staatenverbeſſerer geht, an denen wir, bei ſonſt ziemlich dürftigen Umſtänden, keinen Mangel haben, weiß Gott allein.

Lindau ſcheint es jetzt beſonders tief zu fühlen, daß er von Geburt ein Deutſcher iſt, und wäre, wie ich vermuthe, lieber bei der italieniſchen Armee angeſtellt. Da ich heute wieder bei ihm eingetroffen war, wünſchte ich eine freie Stunde zu vertraulicher Unterhaltung. Daran aber war nicht zu denken. Es drängt und treibt ſich Alles mit ſolcher Haſt, daß man nicht ſich, ſondern den Ereigniſſen angehört, die uns in ihrem Strome mit ſich fortziehen.

Einen heftigen Auftritt hatte Lindau heute mit einem mir verhaßten Menſchen, den ich ungern bei ihm ſehe; er nennt ſich Caſſius Herlot, iſt Commiſſär der Regierung, bedeutend durch ſeine Stelle und ſeinen Einfluß und furchtbar durch ſeine Grundſätze und ſeinen Karakter. Der Name Caſſius iſt ihm aus den ſchrecklichen Tagen der Revolution geblieben, wo ſich die royaliſtiſchen Raupen republikaniſch verpuppt hatten, um vielleicht eines Tags als kaiſerliche Schmetterlinge auszufliegen. Damals hatte man die Brutuſſe und alten Heroen, von Anacharſis bis Zeno, zu Dutzenden, und man hätte glauben ſollen, die Umſchaffung eines volkreichen Staates laſſe ſich wie eine Komödie durchſpielen. Dieſer Herlot, ein junger Menſch voll Talent, aber vom Revolutionsfieber aufs heftigſte ergriffen, ſprach im Rathe, der beim Feldherrn gehalten wurde, gegen Nanteville, deſſen Hinrichtung er verlangte. Sey der Ex-Marquis, behauptete er, auch nicht im ſtrengen Sinne des Wortes ausgewandert, dann gehöre er doch in die Klaſſe der Emigranten, weil er verſäumt, in der feſtgeſetzten Zeit zurückzukehren. Für einen Franzoſen erkläre er ſich ſelbſt, und man habe ihn mit den Waffen in der Hand, gegen Frankreich fechtend, gefangen; dieſemnach müſſe er ſterben. Lindau ſprach dagegen für Nanteville mit der ganzen freundlichen Wärme, von der er ſich gegen dieſen Mann durchdrungen fühlt.

Lindau erzählte mir eben den Auftritt bei dem General, durch den er Herlot auf immer von ſich entfernt zu haben glaubte, als dieſer ins Zimmer trat, ſo leicht und unbefangen, als ſey nie etwas zwiſchen ihnen vorgefallen. Was giebſt du mir, Lindau, rief er nach flüchtiger Begrüßung, wenn ich dir deinen Ajar wiederſchaffe? — Der Ajar iſt Lindau's Hund, den er ſchon zwei Tage vermißte, ein gutes verſtändiges Thier, der treue Gefährte ſeines Herrn, der ihm beſonders gut war. — Ich vergelte, antwortete Lindau, mit freundlichem Dank und dem gefälligen Anerbieten zu erlaubtem Gegendienſte.

Es krazte an der Thür. Herlot öffnete, und mit einem Sprung war der Ajar an Lindau's Hals. Das Thier warf ſich ihm bald winſelnd zu Füßen, bald ſprang es bellend an ihm hinauf, und der gute Menſch konnte es nicht über ſich gewinnen, die etwas langen und plumpen Liebkoſungen durch ein hartes Wort abzukürzen. Du treue, deutſche Seele! ſagte er mit einer Thräne im Aug halblaut und deutſch, vielleicht damit ihn Herlot nicht verſtund, der ihm auch gewiß mit hundert witzigen Einfällen das Wahre und Treffende dieſes Ausdrucks beſtätigt haben würde. Herlot beluſtigte das Benehmen des Hundes, und er ſah mit Wohlgefallen, wie werth Lindau das Vieh war, und wie angenehm alſo ſein geleiſteter Dienſt ſeyn mußte. Aber lachen muß ich doch, rief er endlich und lachte etwas über den zureichenden Grund hinaus, wenn ich das vorſichtige Anerbieten des erlaubten Gegendienſtes bedenke. Haſt du nicht gar gefürchtet, ich würde dir den Ajax nur gegen den Marquis ausliefern wollen? Bewahre der Himmel, Freund! ich laſſe ſie dir beide, obgleich, ich geſtehe es, den Menſchen ungern, weil ich tief fühle, wie Unrecht ihr habt, dies auserwählte Geſchlecht zu hegen. Der General hat entſchieden, daß der Emigrant nach Belieben weiter ziehen könne, und hofft ihm bei den Oeſtreichern zu dienen. Er iſt Franzoſe, ſagte er, und den kann und wird er nicht verleugnen. — Er iſt Marquis, General, war meine Antwort, und der Adel iſt ſich ſelbſt vor Allem Nation und Vaterland. Sind erſt die Anſprüche des Standes befriedigt, dann freilich dürfen ſich bei dem ehrlichen Edelmann auch andre, von menſchlicher oder bürgerlicher Abkunft, melden, früher aber wahrhaftig nicht. Ein deutſcher Baron, der außer ſeinem Schloß und Jagdrevier ſo wenig kennt, als der franzöſiſche Kammerherr ſonſt außer dem Hofe und ſeinem Herrn, ſind ſich verwandter, als zwei Söhne einer Mutter, die einen Freiherrn und einen Bürgerlichen zu Vätern haben. Laſſen Sie ihn nur ziehen, General, es wird ſich zeigen, wer dieſe Leute kennt. Er thut es wirklich, und der Marquis erhält heute noch die Erlaubniß, nach dem öſtreichiſchen Hauptquartier zurückzukehren.

Ich wünſche ihm Glück dazu, ſagte Lindau, und hoffe auch für alles Gute, Edle und Rechte mehr von dieſem Manne, als ich von ihm fürchte. Er iſt einer von den ſeltenen Naturen, denen die Ehre über Alles geht.

Ganz recht, rief Herlot, bei denen aber die Ehre ſich nie über den Bann ihres Standes verirren darf. Was außer demſelben liegt, iſt Gemeinheit, mit der das Edlere ſich ohne Schande nie vermiſcht. Ich ſtreite ja nicht mehr, um den Marquis zurückzuhalten. Im Rathe habe ich meine Pflicht gethan und für ſeinen Tod geſtimmt. Die Entſcheidung iſt nicht ſo ausgefallen, und das mögen die verantworten, die ſie gaben. Ich bin nicht Thor genug, um Vernunftgründe gegen Leute aufzuſtellen, die dazu lächeln und meine Gegenrede damit abfertigen dürfen, daß ſie ſagen: Was Sie da vorbringen, mein Lieber, läßt ſich allerdings hören und ſieht recht verſtändig aus; aber ich denke nicht ganz wie Sie, und will es einmal anders verſuchen. Nur begreife ich eure unſelige Verblendung nicht, eure entſetzliche Bethörung, mit der ihr euch, und was noch ſchlimmer iſt, das Vaterland und die Menſchheit hintergeht. Ihr wollt Freiheit und Gleichheit gründen, den Bürger neben den Bürger ſtellen, alle demſelben Geſetze unterthan, und ſchließt Frieden mit dem unverbeſſerlichen Geſchlechte, glaubt gutmüthig und ehrlich, es werde ſich ganz friedlich mit euch vertragen, ſich ergeben in das Unvermeidliche finden, ſich ſelbſt dankbar zeigen für das, was ihr ihm gelaſſen, weil ihr ihm ja Alles hättet nehmen können. Ihr Thoren! Was ihr ihm nahmt, iſt Raub; was ihr ihm ließet, ein armſeliger Reſt, durch deſſen Zurückgabe ihr den Raub ſelbſt eingeſteht, und die Erinnerung daran nähret. Die erſtarrte Schlange ſcheint ſo fromm; wartet nur, bis ſie in eurem Buſen warm geworden. Ich will euch ſagen, wie die Dankbarkeit dieſer Leute beſchaffen iſt: Schurken ſeyd ihr, weil ihr ſie um einen Theil ihrer Vorzüge und Genüſſe gebracht; und Dummköpfe nennen ſie euch, weil ihr gutmüthig oder blödſinnig genug waret, ihnen einen Theil davon zu laſſen. Ihr hattet die Verwegenheit, ſie herauszufordern, aber nicht den Muth, ſie zu ſchlagen. Das werdet Ihr, das werden die nächſten Geſchlechter büßen. Wer ſeyd ihr? Von Gott Verworfene, von der Natur Gebrandmarkte, verſtoßen von eurem erſten bürgerlichen Elternpaar an bis zu dem letzten Zweige des ſchlechten Stammes. Ein andres Blut rollt in ihren Adern, ihr Fleiſch und Bein iſt nicht von dem unſrigen. Aus dem Kopfe und der Bruſt des Gottes Brama ſind dieſe edeln Kaſten hervorgegangen; der Bauch und die Füße aber ſind eure ſchlechten Väter. Ihr verunreinigt das reine Geſchlecht mit eurem Anblick, mit eurem Athem, mit eurem Schatten. Sie ſind die erſtgebornen, die rechtmäßigen Söhne der Natur, mit allen Vorzügen des Geiſtes, mit allen Gütern der Erde, die ſie ihr Erbtheil nennen, ausgeſtattet; euch hat ſie, in einer ſchwachen Stunde, zu ihrer eignen Schande, als Baſtarde in die Welt geſetzt. Miſcht Waſſer und Feuer zu einem lebendigen Elemente, und ich will glauben, daß ihr den Adel und den Bürger in einen freien Staat verſchmelzt Beide ſind geſchieden, wie dieſſeits und jenſeits, wie Tod und Leben, und wer mir einen Verſtorbenen auf dieſe Erde wieder zurückführt, dem Zauberer mag's gelingen, den Edelmann in zufriedene Gleichheit neben den Bürger unter daſſelbe Geſetz zu ſtellen. Iſt auch nur ein Tropfen adeliches Blut in einem Körper, dann muß er ihn auswerfen, will er mit ſich ſelbſt in Frieden leben, oder dieſer eine Tropfen wird ſich, in ſeinem Dünkel, für die Seele des Leibes halten, zu deſſen Dienſtbarkeit dieſer geboren iſt.

Kennt ihr den Uebermuth und die Härte der Patrizier ſo wenig? Indien und Egypten und ſo viele andre Staaten geben Zeugniß davon; fragt nur ihre Könige und Völker. Fragt das große Rom, wo dies Geſchlecht Jahrhunderte hindurch die Plebejer erniedrigt, gemartert und ausgeſogen hat. Fragt Venedig, wo es durch die Schrecken der Inquiſition geherrſcht. Fragt die ganze alte Welt, wo es die Genüſſe und Auszeichnungen des geſellſchaftlichen Lebens ſich als ſein Erbtheil zugeeignet. Fragt ſelbſt die neue Welt, wo derſelbe Uebermuth und dieſelbe Härte die wilden und halbwilden Völker in Wohlriechende und Stinker, in Kinder der glänzenden Sonne und in ſolche der ſchmuzigen Erde abgetheilt hatte. Ich bitte euch, werft nur einen flüchtigen Blick auf die Geſchichte, vom erſten mit Schweiß und Blut beſleckten Blatte bis zum letzten, und ſagt mir, was Elend, Schande und Erniedrigung über die Völker gehäuft; was anders, als der Uebermuth und die grauſame Härte der Braminen, Mager, Patrizier, Ariſtokraten, Magnaten, Nobili, Staroſten, Wohlriechenden, Kinder der Sonne, Edeln und Ritter, Lords und Herren, denen die Natur neun und neunzig Hunderttheile ihres Geſchlechts als Zug- und Laſtvieh angewieſen haben ſoll! Der monarchiſche Despotism iſt der Nemäiſche Löwe, der auf fetter Weide wohlgenährte Rinder frißt; die Ariſtokratie iſt die vielköpfige Hyder, die im faulen Sumpfe hauſet. Wie die Hyder lebt ſie, kämpft wie die Hyder und kann auch nur wie ſie bezwungen werden.

In dem, was du ſagſt, bemerkte ich, iſt allerdings viel Wahrheit; doch würde das Gemälde noch wahrer ſeyn, wenn der Maler nicht lieber Karrikaturen als Porträte hätte malen wollen.

Ich will mir, fiel Lindau ein, die ganze derbe Lektion gefallen laſſen, ſobald ich ihre Anwendbarkeit auf uns und unſre Lage erkenne. Was meinſt du denn, Herlot, daß wir thun ſollen? Was muß geſchehen, ſoll es gut, wenigſtens beſſer werden? Was forderſt Du von uns?

Wenig, ſehr wenig, antwortete Herlot, und doch auch viel; nicht mehr und nicht weniger, als daß man wolle, ernſtlich wolle, was man will; daß man wiſſe, welchen Zweck man hat, und welche Mittel zu ihm führen. Ihr aber wollet, und wollet nicht. Ihr möchtet wohl Feuer, wenn es nicht brennte, ließet euch den Tod gefallen, wenn er nicht das Leben koſtete; ſeyd fleiſchhungrig, haltet es aber für grauſam und unerlaubt, das Vieh zu tödten. Wollet doch nur, oder wollet nicht, und ſteht mit eurem Januskopf nicht unbeweglich, das eine Geſicht voll Sehnſucht rückwärts gekehrt, das andre voll Hoffnung vorwärts gerichtet, unentſchieden zwiſchen die Vergangenheit und Zukunft getheilt, und blind für die Gegenwart. Wollt ihr nicht vom Platze, warum bewegt ihr euch mit gewaltiger Anſtrengung, um zwei Schritte weiter zu kommen, die ihr doch wieder zurückzuthun geſonnen ſeyd? Ihr wollt Weizenbrod von Sandmehl backen; kein Menſch kann es genießen. Einen Freiſtaat wollt ihr bauen mit allen Materialien der Willkühr und Sklaverei. Eure falſche Weisheit, eure ſogenannte Menſchlichkeit verderben alles. Eure Weichheit hat euch nur zum beſten, und ihr ſchlagt gleichgültig ein Neſt voll Eier auf, zittert aber, auch wo der Schritt gethan werden muß, ein Hühnchen todt zu treten, blos weil dieſes ſchreien kann, die Eier aber nicht.

Die wahre Größe und Weisheit erreichen ihre Zwecke mit den einfachſten Mitteln. Unſre Vielwiſſerei hindert uns, vor lauter Wegen den Weg zu finden. Sind wir aber am verfehlten Ziele eingetroffen, dann beſitzen wir auch Gelehrſamkeit genug, um zu erklären und zu beweiſen, warum und wie dieſer Weg dahin habe führen müſſen, ein andrer aber anderswohin. Unſre Unentſchloſſenheit, der man den Namen Gewiſſenhaftigkeit giebt, weiß ſich mit halben Masregeln zu entſchuldigen und zu tröſten. Iſt, was wir gethan, halb gut; nun, dann haben wir doch den lobenswerthen Willen gezeigt. Iſt es halb ſchlecht, dann muß man es uns anrechnen, daß wir das Böſe nicht ganz gethan. So ſtehen wir mit unſerm Glauben zwiſchen Himmel und Hölle, zufrieden, mit dem Fegfeuer durchzukommen, aus dem uns fremde Barmherzigkeit oder Andacht immer noch erlöſen kann.

Robespierre, bemerkte ich, war doch ſo ſchonend nicht; und was er Herrliches geſchaffen, hat Frankreich empfunden.

Es iſt recht gut, erwiederte Herlot, daß man in dieſem Robespierre einen Popanz hat, mit dem ſich die unartigen Kinder, die nicht mehr an den Nikolas der Feudal-Legitimität glauben wollen, einſchüchtern laſſen. Unſer Urtheil über dieſen Mann beweiſet den ungeheuren Widerſpruch unſerer Zeit, die Moſt keltern, aber die Trauben nicht zerquetſchen will. Er hat euch das Exempel gemacht, da ihr ihm vier und vier zuſammenzuziehen gabt. Das ſind, bewies er, acht; und ihr ſteht betroffen da, und ſeht euch einander mit Erſtaunen an. Könnt ihr, nach was ihr ſtrebt, nicht erreichen, warum ſucht ihr das Unerreichbare? Wer nicht ſagen kann: Was liegt an dem Leben von tauſend und noch tauſend Menſchen, wo es einen ewigen Grundſatz gilt, der miſche ſich in den Prozeß unſrer Revolution nicht, den er nicht verſteht. Das Unkraut muß mit ſcharfem Spaten tief unter der Wurzel ausgehoben werden, wenn man ſich das ewige Jäten erſparen will, wobei man doch immer Gefahr läuft, daß es unter einem ſchlechten Gärtner einmal wieder, ſelbſt die Fruchtpflanzen erſtickend, um ſich wuchert.

Daß die Pleonekten ünſre Revolution entſtellen und verleumden, iſt begreiflich, in einem gewiſſen Sinne ſogar verzeihlich; ſie thun, was ihres Standes iſt, kennen wenigſtens ihren Vortheil, und wiſſen, was ihn fördert oder hindert. Wenn aber die Bürgerlichen ſich dem Jammerzuge anſchließen, und, bei der Beerdigung der tauſendjährigen Ariſtokratenwillkühr, wie gedungene Leichenweiber ſich die Haare raufen, die Bruſt zerſchlagen und Thränen vergießen, dann weiß man doch nicht, was man zu der pinſelhaften Einfalt oder der grenzenloſen Niederträchtigkeit ſagen ſoll. Daß der dritte Stand lange Jahrhunderte hindurch in den Feſſeln roher Gewaltherrſchaft ſchmachtet, der Gegenſtand vornehmen Spottes und adelicher Quälereien iſt, dagegen läßt ſich mit Grund nichts ſagen. Das findet man ſo einfach, ſo natürlich, ſo in der hergebrachten alten guten Ordnung. Zerreißt aber der Gemarterte in der Wuth der Angſt und des Schmerzes ſeine Feſſeln, und wirft damit den grauſamen Hüter und ſeine Henkersknechte, die ihn wieder anſchließen wollen, zu Boden, dann hört man von nichts, als von Jammer und Noth, von Schandthaten und Verbrechen. Der gottloſen Einfalt!

Es wird aber im Volke ein Menſch aufſtehen, der uns begreiflich macht, warum wir nicht weiter kamen, wo wir gewaltig fortzuſchreiten glaubten, da wir uns toll und müde im Zirkel gedreht. Der wird auch den Punkt für den Hebel des Archimedes finden und die Welt aus ihren roſtigen Angeln heben. Der wird ſich nicht ſchämen, der König der **Jacquerie** zu heißen *). Der wird ſich we-

---

*) La noblesse non contente de la vexation y ajoutait l'insulte. »Lorsque le gentilhomme, dit *Mezeray*, »pillait et rançonnait le paysan, il l'appelait en dérision *jacques bonhomme*.« Cela donna lieu à une sédition furieuse, qui fut appelée la *Jacquerie*; elle commença à Beauvais, dans l'année 1357; elle s'étendit dans plusieurs provinces de France, et ne fut appaisée que par la destruction d'une partie de ces malheureux qu'on massacra à milliers. (Mr. de Lolme.) Napoleon ſagte in den hundert Tagen, er wolle nicht König der Jacquerie ſeyn; doch äußerte er in derſelben Zeit, vielleicht belehrt, aber ſchwerlich bekehrt: Je ne suis pas seulement, comme on l'a dit, l'Empereur des Soldats; je suis celui des paysans, des plébéiens de la France. Il y a sympathie entre moi et le peu-

nig darum kümmern, ob ihr ihm den mit Gold verbrämten Purpurmantel umhängt und den mit Edelſteinen reich beſetzten Szepter in die Hand gebt; im bürgerlichen Rocke wird er, wie jener große Römer, vom Pfluge zur Diktatur, oder auch von dieſer zu jenem gehen, und in der ſtarken Hand das Eiſen führen, das, nach dem Bedürfniß der Zeit, Pflugſchaar oder Säbel wird. Der wird das Schwert in die bürgerliche Wagſchale legen, daß ſie mit der des Adels im Gleichgewichte ſteht, und es nicht zurücknehmen, bis auch dieſer ſeine Kaſtenanſprüche zurückgenommen hat.

Es giebt für uns zwei Regeln einer einfachen und unfehlbaren Politik, die uns und unſre Sache retten können; ſie heißen: Im Innern zerſtört, was nicht Volk und volksthümlich iſt; im Auslande ſtellt allenthalben das Volk dem Nicht-Volke entgegen. So nur werden wir frei, Frankreich wird es, und Europa, und das große Frankreich hat

---

ple. La fibre populaire répond à la mienne. Je suis sorti des rangs du peuple; ma voix agit sur lui. Entre lui et moi il y a même nature. Il me regarde comme son soutien, son sauveur contre les nobles. Je suis l'homme du peuple. — Hat Napoleon das wirklich geglaubt, dann war die Erleuchtung erſt auf der Inſel Elba, alſo zu ſpät über ihn gekommen. Er konnte in einem halben Jahr. nicht wieder gut machen, was er in vierzehn Jahren verdorben hatte. Die europäiſche Gegenrevolution war im Gange, bis er ſtark gemacht hatte, um ſich von ihr beſiegen zu laſſen.

ſich, Europa und der Welt die Bahn zu dauerndem Glück geöffnet. Das iſt der ganze Inhalt meines Korans. Eure Alexandriniſche Bibliothek voll todten Wiſſens und unnützer Gelehrſamkeit mögt ihr ſelbſt verbrennen. Thut ihr es nicht, gut ſo mag ſie euch oder den Eurigen einſt zum Scheiterhauſen dienen, auf dem ihr ſelbſt verbrennt.

Herlot ward durch die Ankunft Nanteville's unterbrochen, der uns ankündigte, daß er vom General ſeine Freiheit erhalten habe, und nun nach dem öſtreichiſchen Hauptquartier wieder zurückzukehren gedenke. Ich glaube Ihre Bekanntſchaft nicht zu theuer erkauft zu haben, ſagte er verbindlich zu Lindau, bleibt Ihnen eine freundliche Erinnerung desjenigen, der Ihnen ſo viel verdankt, und ſich gewiß auch, wo er Gelegenheit dazu findet, Ihnen dankbar bezeigen wird. Der General meint, ich könne, bei eintretenden Unterhandlungen, der guten Sache Dienſte leiſten. Entſpricht der Erfolg meinem Wunſche, dann rechtfertige ich gewiß dieſe gute Meinung. Vielleicht iſt die Zeit, wo das möglich wird, nicht mehr fern. Die italieniſche Armee hat Sie ſo kräftig unterſtützt, daß es bald zum Frieden kommen dürfte.

Der nahe Friede fand keinen beſonders ſtarken Glauben; aber der italieniſchen Armee und dem Heldenjüngling, der ſie befehligt, ließen Alle Gerechtigkeit wiederfahren. Lindau ſprach mit Begeiſterung von ihm, Herlot aber mit Uebertreibung, in der boshaften Abſicht, wie es ſchien, die Oeſtreicher wegen dem Marquis, und dieſen mit den Emigranten zu demüthigen. Unleugbar, ſagte Nanteville ganz unbefangen, findet ſich in der neueſten Geſchichte kaum ein Seitenſtück zu dieſem jungen Manne. Darf man von dem, was er ſchon gethan, auf das ſchließen, was er noch thun kann, dann ruht allerdings auf ihm eine große Beſtimmung. — Die er doch, ſetzte Herlot fragend hinzu, wahrſcheinlich erfüllen wird?...

Mein Wunſch, erwiederte Nanteville, iſt der aller guten Franzoſen, der Wunſch, die Hoffnung und das Bedürfniß der ziviliſirten Welt. Sie kennen, wendete er ſich gegen Lindau, den Spruch des weiſen Solon, deſſen ſich Cröſus etwas ſpät erinnert hat. »Kein Sterblicher, ſagte der Grieche, mag ſich vor ſeinem Ende glücklich preiſen.« Die Prüfungszeit eines großen Mannes fängt erſt mit ſeiner Größe an. Wenn man bedenkt, daß die Geſchichte der Nationen gewöhnlich nicht viel mehr iſt, als die Geſchichte der Menſchen, die der Zufall, Kraft, Tugend oder Verbrechen an ihre Spitze geſtellt; daß ein ſolcher Menſch öfter wie ein ſengender, unheilbringender Komet, als wie eine erwärmende, belebende Sonne über die Völker geht, dann darf man wohl mit eben ſo großer Furcht als Hoffnung dem Aufſteigen eines ſolchen Sterns entgegenſehen.

So war es, verſetzte Herlot, iſt aber nicht mehr ſo. Die Völker ſind bei und neben uns volljährig geworden, und ertragen die Kuratel unberufener oder unfähiger Vormünder nicht mehr. Wenigſtens kann man das ohne Einſchränkung von den Franzoſen ſagen.

Das iſt dem Mündel zu wünſchen, erwiederte Nanteville; er ſoll die Kuratel nicht mehr wollen, weil er ſie entbehren und ſich ſelbſt vorſtehen kann. Wir haben aber auch gewiſſe Epochen in der Geſchichte, wo die Völker die Rolle des verlornen Sohnes ſpielen, oder wo man ſie, was noch ſchlimmer iſt, dieſelbe ſpielen läßt. Buonaparte wird gewiß kein Monk; aber... Ich wüßte, fiel Herlot abſprechend ein, an dem Mann nichts auszuſetzen, als daß er in Mailand ein halbes Dutzend Emigranten, gegen den Willen des Geſetzes, begnadigt hat. Da vergaß der General, daß ſein größter Ruhm und ſeine erſte Pflicht darin beſteht, Bürger zu ſeyn. — Ich habe ihn, fuhr Nanteville fort, als ſey ihm die letzte Aeußerung entgangen, bei Mileſimo geſehen. Es war in dem Augenblick, der den Sieg zu entſcheiden ſchien, als ein geliebter Adjutant ſchwer verwundet an ſeiner Seite fiel. Buonaparte befahl, indem er mit der ausgeſtreckten Rechten gegen den Gefallenen wies, für ihn zu ſorgen; und den brennenden Blick auf die ſchwache Stelle des Feindes geheftet, ſprengte er vorüber. Es iſt natürlich, daß ein Karakter wie dieſer, eine ſo höchſt ſeltne Erſcheinung in unſerer Zeit, in guter und böſer Abſicht, vielfältig gedeutet wird. Auch iſt er räthſelhaft genug, daß er reichen Stoff zum Deuten giebt.

Er unterhielt ſich, erzählte man mir, im vertrauten Geſpräche am Kamin mit einem alten Freunde über die Lage der Dinge in Frankreich, die Stimmung der Gemüther, des Landes Furcht und Hoffnung und deſſen wahrſcheinliche Zukunft. Das Feuer flackerte und warf einen düſtern Schein auf Buonapartes unbewegtes Geſicht, das ſo wenig ſagte, als ſein Mund. Nun, rief ſein Vertrauter, der ſich ganz ausgeſprochen hatte, was iſt denn deine Meinung? Wüßte die, antwortete er, unbeweglich an das Kamin gelehnt, den ſtechenden Blick auf das Feuer geheftet, meine Hand — und er ſtreckte ſie über die Flamme aus —; ich würde ſie verbrennen. — Vielleicht ein Mährchen, ſagte Herlot. — Vielleicht, erwiederte Nanteville; das Mährchenhafte iſt gar oft die Geſchichte außerordentlicher Menſchen. Bei dieſen Worten ſtund er auf, um ſich zu empfehlen. Die Gläſer wurden noch einmal gefüllt. Jeder ergriff das ſeinige, um zum Abſchied anzuſtoßen. Herlot warf, ich weiß nicht ob abſichtlich oder aus Unachtſamkeit, ſein volles Glas um, und ſchloß ſich von dem Kreiſe aus, der zuſammengetreten war, um auf die Dauer eines freundlichen Verhältniſſes zu trinken.

Ich mag dieſen Menſchen nicht, ſagte Herlot, nachdem ſich Nanteville entfernt hatte. Er hat etwas unheimliches für mich, das ich mir nicht erklären kann. Bekannt und fremd zugleich zieht er mich nur an, um mich noch weiter abzuſtoßen. Seiner Sprache nach iſt er mein Landsmann, und aus derſelben Gegend der Loire, wo ich geboren ward. Er ſcheint mir hinterliſtig, in jedem Worte dem Unbewahrten zum Hohn eine Schlinge zu legen; er nennt kein Ding bei ſeinem Namen, und ſmuggelt ſo zu ſagen ein bischen Wahrheit unter liſtiger Lüge und feiner Verſtellung ein.

Er iſt freilich, antwortete ich lächelnd, nicht ganz nach unſrer neueſten Art, welche die Kraft und Geradheit in ungekämmten Haaren und ungeſchorenem Barte ſucht; auch dürfte er der Gleichheit gefährlich ſeyn, und ſchwerlich unter das Rekrutenmaaß unſrer großen Männer gehen.

Doch vielleicht, erwiederte Herlot mit einem furchtbaren Blick, dürfte er das Maaß haben. Es käme ja nur auf den Verſuch an, wenn man ihn einmal auf den Platz brächte, wo gangbare Münze mit der Guillotine geprägt wird. An gewiſſen großen Männern haben wir einen unglücklichen Ueberfluß, an ſolchen, die in zehn Sprachen den Stuhl und die Kartoffeln zu nennen wiſſen, aber dem Müden jenen nie vorzuſtellen, dem Hungrigen dieſe nie zu geben haben; die in zierlichen Verſen die Liebe und das häusliche Glück beſingen, und mit der ſechſten Frau auf verdächtigem Fuße oder in zänkiſcher Ehe leben. Es mag eine herrliche Gabe ſeyn, eine Iphigenie oder Henriade zu ſchreiben, oder allen Nationen ihre Bücklinge, mit denen bei ihnen die großen Herren und vornehmen Damen gegrüßt wurden, nachzumachen, oder zu wiſſen, wie ſie die Eheleute verbunden und geſchieden und die Todten begraden haben. Mir iſt ein größrer Mann, wer den Barfüßigen zu Schuhen und den Nackten zur Bedeckung hilft, den Ackerbau vom Zehnten, den Handel von der Mauth, die Küche von der Salzſteuer, die Rechtslehre von einem Unrecht, den Volksglauben von einem ſchädlichen Aberglauben, die Geſetze von einer Parteilichkeit befreit; und doch iſt für jetzt warlich noch Größeres und Wichtigeres zu thun.

Wollen wir Griechen, fiel Lindau beſänftigend ein, denn ewig Kinder bleiben? Muß denn, wenn das Eine geſchieht, das Andre darum unterbleiben? Es führen mehr Wege zum Ziele unſrer Beſtimmung, ſogar zur wahren Größe, als ſelbſt nach Rom. Müſſen, ja können wir der Menſchheit, dem Vaterland Alle auf dieſelbe Weiſe dienen? Iſt es verſtändig, mehr auf die oft ganz willkührliche Form, als auf die Sache zu ſehen, die es doch gilt? Gewiß, Heriot, biſt du zu hart, und gegen Ranteville ungerecht. Ich liebe ſeine zarte Art, die Wahrheit zu ſagen, ohne zu beleidigen; dieſe Art, die ſelbſt die Eigenliebe, die Eitelkeit und alle die Schwächen, die man die Höflinge unſres Herzens nennen könnte, in ihr Intereſſe zu ziehen weiß, um ihr leichteren Zugang zu der Majeſtät unſres Gewiſſens und unſrer Ueberzeugung zu verſchaffen. Verſüßet immer den Rand des Bechers, in welchem ihr der kranken Seele bittre Arznei zu reichen habt. Verletzt die Wahrheit den, der ſie nicht gern hört, ſoll man den Pfeil derſelben nicht ohne Widerhaken ſchmieden? Soll er nicht jenem Pfeile gleichen, der zwar verwundete, aber auch heilte?

—

Den 1. Mai.

In Lindau's Geſinnungen glaubte ich eine große Veränderung zu bemerken. Ich gab mir alle Mühe, den Grund derſelben zu entdecker. Aber obgleich ich mit dem ganzen Inhalte ſeines Lebens vertraut zu ſeyn vermuthen durfte, und ſein offenes Herz vor ſeinem Jugendfreunde kein Geheimniß hatte, ſo war mir es doch unmöglich, mir dieſe ſonderbare Stimmung ſeiner Seele zu erklären. Zum erſtenmal ſah ich die feſte, ruhige Seele unter einem Gewitter ſtehen, das zerſtörend über das Leben dieſes Menſchen ging. Er war arm und von einer armen Familie geboren, die zum Theil von ſeinem ſparſamen Gehalt lebte. Doch machte ſeine einfache Lebensart dieſe Aufopferung, die ſeinem Herzen keine war, leicht. Die wenigen Bedürfniſſe, welche ſeine genügſame, freie Seele kannte, waren ohne Anſtrengung befriedigt. Nie ſah ich ihn ſich ſeiner Armuth ſchämen. Er liebte ſie vielmehr als ein Unterpfand ſeiner Tugend, und war ſtolz darauf, ſeiner Thätigkeit zu verdanken, was Andren der Zufall gegeben hatte. Was ihm übrigens die Laune des Glücks ſchenken oder nehmen konnte, ſchien ſeiner Aufmerkſamkeit nicht würdig.

Ich ſann lange vergebens, die Urſache ſeines verborgenen Kummers zu entdecken. Ich erinnerte mich endlich, daß er in einer früheren Unterhaltung zufällig auf ſeine erſte unglückliche Liebe hingedeutet hatte. Dieſer Theil der Geſchichte ſeines Lebens war mir unbekannt geblieben. Bei dieſer Entdeckung faßte ich ſogleich den Entſchluß, die erſte günſtige Gelegenheit zu benutzen, um meinen Freund auf dieſen Gegenſtand zu führen; auch bot ſie ſich bei unſrem vertrauten Umgange bald ohne Schwierigkeiten dar. Die Armee war ſchnell vorgerückt. Schon hatte unſer rechter Flügel, bei dem er ſtund, Uſingen und die Bergveſte Königſtein beſetzt. Unſre Truppen ſenkten ſich gegen den Main herab, und das Glück des Feldzugs ſchien entſchieden.

Eines Morgens beſuchte ich, an einem Ruhetag, Lindau ſehr früh. Schon traf ich ihn im Garten mit einem Buche an: Es war Plutarchs Leben berühmter Menſchen. Das Werk führte uns auf unſre Zeit und auf die ſchönen Tage Roms und Griechenlands. Das waren Männer, ſagte er, indem er das Buch bei Seite legte; es gab doch nur einmal Griechen und Römer! — Auch uns, war meine Antwort, iſt eine ſchöne Bahn eröffnet. Die Revolution hat eine neue Epoche des Menſchengeſchlechts herbeigeführt.

Gott wolle es geben! erwiederte Lindau. Aber noch kämpft der Gott des Lichts mit dem der Finſterniß, und am Ende konnte der Teufel doch wohl Recht behalten.

Er ſtand auf, und wir ſchlenderten die belaubten Gänge des Gartens auf und nieder. Was konnte bei ſolchen Geſchöpfen aus der Geſchichte werden, fuhr er fort, der die Reiſerouten, Tiſch- und Nachtzettel ihrer Helden zu Belegen dienten, weil ſie, wohl mehr, aber doch nichts beſſres thaten, als ſich bewegen, eſſen, trinken und ſchlafen? Der Stoff war arm, und der Thorſchreiber, welcher von ſeinem Stuhl in die Welt ſah, um aufzuzeichnen, was paſſirte, war ſo arm wie ſein Stoff. Ueberhaupt, glaube ich, ſchlafen die ſchönſten und beſten Menſchen von der Geſchichte vergeſſen. Die vorübereilende Zeit wurde in einigen lärmenden Ereigniſſen von der flüchtigen Scheere eines Schattenrißſchneiders feſtgehalten. Dieſem leeren Geſichte gab dann der pragmatiſch-hiſtoriſche Artiſt mit ſeinem Pinſel oder Meiſel nach und nach Phyſionomie und Inhalt, damit der philoſophiſche Künſtler und Staatsmann ſeine phyſionomiſchen Fragmente darüber ſchreiben konnte. Aus Naturſtücken wurden auf dieſe Art Phantaſieſtücke, und die hiſtoriſche Wahrheit unterſcheidet ſich von der moraliſchen nur durch den Schauplatz, auf den wir ſie verſetzen, indem dieſe auf das kleine Theater, wo die Menſchen in unbeträchtlichen Truppen ſpielen, jene aber aufs große Theater der Erde, wo ſie in zahlreichen Banden — Nationen — agiren, verwieſen iſt. Ein Geſchichtſchreiber und Biograph hat um ſeine Helden wenigſtens das Verdienſt, daß er in die verworrenen Theaterſtücke ihres Lebens ariſtoteliſche Einheit der Handlung bringt, und das Labyrinth des engliſchen Gartens voll Irrwege und Krümmungen, durch das ihre Tage gingen, in eine nach der Schnur gepflanzte Allee verwandelt. Ach! wenn das beſte Leben des beſten Menſchen nur aus guten Minuten beſteht; wenn der Erfolg die heiligſte Abſicht täuſcht; wenn das Leben eines großen Menſchen immer kleiner iſt, als er ſelber, und das Leben aller Andren größer als ſie; wenn der Menſch ſich oft ein Räthſel, und der große Mann nur von einem großen Manne gefaßt und verſtanden wird, wem bleibt da noch Muth genug, Geſchichte zu ſchreiben, und gar die Geſchichte ſeltner Menſchen? Ich liebe meinen Plutarch deswegen, weil er uns unbefangen und anſpruchlos ſeine Helden im Hauskleide, im Rathe und auf dem Schlachtfelde zeigt. Er will ſeine Menſchen nicht malen, ſondern er läßt ſie ſich ſelber malen durch das, was ſie thaten und ſagten.

Es gehört viel Anmaßung dazu, erwiederte ich, einen Mann in ſeinem ganzen Umfange und Werthe faſſen zu wollen, dem es oft ſchwer wird, ſich ſelber zu faſſen. Was wir an ihm ſehen, iſt, was er ſcheint, aber nicht immer, was er iſt. Unſre Handlungen gehören nicht ſelten mehr unſeren Verhältniſſen, einem herriſchen entſcheidenden Augenblick und dem Zufalle, als uns an. Wenn wir auch rechtmäßige Väter unſrer Kinder ſind, wie Epaminondas ſeine Thaten nannte, ſo haben doch die Lage, in der wir uns befinden, und die Umſtände, unter denen wir wirken, ein unbeſtreitbares Mutterrecht auf dieſelben. Warſt du ja der früheſte Freund meiner Jugend, und liegt dein ganzes Leben offen vor meinem Blicke, und doch, doch kenne ich dich kaum mehr! Lindau ſah mir bei dieſen Worten betroffen ins Geſicht. Gewiß, rief ich, gewiß, du biſt nicht mehr, der du warſt, ſo fromm, ſo gut, nur Liebe und Duldung. Tiefe Erſchütterungen in deinem Innern haben deine urſprüngliche Geſtalt faſt unkenntlich gemacht; und es ſind Veränderungen in dir vorgegangen, deren Grund und Wirkung ich nicht kenne.

Dem Menſchen, erwiederte Lindau, wird ſelten vergolten, wie er es verdient, und das Schickſal iſt in dieſer Hinſicht ſo ungerecht gegen ihn, als er es ſelber gegen ſeines Gleichen iſt. Wenn dieſe Welt nicht ein widerſinniges Gemiſch von etwas Tugend und zahlloſen Verbrechen, von ein wenig geſundem Mutterwitze und ewigen Inkonſequenzen wäre; wenn nicht alle denkende Menſchen darin übereinkämen, daß die Tugend entbehrt, und das Laſter genießet, würden ſie gezwungen ſeyn, ein zweites Leben als ein Rekonvaleszentenzimmer und Korrektionshaus an das ekelhafte Hoſpital- und Spitzbubenquartier dieſer Erde anzuſtoßen, um dort auszugleichen mit Himmel und Hölle, was hier die Hölle verdorben hat?

Ein kleiner, aber wichtiger Theil meines Lebens iſt dir noch unbekannt, fuhr Lindau ruhiger fort. Freunde ſollen, was ſie beſitzen, nur gemeinſchaftlich haben. Ich bin dir noch die Bekanntſchaft mit einem Bruchſtücke von der Geſchichte meiner Jugend ſchuldig, deſſen Inhalt vielleicht über mein ganzes zukünftiges Daſeyn entſchied. Wir haben in dieſem Augenblick doch nichts beſſeres zu thun; ich will dir die Erfahrung mittheilen, mit welcher mich ein Jahr bereicherte, und du empfängſt ſie um einen billigeren Preis, als den ich für ſie bezahlen mußte.

Wir ſetzten uns, und Lindau erzählte. Es werden jetzt zwei Jahre ſeyn, daß wir getrennt wurden. Du kamſt an die Küſten; ich blieb verwundet an den ſchönen Ufern der Loire. Der abſcheuliche Krieg, den die Willkühr, Raubſucht und Intoleranz angefangen hatten und zu verewigen ſuchten; in welchem der Sohn gegen den Vater, und der Bruder gegen den Bruder wüthete, war mir in der Seele verhaßt. Ich benutzte die Augenblicke der Ruhe, welche mir die Wiederherſtellung meiner Geſundheit gab, um die Regierung in einer Denkſchrift über die Urſachen dieſes Krieges und die Mittel, ihn zu endigen, aufzuklären.

Damals glaubte ich noch, der Menſch dürfe nur das Gute erkennen, um es zu thun. Mein einfaches Leben hatte mich nur mit Irrthümern, aber nicht mit Verbrechen bekannt gemacht. Ich konnte der Meinung nicht entſagen, die dem unverdorbenen Herzen ſo natürlich iſt, daß große Angelegenheiten nur durch große Menſchen geleitet würden. Die Erfahrung mußte mich lehren, daß Schwäche eine Empfehlung und das Verbrechen ein Verdienſt wird. Ich ſchmeichelte mir mit der Hoffnung, zur Beendigung des ſchrecklichen Bürgerkriegs etwas beizutragen, und meinem zweiten Vaterlande mit Rath nützlicher ſeyn zu können, als ich es nie mit meinem Blute auf dem Schlachtfelde zu ſeyn vermochte.

Es war ein warmer Juniusabend. Ich hatte mich an das Fenſter gelehnt, um der untergehenden Sonne nachzuſehen, wie ſie in ihrem Glanze über die weſtlichen Gebirge ging. Der blaue heitere Abend verſprach einen noch ſchönern Morgen. Ich fühlte mich, nach einer ziemlich bedeutenden Unpäßlichkeit, ungewöhnlich ſtark. Die wiederkommenden Kräfte meines geneſenden Körpers füllten mein Herz mit friſchem Muthe und froher Zuverſicht. Alles Uebel, ſagte ich mit lauter Stimme, indem ich mit verjüngter Kraft durch das Zimmer ſchritt, iſt doch vorübergehend, und dient auch da, wo es iſt, dem Guten noch, das allein unvergänglich iſt. Hätte ich ohne dieſe Wunden das herrliche Gefühl des wiederkehrenden lebendigen Daſeyns? Ach! der Menſch iſt nur ſo furchtſam und erliegt dem Ungemache des Augenblicks, weil dieſer Augenblick ihm die Ausſicht in die Ewigkeit verbauet; weil er den Erdfleck, der ihn trägt, für das Univerſum nimmt. Iſt nicht jeder Abend auch ein Morgen und jede Mitternacht auch ein Mittag, nur für andere Weſen? und wird nicht mit jeder Sekunde, in der ein Tag ſtirbt, ein neuer Tag geboren? Ja, es werden beſſere Zeiten kommen für mich und für alle gequälte hoffende Menſchen, und die nächſte Zukunft wird ſich als ein ſtillender heilender Verband um die Wunde legen, die in der Gegenwart noch blutet! Auch für dich werden ſchönere Tage aufgehen, geplagtes Land, über das die Revolution wie eine Sündflut zog. Wirft nicht der Schmerz ſeine Thränen als erfriſchende glänzende Perlen auf unſre Freudenblumen, wie die Nacht ihren Thau auf andre, den der Morgen zum ſchönen Schmuck verſilbert?

Aus dieſen Betrachtungen weckte mich ein dumpfes Murmeln auf der Straße, das ein lärmendes verworrenes Geſchrei unterbrach. Meinen Säbel unter dem Arm, eile ich durch das Gedränge, das durch die Gaſſen wogte. Ich höre, daß einige Soldaten wüthend das Haus eines redlichen, aber reichen Mannes ſtürmten, weil ſie ihn für einen Freund der königlichen Sache hielten. Schnell ließ ich mich nach ſeinem Hauſe führen. Welch ein Anblick! die Thüren waren eingebrochen. Die zerſtreuten Geräthe fingen die Plündernden an unter ſich zu theilen, und ein Greis, deſſen müdes Alter ſich nach dem Grabe ſehnte, blickte ruhig in die gegen ihn eindringenden Bajonette, die um den Vorzug zu ſtreiten ſchienen, ſich in ſeinem Blute zu färben. Ich drängte mich durch den tobenden Haufen und ſchützte den Schwachen mit meinem Körper. Welcher Böſewicht, rief ich, wagt es, Soldaten zu Henkersknechten zu verführen? Auf dem Schlachtfelde ſucht euren Feind, aber nicht in der friedlichen Wohnung des Bürgers. Seyd ihr feig genug, den Wehrloſen zu morden, dann tödtet den zuerſt, der euch oft zum Sieg begleitet hat! — Auf ein leiſes Murren folgte eine tiefe Stille, und die Menge verlief ſich. Aber in dem Gedränge und der Verwirrung ſtieß ein Elender aus dem Haufen den Kolben ſeines Gewehrs mir auf die Bruſt, daß ich ohne Beſinnung zu Boden fiel.

Ich ſchlug die Augen auf, und mein irrender Blick begegnete dem glühenden, ſeelenvollen Blicke eines jungen Weibes, das gerade, wo ich erwachte, ſchüchtern meine Hand, die in der ſeinigen ruhete, niederlegte. Gott ſey Dank, ſagte die Unbekannte, und trat von dem Bette zurück, auf dem ich lag. Mein unſichres Auge ruhete bald auf den unbekannten Gegenſtänden des reichen Zimmers, bald auf dem herrlichen Weibe von kräftigem ſchlanken Wuchſe und ſchöner leichter Form. Geberden und Haltung waren die einer kühnen Amazone. Unter der heiteren ſanftgewölbten Stirn trat eine griechiſche Naſe, vielleicht zu kräftig, hervor. Aus der ganzen Bildung ſprach die Würde einer Pallas gemildert durch den Gürtel, welchen die göttliche Aphrodite aus den Händen der Grazien empfing. Wo bin ich? fragte ich in der erſten Verwirrung, von der ich mich nicht erholen konnte. Unter Dankbaren, antwortete das Mädchen, die Sie retteten. Leiſe ging die Holde nach der Thür, die ſie mit Vorſicht öffnete. Vater! rief ſie, er iſt nicht geſtorben, er lebt — er ſpricht, und der Ton der Stimme ſchon war ein Gebet voll Dank und Freude für meine Erhaltung. Der ehrwürdige Alte trat zu dem Bette. Er nahm meine Hand, drückte ſie an ſein Herz und an den Mund, und Thränen fielen warm und feucht auf ſie herab. Held und Menſch! ſagte er, Gott ſey Ihnen, was Sie uns waren und ſind!

Ich erfuhr nun, daß ich in demſelben Hauſe ſey, welches geplündert werden ſollte. Die Soldaten, da ſie mich fallen ſahen, brachte Scham und Reue gegen ſich ſelbſt zur Wuth. Sie hatten den Unglücklichen, welcher ſie zu dieſer Ausſchweifung verleitet hatte, und von dem ich mißhandelt worden war, mit Bajonettenſtichen getödtet, und hielten jetzt abwechſelnd Wache vor der Thür.

Der ſchroffe ungleiche Pfad meines Lebens, der ſich aus blumenloſen Ebenen über Felſen gewunden hatte, ging nun durch Zitronenhaine voll Blüten und Wohlgerüchen unter einem heiteren italieniſchen Himmel. Stunden und Tage gleiteten in leichten fröhlichen Reihetänzen an mir vorüber. Ernſte einſame Beſchäftigungen wechſelten mit geſelligen Vergnügen. Der Alte hatte vorzügliche Kenntniſſe in der Geſchichte. Er machte mich mit den Grauſamkeiten, welche den Vendeekrieg begleitet hatten, näher bekannt, und belebte meinen Entſchluß, zur Wiederherſtellung des Friedens alles beizutragen. Emilie, ſeine Tochter, ſang, und ſpielte die Harfe.

Gütiger Himmel, welche Tage ſchenkteſt du mir da! Mit brennenden Thränen im Auge ſehe ich noch nach dem untergegangenen Paradieſe.

An einem ſtillen Abend, da die Sonne mit dem letzten Kuſſe der Trennung auf der Erde ruhete, beſuchte ich nach meiner Gewohnheit den Garten. Nach einigen Umwegen war ich durch die dichtbelaubten Gänge bis an das äußerſte Ende deſſelben gekommen, da ſah ich Emilie an einem abgeblüheten Roſenſtrauche in ſich verloren ſtehen. Sie brach einen dürren Zweig von dem welken Buſche, den ſie mit Aufmerkſamkeit zu betrachten ſchien. Sie bemerkte mich erſt, da ich an ihrer Seite war. Blühen alle Blumen, fragte ſie, wie dieſe ab? Alle, ſagte ich, die von der Erde kommen. — Auch die der frommen Wünſche, der ſtillen Hoffnungen? verſetzte ſie. Auch die ſehr oft, war meine Antwort. In dem Menſchen iſt nichts ewig als der Schmerz; er wird mit dem Wunſche geboren, begleitet den Beſitz und überlebt den Verluſt. — In ihren Augen glänzte eine Thräne, die ſie zu verbergen ſuchte. Sey es, ſagte ſie, und zerdrückte die Thräne; die Bruſt des Menſchen kennt doch einen

Schmerz, an dem ſie ſich mit Wolluſt verblutet und ſtirbt. Ach, Emilie! rief ich, ſterben möchte, ſich zu ſterben ſehnt, aber nicht ſterben kann an dem ſtillen verborgenen Wunſche, bis ein gleichgeſchaffenes gleichfühlendes Weſen an dieſen Buſen ſinkt und die Wunde fühlt und heilt; dann kann das ſelige Herz ſterben von allzugroßer mächtiger Liebe, oder — ewig glücklich ſeyn. — Ewig glücklich ſeyn? ſeufzte ſie, und ihr Angeſicht ruhete auf meiner Bruſt von ſchweren Thränen aus. Ich beugte mich nieder zu ihr. Sie richtete ſich auf zu mir, und Blicke voll Liebe begegneten Blicken voll Liebe, und ein ſprachloſes Entzücken ſchauderte durch das Herz und durch die Hände, die ſich zur Umarmung aufrichteten, und Lippen ruheten glühend an Lippen. Wie Blitze ſchlugs durchs innere Mark meines Lebens. Die Erde zitterte unter mir. Ein kühler Nachtwind fuhr rauſchend durch das Gebüſch. Ewige Liebe! ſtammelte ich. Ewige Liebe! ſtammelte ſie. Ich blickte voll ſeliger Freude nach dem Himmel, und bei dem Schwur ewiger, heiliger Liebe war der Mond ſtill und mild in Oſten aufgegangen, und eine neue Welt hatte ſich groß um uns aufgerichtet.

Lindau ſchwieg einige Augenblicke, als wollte er das ſtürmende Gewitter, das in ſeiner Seele aufſtieg, über ſich ziehen laſſen. Die Erinnerung hatte alle geſtillten Wunden wieder aufgeriſſen, und der Schmerz ſchlang ſich würgend um ſeine Seele. Es giebt warme Menſchen, fuhr er ruhig fort, in deren Leben der Himmel der Freude von der Hölle der Qual, die größte Weisheit von dem Wahnſinne, und die höchſte Tugend von dem Verbrechen nur durch eine ſchmale Grenze geſchieden ſind, wie die entgegengeſetzten Jahreszeiten durch die Bergkette Gates. Dieſe Erde iſt nur ein fettes Marſchland und eine einträgliche Plantage für den gierigen Sinn; und die prahlende Verwegenheit und die geſchmeidige Intrike lohnt eine reichere Ernte als den ſtillen Muth und das beſcheidene Verdienſt.

Mein gegenwärtiges Leben iſt nur ein Gang über die Brandſtätte meines beſſeren untergegangenen Lebens, und von allem Lebendigen, was mein Herz mit den weiten Armen der Liebe umfaßte, iſt nur eine ſtumme todte Hülle ſtehen geblieben, in der ich der Menſchheit exiſtire.

Der ſchöne Frühling meines Lebens, fuhr Lindau fort, war kurz, wie der des Jahrs. Nach zwei Monaten erhielt ich den Befehl, mich zur Rheinarmee zu begeben, doch mit der ausdrücklichen Weiſung, durch Paris zu gehen, um da eine beſtimmtere Erklärung zu empfangen. Ich ſchied.

Gehe, ſagte Emilie, und folge deiner edlen Beſtimmung; du gehörſt deinem Vaterlande, der Menſchheit und nicht allein mir an. Ich fühle, daß wir uns wiederſehen und dann ganz glücklich ſind. — Gute Seele, vielleicht biſt du unglücklich, wie ich, um deine Zukunft betrogen! Ueber das Leben des Menſchen herrſcht ein mächtiges Verhängniß. Er wird mit ſeinem Daſeyn einem weiten Meere übergeben. Sein iſt nur der Muth und die Kraft. Aber eine ſtärkere Gewalt giebt ihm einen heiteren Himmel oder Stürme, die ihm bis an das jenſeitige Ufer folgen, wo ihn der lebendige Strom des Lebens auswirft und weiter zieht. Jetzt ſank ein Theil nach dem andern von dem Paradieſe unter, aus dem ich vertrieben war, und die öde Welt zog mich tiefer und tiefer in ihr leeres Gewühl.

Ich kam nach Paris, nicht ſtolz aber voll Vertrauen in dem Gefühle meiner erfüllten Pflicht.

In meiner Jugend las ich von einem wilden Volke, welches ſich die Erde vorſtellt, wie ihr ganzes Gewicht von einer Schildkröte getragen wird, die wieder auf einer Schlange ſteht. Hier ſah ich wenigſtens, daß das Schickſal einer halben Welt gemächlich auf dem glatten Rücken ähnlicher kriechender Thiere ruhet. Jener Athenienſer, welcher ſagte, ſein Vaterland beherrſche die griechiſchen Staaten, er Athen, ihn ſein Weib, das von ihrem Kinde beherrſcht werde, war mit dem großen Geheimniſſe zu regieren vertraut und hat die ſchlechteſte Regierung noch nicht geſchildert. O, es iſt oft ein Unglück für Millionen, wenn ein einziger Menſch, der nicht an Gott und an die Tugend glauben kann, nicht wenigſtens an einen Teufel glaubt, der ſtärker iſt, als er!

Ich mußte mit Mühe über alle mannigfaltige Arme des Nils ſetzen, in welche ſich die höchſte Staatsgewalt zerſplittert hatte, bis ich zur fernen unſichtbaren Quelle kam. Aber zurückgeſchleudert über die ſchäumenden Katarakten ſah ich mich endlich wieder an der ruhigeren ſchlammigen Mündung, von der ich ausgegangen war. Mit dem Einzelnen könne man ſich nicht befaſſen, hieß es; der Schreiber jenes Schreibers müſſe es in jener Schreibſtube geſchrieben haben. Ich bequemte mich zur Weltumſeglung um die beſtäubte papierne Erde, und nach einer langen mühevollen Irrfahrt ſah ich endlich, ſo froh wie Kolumb — Land; aber ich hatte mich nicht weniger als er getäuſcht, da ich an dem Ufer des gehofften herrlichen Oſtindiens ausſtieg. Meine Denkſchrift, ſagte man, habe die Aufmerkſamkeit der Regierung erregt; ſie enthalte große Anſichten; zu bedauern ſey es nur, daß ich an einer Partei hänge, welche den Untergang des Staates wollte. Ich verſuchte zu antworten, aber die einmal aufgezogene Maſchine des geläufigen Schnarrwerks mußte ablaufen, ehe es ſtill werden konnte. Die Regierung, hörte ich, habe mich ſo ausgezeichnet begünſtigt, weil ſie gehofft habe, ich würde dankbar erkennen, was ich ihr ſchuldig ſey; aber mit Verdruß ſähe ſie ſich getäuſcht. Man fragte mich über gewiſſe Männer aus, die man zu fürchten ſchien. — Ich ſtaunte und ſchwieg, weil ich keinen Faden und keine Verbindung ſah. Man habe Grund zu vermuthen, hörte ich weiter, daß ich mich für die Aufrührer der Vendee intereſſire, welches dann auch mein Aufſatz deutlich beweiſe. Ueberhaupt ſey es zu bedauern, daß die Regierung ſich genöthigt ſehe, das Vertrauen zu bereuen, welches ſie mir geſchenkt habe. Das ſoll ſie nicht, rief ich. Der Stelle, an der ich nicht nützlich zu ſeyn vermag, entſage ich mit Vergnügen. Ich nehme meinen Abſchied, den ich für ehrenvoller als den Dienſt halte. Dem ſchreibenden Geſinde wollten ſich die Haare gegen den Himmel ſträuben über meine beiſpielloſe Kühnheit, wie ſie meine Aufrichtigkeit nannten. Da ich mehr zu mir ſelber kam, fragte ich nach Carnot. Er war abweſend. Nun wohlan, ſagte ich, es iſt entſchieden.

Wie es einem Menſchen ſeyn müßte, der nach einem tauſendjährigen Schlafe erwachte, ſo war es mir. Feig im Unglück, übermüthig im Glück, kriechend vor der Gewalt und herriſch im Beſitze derſelben, das iſt der Karakter der Menſchen.

Da ich endlich meine förmliche Entlaſſung hatte, machte ich alles Entbehrliche zu Geld, verließ Paris, den ſiedenden, brauſenden, dampfenden Zauberkeſſel, der ſeinen glühenden Schaum ſo oft über die fernen Provinzen geworfen hatte, und reiſte zu meinem Vater. Jetzt war ich frei, arm, aber ſtolz.

Wie ſchnell hatte ſich die Welt um mich verändert! Meine Freunde, welche mich zuvor auf tauſend Schritte ſehr deutlich kannten, hatten das Geſicht über Nacht verloren. Alle diejenigen, deren Augen ſonſt nur Wache hielten, um ein Lächeln von mir abzulauern, das ſie ſympathiſirend mit einem lauten Lachen begleiteten; die bei dem Todesfalle ihres beſten Gönners den Muth nicht hatten, traurig zu ſeyn, wenn ich heiter ſchien, ſahen mich kaum von der Seite an. Kann ich euch dann mehr verachten, als ich immer that? ſagte ich. Wie ſollte mich jezt eure affektirte Verachtung kränken, da ich nie etwas auf eure hungrige Achtung gab? Ich weiß ja, daß eure Tempel nur darum gegen Oſten gerichtet ſind, damit ihr vor der aufgehenden Sonne eines Glücklichen gleich auf den Knieen liegt. Ihr waret nur dürftige Schwämme, die ſich ſaugend an den grünen ſaftigen Baum meines Wohlſtandes hingen. Der Baum iſt dürre, ihr fallet ab. Ihr kennet kein größeres Verbrechen als Unglück; und nur weil ihr mich unglücklich glaubt, bin ich euch unbekannt. — Ach! ich war nicht unglücklich, aber ich ſollte es werden.

Es giebt Menſchen; die Gott leugnen, weil er keine Stellen und Penſionen zu vergeben hat, und den Teufel gefällig an Gottes Stelle ſetzen, wenn er nur auf einem Throne hockt. Es giebt Andere, die einen Gott glauben, weil ſie des Trankes und der Speiſe eine reiche Fülle haben, und es ihrer Wichtigkeit für ganz angemeſſen halten, daß es eine Vorſehung giebt, um bei ihnen die

Dienſte einer Speicher- und Kellermeiſterin zu verſehen. Es iſt ein guter Schlag Menſchen, bei denen der Starke immer Recht behält.

Ach! die Erfahrung iſt ſchmerzlich, aber, leider! wahr: Die Blicke unſrer Freunde folgen uns nur ſo lange liebevoll und ſegnend, als ein ſchmeichelnder Wind uns über die glatten Wogen dieſes Lebens trägt. Aber Jeder geht, uns fremd, in ſeine ſichre Hütte, wenn ſich ein Gewitter über unſrem Haupte zuſammen zieht. Ja, nur das Glück hat Freunde.

Es giebt noch Menſchen, dachte ich, die meine Freunde und nicht die meines Glückes ſind. Dieſe Täuſchung, welche die Folge ſo fürchterlich zerſtörte, machte mich heiter; und da ich endlich den heiligen Boden meiner Heimath berührte, da richteten ſich alle ſeligen Erinnerungen, alle frühere ſchöne Hoffnungen freundlich vor mir auf, und legten ſich kühlend und beſänftigend an mein heißes, blutendes Herz. Wir waren die Vertrauten deiner glücklichen Kindheit, riefen ſie, warum haſt du uns verlaſſen? Deine ſpätern Freunde und Erwartungen haben dich alle betrogen. Bleibe unter uns. Wir ſind gut, unſchuldig und treu, wie die Jugend und die erſte Liebe.

Der Ruf meiner Ankunft war mir vorausgegangen, und man hatte abſichtlich das Gerücht verbreitet, ich komme mit meiner zuſammengeraubten Beute zu meinem

Vater, um ſie da in Ruhe zu verzehren, nachdem man mir als einem Vaterlandsverräther den Degen abgenommen. Wohl dem Volke, deſſen Regierung zu keiner größeren Verrätherin an ſeinem Glücke wird, als ich es je geweſen bin! Wohl dem Volke, dem nie eine ſchwärzere Verſchwörung drohet, als die war, der man mich beſchuldigte!

Die halbe verſammelte Gemeinde drängte ſich mehr um meine Koffer als um mich. Jeder wollte ſie, unter dem Scheine einer freundſchaftlichen Dienſtfertigkeit, berühren, um ſich von dem Gewichte ihres Inhalts zu überzeugen. Die Verachtung gegen den reich gewordenen Räuber und die Begierde, ſeinen Raub mit ihm zu theilen, ſprach aus jedem Blicke. Mein Vater blieb ernſt und ſtille, ſo lang wir unter Menſchen waren.

Iſt dies, fragte er endlich, deine ganze Baarſchaft, Auguſt? und wies auf die Koffer. Ja, antwortete ich. Da bin ich wieder ſo arm, wie ich euch verlaſſen. — Nun Gott ſey Dank! rief er; du biſt mein Sohn, und ſchloß mich in ſeine Arme. Redlichkeit bettet dem Schlafe und dem Tode ein ſanftes Kiſſen. Du haſt mir gute Tage gemacht, Auguſt; der Himmel will, daß ich dir zum Theil vergelte, und ich bin noch ſtark genug zur Arbeit.

Wir lebten jezt von meinem kleinen Vorrathe ſparſam, ich dürfte ſagen arm, aber froh und ſorgenlos. Nie hatte ich dieſe ungetrübte Heiterkeit des Geiſtes und die Ruhe der Seele genoſſen. Ich las, dachte und ſchrieb. Meine Grundſätze über die Beſtimmung des Menſchen, über Staatsrecht und Staatsklugheit erhielten Feſtigkeit und Verbindung. Damals ſetzten ſich meine Kräfte in jenes ruhige Gleichgewicht, das ſich nur in dem Menſchen findet, welcher in ſich vollendet iſt. Da ward ich, was ich bin, ſeyn kann, und ſeyn werde, ſo lang ich bin. Die rauhe Wirklichkeit zerdrückte viele meiner Ideale. Ich nahm meine großen Anſprüche an dieſe Welt zurück, und meinem Herzen blieb weniger Hoffnung, aber auch keine Furcht; und da ich weniger erwartete, ward ich ſeltener getäuſcht. Ich ſah in der gewöhnlichen Welt das, was ſie iſt — eine Maſſe von Kräften, in deren wildem, regelloſem Getriebe nur die Wahl zwiſchen dienen und herrſchen bleibt. In dem Bilde des Menſchen fand ich manche erhabene Züge ſeiner edlen freien Natur verwiſcht; aber ich gab den Glauben an ſeltene beſſere Menſchen nicht auf, und dieſer Glaube und ein gewiſſer unwiderſtehlicher innerer Zug feſſelten mich thätig an dies Leben, weil ich noch zu wirken hoffen konnte. Ach! der Menſch wird nicht glücklicher, der die Zuverſicht auf fremde Tugend verliert; denn dieſer Verluſt koſtet ihn oft die ſeinige; und es iſt nicht ſelten nur ein Schritt von der Verachtung von Seinesgleichen zur Verachtung ſeiner ſelbſt. Aber wer handelnd und tauſchend über den lärmenden Markt dieſes Lebens voll Betrug gehet, muß die

Waare, den Kaufmann und die Käufer kennen, nicht um zu betrügen, ſondern um weniger betrogen zu werden. Ich dachte mir den großen Menſchen unſerer Tage einem Vulkane ähnlich, deſſen verborgene Wärme in der Stille Länder befruchtet, und der ſeine glühende Lava nur der horchenden Neugierde, der hungrigen Schmeichelei und dem verſinkenden Verbrechen von Zeit zu Zeit entgegen wirft. — Er ſey wahr, nur nicht immer freimüthig!

Aber auch dieſer Zuſtand des verborgenen unbeneideten Glücks war von keiner Dauer. Die wenigen Mittel, von denen wir lebten, erſchöpften ſich, und mein Vater, deſſen Alter der Anſtrengung, mit welcher er zu arbeiten pflegte, unterlag, ward krank. In dieſer Verlegenheit ſchrieb ich an einen Freund. Du kennſt ihn, und darum will ich ihn nicht nennen. Mein Brief war ein lebendiges Gemälde des Zuſtandes, in dem ich mich befand. Er beſaß das Zutrauen der Regierung, und war, auf was ich beſonders zählte, unglücklich geweſen. In ſeinem unverdienten Unglücke hatte ſich meine Achtung und Aufmerkſamkeit gegen ihn verdoppelt, und ihm war damals, außer mir, vielleicht kein Freund geblieben. Er antwortete nicht. Später ließ er mich mündlich wiſſen, die Pflicht ſeiner Selbſterhaltung verbiete ihm, ſich für mich thätiger zu verwenden; meine Lage rühre ihn ſehr, aber ein ernſter Schritt, den er für mich wagte, würde unfehlbar zwei Unglückliche ſtatt einem machen.

Wenn der ſtärkere Menſch ſich gern, im Gefühle ſeiner Stärke, zum Schwachen herabbeugt, um ihn aufzurichten, und der natürliche Bundesgenoſſe des Unterdrückten iſt, dann nehmet es den Schwachen nicht übel, daß ſie ſich nur an das Höhere anklammern, um auch in die Höhe zu kommen; denn ihre eigne Kraft kann ſie ja doch nicht tragen und halten. Könnt ihr ihnen ein Verbrechen daraus machen, daß ſie gleich gefälligen dienſtbaren Monden ſich ewig um die Sonne der Gewalt und des Glückes ſchwingen? Wenn dem feigen und ſchwachen Menſchen in ſeinem niedrigen Stande die Höhe bis zur höchſten Gewalt ſo ungeheuer ſcheint, wie ſchwindelnd tief muß ihm dann erſt, wann er auf jener Höhe ſtehe, der Abgrund ſcheinen, aus dem er aufgeſtiegen iſt! und wir wollen uns wundern, daß der elendeſte Sklave der wüthigſte Despot wird?

Nun fühlte ich, daß ich unglücklich war. Emilie! rief ich, Emilie, das ahnet dein liebendes heiliges Herz nicht! Ach Gott! arm, verkannt, ohne Hoffnung, ohne Freunde, faltete ich die betenden Hände gegen den Himmel — da ſah das tückiſche Schickſal das entblößte Herz und drückte den letzten giftigen Pfeil nach ihm ab. Ich erhielt folgenden Brief:

»In dem Menſchen iſt nichts ewig als der Schmerz.
»Er wird mit dem Wunſche geboren, begleitet den Beſitz
»und überlebt den Verluſt. ‚Der edle Mann, den du

und ich für meinen Vater hielten, iſt es nicht. Er hat mir das dunkle Geheimniß enthüllt, da er von meinem wahren, ſeit langen Jahren abweſenden Vater, den er für todt gehalten, erfuhr, daß er über mich zu verfügen Willens ſey.

»Man kann dich mir entreißen, aber mich keinem Andern geben. Sie mögen mir verbieten dich zu lieben; keine menſchliche Macht reicht bis zum Herzen, das dir angehört.

»Morgen ſchon reiſen wir ab; wohin weiß ich nicht. Dich ſoll ich nicht wiederſehen, das iſt der Befehl derer, von denen ich abhange. Vertraue auf Gott, und glaube an mein Herz, wie ich an das deinige glaube.

»Vergebens würdeſt du mich in meinem Vaterlande ſuchen. Lebe wohl.

»Emilie.«

Da ſtürzte meine Welt krachend über mir zuſammen, und ich ſah ſtumm und kalt in das öde leere Chaos. Der Peſthauch des Menſchenhaſſes zog tödtend über meine Bruſt. Ich fühlte, wie die Liebe ihre tiefe Wurzeln aus meinem Herzen unter Krämpfen zog, und alles, was mir theuer war, floh vertrieben aus meiner Seele. Aber unter den fallenden Trümmern meines zerſchmetterten Glückes, meiner vernichteten Hoffnungen und meines zerſtörten Glaubens an den Menſchen, richtete ſich in großen Augenblicken mein Geiſt wieder auf. Das Schickſal hat mir alles genommen, rief ich dann, um mich mir ganz zu geben, und ich bleibe mir.

Mein trocknes Auge hatte keine Thränen. Geſtärkt trat ich in das Zimmer meines Vaters. Sein matter ausgebrannter Blick ruhete auf mir. Ich nahm ſeine Hand und drückte ſie an mein Herz; ſie war kalt und ſtarr. Auguſt, ſagte er endlich mit ſchwacher Stimme, ich ſterbe. Der giftige Schmerz kroch noch einmal unter Zuckungen über meine Nerven. Ich ſegne dich, guter, guter Sohn! ſprach der Vater, folge deinem Herzen — Verzweifle nicht — Gott iſt — da lähmte ihm der Tod die Zunge, ſtieß nach der unter einem Krampfe zitternden Bruſt und zerdrückte das morſche Leben.

Edler Menſch, wohl dir! du haſt den ſchweren neckenden Traum des Lebens ausgeſchlafen!

Dieſes Daſeyn iſt eine Frage ohne Antwort. Aber wird darum ein beſſeres künftiges Leben die Mißtöne dieſes Erdlebens in Wohllaute auflöſen? Wenn auch die Blume unſres Geiſtes, die doch nur eine ſchönere Frucht der Pflanze des Körpers iſt, fortblühete, abgebrochen von dem Stengel, der ſie mit ſeiner Lebenskraft hervortrieb; wenn auch der edlere Theil des Menſchen unſterblich wäre, der doch nur ein Theil von ihm und alſo kein in ſich vollendetes Ganze iſt; kann der Gewinn eines künftigen Daſeyns den Verluſt eines vergangenen Lebens erſetzen? Warum ſoll der Menſch die Freuden einer beſſeren Welt mit den Schmerzen dieſer Welt bezahlen? Können die Qualen der Hölle, welche den Mörder meiner ſchöneren Tage foltern, für mich Vergeltung ſeyn? In dieſer todten Hülle meines Vaters wohnte die große Seele eines Scipio. Der Zufall warf den Edlen arm und nackt in dieſes Leben, und darum ging die Sonne der Freude nur ſelten über ſeinen dunklen Tagen auf, und die Blätter ſeiner inhaltleeren Geſchichte glänzen nur — von Thränen.

Gerechter Gott! wenn die Tugend nichts wäre als der ſchöne Traum eines frommen, aber getäuſchten Herzens! Gehöret die Welt mit allen ihren Genüſſen nicht dem, der Kraft und Gewandtheit genug beſitzt, ſie zu ergreifen und feſtzuhalten?

Zwei bange Tage ſaß ich in ſtummer Betäubung neben der Leiche meines Vaters. Den dritten ging ſie aus dem Gewühle der Erde unter dieſelbe. Elternlos, ohne Freunde, verſtoßen von dem Glücke und der Welt, floh ich nach jener einſamen Stelle, die im Mai meines hoffnungsvollen Lebens die Vertraute meiner größern Wünſche und Zeuge meines Schwures war, ewig tugendhaft zu ſeyn. Durch dichtes verwachſenes Geſträuche drängte ich mich über abgeriſſene Felſenſtücke nach dem ſtillen Hügel. Ein kalter Nordwind wühlte in dem dürren Moſe. Die Kirche im Thal, in der ich oft als Knabe gebetet hatte, lag zerſtört in ihren Trümmern, und über die verfallenen Mauern kroch Epheu. Alles, ſagte ich, alles um mich iſt todt! Ach! nur ich lebe noch, um mich ſelbſt zu überleben. In dieſer Welt iſt es ſchwer tugendhaft zu ſeyn; aber ich blieb meinem Schwur getreu. Was ich auf dieſer Erde liebte, was mir auf ihr theuer war, hat ſeine Arme von mir abgezogen. Warum ſollte ich ſie nicht verlaſſen, da mich alles auf ihr verlaſſen hat? Ja — ich will ſterben! Es war ein Traum — meine Liebe — meine Freude — mein Schmerz und mein beſſerer Wille — Alles war ein Traum.

Der Tod hob die Decke der Erde vor mir auf, und zeigte mir das weite große Grab der Geſtorbenen — ihr ausgelöſchtes Auge, ihre ſtummen Lippen und ihren ewigen Schlaf. Und wenn auch, ſagte ich leiſer. Komme ich nicht einmal zu euch, ihr Abgeblüheten? Iſt nicht die ganze Natur ein fortgehender Puls, und ein ganzes Leben nur ein reger Schlag? Ich bin nur früher aufgewacht als ich ſollte, oder früher eingeſchlafen. Eine heilige Stille kam in meine Seele. Mein Herz war ohne Haß, ohne Liebe und ohne Wünſche. Ich ſank ruhig an den Buſen der Erde, und eine Thräne des Abſchiedes benetzte ihn, und als der Entſchluß zu ſterben feſt in meiner Seele ſtund, und ich im Begriffe war, ihn auszuführen, da drang das Grabegeläute meines Vaters durch die ſtöhnende Luft wie verlorne klagende Seufzer an mein Herz, da ſtieg ſein Geiſt über die Trümmer der verfallenen Kirche, und ſagte: Mein Sohn, verzweiſle nicht, Gott iſt — da richtete ich mich auf von der Erde, erhaben über das dürftige, kriechende Leben. Nein, rief ich, ich verzweiſle nicht. Die Bruſt des Menſchen iſt ſtärker als der Schmerz, und ich erneuerte den Schwur, der Tugend treu zu bleiben.

Den 4. Mai.

Was iſt der Menſch? Ein Spiel der Wellen auf dem Strome der Zeit, der den Glücklichen weitgeſehen bald ſtolz im Triumphe auf ſeinem Rücken trägt, bald ihn hinabzieht in den Abgrund des Elendes und der Verachtung. Wie oft entſcheidet der Zufall eines Augenblicks über das Schickſal eines ganzen Lebens? Heute ſpottet die Freude des Schmerzes von geſtern, und morgen läſtert der Schmerz die heutige Freude. Beim Grabe iſt uns das Leben ſo klein, ſo wenig, und in dem Frühling des hoffnungsvollen Daſeyns ſo viel.

Den Menſchen ſehe ich nicht, nur ſeinen Zuſtand. So werden wir in einem Meere von anziehenden und zurückſtoßenden Kräften bald angezogen, bald zurückgeſtoßen, gedrängt und getrieben, und treiben und drängen wieder als blinde Kraft.

War es dein Wille, daß dir das Licht dieſes Jahrhunderts leuchte? Haſt du deine Wiege an die Gewäſſer des Po, der Wolga oder des Rheins geſtellt? War es dein

Wunſch, daß die wilden Leidenſchaften des Afrikaners in deinem heißen Blute kochen, oder die ſtille Ergebenheit des Hindus in deinem friedlichen Buſen wohne? Das Schickſal führet dich Blinden in und durch das Leben. Die Verſchwendung des Vaters büßet der dürftige Sohn, und die Ausſchweifungen der Eltern das geſchwächte Kind. Das Schickſal ſetzt hier einen Menſchen an das lebendige Uferland des joniſchen Meeres; dort ruft es einen andern in der Rauchhütte des Grönländers ins Daſeyn; hier legt es dem Kinde den Ueberfluß eines ganzen Lebens an die Wiege, dort ſpricht es über den Säugling das ſchreckliche Urtheil einer ewigen Dürftigkeit; dieſem giebt es in ſeinen großen Kräften Anſpruch auf Vergötterung, und jenen ſtößt es kraft- und willenlos zum Halbmenſchen herab. So führt uns ein verhülltes Schickſal auf eine unerklärte und unerklärbare Weiſe in und durch das Leben. Die trunkene Seele taucht es bald in den Blüthenmai ſtiller, ſchöner Freuden, bald giebt es das verwundete weiche Herz dem Sturme und Ungewitter blos.

Geſtern ahnten wir nicht, welche Gefühle heute unſer Herz durchglühen würden, in denen oft der Keim künftiger Seligkeit oder eines grenzenloſen Elends liegt. Geſtern ſcherzten wir mit der fröhlichen, vorübergaukelnden Minute des ſchnellen Lebens; heute ſteht die Zukunft ernſt vor uns, und wir fragen ſie mit bangem Herzen, ob ſie unſer Glück oder ein freudenloſes Daſeyn in ihrem dunklen Schooſe trägt.

Das Heer war in Eilmärſchen vorgerückt. Lindaus Brigade, welche ſehr gelitten hatte, folgte langſam unter dem Nachzuge. Die Truppen blieben auf der Landſtraße. Lindau, Herlot und ich hielten uns rechts näher am Rhein, um ungeſtört in kleinen Exkurſionen das herrliche Land zu durchſtreifen.

Den zweiten Morgen erſtiegen wir eine fruchtbare Anhöhe. Mit jedem Schritte unſrer Pferde fiel der Vorhang tiefer, welcher die weite ſchöne Gegend verhüllte, und die fernen Berge richteten ſich aus der Tiefe, wie erwachte Titanen auf, und die Wälder zogen wie gewaffnete Heere an uns vorüber, und ordneten ſich im Thale und auf der Ebene, wie zum Schlagen, und die Flüſſe und Bäche liefen ſpielend um die gerüſteten Streiter.

Aber wir ſahen nicht zurück in das offene Land, welches ſeine Schätze vor uns ausbreitete, bis wir auf dem Gipfel des Berges ſtunden; da ſtürzte ſich die durſtige Seele von der Höhe in die weite, brauſende, glühende, von Leben durchwühlte Schöpfung hinab. Dort ging der Rhein, ſtolz wie ein römiſcher Sieger im Triumphe durch das laute, ihn umringende fröhliche Land, und die Wälder auf den nahen Gebirgen ruheten wie ein müdes Heer um ſeinen Feldherrn aus, und murmelten vor Freude.

Wir ſetzten in traulichem Geſpräche unſern Weg fort, ohne zu wiſſen wohin er führe. Die Gegend war nach und nach einſam geworden, und ſo weit unſre Augen reichten, konnten wir keine menſchliche Wohnung entdecken. Himmel, Gebirge und Wald umgaben uns.

Lindau hatte ſich mit Herlot in Erörterungen über die Verfaſſung und die Lage Frankreichs und ſeine Verhältniſſe zum Auslande ſo ſehr verwickelt, daß beide nur dem Gegenſtande ihrer Unterhaltung angehörten. Herlot behauptete, alles, was in Frankreich geſchehe, ſey vergebliches Flick- und Stückwerk. Unſre Staatsgelehrten ſind vor lauter Wiſſen dumm, und ſehen vor dem Fernſten das Nächſte nicht, wie das denn der Wiſſenſchaft jezt und den Menſchen gar leicht und oft begegnet. Wir bieten alle Mittel auf, um Weizen zu ziehen, wo Kartoffeln wachſen, und Wein zu bauen, wo der Boden Futterkräuter bringt, und haben am Ende natürlich bei allen Anſtrengungen und Koſten eine ſchlechte Ernte. Indeſſen behaupten wir ſteif und feſt, nur unſrer Klugheit und unſrem Fleiß verdanke man ſelbſt den kargen Ertrag, und ohne ſie würde man Geld und Mühe ganz verloren haben.

Das Problem unſrer Revolution iſt höchſt einfach zu löſen. Wir wollen Freiheit, das heißt Geſetze, die vom allgemeinen Willen ausgegangen, Alle gleich verbinden. Was ſich darüber ſagen läßt, finden wir in Rouſſeau's Geſellſchaftsvertrag, dem Elementarwerke alles Staatsrechts, wenn es eines giebt. Es ſoll endlich kein Unterſchied unter den Staatsgenoſſen ſeyn, als den die Natur geſchaffen oder das Geſetz geheiligt hat. Vorrechte der Geburt ſind auf keine Weiſe zu geſtatten, weil ſie der Natur, der Freiheit und dem Beſten der Geſellſchaft zugleich entgegen ſind. Wenn jene dem Starken Gewalt giebt über den Schwachen und zu größrer Kraft größre Anſprüche geſellt, dann verkehren angeborne Standesvorzüge dieſe Naturariſtokratie zur unſinnigſten, ſchreiendſten Un- und Widernatur, weil ſie durch einen blinden Wurf des Zufalls den Schwachen über den Starken ſetzen, den Blinden zum Führer der Sehenden, den Lahmen als Läufer und den Tauben zum Aushorcher beſtellen, und dem Müßigen Ueberfluß geben, während dem der Fleißige hungern muß. Bei der Ordnung oder Unordnung der Dinge, die wir geſehen haben, ſtanden dieſe, wenn ihr mir den Ausdruck wollt gelten laſſen, auf dem Kopfe. Um ſie nun auf die Füße zu bringen, darf man ſie nur umkehren.

Und wie das? fragte Lindau.

Ganz einfach, antwortete Herlet, ſelbſt buchſtäblich. Ich hab' es ſchon oft geſagt. Als der Sohn des übermüthigen, aber gar nicht dummen Tarquinius von dieſem ſich durch einen Boten Verhaltungsbefehle erbat, getrauete der Vater ſie nicht in Worten auszuſprechen. Er ging im Garten auf und nieder und ſchlug mit einem Stocke die Mohnköpfe ab, die ſich über die andern erhoben. Geh, ſprach er zu dem Boten, und ſage was du geſehen. Der Sohn verſtund den Vater und ließ die Pleonekten ſchlachten.

Entſetzlich! Herlet, und das wäre dir Ernſt?

Nun ſo erlaubt mir die Frage: was euch Ernſt iſt? Hätten es die Römer, lieber Lindau, wie dieſer Tarquinius verſtanden, ſie würden nicht, nach Stürmen und Kämpfen von Jahrhunderten, eines fürchterlichen Todes an den Patriziern geſtorben ſeyn. Soll euch der Marder nicht die Hühner freſſen, dann ſchafft ihn weg, wenn ihr es anders nicht verſteht, ihn zu dem hühnerfreundlichen Grundſatze zu bekehren, das Leben der Hühner wie das ſeinige zu achten. Opfert den Adel dem Volke, oder dieſes jenem auf; es giebt kein Drittes. Ihr wollt vermitteln und verſöhnen! Verſucht es und lehrt mich auch das Kunſtſtück, das Widerſprechende zu einem ſchönen Ganzen zu verbinden. Ihr glaubt, ich ſey von Natur grauſam und vergnüge mich am Blutvergießen. Dem iſt nicht ſo. Ich ſage euch nur, daß, wenn ihr in ein Haus wollt, das verſchloſſen iſt, euch nichts übrig bleibt, als die Thür oder ein Fenſter einzuſchlagen. Ihr wollt das nicht, weil es euch unerlaubt oder unanſtändig ſcheint? Gut! ſo ſollt ihr auch wiſſen, daß es überhaupt thöricht iſt, in das verſchloſſene Haus zu wollen.

Ich verdenke dem Adel ſeine adelichen Geſinnungen auf keine Weiſe. Er iſt ſo, und kann nicht anders ſeyn.

Ein Edelmann, als ſolcher geboren und erzogen, der ſich von höherer Natur glaubt als das gemeine Volk, das Gott zu ſeinem Dienſte geſchaffen hat, will das Erbtheil, welches ihm ſeine Väter hinterlaſſen, auch ſeinen Kindern wieder ungeſchmälert überliefern. Er hat nie eine andre als dieſe Sprache gehört; mit dieſen Vorſtellungen und Begriffen iſt er aufgewachſen, ſie ſind durch die Umgebungen und alle Gewohnheiten ſeines Lebens Eins mit ihm geworden. Wie! und ihr wollt und hofft, daß er mit williger und aufrichtiger Seele ſelbſtmörderiſch Hand an ſich lege, den beſſern Theil ſeiner ſelbſt vernichte? Das kann er nicht, wenn er etwas taugt. Wer ſolches über ſich vermag, muß hoch über dem Menſchen, oder tief unter ihm ſtehen; wir wollen weder das eine noch das andre von ihm glauben. Den Adel verdammen, weil er Adel iſt, hieße es dem Mohren übel nehmen, daß er ſchwarz gefärbt, dem Waſſer, daß es flüßig iſt. Darum hoffe aber auch kein Verſtändiger, daß ein gütlicher Vergleich den Streit je ende. Bei dieſer Stimmung der Menſchen, die tief in ihrer Natur begründet, mit der Herzwurzel ihres Lebens verwachſen iſt, können nur Ereigniſſe, nie Verhandlungen zur Entſcheidung führen. Ein abgedrungener Vertrag iſt nur ein Waffenſtillſtand, der ſo lange gehalten wird, als man ihn ohne Gefahr nicht brechen kann. Jeder ſieht in ſeinem Verluſte nur die Wirkung des Betrugs oder der

Gewaltthätigkeit ſeines Gegners, und demnach ein ihm zugefügtes Unrecht, das er wieder gut zu machen, wo nicht gar zu rächen hat. Dem privilegirten Menſchen will ich darum nicht übel; er iſt durch ſeine Verhältniſſe gegen den Bürgerlichen ſo geſtellt, daß einer fallen muß, dieſer oder jener. Kämpfen ſie alſo ihre Sache aus, wenn ſie verſtändig ſind, in ehrlichem Kampfe, ohne Haß und unanſtändiges Gezänke! Wie wir aber die Sache treiben, ohne beſtimmten Plan und Zweck, dem Bedürfniſſe des Augenblicks nachgebend, den Grundſätzen, Konvenienzen und Umſtänden zugleich huldigend, um es Allen und doch Niemand recht zu machen, von einem Aeußerſten aufs andre überſpringend, heute den Adel mit Wuth verfolgend, morgen ſich mit ihm verſöhnend, auf dieſe Weiſe, behaupte ich, drehen wir uns im St. Veitstanze der Revolution wie Raſende herum, bis wir erſchöpft zu Boden ſinken. Stehen wir wieder auf, dann geſchieht es mit dem alten Uebel, und aus unſrer Müdigkeit wollen wir und Andre ſchließen, wir hätten unendlich viel gethan, weil wir uns unendlich angeſtrengt; es iſt aber nichts. Wollten wir etwas thun, dann müßten wir unſre Revolution zur Sache der Mißhandelten, Zurückgeſetzten und Mißvergnügten aller Staaten machen, uns allenthalben mit dem dritten Stande, unſerm natürlichen Alliirten, verbinden, kein Volk bekriegen, das die Grundſätze der Revolution angenommen, unabänderlich feſt an der neuen Ordnung der Dinge halten, und nie und nirgends, ſelbſt wenn wir ein Cannä gehabt, mit der alten kapituliren.

Das Alles, erwiederte Lindau, iſt, wie gar Vieles in der Welt, gar leicht geſagt, und ſchwer gethan. In der Idee halten weder Berge noch Ströme auf, und über dieſe legt, im Nothfalle, der Pater Joſeph ſeinen Finger als eine Brücke. Du pflegſt alle menſchliche Angelegenheiten wie ein Rechnungs-Exempel zu behandeln; aber das thut ſich gerade in den wichtigſten Verhältniſſen des Lebens am wenigſten. Der Menſch iſt keine Kempele'ſche Schachmaſchine, bei der die Züge berechnet ſind. Wir haben Gemüth, Leidenſchaften, Neigungen und Launen. Daß Gleichheit herrſche, wo der dritte Stand die andern vernichtet hat; daß Freiheit gegeben und geſichert ſey, wenn das Geſetz, ein Ausfluß des allgemeinen Willens Alle gleich verbindet, das, lieber Freund, iſt in der Anwendung nicht ſo richtig, wie dein zweimal Zwei ſind Vier. Folge der Revolution von ihrem Entſtehen bis auf dieſen Tag, wo ſäheſt du deine Grundſätze, auch wenn ſie unbeſtritten angenommen wurden, in der Wirklichkeit von den erwarteten Reſultaten gekrönt?

Ich liebe das Volk gewiß wie Wenige, weil Wenige, wie ich, ihm durch alle Verhältniſſe des Lebens angehören. Ich liebe die Freiheit, und glaube genug von euch gekannt zu ſeyn, daß mir der Beweis erlaſſen iſt. Imdeſſen quälen mich zu Zeiten Zweifel und Bedenklichkeiten folgender Art: Die Tyrannen, ſagt man, hätten dem Volke ſeine Freiheit geraubt, die Prieſter hätten es darum betrogen. Muß es aber nicht Tyrannen und Prieſter gegeben haben, ehe ſie berauben und betrügen konnten? Wer aber hat ſie geſchaffen, that es nicht des Menſchen ſklaviſcher Sinn, ſeine Feigheit und ſein Aberglauben? Die Geſchichte von ſechs Jahrtauſenden mag übrigens auch beweiſen, wie die Völker ihre Freiheit zu bewahren wiſſen. Iſt für den großen Haufen die Religion je etwas anders als Aberglauben und Götzendienſt? Iſt ſeine Freiheit nicht faſt immer Ausſchweifung und Mißbrauch ſeiner Kraft? Das Heiligſte und Höchſte zieht es gern in den engen Kreis ſeiner Leidenſchaften, Bedürfniſſe und Neigungen herab, und erniedrigt es zum gemeinen Dienſte ſeiner Begierden. Die Feſte ſeiner Freiheit ſind Luperkalien, Saturnalien, Faſtnachts- und Herbſtfeſte; die ſeiner Religion Prachtaufzüge, körperliche Mißhandlung, Prozeſſionen und Schauſpiele; ſeine Heiligen Anachoreten und Büßende; ſeine Helden Bonzen und Mönche; ſeine Aerzte Quackſalber und Marktſchreier; ſeine Sachwalter Winkeladvokaten und Straßenredner. Es hat den Erlöſer gekreuzigt, gegen die Grachen gewüthet, die ſeine Freunde waren, wenn es deren je hatte, die Vertheidiger ſeiner Rechte und Intereſſen mit Hohn geopfert und ſeine ſchändlichſten Betrüger im Triumphe aufgeführt. Ich bitte euch, die Revolution nur flüchtig zu durchgehen!

Daraus aber gedenke ich nichts zu beweiſen, als daß es unſer erſtes und wichtigſtes Geſchäft ſeyn müſſe, das Volk zu bilden und im guten Sinne aufzuklären, die Verſtändigen und Guten aber ſich dem Berufe nicht entziehen dürfen, für es zu handeln, oft ſogar ohne alle Rückſicht auf ſeinen Tadel oder ſeine Billigung.

Laſſen wir indeſſen die Politik und kommen auf uns ſelbſt zurück!

Ich verkenne dich nicht, Herlot, ſprach Lindau ſanfter. Du biſt ein tüchtiger Menſch, brav, entſchloſſen und wohlmeinend. Manchmal iſt mir, als müßte ich dich bedauern, nicht wegen dem was du biſt, ſondern wegen dem, was du nicht biſt. Der Geiſt giebt wohl Grundſäze, und aus ſeiner Tiefe heben wir der Wiſſenſchaft reiche Schäze; doch kommt auch Wahrheit, und zwar die höchſte aus dem Herzen. Das Herz nur giebt den Schlüſſel zu der Hieroglyphe unſres Lebens und löſet uns das Räthſel unſrer Beſtimmung. Der Verſtand macht aus einem konſequenten Menſchen ſo leicht, oder noch leichter einen Catilina als einen Regulus, und alle Gründe für und gegen genau erwogen, iſt Cromwell ein beſſrer Redner als Algernon Sidney. Die den Menſchen einzig in dem Verſtande finden, kennen nur ſeine Hälfte, und vielleicht nicht einmal die beſſre. Solche Halbmenſchen, die

Kraft und Willen haben können, dürfte man vielleicht den Zentauren ähnlich finden. Zum ganzen Menſchen fehlt ihnen, was ſich ſchwer erklären läßt, aber doch den Unterſchied macht zwiſchen einem Scipio und Pyrrhus, zwiſchen einem Epaminondas und Hannibal. Es giebt Menſchen, die das Schickſal in einer grauſamen Laune ſich zum Spielwerk auserſehen zu haben ſcheint, die nie ein Erfolg belohnt, und die im Elend groß und im Unglück glücklich ſind. Woher dieſer Widerſpruch, wenn es nichts Höheres und Größres gäbe als das Glück und den Erfolg? Du ſchätzeſt nur die Frucht; und doch ſuchſt du ſie vergebens an dem nackten Baum, und ohne Blätter und Blüthen, wären dieſe auch übrigens ganz werthlos, trägt er keine. Du biſt nicht ohne Gemüth; doch iſt's bei dir noch ein verſchloſſenes Organ. Fällt der Strahl vom Himmel zur rechten Zeit auf die Knoſpe, dann entfaltet ſie ſich auch zur Blume. Ja, einſt wirſt du fühlen, daß ſich im Leben nicht alles mit der ſtrengen Wiſſenſchaft, am wenigſten aber mit der Arithmetik oder Algebra abthun läßt. Du wirſt einmal glücklich und darum ſchon viel weiſer ſeyn, ſelbſt mit weniger Wiſſenſchaft. — Die letzten Worte ſprach Lindau, indem er ſich vom Pferde zu Herlot hinüberneigte und ihm freundlich auf die Schulter klopfte.

Herlot ſah ſeufzend vor ſich nieder. Thränen fielen ihm aus den Augen, die er ſchnell verwiſchte. Ja, ſagte er, indem er Lindau die Hand reichte, du biſt ein lieber Menſch, und ich will dir gut ſeyn und bleiben, wenn ich auch dich und Deinesgleichen Alles verderben ſehe. — Nachdem er einige Augenblicke in ſich verloren geſchwiegen hatte, fuhr er fort: Es iſt wahr, ich ſtehe recht einſam in der Welt, von allem Lebendigen gleichgültig umgeben, oder gar feindlich abgeſtoßen. Ich habe weder Vater noch Mutter gekannt und mit einer jüngern Schweſter nur wenige Jahre der Kindheit gelebt. Die Liebe hat mich nicht ins Leben eingeführt; keine verwandte Seele hat in einer verwandten Sprache mich angeſprochen, kein verwandtes Herz hat das meinige, Liebe gebend und Liebe nehmend, an ſich gezogen. Fremd iſt mir die Welt geblieben, in der ich als ein Fremdling lebe, und da nichts Näheres meine Gefühle in Anſpruch genommen, ſo haben ſie mit ihrer ganzen Stärke das ergriffen, was ſich ihnen zunächſt dargeboten: die gewaltige Bewegung der Zeit, das Vaterland, das mir Vater und Mutter, und Bruder und Schweſter geworden iſt. Ihm will ich nun auch leben, oder, wenn mir das glückliche Loos vergönnt iſt, recht gern für es ſterben.

Lindau drückte Herlot die Hand. Auf einem Fußpfade ging es nun ſchweigend fort, ohne daß wir wußten, wo wir uns befanden.

Der Donner hatte am Mittag ſchon ſeine Vorwachen auf die Gebirge geſtellt, und der Rauch ihrer angebrannten Feuer verhüllte die Gipfel derſelben, und richtete ſich in geraden Säulen gegen den Himmel auf. Die Luft war ſtill und ſchwül. Im Weſten ſtiegen ſchwarze Wolken, aus der Tiefe quellend, in die Höhe und rannen in eine ſchwarze Maſſe zuſammen. Matte Blitze reichten hinter der Erde in das düſtre Gewölk herüber, und der Donner griff jenſeits der Gebirge einige abgeriſſene, verlaufene Töne auf der großen Orgel des Welttempels, in welchem die Sonne als das ewige Feuer brannte, und die Erde ruhete unter ihr, wie eine fromme Prieſterin in ſtillem Gebete.

Wir gingen über die Anhöhe fort, indem wir einem gebahnten Wege folgten. Endlich entdeckten wir hinter einer doppelten Reihe von ſchlanken Pappeln und breitäſtigen Eichen ein einzelſtehendes Haus. Wir eilten, das nahe Wetter fürchtend, durch das fruchtreiche Feld, und kamen an ein offenes Gartenthor, das durch eine Kaſtanienallee nach einem Pavillon führte, den dichtes Buſchwerk halb verſteckte.

Das Gewitter hatte ſich drohend am weſtlichen Himmel aufgerichtet, und ſäete ſeine flammenden Blitze tief in die Nacht der ſchwarzen Wolken, und der Donner ging furchtbar, wie der Ruf zum Weltgerichte, über die erſchrockene Erde.

Es war unterdeſſen Abend geworden. Das dunkle Gewitter lag über der verhüllten Erde. Einige Zeit hielten wir unter einer Baumgruppe, die uns ziemlich gegen den Regen ſchützte. Bis ſich aber das Waſſer in Strömen vom Himmel ergoß, der Sturm die Pappeln faſt bis zur Erde bog und Blitze ſich blendend in der Nacht durchkreuzten, da entſchloſſen wir uns die Pferde mit den Knechten zurückzulaſſen und uns in dem Landhauſe eine gaſtfreundliche Aufnahme zu erbitten.

Wir öffneten eine Doppelthür, die auf einen langen ſparſam erleuchteten Gang führte. In dem ganzen Gebäude um uns herrſchte eine tiefe Stille, und wir vernahmen nichts als die rollenden Schläge des Donners, das ziſchende Sauſen des Windes und den dumpfen Tritt unſrer Füße. Der Gang führte einige Stufen tiefer in einen zweiten, der noch dunkler war. Doch bemerkten wir in der Ferne Licht und hörten vernehmlich ſprechen. Wir näherten uns behutſam der lichten Stelle, und fanden daß es ein leicht verhülltes Fenſter eines geräumigen hell beleuchteten Saales war, in welchem an dreißig Männer verſammelt ſeyn mochten, die wir aber nicht unterſcheiden konnten. Einer derſelben, der ſeine Stelle unter den Nächſten am Fenſter hatte, trug das Ordenskleid eines Kapuziners oder Franziskaners. Die Uebrigen waren, einige Offiziere ausgenommen, in bürgerlicher Kleidung. In ihrer Mitte ſprach von einer erhöheten Stelle einer zur Verſammlung. Wir wußten nicht, welchen Entſchluß wir nehmen ſollten und blieben überraſcht und verlegen ſtehen, indem wir uns bei den Händen faßten. Der Redner mag ungefähr folgendes geſprochen haben:

»Vor Allem, meine Freunde, brauchen wir Weisheit und Gerechtigkeit, und Muth, um dieſe Gerechtigkeit zu üben gegen jede Art von Willkühr und Betrug, woher ſie auch kommen möge. Wir müſſen uns vor der Täuſchung bewahren, die der Zeit lieb geworden iſt, und den Aberglauben zerſtören, er ſuche die Fürſten zu verführen, oder das Volk zu bethören. Darum erwartet Ihr auch nicht, daß ich Oel gieße in die Flamme des Völkerhaſſes, Zwietracht blaſe in den Aufruhr feindſeliger entfeſſelter Elemente, und das verworrene Schlachtgeſchrei gereizter Leidenſchaften und Intereſſen noch verwirre durch mein Schreien. Den Kampf blinder Leidenſchaftlichkeit endet nur Ermüdung, den roher Kräfte der Sieg der roheſten Kraft. So wird es ſich dann auch bei uns entſcheiden, wenn nicht die Stimme der Wenigen Gehör findet, die da ſagen, der Menſch werde frei, mehr durch die Erkenntniß ſeiner Pflichten als ſeiner Rechte; denn dieſen dürfte er, zum Vortheil Andrer, ſo viel er will, vergeben, jenen aber, zu ſeinem Vortheil, nichts.

»Der Staat, der keine Rechtsverhältniſſe mit andern Staaten anerkennt, iſt nur eine große Räuberbande; und wäre es das mazedoniſche Reich, es ſtünde nicht höher als der Bund der Flibuſtier. Darum giebt es auch etwas Größeres und Heiligeres als den Staat, nämlich das, warum er ſelbſt da iſt, damit er es bewahre und erhalte: den Menſchen, ſeine Rechte und ſeine Würde. Wo Vernunft und Recht gelten, da iſt darum auch des Menſchen wahres Vaterland. Den Boden, auf dem ſie nicht gelten, mag das Andenken an unſre Väter und an unſre Kindheit heiligen; als Vaterland lieben wir ihn nicht, weil wir als Staatsbürger nicht gleich Söhnen im väterlichen Hauſe, ſondern gleich Knechten eines Herrn in unauflöslichem Dienſte gelten.

»Was wir ſo oft Vaterlandsliebe nennen hören, iſt bei Vielen zum bedeutungsloſen Ausdruck geworden, wie wir denn überhaupt bei unſrer Bildung durch Wort und Schrift die Zeichen mit der Sache zu verwechſeln uns gewöhnen. Wie, wenn der Staat, wie es ſo oft geſchieht, ſeine Grenzen zuſammenzieht oder auseinanderrückt, kann meine Liebe gleichen Schritt mit ſeinen Verträgen und Friedensſchlüſſen halten? Wenn die Politik Länder tauſcht, Fürſten wechſelt, Provinzen abnimmt und zuſetzt, ſoll meine Neigung auf gleiche Weiſe wechſeln, ſich ausdehnen und zuſammenziehen? Wir treiben nur Spott mit Worten und Redensarten, die als vollwichtige Münzen ſonſt in Umlauf waren, jetzt aber ohne Gepräge und von der Münze ſelbſt verrufen, als Schauſtücke belehren und unterhalten können, aber keinen Kurs mehr haben. Wenn der Wilde nur das Land kennt, das ihm das Leben gab, und für Feind und Fremdling nur ein Wort und einen Begriff hat, dann iſt das ſehr natürlich, weil mit den Grenzen ſeines Landes ſeine Welt und ſein Leben geſchloſſen iſt. Verhält es ſich ſo mit uns? Von dem Feuer, das wir aus Griechenland und Rom erhielten, empfing das Abendland Licht und Wärme. Unſre Jugend richtet ſich an ihren unerreichten Muſtern auf, und aus ihren reinen Quellen ſchöpft ſie die erſten Züge zur Stärkung des geiſtigen Lebens. Wem verdanken Wir das Beſte, was wir ſind, das Edelſte, was wir haben? Nicht uns ſelbſt, ſondern den Fremden der Mit- und Vorwelt. An dem Strahle, den wir aus der Ferne zu uns geleitet, ſonnet ſich unſre Zeit. Die heilige Lehre, die wir göttlich nennen, weil ſie den Menſchen in dem Menſchen, und in jedem den gleichgebornen Bruder, den Sohn deſſelben göttlichen Vaters ehrt, kam aus dem Schooſe des verachtetesten Volks. England hat in den deutſchen Wäldern das Vorbild ſeiner ſchönſten Inſtitutionen gefunden, das für uns ſelbſt verloren ging. Soll ſich England derſelben als einer fremden Erfindung ſchämen, oder Deutſchland aus gleichem Grunde deſſen Geſchwornengerichte und Parlamentsform verſchmähen, wenn ſie ihm dienen können?

»Thörichte Eigenliebe iſt es, die nur billigen will, was das Vaterland erzeugt. Alles Treffliche der Erde iſt ein Gemeingut, wie die trefflichen Menſchen auf ihr nur eine Gemeinde bilden. Gewiß gehören ſich Sokrates und Rouſſeau, Titus und Heinrich IV., Phocion und Kosciusko als nähere Verwandte an, als Tauſenden ihres Volks und ihrer Zeitgenoſſen. Keine Nation iſt noch durch ſich geworden, was ſie war, ſo wenig als der einzelne Menſch. Montesquieu, Tacitus, Herder, Pope und Plato zählen in den fernſten Zeiten und Ländern ihre Freunde, mit denen ſie verwandter ſind, als mit Vielen von denen, welche die Natur ihnen als körperliche Verwandte gab. Die ganze Menſchheit iſt Eines, und was ſie thut und lehrt, erfindet und verbeſſert, ihre Weisheit wie ihre Irrthümer, ihre Tugenden wie ihre Laſter erben ſich durch alle Jahrhunderte und Generationen als ein ewiges Vermächtniß fort. Bewahren wir uns alſo vor dem herzloſen Geiſte unſrer Zeit, der gemüthlich zu ſeyn glaubt, weil er ſelbſtſüchtig iſt. Er weiß von nichts als von Beſchränken, Abſondern, Trennen, Nöthigen und Verbieten. So will er den Völkern Karakter, dem Gemüthe Glauben, und dem Wohlſtande Gedeihen geben. Sogar das gute Beiſpiel verkehret er zum ſchlechten Muſter. Luther hat für ſeine Ueberzeugung geſtritten; ſeine Anhänger ſtreiten für das Lutherthum. Der Welterlöſer empfing den Tod am Kreuze, Sokrates durch Gift — für die

Wahrheit. Sie aber, die Weiſe ſeyn wollen und Chriſten, geben den Tod, um Wahrheit zu verbreiten.

»Ja, meine Freunde, das Höchſte und Größte in dem Menſchen iſt der Menſch, und was ihn befreundet mit dem Menſchen, was ihn beſſert und bildet, aufrichtet und glücklich macht, iſt vom Guten; vom Böſen aber, was ihn dem Menſchen feindlich gegenüberſtellt, was ihn herabwürdigt, demüthigt, feig, niederträchtig und unglücklich macht. Welche Heroen ehren wir mit göttlicher Verehrung? Die, welche für die Menſchheit und was ihr heilig iſt, gekämpft, gelitten, und ſelbſt da geſiegt haben, wo ſie ihren Feinden unterlagen, Chriſtus, Cato, Sokrates; die Märtyrer und Helden des Rechts, der Wahrheit, Tugend und Freiheit. Die für die Beute von Veji ſtritten, für die Zerſtörung Karthagos und die Unterwerfung Galliens, waren auch Helden, aber nur römiſche.

»Unſre Lehrer wollen das abgeſtorbene Herz durch den Strahl des Haſſes und der Rache zum Leben entzünden. Ein ſolcher Same muß gleiche Früchte bringen. Sie wollen unſre Stärke auf die Schwäche unſrer Natur gründen, auf Selbſtſucht, Eigennutz und Eigendünkel, und gedenken zu ſchaffen und zu erhalten mit dem, was allenthalben nur zerſtört. So bringt man es dann höchſtens zur Größe von reißenden Thieren, denen es auch an Muth nicht fehlt, und wir erziehen, wenn uns das

Werk gelingt, wohl einen Coriolan, der das Vaterland ſich aufopfert, aber keinen Regulus, der ſich dem Vaterlande zum Opfer bringt. Herrſchen wollen ſelbſt die Beſſern unter uns, genießen und ſich geltend machen, da unſre wahre Größe doch in der Selbſtbeherrſchung beſteht, in der Entſagung und Anſpruchloſigkeit. Bei uns wäre jener Spartaner ein Thor, der den Göttern dankte, daß ſo viele beſſere Bürger ihn entbehrlich machten, als ihm ein Amt verſagt wurde, um das er gebeten hatte. Jetzt würde jeder Vorzug, auch einem Würdigern zugeſtanden, eine kränkende Zurückſetzung für alle Mitbewerber ſeyn.

»Das iſt der Geiſt, der unſre Zeit bewegt. Freiheit will Jeder, aber nur für ſich, und in ſolchem Maße, daß Andern nichts übrig bliebe als Sklaverei. Ihr Reich gedenkt er durch die Mittel der Tyrannei zu begründen, und die Duldung durch Inquiſitionen einzuführen. Heute bekehrt die Republick die Verirrten und Irrenden zu ihrem Glauben mit permanenten Guillotinen, Kartätſchen und Noyaden; morgen thut die königliche Legitimität ein Gleiches mit Kriegs- und Prevotalgerichten. So will Jeder das Wahre, Gute und Rechte, erkennt aber nur, was ihm frommt, für wahr, gut und recht. Das Reich der Freiheit in dieſem Sinne kann alſo erſt dann vollendet daſtehen, wenn jeder Widerſtand aufhört, jeder Widerſpruch ſchweigt. Das iſt die Freiheit und der Glaube, mit denen die Fanatiker die Welt immer beglücken wollten, von den Juden bis zu den Spaniern, von dem Brande der Alexandriniſchen Bibliothek durch den groſsen mahomedaniſchen Omar bis zum letzten Auto-da-fe durch kleine chriſtliche Omare.

»Die Menſchheit iſt ein Ganzes in der Zeit, wie die Erde im Raum. Kein Ring würde aus der unendlichen Kette von Weſen und Ereigniſſen genommen, ohne daß ſie ſelbſt ſich änderte. Was unſer Blick von ihr umfaßt, iſt eine Spanne auf dem Ozean. Welche Ernte die Ausſaat bringe, welche Frucht die That, können wir nicht wiſſen. Dem glänzenden Siegeswagen läßt das Schickſal oft die tiefſte Erniedrigung, wie der Sorgloſigkeit des Ueberfluſſes den Mangel folgen. Oft knüpft es an ein Bubenſtück glückliche Ereigniſſe und an eine Heldenthat Erniedrigung und Schande. Der ältere Brutus hat die Freiheit Roms befeſtigt, der jüngere ſeine Sklaverei. Was die deutſche Kraft und Ehrlichkeit ſich durch Anſtrengungen, Kämpfe, Blut und Noth in fünfzig Jahren kaum erringen konnte, erhielt England von der Liederlichkeit eines gewaltthätigen Königs beinahe umſonſt *).

---

*) Heinrich VIII. verlangte von dem Pabſte die Scheidung von ſeiner Gemahlin, Catharina von Spanien, um ſich mit Anna Boulen zu vermählen; und da ſie ihm verſagt ward, trennte er ſich und ſein Reich von dem römiſchen Stuhle, deſſen eifriger Vertheidiger er geweſen war.

»Darum ſoll der Menſch allenthalben und immer das Rechte thun, ohne nach dem unſichern Erfolg zu fragen. Nicht der Leidenſchaft und Begierde darf er folgen, die der Augenblick erzeugt und ſättigt, ſondern der ewigen Vernunft. Dieſe lehrt uns aber Mäßigung, die Wahrheit achten und das Rechte thun. Ihre Ausſprüche beſtätigt die Erfahrung, die uns zeigt, wie allenthalben der Uebermuth dem Glücke folgt, und dem Uebermuth der nahe Fall. Darum ſehen wir in der Geſchichte auch Gewaltthätigkeit nur Gewaltthätigkeit verdrängen. Der Starke empört durch den Mißbrauch ſeiner Stärke, der ſeinen Fall beſchleunigt. Löſet ihn aber der Schwache ab und wird ſelbſt der Stärkere, dann ſehen wir in ihm ſich daſſelbe Schauſpiel der Unmäßigkeit wiederholen, die ihm daſſelbe Loos bereitet.

»Seyen wir darum vorſichtig! Die Selbſtſucht und Eigenliebe verführen den Menſchen leicht zu dem Glauben, ihm ſey erlaubt, was er an Andern tadelt, ihm werde zum Vortheil dienen, was Andern Verderben brachte. Das Glück verläßt uns ſeltner, als wir ſelbſt uns in ihm verlaſſen.

»Die Dummheit, das Laſter und die Feigheit können vorübergehende Triumphe haben; aber nur das Genie, die Tugend und der Muth ſind eines dauernden Sieges gewiß. Lernen wir Klugheit durch die Fehler Andrer! Hüten wir uns vor der verderblichen Meinung, uns ſeyen, zur Erreichung unſres Zweckes, Mittel erlaubt, die wir an unſern Feinden tadeln! Wer glaubt, er dürfe eine gute Abſicht durch eine ſchlechte That erreichen, dem wird bald die ſchlechte Abſicht, weil ſie die ſeinige iſt, gut erſcheinen, und nichts mehr heilig ſeyn. Seht die Völker und Menſchen, in der Geſchichte, in dem öffentlichen, bürgerlichen und häuslichen Leben! Allenthalben findet ihr dieſe große, ſo oft verkannte Wahrheit beſtätigt: Eine gute Sache, die ein ſchlechtes Werkzeug braucht, höret auf gut zu ſeyn.

»Im Reiche der Natur iſt der Phönix eine Fabel. Aber die Tugend, die Wahrheit ſind dieſes wunderbare Geſchöpf, das aus der Aſche ſeiner ſcheinbaren Vernichtung mit friſcher Jugend zum kräftigern Leben wieder auferſteht. Es iſt der gewaltthätigen Willkühr oft gelungen, das Gute, bei ſeinem Entſtehen, in dem Blute derer, die es begünſtigten, zu erſticken; aber das Todesröcheln der Martyrer weckte neue Kämpfer, und aus dem Blute der gewürgten Opfer erhob ſich die reife Frucht des verloren geglaubten Samens.

»Die Wahrheit, das Recht und die Freiheit werden, nach hartem Kampfe, endlich ſiegen. Endlich ſage ich; denn ſchwerlich dürften wir Alle die Tage der Ordnung, der Ruhe und des Friedens erleben. Ich kenne wenigſtens die menſchliche Macht und Weisheit nicht, die ſolche ſchneidende Diſſonanzen, wie ſie die Gegenwart entzweien, in Wohllaute aufzulöſen fähig wäre. Das wird nur der Zeit gelingen und der Noth; der Zeit, die alles ſchafft und zerſtört; der Noth, die zu dem Schach und zum Bettler dieſelbe Sprache ſpricht und keinen Widerſpruch verträgt. Nicht als hielte ich Rettung für unmöglich. Keineswegs; ſie wäre ſogar leicht, wenn Menſchen aufhören könnten, menſchlich zu verlangen, ſich menſchlich zu täuſchen und täuſchen zu laſſen. Was wir geſehen haben, läßt uns auf das ſchließen, was wir ſehen werden! Die retten können, wollen nicht; die es wollen, können nicht.

»An gefälligen Helfern fehlt es freilich nicht; da aber Jeder an jedem Schuh verbeſſert, wo ihn der ſeine drückt; ſo paßt er natürlich zu keinem Fuße mehr. Der verſchreibt Aufklärung, Jener Dummheit. Wir ſehen aber, daß es dumme Völker nicht beſſer, ſondern nur plumper machen. Am Mangel an Aufklärung mag es auch nicht liegen; nur ſcheint der Geiſt, was er erwirbt, der Schlechtigkeit des Herzens als Verſtärkung zuzuführen. An Verſtand und Wiſſen hat es den Coryphäen unſrer Zeit wahrlich nicht gefehlt, aber wohl an dem, was einen Ariſtides, Curius, Fabricius, Antonin und Scipio von einem Themiſtokles, Sulla, Marius, Alexander und Cäſar unterſcheidet. Allerdings kann die Aufklärung uns retten, aber nur die, welche uns zu Menſchen macht.

»Ja, meine Freunde, ich mag es nicht verbergen: die nächſte Zukunft liegt vor mir, wie ein Land, das mit allen Schrecken der Vernichtung um ſeine Erhaltung kämpft. Mit Schaudern wende ich mich gegen den tiefen finſtern Abgrund. Mir iſt, als hörte ich in ihm das Brauſen eines gewaltigen Stromes, der in ſeinen wilden Gewäſſern geſegnete Ernten, Städte, Reiche und Völker [illegible] ſich fortreißt. Gebete des frommen Glaubens und Flüche der Verzweiflung, Klagen und Seufzer der Menſchen ſteigen aus ihm zum Himmel auf, von dem aber kein Stern freudiger Hoffnung der jammernden Erde zulächelt. Ja, wir ſehen einer ſchweren, furchtbaren Zeit entgegen. Die in zwanzig Jahren leben, mögen mich Lügen ſtrafen, wenn es dem nicht ſo iſt.

»Ich habe den Ehrgeiz nicht, die Zahl der Propheten vermehren zu wollen, die nichts als Unheil und Verderben ſehen; nur der Meinung bin ich, daß der Weg, auf dem wir gehen, unvermeidlich dahin führe. Möge eine glückliche Zukunft meine Eigenliebe dadurch kränken, daß ſie meine Ahnung ſiegreich widerlegt! Sollte ſie indeſſen Wahrheit werden, und wir den Strom nicht einzudämmen vermögen, daß er ſich friedlich halte in ſeinem Bette; können wir die raſende Flamme nicht beſchwören, die ſich gierig fortwälzt von der Hütte zum Palaſte, und Dörfer und Flecken und Städte ergreift, dann wollen wir wenigſtens retten helfen, was groß und heilig war und ſeyn wird, ſo lange es Menſchen gab und giebt, da Franzoſen, Engländer und Deutſche noch nicht waren, und wann ſie auch nicht mehr ſeyn werden: Wahrheit und Recht; Wahrheit, die nichts anders iſt, als des Menſchen Ueberzeugung; Recht, das Andern zugeſteht, was wir für uns verlangen. Uebernehmen wir darum feierlich die Verpflichtung, noch weniger ein Unrecht zu thun, als zu ertragen, und finden wir in der Welt Vieles zu tadeln und zu beſſern, dann machen wir den Anfang mit uns ſelbſt; das wird unſern Beruf und die Reinheit unſers Willens am ſicherſten bewähren.

»Wir ſind ſchwach an Zahl; aber ſtark iſt unſre Sache, und wir ſelbſt werden es ſeyn durch Muth und Eintracht. **Skilurus** hatte achtzig Söhne, die er um ſich verſammelte, als er die Nähe des Todes fühlte. Einem nach dem Andern überreichte der Greis ein Bund von achtzig Pfeilen mit dem Erſuchen, es zu zerbrechen. Alle, auch die Stärkſten, ſtrengten vergebens ihre Kräfte an. Da nahm der Alte die Pfeile einzeln, und gab ſie den Kindern, damit jedes den ſeinigen zerbreche. Alle, auch die Schwächſten, thaten es mit Leichtigkeit. **Seyd wie das Bund Pfeile**, ſprach der Vater, **und ihr werdet ſtark ſeyn.** Seyd, wie das Bund Pfeile, Ihr, denen Recht, Vernunft und Wahrheit am Herzen liegt, und Ihr werdet ſtark ſeyn.«

Da der Redner geendet hatte, trat er in den Kreis zurück. Es herrſchte eine lange tiefe Stille. Das Bild der Zukunft ſtand ernſt und düſter vor ihrer Seele; doch faßten ſich die Hände in dem Gefühle des Bedürfniſſes einer engern Verbrüderung in der tiefbewegten, unſicher ſchwankenden Zeit.

Die Stille unterbrach ein Andrer, der einen Becher mit den Worten ausgoß: Dem Weltgeiſte! Dann ſprach er laut und feierlich Pope's Gebet:

Vater Aller! Alle Erdenkreiſe,
Alle Zeiten ehren dein Gebot:
Hordenwilde, Heilige und Weiſe
Nennen Zeus dich, Jovah oder Gott. u. ſ. w.

Alle ſprachen das Gebet nach, und da es geendigt war, ging der Becher von Hand zu Hand. Dann ſprach ein Dritter den Hochgeſang der Freude, den Schiller in einer geweiheten himmliſchen Stunde geſungen, mit Begeiſterung.

Nach der Strophe:

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Bei den Worten: Schließt den heil'gen Zirkel dichter, waren ſich Alle näher gekommen. Die Arme öffneten ſich, und an jedem Herzen ſchlug ein verwandtes Herz. So ſey es! rief eine Stimme: Heilig ſey uns der Schwur, uns und der heiligen Sache der Menſchheit treu zu bleiben. Alle erhoben die Hände zum Himmel und ſchwuren.

Da ſchloß ſich der Kreis aufs Neue um den Redner, und dieſer ſprach:

»Der Zweck dieſer Verſammlung iſt erfüllt, und die nächſte Stunde wird ſie zerſtreuen. Werden wir uns wiederſehen zu derſelben Feier an dieſer Stelle? Mit welchen erfüllten oder getäuſchten Hoffnungen werden wir uns wiederſehen? In einem Jahre liegt jetzt vielleicht die Entſcheidung auf Jahrhunderte. Der hohe Strom der Zeit zieht immer weiter, bald in brauſenden kochenden Wogen, bald in ſtiller Klarheit, und trägt die lebendige Gegenwart mit ihren Völkern und Geſchlechtern in das todte Meer der Ewigkeit. Was kommen wird, wer mag das ſagen? Des Menſchen Blick reicht nicht vom Morgen bis zum Abend. Doch laſtet ein banges Vorgefühl auf unſrer Bruſt. — —

»Was aber auch kommen mag, halten wir an unſrem Glauben! Je größer die Noth der Zeit ſeyn wird, deſto enger und feſter ſey unſer Bund. Unſer Geiſt bleibe den falſchen Lehren, unſer Gemüth der thörichten Anmaßung der Gegenwart verſchloſſen. Der Haß der Völker iſt ein Werkzeug ihrer Unterwerfung. Theile, um zu herrſchen, iſt das ganze Geheimniß der Tyrannei. Frankreich war am größten, da in der Sache ſeiner Bürger jeder andre die ſeinige wiederſtand. Es aber unterlag und mußte unterliegen, ſobald ſein Volk den andern Völkern feindlich gegenüberſtand. So wird die Revolution ſcheitern, die durch fremden Einfluß und des Volks Verderben aus einer ſegenbringenden Freundin der Menſchheit ſo oft eine blutgierige Megäre ward. Wo ſich Vortheile, Leidenſchaften und Begriffe bekämpfen, braucht der Krieg einen Anführer, und der Sieg giebt einen Herrn. Die Sklaverei muß ſo lange währen, als die Zwietracht, und die Freiheit kommt nur mit dem Frieden. Durch Unterwerfung Anderer bereiten wir die eigne. Wer mehr will, als ihm gebührt, unterzeichnet die Akte, die ihm auch nur auf Weniger Anſpruch giebt, ſobald Andre vermögen, das Mehr ſich zuzueignen. Das Recht allein begründet die Freiheit und den Frieden. Die Völkerhaß und Völkerkämpfe für Mittel halten, den vaterländiſchen Sinn und Geiſt zu ſtählen, beſchleunigen durch ein augenblicklich erhöhetes Leben den Tod. Jener Scipio war ein großer Mann, der in dem höchſten Glück des Vaterlands ſeinen nahen Fall beweinte. Der Sieger ſelbſt ſah die gewaltige Carthage mit Wehmuth in Schutt und Trümmer fallen; denn ihn ſprach der Genius Roms weiſſagend und warnend aus den Flammen an. Doch hörte der Stolz und die Selbſtſucht lieber Cato's Rath; dieſer

Univ. Bibl.
München

galt für einen vaterländiſch geſinnten Mann, weil er den römiſchen Geſinnungen ſchmeichelnd entgegenkam.

»Wir ſind nicht weiſer und nicht beſſer. Keine Erfahrung hat noch die Thorheit klug gemacht und die Begierde mäßig. Die Leidenſchaft will nicht Belehrung, ſondern Befriedigung. Darum iſt meine Hoffnung ſo klein. Uns beſtimmt die Noth des Augenblicks, und haben wir uns mit dieſer abgefunden, dann glaubt unſre Weisheit, das Höchſte ſey gelungen. Den Hunger oder die Sättigung der Gegenwart nimmt der Menſch gern für den bleibenden Zuſtand der Zukunft. Auch der Gebildete noch gleicht dem Wilden, der am frühen Morgen ſein entbehrlich gewordenes Nachtlager für einen Branntweinrauſch verkauft, als werde die Sonne, iſt ſie einmal aufgegangen, nicht wieder untergehen.

»Was haben wir gelernt, wir, die Jahre ſahen wie die von 1789 bis 1796? Den gewöhnlichen Menſchen führt die Luſt zur Sünde, und die Erſchöpfung zur Reue. Mit der alten Kraft kommt immer die Verſuchung wieder, ſie zu mißbrauchen; ſo iſt unſre Beſſerung nur ein Werk der Schwäche, und der Starke glaubt zu dürfen, was er kann. Daß Tauſende im verwegenen Spiele Bettler geworden ſind, das ſchreckt den Spieler nicht; er ſetzt ſeine letzte Habe an die Hoffnung des großen Looſes, und was Tauſenden nicht geworden, meint er, müſſe ihm werden, der nicht iſt wie Tauſende.

»Dieſe Betrachtung, meine Freunde, läßt uns wenig hoffen. Selbſt unſre Rolle, die wir freiwillig und mit Ueberlegung übernahmen, iſt ſo mißlich als undankbar. Wenn die Schlachtreihen ſich wuthentflammt einander gegenüberſtehen, iſt Beiden das Wort des Friedens Hochverrath. Da jeder der beiden Theile nur haben und nicht geben will, verdirbt es der mit allen beiden, welcher glaubt, man müſſe auch geben um zu empfangen, und die Pflichten ſeyen ſo heilig als die Rechte.

»Wir ſprechen von Mäßigung und Recht. Davon will nur der Unterdrückte hören, der Starke nie, der unterdrücken kann. Erſt wenn ihm Gewalt entgegentritt, wird er beſonnen. Die Grenzen ſeiner Anſprüche findet er in ſeinem Unvermögen, ſein Wille geht ſo weit als ſeine Kraft. Nicht Recht und Menſchlichkeit konnten die Schweiz, die Niederlande, die vereinigten Staaten und Frankreich erlangen, da ſie baten. Dazu wollte man ſich nicht verſtehen, zu geben, als man noch verſagen konnte, und die Gabe ein dankbares Gemüth gefunden hätte; nein, man opferte, was ſich nicht mehr halten ließ, und unterhandelte mit dem Trotze als mit ſeines Gleichen, nachdem man die beſcheidene Bitte trotzig abgewieſen hatte. Dem unglücklichen Unterthan ward Nichts zugeſtanden, dem glücklichen Feinde Alles; und ſo zeigte man den Weg zum Herzen der Gewalt. Eine verderbliche Lehre! Der Bitte hatte man nicht nachgegeben, um ſich dem Gebote zu unterwerfen. Das leichtere Geſetz mag ſich der Menſch nicht ſelbſt geben, um das ſchwerere zu empfangen.

»Was werden wir vermögen, wo nur die rohe Kraft geachtet wird, nur die eiſerne Noth Gehorſam findet? wo wir das ewige alte Schauſpiel ſich erneuen ſehen, daß die phyſiſche Gewalt entſcheidet, worüber es nur der Weisheit und Gerechtigkeit zuſteht zu erkennen?

»Wir ſind am Vorabend einer pharſaliſchen Weltſchlacht, durch die entſchieden wird, ob wir der Willkühr — Eines, Mehrerer oder Vieler, thut nichts zur Sache — oder dem Geſetze unterthänig ſind. Aber nicht das Schwert allein wird dieſen Kampf entſcheiden.

»Werden wir beſiegt, unterliegen Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit in dieſem Streite; wohlan! ſo bleibt uns noch eine Freiſtätte in einer andern Welt, als wo ſie Cato ſuchen mußte. Gott iſt mit uns und unſrer Sache!«

Der Redner ſchwieg. Ein Blitz fuhr ziſchend durch die Luft und ein Donnerſchlag ſtürzte ſich ihm praſſelnd nach. Wir nehmen die Vorbedeutung an, rief er dann, indem er die Hände gegen den Himmel erhob; und die ganze Verſammlung folgte dieſer Bewegung.

Es entſtund ein Geräuſch in dem Saale, das uns anzukündigen ſchien, die Geſellſchaft werde auseinandergehen. Wir zogen uns alſo ſchnell und auf demſelben Wege zurück, den wir dahingekommen waren, und bemerkten keinen Menſchen, bis wir uns wieder am Eingang ſahen, wo uns ein junger Mann mit zwei brennenden Armleuchtern in den Händen aus einer Thür entgegentrat. Es ſchien ihn nicht wenig zu befremden uns hier zu ſehen, und er blickte uns noch einige Zeit zweifelhaft an, da wir ſchon unſre Verlegenheit bei dem fürchterlichen Wetter und die Bitte an den Herren des Hauſes um freundliche Aufnahme vorgetragen hatten. Ohne zu antworten führte er uns in ein geräumiges Vorzimmer, ſtellte die Leuchter nieder und entfernte ſich. Wir ſahen einander erſtaunt an, ohne ein Wort zu ſprechen, und fürchteten ſogar, uns durch ſtumme Zeichen Winke zu geben, einen ſo wunderbaren Eindruck hatte, was wir geſehen und gehört, auf uns gemacht. Herlet ging mit ſtarken Schritten einigemal das Zimmer auf und nieder und wiederholte die Worte: Welch ein ſchreckliches Wetter! Dieſer gleichgültige Ausruf kontraſtirte ſeltſam mit ſeinem befangenen Weſen und ſeiner nachdenkenden Miene, die wohl bewieſen, daß ihn nicht gerade das Wetter beſchäftigte.

Endlich, nach einer guten Viertelſtunde, öffnete ſich eine Flügelthür. Ich glaube, daß uns Allen das Herz ſchlug. Ein ſchöner Mann, der vierzig Jahre haben konnte, kam freundlich mit der Entſchuldigung, daß er ſich ſo lange habe erwarten laſſen, auf uns zu. Ihm folgte — welche Ueberraſchung! — der Marquis de Nanteville. Das gab der Sache eine ſchnelle angenehme Wendung. Man erklärte und freute ſich, und nach einigem Hin- und Wiederreden wurden die Knechte mit den Pferden aufgeſucht und eingeführt, und wir ſahen uns als werthe Bekannte aufgenommen. Selbſt Herlot fand ſich recht gut in die ſonderbare Lage, in der er ſich Nanteville gegenüberſah. Wir erzählten das Abentheuer unſres Irrzugs von dem Nachmittag und was uns begegnet, ohne jedoch der Ankunft in dem Hauſe und deſſen, was wir da geſehen und gehört, mit einer Sylbe zu erwähnen. Auch war von allem dem den ganzen Abend nicht die Rede, ſondern das Geſpräch berührte leicht und angenehm verſchiedene, ſelbſt gleichgültige Gegenſtände. Unſer Wirth äußerte ſich, wo der Gang der Unterhaltung es ſchicklich machte, über die Angelegenheiten des Tags beſcheiden, aber freimüthig. Von Allem ſprach er mit einer Sachkenntniß und Beſtimmtheit, die uns in Erſtaunen ſetzten. Den Grundſätzen der neuen Republik ſchien er nicht abgeneigt.

Ich nehme Antheil an den Siegen Ihres Vaterlandes, ſagte er unter andern, und bedaure das arme Deutſchland. Doch, die fremden Mächte haben es ſo gewollt. Den Strom der Revolution, der aufgeregt und ſchäumend ſich in ſeinem Bette fortwälzte, haben ſie ſo lange eingedämmt, bis er zerſtörend über ſeine Ufer trat, und benachbarte Länder überſchwemmte. Der Thorheit gebührt gleiche Strafe mit dem Verbrechen; wir büßen ſie. Leider aber, fiel Lindau ein, büßen oft die, welche nicht geſündigt, die armen Völker, der friedliche Bürger.

Völker und Regenten, erwiederte unſer Wirth, ſtehen für Eins. Auch jene wollen es ſo. — Deutſchland iſt zerſtückelt und gelähmt; ſonſt ſtänden freilich Ihre Heere nicht, wo ſie ſtehen.

Sie ſcheinen, ſagte ich, die Lobrede ſchnell zu bereuen, die Sie im Begriffe waren, unſern Truppen zu halten.

Das nicht, war ſeine Antwort. Ich bin gerecht; davon gab ich Ihnen ſo eben eine Probe. Ich kann Sie ſchätzen, ohne Ihre Feinde zu verachten. —

Deutſchland gleicht den aufgelößten Faszen jenes Römers; verbunden wären dieſe Ruthen der Schrecken von Europa, die Frankreichs Uebermacht nun nach Belieben biegt und bricht. Doch, was im Kriege Deutſchland elend macht, macht es auch glücklicher im Frieden.

Diente es einem Herrn, es wäre mächtiger, aber nicht ſo frei. Auf der Erde iſt nun einmal nichts ungemiſcht, und was die Natur der Dinge verſagt, darf der Menſch nicht wollen. Und am Ende — greift ja gar oft das Verhängniß das Schickſal der Welt, der Völker und der einzelnen Menſchen aus der dunkeln Urne, in der alle unſre Looſe ruhen.

Bei einer näheren Bekanntſchaft mit dieſem wahrhaft intereſſanten Manne mußten wir über ſeine genaue Kenntniß der merkwürdigſten und verborgenſten Ereigniſſe der Zeit erſtaunen. Er ſprach über die Zwecke und Mittel der Höfe Europa's mit einer Beſtimmtheit und Sachkenntniß, die ich noch bei wenigen Menſchen gefunden hatte. Mit dem öffentlichen und Privatleben der meiſten auf dem Schauplatze handelnden Perſonen ſchien er ziemlich vertraut.

Unter den mannichfaltigen Gegenſtänden der Unterhaltung war natürlich auch unſre Revolution. Aber, als wäre es ihm mehr darum zu thun, unſere Meinung kennen zu lernen, als die ſeinige zu ſagen, gab er uns ſtatt beſtimmter Urtheile nur Grundſätze.

Dieſe Welt, ſprach er, iſt und bleibt immer eine Welt von Kräften, in der ſich größre Rechte zur Ueberlegenheit geſellen. Die Schwäche muß geführt und die Unwiſſenheit geleitet werden. Hier iſt keine Uſurpation, weil der Stärkere ergreifen und feſthalten kann, was dem Schwachen eine drückende Laſt wäre.

Unſre Freiheit beſtehet in dem Vermögen zu ſeyn, was wir, ohne die Freiheit rechtlicher Weſen zu verletzen, ſeyn wollen und ſeyn können. Die pietiſtiſche Behauptung, der Menſch könne allenthalben und unter allen Umſtänden frei ſeyn, mag für Weſen gelten, die, wie der epikureiſche Gott, nichts thun und nichts brauchen, aber unmöglich für uns. — Die Politiker geben uns eine andere Art von Freiheit, nämlich die im Staate, vermöge der jeder nur dem Geſetze unterworfen iſt. Aber, da die Geſetze den einen Menſchen ſchon bei ſeiner Geburt im Purpur und im Ueberfluſſe, den andern aber in Lumpen und in der Dürftigkeit finden; ſo beſteht die Freiheit des erſten in dem ihm durch das Geſetz zugeſicherten Vermögen, arbeiten und hungerleiden zu dürfen. Es iſt eine geſetzmäßige Gleichheit für durch die Geſetze ungleich gemachte Weſen. Da alle Rechte ſich auf einen Gegenſtand beziehen müſſen, ſo beſtehen die Rechte eines Menſchen, der geſetzmäßig nichts beſitzt, darin, keine Rechte zu haben.

Wir werden es nie verhindern, daß die Menſchen in Geſellſchaft ſich wie die Wälder ſelbſt putzen, wo das Aufkommen des Stärkeren dem Schwachen im Wege ſtehet. Aber das wäre noch erträglich. Doch jetzt muß der Starke den gehegten Schmarotzerpflanzen zum haltenden Stabe dienen, und das üppige Geſträuch erſtickt den kräftigen aufſchießenden Baum.

Die ganze lebendige Natur iſt eine Welt von feindlichen Kräften. Die Zerſtörung des einen iſt die Bedingung der Erhaltung des andern. Iſt nicht beinahe jeder Genuß ein Mord? Steigt von der Ameiſe zum Elephanten, und ihr werdet finden, daß das Leben des einen Geſchlechts an den Tod des andern angewieſen iſt. Auch der gerechteſte Menſch iſt oft wie die Natur gezwungen, den Einzelnen der Gattung, und einen Theil dem Ganzen aufzuopfern.

Das Schickſal geht über das Weltall, unbekümmert, ob es ein Menſchenleben, das einer Milbe, oder eine Erde zertritt.

Dies weiche philanthropiſche, aber heuchelnde Zeitalter will nur unterſtützen, aufrichten und tröſten. Nur für das klagende Unglück hat es Thränen, aber nicht für das ſtumme; es iſt das Mitgefühl der Schwäche für die Schwäche. Das Unglück iſt dem menſchlichen Leben, was der Schatten dem Gemälde iſt. Je tiefer der Schmerz ſeine Furchen in das menſchliche Herz zieht, deſto tiefere und feſtere Wurzeln ſchlagen die Blumen der Freude in demſelben. Ein plattes Leben ohne große Genüſſe gleicht dem platten Lande ohne Berge, und in beiden ſteht das höchſte Gebirg nur bei dem tiefſten Thale.

Die menſchlichen Leidenſchaften haben die Glückſeligkeit in den Beſitz und Genuß von Gegenſtänden geſetzt, die ihnen ſelbſt Fauſt's dienſtbarer Mephiſtopheles nicht zuſammentragen könnte; die Thränen des einen fallen als erfriſchender Thau und befruchtender Gewitterregen auf die Freudenplantage des andern. Ein Glückwunſch an den Aufgerichteten iſt zugleich eine Kondolenzrede an den Gefallenen, auf deſſen Rücken jener emporſtieg. Den Menſchen tröſten, heißt demnach auch ſehr oft, ſeinen Thorheiten und Begierden ſchmeicheln.

Unſere Bildung und Glückſeligkeit kann am Ende doch nur unſer eignes Geſchöpf ſeyn. Darum gebt jedem, was ihm als Menſchen gehört, und er wird ſich, nach ſeinen Kräften, in ſeine Welt raupenartig einſpinnen, oder wie ein Zugvogel das Ziel ſeiner Beſtimmung in verſchiedenen Klimaten ſuchen. Ueber ſeine Beſtimmung und Glückſeligkeit ſoll der Menſch nur ſein eignes, inneres, heiliges Orakel fragen, das allein unfehlbar iſt. Meine Wünſche, mein Glaube, meine Hoffnungen, Phantaſien und Träume ſind mein Werk, Blüthen und Früchte, die ich ſelber pflanzte und zog auf eigenem Boden, nur von mir allein und von keinem fremden Sinne gefühlt und genoſſen. Ich nur kann durchdrungen ſeyn von dem, was ich zu ſeyn vermag.

Die Moral, welche den Menſchen gern friedlich und unſchädlich neben den Menſchen pflanzen möchte, müßte, um das zu können, ihm auch ein Pflanzenleben geben.

Unſer Leben iſt eine ſpartaniſche Geſundheitsprobe, in welcher das Schwache und Kränkliche untergehen muß. Weil unſere Welt eine Welt von Kräften iſt, muß der Menſch in ihr widerſtehen, kämpfen und ſiegen, oder beſiegt werden. Darum fodere ich mehr Handlungen von ihm als Thränen.

Was wir gewöhnlich Glück nennen, iſt ein Bundesgenoſſe der Ueberlegenheit an Kräften, Muth und Beharrlichkeit. Es giebt keine größere Gefahr für den Menſchen, als die Furcht vor derſelben; denn dieſe vermehrt eine wirkliche mit mehreren eingebildeten, und macht ihn unfähig, der einen und der andern zu begegnen.

Wer den Tod fürchtet, kann des Lebens weder froh noch würdig werden. Er ſtiehlt jeden Augenblick, jeden flüchtigen Genuß dem ewigdrohenden und zuſchlagenden Tode unter ſeiner Mordart hinweg. Er ſtirbt ewig, aus Furcht einmal zu ſterben, und bewacht ſein todtes Leben wie der Geiz ſeine todten Schätze, um es ungebraucht zu verlieren. Die Furcht vor dem Tode iſt die Kette, an welcher uns der Despotismus und das Unglück durch ein Leben voll Schande und Elend ſchleifen.

Der Jüngling, welcher nicht in gewiſſen Jahren das Ideal des beſten Staates und einer allgemeinen Glückſeligkeit mit der glühenden Liebe ſucht, mit welcher er früher das Ideal des beſten und vollkommenſten Weibes ſuchte, iſt für höhere Wünſche, höhere Genüſſe und eine höhere Beſtimmung verloren.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe äußerte ſich unſer Wirth, den wir Polydor nennen hörten, und auch ſo nennen wollen, ohne zu unterſuchen, ob das ſein wahrer, oder ein angenommener Name ſey. Neben Nanterille's abgemeſſenem und geregeltem Weſen fiel Polydors exzentriſche Art beſonders auf. Der Deutſche war in ihm nicht zu verkennen, bei dem ein freches Wort ſich mit keuſcher Sitte verträgt, der unmäßig im Denken und

Wollen, ungenügſam in der Idee und keck im Ausdruck, bedächtig im Handeln, im Leben leicht zu befriedigen und ſchüchtern in der Geſellſchaft iſt. Ranteville ging immer nur aufs Praktiſche und würdigte und ordnete die Menſchen und Dinge, nachdem ſie dienten, einen Zweck erreichten, einen Erfolg ſicherten. Was ſich nicht als Mittel ins handelnde Leben einflechten ließ, war ihm gleichgültig, da Polydor den Gedanken und Willen über Alles ſetzte, wenn ſie auch das wirkliche Leben nicht berührten. In jenen erkannte er des Menſchen eignes Reich, wo er frei und unabhängig waltet; da er in dieſem durch die Außenwelt beſchränkt und gebunden iſt. Ranteville ging in der That leicht weiter als im Ausdruck. Polydor ſprach, was ihm wahr und recht ſchien, ohne Bedenken aus, würde ſich aber oft vor ſeiner Anſicht entſetzt haben, ſogar wenn ſie ein Fremder hätte ins Leben einführen wollen. Die Franzoſen ſchonte er gerade bei Franzoſen am wenigſten, und er ſagte ohne Scheu, daß die Welt ſich von ihnen nichts Entſcheidendes und Bleibendes verſprechen dürfe; ſie ſeyen aber ganz dazu gemacht, durch ihre leichte, fröhliche und rührige Weiſe der neuen Ordnung der Dinge Bahn zu brechen in der Geſellſchaft und auf dem Schlachtfelde, da es den Deutſchen vorbehalten bleibe, ſie mit ihrem treuen religiöſen Sinn zu begründen. Ich wette, ſagte er bei Tiſche zu Herlet, daß ihr Gottes Bild, wenn es mit unendlicher Mühe verfertigt und aufgeſtellt iſt, als Götze wieder niederwerft. Entweder verliert ihr, aus angeborner Beweglichkeit, allen Geſchmack daran, oder ſchnitzt und pinſelt, aus Nationaleitelkeit, ſo viele franzöſiſche Züge hinein und daran, daß es dem Auslande zum Hohn und Trotz gemacht oder ein Denkmal der ſelbſtgefälligen Beſchauung ſcheint. Zum Allgemeinen und Ewigen erhebt ſich die unruhige Individualität eures Volkes nicht. Ihr könnt die Welt wohl beſiegen, aber nie befreien, und das ſchon aus dem einzigen Grunde, weil euer prunkſüchtiger Stolz es ſich nicht verſagen würde, die Beſiegten als Sklaven vor den Triumphwagen der Freiheit zu ſpannen, oder dieſen wenigſtens mit ihrem Raube auszuſchmücken. Die Deutſchen nur können Großes für die Welt vollenden und begründen, weil nur ſie in ihrer weltbürgerlichen, ja rein menſchlichen Univerſalität das Wahre und Gute, ohne Rückſicht auf ſeinen Ausdruck und ſeine Form, achten und ſchützen, und mit ihrer angebornen Gemüthstreue ſich in der Zeit an das Bekannte immer enger anſchließen, ſtatt, aus Luſt ſich ſinnlich zu vergnügen, es aufzugeben.

Nanteville hörte dem Allen mit höflicher Aufmerkſamkeit zu; Herlet dagegen beſtritt und belachte abwechſelnd die tudesken Einfälle.

Den 6. Mai.

Es ſind doch eigne Käuze, die Deutſchen, ſagte Herlot, da wir wieder allein waren, ein recht guter Schlag Menſchen, mit denen ſich leben läßt, giebt man ihnen nur zu, Adam ſey ein Reichsfreiherr, Eva ein ſtiftsfähiges Fräulein geweſen, und Gott der Herr habe das Paradies nach den Vorſchriften der goldnen Bulle und der Carolina eingerichtet. Wäre dieſer Polydor nicht ein allerliebſter Mann ohne ſeinen ſteifen Zuſchnitt und ſeine germaniſchen Manieren? Die Deutſchen ſollen das Schickſal der Welt beſtimmen! Nun dann muß es gut werden. Es ſollte mich wundern, wenn ſie die Sonne nicht vom Himmel weiſen, weil ſie weder kapitel- noch hoffähig iſt. Sie, die ſich auf ihre ſtrenge Gerechtigkeit nicht wenig einbilden, weil ſie es kaum wagen von der Stelle zu gehen, da es nicht durch Brief und Siegel erwieſen iſt, welcher Fuß vor dem andern den Vortritt hat; die von einem Manne, um etwas Tüchtiges ſeyn und leiſten zu können, fodern, ſein Ahnherr müſſe wenigſtens mit Noa Brüderſchaft getrunken haben; die das menſchliche Geſchlecht in Edel- und Wohl- Hochedel- und Hochwohlgeborne abtheilen und nach ſolcher Rangordnung würdigen und anſtellen! Das nennen ſie Gründlichkeit, wenn ſie bei gutem Appetit den Löffel nicht nach dem Suppenteller bringen, ehe und bevor ſie auseinandergeſetzt, gezeigt und dargethan, welche Völker Suppe gegeſſen, welchen Namen ſie ihr gegeben, und auf welche Weiſe ſie dieſelbe, in den verſchiedenen Epochen der Geſchichte, zubereitet haben. Gewiſſenhaft nennen ſie ſich, weil ſie nicht zu entſcheiden wagen, ob die tibetaniſchen Ziegen Haare oder Wolle tragen. Daß dich der Henker mit deinem hohen Ernſt und der treuen Gemüthlichkeit, wenn jener darin beſteht, mit der Miene und dem Schritte eines Leichenbitters einen Menuet zu tanzen, dieſe aber in der Anhänglichkeit an die alte gute Sitte der Vorzeit, wo der Gemeine von dem Vornehmen ſtandesmäßig geprügelt und geſchunden ward!

Die Franzoſen, fiel ich Herlot in die Rede, ſollen ſich noch einmal darüber beſchweren, daß die Deutſchen ſie zu Karrikaturen aus den Zeiten Ludwigs XIV. entſtellen! Der franzöſiſche Witz, der die Deutſchen lächerlich machen will, verſteigt ſich noch um einige Menſchenalter höher. Wir thun, denke ich, einzeln und in Maſſe, am beſten, uns wechſelſeitig mit Nachſicht und chriſtlicher Nächſtenliebe zu behandeln; wir können es ja Alle brauchen. Die Landleute bei mir haben ein Sprichwort, das heißt: Jeder hält gern das eigne Stroh für Heu, und des Andern Heu für Stroh.

Ja wohl, ſagte Lindau; wir ſind Alle Helenen, die bei Salamis mitgefochten.

Wie das? fragte Herlot.

Du weißt doch, war Lindau's Antwort, daß jeder derſelben ſich ſelbſt das Zeugniß gab, er habe am tapferſten geſtritten.

Ich verſtehe, erwiederte Herlot. In dieſem Sinne wären wir dann auch ächte Perſer, die, nach Herodot, ſich ſelbſt für die Vorzüglichſten und Edelſten hielten, die Andern aber nach der Entfernung von ihnen ſchätzten, ſo daß der Nächſte ihnen immer der Beſte war. Etwas iſt wirklich daran. Jeder iſt geneigt, ſich für den Nothnagel der Schöpfung zu halten, ſein Volk für das auserwählte, und ſein Land für das Muſter, dem der liebe Gott, in Feierſtunden, die übrige Erde nachgebildet hat. Jeder fängt die Weltgeſchichte, wie jener deutſche Freiherr die ſeiner Nation, wo nicht mit demſelben Ausdruck, doch mit denſelben Gedanken an: Ich bin auf der Inſel Rügen geboren.

Das darf und kann aber nicht anders ſeyn. Zieht von dem Menſchen ab, was wir gern ſeine Schwächen und Sonderbarkeiten nennen, ſeine Selbſt- und Eigenliebe, und ihr nehmt dem moraliſchen Weltbau Kitt und Mörtel, der Wind- und Waſſermühle Wind und Waſſer. Ich bitte euch, ſeht mir nur, was die Maſchine treibt, dem Körper Leben giebt und die träge Maſſe in Bewegung ſetzt! Lauter niedrige Dinge, gegen die der Philoſoph auf ſeinem erhabenen Standpunkte gar manches einzuwenden hat. Der Menſch aber, durch ihn ſeiner Menſchlichkeit entkleidet, wäre noch weniger als, nach Diogenes, der Menſch des Plato: — ein gerupfter Hahn; er wäre nichts als eine unverweſte Leiche. Nehmt dem Franzoſen ſeinen Glauben an ſich ſelbſt und an ſein Volk; das Bewußtſeyn ſeiner Vorzüge, dem er gerade ſeine Ueberlegenheit und ſeinen Vorzug vor Andern verdankt; die Ueberzeugung, daß ihm nichts widerſtehe, die ihm ſo oft den Sieg giebt, was iſt er dann noch? nichts mehr, wenigſtens kein Franzoſe; eine Münze ohne Gepräge. Unterwerft den Engländer derſelben Operation und ſchneidet von ihm weg, was ihr als Brittiſchen Auswuchs an ihm tadeln hört, und ihm bleibt auch nichts Lobenswerthes mehr. Ja, ich bin gewiß, ließe ſich aus der Natur entfernen, was ein Profeſſor der Moral und Aeſthetik in ihr als ſündhaft oder gemein verwirft, dann ſtünde auch ihr ganzes wundervolles Wirken ſelbſt mit den Heldenthaten und Idealen ſtill, wie die Uhr im Straßburger Münſter mit all ihrem künſtlichen Räderwerk.

Das müſſen wir gelten laſſen, bemerkte Lindau, nur nicht alle Folgen, die man daraus zu ziehen verſucht werden könnte. Der Menſch glaubt allerdings zu gern, die Mannigfaltigkeit, die ſeinen Verſtand verwirrt, müſſe ſich ſelbſt verwirren. Hätte man unſern Viel- und Allregierern den Plan der Schöpfung vorgelegt, ſie würden ihn zuverläſſig nicht gebilligt haben. Wie ſoll, hätten ſie gefragt, bei dieſen fortgehenden Gegenſätzen, bei dieſem Widerſtreit Ordnung beſtehen? Die Geſchlechter zehren ſich auf; die Welttheile liegen, durch Meere geſchieden, ſich ewig fremd, auseinander; allenthalben iſt Ungleichheit, in Tags- und Jahrszeiten, in der Fruchtbarkeit des Bodens, in den Anlagen des Menſchen; hier Ueberfluß, dort Mangel, erſtickende Hitze an einem Orte, erſtarrende Kälte am andern.

Und gerade dieſer Widerſtreit, fiel Herlot warm ein, erzeugt Leben, aus dieſer Verwirrung geht Ordnung hervor, und was ewig zu trennen ſchien, das Gewäſſer, ward ein Verbindungsmittel. Deine Schöpfungsräthe — ſollte Deutſchland nicht auch deren haben? — hätten wenigſtens, für die Erhaltung ihres Geſchlechts, ſogleich die zweckmäßigſten Zeugungsmandate und die nöthige Geburts- und Sterbeordnung ausgefertigt; ſie hätten vor Allem dafür geſorgt, daß der Menſch bei der großen Noth und den vielen Drangſalen, die ihn heimſuchen, nicht ausgehe, und ihm zur harten Pflicht gemacht, die er gern unterläßt, was er ohne Befehl mit Luſt und Freude thut. Bei dieſer Verwirrung der Natur ginge es indeſſen, wie wir ſehen, noch ziemlich ordentlich zu, wenn der Menſch ſich nicht gar zu oft mit ſeiner Kunſt ordnend darin miſchte.

Beſonders aber, bemerkte Lindau, wollte ich mich gegen gewiſſe beliebte Folgerungen verwahren, wie ſchon geſagt. Die größten Menſchen, meine ich nämlich, ſeyen es nicht darum, weil ſie die Schwächen und Gebrechen ihrer Zeit und ihres Volks im größten Maaße in ſich vereinigen, ſondern vielmehr wegen dem Gegentheil. Die Natur bedient ſich auch der ſinnlichen Liebe als des Bodens, auf dem die herrlichſten Früchte des Gemüthes und Geiſtes gezogen werden; aber darum darf man doch beide nicht verwechſeln, die Frucht nicht für den Stiel nehmen, an dem ſie gewachſen iſt.

Man kann, ſagte ich, noch liederlicher ſeyn als Mirabeau, und iſt doch noch lange keiner. Ein Bild drückt vielleicht den Gedanken am anſchaulichſten aus: Der edle geiſtige Wein kommt von der Traube, die an der Rebe wächſt, die ſich von dem Schmuz der Erde und Dünger nährt. Darum iſt aber der Rebenſaft doch etwas anders als Miſtpfuhl, die Roſe etwas anders als die Scherbe voll Grund, in der ſie gewachſen.

Einverſtanden, erwiederte Herlot. Wir ſind ganz auf dem Wege der Seligen, zwiſchen dem groben, bäuriſchen Materialism und Realism und dem feinen vornehmen Spiritualism und Idealism in der rechten Mitte. Und das iſt der wahre Weg; dafür bürgt auch ein altes Sprichwort. Doch möchten wir diesmal nicht auf dem unſrigen ſeyn. Waren wir nicht an dem Berufe der Deutſchen, die Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts zu vollenden und zu begründen, und die Jungfrau Aſträa wieder auf die Erde zurückzuführen? Ich aber ſetze die Reichskleinodien an die Behauptung, daß wir dieſer Werkſtätte des Heils, der Quelle des neuen Lebens ganz nahe ſind, und vielleicht auf dem Boden ſtehen, wo die Gewäſſer ſpringen, die dieſe Kraft der Reinigung durch eine moraliſch-politiſche Völkertaufe — von der zu wünſchen, daß ſie keine Bluttaufe ſeyn möge — mit ſich führen.

Wir vermutheten gleich, Herlot ſpiele auf die geheimnißvolle Verſammlung an, von der wir am Abend unſrer Ankunft zufällig Kenntniß erlangt hatten; und ſo war es auch.

Zu was die Mummerei? fuhr er fort. Iſt ſie vielleicht der Hebel, mit dem Polydor die ſündige Welt aus den knarrenden Angeln des eingeroſteten Verderbens heben will? Das ſieht den Deutſchen wieder ähnlich, die eine neue Weltordnung auf ein neues Syſtem der Metaphyſik gründen und Revolutionen mit Kompendien machen. Alle geheime Geſellſchaften und Orden führen zu nichts. Selten haben ſie einen praktiſchen Zweck von Bedeutung; und haben ſie einen, dann erreichen ſie ihn nicht. — So äußerte ſich Herlot. Mich ärgert immer dieſe Fertigkeit, über Alles, ſelbſt über Dinge abzuſprechen, die man nicht kennt; und an Herlot, glaube ich, ärgert ſie mich doppelt. Da habt ihr den Knoten mit Alexanders Schwert geſpalten! rief ich lachend. Er ſelbſt hat es geſagt *); wer dürfte den leiſeſten Zweifel wagen? Aber er ſelbſt war ja auch der Gründer eines berühmten Ordens.

Ehrwürdige Männer, fuhr Herlot mit komiſchem Ernſte fort, thuen wir die Sache nicht franzöſiſch mit leichtfertigem Witz ab, ſondern zur Ehre des nährenden Bodens, auf dem wir ſtehen, gründlich und mit Würde! Nun ſagt mir nach eurem beſten Wiſſen und Gewiſſen, ob nicht jede Verbindung, von welcher Art ſie auch ſey, mit der Zeit einen abſondernden Standes- und Korporationsgeiſt annimmt, der dem Geiſte der Allgemeinheit immer entgegen iſt? Das allgemeine Wohl hat jeden Separatism und Partikularism zum unverſöhnlichen Feinde; dieſer wirkt aber am kräftigſten in Ständen, Körperſchaften, Innungen und Zünften, weil er durch ein beſtimmtes Intereſſe, vermittelſt Vieler und anhaltend wirkt. Das iſt der heilloſe Geiſt jeder Ariſtokratie, er mag ſich durch Ritter- oder Prieſterthum ausſprechen, der heilloſeſten von allen heilloſen Regierungs- und Bildungsformen. Die Nation, in die eine ſolche Körperſchaft eingewachſen iſt, gleicht einem Baum, den Epheu dicht umſtrickt. Auch im Fallen läßt dieſer den Baum nicht los, ſaugt noch an ſeiner Leiche und ſtirbt erſt nach

---

*) War eine gewöhnliche Art der Schüler des Pythagoras, ſtatt alles Beweiſes, zu ſagen.

und auf ihm. Von dieſem Epheu preiſen darum auch Manche, er halte den Baum aufrecht und ſey ſein treueſter unzertrennlicher Freund. Ein verſtändiger Land- und Staatswirth weiß ſehr gut, wie es ſich damit verhält, und ſagt es wohl auch, wenn er nicht ſelbſt eine Epheuranke oder damit verwachſen iſt. Schlagen wir darüber gefälligſt unter Andern nach: Egypten, Indien, Venedig und England, das Judenthum und römiſche Patriziat, alle Adelsinſtitute und die Jeſuiten.

Zweitens — um methodiſch zu verfahren; denn die Methode iſt die halbe Wiſſenſchaft, wie Ordnung die halbe Arbeit — **Zweitens** alſo, wenn ich auch nicht erſtens geſagt haben ſollte, ſind Völker Ströme, die immer weiter ziehen, bald mehr bald minder raſchen Laufs. Da iſt kein Stillſtand, ſo wie in dem Leben und der Natur überhaupt nicht. Bildung, Bedürfniſſe, Begriffe, Anſichten, Hoffnungen und Wünſche wechſeln wie die Geſchlechter und Individuen, wie auf- und niederſteigende Wogen. Korporationen, Stände und Zünfte ſind aber ihrer Natur nach ſtehend und haben auch die Eigenſchaften des Sumpfwaſſers. Friſch und lebendig erhält ſich nur der Bach in ſeinem Laufe. Wollen wir einen Blick in die Geſchichte werfen, dann ſehen wir auch die Stehenden und Unbeweglichen den Völkern im Fortſchreiten immer den Weg vertreten. Sie legen ſich allenthalben als Hemmſchuh an, oder breiten ſich als Sperrkette aus, wo der Menſch in ſeiner Induſtrie, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in der bürgerlichen und politiſchen Ordnung weiter will. Sie ſind als Handwerksgenoſſenſchaften, als Parlamente, Sorbonnen, Akademien, Orden, Kapitel und dergleichen die ewigen Hüter der alten Ordnung der Dinge, die ſie die gute nennen, weil ſie ſich gut dabei befinden, und bewachen jede Neuerung als gefährliche Ketzerei. Kurz hat ſich dem Volke einmal ein ſolcher Höcker angeſetzt, dann muß es ihn bis zum Grabe tragen. Wirken nun Vereine und Geſellſchaften, welche die Oeffentlichkeit zur Aufſeherin haben, verderblich, um wie viel mehr werden es geheime Verbindungen, da alles Heimliche und Geheime weder den Zügel der Schaam noch des Geſetzes kennt? Nach meiner Anſicht iſt für unſre öffentliche Angelegenheiten nur Heil zu erwarten in der Freiheit und Oeffentlichkeit; in der Freiheit durch eine Repräſentation des Volks, die lebendig aus ihm hervorgeht, wie ſie ſeine Einſicht, ſeine Bedürfniſſe und Wünſche fordern, und die darum auch mit dieſen wechſeln muß; in der Oeffentlichkeit, die jedes Ding an das Licht und die freie Luft bringt, und ihm die Temperatur der Tags- und Jahreszeiten giebt, in denen man lebt. Da habt ihr den ganzen Moſes und die Propheten; das iſt die mazedoniſche Phalanx, an der ſich das aſiatiſche Sklavenweſen und die Haremswirthſchaft bricht. Alles übrige kann nur noch als Hülfs-Corps nützlich ſeyn, oder verdirbt als läſtiger, müßiger Troß, als liederliches Geſindel und Packvolk das Heer, wenn es nicht gar ſich, zum Auskundſchaften und Verrathen, bei ihm unterhalten läßt.

In ſolche Geſellſchaften, denke ich, wollen wir nicht treten, die alle die Bank halten gegen die Menſchheit; — es ſey dann, man gäbe uns in ihr eine gute Aktie oder ſtellte uns dabei als Croupiers an. Darum auch hier wie allenthalben den Refrein meines ewigen Liedes: les Aristocrates a la lanterne!

Darf ich mit dem Abbé Mauri fragen: Werdet ihr dann beſſer ſehen? ſagte ich. Wo nicht beſſer ſehen, doch beſſer leben, erwiederte Herlot, und das iſt auch was werth. Doch ſolche Geſinnung iſt fremde Luft in dieſer Atmoſphäre. Ich wittere ſo etwas von geheimen Orden, und darum will ich auch gleich meines Wegs gehen, da ich doch alle Sumpfluft, ſelbſt die pontiniſche nicht vertragen kann, und empfehle mich für heute. Ich will und muß nach dem Hauptquartier. Ihr bleibt hier, ſo lange ihr Luſt habt, oder anderswo nicht nöthig ſeyd. Bald habt ihr mich ſelbſt oder Nachrichten von mir.

Mit dieſen Worten empfahl er ſich wirklich, und trillerte beim Abgehen die Melodie des bekannten ça ira.

Ein ganz eigner Menſch, ſagte Lindau, voll Kraft und Talent, entſchloſſen und ehrlich, könnte aber die Menſchen zu Hunderten aus Menſchenliebe opfern laſſen, und aus Liebe zur Freiheit die ſchrecklichſte Willkühr üben — ein ächtes Kind der Revolution. Mir, ſagte ich, oft ein ganz unausſtehlicher Menſch mit ſeinem beißenden Witz, mit dieſer Anmaßung und dem herriſchen Abſprechen. — Es iſt wahr, erwiederte Ludan; aber wenn er manchmal hart drückt, dann kommt das doch auch von ſeiner Schwere, und ſein raſches und oft barſches Entſcheiden bezeugt ſeinen kräftigen Willen, wenn auch nicht immer ſeine Humanität und die Reife ſeines Geiſtes.

Während dem wir uns ſo von ihm unterhielten, hatte er ſich im Hauſe ſchon verabſchiedet, ſein Pferd vorführen laſſen und ſprengte davon. Nanteville kam eilends, um zu erfahren, ob etwas unerwartetes vorgefallen, und wir vielleicht unſerm Freunde zu folgen entſchloſſen ſeyen. Wir verneinten beides, und erklärten die ſchnelle Abreiſe Herlots, wie ſie nur erklärt werden konnte, durch ſein eignes Weſen, das gar leicht bis zu Extremen ausſchweife, und weder Gebiß noch Zügel dulde. Nanteville verfolgte den Flüchtigen mit den Augen, ſo weit er ihn ſehen konnte, kehrte ſich dann um, und ſagte in ſich, kaum hörbar: Seltſam! ſehr ſeltſam! Wer unſre Zeit nicht verſteht, fuhr er laut, gegen uns gerichtet, fort, — und ſie wird ſchrecklich mißverſtanden — dem iſt eine ſolche Natur unerklärbar, und es kann ihm begegnen, daß er ihr großes Unrecht thut.

Es liegt in der That, ſagte ich, Viel in ihm; aber er iſt noch nicht über dem Scheideweg, und kann wie ein Curtius, aber auch wie ein Catilina enden.

So meine ich's nicht, erwiederte Nanteville, und ſchien ſich wieder zu beſinnen. Hat er Ihnen nicht geſagt, fragte er dann lebhaft, daß ihm vor wenigen Tagen 12,000 Fr. für ſeine Verwendung in einer etwas zweideutigen Sache ſind geboten worden? Er konnte ſich dabei auf keine Weiſe kompromittiren. Das Geld war ſein, auch wenn die Sache nicht ganz nach Wunſch ausfiel. Man verlangte nichts, als ſeine guten Dienſte.

Und? fragte Lindau geſpannt. — Und, war Nantevilles Antwort, er drückte dem freundlichen, geſchmeidigen Unterhändler die Fauſt unter das Kinn und ſagte: Schurke! Sähe es nicht wie Prahlerei aus, ich ließe dich vor Gericht ſtellen und erſchießen. So aber brauche deine Beine. — Der Abgeordnete mochte ſeine Gründe haben, in die Aufrichtigkeit dieſer Verſicherung keinen Zweifel zu ſetzen, und ließ die Aufforderung nicht zum zweitenmal an ſich ergehen. Mir iſt der Vorgang aus guter Quelle zugekommen, von einem angeſehenen Handelsmann, den er anging. — Ein ſchöner Zug, bemerkte Lindau; noch ſchöner, daß er ihn verſchwiegen!

Nanteville bat uns, wenigſtens noch einige Tage zu bleiben, damit er Hoffnung habe, uns noch hier zu finden. Ich bin, ſagte er, auf dem Wege, um meine Tochter zu empfangen, die aus Frankreich kommt, und, der getroffenen Anordnungen zufolge, dieſen Abend in Wetzlar eintreffen wird. Länger als einen Tag darf ich mich diesmal nicht bei meinem Freunde verweilen; und dieſer Tag iſt bald vorüber. In einer Stunde ſetze ich meine Reiſe fort, auf der ich dem trefflichen Polydor nur einen flüchtigen Beſuch machen durfte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr ich mich darauf freue, mein Kind wieder zu ſehen!

Sie ſind alſo Familienvater? fragte Lindau.

Und zwar nicht der glücklichſte, war die Antwort, doch ohne meine und meiner Kinder Schuld. Nach dem Tode meiner für uns alle zu früh verſtorbenen Frau war ich genöthigt, weite Reiſen zu machen. Meine Tochter, die ich eben erwarte, habe ich in zwölf, meinen Sohn in fünfzehn Jahren nicht geſehen. Ueber dieſen blieb mir ſogar ſeit drei Jahren alle Nachricht aus. Der Sturm der Revolution hat Menſchen und Verhältniſſe grauſam auseinandergeworfen und zerriſſen.

Dieſe Aeußerungen Rantevilles ſchienen mir nicht ganz aufrichtig. Ich war der Meinung, er ſey hier der Geſellſchaft wegen, die wir beiſammen geſehen hatten, nicht aber um eine Tochter zu empfangen, die aus Frankreich kommen ſollte. Indeſſen war ſelbſt dieſer Zweifel ein Grund mehr, der Einladung wenigſtens auf einen Tag Gehör zu geben. Kamen wir zu einer Hochzeit, anſtatt in die Verſammlung eines geheimen Bundes, dem wir auf der Spur zu ſeyn glaubten, dann ward bei dem Tauſche vielleicht mehr gewonnen als verloren. Polyder konnte allerdings noch die Rolle eines ſtattlichen Bräutigams ſpielen, und von einer Frau des Hauſes war keine Spur zu finden. Man durfte es ja nur abwarten, was bei Dingen, die nicht von uns abhängen, immer das Vernünftigſte iſt.

Den 8. Mai.

Polyder, Lindau und ich ſind hier allein, und es hat ſich bis jetzt noch kein Fremder blicken laſſen. Manchmal kommt mir wie ein Traum vor, was wir am Abend unſrer Ankunft geſehen; und doch war es wirklich, obgleich wir keine Spur mehr davon entdecken können. Gewiſſe Aeußerungen Polyders laſſen Manches errathen, worüber zufällige Umſtände vielleicht nähern Aufſchluß geben.

Dieſen Morgen frühſtückten wir im Garten, der eine unvergleichlich ſchöne Lage hat. Man überſieht in ihm das weite herrliche Land in ſeinem ganzen Umfang. Wir ſaßen lange, in die Schönheiten der paradieſiſchen Gegend verloren. Wenn nur auch, unterbrach Polyder endlich die Stille, die Bewohner dieſes Paradieſes ſo glücklich wären, als es die Schönheit und der Reichthum des Landes zu verbürgen ſcheinen! Aber es iſt hier wie allenthalben. Die Sterblichen haben ſich ungleich in den Genuß und die

Arbeit getheilt. Alle dieſe Menſchen, welche das ganze unabſehbare Land wenigſtens zweimal im Jahre von Grund aus umwühlen, haben einen ſehr geringen Antheil an dem Boden, den ſie mit ihrem Schweiße düngen.

Aus der Geſchichte und der lebendigen täglichen Erfahrung, fiel Lindau ein, ſpringt mir nichts mit ſo wildem Hyänengrimme ans Herz, als die ewig wiederkommende Bemerkung, daß Tauſende hungern müſſen, damit einer ſchwelge; und was thatet ihr dann, ihr Elenden, was habt ihr verbrochen, daß euch das Leben beim Eintritt in dieſe Welt mit Eiſenarmen umfängt, um euch endlich wundgequetſcht auf die Bahre niederzulegen? daß ihr verdammt ſeyd, eure hungrigen, öden, darbenden Tage, ohne ein größeres Gefühl als das des Schmerzes, gedankenlos und ſtumpf von der nackten Wiege bis zum nackten Grabe hinzuſchleppen? Ja, ein Bettler in einem Staate ſchändet ihn.

Der Pabſt Alexander VI., erwiederte Polyder, verſchenkte mit einem Federzuge die neue Welt, als wäre ſie menſchenleer. Dieſe Theilung der neuen Welt im Großen fiel auf; aber war dann die alte nicht früher eben ſo, nur in kleineren Portionen verſchenkt? Iſt Europa nicht in müßige, herrſchende Spanier und in hungernde, arbeitende Indianer abgetheilt, und ſind jene nicht von göttlicher Abkunft, und dieſe dem verachteten Geſchlechte der Thiere verwandt?

Gewiß, der Menſch hat es in der edeln Henkerskunſt, ſein Elend zu vervielfältigen, ſehr weit gebracht. Er iſt beinahe ſo glücklich, als er es zu ſeyn verdient. Damit Zehn im Elende und vor Hunger ſterben können, nimmt es der eilfte großmüthig auf ſich, an Ueberladung und Unverdaulichkeit zu ſterben. Wie! und man ſagt doch, wir ſeyen alle Menſchen, auf dieſelbe Art gezeugt, empfangen und geboren! Und in der That, an der Art, wie das neugeborne Pflanzengeſchöpf nackt und hülflos zum erſtenmal die Schöpfung greinend begrüßt, ſollte es doch wohl dem größten Genealogen ſchwer werden, den Inka vom Sklaven, den Braminen vom Parias, und den Scepterträger von dem, der die Hacke führt, zu unterſcheiden; und doch durch welche bodenloſe Kluft hat ſie Gewalt, Vorurtheil, Konvenienz, Staatsklugheit und was weiß ich, geſchieden?

Doch nichts mehr davon! laſſen wir den Gott der Finſterniß und den des Lichts ſich um die Herrſchaft dieſer Welt ſtreiten! So wie es die Menſchen machen, muß ja doch der Satan endlich Recht behalten. O, die Natur, die herrliche, iſt eine beißende Satyre auf den Menſchen, oder der Menſch eine Satyre auf die Natur! Welche ſchneidende Diſſonanzen, die ſich in keinen gefälligen Ackord auflöſen! Dürftigkeit neben dem Ueberfluß, ein genußloſes Schwelgen an der Seite des quälenden Hungers! die leidende Tugend der Spott des ſiegenden Verbrechens! Gerechte Vorſehung, leerer Ton! — —

Ich kann nicht Ihres Glaubens ſeyn, unterbrach Lindau etwas warm Polydors Apoſtrophe. Sie ſetzen, wenn ich Sie anders nicht mißverſtehe, das Glück des Menſchen in den reichen Beſitz und den ruhigen Genuß. Sie verkennen den edelſten Theil ſeiner geiſtigen Natur, durch den er an die Gottheit grenzt: das ſtolze Aufopfern ſeiner ſelbſt, den Lohn des frommen Willens, den Sieg der Tugend über das Verbrechen, auch wo dieſes herrſcht. Wenn Sie nicht leugnen können, daß es Thränen giebt, in denen der Ausdruck der höchſten Wolluſt liegt; daß der Sterbliche oft ſeliger entbehrt, als genießt, daß die Hoffnung und Erinnerung nicht ſelten mehr beglücken, als der Genuß der Gegenwart, dann haben Sie das wunderbare Schickſal ſeines Daſeyns durch den angeführten Machtſpruch noch nicht gelößt. Der Menſch aber kann und ſoll es nicht löſen, das iſt mein Glaube.

In dieſem Daſeyn, das nur ein augenblickliches Ringen mit der Vernichtung iſt, wo unſre Tugend nur im Kampfe gegen das Laſter, und die Wahrheit im Kampfe gegen die Lüge beſteht, ſind wir zum Kampfe und nicht zum Genuſſe des Friedens geboren. O wahrhaftig, die Augenblicke, in denen der Menſch groß und göttlich iſt, fahren nur wie flammende Blitze durch das dunkle Leben.

Ich will einen Augenblick zugeben, eine moraliſche Weltordnung ſey ein Unding, und eine richtende ausgleichende Vorſehung eine Schimäre; die Tugend ſey nur ein Traum des Gutmüthigen, mit dem ſich ſeine Einfalt ſelbſt bezahlt; Gerechtigkeit der Spott des Stärkeren, der ohnmächtige Götze der Schwäche, den ſie ſelbſt gern verleugnet, ſo bald ſie Stärke wird, iſt darum die innere Geſetzgebung in meinem Buſen aufgehoben, die mir gut und gerecht zu ſeyn befiehlt, und das gelungene Verbrechen mit der Verachtung meiner ſelbſt beſtraft? Kann der Gang der Außenwelt, wenn ihn auch der Menſch zu erkennen und zu deuten wüßte, meine Welt verwüſten? In meiner Bruſt lebt das Gefühl von Recht, Freiheit und Tugend, und dieſen Idealen, fände ich ſie auch nirgends als in mir ſelbſt, bleibe ich getreu; ich muß es, will ich mich nicht mit mir ſelbſt entzweien. Hätten wir den Muth, an Freiheit zu glauben und an Tugend, wir würden ſie erringen. Aber feig verzweifeln wir an unſerm und an fremdem Werth, und an unſrer Kraft, und rechtfertigen mit dem allgemeinen Verderben das eigne.

Das iſt auch mein Glaube, ſagte ich, und ohne dieſen Glauben wäre die Welt eine Hölle; und dies allein ſchon rechtfertigt ihn.

Sie haben Recht, ſprach Polydor nach einigem Nachdenken. An dieſem Gefühle nur kann der beßre Menſch ſich aufrichten. Es war verwegen, ein Herz wie das

Ihrige mit der gemeinen Sophiſterei unſres Zeitalters zu verſuchen. Sie haben mich dafür beſtraft.

Auf dieſe Art ſcheint Polydor, wenn ich ſo ſagen darf, uns zu betaſten. Bald reizt er unſern Unwillen über den Beſtand der Dinge, bald ſucht er ihn wieder zu beſänftigen, immer um eine Meinung, ein Urtheil abzunöthigen oder zu entlocken; aber in Allem zeigt er eine ungemeine Vorſicht.

Da wir Drei eine gar kleine Geſellſchaft bilden, und auch Jeder ſeinem Geſchmack und ſeiner Laune folgt, ſo giebt es manche freie Stunde, die man, beſonders an einem fremden Orte, nicht auszufüllen weiß. Darum fragte ich Polydor nach Tiſch, ob er nicht etwas zum Leſen für mich habe. Er war ſo gefällig, mich in ſeine Bibliothek zu führen, wo er mich allein ließ, um mi. Zeit zu geben, eine Lektüre nach meinem Geſchmack zu ſuchen. Ich fand hier die beſten Schriften aus der alten und neuen Zeit, beſonders Griechen, Lateiner, Engländer, Franzoſen und Deutſche; auch einige Italiener und Spanier. Ich bewunderte den Reichthum und die geprüfte Auswahl, als ein kleines, ebenfalls gebundenes Manuſkript, das mir in die Hände fiel, meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ich durchblätterte es ſchnell, und da es mir in vieler Hinſicht wichtig ſchien, ſo verwendete ich faſt die ganze folgende Nacht dazu, es abzuſchreiben, oder, wo ich damit nicht fertig werden konnte, es auszuziehen. Ich habe alles Hiſtoriſche, was der Schrift Zuſammenhang giebt, weggelaſſen, und darum erſcheint ſie hier als eine politiſche Rhapſodie weniger anziehend. Ich konnte ſie aber, wegen Mangel an Zeit, nicht anders geben. Sie führt den Titel: Vorbereitung der Einzuweihenden, und die genommene Abſchrift enthält was folgt:

Vorbereitung der Einzuweihenden.

Was könnte der Menſch ſeyn, und was iſt er? Wir klagen unſer Zeitalter mit Recht der Apathie und des Egoismus an. Aber kann der Bürger etwas anders werden, als wozu ihn ſeine Erziehung und die Verhältniſſe bilden, in denen er lebt? Einzig um die armſeligen Mittel einer armſeligen Exiſtenz bekümmert, giebt es für ihn keinen höhern Wunſch, als Gemächlichkeit und Ueberfluß. Die kleinen Sorgen der Häuslichkeit erſticken jedes höhere Gefühl für das, was edel, groß und erhaben iſt.

Der Menſch wird, zu was man ihn erzieht. Da, und beſonders da liegt das große Geheimniß des Geſetzgebers. Der Heldenmuth der Handvoll Spartaner bei Thermopylä erfüllt unſre Seele mit Bewunderung. Was zog aber die tiefen Grenzen zwiſchen den Heroen von Sparta und den Weichlingen von Sybaris? — Lykurgs Geſetzgebung.

Man will den Menſchen nur bereichern, ihn durch Ueberfluß befriedigen. Aber liegt dann der Reichthum in der Größe des Beſitzes, der keine Grenzen hat, oder nicht vielmehr in dem befriedigten Gemüthe? Hängt die Größe eines Genuſſes von dem Gegenſtande deſſelben allein ab, oder nicht auch von der Empfänglichkeit des Genießenden?

Freiheit iſt nur, wo Selbſtſtändigkeit iſt. Wenn der Menſch, um geſättigt, geachtet und angeſtellt zu werden, auf die Winke und Launen der Reichen und Mächtigen aufpaſſen muß, dann iſt er Sklave. Aus einem Staate, wo dieſe Erſcheinung noch gefunden wird, die Sklaverei durch Geſetze verbannen wollen, heißt das Hungerleiden verbieten, obgleich die Leute nichts zu eſſen haben.

Es giebt Tyrannen und Speichellecker, weil es Mächtige und Unmächtige, Reiche und Arme giebt. Wo nur die Kraft Gewalt, nur der Fleiß Gemächlichkeit ertheilt, da werdet ihr keine Despoten finden, weil ihnen keiner dienen und ſchmeicheln wird, da es nichts einträgt.

Es giebt Müßiggänger, Schwelger und Hungernde, weil es unverdienten Ueberfluß und unverdiente Armuth giebt. Beſitzt nur die Thätigkeit, erwirbt nur die Anſtrengung, dann hat der Menſch nichts als den Gebrauch ſeiner Kräfte nöthig, aber auch beſtimmt dieſen, um zu haben, was ihm gehört.

Es giebt Diebe, theils weil der Menſch, der nichts hat, und nichts verdienen kann, ſtehlen muß, wenn er leben will; theils weil bei uns Stehlen nicht ſelten mehr einträgt als Arbeiten. Laßt nur den Fleiß beſitzen, dann wird jeder zu verdienen ſuchen, was er jezt erbettelt und erſtiehlt.

Es giebt Betrüger und Betrogene, weil es Gebildete und Ungebildete giebt. Macht es jedem möglich, ſeine geiſtigen Kräfte zu üben, dann wird ſich die Anzahl der Betrogenen vermindern. Bezahlt die Wahrheit und nicht die Lüge, oder bezahlt ſie wenigſtens eben ſo gut, dann wird ſich die Anzahl derjenigen, welche die Wahrheit ſagen, um ein beträchtliches vermehren. Am beſten iſt es, ihr bezahlt beide nicht, dann wird Jeder, ſehr Wenige ausgenommen, ſagen, was er denkt.

Wollt ihr die unnatürlichen Begierden und Leidenſchaften aus der menſchlichen Bruſt tilgen, welche der unverdiente Ueberfluß und die Langeweile erzeugen, dann knüpft den Beſitz an den Erwerb, und den Genuß an den Verdienſt. Wollt ihr den Uebermuth demüthigen, welcher den Reichthum begleitet, und die Muthloſigkeit des armen Bürgers in jenes ſtolze Selbſtgefühl umſchaffen, das in der Bruſt des Mannes lebt, welcher die Ueberzeugung hat, daß er ſein Vermögen und die öffentliche Achtung nur ſeinem Fleiße und ſeinem Betragen verdanken kann, dann knüpft die Möglichkeit einer jeden

Art von Eigenthum an die Anſtrengung, die es verdienen muß. Wollt ihr den immer weiter um ſich freſſenden Krebs des ewigen Raffinirens nach Genuß, und der müßigen Spekulation, die mit leeren Ideen eine erſchlaffende Wolluſt treibt, wie die Empfindelei mit leeren Gefühlen, von der menſchlichen Geſellſchaft hinwegſchneiden; wollt ihr den Bürger geſund an Leib und Seele, kräftig und muthig erhalten, dann gebt ihm ſo viel Eigenthum, daß er ſeine Zeit theilen kann zwiſchen Arbeit und Ruhe, zwiſchen Empfinden, Fühlen und Denken, und zwiſchen die Kultur des Körpers und die des Geiſtes, und daß er ſo reich werden kann, wie jeder Andre, wenn er nur eben ſo klug, ſparſam und fleißig iſt. Wollt ihr der Metaphyſik der Sitten, des Rechts und der Liebe, die durchaus formal geworden iſt, Stoff und Inhalt geben, dann ſezt die Menſchen nicht ſpekulirend, ſondern handelnd, nicht müßig, ſondern thätig neben einander. Wollt ihr, daß der Menſch des Lebens froh werde, dann laſſet ihn ſich deſſen freuen nach ſeiner Weiſe. Gebt jedem gleichen Boden und gleichen Sonnenſchein, und laßt ihn dann gedeihen nach ſeiner Kraft. Wollt ihr, daß jeder Bürger ſein Vaterland vertheidige, und daß die Verfaſſung, die ihr euch einzuführen bemüht, ewig daure, dann gebt jedem Bürger ein Intereſſe, ſie zu erhalten.

Die Größe der Gegenſtände, welche den Menſchen beſchäftigen, macht ihn ſelbſt größer. Füllet das Vorübergehende, Kleinliche, Beſchränkte alltäglicher Sorgen und alltäglicher Freuden ſeine Tage, dann erſchöpft ſich die ganze Kraft ſeines Geiſtes und Herzens in der erbärmlichen Anſtrengung, der vorübereilenden Freude einen lächelnden Sonnenblick abzubetteln, oder ſich gegen die Wespenſtiche des immer wiederkommenden Ungemachs zu wehren. Nur das Ewige, Grenzenloſe: Tugend, Liebe, Gott, Menſchheit, Natur und Freiheit giebt unſerm Leben jenen Flug des Adlers, der, mit feſtem Blicke auf das Unendliche und Höchſte, ſich ſeiner Sonne nähert, ohne auf die Armſeligkeiten zu achten, mit denen ſich das gemeine Daſeyn plagt. Nicht der Inhalt unſrer Handlungen allein, ſondern vorzüglich der Zweck derſelben giebt ihnen ihren Werth; ſonſt wäre der Tod eines Sokrates und Kleomenes dem eines Philipp Egalité und Schwarzbeck gleich.

Warum zählt ein Freiſtaat in einem Jahrhundert mehr große Seelen, als alle Despotien in einem Jahrtauſend? Weil ein Freiſtaat der Energie unſrer Kräfte die Richtung zum Unendlichen: — Freiheit, Unſterblichkeit und Vaterland giebt; weil dieſe Verfaſſung die ſelbſtſchaffende Kraft des Menſchen ehrt, die der Despotismus zum dienenden Mittel niederdrückt; weil die Despotie dem Verdienſte keinen Preis läßt, als die wandelbare, zweideutige Gunſt eines Menſchen, an deſſen Seite ſich alle eigne, innre Größe in Nichts verliert.

Es kann einem Zeitalter, das große Tugenden und große Talente fodert, nie an großen Menſchen fehlen. Nur da finden wir ſie nicht, wo ſie das Jahrhundert leicht entbehrt. Unſer Leben ſucht ſich einen Preis. Theilt ihn die unbeſtechliche Geſchichte, die Stimme eines geretteten, beglückten Volks, oder die eines aufgeklärten wohlwollenden Fürſten aus, dann gedeihen Helden.

Die Natur nahm keinen beſondern Stoff und keine eigne Form, um Griechen und Römer zu bilden. Der Staat erzog ſie zu dem, was ſie waren. Bis jezt konnte in unſren neueren Staaten nur der Zufall einen großen Mann an einen großen Poſten erheben. Entſprach er der Größe deſſelben, dann hatte er die Wahl des Zufalls gerechtfertigt. Wie aber, wenn nun eine prüfende, vorherſehende Wahl das unſichere Geſchäft des blinden Zufalls übernähme, dann könnte doch eine Nation gewiß ſeyn, an der Spize ihrer Angelegenheiten Männer zu ſehen, die ihrer würdig ſind! Wenn aber noch über dies eine kluge Staatsverwaltung alle Kräfte eines Volks gleichmäßig zu entwickeln weiß; wenn eine allgemein verbreitete Glückſeligkeit, welche die Frucht gerechter Geſeze iſt, jedem Bürger ein gleiches Intereſſe an der Erhaltung des Staats giebt; wenn eine weiſe Konſtitution das Schickſal des Vaterlands den Händen eines nach

Geſetzen regierenden Fürſten und ſeiner würdigſten Söhne anvertraut, und den Willen des öffentlichen Beamten durch ſeine Verantwortlichkeit zügelt, wo er das Böſe wollen kann, ohne ſeine Energie zu lähmen, wo ſie nach dem Beßren ſtrebt; wenn alle individuellen Anlagen die höchſtmögliche Ausbildung erhalten, und wie kräftige Aeſte auf dem Stamme des Staates ſich in einer Krone des geſellſchaftlichen Glückes gegen den Himmel richten; wenn die Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege, wie eine Sonne am Firmament, mit gleicher mütterlicher Wärme über jedem Gliede des Staatskörpers ruhet, dann iſt dieſer im Inneren gegen verheerende Erſchütterungen geſichert, und ſteht befeſtigt auf der breiteſten Baſe, die einem Staatsgebäude untergelegt werden kann, nämlich auf dem vereinigten Willen und der vereinigten Kraft aller Staatsgenoſſen.

Die Völker erhalten ihre Verfaſſung als ein angeerbtes Gut. Die Vorzüge und Mängel derſelben ſind das zufällige Geſchenk der Vergangenheit, die ihnen den ſchädlichen Mißbrauch und die zweckmäßige Anordnung mit gleicher Strenge aufdringt.

Die weiſeſte und beſte Geſetzgebung, welche einem verdorbenen Volke gegeben wird, kann nichts thun, als dieſes Volk in einen Widerſpruch mit ſeiner Verfaſſung ſetzen; beſſert dieſe das Volk nicht, ſo muß dieſes jene verſchlimmern.

Iſt das Verderben eines Volkes die Folge ſeiner Erziehung, des Beiſpiels und der Lehre, dann muß jede Reformation mit einer Reformation der Erziehung anfangen. Iſt es die Wirkung ſeiner Lage, in welche es das Verhältniß des Vermögens der Einzelnen im Volke gegen einander, ſeine Lebensart und ſein Gewerbfleiß ſetzen, dann muß eine Umſchaffung dieſer Verhältniſſe jeder andern vorausgehen.

Der geſellſchaftliche Zuſtand mancher Völker und ihre Staatsverfaſſung iſt ein Ungeheuer, dem jedes Jahrhundert ein neues unförmliches Glied angeſetzt, mit denen es in das unſrige aus den entfernteſten Zeiten herüberreicht. Verjährung wird zum Rechte, der Mißbrauch zur Sitte, die Gewohnheit zum Geſetze. Die Gewalt nahm, die Liſt betrog, die Stärke befahl, wer etwas vermochte, durfte es, und ſo riß jeder an ſich, was er greifen konnte. Der Beſitz rechtfertigt den Beſitzer, der Sklave iſt in ſeiner Sklaverei, und der Despot in ſeiner Willkühr groß geworden. Beide ſind und bleiben was ſie ſind, weil ſie nicht erkennen, was ſie ſind und ſeyn ſollten. So ſchleppen ſie die Ketten von vergangenen Jahrtauſenden, um ſie kommenden anzulegen. Das nächſte Jahrhundert iſt ein Abdruck des gegenwärtigen, und der künftige Menſch der Sklave der gegenwärtigen und geweſenen Sklaven; denn was iſt, gilt dem Menſchen für heiliges Geſetz. Alles Bekannte iſt ſein Freund und das Fremde ſein Gegner. Die Gewohnheit macht ihn zum Thier, zum Halbgott, zum Wüthrich, zum Deſpoten oder Sklaven.

Die Aufklärung, welche unſere Ketten nicht löſen kann und mag, vergoldet ſie. Die Gelehrſamkeit verträgt ſich ſehr gut mit der Tyrannei. Nur die von den Tyrannen beleidigten Gelehrten rächen ſich in dem menſchlichen Geſchlechte an ihrer Willkühr, gegen die ſie es in Schutz nehmen. Das Verdienſt buhlt um Auszeichnung, Talente wuchern um Lohn, und die Tugend ſelbſt, auf die Reinheit ihres Rufes eiferſüchtig, gefällt ſich im Dienſte der verdorbenen Gegenwart; und da der Reiche nur bezahlen, der Mächtige nur unterſtützen, und die öffentliche Meinung nur verewigen kann, ſo wird auch der kräftigere Menſch lieber ihr Bundesgenoſſe als ihr Gegner, und verſchwört ſich mit den Verſchwornen. Die Feigheit will nichts wagen, der Vermögende nichts aufopfern. Jeder entſchuldigt ſeine Unthätigkeit mit ſeiner perſönlichen Unbedeutenheit. Was vermag ich allein? fragt er. Ja, wenn Alle dächten wie ich! Aber es war nie beſſer und wird nie beſſer; der Menſch iſt unvollkommen und verdorben aus den Händen der ſchaffenden Natur hervorgegangen; er iſt unverbeſſerlich; man muß leben und leben laſſen. Die Weisheit des Jahrhunderts, welche mit der Tugend deſſelben im Bunde ſtehet, beweiſet endlich, daß es ewig ſo war, wie es iſt; daß die Griechen und Römer noch tief unter uns ſtehen, weil ſie nicht ſo gelehrt, ſo fleißig und ſo ruhig waren. Ein feiges Leben ſchützt ſich dann mit einer gelehrten Schutzrede auf die Feigheit, die der ſchwache Kopf für das ſchwache Herz erfindet. Ehrloſe ſprechen ſo über Ehre, Uſurpatoren über Recht, und Laſterhafte über Tugend. Wir verſuchen umſonſt, an uns ſelbſt und an eine beſſere Nachwelt zu appelliren; der Menſch ziehet den Genuß der Hoffnung vor, und die Gegenwart der Zukunft.

Eine verbeſſerte Staatsverfaſſung iſt eine Verbeſſerung, aber eine unbedeutende. Jede Regierung ſtehet mit ihren Wurzeln in dem Volke, und nach dieſem bildet ſie ſich, wie die Pflanze nach ihrem Klima. Die Männer, welche ſich bei der gegenwärtigen Lage des menſchlichen Geſchlechts darauf einſchränken, beſſere Konſtitutionen zu erfinden und einzuführen, übernehmen das Geſchäft der Danaiden: ſie bemühen ſich ein durchlöchertes Faß zu füllen.

Der Menſch iſt älter als der Staat, und dieſer wird erſt durch ein Bedürfniß des erſten. Die Frage: Was ſoll der Menſch ſeyn? muß früher entſchieden werden als die, was ſoll der Staat ſeyn? weil der Staat dem Menſchen die Erfüllung ſeiner Beſtimmung erleichtern muß. Dieſe iſt Zweck, jener Mittel.

Der Menſch iſt unbeſchränkter Herr ſeiner Beſtimmung. Die Bildung und Anwendung ſeiner Kräfte und ſein Wohlſeyn iſt ſeiner Freiheit überlaſſen; nur darf er nie die Rechte eines Andern verletzen.

Alle Menſchen werden gleich geboren, das heißt: auf die Vortheile, welche das geſellige und bürgerliche Leben gewähren, haben Alle einen gleichen Anſpruch, und der Unterſchied, welchen daſſelbe zwiſchen ihnen hervorbringt, kann bei ihrer Geburt nicht gelten, weil die Wirkung ihrer Urſache nicht vorausgehet. Es hängt von der Größe und der Art der Anwendung ihrer Kräfte ab, was ſie einſtens ſeyn und haben werden. Die Behauptung, die Gleichheit der Menſchen beſtehe einzig in der Allgemeinheit der Geſetze, denen ſie ohne Unterſchied unterworfen ſind, fügt zur Ungerechtigkeit auch noch Spott; denn wenn in einem Staate die Menſchen durch den Zufall der Geburt in dienendes, arbeitendes Frohnvieh, und in befehlende, müßige Magnaten abgetheilt ſind, dann iſt das Geſetz, welches ſagt: du ſollſt das Eigenthum des Andern achten, für den, der nichts beſitzt, ein Befehl zu arbeiten und zu hungern, und für den, der Alles hat, eine Erlaubniß zu ſchwelgen und hungern zu laſſen. In dem Staate, wo es ſich bei einem neugebornen Menſchen vorausſagen läßt: dieſer wird des Lebens froh werden in ununterbrochenen Genüſſen; jener aber wird unter der Laſt ewiger Anſtrengungen kaum die Mittel gewinnen, um leben zu können, da iſt der Menſch nicht mehr Herr ſeiner Beſtimmung; da iſt das Geſetz eine Sanktion der Ungerechtigkeit und der Mißbräuche; da giebt es nur Geſetze zu Gunſten Weniger gegen Viele.

Im Grunde gab es nie ein andres Recht als das der Stärke, und die Geſetze waren von jeher ſo beſcheiden gegen die Gewalt, daß ſie nur das Unvermögen des verbrecheriſchen Willens ſtraften.

Das menſchliche Geſchlecht beſtand immer aus Heloten und einigen begünſtigten Spartanern, denen jene dienten.

Die Moral hat Unrecht, wenn ſie ſagt, der Menſch könne, was er will; aber die Geſchichte hätte Recht, wenn ſie den Muth beſäße, zu ſagen, daß er immer durfte, was er konnte.

Die Gewalt iſt ſo unverſchämt, daß ſie einen doppelten Sprachgebrauch und eine doppelte Geſetzgebung für dieſelben Handlungen einführte. Das kaltblütige Morden von Tauſenden iſt kein Todtſchlag. Das Verheeren und Ausplündern ganzer Reiche iſt kein Raub, und das Hinwegnehmen eines Landes kein Diebſtahl. Unſre kleine beſchränkte Wirkſamkeit hat ſie mit Geſetzen umzäunt, und wacht über jede kleine Sünde als über einen Eingriff in ihre Regalien. Katharina die Große, welche ihre erhabenen Vetter und Brüder, die das Unglück hatten, ihre Nachbarn zu ſeyn, lebendig ausplünderte, nachdem ſie einen näheren Verwandten todt ausgezogen hatte, nannte die um ihre Freiheit kämpfenden Nordamerikaner die Pugatſchefs der neuen Welt. So iſt ſelbſt der Begriff von

Tugend und Verbrechen, von Ehre und Schande zum Spielwerk der Gewaltigen geworden, und ſie ſtrafen im Kleinen mit Rad und Galgen, was ſich im Großen mit Szepter, Krone und Orden lohnt; und der feige, armſelige Menſch nennt das Hinwegnehmen eines Biſſen Brodes, zu dem ihn der Hunger zwingt, einen Diebſtahl, und das muthwillige Zerſtören eines Landes eine Eroberung, ſeine eigne nicht geehlichte Geliebte eine Hure, und die Huren der Magnaten — Mätreſſen. Wo iſt gegen dieſe gänzliche Umkehrung des Rechts, der Wahrheit und Ordnung, an welche das Elend, die Schande und das Verderben unſeres Geſchlechtes befeſtigt ſind, ein Heilmittel? Nur in uns ſelbſt; in dem vereinten Willen der Beſſern.

Einige durch die Weltgeſchichte beräucherte Helden haben wohl Lander befreit, weil dies Unternehmen nur eine Superiorität von Kräften fodert, um Andre zu unterdrücken; aber den Menſchen zu befreien, fiel noch keinem ein. Sie glaubten ſchon Wunder gewirkt zu haben, wenn ſie die ſtockende Staatsmaſchine durch das Ausbeſſern eines alten knarrenden Rades — in der Einführung einer neuen Dynaſtie, oder in der Veränderung der hergebrachten Regierungsform — wieder in Gang brachten. Aber im Grunde hatten ſie nur das veraltete, abſterbende Uebel als verjüngtes Geſpenſt wieder ins Leben geführt.

Faſt alle bis jetzt bekannte Regierungsformen haben das Mangelhafte, daß ſie das Intereſſe Weniger — des

Regenten — dem Intereſſe der Mehrheit entgegenſetzen, und dieſes jenem aufopfern; daß in ihnen das Uebel, welches nothwendig mit ihnen verbunden iſt, durch eine fortgeſetzte immer kühner gemachte Uſurpation ſteigt, weil die vollendete Laufbahn des Vorgängers nur die geöffnete des Nachfolgers iſt; und daß endlich ſelbſt das Gute, welches eine jede Verfaſſung bei ihrem Urſprunge haben mochte, bei veränderten Bedürfniſſen und Umſtänden zum Mißbrauche oder zur todten ſeelenloſen Förmlichkeit wird.

Einige Philoſophen haben uns freilich geſagt, wie der beſte Staat beſchaffen ſeyn müſſe; aber wenn wir auch zugeben, daß ihr Ideal das wahre iſt, nach dem wir ſtreben ſollen, ſo haben ſie doch nur das kleinere Verdienſt, uns eine ferne Welt gezeigt zu haben, von welcher uns ein unverſuchtes Meer trennt; das größre bleibt den muthigen, kräftigen, edlen Menſchen, welche uns in jenes Heſperien führen.

Eine Geſetzgebung, eine Regierung, ſey ſie auch aufgeklärt und wolle das Gute, wird den Zuſtand, in welchem wir uns befinden, nicht allein verbeſſern: ſie kann es nicht. Der Uebermuth und der Eigennutz der Begünſtigten im Staate, zu denen die höchſten Staatsbeamten gewöhnlich ſelbſt gehören, bildet die erſte feindliche Reihe des zahlloſen Heeres, welches ſich dieſem Unternehmen widerſetzt. Der Aberglaube, die Vorurtheile, die Muthloſigkeit und Indolenz des unterdrückten, ausgeplünderten Volkes bildet die zweite und furchtbarere.

Aber wenn es möglich wäre, die ſeltenen großen Menſchen, an denen jedes Zeitalter, das ſie zu brauchen weiß, fruchtbar iſt, zu einem Zwecke zu vereinigen; wenn dieſe wenigen geprüften, kräftigen Seelen um ſich einen Zirkel bildeten, welcher eine größere Anzahl von guten und thätigen Männern umſchließet, die wieder in ihrem Umkreiſe diejenigen an ſich ziehen, welche dem allgemeinen Zwecke dienen können; wenn ſo der Gebildete den weniger Gebildeten belehrt, der Starke den minder Starken aufrichtet; wenn ein Ziel ſie vereinigt, und ein Willen leitet; wenn in den Mitteln keine Zweckloſigkeit, in der Ausführung kein Widerſpruch iſt; wenn ſogar die Klaſſe von Sterblichen, welche nur als Hebel und blinde Kraft gebraucht werden kann, auch unwiſſend denſelben Plan unterſtützen muß! — Ja hier iſt das einzige Rettungsmittel, oder die Krankheit iſt unheilbar.

Unſre Staatsverfaſſungen übergeben die Regierung nicht immer dem Würdigſten. Jedes Individuum, welches ſich an die Spitze der Geſchäfte drängt, hat ſeinen eignen Zweck und ſeine eigne Mittel, und wo und wann es das Größere und Beſſere will, findet es die Menſchen nicht, die mit ſeinen Abſichten vertraut ſind, und deren Geiſt verwandt iſt mit ſeinem Geiſte. Auf dieſe Art iſt das Gute, welches an dieſer Stelle ſo ſelten erkannt und gewollt wird, unerreichbar oder vorübergehend, und die beſten Wünſche werden nicht erfüllt.

Eine Aufſicht und Leitung aber, welche denen zu Theil wird, welche die Würdigſten eines Volkes und mehrerer Völker für die Würdigſten unter ſich erkennen; die in ihrer Wirkſamkeit von einer unſichtbaren, allgegenwärtigen Gewalt beobachtet werden, welche ſie nicht beſtechen können; die Menſchen umringen, welche dieſelbe Schule erzog, die ihre Zwecke und ihre Mittel kennen; eine ſolche Aufſicht, bei welcher die Perſonen, welche ſie führen, phyſiſch ſterben, aber moraliſch unſterblich ſind; wo ein unvergänglicher Geiſt das Unermeßliche beſeelt, welches ein Menſch nicht auszufüllen vermag — eine ſolche Aufſicht und Leitung iſt die vollkommenſte, denn ſie giebt, was wir an ſie zu fodern berechtigt ſind; ſie iſt und erhält ſich in ihrer urſprünglichen Reinheit, wie die unſichtbare Geſellſchaft, auf welche ſie gegründet iſt.

Faſt alle bis jezt verſuchte Regierungsformen haben ihrem Entzweck nicht entſprochen. Keine einzige war in ſich ſo vollkommen, daß das Gute, welches ſie wirkte, eine nothwendige Folge der Natur ihrer Einrichtung, ſondern der zufällige Gefährte der Kraft und des Willens des Regenten war. Wir zählen verhältnißmäßig ſo viel ſchlechte Monarchien und Demokratien, als Deſpotien und Ariſtokratien, und eine ſchlechte Volksregierung iſt die eines ſchlechten Sultans werth. Wenn auch eine

Staatsverfaſſung in irgend einem Zeitpunkte vorzüglich ſchien, ſo war ſie es nicht allein deswegen, weil ſie gute Menſchen bildete, ſondern auch weil gute Menſchen ſie erträglich machten. Ueberhaupt iſt der lebendige, wirkende Menſch alles, und die todte Form wenig.

Die Staatsmänner unſerer Zeit glauben eine vollkommne Verfaſſung durch ein Gleich- und Gegengewicht der höchſten Gewalten zu bilden. Aber was giebt einer Gewalt Gewicht und Inhalt? Der Menſch, welcher ſie bekleidet; und ſo ſtöret die Verſchiedenheit der Talente, des Muthes der Gewalthaber das mühſelig erkünſtelte Gleichgewicht.

Ein Gleichgewichtsſyſtem in einem Staate iſt ein Unding, wie das zwiſchen mehreren Staaten. Der Geiſt eines Guſtav Adolphs, eines Peters des Großen und eines Friedrichs II. vernichtet daſſelbe.

Das Leben und Gedeihen einer Verfaſſung beſtehet in ihrer fortgeſetzten Identität; denn eine Veränderung der Verfaſſung wäre eine Läſion derſelben, und würde von Erſchütterungen begleitet ſeyn. Aber was iſt eine ewige Staatsverfaſſung für den Staat, der ſeine Bedürfniſſe, Sitten, Reichthümer, Aufklärung, kurz ſeine inneren und äußeren Verhältniſſe ewig verändert? Was endlich jede Verfaſſung wird, die das Bedürfniß, welches ſie bildete, überlebt — eine zweckloſe Anſtalt, die ſpäter zweckwidrig wird. Der Geiſt der Zeit rückt ewig weiter. Die Form der Staatsverwaltung ſchleppt ſich veraltet ohne Sinn und Bedeutung dem veränderten Jahrhundert nach, und hängt ſich ſeinen Fortſchritten als beſchwerendes verzögerndes Gewicht an, um ſie aufzuhalten. Sie, die bei ihrem Urſprunge ein Glied am organiſchen Körper des Staates war, wächſt zum entſtellenden und entkräftenden Höcker aus.

Es giebt nur ein Mittel allen dieſen Gebrechen zu begegnen: Es iſt eine Verbrüderung der weiſeſten und muthigſten Menſchen jeder Generation, welche den großen Zweck erfüllt, ihre Brüder über ihre Pflichten und Rechte aufzuklären, ihnen dieſe nach und nach wiederzugeben, und den Beſitz derſelben zu ſichern, und die durch ihre unſichtbare Gewalt auf die Entſchlüſſe und Handlungen der Regierungen Einfluß gewinnt. Mehr kann kein Volk wollen, als die Beſten und Würdigſten für ſich thätig zu ſehen. Mehr kann die ſtrengſte Nachwelt nicht fodern, als die Summe von Aufklärung und Wohlſeyn zu erhalten, deren das menſchliche Geſchlecht fähig iſt.

Gewiß iſt es eine große Anſtalt ein ſolcher Bund edler Menſchen, die das Urtheil einer verdorbenen Gegenwart verachten, und auf ein genußreiches Leben verzichten, um eine beſſere Zukunft zu beglücken; welche den Muth haben, Verbrecher zu ſcheinen, wenn ſie unglücklich ſind, um dem Menſchen ſeine verlornen Rechte und ſeine verlorne Tugend wieder zu geben. In ihm findet man die

Kräfte aller Staaten beſtimmt und gewogen; die Begebenheiten des Jahrhunderts von Augenzeugen und Mithandelnden aufgezeichnet; die beſten und aufgeklärteſten Menſchen der meiſten Nationen des Erdkreiſes, die ſich zu einem Zwecke über Meere und Welttheile die Hände reichen.

Den 10. Mai.

Die Friedenspräliminarien ſind wirklich unterzeichnet, und wir hauſen ſchon ſeit dem frühen Morgen in der Ellmach, um das Feſt einer nahen allgemeinen Verſöhnung auf dem Lande zu feiern. Die Freude reicht ihren Nektarpokal im lärmenden Kreiſe umher, und er gehet berauſchend von Mund zu Mund.

Lindau, Polydor, ein Arzt nebſt einigen Freunden aus der Nachbarſchaft und ich ſammelten uns mit Sonnenaufgang in eine fröhliche, laute Karavane, und zogen über Gebirge, rauſchende Bäche, an alten verfallenen Burgen vorüber, durch dichte, grüne Wälder in das herrliche ſtille Thal der Ellmach.

Hier iſt nichts lebendig als die einförmig pochende Grube des Schieferbrechers, ſeine morſche Hütte, einige Vögel und der Bach, welcher ſich ſchäumend von Felſen auf Felſen ſtürzt. Die Gebirge haben ſich zum Feſte mit Wäldern bekränzt, und ſehen brauſend ins lebendige, fröhliche Thal herein, das ſich unter dichte Buchen verſteckt. Zwei Berge ſtehen mit ihren Gipfeln in den Wolken, und decken uns mit ihren Schilden von Bäumen gegen die Sonne. An die einſame Hütte ſchließt ſich ein freundliches Gärtchen, und trinkt Befruchtung aus dem bezähmten Bache, der ſich um einige ſummende Bienenkörbe, jungen Salat und wenige Blumen ſchlängelt.

Der lärmende Schwarm unerwarteter Gäſte lockte den ſtillen Alten aus ſeiner öden Grube, und ein Weib, das mit dem Jahrhunderte geboren worden, begrüßte freundlich nickend und betend den wilden Beſuch, und bejahete gefällig jeden fragenden Blick und jede Rede, weil das Alter ihr das geſellige Gehör genommen.

Wo das Thal am untern Theile des halbverfallenen Häuschens breiter wird, und ein grüner Raſen unter dem ſchwindelnden Abhange des Berges ſich in den ewigen Schatten hoher Buchen, und hinter dichtes Geſträuch verſteckt, ſchlugen wir unſer Lager auf. Die mürben Geräthe verließen ihre alten bekannten Plätze, von denen ſie vielleicht mehrere Menſchenalter nicht verrückt hatten, und wanderten hinaus ins Freie. Ein Tiſch, zwei unſichre Stühle und eine feſte Bank wurden auf unſern Lagerplatz getragen. Alles, was lebte, glühete von regem Leben. Wir luden unſre nachgetragene Körbe aus. Eine Partie beſetzte die Küche, machte Feuer, und ſuchte das ſeltene, aber reinliche Geſchirr, um ein Mittagsmahl zu bereiten. Hier trug einer dürres Holz zuſammen. Da verbarg ein andrer den gefeſſelten Rüdesheimer unter kühles Gebüſch in den Bach, und dort in der Mitte des Berges ruhete Lindau auf einem Felſenſtück und ſah ins ferne Thal, das die ungeſtüme Wiſper *) durcheilt. In der weiten Stille der menſchenleeren Gegend athmete die Bruſt freier. Die Natur, welche ernſt und groß um uns ruhete, nahm dem müden gefangenen Geiſte die Feſſeln ab, in welche ihn das verkünſtelte geſellige Leben mit ſeinen zahlloſen, konventionellen Förmlichkeiten ſchlägt. Jeder überließ ſich dem hohen aufgeſchwollnen Strome ſeiner eignen freien Natur, und die Seele nahm einen kühneren Schwung, als hätte ſie in der weiten leeren Gegend mehr Raum gewonnen.

Das Mahl wurde unter lautem Jubel aufgetragen. Als Herold wanderte einer durch das Thal, und rief die Zerſtreuten zuſammen, und der Ruf ging in einem dreifachen Nachhalle von Berg zu Berg.

Unter muntren Geſprächen füllten ſich die Gläſer. Die gährende brauſende Freude lud ſich wie elektriſche Funken aus dem Fröhlicheren in den minder Fröhlichen über, bis ihr Strudel uns unwiderſtehlich ergriff und fortriß, und der vollſtimmige, verbrüdernde Geſang an die Stelle des vereinzelnden Geſprächs trat. Da die

---

*) Ein reißender Waldbach.

wilde, überkräftige Natur ſich durch die Anſtrengung des Geſanges etwas erſchöpft hatte, und es ſtiller wurde, ſagte einer unſrer Freunde, ein tüchtiger, klarer Rheinländer: Hier iſt noch ein lang aufgeſpartes köſtliches Oel, rein und unverfä[illegible] wie die altdeutſche Treue. Er goß den glühenden Trank in die Gläſer umher, faßte das ſeinige, entblößte das Haupt und rief: »Leonidas und die Gefallenen bei Thermopylä! Möchte jedem Edlen Freiheit im Leben und ein ehrenvoller Tod für das beglückte Vaterland werden! Wenn uns die Willkühr drängt, ſey unſer Loſungswort: Heute fechten wir für unſre Rechte, morgen ſpeiſen wir bei den Göttern.«

Washington und Franklin! rief Lindau. Möchte die Herrſchaft über Menſchen der Preis des Genies und der Tugend ſeyn, die ſie allein verdienen, und für ihren weiſen Gebrauch eine ſichere Bürgſchaft leiſten! Wenn das herabgewürdigte Europa einſt dem verbannten Edlen keine Freiſtätte mehr geben ſollte, dann mögen unſre Enkel über den Gräbern ihrer Väter weinen, und ſie verlaſſen, um auf der andern Hemiſphäre frei zu leben!

Die Mark-Aurele und Trajane auf den Thronen! rief ich. Möchten nur Weiſe über Völker herrſchen, und ihnen großmüthig Glück und Freiheit geben, die ſie ſich ſo ſelten zu erkämpfen und noch ſeltener zu erhalten wiſſen.

Der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts! erhob ſich der Arzt. Es wird ein Jahrhundert kommen, in welchem die Kriege zwiſchen Völkern, und die im Menſchen aufhören, weil die Noth ihn nicht mehr mit ſeiner Pflicht entzweit. Die Nationen werden der Gerechtigkeit und dem erlaubten Vortheile, und die Individuen der Wahrheit und Schönheit huldigen. Möchten wir nicht untergehen, ohne zur Beſchleunigung dieſes glücklichen Zeitpunkts das Unſrige beigetragen zu haben!

Der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts! ſagte der Vierte. Es wird ein Jahrhundert kommen, in welchem alle Welttheile als Provinzen eines Reichs, und die Künſte und Wiſſenſchaften als gleichgeborne Schweſtern einer Familie friedlich neben einander wohnen. In den mannichfaltigen Syſtemen der Weiſen und den Religionen der Völker wird die Freiheit des Menſchen geehrt werden, die nur verſchiedene Wege zu einem Ziele nimmt. Möchten wir nicht untergehen, ohne zur Beſchleunigung dieſes glücklichen Zeitpunkts das Unſrige beigetragen zu haben!

Der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts! rief Polydor, und hob den perlenden Wein gegen den Himmel. Es wird ein Jahrhundert kommen, in welchem Verbrecher und Bettler, Genie ohne Tugend, geiſtige Kraft ohne körperliche Geſundheit, Genuß ohne Arbeit, Denken ohne Fühlen, und geiſtige Thätigkeit bei körperlichem

Müßiggange als Krankheiten des geſellſchaftlichen Lebens angeſehen werden, von denen es ſich zu heilen ſucht. Möchten wir nicht untergehen, ohne zur Beſchleunigung dieſes glücklichen Zeitpunkts das Unſrige beigetragen zu haben!

Wir leerten das letzte Glas des herrlichen Saftes, und die Muſik begann eine muntere Melodie.

Es fehlt dem Klub nichts, unterbrach der Rheinländer die erfolgte Stille, als ein Bruder Redner, der uns zum Abſchied etwas Tüchtiges herunterkanzelte. Er kann es; denn hier in der Ellmach herrſcht Sprech- und Preßfreiheit wie an keinem Orte.

Der Bruder Redner bin ich. Dieſe abgeriſſene Steinmaſſe iſt meine Tribüne, rief ich, und ſchwang mich über das Gebüſch auf den hervorragenden Felſen, und predigte, wie folgt:

»Jedes Leben auf der Weltkugel brennt einmal aus.
»Die Planeten alle haben nur Kruggerechtigkeit,
»und können niemand beherbergen, ſondern ſchenken
»uns einmal ein.«

Jean Paul im 3ten Manipel der Blumen-,
Frucht- und Dornenſtücke.

Ich ſchwinge mich auf die Tribüne, und kein Demagog ſoll mich herunterbringen, wenn er ſich auch mit Maratsnägeln an dieſelbe klammerte. Zum Texte meiner Predigt wähle ich mir die angeführte Stelle aus dem

Evangelium des Johannes Paulus; doch ohne Präjudiz für den heiligen Evangeliſten.

Ehe ich aus der Kneipe und Dorfſchenke dieſes Lebens gehe, will ich mich verewigen, wenn ich es auch nicht anders dahinbringe, als daß ich Andre um ihre Ewigkeit zu bringen ſuche. Die Welt iſt dankbar und weiß ihre Leute zu ſchätzen. Der den Tempel von Epheſus verbrannte, hat die dauerhafteſten Tempel überlebt, und ihre Bauherren und Meiſter. Nur die Tumultuanten in dieſer Reiſeherberge haben die Ehre, auf das ſchwarze Bret der Weltgeſchichte zu kommen, wie Alexander, Tamerlan und ihres Gleichen. Wer mit ſchlichtem, ſpießbürgerlichem Sinne ſeine Kanne trinkt, die Zeche richtig macht, und weiter geht, wird unrühmlich vergeſſen; das ſoll und muß unſren Ehrgeiz ſpornen. Mir hat es bis jezt nur an der rechten Stelle gefehlt — und an ihr liegt alles, meine theuren Zuhörer! — um in die Welt hinauszupoltern. Jezt hab' ich ſie. Auf die, wo ich gegenwärtig ſtehe, habe ich lange gepaßt, um ungehudelt alle die zu hudeln, die mich ärgern, wie es doch jeder thut, der eine Stelle hat.

Ich ſage es voraus, daß ich keinen Menſchen perſönlich angreife, weil er ſich ſonſt vertheidigen könnte. Gute Satyren haben das mit guten Geſetzen gemein, daß ſie mit dem Karakter der Allgemeinheit geſtempelt ſind; denn nur ſo kann ſich jeder beliebigſt von ihnen ausnehmen, der es vermag, wie es ſeit undenklichen Zeiten gebräuchlich iſt.

Daß mir doch keiner mit der erbärmlichen Einwendung komme: Tadeln ſey leichter als beſſer machen. Denn der würde der Kritik wenig auf die Beine helfen, und bekäme mich, das ganze ſtehende Heer von Rezenſenten, Journaliſten und Zeitungsſchreibern an den Hals, ohne unſre Subſidientruppen, die ſitzende Nationalgarde und Landmiliz in Kaffee-, Bier und andern Häuſern zu rechnen; und dieſes Uebel wünſche ich auch meinem ärgſten Feinde nicht.

Zu Sparta herrſchte der erbärmliche Gebrauch, daß ein Bürger, der nicht ſelber Kinder hatte, die eines Andern nicht tadeln durfte. Ja dieſe brauchten dem Hageſtolze nicht einmal aus dem Wege zu gehen, und käme er ihnen in Göttingen entgegen, und hätte das Goſſenrecht. Wir ſind, auf mein Wort, keine Spartaner, und wiſſen gar wohl, was von ihnen und ihrer ſchwarzen Suppe zu halten iſt. Wenn aber auch der nicht über Bücher und Handlungen richten dürfte, der ſelber noch keines, oder kein erträgliches gemacht hat, und müßig geht, dann müßte ich mit vielen Tauſenden ſchweigen, und wir thäten gar nichts, nicht einmal verleumden. Es wollten freilich ſchon einige dahinter kommen, daß unſre Thätigkeit noch weniger tauge, als Nichtsthun; aber die Staatswirthſchaftsgelehrten — wir werden es dankbar erkennen — haben uns mit dem konſumirenden Adel, der Geiſtlichkeit und dem ſtehenden Soldaten als ein ſehr nützliches Rad in die Spinn- und Schlumpmaſchine des Staates eingeſtickt, als Weſen, die ſich ein Auskommen erwerben, und Andren wieder eins geben, gleich den Maikäfern, die ſich an den Blüten der Bäume ſatt freſſen, und von den Hühnern wieder können gefreſſen werden.

Ich verberge es nicht, daß ich mich in einer ernſtlichen Verlegenheit befinde, weil ich nicht weiß, an wen ich mich mit meiner Feiertagspredigt zuerſt wenden ſoll. Auf mehreren Univerſitäten in Deutſchland ſind die Profeſſoren mit ihren Alltagspredigten ungleich beſſer daran, weil ſie eine beſondere Bank für Grafen und Barone in ihren Hörſälen haben; ſie reden die zuerſt an, welche auch gewöhnlich zuerſt einſchlafen. Hier aber, bei der Gleichheit der Stände unter uns, entbehre ich dieſen Vortheil ganz, und bin in einer wahrhaft fatalen Lage.

Wenn ich von der rechten Rheinſeite wäre und hätte einen Zahn auf Frankreich, dann könnte ich ſehr witzig ſagen: Plato hat an dem Eingange zum erſten Buche ſeiner Republick bis in ſein achtzigſtes Jahr gefeilt, und hat was Rechtes zu Stande gebracht. An dem Eingange zur neuen franzöſiſchen wird erſt fünf Jahre gearbeitet, und ſie iſt ſchon bald zu Ende, wie es ſcheint, ohne recht angefangen zu haben. Aber ich bin ein Schöngeiſt und kein Politiker, und werde meinen Stand nicht durch eine Mesalliance meiner Wiſſenſchaft mit einer niedrigeren entehren. Für meinen Giftzahn ſuche ich mir was Tüchtiges. Denn wir Rezenſenten ſind bei all unſrer Malice noch großmüthiger als der Löwe, der nur Thiere von gleicher Stärke mit ihm angreift. Wir greifen Menſchen an, mit denen wir uns gar nicht meſſen können. Verſtände ich auch von einer Sache ſo wenig als die beſten franzöſiſchen Journaliſten von der deutſchen Litteratur, ich würde darüber ſprechen; denn ich darf doch ohne Anmaßung glauben, daß es noch mehr als tauſend Menſchen giebt, die weniger von dem Gegenſtande wiſſen als ich; und dieſe tauſend Menſchen, für die ich ſchreibe, formiren kein verächtliches Publikum.

Was halte ich hinter dem Berge? Ein Mann, der was geſchrieben hat, kann es ja doch unmöglich bei ſich behalten; es muß heraus. Schillers Wallenſtein, dieſe dramatiſche Dreifaltigkeit, an deren Göttlichkeit ich im Herzen glaube, ſtelle ich in Jahr und Tag in einem franzöſiſchen Blatte an den Pranger. Die Rezenſion iſt fertig, wie das Werk, aber beide ſind noch nicht gedruckt. Ich werde beweiſen, was ich freilich ſelber nicht glaube; da habe ich die Obſervanz geachteter Kanzel-, Katheder- und Tribünenredner für mich, die es auch nicht anders machen. Hufelands Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, weiß ich zu würdigen. Aber ungezügt kann ich doch nicht laſſen, daß er weit beſſer gethan hätte, uns mit der Kunſt bekannt zu machen, das verdammt langweilige Leben zu verkürzen. Kurz, wenn ich gerecht gegen mich und die Meinigen ſeyn will, dann muß ich geſtehen, daß ich nur an unſre Originalität glauben kann, aber an keine fremde; daß nur an uns und den Unſrigen etwas iſt, an Andern aber gar nichts.

Sie irren ſich, meine wertheſten Zuhörer, wenn Sie denken, ich greife, aus Mangel an Stoff, in allen vier Welttheilen umher. Einem Zeitalter, das ſo viel Laſter und Thorheiten hat, als das unſrige, iſt es leichter, über Tugend und Vernunft zu predigen, als jedem andern, weil man nur das Gegentheil von allem ſagen darf, was man thut und glaubt. Darum fehlt es uns noch gar nicht an ſehr guten Reden und erbaulichen Büchern; und wenn die Nachwelt den Prozeß unſres Werkes nach den Akten und ſchriftlichen Dokumenten inſtruirt, mit denen wir ſie reichlich bedenken, dann glaube ich, haben wir gewonnenes Spiel. Nur das Einzige ärgert mich, daß ich eine lange, feierliche Rede mit einigem Pathos halten ſoll, und das ohne durch eine belebende Ausſicht auf eine glänzende Beförderung bewegt zu ſeyn; ohne daß ich A[illegible] halber den Beruf zu dieſem mühſeligen Geſchäfte habe. Ich will es nicht verbergen, daß es um eine mittelmäßige Sinekure oder auch um eine aktive Profeſſur, um eine leidentliche Vokation nach Rußland oder Baiern, das gelobte Land der Philoſophie und Duldung zu thun wäre. — Ich ſage es niemand, als dem engliſchen Miniſterium zu Gehör — und ich würde das Meinige thun, um erhabene Perſonen und ihre Maasregeln gebührend zu loben, oder die Gegenwart folgendermaßen zu apoſtrophiren:

Dieſes verdammt unruhige Jahrhundert nenne ich das der Malkontenten, und zwar mit vollem Rechte. Wühlt das profane Geſindel nicht in der ehrwürdigen Polter- und Rumpelkammer unſrer Vorfahren umher, und wirft den angeerbten Quark wüthend zum Fenſter hinaus, und will einen Glauben nach ſeinem Sinne, eine Verfaſſung nach ſeinen Bedürfniſſen, und einen Rock nach ſeinem Leibe? Knurret nicht das gemeine Volk, das ſich ſonſt bei ſeinem Glas Ziegenhainer feſtlich freute, wenn es daſſelbe nur hatte, nach unſerem muſſirenden Champagner herüber, und möchte auch was Gutes trinken wie wir? Aber ich will euch mit Philippiken, welche die Wiener Cenſur paſſirt ſind, an die Hacke jagen. Undankbare! worüber klagt ihr denn? Glaubt ihr vielleicht, daß ſich es in den oberen Regionen, wo ich und meines Gleichen horſten, auf Roſen ſchlafe? Schlagt ihr die Ehre, euch mit dem Szepter zu regieren, den wir aus Ochſenziemer flechten, ſo gewaltig hoch an? oder glaubt ihr nicht gar, es ſey ein rechter Leckerbiſſen an eurem Schweiße, den wir zu trinken leider! berufen ſind? Wiſſet dann, ihr Unverſtändigen, daß auf dieſer Erde kein Stand, auch der höchſte nicht, ohne Qualen iſt. Ach! unſre übervollen Mägen leiden ſo ſehr an Unverdaulichkeit, als eure leeren durch Hunger; und ſoll euch das nicht tröſten? Scheltet uns nicht hart und grauſam! Die Geſchäfte des Regierens haben das Eigenthümliche gewiſſer Ströme, die das weichſte Holz in Stein verwandeln, und das Herz, über welches jene ewig ziehen, petrifizirt ſich, und zwar ganz in Unſchuld. Fiel mir nicht in Freiberg, als ich die verſteinerte Eiche ſah, Pitt ein, und noch ein andrer? Sagen Sie ſelber, Herr Doktor, lernten Sie nicht an der leitenden Hand ihres Proſektors in kurzer Zeit in den menſchlichen Eingeweiden ohne Ekel wühlen, und konnten am Ende bei einem ſezirten Kadaver mit dem größten Appetit etwas Appetitliches eſſen? Wenn wir Landsherren und unſre Proſektoren, Jahr aus Jahr ein, an unſrem Volke ſchneiden und ſchinden, ſollten wir es nicht dahin bringen, daß wir den moraliſchen Ekel gegen Ungerechtigkeiten und Gewaltſtreiche heldenmüthig überwinden? Ja wir können es, und wenn wir gar von der Sektion des Finanzweſens ſind, aus drei guten Gründen: Erſtens, weil es ſo das Beſte des Landes will; zweitens, weil, nach ſehr ſchätzbaren Staatswirthſchafts-Gelehrten, das Volk der Hyder in dieſem Punkte gleicht, daß einem abgeſchlagenen Kopfe ſeiner Induſtrie und ſeines Vermögens ſieben friſche nachwachſen; und drittens und leztens, weil wir ja doch nicht in den häßlichen Eingeweiden des Bürgers, ſondern nur in ſeinem Beutel wühlen. — Sagen ſie, muß nicht alle Gewalt den Gewaltigen endlich verderben?

Was ſollen die ewigen Klagen über Härte und Gefühlloſigkeit, die man ſo gern zum Lieblingsgebrechen der höheren Stände macht? Fehlt es dem Glücke vielleicht an Freunden und der Gewalt an warmer Theilnahme von Seite der minder Gewaltigen? Verdienen wir dieſen Vorwurf? Zu demüthiges Zeitalter, das ſeinen eignen Werth ſo ſehr verkennt, was kümmert dich der Vorwurf der Selbſtſucht, den dir gerade am häufigſten Egoiſten machen, weil ſie mit ihrer harten Stirn gegen die deinige ſtoßen? Zu was die moraliſche, andächtige Grimaſſe von Menſchenliebe, wenn wir ſie nicht vielleicht nach ihrem Tode kanoniſiren und verehren wollen, wie alle Heiligen? Ein reeller Mann hält ſich an Realitäten. Ihr gebt der Tugend Lobreden, wie ſichs gebührt; — de mortuis nil nisi bene! Aber tauſend Thaler baare Renten wärmen, füttern und diſtinguiren doch anders. Warum wollten wir uns ärgern, daß die Freundſchaft und Liebe gleich den Schröpfköpfen nur an reichen und fetten Menſchen feſtſitzen, und nicht an mageren Armen, da es doch nur ums Ziehen zu thun iſt?

Leugne es, wer es kann und mag, daß der Fortgang des geſelligen und politiſchen Lebens dem emancipirten

Bürger den Freiheitshut tief ins Geſicht drückt? Iſt es nicht reicher Gewinn für uns, daß wir von kurzer Waare, welche die Colporteurs von kleinen Menſchenmäklern mit der Elle hauſiren trugen, zu großer graduirt wurden, die nur in ſtarken Ballen kann verſchickt und feil geboten werden? Wo darf ein kleiner Tyrann uns mit Grund und Boden und Weib und Kindern an den Meiſtbietenden losſchlagen, wie ehemals, und namentlich in dem finſtern Mittelalter? Ihr könnt mir freilich einwenden, wir würden noch durch Friedensſchlüſſe, Erbſchaften und andere modos acquirendi an regierende Häuſer als glebae adscripti in Pacht gegeben; aber brauche ich was darnach zu fragen? und ſoll ich es noch einmal wiederholen, daß man uns nur truppweiſe zu Markte treiben kann, aber nicht mehr einzeln wie zuvor, es ſey dann, wir würden an die Engländer losgeſchlagen, bei denen der Menſch noch Geld werth iſt?

Wenn wir die Thatſachen der Geſchichte unter der regulirenden Vorarbeit eines Prinzips, das Flügelmannsdienſte thut, unter das Gewehr treten und manövriren laſſen — was ich ſehr anrathe, um aus dem Munde des hiſtoriſchen Orakels die Antwort zu erhalten, welche wir ihm in denſelben legen — dann ergiebt ſich, daß es tagtäglich beſſer um unſre Beſtimmung und Glückſeligkeit ſteht. Wenigſtens ſind wir doch ſo weit, daß die größren Raub- und Stoßvögel uns die kleinern vom Nacken halten, weil ſie das nicht mit ihnen theilen wollen, was ſie ausſchließlich haben können. Hat die Staatsökonomie nicht unſern Menſchenſtand beinahe ſo merklich verbeſſert, wie die Landökonomie den Viehſtand, um einen größren Nutzen aus uns zu ziehen?

Der Bürger hat es weit genug gebracht, daß er ſich endlich bis zum Freeholder und vollwichtigen Repräſentanten ſeines Feldes hinaufzuarbeiten gewußt. Er hat glücklicherweiſe mit der Verbeſſerung des Werthes ſeines Ackers ſeinen eignen Werth geſteigert, ſo, daß er doch etwas iſt, ſeitdem er etwas hervorbringt. Glaubt ihr vielleicht, es thue ſeiner Würde einigen Eintrag, daß er als eine armſelige Zugabe zu der Subſtanz des Bodens geſucht und geſchätzt wird, aber iſolirt geſchenkt zu theuer iſt? Dann replizire ich, daß der Acker im Grund ſo wenig ohne Pflug und Pflüger, als der Pflüger ohne Acker ſeyn kann; das hält uns aufrecht.

Gute Geſetzgeber wußten den Menſchen von jeher zu ſchätzen, wenn er etwas hatte; und ich kann es nicht tadeln, daß er ſeine Rechte, beſonders ſeine politiſchen, von dem Felde empfängt, welches er beſitzt. Hat er doch von der Erde ſein Daſeyn erhalten, warum ſollte er ſich ſchämen von ihr auch ſich mit ſeinen Rechten belehnen zu laſſen? Weiſe Konſtitutionen, wie die engliſche, geben das aktive Bürgerrecht einem Stücke Landes, welches ſein Beſitzer repräſentiren darf, der ſich dann den

Repräſentanten eines noch größern Stückes zu ſeinem Repräſentanten bei der Geſetzgebung erwählt. Ich finde dieſe Anordnung ſo klug als gerecht. Weil ich einem Menſchen geſetzmäßig allen Antheil an dem Boden entziehe, auf und von welchem er leben ſoll, ſo habe ich einen ſoliden Grund, ihm auch den Genuß ſeiner politiſchen Rechte zu nehmen; und weil ich ihm den Rock vom Leibe riß, darf er nothwendigerweiſe auch kein Hemd haben. Ich bitte Sie, was haben Sie gegen die Bündigkeit und Konſequenz in dieſem Schluſſe einzuwenden? Es iſt tröſtlich, und muß das Herz erheben, daß die Geſelligkeit nicht ohne begünſtigende Anſtalten bleibt, wenn auch der Menſch in der Geſellſchaft auf keinen grünen Zweig kömmt. Ich ſelber bin gegen alles Vereinzeln und Abſondern, weil wir Verbrechen und Thorheiten, die wir mit Andern theilen, verzeihlicher finden. Die meiſten Sünden, welche der Einzelne begeht, werden geſtraft, wenn er nicht wenigſtens was Tüchtiges iſt, und für Viele gilt; aber für Geſellſchaftsſünden hat die Moral, die Rechtslehre und die Religion eine große Ablaßbulle ausgefertigt. Darum iſt das Todtſchlagen eines Menſchen ein Todtſchlag, aber das Erwürgen und Verſtümmeln von Tauſenden iſt keiner, und das Stehlen en detail iſt ein Vergehen, da das Plündern en gros ein verdienſtliches Unternehmen iſt. Solche Anſtalten, um die Geſelligkeit zu befördern, ſollte doch der Staat, meine theuren Zuhörer, nicht vergebens getroffen haben. Ich bitte Sie, geben Sie kein ärgerliches Beiſpiel!

Ich ſchließe dieſe Rede, meine andächtigen Zuhörer, welche ex abrupto wie das Leben des Menſchen anfing, und verworren iſt, wie dieſes, mit einer Bemerkung, die ich Sie zu beherzigen bitte. In dieſem hungrigen Sudelleben, wo, wie in den ſchönſten Zeiten der römiſchen Republik, der Pöbel der Sinnlichkeit mit dem Adel des Herzens und der Vernunft in einer ewigen Fehde liegt um das Recht, uns zu regieren, iſt nichts rein, als der heilige beſſere Wille, nichts vollkommen als unſre Wünſche, und nichts ewig als unſere Hoffnungen. Wir müſſen uns begnügen, das Gute zu thun, welches die Lage, in der wir uns befinden, und unſere engbeſchränkten Kräfte ertragen. Wenn wir das reine Gold unſrer Ideale zu kurſirenden Handlungen umprägen, dann erlaubt uns die widerſtrebende Wirklichkeit ein remède de poids, und der Staat, ſo lang das droit écrit deſſelben dem common-law der geſunden Vernunft in mehr als einem Punkte widerſpricht, fodert ein noch größeres remède de loi als Schlagſchatz für ſich *).

---

*) Da es bei der Prägung des Geldes unmöglich iſt, jeder Münze genau ihren geſetzlich beſtimmten Werth am Gewichte und Gehalt zu geben; ſo iſt dem Münzmeiſter ein gewiſſer Nachlaß — remède, ſowohl am Korne — remède de loi — als am Gewichte — remède de poids — zugeſtanden.

Aus meiner Rede, die ſich doch, wie alles Endliche, ſchließen muß, ziehen Sie wenig Nutzen, und doch wollte ich in ihr ſo viel Gutes und ſo viel Wahres ſagen! Aber werden Sie von Ihrem heute ſo frohen Improviſatore mehr ſodern, als Ihnen ſelbſt die improviſirende Natur giebt? Gleicht ein abgelaufenes Menſchenleben nicht meiner bald abgelaufenen Rede darin, daß es mit großen Ausſichten und mit großen Erwartungen in die Zukunft ſah, und am Grabe in der Vergangenheit nur eine Brandſtätte ſeiner betrogenen Wünſche und ſeiner getäuſchten Hoffnungen erblickt? Ach! in dem Reihetanze, den die Zeit um unſer Daſeyn führt, ſiehet die fröhliche lachende Minute der klagenden ins nachbarliche Auge voll Thränen. Das Schickſal giebt uns Allen, wie dem Römer Paul Emil, nur den Genuß eines Triumphes gegen den ſchmerzlichen Verluſt geliebter Söhne. Wir brechen die ſeltnen Blumen unſrer Freuden nur auf Gräbern. Der ſchwarze Fluß des Todes ſtürzt ſich rauſchend unter unſren Füßen hin, und ziehet eine warme Menſchenbruſt und eine warme Hoffnung nach der andern

---

In den meiſten Staaten, wo die Münze als eine Quelle von Einkünften für die Regierung betrachtet wird, ziehet dieſe noch für ſich einen mehr oder weniger beträchtlichen Schlagſchatz; und der Gehalt des Geldes ſtehet um ſo viel unter ſeinem Nominalwerthe, als dieſer Schlagſchatz nebſt den angeführten remedes beträgt.

von dem entblößten Herzen in ſeine Tiefe hinab, und der letzte Verlaſſene ſtehet einſam in der Wüſte des Lebens, und ruft ſeinen vorausgegangenen Freunden und den erſtorbenen Wünſchen ſeines verarmten Herzens; aber aus der weiten leeren Oede kommt ihm nur der klagende Wiederhall ſeines Rufes einſam entgegen. — Wer wird von uns der letzte ſeyn? — Der letzte, welcher verdammt iſt zu ſehen, wie der Tod auf dem großen Richtplatze der Natur nach ſeinen zitternden Freunden den vernichtenden Streich führt, und dem er ein Glied nach dem andern, in allem, was ihm theuer war, wie einem Geräderten zerquetſcht, ehe er das Leben in ſeinem zuckenden wunden Herzen trifft? Was ſucht ihr auf dieſer Erde, verirrte Fremdlinge? O ſehet dem ſchönen Leben nicht ſo freundlich ins freundliche Auge! Auf dem Strome der Zeit, der ein Menſchengeſchlecht zeigt und verſchlingt, ſeyd ihr nur hervorſpringende, zerſchellende Blaſen. Die Natur ſpielt mit eurem Schmerze, mit eurer Freude, mit euren Hoffnungen und mit eurem Daſeyn, und verwiſcht die Thränen des Jammers und der Wolluſt, und das Auge, das ſie geweint. Iſt dies fliehende vorübergehende Leben eine Klage werth oder ein Lächeln? Ach! und der ewig getäuſchte Menſch, der ſich täglich mit einem neuen Verluſte niederlegt und mit einer neuen Hoffnung erwacht, den ſeine ewig wiederkommenden ſinnlichen Begierden, und die frommen Wünſche ſeines Herzens, und die Ideale der Vernunft als ſaugende Wurzeln immer feſter und feſter an die Erde feſſeln, als wäre ſie ſeine Heimath, ſiehet nicht, daß er ſich nur über einem Grabe aufrichtet, um in daſſelbe zu ſinken!

Nein, meine Freunde, ich will euch nicht weich machen. Sey dies Daſeyn ein discours préliminaire zu einem größeren beſſeren Werke, oder mag ſich dies elende Leben wie meine elende Rede ſchließen, auf die nichts folgt, vielleicht kein ſo froher Tag mehr wie der heutige! Wir gehen entſchloſſen, wie der Marſchall von Sachſen in den Sarg, den der Tod vor uns öffnet *), als gingen wir zu einem Siege; es iſt ja auch der größte über die drängenden neckenden Armſeligkeiten, die uns hier verfolgen und quälen. Aber möchte meine Stimme zu tauſend Millionen Menſchen reichen, die ſich haſſen, verfolgen, erwürgen, beneiden und verleumden! O wie ſchmerzt mich euer Aufſparen ohne Genuß, euer raſtloſes Streben ohne Zweck, und euer geiziges wucherndes Sammlen vor dem Winterſchlafe, von dem euch doch kein Frühling wieder aufweckt, und euer leidenſchaftliches Treiben auf der heißen ſtaubigen Rennbahn dieſes Lebens, wo ihr alle niederſinkt ermattet und keuchend, und fern von dem gewünſchten Ziele! Doch, was rede ich

---

*) Auf dem ihm in Straßburg errichteten Denkmale.

zu euch; ihr hört mich ja nicht. Und wenn ihr mich auch hören könntet, giebt es denn unter euch tauſend Millionen Menſchen Tauſend, die Vernunft annehmen? ich mag es nicht verſuchen. Uebrigens empfangt meinen aufrichtigen Wunſch für euer Wohlergehen! Ich eile an die Bruſt theurer Menſchen, denen ich mehr bin als Bruder Redner, und mehr als ich euch ſeyn kann. — Mit dieſen Worten ſprang ich von dem Felſen herab in den ſtummen, denkenden Kreis.

Drei Flöten ſangen das hohe Lied der Freundſchaft und der Liebe — Mozarts Vergiß mein nicht. Die klagenden Töne irreten zitternd durch das ſtille Thal, wie Seufzer einer Braut um das Grab ihres abgeblüheten Geliebten. Die himmliſche Melodie ſtieg wie ein betender Engel des Friedens herab, und führte das vor Entzücken und Sehnſucht weinende Herz zu ſeinem todten Verwandten, und lispelte: Siehe, ſie ſchlummern nur leiſe und ruhen aus, du wirſt ſie wiederſehen und ſie werden dich erkennen. Da endlich die letzten ſterbenden Laute an der gerührten Seele verſchmolzen, und fleheten: Vergiß mein nicht! da umſchlangen ſich die trunkenen, erſchütterten Menſchen, und das erweichte Herz flehete zu dem befreundeten Herzen: Vergiß mein nicht!

Den 12. Mai.

Wir haben Nanteville und Herlet bis jetzt vergebens zurückerwartet und von ihnen auch keine Nachricht erhalten. Polydor rechnete ſo beſtimmt darauf, ſeinen Freund den folgenden Tag wiederzuſehen, daß ihn das Ausbleiben deſſelben wahrhaft in Verlegenheit zu ſetzen ſcheint. Herlet kann durch unerwartete Geſchäfte, vielleicht auch durch Laune in dem Hauptquartier feſtgehalten werden. In dieſem Falle dürfte es aber doch befremden, daß er nicht wenigſtens einige Zeilen geſchrieben hat, wie er es verſprochen, da er doch ſonſt ſeinem Worte gewiſſenhaft nachzukommen pflegt.

Die Tage, die wir hier zugebracht, waren indeſſen für uns keineswegs verloren. In dem täglichen, vertrauten Umgang mit Polydor, der durch nichts Fremdartiges unterbrochen wurde, lernten wir uns wechſelſeitig näher kennen, und mehr achten und vertrauen. Unſer Wunſch, über die geheime Geſellſchaft, deren Daſeyn für uns nicht mehr zweifelhaft ſeyn konnte, nähern Aufſchluß zu erlangen, ward erfüllt. Nachdem wir das Verſprechen ſtrenger Verſchwiegenheit gegeben, nahm Polydor keinen Anſtand, uns in das Geheimniß einzuweihen, in wie weit es ihm ſelbſt ſeine Pflicht erlaubte. Auf Lindau, den man für die Entwürfe dieſer Verbindung vor Allen gewinnen zu wollen ſcheint, können ſie zählen.

Selbſt die Zweifel und Einwendungen deſſelben zeugen von ſeiner Aufrichtigkeit und der Neigung zu dem groſſen Zweck, den die Geſellſchaft haben ſoll, mitzuwirken. Gegen Polydor erklärte er ſich mit einer Offenheit, die den hellen verſtändigen Mann in das tiefſte Gemüth des reinen Jünglings blicken ließ. Auch zeigte jener ſich bereit, uns von der innern Einrichtung des Bundes ſehen zu laſſen, was unſern Blicken unverhüllt erſcheinen darf, und erbot ſich, uns zu dieſem Ende nach dem gewöhnlichen Verſammlungsorte des Provinzialkapitels, wie er ſich ausdrückte, zu führen, wo die Statuten aufbewahrt werden und das Archiv ſich befindet. Da der Ort nur wenige Stunden entfernt liegt, ſo machten wir uns ungeſäumt auf den Weg.

Sie müſſen mir, ſprach Lindau zu Polydor, der in unſrer Mitte ritt, einige Bedenklichkeiten vergeben, die den Wunſch mich zu belehren und meine aufrichtige Neigung, an einem groſſen verdienſtlichen Beſtreben Theil zu nehmen, beweiſen. Noch immer begreife ich nicht ganz, auf welche Weiſe der Bund in unſrer Zeit mit groſſem Erfolge ſoll wirken können. Welche Mittel mag er haben, die Gewalt mäßig und beſcheiden, die Leidenſchaft beſonnen und die Begierde gerecht zu machen? Wenn die Macht nur die Hände wechſelt, in denen ſie ſich befindet, und der Beſitz die Beſitzer, dann iſt auf die Dauer für Vernunft und Recht nicht viel gewonnen. Auf wen zählen Sie übrigens bei der Ausführung eines ſo umfaſſenden Plans? blos auf die eigne Kraft, oder auch auf die Theilnahme des Volks? Auf dieſes, ich geſtehe es, würde ich an wenigen Orten einiges Vertrauen ſetzen. Hüten wir uns, unſer ewig unbefriedigtes Streben, unſre höhern Wünſche und edlern Bedürfniſſe der Menge zu leihen! Was will dieſe in den meiſten Staaten? Was ſie immer gewollt hat: Ruhe und ein behagliches Daſeyn, Brod und Spiele; ſie zieht gefahrvolle Freiheit nicht gemächlicher Knechtſchaft vor. Um was iſt es übrigens auch vorzüglich zu thun? Die Gewalt ſoll gezügelt werden, daß ſie nur ſchützt und nicht verheert; der Einfluß und der Uebermuth des Reichthums ſoll beſchränkt werden, daß er den Armen nur beſchäftigt und lohnt, aber nicht zerdrückt. Giebt es zu dieſem Ziele nicht einen nähern und gewiſſeren Weg? Ich ſollte es doch glauben; ihn hat Plato ſchon vorgeſchlagen, nämlich Philoſophen auf die Throne zu ſetzen. Sie lächeln! O verzweifeln wir nicht an der Möglichkeit dieſer Erſcheinung, welche der gegenwärtige Zuſtand der Völker, ihre Kultur und ihr Gewerbfleiß nothwendig machen! Der Reichthum der Nationen iſt der ihrer Beherrſcher. Dieſe müſſen das Genie unterſtützen und das Verdienſt belohnen, weil ſelbſt ihr Ehrgeiz gezwungen iſt, zu größeren Talenten ſeine Zuflucht zu nehmen, um die Ueberlegenheit an Kräften zu gewinnen, die ihrem Stolze ſchmeichelt. Wer machte die Deſpoten furchtbar? Die blinde Unterwürfigkeit ihrer Sklaven. Die Mächtigen glaubten mehr als Menſchen zu ſeyn, weil ſie die feige Schmeichelei der Schwächeren zu Göttern log. Der Bürger fängt an zu fühlen, daß er Rechte, und ſeine Regierung Pflichten hat. Dies Gefühl nahet ſich dem Throne. Er muß es achten, oder fallen. Wenn auch Weiſe nicht immer den Thron beſteigen, ſo werden ſie neben ihm ſtehen, und dem todten, ſtummen Orakel der höchſten Gewalt Leben und Sprache geben. Die Verhältniſſe, welche die Natur durch Jahrtauſende im Stillen vorbereitete, machen es dem Monarchen zum Geſetz, weiſe, gerecht und menſchlich zu ſeyn. Spricht dies Geſetz auch nicht zu ſeinem Herzen, dann ſpricht es, auf was wir rechnen können, zu ſeiner Eigenliebe, zu ſeinem Stolze.

Zu viel hoffen, antwortete Polydor, iſt eine ſo große Schwäche, als zu viel fürchten. Gewalt nur bändigt Gewalt. Ueberſehen wir die Völkergeſchichte! Sechs Jahrtauſende zähmen an dieſem Tiger; aber ſeine augenblickliche Ruhe war nur eine Folge ſeiner Sättigung oder ſeiner Ermüdung. Doch iſt es weſentlich hier zu bemerken, daß wir es nicht gerade mit der fürſtlichen Gewalt zu thun haben, die ſich am wenigſten zum Mißbrauche neigen würde, wenn Andre ſie nicht im Namen der Fürſten mißbrauchten. Das Beſte dieſer, wenn ſie es erkennen, iſt immer auch das des Volks, und ihr Ruhm und Vortheil geht mit dem des Landes Hand in Hand. Man darf wohl fragen, ob es der Thron allein, oder ob er es nur beſonders iſt, von dem man fürchten muß? Gäbe es bei uns wirklich keinen gefährlichern Feind des allgemeinen Wohls, als die Macht der Fürſten? Unmöglich kann das Ihre Ueberzeugung ſeyn. Von ganz andern Seiten iſt das Glück der Völker, die Ruhe der Staaten, der Friede der Welt, der Menſchheit heiligſtes und ſchönſtes Recht bedroht. Erwägen Sie die gegenwärtige Lage von Europa! Wer hätte den Muth, den Beſtand der Dinge, wie wir ihn ſehen, auch nur auf wenige Jahre zu verbürgen? Eine neue Weltordnung iſt im Werden. Ernten kann man nur die reife Frucht; ſie aber iſt jetzt reif. Ich ſage Ihnen: es ſteht alles auf dem Spiel, das, wenn es verloren geht, ſich vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder gewinnen läßt. Die aber irren ſehr, die da glauben, wir ſtellten uns der fürſtlichen Gewalt und Würde feindlich gegenüber. Vielmehr könnte der Zeitpunkt kommen, wo wir als die treueſten, vielleicht die einzigen Verbündeten des Königthums daſtehen, läßt es ſich nur die geſetzlichen Schranken einer Verfaſſung gefallen, die zu ſeiner Sicherheit ſo nöthig iſt, als zu der des Volks. Wer die monarchiſche Form bei uns jetzt zerſtören will, räth den Kern zu vernichten, in dem die Frucht noch reifen ſoll, nur reifen kann.

Was wir wollen, was wir ſollen, iſt einfach. In der großen entſcheidenden Zeit, wo Willkühr, Mißbrauch und Vorurtheil mit Geſetz, Vernunft und Recht ſich um die Herrſchaft ſtreiten, gilt es, für Geſetz, Vernunft und Recht zu kämpfen, für ſie zu ſiegen oder beſiegt zu fallen. Wir legen unſre Kräfte, ſo ſtark oder ſchwach ſie ſeyn mögen, in die Waagſchaale, in der wir das Heiligſte und Höchſte, was es für den Menſchen giebt, zu ſehen glauben. Das iſt unſre Abſicht, das iſt unſer Streben. Sollten wir, bei aller Anſtrengung, doch nicht zum Ziel gelangen, dann haben wir wenigſtens gethan, was Männern zu thun geziemt. Den Erfolg ſtellen wir einer höhern Macht anheim, die über Völker und Könige, über Reiche und Ameiſenhaufen, über Bettler und Fürſten, über die Sterne am Himmel und das Laub an den Bäumen verfügt.

Das, erwiederte Lindau, iſt der getreueſte Ausdruck meiner eignen Geſinnung. Wenn ich oft zu zweifeln ſcheine, wo ich Ihnen mit ganzer Seele beiſtimme, dann geſchieht es nur, um neue Gründe für eine mir werthe Anſicht und Meinung zu gewinnen und fremden Beiſtand zur Bekämpfung jedes Widerſpruchs aufzufordern.

Ich trete an Ihrer Hand in eine für mich neue Welt. Was ich über den Zweck und die Mittel der Menſchen weiß, denen ich mich zu nähern im Begriffe bin, iſt wenig. Ich nahm die Erläuterungen, welche Sie mir über die Abſichten des heiligen Bundes gaben, mit Schweigen auf, welches Sie als eine unbedingte Billigung ihres Inhalts zu deuten verſucht ſeyn könnten. Ich will Sie nicht täuſchen. Alle Heuchelei iſt meinem Herzen fremd.

Sie wiſſen ſelber, daß es nicht ſchwer iſt, den niedrigſten Zweck in das ehrwürdigſte Gewand zu kleiden, wie es denn auch den ungerechteſten Kriegen nie an einem beredten, heiligenden Manifeſte fehlt. Meine Verhältniſſe erzogen mich zum unverſöhnlichſten Haſſe gegen die Inſolenz des Reichthums und der Gewalt. Ich bin ein Feind jeder Art von Uſurpation; aber ich fühle, daß mich das Schickſal, welches meine Bildung leitete, oft ungerechter macht, als ich wirklich bin. Alles Menſchenwerk iſt mangelhaft, und ich bin gewiß, es wird es ewig bleiben. Darum werde ich meine wenigen Kräfte nie dem undankbaren Verſuche weihen, erträgliche Mißbräuche zu bekämpfen. Nur mit dem Verbrechen und offenbarer Gewaltthätigkeit lebe ich im Kriege. So bin ich, ſo zwingt mich meine Natur, mein inneres Weſen zu ſeyn, und ich folge dieſem geheimen unwiderſtehlichen Zuge, weil ich ihm folgen muß, wenn ich nicht aufhören will, Ich ſelbſt zu ſeyn.

Nicht ſelten nimmt der Menſch ſeinen Haß gegen Tyrannen für den der Tyrannei, und kann fremde Willkühr nur darum nicht dulden, weil ſie ſeiner eignen im Wege lebet. Er bekämpft nicht den Deſpotismus, ſondern die Deſpoten, und wird es ſelber, ſobald er es ungeſtraft werden kann. In unſeren Tagen, wo große Kräfte ſich freundlich zu großen Verbrechen geſellen, wo der beſte Kopf ſich mit dem ſchlechteſten Herzen verträgt, und das widerlichſte Geſicht die gefälligſte Larve trägt, glaube ich nur der ſchweren That und nicht dem leichten Worte. In einem Zeitalter, dem es an Tugend fehlt, ſehen wir das Genie in ſeiner übermächtigen Kraft ſich gegen den Himmel erheben, aber nicht um das reine Sonnenlicht der Wahrheit näher an der Quelle zu trinken, nicht um ſich über die Begierden, welche das tiefe thieriſche Leben beſudeln, aufzurichten, ſondern wie der gefräßige Geier, um ſeine Beute leichter zu überſehen und gewiſſer zu erhaſchen. Ich muß alſo, ehe ich mich verbindlich mache, dem großen Bunde angehören, deſſen Abſichten ich zu unterſtützen wünſche, wenn ſie rein ſind, deſſen Zweck und wenigſtens einige der bedeutendſten Männer kennen, aus denen er beſteht. Uebrigens wiederhole ich Ihnen das Verſprechen, daß alles, was ich ſehen und hören werde, in meiner Bruſt begraben bleibt. Ich bin arm an Betheurungen und Worten; aber was meine Zunge bejaht, hat meine Seele ſchon beſchworen.

Ich werde Sie, antwortete Polydor, ſo viel von dem Zwecke und den Mitteln unſeres Bundes ſehen laſſen, als mir meine Pflicht zu enthüllen erlaubt. Dies iſt, ich geſtehe es, nicht viel, aber doch genug, um Ihr Urtheil zu beſtimmen. Die Menſchen, welche die Gefahr und den Ruhm eines ſo ungewöhnlichen Verſuches, als der unſerige iſt, unter ſich theilen, ſind ſo gut und beſſer als ich. Sie ſind, was die Beſten unter uns in ihren Verhältniſſen und nach ihren Kräften zu ſeyn vermögen. Ich ſelber kenne nur einen Theil der Anſtalt, welche beinahe die ganze kultivirte Welt umfaſſen ſoll, und bin in mehr als einem Falle nur untergeordnetes Werkzeug.

Einer der Vorſteher, den ich kenne, iſt Eponymos *), ein reifer, vollendeter Mann nach ſeinen Kenntniſſen, ein Jüngling nach ſeinen Jahren, und ein Kind nach ſeinen Sitten. Man findet vielleicht öfters in einem Menſchen ſo viel mannichfaltige, ausgebildete Kräfte, ſo viel Muth und ſo viel Thätigkeit, aber ſelten ſo viel Genie bei ſo viel Tugend, eine ſo tiefe Menſchenkenntniß bei ſo viel Menſchenliebe. Das Unglück und früh erwachte Leidenſchaften haben ihn, wie ich hörte, gebildet. Ob ich ihn gleich nur ſelten ſah, ſo ſtehet doch ſein Bild ewig lebendig vor mir. Sein ganzes Leben iſt eine ununterbrochene Thätigkeit, und doch ſcheint er ſich kaum anzu-

---

*) Ich vermuthe, daß dies nicht der wahre Name dieſes Menſchen iſt; denn ihn führte auch der erſte Archon in Athen, welcher die öffentlichen Akten unterzeichnete, und in der Verſammlung den Vorſitz hatte.

ſtrengen. Er iſt Gelehrter, Staatsmann und Soldat, und hat Beweiſe davon gegeben. Mit der Lebensart und den Sitten eines ſtillen, einſamen Weiſen verbindet er die Feinheit und den Anſtand eines durchgearbeiteten Weltmannes.

Nach Briefen aus Catania, am Fuße des Aetna, wo er ſich noch vor einem Monate befand, erwarten wir ihn nach zehen oder zwölf Tagen. Zu ſeinen mannichfaltigen Eigenheiten gehört auch die, daß er bei der Annäherung eines jeden Winters in die ſüdlichen Gegenden von Europa, nach Spanien, Italien oder Frankreich ziehet, und nur den Sommer in den kälteren, nördlichen Reichen dieſes Welttheils lebt. Es ſcheint, die zarten Blüthen und Früchte, welche ſein ewigſchaffender Geiſt mit üppiger Kraft hervortreibt, vertragen, wie die ſchöneren und kräftigeren Pflanzen der wärmeren Klimate, die lebentödtende Witterung der Eiszonen nicht.

Der Weg wurde jetzt ungebahnt, das Geſträuch dichter, das Thal dunkler und enger. Hier müſſen wir unſre Pferde zurückſchicken, ſagte Polyder, denn ein unſichrer ſchmaler Pfad windet ſich mühſam durch das Gebüſch jenes ſchroffen Berges, kaum von Menſchen zu erſteigen. Wir gaben unſrere Pferde ab.

Mit Anſtrengung krochen wir einem Fußſteige nach, welcher mir das gewöhnliche Bett eines Baches zu ſeyn ſchien, den man ableiten und anlaſſen konnte, ſo wie man einen Beſuch erwartete, oder ſich gegen ihn zu verwahren ſuchte. Wir ſchwangen uns über abgeriſſene Felſenſtücke Poinder nach, der uns führte, und abgebröckelte Steine rollten unter unſren Füßen ins Thal hinab. Der Mond warf ſeine glänzenden Silberfäden ſparſam durch das verwachſene Buſchwerk, und die einſame Stille der Nacht unterbrach nur der Fall losgeriſſener Steine, und das müde, ſchnelle Athmen dreier ſchweigender Menſchen.

Da wir mit Mühe den letzten ſteilen Hügel erſtiegen hatten, ging der Mond ſtill und freundlich hinter die weſtlichen Gebirge. Wir ruheten bei einem breiten gebahnten Wege unter jungen Eichen aus.

In der Tiefe der Nacht glänzten zahlloſe Welten. Im Thale und auf den nahen Bergen zogen hohe dichte Wälder hin. Ein leiſes, kühles Flüſtern lief durch die Gipfel der Bäume, und in der Ferne ſtürzte ſich dumpfrauſchend ein Bach ins finſtere Thal. Es herrſchte eine ernſte, feierliche Stille um uns. Nur der denkende Geiſt ſprach einſam mit ſich ſelbſt.

Da trat eine dunkle Geſtalt aus der Nacht, und näherte ſich uns auf dem Wege, bei dem wir in einer kleinen Entfernung ruheten. Alle Blicke fielen ſogleich auf dieſe Erſcheinung, und als ſie uns nahe war, erkannten wir einen jungen Mann mit entblößtem Haupte in einen dunkelgrauen Mantel gehüllt. Ernſt und in tiefes Nachdenken verſunken, ging er an uns vorüber, und ſein ſtilles, freundliches Angeſicht, und ſeine ſchöne Geſtalt füllte die Seele mit einem gemiſchten Gefühle von Ehrfurcht und Liebe.

Er wandelte ſchweigend auf und nieder, bis der öſtliche Himmel ſich mit Purpur färbte, und die Natur aus dem Schlafe zum lauten, fröhlichen Leben erwachte, da nahete er ſich dem Abhange, auf den wir ihn emporſteigen geſehen hatten, richtete ſein Angeſicht gegen den kommenden Tag, und verſchwand.

Welch eine heilige Geſtalt! rief ich. Polydor ſchien bei dieſen Worten aus einem tiefen Traume aufgeſchreckt. Es war Evonymos, ſagte er. Evonymos? fragte Lindau erſtaunt. O, dieſes Angeſicht kann nicht lügen, aus ihm ſpricht ein großer Geiſt.

Wir eilten über den Rücken des Berges, und ſtiegen auf der andern Seite hinab in ein weites, friſchgrünendes Thal. In der Mitte deſſelben ſtand ein einzelnes Gebäude zwiſchen drohenden Ruinen einer verfallenen Kirche. Da wir uns durch einige zuſammengeſtürzte Mauern der etwas vernachläßigten Wohnung näherten, rauſchte uns eine friſche kriſtallene Quelle aus dem verfallenen Mauerwerk entgegen. Lindau ließ uns vorausgehen, und badete Geſicht und Hände in dem klaren, kühlen Waſſer. Da wir endlich in den leeren, mit einem lebendigen Zaune eingeſchloſſenen Hof traten, ſahen wir

Evonymos durch das entgegengeſetzte Thor, von zwei rüſtigen Jünglingen begleitet, das Thal hinabreiten.

Evonymos an Polydor.

Durch das Univerſum ziehet ein nie verſiegender Strom von Leben, und der Menſch, welcher als vorüberrauſchende Woge in ihm aufſteigt, und die Milbe, die ſich in ihm als ein leichter Tropfen verſpritzt, fließen aus einer ewigen Quelle. Jede Kraft iſt göttlich, und in dem Menſchen alles heilig, ſeine Triebe, ſeine Vernunft, ſeine Leidenſchaften, ſein Gewiſſen, ſeine Genüſſe und ſeine Reſignation auf dieſelben; aber das Heiligſte in ihm iſt ſeine Freiheit, weil ſie ſein erſtes Recht und die Grundbedingung jeder Tugend, jeder Vollkommenheit und jedes Genuſſes iſt.

Nur für den Menſchen, der den Baum wegen ſeinen Blüthen, und die Blüthen als ein Unterpfand der künftigen Frucht liebt, giebt es Unkraut. Jedes Verbrechen iſt eine verirrte Tugend. Dieſen Glauben ließ mir ein Leben, das mich durch die Zeltgaſſen von Thronen, Pharobänken und Siechhäuſern, durch die aufgeſtellten Schlachtreihen von Betrügern, Brudermördern, Giftmiſchern und Tyrannen unſeres Zeitalters führte.

Jede Kraft ſtrebt nach Thätigkeit und jeder Trieb nach Befriedigung. Wer ihrer Wirkſamkeit eine Sphäre und ein Ziel zu laſſen oder zu geben weiß, verdient ſie zu regieren. Wer ſie beſchränken oder unterdrücken will, verwüſtet eine freie Welt, und verwandelt eine Wohlthat und eine Anlage zur Tugend in eine Plage und in ein Verbrechen. Wir können nicht Alles lieben, was iſt; aber wir müſſen es achten, achtet es in uns das Heilige, Ewige, Unzerſtörbare, den Karakter der Menſchheit. Der Menſch darf nur von ſich ſtoßen, was ihm mißfällt, aber nicht zerſtören; denn wir ſind nur frei, und nicht Herrſcher.

Die Natur des Menſchen iſt wohlthätig und freundlich, wie die des Feuers und des Waſſers, und er hat nicht dieſe Natur, ſondern ſein Bett und ſeine Richtung verloren, und iſt darum eine freſſende Flamme und eine zerſtörende Flut geworden.

Der Geiſt, welcher in dem Menſchen wohnt, iſt ein Strahl des göttlichen Geiſtes, ſeine Beſtimmung iſt, Gott ähnlich zu werden. Frage über ſie dein Herz und nicht die Schriften der Weiſen. Sie haben mehr für Andre als für ſich geſchrieben, und ihre Feder arbeitete im Dienſte fremder Leidenſchaften oder der eignen. Sie haben die menſchliche Natur herabgewürdigt, um in dem Verderben derſelben eine Schutzrede für ihr eigenes Verderben zu finden.

Wäre der Menſch ſo ſtark, daß ihn die Lüge und das Laſter nicht verſuchten, dann trüge ſein Herz die Blüthen der Tugend, und ſeine Vernunft die Früchte der Wahrheit, wie eine Orangerie die übrigen, ohne Verdienſt. Aber das Schickſal hat den menſchlichen Willen in die Mitte geſtellt zwiſchen das Gute und Böſe, die Wahrheit und den Irrthum, und in dem ſelbſtgefaßten Entſchluſſe und in der ſelbſtgewählten That liegt ſein Werth, ſein Verdienſt und ſeine Freude. Unſer Leben iſt der ewig fortgeſetzte Krieg zwiſchen Typhon und Oſiris, und unſre Größe beſteht oft darin, nur gekämpft, obgleich nicht geſiegt zu haben.

Unſer irdiſches Leben iſt eine Hieroglyphe, zu der nur die Ewigkeit den Schlüſſel hat. Es iſt keine Prüfung und keine Belohnung. Es iſt ein abgeriſſener Akkord aus einer großen Harmonie. Dieſe Erde iſt unſre Wohnung, aber nicht unſre Heimath. Wir leben in unſern Thaten und Genüſſen, aber nicht in der Zeit. Die Vermeſſenheit und die Verzweiflung wühlen die Gräber der Todten auf, und fragen die ſtumme Mumie um den Aufenthalt des ausgezogenen Geiſtes, und das unwürdigſte Leben fodert ein künftiges als den verdienten Preis des gegenwärtigen. Denkender, ahnender Geiſt meines Polydor! frage nur dich ſelber. Alle Orakel ſind falſch, nur das eines aufrichtigen, liebenden Gemüthes nicht.

Ich gehe durch die ſchweigende Nacht. Die Unermeßlichkeit ſieht mit ihren ungezählten Welten auf mich herab. Wenn der Zufall, ein Nichts, eine blinde Kraft dieſe Millionen Welten mit Millionen Leben, und meine denkende, fühlende Seele in die leere Wüſte des unendlichen Raumes warf, wohlan! ſo vertraue ich dir, göttlicher Zufall, göttliches Nichts, göttliche blinde Kraft! Ich bin dein Geſchöpf.

Kämpfe gegen den Schmerz, mein Polydor, aber fürchte ihn nicht; genieße die Freude, aber ſuche ſie nicht. Ueber das irdiſche Leben ziehen beide, wie die Wolken und Jahreszeiten über die Erde. Aber im Sturme der Begierden, in dem Winterfroſt des Elends, und unter dem heiteren, erwärmenden Frühlingswehen des Genuſſes gehe nie die Sonne der Freiheit, der Liebe und der Tugend in deiner Seele unter! Dem einen iſt dies Leben ein erfreuliches, dem andern ein läſtiges Geſchenk. Ein Geſchenk iſt's; aber ſein Werth hängt von dem Gebrauche ab, den der Beſchenkte davon macht.

Auch die beſten und größten Menſchen, lieber Polydor, haben rauhe Unebenheiten von Mängeln und Gebrechen, vielmehr als die Andern. Hüten wir uns, ſie allenthalben an ihnen glätten und abſchleifen zu wollen! Klüger iſt's, man rückt ſie nie ſo nahe zuſammen, daß ſie ſich mit ihren ſcharfen Ecken berühren, die ſich doch nur reibend und ſchneidend begegnen, wenn wir mit unſern armſeligen Launen und Bedürfniſſen zuſammentreffen. Das Vorzügliche und Edle in uns ſollen wir wechſelſeitig genießen ohne das Dürftige und Gemeine. Noth und Gewohnheit ziehen auch das Höchſte und Würdigſte in den weiten einförmigen Kreis des Alltäglichen herab, in dem ſich das Leben der meiſten Menſchen bewegt. Wollen wir darum auch nie das Flüchtige feſthalten, und das Große und Treffliche zum gemeinen Hausgebrauche benutzen? Den beſeligenden himmliſchen Nektar höherer Genüſſe, Freuden und Gefühle ſollen und können wir Sterblichen nicht als ſättigenden, erfriſchenden Tiſchwein gebrauchen.

Kraft, Tugend und Wahrheit gedeihen übrigens nur unter dem ſchützenden und erwärmenden Adlersflügel der Freiheit, die aber etwas ganz anders iſt, als das Vermögen, zu können was man will. Wo die Gewalt als ſchuldigen Dienſt fordert, was nur die freie Neigung geben kann, da muß ſie ſich auch mit geheuchelter Gefälligkeit begnügen, wenn ſie die Neigung, die ſich nicht gebieten läßt, nicht zu gewinnen weiß. Es iſt eine große Weisheit, der Natur getreu zu bleiben, die der Menſch nie ungeſtraft verräth. Verſtände und befolgte er das immer, wie viele Verbrechen und wie manche ſpäte Reue würde er ſich erſparen!

Die Mittel, über welche dieſer Bund gebietet, ſind wirklich groß und umfaſſend. Welche Kühnheit und Kraft gehörte dazu, um dieſes Werk zu vollenden? Wir lernten bis jetzt nur einige Zweige der ausgebreiteten Anſtalt kennen, und Polydor ſagte, wir ſähen nur in den

Vorhof gekommen, und hatten noch nichts von dem inneren Heiligthume geſehen; und doch iſt Lindau von Bewunderung durchdrungen, und ich blicke voll Erſtaunen auf das koloſſaliſche Unternehmen, welches die ganze gebildete Welt umfaſſen ſoll.

Wir kamen durch unterirdiſche verborgene Gänge in eine Reihe von Sälen, aus denen immer ein Saal in den andern führte. In denſelben ſind die Papiere aufbewahrt, welche Beiträge zur Politik, Geſchichte, Statiſtik und Kriegskunſt eines jeden merkwürdigen Staates der Welt enthalten. Jeder Staat hat ſeine beſondere Abtheilung, und mehrere Menſchen ſah ich beſchäftigt, die mannichfaltigen Papiere zu einem zuſammenhängenden Ganzen aneinander zu reihen, oder in leicht zu überſehende Auszüge zu bringen. Da iſt alles Ordnung, und nirgends eine Lücke. Beobachtende Reiſende haben ihre Bemerkungen mit den daraus fließenden Reſultaten aufgezeichnet. Angeſtellte und Beamte des Landes, die Glieder des geheimen Bundes ſind, haben ihre reifen Beobachtungen niedergeſchrieben und der Geſellſchaft mitgetheilt. Hier findet man die beſtimmteſten Angaben über die Größe, Fruchtbarkeit und den Ertrag des Landes, über die Induſtrie, die Sitten und Gebräuche ſeiner Bewohner; über den Handel, den Geiſt des Volkes und der Regierung, wie über die Religion und Geiſtlichkeit, die zuverläſſigſten Karten und Pläne von feſten Plätzen und bedeutenden Poſitionen, nebſt erläuternden Denkſchriften. Die Urſachen des öffentlichen und Privatwohlſtandes oder der Dürftigkeit, der Zufriedenheit oder des Mißvergnügens ſind entwickelt, die Gründe der fortſchreitenden oder zurückgehaltenen Aufklärung angegeben, und allenthalben Vorſchläge zur Verbeſſerung beigefügt. Wem dieſe Papiere zu Gebote ſtehen, der überſieht mit einem Blicke die Kräfte und Hülfsquellen eines Landes und ſeiner Regierung. Da man hier den Geiſt des Volkes und der verſchiedenen Stände, die es bilden, lebendig dargeſtellt, den Karakter und die Fähigkeiten der erſten Beamten, des Monarchen, ſeiner Lieblinge und der ihn umgebenden Perſonen getreu gezeichnet findet, ſo hat man den Schlüſſel zu jeder groſſen oder unbedeutenden Veränderung im Staate, und zugleich den Hebel, dieſe Veränderungen ſelbſt einzuleiten, zu bewirken und zu beherrſchen.

Ich muß geſtehen, daß ich dieſe Sammlung, welche mit jedem Tage reicher wird, als einen Schaz betrachte, wie keine Regierung ihn beſizen mag. Wäre aber auch irgend ein groſſer Staat von ſolchen Menſchen bedient, könnte er über alle dieſe zahlloſen Hülfsmittel verfügen, dann hätte er das Werkzeug in der Hand, kräftiger auf das Schickſal der Welt zu wirken, herrſcher über die Angelegenheiten der übrigen Staaten zu entſcheiden, als die Römer es mit ihren Legionen konnten.

Dieſe Sammlung, welche wir durchgingen, war, nach Polyders Bemerkung, nicht vollſtändig; ſie umfaßte nur Europa mit den Kolonien. Noch beſitzt die Geſellſchaft eine koſtbare Niederlage von Notizen über den Karakter, die Talente, Neigungen und Schwächen der verſchiedenen Regenten, ihrer Miniſter, Geſandten, Räthe, der angeſehenſten Schriftſteller, derjenigen beſonders, welche auf die öffentliche Meinung wirken, der ausgezeichnetſten Menſchen in den mannichfaltigen Freiſtaaten, die an der Spitze der Nationen, der Heere und der Volksgeſellſchaften ſtehen. In dem ganzen Gemälde eines hervorragenden Mannes ſoll, wie Polyder verſicherte, auch nicht ein weſentlicher Zug fehlen. Seine Geburt und Erziehung, ſeine früheſten Leidenſchaften und ihre Entwickelung, ſeine Lieblingsbeſchäftigungen, ſeine Art zu leben, ſich zu vergnügen und zu zerſtreuen, ſind aufs genaueſte beobachtet und aufgezeichnet. Nur wenige Auserleſene von der Geſellſchaft aber haben zu dieſen Papieren den Schlüſſel; und was man durchaus unter allen Umſtänden geheim halten will, iſt zur Vorſicht in Chiffern geſchrieben.

Betrachte ich die Geſellſchaft in ihrem ganzen Umfange, wie ſie aus Menſchen von allen Nationen und Ständen zuſammengeſetzt iſt, die zugleich zu den fähigſten und kräftigſten gehören, wie ſie ein Geiſt beſeelt, der das Ganze lenkt, und jede Bewegung des einzelnen Mitgliedes zu einem gemeinſchaftlichen Ziele leiger, dann ſcheint mir gegen dieſes große Werk jede Staats- und Hofkunſt klein.

Den 13. Mai.

In der Nachbarſchaft, tiefer im Walde, auf einer hellen freundlichen Anhöhe, die das weite ſchöne Land überſieht, hat ein frommer Einſiedler ſeine ſtille Klauſe bei einer Kapelle, deren Heiliger früher im Rufe ſtund, Wunder zu wirken. Seit einiger Zeit hat der Heilige, wie es ſcheint, das Geſchäft aufgegeben, und mit dem alten Glauben verlor ſich das Gute und Böſe, das ſonſt Gnadenbilder, Hexen und Zauberer gewirkt. Was aber jetzt für den Himmel verloren geht, weiß der Menſch gar ſchlau ſich anzueignen, und ſo hat auch der Eremit hier nach und nach die Stelle des wunderthätigen Gnadenbildes eingenommen, und die ganze Gegend iſt von dem Rufe ſeiner Handlungen erfüllt. Nach Allem, was man von dem Manne hört, muß man ihn für einen feinen Schelm oder einen ungewöhnlichen Menſchen halten. Iſt er, wie die Verſtändigern der Gegend glauben, das Letztere, dann läßt es ſich ja auch begreifen, daß er dem Volke ein Schwarzkünſtler, ein Vertrauter der Hölle, oder ein Günſtling des Himmels heißen muß. So viel geht aus den Erzählungen und Urtheilen, die über den Pater Johannes — ſo nennt der Klausner ſich — im Umlauf ſind, hervor, daß er als Geiſtlicher, als Arzt, Vermittler und Friedensſtifter unendlich viel Gutes wirkt. Das Vertrauen, welches das Landvolk auf ihn ſetzt, hat keine Grenzen, und wo die Achtung vor ſeiner Heiligkeit nicht wirkt, da thut es die Furcht vor ſeiner Zauberei. Was mir aber beſonders auffiel, iſt der Umſtand, daß der Zuſpruch aus den Städten bei ihm ſo häufig ſeyn ſoll, wie der vom Lande, und daß faſt ſo viele glänzende Equipagen nach ſeiner Klauſe rollen, als Dürftige und Gebrechliche dahin ſchleichen.

Wir hatten dem Pater Johannes ſchon früher unſern Beſuch zugedacht, und zogen bei Polydor Erkundigung über den merkwürdigen Klauſner und den nächſten Weg zu ihm ein. Ich kenne den Mann ſehr gut, ſagte Polydor; wir ſind Freunde. Iſt es Ihnen recht, dann will ich Sie dahin begleiten. — Wir ſahen den ſonſt ernſthaften Polydor zweifelnd an. Ich ſcherze nicht, fuhr dieſer fort, und Sie werden ſich überzeugen, daß Beſſre als ich ſich eines ſolchen Freundes nicht zu ſchämen brauchten; auch mag er Beſſre ſeine Freunde nennen.

Das iſt doch ſonderbar, rief einer von der Geſellſchaft aus, ein Eremit, der Kranke heilt und Prozeſſe ſchlichtet, ein Vieharzt und Seelenhirt zugleich. Ich dachte mir einen Pater Gaßner, und wollte Sie eben fragen, ob der Schwarz- und Tauſendkünſtler nur Betrüger, oder auch Betrogener ſey. Kann Sie das irre machen? fragte Polydor ernſt, wenn der Pöbel in ihm einen Zauberer oder Heiligen ſieht, da allen ungewöhnlichen Menſchen ein Gleiches begegnet iſt, von Pythagoras mit ſeiner goldnen Hüfte bis auf Doktor Fauſt mit ſeinem Mantel. Sollten Sie das Volk, das vornehme wie das gemeine, ſo wenig kennen? Iſt Betrüger, wer die Menſchen bis tief in ihr geheimſtes Innere kennt, und die Kunſt beſitzt, jeden ſeinen eignen Weg zu führen, und ſelbſt ſeine Schwächen und Vorurtheile zu deſſen Beſtem zu benutzen, dann freilich verdient der Pater Johannes allerdings dieſen Namen. Mir iſt er ein ſeltner, wohlthätiger Menſch.

Iſt es aber wirklich wahr, fragte derſelbe, der in dem Pater Johannes einen Schüler Caglioſtro's zu finden glaubte, daß er Kranke durch Händeauflegen und Berühren heilt, gegen ſchwere Uebel und Gebrechen geheime Mittel hat, und ſelbſt vorgiebt, Geiſter zu beſchwören? Das iſt, in einem gewiſſen Sinne, wirklich wahr, wie dem albernſten Volksglauben, den wunderbarſten, ſelbſt abgeſchmackteſten Mythen irgend eine hiſtoriſche oder doch moraliſche Wahrheit zum Grunde liegt. Meine lieben Freunde, iſt denn, was wir äußere Wahrheit nennen, etwas anders als eine Art von Regenbogen, den Jedem die Sonne ſeines Geiſtes, nach der Verſchiedenheit ſeines Standpunktes verſchieden, in dem Dunſtkreiſe ſeines Lebens bildet? Entweder dürfen wir von den Menſchen nicht Wahrheit, ſondern Wahrhaftigkeit fordern, oder wahr iſt, was der wahrhafte Menſch uns als ſeine Ueberzeugung giebt. Iſt doch die treueſte Geſchichte nur ein Roman, zu dem die Wirklichkeit Namen, Zeit und Stoff geliefert, den der Hiſtoriker verarbeitet, das heißt, entſtellt empfängt, um ihn wieder nach ſeiner Art zu verarbeiten, das heißt — zu entſtellen. Derſelbe Gegenſtand wird, nach dem Genie, Karakter und Intereſſe des Mannes, der ihn behandelt, ein Heldengedicht oder eine Poſſe, ein erhabenes Drama oder ein gemeines Jahrmarktsſtück, ein Anklageakt oder eine Seligſprechung. Gar manche Mittel, die der Pater Johannes beſitzt, ſind Geheimniſſe für tauſend Andre, die ſich ſogar mit der Natur und Kunſt einer vertrauten Bekanntſchaft rühmen. Ich ſelbſt kann bezeugen, daß er mehr als einen böſen Geiſt beſchworen hat. Wenn nun dem einen Wunder ſcheint, was der Andre ganz natürlich findet, und dieſer Geſpenſter ſieht, wo jener nichts davon erkennt, dann darf das uns, die den Menſchen zu beobachten Gelegenheit hatten, nicht befremden.

Mir ſind einige der Wunder, die der Pater Johannes gewirkt haben ſoll, und denen er beſonders die Verbreitung ſeines Rufs verdankt, bekannt. Sie mögen ſelbſt darnach urtheilen, was von dem Zauberer und ſeiner Zauberei zu halten ſey. Zwei der angeſehenſten Familien einer nahen Stadt, die durch die Bande des Bluts vereinigt waren, ſahen ſich durch die Zänkereien von zwei

Weibern, die ſich tödtlich haßten, entzweit. Die Trennung der beiden Häuſer trennte faſt alle bedeutende Einwohner, die mit dem einen oder dem andern durch Geſchäfte, Intereſſe oder Neigung verbunden waren. Die Verhältniſſe des öffentlichen und Privatlebens litten durch dieſe Spaltung, die man um ſo mehr bedauerte, da man keinen Grund davon als weiblichen Eigenſinn und Laune anzugeben wußte. Eine der Damen ward krank, verzweifelte an der Rettung durch ihren Arzt, und wandte ſich an den Kianoner, deſſen Ruf ſich zu verbreiten angefangen hatte. Die Reichen und Vornehmen beſonders wetteiferten, ihm ihr Vertrauen zu ſchenken, weil es eben durch das mächtige Beiſpiel einiger ſehr angeſehenen Perſonen Mode geworden war. Der Vater Johannes ſuchte ſich mit allen Verhältniſſen der Dame und den nähern Umſtänden ihrer Lage bekannt zu machen. Er erfuhr, daß gerade ſie durch ihre kränkliche Reizbarkeit die Feindſchaft bis jezt unterhalten und jeden Verſuch einer Verſöhnung vereitelt habe. Man konnte, wie das gar oft der Fall iſt, nicht ſagen, daß entſchieden böſer Wille dieſe für die beiden Familien und einen großen Theil der Stadt ſo traurige Stimmung unterhielt; vielmehr war gerade der Verdruß über die lange Trennung und die ewigen Unannehmlichkeiten, die ſie zur Folge hatte, eine der Urſachen der Kränklichkeit des Weibes. Leichtſinn, Eitelkeit und die kleinlichen Karakterſchwächen, die ſo oft über ein ganzes Leben entſcheiden; Erbärmlichkeiten, die aber der Menſch oft ſeine wichtigſten Verhältniſſe beſtimmen läßt; die einmal gegebene Erklärung, daß man nie den erſten Schritt zur Verſöhnung thun werde; eine Miene, ein ohne Ueberlegung und flüchtig geſprochenes Wort, in dem nicht einmal Abſicht und Bedeutung lag, verewigten den Zwiſt.

So wie die Dame dem Klausner mit ihrem Vertrauen entgegen kam, war auch deſſen Entſchluß gefaßt. Er vernahm die langen und bittern Klagen der Leidenden, die geringe Hoffnung, die ſie für ihre Geneſung habe, wenn nicht er ſie retten wolle, und ſuchte der Erwartung der Dame, ſo viel ihm möglich, zu entſprechen. Er mag wohl erlaubte Mittel, die Achtung, in der er ſtund, zu befeſtigen, nicht verſchmäht, und ſich vielleicht den Namen eines wunderthätigen Mannes ſogar gefallen laſſen haben. Nach langem Prüfen und Erwägen, das mit einigen umſtändlichen Vorbereitungen verbunden war, erklärte der Klausner: es gebe ein Mittel, aber ſeines Wiſſens auch nur eines, wodurch ihre Wiederherſtellung möglich ſey. — Alſo doch möglich? rief die Dame erfreut. Sogar wahrſcheinlich, faſt gewiß, fügte der Pater hinzu, wenn Sie das Mittel ſich nach Vorſchrift gefallen laſſen. Die Natur, fuhr er nach einer Pauſe mit Ernſt und Würde fort, hat manches gar ſeltſam geordnet und gefügt, und ihre Wege ſcheinen oft ſo ſonderbar, als ſie unerklärlich ſind. Die heilende Kraft, der Sie Ihre Geneſung verdanken ſollen, iſt in ein Weib gelegt, dem Sie körperlich verwandt, aber nicht geiſtig befreundet ſind. — Sie meinen doch, ehrwürdiger Herr, nicht die Karoline ***? fragte ſie betroffen. — Dieſelbe, war die Antwort. — Nimmermehr, rief die Kranke, kann ich mich dieſer nähern, vielleicht gar ſie um Vergebung bitten, ihr für die Zukunft Beſſerung verſprechen? Nein ich ſterbe. — Das ſteht bei Ihnen, antwortete der Klausner trocken. Uebrigens aber iſt von allem dem nicht die Rede. Ich habe es weder mit Ihrer Liebe, noch mit Ihrem Haß, ſondern, wie Sie wünſchen, mit Ihrer Geſundheit zu thun. Gegen dieſe Karoline, der Sie nicht gewogen ſcheinen, und die ich nicht kenne, mögen Sie im Herzen immer dieſelbe ſeyn. Ohne Zweifel verdient die Verwandte weder Ihre Liebe, noch Ihre Freundſchaft; denn zeigte ſie ſich derſelben würdig, Sie würden ſie ihr gewiß nicht verſagen, weil Sie zu gut, zu billig ſind. — Ja gewiß, ſagte die Dame erröthend, Sie kennen mich und laſſen mir Gerechtigkeit widerfahren. — Man ſollte faſt glauben, fuhr der Klausner, wie im Nachdenken verloren fort, die Natur habe manchmal ihre Launen, ihren Eigenſinn, wie der Menſch. Was können wir aber thun, als ihr folgen, da ſie die Stärkere iſt? Mich ſelbſt befremdet die ſonderbare Fügung, durch die ſie Ihre Heilung in die Nähe und Berührung eines

Weſens legt, das Sie nicht lieben. Indeſſen iſt in ihm die elektriſche Kraft, die in Sie überſtrömen muß, wenn Sie geneſen wollen. — Ich ſoll alſo blos in ihrer Nähe ſeyn, und brauche ihr darum weder zuvorkommend ſchön zu thun, noch am Ende Dank zu ſagen? — Wie geſagt, iſt der wohlthätige Einfluß blos körperlich; aber daraus ergiebt ſich auch natürlich, daß Sie um ſo ſchneller und gewiſſer geneſen, je öfter Ihre Blicke ſich begegnen, die Hände ſich berühren und erwärmend in einander ruhen.

Die Dame fühlte einen Schauder durch ihre Nerven beben. Was aber war zu thun? Die Geſundheit iſt das köſtlichſte der Erdengüter, und um es zu erlangen, verſtand man ſich dazu, die Hände und den Blick der Feindin zu ertragen. Später gewöhnte man ſich daran, und endlich konnte man die Perſon, die doch ſo bös nicht war, wie man gedacht, und der man die wiederkehrende Geſundheit, wie der Augenſchein zeigte, zu verdanken hatte, ſelbſt lieben. So endete denn auch wirklich die Kur, die auf ganz körperlichem Wege ein zeitiges Ziel erreichte. Die Sache iſt, wie ſich denken läßt, höchſt verſchieden erzählt, erklärt und gedeutet worden. Den Vorgang, wie ich ihn berichtet, kann ich verbürgen, und Sie bedürfen wohl keines Kommentars, um ihn zu verſtehen und zu würdigen.

Auf ähnliche Weiſe hat der Klausner mit ſeinen Wundertropfen, wie ſie in der Gegend heißen, und die nicht viel mehr als reines Quellwaſſer ſind, manche zerrüttete Geſundheit wiederhergeſtellt, manches kranke Gemüth geheilt und mancher Seele den verlornen Frieden zurückgegeben. Der Schwelger mußte die Tropfen regelmäßig nehmen, dabei aber auch, wenn ſie wirken ſollten, ſehr regelmäßig leben. Der Gemüthskranke nahm die Tropfen bei ländlicher Beſchäftigung und Unterhaltung und gänzlicher Abgezogenheit von ſtädtiſcher Unruhe. Faſt jedes Uebel mußte den Wundertropfen weichen, mit deren Gebrauch der Pater Johannes immer Lebensregeln und Vorſchriften verband, deren ſtrenge Befolgung allein die Kranken heilte. Die Auswahl der Lektüre, Geſellſchaft und Unterhaltung war immer auf den Zuſtand des Leidenden berechnet, und Mancher, der nur Stärkung für ſeinen erſchöpften Körper ſuchte, fand dieſe erſt in ſeiner geſtärkten Seele, die in dem Glauben an eine ewige Weltordnung, an ein nie genanntes und namenloſes Weſen, durch deſſen Macht und Willen die Pulſe ſchlagen und die Meere wogen, der Menſch den Himmel mißt und die Welt umſchifft, die Milbe an einem Stäubchen ihr Daſeyn beginnt und endet, die Kometen ſich durch die unendlichen Räume wälzen, und der Saft im Halm ſich zur grünenden und blühenden Pflanze geſtaltet, Seelenruhe und Kraft zum Handeln und Leiden gewonnen hatte. Der Kranke hielt ſich an dem äußern Zeichen, an dem Geheimnißvollen, Unbekannten, ohne daß er das Einfache und Natürliche, den Rath des weiſen Helfers verſchmäht haben würde. Dieſem dagegen war das Aeußerliche nur Mittel, nur Schale, die den Kern verbarg.

So iſt der Menſch; ſo finden wir ihn immer und allenthalben. Gebt ihm die Wahrheit rauh und nackt; er wird ſie roh, gemein, abſtoßend finden. Windet ihm aber um die verletzenden Dorne die Blumen der Einbildungskraft, dann ſetzt er ſich den Kranz mit eigner Hand vergnügt aufs Haupt. Wißt ihr dem Bekannten, Alltäglichen und Einfachen das farbige Gewand des Fremden, Ungewöhnlichen und Uebernatürlichen anzulegen, dann zieht es ihn befreundet an. Das iſt die Zauberei, der ſich kluge und verſchmitzte Männer, Ehrliebende und Schurken, Wohlthäter unſres Geſchlechts und Betrüger bedient haben, um die Menſchen zu führen und zu verführen, zu beglücken und zu verderben.

Die Wundertropfen haben wahrhaft Wunder gewirkt, freilich auch gar oft bewieſen, in welch hohem Grade die Menſchen kindlich, oder kindiſch ſind. So kenne ich einen ſehr verſtändigen Mann, den der Jähzorn zu mancher übereilten Handlung getrieben, die er oft ſchwer büßen mußte. Alle Mittel, von Leibes- und Seelenärzten ihm dagegen dargeboten, oder auch von ihm verſucht, blieben ohne den erwünſchten Erfolg. Nun hörte er von den Wunderkuren des Klausners, und obgleich er tauſendmal ſeinen Spott mit allen Wundern der alten und neuen Zeit, mit Bonzen, Derwiſchen, Mönchen und Einſiedlern, getrieben hatte, ſo zog er doch den Pater Johannes über ſeinen Fehler heimlich zu Rathe. Ich kenne, ſagte dieſer mit Zuverſicht, ein wirkſames Mittel dagegen, das ſehr einfach iſt, und dem, der es braucht, weder läſtig wird, noch Entbehrungen auferlegt. Hier haben Sie von meinen Wundertropfen. So oft Sie einen Anfall von Ihrem Jähzorn ſpüren, gießen Sie hundert von dieſen Tropfen — aber weder weniger noch mehr, denn an der Zahl iſt viel gelegen — in eine faſt volle Taſſe Waſſer, doch ſo, daß ſie nicht überläuft, und nehmen das Ganze in vier gleichen Theilen nach einander. Verhalten Sie ſich darauf noch einige Minuten ruhig, dann wird die Wirkung deſto ſchneller und ſicherer ſeyn. Der Mann verſuchte es mit den gutgezählten hundert Tropfen in einer faſt vollen Taſſe, die nicht überlaufen durfte, und die Vorſchrift, deren Befolgung auch den wärmſten und bewegteſten Menſchen abkühlen und beruhigen mußte, that vollkommen ihre Wirkung. Glauben Sie? daß der Philoſoph, der er wenigſtens zu ſeyn ſich dünkte, derſelbe, der, mit Voltaire und den ſtarken Geiſtern, den Wunder- und Aberglauben ſo muthig bekämpft, oder mit beißendem Spotte lächerlich gemacht hatte, nun gläubig mit einem großen Dichter ausrief: Ja, wahrlich, es giebt Dinge unter dem Monde, von denen unſre Schulen und Bücher ſich nichts träumen laſſen. — Lachen wir herzlich über des gelehrten Mannes Einfalt, vergeſſen aber nicht, die unſrige in aller Demuth mit einzuſchließen! Der Menſch iſt ſtärker und ſchwächer, als er ſelber weiß und glaubt, und ſein Herz iſt, wie geſchrieben ſteht, ein ſeltſam trotzig verzagtes Ding.

Dieſe Erzählung Polydors beſtärkte uns in dem Entſchluſſe, den Klausner dieſer Tage noch zu beſuchen. Das wollen wir, ſagte unſer Freund. Jetzt reizt Sie das Wunderbare und Abentheuerliche, das Sie von ihm gehört, in ſeiner Gegenwart aber denken Sie daran nicht. Vor ſeiner raſtlos thätigen Menſchenliebe, vor ſeiner wahren herzlichen Frömmigkeit und chriſtlichen Demuth bemerkt man die glänzenden Eigenſchaften ſeines Geiſtes kaum. Nicht leicht wird Jemand mit ihm umgegangen ſeyn, der dadurch nicht beſſer oder glücklicher geworden wäre.

Ein ſchönes Loos! ſagte ich; und wie iſt der Mann, bei allen dieſen Vorzügen und Tugenden, zu dem verborgenen, ſonſt auch unbedeutenden Leben eines Einſiedlers gekommen? So viel man weiß, war die Antwort, iſt er früher der Vertraute und Rathgeber eines deutſchen Fürſten geweſen, der die Liebe ſeines Volks, die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen und der Nachwelt verdienen wollte. Das Land war auch, ſelbſt in der traurigen und ſchwer zu befriedigenden Zeit zufrieden, wie es ein Land nämlich ſeyn kann, in dem ſich immer widerſprechende Anſichten, Hoffnungen, Wünſche und Intereſſen finden. Die bei weitem größre Mehrzahl fühlte, daß der Fürſt der Unterthanen Beſtes aufrichtig wollte, und daß dieſen auch ſo viel Glück zu Theil ward, als ihnen bei den widrigen Verhältniſſen und in der traurigen Lage Deutſchlands werden konnte. Das Land ſelbſt nannte den Regenten ſeinen Vater, und obgleich man wußte, welchem Einfluß man das Gute, das geſchah, vorzüglich zu verdanken hatte, ſo benahm das doch der Liebe und Achtung nichts, mit der man allgemein dem trefflichen Fürſten entgegen kam; ſein Werk war ja das Gute, weil es ohne ſeinen Willen nicht geſchehen konnte.

Man weiß nicht, ob dieſer endlich des einförmigen und geraden Wegs, den er gegangen war, müde, ſich nach Veränderung ſehnte, oder ob er, eiferſüchtig auf den Ruf ſeines Freundes, das Anſehen nicht mehr haben wollte, als theile er ſein Verdienſt mit einem Andern; ſo viel iſt bekannt, daß der Günſtling auf einmal mit Widerſprüchen und Hinderniſſen zu kämpfen hatte, die ihn beſtimmten, ſeine Entlaſſung zu verlangen, die er auch ſogleich erhielt.

Bei einer faſt übermenſchlichen Beſtimmung, die auf den Fürſten ruht, vereinigt ſich beinahe Alles, was ſie umgiebt, um ſie zu weniger als Menſchen zu machen. Hat doch der alte Aeſchylos ſchon geklagt:

In einem Uebel kranken Könige:
Sie wiſſen ihren Freunden nicht zu trau'n.

Und wahrhaftig, ſeit ihm hat ſich auch in dieſer Hinſicht ichts gebeſſert. Aber die Gewalt hat ſelten Freunde, eil ſie nur Schmeichler will. Man wundert ſich oft, aß es ſo wenige gute Fürſten giebt; man ſollte ſich vielmehr wundern, daß, bei ihrer Bildung und Umgebung, ie Anzahl der böſen nicht noch größer iſt.

Der Gefallene — ſo heißen nämlich auch oft diejeni- en, die an einem Hofe unter der Schaar der Liegenden llein aufrecht ſtehen wollen — müßte nicht mächtig und echtſchaffen geweſen ſeyn, hätte er in ſeinem Glücke nicht ben ſo viele Feinde und Neider als Schmeichler haben ollen. Die Höflinge, die vor ihm krochen, haßten ihn, nd ſo niederträchtig das vornehme Geſinde mit ſklavi- chen Bücklingen, gefälligem Lächeln und ſchmeichelnden gen ſich um ihn drängte, da er als Freund und Günſt- ng neben dem Fürſten ſtand, ſo kalt und höhnend waren lick, Miene und Wort, da er ſeinen Einfluß verloren atte. Wie er ſein Schickſal ertrug, läßt ſich denken, enn man ſeine Grundſätze und ſeinen Karakter kennt. o ſehr ihn die luſtigen Sprünge der Affen- und Hunde- enſchen vor der Hand, die ſie futtern oder prügeln konn- , ergötzt hatten, ſo tief mußte ihn jetzt ihr Zähneflet- hen und Knurren ſchmerzen, da ſie die Hand leer ſahen.

Der muthige, kräftige Menſch war nicht zu verumden; aber der Vater war es und der Gatte. Sind wir auch noch ſo gut gerüſtet, das tückiſche Schickſal findet immer eine unbedeckte Stelle an unſerer Bruſt, wenn es uns treffen will; und gewöhnlich ſehen die Menſchen in ſolchen Fällen noch ſchärfer, und ſind noch ſinn- und erfindungsreicher als ſelbſt das Schickſal. Des fürſtlichen Freundes hoffnungsvolle Tochter, ſein einziges Kind, war mit einem ſchönen Jüngling verlobt, den das Mädchen zärtlich liebte. Kaum aber war die Ungnade des Vaters ausgebrochen, da trat der Bräutigam, von ſeiner angeſehenen Familie beſtimmt, zurück. Die Jungfrau ward krank, verfiel in Wahnſinn und ſtarb zum Troſte Aller, die ſie liebten, weil ihr bejammernswerther Zuſtand die Seele des Augenzeugen faſt bis zum Wahnſinn quälte. Die unglückliche troſtloſe Mutter erlag unter der Laſt des grenzenloſen Elends, und folgte der geliebten Tochter nach.

Da ſtand der Vater und Gatte einſam in dem wüſten feindlichen Leben, das ihm alles genommen hatte und nichts mehr geben konnte. Für ſich konnte er nicht mehr, vielleicht aber noch für Andre leben; und er hatte den Muth dazu. In den erſten Tagen, wo der hungrige Schmerz gierig an ſeinem noch friſchen Herzen fraß, dachte er mit ſeinem Daſeyn eine Qual zu enden, die unauflöslich mit ihm zuſammengewachſen war; aber er fand in ſeinem Gott ergebenen Gemüthe, in ſeinem frommen Glauben, der, was geſchieht, dem Wiſſen und Willen einer ewigen Weisheit und Gerechtigkeit untergeordnet findet, Stärke genug, nicht nur das Leben zu ertragen, ſondern den Menſchen auch noch nützlich zu machen. Auf einer Reiſe, die er über Frankreich und England durch Deutſchland unternommen, führte der Zufall in dieſer Gegend ihn zu dem Einſiedler, ſeinem Vorgänger. Dieſen gewann er, ſo wie den Aufenthalt, lieb, vergrößerte, durch Ankauf vom nahen Felde, das kleine Eigenthum, trieb Landbau und Gärtnerei mit ſeinem treuen Diener, der ihm gefolgt war, und nahm vor etwa acht Jahren, nach dem Tode des alten Klausners, ſeines Freundes, deſſen Stelle ein.

Den 16. Mai.

Geſtern kam ein Reitender aus dem Hauptquartier, der Lindau zu dem General dahin beſchied. Es ſind, wie wir hören, Depeſchen daſelbſt aus Paris eingetroffen, die einige bedeutende Veränderungen, unter andern auch in Betreff Lindau's, enthalten ſollen. Dieſer empfing auch mit derſelben Gelegenheit einen Brief von Herlet, der über ſein Stillſchweigen befriedigende Auskunft gab. Das Schreiben enthält Folgendes:

»Der Strahl, lieber Lindau, iſt, wie du geſagt *), vom Himmel gefallen auf die Knospe, und dieſe hat ſich zur Blume entfaltet. Faſt ſollte ich an die Wunderkraft

---

*) Siehe Seite 101.

des Zaubers glauben, der mit dem Schlage einer Ruthe die Welt um uns verändert. Für mich iſt ſie nicht mehr dieſelbe. Ich frage mich oft ſelbſt, ob es Traum, ob es Wirklichkeit ſey, mein eignes Daſeyn, das Leben um mich, das Treiben der Menſchen und die ganze Natur. Dieſe ſteht räthſelhaft und doch verſtändlich vor mir, und hat Blick und Sprache für mich, durch die ein Geiſt ſpricht, der ſie beſeelt. Die Sterne am tiefen dunkeln Himmel ſind glänzende freundliche Augen der Gottheit im Weltall, und die Blumen und Blätter reden mit mir und verſtehen mich, und alles Lebendige iſt mir verwandt geworden und ſpricht mit mir eine neue und doch bekannte Sprache in dem Flüſtern der Zweige, im Rollen des Donners, im Brauſen der Ströme, wie im Geſang der Vögel.

»Ein Tag hat wie ein Erdbeben meine Vergangenheit von der Gegenwart geriſſen, daß ein weiter gähnender Abgrund ſie trennt, und ſie, ſich fremd, auseinander liegen. Nein, es iſt nicht mehr dieſelbe Sonne; es iſt nicht mehr derſelbe Himmel; ich bin nicht mehr derſelbe. Umſonſt tauche ich mein heißes Angeſicht in das kühlende Laub der Gebüſche; umſonſt preſſe ich meine glühende Bruſt gegen das friſche Moos der Bäume, die ich liebevoll umarme. Es iſt, als winde ſich eine lodernde Flamme verzehrend durch meine Adern und das Mark meines Körpers.

»Selige Erinnerung, da ich die herrliche Geſtalt in freundlicher Nähe ſah, und mit trunkener Begeiſterung meine Blicke auf ihr ruheten! da die Strahlen ihrer Augen mich verklärten, mich beſeelten und erquickten, wie die der Frühlingsſonne die zum jungen Leben erwachende Natur; da ihr Athem mich berührte wie balſamiſche Mailüfte; da ich ihr gegenüberſtund, nach einem Hauche dürſtend, der über die geborſtene Roſenknoſpe ihrer Lippen floß; da ich den ſüßen Nektar ihrer melodiſchen Rede trank! Es iſt nichts als eine ſelige Erinnerung; aber ſie füllt mein ganzes Leben aus.

» Doch du wirſt mich nicht verſtehen, ſo viel Mühe ich mir auch gebe, mich verſtändlich zu machen; und ich weiß ſelbſt noch nicht, wie ich das anfangen ſoll. Was ſind auch Buchſtaben und Worte? Todte Zeichen, um das Lebendige wiederzugeben, das man ſehen und hören muß. Welche Ausdrücke ſoll ich wählen, die dem Gegenſtande angemeſſen ſind? Ich werde nichts ſagen, und du wirſt glauben ich hätte zu viel geſagt. Doch muß ich es verſuchen, dir die Sache zu erzählen ſchlicht und einfach, damit du wenigſtens erfährſt, warum es eigentlich zu thun iſt.

» Da ich euch verließ mit dem Verſprechen, bald wieder zurückzukommen, gedachte ich Wort zu halten. Nur ſehen wollte ich, wie meine Dienſtſachen ſtehen, und wie weit, nach den letzten Pariſer Nachrichten, die erhabenen Lenker unſres Staatswagens in ihren gewaltigen Rückſchritten wieder gekommen ſeyen. Ein ſtolzer Siegeswagen, auf dem die Freiheit ihren Triumphzug durch Europa hält, iſt er nicht mehr. Wir haben ihn zum ſchweren knarrenden Gallawagen ausgeputzt, in dem die vornehm thuenden Herren in Perücke, Haarbeutel und galonirten Kleidern ſitzen; denn ſo glauben ſie, laſſe ſich allein die Welt regieren. Etwas anders darf man aber auch nicht von Leuten erwarten, die nur ein Bücher- und Stubenleben, eine ſolche Weisheit und Gelehrſamkeit kennen. Das rege lebendige Wirken in Freiheit und Mannigfaltigkeit ſchreckt und verwirret ſie. Die Natur iſt ihnen nicht ein weites offenes Meer, auf und in dem ſich ein freies Leben regt, wo Woge Woge drängt, bald treibend bald getrieben auf- und niederſteigt. Um ſich bei dieſem beweglichen Spiele der Elemente ordnend und leitend zu erhalten, dazu gehört Kraft, Muth und Gewandtheit; der Menſch aber liebt die gefahrloſe Gemächlichkeit, wo er ſie haben kann. Unſere Staatsweisheit, die am Kamin und bei der Nachtlampe aufgewachſen iſt, nimmt den Staat für eine Winterlandſchaft, wo die lebendigen Wogen von Menſchen zu todten Eisſchollen von Bürgern eingefroren ſind. Gottes friſche Luft und ſchönes Licht ſind ihr fremd geworden, und an die Unnatur von Mutterleibe an gewöhnt, macht die Natur ſie krank. Leute, die an der Bruſt ſolcher Weisheit gelegen, ſind verdammt, ein Wolkenbild ſtatt der hehren Göttin zu umarmen. Für Liebhaber, die den Betrug nicht merken, iſt aber auch die gehaltloſe Geliebte gut genug. Was für gewiſſe Leute noch nicht da war, kann, nach ihrer Ueberzeugung, auch nie kommen, und es geht ihnen wie jenem Beherrſcher von Siam, der die Europäer für verrückt hielt, die ihm von gefrornen Flüſſen und republikaniſchen Verfaſſungen ſprachen, da ſolche wunderſeltſame Dinge in ſeinem Lande nicht zu ſehen. Das ſind die Menſchen, die bei uns alles verderben. Deßwegen iſt es aus mit unſrer Freiheit. Immerhin! ich will mich darum auch gar nicht mehr kümmern, — wenn nur ein Wetterſtrahl das heilloſe Volk, die gemeinen Wichte, die da glauben und ſagen, es könne nie anders werden, als es bei Vaters und Großvaters Zeiten geweſen, weil ſie meinen, die Welt ſey nicht größer als ihr Verſtand, und in jeder Bruſt nicht mehr Muth und Stärke als in der ihrigen, vom Scheitelhaare bis auf den Nagel der großen Zehe ſpaltete!

»Indem ich in ähnlichen frommen Gedanken auf der Straße von Wetzlar fortritt, und mit der Reitpeitſche einen Streich durch die Luft führte, der wenigſtens drei Direktoren den ewigen Frieden geben ſollte, und dabei einen kräftigen Soldatenfluch ausſtieß, ruft mein Knecht: Welch ein Gewühl von Menſchen dort? Sehe ich recht, dann ſind es von unſern Truppen; ein gewaltiger Haufen um einen Wagen! — Ich blicke auf, ſehe daſſelbe, und reite ſcharf darauf los. Ein vierſpänniger Wagen hält am Eingange eines Dorfs, und Hunderte von unſern Soldaten umſchwärmen ihn ſingend, ſcherzend, fluchend und drehend. Der Offizier, welcher mich erkennt, und ſich ein wenig zu ſchämen ſcheint, daß er nicht beſſer Ordnung zu halten weiß, tritt mir entgegen mit dem Berichte: In dem Wagen befinde ſich eine junge Dame und ein ältlicher Herr mit einem Kammermädchen und einem Bedienten. Sie kamen aus Paris über Koblenz und wollten nach Wien. Die Soldaten hätten den Wagen angehalten, weil ſie die Inſaſſen für luſtiges Emigrantenvolk hielten, das mit reich gefüllter Kaſſe nach Deutſchland fliehe, der Paß aber weder von dem General, noch in ſeinem Namen unterzeichnet ſey. Gehen Sie nur an den Wagen, ſchloß der Offizier ſehr lebendig, die junge Dame iſt wunderſchön, aber leider, wie ich fürchte, von ruchloſem Adel.

»Ich ritt an den Schlag. Ja ſie iſt wunderſchön; und doch wirkt die Schönheit allein nicht mit dieſem allmächtig beſiegenden Zauber, ſondern mehr die Seele, die Anmuth, die ganze Harmonie des Geiſtes und des Körpers. Ich war froh, daß mein Pferd unter mir einige wilde Sprünge machte, die meiner ſtummen Haltung etwas Sprache und Leben gaben. Ich muß verdammt dumm und hölzern ausgeſehen haben mit dem Hute in der Hand, den weit offnen Augen und dem geſchloſſenen Munde.

»Dem alten Herrn hatte die Angſt ein wenig zugeſetzt, das ſah man, und die treue Dienerſchaft zitterte am ganzen Leibe. Das Mädchen allein ſchien gefaßt, und blickte beinahe gebieteriſch auf den tollen Lärm um den Wagen.

Endlich wagte ich es, etwas weiter vorzurücken, und ein wenig verlegen, mit den herkömmlichen Entſchuldigungen nähere Kundſchaft einzuziehen. Der Herr nahm das Wort, handhabte es aber in ſeiner Verwirrung mit ſo wenig Ordnung und Methode, daß die Nichte, wie er das Mädchen nannte, ihm zu Hülfe kam, und ein wenig erröthend, äußerſt beſcheiden und den ſtotternden Oheim ſchonend, aber klar und beſtimmt und nicht ohne treffende Bemerkungen, die, in naiver Unſchuld vorgetragen, manchmal tief einſchnitten und ſchmerzlich ins Fleiſch der republikaniſchen Soldateneigenliebe gingen, den Hergang der Sache vortrug. Das ſchwöre ich Dir, Lindau, ein ſolches Auge habe ich nie geſehen. Ewig möchte man in dieſen lebendigen Spiegel der Seele blicken, und hält den erſten Blick kaum aus vor ſüßer Verwirrung. Das freundliche und doch ſtolze Geſicht, der herrliche Wuchs, die unvergleichlich ſchöne Geſtalt, leicht und rund und voll Ebenmas, und die Muſik der Sprache, und der namenloſe Zauber, der in ihrem ganzen Weſen, in Bewegung und Ruhe liegt, es iſt nicht zu malen, nicht zu beſchreiben. Verſuch es einer, die Titianiſche Venus mit einer Kohle abzureißen, oder **Gluks** Iphigenie mit einer Sackpfeife wiederzugeben!

»Sie zeigten ihre Papiere. Alles war in Ordnung. Daß ſie auswanderten, litt keinen Zweifel; aber ſie hatten einen gültigen Paß. Ich wies vorerſt die läſtigen

Soldaten, die, wie ich bemerken konnte, ſich nicht zum beſten empfohlen hatten, von dem Wagen weg, und ſie thaten wahrhaftig klug daran, ſchnell und ohne Widerrede zu gehorchen. Ich weiß nicht, zu was ich in dieſer Lage fähig geweſen wäre; denn das fühlte ich, daß ich aus meinem ganzen Weſen ungeſchickt und unbehülflich herausgefallen war. Was ich zum Beſten der guten Leute thun konnte, — nein, ſo darf ich doch nicht ſagen, will ich anders aufrichtig ſeyn — was das liebe Mädchen auch nur auf die entfernteſte Weiſe als ihm angenehm errathen ließ, that ich mit Luſt und Freude. Ich ſchickte den Paß nach dem Hauptquartier, um ihn dort unterzeichnen zu laſſen, und bis er wieder zurückgekommen, nämlich eine Nacht und einen halben Tag, war ich theils zu Pferde neben ihrem Wagen, theils an ihrer Seite in der elenden Dorfſchenke, um für ihre Sicherheit und ein wenig Bequemlichkeit zu ſorgen. Sie nahm meine Dienſte gefällig an, und verſprach ſich meiner freundlich zu erinnern.

»Das iſt verdammt wenig, wirſt du ſagen; und doch auch unendlich viel, ſage ich. Freilich war ich nicht recht bei mir, ſonſt hätte ich friſch und frei meine Geſinnung rein ausgeſprochen, und die Wahrheit, die ganze Wahrheit geſagt. Der glückliche Augenblick kehrt nicht wieder, und ich habe die Gelegenheit über die Schneide des Meſſers an mir vorübereilen laſſen. Jetzt kommt mir die Beſinnung und der Muth, und zwar in dem Maße, wie ſich das Mädchen von mir entfernt. Ich möchte mich ſelbſt ſchelten und züchtigen wegen meiner gedankenloſen Albernheit. Hielt ich nicht vor ihr, als ſey ich eben blödſinnig von einer Krankheit aufgeſtanden! Jetzt würde ich es ganz anders machen, meine ich, jetzt, wo ich den ganzen Hergang wieder vor meine Seele bringe, und an meinem Benehmen, wie an einer ſchlecht gerathenen Schulaufgabe korrigire. Nun bin ich klar, wo nichts mehr zu gewinnen iſt. Nichts? Das wäre hart. Was geſchehen kann, was geſchehen wird, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich mir des Mädchens Liebe um jeden Preis zu gewinnen ſuche; daß ich mein Leben an ein Gut ſetze, ohne deſſen Beſitz ich nicht leben mag. Das allein erkenne ich beſtimmt, und das nur ſteht feſt vor mir, da alles Uebrige vor meinen Augen noch unſicher und in wechſelnden Geſtalten wankt und ſchwebt.

»Der Himmel gebe Dir viele frohe Tage, mein lieber Lindau!«

Am Morgen war der Reitende aus dem Hauptquartier eingetroffen, und denſelben Nachmittag brachen wir auf, um uns unverzüglich nach dem Orte unſrer Beſtimmung zu begeben. Der freundliche Polydor begleitete uns bis auf die Landſtraße. Es ward ihm ſchwer, ſich von Lindau zu trennen, den er ſehr lieb gewonnen hat.

Noch vor unſrer Trennung hatten wir einen Auftritt, der Lindau nicht anders als unangenehm ſeyn konnte, auf Poindor aber, wie ich bemerkte, einen meinem Freunde beſonders vortheilhaften Eindruck machte. Kaum hatten wir nämlich die Landſtraße erreicht, als uns auf derſelben ein langer Zug Frohnfuhren, unter franzöſiſcher Bedeckung, entgegenkam. Wir ritten ſtill und langſam an dem gemiſchten Haufen von Soldaten und Bauern vorüber, und jeder von uns mochte wohl bei ſich ſeine eignen Bemerkungen machen, die er eben nicht zum Mittheilen geeignet glaubte. Es fiel höchſt widerlich auf, wie die Deutſchen ſich abquälten, um ihre Sprache zu radbrechen, zu verſtümmeln, und mit fremden Worten den Fremden verſtändlich zu entwellen, dieſe aber über den verunglückten Ausdruck und die falſche Ausſprache aus vollem Halſe lachten. Wir hörten, wie die Frohnknechte ſich wechſelſeitig aufzogen, um auf ihre Koſten den Treibern einen Spaß zu machen, den dieſe, entweder zu vornehm, oder von einem beſſern Gefühl geleitet, ſogar verſchmäheten. Wir hörten, wie die Deutſchen die Franzoſen rühmten, ihre Männer und ihre Thaten, und über die eigne Schande ſcherzten, und gern den deutſchen Namen, die deutſche Sitte und die deutſche Ehre, ja ſich ſelbſt dem franzöſiſchen Witze zur Scheibe aufſtellten, wenn er ſich nur damit vergnügen wollte, ſeine Bolzen auf ſie abzudrücken. Wir ſahen, wie der ungelenke, ſchwerfällige deutſche Bauer ſich zu ekelhaften Affenſprüngen und Pudelkünſten zwang, um den Franzoſen zu unterhalten, der oft mit Verachtung annahm, was auch nur Verachtung verdiente. Polydor unterbrach einigemal das gedankenvolle Schweigen, und ſuchte ein Geſpräch anzuknüpfen, entweder um die welſchen Sprachübungen der Deutſchen und ihre mehr als gaſtfreundlichen Artigkeiten nicht zu hören, oder um ſie uns nicht hören zu laſſen. Lindau aber ritt ſtumm und finſter mit geſenktem Blicke neben ihm, und gab ſich, ſeiner Natur getreu, nicht einmal die Mühe, zu verbergen, was in ihm vorging. Da der Zug endlich vorüber war, ſagte er tief athmend, als erwache er von einem ſchweren Traum: Hätte Deutſchland auch einen Kosciusko, was ließe ſich mit Menſchen machen, die weniger ſind als Polen? Er konnte, da er unter den Streichen ſeiner Feinde fiel, doch ausrufen: finis Poloniae! Kaum können die Deutſchen ſagen: initium Germaniae! — Wir ſchwiegen, und Polydor ſeufzte. Ein gütiges Geſchick, fuhr Lindau fort, wird mich doch von dieſer Qual erlöſen, und aus Deutſchland nach Italien rufen. Länger ertrage ich das nicht.

Wir ſtießen auf einen Wagen, vor dem ein Pferd geſtürzt war. Ein Soldat ſchlug, unter Flüchen und Schimpfen, unbarmherzig auf den Führer, weil er das Fuhrwerk nicht weiter brachte; dieſer, ein bejahrter Mann, ertrug mit verbiſſenem Grimm und trocknen Augen ſchweigend die Mißhandlung, gegen die er, viel zu ſchwach, ſich nicht wehren konnte. Lindau ward blaß, dann roth. Er ſprengte auf den Soldaten los. Schurke! rief er, was machſt du? Ich treibe, antwortete dieſer mit frecher Miene, ohne ſich einmal nach Lindau umzuſehen, den Kerl, daß er ſein Thier treibe, und ſorge ſo für den Dienſt. — Feiger! zürnte Lindau, gegen Wehrloſe und Greiſe haſt du Muth, aber ich wette, gegen Bewaffnete und Männer nicht. — Steht zu verſuchen, erwiederte der Soldat. Lindau hielt ſich nicht; er ſchlug dem frechen Buben ſo kräftig ins Geſicht, daß er taumelnd das Gleichgewicht verlor. Lindau war mit der Hand am Degen, beſann ſich aber ſchnell und ſagte: Nein, du biſt's nicht werth.

Der Soldat raffte ſich auf, ſah Lindau einige Augenblicke ſchweigend an, und nahm in Demuth ſeine Mütze ab. Ich weiß nicht, ob die verſtändliche Mahnung ihn zurechtgebracht, ob er Lindau's Hut bemerkt, oder etwas tiefer unter deſſen Ueberrock geſehen hatte; aber in der ſchnellen Bekehrung des Eiſenfreſſers und dem raſchen Uebergang von brutaler Inſolenz zu feiger Niederträchtigkeit lag etwas wahrhaft Komiſches, das mich faſt zum Lachen brachte. Lindau hieß den Fröhner ausſpannen und mit ſeiner Mähre nach Hauſe gehen; dem Soldaten befahl er, auf dem nächſten Dorfe ein anderes Pferd zu holen, um das Gepäck fortzubringen. Dieſer antwortete mit der Hand an der Mütze: Oui mon chef, und ging gehorſam ſeines Wegs, auf den er noch eine nachdrückliche Mahnung für künftige ähnliche Fälle mitbekam.

Da wir allein waren, unterbrach Lindau zuerſt die Stille, und ſagte ſchwermüthig: Welch ſonderbares Looß iſt mir gefallen! Dem Lande und den Menſchen, die ich ſo innig liebe, kann ich nicht dienen. Mein Herz gehört einem fremden Weibe, mein Leben einem fremden Volke. Dort bin ich mit meiner Ueberzeugung, und hier mit meiner Neigung. Soll ich denn mein ganzes Daſeyn durch Widerſprüche getheilt und zerriſſen ſehen? — Seyn Sie gerechter gegen Ihr Schickſal und ſich ſelbſt, erwiederte Polydor. Sollten Sie werden, was Sie ſind, dann konnte Sie nur ein ſolches Leben dazu bilden. Und daß Sie das geworden, das giebt in unſrer Zeit Ihrer Stellung einen großen Werth. Wenige erreichen ſie mehr, und doch ſollten wir jetzt beſonders Viele ſolcher Menſchen haben, die, aller Einſeitigkeit fremd, das Gute und Rechte ohne Rückſicht auf Stand und Volk würdigen, und in ſich vereinigen, was ſelten vereinigt gefunden wird: die Kenntniß und Liebe des dritten Standes, ſeine derbe Kraft und geſunde Einfachheit bei der gewandten Bildung der höhern Stände, die Taubeneinfalt, möchte ich ſagen, bei der Schlangenliſt, die unverdorbene, ungeſchwächte Natur bei der vollendeten Kunſt, die es gerade darum iſt, weil ſie mit Wahl und Ueberlegung zur Natur zurückführt. Sie haben eine große Erzieherin gehabt — Unglück, und mehr als einen großen Lehrer — das Schlachtfeld, die Geſellſchaft, ſtarke Leidenſchaften und die Einſamkeit. Nach einem Leben, wie das Ihrige geweſen, wird nicht leicht eine Gefahr Sie ſchrecken, eine erborgte Größe Sie täuſchen, ein Scheingut Sie verführen. Sie kennen die Menſchen, und lieben ſie; eine ſeltne Erſcheinung in unſrer Zeit, wo faſt Jeder durch die Verachtung Andrer an Achtung zu gewinnen glaubt. Wir brauchen Männer, die durch jenen oft mißverſtandenen, oft geläſterten Weltbürgergeiſt, der in der Welt einen Staat und in der Menſchheit ein Volk ſieht, geſtärkt und geheiligt, der Zauberkunſt der Willkühr, die in dem bekannten Theile und Herrſche beſteht, unzugänglich ſind; bei denen aber der Kosmopolitism, wo es gilt, zum Patriotism wird, der in einem Staate die Welt, und in einem Volke die Menſchheit findet. Wie die Angelegenheiten der Nationen jetzt ſtehen und ſich mit jedem Tage mehr entwickeln, wird die enge Vaterlandsliebe leichter eine Sünde an der Sache der Menſchheit, als der weite Weltbürgerſinn an der des Vaterlands. Wer kann ſagen, ob die franzöſiſche Freiheit ſich nicht einſt durch die ſpaniſchen Kortes ſtärkt? eine konſtitutionelle Verfaſſung in Deutſchland nicht unter franzöſiſchem Schutze gedeiht? England die

Unabhängigkeit ſeines Unterhauſes nicht Nordamerika verdankt? die alte Welt unter dem wohlthätigen Einfluſſe der neuen ſich verjüngt? Wer kann das, oder auch den umgekehrten Fall läugnen?

Was wir aber beſtimmt erkennen und wiſſen, iſt, daß wir in einer ähnlichen Lage ſind, wie die der erſten Chriſten war, die auch die Heiden ſtudiren mußten, um ſie mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen. An Mitteln der Kunſt iſt die Ariſtokratie dem dritten Stande weit überlegen; ſie hat Verſtellung, Feinheit, Liſt, Ränke, und macht auch eine ſchwache Kraft durch Einheit ſtark. Dem guten Volke ſteht nur ſein gutes Recht zur Seite; und die dieſes vertheidigen, würgen in wilder Verwirrung ſich ſelbſt, wenn es ihre Gegner darauf anlegen, ſie zu entzweien und gegen einander zu bewaffnen. Die rohe Kraft, die phyſiſche Ueberlegenheit iſt ohne Zweifel bei dem dritten Stande; die aber entſcheidet nicht. Der gewaltige Polyphem ſeufzt und klagt, in ſeiner geſchloſſenen Höhle, unter der Mißhandlung des verſchlagenen Ulyſſes, und der ſtarke Löwe wird kraft- und wehrlos von dem hinterliſtigen Garn umſtrickt. Ich ſage Ihnen: Wir brauchen die Wiſſenſchaft der Heiden, um ſie mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen.

Ich weiß nicht, fuhr er nach einer Pauſe mit Rührung fort, ob und wann wir uns wiederſehen; aber auch entfernt ſind wir uns nahe, und getrennt vereinigt.

Wir leben auf eine andre Weiſe als im Raum beiſammen. Mein Andenken empfehle ich Ihnen ſo wenig, als Sie ſelbſt nöthig haben, mir das Ihrige ans Herz zu legen. Alſo ein Lebewohl, und, wenn es ſeyn muß, auch auf eine Ewigkeit! Gott gebe uns beſſre Zeiten, und, iſt es ſein Wille, durch uns! — Er ſchloß Lindau und mich in ſeine Arme, kehrte um und eilte nach ſeinem Gut zurück.

Den 18 Mai.

Lindau's Wunſch ward erfüllt, er iſt zur italieniſchen Armee berufen. Der letzte Kurier hat ſeine Beförderung und den Befehl, ſich ſogleich nach dem Orte ſeiner Beſtimmung zu begeben, überbracht. Wie werde ich die Abweſenheit des mir ſo theuren Menſchen ertragen, den mir nichts auf der Welt erſetzen kann? Auch ihn ſchmerzt die Trennung; aber er ſucht ſich und mich mit der Hoffnung zu tröſten, daß ich ihm bald folgen werde.

Das iſt unſer Leben, ein Glücksſpiel, in dem ein zufälliger Wurf uns Verluſt oder Gewinn, Schmerz oder Freude bringt. Man möchte verzweifeln, wenn man ſieht, wie das Schickſal für uns, wie für den dritten fehlenden Spieler, den man den Blinden nennt, die Karten miſcht und ausſpielt, und uns ſo, ohne unſer Wiſſen und Wollen, ohne unſer Verdienſt oder Verſchulden, Glück oder Unglück bringt. Ja es iſt ein erbärmliches Ding um unſre geprieſene Kraft, um unſre Selbſtſtändigkeit und die ganze Beſtimmung dieſes Lebens. Mögen ſie immer die Hoſpitalverwaltung dieſes großen Bedlam oder Bicêtre rühmen; ich hätte wenigſtens die kleine Aufmerkſamkeit von ihr erwartet, daß ſie die kleine Anzahl geſcheidter und ehrlicher Leute einſperren ließe, um ſie vor den Dummköpfen und Spitzbuben zu ſichern.

Biſt du doch kindiſch! ſagte Lindau ſanft zurechtweiſend, als ich meine Klagen nicht mäßigte, und mein Schmerz vielleicht in unüberlegter Rede Linderung ſuchte. Sollte man nicht glauben, der Plan der Schöpfung ſey verfehlt, weil ich nach Italien gehe, und du einige Zeit in Deutſchland bleibſt? Liebe ich dich weniger, als du mich liebſt? und verlieren wir uns darum einander, weil ein größerer Raum uns trennen ſoll? Gewöhne dich doch, das Zufällige und Untergeordnete im Leben von dem Ewigen, Nothwendigen und Weſentlichen zu ſcheiden! Du biſt ſonſt ſo gut und fromm, und wirſt nur vom Leichten zu leicht bewegt. Was liegt an der Jacke, in die das Glück, der Zufall uns kleidet? Was hat ihr Schnitt und ihre Farbe mit dem Herzen gemein, das darin ſchlägt? Ich bitte dich, auf welche Weiſe müßte Gottes Schöpfung eingerichtet ſeyn, ſollte ſie Jeder, wie er es wünſcht, ſeinen wechſelnden Bedürfniſſen bequem und angemeſſen finden? Darf man ſie vielleicht für verpfuſcht erklären, weil dieſer ſich bei dem Oſtwind den Schnupfen holt, jenem aber ſein Nelkenflor nicht gerathen will? Trennt der Strom Heere, daß ſie nicht ſogleich feindlich aneinander gerathen, oder ſich verwüſtend über das Land ergießen, muß er nicht auch Liebende ſcheiden, die ihren Blick voll Sehnſucht nach dem jenſeitigen Ufer richten? Du weißt, wie ſehr ich wünſche, von dieſem Boden wegzukommen, der mir unter den Füßen brennt, und kannſt mich darum nicht tadeln. Ich liebe ſogar das Land vor allen, das ich jetzt zu verlaſſen mich herzlich freue.

Ihr habt gut reden, du und Deinesgleichen, erwiederte ich. Dürfen wir aber mit der Eiche rechten, daß der Sturm ſie wohl brechen, aber nicht biegen kann? oder mit der ſchlanken Tanne, daß ſie ſich folgſam in dem Winde wiegt? Ein Luftzug erſchüttert die leicht beweglichen Saiten der Aeolsharfe, und lockt aus ihr verwandte Töne, die ſchwermüthig klagen, oder rauſchend zürnen. Verdient das empfängliche Inſtrument darum Tadel? — Das iſt wahr, antwortete Lindau, indem er mir ſchmeichelnd die Hand ergriff; auch will ich dich nicht mehr tadeln. Jede Natur hat Recht, und jeder Karakter hat es, iſt er nur wahr und bleibt ſich treu. Darum ſollteſt du aber auch manchmal toleranter ſeyn gegen Herlot's Intoleranz.

Wir wurden durch einen Wagen, der vorfuhr, unterbrochen. Nanteville ſtieg aus und ließ ſich bei Lindau melden. Dieſer freute ſich ſehr, den intereſſanten Mann vor ſeiner Abreiſe noch zu ſehen, was er kaum erwartet hatte. Nach einer kurzen freundlichen Unterhaltung, in der auch Lindau's veränderter Beſtimmung erwähnt ward, die Nanteville mit Vergnügen vernahm, weil er ſelbſt, wie er ſagte, nach der Schweiz und dann nach Italien zu gehen gedenke, erkundigte er ſich nach Herlot. Wir hatten ihn denſelben Tag noch nicht geſehen. — Ich muß ihm einen Beſuch machen, ſagte Nanteville, um ihm für das Gute zu danken, das er mir erwieſen. — Ich glaube, der Marquis ſcherze und ſpiele auf Herlots feindſelige Geſinnung gegen ihn an. Sie wiſſen, wendete ich mich an ihn, ſo gut als wir, daß Herlot bei allen ſeinen Eigenheiten ein tüchtiger Menſch iſt, den ich freilich, das geſtehe ich, auch nicht lieben kann, der mich aber, das kann ich ebenfalls nicht läugnen, doch manchmal ihn zu achten zwingt.

Sie haben ſelbſt zu viele Vorzüge, erwiederte mir der Marquis, als daß Sie gegen die Andern nicht gerecht ſeyn ſollten. Herlot, ich weiß es, giebt ſich faſt Mühe, mich gegen ſich aufzubringen; darum ſchätze ich ihn aber nicht weniger. Fällt die Binde von ſeinen Augen, mit der die Erziehung der Zeit ſeinen freien, geſunden Blick gefangen hält, dann wird er ſich und die Welt erkennen, beide wie ſie ſind, und wie ſie verdienen erkannt zu ſeyn.

Ich bin, fuhr er nach einem kurzen Stillſchweigen mit einem Seufzer fort, dem jungen Manne vielleicht mehr ergeben, als er es um mich verdient, und ohne daß ich eigentlich wüßte, warum. Man muß es aber mit gar vielen unerklärlichen Warum in dieſem Leben ſo genau nicht nehmen. In jedem Falle bin ich Herlot Dank ſchuldig, und ich will ihm meine Schuld bezahlen. Er hat meiner Tochter und einem Anverwandten einen groſſen Dienſt erwieſen. Auf ihrer Reiſe durch dieſe Gegend angehalten, mit den Förmlichkeiten, die man auf dem Kriegsſchauplatze bei jedem Poſten zu beobachten hat, unbekannt, unter Truppen verirrt, die in der täglichen Nähe des Feindes ſich gewöhnen, es mit der Bequemlichkeit Andrer nicht genauer zu nehmen, als mit der eignen, fanden die Meinigen Schutz und Beiſtand bei Ihrem edelmüthigen Freunde. Der Marquis erzählte nun den Hergang der Sache, und es ergab ſich aus dem Berichte, daß ſeine Tochter keine andre, als Herlots Angebetete ſey.

Wir waren durch dieſe Entdeckung ſo überraſcht, daß wir uns eine Weile verlegen anſahen, ohne ein ſchickliches Wort zu finden. Mein Bruder, fuhr Ranteville endlich fort, der mir meine Tochter nach Deutſchland gebracht, ſprach in den Ausdrücken der größten Dankbarkeit von dem gefälligen, ſich ſelbſt aufopfernden Benehmen des Agenten der Regierung, der doch wohl kein andrer als Herlot iſt. Je größer die Verlegenheit war, in der ſich die theuern Meinigen befanden, deſto größer ſind die Anſprüche des großmüthigen jungen Mannes auf meine Erkenntlichkeit.

Wohlan, ſprach Lindau, wenn die Sachen auf ſolche Weiſe ſtehen, dann muß ich Sie mit einem Geheimniſſe bekannt machen, das ich zu verrathen zwar nicht ermächtigt bin; aber es ſcheint mir, als ſey es für Sie und Herlot gleich wichtig, daß Sie es wiſſen. Er liebt die, welche Sie Ihre Tochter nennen. — Nein! rief der Marquis erſchüttert. — Doch, erwiederte Lindau; es iſt nicht anders. Die Nachricht ſcheint Sie zu überraſchen. Ich glaubte Ihnen und Herlot damit zu dienen, und nehme auch keinen Anſtand, wenn Sie mir die Verwendung nicht übel deuten wollen, für meinen Freund ein freundliches Wort hinzuzufügen.

Nein, rief Nanteville noch ſtärker, das wolle Gott verhüten! Er ſetzte ſich, als müſſe er von einer Anſtrengung erſchöpft ausruhen, dachte einige Augenblicke nach, ſtund wieder auf, und ſagte mit einem ſchmerzlichen Lächeln: daß es der Menſch nicht über ſich gewinnen kann, mit hohlen Worten und todten Bildern, den eiteln Dingen kein eitles Spiel zu treiben! Da laſſen wir Männer uns von Phantaſien phantaſtiſch necken, und die Erziehung eines ganzen Lebens bringt uns nicht ſo weit, daß wir ein Nachtgeſpenſt ſogleich ans Tageslicht bringen, und nach dem Schattenbilde mit den Händen greifen, um uns und die Welt zu überzeugen, daß es nichts iſt. Ja, der Geiſt wird Mann; aber das — er legte die Hand aufs Herz — bleibt ewig Kind. Iſt der größte Menſch, wendete er ſich gegen Lindau, nicht der, für den es keine Täuſchungen giebt? — Mag ſeyn, erwiederte dieſer; aber auch der glücklichſte und beſte? — Sie haben Recht, erwiederte der Marquis raſch, und reichte Lindau die Hand. Es giebt begünſtigte Naturen, die nur ſich ſelbſt zu verſtehen brauchen, um das Geheimniß unſrer Beſtimmung zu verſtehen. Sie haben Recht. Ich will Herlot ſprechen. Es wäre doch unartig, wenn ich ihm für den geleiſteten Dienſt nicht dankte. Das Andre wird ſich finden, wie ſich denn Alles findet, nur jedes zu ſeiner Zeit. Nach dieſen Worten, die wir ſo wenig als das ſeltſame Benehmen des Marquis begriffen, empfahl er ſich, mit der Bitte, uns wiederſehen zu dürfen, wenn er Herlot geſprochen. Lindau bat ihn ſogar darum.

Wir wollten ausreiten, und die Pferde ſtunden ſchon lange bereit. Da Lindau indeſſen mit ſeinen Anſtalten zur Abreiſe zu ſehr beſchäftigt war, trieben wir es nicht weit, und kehrten nach einer guten Stunde wieder zurück. Auf der Straße begegnete uns Nanteville's Bedienter, der mit einem Billet von ſeinem Herrn Lindau aufſuchte. Der Marquis ſchrieb in wenigen Zeilen: er ſey verhaftet, ohne zu wiſſen, warum, und bitte uns, wenn wir Zeit fänden, einen Augenblick zu ihm zu kommen, zuvor aber Erkundigung über die Urſache der unerwarteten Behandlung, die ihm widerfahren, einzuziehen.

Wir waren über dieſe Nachricht nicht wenig betroffen, und eilten nach Lindau's Wohnung, um zu berathen, welche Schritte hier zu thun ſeyen. Bei unſrer Ankunft fanden wir Herlot, der eben wieder weggehen wollte, weil er Lindau nicht zu Hauſe fand, aber ſich zum Bleiben entſchloß, da er uns kommen ſah. Wir beſprachen ſogleich den Gegenſtand, der uns beſchäftigte, und waren im Begriffe, uns in Muthmaßungen zu verlieren, als Herlot, da er erfuhr, von was die Rede ſey, uns ſagte: Ich kann euch Aufſchluß geben. Der Ex-Marquis iſt auf meinen Befehl verhaftet. Da ich nicht weiß, was der Menſch hier treibt, der ſich in allen Richtungen bewegt, bei Freund und Feind zu Hauſe iſt, und ein verdächtiges Geſchäft zu haben ſcheint, ſo hielt ich es für meine Pflicht, ihn feſtzunehmen, um ſeine Papiere, wenn er deren bei ſich hat, zu unterſuchen, und mich von ſeinem Berufe etwas näher zu unterrichten.

Das nimmſt du auf dich? fragte ich, und weißt, daß er freien Zutritt bei dem Obergeneral hat und uns ſelbſt zu ſeinen Freunden zählt? — Das nehme ich auf mich, war Herlots Antwort, weil es meine Sache iſt, und ich als Agent der Regierung darüber wachen muß, daß nichts die Sicherheit des Staats gefährde. Der Schuz des Generals und eure Freundſchaft macht den Spizbuben nicht ehrlich, wenn er einer iſt; und das nur will ich wiſſen. Pflicht und Staatswohl geht über Vetterſchaft. Wir müſſen erfahren, woran wir mit dieſen Leuten ſind. Die geheime Geſellſchaft, von der wir Spuren haben, kann auch eine Verſchwörung gegen Frankreich ſeyn. Das Ausland ſteht mit unſern Ariſtokraten im Bunde, und unſre Grundſäze ſind ihnen verhaßter als unſre Siege, vielleicht auch gefährlicher. Wird das Kapitolium bedroht, dann wollen wir wenigſtens nicht abwarten, ob es vielleicht die Gänſe retten; wir thun es lieber ſelbſt.

Mißtrauiſcher Menſch voll unzeitigen Dienſteifers! ſprach Lindau; ich kann dir ſagen, was Ranteville hier wollte. — Das möchte ich hören, ſagte Herlot zweifelnd, und hielt ihm mit komiſcher Neugierde das Ohr entgegen. — So höre denn, fuhr Lindau fort, daß er diesmal gekommen war, einzig um dir zu danken für den Dienſt, den du den theuern Seinigen erwieſen. Höre denn, daß er der Vater des Mädchens iſt, ohne deſſen Liebe, wie du ſagſt, es dir unmöglich iſt, zu leben. — Das wolle der gerechte Himmel nicht! rief Herlot. Nein, das iſt nicht, das kann, das darf nicht ſeyn. — Iſt aber wirklich, ſagte Lindau ernſt. Herlot verbarg das Geſicht in den Händen und blieb ſtumm und unbeweglich in der Mitte des Zimmers ſtehen. — Deine Lage, ſprach ich ihm tröſtend zu, ſcheint mir doch nicht ſo übel. Könnteſt du beſſer ſtehen, um dir einen Schwiegervater zu verbinden? — Du kennſt mich nicht, antwortete Herlot ſich aufrichtend, mit einem finſtern Blick auf mich. Pflicht und Staatswohl geht über Vetterſchaft, ſelbſt über die Liebe. Jetzt weiß ich, daß ich um ſo vorſichtiger gegen jede Anwandlung von Nachſicht ſeyn muß, da das eigne Herz meine Gerechtigkeitsliebe beſtechen könnte. Lindau! ſprach er dann weich und bittend, deiner Freundſchaft übertrage ich die Sorgfalt für meine Liebe. Kein Menſch, der das Glück ſeines Lebens in deine Hände legt, wird getäuſcht; ich aber vertraue dir mehr als mir ſelbſt. — Lindau reichte Herlot gerührt die Hand, die dieſer an ſein Herz drückte und dann forteilte.

Wir ſuchten Ranteville auf, bei dem wir uns erſt kurze Zeit befanden, als der erſte Adjutant des Obergenerals mit Herlot und einem Offizier ankam. Der Adjutant ſchickte ſogleich die Wache weg, welche vor der Thür Ranteville's ſtund, und ſagte dieſem: Der General läßt Sie bitten, den unangenehmen Vorfall als nicht geſchehen zu betrachten und zu entſchuldigen; auch hatte er keinen Theil daran. Daß Sie frei ſind, verſteht ſich von ſelbſt. — Was in dieſer Sache, nahm Herlot darauf das Wort, Gutes oder Böſes geſchehen iſt, kommt ganz auf meine Rechnung. Ich hatte, Herr Marquis, Ihre Verhaftung befehlen; und da ich es that, konnte ich es, und glaubte meine Pflicht zu thun. Jeder aber thut, was ſeines Amtes iſt.

Wir ſahen einander an, und waren ungewiſſer als vorher, da wir nun zwei Räthſel anſtatt eines hatten. Der Adjutant empfahl ſich, ließ aber den Offizier, und zwar wie es ſchien, zu Herlots Begleitung zurück. Was iſt vorgegangen? fragte Lindau. — Etwas ganz Gewöhnliches, erwiederte Herlot. Seit einer Viertelſtunde bin ich meines Dienſtes entlaſſen, und ſtehe als verdächtig unter Aufſicht. Den Befehl hat dem General ein Kurier von Paris überbracht. — Und welche Gründe ſind angegeben? fragte Lindau, unangenehm überraſcht. In was beſteht deine Schuld? — Gründe, ſagte Herlot mit Hohn, braucht der, dem es an Gewalt fehlt. Wer nicht ungeſtraft kann, iſt allein genöthigt zu fragen, ob er darf. Vermuthlich hat man eingeſehen, daß ich als Livreebedienter oder Lohnlakai hinten auf dem Staatswagen eine ſchlechte Rolle ſpiele, und das macht ihrem Scharfblick Ehre. Seine Leute muß man kennen, will man in der Wirthſchaft auf ſie zählen. Es ſcheint, man kennt mich. Der größte Fehler der Gewalt iſt Inkonſequenz, und ſie hat nur Unrecht, wo ſie ihren Vortheil nicht verſteht. O, es iſt wahrhaftig nicht wegen mir, rief er dann mit einem ſchmerzlichen Blick gegen den Himmel, du weißt es, Allwiſſender, wenn du von unſern Armſeligkeiten überhaupt etwas wiſſen magſt. Ich lebe, wo Gottes freie Luft weht, oder ſeine Allen gleiche Sonne ſcheint, oder entbehre auch, wenn es ſeyn muß, mit dem Leben, Luft und Licht. Aber die öffentliche Sache! das ſchöne Frankreich! die Hoffnungen der Revolution! Sie haben, zur Rettung der Freiheit, einmal wieder einen Gewaltſtreich ausgeführt. Wir werden es durch ihre väterlichen Proklamationen vernehmen, warum ſie die lieben Kinder zum Genuſſe eines verkannten Glücks zu zwingen ſich genöthigt ſahen. Die freien Männer werden dann in Schaaren herausgetrieben, um den großen Tag zu feiern, an dem die Freiheit der Freiheit wieder geopfert werden mußte, und das Volk und das Heer werden auf dem Grabe der Republik freudig rufen: Es lebe die Republik! — O Verworfenheit! o Gaukelſpiel!

Nanteville war in ſtummes Nachdenken verſunken. Erſt da Herlot ſchwieg und eine tiefe Stille herrſchte, ſchien er zu ſich zu kommen. Wäre mir es wohl geſtattet, wendete er ſich dann raſch gegen den Offizier, mit Bürger Herlot allein zu ſeyn? Ich bitte ihn darum, unſern gemeinſchaftlichen Freund aber, — er deutete auf Lindau — daß er Zeuge unſrer Unterredung ſey. — Der Offizier hatte nichts dagegen. Herlot war es zufrieden, und wir entfernten uns.

Was ſich zwiſchen Kanteville und Herlot zugetragen, hat Lindau mir erzählt, der Zeuge davon war.

Da ſie ſich allein ſahen, nahm der Marquis Herlots Hand mit den Worten: Stoßen Sie eine Theilnahme nicht zurück, die Ihnen unaufgefordert entgegenkommt. Ich fühle mich getrieben, mich Ihnen zu nähern. Was verlieren Sie, wenn Sie mir vertrauen, und die Aeußerung freundlicher Geſinnung freundlich erwiedern? Sollten Sie indeſſen das nicht können oder auch nicht wollen, dann ſagen Sie mir wenigſtens den Grund der auffallenden Erſcheinungen, daß Sie mir feindlich gegenüberſtehen, wo wir uns begegnen.

»Das macht unſre gegenſeitige Stellung, war Herlots Antwort. Ich wüßte nicht, warum ich gerade Sie lieben oder haſſen ſollte, brächte unſre Beſtimmung uns nicht freundlich oder feindlich zuſammen. Sie wiſſen ja, wie auf ſolche Weiſe unſre Verhältniſſe uns oft Freunde oder Feinde geben, ohne unſre Neigung darum zu fragen. Meine erſte, meine größte Liebe aber war mein Vaterland, das freie Frankreich, und ich kannte keine Feinde als die ſeinigen.«

— Und Sie zählen mich dazu?

»Ja, Herr Marquis, und, wie ich glaube, nicht mit Unrecht. Erlaſſen wir uns die vergebliche Mühe, uns mit ſchönen Worten zu betrügen. Die Ordnung der Dinge, wie ich ſie will, iſt nicht die Ihrige.«

— Wird aber auch je wirklich werden, was Sie wollen?

»Das zu unterſuchen iſt nicht meine Sache. Mein Ideal, das ich aus Pflicht und Neigung dafür erkenne, mag mich aufgeben; ich gebe es nicht auf. Was geſchieht, habe ich nicht zu verantworten, nur, was ich gewollt, und was als mein Wille in Erfüllung ging.«

— Doch, dachte ich, der Menſch beſitze nicht nur das Vermögen, das Beſſre zu erkennen, ſondern auch das, die ſchicklichen Mittel aufzufinden, das erkannte Gute zu bewirken. Was gewönnen wir dabei, wenn wir das Ziel der Reiſe wüßten, die wir zu machen haben, aber die Wege nicht, die dahin führen? Der gute Wille iſt nur die erſte Hälfte einer guten That.

»Den guten Willen begleitet gern die Kraft. Nur wer nicht will, dem fehlen auch die Mittel leicht zum Können.«

— Wäre das ſo ganz richtig, dann würde es keine unerfüllten Wünſche, keine fruchtloſe Anſtrengung, kein vergebliches Bemühen geben; und doch nennt der Sprachgebrauch gerade die ſchönſten Wünſche, die ſelten in Erfüllung gehen, die frommen; doch klagte der jüngere Brutus am Schluſſe ſeines Lebens voll Kampf und Mühe, das Beßre ſey für dieſe Erde nicht, wo nur das Schlechte ſiege, und nannte ſogar die Tugend ein Phantom; und doch hören wir von allen Völkern in allen Zeiten die ewige Klage wiederholen, rohe Gewalt ſiege und freche Leidenſchaft, die Freiheit aber und das beſcheidene Verdienſt lebe verkannt, verfolgt, in Dürftigkeit, oder werde zum ſchmachvollen Tode verdammt. Nein! mit dem frommen Willen iſt es nicht gethan. Jeder Feldherr will den Sieg; aber dieſer wird nur dem zu Theil, der die Mittel zu ſeinem Zwecke am beſten vorzubereiten, zu ordnen und zu benutzen weiß — dem Fähigſten. In der Bruſt des gemeinen Soldaten ſchlägt vielleicht ein kühneres Herz, der aufrichtigſte Wille beſeelet ihn, er iſt größerer Opfer fähig als ſein Führer, und hat einen ſtärkern Arm; iſt er darum auch ein Feldherr?

Ich glaube alſo mit Recht zu ſagen, der verſtändige, kluge Mann, der etwas will, habe, ehe er ſich zum Handeln entſchließt, ſich die zweifache Frage vorzulegen: ob, was er will, recht und löblich ſey, und dann, ob er auch die Mittel habe, das Gewollte möglicher Weiſe zu erreichen. Welchen Namen würden Sie dem wohl geben, der mit ſeinem guten Willen das Seinige glaubte gethan zu haben, den Zweck zwar ernſtlich möchte, die Mittel aber, ihn zu erreichen, ſich wenig kümmern ließe, oder auch zweckloſe, vielleicht gar zweckwidrige Mittel dazu ergriffe? Einem Vater wäre er wenigſtens zu vergleichen, der freudig Kinder zeugt, ohne zu fragen, ob er ſie auch nähren, kleiden, erziehen, und überhaupt zu Menſchen bilden kann. Sehen Sie, dieſes Geſindel der moraliſchen Welt, dieſe Landſtreicher ohne Heimath, Stand und Gewerbe, ſind eigentlich die Urſache unſers Elends. Nicht was der

Menſch Böſes thut in böſer Abſicht, macht ihn am häufigſten unglücklich und verächtlich, ſondern was er unüberlegt, ohne richtige Anſicht, ohne wahre Kenntniß des Zwecks und der Mittel, ſogar in guter Abſicht, aber ohne Plan und Prüfung thut — lauter Kinder, die der Vater leichtſinnig in die Welt geſezt, ohne ſich zu bekümmern, was aus ihnen werden ſoll. Fragt man die läſtigen und verderblichen Vagabunden, die man nicht wie ihre Geſchwiſter im bürgerlichen Leben in Findel- Armen- und Waiſenhäuſern unterbringen kann, nach ihrem Geburtsſchein, dann lautet er gewöhnlich. Es war nicht bös gemeint; ich hatte mir vorgeſtellt, daß es anders kommen würde; meine Abſicht war die beſte von der Welt; ſo iſt es aber, wenn ein ehrlicher Kerl Weizen ſäet, dann miſcht ihm gleich der Teufel Unkraut darunter. Der Teufel aber, das will ſich unſre Eigenliebe nur nicht geſtehen, iſt die Dummheit, der Mangel an Kenntniß und Ueberlegung, und der Dünkel, der unternimmt, was er nicht vollbringen kann.

Ein recht redlicher Menſch — und die ſind ſelten — der erkennt, daß er beim beſten Willen doch Böſes geſtiftet hat, iſt edelmüthig genug, das Urtheil der Welt oder auch ſein eignes Gewiſſen mit dem Opfer ſeines Lebens zu verſöhnen. Das aber ändert die Sache nicht. Auch iſt es nicht das Schwerſte, im ſtrengen Sinne ſeine Pflicht zu thun, ſelbſt ſein Leben hinzuwerfen, um ſeine Schuld damit eins für allemal abzutragen. Es mag mehr wahren Muth dazu gehören, den guten Zweck beharrlich zu verfolgen, alle Mittel mit Klugheit aufzufinden und anzuwenden, die zu ihm führen, und den Gefahren und Schwierigkeiten, wie den Launen der Menſchen und des Glücks eine heitere Stirn zu zeigen. Wenigſtens gehört mehr Ausdauerung und Weisheit dazu, und es iſt auch verdienſtlicher, weil es der Sache, der man dienen möchte, mehr nützt. Der Selbſtmord, den ich übrigens nicht tadle, wo das Schickſal uns dies Opfer auferlegt, ſetzt nur einen indolenten Muth voraus. Man tödtet ſich, weil man der Handlung, die man nicht durchzuführen weiß, ein Ende machen will. Der Knoten wird zerhauen, weil man nicht Geſchick oder Geduld genug beſitzt, ihn aufzulöſen. Kein wahrhaft großer Geiſt, der ſeines Stoffes Meiſter iſt, wird ſich darum aus einer Verlegenheit durch einen Selbſtmord retten. Auch kennt er die Natur des Menſchen und der Dinge zu gut, als daß er ſich beim Untergang der Sonne zu ſterben entſchließen ſollte, weil es Nacht wird; er weiß ja, daß die aufgehende Sonne auch den Tag wiederbringt.

»Bei mir,« bemerkte Herlot mit ſichtbarer Kälte, »ſteht der Wille in weit größerm Anſehen; mit ihm bin ich ſo recht in meinem Reiche, auf eigenem Grund und Boden, Autokrat, der nicht nöthig hat, bei dem Glücke, als ſeinem Oberlehnsherrn, Vaſallendienſt zu thun. Auch habe ich ſagen gehört, der Menſch ſey wohl Schöpfer ſeines innern Werthes, vermöge aber nicht, die Ereigniſſe zu beſtimmen, die über ſein oder Andrer Glück und Ruhm entſcheiden; ſein wahres weſentliches Verdienſt liege in ſeinem Willen, dem er mit Anſtrengung nachgekommen, nicht im Erfolge, den er nicht verbürgen könne; was eine That für Folgen habe, wüßten wir nicht, brauchten es auch nicht zu unterſuchen, hätten wir in ihr nur unſre Pflicht gethan. Dieſer Glaube iſt auch der meinige; er ſagt Jedem beſtimmt, woran er ſich zu halten, und läßt die Feigheit, den böſen Willen und die Gemächlichkeit mit dem Verſtande, dem dienſtfertigen Sophiſten nicht lange zu Rathe gehen, um Gründe aufzufinden, aus denen man unterlaſſen darf, was man nicht thun mag — Gründe des Vortheils oder Nachtheils, die man immer findet, wie man ſie wünſcht, weil wir nicht wiſſen können, ob die Gabe, die wir verſchenken, einen Kranken labt, oder einen Müßiggänger nährt, wir alſo, nach der Stimmung unſers Herzens, ein Almoſen geben mögen, oder nicht.

»Wer wagte es übrigens, die möglichen Erfolge zu berechnen? Wir können es nicht, und ſollen es auch darum nicht. Der kühne Seefahrer unternimmt die Entdeckung einer neuen Welt. Unbekümmert um den Spott der Thoren und die Schmähungen des dummen Aberglaubens, unerſchütterlich feſt gegen das Aufruhrgeſchrei unwiſſender Gefährten, mit Vorurtheilen, Mangel, Gefahren und

Ungehorſam kämpfend, verfolgt er ſeine Bahn beharrlich bis zum Ziel, führt der alten Welt eine jüngere kräftige Schweſter zu, und büßet ſein Verdienſt und ſeinen Ruhm in Ketten. Iſt es des groſen Mannes Schuld, wenn der Fanatiſm und der Golddurſt fluchwürdiger Geſchlechter mit Henkerskünſten die neue Welt martert und entvölkert?«

— Das nicht. In allem dem bin ich ganz Ihres Glaubens. Nur müſſen wir, denke ich, unterſcheiden. Die That, die ſich allein auf mich bezieht, mir als Pflicht, ohne Bedingung und Einſchränkung, geboten iſt, muß ich vollbringen. Ich thue oder laſſe, was mich mein Gewiſſen, das Geſetz thun oder laſſen heißt. Ich darf nicht lügen, nicht betrügen, meiner Ehre, meiner Menſchenwürde nichts vergeben, meinen Vortheil nicht auf Koſten Andrer ſuchen. Hier wirkt der Menſch in ſeinem eignen Namen. Er ſteht auf dem feſten und ſichern Boden der Moral, und handelt recht und gut, auch wo er ſein Beſtes opfert; ja gerade da am beſten, wo dieſes Opfer ihm am ſchwerſten wird. Da hat er mit Andern nichts auszugleichen, iſt Niemand verantwortlich für das, was er über ſich beſchließt. Es geht alles auf ſeine Rechnung. Nicht ſo der Mann im öffentlichen Leben, der durch ſeine öffentliche Tugend, durch ſeine Weisheit das Wohl des Ganzen fördert, oder durch ſein Vergehen, ſeine Unwiſſenheit es ſtört. Dieſer wirkt nicht in ſeinem ihm nur eignen Kreiſe, ſondern ſteht auf fremdem Boden, und handelt für Andre, denen er darum auch für ſeine Handlung verantwortlich wird. Da reicht er, zu ſeiner Rechtfertigung, nicht mit ſeinem guten Willen, mit ſeiner reinen Abſicht aus; denn damit iſt den Andern, welche die Folge ſeiner Handlung trifft, keineswegs geholfen. Dieſe wollen den ungeſchickten, obgleich wohlgemeinten Dienſt des Bären nicht, der ſeinen Freund erſchlägt, um eine Fliege von ihm abzuwehren. Ein Brandſtifter kann ſich damit nicht entſchuldigen, er habe das Feuer in des Nachbars Wohnung nur angezündet, um die ihm läſtigen Schnaken zu verjagen. Ein Feldherr, der ſein Heer durch ſchlechte Dispoſitionen dem Feinde in die Hände, oder auf die Schlachtbank liefert, rechtfertigt ſich mit ſeinem guten Willen nicht, den man allerdings bei ihm vorausſetzen darf. Stürzt er ſich auch voll Muth oder Verzweiflung in den dichteſten Haufen, um durch freiwilligen Tod die Seinigen zu verſöhnen; er iſt ein ſchlechter Feldherr, ein Soldat dagegen, der tapfer ficht und fällt, ein trefflicher Soldat; dieſer hat ſeine ganze Pflicht gethan.

Cato, der die Alleinherrſchaft Cäſars nicht ertragen will, macht ſich frei, indem er ſein Leben endet. Ich muß den großen Cato achten, auch in der Ueberzeugung, daß ſein Leben der Freiheit und dem Vaterlande noch hätte nützlich werden können. Selbſt wenn ich ihn der Uebereilung beſchuldigen müßte, bedürfte er keiner Rechtfertigung gegen mich, weil er ſeine That nur ſich zu verantworten hat. Anders verhält es ſich mit Brutus. Da dieſer den Dolch in Cäſars Bruſt ſtieß, führte er nicht ſeine Sache, ſondern die des römiſchen Reichs, der ganzen Mit- und Nachwelt; und der Mit- und Nachwelt iſt er verantwortlich für ſeine That. Hat er zwecklos oder gar zweckwidrig gehandelt, dann entſchuldigt ihn der reinſte Wille, die beſte Abſicht nicht. Wer hieß ihn die Gegenwart und Zukunft in einer unendlich wichtigen, folgereichen Sache vertreten, wenn er einem ſo großen Auftrage nicht gewachſen war? Bei ſeinem Tode, deſſen Uebereilung ebenfalls die Schwermuth einer ſchönen Seele, aber auch die Unſicherheit eines nicht beſonders ſtarken Geiſtes anzukündigen ſcheint, handelte er, wie bei dem Morde Cäſars, mit reiner, guter Abſicht, aber zum Nachtheil ſeiner und des Vaterlands Sache. Doch geht jenes uns weniger an, weil er dort für und über ſich verfügte. Um was iſt es in ſolchen Fällen dem Manne zu thun? um ſich ſelbſt oder um die Sache?

»Um die Sache, wenigſtens vorzüglich.«

— Das denke ich auch, leitet ihn anders nicht die Meinung, er habe nur für ſich zu ſorgen, ſeinem Gewiſſen oder ſeinem Ruhme genug zu thun, mit ſeiner ſtrengen Pflicht ſich abzufinden. Wenn die Kreuzzüge zwecklos Millionen nach dem Oriente ſenden, dann kann der Wille gut ſeyn. Ein ungeſchickter Feldherr zerſplittert ſein Heer muthig an einem Felſenneſte, das nicht zu nehmen, aber zu entbehren iſt. Auch hier finden wir den guten Willen mit großer Kraft vereint; und doch verdiente der Feldherr mehrfachen Tod, wenn dieſer möglich wäre, für den guten Willen, der die ſchöne Kraft verſchleudert, ja mit den Mitteln, die ſeinem Zwecke dienen ſollen, den eignen Zweck vernichtet.

Den guten Willen, wenn er für ſich ſelbſt Sorge trägt, können wir alſo gelten laſſen; auch dürfen wir bei ihm vorausſetzen, daß er es wenigſtens mit ſich ehrlich meint. Bei der Sorgfalt für Andre iſt das nicht immer ſo gewiß; und wäre es auch, würden wir uns vor lauter gutem Willen, der uns helfen möchte, und ſich ſelbſt nicht helfen kann, am Ende zu helfen wiſſen? Wo der Geiſt am willigſten iſt, dürfte das Fleiſch vielleicht am ſchwächſten ſeyn; denn die Unfähigkeit und Mittelmäßigkeit denkt gewöhnlich am vortheilhafteſten von ſich, da die wahre Kraft von ſich eine beſcheidene Meinung hat, und der Weiſeſte nur fühlt, wie viel er zur Weisheit noch entbehrt. Gäbe der gute Wille allein den Beruf, ſich in die Angelegenheiten Andrer zu miſchen, würden wir nicht endlich alle gutmüthige Narren, aufgeblaſene Gecken, eingebildete Thoren, alle Fanatiker und Zeloten zu Kuratoren haben?

Zum Wollen gehört darum auch das Können, ſoll das Gewollte mit Erfolg ins Leben treten.

»Ganz recht; und zum Gefühl des Könnens führt erſt die verſuchte Kraft. Zum Helfen iſt berufen, wer helfen kann. Wollte Jeder warten, bis ihm der Auftrag dazu würde, dann hätten wir weder einen Timoleon noch Tell; denn von der Tyrannei oder von der ſklaviſchen Unterwürfigkeit dürfte ein ſolcher Auftrag ſchwerlich kommen. Soll man die geſetzloſe Gewalt vielleicht vor einen Gerichtshof fordern, den ſie ſelbſt ernennt, und der das Urtheil von ihr empfangen muß? Herrſcht die Tyrannei mit ihren Knechten in einem Lande; iſt die Keule aufgehoben, um jeden zu zerſchmettern, der es wagt, an Geſetz und Recht zu mahnen; hält der Schrecken jede Kraft gelähmt, jede Zunge gebunden, werden der Wille und das Wort belauſcht, ſoll ich da, wenn der Entſchluß in meiner Seele reif geworden iſt, mein Leben an die Befreiung des Vaterlandes zu ſetzen, vor die Willkühr und ihre Diener treten, und ſagen? Ich will euch bekämpfen, ich Einzelner die Macht von vielen Tauſenden. Freilich werdet ihr mir nun dafür thun, und mich meinen Vorſatz auf dem Richtplatz oder im Gefängniß büßen laſſen; aber ich will einen redlichen Kampf beſtehen, und darum ſollt ihr wiſſen, was ich zu thun geſonnen bin. Ihr lacht, und glaubt vielleicht, ich ſey nicht recht bei Sinnen; aber ihr irret, ich bin — ehrlich.

»Mit ſolchen Feinden, ich glaube es gern, wäre der Tyrannei gedient. Nein, Herr Marquis, wo keine

Vernunft, kein Recht geachtet, nicht Menſchlichkeit, nicht Scham und Scheu, weder Furcht vor Gott, noch vor dem Teufel gefunden wird, da hören auch alle Pflichten auf, welche Vernunft und Recht, Religion und Menſchlichkeit gebieten. Wenn Sie einen Reiſenden unter den Händen von Straßenräubern finden, einen Giftmiſcher kennen, der den Tod giebt, wo er ihn mit Vortheil geben kann, werden Sie ſagen? Nun habt Acht, ihr Straßenräuber! Stellt euch zur Gegenwehr! Ich will euch hindern, den Schuldloſen zu morden und auszuziehen. Damit es euch indeſſen doch gelinge, ſo mordet mich zuerſt. Das aber thue ich, ihr Herren, damit ihr Spitzbuben ſeht, daß ich ehrlich bin. Oder wollten Sie bei dem Giftmiſcher ſich zu Gaſte bitten, mit der Erklärung, daß, nach aufgehobener Tafel, Sie ihn gerichtlich belangen werden; er möge alſo ſeine Maßregeln darnach nehmen?

»Es giebt Zeiten, wo die rechte Kraft ſich ſelbſt ihre Beſtallung ſchreibt.

— Aber auch die unrechte, Piſiſtratus, Sylla, Marius und Cromwell ſo gut, wie Camillus und Thraſybul. Indeſſen kann ſich mit Ihren Anſichten, die durch Ihre grelle Farbengebung etwas auffällt, Wahrheit, Großſinn und Edelmuth vertragen. Ich würde ſie als Ihre Anſichten nicht bedenklich finden, ſo gefährlich ſie dagegen bei falſchen, heuchleriſchen, eigennützigen und ſchmuzigen Seelen werden. In der Hand des Geſezes iſt das Schwert ein Werkzeug der Gerechtigkeit; der wilde Eroberer braucht es zur Verbreitung ſeiner Herrſchaft, die Tyrannei zur Befeſtigung der Willkühr, der Patriot zum Schuze ſeines Vaterlandes. Darin finde ich aber beſonders das Unglück unſrer Zeit, daß in ihr das Gemeine und Laſterhafte ſich das Hohe und Ehrwürdige mit ſchlauer Verſtellung aneignet, um es im Dienſte der Gemeinheit und Schlechtigkeit zu mißbrauchen. Der Unverſtand borgt die Sprache des großen Geiſtes, Eitelkeit, Hab- und Herrſchſucht kündigen ſich mit den Geſinnungen alter Römer und Griechen an, ſprechen von Freiheit, Tugend und Liebe zum Vaterlande, wo ſie das Anſehen, den Reichthum und die Macht beneiden, und die Beſizer derſelben nur aus ihrem Beſize drängen möchten, um ſich ſelbſt ihn anzumaßen. Wahrheit, Recht und Tugend ſind eine falſche Münze geworden, denen man das Gepräge der ächten giebt, um die Abnehmer damit zu täuſchen. Lügner und Sklaven, Böſewichte und Laſterhafte treiben ihr Spiel mit dem, was dem rechtlichen, geraden und frommen Manne heilig iſt. Wer die Gewalt beneidet, oder ſich von ihr gekränkt, verkannt, zurückgeſezt oder beleidigt glaubt, predigt Haß der Tyrannei. Tyrannei iſt keineswegs zu dulden; da haben wir eine Wahrheit. Daß aber der unbefriedigte Ehrgeizige, der mit Recht Abgewieſene, der eingebildete Thor, der nicht hoch genug zu ſtehen glaubt, der entlarvte Betrüger den Fürſten, den Präſidenten eines Kollegiums, den Polizeidirektor oder Bürgermeiſter zum Tarquin oder Porſenna, und ſich zum Brutus oder Scävola machen will, das iſt der lächerliche Betrug, und zwar um ſo ſchändlicher, da er die Lüge auf die Wahrheit impft, um gerade die Frucht zu haben, die er zu vertilgen ſich das Anſehen giebt; denn eigentlich wollen dieſe Heuchler und Schreier, die das große Alterthum und alles Erhabene und Herrliche im Menſchen ſo ſchmählich parodiren, doch nur, was ſie Andern zum Verbrechen machen: Gewalt, Anſehen, Macht und Reichthum. Dieſer kindiſch traveſtirte Plutarch und Tacitus, die den deutſchen Reichsfürſten zu einem perſiſchen Könige, einen Winkeladvokaten, der ihn läſtert, weil, erwieſener Betrügerei wegen, ihm das Handwerk gelegt worden iſt, zum Themiſtokles oder Ariſtides, den Dorfbürgermeiſter, der ſtrenge Polizei hält, zum Tiber, und deſſen Büttel zum Sejan machen; dieſe Freiheit, die ihre Vertheidiger von Galeeren und aus Gefängniſſen, und ihre Redner aus Schenken; dieſe Tugend, die ihre Helden aus Bordellen, und dieſe radikal reformirende Aufklärung, die ihre Apoſtel und Prediger aus den lateiniſchen Schulen und Kopierſtuben holen, erregen doch nur Mitleid oder Ekel.

Wohin das führt, das haben wir geſehen. Die Aufrichtigkeit bewährt ſich bei dieſem Volke nur durch Uebertreibung, der Muth durch ſchamloſe Frechheit, das tüchtige Talent durch Anmaßung; und wer das Gaukelſpiel, die tolle Poſſe, die Marktſchreierskunſt am weiteſten treibt, treibt ſie am beſten, iſt der Narren König, der Menge Liebling, und des Pöbels Abgott. Der Gärber Kleon tritt an die Stelle des Olympiers Perikles, Bailly und Vergniaud ſterben auf dem Blutgerüſte, Malesherbes wird geläſtert, la Fayette muß, will er ſich retten, fliehen; Marat und Hebert ertheilen, vom Dreifuß der öffentlichen Meinung, ihre Orakelſprüche, Carrier läßt republikaniſche Hochzeiten feiern; die permanente Guillotine düngt den Boden mit dem edelſten Blute, damit auf ihm der Saame der Freiheit und Gleichheit gedeihe, den St. Juſt und Barrere ſäen, und zum Hohn beſchließt das Kannibalenfeſt eine feierliche Erklärung Robespierre's, der, im Namen des Volks, verkündet: Es giebt einen Gott, und die Seele des Menſchen iſt unſterblich.

Was mich dabei vorzüglich empört, iſt nicht die freche Gewaltthat, nicht das nakte Verbrechen, nicht der Wahnſinn; nein, die Lüge iſt's, die Heuchelei, die, durch die Mittel der Freiheit, die Willkühr ſucht und übt, die Tugend zur Kupplerin des Laſters und die Weisheit zum Fußgeſtelle der Bildſäule des angebeteten Unſinns macht; der Mangel an Wahrhaftigkeit iſt's, die Doppelzüngigkeit, die Trauerreden und Triumphgeſänge, Anklageakten und Seligſprechungen, eine Marterbank und einen Heiligenſchein, Orden und Brandmarkungen für alle wechſelnde Menſchen und Ereigniſſe fertig hat; das Poliſchinellenweſen, das der Menſchheit Höchſtes und Heiligſtes, Freiheit, Tugend und Vaterland, in eine Marktbude als Poſſe bringt, um ſie dem Janhagel für Geld und Beifall vorzuſpielen; und die gläubige Einfalt, die, tauſendmal betrogen, das Ohr dem leeren Wortgeläute und hohlen Phraſengeklingel doch begierig entgegenhält.

»Und die Anwendung von allem dem?« fragte Herlet finſter. — Nanteville ſah ihn mit einem wehmüthigen Blicke an. — »Fahren Sie nur fort, Herr Marquis,« ſprach Herlet dann; »ſagen Sie Ihre ganze Meinung, ich bin nicht empfindlich. Die Karrikatur unſrer Revolution iſt Ihnen gut gelungen; aber geſetzt ſogar, das Zerrbild wäre ein treues Gemälde, vollkommen nach der Natur, wer hätte die furchtbar entſtellten Züge, in denen der Menſch ſich kaum mehr erkennen läßt, zu verantworten? Die Hand aufs Herz, Herr Marquis! wer? Wahrhaftig, es ſteht gewiſſen Leuten gut an, Jahrhunderte hindurch Gottes Ebenbild in den Koth zu treten, und dann vornehm naſerümpfend ihn von ſich wegzuſtoßen mit dem Ausrufe: Pfui, wie es ſtinkt! Dieſelben Leute ſollten wohl bedenken, daß wir in der Revolution geſehen haben, was der Eigenſinn und die Laune der Willkühr, was die tiefſte Erniedrigung und die Sklaverei aus einem Volke machen, das von Gott nicht ganz verworfen iſt, und daß wir daſſelbe in allen ähnlichen Revolutionen ſehen werden. Verſuchen Sie es einmal eine ſo lange Zeit mit Gerechtigkeit und Freiheit, als man es mit Gewaltthat und Sklaverei gethan, und wenn dieſer Verſuch nicht beſſer gelingen ſollte, dann mögen Sie und die Leute Ihres Standes ſagen: Der Menſch iſt nicht geboren, um frei zu ſeyn, obgleich ſelbſt dann noch nicht daraus folgen würde, daß Ich und Meinesgleichen Ihre gebornen Sklaven ſind.«

Nanteville's Blick ruhete lange auf Herlot, und er drückte nur Theilnahme, kein Mißvergnügen aus. Nachdem er einige Minuten geſchwiegen, ſagte er zutraulich: Ich muß wohl tragen, was Ihr ungerechtes Mißtrauen mir aufbürdet. Eine nähere Bekanntſchaft ſoll Sie eines Andern belehren. Sagen Sie mir nur, wer Sie ſind, in wenigen Worten einige Umſtände Ihres früheren Lebens!

Zu was, erwiederte Herlot, könnte die unbedeutende, für Andre ſo langweilige Geſchichte eines Knabenlebens führen? Die ganze Beſcherung iſt am Ende doch nur ein ſchlichter Bürger, ein Menſch von gemeiner Abkunft, der ſein Auge zum Geſchlechte der Braminen und Schater nicht erheben darf. — Nanteville's Blick verfinſterte ſich, alle Züge ſeines Geſichtes ſchienen Unwiſſen auszudrücken; er ſah ſtarr auf einen Punkt, erblaßte, und fuhr plötzlich mit der rechten Hand ans Herz. Lindau, der ihn wanken ſah, nahm ihn in ſeine Arme und hielt ihn ſo, den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt.

Nanteville ſchien einige Augenblicke ohne Beſinnung zu ſeyn. Lindau ſagte erzürnt zu Herlot: Du verdienſt keine Bruſt, um an ihr zu ruhen; Andre ſollen auch Dir ſeyn, was Du ihnen biſt. —, Bei Gott! rief dieſer, das war meine Abſicht nicht. Begreife ich doch nichts von dem, was vorgeht. Sage mir nur, was ſoll, was kann ich thun? Alles drückt an mir, um mich zu beugen; und ich will doch nur aufrecht ſtehen. Er legte ſeine Arme ebenfalls um Nanteville, und äußerte ſich beſorgt für ihn. Dieſer erholte ſich. Es war nichts, ſagte er mit einem ſchmerzlichen Lächeln. Ich leide manchmal an Bruſtkrämpfen, und hatte eben einen ſtarken Anfall. In meinem Alter melden ſich hundert Gebrechlichkeiten, eine nach der andern. Schöne, freundliche Zeit der Jugend! Auch ſie kommt nicht wieder!

Es ſchien Nanteville beſonders wohl zu thun, daß Herlot ſo viel Antheil an ihm nahm. Es iſt vorbei, ſprach er endlich heiter, und machte einige Gänge durch die lange Stube, während Lindau ſich mit Herlot eifrig unterhielt. Zu dieſem wendete ſich dann Nanteville mit den Worten: Sie ſind nicht empfindlich, wie Sie ſagen;

auch ich bin es nicht, und kein Mann iſt es, wo es mehr als ihn ſelbſt, oder gar nur ſeine Eigenliebe gilt. Sie verkennen mich, wenn Sie glauben, mich treibe Proſelitenmacherei, und ich wolle für meinen Glauben Gläubige gewinnen. Auffallen mag es Ihnen, daß ich faſt zudringlich Ihre Unterhaltung ſuche, und zwiſchen uns einen Umtauſch von Geſinnungen und Gedanken wünſche, der, auch ohne irgend einen andern Erfolg, mich unterhält und belehrt. Meine Abſicht iſt ſo unſchuldig als uneigennützig, und verdient höchſtens den Vorwurf einer unzeitigen Theilnahme an Ihrem Wohl, die Sie aber durch die kurze Frage abweiſen können: Was geht Sie es an? Ich möchte Sie dazu bringen, daß Sie prüften, ob Ihr Streben der Freiheit nicht vielleicht ſchade, wo Sie ihr zu nützen glauben; ob Sie das Vaterland, dem Sie mit aufrichtigem Herzen dienen, nicht verderben helfen; ob Sie nicht eine herrliche Kraft verſchwenden, und einem böſen Geiſte opfern, der die Geſtalt des guten vor Ihnen anzunehmen weiß. Doch, ich breche ab, wenn Ihnen das Geſpräch auch nur im mindeſten zuwider oder läſtig iſt.

»Keineswegs,« erwiederte Herlot. »Gern höre ich die Rede eines klugen, viel verſuchten und viel erfahrnen Mannes. Dient ſie mir auch nicht immer in ſeinem Sinne, ſo weiß ich ſie doch in dem meinigen zu meinem Beſten anzuwenden. Wer die Wahrheit liebt, ſetzt ſeiner

Meinung gern jeden Widerſpruch entgegen, den kräftigſten am liebſten, weil ſie nur gegen ihn als haltbar ſich bewähren kann. Wollen Sie mich darum weiter führen? Ich bin bereit. Nur bedenken Sie, daß mich das Leben mehr als die Wiſſenſchaft gebildet hat. Schöne Form, geſuchter Ausdruck und kunſtreiche Wendung ſind Schätze, die an mir unnütz verſchwendet werden. Darum, wenn ich bitten darf, ohne weitausholende ſchlaue Kunſt, und ohne alle höfliche Schonung für mich ſelbſt, gerade zur Sache!«

— Es ſey! Alſo in kurzen Worten: Der Jakobinism minirt den Boden, auf dem er die Freiheit gründen will, und begräbt ſich mit dem koſtſpielig begonnenen Werke in deſſen Trümmer.

»Was verſtehen Sie unter Jakobinism?«

— Das Beſtreben, die beſtehende politiſche Ordnung der Dinge durch die Menge umzukehren; oder, wenn ich es in ſeiner eignen Sprache ſagen ſoll, des Volkes Glück durch des Volkes Herrſchaft, Geſetzmäßigkeit durch Geſetzloſigkeit, Ordnung durch Verwirrung, und Recht durch Unrecht herbeizuführen und zu begründen.

»Dem Volke ſcheinen Sie nicht beſonders gut zu ſeyn.«

— Das können Sie doch im Ernſt aus dem nicht ſchließen, was ich geſagt. Dem Volke bin ich ſo gut, daß ich ſogar ihm zu mißfallen kein Bedenken trage, um ihm zu nützen; daß ich, auf eigene Gefahr, die Gefahren entfernen möchte, die ſeiner Freiheit, ſeinem wahren Beſten drohen. Der iſt mein Freund nicht, der durch unverdientes Lob mich zu gewinnen ſucht, und meinen Fehlern, meinen Irrthümern ſchmeichelt, um ſich bei mir in Gunſt zu ſetzen; denn Fehler und Irrthümer verderben den, der ſie hegt. Des Volkes Freund bin ich, aber nicht ſein Höfling. Wie! wäre der Schmeichler und Betrüger, der auf dem Forum, in Komitien und Urverſammlungen ſein Weſen treibt, weniger ſchlecht und gefährlich, als der um Throne kriecht! Wäre es ein Verdienſt, vor dem Fürſten wahr zu ſeyn, das Volk aber durch elende Gauklerkünſte zu bethören! Sie, hoffe ich, hat der Parteigeiſt nicht ſo blind und ungerecht gemacht, daß Sie ſeine Sünden für gute Werke, und die, welche ihn vor verderblicher Uebertreibung warnen, für Feinde einer guten Sache halten! Muß ich nothwendig erfrieren wollen, wenn ich nicht verbrennen will? Nein, ich liebe weder die Eiszone der monarchiſchen Tyrannei, noch die brennende der Tyrannei der Menge.

»Alſo das gemäßigte Land der Freiheit? Das iſt auch mein Geſchmack. Da wir aber ſo ziemlich in der Nähe der Pole wohnen, ſo hätten wir doch noch eine weite Reiſe bis in die milde Gegend, wo wir Beide unſern Aufenthalt zu wählen wünſchen. Das Volk ſeufzet unter tauſendjährigem Druck; es iſt gekränkt in allen ſeinen Rechten; die Willkühr in hundertfältiger Geſtalt drückt es zu Boden. Vergebens ſagen Sie der Tyrannei: Sey menſchlich! ſey gerecht! Uebermüthig ſpottet ſie der kraftloſen Bitte, nennt den Einſpruch gegen die Gewaltthat Hochverrath, das Berufen auf ewiges, unveräußerliches Recht Meuterei. Von ihr kann man in Wahrheit ſagen, daß ſie nichts lernt, und nichts vergißt. Im blinden Troz auf die Gewalt, kann ſie nur drohen und zerſtören. Das Recht iſt ihr nichts, die Macht alles. Was ſie vermag, das darf ſie; und erliegt ſie im Kampfe gegen den Aufſtand, den ſie erzwungen, dann hat ſie nur ſchlecht gerechnet, iſt unglücklich geweſen, und zieht aus ihrem Unglück keine andre Lehre, als daß man den Druck vermehren, die Feſſeln feſter ſchmieden und enger zuſammenziehen müſſe, um den frechen Uebermuth des Volks, wie ſie ſeine Verzweiflung nennen, zu beſtrafen und ihm künftig vorzubeugen. Nach ihrer Staatsklugheit macht der Wohlſtand das Volk üppig und ungehorſam, die Aufklärung und Bildung aber naſeweis und unzufrieden; Armuth und Unwiſſenheit ſind die Bürgen ſeiner Treue, ſeiner Ruhe und ſeines Gehorſams. Durch Gründe der Vernunft und Menſchlichkeit hier wirken wollen, heißt es verſuchen, die Taubheit durch eine Augenoperation zu heilen.

»Meinen Sie nicht auch, es ſey vergebens, das ohnmächtige Wort an die tauben Ohren der Willkühr zu verſchwenden, und ſich lieber mit der Mahnung an das

Volk zu richten: Sey ſtark! erhebe dich, und verſuche zu nehmen, was man dir nie geben wird! Da muß es denn ganz natürlich zum Kampfe kommen, wo man hier feſthalten, dort an ſich reißen will; und in dem Zorne und der Verwirrung des Kampfs vergißt man Maaß und Ziel. Das kann wohl nicht anders ſeyn; denn das Gewitter mißt ſeine Blitze nicht mit der Elle, und ſeine Regengüſſe nicht mit Schoppen aus. Wer aber hat die Schuld, daß es ſo kommen muß, wie es Revolutionen bringen? Indeſſen iſt auch das Uebel gewöhnlich nicht ſo arg, als man es gern übertreibt. Der Strom tritt freilich über, ergießt ſich wild verheerend über das nahe Land, reißt Dämme nieder, wühlt an den Wohnungen der Menſchen, zerſtört die Saat und entwurzelt Bäume; doch, iſt entfernt, was ſeine anſchwellenden Gewäſſer aufgehalten, dann ſenkt er ſich von ſelbſt beruhigt in ſein Bett, und verfolgt ſeinen ſegenvollen Lauf durch glückliche Provinzen. Ich glaube, Montesquieu hat geſagt, wenn ein Stab krumm gebogen ſey, biege man ihn eben ſo krumm auf die andre Seite, um ihn gerade zu machen. Das thun Revolutionen.«

— Nicht bildlich geſprochen hieße das: Die Anarchie ſoll uns zur Freiheit führen. Die Anarchie aber iſt die Amme des Despotismus, der um ſo wilder und geſetzloſer wüthet, da er immer die Belohnung eines glücklichen Soldaten iſt, der an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres den Frieden und die Ordnung durch eine allgemeine Unterwerfung wiederhergeſtellt. Fragen Sie die Geſchichte; ſie nennt Ihnen, nebſt hundert andern, die ihre uſurpirte Herrſchaft auf den innern Krieg gegründet haben, Piſiſtratus, Cäſar, Oktavian und Cromwell.

»Sie ſagt Ihnen aber auch, nebſt tauſend andern Beiſpielen, wie durch Aufſtand die Schweiz, England, die Niederlande und Nordamerika ſich frei gemacht; ſie zeigt Ihnen im Alterthum die Vertreibung Tarquins von Rom, des Dionyſius von Syrakus, der Piſiſtratiden und der dreißig Tyrannen von Athen.«

— Wir verlieren uns, fürchte ich, in Theſen und Antitheſen, führen die Geſchichte von viertauſend Jahren in einer Sache als Zeuge auf, die nie, wenigſtens in dieſer Geſtalt nie, da geweſen iſt, und vergeſſen, vor lauter Alterthum und Mittelalter, unſre eigne Zeit, vor lauter Vergangenheit die Gegenwart; und doch iſt es uns um dieſe, und um dieſe allein zu thun. Getraueten Sie ſich wohl im Ernſte zu behaupten, daß jetzt noch im ziviliſirten Europa Tyrannen möglich ſeyen, wie man ſie früher ſelbſt in geprieſenen Staaten fand?

»Ich fürchte nur, Sie würden nicht viel dabei gewinnen, wenn ich das auch nicht zu behaupten wagte; wiewohl ſchwerlich bei der Behauptung ſehr viel gewagt werden möchte. Glauben Sie dagegen, daß durch die Verfaſſungen, wie ſie in dem ziviliſirten Europa jetzt beſtehen, Recht und Freiheit geſichert ſind?

— Das will ich auch nicht ſagen.

»So ſind wir doch einmal derſelben Meinung. Indeſſen will ich Ihnen aufrichtig geſtehen, wie ich, in dieſer Hinſicht, über die gegenwärtige Lage der Dinge denke. Die Fürſten, bin ich weit entfernt, als das größte Hinderniß zu betrachten, welches der Begründung geſetzlicher Freiheit im Wege ſteht. Was könnte ſie auch beſtimmen, ihre Völker in träger Unwiſſenheit, in ſklaviſcher Abhängigkeit zu erhalten, da ihre Stärke, ihr Ruhm und ihr Reichthum in der Stärke, dem Ruhm und dem Reichthum der Nationen beſteht? Sie wiſſen, daß ſie, an der Spitze armer, indolenter, dummer Völker, eine armſelige, traurige, alberne Rolle ſpielen. So wiſſen, auf der andern Seite, auch die Völker, daß eine beſtimmte Erbfolge des regierenden Geſchlechts ihnen unentbehrlich iſt, wenn ſie nicht allenfalls Luſt haben, der Zankapfel und die Beute der Ehr- und Herrſchſüchtigen unter ihnen ſelbſt zu werden; wenn ſie nicht wollen, daß die Großen und Reichen, deren es immer, bei jeder Verfaſſung, geben wird, das Land zum Waffen- oder Marktplatz machen, wo jene die Herrſchaft ſich zu erkämpfen, dieſe aber zu erkaufen ſuchen. Volk und Fürſt ſind, in einem gewiſſen Sinne, ſich allerdings entgegengeſetzt, in einem andern aber auch eng verbunden, und ſich, gerade des Gegenſatzes wegen, unentbehrlich —. Mann und Frau bilden, durch ihr verſchiedenes Geſchlecht, ein Paar.

»Mit dem Adel, und den bevorrechteten Kaſten überhaupt, verhält es ſich anders. Das Volk und der Adel wiſſen gar zu gut, was ſie wechſelſeitig von einander zu halten und zu erwarten haben. Der Boden, auf dem die Ariſtokratie ſich angebaut, beginnt zu weichen. Die Burg verödet, der alte Herr, der in ihr gehorſtet, um kühn und kräftig, wie der Geier, auf Beute auszufliegen, hat ſie verlaſſen. Das Neſt kann keine Sicherheit mehr geben, ſeitdem Kanonen es erreichen, und der Ausflug iſt etwas bedenklich geworden, ſeitdem auch den andern Vögeln, durch den Gebrauch des Pulvers und die bereichernde Induſtrie, Schnabel und Klauen gewachſen ſind. Das alte Rüſtzeug roſtet in der Rumpelkammer. Fräulein Bertha fände in dem öden Schloſſe die Zeit gewaltig lang, ſeitdem ſie die Süßigkeit der Bälle, Konzerte und Aſſambleen gekoſtet hat. Junker Hugo, der von der hohen Schule kommt, will auch den hohen Beruf ſeines Standes und deſſen edle Beſtimmung nicht mehr in der Saujagd oder dem Niederwerfen von Kaufleuten finden.

»Im Thal und auf der Ebene, wo rüſtige Bürger fleißige Wirthſchaft treiben, der Ackerbau mit goldnen Ernten das reiche Feld bedeckt, der Handel auf wohlgebauten Straſſen und lebendigen Strömen ſchwer beladene Wagen und Schiffe auf- und niederführt, die Gewerbe in Städten und Flecken rührig und erfindungsreich beſchäftigt ſind, kümmerte ſich kein Menſch mehr um die gnädige Herrſchaft aus dem alten Schloſſe, meldete ſich der Vogt nicht wegen des Zehntens und Drittels, oder der Ritter ſelbſt wegen Ausübung ſeines angebornen Rechts, der Vertreter des Gaues zu ſeyn, oder ſangen patriotiſche Dichter nicht in gar lieblichen Weiſen vom Glück der Vorzeit, wo der Bürger, in ſeines Grundherrn Augen, den Ehrenplatz nach dem [illegible] Wille nahm, und brachten volksthümliche Staatsleute nicht dieſe romantiſche Poeſie in Abſchnitte und Kapitel, wo von angebornen Rechten, dem Unterſchied der Menſchenraçen, und dergleichen wunderlichen Dingen gar gelehrt, wenn auch höchſt unverſtändig, gehandelt wird.

»Nun merkt der Vogel, daß ſich's auf den dürren Aeſten des alten Stammbaums nicht mehr ſo luſtig wohnen läßt. Die Wurzeln liegen trocken, weil jeder Tropfen Zeit an der mürben Erde leckt, in der ſie ruhen, und ein Körnchen nach dem andern wegſpült. Klug ward darum der Entſchluß gefaßt, den Baum zu verſetzen. In der Nähe des Throns glaubte man mit Recht, feſten und guten Grund zu finden. Es kam nur darauf an, den Inhabern der Throne darzuthun, dieſe und der Baum ſeyen von ewigen Zeiten her dicht verſchlungen, ruheten auf denſelben Wurzeln, und könnten nur mit einander gedeihen oder untergehen. Sonſt war das freilich mit dem Baum nicht ſo geweſen, wo er mit den breiten Aeſten dem Throne das Licht, mit den Wurzeln die Nahrung nahm, und mit den Zweigen, wenn ſie im Spiel muthwilliger Winde luſtig ſich bewegten, dem Beſitzer des Throns auch ins Angeſicht ſchlug. Das war aber zu der Zeit, wo man den Fürſten ehrte, wenn man ihn als den Erſten unter Gleichen gelten ließ; wo man ſich noch nachbarlich haßte, weil man ſich, auf Koſten des Nachbars, vergrößern konnte. Stellung, Gefahr und Vortheil ändern nicht nur die Sprache, ſondern auch oft den Glauben. Die Throne ſind ſeitdem, von dem Volke gehoben, zu großer Macht und hohen Ehren gekommen. Der ſtolze Kardinal aber neigt ſich vor dem Pabſte, und heruntergekommene Verwandte erhalten ein ganz neues Gedächtniß für reich gewordene Vettern.

»Die Throne nun, die ſo tief in den dicht um ſie gepflanzten Bäumen ſtehen, daß ihnen jede weitere Ausſicht in die Welt benommen iſt, kennen nichts als dieſe Bäume, und halten ſie auch wol für die Welt, wogegen dann die Bäume gar nichts einzuwenden haben. Das iſt das Kunſtſtück. Wie es anſchlägt, wollen wir erleben. Offenbar iſt der Thron einen Vertrag eingegangen, durch den er großmüthig den Verluſt und die Gefahr ſeines Genoſſen übernimmt, um ihm dafür einen Theil ſeines Gewinns und ſeiner Sicherheit zu geben.

»Ja, die Ariſtokratie iſt uns furchtbar, ſie vorzüglich.

ſie faſt allein. Die Fürſten ſehen nur mit ihren Augen, hören nur mit ihren Ohren. Da liegt die Gefahr für die Fürſten und für das Volk. Iſt dem ſo?«

Nanteville, der ein leichtes Lächeln nicht hatte unterdrücken können, da Herlot ſprach, antwortete: Wir ſind einander näher, als wir vielleicht beide zu hoffen wagten. Das Schwerſte iſt gethan. Die erbliche Monarchie wird als der feſte Grund erkannt, wo in der ſtürmiſchen Zeit, die alle Wogen der Leidenſchaften und Begierden aufgeregt und bis zur furchtbaren Höhe getrieben hat, das Schiff des Staates und der bürgerlichen Ordnung, am Anker des Geſetzes, ſicher ruhen kann. Ich bin, wie von meinem Daſeyn, von der Wahrheit überzeugt, daß, ginge uns dieſer Grund verloren, wir ein Spiel der Wellen, in langer finſterer Nacht, auf wilder See umhergeworfen, ohne Rettung Schiffbruch leiden würden. Die reine Staatskunſt unſerer Zeit will dieſen Ankergrund im allgemeinen Willen, und die beſte Verfaſſung in der Herrſchaft Aller finden. Ich fechte die Theorie nicht an, nur ihre Anwendung, in der ſie, bei dem gegenwärtigen Zuſtande des geſellſchaftlichen und bürgerlichen Lebens, nicht nur verderblich, ſondern abgeſchmackt und lächerlich werden müßte. Ich läugne auch der reinen Mathematik ihre geraden Linien nicht ab, die der Mathematiker ſelbſt durch den Mittelpunkt der Erde und bis an die Sterne zieht — doch nur in der Idee. In der Wirklichkeit iſt es ganz anders, und der Reiſende, der dem Grundſatz folgen wollte: daß es zwiſchen zwei Punkten nur eine gerade Linie giebt, welche zugleich unter allen möglichen die kürzeſte iſt, würde nicht weit auf ſeinem Wege kommen. Der kürzeſte Weg, wenn er ihn ſuchen wollte, würde gewiß der weiteſte für ihn. Indeſſen ſind die ausgeſprochenen Sätze unwiderſprechlich wahr.

»Recht gern will ich die monarchiſche Form der Regierung und ihre Erblichkeit als den feſten Ankergrund gelten laſſen, wird das Schiff des Staates nur am Anker des Geſetzes feſtgehalten. Indeſſen fehlt noch Eines, ein Unentbehrliches, ſoll das Schiff in ſeiner Fahrt nicht die rechte Bahn verfehlen — ein Kompaß. Ehe wir an Bord gehen, rathe ich, daß wir uns damit verſehen. Wären Sie nicht abgeneigt, die öffentliche Meinung als ſolchen anzunehmen?«

— Zugeſtanden; nur auch nicht im Sinne unſerer neueſten Staatslehre, die das Recht und die Weisheit durch Stimmenmehrheit entſcheiden läßt, und ſo den weiſen Demokrit zum Narren, Sokrates und Phozion zu Verbrechern, die ehrlichen Abderiten dagegen zu geſcheidten Leuten, und ein athenienſiſches Prevotalgericht und Athens leichtſinnigen Pöbel zu kompetenten Richtern über Verdienſt und Wahrheit macht. Was wäre die öffentliche Meinung, der allgemeine Wille, ſollen anders die Worte einen Sinn, die Sachen aber ſelbſt Werth und Bedeutung haben, iſt es nicht die Meinung und der Wille der Aufgeklärten und Wohlgeſinnten? Ohne Zweifel verſtehen Sie darunter weder die Meinung, noch den Willen derer, die, in der Regel, nie eine eigne Meinung, einen eignen Willen haben; nicht die Meinung und den Willen der abergläubigen, leicht zu bethörenden, ewig ungewiſſen und übereilten Menge, die Meinung derer, denen alles Außerordentliche ein Wunder, jede Neuerung ein Verbrechen, jede wichtige Entdeckung Zauberei iſt; die den Fauſt als des Teufels Vertrauten achten, das Holz zum Scheiterhaufen für den Huß zuſammentragen, und bei dem Anblick des Heldenmädchens, das Frankreich ſo wunderbar und glorreich gerettet hat, voll Abſcheu und Entſetzen fliehen. Nicht nur in ſeiner Zeit und in ſeinem Volke darf der Mann ſtehen, der ſeine Zeit und ſein Volk zum Beſſern führen will, ſondern auch über beiden; denn gerade wo das Beſſere liegt, ſollen Zeit und Volk erſt hin.

»Zeigen Sie mir nur, wie der Widerſtreit, der die Gegenwart unverſöhnlich theilt, ausgeglichen, wie Recht und Gerechtigkeit in den Staaten, durch Recht und Gerechtigkeit errungen und befeſtigt werden kann, und ich will jeder gewaltthätigen Umwälzung den Krieg erklären und mit aufrichtigem Herzen zu Ihrem Glauben mich bekennen.«

— Dürfte ich darauf rechnen, daß Sie Geduld hätten, mich anzuhören? Es iſt vielleicht viele vergebliche Rede; doch läßt ſich die Sache auch mit einigen Worten nicht erſchöpfen. Wo die Quellen tief in der Erde liegen, muß auch tief nach ihnen gegraben werden.

»Ich habe Zeit und Neigung, mich zu unterrichten.« — Wir unterrichten uns. Ich habe die Anmaßung nicht, belehren zu wollen, wo ich der Belehrung ſelbſt bedarf. Der Gegenſtand iſt wichtig, und verdient wenigſtens, daß wir ihn mit Ernſt beſprechen.

Daß ſich das Beſtehende, wo es der veränderten Zeit nicht mehr entſpricht, auch nicht mehr halten könne; daß die Grundlagen, auf denen es ruht, tief erſchüttert wanken; daß ſich ein gewaltiges Leben in dem aufgeregten Volk bewege, und ein neuer Geiſt über die Welt gekommen ſey, der ein wohlthätiger Genius des Himmels, oder ein zerſtörender Dämon der Hölle werden muß, nachdem er aufgenommen und behandelt wird, das erkennen und geſtehen Alle, die nicht mit Blindheit geſchlagen ſind. Ob nun die Gegenwart eine glückliche Mutter einer glücklichen Zukunft werde; ob dem ſchwülen Morgen ein freundlicher Tag folge, oder glühender Sonnenbrand mit Gewitterſtürmen; ob eine reiche Ernte reife, oder die Saat zertreten werde im Kampfe wüthiger Leidenſchaft, das hängt von dem ab, was wir beſchließen und thun. Die Welt iſt nur zu retten durch Weisheit und Mäßigung; und geſchieht das nicht, dann iſt die Entſcheidung der folgereichſten Zeit dem Kampfe geſetzloſer wilder Kräfte überlaſſen.

Nach Anſtrengungen vieler tauſend Jahre iſt es dem Menſchen, nach und nach, gelungen, die blind waltende Natur den Zwecken eines vernünftigen Willens zu unterwerfen. Was jene an Herrſchaft verloren hat, ging an dieſen über, und was in ihrem weiten Reiche roh und geſtaltlos war, bildete ſich zum Dienſte des menſchlichen Verſtandes. Der Menſch hat den unſichtbaren Gedanken verkörpert, und das flüchtige Wort und das raſche Gefühl durch Schrift und Sprache feſtgehalten. Mit dem Donner des Himmels hat er ſeine Hand bewaffnet, und den zermalmenden Blitz gehorſam abgeleitet. Allem, was den Menſchen umgiebt, was er erreichen kann, hat er den Stempel ſeines Weſens aufgedrückt, und es folgt der Richtung ſeines Willens. Wo ſich der Strom regellos ergoß, wie ihn das Geſetz der Schwere trieb, da gab ihm der menſchliche Geiſt ein Bett und ſetzte ſeinen Gewäſſern einen Damm. Das Zerſtörende muß unſerer Erhaltung dienen, und das Gift ſelbſt zum Heilmittel werden. Für die ungleiche Zeit haben wir ein gleiches Maas gefunden, der Stärke des Thiers das Joch unſres Fleißes aufgelegt, die Güter eines Erdſtrichs künſtlich in alle Welt verpflanzt, die Wüſten der Meere zum leichtern Verkehr benuzt und die Elemente in unſern Dienſt genommen.

So hat die Natur, in allen ihren Reichen, an den Genuß und die Anſtrengungen des Menſchen einen Theil ihrer Herrſchaft nach dem andern abgetreten, und was zwecklos oder gar zerſtörend wirkte, fügt ſich vernünftiger Abſicht und nimmt den Karakter unſres Geſchlechts an. Nur im Staate blieb die rohe Kraft gewöhnlich ſiegend über die geſetzgebende Vernunft. Hier hat die Gerechtigkeit ſeltner als die Gewalt entſchieden, und die Schwäche ſich der Stärke, nicht aber die Pflicht dem Geſetze unterworfen. Der Staat erſcheint uns faſt allenthalben noch als ein Werk der Noth. Was die Macht im entſcheidenden Augenblick ſich zu erkämpfen, die Liſt zu gewinnen wußte, ward rechtmäßiger Beſitz; und da der gewaltthätige Wille nur ſtehen bleibt, wo er Schranken findet, ſo verſuchte es die Gegenwart, ihre Herrſchaft auch über die Zukunft auszudehnen. Eine Zeit gab Geſetze und ein Geſchlecht blieb gebietend; was ihnen folgte, war ihnen unterthan. Nicht mehr ein lebendiger Strom war das Volk, in dem, in freiem Laufe, Woge auf Woge folgte, bald höher ſteigend, bald niedertauchend; ſondern als wäre der gebieteriſche Augenblick wie ein erſtarrender Froſthauch über ihn gegangen, erſtarb das leichte Leben zu einer ſchweren Eisdecke, und bewegungslos blieb die Maſſe ſtehen, der Tropfen an den Tropfen, die Woge an die Woge befeſtigt, wie ſie ſich gerade zuſammenfanden.

Bleiben die Geſchlechter nicht an den Augenblick gekettet ſtehen, der das Machtwort der ewigen Unbeweglichkeit über ſie geſprochen, dann iſt das eine Wirkung der immer thätigen Natur, die keinen Stillſtand kennt. Was eine Gewalt geſchaffen hat, darf eine andre auch vernichten. Wo man nur der Noth gehorcht, hört auch der Gehorſam mit ihr auf. Was durch Kraft und Liſt gewonnen wird, kann durch Schwäche und Dummheit verloren gehen. Das iſt auch wirklich das Thema der Welt- und Völkergeſchichte, nur in unendlichen Variationen wiederholt. So ſind Familien und Staaten groß und mächtig, oder klein und ſchwach geworden. Die Gewalt hatte das Reich der römiſchen Herrſchaft, Alexanders, der Cäſaren, Karls des Großen und Andrer gegründet; die Gewalt hat es auch zerſtört. Nicht der Geiſt der Völker belebte die Staatenhüllen — wenige ausgenommen, die auch kaum vernichtet werden konnten — ſondern der Geiſt der Herrſcher; darum mußte auch der Körper blühen, kränkeln, leiden und ſterben, je nachdem ſich der Geiſt in ihm befand, oder gar aus ihm gewichen war.

Das aber ſoll nicht ſeyn. Der Staat iſt der Staatsgenoſſen wegen, die Weſen mit Vernunft und Freiheit ſind. Nicht die rohe Gewalt ſoll herrſchen, ſondern das Geſetz; nicht ein Moment ſoll frei ſtehen in der Geſchichte, und die folgenden Geſchlechter an ſeine Entſcheidung binden. Ein Geſchlecht iſt volljährig und ſelbſtſtändig wie das andre, und nur durch Trägheit oder Unverſtand kann es — doch nur für ſich — ein Recht verlieren, das mit uns geboren wird, und auch nur mit uns ſtirbt.

Das iſt es, was die Zeit bewegt; das ſagt die Stimme, die ſich in hundert verſchiedenen Sprachen vernehmen läßt; das iſt der Geiſt, der aus einer Welt in die andre zieht, und ſich laut ausſpricht durch Schrift, Wort und That: Der Nothſtaat ſoll ein Vernunftſtaat werden. Faſſen wir das nicht, oder wollen eigenſinnig widerſtreben, dann werden wir die Begriffe und Leidenſchaften mit allen ihren Kräften gegeneinander zum Kampfe führen, deſſen wechſelnde Ereigniſſe kein menſchlicher Scharfſinn errathen kann, ſo unbezweifelt auch ſein Ausgang iſt; die alte Ordnung der Dinge wird ſich voll Zwietracht auflöſen in ein ungeheueres Chaos, das ſich dann wieder zu neuem Leben zu geſtalten ſucht. Dieſe furchtbare Kataſtrophe kann nur dadurch abgewendet werden, wenn man Revolutionen durch Reformen vorbeugt, den Streit der feindſeligen Anſprüche ſchlichtet, die neue Ordnung, welche die Zeit fodert, aus der alten, die ſie verwirft, hervorruft, und ſo Europa Zuckungen, Krämpfe, Elend, Verwüſtungen, Blutvergießen und Rückſchritte, die vielleicht Jahrhunderte währen, und die lange finſtre Nacht eines andern Mittelalters erſpart.

Durch Wahrheit und Recht können wir allein uns retten; durch Lüge und Gewaltthat müſſen wir untergehen. Die Macht, die alles zu vermögen glaubt, weil ihr kein Widerſpruch entgegentritt, findet gern in dieſen Beſorgniſſen Thorheit oder böſen Willen. Unangenehme Wahrheit ſagt Keiner der Gewalt, weil Jeder ihr gefallen will. Hätten Viele, die den Muth der Elenden haben, der gefallenen Größe Hohn zu ſprechen, den Muth der Edlen, ihr Wahrheit zu ſagen, wenn ſie noch aufrecht ſteht, dann ſtünde es um Beherrſcher und Beherrſchte beſſer, und das Menſchengeſchlecht zählte, zu ſeinem Glück und zu ſeiner Ehre, eine Klaſſe Niederträchtiger weniger, und zwar die ſchlechteſte von allen. Es iſt nicht blos geſetzloſes Treiben, was, wie eine Erderſchütterung an den friedlichen Wohnungen des Menſchen, an dem Gebäude ſeines geſellſchaftlichen Lebens rüttelt; nicht blos Plan und Abſicht zu zerſtören äußert ſich in oft verwegener Rede oder kühner That. Das Geſchlecht wird unwillkührlich fortgetrieben durch ſein ganzes inneres Leben, das mit dem äußern im Widerſpruche ſteht. Es iſt ein Strom, der gegen den Damm andringt, von dem der Bach ſich halten ließ. Wir mögen Dämme auf Dämme thürmen; der Strom wächſt nur höher und wilder nach, bis er ſein Bett gefunden. Dem Strome gleicht der neue Geiſt, dem lockeren Damm die alte Form.

Nicht die wenigen Jahre, wo wir die Erſcheinung ſehen, haben ſie gebildet. Auf Jahrhunderte, wie ſie vorausgegangen, müſſen ſolche kommen, wie ſie folgen.

Nichts ſteht einzeln und abgeriſſen da in der Reihe der Weſen und Zeiten, ſondern alle hängen zuſammen als Ringe einer großen Kette, und was geſchieht, iſt gegeben durch das Geſchehene, wie die Wirkung durch ihre Urſache. Der beſchränkte Menſch ſieht nur die enge Gegenwart; darum iſt er ſo ungerecht. Zwingli, Calvin und Luther haben den religiöſen Proteſtantism ſo wenig ins Leben gerufen, als Montesquieu, Rouſſeau und Mably den politiſchen, oder Mirabeau, Petion und Orleans die Revolution. Der Geiſt der Zeit und des Volks findet, um ſich auszuſprechen, immer ſeine Organe, ſey es ein Attila, Regulus, Sulla, Gregor VII., Clemens XIV. oder Torquemada. Zerbricht der Widerſtand ihm auch tauſend Werkzeuge, dann ſucht er ſich wieder tauſend andre. Jedes Volk und jede Zeit tragen, wie jede Pflanze ihre eigne Frucht, und das eilfte Jahrhundert konnte ſo wenig einen Turgot oder Racine, als der Kamtſchadale einen Perikles oder der Schlehdorn eine Ananas hervorbringen.

Eine ſchwere Verantwortlichkeit laſtet auf unſrer Zeit, die das Schickſal einer langen Zukunft entſcheiden muß, und auch weiß, daß ſie es entſcheidet. Verlorne Reiche können wieder erobert, verlorne Schätze wieder gewonnen werden; aber Nichts, Nichts in der Welt giebt eine Liebe, ein Vertrauen zurück, die durch Verrath und

Treubruch verloren wurden. Man muß die Rechte der Legitimität mit denen der Natur verſöhnen, und auf dieſe Verſöhnung den Frieden und das Glück unſres Welttheils auf lange Zeiten gründen.

Die Bedürfniſſe und Wünſche der Gegenwart, der Inhalt und letzte Zweck alles Strebens des erwachten beſſern Geiſtes unſrer Zeit, laſſen ſich vielleicht in folgende Punkte zuſammenfaſſen:

1) Gleichheit aller Staatsgenoſſen vor dem Geſetze, und gleiche Beſteuerung;

2) Repräſentative Verfaſſung in erblichen Monarchien;

3) Freiheit der Preſſe bei geſetzlicher Verantwortlichkeit;

4) Gleichheit der politiſchen und bürgerlichen Rechte für alle Glaubensgenoſſen, welche die politiſchen und bürgerlichen Pflichten erfüllen;

5) Verminderung des ſtehenden Soldaten, wenn er nicht ganz zu entbehren iſt;

6) Freiheit des Handels;

7) Anerkennung des Grundſatzes der Wechſelſeitigkeit bei allen Verhandlungen zwiſchen den Staaten des europäiſchen Bundes;

8) Aufſtellung eines europäiſchen Kongreſſes, der alle chriſtliche Staaten umfaßt, um über die Ausübung der angegebenen Punkte zu wachen, die Streitigkeiten zwiſchen den Staaten des Bundes auszulei-

chen, den Frieden zu erhalten, und die großen Intereſſen der europäiſchen Staaten und der Menſchheit zu wahren und zu beförden.

Es müßte natürlich außereuropäiſchen Mächten geſtattet ſeyn, unter gleichen Bedingungen dem großen Bunde beizutreten; und zu den erſten Gegenſtänden, mit denen ſich derſelbe beſchäftigen würde, gehörte die Beſtimmung der Verhältniſſe der Kolonien zu den Mutterſtaaten und die Reinigung der Nordküſten Afrika's von den Barbaresken, um europäiſche Kultur, Sitten und Geſetze mit europäiſchen Menſchen dort anzupflanzen.

Sie ſehen, es iſt darum zu thun, die Staaten nicht nur in ihren innern Verhältniſſen auf Vernunft und Recht zu gründen, ſondern auch in den äußeren die Willkühr zu beſchränken.

»Der Wille iſt gut, wenn nur auch die Mittel der Ausführung ihm entſprechen! Das aber bezweifle ich. Wie könnten Sie die Gewalt beſtimmen, der Willkühr zu entſagen, dem Geſetze ſich freiwillig zu unterwerfen, wo ſie das Geſetz ſich unterwerfen kann, ſie ihrer Neigung, ihren Launen folgen darf, und folgen will? ſich mit der mühſamen oder langweiligen Unterſuchung abzuquälen, was recht, was vernünftig ſey, wo, was man thut, als recht und vernünftig geprieſen werden muß? ſich einer Verantwortlichkeit zu unterwerfen, wo man ungeſtraft das Böſe thun, das Gute laſſen kann?

Täuſchen Sie ſich nicht! Ungebundener Wille iſt der Herrſcher höchſtes Gut; und je ſchwächer, unfähiger und träger der Menſch, deſto größer bei ihm das Verlangen nach Ungebundenheit und das Bedürfniß derſelben, weil ſie ſeine Schwäche, Unfähigkeit und Trägheit von der läſtigen Pflicht befreit, zu prüfen, zu wählen, vorſichtig und klug zu ſeyn, und ſich in Erörterungen darüber einzulaſſen, was gut, gerecht und nützlich iſt. Der Wahlſpruch aller Gewalt war, und iſt, und wird in ewigen Zeiten ſeyn: So will ich's, und mein Wille iſt Geſetz; das iſt mein Vergnügen. Doch, ich will Sie auch nicht in dem gar oft gemachten Verſuche ſtören, Salz zu ſäen. Wird Sie doch die erſte Ernte lehren, welch dankbares Geſchäft ſie unternommen haben.»

— Die Abſicht, welche Sie bei mir vorausſetzen, habe ich keineswegs. Nicht leicht wird die Gewalt ſich von dem Thron erheben, um dem Geſetze einen Platz darauf zu gönnen. Iſt Eigenwille die Erbſünde des Menſchen, und thut jeder gern, was ihm gelüſtet, dann gilt das von Fürſten mehr, als von andern, weil ſie, ſchon von der Wiege an, vollkommen und unfehlbar ſind; weil das Recht zu dürfen, was ſie wollen, wie man ihnen ſagt, ihr angeſtammter Vorzug iſt, und Fürſt und Volk der ihnen angebornen Beſtimmung folgen, jener zu befehlen, dieſes zu gehorchen. Aber ſollte es nicht auch Regenten geben, die das Orakel der Zeit beſſer, als Cröſus das ſeinige verſtehen? Wird blinde Leidenſchaft ſie alle über den Hals treiben, damit ſie auf dem Scheiterhaufen zu vernünftiger Ueberlegung kommen?

Indeſſen mag von dieſer Seite ſo wenig als möglich zu erwarten ſeyn; von der andern iſt auch nicht mehr zu hoffen. Was wird das Volk, was werden ſeine Sprecher für die Sache thun? Haben dieſe, durch ihren Unſinn, durch ihre Schlechtigkeit und Gemeinheit, nicht ſelbſt die Worte: Freiheit, Liberalität, Volk und Volksrechte in üblern Ruf gebracht, als es ihre geſchwornen Feinde konnten? Wäre die Freiheit durch die tollen und dummen Prediger und Freunde derſelben nicht zu Grunde gerichtet, hätten, auf der andern Seite, die tollen und dummen Prediger und Freunde der Willkühr nicht wieder eben ſo viel für ſie gethan? Wunderbare Anordnung der Dinge, daß der Despotism und ſeine Knechte die Freiheit zu Ehren bringen, wo die Knechte einer ſogenannten Freiheit alles thun, um die Willkühr nicht untergehen zu laſſen!

Werfen Sie einen Blick auf die gegenwärtige Lage der Dinge! Sehen Sie, wie die ſchneidendſten Widerſprüche in allen Richtungen gegen einander fahren, und Meinungen und Anſichten, Forderungen und Wünſche ſich unverſöhnlich gegenüberſtehen? Sprache und Gedanken ſind verwirrt, die Menſchen verſtehen ſich nicht mehr. Hier iſt ſchwarz, was dort weiß; zwiſchen Tugend und Laſter, zwiſchen Verſtand und Unſinn ſcheint alle Grenzſcheidung aufgehoben, und die Genialität und der Wahnſinn, und die heldenmüthige Selbſtaufopferung und das gemeinſte Verbrechen gehen als freundliche Zwillingsgeſchwiſter Hand in Hand. Bedenkt man dabei die Rohheit des großen Haufens, die allgemeine Genuß- und Habſucht, die hungrige Begierde, die, von allen Seiten losgelaſſen, durch keinen Glauben mehr zu feſſeln und zu zügeln iſt, den gänzlichen Mangel an religiöſem Sinne und Gefühl bei kraſſem Aberglauben oder geheuchelter Frömmelei, die grobe Selbſtſucht, die in dem Heiligſten nur ein Mittel ihrer Befriedigung ſieht, dann, ich geſtehe es, wird auch das muthigſte Vertrauen, die kühnſte Hoffnung verzagt.

»Und dem Uebel wäre, nach Ihrer Ueberzeugung, auf keine Weiſe abzuhelfen?«

— Wenigſtens nicht ſo leicht und ſchnell, als man es wünſchen darf. Wollen wir an der Kette unſrer Unterredung zurückkehren bis zu ihrem erſten Ringe, und ſehen, wie eine Idee ſich an die andre ſchließt, in Allem Zuſammenhang iſt, und jedes angegebene Gebrechen zugleich auf ſein Heilmittel deutet, dann finden wir vielleicht auch die befriedigendſte Antwort auf Ihre Frage. Es iſt nicht genug, ſagten wir, daß der Menſch das Gute wolle — und doch iſt es ſchon viel, wenn er es will

— er muß es auch kennen, und wieder die Mittel, die zu ihm führen. Entweder will der Menſch, der auf unrechtem Wege wandelt, das Wahre und Rechte nicht, oder ihm iſt es unbekannt, er weiß es nicht zu unterſcheiden; oder er vermag das erkannte Gute, weil ihm die Mittel dazu fehlen, nicht wirklich zu machen.

»So iſt es. Wir haben oben, denke ich, dieſen Gegenſtand erörtert.«

— Allerdings. Nun käme es darauf an, den Menſchen mit dem Wahren, Guten und Rechten bekannt zu machen, ihm Achtung und Liebe dafür einzuflößen, und zugleich die Mittel anzugeben, die ihn in Stand ſetzen, ſeinen Willen zu erreichen. Das Wollen und Können müßte ſich in ihm verbinden, ſoll er wirken, wie ihm ſeine Pflicht gebietet, ſoll das geſellſchaftliche und bürgerliche Leben ihm die Vortheile gewähren, die er davon erwarten darf. Der Wille nun wird durch ein wahres und richtiges Gefühl, und durch Einſicht und Erkenntniß beſtimmt, das Vermögen aber, zu einem guten Zwecke die beſten Mittel aufzufinden, ebenfalls durch Einſicht und Erkenntniß gegeben. Vor Allem müßte man demnach auf den Menſchen durch Bildung, Unterricht, Erziehung, Religion, Beiſpiel, Lehre und zweckmäßige Inſtitutionen wirken, bis man auf dieſem Wege, dem kürzeſten und zuverläſſigſten, ſich einer geſunden Mehrheit verſichert hätte.

»Gerechter Gott! Die Kunſt iſt ſchwer, das Leben kurz. Auf dieſem Wege dürfte vielleicht der Enkel finden, was zwei Geſchlechter, vom Großvater herab, vergebens ſuchten.«

— Um dieſen Preis laſſe ich mir gern den Kauf gefallen. Hoffen Sie mit zwei Geſchlechtern am Ziel zu ſeyn, dann bringen Sie das Opfer. Billiger erhalten Sie nie das Größte und Schwerſte, was der Menſch in der Geſellſchaft erreichen kann. Aber von Opfern hören wir nicht gern. Zum Ausſäen haben wir keine Neigung; ernten wollen wir, genießen, keinen Baum pflanzen, der nicht auch ſogleich Früchte trägt. Als Wilde andrer Art, die es durch eine Kultur geworden ſind, welche die Beſtimmung dieſes Lebens in den Genuß deſſelben ſetzt, fällen wir den Baum, wie im Geiſte der Geſetze, nur in einem andern Sinne, ſteht, um, was er trägt, gemächlich zu verzehren. So iſt unſre Luſt, ſo auch, was ſie ſchafft, leicht, vergänglich, auf den Tag berechnet, den Tag nicht überlebend, eitel, gebrechlich und zum Schein. Die Natur indeſſen bekümmert ſich wenig um unſre Ungeduld, und die Zeiten folgen ſich, wie die Geſchlechter, in abgemeſſenen Räumen. Bauen wir für ein Menſchenalter, dann mag die Hütte, die wir aufgeführt, uns auch zum Grabe dienen, und unſre Kinder machen es eben ſo, und fangen wieder an, wo wir ſchon angefangen. Auf dieſe Weiſe braucht am Ende Jeder ſein flüchtiges Zelt für den flüchtigen Feldzug eines Lebens, zehrt den Vorrath auf, den er findet, nährt ſich, wo es geſchehen kann, auf fremde Koſten, ſorgt für ſich und läßt Andre für ſich ſorgen. So hätten wir denn das herrliche Leben der ſchlechten Trogloditen, wie es Monteſquieu in ſeinen perſiſchen Briefen mit Meiſterhand gezeichnet.

»Das ſoll nicht ſeyn; auch iſt es wirklich nicht ſo gemeint. Wenn die Jugend raſch zum Ziele eilt, dann muß man ihr die Ungeduld zu gut halten, die wenigſtens die Kräfte ſpornt, und die Sache fördert. Geht es am Ende nicht ſo raſch, als man gedacht, dann lernt man ſich auch ins Nothwendige finden.«

— Auf dem angeführten Wege alſo würden wir dem erwünſchten Ziele immer näher kommen. Betreten wir darum die Bahn mit fröhlichem Muthe und Beharrlichkeit! Streuen wir fruchtbaren Samen aus, wo wir empfänglichen Boden dafür finden; und wo der Boden, noch ungebaut, nicht tragen will, da ſetze unſer Fleiß ihn in tragbaren Stand.

Ein Menſch von Kraft und Willen vermag unendlich viel. Was werden Viele erſt vermögen, die mit vereinter Kraft, mit vereintem Willen handeln! Wenn zwanzig Männer ſich verſtehen, von denen jeder nur wieder zwei für die gute Sache zu bilden und zu gewinnen weiß, die auf demſelben Wege ſich eine gleiche Anzahl zugeſellen, dann ſtehen ſchon hundert und vierzig Geprüfte, Treffliche in Reihe und Glied. Die wahre öffentliche Meinung, ſagten wir auch, ſey die Meinung der Aufgeklärten und Wohlgeſinnten, die das Oeffentliche verſtehen, und eine Meinung haben können. Dieſe alſo mögen ſich vereinen, und die heilige Schaar in dem heiligen Kampfe bilden. Da ſie unter den verſchiedenen Ständen und Völkern leben, können ſie die Vorurtheile und Intereſſen beſondrer Stände und Nationen nicht zu ihrer Sache machen, die keine andre als die allgemeine Sache der Wahrheit, des Rechts und der Menſchheit iſt. Dem Streben der Gewalt nach Willkühr ſo fremd, als dem der Menge nach Geſetzloſigkeit und Verwirrung, können ſie nur Freiheit und Ordnung wollen. Damit dieſe Auserwählten, welche, wie mir ſcheint, die Menſchheit zu vertreten allein fähig ſind, wenn ſie anders vertreten werden ſoll und kann, ſich in ihren Forderungen unterſtützen, mit vereinter Kraft nach demſelben Ziele ſtreben, und die Mittel zu demſelben Zwecke führen, wo ſie ſich, durch Verſchiedenheit der Anſicht, verwirren oder widerſprechen könnten, mögen ſie die angeführten acht Punkte als den weſentlichen Inhalt ihrer Sendung befolgen. Ohne Zweifel enthalten ſie auch alles, was man zum Wohl der Völker gegenwärtig wünſchen kann und fordern darf. Größre Anſprüche, ich läugne es nicht, ließen ſich machen; aber das Beſte in der Theorie iſt hier der Feind des Guten in der Wirklichkeit, und wer Alles verlieren will, darf es jetzt nur darauf anlegen, Alles zu gewinnen.

»Dieſes politiſche Glaubensbekenntniß iſt nicht blos das Ihrige; Sie ſprechen es im Namen Vieler aus. Ich habe von einer Verbindung gehört, die einen ſolchen Zweck verfolgen ſoll. Dürfte ſich dieſelbe Ihrer Mitwirkung rühmen, dann freilich würde ich eine beſſere Meinung von ihr faſſen.«

— Ich ſpreche in meiner Anſicht ohne Zweifel die Anſicht Vieler aus, die ein gleiches Streben zur Erreichung deſſelben Zwecks verbindet. Doch iſt mein Glaube ſo wenig einer fremden Entſcheidung, als der Glaube Andrer der meinigen unterworfen. Die Ueberzeugung iſt frei, wie die Handlungsweiſe. Was uns vereinigt, iſt die Gefahr der Zeit, die vielen Verſtändigen drohend und ſehr bedenklich ſcheint. Zwei Welten ſind gegen einander ausgezogen zum Streit auf Tod und Leben. Das Alte will ſich behaupten mit dem ſtolzen Trotz des angebornen Rechts und des glücklichen Beſitzes. Das Neue findet das Unrecht um ſo empörender, je länger es ſich als Recht im glücklichen Beſitze zu erhalten wußte. Der Kampf kann blutig werden, ſich erſt ſpät entſcheiden, und doch am Ende vielleicht das Beſte koſten, warum es erlaubt und rühmlich iſt, ihn beharrlich durchzukämpfen: geſetzmäßige Freiheit nämlich und ſtaatsbürgerliche Gleichheit.

Dieſe Betrachtung muß wohl in jedem Beſſern den Wunſch erregen, den Kampf, wo möglich, abzukürzen, vermittelnd zwiſchen die Kämpfenden zu treten, auf billige Bedingungen ſie zu einem Vertrage zu beſtimmen, und wenn jeder Verſuch einer friedlichen Ausgleichung vergebens wäre, die Güter zu bewahren, die als Kampfpreis den Würdigſten belohnen ſollten. Das Glück aber iſt nicht immer im treuen Bunde mit dem Recht, und der Sieg könnte gerade auf lange Zeiten nehmen, was er geben und ſichern ſollte; könnte die Feſſeln der alten Macht enger ſchmieden, das drückende Vorurtheil heiligen, und die Hoffnungen des Menſchenfreundes, deren Erfüllung beſchleunigt werden ſollte, auf ſpätere Jahrhunderte verweiſen. Ein Dritter dürfte ſich ſogar der Frucht des Sieges ohne Kampf bemächtigen, den Boden als Herr beſetzen, auf dem beide Theile ſich verblutet und aufgerieben, und ruhig ernten, was dieſe mit Mühe und Aufopferung geſäet und angepflanzt.

»Ich finde das Streben edel, den Zweck höchſt lobenswerth, obgleich ich die Möglichkeit, letztern auf dieſem Wege zu erreichen, noch keineswegs begreife. Was ich aber an der Sache tadle, iſt der Schleier des Geheimniſſes, mit dem treffliche Männer ihr rühmliches Wirken zu verbergen ſuchen.«

— Das iſt nicht Vorſchrift der Verbindung. Suche ich mein Streben vor Ihnen zu verhüllen? mache ich der

Welt ein Geheimniß daraus? Sagen nicht Hunderte in Schrift und Wort und That, was ich Ihnen ſage? Wenn man indeſſen Bedenken trägt, den wahren Glauben auf den Straßen zu verkünden, ſeine innerſte Ueberzeugung auf dem Markte auszurufen, dann ſollte das, dachte ich, eher Lob als Tadel finden. Verſuchen Sie es, dem vornehmen und gemeinen Pöbel das Heiligthum Ihrer Seele aufzuſchließen, ob Sie ihn nicht ſogleich als Kirchenräuber und Bilderſtürmer gegen ſich ſelbſt bewaffnen! Wenige möchten Sie verſtehen; die Menge aber, die ſich zu Ihrer Anſicht nicht erheben kann, würde ſich nicht beſinnen, Sie zu der ihrigen, nach ihrer Weiſe, herabzuziehen, oder mit dem übel verſtandenen Worte furchtbaren Mißbrauch treiben.

Geben Manche dem Zwecke, zu dem die Gutgeſinnten ſich öffentlich verbinden, durch eine geheimnißvolle Weihe und durch feierliche Uebungen und Gebräuche mehr Würde und eine höhere Bedeutung, dem Willen eine größre Schnellkraft, der Eigenliebe mehr Gelehrigkeit, dann mögen Billige, die den Menſchen kennen, das auch entſchuldigen. Die Meiſten wiſſen ohne ſichtbares Zeichen nichts von unſichtbarer Gnade, und ein reiner Gottesdienſt ohne allen Aberglauben und einigen Götzendienſt würde unter uns eine ziemlich leere Kirche finden. Einige meiner Freunde ſchmeicheln ſogar der herrſchenden Meinung, bedienen ſich der beliebten Redensarten der Zeit, und ſprechen mit den Parteimenſchen das Rothwälſch ihrer Partei, um die Fremden zu näherer Bekanntſchaft anzuziehen, und Andersgeſinnte nur erſt zum Stehen und Hören zu bringen, wodurch eine Erörterung und Erklärung möglich wird. Sie beſtreichen, wie ſie ſagen, nach Taſſo's Ausdruck, dem kranken Kinde den Rand des Gefäßes mit ſüßer Feuchtigkeit; es trinkt den bittern Saft, und verdankt dem unſchuldigen Betrug ſein Leben *).

Indeſſen mögen Andre, was ſie thun, auch rechtfertigen; ich ſtehe nur für mich, aber auch mit jedem Redlichen, dem ein gemeinſchaftliches Ziel mit mir einen gemeinſchaftlichen Weg giebt. Als Weltbürger habe ich wohl mehr als meine Pflicht gethan, und der Menſch, der gegen ihn zu kurz gekommen iſt, tritt in mir gar oft klagend auf, und fordert mit Ungeſtüm den ihm entzogenen Theil. Wahrhaftig, es iſt meine Schuld nicht, wenn ich ihm denſelben, wider Willen, länger vorenthalte.

Möchte Ihr Vertrauen dem meinigen entgegenkommen, von dem Sie, wie ich glaube, unzweideutige Beweiſe empfangen haben!

So weit berichtete mir Lindau die Unterredung Ranteville's mit Herlot. Was ſie ſonſt noch ſprachen, war ein

---

*) Cosi a l'egro fanciul porgiamo aspersi
Di soave licor gli orli del vaso;
Succhi amari, ingannato, intanto ei beve
E da l'inganno suo vita riceve.

fortgeſetzter vergeblicher Verſuch des Marquis, von Herlots Abkunft und Familienverhältniſſen etwas Näheres zu erfahren.

Den 20. Mai.

Herlot hat, durch Nanteville's und Lindaus Verwendung bei dem General, ſeine Freiheit erhalten, die dieſer ihm indeſſen um ſo leichter zugeſtehen konnte, da die Regierung nur verlangte, ihr Kommiſſär ſolle ſich nach Paris begeben, um Rechenſchaft abzulegen. Herlot gab ſein Ehrenwort, ſich der Verantwortung durch die Flucht nicht zu entziehen. Damit iſt nun vorläufig die Sache abgethan und ſonſt Alles ſo ziemlich im alten Geleiſe. Herlot will an demſelben Tage nach der Hauptſtadt abgehen, an welchem Lindau ſich zur italieniſchen Armee begiebt. Das wird wahrſcheinlich in einigen Tagen geſchehen. Ich kann und will nicht in dieſer Gegend bleiben, wann Lindau ſie verläßt. Auf denſelben Tag iſt unter einer Geſellſchaft der Umgegend eine Fahrt auf dem Rhein verabredet, die ich mitzumachen gedenke. Mein Freund mag unterdeſſen einige Beſuche in der Nachbarſchaft abthun, und ſich dann nach Frankfurt begeben, wo wir uns wiederfinden wollen, um, vielleicht auf eine lange Zeit, uns Lebewohl zu ſagen.

Uns Allen fällt der warme Antheil auf, den Nanteville an Herlot nimmt. Die Aufmerkſamkeit des Marquis ſcheint ſich ſogar verdoppelt zu haben, ſeitdem der Jakobiner um ſeinen einflußreichen Platz gekommen iſt. Auch hier zeigt ſich ein ſchöner Zug in Nanteville's Karakter. Heilot ſelbſt kann es ſich nicht erklären, warum dieſer ſo viel Wohlwollen für ihn hat, und ſeinen Unarten ſogar ein freundliches Benehmen entgegenſetzt. Es iſt wahr, ſagte er, der Mann hat eine edle Seele, und in Allem, was er ſpricht und thut, liegt ſo viel Großmuth als Verſtand. Es iſt unmöglich ihn näher kennen zu lernen, ohne ihn zu lieben. Mir beſonders iſt er in einem Grade zugethan, daß ich mich deſſen ordentlich ſchäme, weil ich in Wahrheit geſtehen muß, es an ihm nicht verdient zu haben. Wenn ich mir denke, daß er vielleicht wegen ſeiner herrlichen Tochter mir ſo viel Nachſicht zeigt, dann könnte ich ihn an dies Herz ziehen mit Liebe und Verehrung, die ich doch ſonſt auch nicht zu verſchwenden pflege. Ein ſchöner Traum! rief er dann mit bewegter Stimme, eine angenehme Täuſchung! Das Fahrzeug iſt geborſten, und der Schiffbrüchige klammert ſich an ein leichtes Bret, um auf ihm ſein nacktes Leben und die Hoffnung, die uns nie verläßt, zu retten.

Er ſchwieg einige Augenblicke, und ſchien ſeine Thränen verſtohlen zu unterdrücken, dann wendete er ſich, mit dem ihm eignen Wechſel ſeiner Laune, lachend gegen uns und ſagte: Spaßig iſt doch immer die Art, wie Nanteville meinen Kinderſchuhen auf die Spur zu kommen ſucht.

Es wird ihm, bei allen Vorzügen ſeines Geiſtes, doch ſchwer, den Marquis zu vergeſſen, und er wittert in dem verwegenen Freier, der ſeine Hände nach dem Kleinod ſeiner Tochter auszuſtrecken wagt, wenigſtens einen verwünſchten Prinzen. Er kann den Augenblick nicht abwarten, wo die Entzauberung vor ſich geht, und das borſtige Ungeheuer der Freiheit und Gleichheit ſich in einen glatten, friſirten und bebänderten Adonis, in ein farbiges Chamäleon irgend eines vornehmen Hofs verwandelt. Ich ſehe ihn ordentlich, wie er, ſeine gierigen Blicke auf meine Bruſt geheftet, den erſehnten Moment erhaſcht, wo ich mit geſtrecktem Pathos erſt einmal durch das Zimmer gehe, die Miene des Jupiter von Phidias parodirend, der mit einem Zuge ſeiner Augenbraune den Olymp erſchüttert, dann den Ueberrock, wie ein Gewitter ſeine Donnerwolke mit einem Blitze, auseinanderreiße, und, den Ueberraſchten mit einer Milchſtraße von glänzenden Orden verblendend, ſpreche: Ich bin der Argonauten einer; hier iſt das Vließ. Potz, welche raſche Verwandlung der Szene! greller ſieht man ſie in keinem deutſchen Ritterſtück. Die Verwandtſchaft des reinen Bluts erkennt ſich, durch eine geheime Sympathie geführt, und gewiß, daß unſre hof- und ſtiftsfähigen Ahnen mit einander ſchon im trojaniſchen hölzernen Gaul gezittert, oder gar in der Arche Noah's Whiſt geſpielt und Hochheimer getrunken haben, erneuern wir vergnügt die alte Freundſchaft.

Aber, ach Gott! es iſt nichts dran, gar nichts. Nur Heriot ſchlechtweg; indeſſen doch ſo gut König von Jeruſalem und Frankreich, oder römiſcher Kaiſer, wie gekrönte Häupter, die auch den Namen führen, ohne daß ſie nur eine Scholle Erde in ihren Titulaturreichen beſaßen. Ich kann doch ſo gut Fürſt von Paläſtina, Graf von Kanaan oder Marquis von den Inſeln der fehlgeſchlagenen Hoffnung heißen, und ein princeps und comes in partibus infidelium ſeyn, wie unſre Prälaten Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Antiochien, Cäſarea und Aleppo. Erbherr bin ich ohnedies, und zwar von der ganzen Welt, weil die Herren der Welt mir ſie doch einmal vermachen können, oder ich ſie ja nur erobern darf, um ſogleich ihr legitimer Fürſt zu ſeyn. Das aber rührt, wie ich merke, den Marquis nicht. Ja, ſtünde ich als Morgen- oder Abendſtern an einem Thronhimmel, dann würden, wie die heiligen drei Könige, auch die Unheiligen und Nichtkönige mich zu ihrem Leitſtern machen. So aber iſt's nichts, ja weniger als nichts; denn ich weiß nicht nur nichts von meinen ehrlichen Eltern, ſondern nicht einmal von unehrlichen, und bin zu einem chriſtlichen Namen gekommen, ohne zu wiſſen, wie. Den heidniſchen habe ich, wie euch ſämmtlich bekannt, mir in der Bluttaufe der Revolution ſelbſt gegeben, und heiße Caſſius, in Erwartung eines Cäſar.

Im Ernſt, wendete ſich Heriot gegen Lindau, ich kann nicht ſagen, wem ich angehöre, und bin ſo frei geboren, daß ich ſogar vom väterlichen Regiment nichts weiß, das ſelbſt die freien Römer außer dem unväterlichen der Patrizier, die ſich doch ſo von patres nannten, zu tragen hatten. Vielleicht iſt der rechtmäßige Beiname, mit dem ich in der andern Welt mich einſt neben die bebeinamten Helden, die Großen, Löwen, Bären, Rothbärtigen und Vogelfänger ſtelle, der etwas heruntergekommene Name: Baſtard. Ich brauche mich deſſen auch nicht zu ſchämen, da ich tüchtige Namensvettern in der Geſchichte habe, und eine geſchickte Diplomatik darauf einmal meine Anſprüche auf den engliſchen Thron begründen kann. Es iſt, liebe Freunde, mir wirklich unbekannt, wie die Welt zu mir, und ich zu der Welt gekommen bin. Als Kind und Jüngling ſtund ich unter der Aufſicht eines braven Britten, Namens Freeman, der mir Erzieher und Lehrer war. Er begleitete mich auf Schulen und Reiſen, und blieb zwei Jahre mit mir in dem deutſchen Alexandria, Göttingen, wo wir was lernen konnten. In der Revolution kehrten wir nach Paris zurück, durch das gewaltige Drama, von dem man, gegen alle Ariſtoteliſche und Boileau'ſche Einheit der Zeit und des Orts, den fünften Akt vielleicht nach Jahrhunderten erſt in dem öſtlichen Europa ausſpielen wird, gewaltig angezogen.

Freeman war ein Kernmenſch; er vertheidigte die Charlotte Corday faſt wärmer, als wir die Republik vertheidigen, und mußte, weil er ſich in die Zeiten und Menſchen nicht recht zu ſchicken wußte, ſeinen Kopf auf dem blutigen Münzplatze unter den Prägſtock legen. Er machte ſich aus dem Leben nichts, mit dem er großes Spiel ſpielte. Gewöhnlich ſetzte er Alles auf eine Karte, und imponirte, wie es ſchien, den Spielern und dem Glück, das die kecken Liebhaber ebenfalls gern haben ſoll. Er war kein ſo berühmter Mathematiker, wie Archimed, aber doch der Mann, der ſagen durfte: Da mihi punctum, et terram movebo. Ein unwiderſtehlicher Augenblick in einer ſchweren Zeit hat ihn erdrückt. Einige Monate ſpäter oder früher war er vielleicht der gefeierte Retter Frankreichs; ſo mußte er als ein Verbrecher auf dem Richtplatze ſterben. Ja, er war ein Kernmenſch. Dieſer Stern iſt untergegangen, da ſchmutzige Nachtlämpchen an demſelben Himmel als Sterne glänzen. Nach Freemans Tod fühlte ich mich ziemlich einſam. Doch gab die drängende und treibende Zeit keiner langen Ueberlegung Raum. Der Strom der Ereigniſſe ging ſo hoch und reißend ſchnell, daß man, unwiderſtehlich von ihm fortgezogen, weder vor- noch rückwärts ſehen konnte. Eine gute Summe, die wir vorräthig hatten, machte mir es möglich, über ein Jahr ganz ſorgenfrei zu leben. Ein Jahr iſt für die Jugend, und war damals wirklich eine Ewigkeit. Später mußte die Quelle, aus der uns der Reichthum zugefloſſen, verſiegen, weil, wie mir Freeman nur flüchtig ſagen konnte, mein Name Herlot angenommen, in ſeinem Leben aber das Band zerriſſen war, durch das ich mit den unbekannten Meinigen zuſammenhing. Die hinterlaſſenen Papiere meines Lehrers ſollten mich über Alles aufklären; aber das Revolutionsgericht nahm dieſelben in Beſchlag, und hielt es weiter auch nicht für gut, ſie an mich auszuliefern. So viel weiß ich nur, daß wir unſer Peru in Nantes hatten, von wo ein Oheim, als Vicekönig, die reich beladenen Gallionen regelmäßig an uns abgehen ließ. Ich habe mich ſpäter nach ihm erkundigt, weil man mit wohlhabenden Vettern doch gern in einträglicher Verwandtſchaft bleibt; aber meine, übrigens auch nicht ſehr fleißigen Nachforſchungen waren fruchtlos. Da ſehet ihr, lieben Freunde, meine Titel und Würden, und meinen Reichthum, den ich als Bräutigam anzubieten habe. Es iſt verdammt wenig. Indeſſen wollen wir den Muth nicht verlieren. Muth! Es iſt nichts ſo hoch, wie uns ein Dichter ſagt, nach dem der Muthige nicht greifen darf.

Lindau war nachdenkend geworden. Herlot, der glauben mochte, man habe ſeine Erzählung langweilig gefunden, fuhr fort: Das iſt albernes Zeug, ſehr gut, uns ſelbſt zu unterhalten, aber für jeden Andern höchſt gleichgültig. Darum wollte ich auch nie davon reden, obgleich der Marquis mich mehr als einmal dazu aufgemuntert hat. Er iſt doch wirklich ein eigner Mann, beſonders mit ſeiner Staatskunſt und dem gewaltigen Bunde. Er muß in Kabinetten groß geworden ſeyn, ſo ſicher führt er ſeinen Senkel und ſein Richtſcheit, um den Bau der Völker nach einem vorliegenden Riſſe aufzuführen, und die Geſchichte wie einen Garten anzulegen. Es iſt nicht zum Aushalten, wenn man die Leute reden hört, als hole bei ihrem Lever die Natur ſich für ihr unendliches und unbegreifliches Wirken Verhaltungsbefehle; als dürfe kein Schnee auf den Alpen ſchmelzen, kein Sturm das Meer bewegen ohne ihr Geſehen und Genehmigt; als halte der Aetna ſeine Eingeweide ängſtlich zuſammen, um ſich in ihrer Nähe nicht ungebührlich aufzuführen. Wenn man ſieht, wie die Zeit ihr Spiel treibt mit den Rieſenanſtrengungen eines Alexanders, Cäſars, Karls des Groſſen und Ludwigs des Eiteln, und wie unſre berühmteſten Staatsmänner noch in den letzten Jahren ſich in Allem betrogen haben; wie Alles geſchehen iſt, was ſie nicht gewollt, wie nie eingetroffen, was ſie vorausgeſehen und vorausgeſagt; wie die ſchärfſten Schützen, als Pitt, Necker und Ihresgleichen ſo rein Schwarz getroffen, daß man ſich nur, wie Diogenes, vor die Scheibe ſtellen durfte, um ſicher vor dem Schuſſe zu ſeyn, dann ſollte man es doch, denke ich, müde werden, ſich dem eigenſinnigen Schickſal als Beigeordneter und Coadjutor aufzudringen.

Der Marquis will nun auch dafür ſorgen helfen, daß die Tiger keine Lämmer werfen, und die Eichen keine Aprikoſen tragen. Wenn die Menſchen ſich doch nur die Mühe nicht mehr geben wollten, das Waſſer abwärts zu leiten, wohin es ohnedies fließt! Den Gläubigen iſt gut predigen, da der Meſſias ſelbſt von den verſtockten Juden gekreuzigt wird. Wenn die Oligarchen und der Despotism zu menſchenfreundlichen Geſinnungen kommen, und großmüthig mit dem dritten Stande ihren Frieden ſchließen wollen, dann iſt das die Großmuth des alten Wolfs, der mit dem Schäfer um ein freiwilliges Opfer unterhandelt, weil er es nicht mehr gewaltthätig nehmen kann. Verſchwendet doch keine Worte, wo die That nur hilft. Redet nicht vom guten Willen und von billigen Geſinnungen, wo nur die Kraft entſcheidet! In dem, was der Menſch will oder nicht will, iſt er unzuverläſſig; aber er unterläßt beſtimmt, was er nicht kann. Mit dem Unvermögen kommt die Enthaltſamkeit von ſelbſt, und der Gefräßigkeit nur einen Zahn einſchlagen, wirkt mehr, als die eindringendſte Vorleſung über die Mäßigkeit.

Uebrigens bringt auch der Boden gewöhnlich, was er in der Jahrszeit bringen kann, im Frühling keine Frucht, im Herbſte keine Blüthen. Was vermochte Brutus mit ſeinen edlen Verſchwornen? Was ein ungeſchickter Gärtner vermöchte, der im Eiskeller Frühfrüchte ziehen wollte. Unſre Staatenführer und Diplomaten brauchten nicht halb ſo ernſthaft bei ihrem Geſchäfte auszuſehen, das, wenn es am beſten gelingt, den Erfolg hat, die Sachen gehen zu laſſen, wie ſie gehen können und wollen. Das muß ſchon ein dummer Augur ſeyn, der nicht lacht, wenn er einen Augur ſieht. Die Agenten der hohen, höchſten und allerhöchſten Höfe ziehen und führen darum den Schickſalswagen nicht, weil ſie geſchäftig um ihn ſummen und ſurren, und klappern und klatſchen. Fällt einem da nicht die Fliege ein, die im ehrlichen La Fontaine dem Poſtwagen fortzuhelfen glaubt?

> Une mouche survient, et des chevaux s'approche,
> Prétend les animer par son bourdonnement,
> Pique l'un, pique l'autre, et pense à tout moment
> Qu'elle fait aller la machine.
> S'assied sur le timon, sur le nez du cocher.
> Aussi-tôt que le char chemine,
> Et qu'elle voit les gens marcher,
> Elle s'en attribue uniquement la gloire.

Herlet deklamirte die Verſe mit ſo komiſcher Emphaſe, und drückte die emſige Geſchäftigkeit der eingebildeten Fliege mit dem beweglichen Spiele ſeiner Muskeln und Stimme ſo lebendig aus, daß man ihn unmöglich ohne Lachen ſehen und hören konnte. — Aber, lieber Freund, fiel Lindau ein, ſieht deine Lehre nicht ein wenig aus, als mache ſie alles Säen und Pflanzen entbehrlich, und lege denſelben Werth auf Tugend und Laſter, auf Talent und Unfähigkeit, auf Anſtrengung und Indolenz? Wäre denn unſer Streben und Handeln wirklich ſo ganz einerlei für die Welt und uns ſelbſt, und es käme am Ende daſſelbe dabei heraus, ob wir ehrlich oder ſchlecht, wahrhaft oder Lügner ſind? ob es der Sohn des übermüthigen Tarquinius mit einer Lukretia oder Hetäre zu thun hat? ob Regulus von Carthago nach Rom zurückgeſendet wird, oder ein Quintus Curius? Nach dir müßten die Dinge in der Welt gekommen ſeyn, wie ſie wirklich gekommen ſind, ob Aetius in den katalauniſchen Feldern den kühnen Attila geſchlagen oder nicht, und ob der große Scipio oder ein Terentius Varro die Römer bei Zama angeführt; und für Rom und die Welt wäre es ſehr gleichgültig geweſen, ob ein Titus, Trajan und Mark-Aurel auf dem Kaiſerthron geſeſſen, oder ein Tiber, Commodus und Nero, und Preußen könnte nur mit derſelben Empfindung einen Friedrich II. und einen Friedrich Wilhelm II. über ſich regieren laſſen. Glaubſt du das?

Nein, erwiederte Herlot, ſo habe ich es nicht gemeint. Im heiligen Eifer gegen dieſe Mandatarien und Geſchäftsführer des Schickſals, gegen dieſe Vicekönige und Statthalter der Vorſehung, die ſo viel Antheil an dem Regimente der Welt haben, als ihre Herren vielleicht an dem ihres eignen Landes, mag ich den Ausdruck zu ſcharf gegriffen und die Karrikatur noch übertrieben haben. Aber iſt's denn anders? Dieſe Menſchen, die ſich damit abgeben, nicht allein das Loos der Gegenwart zu beſtimmen, ſondern ihre vermundſchaftliche Sorgfalt auch über eine lange minderjährige Zukunft auszudehnen; die über den nächſten Augenblick vor ihren Füßen ſtolpern, und die Naſe in der Luft tragen, als ſähen ſie wenigſtens einigen Jahrhunderten in Herz und Nieren, dieſe Menſchen, ſage ich, die Gott ſpielen wollen, kommen ſie einem nicht wie die Affen vor, welche den Menſchen ſpielen, ſich, wie dieſer, die Haare kräuſeln und den Bart ſcheren, und ſinnlos verrichten, was bei ihnen keinen Zweck mehr hat? Plagt denn der dümmſte Teufel der Eitelkeit dieſe Leute, daß ſie durchaus ihre ſpäteſten Enkel noch glücklich machen wollen? daß ſie ihre Löſchanſtalten über einige Menſchenalter nach ihrem Tode richten, um die armen Nachkommen gegen allenfalſige Feuersgefahr zu ſichern? Lieber Gott, ſorgt doch für euch und die Eurigen, wenn ihr's vermögt! Eure Kinder werden ſo wenig nach eurer theilnehmenden Vorſicht fragen, als ihr ſelbſt nach der eurer Väter fragt.

Wer will dem Geiſte des Menſchen, ſeinen Bedürfniſſen und Wünſchen Schranken ſetzen? Und wer könnte es, wenn er auch wollte? Die Erde haben wir umſchifft; die Grenzen der Menſchheit weiß kein Menſch. Das kommende Geſchlecht tritt mit allen Anſprüchen und Rechten des gegenwärtigen auf. Was es kann, und will und ſoll, iſt ſeine Sache, nicht die unſrige. Für Freude und Schmerz bringt es ſein Gefühl, für Recht und Wahrheit ſeine Einſicht als Maßſtab mit. War es eine lächerliche, voreilige Anmaßung, der Erde ihr Caput finis terrae anzuweiſen, wie abgeſchmackt iſt gar das Beſtreben, dem Geiſte des Menſchen die Linie abzuſtecken, wie weit er gehen ſoll? Es iſt noch nicht ſehr lange, daß ein Gelehrter den Glauben, die Erde ſchwinge ſich um ihre Axe, im Gefängniſſe büßen und als eine Ketzerei abſchwören mußte. E pur si move ſagte er trotz Gefangenſchaft und Schwur. E pur si move ſagen jetzt die Kinder in der Schule. Die Bücher, welche der römiſche Stuhl, die Sorbonne und die Cenſur, zu ihrer Zeit verdammten, und die geiſtliche und weltliche Macht durch Henkers Hand verbrennen ließ, ſind als Lieblingsſchriften allgemein geworden. Wo hat ein Verbot, ein Blutgericht, ein Scheiterhaufen je eine Wahrheit oder einen Irrthum aufgehalten? Meinung und Glauben erkennen kein Geſetz, als das ſie ſich ſelbſt gegeben.

Wo aber, fragt man beſorgt, wird das unbeſonnene Geſchlecht auf ſeinem verwegenen Pfade ſtehen bleiben? Das überlaßt ihm ſelbſt, ihr Beſonnenen und zärtlich Beſorgten! Es wird nicht weiter gehen, als Kraft und Wille bei ihm reichen; aber auch ſo weit. Sagt immerhin den kommenden Geſchlechtern in eurem Teſtamente, wie ihr es in aller Ewigkeit gehalten wiſſen wollt; da ihr doch dieſe Geſchlechter zu Vollſtreckern eures letzten Willens ernennen müßt, ſo werden ſie ja thun, was ihnen räthlich ſcheint. Wenn es an dem Kriegsrath eines großen Hofs mit Recht getadelt ward, daß er ſeinen Feldherren vorſchrieb, wie und wann ſie ſchlagen, marſchiren und lagern ſollten, und ſo die eignen Heere ſchlagen ließen, weil die gelehrten Räthe in ihren Stuben nicht wiſſen konnten, wie es auf dem Schlachtfelde ſtund, ſind wir nicht ſolche Kriegsräthe, nur viel unſinniger, weil wir fodern, daß die Lebendigen einſt von den Todten für ihre Schlachten, Märſche und Läger ihre Inſtruktionen nehmen ſollen?

Wie die politiſchen Bewegungen und Erſchütterungen, die uns mit ſo grimmiger Angſt erfüllen, einmal enden? Ich weiß es: bei vollkommner Gleichheit aller Rechte und des angebornen Eigenthums im Staate. — Bürger Mercier, ſagte ich lachend, hat das Jahr genannt. Einer frommen Sekte kommt das tauſendjährige Reich, den Juden der jüdiſche Meſſias, und den friedfertigen Philoſophen St. Pierre's und Kants ewiger Friede. — Das wird ſich zeigen, erwiederte Herlot. Ein ABC-ſchütze meint, bis zum Buchſtabiren ſey doch ein gewaltiger Schritt, und gewiſſe Leute begreifen im Sommer nicht, daß man im Winter frieren kann. Wie lange iſt's, daß der Contrat social ein erzdummes Buch ſeyn mußte? Er hat ſich ſchnell ausgebildet, und iſt in kurzer Zeit zu Verſtand gekommen. Wir leiten den Blitz vom Himmel gehorſam auf die Erde. Hätte das jemand unſern verſtändigen Vätern vorausgeſagt, den würden ſie für einen Narren gehalten haben. Wenn aber das Ei des Columbus auf der Spitze ſteht, dann ſagt der Einfältigſte: Das hätte ich auch gethan. Und ſomit Gott empfohlen, meine werthen Freunde! Ich muß zu dem Marquis, um ihm für ſeine gütige Verwendung bei dem General zu danken. Vielleicht hat er ein freundliches Wort für mich. Dir, Lindau, danke ich nicht. Dir iſt jeder Dienſt, jedes großmüthige Opfer leicht. Du kannſt nicht anders. Du biſt ſo reich, daß du dich durch Geben nur erleichterſt.

Mit drei raſchen Schritten, die mehr gehüpft als gegangen wurden, war Herlot vor der Thür.

Den 23. Mai.

Geſtern hatten ſich die Freunde und Bekannten Lindaus zu einem Abſchiedsmahl bei ihm verſammelt, um den letzten Tag, wo ſie noch bei einem Heere und unter demſelben Feldherrn ſtanden, mit lauter Fröhlichkeit bei gutbeſetzter Tafel, beim Klirren der Gläſer, mit munterem Geſpräche und fröhlichem Geſang zu feiern. Es iſt eine gute Art, den Schmerz der Trennung los zu werden. Ich will es nicht tadeln, daß man die wenigen Augenblicke, wo man ſich noch angehört, der Freude und dem Genuſſe weiht. An Noth und Jammer kann es im Leben ja doch nie fehlen, am wenigſten, wenn man in ihm den theilnehmenden Freund entbehrt. Der Soldat beſonders mag jede flüchtige Freude haſchen, und was er an Genüſſen einzufordern hat, nicht ſaumſelig ſtehen laſſen, da er jeden Augenblick, der ihm der letzte ſeyn kann, geſchloſſene Rechnung haben muß. Wie Viele von denen, die geſtern noch laut und fröhlich, im Uebermuth des Jugendalters und der Geſundheit, bei Lindau verſammelt waren, werden ſich wiederſehen? Jeder ſteht auf einer geladenen Mine, die vielleicht in der nächſten Minute auffliegt, und Alle, die ſich auf ihr noch eben lebensfroh und voll Hoffnung unterhielten, in ihren Schutt begräbt. Ich billige es, daß dem Soldaten auch der Abſchiedstag ein Tag der Luſt und der rauſchenden Freude iſt. Da der Tod ihm auf der Ferſe folgt, um ihn zu nehmen, wo es ihm gefällt; da jeder Tag der letzte ſeyn kann, an dem man ſich ſieht, ſo dürfte die Trauer bey ihm nicht enden, und der Krieger wäre wirklich ein Karthäuſer, weil ſein ganzes Leben ein memento mori iſt. Ich ſehe es gern, daß ſich die kräftige, friſche Jugend mit geſundem Appetit und fröhlich zu Tiſche ſetzt, von dem ſie nicht weiß, ob ſie ihn zu Ende bringt. Die Freude, welche man ſo dem Leben mit Gefahr des Lebens abgewinnt, muß eine eigne, köſtliche Würze haben. Doch iſt ſie meine Sache nicht, ſo wenig als eine lärmende Mahlzeit zur Feier einer Trennung. So mochten wohl auch Andre denken; denn als am Abend die vornehmern Gäſte ſich verloren hatten, blieben die Vertrautern beiſammen, und ſuchten ſich, als ſeyen ſie an einem und demſelben Tiſche ſich fern geweſen.

Es war, nach einem Gewitter am Nachmittag, ein wenig friſch geworden. Der Oſtwind wehete ſtark, und ſchlug die Regenſchauer mit Gepraſſel an die Fenſter. Der ganze Himmel war ſchwarz bedeckt. In dem weiten leeren Saale, wo die Geräthe und Trümmer des Feſtes noch unordentlich durcheinander lagen, fühlte man ſich unheimlich. Gern rückten wir uns darum, in einem geheitzten Nebenzimmer, zu traulicher Berührung näher. In einem Halbkreiſe ſetzten wir uns um den Ofen; und jetzt erſt ward uns wohl. Die Unterhaltung war einſilbig und abgebrochen, und doch fühlten wir uns freier von allem Zwang. Die düſtre Stimmung der Natur ſchien ſich uns mitzutheilen, und der Gedanke an Trennung alle Gemüther zu beſchäftigen. Was muß der Menſch nicht verlieren in dieſem wechſelnden Leben, wo der Schmerz mit der Freude, die Entbehrung mit dem Genuſſe, das Bedürfniß mit der Hoffnung ernſt und freundlich Hand in Hand den Reihen führt, was muß er nicht ſchmerzlich verlieren, bis der Schmerz über ſeinen Verluſt ihm ergebne Menſchen quält? Eine ſanfte Schwermuth, die zum Theil auch eine Folge der Abſpannung ſeyn mochte, führte uns auf Betrachtungen über den Werth dieſes Daſeyns, über unſre Beſtimmung und das eitle, trügeriſche Streben, das faſt Jeden, wie ein Irrlicht, über Haiden und durch Sümpfe lockt, bis wir uns ermüdet niederlegen, um in ewigem Schlafe auszuruhen.

Die Unterhaltung, die wortkarg, aber bedeutend, die wichtigſten Gegenſtände des Lebens berührte, mehr zu denken gab, als ſich ausſprach, und mehr geahnt als verſtanden ward, fiel endlich auf den Selbſtmord und das freiwillige Opfer ſeines Daſeyns. Der Selbſtmord, ſagte Lindau, iſt das äußerſte Nothmittel gegen die äußerſte Gefahr und Noth. Ich kann es weder unbedingt rechtfertigen, noch verdammen, und finde den, der ſein Leben freiwillig endet, hier groß und ſtark, dort klein und ſchwach, aber faſt immer bedauernswürdig.

Es gehört doch Seelengröße dazu, meinte einer, ſein Leben an etwas zu ſetzen, das er alſo für größer und höher hält, als ſelbſt das Leben.

Es wird darauf ankommen, erwiederte Lindau, an was einer ſein Leben ſetzt, und wer es iſt, und welchen Werth dies Leben hat; denn Verſchiedene können daſſelbe thun, und es iſt doch höchſt verſchieden.

Dem aber, bemerkte jener, der ſeine Tage für das Höchſte hingiebt, iſt es doch wirklich das Höchſte.

Ganz recht, war Lindau's Antwort; nur kann das Höchſte kleiner Seelen ſehr erbärmlich ſeyn. Mutius Scävola geht ins feindliche Lager, ſucht Porſenna auf, der ſeinem freien Vaterlande den vertriebenen Königs verhaßte Feſſeln bringen will, entſchloſſen, für des Feindes Leben das ſeinige zu opfern. Der Räuber ſetzt es an ſeinen Raub, der Wuchrer Ehre und Freiheit an ſchändlichen Gewinn. Mancher wagt den Schandpfahl, Rad und Galgen um eine Dirne oder Erbſchaft. Warum ſtellen wir dieſe Menſchen mit dem römiſchen Heldenjüngling nicht auf eine Linie, nicht mit Pythagoras, der dem feigen Tyrannen Phalaris muthige Wahrheit ſagt? warum Ravaillac nicht neben Charlotte Corday?

Mir ſind Beiſpiele bekannt, fiel ich ein, die vielleicht die Sache noch anſchaulicher machen. Ich habe einen Mann geſehen, der an einem Hofe als Bedienter ſtund. Er hatte das Unglück, einer Kammerzofe, der er den Kaffee reichen ſollte, die volle Taſſe über ein neues Kleid zu ſchütten. Der Menſch rannte in Verzweiflung nach dem nahen Strome, und ſtürzte ſich hinein. Der Lakai that, was Cato in Utika gethan; iſt er es darum geweſen? Im Gefechte bei Speier war ich Augenzeuge, wie junge Soldaten, die zum erſtenmal ins Treffen kamen, ſich in dem Rhein erſäuften. Sie wollten, durch den gewiſſen Tod im Waſſer, dem möglichen durch die Kugeln des Feindes entgehen. Geſpenſterfurcht trieb in Köln einen Menſchen, daß er ſich aus dem dritten Stocke auf das Pflaſter ſtürzte; war er ein Curtius? So giebt es Mittel, die durch den Kontraſt mit ihrem Zwecke lächerlich werden, und den, der ſie anwendet, lächerlich machen. Das ſonſt ehrwürdige Senatus populusque vor der Verordnung eines deutſchen Reichsſtädtchens, die Straßenreinigung betreffend, klingt ſchon ſpaßig genug, iſt aber noch hoher Ernſt gegen den Tyrannenhaß jenes Studenten, der ſich durch Schillers Tell ſo begeiſtert fühlte, daß er den Einnehmer ſeines Orts, dem die Erhebung der Steuern übertragen war, als einen verruchten Landvogt niederſchoß. Aber es dürfte vor Allem eine andre Frage noch zu beantworten ſeyn, die nämlich: Darf der Menſch freiwillig ſein Leben enden?

Wir wollen die Frage einmal anders ſtellen, ſagte Lindau, weil ſie, ſo allgemein ausgeſprochen, nicht wohl auf eine allgemein gültige Weiſe beantwortet werden kann. Sie könnte auch heißen: Darf ich über mein Leben verfügen, um dem Vaterlande, der Menſchheit dadurch einen Dienſt zu leiſten? Darf ich, zum Wohl Andrer, zur Rettung meines beſſern Selbſt, hingeben, was dem Menſchen das Theuerſte iſt, für das er ſelten einen Preis zu hoch findet, das Leben nämlich? Ich dächte, man dürfte eher fragen, ob es eine edlere, großmüthigere Handlung geben könne, als die, welche ſelbſt den Tod nicht ſcheut, um zu vollbringen, was die Pflicht gebietet, was zum Beſten Andrer dient, oder meine Würde fordert?

Wenn aber, wurde bemerkt, der Menſch für ſich, und nicht für Andre, nicht für das Vaterland, die Religion oder die Menſchheit ſtirbt?

Warum, antwortete Herſot, ſollte er nicht auch für ſich dürfen, was er für Andre darf? Auf alle Dinge in der weiten Natur kann ich nur ein erworbenes Recht haben; ſie ſind nur bedingungsweiſe mein; ich muß ſie mir auf eine rechtliche Weiſe angeeignet, ſie zu meinem Gebrauche zugerichtet haben. Doch ſteht es mir frei, darüber nach Gefallen zu verfügen. Ich aber gehöre mir an, ohne alle Bedingung und uneingeſchränkt. Mein Recht auf mich iſt angeboren, mit dem Karakter der Menſchheit unauflöslich verbunden, und unveräußerbar, wie dieſer. Könnte ich dieſes Recht aufgeben, dann würde ich aus dem Kreiſe der Menſchheit treten, um mich zum Thier, zur bloßen Sache herabzuſtoßen. Wer dürfte mich nöthigen, ein Leben zu erhalten, dem ich entſagen will? Vielleicht die Geſellſchaft? der Staat? Gegen ſie habe ich nur Pflichten, wenn ich auf die Rechte, die ſie mir ſichern, Anſpruch mache; Pflicht und Recht bedingen ſich wechſelſeitig, und wo die Laſt, die ich übernehme, aus dem Vortheil folgt, den ich dafür erhalte, darf ich nur auf den Vortheil verzichten, um mich von der Laſt frei zu machen. Die Geſellſchaft iſt der Einzelnen wegen, die ſie gründen, um ſich das Leben leichter, fröhlicher und gemächlicher zu machen; die Einzelnen aber ſind nicht der Geſellſchaft wegen, die erſt durch ihren Willen werden kann. Oder ſoll vielleicht der Zweck den Mitteln dienen? Der Zweck aber iſt hier das Leben; und endet dieſes, ſo hören alle Beziehungen auf, die mit ihm zuſammenhängen, ſich auf die verſchiedenen Verhältniſſe deſſelben gründen. Mir iſt nicht unbekannt, daß ein ſehr weiſer Mann den Menſchen in dieſem Leben zu einer Schildwache macht, die ihren Poſten nicht verlaſſen darf, bis ſie abgerufen wird. Das heiße ich doch eine Rekrutenweisheit, die des Menſchen Beſtimmung zu einem Garniſonsdienſt, den Schöpfer zum Platzkommandanten, und die weltliche und geiſtliche Behörde zu ſeinen Flügeladjutanten macht! Ja wohl giebt es keine Albernheit, die ein Weiſer, oder doch ein Gelehrter nicht einmal behauptet hätte.

Wie aber, wurde eingewendet, wenn ein Menſch ſich aus Geiſtesſchwäche, aus Kränklichkeit, aus Verzweiflung das Leben nimmt!

Darum, erwiederte Lindau, wollen wir ihn nicht loben. Den Unglücklichen mögen wir bedauern, aber nicht verdammen. Verſtehen wir es nicht, den Schwachen ſtark und den Kranken geſund zu machen, und den heilenden Balſam der Hoffnung und des Vertrauens in die wunde Bruſt zu gießen, die Verzweiflung zerreißt, dann dürfen wir auch die vergeblichen Worte ſparen.

Die verſtändige, nüchterne, kerngeſunde Welt, fiel ich ein, iſt ſchnell mit ihrem Urtheil gegen die fertig, welche ſich nicht ſo wohl befinden. Werther heißt ihr ein Raſender, Beaurepaire ein Narr, Arria eine

Verrückte. Geſetzt aber, ſie hätte recht, was kann das helfen, verſteht ſie nicht die Kunſt, die Narren geſcheidt, die Raſenden ruhig und beſonnen zu machen, und die Verrückten in das gewohnte Geleiſe der menſchlichen Anſicht zurückzuführen? Beſitzt ſie aber dieſe Kunſt, dann übe ſie dieſelbe an den Unglücklichen, als Chriſten- und Menſchenpflicht, und das Uebel iſt gehoben. Der Thor! rufen Andre aus; er legt Hand an ſich, an das ſchöne Leben! und warum? weil ihm eine Hoffnung fehlgeſchlagen iſt; weil er eine Stelle nicht erhalten konnte; weil ein Mädchen ihn verlaſſen hat. Wie einfältig! Hätte er ſein Glück nicht anderswo verſuchen und machen können? Giebt es nicht tauſend Mädchen, die ihn für das Eine tauſendfach entſchädigt hätten? Ja wohl; aber was iſt mit den Verrückten anzufangen? Der Kranke, der an der Gelbſucht leidet, ſieht die ſchönſten Farben gelb. Der Thor! Der Höckerige ſchleppt keuchend ſeinen Höcker nach. Wie närriſch! Ich frage euch, ob der bei Sinnen iſt, dem die Erde als ein Jammerthal erſcheint, auf der es doch Muſik und Tanz, und Wein und Weiber giebt? Es iſt unbegreiflich. Aber ſo iſt es, ſo war es, ſo wird es wahrſcheinlich auch in Zukunft ſeyn. Man muß es anders machen, wenn man es anders haben will; und geht das nicht, dann bleibt es beim Alten. Freilich möchte mit der Neuerung auch nicht jedem gedient ſeyn. Es dürfte Viele geben, welche die Hülfe der Hülfreichen, und den Verſtand der Verſtändigen gern entbehren. Auch die Kröpfigen, die den Kropfloſen ſo menſchenfreundlich bedauerten, daß die Natur ihm ſtiefmütterlich die Zierde des Halſes verſagt hatte, meinte es recht gut.

Lindau fuhr fort: Was kann übrigens der Unglückliche, der ſich ſelbſt nichts mehr iſt, dem das Leben eine unerträgliche Laſt geworden, den Menſchen, der Geſellſchaft, Verwandten und Freunden ſeyn? Welche Anſprüche dürfen Andre an den machen, der alle Anſprüche an ſie aufgegeben hat? Gläubiger, gegen die der Schuldner poſitive Pflichten, und nur Pflichten hat, ſind befriedigt, überläßt er ihnen treu und ehrlich ſein Vermögen. Was kann die Geſellſchaft, mit welcher der Bürger nur im Wechſelverhältniſſe von Rechten und Pflichten ſteht, von dieſem verlangen, entſagt er Allem, ſelbſt dem Leben? Ich glaube allerdings, daß der Selbſtmord, in den meiſten Fällen, ein Beweis von Schwäche iſt. Nicht die Bürde iſt zu ſchwer, nicht die Gefahr zu groß, ſondern der Menſch zu ſchwach, jene zu tragen, und zu verzagt, dieſer Trotz zu bieten. Selbſt Cato's rühmlicher Tod, wie der des Brutus und Caſſius war übereilt. Bei einem längern Leben konnten ſie gewinnen, was ihnen unwiderbringlich verloren ſchien. Ein friſcher Sinn, und heiterer Muth, und ein klarer Blick ins Leben bewahren darum auch am ſicherſten vor der Verſuchung, Hand an ſich zu legen. Wer das wechſelnde Spiel des Schickſals kennt, die launiſche Veränderlichkeit des Glücks, das bald nimmt, bald giebt, um dort wieder zu geben, und hier zu nehmen; das zerſtört um aufzubauen, und baut um zu zerſtören; das den Muth verläßt, um die Feigheit mit glücklichem Erfolg zu krönen, die Tugend ächtet, das Verdienſt verhöhnt, dem Laſter günſtig iſt und die Mittelmäßigkeit erhebt, der, iſt er anders ein Mann, ſpielt mit dem Glücke, das ſonſt mit den Menſchen zu ſpielen pflegt. Wie unſre Welt beſchaffen iſt, geht nur die Sonne unter, um wieder aufzugehen. Es wechſeln Nacht und Tag, und die Jahreszeiten, und was ſie bringen. Der Menſch ſucht nur auf dem ſchaukelnden Bote, das ihn über die Wogen des Lebens trägt, aufrecht zu ſtehen, und ſich feſt und treu in der wandelbaren und treuloſen Umgebung zu bewahren. Doch läugne ich nicht, daß es auch Fälle geben mag, wo der Mann das Daſeyn nicht erträgt, nicht ertragen darf; wo er freiwillig ſtirbt, weil er mit Ehren nicht mehr leben kann, da nämlich, wo das phyſiſche Leben nur auf Koſten des moraliſchen erhalten wird. Ich theile die Meinung eines großen Schriftſtellers und edeln Mannes, der ſagt: Gewiß iſt, daß die Menſchen nicht mehr ſo frei, ſo muthig, und zu großen Unternehmungen ſo aufgelegt ſind, als ſie es früher waren, da man durch jene Gewalt, die man über ſich ſelbſt gewann, mit jedem Augenblick jeder andern Gewalt entgehen konnte *).

---

*) Montesquieu in ſeinen Considérations sur les causes etc.

Ich erinnere mich aus meiner früheſten Jugend einer Fabel, die ſich auf den Gegenſtand, der uns beſchäftigt, beziehen läßt, und einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht hat. Sie iſt nicht lang, ich will ſie euch erzählen: »Den Fürſten des Waldes, einen ſtolzen, kühnen Löwen, traf die Kugel eines hinter einem Baume lauernden Jägers; denn boshafte Liſt ſiegt leicht über gutmüthige Stärke. Mit Mühe ſchleppte ſich der Verwundete nach dem dichten Gebüſche eines nahen Thales, welches ein kühler Bach durchrauſchte. Hier ſtillte er den glühenden Durſt, der ihn verzehrte, und verbarg ſeinen Unfall, ſeinen Schmerz und ſich in dem Schatten einer von der Natur gewölbten Laube. Da, ſprach der Kranke ſeufzend, will ich unbemerkt und fern von der läſtigen Geſchwätzigkeit einer geheuchelten Theilnahme meine Geneſung oder meinen Tod erwarten. Möge ſich mein Schickſal ſchnell entſcheiden! — Sein letzter Wunſch ward nicht erfüllt. Eine Dohle hatte früher ſchon den lauernden Jäger bemerkt, wie er ſich blutdürſtig und feig in den Zweigen eines Baumes verſteckte, und war Zeuge geweſen von dem Unfalle des Löwen. Von Zweig zu Zweig folgte die Neugierige jedem ſeiner Schritte, bis ſie ihn ruhen ſah in dem Dunkel des Gebüſches, und ſeine Bitte um ſchnelle Entſcheidung ſeines Looſes hörte. Der nahe Tod eines Fürſten iſt ein wichtiges Ereigniß, und die Bewahrung eines ſolchen Geheimniſſes in der verſchloſſenen Bruſt eine Bürde, die auch der ſtärkere Menſch nur mit Mühe trägt. Die Redſelige trug die Kunde von dem Zuſtande und verborgenen Aufenthalt des Löwen mit ſolcher Schnelligkeit von Nachbarin zu Nachbarin, daß der tauſendzüngige Ruf, in weniger als einer halben Stunde, die Sache in tauſend verſchiedenen Geſtalten durch den ganzen Wald verbreitet hatte. Aus allen Gegenden ſtrömten nun die Thiere, von Neugierde, Furcht, Hoffnung, Liebe oder Haß getrieben, nach dem Krankenlager des Monarchen; keines wollte in einem ſo wichtigen Momente fehlen. Der Zuſtand des Löwen war bedenklich, und ward es immer mehr, das bewies die ſteigende Kälte der Höflinge und Vaſallen. Mit Trotz und Hohn ſah mancher alte Schmeichler, der vor dem Starken voll Demuth im Staube gekrochen war, auf den Entkräfteten herab. Nur die Gewalt iſt eine Gebieterin ſtets der Folgſamkeit gewiß, und der Fall des Mächtigen dem Schwachen ein erfreuliches Schauſpiel. Was hatten ſie von dem Halbtodten zu fürchten oder zu hoffen?

»Der Affe unterſuchte des Monarchen Wunde. Ich glaube, ſprach das kluge Thier, Ihr Leben nicht in Gefahr. Eine Lähmung dürfte die wahrſcheinliche Folge des höchſt bedenklichen Falles ſeyn. — Der Löwe richtete bei dieſen Worten ſeinen Blick voll Sehnſucht nach dem Himmel und den waldigen Gebirgen. —

»Eine Lähmung, fuhr der Affe fort, ſtört Ew. Maj. indeſſen keineswegs in dem fröhlichen Genuſſe des Lebens.

Was Ihre Tafel fodert, trägt das weite Reich zuſammen; und jeder Unterthan wird dem Fürſten freudig bringen, was ihm die Pflicht gebietet. Sie ſchwelgen ruhig in leicht erworbenem Ueberfluſſe. Keine Anſtrengung, keine Sorge ſtöret ein behagliches Daſeyn, einzig der Freude und dem ſüßen Genuſſe geweiht. Ich und meine Brüder, die Sie reichlich von den Broſamen Ihrer Tafel nähren, verkürzen Ihnen die Zeit nach Kräften. Unſre Sprünge und Einfälle ſollen Sie beluſtigen; und ich müßte wahrhaftig ſehr unwiſſend ſeyn, täuſchte ich mich in der Ueberzeugung, mit dem Tage erſt beginne Ihr Glück, wo Sie das Unglück hatten, auf eine meuchelmörderiſche Art verwundet zu werden. Glücklich iſt doch nur, wer mit keinem Bedürfniſſe zu kämpfen hat, und das leichte Leben in ſorgenloſer Ruhe vertändelt.

»Du ſprichſt, unterbrach ihn der Löwe, wie ein — Affe, und du haſt Recht.

»Ew. Majeſtät, nahete ſich nun der Eſel in Demuth, können mit dem verehrten Redner, der vor mir ſprach, unmöglich gleiche Meynung haben. Zu groß, um ein ſorgloſes Leben zu vertändeln, werden Sie es edler gebrauchen. Sollen die getreuen Unterthanen für Ew. Majeſtät Tafel ſorgen, dann dürfte man wohl nicht immer auf den regelmäßigen Eingang der Steuern zählen können. Ein guter Unterthan giebt, — giebt willig, was er — muß; aber der ſoll, im Falle einer bejammernswürdigen

Zähmung, für die Hauskatze — dieſes Müſſen ſorgen? Indeſſen, Sir, halte ich Ihr Loos für nichts weniger als beklagenswerth. Reich iſt, wer hat, was das Leben fodert; und wer ihm ein künſtliches Bedürfniß verſagen lernt, iſt wenigſtens eben ſo vermögend, als der die Mittel es zu befriedigen beſitzt. Eine frugale Mahlzeit, eine unblutige Koſt, von Wenigen begehrt, und darum von Wenigen beſtritten; eine Koſt, die Sie nicht erkämpfen oder mit großen Anſtrengungen erwerben müſſen, gewährt Ihnen, was die Erhaltung dieſes Daſeyns fodert. Lebe ich doch, — möge Ihnen, Sir, die Zuſammenſtellung nicht mißfallen! — mit den Meinigen lange Tage von magern Diſteln; und doch ſind wir mit unſerm Stande zufrieden und befinden uns vortrefflich, laſſen uns nur die übrigen Thiere und der Menſch in Frieden. Das Glück, — wer kennt nicht die alte Wahrheit? — finden wir in uns, nicht in der Außenwelt. Die Klügſten haben es geſagt, das dolce e divino far niente mache die Seligkeit des Lebens. Jeder Stand hat ſeine Plage; aber wer am höchſten ſteht, ſteht weder am beſten noch am ſicherſten. — Da fuhr ein ſchnaubender Tiger rauſchend aus dem nahen Gebüſche einer fliehenden jungen Löwin nach. Das erlöſchende Auge des Kranken entzündete ein blitzendes Feuer; raſch richtete er ſich auf, und — ſank kraftlos nieder. — Auch du, Eſel, haſt Recht, ſprach der Löwe. — O, laß es ſchnell enden, ſeufzte er mit einem bittenden Blicke gegen den Himmel; ich habe aufgehört zu ſeyn! Sein ſterbendes Auge erhob ſich noch einmal gegen die waldigen Gebirge, durch die der Sturm rauſchte, und er verſchied.«

Den 27. Mai.

Frei fühle ich mich in der freien Natur. Schon den vierten Tag treibe ich mich ohne beſtimmten Plan und Zweck umher, wie die Biene von Blume zu Blume fliegend, um den Honig der Freude aus ihr zu ſaugen. Den Menſchen kann doch nur glücklich machen, was ſein Gemüth freundlich berührt, was die Gefühle ſeines Herzens anſpricht mit verwandten Tönen, die in ſeinem Innern wiederklingen. Wie nahe liegen ihm die ſchönen Güter dieſes Lebens, die er, von eitlem Wahn oder toller Leidenſchaft getrieben, in weiter Ferne ſucht! Was kann er mit allen Anſtrengungen des Lebens köſtlicheres gewinnen, als die treue Liebe eines geliebten Weibes, einen fröhlichen Kreis von Kindern, die durch die Liebe, die ſie empfangen, eben ſo ſehr beglücken, als durch die, welche ſie geben? wenn ich gedeihen ſehe unter meinen Augen, was ich gepflanzt; wenn der Baum, den ich gezogen, aufwächſt, als ein lebendiges Denkmal eines glücklichen Tages, eines Familienfeſtes, eines freudigen Ereigniſſes; wenn Alles, was mich umgiebt, in freundlicher Berührung mit mir ſteht, meine Sorgfalt in Anſpruch nimmt, und wieder beſorgt um mich mein Wohl zum eignen Wohle macht; wenn in der Pflanze, die ich geſetzt, in dem Thier, das ich gezogen, mich eine neue Neigung, eine neue Hoffnung an die Erde feſſelt, und das Leben, ſogar durch vermehrte Beſorgniß, friſchen Reiz erlangt. Ja, glücklich iſt, wem in verborgener Mittelmäßigkeit ein kleines Gut zu Theil geworden, von deſſen Ertrag er mit Fleiß und Sparſamkeit ſorgenfrei leben kann. Unbemerkt und unbeneidet genießt er die Gaben der Natur, mit denen dieſe nur ihre Lieblinge beſchenkt: Geſundheit und Lebensfreude, Gewiſſensruhe und belohntem Fleiß.

Seit Jahren iſt mir nicht ſo wohl geweſen, wie dieſe Tage, wo ich den freundlichen Einklang der Außenwelt mit meiner innern wiedergefunden habe. Was mich ſonſt umgiebt, ſtößt mich feindlich ab: dieſe Heereszüge, Schlachten und Gefechte, dieſes wandernde Leben des Soldaten ohne Beſitz und Neigung, der nichts und alles ſein nennt, wo eines das andre flüchtig drängt und ablöſt, und mit jedem Marſche ein neues Daſeyn anfängt; dieſe trockne, öde Staatsweisheit, die unſerm Streben weder Zweck noch Mittelpunkt, weder Werth noch Einheit giebt, die ohne Grund und Boden in das Weite baut, den Menſchen mit dem leeren Dünkel füllt, er ſey berufen eine Welt beſſer zu geſtalten, da er ſich ſelbſt und ſeine nächſte Umgebung nicht erträglich zu geſtalten weiß, er ſey beſtimmt, ein Vater des Vaterlands zu werden, er, der den Seingen nicht einmal Vater iſt. Es war mir immer ein widerliches Schauſpiel, dieſes ſchmutzige Treiben des plumpen Eigennutzes, dies tolle Wüthen der entfeſſelten Leidenſchaft, das Raſen der Unvernunft und die freche Anmaßung der Selbſtſucht, die ſich mit dem würdigen Namen des öffentlichen Wohls, der Freiheit des Volks und der Veredlung des Menſchengeſchlechts zu ſchmücken ſuchen.

Den erſten Tag war ich bis Koblenz gekommen, wo ich mit der Geſellſchaft zuſammentraf, die den Rhein aufwärts zu gehen entſchloſſen war. Ich kannte die Wenigſten, ward aber mit den fröhlichen, guten Menſchen ſchnell bekannt. Es iſt ein lebensluſtiges Volk am Rhein, das die Gabe des freudebringenden Lyäus nicht verſchmäht. Die ganze Reiſe, zu Waſſer und zu Land, war ein Triumphzug der Fröhlichkeit und Luſt.

Es iſt mir ſchwer geworden, mich von dem ſchönen fröhlichen Lande am Rhein zu trennen, mit ſo ſtarken Banden hat es mich angezogen und feſtgehalten; und ich mußte, noch ſchlimmer daran als Ulyſſes, Auge und Ohr zugleich verſchließen, um den Sirenenkünſten, die verführeriſch lockten, zu widerſtehen. Der Gedanke, daß der Tag gekommen ſey, wo ich mit Lindau, unſrer Verabredung gemäß, in Frankfurt zuſammentreffen ſollte, konnte mich allein beſtimmen, dem Paradieſe zu entſagen. Es iſt ein gar herrliches Land an dem herrlichen Strome, und die Menſchen in ihm ſind ſo fröhlichen Muthes, ſo heitern

Sinnes, daß ſie und die Natur nur Feſttage zu kennen ſcheinen. Was ſich ſonſt erſchwerend an das Leben hängt, daß man es als eine läſtige Bürde mühſam nachzuſchleppen genöthigt iſt, gleicht hier dem Ballaſte, den man aufnimmt, daß auf den beweglichen Wellen das leichte Schiff nicht zu unſtät ſchaukelt.

* * *

In Frankfurt habe ich nicht nur meinen Freund, ſondern auch Nanteville und Herlot gefunden. Jener war ſchon früher entſchloſſen geweſen, über München und Wien nach Italien zu gehen. Dieſer folgte Lindau, um die Reiſe, ſo weit als möglich, gemeinſchaftlich mit ihm zu machen, und ſich dann nach Paris zu begeben. Die Dinge veränderten ſich aber ſchon die erſten Tage meines Aufenthalts in Frankfurt ſo, daß niemand wiſſen kann, was von allen Anſchlägen und Entwürfen, die ſo weislich berathen und ſo feſt beſchloſſen worden, am Ende bleiben wird.

Lindau hatte mit mir verabredet, daß, wer von uns beiden zuerſt eine günſtige Gelegenheit finden würde, mit Nanteville zum Vortheil Herlots zu ſprechen, es thun ſolle.

Bei dem armen Jungen war die Liebe, die man Anfangs für eine flüchtige Neigung halten konnte, zur Leidenſchaft geworden. Was er that und wollte, hing mit dieſem Gegenſtande, der ihn einzig beherrſchte, eng zuſammen. Selbſt zur Begleitung Lindau's hatte er ſich erſt entſchloſſen, als er vernahm, daß Nanteville ebenfalls die

Gegend verlaſſen würde. Der ſonſt entſchiedene, unbiegſame Menſch war ungleich und wandelbar geworden. Der Marquis ſchien, beſonders in der ſpätern Zeit, Herlot nicht abgeneigt, und es kam vielleicht nur auf einen Verſuch in einer günſtigen Stunde an, um die Angelegenheit, zu beiderſeitigem Vergnügen, zur Entſcheidung zu führen. Wenigſtens wollten wir das Mögliche verſuchen.

Mir bot ſich zuerſt die Gelegenheit dar, die ich immer mehr vermied als ſuchte, gewiß, daß Lindau die Sache mit mehr Erfolg betreiben würde. Nanteville ſelbſt aber leitete das Geſpräch auf Herlot, den er vielleicht durch mich näher kennen zu lernen hoffte, weil er glaubte, ich ſey dem wilden Republikaner nicht beſonders gut. Indeſſen galt es hier das Glück eines Menſchen, und wie wir auch über die öffentlichen Angelegenheiten, und beſonders über die Ereigniſſe der ſpätern Zeit denken mochten, Herlot kannte ich als einen jungen Mann von Kopf, der an ſeinem politiſchen Glauben hielt, aber unter allen Verhältniſſen des Lebens Beweiſe von ſtrenger Rechtlichkeit gegeben hatte. Ich ſprach alſo Nanteville mit aufrichtiger Wärme von Herlots Vorzügen und von ſeiner Leidenſchaft, und äußerte den Wunſch, den Jüngling, den Lindau ſchätze, und dem ja er ſelbſt — nämlich Nanteville — gewogen ſcheine, glücklich zu ſehen.

Für dieſen Fall, antwortete der Marquis ernſt, hofſen Sie nichts; denn ich darf ſelbſt nichts hoffen. Es iſt hier nicht die Frage, ob ich eine Verbindung mit Herlet gern ſehe, oder nicht, weil davon nicht die Rede ſeyn könnte, wenn ich ſie auch wünſchte. An Ihrem Urtheil über mich iſt mir zu viel gelegen, als daß ich es gleichgültig ertragen könnte, wenn Sie glaubten, ich handelte nach Launen, oder ließe mich durch Rückſichten des Vermögens und der Geburt beſtimmen. Ich würde mich als Vater glücklich ſchätzen, ſähe ich meine Tochter glücklich als Gattin. Dieſen Wunſch habe ich ſchon oft und warm, aber vergebens ausgeſprochen. Ich kann ſie nicht beſtimmen, einem würdigen Manne, deren mehrere um ſie geworben, ihre Hand zu geben. Das höchſte Gut, das mir noch auf Erden werden kann, das ich über alle Güter dieſes Lebens ſetze, und ſeit Jahren vom Himmel mir erflehe, iſt das, ein glücklicher Vater zu ſeyn. Ich bin es nicht. Meine Tochter iſt in dem Alter, wo ſich alle Blüthen entwickelt haben. Wenige Jahre ſpäter, und eine unerſetzliche Jugend iſt verloren. Sie werden es kaum begreifen, vielleicht kaum glauben, wenn ich Ihnen ſage, auf was ſich der Entſchluß des Mädchens gründet, von dem ich ſie vergebens abzubringen ſuche. Ich ſchäme mich faſt zu erzählen, wie die ſonderbare Grille entſtanden iſt, und ſich in dem jungen Gemüthe befeſtigt hat. Indeſſen iſt es nöthig, daß Sie wiſſen, wie die Sachen ſtehen.

Daß ich ſeit langer Zeit, durch Umſtände beſtimmt, die nicht hierher gehören, die Welt durchziehe, iſt Ihnen bekannt. Vor beinahe zwei Jahren erhielt ich in Boſton einen Brief von dem jüngſten Bruder meines Vaters, der mein Vermögen in Frankreich zu verwalten, und, in meiner Abweſenheit, für meine Kinder zu ſorgen hatte. Er ſchrieb mir, meine Tochter, die ihn Vater nannte, und auch wie einen Vater liebte, habe eine Neigung zu einem Offizier gefaßt, der bei dem republikaniſchen Heere diene. Von dem Jüngling wußte er mir viel Gutes zu erzählen, obgleich er ihm von geringer Abkunft und unvermögend ſchien. Das günſtige Zeugniß des Oheims, der einen großen Werth auf Geburt und Reichthum legte, und der königlichen Sache ſehr ergeben war, konnte als unverdächtig gelten. Der junge Mann mußte ganz beſondre Verdienſte haben, von dem in ſolchen Ausdrücken, wie ſie der Brief enthielt, geſprochen ward. Wenigſtens hatte er große Verdienſte um die Meinigen. Bei einer Plünderung des Hauſes, wo mehr als Vermögen auf dem Spiele ſtand, war er edelmüthig genug geweſen, mit Gefahr des eignen Lebens das der Meinigen zu beſchützen. Sie wiſſen, daß in keiner Gegend der Krieg mit größrer Erbitterung geführt worden iſt, in keiner mit ſchrecklicherer Gewaltthat und Grauſamkeit verbunden war, als der Bürgerkrieg an der Loire. Dort aber hatte ich meine Güter. Der Offizier rettete, in einem Aufſtande gegen den Adel, der die königliche Sache zu begünſtigen im Verdachte ſtund, mit Entſchloſſenheit und Aufopferung ſeiner ſelbſt die Meinigen. Die Menge raſete, daß ſie an der Plünderung verhindert ward, und die Soldaten, welche der Freiheit zu dienen glaubten, oder auch nach Beute lüſtern waren, ſchloſſen ſich dem Pöbel an. Es gehörte viel Muth dazu, ſich dem wüthigen Volke zu widerſetzen, noch mehr vielleicht, den Verdacht auf ſich zu nehmen, als lehne man ſich, durch Vertheidigung verdächtiger Edelleute, gegen die Sache der Freiheit auf. Der edle Menſch that es, ward im Gedränge von einer unbekannten Hand verwundet, daß er ohne Beſinnung zu Boden fiel. Die ſchändliche That endete das ruchloſe Beginnen. Bei dem Falle des verehrten Offiziers zerſtreute ſich die Menge, die mit den Soldaten, welche Reue und Schaam erfüllte, die Flucht ergriff. Den großmüthigen Retter der Meinigen hatten dieſe in das Haus gebracht. Im Anfang verzweifelte man an der Erhaltung ſeines Lebens; doch genas er, und ihm ward die Liebe meiner Tochter.

Ich hielt die Neigung für das, was ſie gewöhnlich iſt, und dachte, der ſchnelle Eindruck würde ſchnell erlöſchen. Das war auch die Meinung des Oheims, der dem jungen Manne gern mit Allem, nur nicht mit der Hand des Mädchens vergolten hätte. Da der Offizier bald nach ſeiner Geneſung zu einer andern Beſtimmung abgerufen ward, ſo ſchien das Verhältniß ſchon auf dieſe Weiſe abgebrochen. Dem beſtimmt ausgeſprochenen Willen meiner Tochter hätte ich ohne Zweifel nachgegeben, weil ich ihm keinen beſtimmten Willen entgegenzuſetzen hatte, ſondern nur eine gewiſſe Abneigung gegen die Partei, welcher der Geliebte anzugehören ſchien. Ausnahmen von der Regel mußte ich allerdings gelten laſſen; aber das Mißtrauen, das durch die Regel begründet war, konnte nur die Bekanntſchaft mit dem Manne ſelbſt, der eine Ausnahme davon machen ſollte, oder die beſtimmte Erklärung des Mädchens überwinden. Meiner Unentſchiedenheit kam die Zeit zu Hülfe, die uns gar oft aus der Verlegenheit zieht, dem Unentſchloſſenen einen Entſchluß erſpart, indem ſie ſelbſt entſcheidet, und für den Aengſtlichen die Verantwortlichkeit übernimmt. Man hat ſchwache Augenblicke, in denen man Andre gern alles thun läßt, kommt man nur nicht in den Fall, es ſelbſt thun zu müſſen. Bei ſchwachen Menſchen beſteht das ganze Leben aus ſolchen Augenblicken.

Der Oheim ſtarb, der meiner Tochter Vater geweſen war. Vor ſeinem Tode hatte er ſie über dies Verhältniß aufgeklärt, und mit ihren Hoffnungen, Wünſchen und Anſprüchen in Zukunft an mich, als ihren wirklichen Vater verwieſen. Sie mußte ihren Wohnort wechſeln, um zu meinem Bruder zu ziehen, der gegenwärtig auf der Reiſe, wo ſie Herlot ſah, ihr Begleiter iſt. Ich ſchrieb ihr zugleich, daß ich die Wahl, die ſie in ihrem Wohlthäter, dem jungen Offizier, getroffen, in mancher Hinſicht nicht paſſend fände. Sie entſagte darauf auch dem Geliebten, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, man werde ſie nie beſtimmen, einem Andern ihre Hand zu geben; dem Willen des Vaters habe ſie gefolgt, jetzt dürfe ſie auch dem ihrigen folgen. Ich kannte ſie zu wenig, um zu wiſſen, in wie weit ſie fähig ſey, Wort zu halten. Die Erfahrung hat mir gezeigt, daß ihr Entſchluß von zwei Jahren noch heute derſelbe iſt. Von dem Offizier konnte ich, aller Nachforſchung ungeachtet, nichts erfahren. Die Liebenden hatten, nach ihrer Trennung, noch einige Briefe gewechſelt; aber die Mittelsperſon, der die Beſorgung derſelben übertragen war, ſtarb einige Zeit nach der Abreiſe meiner Tochter von der Loire. Der Offizier, erfuhr ich ſpäter, habe ſich die Unzufriedenheit der Regierung zugezogen, und ſey aus dem Dienſte getreten. An Nachforſchungen aller Art habe ich es nicht fehlen laſſen, um dieſem quälenden Zuſtande der Ungewißheit ein Ende zu machen; aber meine Mühe blieb unbelohnt. So ſtehen denn die Sachen noch bis auf dieſen Tag, und ich mag den fruchtloſen Verſuch, meine Tochter zu einem andern Entſchluſſe zu beſtimmen, nicht wiederholen.

Während Nanteville's Erzählung mußte ich mich vor freudiger Ueberraſchung kaum zu faſſen. Mehr als einmal war ich im Begriffe, ihn mit dem Namen des mir wohlbekannten Geliebten ſeiner Tochter zu unterbrechen; aber ich hatte nicht meine Sache, ſondern die eines Andern zu führen, und mußte behutſam ſeyn. Ihre Tochter, ſprach ich mit erzwungener Ruhe, heißt Emilie.

»So heißt ſie,« war die Antwort; »habe ich ſie genannt?«

— Das eben nicht; doch kenne ich ſie.

»So! und auf welche Weiſe lernten Sie meine Tochter kennen?«

— Durch ihren Geliebten.

»Wie!« rief Nanteville haſtig. »O ſcherzen Sie nicht! Hier wäre auch der unſchuldigſte Scherz grauſam und beleidigend.«

— Das fühle ich wohl ſelbſt, ohne Vater zu ſeyn, erwiederte ich mit Ruhe. — Das aber ertrug der Marquis nicht länger. Reden Sie doch! bat er. Macht es Ihnen Freude, mich auf der Folter zu ſehen? Sprechen Sie! Ich zittere vor Freude, und zittere vor Furcht. Gütiger Himmel, nur diesmal ſey barmherzig! Wer iſt der Mann?

— Lindau iſt's, ſprach ich.

»Lindau!« wiederholte Nanteville, und Thränen glänzten in ſeinen Augen. »Lindau! — Gott ſey Dank! — Eine Zentnerlaſt iſt von meiner Bruſt gehoben. Bei dem, der dies gethan, ſteht es ja, auch die andre hinwegzunehmen. Lindau, ſagt man, ſey ohne Vermögen und Geburt; aber darum iſt er nicht weniger der Reichſten und Edelſten einer. Wiſſen Sie aber auch, fiel er, ſich einen Augenblick beſinnend, ein, ob er noch derſelbe iſt?

— Er hat ſeine Geſinnungen ſo wenig als Emilie geändert; das weiß ich. Um ganz glücklich zu ſeyn, fehlt ihm nur die Geliebte.

Nanteville war in der heftigſten Bewegung. Bald faßte er meine Hand und drückte ſie an ſeine Bruſt, bald ſah er mit Thränen im Auge gegen den Himmel. Hätte ich den Mann nicht geachtet, ich würde ihn im Vater haben achten lernen. Daß ſie doch hier wäre, die glückliche Emilie! ſagte er; vor wenigen Tagen erſt iſt ſie nach München abgereiſt, wo ſie mich nun erwartet. Wie ſie ſich freuen wird! Aber was thun wir noch hier? Schnell zu Lindau, und dann ſogleich nach München! Kommen Sie doch! Was zögern Sie? — Ich hatte Mühe, dem Ungeduldigen begreiflich zu machen, daß man Lindau vorbereiten müſſe. Endlich ward das zugegeben, und ich übernahm es. Dieſer Tag war der glücklichſte meines Lebens; denn ich habe einen guten Menſchen ganz glücklich geſehen. Lindau war bis in ſein Innerſtes aufgelöſt. Er lächelte mich an, und weinte. Seine Stimme zitterte, und ſeine Lippen bewegten ſich, als bete er. Von allem, was um uns vorging, ſchien er nichts zu wiſſen. Auf keine Frage hatte er eine rechte Antwort, und was man ihm zu thun vorſchlug, that er, wie ein Kind, ſo fromm und willig, doch ohne Antheil daran zu nehmen.

Den 2. Juni.

Herlot raſet. Lindau ſelbſt hat ihm umſtändlich erzählt, wie er die Geliebte kennen gelernt, verloren und wiedergefunden, den ſchmerzlichen Abſchied, die Leiden einer langen Trennung, die Entſagung Emiliens, die er nicht überleben zu können geglaubt, die Hoffnung, die er noch immer im Stillen genährt, und die nun auf eine ſo wunderbare Weiſe in Erfüllung gegangen ſey. Er ſagte ihm, wie das freundſchaftliche Bemühen, den Marquis zu beſtimmen, ihm — Herlot — ſeine Tochter zu geben, zu der Auflöſung des lange verſchlungenen Knotens geführt habe. Er ſuchte ihn zu tröſten und zu beruhigen, und zeigte ihm, wie er Alles gethan, was theilnehmende Freundſchaft nur zu thun vermöge. Er ſtellte ihm vor, daß, wie die Sache ſich nun gewendet und geſtaltet hätte, er eine hoffnungsloſe Leidenſchaft bekämpfen, und als ein Mann ſich beherrſchen müſſe. Lindau war mit Herlot äußerſt zart und ſchonend, weil er an dem Zuſtande des Freundes warmen Antheil nahm, wohl wiſſend, welche Rückſichten er verdiene. Aber Alles vergebens. Herlot glühete vor wildem Zorne. Ja, rief er, ich will ein Mann ſeyn, nur nicht in eurem Sinne. Ihr ſollt erfahren, daß ich's bin.

Dieſen Morgen kam er wieder ziemlich früh zu Lindau, mit dunkeln rollenden Augen und entſtelltem Geſichte, auf dem die Wuth der Leidenſchaft und die ſchlaflos zugebrachte Nacht zu erkennen waren. Glaubſt du denn wirklich, ſagte er mit dumpfer Stimme, ich ſey ſo dumm und blind, daß ich euer Mährchen glaube und den Betrug nicht ſehe? Ihr ſpielt ein ſchlechtes Spiel, und ſpielt es ungeſchickt, darum werdet ihr es auch verlieren. Um einen Vorwand zu gewinnen, mich abzuweiſen, weil ich dem übermüthigen Ariſtokraten nicht edel genug geboren bin, muß ein alter Liebhaber mit früheren Anſprüchen auftreten. Und Lindau, wer ſollte es glauben? der ehrliche Lindau übernimmt die Rolle in der ſchlechten Poſſe.

Ich vergebe deinem Schmerze jede Kränkung und Beleidigung, erwiederte Lindau. Aehnliches habe ich gelitten, und begreife darum, wie du leideſt. Stünde es bei mir, mit großem Opfer dein Glück zu erkaufen, ich würde das Opfer willig bringen. Wie ich aber in meiner Lage anders handeln könne, als ich handle, begreife ich nicht. Uebrigens mag ich nicht läugnen, daß ich dich für männlicher gehalten hätte.

Verruchte Heuchelei! ſchrie Herlot. Seht mir die fromme Miene! hört die gleisneriſche Rede! Zu dieſer falſchen Ruhe und Sanftmuth kann es doch nur die vollendete Verſtellung, die höchſte Schlechtigkeit bringen. Beleidigte, verrathene Freundſchaft erwache in deinem ganzen Grimme, und bewaffne dich mit deiner ganzen furchtbaren

Rache! Wer ſollte glauben, daß die Lüge es verſteht, die Wahrheit ſo täuſchend nachzuprägen?

Herlot! rief Lindau im Innern aufgeregt. Dies Wort nicht zum zweitenmal! Du verſtehſt mich.

Ja, ich verſtehe dich; erwiederte Herlot. Mit zwei Kugeln iſt die Sache abgethan; aber dich mag ich nicht, jetzt noch nicht. Du biſt nur Werkzeug. Ihr ſollt mir Rede ſtehen, Alle, einer nach dem andern. An dich iſt die Reihe noch nicht gekommen. Gedulde dich! — Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, und ſchlug die Thür hinter ſich ſo gewaltig zu, daß der Boden zitterte und die Fenſter klirrten. Er macht es doch wirklich zu arg, ſagte Lindau — der arme Menſch!

Nachmittags beſuchten wir Nanteville. Es war uns aufgefallen, daß wir ihn den Morgen noch nicht geſehen hatten. Wir fanden ihn allein an einem Tiſche ſitzen, den Kopf auf eine Hand geſtützt. Sein linker Arm ruhete in einer Binde. Ein erzwungenes Lächeln flog über ſein Geſicht. Sie ſehen mich betroffen an, ſagte er. Ich habe heute ſchon mit Herlot einen Gang gemacht. Es iſt noch leidlich abgegangen. Wenigſtens befindet das Herz ſich wohl, und ſehnt ſich nach einem Sohne. — Er ſchlang den geſunden Arm um Lindau, und drückte ihn feſt an ſeine Bruſt. Sie hielten ſich lange und ſchweigend umfaßt.

Der Raſende! rief ich. — Ja wohl der Raſende, ſagte Nanteville. Ich hätte Alles darum gegeben, um dem Zweikampfe auszuweichen. Es war nicht möglich. Indeſſen iſt es noch ziemlich gut gegangen; denn er hat wie ein Wüthender gefochten, faſt entſchloſſener ſein eignes Leben, als ein andres zu opfern. Ich bin mit einer unbedeutenden Wunde davon gekommen; es ſteht zu erwarten, ob Andre auch ſo glücklich ſind. — Bei den letzten Worten ruheten Kanteville's Blicke auf Lintau. — Das wird ſich machen, antwortete ich lächelnd. Für gewiſſe Leute hat man ausgeſorgt, weil ſie ſelbſt ſich trefflich zu helfen wiſſen. Vielleicht thut es bei Herlot ſchon eine feſte, beſtimmte Erklärung. — Wenn Sie ihn dazu bringen, bemerkte Kanteville; mir wenigſtens iſt es noch nicht gelungen. Jeder Erörterung, die ihn perſönlich betrifft, weicht er aus. Was habe ich nicht ſchon alles verſucht, um nur einige Züge aus ſeinem frühern Leben, nur einige Umſtände ſeiner Familienverhältniſſe zu erhaſchen! Umſonſt. Wie ein Proteus windet er ſich mit tauſend Künſten durch, wenn er nicht lieber die beſcheidenſte Frage kalt und trocken von ſich weiſet. — Das hat wohl ſeinen Grund, ſagte ich, Herlot weiß von ſeinen Ahnen eben nicht viel rühmliches zu erzählen. — Hat er Ihnen, richtete der Marquis ſich mit geſpannter Neugierde gegen mich, etwas davon geſagt? — So viel allenfalls, als ſich davon ſagen läßt, erwiederte ich; und das iſt nicht viel. Nach dem, was er uns erzählt hat, wiſſen wir von ſeiner Abkunft ſo viel, wie er ſelbſt, nämlich nichts. Aus ſeiner Kindheit und Jugend kennt er nur einen verehrten Lehrer und Erzieher, der ihm, wie es ſcheint, alles geweſen iſt. — Hat er den Namen ſeines Lehrers nie genannt? fragte der Marquis mit ſteigender Aufmerkſamkeit und ſichtbarer Bewegung. — Lehrer und Zögling, antwortete ich, haben miteinander eine Reiſe durch Italien und England gemacht, und einige Zeit in Göttingen zugebracht. Der Lehrer ſtarb, in der Schreckenszeit, unter der Guillotine, war ein Engländer, und hieß Freeman.

O Gott! meine Ahnung! rief der Marquis, und ſank auf den Stuhl nieder. Sein Geſicht war blaß, der Körper ſchien ohne Leben, ſein Kopf ruhete auf dem Tiſche. Wir waren einige Zeit um ihn beſchäftigt, bis er wieder zu ſich kam. Endlich richtete er ſich ein wenig auf, und ſagte mit ſchwacher Stimme: Es iſt zu viel auf einmal; es zerſprengt die Bruſt. O Freude! o Schmerz! Welche Seligkeit und welcher Jammer! — Was iſt Ihnen, lieber Vater? fragte Lindau, den Entkräfteten in ſeinen Armen haltend. Werfen Sie einen Theil der Laſt, die Sie niederdrückt, auf die Bruſt Ihrer Freunde, die Ihnen gern tragen helfen. Nanteville legte die geſunkene Hand auf Lindau's Schulter, und ruhete an ſeinem Herzen. Er iſt mein Sohn, ſagte er kaum hörbar. — Wer? fragten wir beide in demſelben Augenblick. — Der ſich Heriot nennt, iſt mein Sohn, war die Antwort. Ein dieſen Morgen noch konnte er einen Vater, konnte ich ein

Kind worden. Schreckliches Schickſal! Schauderhafte That! Der Sohn in Gefahr, ein Vatermörder zu werden, aus Liebe zu der Schweſter! Es iſt genug zum Wahnſinn! O Schmerz! o Freude! o Jammer und Seligkeit! Laßt mich ein wenig ruhen!

Den 2. Juni.

Nach einigen Stunden hatte ſich Nanteville wieder ziemlich erholt. Die Freude, ſeinen Sohn gefunden zu haben, war bei ihm das vorherrſchende Gefühl geworden. Er konnte es kaum erwarten, ihn zu ſehen, ihn zu umarmen, und den ewigen heiligen Bund zu erneuern, den die Natur zwiſchen ihnen geſchloſſen hatte.

Der Wagen fuhr vor, und Lindau ſetzte ſich mit dem Marquis ein, um Herlot in dem Gaſthofe, wo er abgeſtiegen war, aufzuſuchen. Sie fanden ihn nicht zu Hauſe, und kamen bald zurück. Nach einiger Zeit ward der Verſuch wiederholt, und hatte denſelben Erfolg. Bei dem Marquis ſtieg die Unruhe mit jeder Minute ſichtbar. Auf ſeine Bitte wollte ich am Abend ſehen, ob ich nicht glücklicher wäre; auch ich ward abgewieſen, und berichtete ſogleich das Reſultat meiner Miſſion. Herlot ließ ſich verläugnen, das war außer Zweifel. Da ich ohne Geräuſch und zu einer Zeit in den Gaſthof gekommen war, wo die Dämmerung die Gegenſtände faſt unkenntlich verhüllte, hörte ich in der Ferne ſeine Stimme, ohne daß wir uns ſehen konnten. Der Bediente aber erklärte barſch und kurz, ſein Herr ſey ausgegangen. Nanteville war getröſtet, daß er ihn wenigſtens noch in Frankfurt wußte; denn er hatte das Schlimmſte gefürchtet. Die Nacht mußte er ja wohl noch daſelbſt zubringen, und bis zum folgenden Morgen ließ ſich Vieles ausgleichen und ordnen.

Nanteville ſchrieb ſogleich einen herzlichen Brief, wie ihn der Vater nur an den Sohn ſchreiben konnte, und klärte das ganze dunkle Geheimniß auf, das ihr wechſelſeitiges Verhältniß bisher verhüllt und geſtört hatte. Er mußte ſich den beſten Erfolg von dieſem Brief verſprechen; denn, nachdem er lange daran geſchrieben, und endlich damit fertig war, rieb er ſich vergnügt die Hände, verſiegelte ihn freundlich lächelnd, und ſchickte ihn beruhigt ab. Es iſt freilich ſonderbar, ſprach er im Zimmer auf- und niedergehend, daß wir uns ſo ſpät erkennen, und die Welt dürfte geneigt ſeyn, darum den Vater zu verdammen. Doch habe ich wahrhaftig keine Schuld, und die Welt müßte mich, wie der Sohn, davon freiſprechen, könnte ich mich ihr darüber erklären, wie ich es ihm gethan.

Familienverhältniſſe, die ſich mit den Gütern unſers Geſchlechts forterbten, verewigten auch einen angeſtammten Haß, der gerade in einem heftigen und verwegenen Menſchen ſtärker gegen mich entbrannte, als man ihn in langen Jahren geſehen hatte. Der Karakter des feindlichen Verwandten, der zu Allem, dem kühnſten und verworfenſten, fähig war, die Lage des Hofs, die Verhältniſſe der Zeit, und manches Andre, was ſeine Hoffnung nährte, machte meine Lage bedenklich. Alles entſchied ſich zu ſeinem Vortheil, wenn ich keine Kinder hinterließ. Ich war verheirathet, und glücklich im Beſitze eines vortrefflichen, zärtlich geliebten Weibes. Nachdem ſie mir aber in drei Jahren zwei Kinder geboren hatte, ſtarb ſie in der Blüthe ihres Alters, und gerade in der Zeit, wo die ſchönſten Hoffnungen unſres Lebens erſt wirklich werden ſollten.

Weitläufige Güter in der neuen Welt machten meine Gegenwart daſelbſt nöthig, wenn ich mir ſie mit ihrem ganzen Ertrage ſichern wollte. Ich entſchloß mich zu der langen und weiten Reiſe auch noch aus dem Grunde, weil der Schmerz über den Verluſt meiner Gattin die Entfernung aus der Gegend, wo Alles dieſen Schmerz nährte und erneute, nöthig machte. Für die Sicherheit meiner Kinder, die ich vor den feindlichen Nachſtellungen meines ſchon erwähnten Verwandten bewahren mußte, glaubte ich am beſten zu ſorgen, wenn ich ſie von zuverläſſigen Menſchen, unter fremden Namen, erziehen ließe. Damals ſchon konnte man Frankreich eine ſtürmiſche und gefahrvolle Zukunft verkünden, die auch nur zu bald gekommen iſt. Allen Verhältniſſen des öffentlichen und Privatlebens drohete eine allgemeine und tiefe Erſchütterung, dem politiſchen Zuſtande ein gänzlicher Umſturz. Daß man der Umwälzung den Wechſel des Beſitzes *) erſt als Hebel unterlegen, dann als Stützpunkt geben werde, lag in der Natur der Sache. Unter ſolchen Verhältniſſen, ſchloß ich weiter, könne die Bildung und Erziehung meiner Kinder weder beſſer gedeihen, noch der Zeit angemeſſener ſeyn, als wenn ſie nicht erführen, daß ſie der Geburt, nebſt andern Anſprüchen und Vorzügen, auch ein großes Vermögen verdankten. Rouſſeau's Emile war Urſache, daß ich dieſe Idee mit einer beſondern Wärme ergriffen hatte. So vereinigte ſich denn Alles, um mich mit meinem Plane zu befreunden, gegen den ſich, auch bei der ſtrengſten Prüfung, nichts Bedeutendes einwenden ließ. Durch die getroffenen Vorkehrungen war vorausgeſehen und gethan, was menſchliche Vorſicht und Klugheit vorausſehen und thun konnte. Aber nur der Wille iſt unſer, der Erfolg liegt in der Hand einer höhern Macht.

Wo nur der Bediente bleiben mag! rief Nanteville, indem er ungeduldig ans Fenſter trat. Er kann kaum wieder zurück ſeyn, ſagte ich, obgleich der Gaſthof nicht über einige tauſend Schritte von hier iſt. Indeſſen kam

---

*) Il faut que les propriétés changent, ſagte ein ſehr berühmter Staatsmann beim Ausbruche der Revolution, deren thätigſter Beförderer er war; derſelbe, von dem Mirabeau behauptete, que son silence était une calamité publique.

der Bediente eben an. Der Brief war abgegeben, Herlot aber, wie es hieß, noch nicht zu Hauſe. Nanteville erwartete ihn bis in die ſpäte Nacht, aber weder bei ihm, noch bei uns ließ ſich Herlot ſehen.

Den folgenden Morgen eilte ich ſogleich nach ſeiner Wohnung, um ihn aufzuſuchen; ſie war leer. Mit dem Anbruche des Tags hatte er, wie mir berichtet wurde, den Gaſthof verlaſſen. Welchen Weg er genommen, wußte uns kein Menſch zu ſagen. Wagen und Pferde mit ſeinen Leuten waren, ohne ihn, auf der Straße nach Mainz geſehen worden. Dieſe aber führte ſo gut nach dem Hauptquartier, als nach Paris. Herlot hatte ſich, wie es ſchien, allein und zu Fuße, um unerkannt zu bleiben, aus der Stadt entfernt. Dieſer Umſtand führte uns auf tauſend Zweifel und Vermuthungen, die ſich aber größtentheils wechſelſeitig zerſtörten. Ich hielt es für's wahrſcheinlichſte, daß er nach München gehe, um ſeine Schweſter aufzuſuchen. Nanteville, der, vor Unruhe und Beſorgniß, zu keiner eignen Meinung kommen konnte, trat der meinigen bei, verließ ſie aber auch wieder, da Lindau bemerkte, Herlot ſey von der Regierung nach Paris berufen, auf Nanteville's und ſeine eigne Fürſprache der Aufſicht entlaſſen, und habe die Verſicherung gegeben, daß er ſich der Verantwortung nicht entziehen werde; er aber halte ihn für unfähig, ſein Wort zu brechen.

Nach langem Berathen ward beſchloſſen, was wir auch ohne Berathung gethan haben würden, weil wir faſt nicht anders konnten, daß Nanteville und Lindau ihre Reiſe nach München fortſetzen, und von da durch die Schweiz nach Italien gehen, ich aber an meinen Poſten bei der Armee am Rhein zurückkehren ſollte. In beiden Fällen mußten wir Herlot finden, er mochte den Weg nach München, oder den nach dem Hauptquartier eingeſchlagen haben.

Den 4. Juni.

Wir trennten uns nach einem herzlichen kurzen Abſchied. Jeder war ſo ſehr mit den ernſten Vorgängen der letzten Tage beſchäftigt, und hatte in der nächſten Zukunft ſo viel zu hoffen und zu fürchten, zu gewinnen und zu verlieren, daß der Schmerz über eine ſo gewöhnliche Erſcheinung, wie die vorübergehende Trennung zweier Freunde iſt, ſich ſchämte laut zu werden, und ſelbſt bei mir in den Hintergrund trat, um wichtigern Ereigniſſen die Bühne zu überlaſſen. In einem ebenen Lande werden Hügel Berge. Unter Dürftigen iſt der Wohlhabende reich, und wer nie eine Stadt geſehen hat, dem erſcheint ein Marktflecken als ſolche. Darum brauchen Männer und Völker, um groß zu ſeyn, nicht nur große Kräfte, ſondern auch eine große

Zeit, die ſie in Anſpruch nimmt, und einen großen Wirkungskreis, in dem die Kräfte ſich entwickeln.

Meinen Rückweg nahm ich über die Gebirge des Taunus, um auch dieſe Gegend in der günſtigen Jahreszeit zu genießen. Nachdem ich mich an der ſchönen Ausſicht von Falkenſtein und Königſtein ergötzt hatte, ruhete ich in den heimlichen Thälern von Eppſtein, bei einem einfachen Mahle, aus, und ſetzte meinen Weg, den ich nicht mehr verfehlen zu können glaubte, ohne Führer fort. Vergnügt und ruhig, wie ich es in der freien Natur gewöhnlich bin, verlor ich mich nach und nach in Betrachtungen über das menſchliche Leben und Treiben. Ich weiß nicht, welchen Weg ich zurückgelegt haben mochte, als ich aus meinen Träumereien erwachte, und die Gegend nicht mehr erkannte. Die Wälder waren dichter, die Wege ſteiler und die Thäler enger geworden. Oft hatte ich Mühe, mich durch das Gebüſch zu winden, und den Pfad zu erkennen, der durch rauſchende Bäche, die ſich von den Bergen ſtürzten, verſchüttet war. Die Sonne ſtand nicht mehr ſehr hoch; wenigſtens dehnten ſich die Schatten ſchon weit das Thal hinab. Auch nicht einen Menſchen hatte ich den ganzen Nachmittag geſehen. Das Sicherſte ſchien mir, mich links zu halten, um eine Anhöhe zu gewinnen, von der ich vielleicht die offene Gegend am Rhein oder Main entdecken konnte. Es war den Tag hindurch furchtbar heiß geweſen, und noch brannte die Sonne an den

Wänden der Berge zum Erglühen. Mein Pferd war müde, ich ſelbſt erſchöpft.

Endlich hatte ich die Anhöhe gewonnen, und kam in einen friſchen Buchenwald, dann in angebautes, fruchtbares Land, das wie ein großer Garten um ein einfaches, helles Häuschen mit einer Kapelle lag. Bei dieſem Anblick war mein erſter Gedanke der Pater Johannes. Am Eingang in die Wohnung, die von dieſer Seite breite Kaſtanienbäume verſteckten, fand ich Niemand. Da aber die Thür zum Garten offen ſtund, gab ich dem Bedienten mein Pferd, und trat in denſelben. Ein bejahrter, ehrwürdiger Mann, an dem das Aeußere den Mönch verkündete, war mit Gaten beſchäftigt. Der freie, offene und in die Seele dringende Blick, das geiſtreiche Auge, und die gefällige, freundliche Miene ließen mich keinen Augenblick mehr in Zweifel. Auch hatte ich mich nicht geirrt, und die Erzählung meines Verhältniſſes zu Polydor führte mich ſogleich als einen Bekannten bei ihm ein. Nach einer kurzen Unterhaltung ſchlug er mir vor, einige Erfriſchung zu nehmen, was ich mir auch gern gefallen ließ. Der Weg führte uns in der Nähe einer Laube vorüber. Da, ſagte der Einſiedler, auf die Laube deutend, habe ich auch einen Gaſt, der aber nicht in der glücklichſten Stimmung iſt, — ein Franzoſe, den ich heute mit hierher gebracht.

Ich ging auf einem Umwege nach der Laube, und da ich an den Eingang kam, erkannte ich Herlot. Er ſah ſtarr vor ſich hin, und bemerkte mich erſt, als er meine wohl bekannte Stimme hörte. Da fuhr er wie aus einem ſchweren Traume auf, und blickte mich ſchweigend, aber weder überraſcht noch verlegen an. Sein Geſicht war blaß, ſein Auge wild und finſter, aber ſeine Haltung ruhig. Ich redete ihn an, und ſprach, nach einem ſchicklichen Eingang, von ſeinem Vater, von deſſen Liebe und Angſt, die ihn umhergetrieben, um einen kaum gefundenen und ſchon wieder verlornen Sohn zu ſuchen. Den Brief deſſelben hatte Herlot, wie er mir ungezwungen eingeſtand, erhalten, und ſich, gerade nach deſſen Empfang, zur ſchleunigſten Abreiſe von Frankfurt entſchloſſen. Was ich ihm geſagt, ſchien keinen Eindruck auf ihn zu machen; er erwiederte kalt: Herr von Nanteville darf ſich nicht wundern, wenn er im Sohne erntet, was er als Vater in ihm geſäet und gepflanzt hat. Welchen furchtbaren Schmerz hätte er zwei Menſchen erſparen können! Ich glaube gern, daß es nicht ſeine Schuld iſt; aber es iſt auch nicht die meinige. In unſern Handlungen geht gar oft ein andrer Same auf, als den wir auszuſtreuen geſonnen waren. Was wir thun, Gutes ſowohl als Böſes, ſollte uns ſelten zugerechnet werden, weil jenes ſo oft ohne unſer Verdienſt, als dieſes ohne unſre Schuld geſchieht. Iſt aber die That durch uns geſchehen, und hat ſich der unauflöslichen Kette der Ereigniſſe angereiht, mögen wir ſie auch nicht, mögen wir ſelbſt das Gegentheil gewollt haben, dann ſind die Folgen nicht mehr abzuweiſen. Tragen müſſen wir, was wir uns, auch wider Wiſſen und Willen, aufgebürdet; und oft drückt die Laſt der That des Vaters auf ſein ganzes Geſchlecht herab. Ich trage meinen Theil, und murre nicht.

Ich gab mir Mühe, Herfords Schwermuth zu zerſtreuen, und ſeine abgeſtorbene Hoffnung zu beleben. Ich ſprach ihm von ſeiner Ausſicht in eine ſchöne Zukunft, und von der glücklichen Wendung, die ſein Schickſal in einem Tage genommen. Das iſt wahr, antwortete er, indem er mit der flachen Hand über die Stirn fuhr, der finſtre Weg durch's Leben iſt gräßlich ſchön beleuchtet, wie die Straßen einer Stadt, die in Flammen ſteht. Ich weiß ſehr gut, in welcher Lage ich mich befinde, und ſehe mit hellem Auge in die dunkle Welt. Mein Herz hat ſich verblutet; es iſt welk und ohne Leben. Was mit Liebe und Schmerz tief in ihm gewurzelt hatte, ward mit Gewalt herausgeriſſen. Kaum fühle ich mich freundlich durch ein freundliches Daſeyn angezogen; kaum will ich mit liebenden Armen das holde Bild umfangen, da verwandelt ſich die lockende Geſtalt, die mich mit Neigung angezogen, in ein grinſendes Ungeheuer, das meinem offenen Buſen voll Liebe und Sehnſucht den geifernden Rachen entgegenſtreckt. Ja, ich bin in wenigen Tagen ſehr alt geworden. Mit einem raſchen Sprunge, zu dem ich geſtoßen ward, kam ich an's Ziel. Doch das iſt einerlei. Tage, Jahre, Jahrhunderte, am Ende iſt es daſſelbe. Mit welchen Hoffnungen hat die Revolution mein junges Herz gehoben! Wie liebte ich mein frei gewordenes Vaterland! Es war meine erſte Liebe. Ehrgeizige und Böſewichte, Dummköpfe und Heuchler treiben hier, wie allenthalben, ihr verruchtes Spiel mit dem Edelſten im Menſchen. Findeſt du ein Gemüth, in dem die uneigennützige Neigung ſich behauptet gegen die Verſuchungen des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Habſucht; dem der Tag mehr iſt als eine Karte, mit der die gierige Leidenſchaft zu gewinnen hofft, zu verlieren fürchtet, das Leben mehr, als ein ſolches Spiel, dann halte feſt an dieſem Gemüth, an dieſem reinen Menſchen, den die Umgebung von Gaunern, Beutelſchneidern, falſchen Spielern, Lügnern und Dieben nicht anſteckt und vergiftet. Grüße mir Lindau, wenn ich ihn nicht mehr ſehen ſollte.

Was ich ſonſt gewonnen und verloren habe, fuhr er nach einer kurzen Unterbrechung fort, während der ein tiefer Seufzer ſich aus ſeiner bewegten Bruſt befreite, du weißt es; ich aber weiß, daß nach ſolcher Rechnung ſie geſchloſſen iſt. Du warſt nie mein Freund, ich bin nie der deinige geweſen. Wir haben es Beide nicht verſchuldet, und ſind ſo gut, wie viele Andre, die in dieſem Rufe ſtehen. Was können wir dafür, daß die Eichen nicht wie die Tannen wachſen? Darum laß uns immer in Frieden ſcheiden! Lebe wohl! — Er reichte mir die Hand. Ich legte mechaniſch die meinige in dieſelbe. Herlet drückte ſie, und ging langſam aus dem Garten, ohne ſich nach mir umzuſehen, obgleich ich ihn nur noch einige Augenblicke zu bleiben bat.

Ich war erſchüttert. In dem einförmigen hohlen Tone, mit dem er geſprochen hatte, wie in ſeinen Worten lag etwas Geheimnißvolles, Schauerliches, von dem ich mich wunderbar ergriffen fühlte. Ich wollte ihm folgen; er ging gegen den nahen Wald, und da er mich kommen ſah, winkte er mir zurück. Ich weiß nicht, was mich feſthielt; aber ihm folgen konnte ich nicht. Ich kehrte zu dem Einſiedler zurück, um zu erfahren, wie und wo er den Fremden gefunden habe.

Die Erzählung des Einſiedlers enthielt im Weſentlichen folgendes: Der Pater Johannes traf Herlet eine gute halbe Stunde von ſeiner Klauſe im Walde an. Es mag Morgens um zehn Uhr geweſen ſeyn, und die Sonne brannte furchtbar in den Gebirgsſchluchten. Herlet ſchien erſchöpft, und verfolgte, finſter und in ſich gekehrt, einen Fußſteig, der ihn immer weiter von der bewohnten Gegend abführte. Der Pater machte ihm dieſe Bemerkung, und daß er, bei der drückenden Hitze, in der ganzen Umgegend keine Erfriſchung finden werde, und fügte die Einladung bei, über Mittag bei ihm auszuruhen. Ich bin ein Franzoſe, brummte Herlot, und ſpreche Ihre Sprache nicht. — Er ſchien die Abſicht zu haben, ſeinen Begleiter los zu werden, und litt ihn nur verdrießlich an ſeiner Seite. Dieſer aber ließ ſich nicht abſchrecken, und ſezte dem Unmuth und der Härte des Fremden Nachſicht und Geduld entgegen. Er wiederholte ihm, was er zuvor deutſch geſagt, auf franzöſiſch, mit der freundlichen Einladung, ſich den Mittag bei ihm zu erholen, und dann, wenn er wolle, ſeine Reiſe auf einem gemächlichern Wege fortzuſetzen. Da entſpann ſich zwiſchen ihnen folgendes Geſpräch.

»Wer ſind Sie?« fragte Herlot.

— Das ſagt mein Kleid, war des Einſiedlers Antwort.

»Ich verſtehe mich nicht auf ſolche Mummerei.«

— Das iſt es nicht. Mein Kleid ſoll meinen Stand verkünden, und Jedem ſagen, welche Anſprüche er an mich, und ich an ihn zu machen habe. Ich fordere von den Menſchen wenig, will in der Welt nichts gelten, und diene den Menſchen und der Welt, wo ich es vermag, nach Kräften.

»Da leihen Sie Ihr Kapital auf ſchlechte Zinſen aus.«

— Auf ſehr gute, Herr; denn jede gute That bezahlt ſich ſelbſt, auch wenn der Empfänger ſie mit Undank lohnt. Wer endlich, wie ich, ſeiner Thorheit und Feindſchaft mit der ſeinigen den Weg vertritt, für fremde

Fehler und Irrthümer ſo viel Schonung wie für die eigenen hat, die er vielleicht für Vorzüge und Weisheit hält, und lieber giebt, als empfängt, der iſt allenthalben wohl gelitten.

»Ich verſtehe. Sie ſind ein frommer Mann, und rechnen auf ein andres Leben, in dem das Ungleiche dieſes Lebens ausgeglichen wird. Dort deckt eine reiche Kaſſe das Deficit von hier, und zahlt Jedem, der zu kurz gekommen, ſeinen Rückſtand aus. Das iſt wenigſtens tröſtlich, und richtet die Schwachen, wie meinen Jakob auf, der mir gehorſam die Pferde putzt und ſich ſchelten läßt, weil in der Ewigkeit, wo ihm und mir vergolten wird, ich ihm die Pferde putzen und mich ſchelten laſſen muß. Solche Leute liebe ich, die ihren Rechten auf dieſe Welt gegen eine Anweiſung auf die andre entſagen, den fetten Beſitz gegen eine magere Hoffnung vertauſchen, und, wie jener Hund — die Fabel pflegt Thiere wie Menſchen, und umgekehrt, zu behandeln — den reellen Braten für ſeinen idealen Schatten geben. Mit ſolchen braven Leuten iſt gut handeln, weil ſie auf eine Verſicherung leihen, die man Notarien, Gerichten und Gerichtsboten unbeſorgt überlaſſen kann, und für die man ſelbſt vom ſtrengen Wechſelrechte nichts zu fürchten hat.«

— Ich hoffe ein andres Leben, ohne in dieſem darauf zu zählen. Meine Pflichten dieſſeits ſind dieſelben, es mag für mich ein Jenſeits geben, oder nicht. Der ehrliche

Mann gewinnt nichts dabei, wenn er auf Menſchen ſtößt, die ſich leicht betrügen laſſen; er verabſcheut den Betrug, weil er durch ihn ſich, den Betrüger, nicht aber den Betrogenen überliſtet. Wer des Lohnes wegen gute Werke übt, iſt ein Miethling, er mag ſich nun dafür Sold, Gebühren oder das Himmelreich bezahlen laſſen. Welcher Menſch aber darf ſich vermeſſen, die Behauptung aufzuſtellen: Es iſt kein Gott, und Alles endet mit dieſem Leben?

»Und wer wollte es übernehmen, das Gegentheil zu beweiſen?«

— Nicht ich. Ich bejahe und verneine nicht. Vierzig Jahre habe ich über Gott und Unſterblichkeit gedacht, die Natur und den Zweck der Dinge zu ergründen mich bemüht, bis ich, nach tauſend Verirrungen des Dünkels, der Selbſtliebe und Eitelkeit, zur höchſten menſchlichen Weisheit gekommen bin —

»Ich bin begierig . . .

— Zur Einſicht und Ueberzeugung nämlich, daß der Menſch darüber nichts weiß, nichts wiſſen kann. Wie! weiß ich denn, wie der Halm am Boden wächſt, die Raupe oder Fliege in das Leben tritt? welche Kraft den Wurm im Schmerze krampfhaft zuſammenzieht, und in der Luft das niedrigſte Inſekt beſeelt? Faſſe ich, wie der Gedanke ſich in meiner Seele bildet, das Gefühl in meiner Bruſt? was tauſendfältig Gemüth und Geiſt bewegt, freundlich anzieht, und feindlich abſtößt? wie das Leben in raſchen Pulſen durch meinen Körper kreiſt, und ſtockend ſtirbt? Was Gott ſey und wo, wie kann der Menſch es ſagen? Das Gebäude unſers Wiſſens, und führt es auch der kühnſte Geiſt mit ſeinem Dom hoch bis zum Himmel auf, ruht immer auf dem Grunde der fünf Sinne. Die Göttlichkeit, die der Menſch begreift, iſt veredelte Menſchlichkeit. Selbſt wo wir die Gottheit zu ehren glauben, würden wir ſie läſtern, machte den Werth unſers Glaubens und unſerer Andacht nicht mehr die kindliche Einfalt und die Wahrhaftigkeit des Betenden, als die Wahrheit des Gebets. Wir nennen Gott den Allgerechten, als wenn das ein Verdienſt wäre, in Allem gerecht zu ſeyn, wenn man Alles weiß, und Alles kann! Auch der Menſch würde es ſeyn, könnte er nicht irren, ſich nicht betrügen, nicht betrogen werden. Was iſt Güte bei dem, den das Böſe nicht verſucht? was Barmherzigkeit und Milde, wo das Wohlthun nichts koſtet, und, um eine Welt glücklich zu ſehen, man nur den Willen dazu braucht? Wenn wir uns von der Gottheit, die nicht gebildet werden kann, ein Bild entwerfen, dann vergöttern wir das Göttliche in uns. Das iſt nun freilich keine Gottheit; doch ehret der Menſch auf dieſe Weiſe ſie und ſich ſelbſt mehr, und verfährt menſchlicher, als wenn er das Schlechte in ſich zur Anbetung auf den Altar erhebt, als Sklave ſeinen Gott zum müßigen Tyrannen macht, der ſich in den lebendigen Geſchlechtern eine Menagerie zur Zerſtreuung hält; zu einem übermüthigen und harten Gutsherrn, der in den Gläubigen nur zitternde Knechte und elende Fröhner, oder zu einem ſchwachen, eigenwilligen Erbfürſten, der in der Prieſterſchaft einen Hofſtaat, in der Andacht eine Cour und in den Frommen nur Schranzen und Schmeichler ſehen will.

Was iſt unendlich? was unſterblich? Wir vermögen nichts zu faſſen, als was die Schranken von Zeit und Raum umſchließen. In ſie aber läßt ſich das Ewige, Unvergängliche, was immer und allenthalben iſt, nicht fügen. Darum habe ich die Wiſſenſchaft, die Gott und Ewigkeit ergründet, die Natur des Menſchen und der Dinge erkennt, den Weiſen und Thoren überlaſſen, und mir iſt nichts geblieben, als der Glaube, der mich beſſer, und die Hoffnung, die mich glücklicher macht. Darin ſehe ich meine Beſtimmung. Auch geſtehe ich gern, daß die Betrachtung eines Blattes am erſten beſten Baume, die häusliche Thätigkeit einer Ameiſe, der geſtirnte Himmel in einer hellen Sommernacht, ein Gewitter über mir, das Brauſen des Meeres im Sturme mir über Gott und Unſterblichkeit mehr ſagen als Phädon und alle Morgenſtunden, mehr als Plato, Epikur, Cicero, Leibniz, Mallebranche, Newton, Kant und Mendelſohn.

»Wie aber will Ihr Glaube die Ehre ſeines Gottes retten, der das Böſe duldet, ja dem Guten zum ewigen Begleiter und Gegner gegeben hat? der das Unglück und das Verbrechen dem armen Menſchen auf der Ferſe nachſendet?«

— Ich die Ehre Gottes retten! Nein, der Wahnſinn befällt mich nie. Weiß Ihr Buſenfreund den wahren Gehalt Ihrer Ehre, das Verdienſt Ihrer Tugend, die Schuld Ihres Verbrechens, wenn Sie je eines begangen, zu würdigen und zu beſtimmen? Was würden Sie ſagen, wenn eine Milbe, welche ihr Daſeyn in einigen Stäubchen, die ihre Welt ſind, beginnt und endet, das Leben, Wirken und Streben eines Menſchen richten wollte? Und der Abſtand von der Ephemäre bis zu Pythagoras und Lykurg iſt bei weitem nicht ſo groß, wie der von dem göttlichſten Menſchen bis zu Gott. Menſch und Thier ſind wenigſtens Geſchöpfe und verwandt; aber was iſt Gott?

In meiner Bruſt ſteht geſchrieben, was ich thun und laſſen ſoll, als gut und bös. Was wir aber ſonſt ſo nennen, kann gerade das Umgekehrte ſeyn. Daß der Vulkan Städte verſchüttet, das Meer Schiffe verſchlingt, der Hagel Ernten niederſchmettert, die Peſt Geſchlechter wegrafft, iſt es gut oder bös? Ich weiß es nicht. Daß es aber geſchieht, mag in demſelben Plane des Weltalls liegen, nach dem auch die Sonne auf- und untergeht, der Menſch geboren wird und ſtirbt, der Frühling Blumen und der Sommer Früchte bringt. Soll ich das rechtfertigen, loben oder tadeln? Das ſteht bei mir, nachdem ich mehr oder weniger Thor, anmaßend und eitel bin. Was hier meine Beſtimmung ſey, ſagen die Geſetze meines Weſens: der Sinn, der den Schmerz flieht und das Vergnügen ſucht; die Vernunft, die mir den Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Lüge, zwiſchen Recht und Unrecht zeigt; das Gewiſſen, welches mich jene üben, dieſe meiden heißt; das Gemüth, das mich befreundet zu Meinesgleichen führt, und ſeinen Schmerz zu meinem, und ſeine Freude zu meiner macht. Das iſt der Karakter der Menſchheit in allen Zeiten, an allen Orten, Eins im Zwecke, unendlich verſchieden in den Mitteln und Wegen.

»Sie haben vielleicht recht. Ich weiß es nicht; doch fühle ich mich unfähig, Ihren Glauben zu beſtreiten. Wäre er auch Thorheit, ſo könnte ich ihr doch nur meine Thorheit wieder entgegenſetzen, und der Ihrigen bliebe immer das Verdienſt der Duldung und Beſcheidenheit.«

Indem ſie ſich auf dieſe Weiſe unterhielten, kamen ſie in die Nähe der Klauſe, die der Einſiedler als ſeine Wohnung bezeichnete. Er wiederholte die Einladung an Herlot, daſelbſt auszuruhen und ein einfaches Mittageſſen anzunehmen. Dieſer war ſanfter und gefälliger geworden. Ich habe, ſprach er, mich Ihrer gaſtfreundlichen Behandlung nicht zum beſten empfohlen, vielleicht gerade weil ich Ihnen zu viel geglaubt, daß mir das Kleid den Mann beurtheilen ſolle, der es trägt. Ich bin noch zu jung, um die Menſchen nicht mit dem Stande zu verwechſeln, dem ſie angehören. Um wie viel weiſer Sie ſind als ich, um ſo viel gerechter ſind Sie auch. Ich folge Ihnen.

Der Pater Johannes fand, bei ſeiner Ankunft, mehrere Menſchen, die ihn erwarteten. Der eine hatte eine Streitſache vorzutragen, der andre ſich einen Rath zu erbitten, der dritte einen Krankheitszuſtand zu erzählen. Der Einſiedler urtheilte, rieth und verordnete, und Alle verließen den hülfreichen Mann zufrieden, getröſtet oder mit Hoffnung erfüllt. Herlet hatte aufmerkſam zugehört, und wenn er auch nicht Alles, was geſprochen worden, verſtanden haben mochte, dann war ihm doch der Ausdruck des Danks und der Zufriedenheit, der aus jedem Geſichte ſprach, verſtändlich geweſen.

Was ein Weiſer ſeyn ſoll, Sie ſind es, ſprach Herlet mit Wärme, da ſie wieder allein waren. Es mag Ihnen wenig daran gelegen ſeyn, was ein voreiliger Knabe von Ihnen denkt; aber mit aufrichtiger Seele geſtehe ich, daß ich Sie verehre. Hätte ich den Muth, Sie zu erreichen, dann wünſchte ich Ihr Schüler zu ſeyn. — Haben Sie nur den Willen, erwiederte der Einſiedler, ein Schüler von dem zu ſeyn, deſſen Lehren ich mit ſchwagen Kräften nachzukommen ſtrebe, dann leiſten Sie mehr als ich.

Wer iſt der? fragte Herlet eifrig.

Der Gottmenſch — Chriſtus, war die Antwort. Herlet ſchwieg.

Das Eſſen wurde aufgetragen. Herlet war munter und geſprächig, aß mit Appetit, und trank eine Flaſche Wein. Die Unterhaltung ward fortgeſetzt, bis der Vater Johannes in den Garten an die Arbeit ging. Herlet folgte ihm, und ſetzte ſich in die Laube, wo ich ihn gefunden hatte.

Den 5. Juni.

Kennen Sie den jungen Mann? fragte der Vater Johannes, nachdem er ſeine Erzählung geendigt hatte. Ich berichtete ihm die letzten Vorfälle in Frankfurt, und wie Nanteville ſeinen Sohn gefunden und wieder verloren. Da er dieſen Namen hörte, rief er voll Theilnahme aus: Der arme Freund!

Wir erwarteten Herlet den ganzen Abend; aber vergebens. Es ward Nacht; er kam nicht. Meine Beſorgniſſe ſtiegen mit jeder Minute. Der Einſiedler ſuchte mich zu beruhigen, ohne leere Troſtgründe aufzubieten. Dieſer Menſch, ſagte er, wie ich ihn zu kennen glaube, iſt eine kräftige Natur, die ſich nur ſelbſt retten kann, oder nur vergebe. Wir vermögen nichts. Indeſſen iſt es erlaubt, zu hoffen.

Ich hatte eine böſe Nacht. Hundert ſchreckliche Bilder zogen durch meine geängſtigte Seele, und drängten ſich immer wieder vor mein Auge, daß ich mit Entſetzen von ihnen wendete. Erſt gegen Morgen gab mir die Erſchlaffung einen unruhigen Schlummer, der mich noch mehr erſchöpfte. Ich fuhr erſchrocken aus ihm auf, als der Pater Johannes vor mein Bett trat. Er iſt nicht mehr, waren ſeine Worte; Nanteville hat ſeinen Sohn verloren. Gerechter Gott! rief ich, und wie? Hat der Unglückliche Hand an ſich gelegt? — So iſt's, antwortete der Einſiedler. Ich ſah ihn dieſen Morgen in derſelben Laube, wo Sie ihn geſtern gefunden hatten. In der Ferne meinte ich, er ſchlummere, näherte mich ihm leiſe, um ſeine Ruhe nicht zu ſtören; aber er ruhete in ewigen Schlummer eingewiegt. Vor ihm lag ſeine Brieftaſche offen, in die er, wie es ſcheint, in ſeinem letzten Augenblicke, folgende Zeilen geſchrieben hatte:

»Mein Vater verzeihe mir, wie ich ihm vergebe, und
»wie der Vater Aller uns vergeben wird. Ich habe
»eine Laſt abgeworfen, die ich nicht mehr tragen konn-
»te. Ich hoffte, im dem Vaterlande, oder doch für
»es zu ſterben; es ſollte nicht ſeyn. Sie, edler Menſch,
»den ich erſt ſeit geſtern kenne, gönnen mir wohl den
»wenigen Raum, den ich noch brauche, in Ihrer Nähe,

»wenn auch nicht um meinet-, doch um Ihres, ja »unſeres Gewiſſens willen. — Freiheit! Lindau!«

Ich begleitete den Einſiedler nach der Laube. Ueber derſelben zog eine Nachtigall aus heißer Bruſt die ſchmelzenden Töne der Sehnſucht. Ich ſah den Todten. Ein Grauſen faßte mich. Geſtern noch die herrliche Kraft der blühenden Jugend, und heute eine Leiche! Mit ſo wenig Blut, daß es der durſtige Sand um ihn aufgetrunken hatte, war ein mächtiger Geiſt ausgezogen, der eine Welt zu ſchaffen oder zu zerſtören berufen ſchien. Ueber dem bleichen Todten der ſüße Geſang der Nachtigall! am heitern freundlichen Himmel die erſt aufgegangene Sonne, die das erſtarrte Angeſicht glänzend beleuchtete, und die ganz laute, rege, lebendige Natur, die ihren Schöpfungstag zu feiern ſchien! Dieſer ſchneidende Widerſpruch zwiſchen der äußern Freude und dem innern Schmerz wühlte zerreißend in meinem Innern. Ich bat den Pater Johannes um die Erlaubniß, mich zu entfernen. Er gab ſie gern, verſprach den traurigen Vorgang dem unglücklichen Vater, ſeinem Freunde, wie er Ranteville mit Vergnügen zu nennen ſchien, zu melden, und wir ſchieden unter Thränen, mit der Hoffnung im Herzen, und dem Verſprechen auf den Lippen, uns bald wiederzuſehen.

Unter Heriot's Papieren befanden ſich drei ſehr wichtige Handſchriften. Die eine führte den Titel: Betrachtungen über den Gang der franzöſiſchen Revolution *). Die zweite enthielt Erläuterungen und Zuſätze zu Rouſſeau's Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes. Die dritte war überſchrieben: Der Krieg der Franzoſen in Deutſchland. Ich nahm die Manuſkripte, mit Genehmigung des Pater Johannes, zu mir, um ſie, bei ſchicklicher Gelegenheit, Lindau oder Nanteville einzuhändigen.

Den 27. Juni.

Alle frühern Verhältniſſe waren geſtört, alle Verbindungen aufgelöſt. Aus den ſchönen Tagen der jüngſten Vergangenheit blieb mir nur die Erinnerung, mit der die Gegenwart oft einen widerlichen Gegenſatz bildete. Meine ganze Thätigkeit beſchränkte ſich faſt einzig auf meinen Dienſt und den Briefwechſel mit Lindau. Dieſer war auch nicht beſonders lebhaft; denn eine neue Welt riß meinen Freund an ſich, und entfremdete ihn der alten immer mehr. In München hatte er ſeine geliebte Emilie gefunden, und war, durch des Prieſters und des Vaters

---

*) Ich habe die Handſchrift geleſen. Hr. Bailleul, in ſeiner Widerlegung des berühmten Buchs der Frau v. Stael, das in manchen Stellen einem feinen Edelmanne zu vergleichen iſt, der ein romantiſches Barret, einen philoſophiſchen Doktormantel und ein ritterliches Schlachtſchwert über einem Chorhemde trägt, ſcheint ſie benutzt zu haben.

Segen, feierlich mit ihr verbunden werden. Die Sonne ſeines Glücks ſtand in ihrer höchſten Höhe über ihm; ſteigen konnte ſie nicht mehr, nur ſtehen bleiben, oder ſinken.

Was ich Bedeutendes von Lindau erhalten habe, ſoll hier folgen. Eponymes hatte er mit Nanteville in Frankfurt geſehen, ehe ich daſelbſt von meinem Ausfluge nach dem Rhein eingetroffen war. Das Uebrige wird ohne weitere Erklärung verſtändlich ſeyn.

Eponymes an Lindau.

Zwei Tage bin ich nun im Schooſe der Meinigen bei Viareggio, und hier ruhe ich im dunklen Schatten duftender Pomeranzenblume. Vor mir breitet ſich die unermeßliche See aus, und zu meiner Rechten ſtehen in der blauen Ferne die Rieſenalpen, als Wächter am Eingange in das ſchöne Italien. An meiner Bruſt ruhet mein treues Weib, und zu meinen Füßen ſpielt die kleine Agnola, das Ebenbild ihrer guten Mutter.

In dieſem Augenblicke kann ich ſagen, ich bin glücklich. Ob ich es morgen, ob ich es den folgenden Tag, oder das folgende Jahr noch ſeyn werde, das frage ich nicht. Der Menſch ſoll das nie fragen; denn nur die Gegenwart iſt ſein.

Welche Beſtimmung hat dieſes ſonderbare Weſen, der Bürger zweier Welten, der Menſch? An der Auflöſung dieſes Räthſels haben ſich alle Jahrhunderte verſucht.

Ob ſie es aufgelöſt? Ich zweifle. Du richteſt dieſe Frage an mich, lieber Lindau; aber ich kann ſie dir nicht beantworten. Ein Menſch kann es wohl nicht, dem der Zweck dieſer Welt überhaupt ein ewiges Räthſel bleiben muß. Meine Beſtimmung ahne, fühle ich, und das genügt mir.

Wir ſind nur zu oft Diener des Schickſals. Es wird freilich unſerm Stolze ſchwer, ſich von dem ſchmeichelnden Gefühle zu trennen, Schöpfer ſeiner Welt zu ſeyn; aber der hat wenig gelernt, der noch nicht weiß, daß oft unſre ganze Klugheit darin beſteht, unſre Hände willig in die große Kette der eiſernen Nothwendigkeit zu legen, an der das mächtige Verhängniß das Schickſal der Welten, der Völker und des Menſchen leitet. Wir werfen in jeder unſrer Handlungen einen Tropfen Waſſer in den Strom der Zeit; aber wiſſen können wir nicht, ob dieſer Tropfen ſich zu einer Woge geſellt, die einen unglücklichen Geſcheiterten ohne Rettung verſchlingt, ob ſie eines Durſtigen Gaumen kühlt, eine Pflanzung befruchten oder zerſtören hilft. Oft hat der nächſte Augenblick vernichtet, was für die Ewigkeit mühſam erzogen war; oft hat Jahrhunderte gelebt, was dem Augenblick unbemerkt entfiel. Wenn unſer inneres Weſen auch der Boden iſt, auf dem die Kräfte und Tugenden gedeihen, ſo iſt doch der Zufall, oder die von unſrem Willen unabhängige Verkettung der Verhältniſſe, Pflanzerin und Sonne, welche den Saamen des Guten und Böſen für die äußere Welt in dieſen Boden ſtreuet, und auf ihm zur Reife bringt.

Es iſt gewiß nur ein kleiner Theil ſeines Schickſals, den der Menſch ſich bilden kann. Gleich einer Woge in dem lebendigen Meere von unzählbaren Kräften wird er gedrängt und getrieben; und wie die Entwickelung ſeiner Anlagen vom Einwirken fremder Gegenſtände auf ihn abhängt, ſo bilden und üben ſich ſeine Kräfte in dem freundlichen und feindlichen Berühren andrer Kräfte, die ſich wieder an den ſeinigen bilden und üben.

Uns gehört nur beſtimmt unſer Wille an. Unſer Herz, unſer kindliches Vertrauen auf eine höhere, lenkende Macht, unſre Güte und Unſchuld machen unſeren größten Werth. Unſer Wiſſen, mein Lindau, und umfaßte es alle Syſteme der Sonnen, und die Monde, die das Licht des Lebens von ihnen trinken, iſt gar zu oft nur ein ernſtes Spiel. Die höchſte Tugend iſt die größte Weisheit, und unſer Adel, unſre Gottähnlichkeit liegt einzig in unſrem Willen. Der beſte Menſch iſt der größte Weiſe. Ich tadle mein Zeitalter nicht, und verachte es nicht, daß es der Vernunft alles, und dem Gefühle nichts zugeſtehen will. Aber nur in dem Jahrhunderte, wo die Liebe der Tugend zum Bedürfniſſe des Herzens geworden, gleich einer Sonne unſern Geiſt belebend erwärmt, wird ewige reine Wahrheit fruchttragend und befruchtend aufblühen. Nur ſie kennt das Zaubermittel, ſelbſt das Unkraut der menſchlichen Irrthümer zur ſchönen Pflanzung ſchöner, menſchlicher Handlungen und menſchlicher Glückſeligkeit anzulegen.

Du verſtehſt mich, Lindau, und wirſt mich, im Namen unſrer Philoſophie, nicht verdammen. Unſre Ueberzeugung iſt nur zu oft die Frucht unſrer Wünſche, und nicht ſelten ſtehen unſre Grundſätze gleich dienſtwilligen Höflingen um den Thron unſrer Leidenſchaften. Was hat der Menſch nicht ſchon alles bewieſen und geglaubt! Aber hoch über dem Meere, wo Meinen und Glauben, Hoffen und Wünſchen ſich im Sturme aufgeregter Leidenſchaften wie Wogen treiben und verſchlingen, ſteht die ewig blühende Inſel des reinen tugendhaften Willens. Plato, Ariſtoteles, Bako, Leibnitz, Locke und Wolf ſind widerlegt und vertheidigt; aber wer widerlegt das Leben eines Phocion, Chriſtus, Mark-Aurel und Sokrates?

Unſre Beſtimmung kann nur von uns ſelbſt gefühlt werden, und die Erreichung derſelben iſt unſer eignes ſelbſtgeſchaffenes Werk. Unſre Freuden, unſre geiſtigen und ſinnlichen Genüſſe ſind ſo wenig einem fremden Maßſtabe unterworfen, als unſere innere Güte, unſre wirkliche Größe, welche in der Reinheit unſres Willens und dem Umfange unſrer geiſtigen Kräfte beſteht.

Wir haben alle eine Beſtimmung als Menſchen; denn wir haben alle Sinnlichkeit, Anlagen zur Vernunft und

Sittlichkeit. Aber wie mannigfaltig ſind dieſe Anlagen! wie verſchieden iſt ihre Entwickelung! Schon in ſeiner feineren oder ſtumpferen Organiſation empfängt der Menſch von dem Klima, in dem er ward, eine eigne Weiſung, wie er ſeine Beſtimmung erreichen kann und ſoll. Welch ein Abſtand von dem harmoniſchen vollſtimmigen Spiele der mannigfaltigen Kräfte des Griechen, bis zur gedankenloſen Indolenz des Grönländers, von dem genügſamen Thranmahle des [illegible] bis zur verfeinerten Schwelgerei des Erſten! Warf die Natur dieſem nur eine ſchmuzige Broſame von dem Ueberfluſſe zu, den ſie jenem in den unzähligen Früchten ſeines Fleißes gab, dann rechtfertigte ſie zugleich ihre Kargheit und Verſchwendung, indem ſie das Leben des einen mit einigen ſtumpfen Bedürfniſſen abfand, und in das Herz des andern den tauſendfachen Stachel des Entbehrens trieb. Wie die erſchöpfte Natur hier nur weniges Geſträuch mühſam hervortreibt, das über einen unfruchtbaren Boden hinkriecht, und dort unter einem kochenden üppigen Himmel den organiſchen Stoff in Millionen Formen goß, und zum regen kräftigen Leben rief, ſo hat ſie den Menſchen hier auch nur mit einigen genügſamen Forderungen der Sinne an ſein Daſeyn und die Erde feſtgeknüpft, da er dort voll Muth und Kraft gegen eine höhere Region hinanſtrebt. Gehe von dem ſtumpfſinnigen Peſcheräs alle Stufen hindurch bis zum gebildeten Europäer! „Steige von dem engen Kreiſe der Kenntniſſe des Karaiben bis zur ausgebreiteten Gelehrtheit eines Deutſchen; welche Mannigfaltigkeit! und doch welche Einheit! Welche Mannigfaltigkeit in den Mitteln, und welche Einheit im Zwecke! Allenthalben finden wir Verſuche einer geſetzgebenden Vernunft, die Uebung, ein Ideal der Schönheit nachzubilden, und das Gefühl und den Begriff von Gut und Bös, von Recht und Unrecht, und das Streben glücklich zu ſeyn. Es iſt gleichgültig, an welchem Stoffe die Kraft im Menſchen ſich übt. Sie hat allenthalben ein Höchſtes, ein Unendliches, nach dem ſie ſtrebt; und in der Annäherung an dieſes Höchſte und Unendliche, welches in der Bruſt eines jeden Menſchen, als Ideal des Wahren, Guten und Schönen, und als Ideal ſeiner Glückſeligkeit ruhet, und nur ihm angehört, geht er den Weg ſeiner Beſtimmung.

Die Wege, welche der Menſch wählt, um ſich ſeinem Ideale zu nähern, liegen ſo weit auseinander als die Ideale ſelbſt. Der Hottentotte, welcher arm und unbefriedigt in dem Meere von europäiſchen Genüſſen dürſtet, und ſich nach der Einförmigkeit ſeiner Heimath ſehnet, hat gewiß nicht weniger Recht, als der Europäer, der dieſes Wunſches des Hottentotten ſpottet, und nur da Befriedigung hofft, wo er Europa findet. Jeder würde auf der Bahn des andern ſeine Beſtimmung verfehlen. Dies gilt von Individuen wie von Völkern.

Selbſt das Leben des einzelnen Menſchen bleibt dem Wege nicht getreu, auf dem es ſich ſeinem Ideale zu nähern ſucht; wie ſich denn auch dieſe Ideale in einem Leben oft ablöſen. Der Jüngling findet mehr Wahrheit in einem glühenden Gefühle, der kältere Geiſt des Mannes im abgezogenen Begriff. Dieſen freuet ſchönes Ebenmaas, ruhige Kraft und geräuſchloſe Thätigkeit. Jenen ergötzt mehr wilde Größe, regelloſe Kraftverſchwendung und lärmende Pracht. Der Mann ſehnt ſich aus dem geſchäftigen Kampfe des Jugendalters unbefriedigt in den ſtillen Kreis einer kleinen Familie zurück. Ruhe, häusliches Glück, gemächlicher Ueberfluß, und die ſtille Achtung von Seinesgleichen ſind die Ziele der endloſen Wünſche, der groſen Hoffnungen, mit welchen ihn die üppige Kraft ſeiner Jugend ins groſe Weltmeer des ungeſtümen, von Leidenſchaften durchwühlten Lebens warf.

Der kräftige Jüngling überſchreitet den engen Kreis der dürftigen Gegenwart. Seine dürſtende Seele verachtet den kargen Genuß der Wirklichkeit, und trägt die Schätze einer idealen Welt zuſammen, um in ihnen zu ſchwelgen. Endlich erſchöpfen ſich die Kräfte. Im müden Alter verſiegt die Quelle der Lebensfülle, und mit jedem ausgetrockneten Tropfen fällt eine verwelkte Blüthe von dem dichten Baume ſeines ſchönen Daſeyns, bis die Natur arm und nackt vor ſeiner armen und nackten Seele ſteht.

Aber wo iſt Einheit in dieſem Chaos von widerſprechenden Wünſchen und Meinungen? Nicht in den Gegenſtänden um uns, ſondern in uns. Liebe der Wahrheit iſt dem Menſchen die Wahrheit ſelbſt. Liebe der Tugend iſt Tugend, und der Glaube und die Hoffnung, glücklich zu ſeyn, machen unſer Glück. Dieſes liegt ſo wenig im Beſitze, als die Tugend in einer Reihe verdienſtlicher Werke, oder in einem Leben ohne Laſter und ohne Verſuchung zu ihm, und die Wahrheit in den Reſultaten tauſendjähriger Nachforſchungen und Entdeckungen.

Was darum auch immer die allein wahrheitlehrende Schule und die alleinſeligmachende Kirche ſagen mögen, jeder Menſch hat ſeine eigne Beſtimmung, ſein eignes Schickſal und ſeine eigne Philoſophie, wie ſein Zenith und Nadir.

Ueber unſre Beſtimmung, und die Mittel, dieſelbe zu erreichen, hat der Staat ſo ſelten eine Stimme, als die Geſchichte und die Nachwelt über unſern Werth abſprechen können. Wir ſind in und durch uns, was wir ſind. Das Schickſal führt Völker und die Menſchheit eine eigne Bahn, die ſelten mit der unſerer Beſtimmung zuſammenläuft. Was wir für jene ſind und ſeyn können, hängt nicht immer von uns ab. Wo iſt im Staate der Genuß dem Fleiße geſichert, und der Ruhm der edlen That? Tauſende arbeiten und hungern, daß einer müßig gehe und ſchwelge. Hundert Würdige dienen, daß oft ein Unwürdiger herrſche. Werdende Nationen erkämpfen ſich Weisheit und Bildung, daß eine feige Nachkommenſchaft ſich derſelben freue. So hat das Schickſal oft das gewürgte Glück und die Irrthümer der Völker zum Fußgeſtelle des Wohlſeyns und beglückender Erfahrung ſpäterer Generationen gemacht.

Der Staat ſowohl als die Natur haben mit unſerer Beſtimmung, mit unſerem Werthe ſelten etwas zu thun. Sie ſind zwei fremde Reiche, die ihren eignen Geſetzen gehorchen. Wir ſehen die Hölle in einem Nero den Erdkreis beherrſchen, und den Gottmenſchen am Kreutze ſterben. Seit Jahrtauſenden geht die Sonne ihre Bahn, lächelt die Gräber der Todten und die Wiege der Neugebornen mit gleichem Blicke an. Da brütet ſie erwärmend über dem Leben eines Tigers, und dort ſengt ſie die Hoffnung einer reichen Ernte zu Staub. Die Zeit geht gebährend und vernichtend über das Weltall, tritt hier ein vollendetes Leben zu Aſche, und wiegt dort ein kränkelndes mit zarter Sorgfalt. Nur in ſich iſt der Menſch Selbſtſchöpfer. Hier trägt ihm jede That, jedes Gefühl, jeder Gedanke ſeine Frucht. Schon der Wille des Beſſern und der Wunſch des Guten wird ihm hier vergolten. Im Staate aber reihet eine höhere Macht an ſeine Tugend oft das Verderben ſeiner Brüder und ſein eignes, und an ein Verbrechen das Glück von Tauſenden. Der

Erfolg macht den Feigen oft zum Helden, den Schwächling zum Herrſcher, und den Starken zum Sklaven.

In uns ſelbſt vollendet ſich der Kreis unſrer Beſtimmung. Als Bürger treten wir in eine uns oft fremde Welt.

Es iſt ein Gemeinſpruch, daß die Tugend ſich hier ſchon lohne, und das Laſter ſtrafe; aber es iſt nicht wahr. Das Verbrechen und die Dummheit berauſchen ſich oft in ſchweigenden Genüſſen, wenn der beſſere Menſch entbehrt. Wer mag läugnen, daß Auguſt und Louvois glücklicher ſtarben, als Heinrich IV. und Beliſar? Kann das Schickſal dem heiligſten Menſchen den Stoff zu einem ſchöneren Leben geben, als es ihn den größten Böſewichtern, einem Thamas Kulikan, einem Aurengzeb und ſo vielen Ihresgleichen gab?

Was ich dir ſagte, Lieber, ſagt dir dein beſſer Geiſt beſſer, als ich dir es ſagen konnte. Aber ich gebe dir, theurer Menſch, ein theures Angedenken, indem ich dir die Gefühle des merkwürdigſten Tags meines Lebens aufzeichne, an dem die Ueberzeugung in voller Klarheit vor mich trat: Der Menſch ſey in ſich nur frei; außer ſich und als Bürger eines Staates oft nur das Werkzeug einer höheren Macht. Dieſe Ueberzeugung gab mir Kraft zu handeln und zu dulden, ſtille Ruhe bei der Ungewißheit des Erfolges, und Beharrlichkeit des Willens.

Deine Tage ſeyen wie dein Herz, rein und heiter!

Lindau an mich.

Zürich, den 10. Juli.

Da wäre ich denn in dem Lande, wo die Freiheit ſo lange auf undankbarem Boden bei guten Sitten wohnte. In der Ferne ſtehen die Gebirge, wie Titanen, mit ihren glänzenden Schilden von Eisfeldern, gegen den Himmel aufgerichtet, und aus den ewigen Schneemaſſen ſtürzen ſich rauſchende Bäche in die lachenden blühenden Thäler.

Meine Tage gleichen den ſchönen Tagen des Mais. Die Liebe windet uns Kränze von unverwelklichen Blumen, und die Freude lächelt ihre Lieblinge mit ſeligen Blicken an. Das Glück des Mannes kann nur das liebende und geliebte Weib vollenden. Nur an das Weib ſchließt ſich die Liebe des Mannes ungetheilt und ohne Grenzen an.

Wir ſchwelgen im Genuſſe tauſend ſüßer Empfindungen. In den Armen der Liebe weckt mich die aufgehende Sonne, wenn ſie ihr Ebenbild mit flammenden Zügen in den ſtillen, klaren See malt, und im leichten Tanze der Horen wetteifern die flüchtigen Minuten, die Glücklichen in die Geheimniſſe ungekannter, nie geahnter Genüſſe einzuweihen.

Wir wohnen hier in einem angenehmen Landhauſe an dem See, und mein Urlaub iſt auf zwei Monate verlängert. Wir leben hier Tage, wie ſie Gott den Seligen beſtimmt. Mögen Dir gleiche werden, mein edler und liebſter Freund!

Den 12. Juli.

Der Schleier iſt gefallen und das große Geheimniß enthüllt. Da ſtehe ich vor dem Meiſterwerke, von Bewunderung durchdrungen gegen den kühnen ſchöpferiſchen Geiſt, der den umfaſſenden Plan entwarf, und den Muth hatte, die Ausführung deſſelben zu verſuchen. Welch ein Unternehmen, den Menſchen durch eine ſtete gleichmäßige Ausbildung ſeiner Kräfte, ohne Geräuſch und ohne Blutvergießen, empfänglich für Vernunft und Freiheit zu erziehen, ihm die Erfüllung ſeiner Pflicht zum Bedürfniſſe, und die Tugend zur ſüßen Angewöhnung zu machen, und das Reich der Freiheit auf die unerſchütterliche Grundlage einer geſetzmäßigen Gleichheit zu befeſtigen! Auch wenn man die ausgebreiteten Mittel kennt, welche dieſen Menſchen zu Gebote ſtehen, dann bleibt doch der Zweck, deſſen Erreichung ſelbſt Jahrtauſende zu widerſprechen ſcheinen, noch kühn und groß. Aber welchen Ausgang die Sache auch haben mag; ſie iſt edel. Nur tugendhafte Menſchen ſchloſſen den heiligen Kreis, in den ich trat, und in welchem ich den feierlichen Schwur ausſprach, zu wirken nach Kräften für die Sache der Menſchheit, die auch die Sache des Bundes iſt.

Geſtern gegen Abend trat Nanteville mit der Aufforderung zu mir ins Zimmer, mich umzukleiden. Ich habe Ihnen, ſagte er nach einigen ſtillen Minuten, von einer

Verbrüderung gewiſſer Menſchen, von ihrem Zwecke und ihren Mitteln geſprochen. Ich gab Ihnen nur Worte. Heute noch treten Sie dem Heiligthume naher. Ich überlaſſe Sie Ihrem guten Genius. Eine feierliche Stunde nahet. Sie bringt Ihnen vielleicht den wichtigſten Augenblick Ihres Lebens. So lange Sie nicht geſchworen, können Sie noch zurücktreten. Nachdem er mich mit ſichtbarer Rührung an ſein Herz gedrückt hatte, ſprach er: Sie ſind frei. Folgen Sie Ihrer Ueberzeugung. Was Sie auch thun mögen, meine Achtung gegen Sie bleibt dieſelbe!

Ein leichter Kahn ſtand am Ufer. Montevino, zwei Unbekannte, Donajane, ein ſechziger feuriger Genueſer, dem die Geſellſchaft viel Aufmerkſamkeit bewies, und ich, wir ſetzten uns ein. Ein gelinder Nordwind trug uns leicht und ſchnell über die plätſchernden Wogen.

Das Geſpräch fiel auf Frankreichs Hoffnungen. Einer der Unbekannten ſchien große Erwartungen zu nähren. Ich, ſagte Donajane, hoffe noch etwas, aber nicht viel. Die günſtigſten Augenblicke ſind unbenutzt vorübergegangen. Das Volk wird, des Kampfes und der ſtürmiſchen Veränderungen müde, ſich endlich einem gewaltigen Menſchen in die Arme werfen; und wer kann, was er will, will ſelten was er ſoll. Eine glückliche beſſere Zukunft ſollte aufblühen über der Zerſtörung, und kommende Jahrhunderte von Freiheit, Tugend und Wohlſtand ſollten uns mit den Verbrechen, der Entwürdigung und dem Elende der Vergangenheit und Gegenwart verſöhnen! O der frommen Träume des Menſchenfreundes und ſeiner ſchönen Hoffnungen! Wie wenig wurde gethan, um ſie zu rechtfertigen!

Regieren iſt mehr als Geſetze geben; es iſt ſogar mehr, als gute Geſetze geben, was doch gewiß ſchon viel iſt. Es iſt, dem Bürger die Achtung vor dem Inhalte derſelben zum Bedürfniſſe machen; ihn ſo erziehen, daß er des Zügels der Geſetze immer weniger bedarf; ſeine Lage und Verhältniſſe ſo beſtimmen, daß er das Rechte wollen muß.

Wer pflanzte und erzog die heiße Vaterlandsliebe in der Bruſt der erſten Römer? Wer lehrte ſie Frugalität, die erſtgeborne Mutter vieler Tugenden, und machte ſie ihnen zum Vergnügen? Was gab ihrer Seele jene Energie, die der Gefahr und den Verſuchungen des Verbrechens trotzte? Die Verhältniſſe, in denen ſie ſich befanden. Da der Reichthum ein wünſchenswerthes Gut ward, und werden mußte, weil der Menſch mit ihm alles, und ohne ihn nichts galt; da Gewalt ſich alles erlauben durfte, weil ſie die Stelle des Geſetzes eingenommen hatte, da mußte Camillus ein Sylla, Regulus ein Marius, Grachus ein Antonius, und Scipio ein Cäſar werden.

Die Leidenſchaften und Neigungen des Menſchen, fuhr Donajano nach einigem Schweigen fort, da ihm niemand widerſprach, ſind ewig dieſelben, nur ihre Gegenſtände wechſeln; und es iſt die Sache des Geſetzgebers, ihre

Thätigkeit auf jene Gegenſtände zu leiten, die den Menſchen aufrichten, ihn mit Kraft und Muth erfüllen, und der Geſellſchaft nützlich machen. Da Rom die Lebensart und die Sitten ſeiner Väter verlaſſen hatte, ſetzte ſich Cato vergebens dem andringenden Strome des Verderbens, dem allgemeinen Hange nach bloß ſinnlichen Genüſſen und der Weichlichkeit entgegen. Das Zeitalter der ſchönen Worte und Schriften war auf das der ſchönen Handlungen gefolgt. Darum achte ich den großherzigen, großgeſinnten Cäſar, trotz des Fluches der ſogenannten Republikaner, noch. Er hat Rom nicht unterjocht, ſondern die gewaltſame, männliche Weltbeherrſcherin brauchte einen Beherrſcher, und ſie hatte dem edelmüthigen Manne auf den Knien danken ſollen, daß er die undankbare Mühe übernahm, ihr Regent zu ſeyn. Rom war verloren, und es mordete nur einen Cäſar, um ihn gegen den ſchlechten Auguſt zu vertauſchen.

Geſetzgeber, welche den Menſchen bloß dadurch glücklich und beſſer zu machen glauben, daß ſie ihn aufklären, thun im Grunde wenig. Unſre Einſichten mögen immerhin unſern Glauben beſtimmen, unſere Bedürfniſſe, und die Verhältniſſe, in welchen wir uns befinden, beſtimmen doch meiſtens unſre Handlungen. Wer darum den Menſchen beſſer haben, lebendig und mit Schöpferkraft auf ihn wirken will, muß die Verhältniſſe, die ihn umgeben, mit Schöpferkraft zu beherrſchen wiſſen. Ihr wollt die uneigennützige Tugend von dem Himmel auf die Erde rufen! Aber wie vermögt ihr das, ſo lange das ſüße Verbrechen ſich in ſchwelgenden Genüſſen ſättigt, und das Laſter ſich des gewiſſen Sieges über die gerade Tugend freut? Ihr wollt, daß der Menſch wohlthätig und freundlich neben dem Menſchen wohne? Aber ſo lange die Stände und das Elend des einen der Auszeichnung und dem Wohlſeyn des andern zur erhöhenden Stufe dient; ſo lange in dem Menſchen der innere Krieg zwiſchen ſeinen Bedürfniſſen, Wünſchen und ſeiner Sittlichkeit beſteht, weil der Vortheil die Pflicht, und dieſe jenen bekämpft, ſo lange könnt ihr ſicher ſeyn, daß die erhabenen Maximen von Uneigennützigkeit, Großmuth und Aufopferung nur in Schriften und Reden leben, wie dann gewöhnlich das verdorbenſte Jahrhundert am beſten ſpricht. — Wir werden ſo für unſern doppelten Menſchen, wie die Chineſen, einen doppelten Glauben haben, den erhabenen des Konfutſe für das ſittliche Gepränge im öffentlich beobachteten Leben, und den ſchmutzigen des Foe für unſern täglichen Hausgebrauch.

Der Genuß muß ſich mit unſrer moraliſchen Würde, und der Vortheil mit der Pflicht vertragen. Es ſind Betrüger oder Betrogene, die in unſerm Buſen einen ewigen Kampf unterhalten, und den Menſchen mit ſich ſelbſt entzweien. Der Aberglaube gründete immer ſeine Herrſchaft auf dieſen Bürgerkrieg in dem inneren Menſchen, wie der weltliche Despotism auf die Entgegenſetzung der Bürger eines Staates. Das Geheimniß dieſer machiavelliſchen Politik beſteht in der großen Kunſt zu theilen, um über die getheilten, feindlichen Elemente herrſchen zu können. Sie erhielten im Menſchen und im Staate nur darum ein böſes Prinzip zum guten, weil ſie ſich, als verſöhnende Vermittler zwiſchen denſelben, unentbehrlich machen wollen.

Die meiſten Völker im Stande der Wildheit begreifen nicht, wie der Menſch ein geborner Sklave des Menſchen ſeyn, oder zum Nachtheil aller übrigen Erdebewohner, für ſich und ſeine Nachkommen den Boden und ſeine Früchte, als ſein ausſchließliches Eigenthum in Anſpruch nehmen kann. Wir, in der Mitte unſrer großen Bibliotheken, begreifen die Möglichkeit des Gegentheils nicht. Wir verſtehen es, die Rechte des Menſchen aus Grundſätzen abzuleiten, welche die Alten nicht kannten. Dieſe aber waren gerechter gegen ſeine Bedürfniſſe und ſeine angeborne Würde, als wir es ſind; ihre häusliche Sklaverei abgerechnet, die doch kaum ſchlimmer war als unſre Freiheit. Sie thaten, durch ein gebietendes Gefühl genöthigt, was uns die Wiſſenſchaft nur glauben lehrt. Fragen wir jetzt nach Tugenden, dann zeigt man uns Syſteme der Moralphiloſophie. Suchen wir Vertrauen auf Gott, auf eine leitende Vorſehung, und die unerſchütterliche Hoffnung eines beſſern künftigen Daſeyns, dann bieten wir einzigmögliche Beweiſe für das Daſeyn Gottes, die uns nicht überzeugen, und die Auflöſung des Problems, ob ſich ein künftiges Leben ſpekulativ beweiſen laſſe. Statt der Herrſchaft des Rechts finden wir eine Definition der Rechte. O wir Weiſen ſind doch ewig Kinder — und oft noch etwas ſchlimmeres.

Unter einem lebendigen Geſpräche, an dem wir alle mehr oder weniger Antheil genommen hatten, kamen wir auf dem jenſeitigen Ufer an.

Die Sonne war hinter die weſtlichen Gebirge gegangen. Die Nacht wölbte ſich in den Thälern auf, und ging dämmernd und verhüllt über die Erde. Die letzten Strahlen des untergegangenen Tages brannten noch auf den Spitzen der entfernten Gletſcher.

Die brauſenden Wogen der ſtürmiſchen Redſeligkeit [illegible] hatten ſich gelegt. Wir wandelten ſtill und in uns ſelbſt verloren über ſchmale Fußſteige, und drängten uns durch dichtes verſchlungenes Buſchwerk, bis wir endlich an einem nicht ſehr weitſchichtigen Gebäude ankamen, das, ſo viel ich unterſcheiden konnte, ſich nicht durch ſein Aeußeres empfahl.

Wir gingen durch einen engen Gang, an deſſen Ende wir von einigen Menſchen empfangen wurden, die das Anſehen von Aufwärtern hatten. Am Ende eines zweiten Ganges ſtiegen wir einige Stufen einer Treppe hinab. Hier ſchieden die Uebrigen von mir.

Zwei Menſchen in ſchwarzer Kleidung führten mich in einen benachbarten Saal, wo wir einen Vorrath von weißen langen Gewändern und mehrere Masken fanden. Sie kleideten mich in eines von den Gewändern, und reichten mir eine von den Masken, die ich auf ihren Wink vors Geſicht nahm. An der Thür übergaben mich meine Begleiter vier andern, die mich noch einige Stufen hinab und dann wieder aufwärts führten. Die langen Gänge waren ſparſam erleuchtet, und die dumpfen Gewölbe gaben jeden, auch den leiſeſten Tritt in einem dumpfen Wiederhall zurück.

Beim Eingang in einen großen hellen Saal blieben meine vier Begleiter zurück. Ein Menſch in einem langen weißen Gewande, das dem ähnlich ſah, in welches ich gekleidet war, trat mir entgegen. Ein himmelblauer Gürtel hielt das weite Gewand unter der Bruſt zuſammen. Eine Maske verbarg ſein Geſicht. Zwei Knaben, himmelblau gekleidet, gingen ihm zur Seite; jeder trug eine brennende Fackel.

Weiter darf keiner der Uneingeweihten, ſagte mein Führer; du kannſt noch zurück. Willſt du vorwärts? — Ich muß es, war meine Antwort. So ſchlage dreimal, verſetzte er, mit dem Hammer auf dieſe Glocke. Ich muß dich verlaſſen. Er überreichte mir einen Hammer, und entfernte ſich; und ich ſchlug dreimal auf eine ſilberne Glocke und vor meinen Füßen öffnete ſich der Boden, und ein wohlriechender Dampf ſtieg aus der weiten Oeffnung hervor.

Steige herab! rief eine Stimme aus der Tiefe, und ich ſtieg hinab bis an eine hohe verſchloſſene Pforte. Auf der einen Seite derſelben ſah ich einen Tiſch, auf welchem ein Todtenkopf zwiſchen einer blühenden Roſe und einer blühenden Lilie ſtand, und auf der andern Seite einen zweiten mit einem Schwert und einem Kruzifix, in deren Mitte eine helle Flamme loderte.

Es iſt nur Zeichen, nicht Sache, rief eine Stimme. Aber in deſſen Bruſt ein Geheimniß nicht ſicher wie im Grabe ruht, der kehre zurück!

Ich blieb ſtehen. Schwöre ewiges Schweigen! ſprach dieſelbe Stimme. Ich ſchwöre es! war meine Antwort, und die Pforte ſchloß ſich vor mir auf ...... — — —
— — — — — — — — — — — . . .

Die Weihe war vollendet, und ich verließ die Verſammlung der Höheren des unſichtbaren Bundes. Die übrige Nacht ruhete ich in einem Zimmer des Gebäudes aus. Gegen Sonnenaufgang war ich in dem nahen Garten. In dem dunkeln Gebüſche und in den Gipfeln der Bäume regte ſich das erwachende Leben, und die Vögel ſangen nur leiſe und abgebrochen wie im Schlafe. Die Morgenröthe hatte die öſtlichen Gebirge mit gediegenem Golde belegt, und ihre Spitzen brannten und ſprüheten Flammen. Auf den Zweigen und Grashalmen wiegten ſich glänzende Perlenſchnüre, und ein friſcher Oſtwind, der durch die ſtillen belaubten Gänge ſäuſelte, warf die naſſen Diamante umher. Statüen großer Verſtorbenen ſtanden ſchweigend, wie die Geiſter der Abgeſchiedenen im

Schatten, und ſchienen die Gegenwart anzureden aus der dunkeln Vergangenheit mit der Erinnerung an ihre Thaten.

Ich wandelte die Gänge auf und nieder, an dem Bilde des großen Pythagoras, Moſes, Cimon, Ariſtides, Solon, Sokrates, Phocion, Lykurg, Regulus, Scipio, des deutſchen Heinrich, und des franzöſiſchen, der wollte, daß der Bauer am Sonntag wenigſtens ein Huhn im Topfe habe, und ihrer verewigten Geiſtesverwandten vorüber. Es war mir, als ſähen die erhabenen Menſchen aus der Tiefe der Vergangenheit auf mich herab.

Ja, alle Menſchen, die für das Beſte der Menſchheit wirken, und ſich ihr und der Sache ihres Vaterlands großmüthig weihen, ſo weit auch die Zeit und der Raum den Kreis ihrer Thätigkeit auseinanderwirft, ſind Brüder eines großen unſichtbaren Bundes; ſie gehören einander an, ohne ſich zu kennen; ſie wirken alle für einen großen Zweck. Ueber dem weiten Grabe, das die untergegangenen Völker und Geſchlechter bedeckt, ſtehen ſie aufrecht, unvergänglich unter dem Vergänglichen. Durch das, was der Menſch thut, iſt er unſterblich.

Da ich mich, an dem Ende eines Ganges, gegen den See hin kehrte, ſtand eine ſchöne kräftige Geſtalt, das Geſicht gegen Sonnenaufgang gerichtet, an das Piedeſtal einer Bildſäule gelehnt, vor mir. Die Haltung des Mannes ſchien mir bekannt. Er war mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und bemerkte mich nicht. Er blickte nach der Statue auf, und dann wieder gegen Oſten. — Ja, ſagte er endlich, ſich aufrichtend, das Leben iſt klein; aber der beſte Menſch ſteht groß in dieſem kleinen Leben. — Epaminondas! —

Da trat die Sonne in ihrem Glanze über die Gebirge im Oſten, und ein Strahl des Lebens zuckte durch die Natur. Die Schöpfung richtete ſich auf, verklärt und freudig erwachend von dem Brautkuſſe des jungen Tages, und im Thale glühete der ſtille See im Wiederſcheine der Sonne.

Es war Eponymos. Die Bildſäule des thebaniſchen Helden ſtand im Morgenglanze neben ihm, wie ſein leuchtender Genius.

Ich ſah ihn mit Begeiſterung an, und breitete meine Arme nach dem edlen Menſchen aus. Er kehrte ſich raſch um, und ich fiel an ſeine Bruſt, und er drückte mich mit inniger Liebe an ſein großes Herz.

Du biſt es doch? fragte ich. — Freund meiner Seele! ſprach er, und umſchlang mich feſter. Es war ein feierlicher Augenblick, in dem die ewige Freundſchaft ſich erkannte, und ihre Unvergänglichkeit fühlte.

Wir finden uns hier, ſagte er nach einer Pauſe; du biſt alſo glücklich.

Nun bin ich es ganz, war meine Antwort. Nun; aber vor wenigen Augenblicken noch war eine leere Stelle in meinem Herzen.

Vermiſchte Schriften

von

J. Weitzel.

Zweiter Band.

Wiesbaden,
ei L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker.
1820.

Subſcribenten-Verzeichniß.

Herr Ackermann, Buchh. in Deſſau, 3 Ex.
" [illegible], Bergm. in Wiesbaden, 1 Ex.
" [illegible] in Halle, 1 Ex.
" Arnold, Buchh. in Dresden, 3 Ex.
" [illegible], Graf v., in Bonn, 1 Ex.
" Bergmann, Geh. Reg. Rath in Halle, 1 Ex.
" Bornträger, Buchh. in Königsberg, 2 Ex.
" Brockhaus, Buchh. in Leipzig, 1 Ex.
" Brummer, Buchh. in Kopenhagen, 3 Ex.
" Cargiolli, Kaufmann in Halle, 1 Ex.
" Cramer, Med. Rath, Doctor in Halle, 1 Ex.
" [illegible], k. [illegible] Steuereinnehmer in [illegible], 1 Ex.
" Deubner u. Treuy, Buchh. in Riga, 2 Ex.
" Dümmler, Buchh. in Berlin, 4 Ex.

Herr v. Faber, kaiſ. ruſſ. Staatsrath, 1 Ex.
" Felſecker, Buchh. in Nürnberg, 1 Ex.
" Fleiſcher, Gerh., Buchh. in Leipzig, 3 Ex.
" Gebhardt u. Körber, Buchh. in Frankfurt a. M., 12 Ex.
" Gerold, Buchh. in Wien, 12 Ex.
" Hahn, Gebr., Buchh. in Hannover, 6 Ex.
" Hartmann, Buchh. in Riga, 2 Ex.
" Hergenhahn, Geh. Reg. Rath in Wiesbaden, 1 Ex.
" Helwing, Buchh. in Hannover, 2 Ex.
" Hemmerde u. Schwetſchke, Buchh. in Halle, 3 Ex.
" Herber, Juſtizrath in Eltville, 1 Ex.
" Heubner, Buchh. in Wien, 2 Ex.
" Heyer u. Leske, Buchh. in Darmſtadt, 2 Ex.
" Heyſe, Buchh. in Bremen, 4 Ex.
" Hille, Kaufmann in Höchſt, 1 Ex.
" Hilſcher, Buchh. in Dresden, 2 Ex.
" Hinrichs, Buchh. in Leipzig, 2 Ex.
" Hoffmann u. Campe, Buchh. in Hamburg, 30 Ex.
" Hölſcher, Buchh. in Coblenz, 6 Ex.
" Horvath, Buchh. in Potsdam, 2 Ex.
" Koch in Cöln, 1 Ex.
" Kerz, Decan in Höchſt, 1 Ex.
" Koppe, Amtsſecretär in Höchſt, 1 Ex.
" Körner, Buchh. in Frankfurt a. M., 2 Ex.

„ Krieger, Buchh. in Marburg, 4 Ex.

„ Kremeyer, Geh. Rath in Saarbrücken, 1 Ex.

„ Kupferberg, Buchh. in Mainz, 12 Ex.

„ Kümmel, Buchh. in Halle, 1 Ex.

„ Laſpée, de, Oberſchulrath in Wieſbaden, 1 Ex.

„ Lindauer, Buchh. in München, 6 Ex.

„ Lindpaintner, Direktor in Eberbach, 1 Ex.

„ Lintz, Buchh. in Trier, 4 Ex.

„ Löflund, Buchh. in Stuttgard, 1 Ex.

„ Marx, Buchh. in Carlsruhe, 2 Ex.

„ Matthiä, Direktor des Gymnaſiums in Frankf. a. M., 1 Ex.

„ Mauritius, Buchh. in Greifswald, 2 Ex.

„ Müller, Buchh. in Amſterdam, 3 Ex.

„ Neuhel, Stadtſchreiber in Oggersheim, 1 Ex.

„ Oefner, Kaufmann in Biberich, 1 Ex.

„ Perthes u. Beſſer, Buch. in Hamburg, 12 Ex.

„ Reitzel, Buchh. in Koppenhagen, 2 Ex.

„ Riegel u. Wießner, Buchh. in Nürnberg, 3 Ex.

„ Rubach, Buchh. in Magdeburg, 2 Ex.

„ Sauerländer, Buchh. in Aarau, 2 Ex.

„ Schaumburg, Buchh. in Wien, 8 Ex.

„ Schlichter, Poſthalter in Wieſbaden, 1 Ex.

„ Stahel, Buchh. in Würzburg, 6 Ex.

„ Starke, Buchh. in Chemnitz, 2 Ex.

Herr Streng, Buchh. in Frankfurt a. M., 2 Ex.
„ Stuhr, Buchh. in Berlin, 2 Ex.
„ Tendler u. Comp., Buchh. in Wien, 4 Ex.
„ Unzer, Buchh. in Königsberg, 3 Ex.
„ Voigt, Buchh. in Sondershauſen, 4 Ex.
„ Wallishauſer, Buchh. in Wien, 3 Ex.
„ Walther, Buchh. in Dresden, 4 Ex.
„ Werner, Lehrer in Frankfurt a. M., 1 Ex.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt des 2ten Bandes

Seite.

Ueber den Reitz der Neuheit 1 – 38

Der Tod des Hüttengeists 39 – 62

Roland u. Hildegarde, oder die Liebe. 63 – 78

Hanssen, oder die Treue 79 – 96

Briefe aus der Nacht.
- Erster Brief. d. 10. Jänner 87 – 107
- Zweiter . . . 16. . . 107 – 116
- Dritter . . . 18. . . 116 – 124
- Vierter . . . 24. . . 124 – 135
- Fünfter . . . 2. Febr. 135 – 144
- Sechster . . . 8. . . 144 – 159
- Siebenter . . . 17. . . 159 – 168

Ueber die Briefe aus der Nacht.
An Herrn Professor Nast 169 – 197

Seite.
Briefe vom Lande
I. [illegible], d. 20. Apr. 1813. 196–208
II. " " " " 29. " " 209–218

[illegible]
Erster Gesang. 219–280.
Zweiter " " 281–341
Dritter " " 342–358
Vierter " " 359–402

Subscribenten Verzeichniß. III–17

Über den Reiz der Neuheit.

Der Hang zum Wechſel iſt ein Grundtrieb der menſchlichen Seele, den die Pſychologen, meines Wiſſens, nie nach Verdienſt gewürdigt haben. Die Allmacht des Reitzes der Neuheit iſt wirklich ein passe-par-tout, der uns das Geheimniß der merkwürdigſten und räthſelhafteſten Erſcheinungen aufſchließt. Schriftſteller haben Abhandlungen über das Schöne, Erhabene und Anmuthige geliefert; aber über das Neue haben wir noch kein befriedigendes Werk. Ich ſelber würde mich wohl an eine gründliche Unterſuchung dieſes Gegenſtandes gewagt haben, wenn er mich nicht ſchon ſeit geſtern beſchäftigte, und eine Erörterung des Neuen alſo für mich den Reitz der Neuheit über Nacht verloren hätte.

Das Neue iſt ein ungleich fruchtbarerer Stoff als das Erhabene, Große und Schöne. Denn verdrängt nicht der Reitz deſſelben den Geſchmack an einem Homer, Oſſian, Maria Stuart und Wallenſtein von Schiller, an einer Iphigenie von Göthe und an einem Titan von

Jean Paul? Wenn auch in allen Oſtern- und Michaelis-Meſſen nichts von jenem zu finden iſt, ſo treffen wir doch zuverſichtlich das unvergängliche Letzte an. Es wäre, meines Erachtens, kein undankbarer Stoff für einen gründlichen Gelehrten, zu unterſuchen, was lächerlicher oder verächtlicher an dem Menſchen iſt, der Leichtſinn, mit dem er das Große und Wichtige mit dem Kleinen und Erbärmlichen in einen Winkel wirft, oder der hohe Ernſt, mit dem er alle Lappereien und Lumpereien mit düſterer Stirn zu etwas Bedeutendem erhebt. Dieſer Gelehrte dürfte freilich weder ein gewöhnlicher Deutſcher noch Franzoſe ſeyn, weil dieſer eine neue Konſtitution und eine neue Coeffüre mit einem Impromptu abfertigt, jener aber ſich nicht entſchließen kann, über die Moralität eines Walzers und die Rechtlichkeit eines Krieges abzuurtheilen, ehe und bevor ihm eine Deduktion aus Prinzipien, ein ordentlich motivirtes Konkluſum oder umſtändliches Reſponſum von allerlei Fakultäten ſattſame Aufklärung gegeben hat.

Wenn ich an den unwiderſtehlichen Reiz der Neuheit denke, dann fallen mir nicht gerade die Ritterromane, die Meißner'ſchen, Spieß'ſchen und Kramer'ſchen Meiſterwerke, der Abällino, Rinaldo Rinaldini und die Zauberin Sidonia ein, denen nur darum die Ewigkeit verſagt iſt, weil ihnen der Reiz der Neuheit doch auch einmal fehlen muß. Auch denke ich nicht beſtimmt an einige kritiſche Philoſophen, die ohne dies beſcheiden genug ſind, auf das Verdienſt der Neuheit Verzicht zu thun. Von manchen Politikern will ich gar nicht reden, die mit den Taſchenſpielern in ſo enger Verwandtſchaft ſtehen, daß ſie ihren Erfolg derſelben Kunſt verdanken, der Kunſt nämlich zu verbergen, zu täuſchen und zu überraſchen. Das Letztere aber iſt ohne Neuheit nicht zu bewirken; und gäben Comte, Fitz-James, Kübelwein, Talleyrand, Baſſano und Lord Caſtlereagh immer und allenthalben dieſelben Stücke, auf dieſelbe Weiſe, ihre Lobredner und Bewunderer, von denen ſie ſich belagert ſehen, würden ſie bald verlaſſen. Dort ſeht ihr den gewandten Zauberer beſchäftigt, die hölliſchen Geiſter des Aufſtandes, die in Volksverſammlungen, Aufzügen, Anſchlagzetteln, Zeitſchriften und Pamphleten ſpuken, zu beſchwören. Alle Augen ſind auf den glühenden Qualm gerichtet, in welchem ſich die revolutionären Geſpenſter zeigen: der aufrühreriſche Pöbel von Mancheſter, der ſo frech iſt zu murren, weil er nichts zu eſſen hat und ſich nicht kleiden kann, wie er von den ſatten und gutgekleideten rechtlichen Leuten zuſammengehauen und niedergetreten wird; Hunt und Cobbett, die predigen, und die politiſchen Mönche, welche die Prozeſſionen ihrer Gläubigen anführen. John Bull ſieht und hört mit andächtigem Erſtaunen, den Mund weit geöffnet, dem Hexenweſen zu, während dem ihm die Anſtifter des tollen Spukes die Taxen und Freiheiten, die er wohlverwahrt im Sacke zu haben glaubt, lächelnd aus demſelben ziehen.

Daß nach der neuen Lehre, die verwünſchte Philoſophen auf die Beine gebracht, das freche Geſindel zu den Menſchen gehören ſoll, das iſt die Quelle alles Unheils, das ſeit Jahrzehenden über die Welt gekommen; das iſt die Büchſe der Pandora, aus der das Gift geſtiegen, das die Welt verpeſtet. Menſchen wollen ſie ſeyn, das Bettelvolk! Wie mögen ſie ihr Recht darauf erweiſen! Welche Urkunde, welches ehrwürdige Pergament, durch das ſich ſelbſt die Schöpfung nur legitimiren kann, welche Briefe, welche Schenkung können ſie darüber vorzeigen? Die Leute haben nichts auf dieſer Welt und darum ſind ſie nichts. Sie können aber weder etwas haben noch ſeyn, weil Alles unſer iſt, und wir ſchon Alles ſind. Das iſt doch einfach und ohne Widerſpruch.

Die Canaille iſt immer Sklave geweſen und harte Dienſtbarkeit, war ihr verdientes Loos. Ein gelehrter Profeſſor hat bewieſen — was aber auch ohne Beweis ſchon gegolten hätte —, daß die gemeinen Leute von dem verruchten Sohne Noa's ſtammen, auf dem der ewige Fluch des tiefgekränkten Vaters laſtet. Waren nicht die Heloten Knechte der Spartaner? Nun! worüber beſchwert ſich denn das Volk? Hatten nicht die edeln

Römer und die gebildeten Athenienſer Sklaven? Was galt ſelbſt in dem unvergleichlichen Mittelalter, dieſer Normalzeit des Menſchengeſchlechts, was galt damals und früher das Leben eines Gemeinen? Was ein edles Thier galt, auch weniger; noch lange nicht, was ſelbſt in unſrer Zeit ein liefländiſcher, kurländiſcher und polniſcher Bauer oder ein geſunder Heſſe in America gegolten hat. Der Mord eines ſchlechten Mannes oder einer ſchlechten Frau, das heißt ſolcher, die Gott aus gemeinem Stoffe geformt, ward mit etwas Geld gebüßt, und wahrlich nicht des Volkes wegen, ſondern weil zu fürchten war, die Edelleute möchten ſich, zum Zeitvertreib, die Bauern niederſchießen, und könnten dann in den Fall kommen ſich ſelbſt zu bedienen, zu frohnen und zu ſteuern. Das ging nicht; aber die dumme Gleichheit vor Gott und dem Geſetze geht noch weniger. Wenn nur die heilloſe Philoſophie und das Chriſtenthum nicht wären! Das Chriſtenthum! Die Theologen haben das Unmögliche gethan, um es bis zum Unkenntlichen zu entſtellen; aber das Gemälde hat ſo reine friſche Farben, daß aus ihm immer noch die freundliche-liebe Phyſionomie anſpricht, ſo ſehr ſie auch daran wiſchen.

Doch kehren wir zu dem politiſchen Schattenſpiel und der Taſchenſpielerkunſt zurück!

Dort brennen wir in Boulogne mit furchtbarem Ge-

Kaſſel ein Lärmfeuer gegen England ab, um das tödtende Geſchütz unbemerkt in das Herz von Deutſchland zu führen.

Noch beſſer machen wir es, ſind wir geſcheidte Ultra. Man will ſeit Jahren ſchon an unſre Eſelshäute und wohlerworbenen Rechte. Schreiet laut und mit einer Stimme: Volks- und Königsdiebe! Säcke zu! die Demagogen wollen Kronen und Szepter ſtehlen! Feuer! Feuer! — Fürſten und Völker fahren erſchrocken auf, rennen voll Angſt gegeneinander, und ſchleppen gutmüthig Waſſer nach dem faulen Sumpf, wo ſie ein Feuer löſchen wollen, das nirgends brennt. Die Koblenzer und Dillenburger Adreſſen und ihre Gehülfen laufen unterdeſſen geſchäftig unter dem Volke umher, und warnen es vor Volksräubern und Volksverräthern, während dem ihm die Spitzbuben ſogar das Bischen Hoffnung wegmauſen, an dem es kümmerlich ſein Staatsbürgerleben friſtete. Seht nun die langen und eckigen Geſichter, die verblüfft den Dieben nachgaffen, welche vor ehrlichen Leuten als vor Dieben warnten, und ſich ausſchließlich die ehrlichen Leute nannten! Da geben ſie nun, die wahren Diebe, und bohren dem deutſchen Michel, der nicht begreifen kann, wie ſo was möglich war, ein Eſelsohr. Die ſcharfſichtigen Zeitungsſchreiber, die als Taghüter und Nachtwächter der Volksrechte viel geſtürmt und geblaſen hatten, und den Dieben zu Hülfe eilten, die nach Dieben ſchrien, um die ehrlichen Leute einzufangen, ſind allein nicht verlegen, in alter edler Unverſchämtheit ſich ewig gleich.

Darüber müſſen wir uns nicht allzuſehr verwundern; denn es ging ganz einfach und natürlich zu. Man kann ſich keck darauf verlaſſen, daß die Welt, wo nicht betrogen, doch getäuſcht ſeyn will. Das verſtunden die Jeſuiten aber nicht beſſer als Staatsminiſter, Koketten, Komödianten und Kanzel- und Tribünenredner; und Predigten, Reden, Proklamationen, Manifeſte, Schminke, einſtudierte Geberden und Redensarten, zu rechter Zeit geſchickt gebraucht, thun immer ihre Wirkung. Dazu gehört aber der Reiz der Neuheit, auf den ich vorzüglich rechne, weil ein Gimpel, der ſich zum zweiten und dritten Male in der nämlichen Schlinge fangen läßt, doch gar zu gimpelhaft ſeyn muß. Ja, ein herrlicher Reiz iſt dieſer Reiz der Neuheit. Sagt ſelbſt, was füllt die Leere öffentlicher Blätter aus? Was belebt die Oede der Thee-, Kaffee- und anderen Geſellſchaften? Was gibt den Caſinos und Leſezirkeln ihren Werth? Das Neue, nichts als das Neue, und immer das Neue. Das Neue iſt der lebendige Athem, der den todten Körper unſrer Zuſammenkünfte beſeelt, der Wind, der die Segel der matten Unterhaltung ſchwillt, und die ſtehende Sumpfluft der Langeweile verweht. Was führt dem Zeitungsſchreiber Abonnenten, dem Lehrer Zöglinge, dem Verkäufer und Arbeiter Kunden, öffentlichen Orten zahlreichen Beſuch, dem Profeſſor ſein Auditorium und dem Schauſpieler ſein Publikum zu? Der Reitz der Neuheit. Er bekehrt den Verehrer der Kritik der reinen Vernunft zur Wiſſenſchaftslehre, die Leſer des neuen rheiniſchen Merkurs zum Oppoſitionsblatte, die Anhänger der franzöſiſchen Gleichheit zu dem Glauben der Gefeſteten, Unbeweglichen, Hiſtoriſchen, dem zu Folge es außer der unfehlbaren Kirche des Kaſten- und Korporationsſyſtems kein Heil gibt; er gründet das Glück einer geſuchten Putzmacherin auf das Unglück einer verlaſſenen, und ſezt an die Stelle des komplizirten politiſchen Gleichgewichts das einfachere des Uebergewichts; ihm verdanken manche Schriftſteller ihren Werth, viele Weiber ihre Reitze, berühmte Leute oft ihren Ruf, und Bücher und Waaren ihren Abſatz. In der ganzen ziviliſirten Welt empfängt man ſich mit dem Gruße: Was Neues? und drückt ſo das erſte Bedürfniß und die erſte Angelegenheit der geſitteten Menſchheit aus.

So ſehr ich auch das Neue liebe, ſo erkläre ich mich doch, mit Erlaubniß des ſchönen Geſchlechtes, laut gegen die Pelzſtricke, mit denen es die Reitze eines Schwanenhalſes entſtellt. Sollten dieſe häßlichen Pelzſchwänze vielleicht einen türkiſchen Gebrauch nachahmen, nach welchem der Sultan jedem Paſcha, der ihm auf dieſer Welt zu viel iſt, gnädigſt einen ſeidenen Strick zuſender, an den er ſich hängen muß? Dieſer Vermuthung geben die in unſerm Zeitalter ſo häufigen guten Ehen und glücklichen Liebſchaften viel Gewicht. Auch weiß ich aus ſicherer Hand, daß manche Eheherrn und Liebhaber, die ohne dies gern in die Funktionen des Großſultans eingreifen, ohne ſeine Würde zu haben, dem abſcheulichen Pelzſtricke die Kraft des ſeidenen wünſchen.

Zierlicher trägt ſich der Mann, der aber leider! auch auszuarten beginnt. Wie niedlich kleidete nicht vor wenigen Jahren rundes lockiges Haar das Haupt des Jünglings! Ein ernſter Schnurrbart rückte mit ſeiner wilden Phyſionomie dem Geſichte drohend voran. Der ungebrauchte Säbel zog dem Manne, der an ihn geſchloſſen war, mit klapperndem Geräuſche nach, und eine Carmaniogle einfach und leicht, kleidete, kühlte und wärmte. Die Zeiten ſind nicht mehr. Nur hier und da ſteht noch Buſchwerk über den Ruinen eines zerſtörten Zwickelbartes, das, ein heiliges Denkmahl beſſerer Zeiten und eines beſſeren Geſchlechtes, der ausgearteten Gegenwart ihre Erniedrigung und das verlorne Glück ihres Beſitzers zeigt.

Ich weiß die Jahre noch ſehr gut, wo unſre hoffnungsvolle männliche Jugend, zart und gelenk, die feinſte Nürnberger Waare ausgeſtochen hätte. Das niedliche Köpfchen in Duodez war auf eine Kravate in Großfolio gepicht! dem empfindſamen zarten Körperchen gingen die Schuh- und Stiefelſchnäbel als Fühlhörner ſondirend voraus. Sie waren Parlamentäre, welche über den Anmarſch des nachfolgenden Armeecorps friedlich traktiren, damit die nachrückenden Füße ſich nicht feindlich begegneten.

Der zirkelförmige Körper war in ein Viereck von Röckchen gepflanzt und präſentirte den Mathematikkundigen eine ambulirende mathematiſche Figur, an der ſich die Quadratur des Zirkels demonſtriren ließ. Ein wohlriechender Duft umwehete die zappelnde Geſtalt, welche einer Mumie glich, aber ſich doch von ihr in dieſer Eigenſchaft unterſchied, daß dieſe innerlich, jene aber äußerlich durchbalſamirt iſt. Der gepuderte Kopf ſtund wie eine beſchneiete Alpenſpitze über den Schultern, und obgleich dieſe Leute mit den Schweizergebirgen ſonſt nichts gemein hatten, ſo fingen ſie doch wie dieſe ſchon tief unter dem gepuderten Gletſcher an, unfruchtbar zu werden.

Jetzt iſt die Kraft des Mannes wieder in den Bart gefahren, und wie ſo Manches in unſrer Zeit zur Kapuzinade geworden, ſo tragen die Zeitgenoſſen ſich gern wie Kapuziner. Für den Menſchen hat gewöhnlich Reiz, was er nicht beſitzt; und was man ihm verleiden will, darf man ihm nur in Ueberfluß und gemächlich geben. Die Unbärtigen ſehnen ſich darum nach dem Barte, den die Bärtigen los zu werden ſuchen. Ich rede von der

Sache nur im Allgemeinen und ſo im Vorbeigehen; denn bewahre mich der Himmel, daß ich das ſtruppige Haar verdamme, das üppig aus dem knappen einſeitig aufgeſtülpten Barrete quillt, oder die tiefen Beinkleider, in denen der Unterkörper wie in einer rauſchenden, wogenden Wolke ſteht, oder die nackte Bruſt, die am Jüngling wohl zeigen darf, was das Mädchen verbergen ſoll, oder den Anflug von Bart, der mit ſo viel Ausrufungszeichen, als er Haare zählt, unter dem jugendlichen Geſichte, ſagt: Schon ſo alt, und doch noch ſo jung! Wahrhaftig das Alles verdamme ich nicht; denn verdammen, wenn es nicht böſen Willen gilt, iſt meine Sache nicht. Auch möchte ich es mit den Inhabern obgenannter Dinge um keinen Preis verderben, weil ſie es damit ſehr ernſtlich meinen, und gerade über das Spaßigſte am wenigſten Spaß verſtehen. Es iſt keine kleine Weisheit, wenn man nicht vor der Zeit machen will, was ſich in ihr von ſelbſt macht, oder wenn man die Menſchen nicht nöthigt zu thun, wozu ſie ſich, vielleicht nur ſpäter, von ſelbſt verſtehen, läßt man ihnen ihren Willen. Darum Geduld! Die Zeit, die ganze Menſchengeſchlechter verhüllt, wird auch wieder einmal die nackte Bruſt zudecken, die ja ohne dies zu viel bloß gegeben iſt. Die Zeit, die tauſendjährige Wälder lichtet und fällt, die Völker aus einem Stande der Bildung in den andern führt, und Kronen von geſalbten Häuptern wirft, warum ſollte ſie nicht einſt wieder die jungen Bärte fällen und die Ueberfülle des Haupthaares lichten, das leichte Geſchlecht aus dem Abgrunde ſchwerer Pumphoſen heben und dem Geſichte der Jugend auch den Ausdruck dieſes ſchönen frohen und freundlichen Alters geben?

Nie und nirgends macht der Rock den Mann, den wahren innern nämlich, der auch außer den Aſſembleen, Zirkeln, Theatern und Judengaſſen etwas gilt. Ich bewundere Epaminondas in ſeinem friſchgewaſchenen Mantel, mit dem er die Blöße ſeines Leibes, wie Cäſar unter ſeiner Lorbeerkrone, mit der er die Blöße ſeines Hauptes bedeckt. Phocion in ſeinem einfachen groben Kleide iſt ein Held und Weiſer, da durch das zerriſſene des Antiſthenes Plato den zyniſchen Stolz deſſelben ſehen wollte. Wer eine Perücke trägt, weil es ihm an eignen Haaren fehlt, hilft einem Bedürfniſſe auf eine verſtändige Weiſe ab. Die ſich aber des eignen Haares berauben, um fremdes künſtlich auf den Kopf zu pflanzen, machen ſich unverſtändig zu Affen Andrer. Nichts kann ſchön ſeyn, was nicht wahr iſt, und das Wahre werden wir immer natürlich und einfach finden. In gleichgültigen Dingen macht es ein geſcheidter Menſch, wie die übrigen, in großen und wichtigen nach eigner Einſicht und Ueberzeugung, wo möglich beſſer als die andern, wenigſtens recht und ſo gut er kann. Viele meinen das Gegentheil, und thun es auch; den größten Werth legen ſie auf das Gleichgültige und Leichte, weil es gemächlicher iſt, ſich darin auszuzeichnen.

Laſſen wir der Jugend den närriſchen Ernſt des Alters; er kleidet ſie wenigſtens nicht ſchlechter, als das Alter der närriſche Leichtſinn der Jugend. Unter den vielen herrlichen Blüthen an dem kräftigen Baume ſind freilich auch manche taube; aber dieſe fallen ab, ohne der Frucht zu ſchaden, die ſich aus jenen entwickelt. Geht es auch manchmal etwas thöricht zu, dann müſſen wir doch geſtehen, daß es die Schuld der alten Thoren iſt, denen wir ſelbſt das Patent der Weisheit, oder wenigſtens der Wiſſenſchaft ausgefertigt haben.

Ich habe ein ähnliches Geſchlecht geſehen mit ähnlichen Prätenſionen und Schwachheiten — wie denn jedes nur eine, oft veränderte auch vermehrte, aber ſelten verbeſſerte Auflage des vorhergehenden iſt und ſeyn wird, ſo viele es deren auch, wie unſre beſten Schriften, z. B. Meidingers Grammatik und das Augsburgiſche Kochbuch von Sophia Juliana Weilerin, erleben mag, bis ſich am jüngſten Tage die letzte vergreift und der Satz abgelegt wird. — Daſſelbe Geſchlecht war ſo unmäßig und übermüthig im Fordern und Wollen, daß es ſich auf keine Weiſe behandeln ließ. Am Ende — wir ſtunden ja auf dem Markte und waren Zeugen —

hat daſſelbe, wie man zu ſagen pflegt, es ſehr wohlfeil, ja unterm Preiß gegeben. Darin eben liegt Troſt und Hoffnung, daß unſer Geſchlecht mit beweglicher Schrift geſetzt, und darum einer Korrektur und Reviſion fähig iſt. Vielleicht iſt das auch die Urſache, warum die Gefeſteten, Stehenden, Unbeweglichen, auch Hiſtoriſchen oder Ultra genannt, mit ihren Sprechern und Vertretern es gern für ſtereotyp erkannt hätten. Das aber langt ſchon aus dem einzigen Grunde nicht, den gewiß auch vornehme Leute gelten laſſen, weil alles Neue wegfallen würde, und ſomit auch der größte Reiz des Lebens, der Reiz der Neuheit.

Die Art von Thümlern und Unfehlbaren, die ich zu meiner Zeit geſehen, waren gewiß noch ſchlimmerer Natur. Sie glaubten ſteif und feſt an die Kirche der einen und untheilbaren Republik, was ich ihnen nicht zum Vorwurf machen will; aber ſie hielten die permanente Guillotine und die rothe Kappe für den Felſen, auf dem dieſe Kirche ruhen müſſe, worin ich mit ihnen nichts weniger als einverſtanden war. Einige von ihnen mußte ich im Jahre 1793 Du und Bruder heißen, obgleich ich ſie nicht kannte. Später, da ich ſie recht gut kannte, mußte ich ſie Messieurs nennen. Sie ſtünden wahrſcheinlich noch auf einem ſehr amikablen Fuße mit mir, wenn ich ihr beneidenswerthes Talent beſäße, mir Grundſätze wie eine Garderobe zu halten, die man nach jeder Mode und nach jedem Bedürfniſſe umſchneidern kann. Ich habe Grund das zu glauben, weil ſie ſelber mir ſagten, ſie hätten das gouvernement révolutionnaire mit ihrer Matelotjacke verlaſſen und die Konſtitution von dem Jahre 5 mit ihrem Wetzſteine angenommen.

Mein Freund Changeant, der jetzt Friedensrichter iſt, erzählte mir vor einigen Tagen, er ſey beim Ausbruche der Revolution ein entſchiedener Materialiſt geweſen. Ueber die Sache an ſich habe er freilich noch nicht nachgedacht, was im Grunde auch ſehr entbehrlich ſey; aber dies Syſtem wie der Atheiſm gelte was bei Hofe, und vor den neunziger Jahren habe man doch wirklich nichts höheres gekannt, als den Himmel von Verſailles. Da aber Robespierre das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele aufs Tapet gebracht, habe er ſich auf der Stelle zu dieſem Glauben bekannt. Seit dem habe er ſich einige Dutzendmal in dem Falle gefunden, zu wechſeln, doch halte er es jetzt mit den Ultra und den Miſſionären, weil nichts beſſeres zur Tagesordnung käme. Als er dies ſagte, gähnte er laut. Dieſe Art von Glauben, fuhr er endlich fort, hab ich ſchon ein halbes Jahrhundert, ſo ſcheint mir's, und er fängt an, mich wie die letzte Konſtitution, die mir auch zu lange Stich hält, ſchrecklich zu ennuyiren.

Mein Freund, der ſonſt à la Brutus friſirt war, jetzt aber die Haare à la Titus trägt, hätte noch lange über dieſen Text geprediget. Aber ich nahm mir die Freiheit, auch einmal zu gähnen; denn ich liebe das Neue nicht weniger, als Andre; und wenn mir auch der Menſch nicht zu viel geplaudert hätte, ſo enthielt doch ſein Gerede für mich nichts, was ich nicht täglich um denſelben Preiß haben konnte. Mein Freund, unterbrach ich ihn, Sie ſind wahrhaftig ein ſchweres Engagement mit den großen Männern des Alterthums eingegangen! Es wird nicht leicht ſeyn dieſe Seelengröße, dieſe glühende Liebe des Vaterlandes und die erhabenen Tugenden eines Titus und Brutus zu erreichen. Wie! rief er, Sie ſind ſehr myſteriös. — Nun, ſagte ich, tragen Sie denn dieſen Kopfputz nach dem Beiſpiele der Römer nicht aus demſelben Grunde, aus welchem Alexander Homers Iliade in der Taſche nachführte und Mendelſohn das Bild Leſſings neben ſeinem Bette aufhing, nämlich um ihre Ideale, die ſie zu erreichen ſtrebten, ſtets gegenwärtig zu haben? O que non! lachte er mich an, all das Zeug kümmert uns, ma foi, ſehr wenig, il ne s'agit que de ce qui est à la mode, und hüpfte fort.

Da ſtand ich nun, und gaffte dem luſtigen ſchmunzelnden Dinge nach, und fuhr, wie aus einem Traume erwachend mit der linken Hand über die Stirn. Wie! ſagte ich, wenn dir der Menſch da unſchuldiger Weiſe zur Anſicht einer großen Wahrheit geholfen hätte, die mir Necker's ſchönes Werk über die franzöſiſche Revolution nicht geben konnte! Freilich iſt dies leichte Geſindel mit der Wahrheit weder befreundet noch verwandt. Aber man ſoll im Reiche des Zufalls, — und das iſt ja für uns kurzſichtige Weſen dieſe Welt — keine Kraft für unbedeutend anſehen, weil ſie kleine Urſache großer Wirkungen werden kann. Das iſt ohne dies ſo die rechte Art, wie der Menſch von jeher unſchuldiger Weiſe mit der Naſe auf wichtige Entdeckungen fiel, die er nicht ſuchte.

Die Mode alſo wäre der gewaltige Hebel, welcher das Große für eine Ewigkeit geſchaffen, aus ſeinen Fugen hebt, und dem Unbedeutenden Anſpruch auf Vergötterung giebt! Läßt ſich denn auch wohl die Ebbe und Fluth der bis auf den heutigen Tag erſchienenen Konſtitutionen, Charten und Geſetze aus dieſem Prinzip erklären? Laßt es uns verſuchen.

Warum reſignirt das Frauenzimmer auf rundes lockiges Haar, in deſſen leichten Ringeln tauſend Amoretten ſpielen, und ſtülpt aufs niedliche Köpfchen einen borſtigen Kehrwiſch? Kann ich nicht ſagen, weil die öffentliche Meinung den natürlichen Putz, welcher natürliche Schönheiten verſchönert, proſkribirte, und den über das Haupt gepflanzten Weihwedel an die Tagesordnung brachte? Es iſt nichts mehr und nichts weniger als Beſcheidenheit des Frauenzimmers — dieſe Tugend iſt dem ſchönen Geſchlechte beſonders eigen —, daß es nicht den täglichen Wechſel ſeines Anzuges, der Materie und Form nach, auf die großen Springfedern der opinion publique ſtützt, wie es eine tadelnswerthe Pedanterie des Politikers iſt, daß er die Nothwendigkeit des Wechſels der Staatsgarderobe nicht geradeswegs aus dem Prinzip der reinen Modelogie *) herleitet.

Dies Letzte kann ich ſtreng beweiſen, wenn mir es darum zu thun iſt. Was wurde immer hitziger und heftiger debattirt, als das Koſtüm? Auf was wurde je mehr Gewicht gelegt als auf Rock, Hoſen und Hut, weil dieſe Stücke, in den Augen des Publikums, ein zweibeiniges Weſen zum Manne qualifiziren? Was lärmt ihr denn ſo ſchrecklich gegen das aufgetriebene Halstuch über der platten Bruſt? Den Betrug wollt

---

*) Reine Modelogie, oder Wiſſenſchaft der Moden aus Prinzipien nach Kant'ſchen Grundſätzen kritiſch bearbeitet. Unter dieſem Titel erſcheint zu Michaelis ein Werk von mir, durch das ich mir Ruf und dem Publikum Freude machen werde. Da auf Kanzeln, in Schulen, in der Kirche und in dem Keller, an Seſſions-, Billard- und Wirthstiſchen alles nach Grundſätzen a priori abgethan wird, ſo will ich dem Frauenzimmer bei der Toilette mit einem ähnlichen vortrefflichen Werke über die Moden, ein gewichtvolles Geſchenk machen.

ihr rügen, daß der reizende Umriß, den euch das aufgeblähete Kleid lügt, die Wirklichkeit nur äffe? Sylbenſtecher, iſt's bei eurem Koſtüm anders? Könnt ihr den Rock in Ruhe laſſen, der euch dieſen oder jenen Mann andeutet, welcher nun leider im Rocke nicht iſt, ſo laſſet, ich bitte euch, das Halstuch in Frieden, deſſen aufgetriebene Ründung eine Bruſt andeutet, die auch nicht iſt. Erkläret dieſe Abgötterei, gegen die ich eine Sekte von Bilderſtürmern aufrichten möchte, zur Ehrenrettung unſrer Nebenmenſchen von beiderlei Geſchlechte, für eine Figur, von der in Poetika in dem Abſchnitte — Signum pro re gehandelt wird.

Ich war eben im Begriffe, mich in tiefe Meditationen über dieſes Kapitel zu verlieren. Ich dachte an Mirabeau, Barnave, Briſſot, Marat und Robeſpierre, die wie Meteore am politiſchen Horizonte flüchtig auf- und untergingen, und an beeidigte und unbeeidigte Prieſter. Pichegru und Rewbel, die Kriegserklärung an die Palläſte und der Friedensgruß an die Hütten Hand in Hand mit der Umwälzung der altſchweizeriſchen Verfaſſung zogen in ſtillem Ernſte an meiner Seele vorüber. Ich ſah im Geiſte die groſe Mutterrepublik mit ihren jungen Töchtern in Holland, Helvetien und Italien, die ſeit fünf und zwanzig Jahren gefallenen Miniſter, geſcheiterten Projekte und mißlungenen Verſuche, die vielen amis du peuple, die das Volk betrogen, das Journal des hommes libres, in dem ich allerlei, nur keine freien Menſchen fand, den Conservateur, die Quotidienne, den Indépendant, Hebert und Henriot, Chateaubriant und den Hrn. von Marcellus, den König Ferdinand als Prinzen von Aſturien in Bayonne, und dann auf dem Thron von Spanien, die Jeſuiten, die Inquiſition, das philoſophiſche Jahrhundert und die konſtituirende Verſammlung, das große Kaiſerreich und den Gefangenen auf St. Helena, Marengo, Jena, Auſterlitz und Waterloo, den Mainzer Klub und die Unterſuchungs-Commiſſion, die ewige Cadixer Expedition, und die unverwüſtlichen Hoffnungen der Ariſtokraten, die Landwehr, und die Janitſcharen in Aufruhr gegen den großen Bairaktar, den Frieden von Luneville und den von Paris, meine erſte Liebſchaft und den letzten Walzer, den ich getanzt. Wahrhaftig, rief ich, der Menſch müßte toll werden, wenn er es nicht — wäre. Da ſtieß mir Azel auf.

Azel iſt mein Freund, denn er hat mich nur ſieben Mal denunzirt; einmal im Jahre 7 als einen Moderirten, und dann ungefähr ſechs Monate ſpäter als einen wüthigen Jakobiner. Auch hat er auf eine edle Art ein Gerede unter die Leute gebracht, ich hätte mir in einem Jahre, ſo per fas et nefas, achtzehentauſend Franken zuſammengeſparet. Durch die großmüthige Vermittelung meines theuren Freundes galt ich einige Wochen für ziemlich reich. Aber Azel, der es beſſer mit mir meinte, als Thomas Payne mit der engliſchen Bank, und Pitt mit den Hülfsquellen Frankreichs, war doch endlich unfähig meine Geldreputation zu ſouteniren, und es ging mir, wie jedem, der mehr ſcheint, als er iſt: ich ward bald in den Augen des Publikums, was ich wirklich war, nämlich arm; aber den ſoll doch der Teufel holen, der mir à la Azel nahe kommt!

Der Kerl hatte mir's nachgetragen, daß ich unter der Direktorialregierung den Gedanken äußerte: daß mir die Menſchen, welche während der Revolution zu ſchnellem Reichthume gekommen ſeyen, verdächtig wären. Darauf ſchrieb er heimlich in die Hauptſtadt: ich führe eine Contrerevolution im Schilde, und verleumde das Gouvernement öffentlich. Das machte mir viel Verdruß.

Gleich nach dem 30. Prärial, vielleicht eine Dekade nach dem angeführten Vorfalle, kamen wir wieder zuſammen. Da konnte er nicht begreifen, auf welche Art eine Bête von Kerl wie Rewbel ſich zur Allmacht über ein ganzes aufgeklärtes Volk habe hinaufſchwingen können. Ich hätte ihm gern geſagt: das machen gerade ſo Leute, wie Du und Deines Gleichen möglich.

Einſt ſagte ich von Buonaparte, ehe er noch erſter Conſul geworden war, er könne größer ſeyn als Cajus Julius Cäſar, und das ſagte ich, ſo wie in den Bart; denn über das, was mir ſehr werth iſt, z. B. über die beſte Staatsverfaſſung, Beſtimmung des Menſchen, Gott, Freiheit, Unſterblichkeit und meine Frau rede ich nicht gern mit Andern. Aber der lauernde Azek hatte das Ding aufgefangen, und ſtellte mich darüber zur Rede.

Was ſollte ich lügen, und gar noch vor einem ſolchen Kerl? Der — ich bin es — ſchrieb er wieder in die Hauptſtadt, iſt eine Schwanzfeder von der Partei der Gironde. Er ſinnet auf die Einführung der Diktatur. Ich ſetze meine Ehre daran, daß er ein Agent von Pitt und Koburg iſt.

Dieſe Leute haben gut daran ſetzen. Das Spiel iſt gewonnen in ihrer Hand, weil ſie, im Falle ihre verwegenen Finger eine Niete ziehen, nichts als ihren Einſatz verlieren, der ſelbſt eine Niete iſt. Diesmal machte mir die Verleumdung meines Freundes keinen Verdruß, weil die Denunzianten anfingen im Kurs zu verlieren, wie weiland die Aſſignaten. Auch weiß ich wirklich keinen Unterſchied zwiſchen beiden, als den, daß dieſe Lumpenmünze waren, und jene Lumpenkerls ſind.

Dieſer Azel und die Azelianer haben mir viel zu ſchaffen gemacht in meinem Leben. Da ich nicht an die unfehlbare Juſtiz der Revolutionsgerichte und der permanenten Guillotine glauben wollte, verkündete Azel, ich ſey ein eingefleiſchter Ariſtokrat, und verdiene als ſolcher mit allen Volksverräthern daſſelbe Schickſal. Auf Beſſerung dürfe man bei mir ohne dies nicht zählen, weil ich mich nie à la hauteur de la révolution aufzurichten vermöge.

Nicht lange nachher fiel die rothe Mütze ganz. Azel merkte das, fühlte den günſtigen Wind aus einer andern Gegend wehen, und ſprang ſogleich mit der Windfahne um. Nun behauptete er laut und öffentlich, kein ehrlicher Mann habe je einen Klub beſucht oder gar Haß dem Königthum geſchworen. Ich hatte freilich Beides nicht gethan, aber doch eingeſehen, daß man Verführer von Verführten, Betrüger von Betrogenen, aufrichtige ehrliche Enthuſiaſten von Eigennützigen und Herrſchſüchtigen, Schwachköpfe von Schurken und Dieben unterſcheiden müſſe, und konnte nicht alle Jakobiner und Klubiſten für Spitzbuben, Räuber und Mörder halten. Da rief Azel: Seht ihr den Unverbeſſerlichen? Fragt nur nicht weiter, wer die ſchrecklichen Septembertage angeſtellt! Er iſt's, er oder keiner.

Unter dem Kaiſer gab mich Azel als heimlichen Republikaner an, der mit Carnot, Lanjuinais und Gregoire die letzten Federn an dem Schweife Robespierre's bilde.

In einer Adreſſe erbot er ſich zu beweiſen, auch, auf Verlangen, feierlich zu beſchwören, daß die ganze Galerie Plutarchs nicht den Werth des einzigen Schattenriſſes von Napoleon dem Großen habe, der übrigens auch nicht, wie man fälſchlich und boshaft verbreite, von gemeiner Abkunft ſey, ſondern ſein erlauchtes Geſchlecht von einer altadelichen Familie ableite, die ſchon im Mittelalter ſehr berühmt geweſen. In dem ruſſiſchen Feldzuge ward Azel gegen Napoleon zum Erfrieren kalt, und trat, nach der Schlacht von Leipzig, auch förmlich ſeinen Rückzug an. Unter dem glorreichen Proviſorium von Mainz ſchrieb er, doch ſo, daß es der Oberbürgermeiſter leſen konnte: die Befreiung des menſchlichen Geſchlechts habe erſt wahrhaft und wirklich mit der gemiſchten Verwaltung dieſer Stadt begonnen; an Buonaparte aber habe ſich klar erwieſen, was er früher von ihm behauptet, daß er weder Feldherrntalent, noch Charakter oder irgend eine vorzügliche Eigenſchaft beſitze, dagegen in gerader Linie von Ariman oder Typhon abſtamme. Da ich das Unglück hatte, von allem dem faſt nichts zu glauben, ſo klagte mich Freund Azel als einen Feind der hohen verbündeten Mächte an, deren einziges Beſtreben das Glück der Welt auf ewige Zeiten zu begründen, ich verſtockt verkenne, weil ich ein ausgemachter Buonapartiſt und Anhänger des verruchten Welſchthums ſey.

In der neueſten Zeit erkühnte ich mich in einer Geſellſchaft zu behaupten, Sand ſey kein Brutus, auch Löning kein Caſſius; den jüngern Brutus halte ich zwar für einen reinen Menſchen voll ſchöner Begeiſterung; durch Cäſars Ermordung aber habe er Rom den Freundſchaftsdienſt geleiſtet, durch den der gutmüthige Bär dem Einſiedler beigeſprungen ſey. Was nun das herrliche Buch Teutſchland und die Revolution betreffe, ſo müſſe man es als die wahre Apokalypſe des Verkünders unſrer Erlöſung durch die allein glücklichmachende Ariſtokratie betrachten. Da ſchrie Azel, ich ſey ein Fürſtenknecht, und werde, wie er aus authentiſcher Quelle wiſſe, von Regierungen bezahlt, den Beweis wolle er ſich auf gelegene Zeiten vorbehalten. Was Azel geſchrien hatte, ſchrie die Zunft ihm nach, obgleich ſie wußte, daß ſich die eignen Zunftmeiſter und Altgeſellen hatten bezahlen laſſen. Dagegen konnte indeſſen Niemand etwas haben, weil die Sünden Azels bei den Azelianern für Tugenden, die Tugenden der Anti-Azels aber für Sünden gelten. Das Geſchrei wollte doch diesmal keinen rechten Eindruck machen, ſo laut es auch einige Plattköpfe wiederholten. Die Azel'ſchen Künſte fingen an bekannt zu werden, und ſie verloren den Reiz der Neuheit.

Dieſer Freund nun ſtieß mir gerade auf. Was Neues, Freund Azel! fragte ich, da ich ihm nahe kam. Was das für ein Mann iſt! rief er, und drückte mir die Hand. Aber wer denn? ſagte ich verlegen, weil mich die Angſt überfiel, er möchte mich loben, in welchem Falle er immer etwas böſes gegen mich auf dem Herzen hatte. Wer! war ſeine Antwort, wer anders als der allergnädigſte neue Landesfürſt? — Und wie gehet es Ihnen denn? fiel ich ihm in die Rede, um den guten Fürſten nicht durch Azels Elogen beſudelt zu ſehen, und ließ ſeine feuchte Hand fahren. Mir gehet es, erwiederte er, nun wieder, Gott ſey Dank! recht gut; denn ich bin prächtig angeſtellt im Kontributionsfache. So! ſo! murmelte ich. Die Noth hat, wie ich ſehe, den Menſchen auch an Gott glauben gelehrt. Vor vielen Jahren bewies er im Viehhofe am Wirthstiſche, es gebe keinen Gott, und fand für dieſen erhabenen Grundſatz mit jeder verſchluckten Bouteille einen neuen Beweis. O du elender Menſch! dachte ich bei mir, weil du Brot haſt und Nahrung, du Wicht, deswegen iſt der Fürſt ein unvergleichlicher Regent, das Daſeyn Gottes dargethan und die Vorſehung gerechtfertigt! O ihr, denen der Magen bis an die Kehle reicht; die das Herz leicht entbehren, weil der Bauch ſeine Dienſte gut verſiehet! Ihr Schmeichler, ihr Schmarotzerpflanzen, die ihr euch immer an das Große und Mächtige anklammert, um auf ſeine Koſten auch in die Höhe zu kommen! Ihr Schmeißfliegen, die ihr nur der wärmenden Sonne des Glückes nachziehet! ihr ſcheußliches Ungeziefer, die ihr nur den Mai mit ſeinen Blüthen liebt, um von ihnen zu freſſen, und zur Vergeltung euren Unrath hineinzulegen — ich verachte euch! und doch, doch darf man euch nicht reitzen. Ich will es auch nicht thun.

Es iſt ein abſcheuliches Ding, um die Eigenliebe. Sie hält es mit unſerer heiligen Perſon, wie die Geographie der Chineſen mit ihrem Lande. Wenn dieſe das Kaiſerthum China in die Mitte der Erde verlegt, ſo macht jene uns zum Mittelpunkte der Schöpfung. Sie iſt die fürchterlichſte Feindin des Menſchen, weil ſie ihn unglücklich und lächerlich zugleich macht. Sie erhöhet ihre Lieblinge zu Meiſtern ohne Nachahmer und zu Predigern ohne Zuhörer. Ohne ſie würde Pompejus größer als Cäſar, und Cicero größer als Cato ſeyn.

Wahre Größe beherrſcht den Menſchen, geborgte wird ſein Sklave, um dadurch ſein Herr werden zu können.

Der Menſch, deſſen Kräfte ſich erſchöpfen aber der Muth nicht, kann bezwungen aber nicht beſiegt werden.

Wenn dieſes Leben ein Schauſpiel iſt, in dem jeder eine geborgte Rolle neben ſeiner eigenen natürlichen hat, und wo der Eigennützige um den Ertrag der Eingangsgebühren und der Beſſre um Beifall, zum Beſten der Armen, oder zum Zeitvertreibe ſpielet, ſo iſt gewiß, daß die am glücklichſten ſpielen, welche die Leidenſchaft des Spielers mit der Nüchternheit des Publikums zu paaren wiſſen.

Gut war es, daß aus dieſen Betrachtungen, die mich nicht ſehr günſtig für eine Unterhaltung mit Azel ſtimmten, mich ſein nacheilender Hund riß, der freundlich an mir hinaufſprang. Ha! Koſak! rief ich dem Thier koſend zu; dir iſt ja wohl Koſak! haſt du vielleicht auch eine Anſtellung im Kontributionsfache?

Pſt! ſchrie Azel — Stille doch! Nennen Sie mir um's Himmels willen den Hund nicht mehr Koſak! Ei mein Gott, ſagte ich, heißt er denn nicht ſo von Kindesbeinen an? Ruhig! fiel mir Azel ein, nur ruhig! Ich will es Ihnen ſchon begreiflich machen. Wiſſen Sie, wie gegenwärtig unſer Gouvernement, fragte er bedeutend, mit dem Hofe des mächtigſten Reiches in Europa ſtehet? Nun ja, antwortete ich, es iſt ein Meiſterſtück der Politik. Ich rechne dieſes freundliche Zuſammenſtimmen unſrer Regierung und jenes Hofes zu den fruchtbarſten Begebenheiten der Zeit, die an fruchtbaren Begebenheiten ſo reich iſt. Nicht wahr? fragte Azel triumphirend, hab ich alſo nicht recht, daß ich meinen Hund Iſak umtaufte? Merken Sie wohl, welche wichtige Gründe ich dazu hatte? Hätte man nicht vermuthen können, ich habe gegen die Macht etwas auf dem Herzen, die gut mit uns ſteht, und vielleicht einmal die Vormundſchaft über Europa erhalten kann? Bewahre Gott! daß ich mich meines Hundes wegen bei dem Gouvernement ſollte verdächtig machen! Was verliere ich oder der Hund bei der Namensveränderung? Er höret ſo gut, wenn ich ihm Iſak, als wenn ich ihm Koſak rufe, und Sie begreifen und bewundern gewiß meine politiſche Vorſicht?

Ja, ja, ſagte ich, das gehet dem lieben Vieh beiläufig ſo, wie dem Menſchen. Es nimmt auch gutmüthig ähnliche Worte für ähnliche Sachen. Aber behaupte mir jetzt noch einer, fuhr ich pathetiſch fort, es gebe keine Spartaner unter uns! Kann der Menſch mehr Bürger ſeyn, als es mein Freund Axel iſt? Sogar die Allianzen und Verträge ſeiner Regierung werden in ſeinem Herzen Freundſchaftsbündniſſe mit ihren Alliirten. Ja, vorſichtig ſind Sie, Freund, das muß wahr ſeyn, und politiſch, ſehr politiſch ſind Sie auch.

Mein Wahlſpruch iſt, ſagte Axel: Man muß mit dem Strome, und nicht gegen ihn fahren, wenn es geſchwind und leicht gehen ſoll. Alles in der Welt hat ſeine Ebbe und Flut. So wie die Wogen des Glückes, welche einen Menſchen tragen, ſich zurückziehen, ziehe auch ich mich von ihm zurück, und wenn er mein beſter Freund wäre, damit ich nicht neben ihm auf den Sand gerathe. Ein geſcheitter Schiffer paſſet jeden günſtigen Wind ab, und braucht ihn. Das Glück allein hat

Freunde; und da, wo es als eine Gottheit angebetet wird, iſt eine Verſchwörung gegen den Unglücklichen ein Bund mit Gott. Warum ſoll ich nicht den verlaſſen, der von Gott verlaſſen iſt? Wer möchte nicht gern zu den Rechtgläubigen eines Landes gehören, die in ihm doch allein ſelig werden?

Ganz unrecht hat er nicht, dachte ich, aber folgen kannſt und magſt du ihm doch nicht. Ich bin, ſagte ich, um auch etwas zu ſagen, mit der gegenwärtigen Regierung recht wohl zufrieden. Nur zwei Stücke fordere ich von ihr, die ſie mir auch gern gewähren wird: erſtens, daß ſie die Sache der Religion, und zwar einer jeden Religion der Aufklärung und dem Herzen der Bürger überläßt, und zweitens, daß ſie keinen Unterſchied zwiſchen den Bürgern theoretiſch anerkennt und praktiſch macht, als den, welchen Talente und Tugenden bilden. Azel ſah mir grämlich ins Geſicht und ging mit einem Blicke von mir, der mir deutlich bewies, daß er geſonnen ſey, mich als einen Anſpinner demagogiſcher Umtriebe zu denunziren.

Was wollt ihr, gutmüthige Thoren, mit eurer Tugend und Weisheit in dieſer Welt, mit dieſen Menſchen? Solche Waare iſt auf unſern Märkten nicht geſucht. Bedenkt, was Sokrates, Phocion, Ariſtides, Chriſtus, Thomas Morus, den Grachen, de Witt, Bailly und Tauſenden, die ihnen ähnlich waren, begegnet iſt, und habt den Muth, für Wahrheit und Recht zu handeln und zu ſprechen! Wann und wo hätte das bethörte Volk ſeinen eignen Erlöſer nicht gekreuzigt, den Gauklern und Bonzen ſich nicht willig hingegeben? Gewalt müßt ihr haben, wenn ihr bei ihm was gelten ſollt, Gewalt, die alles darf, der alles vergeben wird, bei der ſelbſt das Laſter ſich in Tugend, der Unſinn in Weisheit, die Schande in Ehre umgeſtaltet. Hungrig und feig liegt der Menſch vor den Stufen des Altars, auf dem die Gewalt als ſeine Gottheit ſteht, heuchleriſche Gebete ſtammelnd, von bettelnder Unterthänigkeit in Staub gedrückt. Freilich, iſt die Gewalt dahin, dann wird der Elende, den ſie verlaſſen, in Koth geſtoßen, und der Niederträchtige rächt die Schande ſeiner Niederträchtigkeit an dem gefallenen Götzen. Dafür iſt er aber auch ſo dankbar gegen das verkannte Verdienſt, als er eben gegen den Mißbrauch der Macht gerecht geweſen; er errichtet ihm im Tode Bildſäulen und Altäre, nachdem er es im Leben gemartert und gemordet hat.

Sey ein Thor, wenn du mit Thoren leben willſt, ein Beutelſchneider in Geſellſchaft von Beutelſchneidern. Fühlſt du aber in dir die Luſt und den Beruf, den Athem in zweckloſer Anſtrengung auszukeuchen, dich raſlos abzumühen, um nie von der Stelle zu kommen, dann werfe dich in den Strom und ſchwimme gegen ihn —, mache die Menſchen weiſe, glücklich und beſſer.

Wem gehörte von jeher die Welt? Laßt es euch die Geſchichte ſagen, die bei der frommen Miene, die ſie anzunehmen ſucht, es nicht verbergen kann; fragt eure Zeit, und in welchem Kreiſe ihr auch leben mögt, eure Umgebung! Rameau's Neffe iſt der wahre Weiſe, und die große Welt bekennt ſich ganz zu ſeiner Schule, nur daß ſie die garſtige Lehre durch einen ſchönen Ausdruck zu veredeln weiß. Die Menſchen beſſer, weiſe und glücklich machen! Verſucht es, und tragt mit den Danaiden Waſſer in das durchlöcherte Faß; drückt mit dem Siſyphus den Stein den Berg hinauf, ſo oft er euch ins Thal zurückgeworfen hat. Beſſer mögt ihr euch bei dem Rathe jenes klugen Mönchs befinden: der ſagt: »Thut eure Schuldigkeit, ſo gut es geſchehen »kann; gedenkt immer mit Lob und Ehre des Herrn »Priors, und laßt die Welt übrigens gehen, wie ſie »Luſt hat.« Verbergt mit ſcheuer Sorgfalt jede große Tugend, jede große Kraft des Geiſtes, wenn ihr unglücklicher Weiſe ſolche haben ſolltet. Alle Größe demüthigt die Gemeinheit, und empört den hohen und niedern Pöbel gegen ſich. Eure treffliche Natur kann euch nicht retten; dreißig Wespen jagen ein tüchtiges

Roß, ſelbſt einen Löwen müde, und wahrhaftig die Geſellſchaft hat Tauſende von ſchlechten Inſekten für ein edles Thier. Werdet Seiltänzer, Kartenſchläger und Tagdiebe, aber vornehme; lernt Zoten reißen, euch als Zielſcheibe des platten Witzes hoher Gäſte ausſtellen, den Himmel alles Trefflichen und Großen auf die gemeine Erde ziehen, damit das Volk auf dieſer, zur eignen Scham und Demüthigung, an jenen nicht mehr glauben muß; werdet Spaßmacher und verſteht die Kunſt mit Spiel und Tand die Zeit zu tödten. »Die Tugend »fordert Ehrfurcht,« ſagt Rameau's Neffe, »und Ehr»furcht iſt unbequem. Die Tugend fordert Bewunde»rung, und Bewunderung iſt nicht unterhaltend.« Lernet ſchmeicheln und lügen. »Die Lüge,« ſagt Rameau's Neffe, »die uns ſchmeichelt, ſchlingt man in vollen »Zügen hinab, und koſtet Tropfen für Tropfen die »Wahrheit, die uns bitter iſt.« Seyd pfiffig, verſchlagen, verrucht und ſeht auswendig wie eine Kirche aus, wenn auch inwendig ein Spiel- und Hurenhaus ſteht. Darum ſind auch Talente gar nicht zu verachten, wenn man ſie gut zu brauchen weiß. »Ich wünſchte mir Ta»lente,« ſagt Rameau's Neffe, »nicht um die Wahrheit »zu ſagen, ſondern um die Lüge gut zu ſagen.«

Ja, wer das Alles ſo kann! Biegt ſich aber die ſtörrige Natur nicht geſchmeidig nach dieſer Lehre, was dann machen? Nichts. Hat euch die Natur verdorben, dann bringt euch keine Kunſt zurecht; denn die Natur iſt ſtärker als die ſtärkſte Kunſt. Der Adler lernt ſo wenig kriechen, als die Kröte fliegen. Quält euch nicht; ihr würdet das Lehrgeld nie bezahlen. Sezt euer Leben darum in die Ausgabe, und die nachſichtige Welt mag es euch vergeben, daß eure heterogene Art ihr wie ein läſtiges Oberbein, wie ein drückender Höcker angewachſen iſt. Jezt wenigſtens ſeyd ihr nicht zu brauchen, jezt, wo nur Seelen und Geiſter kurſiren, die das Gepräge der gangbaren Münze haben. So iſt's; darum will ich denn auch ehrlich bleiben und krumm heißen.

In dieſen Gedanken war ich auf die Anhöhe von Hochheim gekommen, ohne es zu bemerken. Ich ſah gegen Weſten. Aus dem Feuermeere der untergehenden Sonne ſchlugen die Purpurwogen hoch über leichten getheilten Wolken zuſammen. Es war ein ſchöner Frühlingsabend. Freudeliſpelnd wühlte der Weſtwind in jungem Geſträuche und grüner Saat und plätſcherte muthwillig in den leichten Wellen der ſtillhinabgleitenden Ströme, die ſeiner Umarmung fröhlich entgegenhüpften.

Ich will euch nicht mehr tadeln, Menſchen, meine Brüder! auch im Scherze nicht mehr. Ein Menſchenleben iſt ſo klein, ſo wenig. Wie können wir uns haſſen, verfolgen und verleumden in dieſem engen armſeligen Leben und um die Armſeligkeiten dieſes armſeligen Lebens?

Ach! die Erfahrung iſt ſchmerzlich aber wahr: die Blicke unſrer Freunde folgen uns nur ſo lange ſegensvoll, als ein ſchmeichlender Wind uns über die Wogen dieſes Lebens trägt; aber jeder gehet uns fremd in ſeine ſichere Hütte, wenn ſich ein Gewitter über unſerm Haupte zuſammenziehet. Ja — ich fühle es — mit kannibaliſcher Luſt habt ihr mein wundes Herz zerriſſen, ihr hättet mich mit Freuden Ugolino's Tod ſterben geſehen! — — Doch kann ich euch nicht zürnen. Ich haſſe euch nicht. — Der Engel der Verſöhnung trete zwiſchen euch und mich!

Die Sonne war untergegangen. Einzelne Sterne funkelten am Himmel. Immer dunkler und dunkler hüllte ſich die Gegend in eine feierliche Stille.

O ich vergebe euch nicht mehr, meine Brüder! Was hätte ich euch auch zu vergeben? Nur irren, nur fehlen kann der Menſch hier, nicht ſündigen; und verdient der irre geleitete Fehlende nicht mehr unſrer Liebe als unſern Zorn? Ja ich liebe euch — Alle — Alle — auch die, welche mich haſſen; und gelänge es euch, die Liebe in meinem Herzen zu erſticken, das Wohlwollen erſtickt ihr nicht in ihm.

Warum macht der Gedanke an den Tod den Menſchen groß? Weil er Alles, was ihn in dieſem Daſeyn quält und erniedrigt, mit ihm in den Sarg niederlegt, und wir nur das, was uns erhebt, gut und muthig macht — die Tugend, Liebe und Freiheit — über das weite Grab des Lebens — die Erde — hinausreichen ſehen.

Die Augenblicke, in denen der Menſch ſich groß und göttlich aufrichtet, fahren nur wie flammende Blitze durch das dunkle Leben.

In der ganzen Natur greift ein Weſen mit liebendem Arme ſich haltend nach einem verwandten. Wie ſoll der Menſch aufrecht ſtehen, wenn er allein iſt?

Iſt das Jahrhundert noch fern, in dem wir einſehen, daß die höchſte Tugend auch die höchſte Weisheit iſt?

Wir Menſchen haben, wie der Planet, den wir bewohnen, eine zweifache Bahn zu durchlaufen zur Erreichung unſrer Beſtimmung. Die eine, welche eine Bewegung um unſre eigene Axe iſt, führet uns von dem Morgen unſres Daſeyns bis zum Abend deſſelben, und in ihr vollendet ſich unſre individuelle Beſtimmung. Dieſe iſt freilich nicht für Jeden dieſelbe, aber doch für Jeden erreichbar. Wie der Mittelpunkt eines Zirkels liegt ſie von jedem Punkte der Peripherie gleichweit entfernt, obſchon jedes Individuum von ſeinem eigenen Standorte in derſelben bis zu ihm ſeinen eigenen Weg hat. Auf der andern Bahn wandelt das ganze menſchliche Geſchlecht den Pfad ſeiner Beſtimmung. Sein

Tag iſt ein Jahr, ſein Mittag und Abend ein fruchtſchwerer Sommer und Herbſt.

Es muß ein beßres und darum glücklicheres Zeitalter kommen, in welchem der Krieg der Vernunft mit der Sinnlichkeit geendet iſt; in dem die Entdeckung eines ungekannten erlaubten Genuſſes und einer ungekannten Wahrheit für gleich wichtig gehalten wird; wo die Pſychologie die Seelenkräfte ſo wenig in höhere und niedere, als die Politik die Landesbewohner in edle und unedle abtheilen wird.

Der Menſch wird ſeine Pflichten erfüllen, ſobald er in der Verletzung derſelben nicht mehr ſeinen Vortheil findet; aber gewiß nicht, wenn er dieſelben zu beweiſen und zu zergliedern verſteht.

Die Gebote Moiſes, deren jedes uns mit einem grellen Du anfährt, werden wahrſcheinlich erſt gehalten, wenn ſich alle Menſchen auf den Fuß der Gleichheit miteinander geſetzt haben, daß ſie Du und Du zu einander ſind; denn jetzt ſcheinen ſie nur die zu verbinden, welche man anſtandeshalber duzen darf.

Dieſem glücklichen Zeitpunkte werden wir uns nähern, wenn wir dem durch die Staatswirthſchaft ſo dringend empfohlenen Grundſatze einer höchſt möglichen Vertheilung der Arbeit bei der moraliſchen und intellektuellen Bildung des Menſchen entſagt haben. Was gewinnen wir wohl, daß wir gut zu ſchreiben wiſſen, aber ſchlecht handeln? Wenn nach Adam Smith die Stecknadeln dadurch beſſer und wohlfeiler werden, daß eine jede durch achtzehn Hände muß, ehe ſie fertig iſt, werden wohl die groſſen Thaten gemeiner und größer, weil der Romanenſchreiber ſie entwirft, der Moraliſt zergliedert und abwägt, der ſeltne Menſch vollendet und der Geſchichtſchreiber erzählt? Weiß nur einer wie Cäſar zu handeln, wie Cäſar zu ſchreiben lernt er gewiß.

An Regeln, Grundſätzen, Kritiken und Philoſophien der Schönheits-, Sitten- und Rechtslehre fehlt es uns gewiß nicht, und doch ſind wir nicht im Stande, die verſtümmelten Antiken *) zu ergänzen. Dies ſollte uns doch auf den Gedanken bringen, daß wir nicht ſo ganz auf dem rechten Wege ſeyen.

---

*) Ich meine hier nicht allein die todten Meiſterwerke der Kunſt, ſondern auch die lebendigen der Staatsverfaſſung, Religion und Erziehung überhaupt; denn in der Porträtenſammlung Plutarchs fehlen Epaminondas und Scipio.

Der Tod des Pythagoras.

Schweigend und traurig wandelten in einem ſtillen Thale, bei der Stadt Metapont, Lyſis von Tarent, Timäus von Lokris und Euriphames von Syrakus, drei Zöglinge des Pythagoras. Sie erwarteten hier ihren Lehrer, der, von den Menſchen verfolgt, Sicherheit in der einſamen Natur und unter wilden Thieren ſuchte. Da ſie, gegen das Ende des Thales, in die Nähe eines Waldes kamen, ſagte Lyſis zu ſeinen Gefährten: Laßt uns unter dieſem Felſen verweilen, der ſchwindelnd in das Thal herabſieht, und in der Tiefe eine verborgene Grotte bildet! Der Eingang derſelben iſt mit dichtem Geſträuche bewachſen, und aus dem Inneren ergießt ſich murmelnd ein klarer Quell. Wir können hier ausruhen, und uns erfriſchen nach den Anſtrengungen eines heißen Tages. Bei dem Eingange in dieſen Wald, ſagte unſer Lehrer, ſollten wir ihn erwarten.

Sie ſetzten ſich auf den Stamm einer Zypreſſe, welche der Sturm von dem Berge herabgeſchleudert hatte. Still und düſter, wie die Natur, war ihre Seele; ſie dachten an die Verdienſte und das Schickſal des großen Pythagoras. Es iſt alſo wahr, unterbrach Euriphames das Schweigen, daß unſer Lehrer, der ſein ganzes Daſeyn der Wahrheit, der Tugend und dem Wohle der Menſchen geweiht hat, keine Freiſtätte mehr findet! Wie ein Verbrecher irret er flüchtig aus einer Gegend in die andere, oft genöthigt, in der Höhle eines wilden Thiers, das weniger grauſam iſt als der Menſch, eine Zuflucht zu ſuchen! Ein achtzigjähriger Greis, deſſen Leben nur Wohlthaten bezeichnen, die er nicht aufgehört hat, ſeinen Brüdern zu erweiſen, muß ſich vor Mißhandlungen und einem gewaltſamen Tode retten, und weiß den Abend nicht, wo er ſein müdes Haupt hinlegen ſoll zur Ruhe! Und ein verächtlicher Junge, den er als Schüler anzunehmen ſich weigerte, konnte, durch ſeine Reichthümer und den Einfluß ſeiner Familie, die verblendeten Menſchen ſo gegen ihren Wohlthater erbittern! Sage, Lyſis, wer iſt denn dieſer unbeſonnene, unglückliche Kylon, der unſern Lehrer mit einer ſo beiſpielloſen Wuth verfolgt? Du wareſt zu Krotona, Zeuge von allem, was daſelbſt vorging; erzähle uns doch dieſen ſpäteren Theil der Geſchichte des Pythagoras, den ich, ſeit ſeiner Abreiſe nach Sizilien, nicht wieder geſehen habe!

Der gewöhnliche Menſch, erwiederte Lyſis, erträgt nichts ſchwerer, als ein ausgezeichnetes fremdes Verdienſt, oder eine große Tugend. Der Anblick derſelben iſt für ihn ein demüthigender Vorwurf ſeiner eigenen Schlechtigkeit; und da er ſich nicht zu dem Beſſern zu erheben vermag, ſo ſucht er dieſes zu ſich herabzuziehen durch giftige Verleumdung. An der bewunderten Größe, die er nicht erreichen kann, glaubt er ſich durch das Unglück gerächt, dem ſie nicht ſelten ausgeſetzt iſt. Die Mittelmäßigkeit findet ihre Sicherheit unter der Menge, das Laſter die ſeinige in angeſehenen Beiſpielen und mächtigen Mitſchuldigen, und das Verbrechen in der Gewalt, die Schweigen gebietet. Es giebt keinen wahrhaft großen Menſchen, der nicht verfolgt und verleumdet worden wäre. Wie könnte alſo Pythagoras dieſem Schickſale entgehen, der unter den Vorzüglichen eine ſo vorzügliche Stelle einnimmt?

Während ſeines Aufenthalts in Sizilien beſuchte er die meiſten Fürſten, welche auf dieſer Inſel herrſchen; und ſeine Lehre und ſein Anſehen trugen ſehr viel zur Erleichterung des Schickſals der Bewohner ihrer Staaten bei. *Auf den Tyrannen von Centorupin machten ſeine Reden einen ſo tiefen Eindruck, daß er ſeiner willfährlichen Gewalt entſagte, und ſich nur der Tugend und Weisheit zu leben entſchloß. Einen Theil ſeiner beträchtlichen Güter ſchenkte er der Stadt, und den andern ſeiner Schweſter. Für ſich behielt er nur ſo viel zurück, als er brauchte, um im Privatſtande ſorgenlos leben zu können.

Auf einem der öffentlichen Plätze von Agrigent ſah Pythagoras jene hölliſche Erfindung des Perilles, mit welcher der ſinnreiche Künſtler der Wuth des Tyrannen Phalaris zu Hülfe kam. Ein Höfling litt in demſelben Augenblick die entſetzliche Strafe. Er lag in dem Leibe des Stiers von Erz, unter dem das Feuer unterhalten wurde, bis der Unglückliche den Geiſt aufgab. Perilles hat ſeine Maſchine mit ſo viel Kunſt verfertigt, daß die Klagen und das Aechzen der Sterbenden, zur Unterhaltung des Wütherichs, dem Gebrülle eines Ochſen gleichen.

Pythagoras war von dieſem grauſamen Schauſpiel erſchüttert, und begab ſich nach dem Palaſte des Ungeheuers, um es zu verſuchen, ſein wildes Gemüth menſchlich zu rühren. Phalaris, der von der unwiderſtehlichen Beredſamkeit des Weiſen gehört hatte, war neugierig, dies ſeltſame Weſen kennen zu lernen, und ſelbſt eine Probe ſeiner Wunderkraft zu beſtehen. Er verſammelte demnach ſeinen Hof in ſeiner ganzen Pracht, und ließ, von ſeiner Leibwache, den feigen Dienern ſeiner grauſamen Launen, umgeben, unſern Lehrer vor ſich bringen.

Pythagoras erſchien mit der ruhigen, heitern Miene, und dem ſtillen Bewußtſeyn ſeiner Würde, die wir in unſerm vertrauten Kreiſe immer an ihm ſahen. Er ſprach, wie in heiliger Begeiſterung, von der Beſtimmung des Menſchen, glücklich zu ſeyn, und Glückliche zu machen; von der Pflicht des Fürſten, für das Beſte ſeiner Untergebenen zu wachen; von den Genüſſen eines freien, wohlwollenden Gemüthes, das, Gott ähnlich, eine Welt von Freuden um ſich ſchafft, ſich ſchon, durch das Bewußtſeyn eines guten Willens und wohlthätigen Strebens, belohnt fühlt, und noch den Dank und die Liebe erkenntlicher Menſchen erntet. Er malte ihm die Qualen des ewigen, finſtern Verdachts eines grauſamen Tyrannen, der in dem peinlichen Gefühle, den Haß und den Abſcheu der ganzen Welt verdient zu haben, in jedem Weſen einen Feind fürchtet; der von ſchwarzen Ahnungen verfolgt, von den Vorwürfen ſeines Gewiſſens gefoltert, die Einſamkeit flieht, um ſich ſelbſt zu entgehen, und die Menſchen meidet, um der Gefahr eines Meuchelmordes zu begegnen. Und wenn die Laune des Glücks, ſprach er, an einen ſolchen Fürſten alle Gunſtbezeigungen verſchwendete, alle Schätze der Welt um ihn häufte, er wäre elend, weil kein äußeres, zufälliges Gut die ewigen, inneren Güter, die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, das Bewußtſeyn der erfüllten Pflicht erſetzt; weil die todten Schätze dem lebendigen Menſchen nicht genügen, deſſen Herz ſich nach Liebe, Freundſchaft und Vertrauen ſehnt; weil endlich ein allmächtiger, allwiſſender Schöpfer über ſeine Schöpfung wacht, der unſre Handlungen und Gedanken wägt auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit, und den Menſchen nicht ins Daſeyn gerufen hat, damit er das Spielwerk der grauſamen Laune eines andern Menſchen ſey. Furchtbar rächt ſich dieſe verhöhnte Wahrheit, wenn ihre Stimme auch in einem ganzen betäubten Leben geſchwiegen hat, in jenem ſchrecklichen Augenblick, der den König dem Bettler wieder gleich macht; wo die Schmeichler verſtummen, und den letzten Seufzer des Sterbenden nichts begleitet, als der Fluch und das Frohlocken der Lebenden.

Die Worte des Pythagoras, welche er mit dem ganzen lebendigen Ausdrucke ſeiner hinreißenden Beredſamkeit vortrug, ſchienen den Tyrannen zu erſchüttern. Er beſann ſich einige Augenblicke, als kämpfe er mit ſich ſelbſt; dann brach er in ein lautes höhnendes Lachen aus. Wir wollen es einmal verſuchen, erwiederte er ſpottend, in wie weit du auf den Beiſtand deiner Götter zählen kannſt. Ich gedenke wenigſtens dafür zu ſorgen, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen ſoll, ihre ganze Theilnahme an dem Schickſale ihres Lieblings zu erproben, wenn es ihnen anders damit Ernſt iſt. Laß ſehen, Pythagoras, wer von uns beiden ſich am beſten befinden wird, du, der verehrte Weiſe, oder ich, der verhaßte Tyrann! Von jenem ſchrecklichen Augenblick, über den ich wenigſtens nicht geſonnen bin ein Leben zu vergeſſen, wollen wir ſprechen, wenn wir uns nach ihm wieder ſehen. — Darauf gab er Befehl, unſern Lehrer, mit dem Scythen Abaris, der ihn begleitete, in das tiefſte Gefängniß zu werfen.

Phalaris war über die Wahrheiten erbittert, welche ihm eine innere Stimme beſtätigte, die er aber nicht anerkennen wollte, nicht anerkennen konnte, ohne ſich ſelbſt und ſein ganzes vergangenes Leben zu verdammen. Er war zu weit in das offene Meer ſeiner verbrecheriſchen Laufbahn von dem Sturme ſeiner Leidenſchaften hinausgeworfen, als daß er in den Hafen eines ruhigen, tugendhaften Lebens hätte zurückkehren können. In ſeiner Wuth hätte er dieſe Wahrheiten vernichten mögen, und glaubte ſie mit dem zu vernichten, der ſie lehrte. Der Tag der Hinrichtung des Pythagoras und ſeines Freundes war feſtgeſetzt, und öffentlich angekündigt. Aber das Maß der Verbrechen des Tyrannen war voll; eine höhere Macht ſetzte ihnen Grenzen. Das Ungeheuer ſtarb einige Stunden vor der zum Morde unſers Lehrers feſtgeſetzten Zeit.

Darauf kehrte Pythagoras nach Krotona zurück, wo er ſeinen Unterricht fortſetzte. Dem weiblichen Geſchlechte ertheilte er denſelben, wie er ſchon früher gethan hatte, in dem Tempel der Juno, den Kindern aber in dem des Apollo. Aus allen Gegenden ſtrömten Zöglinge herbei, und bewarben ſich um die Gunſt, in die Geheimniſſe ſeiner Lehre eingeweiht zu werden. Nicht nur aus Italien, ſondern auch aus den berühmteſten Städten Griechenlands kamen junge Leute, welche wünſchten, unter die Schüler des großen Mannes aufgenommen zu werden; denn ſein Ruhm hatte ſich bis in die entfernteſten Länder verbreitet, denen er auf ſeinen vielfachen Reiſen bekannt geworden war. Er glaubte aber bei der Annahme ſeiner Schüler vorſichtig ſeyn zu müſſen, damit Unberufene ſich nicht in die auserwählte Verſammlung drängten. Er wußte ſehr wohl, daß ein ſchlechter Menſch der beſten Sache, welcher er als Freund zu dienen das Anſehen haben will, mehr ſchadet, als er ihr als Feind ſchaden könnte. Er hütete ſich darum, das reine Oel ſeiner Lehre in unſaubere Gefäße zu gießen.

Unter den jungen Leuten, die ſich beſonders um die Gunſt des Weiſen zu bewerben ſchienen, war auch Kylon von Krotona, dem ſeine Geburt, ſeine Reichthümer und die ausgebreiteten Verbindungen ſeiner Familie ein großes Anſehen in ſeiner Vaterſtadt gaben. Er kündigte ſich mit der ganzen Anmaßung an, welche Vorzüge dieſer Art nur rohen Menſchen einflößen können. Er glaubte Pythagoras doch zu ehren, wenn er ſich zu ſeinen Schülern zähle. Dieſer aber dachte anders. »Er »werde ihn prüfen,« war ſeine Entſcheidung, »und »wenn er ihn würdig finde, ihm ſein Vertrauen und »ſeine Freundſchaft ſchenken.«

Kylon entſprach den Wünſchen unſers Lehrers nicht. Was er von ihm ſah und hörte, zeigte einen Menſchen, den die Natur nicht gütig behandelt, das Glück und ſeine Schmeichler aber gänzlich verdorben hatten. Die Niederträchtigkeit und der Uebermuth theilten ſich abwechſelnd in die Herrſchaft ſeiner Seele. Seine Genüſſe fand er in dem Uebermaße jener ſinnlichen Vergnügen, die den Menſchen oft unter das Thier herabwürdigen. Seine Freunde waren gefällige Diener ſeiner Launen, die ſelbſt ſeine Fehler zu Tugenden logen, wenn er ſie dafür bezahlte. Unterrichten wollte er ſich, um mit den Schätzen ſeines Wiſſens zu prahlen, wie mit ſeinem Golde. Hätte er durch den Ruf der Weisheit nicht Aufſehen zu erregen gehofft, er würde ſie ſo lächerlich gefunden haben, wie die Tugend, die ſie lehrt. Der reiche Kylon wollte aber auch der gelehrte heißen, weil er den Wiſſenſchaften die Ehre anthat, von ihnen zu glauben, ſie könnten ſelbſt einem Manne von Vermögen und Stande noch neuen Glanz verleihen. »Nicht »aus jedem Stoffe,« erklärte ihm endlich Pythagoras,

»vermag der Künſtler einen Apollo oder eine Venus zu »bilden; und nicht jedes Gemüth iſt für den Samen »der Tugend, nicht jeder Geiſt für den der Weisheit »empfänglich. Du, Kylon, biſt keiner von denen, die »ich meine Freunde nennen möchte.«

Pythagoras, wie ihr wiſſet, ſchätzt nur die Wiſſenſchaft, wenn die Tugend ſie begleitet. Den Geiſt eines Menſchen bilden, deſſen Herz verdorben iſt, ſagt er, heiße die Waffen ſchärfen in der Hand eines Wahnſinnigen, und bei dem Böſen die Mittel, Böſes zu thun, vervielfältigen. Eine große Wahrheit, die alle verdorbene Zeiten beſtätigen! Wir ſehen viele Menſchen von Geiſt und ausgebreiteten Kenntniſſen; aber dieſe ſind, im Dienſte ihrer Leidenſchaften, nur Werkzeuge, ungeſtraft zu unterdrücken, zu rauben, zu ſtehlen, zu betrügen und zu verführen.

Die Antwort unſers Lehrers war in den Augen Kylons eine ſchreckliche Beleidigung, ein frevelnder Hohn gegen ſeine Verdienſte. Wie ein Wüthender verließ er den Pythagoras, und drohete ihm eine furchtbare Rache. Er hielt Wort. Eines Tages hatte Milo den Weiſen und deſſen vertrauteſten Schüler bei ſich verſammelt. Da wir bei Tiſche waren, bemerkten wir auf einmal, daß alles um uns in Feuer glänzte. Wir eilten nach den Thüren, um zu ſehen, was vorging, und, im Falle Gefahr ſeyn ſollte, auf unſre Rettung zu denken. Das ganze Haus ſtund in Flammen. Eine wüthende Menge, mit brennenden Fackeln, hielt es belagert. Einige nährten das Feuer, indem ſie geſchäftig brennbare Stoffe in daſſelbe warfen; andere trieben mit wilder Grauſamkeit diejenigen in die Glut zurück, welche zu entfliehen ſuchten. Wir wollen Pythagoras! riefen mehrere Stimmen aus dem Haufen. Den Tod des Pythagoras! ſchrien Alle, und ſchloſſen einen engeren Kreis um uns. Da trat Pythagoras ihnen entgegen, ein freiwilliges Opfer ihrer Wuth, in der Hoffnung, uns zu retten, wenn er ſich ſeinen Feinden überlieferte. Hinter uns loderte die Flamme praſſelnd gegen den Himmel. Vor uns ſahen wir eine blutdürſtige Rotte, die uns entgegenheulte. Archippus und ich gingen an der Seite des Weiſen, um wenigſtens den Troſt zu haben, mit ihm zu ſterben; denn wir ſahen alle einen gewiſſen Tod vor Augen. Unſer Lehrer war mir nie größer vorgekommen, als in dieſer Gefahr. Mit ruhiger Miene und feſtem Schritt näherte er ſich dem wüthenden Pöbel. Ueber die Leiden und Schwächen dieſer Erde ſchien er erhaben, und in ſeinem Geſicht glänzte die ſtille Heiterkeit eines Unſterblichen. In dem Augenblicke, wo wir ihn unter den Streichen ſeiner Feinde fallen zu ſehen glaubten — o wunderbare Macht der göttlichen Größe eines erhabenen Menſchen! — in demſelben Augenblicke ſchwieg das raſende Geſchrei, der

Kreis öffnete ſich, ſtumm und beſchämt trat die Menge zurück, um den ehrwürdigen Greis hindurch zu laſſen. Selbſt Kylon, den wir in der Nähe bemerkten, blieb mit niedergeſchlagenen Augen und geſenktem Kopfe, wie angewurzelt, ſtehen. Wir benutzten dieſe Stimmung, die uns vielleicht eben ſo ſehr als die Mörder überraſchte, um die Stadt zu verlaſſen, und das theure Leben unſers Lehrers zu ſichern.

Später kehrte ich heimlich nach Krotona zurück, um über das Schickſal unſrer Freunde Erkundigung einzuziehen. Es lebte keiner mehr. Kylon, der vor Wuth knirſchte, als er ſich von ſeiner erſten Verwirrung erholt hatte, fluchte ſeiner Schwäche, wie er es nannte, daß der Blick eines Menſchen ſo viel Gewalt über ihn haben konnte. Alle Pythagoräer waren in den Flammen umgekommen. Aber nur das Blut des Lehrers kann ſeine Begierde nach Rache ſättigen. Allenthalben ſchildert er ihn, als einen den Regierungen gefährlichen Menſchen, der die Liebe des Volkes zu gewinnen ſuche, um die gegenwärtigen Gewalthaber zu ſtürzen, die beſtehenden Geſetze zu untergraben, und ſich ſelbſt an die Spitze der Völker zu ſtellen. Eine ſchlechtbefeſtigte Gewalt, die ihre Schwäche fühlt, iſt feig, eiferſüchtig, und darum grauſam. Uebrigens giebt es nichts leichtgläubigeres und boshafteres, als das gemeine Volk, wenn man durch ſeine groben Vorurtheile auf es zu wirken weiß. Sollte man es glauben? Gerade der Bürger, für den Pythagoras allenthalben ſprach und wirkte, um ſein ſchweres Schickſal zu erleichtern, gerade er wüthet am heftigſten gegen ihn, weil man ihm ſagte, ſein Wohlthäter ſuche die Götter des Landes zu verdrängen, die er nicht anerkenne. Jetzt wurden ſelbſt ſeine Wohlthaten, ſeine Tugenden und Verdienſte, in den Augen des Pöbels, liſtige Fallſtricke, Mittel des Betrugs, ein mit ſüßem Honig beſtrichener Rand an dem Giftbecher, durch den er ihn morden wolle. Der thörichte Menſch! Kann es denn etwas Göttlicheres in uns geben, als den thätigen Willen, jenem allmächtigen Weſen ähnlich zu werden, das ſein Daſeyn nur durch Wohlthun verkündigt, und mit gleicher Liebe alle ſeine Geſchöpfe an dem Vaterherzen trägt? Iſt denn eine heiligere Religion möglich, als dieſes Streben, ſelbſt beſſer zu werden, und Andere beſſer und glücklicher zu machen? Aber es giebt keine Abgeſchmacktheit, welche das Volk nicht glaubt, und die albernſte iſt ihm ſtets am meiſten willkommen. Kylon weiß übrigens ſeinen Verleumdungen durch das Geld, welches er mit freigebiger Hand ausſtreut, auch bei denen Eingang zu verſchaffen, die nicht einfältig genug ſind, um ſeine Lügen für Wahrheit zu nehmen. Da die Beamten von Lokris hörten, Pythagoras ſey im Begriff, in ihre Stadt zu kommen, ſchickten ſie ihm einige Bürger mit dem Geſuche entgegen, ſein Vorhaben aufzugeben. Auch Tarent mußte er verlaſſen, wo er bei Archippus eine Zuflucht gefunden hatte. Nun will er nach Metapont gehen, wohin ihm Kylon ſchon vorausgeeilt iſt, um das Volk gegen ihn aufzuwiegeln.

Während dem Lyſis noch ſprach, ſah man Pythagoras durch das Thal heraufkommen. Seine drei Zöglinge eilten ihm entgegen, und nach einer ſtummen, herzlichen Umarmung bedeckten ſie ein Felsſtück mit friſchem Mooſe, zum Sitz für den werthen Lehrer. Dann reichten ſie ihm Brod, Honig und etwas Wein zur Erfriſchung. Alle baten ihn, nicht nach Metapont zu gehen, wo ihm Gefahr drohe.

»Ich habe,« erwiederte der Greis, »meiner Tochter »verſprochen, ſie daſelbſt in dem Tempel der Muſen zu »erwarten. Meine Tage ſind gezählt; und ehe ich dieſe »Erde verlaſſe, will ich von meiner Damo Abſchied nehmen. Ich könnte vielleicht,« ſprach er, nachdem er einige Erfriſchung genommen, »den Verfolgungen meiner Feinde entgehen; aber in meinem Alter lohnt es »ſich kaum der Mühe, mit den wenigen Stunden noch »zu kargen. Mein Mörder kann die Vollziehung des »Urtheils der Natur doch nur um eine ſehr kurze Zeit »beſchleunigen. Es giebt keine Wüſte, keine Höhle, die »mich gegen das allgemeine Loos der Sterblichen ſicherte. »Thun wir willig und entſchloſſen, was uns das Herz

»und die Pflicht gebieten, ohne Rückſicht auf das zu nehmen, was die Menſchen thun oder wollen! Glaubet ſicher, daß in dieſer großen Harmonie der Welten und Weſen auch der Mißlaut, der unſer Ohr beleidigt, in dem Zwecke des großen Künſtlers lag, der ſie geſchaffen hat. Ich weiß nicht, ob beſſere Tage kommen, ob das Gute je ſiegen wird über das Schlechte; aber das haben wir auch nicht zu unterſuchen. Jeder folge ſeiner Beſtimmung, und wirke an ſeiner Stelle, was er vermag. Wir ſäen in unſerm Handeln mit guten Willen fruchtbaren Samen. Ob er zur Ernte reift, das hängt nicht von uns, ſondern vom Schickſale, der ewigen Ordnung der Dinge ab. — Der Tag, meine Freunde, iſt im Sinken, wie mein Leben; wir müſſen uns trennen!«

Mit Thränen ſchloß der Weiſe die treuen Schüler an ſein Herz. »Eure Seele,« ſprach er, »iſt ein der Wahrheit und Tugend geheiligter Tempel; daß ihn nie etwas Unheiliges entweihe! Ihr wandelt eine Bahn, nach einem Ziele; liebt und unterſtützt euch, wie Brüder!«

Lyſis bat den Lehrer, ihnen wenigſtens zu erlauben, daß ſie ihn begleiteten. Er verbot es ausdrücklich, trennte ſich von den geliebten Menſchen, die ihn weinend verließen, und ging nach Metapont, wo er ſich ſogleich in den Tempel der Muſen begab.

Kylon befand ſich ſchon ſeit mehreren Tagen in dieſer Stadt, und erwartete ſeine Beute. An allen Thoren hatte er Wachen ausgeſtellt, die ihm berichten ſollten, wann der Greis angekommen wäre. Alle Vorkehrungen zum Verderben deſſelben waren getroffen. Da es nun in Metapont bekannt wurde, Pythagoras ſey in dem Tempel der Muſen, ſammelte ſich das Volk mit wüthendem Geſchrei um denſelben. Die Prieſter, welche fürchteten, das Heiligthum entweiht zu ſehen, ſchloſſen die Thüren. Kylon befahl, ſie zu ſprengen. Wie Raſende ſtürzen die Verwegenſten gegen dieſelben. Da faßt ein geheimes Grauen die Gemüther bei dem Gedanken, daß man einen den Göttern geheiligten Ort verletze. Achtet den Tempel der Töchter des allmächtigen Jupiters! rief eine Stimme, und das Volk bebte voll Ehrfurcht zurück.

Ein Tempel iſt den Menſchen heilig, aber nicht der Menſch. Um die geweihte Stelle nicht zu verletzen, und doch den erhabenen tugendhaften Greis zu opfern, wurde beſchloſſen, die Thüren des Tempels ſollten zehn Tage geſchloſſen bleiben, und es, während dieſer Zeit, keinem Menſchen, ſelbſt nicht den Prieſtern erlaubt ſeyn, denſelben zu betreten. Die erſten Staatsgewalten von Metapont gaben dieſer Verordnung Geſetzeskraft, obgleich die meiſten und angeſehenſten Einwohner von der Unſchuld des Pythagoras überzeugt waren, und ſeine

Erhaltung wünſchten. Woher kommt es, daß gewöhnlich das Schlechte ſiegt, wenn das Gute auch zahlreichere Freunde zählt? Weil das Verbrechen ſeinen Zweck mit raſtloſer Thätigkeit verfolgt, da ſich der Rechtſchaffene begnügt, zu dem Böſen nicht mitgewirkt zu haben. Jenes iſt kühn und frech, und nimmt ohne Anſtand jeden Weg, der es zum Ziele führt; aber für die beſcheidene Tugend giebt es nur *einen*. Das Verbrechen muß, ſeiner Natur nach, handeln; und der Menſch glaubt, im Allgemeinen, zur Erhaltung ſeiner Tugend und für die Ruhe ſeines Gewiſſens ſchon genug gethan zu haben, wenn er das Böſe unterläßt: Eine gemeine, aber doch beinahe die einzige Tugend, welche man unter den Menſchen findet!

Während dem dies vorging, war Damo, die Tochter des Pythagoras, auf dem Wege nach Metapont. Zaleukus, der Sklave, Schüler und Freund ihres Vaters, begleitete ſie. Den folgenden Tag, mit dem früheſten Morgen, kam ſie in der Stadt an, und eilte ſogleich nach dem Tempel der Muſen. Wie groß war aber ihr Erſtaunen, als ſie die Thüren deſſelben verſchloſſen, und die Siegel des Staates darauf gelegt fand! Voll banger Beſorgniſſe erkundigte ſie ſich um die Urſache dieſer Erſcheinung, und erfuhr das ſchreckliche Schickſal ihres Vaters. In dem erſten Augenblicke überließ ſie ſich der ganzen Verzweiflung ihres heftigen

Schmerzes. Nach und nach, da die Natur, welche ſtärker iſt als alle Vorſchriften der Wohlanſtändigkeit und Weltklugheit, ihre Rechte hatte, erinnerte ſich die Tochter des weiſen Pythagoras der Lehre ihres Vaters: Das Unvermeidliche trage ſtandhaft; dem abwendbaren Uebel begegne durch Beharrlichkeit und Klugheit. Nach einigem Nachdenken faßte ſie den Entſchluß, alle Mittel anzuwenden, um die Befreiung ihres Vaters, oder doch wenigſtens die Erlaubniß zu erhalten, ihn zu ſehen.

Damo ging zu den erſten Beamten und den angeſehenſten Bürgern der Stadt, und flehte für das Leben ihres unſchuldigen Vaters. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Unſchuld, der Zauber ihrer Beredſamkeit, die gute Sache, die ſie vertheidigte, alles wirkte auf die Menſchen, welche von Kylon nicht beſtochen waren. Mehrere vergoſſen Thränen, als ſie das Leben des berühmten Mannes, ſeine Verdienſte, ſeine Menſchenliebe und ſein hohes Alter mit der rührenden, ergreifenden Theilnahme einer zärtlichen Tochter ſchildern hörten. Aber — helfen konnte man nicht. Die Feinde waren zu zahlreich, ihr Anſehen zu groß. Der eine erklärte ſich, was ſeine Perſon anbelange, ganz für die Sache des verdienten Weiſen; aber Familienverhältniſſe und Konnexionen erlaubten ihm nicht, einen entſcheidenden Schritt zu thun. Jener durfte es mit der Verwandtſchaft des reichen Kylon nicht verderben, in welche ſeine Tochter gerade durch eine vortheilhafte Heirath kommen ſollte. Damo fand allenthalben eine gute Aufnahme, oft ſogar eine herzliche Theilnahme an ihrem Schickſale und an dem ihres Vaters; aber nicht einmal die Erlaubniß konnte ſie erhalten, ihn zu ſehen. Ihn zu retten, ſchien eine Unmöglichkeit; ſo gut hatte Kylon ſeine Maßregeln zu dem Untergange deſſelben genommen. Die Menſchen können alſo im Allgemeinen, wie man zu ſagen pflegt, gut ſeyn, und doch geſchieht das Böſe, weil ſie nur die paſſive Tugend haben, das Uebel nicht ſelbſt zu thun, die thätige aber, es zu verhindern, und das Gute zu bewirken, ihnen fehlt.

Damo hoffte, durch die Prieſter vielleicht ihren Zweck zu erreichen. »Dieſe ſind« ſagte ſie zu ſich ſelbſt »Diener der Götter, und ſtreben gerecht und gut zu ſeyn, wie ſie. Da ſie weniger dieſer Welt, als einer beſſeren angehören, ſo fühlen ſie ſich auch über die Schwächen und Leidenſchaften der gewöhnlichen Sterblichen erhaben. Sie kennen meinen Vater und ſeine Unſchuld, und keine eigennützige Rückſicht hindert ſie, das zu thun, was ſie für Recht halten.« Sie bat, man möge ihr nur einen der geheimen Gänge öffnen, welche, dem Volke unbekannt, in das Innere des Tempels führen. Die Prieſter, erklärte man ihr, ſeyen der weltlichen Macht untergeben, und ihr Stand mache es ihnen zur Pflicht, den übrigen Bürgern in dem Gehorſam gegen die Geſetze ein Beiſpiel zu geben. Um keinen Preiß würden ſie es ſich, und zwar aus reiner Gewiſſenhaftigkeit, erlauben, eine beſtehende Verordnung zu übertreten. Uebrigens ſey es für Damo ſelbſt gefährlich, ihren Vater in dem Tempel zu beſuchen, weil ſie ſich der Wuth des Pöbels ausſetze, der leicht einen gewaltthätigen Angriff auf das Heiligthum beſchließen könne.

Nie fehlt es dem Menſchen an Gründen zu unterlaſſen, was er nicht thun mag. Aendert er aber ſeinen Willen, dann verwandeln ſich auch alle dieſe Gründe in eben ſo viele Gegengründe, die Nachtheile in Vortheile, und die Schwierigkeiten in günſtige Umſtände. Was wir beſtimmt wollen, können wir; dies iſt der Glaube, der Wunder thut. Kein angeſehener Bürger von Metapont wußte eigentlich, warum er ſich des Pythagoras annehmen ſollte, der für ihn ein ſehr gleichgültiges Weſen war. Die unglückliche Tochter ſah demnach alle ihre Hoffnungen geſcheitert. Ihr alter Vater, ohne Pflege, ohne Nahrung, mußte den ſchrecklichen Tod des Hungers ſterben. »Gerechte Götter« rief ſie »erbarmt »ihr euch des Schmerzes einer troſtloſen Tochter, die »bei den Menſchen kein Erbarmen findet!« Sie fiel auf die Knie nieder, und die flehenden Hände gegen den Himmel gefaltet, verſank ſie in ein heißes, andächtiges Gebet.

Es war Nacht, und nur das blaſſe Licht des Mondes, welches ſparſam durch trübe Wolken brach, erhellte, von Zeit zu Zeit, das Zimmer, in welchem die Tochter des Pythagoras immer noch für ihren Vater betete. Da hörte ſie an ihrer Seite ein leiſes Rauſchen. »Damo« ſpricht eine kindliche Stimme »folge mir zu »deinem Vater!« Sie richtet ſich auf, und wagt kaum der Wirklichkeit zu glauben. Neben ihr ſtund ein Knabe. Die langen Falten ſeines weißen Kleides hielt ein goldner Gürtel aufgeſchürzt, und ſeine Haare wallten in leichten Locken über die Schultern. »Folge mir, Damo, »zu deinem Vater!« ſagte der Knabe zum zweiten Mal. Sie folgte ihm voll Vertrauen. Schweigend kamen ſie an die Thür eines Gartens. »Hier« ſagte der Knabe mit leiſer Stimme »wohnen die Prieſter und die Kinder, welche, wie ich, den Muſen zum Dienſte des »Tempels geweiht ſind. Alles ſchläft; aber hüten wir »uns, das geringſte Geräuſch zu machen! Wir beide »wären verloren.«

Behutſam ſchloß der Knabe die Thür auf und wieder hinter ſich zu, und führte dann Damo durch einen tiefen, langen gewölbten Gang. Nachdem ſie ſich durch mancherlei Krümmungen gewunden hatten, kamen ſie an eine freie Stelle. Hier verweilte der Knabe einige Augenblicke, um ein Körbchen zu ſuchen, das in einem Winkel verborgen ſtund. »Da hab' ich« ſprach er »Brod, Milch und Honig für deinen Vater. Meine

»Mutter, die ſich Mullias nennt, iſt dieſen Morgen von Kretona hier angekommen. Sie hat mir befohlen, dich aufzuſuchen, und alles ſo angeordnet, wie es nun geſchieht.« Mullias, rief Damo mit freudigem Erſtaunen, die Freundin meines Vaters! »Das muß wohl meine Mutter ſeyn,« erwiederte der Knabe; »denn den Weg hat ſie mit einem vertrauten Sklaven in der Nacht zurückgelegt, und ſchien ſehr ängſtlich, als ſie mir ſagte, wie ich alles machen ſollte. Die Mutter glaubte, ich würde zu furchtſam ſeyn; aber wenn ich etwas für den weiſen Pythagoras thue, fürchte ich mich nicht.« Damo rührten die Worte des Knaben bis zu Thränen. Nur in dem Kinde und dem unverdorbenen Weibe finden wir noch am häufigſten die reine, edle Menſchennatur.

Da ſie noch eine Treppe hinabgeſtiegen, und durch einen feuchten unterirdiſchen Gang gekommen waren, kündigte ihnen der Schein der Lampen endlich die Nähe des Tempels an. Ein Schauder überfiel Damo, als ſie in das Innere des Heiligthums trat, wo ſie ihren Vater finden ſollte. Er lag auf den Stufen des Altars, und ſchlief. Sie bog ſich leiſe über ihn, um ſein Angeſicht zu ſehen. Es ſchien in einer himmliſchen Verklärung zu lächeln. Ihm träumte, ſeine Gattin, mit allen Reitzen ihrer frühen Jugend geſchmückt, wie ſie war, als er ihr, und ſie ihm ewige Liebe ſchwur, ſtieg aus der

Wohnung der Seligen herab und reiche ihm die Hand zur Vereinigung, die nichts mehr trennt. Mit Entzükken ſank er dem geliebten Weibe an die treue Bruſt. Dann nahm er ihre Hand, um ihr zu folgen nach dem Aufenthalte der Unſterblichen jenſeits der Sterne. Nur ſeine Damo zu verlaſſen ward ihm ſchwer; und ſeine zitternden Lippen ſtammelten: Damo. Das vor Schmerz und Freude weinende Mädchen bedeckte die welke Hand des Vaters mit Küſſen. Da erwachte er in den Armen ſeiner Damo. O, mein Vater! rief ſie, und die Thränen erſtickten ihre Stimme. Meine Tochter! ſagte der Vater, und der Strahl der Freude glänzte noch einmal aus dem ſchon halb gebrochenen Auge.

In der erſten Freude des Wiederſehens hatte Damo nicht bemerkt, daß ihr Vater, dem Tode nahe, kaum mehr die Kraft hatte, ſich an dem Altar aufzurichten. Jetzt ſah ſie das blaſſe Geſicht, die erloſchenen Augen und die ausgehungerte Geſtalt. Ein unnennbarer Schmerz zerriß ihre Seele. Sie bat ihn, von dem Brode und Honig zu eſſen, welche der Sohn der Mallias mitgebracht hatte. Pythagoras, um den Bitten ſeiner Tochter nachzugeben, nahm etwas Honig und Milch, und ſeine Kräfte ſchienen ſich zu beleben. »Ich bedarf keiner Nahrung mehr,« ſagte er; »die wenigen Bande, »welche meine gefangene Seele noch an dieſem Staube »feſthalten, löſen ſich auf, und ich werde frei. Sey ſtandhaft, meine Tochter, bei dem Abſchied deines Vaters! Ich laſſe dich allein in dieſer Welt, wo die Stärke alles, die Tugend wenig gilt. Vor dem Reichthume und der Macht liegt der gefallene Menſch anbetend im Staube. Laß ihn den Götzen! Er macht nicht glücklich, ſondern der Gott in uns — die Tugend und Wahrheit. Genieße die Freude, aber ſuche ſie nicht. Sie gleicht dem leichtbeflügelten Schmetterling, der, nur frei, in dem bunten Wechſel ſeiner Farben glänzt, unter der plumpen Hand aber, die ihn erjagt, zum kriechenden Inſekte erſtarret. Erkaufe nie ein äußeres Gut mit den Schätzen deines inneren Friedens. Mißtraue dem Manne, der nichts höheres kennt, als dieſe Welt. Empfange die Liebe nur an der Hand der Freundſchaft.«

Erſchöpft ſank Pythagoras an den Altar zurück. Damo ſchloß ihn weinend in ihre Arme. Da trat der Knabe vor ihn, und ließ ſich auf die Knie nieder. Segne auch den Sohn der Myllias, bat er. Der Sterbende ſchien ſich anzuſtrengen, um eine theure Erinnerung in ſeine Seele zurückzurufen, ließ dann die Hände auf das lockige Haupt des Knaben ſinken, und ſagte kaum hörbar: Ich ſegne den Sohn meiner Freundin. — Sein Auge brach. Ein Schauder fuhr zuckend durch ſeinen Körper. Damo! ſtammelte er, und ſtarb.

Roland und Hildegarde,

oder

die Liebe.

Auf meiner Rheinreiſe hat mich keine Gegend an dem königlichen Strome ſo ſehr angezogen, als das Siebengebirg mit ſeiner herrlichen Umgebung. Nach Mitternacht verließ ich **Königswinter**, wo ich mich eingewohnt hatte, um den ſchauerlichen **Drachenfels** zu beſteigen. Der Weg dahin führt durch heitere Weinberge, bis man ſich in der Nähe des Gipfels in dichtes Geſträuch verliert, durch das ich Mühe hatte, mich, auf ſchroffen Fußſteigen, durchzuwinden.

Die Ausſicht von den Trümmern der zerſtörten Burg iſt entzückend, unermeßlich. Im Thale, am Fuße des Berges, zieht der Rhein, ſtill und groß, durch das liebliche Land, das ſich, auf beiden Seiten, mit ſeinen Weinbergen, Bäumen, Burgen und Gebüſchen in der klaren Fluth ſpiegelt. Auf dem jenſeitigen Ufer ſteht, hoch auf einem finſtern Schieferberge, die düſtre Ruine von Rolandseck, und ſieht trauernd in das freundliche Thal. Hier liegt, beinahe in der Mitte des Stromes, ein ſtilles Eiland, auf dem, im Schatten dichter Bäume, ein Frauenkloſter ruhet. Mein Auge ſchwelgte in dem Anblicke der reichen, üppigen Natur. Bald folgte es den Gebirgen im Norden, die mit ewigen Wäldern bekränzt, ſich gegen den Himmel aufrichten, bald ſtieg es wieder in die weite Ebene hinab, wo Städte, Flecken und Dörfer mit den reichen Fruchtfeldern, Rebenhügeln und Obſtbäumen und den ſchattigen Auen wechſeln. Aber immer feſſelte das ſtille Eiland mit ſeinem einſamen Kloſter meinen unſteten Blick. Eine unnennbare Sehnſucht zog mich zu ihm hinab. Dort wohnen Ruhe, ſagte ich, und ſtiller Friede, die allein das Glück gewähren, nach welchem der Menſch in dem lärmenden Gewühle der Welt ſich vergebens ſehnt. Was ſucht das ewig hoffende, ewig unbefriedigte Herz in der Ferne, hinter jenen blauen Bergen, über welche die Sonne, durch die goldnen Thore, wie im Triumphe einzog? Die Ferne gleicht der Zukunft; das Herz voll ewiger Sehnſucht bevölkert ſie mit allen unſern ſchönen Erwartungen. Wird aber die Ferne Nähe, und die Zukunft Gegenwart, dann ſtehen ſie arm vor dem getäuſchten Menſchen. Nicht wünſche ich auf den ſonnigen Höhen des Glücks weit geſehen zu glänzen. Stille

Verborgenheit ſey mein unbeneidetes Los, meine Größe das Gefühl meiner erfüllten Pflicht, und mein Stolz die Liebe von mir geliebter Menſchen.

Ich erkletterte die Spitzen einiger benachbarten Berge, und kehrte wieder nach Königswinter zurück. Auf dem Wege dahin ſagte ich zu meinem Führer, er ſolle mir auf den Nachmittag einen Nachen beſtellen zu einer Waſſerfahrt. »Er fahre« erwiederte er »mich ſelbſt, »wenn es mir recht ſey.« — Ich war es zufrieden. Da erzählte mir nun mein Begleiter, der auf einmal geſprächig ward, wie er Reiſende zu Waſſer und zu Land führe, um ſeine Frau mit ſechs lebendigen Kindern dürftig zu nähren; wie er ſein ganzes Leben mit harter Armuth kämpfe, und bei all ſeinem Fleiße nichts vor ſich bringe, wegen der ſchlechten Zeit. Was ich nicht verſucht und gethan habe, fuhr er ſeufzend fort, um ſo weit zu kommen, daß ich mir eine Jacht könnte bauen laſſen! Aber immer fehlten mir wenigſtens noch hundert Thaler; und wann ich mich dem erwünſchten Ziele recht nahe glaubte, dann kam ein tückiſcher Unfall, der mich wieder weit davon zurückwarf, ſo wie ein Schiffbrüchiger, der ſich müde gerungen hat, das Ufer nun zu erhaſchen glaubt, und von dem Strome fortgeriſſen wird. — Lieber Mann, ſagte ich, er glaubt wohl nicht, daß ſeine Geſchichte beiläufig die Geſchichte aller Menſchen iſt? Gewiß nicht, ſagt er treuherzig ein; in ganz Königswinter giebt es keine zwei Menſchen, die ſich ſo geplagt haben, wie ich. — Hundert Thaler, denkt er alſo, gründeten ſein ganzes Glück? fragte ich ihn weiter. — Das iſt kein Zweifel, war ſeine Antwort; eine Jacht würde mich und meine Familie aus aller Noth retten. — Gutmüthige Hoffnung! Ein ſeltſames Weſen, der Menſch! Das ganze geträumte Glück dieſes Mannes umſchließt der enge Raum einer Jacht. Den trägt ein leichtes Boot auf dem Strome des Lebens fort; er wünſcht und hofft nichts höheres, als ein größeres Fahrzeug. Jener führt ein ſchwer befrachtetes Kaufſchiff den langen Strom auf und nieder, und wünſcht ſich den Wohlſtand eines Seefahrers. Dieſer durchſchifft den weiten Ozean, hat den Wohlſtand in ſeiner Heimath, und ſucht unzufrieden Schätze auf fernen Küſten. Dort durchſchneidet einer die See mit einer Flotte, und jagt nach dem Phantome, das er ſein Glück nennt, ſo mißvergnügt und gierig, wie mein armer Führer von Königswinter. So iſt der Menſch nie glücklich, weil er außer ſich ſucht, was er nur in ſich finden kann. Machte uns der Beſitz von Gütern zufrieden, müßte es dann nicht wenigſtens der ſeyn, den wir darum beneiden? Aber ich höre den Reichen klagen, wie den Armen, und oft iſt es zweifelhaft, wer von beiden der Aermſte iſt. Jener, dem es wegen Ueberſättigung an Hunger fehlt, hält ſich noch für unglücklicher, als den Hungernden, der nur nichts zu eſſen hat.

Ich ruhete in Königswinter, wo ich meine Mahlzeit hielt, den Mittag aus, und ſchiffte mich gegen Abend nach Nonnenwerth ein. Es iſt wirklich ein ſtiller, romantiſcher Aufenthalt, dieſes grüne, von einem Walde von Obſtbäumen, Pappeln und Weiden beſchattete Eiland. Der Rhein ſcheint es in ſeinen mächtigen Armen zu tragen, als wolle er es ſchützen gegen alles Fremde und Feindſelige, gegen das Geräuſch der Welt, ihre lärmenden Freuden, ihre zerſtörenden Leidenſchaften und ihre Schmerzen. Ich ging um die Mauern des verſchloſſenen Kloſters. Eine tiefe Stille herrſchte weit umher; nur das Plätſchern der Wellen, die ſpielend an das Ufer hüpften, vernahm man aus der Ferne.

Warum ſiehſt du trauernd auf dieſe friedliche Erde, einſames Rolandseck? Ach, die Menſchen, die dieſen Boden heiligten, ſind ſchon lange nicht mehr, und die Herzen, welche eine ſchöne unendliche Liebe beſeelte, haben zu ſchlagen aufgehört, und ruhen aus von ihren Schmerzen, und von ihrem Entzücken! Was zog mich mit einem geheimen Sehnen an dieſen einſamen Ort? Euer Bild iſt es, gute, treue Menſchen, du liebliche Hildegarde, und du edelmüthiger Roland! Die dankbare Sage hat die Geſchichte eurer Leiden und eurer noch größern Liebe aufbewahrt, und die Nachwelt erzählt ſich bewundernd, was die Vorwelt mit Bewunderung geſehen.

Roland, ein kühner, blühender Jüngling, liebte *Hildegarde*, die ſchöne Tochter des Burgherrn von Drachenfels, und ward von ihr geliebt. Wie ein ſeliger Traum floſſen ihre Tage hin. Einer glich dem andern, eine Stunde der andern, und doch hatte jeder Tag, jede Stunde neue Genüſſe. Sie ſahen ſich immer, und ſahen nur ſich; und immer war es ihnen, als ſähen ſie ſich zum erſten Mal, als würden ſie ſich nie genug ſehen. Die Tage verfloſſen, die Nächte vergingen; aber in der ſchnellen Flucht der Zeit blieb ihre Liebe unverändert. Die Natur zeigte ſich in ihrem reichen Schmucke von Blüthen und Früchten, und trauerte wieder, entkleidet von dem ſtarren Winter; aber ihre Liebe blühete ewig jung im Wechſel der Jahreszeiten. In der ganzen Schöpfung gab es für Roland nur *ein* Weſen, — ſeine geliebte Hildegarde; ohne Roland war die ganze Schöpfung für Hildegarde eine Wüſte. An ſeiner Seite nur ſchien ihr die Sonne in der blauen Tiefe des Himmels ſchön zu glänzen, und die Natur im Schmucke des Frühlings reitzend. Begleitete ſie ihn auf ſeinen Streifzügen durch die benachbarte Gegend, dann begriffen ſie beide nicht, wie der ſonſt lange Weg ſo kurz, die ſonſt träge Zeit ſo übereilt ſchnell geworden war. Den frühen Morgen ſchien nur ein Abſchiedskuß vom ſpäten Abend zu trennen.

So lebten ſie das ſchönſte Leben, das nur die Liebe giebt, als Rolanden die ſtrenge Pflicht gebot, ſeine Hildegarde auf eine kurze Zeit zu verlaſſen. Auf eine kurze Zeit! Welche, auch die kürzeſte, wäre es für getrennte Geliebte? Hildegarden traf die Nachricht wie ein Todesurtheil. »Fändeſt du den Mann deiner Liebe »werth,« fragte Roland die weinende Geliebte, »der »fähig wäre, ſich dem Rufe ſeiner Pflicht zu entziehen, »zum Verräther zu werden an ſeinem Worte?« Nein! antwortete Hildegarde leiſe, und verbarg ihr Erröthen an ſeinem Buſen. Aber ſie weinte, und in Rolands Augen perlten ſchwere Thränen, da er das Mädchen zum Abſchied in ſeine Arme ſchloß. »Wir ſehen uns »wieder,« ſprach er ſie tröſtend. »Gott wacht ſchützend »über uns. Glaube und vertraue!« Die Kinder knieten zu des Vaters Füßen, und der Vater legte ſeine Hände auf ihr Haupt und ſagte: Ich ſegne euch Kinder; und ſo wolle Gott euch ſegnen, und eure Liebe!

Wie durch einen Zauberſchlag war mit Rolands Entfernung alles um die trauernde Hildegarde verwandelt. In dem belebenden Blicke der aufgehenden Sonne lächelte ſie nicht mehr das wohlthätige Bild der Gottheit, der ewigen Liebe an. In dem Strome ſtürzte ſich nicht mehr die liebende Woge der geliebten Woge freudebrauſend nach, und in dem Geflüſter der Bäume, durch welche der Abendwind ſäuſelte, liſpelten ſich nicht mehr die Zweige, Blüthen und Blätter das Geſtändniß ihrer Liebe zu. Die Sonne, die Sterne und der Mond gingen, wie im Leichenzuge, ihre ſchrecklich weite Bahn, und konnten ſie kaum vollenden. Der Tag ſchien die Nacht, und die Nacht den Tag zu fliehen. Hildegarde ſuchte alle durch die Anweſenheit des Geliebten geheiligte Stellen auf. Wo ſie bei ihm geſeſſen, da ſaß ſie wieder. Wo er ihr ſeine ewige Liebe geſtanden, ſie um ihre ewige Liebe gebeten, da verweilte ſie horchend; aber die Stimme des Geliebten war verſtummt, und ein Windſtoß fuhr rauſchend durch die Bäume. Eine heilige Ahnung durchbebte ihr Herz. »Ich werde dich wiederſehen,« rief ſie; »ja, ich werde dich wiederſehen! Dieſe Verſicherung gabſt du mir beim Abſchied; und du biſt ſo wahr als gut. Glauben will ich und vertrauen.« Bei dieſen Worten entſtürzte ein Strom von Thränen ihren Augen, und erleichterte das gepreßte Herz.

Unterdeſſen wurde Hildegardens Vater mit einem benachbarten Ritter in eine Fehde verwickelt. Die feindlichen Haufen ſammelten ſich in der Nähe von Drachenfels. Die blühenden und friedlichen Gefilde zerſtampften die Hufe der Roſſe, und Schrecken und Verwirrung herrſchte, wo ſtille Zufriedenheit, Eintracht und Vertrauen ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten. Die Burg wurde immer enger eingeſchloſſen, und der Burgherr, bieder und ohne Mißtrauen, war nicht vorſichtig genug geweſen, um die nöthigen Maßregeln gegen die treuloſen Abſichten ſeines Nachbars zu nehmen. Den Belagerten fing alles zu mangeln an, nur nicht der Muth. »Wenn es Roland wüßte!« ſeufzte Hildegarde. »O, »ſchicke ihn uns, den Engel der Rettung!« bat ſie mit flehendem Blicke gegen den Himmel. Roland, erwiederte der Alte mit ernſter Miene, iſt fern, und weiß wenig von unſrer Noth. Aber wem Gott ein Herz gab und einen geſunden Arm, der hilft ſich ſelbſt. Ich ſetze euch, meine Gefährten, ſprach er zu ſeinen Hauptleuten, den letzten Wein vor. Morgen brauchen wir ihn nicht zu ſparen, oder trinken keinen mehr. Alles geht hier auf die Neige. Dieſen Abend machen wir einen Ausfall, Ueberfluß finden wir dort unten. Bei dieſen Worten zeigte er auf die von dem Feinde beſetzte Ebene.

Die letzten Flaſchen wurden aufgetragen. Einen guten Erfolg! rief der Burgherr, und gab den Becher dem treuen Freunde, der ihm zur Seite ſtund. Alle tranken auf einen guten Erfolg. Der Alte füllte den Becher zum zweiten Male. Dem braven Roland! ſagte er. Hildegardens Augen füllten ſich mit Thränen. »Iſt es Gottes Wille, meine Tochter,« fuhr der gerührte Vater fort »dann werdet ihr beide glücklich.

»Aber dieſe Erde iſt nicht des Glückes Heimath. Die »Böſen ſiegen öfters als die Guten. Doch iſt das »größte Unglück, das Unglück zu verdienen. Herz und »Gewiſſen rein, gewährt das beſte Geleit durch das »Leben. Einſt wird es beſſer, wo — deine Mutter »wohnt.« In ſeine Augen kamen Thränen. Hildegarde lag ſchluchzend an ſeinem Buſen. In ſtummer Rührung ſtanden die Krieger umher.

Jedes an ſein Werk! rief der Alte, ſeine Thränen verbergend. Guten Abend Mädchen! Er küßte ſie auf die Stirn und verließ den Saal. Ihm folgte der ſchwere Zug von rüſtigen Männern. Man griff zu den Waffen; die Pferde wurden vorgeführt, und alles war zum Ausfall bereit, als man aus dem Thale herauf das Geklirre von Lanzen und Schwertern, das wilde Geſchrei von Kämpfenden und das Wiehern der Pferde vernahm. Der Burgherr, welcher ſich dieſe unerwartete Erſcheinung nicht ſogleich erklären konnte, beobachtete, was im Thale vorging. Er ſah ſeine Feinde im wüthenden Gefechte mit fremden Truppen. Es iſt ein Freund in der Noth, rief er, der gute Vorarbeit macht; laßt uns ihm helfen! und der ganze Haufen der Belagerten ſtürzte den Berg hinab zum Kampfe. Es iſt Roland, ſagte Hildegarde frohlockend; mich täuſcht mein Herz nicht.

Es war Roland. Entfernt von Drachenfels blieb ſein Geiſt ihm nahe. Nur mit Hildegarden beſchäftigt, und ſich nach dem ſchönen Augenblicke des Wiederſehens ſehnend, betrieb er mit Eifer, was ihm die Pflicht erſt zu vollenden gebot. Seine Maßregeln hatte er ſo genommen, daß er von Allem, was in der Nähe ſeiner Geliebten vorging, unterrichtet werden mußte. Kaum vernahm er die Gefahr, in der ſie ſich befand, als er von Kriegern an ſich zog, was zum ſchnellen Marſche fertig war. Mit Blitzes Schnelle traf er bei dem Feinde ein, und ſtürzte ſich, vernichtend wie ein Wetter Gottes, auf denſelben. Alles wich vor Rolands Schwerte, oder fiel unter ſeinen mächtigen Streichen. Auch der Tapferſte wagte es nicht, ſich ſeinem ungeſtümen Muthe zu widerſetzen; ihn entflammte die Liebe. Der Widerſtand vermehrte nur ſeine Anſtrengungen und Kräfte; er focht in der Nähe, unter den Augen ſeiner Hildegarde.

Die Sonne war untergegangen, der Abend zog ſeinen düſtern Schleier über die weite Erde. An der Spitze der höchſten Berge blitzten noch einige Strahlen des verſchwundenen Tages; aber aus den Thälern richtete ſich die feuchte Nacht auf, und lagerte ſich über die Gebirge. Der Sieg war entſchieden, und der Feind allenthalben im Weichen, als die Beſatzung von Drachenfels ihm in den Rücken kam. Das Blutbad wurde jetzt fürchterlich. Nicht mehr ſchlug ſich Haufe gegen Haufe, Reihe gegen Reihe, ſondern der Einzelne ſuchte ſein Leben um den höchſten Preis zu verkaufen. In der Verwirrung der Flucht konnte man den Feind kaum mehr von dem Freunde unterſcheiden. Roland ſah mit heiterem Blicke über das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld. War er nicht der Retter ſeiner Hildegarde, die ſich nach ſeinem Anblick ſehnte? Noch wenige Augenblicke, und die Gegend iſt von dem Feinde gereinigt, und er kann nach Drachenfels in die Arme ſeiner Geliebten eilen.

Aber wer kämpft dort noch mit Löwenmuth, von wenigen Getreuen umgeben? Wie! der Sieg wäre noch unentſchieden, und ein Mann wagte es, das Treffen auf dem beinahe verlaſſenen Schlachtfelde zu erneuen? Ungeſtüm ſtürzt ſich Roland auf den Verwegenen. Alles weicht, und er erreicht ſeinen Gegner. Dieſer kämpft mit beyſpielloſem Muthe; aber der überlegenen Stärke Rolands muß er unterliegen. Aus der tiefen Nacht der unergründlichen Ewigkeit führt die verborgene Hand des dunkeln Verhängniſſes ſeinen ſiegenden Arm, und ſein Gegner ſinkt, von ihm durchbohrt, ächzend vom Pferde; unter ihm klirrt die blanke Rüſtung.

In der Hitze des Gefechts hatte Roland eine Reihe von Fackeln nicht bemerkt, die, aus der Ferne glänzend, ſich ſchnell dem Schlachtfelde näherten. Sie ſchienen auf ihn zuzueilen. Haltet ein! rief eine bekannte Stimme, die mit unbeſchreiblicher Macht in die Seele Rolands drang. Es war Hildegarde. Roland ſpringt vom Pferde, die Arme voll Sehnſucht ausbreitend gegen die theure Geliebte, die ihm mit Liebe entgegenkam. Da fällt ihr Blick auf den Gemordeten, und die erhobenen Hände ſinken ohne Leben zurück. Mein Vater! ruft ſie mit einem Schrei des Entſetzens, und ſtürzt bei dem Toden nieder. Roland erblaßt, ſeine Knie zittern, ſeine Haare ſträuben ſich, und ſtumm und ohne Bewegung ſtarrt er die Leiche an. Dann richtet ſein Blick ſich voll wilder Verzweiflung gegen die Sterne. Tückiſches Schickſal! feindſelige Mächte der Hölle! ſtöhnt er. O meine Hildegarde! — Seine Begleiter nahmen ihn beſinnungslos in ihre Arme. Und als er wieder zu ſich kam, ſah er ſeine Geliebte, dann die Leiche ihres Vaters. Ein tiefer, ſchneidender Schmerz zerriß ſein Inneres. Ewiger Gott! rief er, was that ich, um dieſe ſchreckliche Strafe zu verdienen? Ein entſetzlicher Augenblick ſtürzt mich auf ewig aus dem Himmel in die tiefſte Hölle; und — ich bin unſchuldig!

Hildegarde erholte ſich. Forſchend warf ſie ihre zerſtörten Blicke in dem ſtummen Kreis umher. Wer iſt ſein Mörder? fragte ſie langſam. Alles ſchwieg. Unglücklicher Roland! rief ſie dann, unglückliche Hildegarde! und ſtürzte ſich weinend über den Körper ihres Vaters. Roland kniete vor der Leiche, an der Seite ſeiner Geliebten nieder. »Ja,« ſagte er »ich bin ſein unſchuldiger Mörder. Mein Leben gäbe ich mit Freuden,

»könnte ich das ſeinige um dieſen Preiß erkaufen. Haſſe mich nicht, Hildegarde; beklage mich und mein ſchreckliches Verhängniß!« Hildegarde richtete ſich auf; ihr Blick ſchien verklärt. Ich haſſe dich nicht, Roland, ſprach ſie feierlich. Du biſt unſchuldig; das weiß unſer aller Vater im Himmel, und der meinige, der dich liebte, wie ſeinen Sohn. Aber ich kann als Braut nicht die Hand empfangen, die von ſeinem Blute trieft. Ich liebe dich, liebe dich noch immer mit derſelben innigen, unveränderlichen Liebe. Aber der Zorn des Himmels hat uns auf dieſer Erde getrennt. Haſt du den Muth, mich für ein beſſeres Leben zu lieben, dann werden wir uns dort wiederſehen. — Roland ſtand düſter und ſchweigend vor der Erhabenen. Sie reichte ihm ihre Hand. Ich ſage dir nicht, fuhr ſie fort, ſey glücklich. Wie könnteſt du es ohne deine Hildegarde, wie könnte es Hildegarde ohne dich ſeyn? Aber wir ſehen uns wieder. Sie zog ihn bei dieſen Worten an ihr Herz, und in einer langen Umarmung küßte er den Kuß der ewigen Trennung auf ihre Lippen.

Tauſend und tauſend Sterne glänzten freundlich aus der blauen Tiefe des Himmels. Ein leichter Weſt jagte ſich ſchäkernd durch die Gebüſche, und die ganze Natur ſchien, in ſüßer Ruhe, ſich von der Luſt eines glücklichen Brauttages zu erholen. Nur der Rhein brauſte dumpf in der Ferne, als ſey er ein unwilliger Zeuge des Geſchehenen.

Hildegarde nahm den Schleier in Nonnenwerth, wo ſie ihr Leben in frommen Uebungen der Andacht und in der ewigen Erinnerung an ihre Liebe beſchloß. Roland baute ſich an dem linken Ufer, auf dem Schieferberge, wo dieſer dem Kloſter näher gegen den Rhein hervortritt, die Burg Rolandseck, von welcher er die Zelle ſeiner Geliebten, den Hof und Garten ſah. Tage lang ſaß er hier am Fenſter, den Blick ins Thal gerichtet, und ſeine Hildegarde ſuchend. Stieg der andächtige Geſang aus dem frommen Kloſter zum Himmel empor, dann lauſchte Roland, in heiliger Begeiſterung, und glaubte die Stimme der Geliebten zu erkennen. Ging ſie durch den Hof, oder in dem Garten auf und nieder, dann unterſchied das liebende Auge ihre hohe, ſchlanke Geſtalt und ihre ſchöne Bewegung voll Anmuth.

Hildegardens Zelle hatte die Ausſicht auf Rolandseck. Da das heilige Mädchen fühlte, daß ſich ihre letzte Stunde nahe, ſuchten ihre Blicke noch die Burg; und als ſich vor dem brechenden Auge die Gegenſtände verwirrten, gab ſie ihrer Freundin ein Zeichen, die ſogleich das Fenſter öffnete. Ein zufriedenes Lächeln dankte der Freundin. Das Geſicht nach Rolands Wohnung gerichtet, verſchied Hildegarde, wenige Jahre nachdem ſie den Schleier genommen hatte. Ihr letzter Gedanke war an Gott und ihren Geliebten.

Da das dumpfe Geläute der Glocken aus dem Kloſter den Tod einer Schweſter ankündigte, ergriff Roland ein banges Schaudern. Ein geheimes Gefühl ließ ihn die Wahrheit ahnen. Die frommen Schweſtern trugen die Leiche zu Grabe, und Roland fand in dem trauernden Zuge ſeine Hildegarde nicht. Ein Bote, den er nach dem Kloſter ſandte, hob endlich jeden Zweifel. Er ſehnte ſich jetzt aus einer Welt, die ſeine Geliebte verlaſſen hatte, und bat den Himmel nur um die einzige Gnade, ihm bald die harten Feſſeln abzunehmen, die ihn noch ans Leben ketteten. Eines Morgens erwartete der alte Diener ſeinen Herrn vergebens; und da es ihm endlich auffiel, daß der lang Erwartete nicht erſchien, ging er in ſein Zimmer. Roland ſaß ohne Bewegung am Fenſter, das ſtarre Auge auf das Kloſter gerichtet. Das Leben ſchien ihn früher verlaſſen zu haben, als die Liebe.

Mit tiefer Rührung ſcheide ich von dir, ſtilles, freundliches Eiland! Mit Andacht betrat ich deinen Boden, den die Liebe zwei edler Menſchen geheiligt hat. Tauſend und tauſend Sterne glänzen aus der blauen Tiefe des Himmels. Eine feierliche Stille herrſcht weit umher, nur von dem Plätſchern der Wellen, die ſpielend an das Ufer hüpfen, unterbrochen.

Warum ſiehſt du trauernd auf dieſe friedliche Erde, einſames Rolandseck? Ach! die guten Menſchen, die hier gewohnt, ſind ſchon lange nicht mehr, und die Herzen, welche eine ſchöne unendliche Liebe beſeelte, haben zu ſchlagen aufgehört, und ruhen aus von ihren Schmerzen und von ihrem Entzücken.

Panthea,

oder

die Treue.

Die Beiſpiele, daß Menſchen ihr Wohl dem ihres Vaterlands oder der Menſchheit, ſich ſelbſt einer erhabenen Idee, und ſo den phyſiſchen Menſchen dem moraliſchen aufgeopfert haben, ſind ſelten; und doch beſteht darin die wahre Größe, und das Weſen der Tugend. Schweres thun, wenn uns eine Leidenſchaft oder unſer Vortheil dazu beſtimmt, ſetzt allerdings große Kräfte voraus. Aber ein Krieger, den der Ehrgeiz in die Schlacht treibt, und ein Kaufmann, den die Gewinnſucht über ferne Meere führt, mögen dem Tode tauſend Mal Trotz bieten; ſie thun doch nicht mehr, als der Löwe, der für ſeine Beute kämpft. Der den Göttern der Erde nicht ſchmeichelt, die alles zu vermögen glauben, und die Wahrheit ſagt, wo es gefährlich iſt, beſitzt mehr wahren Muth, als der ſich, im Getümmel der

Schlacht, in die feindlichen Reihen ſtürzt. Nach meiner Schätzung war Sokrates ein größerer Held, als Alexander. Den ſchönſten und glorreichſten Sieg erkämpft der Menſch über ſich ſelbſt; und das erhabenſte Schauſpiel gewährt derſelbe, wenn er, ſeiner höheren göttlichen Natur getreu, lieber ſich, als dieſe in ſich zerſtören läßt. Die Wahrheit, das heißt ſeine Ueberzeugung, ſeinen Glauben, die Tugend, die Freundſchaft und Liebe, kurz was der Menſch für heilig oder ſeine Pflicht hält, nicht verleugnen, wo dieſer Verrath große Vortheile ſichert, und die treue Anhänglichkeit an ſie ein gewiſſes Verderben droht, das iſt Heldenmuth.

Wir ſehen das Große gewöhnlich nur auf einem großen Schauplatze, und die Tugenden, welche in dem engen Kreiſe des ſtillen Familienlebens geübt werden, bleiben unbemerkt; indeſſen erfordern dieſe oft größere Anſtrengungen, als die öffentlichen, und ſind auch nicht ſelten verdienſtlicher. Die treue Gattin, der gute Vater, der redliche Freund, die ihre Beſtimmung ganz erfüllen, allenthalben, und unter allen Umſtänden ſind, was ſie ſeyn ſollen, verdienen unſre Achtung wenigſtens in einem ſo hohen Grade, als der öffentliche Menſch, der ſeine Rolle auch oft nur darum gut ſpielt, weil er weiß, daß er ein Publikum hat. Die öffentliche Tugend iſt nicht immer ohne allen Eigennutz. In der Ueberzeugung, daß ſie bemerkt wird, findet ſie ſchon eine

Aufmunterung und Belohnung, welche der häuslichen entgeht.

Indeſſen hat uns die Geſchichte auch wenige Beiſpiele von jenen öffentlichen Tugenden überliefert. Das freie Alterthum, welches in ſo Vielem einzig iſt, zeigt uns einige Heroen, die ihrem Vaterlande alles, ſich ſelbſt aufgeopfert haben. Reicher an Helden, dieſes Namens würdig, erſcheint das Chriſtenthum, deſſen Weſen die reinſte Liebe iſt, Liebe zu Gott und zu unſerm Nächſten, und das ſogar die Liebe der Feinde uns zur Pflicht macht. Wie viele Menſchen zählt dieſer wahrhaft göttliche Glaube, die ihr ganzes mühevolles Leben der Wahrheit, dem Beſten der Menſchheit geweiht haben? Gewiß erhebt die Religion das Gemüth und die Seele mehr, als ſelbſt die Vaterlandsliebe, und zeigt den Menſchen in ſeiner höchſten moraliſchen Würde und Größe.

Unter den Beiſpielen von treuer, liebevoller Ergebung, die uns die Alten aufbewahrt haben, iſt ohne Zweifel das, welches die ſchöne und tugendhafte Panthea gab, eines der merkwürdigſten und rührendſten. Nach der Schlacht, welche der ſiegreiche Cyrus über die Aſſyrier gewonnen hatte, vertheilte man die reiche Beute unter das Heer. Dem Könige wurde ein prächtiges Zelt und eine Gefangene von ſeltner Schönheit vorbehalten. Dieſe war Panthea, Königin von Suſa Ihr Gemahl, Abradates, ein Bundesgenoſſe der

Aſſyrier, befand ſich damals von der Armee entfernt, um ihr Verſtärkung zuzuführen. Man ſprach allenthalben mit den Ausdrücken der höchſten Bewunderung von der außerordentlichen Schönheit der Gefangenen; aber gerade dies war für den edeln Cyrus ein Grund, ſie nicht zu ſehen. Er übergab die Königin einem vornehmen jungen Meder, Namens Araspes, den er beſonders liebte und auszeichnete, in Verwahrung. Dieſer beſuchte Panthea, um ſie in ihrer unglücklichen Lage zu tröſten, und ihr, im Namen des Königs, alle Mittel anzubieten, dieſelbe, wo nicht angenehm, doch erträglich zu machen. Der Meder fand Panthea, im Kreiſe ihrer Frauen, verſchleiert, und in tiefer Trauer. »Das Schickſal« ſprach er zu ihr »hat Sie einem Gemahle entriſſen, der durch ſeine Vorzüge ohne Zweifel Ihre ganze Liebe verdiente; aber vergeſſen Sie nicht, daß Sie ihn gegen den großen Cyrus, den erſten der Fürſten, und den vollkommenſten der Männer, auch wenn er nicht auf einem Throne ſäße, vertauſchen.« Bei dieſen Worten entſtürzte den Augen der Königin ein Strom von Thränen. Die Verzweiflung bemächtigte ſich ihrer geängſtigten Seele, und ſie verwünſchte das grauſame Verhängniß, das ſie den Händen des Siegers überliefert hatte. Araspes fand bei der heftigen Bewegung, in welcher Panthea war, Gelegenheit, ihr Geſicht zu ſehen, und er bewunderte es eben ſo ſehr, als er ihre hohe, ſchlanke Geſtalt, und die Würde und Grazie in ihrer Haltung bewundert hatte. Er betheuerte ſeinem Könige, nie habe Aſien eine ſolche unvergleichliche Schönheit hervorgebracht, und beſchwor ihn, die reitzende Gefangene zu ſehen.

»Deine Erzählung« erwiederte Cyrus »befeſtigt meinen Entſchluß, ſie nicht zu ſehen. Ich könnte ſie wieder und öfters zu ſehen wünſchen, und an ihrer Seite »vielleicht vergeſſen, was ich ihr, mir ſelbſt und ihrem »Gemahle ſchuldig bin.« — Aber, fragte Araſpes, kommt es denn nicht auf uns an, ob und wie ſehr wir einen Menſchen lieben wollen? Bleibe ich nicht ſtets Herr meiner Neigung? Feige entſchuldigen ſich mit der unwiderſtehlichen Macht einer Leidenſchaft, weil ihnen die Stärke fehlt, ihrer ewigen Pflicht eine vorübergehende Neigung zu opfern. Theilten übrigens auch alle Sterblichen dieſe Schwäche, wenigſtens bliebe Cyrus frei von ihr, der ſich ſelbſt wie die Welt zu beherrſchen weiß.

»Ich habe Sklaven geſehen,« antwortete der König »die mit Entzückung die Feſſeln trugen, in welche ſie »ſich ſelbſt geſchmiedet hatten, und den Verluſt einer »Freiheit beweinten, die ſie doch nicht ertragen konnten. »Ein beſcheidenes Mißtrauen auf ſich hat man ſeltner »zu bereuen, als eine übermüthige Zuverſicht. Auch die »Könige und Menſchen; und wehe ihnen und ihren

»Völkern, ſind ſie es nicht!« Araſpes lächelte ungläubig. Er ſah Panthea öfters, und ſchenkte ihr die ganze theilnehmende Aufmerkſamkeit, die, wie er glaubte, das Schickſal der erhabenen Gefangenen verdiente. Panthea erwiederte dieſe zarte Sorgfalt mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit, welche ſie für Pflicht hielt. Sie bemerkte kaum ſelbſt, daß der Beſuch des Jünglings häufiger, und ſein Antheil an ihrer Lage inniger und lebendiger wurde. Alle dieſe Aeußerungen einer wachſenden Liebe nahm ſie für Beweiſe einer jugendlichen Gutmüthigkeit, die fremdes Leiden ſchnell bewegt. Der Jüngling aber ſah in dem Ausdruck eines dankbaren Gefühls das Beſtreben der ſchönen Gefangenen, ihm zu gefallen. Die Eigenliebe überzeugte ihn bald von der Gewißheit des Triumphs ſeiner unwiderſtehlichen Vorzüge über die Tugend der Königin. Er wußte, daß in ſeinem Alter, und mit ſeinen glänzenden Eigenſchaften ein Mann mit einem Weibe nicht leicht zu viel wagt. Er legte alſo das Geſtändniß ſeiner Leidenſchaft in der ſichern Erwartung ab, daß ſeine Liebe eine belohnende Gegenliebe finden würde. Wie groß war das Erſtaunen des Jünglings, als die Fürſtin ihn, mit dem ganzen Ausdrucke ihres edlen Unwillens, an die Heiligkeit ſeiner und ihrer Pflicht erinnerte! Die getäuſchte Erwartung entflammte ſeine Leidenſchaft zur Wuth; und da er das königliche Weib ſtandhaft bei ihrem Entſchluſſe fand, wagte er es, ſie mit Drohungen ſchrecken zu wollen. Panthea verſtund ſich ungern zu dem einzigen Mittel, von dem ſie ſich einigen Erfolg verſprechen konnte; ſie ließ nämlich den Monarchen von dem Betragen ſeines Lieblings unterrichten. Dieſem, der ſeiner Schuld bewußt, den Anblick ſeines Herrn floh, ließ Cyrus ſagen, es ſey des Mannes unwürdig, die Gunſt eines Weibes andern Mitteln, als ihrer Liebe, zu verdanken.

Dieſe Warnung war für Araſpes ein Donnerſchlag. Er liebte Panthea; aber an Cyrus feſſelten ihn alle Verhältniſſe ſeines Lebens, und eine lange ſüße Gewohnheit. Er kannte kein anderes Daſeyn, als das in der Nähe des Fürſten, in dem Glanze des Hofes, mit dem Einfluſſe eines Günſtlings. Er fühlte den Verluſt der Gnade ſeines Gebieters ſchmerzlich, ſchmerzlicher aber noch den des wohlwollenden Vertrauens eines Freundes.

So wie Araſpes aus der glänzenden Umgebung des Königs entfernt war, veränderte ſich Alles um ihn. Die Großen des Hofes kannten ihn nicht mehr. Alle, denen er Wohlthaten erwieſen hatte, warfen die drückende Laſt der Dankbarkeit ab, und waren ſehr zufrieden, vergeſſen zu dürfen, daß ſie ihm ihr Glück verdankten. Die nicht durch ihn erhalten hatten, was ſie zu beſitzen wünſchten, ſahen die königliche Ungnade als eine verdiente Züchtigung ſeiner Ungerechtigkeit gegen ihre Verdienſte an, und ließen ihn bei jeder Gelegenheit ſeine

Erniedrigung fühlen. Selbſt ſeine ſeltnen Freunde gebrauchten die Vorſicht, aus ihrer Freundſchaft, wie aus einem Verbrechen, ein Geheimniß zu machen, weil ſie dem Monarchen zu mißfallen fürchteten. Sie nahmen an dem Schickſale des gefallenen Günſtlings einen warmen Antheil, aber doch einen wärmeren an ihrem eigenen, auf welches jenes Einfluß haben konnte. Wenn es darauf ankommt, ſelbſt zu ſteigen oder zu fallen, darf man ſich dann den Fall eines Andern zu Herzen nehmen? Araspes war einſam an dem zahlreichen, glänzenden Hofe des großen Cyrus. Mit einem tiefen Schmerze fühlte er, daß nur ſein Glück, nicht aber er Freunde gehabt; daß man ſich dem Günſtlinge des allmächtigen Gebieters zu Füßen gelegt, an dieſen die tauſend Huldigungen verſchwendet, und nicht an Araspes. »Die »hämiſchen Menſchen!« rief er in ſeiner Erbitterung. »So lange ſie die Peitſche in der einen Hand, und den »Fraß in der andern ſehen, kriechen ſie vor dir aus »Furcht oder Hunger. Nein, in dem Verluſte der Ach»tung und Liebe dieſer armſeligen, verächtlichen Weſen »habe ich nichts verloren!« So ſuchte ſich Araspes zu tröſten. Aber gerade der Schmerz über den Verluſt dieſer Güter, die er zu verſchmähen ſcheinen wollte, preßte ihm ſeine Klagen und Verwünſchungen aus. Hätte er ſie noch beſeſſen, dann wären ſie ihm ohne Zweifel achtungswerth geweſen. Man muß größer ſeyn, als die

Welt, um ihre Schätze mit ruhigem Gemüthe beſitzen oder entbehren zu können. Araſpes war noch in der Blüthe ſeiner Jugend und voll glänzender Eigenſchaften, die ſich nur auf einem großen Schauplatze entwickeln und zeigen konnten.

In dieſer Lage ließ Cyrus den Gefallenen zu ſich bringen. Dieſer freuete ſich, ſeinen ſonſt ſo gütigen Gebieter wieder zu ſehen, und zitterte zugleich vor ſeinem Anblick. Da ſie allein waren, ſprach der König zu ihm: »Ohne Zweifel haſt du ſehr gefehlt, Araſpes. Es iſt »eines edeln Gemüthes unwürdig, aus der unglücklichen »Lage eines Menſchen Vortheil ziehen zu wollen. Doppelt ſtrafbar iſt aber der Verſuch, mit Gewaltthätigkeit »von einer Gefangenen zu erhalten, was für den Mann »von Gefühl nur als ein freiwilliges Geſchenk Werth »haben kann; und dieſe Gefangene hatte dein König, »daß du ſie ſchützen ſollteſt, dir anvertraut!«

Ich fühle die ganze Abſcheulichkeit meines Vergehens, ſprach Araſpes, indem er vor Cyrus niederfiel, und wage es kaum, Vergebung von meinem großmüthigen Gebieter zu erflehen. Vielleicht bin ich unglücklicher als ſtrafbar; denn kaum kenne und begreife ich mich ſelbſt. Eine geheime Macht zieht mich unwiderſtehlich zu dieſer Königin, in deren Beſitz ich mein höchſtes Glück zu finden hoffe; und eine innere Stimme ſagt mir, daß ich unrecht handle, und mahnet mich, die reitzende Gefangene zu fliehen. Der arme Menſch iſt ein Spielwerk boshafter hölliſcher Mächte. Ich fühle wohl, daß in uns zwei Seelen wohnen, von denen die eine uns zum Guten räth, da die andere uns zum Böſen treibt. Dem Kampfe dieſer feindſeligen Dämonen ſind wir Preis gegeben. Nicht immer vermag der Menſch zu thun, was er will. Das Beſſere erkennt er, und wählt das Schlechtere. Hat aber bis jetzt mein böſer Geiſt über den guten geſiegt, denn iſt es von nun an mein feſter Entſchluß, der Stimme des letztern zu folgen.

»Dein Entſchluß ehrt dich,« erwiederte Cyrus; »und du wirſt ihn ausführen. Ich habe dich nicht verkannt, Araspes! Menſchen von edlerer Natur können ſich wohl auf Augenblicke verirren; aber, von ihrem Irrthume zurückgekommen, verfolgen ſie um ſo vorſichtiger und beharrlicher die Bahn der Tugend und der wahren Größe. Ich ſelbſt trage die Hälfte deiner Schuld. Wer hieß mich einem Jüngling das ſchönſte Weib zur Verwahrung anvertrauen? Es giebt Feinde, die man allein beſiegen kann, wenn man den Kampf mit ihnen meidet. Solche Feinde ſind unſere Leidenſchaften. Wer ſich auch nur in einen Krieg mit ihnen einläßt, iſt bald überwunden. Sich ſeinem Gegner nicht zeigen, iſt hier das Sicherſte. Nicht immer ſteht es bei uns, zu lieben, wen und wie ſehr wir lieben wollen. Die Erfahrung haſt du nun ſelbſt gemacht, und theuer bezahlt. Das Letztere wollte ich freilich nicht, und bekenne gern, daß der größte Theil deiner Schuld auf mich zurückfällt. Ich hätte dich einem Feinde nicht entgegenſtellen ſollen, von dem ich wiſſen konnte, daß du ihm nicht gewachſen ſeyſt. Aber darum liebe ich dich nicht weniger.« Bei dieſen Worten nahm er den erſtaunten Jüngling in die Arme, und ſchloß ihn an ſein Herz.

Großmüthiger Cyrus! rief Araſpes. Da alle Welt mich verläßt; da man mich, wie einen Verpeſteten, flieht, weil ich unglücklich ſcheine; da die Menſchen, denen ich nur Gutes that, mich verkennen, tröſtet mein König mich, den allein ich beleidigt habe! — »Dein König« ſprach Cyrus »und dein Freund. Indeſſen benutzen wir die Stimmung der Gemüther, und den allgemeinen Glauben, wir ſeyen Feinde! Ueber die Macht und Stellung der Aſſyrier, welche bedeutende Verſtärkungen an ſich gezogen haben, bin ich nur unvollſtändig unterrichtet. Eine Niederlage könnte mich die theuer erkauften Früchte meiner früheren Siege koſten. Gehe in das feindliche Lager! Man wird dir leicht glauben, du ſeyſt meinem Zorn entflohen.«

Ich verſtehe, erwiederte Araſpes, und freue mich, Gelegenheit zu finden, einen kleinen Theil meiner Schuld abtragen zu können. — Cyrus hatte bei dieſem Rathe, den er Araſpes gab, auch die Abſicht, ihn von der ſchönen Gefangenen zu entfernen, ſein Gemüth durch Thätigkeit zu zerſtreuen, und dann der Zeit die gänzliche Geneſung von ſeiner Leidenſchaft zu überlaſſen.

Da Panthea hörte, der treuloſe Günſtling ſey zu dem Feinde entflohen, ließ ſie Cyrus ſagen, den Verluſt werde ſie ihm durch einen wahren und treuen Freund erſetzen. Dieſer ſey der Achtung des größten Königs werth, und werde ſein Vertrauen zu verdienen wiſſen. Panthea meinte ihren Gemahl, der, mit den Aſſyriern unzufrieden, ihrer Sache ungern diente. Abradates näherte ſich auch wirklich dem perſiſchen Heere mit zweitauſend Reitern, wurde empfangen, und zu ſeiner Gemahlin geführt. Nach den erſten lebhaften Aeußerungen der Freude des Wiederſehens erzählte die Gefangene, wie ſie, durch den unerwarteten Wechſel des Glücks, in dieſen Zuſtand gekommen ſey, und Cyrus ſie edelmüthig behandelt habe; die ſtrafbaren Zumuthungen des königlichen Günſtlings, und das großherzige Benehmen ſeines Herrn. Abradates, der ſeine Gemahlin mit dem ganzen Feuer der erſten Liebe liebte, erfüllte die Erzählung mit Bewunderung und Dankbarkeit gegen den edeln Sieger. Er eilte zu ihm, um ihn zu bitten, ſeine Dienſte anzunehmen. Nur meine gänzliche Ergebung, ſprach er, kann ich dem großen König als einen Beweis meiner Dankbarkeit anbieten. Was ich zu geben vermag, iſt wenig gegen das, was ich empfangen habe. Iſt mir aber das Schickſal günſtig, dann werde ich eine Schuld abtragen, die mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet.

Cyrus nahm das Anerbieten eines Mannes, den er ſchon als Feind ſchätzen gelernt hatte, mit Vergnügen an. Sie trafen gemeinſchaftlich die Anordnungen zur Schlacht, welche das Schickſal eines groſen Reichs, und eines mächtigen Königs entſcheiden ſollte. Die Aſſyrier, die Lydier, ein groſer Theil des übrigen Aſiens, und die Egypter ſtunden dem Cyrus gegenüber. Abradates war im Begriff, ſeinen Wagen zu beſteigen, um ſich an die Spitze der ſeinem Befehle anvertrauten Truppen zu ſtellen, als Panthea zu ihm trat. Sie überreichte ihm die Waffen, welche, auf ihren Befehl, in Geheim für ihn waren verfertigt worden, und an denen man die Reſte ihres Schmuckes glänzen ſah, welche das unzuverläſſige Glück ihr gelaſſen hatte. »Edles Weib!« rief Abradates gerührt, »das Wenige, was dir von deinem ehemaligen »Glanze blieb, opferſt du mir!« Mein reichſter Schmuck, erwiederte Panthea, iſt deine Liebe; und jeden andern gebe ich freudig um dieſen hin. — Sie half ihm die glänzende Rüſtung anlegen; und da er zur Schlacht fertig vor ihr ſtund, und Thränen ihm in die Augen drangen bei dem Gedanken an die Trennung von ſeinem theuren Weibe, ſprach ſie: »Nie ward vielleicht ein Mann »geliebt, wie ich dich liebe. Willig gäbe ich mein Leben, »um das deinige zu erhalten, und gern würde ich mich

»unglücklich ſehen, wäre unter dieſer Bedingung dein »Glück gegründet. Was ich dir war und bin, muß dir »beſſer ſagen, als Worte es zu ſagen vermögen, wie »ſehr ich dich liebe. Aber ohne Achtung iſt keine Liebe »dauernd. Du wirſt an dieſem großen Tage Abradates »ſeyn, und deiner würdig handeln. Ich war in Feſſeln; »Cyrus nahm mir ſie ab. Sein Günſtling und Freund »vergaß, was er ſeinem Könige und uns beiden ſchuldig war; Cyrus ſchützte mich gegen ſeinen Freund und »Günſtling. Durch mich verlor er den Vertrauten, den »er unter allen, die ihn umgeben, am meiſten liebte. »Ich verſprach ihm den Verluſt mit einem wahren und »treuen Freunde zu erſetzen. Ich weiß, du wirſt das »von mir gegebene Wort nicht brechen.« Weib meines Herzens! meine über alles theure Panthea! rief Abradates, ihre hohe Geſinnung bewundernd, ich will deiner würdig ſeyn. Er ſchloß ſie noch einmal in ſeine Arme, und eilte zur Schlacht.

Die Perſer ſiegten. Das Reich der Lydier fiel an dieſem Tage; und Cröſus ſelbſt, der ſich einſt den Glücklichſten der Sterblichen geprieſen hatte, weil er der reichſte und mächtigſte war, wurde gefangen. Er klagte nun die Götter an, da er nur ſich und ſeine Unmäßigkeit anklagen konnte. Das Schickſal hatte ihm ein großes Reich und unermeßliche Schätze verliehen. Aber nicht zufrieden mit dem, was er beſaß, war er auf den Beſitz Anderer eiferſüchtig. Mit neidiſchen Augen ſah er die wachſende Macht des groſen Cyrus, und faßte den Entſchluß, ſie zu zerſtören. Um ſich bei dieſer ſchweren Unternehmung der Gunſt der Götter zu verſichern, ſchickte er ihren Prieſtern reiche Geſchenke. Auf die Frage, ob er den Cyrus angreifen ſollte, antwortete das Orakel: Geht Cröſus über den Halys, dann wird er ein groſes Reich zertrümmern. Der Halys iſt ein Fluß, der die Staaten des Cröſus von denen des Cyrus trennte. Dieſe zweideutige Antwort legte der König, weil der Menſch gern glaubt, was er hofft, nach ſeinen Wünſchen aus. Er ging über den Halys, um den Cyrus zu bekriegen, und zertrümmerte — ſein eignes groſes Reich. Cröſus machte nun ſein Unglück den Göttern zum Vorwurf, und klagte ſie der Falſchheit an. Iſt Wahrheit und Recht in unſrer Bruſt, dann dürfen wir nur den Gott in ihr fragen, um den Ausſpruch des ewigen Gottes zu vernehmen. Aber Cröſus dachte ſchlecht genug von den Göttern, daß er ſie mit ſeiner Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit im Bunde glaubte, oder durch Geſchenke zu gewinnen hoffte. Er hatte ſich alſo ſelbſt, und nicht ſie hatten ihn betrogen.

Mit einer unbeſchreiblichen Unruhe ſah Panthea der Entſcheidung der Schlacht entgegen. Die Hände gegen den Himmel gefaltet, lag ſie in ihrem Zelte auf den Knieen, um den Sieg und Erhaltung für ihren geliebten Abradates zu erflehen. Den Sieg gewährte er; aber der Sieger bezahlte ihn mit ſeinem Leben.

Die Stärke des feindlichen Heeres, auf welche Cröſus beſonders gezählt hatte, war die egyptiſche Phalanx. Ehe die Schlacht begann, bat Abradates den König, ihm die gefährliche Stellung gegen dieſen Kern der feindlichen Macht anzuvertrauen. Die tapferſten Feldherren des Cyrus, die gerechtere Anſprüche auf dieſe Auszeichnung zu haben glaubten, forderten ſie für ſich. Das Los entſchied, und zwar für Abradates. Mit der ganzen Heftigkeit ſeines ungeſtümen Muthes ſtürzte ſich dieſer auf die egyptiſche Phalanx, welche ihm tapfer widerſtand. Das Gefecht war mörderiſch. Abradates entſchloſſen, glorreich zu ſiegen, oder mit Ruhm zu ſterben, warf ſich mitten in die feindlichen Reihen. Nur wenige ſeiner treueſten Gefährten folgten ihm. Die übrigen verließen feig ihren Feldherrn und die Sache ihres Königs. Der Muthige ſiegte, fiel aber mit Wunden bedeckt, nach allen den Tapfern, die ihm eine ſchützende Wache gebildet hatten.

Auf das Gerücht des erfochtenen Sieges eilte Panthea mit einigen Vertrauten auf das Schlachtfeld, ſich nach der erſten Nachricht von dem Schickſal ihres Gemahls ſehnend, und vor ihr zitternd. Da ſie erfuhr, was geſchehen war, drang der Schmerz wie ein vergifteter Dolch in ihre Bruſt, und ſie ſank ohne Beſinnung nieder. Sie erwachte mit einem klagenden, jammernden Blick gegen den Himmel. Er iſt todt, rief ſie, und ich lebe noch! Den Leichnam des Gefallenen ließ ſie nach dem Ufer des Fluſſes Paktolus bringen, in deſſen Nähe die Schlacht geliefert worden war. Während dem man, auf ihren Befehl, Anſtalten traf, dem Toden durch ein feierliches Begräbniß die letzte Ehre zu erweiſen, kam Cyrus, der das Schickſal ſeines zu frühe verlorenen Freundes erfahren hatte. Er fand die Trauernde, in ſtummen Schmerz verſunken, bei dem Leichnam ihres theuren Gatten auf der Erde ſitzend. Er blieb vor ihr ſtehen, erſchüttert durch den Anblick der Leidenden und des gefallenen Helden. Aber ſie ſah ihn nicht, betäubt von der Qual, die ihre Seele zerriß. Panthea! rief der König mit einem Tone der innigſten Theilnahme. Sie warf einen ſtarren Blick auf ihn, und blieb ohne Bewegung an ihrer Stelle. Die Lebenden ſchien ſie nicht zu kennen; ihr Geiſt war bei dem geliebten Toden. »Dein »Schmerz – fuhr Cyrus fort – iſt gerecht. Ich habe viel »verloren; du aber noch mehr.« — »Alles,« antwortete Panthea mit erſtickter Stimme, kaum hörbar; und keine Thräne kam in ihre Augen. »Seinem gegebenen Worte nur zu getreu, ſtarb er für ſeinen König und mich. Der Sieg hat ſein Leben gekrönt; aber er iſt todt, und Panthea lebt noch!«

Cyrus vergoß Thränen mit der Unglücklichen. Er wünſchte, er hoffte ſie zu tröſten. Er gab Befehl, dem gefallenen Helden ein Denkmahl zu errichten, würdig ſeines glorreichen Todes und des glänzenden Sieges, den ſeine Tapferkeit entſchieden hatte. »Laſſe« ſprach er »dem zurückgebliebenen Freunde deines Gemahls den »Troſt, einen Theil der großen Schuld, die ich dem »Toten nicht bezahlen kann, an die Lebende abzutragen, die ihm über alles theuer war.«

Mein König, antwortete Panthea, ſoll alle meine Wünſche kennen. Cyrus glaubte ihren Schmerz zu ehren, wenn er ſich entfernte. Da er weggegangen, hieß ſie ihre Begleitung ſie verlaſſen, und behielt nur eine Sklavin zurück, die ſchon ihre Kindheit gepflegt hatte. »Wenn meine Augen geſchloſſen ſind,« befahl ſie dieſer, »dann bedecke meinen Körper und den meines Gemahls »mit einem und demſelben Tuche!« Die Alte weinte, warf ſich ihrer Gebieterin zu Füßen, bat um Mitleid für ſich und die guten Menſchen, die ſie ſo zärtlich liebten. »Das Leben« ſagte Panthea »hat für mich aufgehört, ein Gut zu ſeyn.« Sie nahm einen Dolch und ſtieß ihn ſich in die Bruſt. Sterbend legte ſie das Haupt auf das Herz ihres Gatten, und — verſchied.

Briefe aus der Stadt.

Erſter Brief.

Vom 13. Jänner.

Du glaubſt, wir ſchwelgen hier in Winterluſtbarkeiten, und ſchwimmen in einem Strome von Genüſſen. Weit gefehlt, mein Lieber! Von den Herrlichkeiten des Winters haben wir, auch ſogar in der Hauptſtadt, nichts als ihn ſelbſt mit ſeinen trüben Tagen und langen finſtern Nächten; nur ihn, den grämlichen Alten mit ſeinem kalten, mürriſchen Gemüthe.

Ohne Muſik, weißt du wohl, gibt es für mich keinen beſondern Genuß; und ſie iſt weder durch die Zeitumſtände, noch durch die Stimmung der Menſchen begünſtigt. Gefühllos, hart, und voll ſchneidender Diſſonanzen iſt die Gegenwart.

Unſre muſikaliſche Maremme ſchlummert; und Manche wollen in dieſem Zuſtande von Apathie und Lethargie einen gewiſſen Vorboten ihres nahen Todesſchlafes ſehen. Das wäre doch wirklich zu frühe für die hoffnungsvolle Kleine, die ſchöne Anlagen verrieth, und etwas zu werden verſprach! In Rückſicht der Kunſt ſind wir hier beinahe in der Lage, wie der herrliche Strom vor uns. Schwerfällig trägt er die Feſſeln des harten Winters, und wälzt ſeine Eisſchollen langſam fort; aber ganz gelähmt vom Froſte, und bewegungslos gefeſſelt iſt er noch nicht. Es iſt der fatale Mittelzuſtand zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Bewegung und Erſtarrung, den ich in der Natur ſo wenig, als bei dem Menſchen leiden mag. Jede unentſchiedene Lage, alles ungewiſſe Schwanken und unentſchloſſene Zögern zwiſchen Rechts und Links, zwiſchen Kalt und Warm, iſt mir unerträglich. Einem entſchloſſenen Feinde ſehe ich lieber ins Geſicht, als einem zweifelhaften Freunde. Auf dem erſtarrten Strome, wenn er Zentnerlaſten auf ſeinem Rücken trägt, und in dem Sonnenlichte eines klaren Himmels glänzt, kann mein Auge mit Vergnügen weilen; aber wie er ſich jetzt unbehülflich fortſchleppt, nicht flüſſig und nicht feſt iſt, wie der Geiſt der Zeit, ſo habe ich einen Widerwillen gegen ihn, wie gegen alles vorſichtige, leiſe Auftreten und Schleichen, gegen alles gefallſüchtige Schmiegen und Schicken in jedermanns Launen, gegen dieſe mehr als kosmopolitiſche Freundſchaft mit aller Welt, die es mit keinem Menſchen gut meint.

Die muſikaliſche Akademie ſchien manchem ſchon, bei ihrem Entſtehen, in ihrer anarchiſchen Form, den Keim der nahen Auflöſung in ſich zu tragen. Die Monarchie iſt aber, wie große Staatsleute behaupten, nur reichen Völkern angemeſſen, und die republikaniſche Verfaſſung armen. Iſt dem ſo, dann läßt ſich die Lage unſrer Akademie ſchon aus dieſem Grundſatze erklären; denn, wäre ſie reich genug, um die Künſtler zu bezahlen, ſo würde ſie an Einheit (dem Prinzip der Monarchie) weſentlich gewinnen. Indeſſen wäre es Schade um die Geſellſchaft, die einige ausgezeichnete Talente aufzuweiſen hat, wenn ſie untergehen ſollte.

Reiſende Künſtler erweiſen uns öfters die Ehre, daß ſie uns ihre Fertigkeit bewundern und bezahlen laſſen. Noch unlängſt überraſchte uns Herr Durand mit ſeiner ſeltnen Behendigkeit auf der Geige. Mich befriedigte beſonders die Harfenſpielerin Pascal, die wir früher gehört. In einigen Tagen hören wir die Gebrüder Remy aus Paris, und dann ſoll der Taſchenkünſtler Comte die Mainzer Welt durch ſeine Zaubereien in nicht geringe Verlegenheit ſetzen. Was ich bis jetzt von ihm weiß, kündigt einen Mann an, der dazu geſchaffen iſt, ſein Glück zu machen. Er iſt gefällig und witzig, und beſitzt die Gabe, Andere von dem wichtigen Gehalte ſeiner Talente zu überzeugen, an den er vielleicht ſelbſt nicht glaubt. Die Welt will betrogen ſeyn, ſagt ein altes, ſehr wahres Sprichwort, und wer das kann und mag, iſt ihr Held. Es giebt kein einträglicheres Gewerbe, als das, die Menſchen zu täuſchen. Wem der Ruf vorausgeht, daß er die Wahrheit liebe und ſage, der iſt wahrhaftig ſchlecht empfohlen. Nach Herrn Comte wird es hoffentlich ein Anderer übernehmen, uns, für unſer gutes Geld, die Zeit zu vertreiben oder Langeweile zu machen. So taumeln wir denn wirklich, wie du dir vorſtelleſt, aus einer Schwelgerei in die andere!

Was man eigentlich Schauſpiel nennt, haben wir nicht. Du weißt, daß unſer Theater, welches bald eine Reitſchule, bald ein Kunſttempel war, und abwechſelnd in beiden Verwandlungen erſchien, als ein Symbol unſeres Kunſtzuſtandes den Einſturz droht.

Unſer Feld iſt eigentlich die Politik; denn da giebt die ungewiſſe Zukunft unſerer regen Phantaſie einen weiten Spielraum. Aehren leſen wir wenige auf dem öden Stoppelfelde; aber unſre Vermuthungen, unſre Furcht und Hoffnung können ſich nach Luſt auf ihm herumtummeln; und gerade eine unbeſtimmte zweckloſe Thätigkeit hat für den Menſchen gewöhnlich den größten Reiz. Haben wir uns nicht von jeher durch Fragen, Zweifel und Streitigkeiten über jene unbekannte Welt allen Spaß in dieſer bekannten verdorben? Leihet die Dunkelheit und Unbeſtimmtheit nicht unſerer Philoſophie und Dichtkunſt ganz beſondere Annehmlichkeiten? Von was ſpricht der Menſch am liebſten, als von dem, was er am wenigſten verſteht? Wir leben und weben jetzt in Rußland, Polen und Preuſſen, und rathen den Feldherrn der kriegführenden Mächte gute Operationen auf den künftigen Feldzug an. Es giebt nichts tolleres, als die Weiſſagungen und Wettungen über die Zukunft. Doch laſſen wir jedem ſeine Weiſe! Der Adler wiegt ſich in den höheren Regionen des Himmels, und der Froſch quakt im tiefen Sumpfe. Singe jeder, wie ihm die Stimme gegeben iſt, aber — für ſich!

Ich liebe die politiſchen Prognoſtiken nicht beſonders, und glaube, daß es noch ſchwerer iſt, einem Staate, als dem einzelnen Menſchen die Nativität zu ſtellen. Mein Gott! ſind wir denn was anders als blinde Werkzeuge in der Hand des Schickſals? Wer wagt es, nach dem, wie es heute iſt, vorauszuſagen, wie es morgen ſeyn werde? Keiner hat ſich noch auf den delphiſchen Dreifuß geſetzt, um die Zukunft zu verkünden, ohne daß er ſich und Andere getäuſcht hätte. Sah wohl der kluge Necker voraus, welche Folgen ſeine Maßregeln für Frankreich haben würden? Konnte er auch nur einen Theil jener furchtbaren Revolution ahnen, die in ihren Wirkungen der Erwartung keines Menſchen entſprach? Stelle die Schlacht von Jena neben den Einzug der verbündeten Mächte in Frankreich, denſelben Herzog von Braunſchweig, an jenem unglücklichen Tage, neben den ſtolzen Feldherrn, der die denkwürdige Proklamation, gleich einem verzehrenden Blitze, gegen die Franzoſen zu ſchleudern glaubte! Seit zwanzig Jahren haben kluge Staatsleute und große Staatswirthſchaftsgelehrte den gewiſſen Bankerut von England vorausgeſagt; und doch ſpielt es ſeine Rolle auch jetzt noch ſo, als wenn ſeine Geldverlegenheit wenigſtens nicht verzweifelt wäre. Wie oft, und mit welcher Zuverläſſigkeit wurde die Demüthigung und Zerſtückelung Frankreichs angekündigt? Und Frankreich iſt die entſcheidende Macht in Europa, und wird es noch lange bleiben.

Man hat ſehr ſcharfſinnige Werke über die Urſachen der franzöſiſchen Revolution geſchrieben, und ſie in zwanzig Thatſachen und Ereigniſſen gefunden, die ſo unſchuldig zu dieſer Ehre kommen, als ich, oder ein Philoſoph, oder auch eine ganze Sekte. Es iſt meine innige Ueberzeugung, daß, unter einem Könige von Kraft und Muth, dieſe Revolution nicht ausgebrochen wäre, oder doch dieſe Wendung nicht genommen hätte. Dazu gehörte kein weitſehender Staatsmann, kein Held, ſondern nur ein Mann von entſchloſſenem Karakter. Mag man immerhin die ſchönen Eigenſchaften einer klugen Vorſicht, einer ſcharfſichtigen Divinationsgabe preiſen! Dem nur gehört doch dieſe Welt an, der den Augenblick, wie er kommt, ſchnell zu faſſen und zu gebrauchen, die Gegenwart zu erkennen und zu ſeinem Zwecke zu benutzen weiß. Die Zukunft iſt ein dunkles, bodenloſes Feld; nur die Gegenwart bietet einen ſichern Grund. Die große Kunſt iſt, den Augenblick zu beherrſchen; die Zukunft liegt nicht in des Menſchen Reich.

Unter die allgemeinſten und größten Vorurtheile gehört auch der Glaube, das Leben eines großen Mannes ſey nach Einem umfaſſenden Plane gebildet, gleich einer koloſſalen Bildſäule von Einem Guſſe, und der Zweck, den er erreicht, habe alle ſeine frühere Anſtrengungen und Entwürfe beſtimmt. Die größten und kräftigſten Menſchen ſehen ſich aber oft nach einem Ziele getrieben, das ſie ſelbſt nie wollten, nie vorausſahen.

Im Allgemeinen mag freilich jeder ſeinen Lebensplan haben; aber niemand weiß, ob und durch welche Mittel er ihn erreichen werde. Eine Leidenſchaft, ein Streben treibt uns; und in dem Gegenſtande dieſes Strebens mag Einheit ſeyn. Aber gewiß iſt ſie weder in dem Ziele noch in den Mitteln. Der Habſüchtige ſucht die Vergrößerung ſeines Vermögens, der Ehrgeizige Gewalt und Anſehen, der das Vergnügen liebt, ſtrebt nach Genüſſen, und in ſo weit haben ſie Alle einen gewiſſen Zweck; aber keiner weiß, ob, und durch welche Mittel er ihn erreichen werde.

Da Cäſar zu ſeiner Begleitung ſagte: in dieſem Dorfe wollte ich lieber der Erſte, als in Rom der Zweite ſeyn, deckte er ſein innerſtes Weſen auf. Er konnte, ſeiner Natur nach, keine untergeordnete Rolle ſpielen; aber gewiß dachte er damals nicht an die Unterwerfung der römiſchen Welt. Alle Verhältniſſe, ſeine Feinde und Freunde, kurz ſein Verhängniß drängten und trieben ihn immer weiter, bis er, durch die Pharſaliſche Schlacht, ſich die bekannte Erde zu Füßen legte. Dieſe Schlacht war, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, für ihn verloren, hätte Pompejus ſeine errungenen Vortheile zu benutzen gewußt. War aber dieſer (Pompejus) Sieger, dann erhielten die Angelegenheiten der Welt eine andere Geſtalt, und Cäſar ſelbſt war, für die Geſchichte, nicht mehr Cäſar. Was wir für Andere ſind, und der Nachwelt gelten, hängt nicht von uns, ſondern von den feindlichen oder günſtigen Umſtänden ab, unter denen wir handeln.

Hätte Hannibal der Welt ſeine Abſicht angekündigt, mit 50000 Mann von Spanien gegen Rom aufzubrechen, und mit 26000, die ihm noch nach dem Uebergang über die Alpen geblieben waren, dieſen Staat in ſeinen tiefſten Grundfeſten zu erſchüttern, dann würde die kluge Welt den Abentheurer Hannibal für wahnſinnig erklärt, und mit tauſend Gründen die Unmöglichkeit der Ausführung dieſes Entwurfs bewieſen haben. Nach geſchehener That wußte man eben ſo viele

Gründe, um den Erfolg zu erklären, und Hannibal war ein kluger Mann. Solcher Stellen giebt es unzählige in der Weltgeſchichte, und in der unſres eignen kurzen Lebens. Der Erfolg entſcheidet über unſer Verdienſt und unſern Werth; und wahrhaftig, er hat ſchon eben ſo viele geſcheidte Leute zu Narren, als Narren zu geſcheidten Leuten gemacht. Ein feſter Wille, Kraft und Muth, ein ſichrer Blick, der den entſcheidenden Moment erkennt, eine ſtarke Hand, die ihn faßt, das — ſind die Mittel, die zum Ziele führen.

Ich weiß nicht, ob ich von dem geiſtreichen und gelehrten Lichtenberg folgende Anekdote gehört, oder geleſen habe: »Einem Könige von England — deſſen Name mir entfallen iſt — machte die ſtets fertige Geläufigkeit, mit welcher die Gelehrten ſeines Landes alles Erklärbare und Unerklärbare (de omni scibili et quibusdam aliis) erklärten, viel Spaß, und er entſchloß ſich, ihnen ein Problem vorzulegen, deſſen Auflöſung einige Schwierigkeiten darbieten ſollte. Man habe, ſagte der König, einen Fiſch gefangen, an dem die ſonderbare Eigenſchaft bemerkt werde, daß er in einem Gefäße voll Waſſer leichter ſey, als in einem leeren, und er wünſche den Grund dieſer auffallenden Erſcheinung zu erfahren. In welchem Lande hätten die Gelehrten nicht gewetteifert, die Gründlichkeit und den Umfang ihrer Kenntniſſe in den Augen ihres Monarchen zu bewähren? Auch in

England erklärten und bewieſen ſie in weitläufigen Abhandlungen, wie und warum der Fiſch, ohne Waſſer, ſchwerer ſeyn könne und müſſe, als mit demſelben. Den König erbauete die gutmüthige Leichtgläubigkeit der Gelehrten, die den reichen Segen ihres Wiſſens ſo gefällig zur Schau ausſtellten. Nur einer, behutſamer als ſeine Kollegen — nach andern Leſearten wäre es der Hofnarr geweſen — wünſchte ſich vorläufig von der Wahrheit der angeblichen Thatſache zu überzeugen, ehe und bevor er zu einer gewagten Erklärung derſelben zu ſchreiten geſonnen war. »»Du, ſagte der Monarch lächelnd, biſt, vielleicht nicht der gelehrteſte, aber doch der vernünftigſte von allen; denn an der Sache, welche die Herren ſo fertig zu demonſtriren wußten, iſt — nichts.««

Se non è vero, è ben trovato.

Die ganze lange Vergangenheit iſt für den Geſchichtſchreiber ein ſchulgerechter Sorites, in dem alle Glieder nothwendig, als Urſache und Wirkung, zuſammenhängen. Aber ſo weit wir rückwärts ſehen, ſo beſchränkt iſt unſre Ausſicht vor uns. Iſt der Patient geſtorben oder geneſen, dann haben Aerzte und Nichtärzte hundert Gründe, aus denen er ſterben oder geneſen mußte, da ſie früher nicht fähig waren, den Zuſtand des Kranken auch nur auf eine Nacht vorauszuſagen. So, mein Lieber, ſteht es mit unſrer Scharfſichtigkeit! Die Vergangenheit iſt das Ei des Columbus, das jeder auf die

Spitze ſtellt; aber die Zukunft iſt das Räthſel der Sphinx, das ſelten ſeinen Oedip findet.

Zweiter Brief.

Den 16. Jenner.

Allem Hinausſehen und Hinausfühlen, aus dem hellen Tage der Gegenwart in die dunkle Nacht der Zukunft, begegnet gewöhnlich nur ein luftiges Gewebe der Einbildung, ſelten ein feſtes Weſen der Wirklichkeit; und doch will der Menſch vorauswiſſen und vorausſagen! Mich hat, vor nicht gar langer Zeit, ein einziger Tag von dieſer Seelenkrankheit geheilt.

Nach einer Nacht voll lieblicher Träume war ich an einem ſchönen Frühlingsmorgen aufgeſtanden. Bei dem Kaffee wurde der Plan entworfen, wie ich den feſtlichen Maitag in lauter Luſt genießen wollte. Um acht Uhr, ſagte ich, wird ein Spazierritt durch die blühenden, duftenden Gärten der umliegenden Gegend gemacht. Um Zwölf eſſen wir, wie gewöhnlich, zu Mittag. Aber den Kaffee trinken wir in dem ſchönen Biebrich, wohin wir mit einer fröhlichen Geſellſchaft zu Waſſer fahren. In einem wiegenden Kahne gleiten wir den Rhein hinab, und in dem ruhigen, klaren Strome ſpiegeln ſich die verjüngten Auen und die grünenden Ufer. Wir ſingen in das Konzert der Vögel, und der freundliche Himmel ſieht mit Luſt auf die Erde voll Luſt.

Voll freudiger Ungeduld ſprang ich die Stiege auf und nieder, fiel — und verrenkte mir einen Fuß. Da haben wir die Herrlichkeit! rief ich ärgerlich. Das Pferd ſteht geſattelt vor der Thür, und ich hüte nun das Haus! Doch, was ich nicht ſelbſt genießen kann, iſt darum für einen Freund nicht verloren. Mein Karl ſoll den fröhlichen Morgen haben! Dem alten, getreuen Gefährten durch das ungetreue Leben iſt der Vorſchlag recht. Er tanzt auf meinem leichtfüßigen Braunen durch die Straßen, kömmt ins Freie, trinkt die friſche, ſtärkende Luft, und athmet die Wohlgerüche der Blüthen ein, die ihm von allen Seiten entgegenduften.

Da er um einen Zaun lenket, richtet ſich ein Menſch mit Geräuſch hinter ihm auf. Das Pferd wird ſcheu, bäumt ſich, ſtürzt, und Karl iſt noch glücklich, daß er mit der Verrenkung eines Arms davon kommt.

Teufel! rief ich, da hätten wir denn die geträumte Herrlichkeit des ſchönen Morgens, und die Luſt des Tages, und noch Ueberſchuß für wenigſtens eine ganze Woche! Einer mußte daran, erwiederte mein Freund, mit ſeiner gewöhnlichen Kälte. Hätteſt du früher den Fuß nicht verrenkt, dann würdeſt du ſpäter einen Arm, ein Bein oder gar den Hals gebrochen haben. — Es iſt aber wirklich fatal, fuhr ich in meinem Aerger fort, daß die herrliche Waſſerfahrt zu Waſſer geworden iſt. Wir hauſen nun in der traurigen Stadt, während dem die Andern ſich in Freuden und Genüſſen ordentlich haben. Aber in dieſer Welt muß ſich ein Mann in alle Verhältniſſe des wechſelnden Lebens zu finden wiſſen. Suchen wir uns ſelbſt für das zu entſchädigen, was uns ein neidiſches Verhängniß verſagt! Wir bleiben dieſen Nachmittag beiſammen, Karl, und machen unſre Laſt durch gemeinſchaftliches Tragen leichter. Das thaten wir; und nachdem die Geſellſchaft abgezogen war, ließ ich einen herrlichen Rüdesheimer aufſtellen, um den wir uns in traulichen Geſprächen lagerten.

Der Morgen war warm geweſen. Den Mittag ſtund die Sonne glühend an dem Himmel. Schwarze Wolken zogen langſam aus Süden. Die Natur wurde ſtiller und feierlicher. Im der Ferne fing es an zu wetterleuchten und zu donnern. Endlich kam das Gewitter auf den Flügeln des Sturmes näher, — da pochte es an unſrer Thür. Ein alter Univerſitätsfreund, den wir ſeit fünfzehn Jahren nicht geſehen hatten! Bruſt ruhet an Bruſt. Die Freude des Wiederſehens ſteigt bei dem Wein, der das Alte verjüngt, bis zur Begeiſterung. Aber ſie war kurz. Ach! keine Freude währt in dieſem Leben lang. Der theure Jugendfreund mußte uns ſchon in der dritten Stunde verlaſſen, weil er in einer Geſellſchaft reiſte, von der er abhing. Das nahe Gewitter hatte ſie beſtimmt, beizulegen, und da es vorüber war, ſetzten ſie ihre Fahrt den Rhein abwärts fort.

Ein ſonderbares verworrenes Gewebe iſt doch dies Leben, ſagte ich. Welches Auge, als das der Vorſehung, mag den verſchlungenen Fäden folgen, an die ſich unſer Wohl und Weh, unſre Freuden und Schmerzen anknüpfen! So iſt doch alles gut geworden, und nie ſollte man voreilig über ein kleines Ungemach klagen. Hätten wir, ich meinen Fuß, und du deinen Arm nicht verrenkt, dann wäre der liebe Schulfreund, ohne uns zu ſehen, durch Mainz gereiſt, wohin der Sturm ihn führen mußte.

An der Fahrt nach Biebrich haben wir wahrſcheinlich auch nicht viel verloren; denn hat das Gewitter die Geſellſchaft noch auf dem Waſſer ereilt, dann möchte ich bei dem Jammer nicht geweſen ſeyn.

Und ſo war es. Abends hörten wir, daß alles, bis auf die Haut durchnäßt, nach mancher überſtandenen Gefahr, in Biebrich eingetroffen war. Dort mußte die Geſellſchaft einen Wagen nehmen, um noch denſelben Tag wieder nach der Stadt zu kommen. Auch nicht eine von den mannigfaltigen gehofften und gewünſchten Freuden war wirklich geworden. Bei der Heimkehr zeigte ſich jedermann ſo verſtimmt und ärgerlich, als er froh und zufrieden ausgezogen war. Welch ein bunter Wechſel in einem einzigen Tage!

So iſt es denn doch gut, Ihr Lieben, ſagte ich beim Abendtiſche. Der Tag iſt, einige kleine Unfälle abgerechnet, noch glücklich genug vorübergegangen; denn ein wahres Glück iſt es, daß der liebe Karl nur einen Arm verrenkt, der Jugendfreund uns zu Hauſe gefunden, und die Geſellſchaft, bei Sturm und Wetter, das Land erreicht hat, und wir nun ſo ziemlich wohlbehalten wieder beiſammen im Trocknen ſind. Freilich mußten wir die Luſt und Freude entbehren, welche uns der ſchöne Morgen verſprochen hatte. Aber, wie oft wird der Menſch in noch größern und gerechteren Erwartungen getäuſcht? Kommt Schlimmes oft unerwartet, dann iſt das auch der Fall mit dem Guten. Für heute wäre nun alles vorbei, und wir können Gott für den durchlebten Tag danken.

In demſelben Augenblick erhielt ich einen Brief, der mit der Abendpoſt gekommen war. Ich erbreche und leſe ihn. Nein, der Schlag war zu hart! Ein Handelshaus, dem wir den gröſten Theil unſerer mühſelig errungenen Barſchaft anvertraut hatten, war gefallen. Ein ſchrecklicher Verluſt! Auch mochte ich die Farbe ein wenig verändert haben; denn am Tiſche war alles ſtumm, ſah mit ſtarren Augen auf mich, und erwartete in der peinlichſten Verlegenheit, welche Nachricht ich mitzutheilen hätte. Sollte ich die guten Herzen mit Einem vernichtenden Streiche treffen? Nach einer angſtvollen Pauſe brach ich endlich in die Worte aus: Cröſus! o Cröſus!

Was iſt denn mit dem Cröſus! fragte meine Tochter, mit einer ſo komiſchen Einfalt, daß ich wie ein Kunſtſtück des Bauchredners Fiz James ausgeſehen haben mag, wenn er mit der einen Seite des Geſichtes lacht, und mit der andern weint. Das will ich euch erzählen, antwortete ich meiner Tochter, ſehr zufrieden, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich zu ſammeln, und die Gemüther ein wenig vorzubereiten.

Cröſus, begann ich, war ein ſehr mächtiger König, der vor beiläufig 2400 Jahren in Lydien geherrſcht hat. Seine Reichthümer waren ſo unermeßlich groß, daß man, nach ihm, jeden, der übermäßige Schätze beſaß, einen Cröſus nannte. Obgleich nun dieſer König unendlich viel hatte, ſo hatte er doch nicht genug; denn kein Beſitz ſättigt den unerſättlichen Menſchen, und jeder erfüllte Wunſch gleicht einem abgeſchlagenen Kopfe der ſiebenköpfigen Hyder, dem ſogleich ſechs neue nachwachſen.

Dieſen Cröſus beſuchte der weiſe Solon auf ſeinen Reiſen. Denn die Alten, um ſich zu unterrichten, pflegten zu reiſen, wie wir nun Bücher leſen, wurden aber verſtändiger und geſünder dabei, als wir Gelehrte es im Allgemeinen ſind. Der große König ließ dem Fremden alle ſeine Schätze zeigen. Das Glück des ſchwachen Sterblichen iſt nur halb, wenn es nicht geſehen, bewundert, oder gar beneidet wird. Solon ſah alles mit einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit. Dem Monarchen, der einen vorzüglichen Werth auf ſeine Reichthümer ſetzte, fiel das ſeltſame Benehmen auf, und er fragte den Weiſen, voll ſtolzen Eigendünkels, wen er für den glücklichſten von allen Menſchen halte, die er je gekannt. Solon nannte einen gemeinen Bürger von Athen, der vor einiger Zeit verſchieden war. Cröſus verdroß es nicht wenig, daß er einem unbekannten Menſchen, ohne Anſehen, Würden und Schätze nachſtehen ſollte. Doch glaubte er, in Solons Augen, wenigſtens den zweiten Rang zu behaupten. Wen, fragte er ihn, hältſt du denn für den glücklichſten nach dieſem? Solon nannte zwei Jünglinge von Athen, die aber auch ſchon geſtorben waren. Wie! rief der König, von meinen Reichthümern und von meiner Macht haſt du einen ſo geringen Begriff, daß du mir dieſe unbedeutenden Menſchen vorziehſt? »Macht und Schätze« erwiederte Solon, »giebt und nimmt das Schickſal, wie es ihm gefällt. Auch kann der Menſch ſie beſitzen, ohne ſich glücklich, und ſie entbehren, ohne ſich unglücklich zu fühlen. Niemand aber darf vor ſeinem Ende ſagen, er ſey glücklich.«

Cröſus, an die geſchmeidigen Künſte der Höflinge gewöhnt, fand wenig Geſchmack an dem freien Griechen, der vielleicht eben ſo wenig an dem Könige fand; und beide ſchieden. Um ſeine Herrſchaft zu erweitern, und ſeine Schätze zu vergrößern, machte Cröſus den Entwurf, den König der Perſer, Cyrus, zu bekriegen. Von dieſem wurde er überwunden, gefangen und verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu ſterben. Schon war dieſer errichtet, der unglückliche König mit einigen der vornehmſten Lydier auf denſelben gebracht, und Feuer angelegt. Da erinnerte ſich Cröſus der Worte des griechiſchen Weiſen, und rief in ſeinem Schmerze: o Solon! Solon! Cyrus wollte wiſſen, warum er in dem entſcheidenden Augenblick dieſen Namen nenne.

Cröſus, nachdem er ſich erholt hatte, erzählte dem ungroßmüthigen Sieger ſeine Unterredung mit Solon, und deſſen Ausſpruch, daß die Götter den Sterblichen Macht und Reichthum nach Willkühr ertheilten und nähmen, und niemand ſich, vor ſeinem Tode, glücklich preiſen ſolle. Dieſe Worte und der Gedanke an den ſteten Wechſel der menſchlichen Dinge, von dem der Sieger in Cröſus ein ſo auffallendes Beiſpiel ſah, erſchütterten ſeine Seele; er ſchenkte dem Beſiegten nicht nur das Leben, ſondern auch ſeine Freundſchaft.

Alles ſchwieg in Nachdenken verſunken, und das Herz voll trauriger Ahnungen. Wir waren nicht ſo reich wie Cröſus, ſprach ich zu meiner Familie, und ſind auch nicht ſo unglücklich. Aber durch den Bankerut des Handelshauſes, dem wir unſre Errungenſchaft anvertraut haben, und den mir dieſer unſelige Brief ankündigt, ſind wir um die Hälfte unſers Vermögens gekommen. Seyd ſtandhaft und weinet nicht! Die Götter geben und nehmen

Macht und Reichthum nach Belieben; und wie ihr Beſitz nicht glücklich macht, ſo macht das Entbehren derſelben auch nicht unglücklich.

Dieſer einzige Tag gab mir eine Philoſophie des Lebens, die ich gegen keinen Schatz der Welt vertauſchen möchte. Die Nacht bluteten alle ſchmerzliche Wunden meiner Seele aus. Ein tiefer Schlaf hüllte ſie wie ein heilender Verband, und da ich am ſpäten Morgen mit neuer Kraft und friſchem Muth erwachte, ſchrieb ich in mein Tagebuch: »Bei ſeiner Geburt wird der Menſch dem unſteten, wechſelnden Leben, wie einem unſichern Strome, auf einem gebrechlichen Fahrzeuge, übergeben. Bald wirft es, im Sturme, eine empörte Woge der andern zu, und zwiſchen beiden öffnet ſich ihm der Abgrund des Todes. Bald trägt es ein ſchmeichelnder Wind leicht und ſanft über die klare Flut. Wind und Wetter ſtehen nicht unter menſchlicher Herrſchaft. Lächelt der freundliche Himmel, dann denke an den Sturm, und im Sturme, daß ihm die Ruhe folgt. Alles wechſelt auf dieſer Erde. Nur, wenn du dir ſelbſt getreu bleibſt, und Muth und Kraft in dir bewahrſt und übeſt, kannſt du das Glück verdienen und genießen, und das Unglück männlich bekämpfen oder ertragen. Gedenke jenes Tages, und glaube der Hoffnung nur als einem ſchmeichelnden Freunde, und der Furcht als einem drohenden Feinde!«

Ein Unglück ſehe ich jezt wie eine finſtre, ſtürmiſche Nacht kommen, die der freundliche Tag wieder ablöſet. Auf Menſchen zähle ich, in wie weit ihr Intereſſe ſie an mich feſſelt, und werde darum ſelten getäuſcht. Mein Sprichwort iſt: Helfe dir ſelbſt, dann helfen dir Gott und die Welt. So lange dir Freundſchaft oder Liebe bleibt, biſt du reich; nur wer beide entbehrt, iſt wirklich arm. Unſer Werth und Glück liegen in uns; was Andre davon glauben, daran denke zulezt, oder, willſt du noch unabhängiger ſeyn, gar nicht.

Dritter Brief.

Den 18. Jänner.

Gewiß, Lieber, achte ich die öffentliche Meinung, obgleich ich ſie nicht immer für die Stimme Gottes (vox populi, vox dei) halte; ich achte ſogar den nicht, der ſie verachtet. Aber die öffentliche Meinung iſt keineswegs die Meinung einiger Vettern und Baſen, die Meinung einer Geſellſchaft, einer Familie, eines Hauſes, eines Standes, nicht einmal die einer Stadt; ſonſt müßten wir den Demokrit für einen Narren, und die ehrenveſten Bürger von Abdera für vernünftige Männer halten. Es giebt keine tollere Sucht, als die, alle Welt zu befriedigen, und jedermann zu gefallen. Ich wollte lieber eine Windfahne auf der höchſten Thurmſpitze, als ein ſolcher Thor ſeyn, der ſein Meinen, Glauben und Handeln nach dem Urtheile Andrer beſtimmt. Gelte was in der Geſellſchaft, wenn du willſt und kannſt; aber, wirſt du ihr Sklave, dann erreichſt du am wenigſten deinen Zweck. Nur den achten die Menſchen, den ſie im Nothfalle auch fürchten müſſen, vielleicht den am meiſten, der ſie verachtet. Dem Schwachen machen ſie das Gute zur Sünde, und dem Starken das Böſe zur Tugend. An dieſem wird ehrwürdig, was ſie an jenem gehäſſig oder lächerlich finden. Werde nie Sklave, auch nicht einmal Sklave der öffentlichen Meinung; denn nie wird er geachtet, ſelbſt nicht von ſeinem Herrn, dem Götzen, dem allein er ſich opfert.

Ich ſelbſt hatte in früheren Jahren den gutmüthigen Wunſch, es Jedem Recht zu machen, und wurde dadurch der geplagte Müller in La Fontaine's Fabel, der mit ſeinem Sohne den Eſel auf den Markt brachte, und ſchloß auch, eines Beſſern belehrt, wie er:

Je suis âne, il est vrai, j'en conviens, je l'avoue;
Mais que dorénavant on me blâme, on me loue,
Qu'on dise quelque chose, ou qu'on ne dise rien,
J'en veux faire à ma tête. — Je le fis, et fis bien.

Die Zahl der Albernen und Dummköpfe geht, wie ſchon Salomo bemerkt, ins Unendliche (stultorum infinitus numerus): und was der weiſeſte der Könige vor 2800 Jahren geſagt hat, dürfen wir auch heute noch ohne Bedenken nachſagen. Von dem Menſchen glaubte man eine ſehr richtige Definition zu geben, indem man ihn ein vernünftiges Thier nannte. Ein geiſtreicher Franzoſe (Herr Salgues) macht die Bemerkung, man behandle ihn noch ſehr freigebig, wenn man ihn als ein vernünftiges Thier gelten laſſe. Wirklich, wo wäre denn auch eigentlich die Vernunft zu Hauſe? Daß der Menſch bei der Beurtheilung ſeiner ſelbſt, bei der Würdigung ſeines Werthes, in der Geſchichte ſeiner Angelegenheiten nicht zu kurz kommt, das läßt ſich von ſeiner Beſcheidenheit erwarten. Mit Recht halten wir etwas Großes auf uns ſelbſt. Tauſend Vorzüge zeichnen uns vor den übrigen Geſchlechtern der Thiere aus. Wo findet ſich unter dieſen auch nur eines, das ſich von ſeinen Mitthieren die gnädige Pfote küſſen ließe? Keine Bärenfamilie glaubt ſich von beſſerem Stoffe, und blickt mit ſtolzer Verachtung auf den gemeinen Haufen ihrer brummenden Brüder herab. Wo ſah man je Tyger gegen Tyger ziehen, um ſie in ihrem Blute zu einem beſſern Glauben, zu dem ihrigen nämlich, zu bekehren? Wo müſſen hundert dienſtbare Löwenfamilien hungern und arbeiten, damit ihr Oberlehnsherr müßig gehen und ſchwelgen kann? Die Naturgeſchichte hat kein Beiſpiel aufzuweiſen, daß vor einem Eſel-Bramin ein gemeiner geflohen ſey, damit der Parias das edlere Thier nicht mit ſeinem Anblick beſudle. Wo zog je das Geſchlecht der Gänſe vor einer hochgebornen Schweſter voll Demuth die Flügel, und den ſonſt nicht müßigen Schnabel ein? — Das alles finden wir bei den vernünftigen Thieren, den Menſchen, und noch ſtärkere Sachen, die ich aber gern übergehe, weil man ſie ſelbſt in England nicht ohne Gefahr würde drucken laſſen.

Wirkt in dem Menſchen ſo oft ein Teufel, dann wohnt, ich weiß es wohl, zu Zeiten auch ein Gott in ihm. Auch davon ſoll die Rede ſeyn. Es wäre nur die Frage, ob endlich der gute Geiſt über den böſen ſiegt, und das ganze Schauſpiel dieſes Erdelebens ſich nicht am Ende zur allgemeinſten Zufriedenheit ſchließt. Der Menſch ſchreitet, wie uns die größten Philoſophen verſichern, in der Vollkommenheit immer vorwärts, und jedes ſpätere Jahrhundert iſt beſſer und glücklicher, als ſein älterer Bruder. Bei einem ſo verkehrten Erbſchaftsrechte, wo der Letztgeborne das reiche Majorat heim thut, iſt es ein wahres Glück, der Benjamin zu ſeyn. Wer das Jahrhundert vor dem jüngſten Tage erlebt, kann ſich darum ſelig preiſen. Leider, werden es meine Augen wahrſcheinlich nicht ſchauen!

Nach dieſer Anſicht der Welt, die meinen ganzen Beifall hat, wäre ſie alſo, den jüngſten Tag abgerechnet, ein wahres Luſtſpiel, und keine Tragödie, weil in jenem der letzte Akt ſich mit Hochzeiten und lauter Freude, wie in dieſer mit Mord und Jammer ſchließet. Liegt in der Hypotheſe etwas Trauriges für uns, weil wir als Frühergeborne entbehren müſſen, was die Laſſen von ſpäten Enkeln einmal in Ruhe genießen, dann bietet ſie auf der andern Seite eine tröſtliche, weite Ausſicht bis zum Ende der Welt dar; denn, wie es mir erſcheinen möchte, fehlt uns noch gar manches zur höchſten Vollkommenheit und Glückſeligkeit. Ich wollte wenigſtens mit Mercier wetten, daß ſein Jahr 2440 nicht einmal im Jahre 4880 eintritt, und mit Kant, daß ſogar einen Tag vor dem jüngſten Tage an ſeinen ewigen Frieden noch nicht zu denken iſt. Beide ſind ungleich gelehrtere und angeſehenere Männer, als ich; aber es wäre wohl möglich, was ſo oft wirklich iſt, daß auch hier die Gelehrtheit und das Anſehen Unrecht hatten. Indeſſen wird es ſich mit der höchſten Vollkommenheit und Glückſeligkeit am Ende doch hoffentlich machen; und welcher rechtſchaffene Vater entbehrt nicht gern, um ſeine Kinder zu bereichern! Alle Extreme, ſagt man ſonſt, taugen nichts. Die Welt und das Menſchengeſchlecht machen eine Ausnahme; da beide mit dem Paradieſe anfangen, und ſich auch damit ſchließen.

Das vorige Jahrhundert durfte einem vor der Nähe des jüngſten Tages etwas bange machen. Es that ſo altklug und weiſe, hatte ſo ganz alle Vorurtheile — die unſchädlichen oder nützlichen wenigſtens — abgelegt, und ſich ſo zuverſichtlich mit eigner Hand den philoſophiſchen Doktorhut aufs Haupt gedrückt, daß man das goldne Zeitalter ſchon vor der Thür ſah. Aber auf einmal ſchlug der Patient um, und die Rezidive war, wie das gewöhnlich der Fall iſt, ſchlimmer, als die erſte Krankheit; und wir können nun der höchſten Vollkommenheit und Glückſeligkeit, wie auch dem jüngſten Tage, wieder eine geraume Zeit ruhig entgegenſehen. Das philoſophiſche Jahrhundert verſchied, und wußte in ſeinen alten Tagen wahrſcheinlich ſelbſt nicht recht, was es aus ſich machen ſollte. Wie ein betrunkener Bauer — nach einem Gleichniſſe Luthers — lag es auf der andern Seite des Pferdes wieder auf dem Boden, nachdem es ſich auf der einen kräftig in den Sattel zu heben geglaubt hatte. Sein jüngerer Bruder, obgleich noch ein Kind und unerfahren, glaubte ſich indeſſen doch klüger — wie das auch mit den alten Rathsherren der Fall ſeyn ſoll, wenn ſie von dem Rathhauſe kommen — und brach über den älteren, unbrüderlich den Stab. Wir aber laſſen voll Duldung, die wir ſelbſt brauchen, die Todten ruhen.

Wenn ich meine Zeit ſehe, und die Geſchichte leſe, dann kommt mir es doch manchmal vor, als ſeye es mit unſerm ſteten Fortſchreiten in der Wahrheit und Tugend — dem Polarſterne auf der Irrfahrt durch das unſtete, ſtürmiſche Leben — nicht ſo ganz richtig. Auf der andern Seite aber werden die Belege für dieſe Thatſache, mit jedem halben Jahre, durch die Meßkataloge, und mit jedem Tage durch unſre politiſche und literäriſche Zeitungen, Dekade- und Monatsſchriften der Welt in ſo groſer Menge vor Augen gelegt, daß man gar nichts, oder beſonders hell ſehen muß, um nicht daran zu glauben. Es könnte freilich einer die ſonderbare Frage thun: Werden aber auch bei unſern vielen Büchern, Schulen und Schulverordnungen die Menſchen beſſer und klüger? Eine verfängliche Frage, die ich, ohne an unſrer Tugend und Weisheit im geringſten zu zweifeln, doch nicht unbedingt bejahen möchte. Es giebt ſogar Leute, die behaupten, wir gelangten mit unendlich vielen und groſen Mitteln zu keinem, oder einem erbärmlich kleinen Zweck. Sie führen uns die Wilden zum Beiſpiele an, die ſogar zweckmäßiger und glücklicher leben ſollen, als wir. Dieſe Behauptung iſt aber in jeder Hinſicht höchſt paradox, und verdient kaum widerlegt zu werden. Wie könnten wir Zweckmäßigkeit und Genuß in einem Leben finden, das keine Bälle, keine Leichenzüge, keine Opern, keine Luſt- und Trauerſpiele, keine Akademien und Univerſitäten, keine Thee- und Kaffeegeſellſchaften, keine Hofhaltungen, keine Pfandhäuſer und Leihbibliotheken, nicht einmal ein Modejournal oder Sterne und Ordensbänder hat? Das gäbe ein trocknes Daſeyn, wenn uns einer alle dieſe reichen Quellen auf einmal abgraben wollte und könnte! Spre-

Univ.Bibl.
München

chen die Wilden dann gar, wie es heißt, nur eine, nämlich ihre Mutter-Sprache, und können weder den Virgil im Lateiniſchen, noch den Homer im Griechiſchen leſen, dann begreife ich die abgeſchmackte Apologie dieſer Halbmenſchen am allerwenigſten. Freilich ſoll Tacitus, von dem man ſagt, er habe Latein geſchrieben wie ein Profeſſor, und ſeye überhaupt nicht ohne allen Verſtand geweſen, ſich in ſeinem Werkchen, de moribus germanorum, zu einer ähnlichen Meinung bekennen; aber wir wiſſen auch, daß dieſer finſtre Menſch, der ſich nicht geſchämt hat, in ſeinen Annalen den Kaiſern viel Böſes nachzureden, eine Satyre auf die Römer machen wollte. Was mich betrifft, ſo halte ich es mit meiner Zeit, von der ich ja ſelbſt eine Erſcheinung, und ein Theil bin. Alles Gute, das ich von dem Jahrhundert ſage, in dem ich lebe, gilt ja auch von mir!

Und, wahrhaftig, von dieſer lieben Zeit läßt ſich viel Gutes rühmen. Haben wir nicht in zwei Jahrzehenden eben ſo viele Jahrhunderte gelebt, und mit einer unbeſchreiblichen Gewandtheit, wie Proteus, alle Geſtalten angenommen? Iſt nicht jeder für ſich eine kleine Welt, und vereinigt in Einer Perſon die widerſprechendſten Eigenſchaften: einen reichen Geiſt und ein armes Herz, Demuth gegen die Großen, und Uebermuth gegen Geringere, erhabene Grundſätze mit niederträchtigen Handlungen, und den äußeren Schein der Religion mit dem gänzlichen inneren Mangel derſelben?

Indeſſen, mein Lieber, ſollte ich, bei guter Laune, meine aufrichtige Meinung über uns ſelbſt ſagen, dann würde ich erklären: Jede Zeit bringt die Früchte, wie ſie der Boden trägt und der Himmel zeitigt. Wir ſind weder viel beſſer, noch viel ſchlechter als unſre Väter, die an unſrer Stelle wahrſcheinlich geworden wären, was wir ſind. Alles in dieſer Welt drehet ſich in einem ewigen, engern oder größern Kreiſe herum. Nichts iſt bleibend, aber alles kommt wieder; und was ſich nicht ſelbſt zerſtört, zerſtört der veränderliche Sinn des Menſchen.

Vierter Brief.

Den 24. Jäner.

Wenn es deine Abſicht iſt, Glück zu machen, dann werde ein Marktſchreier, ein Gaukler, ein Fakir, ein Poſſenreiſſer, ein Taſchenſpieler, ein Bonze, ein Derwiſch. Die Menſchen wollen beluſtigt, bethört, betrogen und geprellt ſeyn. Du brauchſt deine Bude eben nicht auf dem Markte aufzuſchlagen, um deine Kunſtſtücke vor dem dummen, abergläubigen Pöbel zu machen; der hat wenig, und zahlt ſchlecht, und den Aberglauden und die Einfalt findeſt du bei allen Ständen, und das Bedürfniß ſich die höllische Langeweile vertreiben zu laſſen, mehr noch bei den höheren als bei den niederen. Ein wenig Windbeutelei und Marktſchreierei verträgt ſich mit jeder Kunſt, mit jeder Wiſſenſchaft; und den Taſchenſpieler kannſt du ſogar als Staatsmann und Feldherr, auf dem Katheder und der Kanzel oft vortheilhaft anbringen. Die Phantasmagorie paßt ſo gut in ein Trauerſpiel als in ein philoſophiſches Syſtem. Sogar Nationen haben ſich nicht übel dabei befunden, wenn ſie etwas von dieſer Gabe in ihrem Weſen und Karakter hatten. Die Windbeutelei geht in ihre Geſchichte über, und die Nachwelt, die noch leichter getäuſcht wird, als die Gegenwart, glaubt und ſtaunt. Ich brauche dir nur die zwei klaſſiſchen Völker des Erdkreiſes, die Athenienſer und Römer zu nennen. — Werde ein Gaukler, ſage ich dir! Es iſt das einträglichſte Gewerbe; das darfſt du mir aufs Wort glauben.

Comte hatte ſeine Vorſtellung auf geſtern mit viel Gepränge angekündigt. Abends nach ſieben Uhr ſollte die Zauberei angehen. Um einen guten Platz zu erhalten, ging ich eine halbe Stunde früher, und that ſehr wohl; denn der große Schröderſche Saal wurde ſo gedrängt voll, daß, wenn es den feinſten Goldſtaub von der Decke geregnet hätte, auch nicht ein Atom auf den Boden gekommen wäre. Wegen Mangel an Raum mußtden noch ſo viele Menſchen abgewieſen, daß ſie ein anſehnliches Publikum für ein Konzert gebildet hätten. Ich lag in der Preſſe zwiſchen zwei wohlgenährten Franzoſen, die in ihrer leichtbeweglichen Zunge einen Ableiter für jeden Bliz fanden, der ſich in ihnen entzündete. Ohne Mitleid ſahen dieſe Menſchen den Schweiß von meiner Stirn rinnen, und ſchienen es mir beinahe übel zu nehmen, daß auch ich in der phyſiſchen Welt auf einigen Raum Anſpruch machte. Ich verfluchte den Künſtler und ſeine ſchöne Kunſt, hätte aber eigentlich meine Neugierde verfluchen ſollen, die mich mit tauſend Menſchen ſo abſcheulich ins Gedräng brachte. Eine ſolche Volksmenge war an dieſer Stelle, wo ſich ſchon große Künſtler hören ließen, wo die Schöpfung, die Jahreszeiten, das unterbrochene Opferfeſt, die Entführung aus dem Serail, Meſſen, Oratorien, Requiems u. ſ. w. gegeben wurden, nach der Mainzer Kronik, ohne Beiſpiel. Die Tradition will nur von einem Faſtnachtsballe wiſſen, der beinahe ſo beſucht geweſen ſeyn ſoll, wie die Gaukeleien des Herrn Comte.

Das hieſige Volk iſt gewiß gut, theilnehmend und wohlthätig; und doch würde eine Subſkription für eine unglückliche Familie nicht den zwanzigſten Theil von dem ertragen haben, was Comte an dieſem Abend verdiente. Ich glaube, es war vor drei Jahren, als eine blutarme Jüdin hier mit Drillingen niederkam. Ohne Kleidung, Holz, Nahrung und Pflege lag die Mutter auf dem Stroh, und die Neugebornen zappelten faſelnackt in einem Korbe. Der Anblick wühlte wie ſchneidende Meſſer in meinem Innern. Da ich in der finſteren, ſtaubigen Kammer ſtand, und an den Menſchen dachte, an ſeine Natur und Beſtimmung, und an den Staat und ſeinen Zweck, rollten die Wagen, wie höhnend, über das Pflaſter zu Soupers und Bällen, und an einem Tiſche wurde, in einer Stunde, von Geſättigten, blos um die Zeit zu tödten, mehr verſchwelgt, als dazu gehörte, um dieſe Elenden aus aller Noth zu retten. Ich kündigte den Fall in der Zeitung an, und erbot mich, milde Beiträge für die leidende Familie zu ſammeln. Die geſammte Wohlthätigkeit, die meinige mit eingerechnet, gab das Reſultat von beiläufig acht und zwanzig Franken. Hätte ich mich auf die edle Kunſt eines Taſchenſpielers, Bauchredners oder Phantasmagoriſten verſtanden, dann würde ich, zum Beſten der Kindbetterin, mit Erfolg eine Vorſtellung gegeben haben. Aber, leider! habe ich ſo etwas nicht gelernt.

Der Menſch hat im Allgemeinen eine eigne Neigung für das Uebertreiben, wenn es auch abgeſchmackt iſt, oder an das Abgeſchmackte grenzt. Ein gewagter Unſinn macht gewöhnlich mehr Aufſehen und Glück als ein ſchlichter, menſchlicher Sinn; er gilt, wie das Zügelloſe überhaupt, für ein Zeichen von Genialität. Man muß auffallen, weil das Auffallende bemerkt wird. Ganze philoſophiſche, poetiſche, politiſche, ökonomiſche, hiſtoriſche und naturhiſtoriſche Schulen haben auf dieſe Neigung zum Seltſamen, Abentheuerlichen, Unverſtändlichen und Unerklärlichen gebaut, und ihre Unſterblichkeit darauf gegründet. Freilich vergehen ſie gewöhnlich wie Meteore; aber ſie haben doch auch wie dieſe geglänzt, und die Aufmerkſamkeit der Welt beſchäftigt. Die Karteſianiſchen Wirbel haben den Namen ihres Erfinders mehr verbreitet, als das Gute, welches ihm die Wiſſenſchaften verdanken. Der durchlöcherte Mantel des Antiſthenes hat mehr Aufſehen in der Welt erregt, als die anſtändige und zweckmäßige Kleidung aller gewöhnlichen Weltweiſen vor und nach dem griechiſchen Weiſen. Eine wahre, beſeligende, vernünftige Andacht, ohne Prunk und Affektation, und eine kluge Mäßigung, die ſich zu verſagen weiß, was ſie nicht genießen ſoll, bleiben unbemerkt; aber Simeon der Stylit, der ſein Leben, unter freiem Himmel, auf einer Säule ſtehend zubringt, und Diogenes, der ſeinen Becher wegwirft, da er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken ſieht, bleiben denkwürdige Namen. Der einzige wahrhaft ſchöne Gedanke, die Baukunſt ſey eine gefrorne Muſik, und die Muſik demnach eine aufgethaute Baukunſt, hat mehr Epoche gemacht, als die beſte Abhandlung über dieſe Künſte je machen wird. Ein berühmter Mann ſagte, wo viel Licht, ſey auch viel Schatten, und berühmte und unberühmte Männer haben es als eine große Wahrheit nachgeſagt. Schatten iſt aber Abweſenheit des Lichtes, und mit andern Worten heißt der obige Spruch nichts anders, als wo viel Licht iſt, fehlt viel Licht.

Der Menſch gefällt ſich und Andern im Extremen, und kann der Ehrgeizige nicht, wie Alexander, die Welt mit ſeinem Namen, als Eroberer, füllen, dann kriecht er wie Diogenes in eine Tonne, wenn nur von derſelben mehr geredet wird, als von einem Palaſte. Dieſe Sucht ſich auszuzeichnen, mag den Vortheil haben, daß ſie den Menſchen ſpornt, immer weiter zu ſtreben, nie auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, und ſich über das Gemeine zu erheben; aber ſie hat auch den Nachtheil, daß ſie ihn über die Grenzen treibt, die doch alles Endliche, ſelbſt die Wahrheit, Tugend und Schönheit umſchließen. Iſt eine Kunſt bis zu jenem Grade von Vollkommenheit getrieben, daß nicht leicht einer hoffen darf, die großen Meiſter in ihr zu übertreffen oder zu erreichen, dann verläßt er die gemachte Bahn, und geht, aus Eitelkeit, ſeine eigne. Nicht nur einzelne Menſchen und Stände, ſondern ganze Zeitalter ſind in dieſem Falle, und ſo folgt gewöhnlich dem guten Geſchmacke ein verdorbener, dem geſunden Menſchenverſtande die Extravaganz, der Mäßigung ein Schwindelgeiſt und der Kunſt die Künſtelei. Tauſend Figuranten unſrer Zeit, die wir aber nicht bemerken, weil die Hälfte des Zwergſackes, in der wir unſre eigne Fehler tragen, uns auf dem Rücken hängt, und nur von Andern, aber nicht von uns geſehen werden kann, ſo wie auch das Glück, das gewiſſe Menſchen gemacht haben, und noch machen, die andre Zeiten und Völker ins Irrenhaus verweiſen würden, laſſen ſich nur auf dieſe Art begreifen und erklären.

Es iſt ſchon genug, daß der Menſch einen Fehler oder eine gute Eigenſchaft einige Zeit gehabt hat, um dieſe oder jenen abzulegen, und gegen andre zu vertauſchen. Darum ſpringen wir auch gern von einem Extrem zum andern über, und entſagen einem Vorurtheil, nicht aus beſſer Ueberzeugung, ſondern weil wir es müde ſind. Wann war die Ketzerei und Gottloſigkeit allgemeiner als in den drei letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts? und wie erbaulich fromm iſt auf einmal ſelbſt die große Welt geworden! Ein Mann von einiger Bedeutung hat jetzt ſeinen Stuhl in der Pfarrkirche, und ſeine Loge im Theater, eine Mätreſſe und ſeine Hauskapelle. Madam beſucht regelmäßig den Tempel des Herrn, wie es die Pflicht eines guten Chriſten iſt, der an die Ewigkeit denkt, und hat dabei noch den zeitlichen Vortheil, daß ſie mit ihrem Putze geſehen wird, und Andre ſieht. Die Andacht iſt übrigens auch im geringſten nicht koſtſpielig und beſchwerlich. Ihr geht eine Stunde in das Gotteshaus; und damit habt ihr allen euren Pflichten gegen den Schöpfer und euren Nächſten genug gethan. Ihr gebet den Armen nichts, aber betet für ſie; und dies iſt um ſo viel mehr werth, als das ewige Wohl vor das zeitliche geht.

So hat die Frömmigkeit in unſern Tagen, wo die Freigeiſterei wieder außer Mode gekommen iſt, bedeutende Fortſchritte gemacht. Selbſt die Aerzte, welche ſonſt nicht in beſonderm Geruche der Frömmigkeit ſtanden, fangen an, ſich, zur Erbauung der Gläubigen, zu einem gottſeligeren Wandel zu bekehren, und glauben an Wunder und Zauberei. Ein Arzt, den ich gut kenne, ließ ſich ſogar in eine fromme Brüderſchaft aufnehmen. Böſe Leute ſagen, er habe die Abſicht gehabt, die andächtigen Glieder derſelben als Kunden zu gewinnen. Viele ſollen auch aus ſolchen eigennützigen Gründen Maurer geworden ſeyn. Was an der Sache iſt, weiß ich nicht genau; aber oft habe ich die Behauptung gehört, dieſes Leben ſey nur eine Vorbereitung zum künftigen. Indeſſen finde ich, daß die meiſten Menſchen die Ewigkeit wie ein Kapital behandeln, das ſie für die Zeitlichkeit auf gute Zinſen leihen.

Schicke dich in die Zeit, lieber Alter! Beherzige die goldne Regel, den höchſten Grundſatz aller menſchlichen Klugheit: Schicke dich in die Zeit! Willſt du aber noch weiter gehen, um deines Glückes deſto gewiſſer zu ſeyn, dann werde ein Marktſchreier, ein Gaukler, ein Fakir, ein Taſchenſpieler!

Schicke dich in die Zeit! Dieſen goldnen Spruch laſſe dir Morgens und Abends wiederholen. Kannſt du aber das Glück und den Beifall deiner Zeitgenoſſen entbehren, dann biſt du mir deſto lieber; aber ich habe, leider! keine Stellen, Penſionen, Dekorationen und Titel auszutheilen, höchſtens für einen Freund am ſparſamen Tiſch einen Platz, und bei wenigem Vermögen ein treues Herz.

Fünfter Brief.

Den 2. Februar.

Der Menſch, welcher gewöhnlich in der Gegenwart ſeinen Himmel nicht findet, verlegt ihn entweder in die Vergangenheit, oder in die Zukunft. Die Menſchheit macht es eben ſo. Da man nicht begreifen kann, daß dieſe Welt, wie ſie uns erſcheint, aus den Händen eines allmächtigen, allweiſen und allgütigen Weſens hervorgegangen, ſo nimmt man entweder an, Alles, und beſonders der Menſch ſey einmal gut geweſen, nämlich in dem urſprünglichen Stande ſeiner Unſchuld, oder er werde es noch durch die Kultur, und nähere ſich immer mehr einer höhern Vollkommenheit. Gott gebe das letztere? Wir könnten es gar ſehr brauchen, wenn endlich noch etwas aus uns werden ſoll. Ich, meiner Seits, habe wenig Hoffnung, und werde alſo, wenn ich mich irre, deſto angenehmer überraſcht.

Uebrigens iſt über dieſes ganze Kapitel ſchon viel Dummes und Verſtändiges geſagt worden. Geſtern kam es auch in einer zahlreichen Abendgeſellſchaft zur Sprache, und jeder erklärte ſich und Andern das Räthſel dieſer Welt und unſers Lebens, ſo gut er es verſtand, nämlich ſchlecht. Mir kommt es wenigſtens ſehr albern vor, daß eine Ephemere, wie der Menſch, über den Plan und Zweck des Univerſums etwas wiſſen will. Dem es gut geht, der findet Alles gut, und umgekehrt; als wenn die ganze Natur nichts als eine Köchin und Kellermeiſterin im Dienſte unſers Magens wäre, und der Mond und die Sterne nur leuchteten, um uns einen angenehmen Abendſpaziergang zu machen! Alles bezieht der egoiſtiſche, engherzige Menſch auf ſein theures Selbſt, das Höchſte, Erſte und Letzte in der Schöpfung.

Nachdem man ſich, wie das gewöhnlich der Fall iſt, lange widerſprochen, erhitzt, und nicht verſtanden hatte, nahm ein junger Mann, der mich ſchon früher durch einige geiſtreiche Bemerkungen, die er ſcherzend und ungezwungen in die langweilige Unterhaltung zu ſtreuen wußte, intereſſirt hatte, das Wort, und ſprach beiläufig, wie folgt:

»Die Philoſophen, und was von ihrer Art angeſteckt iſt, ſind doch ſeltſame Leute. Wie oft mußte ich ſchon die Frage leſen und hören: Iſt der Menſch von Natur gut oder böſe, und hat die Kultur und Civiliſation ihn beſſer oder ſchlimmer gemacht? Welche Bedenklichkeiten, meine Herren! Um über die letzte Hälfte der Frage im Reinen zu ſeyn, darf man nur eine Stadt, den Sitz der Bildung und feinern Lebensart, in der Nähe geſehen haben. Wie kann man, in dieſem Falle, an dem wohlthätigen Einfluſſe der Künſte und Wiſſenſchaften auf unſern Geiſt und Karakter zweifeln? Ich wenigſtens war bezaubert, als ich zum erſten Mal das innere Weſen einer Hauptſtadt zu beobachten Gelegenheit hatte. Welche Menſchen, im Vergleiche mit den Bewohnern des platten Landes, der Berge und Wälder! Wie gefällig, wie theilnehmend und hülfreich! Kaum hat man einen Fuß aus dem Bette geſetzt, da wünſcht einem alle Welt, wohl geruht, gut geſchlafen zu haben. Auf der Straße drängen ſich Freunde und Bekannte um uns, erkundigen ſich beſorgt um den Zuſtand unſrer Geſundheit, und wollen verzweifeln, wenn wir auch nur an einem Schnupfen leiden. Die herzlichen, gutmüthigen Menſchen!

»Nahſt du dich einem von den Großen, die ſonſt im Rufe ſtehen, als ſeyen ſie ſtolz, hart und gefühllos, dann nimmt er wahrhaft menſchenfreundlich Antheil an deinem Schickſale, ſparet keine Vertröſtung, und macht dir tauſend Verſprechungen, von denen die Hälfte ſchon hinreichte, dein Glück dauerhaft zu gründen, wenn — ſie nur in Erfüllung gienge. Mit uneigennütziger Billigkeit und wahrer Großmuth laſſen ſich ſogar Nebenbuhler Gerechtigkeit widerfahren. Ich habe mehr als einmal gehört, daß Autoren ſich über ihre Werke wechſelſeitig Schönheiten ſagten, wie man ſie gewöhnlich den Frauenzimmern zu ſagen pflegt. Deine unbedeutendſten Handlungen und Schritte rühmen Leute, von denen man ſogar erwarten ſollte, daß ſie dich beneiden; und damit du um ſo weniger an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln darfſt, ſo preiſen ſie dir deine Vorzüge ins Geſicht, und ſprechen von ſich ſelbſt mit einer Beſcheidenheit, die oft an Geringſchätzung grenzt. Die uneigennützigen, edeln Menſchen!

»Selbſt Frauenzimmer, die ſonſt ſtrenge Gerechtigkeit an einander üben ſollen, verrathen auch nicht eine Spur von Eitelkeit und Neid. Ich ſelbſt war öfters zugegen, als ſchöne, junge Damen, die ſich durch Geiſt und Anſtand und einen geſchmackvollen Anzug auszeichneten, in zahlreichen weiblichen Geſellſchaften, einſtimmigen, lauten Beifall ernteten. Man belagerte ſie, beſah den Hut, prüfte den Stoff und Schnitt des Kleides, und bewunderte alles, was ſie trugen und ſagten, ſo ſehr ins Angeſicht, daß ich für ſie hätte roth werden mögen. Und gewiß waren dieſe Geſinnungen aufrichtig; denn da die fetirten Damen ſich entfernt hatten, wurden die Aeußerungen der Theilnahme noch lauter und allgemeiner. Man ziſchelte ſich in die Ohren, wahrſcheinlich weil man fürchtete, ich möchte das Lob als übertrieben tadeln. Einige lachten ſogar unmäßig, ſo wenig konnten ſie ihre Freude über den Triumph der Schönheit und des Geſchmackes einer liebenswürdigen Schweizer verbergen. Sie wollten lieber gegen den Anſtand ſündigen, als den ſchönen Regungen ihres Gemüthes Gewalt anthun. Die lieben, guten Kinder!

»Kaum iſt es zu begreifen, wie es noch Leute gibt, die, bei ſo ſprechenden Beweiſen und Beiſpielen, an der angeborenen Gutmüthigkeit des Menſchen, und dem wohlthätigen Einfluſſe der Kunſt auf die Sittlichkeit zweifeln. Dieſes Vorurtheil habe ich nie in mir zu bekämpfen gehabt. Schön und gut erſchien mir Alles, was ich in der Stadt bemerkte: die ewig freundlichen Geſichter, die ſelbſt im Zorne noch lächeln; die gefühlvolle Theilnahme; das gefällige Zuvorkommen; der liebliche einladende Blick der Frauenzimmer; ihre ſchlanke, leichte, ſchwebende Geſtalt, welche die Kleidung voll Geſchmack, die ſehr viel ſehen, aber auch noch manches ahnen läßt, nicht ganz zeigt und nicht ganz verbirgt, und das Heer von Vergnügen, das ich nur aus Mangel an Zeit nicht mitmachen kann!

»Windbeutelei! zürnte mir ein düſtrer Menſch entgegen, mit dem ich eines Tags auf einem einſamen Spaziergange zuſammentraf. Windbeutelei, Betrug und Redensarten! Nur das Aeußere iſt gefällig und liebenswürdig, das Innere aber abſcheulich. Die Kleider lügen körperliche, wie die Manieren geiſtige und moraliſche Schönheiten. Uebertünchte Gräber und Gebeinhäuſer! — Der Menſch, dachte ich, iſt Hypochonder, und ward ihn bald los, weil wir einander nicht ſuchten.

»Aber der verdammte Tag hätte doch meinen ſchönen Glauben an die Städte beinahe erſchüttert. Denn da ging ich nämlich in einen öffentlichen Garten, weil die Witterung gar einladend war, und die Morgenſonne ſo freundlich durch die friſchen Blätter und Blüthen lächelte. Ich konnte mich von der ſchönen Natur unmöglich trennen.

»Du trinkſt deinen Kaffee hier, ſagte ich zu mir ſelbſt. Als ein beſoldeter Mann im Dienſte des Staates darfſt du ſchon etwas mehr ausgeben, als ſonſt. Ich war nämlich, was ich vielleicht noch nicht erzählt habe, wegen meiner mannigfaltigen und gründlichen Kenntniſſe, zum Profeſſor bei dem ſtädtiſchen Gymnaſium ernannt worden. Deutſch verſtand ich ziemlich, Franzöſiſch etwas, noch beſſer Italieniſch, Griechiſch und Latein aber ſo gut, daß ich in beiden Sprachen, mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit, ſogar Verſe machte. Kurz, in meinem acht und zwanzigſten Jahre, war ich, ohne mir beſonders zu ſchmeicheln, außer meinem Herrn Rector, vielleicht der gelehrteſte Mann, in einem Umfange von fünf Quadratmeilen; was für einen ſo gut kultivirten und bevölkerten Staat, wie der unſrige iſt, ſchon viel ſagen will.

»Kaum war ich in dem Garten und hatte meinen Kaffee beſtellt, als ſich ein runder wohlbeleibter Herr, in ſchwarzem Kleide, durch die enge Thüre ſchrot. Ueber einem ſtarken Vorwerke von Bauch erhob ſich ein breites, rothes Geſicht. Ich könnte es vielleicht am beſten mit dem Vollmonde vergleichen, wenn er aus einer Gewitterwolke tritt. Die weit offnen Naſelöcher warf er, von Zeit zu Zeit, ſchnaubend gegen den Himmel, als wolle er, in dem vollwichtigen Gefühle ſeines Werthes, ihn verächtlich anfechten. Mein Kaffee kam; und da der Aufwärter, bei dem Anblicke des Mannes, von Reſpekt in einen Halbzirkel gekrümmt, Miene machte, ihm mein Frühſtück vorzuſtellen, rief ich haſtig: Hierher, mein Freund! ich warte ſchon eine gute Viertelſtunde. Der ſchwarze Herr, unter dem, mir gegenüber, eine maſſive Bank ſeufzte, warf mir einen lächelnden, aber doch nicht ganz freundlichen Blick voll Frage- und Ausrufungszeichen zu.

»Ich ſchenkte indeſſen unbekümmert meinen Kaffee ein, und ſtopfte mir eine Pfeife. Da ſtieg der Unbekannte, wie eine Waſſerhoſe, auf, und verlor ſich rauſchend in einen Seitengang. Alles ſtrebt aber, wie gelehrte und weiſe Leute ſchon oft bemerkt haben, in der Natur zur Erhaltung des Gleichgewichts, und der eingetretene Verluſt wurde ſogleich durch den eintretenden Rector des Gymnaſiums, den Herrn Craſſinſipiſtupidus, erſetzt. Dieſer iſt ein ganz andrer Mann, als der abgefahrne Windgeſchwulſt. Lang und hager, wie eine Alarmſtange, würde er ſich, ohne ſeine gründlichen mathematiſchen Kenntniſſe und ein tiefes Studium der Gleichgewichtslehre, bei einer mäßigen Bewegung der Luft, unmöglich auf den Beinen halten können. Wir ſetzten uns kollegialiſch zuſammen, und ich begann die Unterhaltung, zuvorkommend gegen meinen Obern, mit einer Lobrede auf die herrliche Jahreszeit und den ſchönen Tag. Was Intereſſantes habe ich Ihnen mitzutheilen, unterbrach mich mein Herr Rector, daß nämlich der Profeſſor Ruſtikopedantarrogantius, der größte Gelehrte in den neun Kreiſen des ehemaligen deutſchen Reichs, hier angekommen iſt. Der Mann ſpricht neun todte Sprachen, ohne die lebendigen, und arbeitet in ſieben rezenſirende deutſche Blätter. Wir haben Hoffnung, ihn für unſer Gymnaſium zu gewinnen.

»Ich kannte ihn; denn er hatte ein griechiſches Gedicht, das ich auf die Geburt unſres Erbprinzen gemacht, weil ich gerade die Stelle ſuchte, die ich wirklich habe, ſchrecklich rezenſirt, weil er ſelbſt die Stelle haben wollte. Herr Rector, erwiederte ich etwas lebhaft, mit allen ſeinen todten Sprachen iſt der Menſch ſelbſt todt; ſpräche er deren zwanzig, dann beſäße er doch nur zwanzig verſchiedene Mittel, ſeine kraſſe Dummheit zu offenbaren. Lieber Herr Rector, fuhr ich im Feuer fort, ſagen Sie doch ſelbſt: Was macht den Werth und das Glück [illegible] Menſchen, die todte Buchſtabenweisheit oder der innere Sinn, das Gefühl und der lebendige Geiſt? —

»Das hatte ich gut gemacht! Stellte man das Knochenpräparat von Rector auf alle Viere, dann ſähe es wie eine durchgeſeſſene Schulbank aus; und ich wollte bei ihm dem geſunden Menſchenverſtande, liberalen Geſinnungen und hohen Gefühlen das Wort reden!! — Vae insipienti! — murmelte Herr Craſſinſipiſtupidus durch die Zähne, ſtieg wie eine Rauchſäule in die Höhe, und verſchwand gleich dem Geiſte im Hamlet.

»Er hat wohl Recht, ſagte ich zu mir ſelbſt, vae insipienti! Du kennſt ihn doch; und er iſt dein Vorgeſetzter! Hatte er mir nicht erſt vor wenigen Tagen bewieſen, die ſchönſten Verſe, die je ein Dichter ſeit Adam gemacht habe, ſeyen folgende des Virgilius Maro:

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula
campum;

und

Monstrum horrendum, informe, ingens, cui
lumen ademptum.

»Da habt ihr den Mann, wie er leibt und lebt! Aber der Fehler war nun einmal begangen, und kein Gott kann das Geſchehene ungeſchehen machen. Ich ſuchte mich in mein Schickſal zu finden — das Vernünftigſte, was ein Mann thun kann — und zahlte, ſobald ich meinen Kaffee getrunken, und meine Pfeife geraucht hatte, meine Zeche. Ich fand ſie eben ſo ſtark, als ich den Kaffee ſchwach gefunden hatte. Aber man nahm mir das Geld mit ſo viel Anſtand ab, lud mich mit ſo freundlichen Worten zu öfteren Beſuchen ein, daß ich doch dem Garten und ſeinen Bewohnern recht gut war.

»Den andern Morgen erhielt ich eine Vorladung vor den Stadtdirector. Ich gehorchte, wie billig, dem obrigkeitlichen Befehle, und verfügte mich ſogleich auf das Stadthaus. Wie erſtaunte ich, in meinem Richter den Fleiſchkoloß wieder zu finden, den ich den Tag zuvor in dem Garten geſehen hatte! »»Ich habe in Erfahrung gebracht,«« redete er mich mit feierlichem Ernſte und hoher Würde an, »»daß Sie ſich eines ſchweren Polizeivergehens ſchuldig gemacht, welches mit aller Strenge zu rügen mir mein Amt gebietet.«« »Das Vergehen ward nun auseinandergeſetzt, und ich mußte lachen über die dumme Bosheit einer ſo ſchändlichen Erfindung. Ich widerſprach mit dem Stolze, den mir das Gefühl meiner Unſchuld gab. Zum Ueberfluß bezog ich mich auf das Zeugniß einiger Nachbarn, die von dem Vergehen hätten Kenntniß haben müſſen, eines Schneiders und eines Perückenmachers. Die ehrenveſten Bürger wurden auch ſogleich beſchieden, und — zeugten gegen mich. Sie verſicherten geſehen zu haben, was nicht geſchehen war.

»Ich hätte raſend werden mögen, betheuerte und ſchwur; vergebens. Was ſollte ich machen? Ruhig und beſcheiden mußte ich alles anhören, was mir der Richter unter die Naſe ſagte. Er iſt meine Obrigkeit, dachte ich, und alle Obrigkeit iſt von Gott.

»»Wir werden,«« begann der Stadtdirektor, den meine ängſtliche Verlegenheit ſehr ergötzte, »»die Sache, aus Mangel an nöthiger Aufklärung, bis zur nächſten Woche vertagen. Bis dahin bringen Sie kräftigere Beweiſe!«« »Da ich wegging, klopfte er mir etwas unſanft auf die Schulter, und ſagte: »»Vor der Obrigkeit, Herr Schulmeiſter, muß man Reſpekt haben, und Gott geben, was Gottes, und dem Herrn Stadtdirektor, was des Herrn Stadtdirektors iſt! Sie werden ſich wohl hüten, mir den Kaffee noch einmal vor der Naſe hinwegzunehmen.««

»Vor der Thür traf ich wieder mit den beiden falſchen Zeugen zuſammen. Sie ſind mein Nachbar, ſagte der Schneider freundlich zu mir, und laſſen bei Andern arbeiten. Herr! iſt das chriſtlich? — Sie lieben die Tituskköpfe, rief der Haarkünſtler mir ins andre Ohr; darum wird der Herr Stadtdirektor Ihnen die Haare ſchneiden, nach Ihrem Geſchmack. Haben Sie nicht in einem Journale gegen die Zöpfe und Locken, gegen die Tours, Aufſätze und Chignons geſchrieben? Iſt das nachbarlich? —

»Von dem Herrn Rector wurde ein ſchriftliches Zeugniß meines moraliſchen Verhaltens verlangt. Mein Vorgeſetzter atteſtirte: Ich thäte mich über den Ernſt und die Würde des hohen Schulweſens und der reſpektiven angeſehenen Schulvorgeſetzten öfters mokiren, und hege inſonderheit gegen die alten Studien (nicht das Studium der Alten) keineswegs die gebührende Achtung; wie man denn beweiſen könne, daß ich öffentlich zu meinen Zöglingen geſagt habe, ein heller, geſunder Geiſt, und ein fühlendes geſundes Herz hätten in meinen Augen mehr Werth, als ein mit dem ganzen Gradus ad parnassum befrachtetes Gedächtniß.

»Nein, rief ich im Zorne, auf dem Lande wäre mir das wahrlich nicht begegnet! Der Sprechende hatte doch ſo Unrecht nicht. In der verdammten heuchleriſchen Stadt könnte ich ſelbſt noch einer werden.« — Hier ſchwieg der junge Mann.

Ich merkte der Geſellſchaft an, daß ſie nicht wußte, was ſie aus dieſer Erzählung machen ſollte. Einige glaubten, der Menſch habe uns alle zum Beſten. Was denkſt du davon? du biſt doch auch der Gelehrten einer?

Sechster Brief.

Von B. Feltner.

Wird der Menſch durch die Kultur, und die Fortſchritte des geſellſchaftlichen und bürgerlichen Lebens beſſer oder ſchlimmer, und iſt er von Natur gut oder böſe? — Zu was aber dieſe müßigen Unterſuchungen! Der Menſch iſt nun einmal, wie er iſt; war, einige Züge abgerechnet, immer ſo, und wird auch wahrſcheinlich ſo bleiben. In ſeiner Entwickelung muß er übrigens einem Naturgeſetze folgen, das keinen Stillſtand erlaubt, und ihn moraliſch und phyſiſch aus einem Alter ins andre führt. Sehne dich immerhin nach den ſchönen Jahren deiner früheren Jugend zurück; mit allen deinen Wünſchen kannſt du ihnen angehören, aber nicht mit deinen Begriffen, Bedürfniſſen, Hoffnungen, und der ganzen Anſicht des Lebens und der Welt! Indeſſen iſt doch die Frage erlaubt, wenn ihre Auflöſung uns auch nicht anders macht. Wir thun ja ſo viele Fragen der bloßen Neugierde, auf die ſich auch nichts Geſcheidteres ſagen läßt! Iſt der Menſch gut oder böſe? Ich habe oft darüber nachgedacht, viel darüber geleſen, und manches gehört; und doch frage ich mich immer noch: iſt denn der Menſch gut oder böſe? — Vielleicht beides; vielleicht keines von beiden. Beides, weil ich ihn wirklich abwechſelnd ſo ſehe; keines von beiden, weil er in der That ſehr oft Böſes thut, ohne böſe, und Gutes, ohne gut zu ſeyn. Das iſt räthſelhaft! Wahrlich der Menſch iſt auch das ſchwerſte Räthſel, bald Gott ähnlich in ſeiner Größe, bald der Hölle verwandt durch ſeine Verworfenheit und Bosheit, gewöhnlich aber ſchwach, und in ſeiner Schwäche am elendeſten und verächtlichſten.

Selten iſt der Menſch böſe, wo er Böſes thut. Der glaubt an die Unfehlbarkeit des Korans, und will mich nicht als ſeinen ebenbürtigen Bruder anerkennen, weil ich Wein trinke, den er meiden muß. Aber iſt es meine Schuld oder ſein Verdienſt, daß ich in einem Lande geboren ward, wo man nicht an die göttliche Abkunft des Korans glaubt? Der Menſch hat nichts gegen mich, nur der Mahomedaner.

Jener fordert, ich ſolle ein Knie beugen vor ihm, wie vor Gott; und er iſt ein Menſch, wie ich. Ein tauſendjähriges Vorurtheil heiligt ſein Geſchlecht, und von der Wiege bis zum Thron haben ſeine Sklaven ihm die Verſicherung wiederholt, er ſey nicht wie Andre, und keiner dürfe ſich zu Seinesgleichen zählen. Was glaubt der arme Menſch auch ſelber? Er kann ſich aber Gott gleich dünken, ohne böſe zu ſeyn. Er iſt nur betrogen, und ſein Inneres durch das giftigſte Gift, die Schmeichelei, vergiftet.

Die Spanier, welche America entvölkert haben, mögen an ſich gute Leute geweſen ſeyn; nur ſchlechte Chriſten waren ſie. Und nicht gegen die Menſchen haben ſie gewüthet, ſondern gegen die Heiden.

Melas ſchätzt mich; er gab mir Beweiſe ſeiner Achtung, die ich für aufrichtig halte. Indeſſen hat er mich bei meinen Vorgeſetzten um allen guten Ruf zu bringen gewußt. »Der Mann«, erzählte er ihnen von mir, »hat vorzügliche Talente, eine Leichtigkeit, ſich auszudrücken, die bewundernswürdig iſt. Aber Leichtigkeit iſt ſeine Stärke und Schwäche. Poſitive Kenntniſſe beſitzt er nicht; aber ein ſchneller und richtiger Blick zieht ihn leicht aus jeder Verlegenheit; und er ſpricht über alles in ſo behutſamen Ausdrücken, in ſo allgemeinen Wendungen, daß er ſelten eine Blöße giebt. Schade, daß die Natur mit ihren Gaben ſo karg iſt, jeder vorzüglichen Anlage einen großen Fehler als Zwillingsbruder an die Seite ſetzt, und ſo nichts Vollkommnes erzeugt! Hätte dieſer Mann mehr Poſitives, und mehr

Achtung vor dem Poſitiven, ſowohl was die Geſetze als das Wiſſen angeht, dann wäre er ein wahrer Schatz. Aber die Natur iſt ihm Alles in Allem: Naturrecht, Naturreligion, natürlicher Verſtand und natürliches Gefühl ſind ſein zweites und drittes Wort; und daher jener Geiſt der Unabhängigkeit, der ihn für die Gelehrtenrepublik und die bürgerliche Geſellſchaft untauglich, vielleicht gefährlich macht.« — Der verſteht es! Der trifft die unbewahrte Bruſt am ſicherſten, wenn das Geſicht freundlich lächelt, während dem die meuchelmörderiſche Hand den Todesſtreich führt. Wer unſere Geſundheit trinken kann mit dem vergifteten Kelche, daß die Welt glaubt, er bringe ihn uns auf unſer Wohl; wer uns Blumen ſtreuet auf dem Wege, und die Schlange unter ſie ſo zu verbergen weiß, daß ſie kein Menſch ahnet, der iſt Meiſter in ſeiner Kunſt, die ihren Mann nicht darben läßt.

Die Verleumdung meines Freundes Melas ſieht beinahe wie eine Schmeichelei aus; das mußte ſie aber gerade, um mir den Hals zu brechen. Wie konnte man einen Mann befördern, der von dem Geiſte der Unabhängigkeit, dem böſeſten von allen böſen Geiſtern unſrer Zeit, beſeſſen iſt; der das Poſitive nicht achtet, da jetzt das Poſitive, und beſonders bei dieſen Menſchen, Alles, und die Natur nichts iſt? Warum that dies Melas, der doch ein herzguter Menſch iſt? Warum? Er ſucht einen Platz, um den ich mich, wie er unglücklicher Weiſe glaubt, bewerbe. Er hätte mich zuverläſſig mit Lobeserhebungen aller Art überhäuft, verfolgte ihn nicht der unſelige Verdacht, ich ſey ſein Nebenbuhler, und ſtehe ſeiner Beförderung im Wege.

Der Miniſter Neghittoſo hat drei Bittſchriften von der Wittwe eines Offiziers erhalten, der in der Schlacht gefallen iſt, und ihr nichts als ſieben Kinder hinterließ. Die Mutter ſtarb vor Elend, und die Kinder hungern. Es koſtete nur einen Federzug, um die unglückliche Familie zu retten; aber immer wurden dieſe Bittſchriften mit hundert andern, entweder vor oder nach der Mahlzeit, vor oder nach einem Konzerte, vor oder nach einer Geſellſchaft, vor oder nach einem Beſuche eingereicht. Wer, ich bitte dich, kann in einem ſolchen Augenblick Geſuche leſen, die, oft um tauſend Kleinigkeiten, wie eine Sündfluth unter die Finger eines Miniſters ſtrömen? Wer hätte es ſich übrigens auch nur im Traume einfallen laſſen, daß die dumme Frau ſo eilfertig ſterben würde? Neghittoſo iſt der beſte Menſch von der Welt, der kein Kind betrübt, keine Fliege tödtet. Aber wer, um des Himmels Willen, kann einem zumuthen, den ganzen Tag Bittſchriften zu leſen, und darauf zu reſolviren?

Von dem König Philipp von Mazedonien, dem Vater Alexanders, berichtet man freilich einige Züge, die wir nicht in der Phyſionomie unſers Miniſters finden. Aber es wäre auch ein wahres Unglück, wenn jeder Miniſter dem verſchlagenen und kühnen Philipp gleich ſähe. Eine gemeine Bürgersfrau, ſagt man unter andern, habe ihn gebeten, ihren Prozeß zu entſcheiden. »Ich habe keine Zeit dazu,« erwiederte der König. »Warum?« fragte das verwegene Weib, »bleibſt du dann auf dem Throne ſitzen?« Die Streitſache wurde ſogleich unterſucht und entſchieden. — Ein ander Mal ſchlief Philipp während der Verhandlungen eines Prozeſſes ein, und verdammte demungeachtet eine der Parteien zu einer Geldſtrafe. »Ich appellire!« rief dieſe. »Und an wen?« fragte der beleidigte Monarch. »An den aufmerkſameren König,« war die Antwort; und ſogleich wurde die Sache aufs Neue unterſucht. Philipp erkannte ſeinen Irrthum und bezahlte die Strafe ſelbſt. Fälle dieſer Art, mein Lieber, ſind in unſern Tagen Archaismen. Schwerlich ließe ſich jetzt ein Friedensrichter, oder ein Amtsſchreibereiſchreiber gefallen, was ſich Philipp von Mazedonien gefallen ließ.

Da wir doch an Prozeſſen ſind, ſo muß ich auch ein Wort von Herrn Lau reden, deſſen Prozeſſen man mit großem Rechte den Prozeß machen könnte. In Lau — ein ominöſer Name! das fatale Mittelding iſt weder warm noch kalt — ſeht ihr einen ſüßen Herrn, der mehtere Sprachen geläufig parlirt, einen erträglichen Alt ſingt, und das beſte Rezept für Schuhwichſe und Zahnpulver hat.

Um dieſes eigne Weſen nach der Natur zu malen, müßte ich meine Farben aus Honigkuchen reiben, die ich nun eben nicht bei der Hand habe. Ein Mittelding habe ich es genannt, weil es wirklich kein reines Ding an ſich, weder des weiblichen, noch des männlichen Geſchlechtes, ſondern eine Zwittergeſtalt von beiden iſt. So ſteht auch ſeine Bewegung zwiſchen Gehen und Schweben, ſeine Rede zwiſchen Liſpeln und Sprechen, und ſeine Haltung zwiſchen Fallen und Aufrechtſtehen in der Mitte. Er würde krumm ſeyn von Bücklingen, die ihn vor angeſehenen Damen in ewigen Konvulſionen zuſammenziehen, wenn ihn ſeine Inſolenz gegen das gemeine Volk, von dem er abſtammt, nicht glücklicher Weiſe wieder in eine erhabene Stellung ſtreckte. Selbſt nicht reich, hat er eine unbeſchreibliche Ehrfurcht vor den Reichen. Wo es thunlich iſt, erſcheint er öffentlich an ihrer Seite; und während dem er die niederträchtigſten Schmeicheleien an ſie verſchwendet, nimmt er gegen die Umſtehenden eine vornehme Miene an. Verſichert er einem ſolchen Stadt-Crößus, ſeiner Frau oder Tochter, er ſey Ihr unterthänigſter Sklave, und erſterbe, wie billig, in demüthigſter Ehrfurcht, dann ſieht er mit einem Blicke um ſich, der an einem Scipio, nach der Schlacht von

Zama, noch anmaßend ſcheinen würde. Die ihn nicht kennen, ſagen dann: Der muß gut mit den Patriziern ſtehen, die er ordentlich wie ſeines Gleichen behandelt!

Lau möchte einigen Luxus treiben, wie ein Mann von Stand; aber das koſtet Geld, und da der Geiſt zwar willig, der Beutel aber ſchwach iſt, ſo ſteht er abermals, ein Reicher dem Wunſche, und ein Armer dem Vermögen nach, als ein filziger Schwelger in der Mitte, und läßt ſich allenthalben mit Geräuſch ſehen, wo Geld ausgegeben wird, ohne deſſen ſelbſt auszugeben. Bei Damen erſt iſt er in ſeinem wahren Elemente, und macht, wie er ſelbſt ſehr glaubwürdig verſichert, ein ungeheures Glück. Wahrlich, er verdient es! Zehn Talente, von denen jedes einzeln in dieſer Laufbahn unſterblich machen könnte, vereinigt er in einem vorzüglichen Grade: er plaudert geläufiger als ein Papagei, verſteht zu apportiren wie ein Pudel, und wartet auf trotz einem Mops. Vertrauet ihm eine Dame ihre Handſchuhe zum Aufbewahren an, dann ſchwöret er bei Seladon, Amadis und Oberon, ſie mache ihn zum homme le plus heureux dans les quatre parties du monde. Wahrſcheinlich iſt Lau nicht Geograph genug, um zu wiſſen, daß man Auſtralien als einen fünften Welttheil anſieht, in dem doch auch Damen wohnen können. Wie würde er ſich ſonſt die grobe Beleidigung gegen ſeine Gebieterin — die Dame nämlich, mit welcher er eben ſpricht — erlauben, daß er auch nur die Möglichkeit zugeſtünde, es könne in irgend einem Welttheil noch einen ſo glücklichen Menſchen geben, wie er iſt? Wird er von der Hand einer Schönen, — die übrigens auch häßlich ſeyn darf, — als begünſtigter Depoſitär eines Ridiküls inſtallirt, dann bettet er das theure Unterpfand, mit einem bedeutenden Blick, weich zwiſchen die Hemdkrauſe, ohne ſie jedoch aus den zierlichen Falten zu bringen, und die Weſte ans Herz; und muß er, beim Scheiden, den Beutel, le gage certain de tant de sentimens de tendresse, wieder ausliefern, dann iſt er au désespoir de ne pouvoir garder plus longtems ce qui a fait tout le bonheur de sa vie.

Dieſer Menſch von Zuckerwaſſer und abgerahmter Milch iſt nicht böſe, obgleich er viel Böſes thut. Ich möchte ihn ſelbſt nicht ſchlecht, ſeine Handlungen aber ein Surrogat der Schlechtigkeit nennen. Das ganze Weſen iſt eigentlich nur ein Surrogat, wie ſeine Mannheit. Seine launigen Einfälle ſind ein Surrogat des Witzes, ſeine Süßigkeit nur ein ſüßliches Zuckerſurrogat, wie ſeine nichtsſagende Geſchwätzigkeit ein Surrogat des Rednertalents. Jedem Frauenzimmer, das bemerkt wird, windet er ſich, mit zwanzig Bücklingen, in einer wellenförmigen Bewegung entgegen. Während der Unterhaltung aber, die nicht über die Wendezirkel des Sonnenlaufs ſeines Geiſtes geht, und den Putz, das

Wetter und die Stadtneuigkeiten umfaßt, blickt er wie ein römiſcher Triumphator von ſeinem Siegeswagen. Manche wollten daraus ſchließen, der Menſch beherrſche, als ein wahrer Tamerlan im Reiche der Liebe, alle weibliche Herzen despotiſch. So arg iſt es nun eben nicht, obgleich er ſelbſt dieſes Vorurtheil als ein Evangelium predigt, und ein wahrer Pelznickel der einfältigen Männer und ſchwachen Liebhaber geworden iſt. Lau ſteht tief unter ſeinem Rufe, wie die meiſten hiſtoriſch-großen Namen. Doch ſoll er eine Dame, die ſich über das Hinſcheiden ihres Affen zu Tode grämen wollte, wieder mit dem ſüßen Leben verſöhnt haben, dieſer Wunderkur aber auch größtentheils ſeine glänzende Celebrität verdanken. Sonſt iſt er wirklich ſo gut, ſo weich und wohlriechend, daß man ihn als venetianiſche Seife mit Roſenwaſſer verſchreiben könnte. Tretet dem verrufenen Manne beherzt näher, und das lebendige Geſpenſt, das ihr in der Angſt zu ſehen glaubtet, wird zur todten Vogelſcheuche. Nur eine, aber ſehr geſchätzte und ſchätzbare Gabe, beſitzt er in einem vorzüglichen Grade, durch die er hoffen darf, ſich in der großen Welt, wo ſie geſuchte Münze iſt, zu paſſiren. Er redet nämlich mit erſtaunenswürdiger Geläufigkeit einen ganzen Tag, ohne im geringſten etwas zu ſagen. Die Worte fließen ihm, wie verdünntes Manna, von der Zunge, und haben auch mit ihm eine analoge Kraft, und könnten als ein gelindes Abführungsmittel des geſunden Menſchenverſtandes offizinell werden. Uebrigens bleibe ich bei meiner Behauptung: Lau iſt kein böſer Menſch, ſondern nur ein Geck, ein Laffe.

Welch eine reizende Geſellſchaft von Damen ſitzt dort um den Theetiſch? Wahrlich es ſehen einige ſchöne Geſichter ſo freundlich und liebreich über die vergoldeten Taſſen hervor, daß, wenn es der Anſtand geſtattete, ich mir die Erlaubniß ausbitten würde, ihre angenehme Geſellſchaft zu theilen. Wie geſchäftig ſie ſind! Wie die leuchtenden Augen glänzen, und der ſchöne Körper ſich in allen Geſtikulationen einer fröhlichen Thätigkeit bewegt! Bald nicken ſie einſtimmig, bald hören ſie zweifelnd nur Eine an, die wahrſcheinlich nicht ſo bereitwillig in die wohlthätigen Abſichten ihrer Schweſtern willigt; denn gewiß beſchließen die guten Weſen ein gutes Werk. Ja, die Natur hat das Weib mild und theilnehmend geſchaffen, und fremdes Glück und Unglück bewegt dies ſanfte Geſchlecht ſchneller und ſtärker, als den rauhen Mann.

Jetzt führt eine ehrwürdige Matrone das Wort, und alle hören aufmerkſam, was ſie ſpricht. Neugierde iſt wahrhaftig mein Fehler nicht; aber ich kann doch der Verſuchung nicht widerſtehen, ein wenig zu lauſchen. Was die ehrwürdige Dame der Geſellſchaft vorträgt, muß höchſt wichtig ſeyn; denn, außer dem Mundwerke und Gehör, ſcheint kein Frauenzimmer mehr einen Sinn zu haben. Ich horchte wirklich und hörte: »Mein neueſtes Oberkleid von rothem Merinos will ich verwetten, daß die B*** den G*** genauer kennt, als es einem honetten Mädchen geziemt. Es iſt in der That ein öffentliches Skandal, wie ſchamlos ſich dieſe Dirne benimmt, die gern für eine gute Guitarrenſpielerin gelten möchte. Andre ſpielen doch auch, und alle Zuhörer ſind nicht taub, wie man das beinahe vom Herrn G*** vermuthen ſollte. Auf dem letzten Balle ſaß ich dem Mädchen nahe genug, um es genau beobachten zu können. Ihre Blicke glüheten vor Luſt, als ſie mit ihm walzte; und Er, — aller Welt fiel es auf, — er hatte nur Augen für ſie. Um ihr ja nicht Unrecht zu thun, ſuchte ich eine von ihren Mägden in meinen Dienſt zu erhalten, von der ich auch ausführlich erfahren habe, wie es mit dem Innern ihres Hausweſens ſteht. Es iſt wirklich Alles ſo, wie ich gefürchtet hatte, und noch ärger. G*** geht ungeſcheut bei der B*** aus und ein, und macht ſeine Beſuche nicht ſelten Abends, gewiß aus guten Gründen.

»Ach!« fuhr die gutmüthige Matrone nach einer kleinen Pauſe fort, »lachen muß ich, wenn ich nur daran denke! — Sie lachte laut, und die ſympathiſirende Geſellſchaft folgte dem aufmunternden Beiſpiele. Da ihre Mutter ſtarb, — Gott habe die gute, liebe Frau ſelig! — ſtellte ſich die heuchleriſche B*** untröſtlich, wahrſcheinlich um von dem mitleidigen G*** recht ſehr getröſtet zu werden. Die Magd, eben die, welche ich aus ihrem Dienſt erhalten, ſah, wie ſie ihm weinend in die Arme ſank, er ſogar Thränen vergoß, und ihre Geſichter ſich ſo nahe kamen, daß, hätte er ſich tiefer gebückt, und ſie ſich höher aufgerichtet, ihre Lippen ſich zum Kuſſe begegnet waren. Wenn ſie das nun vor dem Geſinde thun, was mögen ſie ſich erlauben, wenn ſie allein ſind?«

Vor dem Geſinde! fiel eine junge, recht artige Brünette ein. Wahrhaftig, das iſt zu arg! Wie weit muß es da ſchon gekommen ſeyn! Das Weinen ging ihr auch gewiß ſo wenig von Herzen, als mir jetzt, wenn ich Thränen zu viel hatte. Sie hat die ganze Garderobe, die Ringe, Steine und Perlen der Alten geerbt, mit denen ſie nun dick thut. Aber, fügte die Sprecherin, mit einem neidiſchen Blicke, hinzu, das alles macht ſie um nichts ſchöner.

»Sie iſt,« nahm die Matrone wieder das Wort, »— iſt, ſage ich, und bleibt, in meinen Augen eine verächtliche Kreatur, eine Perſon von höchſt zweideutigem Rufe.« Alle ſtimmten der Konkluſion der liebevollen Dame bei, die bei dem furchtbaren Gerichte den Vorſitz zu führen ſchien, daß die B*** nämlich ein Weſen von zweideutigem Rufe ſey.

Haben Sie, hob eine liebliche Blondine, am andern Ende des Tiſches, an, ſchon gehört, daß der Kaufmann K** Bankerut machen wird? Der ganzen Geſellſchaft entfuhr, bei dieſer Nachricht, ein verwunderndes und fragendes O! und Ach! — Da hat es freilich, bemerkte eine Nachbarin, mit dem Staate ſeiner übermüthigen Töchter ein Ende. Haben die Mädchen aber auch einen Aufwand gemacht, als wenn ſie Millionen beſäßen! Das war vorauszuſehen, ſagte die Präſidentin entſcheidend. Herr K** iſt ein ſchlechter Haushälter, und ſeine Frau eine Verſchwenderin. Dieſes Urtheil wurde abermal, mit einer allgemeinen Einſtimmigkeit, ausgeſprochen und beſtätigt.

Jetzt hatte ich genug, und meine Neugierde war vollkommen befriedigt. Ich kannte die mißhandelte L*** und den Kaufmann K**. Jene iſt ein ſehr edles, gebildetes und allgemein geſchätztes Frauenzimmer, ſchön, geiſtreich und gefühlvoll. Aber gerade dieſe Vorzüge mögen ihr das Verdammungsurtheil des weiblichen Revolutionsgerichts zugezogen haben. K** hat den Ruf eines erfahrnen, biedern Handelsmannes, und ſein angekündigter Bankerut hat ſich ſo wenig beſtätigt, daß ſein Haus vielmehr auch jetzt noch eines der erſten der Stadt iſt.

Sage mir nun, was macht einen Spiel-, Thee- und Kaffeetiſch zum Pranger und Richtplatz des guten Ruſes? Wie kommt das Schlangengift der Verleumdung in die Taubenherzen des zartfühlenden, weichen, theilnehmenden Geſchlechtes? Sind dieſe Damen wirklich böſe? Zuverläſſig nicht. Ich wollte mich für jede derſelben, und namentlich für die kleine reizende Brünette und die ſchlanke Blondine, mit allem, was ich bin und habe, verbürgen. Was ſollen aber die guten Kinder in den müſſigen Stunden, die ihr wachendes Leben ausfüllen, anfangen, um der Folter der Langeweile zu entgehen? Was anders, als plaudern, ſchwätzen, klatſchen und verleumden, und das — mit dem beſten Herzen von der Welt?

Nach meiner Meinung, hat das ziviliſirte Leben alſo wenigſtens die feindſeligen Berührungspunkte zwiſchen den Menſchen vervielfältigt. Bei jedem Schritte, den man thut, muß man einem andern feindlich begegnen; und da alle Leidenſchaften aufgeregt, alle hungrige Bedürfniſſe geweckt ſind, ſo wird jedes Zuſammentreffen mit einem Menſchen ein Krieg, und jeder Fleck, auf dem man mit ihm ſteht, ein Schlachtfeld. Wo die Bedürfniſſe demnach einfacher, und die Gegenſtände unſrer Genüſſe ſeltner ſind, haben wir weniger feindſelige Berührungspunkte, und handeln darum beſſer, ohne deswegen, im ſtrengſten Verſtande, beſſer zu ſeyn. Unſer Leben gleicht einer Rennbahn, wo wir Alle nach einem Ziele laufen. Jeder Mitwerber iſt ein Gegner, der uns auch heimlich ein Bein unterſtellt, wenn er uns in offenem, redlichem Kampfe nicht beſiegen kann. Die Behauptung Rouſſeau's, daß der Menſch um ſo beſſer und glücklicher ſey, je näher er der Natur lebt, und daß die Fortſchritte in der Ziviliſation und ſogenannten Kultur ihn verderben, iſt bei weitem nicht ſo abgeſchmackt, als man ziemlich allgemein glaubt.

Siebenter Brief.

Vom 17. Februar.

Deine Antwort auf meine beiden letzten Briefe würden mir in der Seele wehe thun, wenn ich ihren Inhalt ernſtlich nehmen müßte; aber ich kenne dich und deine Art zu loben und zu tadeln zu gut, als daß ich die verſteckte Abſicht deiner Vorwürfe nicht errathen ſollte. Da man ſich kaum mehr getraut, die Wahrheit auch nur anzudeuten und ahnen zu laſſen, ſo haſt du zu dem nicht ganz neuen Kunſtgriffe deine Zuflucht genommen, den bitterſten Tadel in das übertriebenſte Lob zu verkleiden, und die dumme Eitelkeit, den Dünkel und die Anmaßung dadurch lächerlich zu machen, daß du die blinden Götzen ſpöttiſch in Wolken von Weihrauch hülleſt. Dieſe Faſchingsmanier in unſerer Faſchingszeit iſt wenigſtens in ſo weit gut, als man [illegible] dabei wagt.

Dem dümmſten Menſchen darfſt du dreiſt unter die Naſe ſagen, er ſey ein Hermes Trismegiſt, ein lebendiger Inbegriff der ſieben Weiſen; der verwahrloſeſten Straßennymphe, ſie ſey eine Helena, eine Lais, eine Ninon; einem Landſchulmeiſter, er ſey ein Pythagoras, und einem Rathsſchreiber, er ſey ein Solon, ein Numa. Je größer der Geck iſt, deſto tiefer bückt er ſich dankbar für die bittre Parodie. Ein Dorfſchulze mit dem Haarbeutel, Galarocke und der imponirenden Miene eines erſten Miniſters, iſt gewiß eine Karrikatur, welche die Affen der Großen und Mächtigen zur Beſinnung bringen ſollte; aber, leider! fühlen ſie es nicht immer. Man iſt ſo ſehr an die Nothwendigkeit zu ſchmeicheln und die Gewohnheit zu lügen gewöhnt, daß auch die niederträchtigſte Uebertreibung für Ernſt gelten kann. Der Menſch ſchwöret auf nichts zuverläſſiger, als auf das Gute, das man von ihm ſagt; und die Eigenliebe und Eitelkeit ſind ſo beißhungrig, daß ſie auch die freigebigſte Schmeichelei nicht leicht ſatt füttert. Der übermüthige Thor läßt ſich ſogar an Gottes Stelle ſetzen, wie Alexander, zum Sohne Jupiters erklären, wenn auch die Umſtehenden über die gebrechliche Göttlichkeit des armen Menſchen lachen, den das Fieber im Froſte ſchüttelt.

Du behaupteſt, — ob im Scherz oder Ernſt, weiß ich ſelbſt nicht, — das Gute und Böſe hätte ich in meinen Briefen ſo durcheinander geworfen, daß es unkenntlich und nicht mehr zu unterſcheiden ſey; und, nach meiner Anſicht, gebe es weder einen guten, noch böſen Menſchen. Wie, das hätte ich wirklich geſagt? Sagen wollte ich es gewiß nicht; denn ich ſelbſt kenne ja Menſchen, die ich für ſehr gut halte. Ob wir übrigens in unſern Begriffen übereinſtimmen, wird ſich zeigen; wenigſtens will ich es verſuchen, mich dir verſtändlich zu machen.

Begegne ich einem Menſchen, der, wenn er ein Kind ins Waſſer fallen ſieht, ihm nachſpringt, es rettet und weiter geht, als habe er etwas gethan, was ſich von ſelbſt verſteht, dann halte ich ihn für gut. Flucht er auch ſpäter über die verwünſchte Meerkatze, und findet, nach einiger Ueberlegung, es ſey unvorſichtig von ihm, als einem Familienvater, geweſen, ſein Leben für das eines ſolchen Halbmenſchen aufs Spiel zu ſetzen, dann ſchadet das ihm in meiner guten Meinung nichts.

Stößet dir eine Bettlerin mit einem Kinde auf, beide nackt und bleich vor Elend, und du zieheſt deine Börſe, und giebſt ſie hin, ohne an deinen eignen Mangel, oder an die beſtehende Polizeiverordnung, welche das Betteln, unter Zuchthausſtrafe, verbietet, zu denken, dann halte ich dich für gut. Brummeſt du auch hintennach zu dir ſelbſt: »Dummkopf! wie willſt du dieſen Abend deinen Wirth bezahlen! Es war deine ganze Baarſchaft, die du vielleicht an eine liederliche Dirne verſchenkt haſt,« dann erſcheinſt du mir darum nicht ſchlimmer.

Ein Mann, der, wenn er ſeinen Freund verleumden hört, dem Verleumder, ſey er auch noch ſo groß, ins Geſicht ſagt: »Herr, Sie lügen; das getraue ich Ihnen zu beweiſen,« iſt, nach meinem Begriffe, gut. Für höflich und wohlgezogen mag er vielleicht nicht gelten; aber das will ich ihm, ſeiner Güte wegen, nachſehen. Wohlgezogene Leute giebt es doch genug; ſolche ſogar, die ſich von einem Vielvermögenden eine Maulſchelle geben laſſen, und über den vertraulichen Scherz lachen; die, wenn ſie ein Mächtiger einen Hundsfott nennt, mit hundert Bücklingen zwanzig Mal um Vergebung bitten, oder die einen arm gewordenen Freund verläugnen, weil die öffentliche Meinung, die man doch achten muß, ſich gegen ihn erklärt. Solche höfliche und wohlgezogene Beſtien finden wir noch allenthalben, die ſich vor einem Manne in hohem Amte, voll ſchuldiger Ehrfurcht, auf den Bauch legen, ihn aber, wenn er in Ungnade gefallen iſt, nicht mehr kennen; die ein Mädchen Jahre lang mit lügneriſchen Verſprechungen täuſchen, und wenn ſie es müde ſind, eine andre zur Frau nehmen, weil es die lieben Eltern ſo haben wollen, denen man doch Gehorſam ſchuldig iſt. Mein Verzeichniß von ſolchen höflichen und wohlgezogenen Leuten beiderlei Geſchlechts, die Schufte, leere Schädel und Herzen, Wichte, Baſen, arme Sünder und Sünderinnen ſind, in Allem aber die Regeln des Anſtandes und einer guten Lebensart beobachten, gewiſſe geſellſchaftliche Konvenienzen reſpektiren, und ſo ihren Ruf behaupten, würde ſo bald noch nicht enden, wollte ich alle Gattungen und Arten aufzählen.

Leute, die ſich deinen unterthänigſten Diener nennen, und einen unbeſchreiblichen Antheil an deinem Befinden nehmen, triffſt du, zu Dutzenden, auf jeder Straße an; aber laſſe dir es nicht einfallen, ſie, in der Noth, um den geringſten Dienſt zu bitten; ſie, in einer Verlegenheit, um den Vorſchuß einer Kleinigkeit zu erſuchen, wenn ſie dir auch tauſend Mal ihr ganzes Vermögen zur beliebigen Dispoſition überlaſſen haben: die höflichen Menſchen würden dich über einen ſo närriſchen Einfall herzlich auslachen. Gute Geſellſchafter, witzige Köpfe, Anekdotenjäger, Umträger von Stadtneuigkeiten, abgeſchliffene, platte Menſchen braucht unſer abgeſchliffenes, plattes Leben. Was ſoll uns ein Freund in der hohen Bedeutung des Wortes? Wir kennen und brauchen ihn nicht. Wozu auch? damit er bei der Mahlzeit vorſchneide, am Spieltiſche ſeine Stelle einnehme, und über die neueſten Ereigniſſe der Nachbarſchaft ein Tagebuch führe?

Es gehört, meiner Meinung nach, nicht viel dazu, ein ganz vorzüglicher Mann nach dem Bedürfniſſe der meiſten Geſellſchaften zu werden. Man ſtudiert das ſinnloſe Rothwälſch ihrer Konverſationsſprache, lernt ſich nach der eingeführten Methode bücken und ſetzen, bei dem Spiele des Schnarrwerkes der Unterhaltung die Pauſen vermeiden oder ausfüllen, folglich viel reden, ohne etwas zu ſagen, und einen gefallenen Handſchuh oder Ridikül mit Grazie aufheben und überreichen. Auſſer dem Hauſe fordert man noch die Kunſt zierlich zu tanzen, und, im Nothfalle, einen offenen Wagen mit einem oder zwei Pferden zu führen. Das ſind, ich läugne es nicht, ganz vorzügliche Gaben; und ein junger Mann, mit allen dieſen ausgebildeten Talenten, ließe in der That nichts mehr zu wünſchen übrig, wäre das Leben ein Pikenik, eine Theegeſellſchaft, eine Gavotte oder Spazierfahrt. Für Viele mag es auch nichts anders ſeyn; und denen kann und darf dann auch genügen, um was wir ſie nicht beneiden. Alle dieſe Menſchen, wirſt du mir zugeſtehen, ſind doch nicht gut. Dafür geſtehe ich auch dir zu, daß ſie nicht böſe ſind. Sklaven der Gewohnheit und des Herkommens, loben und tadeln ſie, was, dem beſtehenden Gebrauche gemäß, Lob oder Tadel findet, thuen und unterlaſſen das und jenes, nicht weil ſie es für erlaubt oder verboten halten, ſondern weil es Aufſehen erregen, ſie lächerlich machen, oder mit ihren Umgebungen in unangenehme Verhältniſſe bringen würde.

Gütiges Schickſal, laß meine Tage nicht in dem faulen Sumpfe eines öden, aus leeren Förmlichkeiten zuſammengeſetzten Lebens modern, in dem ſelbſt die Wärme nichts erzeugt, als kriechendes Ungeziefer: geheuchelte Tugenden und Vorzüge, eine gleisneriſche Gefallſucht und müßige Klatſchereien! Lieber ſtelle mich auf einen einſamen Berg in Stürme und Gewitter, und ſchleudere aus ihnen einen wohlthätigen Bliz auf die müde Bruſt, wenn ſie zu ſchwach wird für die Laſt des Lebens! Erhältſt du mir nur das warme, liebende Herz eines Freundes, einer Freundin, und der Seltnen, die mir theuer geworden ſind, dann will ich gern die freche Gewaltthätigkeit, den dummen Uebermuth, die neidiſche Verleumdung und die alberne Einfalt ertragen, ſo gut ich es vermag. Laß mich das Leben nie — darum bitte ich dich — über dem Streben nach ſeinen eiteln Gütern vergeſſen, und eine äußere Größe ſuchen, die nur innere Kleinheit, und einen äußeren Reichthum, den nur innere Armuth geben! Die Spanne Erde, welche meine Wiege von dem Grabe trennt, will ich nicht zum Kriegsſchauplatze kleinlicher Begierden und feindſeliger Leidenſchaften machen. Mein Daſeyn muß einen höheren Zweck haben, als den, meine hungrigen Sinne abzufüttern; oder es iſt auch der Mühe nicht einmal werth, welche dieſes fordert. Gott! wie können wir in dem kurzen Leben, das wie ein Bliz durch die lange Nacht der

Ewigkeit zuckt, noch Zeit finden, uns zu haſſen, zu verleumden und zu betrügen!

Geduld, Lieber! Ich finde mich, und kehre zu meinem Gegenſtande zurück. Den Menſchen alſo dürfte ich gut nennen, der ſich einer höheren Idee aufzuopfern vermag, Leben und Vermögen an die Wahrheit, an ſeinen Glauben, an ſeine Religion, an die Freundſchaft, die Liebe oder ſeine Pflicht ſetzt; aber auch nur der iſt es. Wer vermittelnd und Friede ſtiftend zwiſchen ſeinen unerlaubten Vortheil und ſeine verletzte Pflicht zu treten weiß, mag verſchlagen ſeyn; für gut halte ich ihn aber nicht. Wer nichts Böſes thut, weil ihm die Kraft, die Gelegenheit oder der Muth dazu fehlt, gilt mir auch nicht dafür, und dieſe negative Tugend iſt, in meinen Augen, durchaus verdienſtlos. Soll ich einen Menſchen gut nennen, dann muß er eine gewiſſe Energie des Karakters, einen eigenen Willen haben; er muß ſogar ſelbſt prüfen und urtheilen. Die Unſchädlichkeit aus Indolenz oder Temperament iſt keine Güte.

Dadurch will ich aber keineswegs ſagen, unſre guten Handlungen müßten das Reſultat eines reiflich erwogenen Entſchluſſes ſeyn. Im Gegentheil traue ich einem Menſchen wenig, bei dem die gute That die ſpäte Frucht einer langen Ueberlegung iſt. Alle räſonnirte Güte iſt unzuverläſſig, weil der Verſtand immer tauſend Gründe zum Schlechten findet, wenn das Edle nicht, durch eine gewiſſe innere Nöthigung, aus dem Herzen hervorgeht, dem es ein Bedürfniß iſt. Der gute Menſch iſt gut, weil er, um es nicht zu ſeyn, ſeine Natur verlaugnen müßte. Er wählt und thut allenthalben das Beſſre, weil er nicht anders kann, ohne mit ſich ſelbſt im Widerſpruche zu ſtehen. Er iſt gut, und weiß ſo wenig, aus welchen Gründen er es iſt, als die Sonne weiß, warum ſie wärmt und leuchtet. Alſo, wirſt du mich fragen, hat ihn die Natur zu dem gebildet, was er iſt? Mit einigen wenigen Einſchränkungen antworte ich: Ja. Der Menſch ſagt man ſey eine kleine Welt, ein Inbegriff der großen im verjüngten Maßſtabe; und das iſt ſehr wahr. In ihm finden wir eine gedrängte Rekapitulation der übrigen Schöpfung, mit dem ihm eigenthümlichen Zuſatze, der ihm die höchſte Stufe auf der Leiter der uns bekannten Weſen anweiſet. Schon die Natur hat, nach meiner Ueberzeugung, jenen zum blutdürſtigen Tyger, dieſen zum großmüthigen Löwen, hier einen zum willig duldenden Schafe, und dort einen zum gefräßigen Schweine gemacht. Wir finden geborne ſchlaue Füchſe, pedantiſche Eſel, geſellig ſchnatternde Gänſe und ſich aufblähende Pfauen. Schrei nicht voreilig: Ketzerei! und habe die Geduld mich anzuhören; denn bin ich geneigt, dir meine Anſicht, in einem ſpäteren Briefe, auseinander zu ſetzen. Ich weiß ſehr gut, daß meine Idee von der Güte des Menſchen mit unſrer ſchulgerechten Moralphiloſophie im Widerſpruche ſteht; aber ich habe ſie demungeachtet noch nicht los werden können.

Ueber die Brieſe aus der Stadt.

An Herrn Profeſſor Reeb.

Sie üben die geiſtlichen Werke der Barmherzigkeit nicht ſehr chriſtlich, mein werther Freund; wie hätten Sie mir ſonſt, in meiner Noth, mit ſo viel Härte Ihren Troſt verſagen können? Oder dachten Sie vielleicht, er ſey, wie der gute Rath, eine ſo gemeine Sache, daß ſie uns jeder, lieber als ein Stück Brod, zum Almoſen vor die Thür reicht? In dieſem Falle hätten Sie dann nicht ganz Unrecht. Es liegt wirklich ein ſo tiefes Mitgefühl für fremde Leiden in der Bruſt des Menſchen, daß wir, bei dem geringſten Unfalle, gutmüthige Weſen in Menge finden, die uns zu tröſten und zu rathen bereit ſind. Wer ſich auch ſelbſt nicht zu helfen weiß, hat doch kluge Rathſchläge zur Hülfe anderer; und ſo ſchlecht er in ſeiner eignen Sache ſieht, ſo ſicher iſt ſein Blick, wenn es die Angelegenheit eines theuern Nebenmenſchen betrifft. Es iſt in der That ein guter Schlag Geſchöpfe, der hülfreiche, mitfühlende Menſch, den fremde Noth mehr drückt, als eigne! Die Welt- Staat- und Stadtgeſchichte liefert unwiderlegbare Beweiſe dafür. Wo läßt er es je an Troſt und gutem Rathe fehlen? Wird nicht im Gegentheil dieſe Münze ſo häufig ausgeprägt und in Umlauf geſetzt, daß man ſie des Namens nicht mehr werth achtet? Aber gilt das auch den wohlgemeinten Rath und die herzliche Theilnahme eines wahren Freundes? Wahrhaftig nicht. Ich halte ſie wenigſtens höher als Gold; was in einem ziviliſirten Lande gewiß viel ſagen will. Aber eben darum hätten Sie mir auch ein wenig mit Ernſt beiſtehen, und nicht ſcherzend meines Elendes ſpotten ſollen, wie Sie in Ihrem Briefe*) thaten.

Der Jammer war größer, als Sie wiſſen. Die Erſcheinung der verwünſchten Briefe aus der Stadt hatte den ganzen reichen Flor von kleinſtädtiſchen Tugenden zur ſchnellen Blüthe gebracht. Einige vielbeſuchende und vielbeſuchte Menſchen wollten nämlich zu den Karakterzeichnungen in jenen Briefen die Originale in der Stadt gefunden haben, und trugen, aus chriſtlicher Nächſtenliebe, ihre Entdeckung von Haus zu Haus. Alles, was auch nur auf die entfernteſte Art mit der Sache und den Perſonen, die es gelten ſollte, in Beziehung zu ſtehen glaubte, nahm nun gegen den Verfaſſer der verrufenen Epiſteln eine feindſelige Haltung an. Die Galants, Muscadins, Petits-Maitres, welche der vortreffliche Campe durch Zierbengel unzierlich verdeutſcht, kurz, was auf den Winterbällen, im Gefühle ſeines durch die Konſkriptionen geſteigerten Männerwerthes, die Frauenzimmer, nach allen Vorſchriften einer regelmäßigen Inſpektion, gemuſtert hatte, erklärte ſich in den Stand einer heiligen Inſurrektion. Solide Menſchen, die glauben, mit Ziklopenarmen laſſe ſich bündiger argumentiren als mit der ſtrengſten Logik, meinten, die Keule des Herkules könne man der Egide Minervens mit dem beſten Erfolge entgegenſetzen. Sie haben Recht. Jeder bedient ſich ſeiner Waffen; und ich glaube ſelbſt, daß dieſe Herren ihrer Fauſt mehr als ihrem Kopfe vertrauen dürfen.

---

*) Dieſer Brief, welcher die Aufſchrift hat: Von dem Hange der Menſchen, die Satyre für Pasquille zu nehmen, ſteht im ſechſten Hefte des Rheiniſchen Archivs und in der Sammlung von Reebs vermiſchten Schriften.

Der Verfaſſer ſolcher Briefe, ſagten Andere, könne unmöglich ein gutes Herz haben, und müſſe von bösartiger, biſſiger Art ſeyn. Schriftſtellr genießen ſonſt gewöhnlich das Glück, daß ſie durch ihre Schriften beſſer erſcheinen, als ſie wirklich ſind. Ich aber bin unter einem unglücklichen Sterne geboren. Wo ich Weizen ſäe, ſtreuet mir der Teufel Unkraut nach, während dem andere Früchte ernten, wo ſie Unkraut gepflanzt haben. Sie kennen mich, mein verehrteſter Freund! und gewiß als das gutmüthigſte Weſen, das durchaus nichts von jener kriegeriſchen Natur in ſich fühlt. Sie hätten mir wohl bezeugen dürfen, daß der ewige Friede, den die Philoſophen vergebens predigen und demonſtriren, ſchon längſt unterzeichnet und garantirt wäre, wenn alle Menſchen die Ruhe und Eintracht liebten, wie ich. Das wiſſen Sie doch!

Ich begreife ſelbſt nicht recht, wie ich dazu kam, die Lächerlichkeiten gewiſſer Karaktere zu zeichnen, da ich doch ſehr gut fühle, daß ich weder Beruf noch Neigung zu einem Satyriker habe. Aber es giebt Augenblicke, in denen uns der Triumph der Bosheit, die läſtige Tyrannei des Pedantisms, der Sieg der Heuchelei, die gewiſſenhafte Beobachtung der leeren Förmlichkeiten und des äußeren Anſtandes, während dem man die Sache, das Weſen, Tugend und Pflicht mit Füßen getreten ſieht, ſo ſehr erbittert, daß man zuſchreibt, weil man nicht zuſchlagen kann. Ich haſſe dieſes öde Zeremonienweſen, dieſe zuvorkommende Freundlichkeit ohne Freundſchaft, dieſe Wortverſchwendung ohne Sinn und Gefühl um ſo inniger und herzlicher, weil ich ſehe, daß noch täglich gute Menſchen durch ſie betrogen werden. Jedes aufrichtige Gefühl achte ich, ſelbſt das der Feindſchaft, wenn es ſich nur auszuſprechen wagt. Aber dieſe Honigphraſen auf den Lippen, da die Galle im Herzen kocht; dieſe Bücklinge im Angeſichte eines würdigen

Mannes, dem man auf den Rücken den Eſel bohrt; dieſes niederträchtige Kriechen und Schmiegen vor einem Menſchen, den man, ſo wie er entfernt iſt, lächerlich zu machen ſucht und verleumdet, dieſes feige, heimtückiſche, meuchelmörderiſche Weſen haſſe ich von ganzer Seele, und mache aus meinem Haſſe und meiner Verachtung auch kein Geheimniß.

Ich habe keinen beſtimmten Menſchen nachgebildet, ſondern Lächerlichkeiten und Albernheiten. Ich habe denen ſogar mehr als einmal Beweiſe einer freundſchaftlichen Aufmerkſamkeit gegeben, von denen man will, daß ich ſie an den Pilori geſtellt. Aber boshafte Deutungen und Beziehungen dieſer Art ſind für gewiſſe Menſchen ein zu großes Bedürfniß, als daß ſie die Wahrheit anerkennen ſollten, auch wo ſie dieſelbe einſehen. Laſſen wir ihnen den Spaß, wenn er zu ihrer Glückſeligkeit gehört!

Und wie denken Sie wohl, daß ich die ganze Paſſionsgeſchichte ertragen habe? Wie nicht leicht ein gefallener Günſtling die Ungnade ſeines Herrn erträgt; mit einer ſtoiſchen Gleichmüthigkeit, die mir wahrhaftig keine Stelle in einem Martyrologium verdient. Ich habe in meinem Leben, deſſen Pfade eben nicht immer mit Roſen beſtreut waren, gute Menſchen achten und lieben, ſchlechte verabſcheuen, Narren ertragen, Laffen belachen gelernt; und die Natur gab mir eine geſunde Bruſt für Freunde und Feinde. Ich ſuche keinen Krieg; aber wenn ich angegriffen werde, ſchlage ich ihn nicht aus. Es giebt gar viele Menſchen, die Beſcheidenheit für Geiſtesarmuth, Verträglichkeit für Feigheit, und die Tugend für ein Erbtheil der Dummheit halten. Sie greifen herriſch um ſich, bis ſie Widerſtand finden. Den muß man ſie finden laſſen. Mich wird keine Regel des Anſtandes und der guten Lebensart je dazu bringen, daß ich den Schurken einen rechtlichen Mann, und den Dummkopf ein Genie heiße; und das wage ich auf meine eigne Gefahr und Rechnung, und zwar in der gewiſſen Ueberzeugung, daß ich es mit einer ſtarken Partei ganz und gar verderbe. Dieſer Krieg iſt nicht allein gerecht, ſondern dem rechtlichen Manne Pflicht. Er iſt in der Natur gegründet, die im Moraliſchen, wie im Phyſiſchen, entgegengeſetzte Elemente wie Waſſer und Feuer feindlich geſchieden hat; und was Gott trennte, ſoll der Menſch nicht vereinigen wollen. Das gedenke ich zu halten.

Ich kenne kaum ein Weſen in der ganzen lebendigen Schöpfung, das mir ekelhafter und verächtlicher wäre, als der anmaßende, ſuffiſante, geſchwätzige Gelbſchnabel, der mit einem triumphirenden Blicke in einer Geſellſchaft laut behauptet, er glaube an keine weibliche Tugend; nach ſeiner ſichern und ausgebreiteten Erfahrung ſey ſie ein wahres Unding. Läßt es ſich nun ein braver Mann einfallen, dieſes oder jenes Weib, das er von einer beſſern Seite zu kennen glaubt, ein Mädchen von anerkanntem guten Rufe gegen den Wüſtling in Schutz zu nehmen, dann dreht ſich das leicht bewegliche Ding, wie eine Wetterfahne, herum, und lacht vornehm über den alten einfältigen Köhlerglauben, der ſich noch Wunder, und Hexen- und Geſpenſtermährchen aufbinden läßt. Das, verſicherte der Windbeutel im brutalen Tone, müſſe er, der die Weiber kenne, doch wohl am beſten wiſſen; nicht jedem ſey es freilich gegeben, gewiſſe Erfahrungen zu machen, am allerwenigſten Leuten, deren Grundſätze und Kleider etwas zu viel à l'antique zugeſchnitten ſeyen. Die freche Zuverſicht, mit welcher der Menſch ſpricht, das zweideutige Lächeln und hämiſche Achſelzucken, wo er es nicht wagt zu ſprechen, und das noch giftiger iſt als Worte, bringen die Geſellſchaft zum Schweigen. Wer mag ſich auch durch den Verdacht des verrufenen Köhlerglaubens lächerlich machen? Wer beſitzt nicht ſo viel chriſtliche Liebe, daß er von ſeinem Nebenmenſchen leichter das Schlechte als das Gute glaubt? So ein faſelnder, arroganter Geck iſt das ſchädlichſte Geſchmeiß, das Geſellſchaften beſudelt. Ein moraliſcher Giftmiſcher übt und predigt er allenthalben das beliebte Evangelium ſeiner Liederlichkeit; und um ſeinem Syſteme eine feſte Unterlage zu geben, ſpottet er Gewiſſen, Religion, den Glauben an Gott und eine vergeltende Vorſehung, als Reſte des einfältigen, alten Köhlerglaubens, als Kleider mit dem lächerlichen Schnitte à l'antique, leichtfertig weg. Dieſe windigen, leichtfüßigen, plaudernden Faquins haben ſchon manches Herz allen Martern einer zu ſpäten Reue, und Familien der Verzweiflung Preis gegeben; und die Elenden rühmen ſich der Thränen der Unglücklichen als glänzender Zeugen ihrer Siege!

Ich habe ſchon oft geleſen und gehört, die Damen liebten dieſe Libertins; und wenn ſie auch den Muth nicht hätten, ſie öffentlich zu vertheidigen, ſo fänden ſie doch immer Gründe, ſie zu entſchuldigen. Ich bin zu unerfahren, um darüber urtheilen zu können. Im Allgemeinen iſt aber meine Meinung von dem Frauenzimmer zu gut, als daß ich die angeführte Behauptung als Regel möchte gelten laſſen. Es giebt deren ohne Zweifel, die es am liebſten mit Männern zu thun haben, die ihnen das Erröthen erſparen. Die Beſſern würden indeſſen dieſe Art Menſchen gewiß verachten, wenn ſie dieſelben kennten. Aber niederträchtig in ihrer Gegenwart, lügen ſie jede ins Geſicht zu einer Göttin, die ſie bei Andern zu einer Megäre entſtellen. Und welches Gemüth bewahrt ſich immer gegen die giftige Einwirkung der Schmeichelei? Wer ſieht nicht gern, als eine Gottheit auf den Altar geſtellt, die Verehrer anbetend zu ſeinen Füßen liegen? Die Leichtgläubigen und

Eiteln erfahren freilich zu ſpät, daß der Heuchler ſie nur vergötternd auf denſelben erhob, um ſie ſeiner eignen Gottheit, die ihm die höchſte iſt, als Opfer abzuſchlachten.

Ich mag den antiken Schnitt meiner Grundſätze und Meinungen nicht verbergen, und bekenne aufrichtig, daß ich auch an Tugend und große Geſinnungen bei dem Weibe glaube. Es iſt grauſam, daß wir dem Manne alle Vortheile des Angriffs gegen ein Geſchlecht zugeſtehen, welches wir doch das ſchwache nennen; daß wir ihm alle Kunſtgriffe, eine reizbare Sinnlichkeit zu verführen, ſogar falſche Verſprechen und Eide erlauben und verzeihen, und die Verführte mit Schande bedecken, da der Verführer ſich ſeiner Sünde rühmen darf. Und was iſt oft das größte Verbrechen eines betrogenen Weibes? daß ſie unſerm Geſchlechte die Ehre anthat, an einen Mann zu glauben, wo ſie nur einen Buben fand.

Ich habe mich von dem Zwecke dieſes Briefes vielleicht zu weit entfernt; aber es giebt Gegenſtände, die meinen ganzen Unwillen ſo aufregen, daß ich ſie unmöglich übergehen, oder kurz abfertigen kann. Doch iſt auch in der höchſten Aufwallung meine Verirrung von keiner Dauer. Ich kehre immer wieder beſonnen zurück; was ich auch jetzt thun will.

Es giebt einfache Wahrheiten, die jeder leicht erkennt, und Erfahrungen, die man frühe macht, und deren Anwendung in dem geſellſchaftlichen Leben ſehr viel, oft alles entſcheidet. Gewiſſe Menſchen vernachläßigen ſie, aus Gemächlichkeit oder Stolz, oft zu ihrem großen Nachtheile, da andere, ohne irgend ein hervorſtechendes Verdienſt, der Befolgung derſelben ein glänzendes Glück verdanken. Allenthalben hängt man mehr an der Form als an dem Weſen der Sache; und als ſchlechte Chriſten ſehen wir bei jedem Sakramente mehr auf das äußere Zeichen als auf die innere Gnade. Mag ein Menſch mit der pünktlichſten Gewiſſenhaftigkeit alle Pflichten erfüllen, die ihm ſeine Religion vorſchreibt; ſey er menſchenfreundlich, wohlthätig, ein Verehrer Gottes und ſeiner heiligen Gebote, und ſeinen Nebenmenſchen ſelbſt eine hülfreiche Gottheit! vernachläßigt er nur eine gleichgültige Zeremonie, einen unbedeutenden Gebrauch, dann haben alle ſeine Tugenden, in den Augen der Menge, keinen Werth mehr. Er iſt ein Ketzer, und als ſolcher kann er keine Tugenden mehr beſitzen; oder ſie werden bei ihm, wie, nach einigen unſerer Theologen, die Tugenden der alten Heiden, verdienſtlos, oder gar glänzende Laſter. In jedem Sinne hat der beſchränkte Menſch eine geſchloſſene Kirche, außer welcher es kein Heil mehr giebt.

Am Aeußeren, an leeren Förmlichkeiten, an geiſtloſen Gebräuchen hängt das Volk, und nicht am innern Sinn, am lebendigen Geiſte; und wie viele giebt es, die in dieſer Hinſicht nicht zu dem Volke gehören? Ein tadelloſes Leben, ſtrenge Redlichkeit, gefällige Dienſtfertigkeit, wo uns der Bedrängte braucht, ſind geringe Vorzüge in der Geſellſchaft. Ein Mann von Wort und Ehre, ein treuer Freund, ſind eine wenig geſuchte Waare. Wer braucht ſie? Ein Lügner ſpricht uns zu Gefallen. Ein Schmarotzer findet an uns und den Unſrigen alles vortrefflich, ſo lange es unſere Tafel iſt. Ein angenehmer Schwätzer weiß uns bei trüben Stunden zu unterhalten. Er nimmt es mit dem böſen Feinde der Müßigen, der Langweile, auf, und bei ſeinen geſellſchaftlichen Taſchenſpielerkünſten fühlen wir die Laſt einer leeren Zeit weniger. Er ergötzt durch tauſend künſtliche Affenſprünge, lobt unſer Hausweſen, wenn wir uns nur an ihm und Seinesgleichen arm füttern, findet die Erziehung unſerer Kinder vortrefflich, obgleich ſie, durch unſere blinde Neigung, der Eltern Quäler und Henker werden. Den Weg vor uns macht er eben, da ein wahrer, gerader Menſch oft pietiſtiſche Bedenklichkeiten hat, uns an Pflichten mahnt, uns unſere Mängel nicht verſchweigt, und durch ſeinen finſtern Ernſt den trüben Tag oft noch trüber macht.

Wer die Menſchen in einem gewiſſen Kreiſe geſehen hat, wird mir nicht den Vorwurf machen, daß ich übertreibe. Fehler und Gebrechen ſind in der Geſellſchaft oft vortheilhafter anzulegen, als Tugenden und Talente.

Zartchen hat ſein Glück gemacht, weil er der alten Frau Rathspräſidentin bei jeder Gelegenheit, mit dem feurigſten Ausdrucke von Hochachtung und Ergebung, die welken Hände küßt, ihr Schoßhündchen ſtreichelt, und mit jedem Tage, auf Koſten der Perſonen, welche in dem Hauſe nicht wohl gelitten ſind, eine ſkandalöſe Kronik zuſammenträgt. Spia iſt geſtiegen, weil er einem Manne von großem Einfluſſe regelmäßig hinterbringt, was in öffentlichen und Privatgeſellſchaften von ihm und ſeiner Amtsführung geſprochen wird. Der gefällige Diener nimmt keinen Anſtand, ſich durch geheuchelte Freundſchaftsbezeugungen in Familien zu drängen, die ſeinem Herrn verdächtig ſcheinen, oder gegen die er einen Streich auszuführen geſonnen iſt. Als Ueberläufer oder Spion rekognoszirt er die Stellung und Stärke des Feindes, ſpähet ſeine Blößen aus, ſucht, im Nothfalle, auch an ſeine Vertheidigungsmittel, an wichtige Papiere und dergleichen zu kommen, die er geſchickt wegputzt, und mit den geſammelten Notizen ſeinem mächtigen Gebieter zu Füßen legt. Aleth wird nicht befördert. Er war ſo unvorſichtig, ſeinem Vorgeſetzten, der in einem Rechtsſtreite einen falſchen Eid zu ſeinem Vortheile von ihm verlangte, ins Geſicht zu ſagen, zu einer Schlechtigkeit laſſe er ſich nicht gebrauchen; ſonſt ſtehe er aber dem Herrn, zur Erreichung eines jeden guten Zweckes durch rechtliche Mittel, ſtets zu Dienſten. Dieſer ſchilderte den Starrſinnigen als ein untaugliches Subjekt, das überdies noch von dem Gifte der Neuerungsſucht mit vollen Zügen getrunken habe; und der Verleumdete bleibt nun als ein heimlicher Jakobiner ſitzen. Ich kenne einen verdienten Mann, dem ein Weiberarm hemmend in die Speichen ſeines Glücksrades griff, weil er ſich nicht dazu verſtehen wollte, ihr, als Untergebener ihres Mannes, die herkömmlichen Feſttagsbeſuche zu machen. Kurz, nachdem was ich weiß — und das iſt wahrhaftig wenig — wäre das intereſſanteſte Werk, welches je die Preſſe verließ, eine Geſchichte der Verhältniſſe und Begebenheiten, denen bedeutend gewordene Perſonen ihr Glück verdanken, oder die ſie ins Unglück ſtürzten. Ich hielt das Buch für lehrreicher, als den gelungenſten Roman einer pragmatiſchen Weltgeſchichte. Gerechter Gott, wie ſpielt der Zufall, die Laune des Glücks, die der Menſchen und ihre Bosheit mit dem armen Sterblichen!

Darum glaube ich aber nicht, daß man ſchlecht ſeyn müſſe, um Glück in der Welt zu machen. Nein! Tugenden und Talente behalten auch in ihr einen ſelten ganz verkannten Werth; aber ſie müſſen mit einer gewiſſen Art, mit einer Gabe verbunden ſeyn, welche ſich vielleicht am beſten mit dem franzöſiſchen Savoir-faire andeuten läßt. Ohne dieſe große Eigenſchaft können Kopf und Herz unſerm Glücke ſogar gefährlich werden.

Den Menſchen überlegen ſeyn, und ſie dieſe Ueberlegenheit nicht fühlen laſſen; ſie beherrſchen, und doch in dem Glauben befeſtigen, ſie folgten nur ihrem eignen Willen und ihrer Ueberzeugung; ihren Schwächen ſchmeicheln, um ſie durch dieſelben zu unterjochen; das Glück auch in dem Verächtlichſten noch wenigſtens als ein Mittel achten, das unſrige zu gründen; den Schein von jeder Tugend anzunehmen wiſſen, je nachdem ſie gerade geſucht wird, ohne dieſelbe doch in dem Grade zu beſitzen, daß man ſie in einem Kolliſionsfalle, nicht ſeinem Vortheile aufopferte, das iſt der beiläufige Inbegriff der großen Kunſt, die der beſitzen muß, welcher ſich puſiren will. Das Ziel auf der weitgeſehenen, glänzenden Höhe iſt lockend, aber der Weg zu ihm oft ſchmuzig. Wer die Menſchen tyranniſiren will, muß immer damit anfangen, daß er ihr Sklave wird.

Da ich in meinem zwölften Jahre auf die lateiniſche Schule ging, und von meinem alten Lehrer, der an die achtzig grenzte, Abſchied nahm, fügte er zu ſeinen väterlichen Ermahnungen, in denen er beſonders die wilde Heftigkeit meines Karakters tadelte, folgende Erinnerung: »Wer mit dem Kopfe durch die Mauer will,« ſagte er, »zerſtößt nur ſeinen Kopf, und nicht die Mauer. Ein »guter Krummweg iſt kein Umweg; das merke er ſich!« Ich habe mir es, zu meinem zeitlichen Schaden, aber wie ich hoffe, zum Beſten meines ewigen Heils, ſchlecht gemerkt. Als ich ſpäter Franklins kleine Schriften las, rief mir ein Brief des berühmten Mannes an den Doktor Mather die Warnung meines alten Lehrers wieder lebhaft ins Gedächtniß. »Es ſind nun über ſechzig Jahre,« erzählt Franklin, »daß ich Boſton verließ; doch kenne ich mich noch gut auf Ihren Vater und Großvater, die ich beide in der Kirche gehört, und in ihrem Hauſe geſehen habe. Ihren Vater ſah ich zum letztenmale im Anfange des Jahres 1721, als ich ihn, nach meinem erſten Ausfluge nach Penſylvanien, beſuchte. Er empfing mich in ſeiner Bibliothek, und beim Abſchiede zeigte er mir einen kürzern Weg aus dem Hauſe durch einen engen Ausgang, oben mit einem Querbalken. Wir waren noch im Geſpräche begriffen, als ich aufbrach, und er mich begleitete. Ich ging voraus, und drehete mich halb nach ihm um, als er plötzlich ausrief: Gebückt! Gebückt! Ich verſtand das nicht, bis ich den Balken an der Stirne fühlte. Ihr Vater war ein Mann, der keine Gelegenheit verſäumte, eine gute Lehre zu geben, und ſo ſagte er zu mir: Er iſt jung und hat die Welt vor ſich. Bück' er ſich auf dem Wege hindurch, und er wird ſich manchen harten Puff erſparen. Dieſer gute Rath, ſo in Kopf und Herz eingeprägt, iſt mir ungemein nützlich geweſen.« — Solche Regeln der Lebensklugheit können dem, der ſie zu befolgen weiß, ſehr weſentliche Dienſte leiſten. Ich habe eine Menge derſelben geleſen, gehört und geſammelt, aber wenn es ihre Anwendung in dem wirklichen Leben galt, dann ward die angeborne Natur wieder Herr über die erlernte Weisheit, und ich ſündigte gegen meine goldnen Sprüche, während dem ich ſie mir im Gedächtniſſe vorſagte.

Mit der Menge muß man gehen, um zu den Rechtgläubigen zu gehören; den Schein vermeiden oder annehmen, ohne ſich um die Sache viel zu kümmern, die der Schein erſetzt. Wer fragt Sie um Ihre Religion, wenn Sie nur einen Stuhl in der Kirche haben, und ihn regelmäßig einnehmen? Sündigen darf man, wenn die Sünde nur die Miene der Tugend nachzuahmen weiß. Aber wehe dem, der im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld und Rechtlichkeit den Schein als Heuchelei verſchmäht, und ſich über die leeren Förmlichkeiten hinausſetzt, weil er die Sache will, die er auch giebt! Er iſt ein Neuerer, der die hergebrachte Ordnung ſtört, und mit frevelnder Hand ſich an dem Götzen vergreiſt, den der Aberglaube als eine Gottheit ehrt. In der Regel gilt der ehrliche Mann weniger als der artige, und eine große menſchliche oder bürgerliche Tugend ſteht unter einer geſellſchaftlichen. Jene gleicht einer ſchweren Banknote, die, weil ihr Werth von wenigen gekannt iſt, keinen Kurs hat; dieſe aber iſt eine leichte Scheidemünze, die ſich allenthalben und immer umſetzen läßt.

Die größten Fehler, die ich in meinem Leben begangen habe, waren eine Folge der Vernachläßigung der angeführten goldnen Lebensregeln; hätte ich dieſelben beobachtet, dann würden ſelbſt meine Briefe aus der Stadt ſich einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben. Sonſt habe ich mich nicht beſonders über mein Schickſal zu beklagen. Es gab mir Gelegenheit, mein Glück zu machen, wie es die Menſchen nennen. Ich mochte es nicht um den Preis, mit dem ich es bezahlen ſollte. Ich habe es, und nicht es mich verſchmäht; und noch bereuete ich nicht, was ich that, obgleich verſtändige Leute mich darum einfältig nannten.

Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich mich eines ſonderbaren Auftrittes, den ich vor beiläufig zwanzig Jahren hatte. Als Regierungskommiſſar bei einer Kantonsverwaltung verſah ich zugleich die Funktionen eines Kriegskommiſſars in einem Platze, der ſehr beträchtliche Magazine hatte. Stellen dieſer Art können, wie man weiß, ſehr einträglich werden. Die Umſtände, daß die Armee von Requiſitionen unterhalten wurde, und der Feind in der Nähe ſtand, waren ſehr günſtig. Eines Tags brachte mir ein Angeſtellter bei den Magazinen, wie gewöhnlich, die ſich auf den Dienſt beziehenden Papiere zum Unterzeichnen. Unter dieſen befand ſich ein umſtändlicher Verbalprozeß über die gänzliche Zerſtörung eines der Magazine durch die Ueberſchwemmung des Rheins. Wiſſen muß man nun, daß dies Magazin in der höchſten Gegend des Städtchens angelegt war, und der Rhein, um es zu erreichen, alle Häuſer hätte überſchwemmen müſſen. Nach der angeführten Berechnung war der Schaden ſehr bedeutend. Ich las den ganzen Bericht aufmerkſam durch, und bewunderte die Meiſterhand, welche der gröbſten Lüge die täuſchende Farbe der Wahrheit aufzulegen verſtand. Da ich geendigt hatte, ſah ich den Menſchen ſprachlos vor Erſtaunen an. »Was bedenken Sie?« fragte er mit einer Unbefangenheit, als munterte er mich zum beſten Werke auf. »Das Magazin iſt, wie Sie wiſſen, wohlbehalten und gut verſehen. Für alle Welt iſt es zerſtört, nur nicht für uns. Ihr Antheil an dem Betrage iſt groß genug, daß Sie ſich hoffentlich nicht beſinnen werden, Ihren Namen dafür dreimal zu unterſchreiben. Uebrigens wagen Sie nicht das Geringſte dabei; ich ſtehe für alles. Sollte ſogar der Streich entdeckt werden, was nie geſchehen wird, dann will ich geſtehen, daß ich es bin, der Sie betrogen hat.«

Ich hatte in der Welt ſo viel geſehen, daß mich eine gemeine Schlechtigkeit nicht leicht mehr überraſchte; aber dieſe Zumuthung empörte mich. Ohne zu antworten griff ich nach den Papieren, die vor mir auf dem Tiſche lagen. Der Menſch aber, welcher auf einmal alles Zutrauen zu mir verloren zu haben ſchien, war ſchneller, und nahm ſie wieder zu ſich. Er überhaufte mich mit hundert Höflichkeiten, während dem er ſeinen Rückzug langſam gegen die Thüre nahm. Da er ſich im Freien ſah, empfahl er ſich ſpöttiſch lächelnd mit den Worten: Citoyen, on voit bien que vous ne savez pas votre métier. Au reste je vous demande mille fois pardon de l'embarras, où j'ai mis mal à propos la délicatesse de votre conscience. Mit einem behenden Sprunge war mir das Windſpiel aus den Augen.

Den folgenden Tag kam der Menſch in ſeinen gewöhnlichen Geſchäften wieder zu mir, mit der alten, heiteren Freundlichkeit, als wenn nichts geſchehen wäre. Da wir mit unſerer Arbeit fertig waren, ſagte ich zu ihm: »Geſtern wollten Sie mich in Verſuchung führen. Ich nehme es Ihnen nicht übel, weil Sie mich nicht kennen. Aber ſagen Sie mir, wie kamen Sie auf den abentheuerlichen Einfall, ein Magazin von dem Rhein überſchwemmen zu laſſen, das beinahe eine Viertelſtunde davon entfernt liegt? Müßte dann nicht zuvor das ganze Städtchen unter Waſſer geſetzt werden? Wer hat aber nur von dieſer Gefahr reden gehört? Beinahe ſollte ich glauben, es jucke Sie ein wenig am Halſe.« Er ſah mich mit einem mitleidigen Lächeln an. Verſprechen Sie mir, war ſeine Antwort, ſich in die Sache nicht unaufgefordert zu miſchen, dann reiſe ich heute ab, und bringe Ihnen die Verbalprozeſſe von einem Manne unterſchrieben, dem Sie untergeordnet ſind, und der nur die Hälfte von dem erhält, was ich Ihnen angeboten habe. Aber Sie ſind die erſte Inſtanz, und mein Vorgeſetzter; darum wollte ich Sie, wie billig, nicht übergeben. — Bei dieſen Worten machte er eine ſehr höfliche Verbeugung. Was geſchehen iſt, weiß ich nicht. Nie wurde bei mir wegen dem Schickſale dieſes Magazins angefragt, und der Mann, von dem ich rede, lebt, wie ich noch unlängſt gelegenheitlich erfahren habe, vermögend und angeſehen in ſeinem Vaterlande.

Beinahe zu derſelben Zeit ging in der Nähe meines Wohnortes ein Schiff mit militäriſchen Effekten, auf eine unbegreifliche Art, unter. Ich mußte die Sache unterſuchen, und erhielt den Auftrag, mit der größten Strenge zu verfahren. Die Truppen, welche an den Grenzen ſich mit dem Muthe und der Beharrlichkeit ſchlugen, durch welche der franzöſiſche Soldat ſich, in unſern Tagen, einen ſo verdienten großen Namen erworben, hatten mehr noch mit Mangel und Entbehrung, als mit dem Feinde zu kämpfen. Ich glaubte den hölliſchen Anſchlag zu erkennen, der das Verbrechen eingeleitet hatte, welches man für die Folge eines unglücklichen Zufalls ausgab, und mich um das öffentliche Wohl verdient zu machen. Wie erſtaunte ich aber, als mein Dienſteifer gerade dem mißfiel, von dem ich erwartet hatte, daß er ihn am erſten billigen würde! Ich hatte das Schlechte nur, aber nicht das Schlechteſte geahnt.

Während der Unterſuchung wurde ich ſelbſt angeklagt, einen willkührlichen Verhaftsbefehl ausgeſtellt zu haben. Die Beſchuldigung war falſch, konnte der Sache aber eine

Wendung geben, die ſie für mich höchſt gefährlich machte. Es war möglich, daß am Ende kein Verbrecher übrig blieb, als ich, der das Verbrechen verfolgte. Ich war nun genöthigt, mich ſelbſt zu rechtfertigen, an meine eigne Vertheidigung zu denken, und hatte wirklich Mühe, mich wohlbehalten aus einer Sache zu ziehen, die nichts weniger als verwickelt war.

Da bei der Unterſuchung ein Menſch verdächtig wurde, der den Ruf eines eifrigen Patrioten hatte, und den ich darum weder ſchonen konnte noch wollte, ſo befand ich mich auf einmal mit dieſer zahlreichen Maſſe im Kriege. Es war wirklich eine ſonderbare Zeit! Auch nüchterne Menſchen hatte ein Schwindelgeiſt ergriffen, der ihnen ſelten erlaubte, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden. Ohne den Ruf eines Patrioten gab es keine Tugend, und er erſetzte ſie alle. Ich kannte rechtliche und aufgeklärte Männer unter dieſen Freunden der Freiheit und Gleichheit; aber die Mehrheit beſtund aus rohen, unwiſſenden und ungeſitteten Menſchen, welche in der neuen Ordnung — oder vielmehr Unordnung — der Dinge den Weg gefunden zu haben glaubten, an die Stelle der alten Gewalthaber, Tyrannen und Reichen ſich ſelbſt zu ſetzen. Das iſt menſchlich; und nur das Menſchliche ſollte man erwarten, wenn man ſich nicht täuſchen will. Dieſe ſogenannten Patrioten haben mehr dazu beigetragen, als Pitt und Koburg, daß die ſchönen Hoffnungen, welche die Morgenröthe der Revolution gab, ſo ſchrecklich betrogen wurden. Der, welcher in die Sache der geſcheiterten Militäreffekte verwickelt war, hatte ſich durch ſeine impoſante Korpulenz und einen brutalen Cynism furchtbar gemacht. Bei der Liebe ſeines Vaterlands und der Menſchheit, und vielleicht durch dieſelbe, brachte er es in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Vermögen, von dem er aber weder einen ſehr patriotiſchen noch menſchlichen Gebrauch machte. Ich hätte es bereuen müſſen, mir ſeine Feindſchaft zugezogen zu haben, wenn ich je etwas bereuen könnte, was ich als rechtſchaffener Mann thun zu müſſen glaubte.

Allenthalben fehlte mir es alſo, wie Sie ſehen, an dem Savoir-faire. Ich reizte die Menſchen gegen mich, die ich in ihren lukrativen Spekulationen ſtören mußte, ohne dafür auch nur einen einzigen Freund zu gewinnen. Wen kümmerte es, ob das Magazin überſchwemmt, und die Kleidungsſtücke für die Soldaten untergegangen waren, oder nicht? Wer mit den Räubern die Beute theilt, wird nicht nur reicher an Vermögen, ſondern er kann auch auf den Beiſtand derjenigen zählen, welche eine gemeinſchaftliche Sache zu ſeinen Bundesgenoſſen gemacht hat. Es iſt gefährlich, ſeine eignen Grundſätze zu haben und ſeiner Ueberzeugung zu folgen. Mit der Menge geht man am ſicherſten, weil ſich das Schlechte eben ſo leicht in ihr verbirgt, als ſie das Gute, durch gemeinſchaftliche

Anſtrengung, geltend macht. Compagnieſünden werden Tugenden, und Lächerlichkeiten ganzer Geſellſchaften Vorzüge, da die iſolirte Tugend des Einzelnen leicht zum Vergehen gegen die anders handelnde Mehrzahl entſtellt wird. Es iſt mir nicht aufgefallen, daß dieſelben Menſchen, welche mich in dem lezten Jahre der Direktorialregierung als einen Mäßigen verfolgten, der ſich nie à la hauteur de la révolution erheben konnte, ſpäter bei mir noch Reſte des Terrorisms finden wollten, und mich darum verdächtig zu machen ſuchten.

Ich habe in meinem Leben die traurige Erfahrung gemacht, daß meine beſten Handlungen in ihren Folgen nachtheilig auf mein Glück wirkten, oder doch wenigſtens von den Menſchen aus andern Gründen abgeleitet wurden, als ſie wirklich hatten. Das iſt in der That nicht aufmunternd; und wenn es für uns keinen höheren Beſtimmungsgrund unſers Willens gäbe, als unſern Vortheil oder Nachtheil, dann wäre der Tugendhafte und Redliche ein Thor. Zum Theil mag es aber auch meine Schuld geweſen ſeyn, daß der Erfolg meine reinſten Abſichten am gewiſſeſten betrog; denn oft kommt es weniger darauf an, was der Menſch, als wie er es thut. Es iſt eine ſehr ſchöne Sache um das Savoir-faire!

Ich dachte mir zu Zeiten, ich hätte zwei Söhne von verſchiedenem Karakter, und legte mir ſelbſt ihre zweckmäßigſte Ausbildung als ein Problem zum Auflöſen vor.

Den einen dachte ich mir von ſanfter, gefälliger Art. Er hält etwas auf das Sprichwort, daß man leben und leben laſſen müſſe. Mit aller Welt gern in Frieden, duldet er wenigſtens, was er nicht lieben kann. Die Tugend iſt ihm werth, und dem Verbrechen geht er aus dem Wege. Die Menſchen würdigt er, um ja einen ſichern Maßſtab zu haben, nach ihrem Aeußern, wie die Münzen nach dem Gepräge. Gegen Untergebene herablaſſend, gefällig gegen Seinesgleichen, und voll Ehrerbietung gegen Höhere, behandelt er jedermann nach ſeinem Range, Titel und Vermögen. Da er den Beruf nicht in ſich fühlt, einen ungleichen Kampf, ohne Noth, zu beſtehen, ſo weicht er dem Stärkern, und fordert von dem Schwächern dieſelbe Huldigung. Das geſchloſſene Reich der Wirklichkeit iſt ſeine Heimath. Wie es war und iſt, ſo muß es wohl ſeyn, weil man es nie anders geſehen hat. In allem wählt er gern die ſichere Mittelſtraße, weil er ſich auf ihr am wenigſten zu verirren fürchten muß. Wo der Schein ſo viel gilt, als die Sache, nimmt und giebt er auch den Schein für ſie, weil er, als ein praktiſcher Menſch, nur den Erfolg will. Beſcheiden erkennt und rühmt er fremdes Verdienſt, ſowohl aus Ueberzeugung, als damit dieſes auch das ſeinige erkenne, und er ſelbſt dem Neid entgehe. Alle geſellſchaftlichen Tugenden übt er mit großer Aufmerkſamkeit, ſpielt ſeine Geige, tanzt ſeinen Walzer, und ſagt eine gut angebrachte Schmeichelei mit einer Sorgfalt, die gewiſſe Menſchen nur großen Dingen ſchenken; aber mein Sohn, der die Menſchen kennt, weiß ſehr wohl, daß dieſe kleinen Dinge in der Welt die großen, und von den wichtigſten Folgen ſind. Der Menſch, wie er nun einmal leibt und lebt, iſt ihm gut genug. Was würde es auch helfen, ſagt er, wenn ich mir ihn zu Zeiten anders wünſchte? Er iſt nun einmal ſo; und wenn man es nur ein wenig verſteht, kommt man doch auch mit ihm zurecht.

Ich kann mir dieſen Sohn nicht ſo ganz ausmalen, wie ich ihn denke; aber in jedem Falle iſt er ehrlich. Auch bin ich wegen ihm wenig in Sorgen. Da er das väterliche Haus verläßt, um in der Welt zu ſuchen, was der Menſch ſein Glück nennt, iſt mir, als mache er eine kleine Reiſe. »Gehe hin,« ſage ich ihm, da er zum Abſchiede meinen Segen empfängt, »gehe hin; du wirſt dich ſchon finden, und es weiter bringen, als dein Vater.«

Ich habe mich nicht geirrt. Mein Sohn iſt ein glücklicher Menſch, er mit der Welt, und die Welt mit ihm zufrieden. Ich könnte ihn mit einem Weidenbaum vergleichen, der in einem Garten an einem Bache ſteht. Er ſpiegelt ſich ſelbſtgefällig in dem Waſſer, das klar und ſtill, wie ſein Leben, an dem blumigen Ufer forthüpft. Der Sturm zieht über ihm hin; und wenn er zerſtörend durch die Aeſte der nahen hohen Bäume brauſet, dann bewegt er die Weide nur ſpielend. Sie ſieht hoch genug, um auf das tiefere Geſträuch und Buſchwerk, wie von beſſerer Art, vornehm herabzuſehen, aber doch nicht ſo hoch, daß ihr Sturm und Wetter gefährlich werden könnten.

So iſt nicht mein anderer Sohn. Er achtet nur die innere wirkliche Größe an dem Menſchen, den Kopf und das Herz, und nicht das zufällige Geſchenk der Laune des Glücks, das dem Unwürdigen ſo leicht zu Theil wird, als dem Würdigen. Wer ſeine innere Armuth prahlend durch äußern Reichthum zu verbergen ſucht, wird ihm nur lächerlich; und er kann in ſeinem Unwillen den Purpurlappen aufheben, mit dem ein Bettelkönig, der ſich von höherer Natur dünkt als die übrigen Bettelbrüder, ſeine Blöße deckt. Das Laſter, und beſonders die heimlichen Sünden, nicht nur der Jugend, ſondern von jedem Alter und Stande, haßt er eben ſo aufrichtig, als er die Tugend liebt. Wahrhaftigkeit, Treue, ſtrenge Redlichkeit und Muth machen bei ihm den Karakter des Mannes aus. Wer ſein Betragen nach den Umſtänden modelt, ſeine Grundſätze und Meinungen nach den Zeiten wechſelt, und zwiſchen der Tugend und dem Verbrechen einen nachbarlichen Vergleich ſtiften zu können glaubt, iſt ihm ein Nichtswürdiger. Strenger gegen ſich, als gegen Andere, opfert er ſeinen Vortheil oft dem ihrigen auf, und vergiebt ihnen, was er ſich ſelbſt nie vergeben würde. Gefällig gegen Niedere, gleich mit Seinesgleichen, iſt er ſtolz gegen Vornehme, die ſich als ſolche ankündigen. Bei jedem Streite nimmt er ſich, ohne Ueberlegung, der Sache des Schwächern an. Die ſchwerſten Pflichten erfüllt er leicht, und die größten Tugenden übt er ohne Geräuſch. Da er aber die konventionellen Regeln und Förmlichkeiten, die unſer feines geſellſchaftliches Leben zuſammenhalten, vernachläßigt, ſo wird er dieſem fremd. In einer Wüſte, behauptet er, fände man mehr Leben, und in dem engſten Dachſtübchen athme man freier, als in einem glänzenden Zirkel, deſſen Bewegungen die Etikette regelt. Ich habe ihn nie klagen gehört, wenn er mehrere Wochen mit der größten Anſtrengung arbeiten mußte; aber den Neujahrstag findet er unerträglich, an welchem er einige hundert Karten abzugeben hat. Dem Leidenden hilft er, am liebſten unaufgefordert. Ich habe geſehen, daß er Dürftigen, die mit vielen Worten über ihr Elend jammerten, jede Unterſtützung barſch abſchlug, und ſie ihnen in der nächſten Minute durch einen andern geben ließ. Einer Bitte, die Erlaubtes will, widerſteht er nicht leicht, aber ſicher einem herriſchen Befehle. Gegen Beleidigungen iſt er, nach dem Anſehen und Range des Beleidigers, empfindlich. Nur Schwächern verzeiht er ſie gern, aber ſelten dem, der ſich ſtärker glaubt. Aufrichtig als Freund und Feind, giebt er ſich jedem, beim erſten Blicke, für das, was er ihm ſeyn kann. Reichthümer machen ihn nicht reich, die ſogenannten Vergnügen nicht vergnügt, und die Auszeichnungen nicht ſtolz. Der laute Beifall einer Welt könnte ihn nicht über den leiſeſten Vorwurf ſeines Gewiſſens beruhigen, und fremden Tadel achtet er nicht, wenn er mit ſich ſelbſt zufrieden iſt. Ueber den Verluſt einer Freundſchaft würde er weinen, aber nicht über den ſeines Vermögens. Ich ſah ihn ſchon nach einem fröhlichen Balle auf einem Gottesacker ſitzen; und oft bemerke ich, bei einer einſamen, ſtillen Nacht, daß ſeine Augen in der Tiefe des Himmels auf den Sternen ruhen, und tiefe Seufzer ſeine Bruſt heben. Dieſer Sohn iſt bei weitem nicht ſo beliebt, als ſein Bruder, aber geliebt heiß und innig von den Seltnen, die ihm nahe ſind. Er mag wohl ſehr ſchöne, herrliche Stunden und Tage haben; aber ſeine ewige, unbefriedigte Sehnſucht beweiſt mir, daß er nicht glücklich iſt. Verläßt er mich auch nur wegen einer kleinen Reiſe, dann iſt es mir, als trennte ich mich von ihm auf eine Ewigkeit. Liegt er an meinem Herzen, dann ſagt es mir: er iſt mein Sohn. Eine einſame Eiche auf einem Berge, ſteht er feſt in Sturm und Gewitter. Aber ſchleuderte ihn der Donner auch zerſchmettert ins Thal, dann erſchiene er mir doch in ſeinem Falle noch größer, als die biegſame Weide, ſein Bruder.

Es iſt wirklich gegen den Anſtand, daß ich ſo viel von meinen Kindern und von mir ſelbſt rede. Man hat mir dieſe Unart ſchon vorgeworfen, und daß ich, um zu beweiſen und zu erläutern, die Beiſpiele aus meinem Leben und dem Kreiſe meiner Erfahrung nehme. Ich thue es, weil ich die Geſchichte meines Lebens beſſer kenne, als die der Staaten und der ganzen Menſchheit, und meine Erfahrung mit mehr Gewißheit verbürgen kann als die andrer. Dieſen Grund, denke ich, ſollte man doch in Anſchlag bringen. Sie nehmen mir meine Geſchwätzigkeit nicht übel, die auch ein ſo ſeltner Fehler bei mir iſt, daß man mir ihn leicht vergeben kann. Das Vergnügen Ihrer mündlichen Unterhaltung habe ich übrigens auch lange genug entbehren müſſen, daß ich mich für berechtigt halten darf, mich durch eine ſchriftliche zu entſchädigen. Ihre reiche Ernte beſchäftigt Sie jetzt, wie es ſcheint, ausſchließlich, und Sie werden der Stadt beinahe fremd. Wie beneide ich Sie um Ihr glückliches Loos, das Ihnen erlaubt, Kohl und Weizen ſtatt Menſchen zu kultiviren!

Erhalten Sie Ihre theure Freundſchaft

Ihrem Sie herzlich liebenden

W——.

Briefe vom Lande.

I.

Niederweltheim, den 20ſten April 1813.

Sie ſchreiben Briefe aus der Stadt, wahrſcheinlich auf das Land, und es wäre unhöflich von dieſem, wenn es Ihre ſchönen Epiſteln nicht beantwortete, und auf einen ſo erfreulichen Beſuch nicht den ſchicklichen Gegenbeſuch machte. Ich will mich als den Repräſentanten und Wortführer des Landes anſehen, ohne gerade in legaler Form gewählt zu ſeyn. Eine ſolche Wahl wäre, bei den vielen Köpfen, von denen jeder gewöhnlich auch ſeinen Sinn hat, unmöglich; und ich darf ſie um ſo mehr vorausſetzen und antizipiren, weil mich gewiß kein Menſch, wegen mißbrauchter Gewalt, belangt, und wir, nach einem angenommenen Grundſatze, dürfen, was wir können. Ich kann aber Briefe vom Lande ſchreiben. Freilich werden ſie gegen die Ihrigen abſtechen, wie mein unbedeutendes Niederweltheim gegen den vornehmen Ort, aus dem Sie ſchreiben. Die Städte ſind der edlere Theil eines Landes, ſo zu ſagen, der Adel, in dem Sinne des Menenius Agrippa, der die Patrizier von Rom, in ſeinem bekannten Mährchen, ſehr treffend mit dem müßigen, blos verzehrenden Magen verglich. Auf die Städte paßt der Vergleich beinahe eben ſo gut; und ich ſtehe Ihnen wie ein wahrer Dorfdeputirter gegenüber, und ſehe mit demüthiger Miene nach der vornehmen, mit welcher ſich eine Stadt, und was aus ihr kommt, ſtets ankündigt.

Warum wird immer nur von Staaten- und Städteangelegenheiten ſo viel Aufhebens gemacht? Iſt unſer Niederweltheim nicht auch eine Welt, und ſeine Dorf-Chronik eine wahre Weltgeſchichte? Ich getraue mir, es zu beweiſen, und begreiſe darum keineswegs, warum wir mit unſern Angelegenheiten, welche der übrigen Welt mit Unrecht unbedeutend ſcheinen, nicht in den öffentlichen Blättern figuriren. Der Menſch ſucht auch außer ſich nur ſich; und wir leſen nur darum ſo ſelten periodiſche Schriften, weil keine einzige ſich mit unſerm Dorfe, den Ereigniſſen in demſelben, die doch bei uns ſo gut paſſiren, als in einer Reſidenz, abgiebt. Ueberhaupt begreiſe ich nicht, warum man nur große Welthändel aufſchreibt und ausypoſaunt, und nicht eben ſo gut Flecken- oder Dorfhändel, die uns doch näher angehen. Recht vernünftige Leute haben geſagt, der Menſch ſey ſich allenthalben, unter gleichen Verhältniſſen, ſo ziemlich gleich, und das Große ſey auch das Kleine, nur im vergrößerten Maßſtabe, und umgekehrt. Dieſer Meinung bin ich ganz; und was von einem Staate gilt, muß, abſteigend, von einer Provinz, von einer Gemeinde und von einer Familie gelten. Laufen die Schlägereien der Völker und großen Herren und unſre Prügeleien nicht auf eines hinaus, wenn wir gleich keine Kanonen führen, ſondern nur geringere Waffen? Wir gerathen gewöhnlich nur im Rauſche tüchtig an einander, wie die Raufbolde der Weltgeſchichte, die Alexander, Karl XII. und Dſchingiskane auch; nur ſind wir von Wein oder Bier trunken, dieſe aber von Ehrgeiz oder Herrſchſucht. Unſer Schulz giebt wahrhaftig dem türkiſchen Kaiſer nichts nach im Herrſchen, und iſt vielleicht noch eigenmächtiger, mit dem Unterſchiede, daß dieſer es in Konſtantinopel iſt, und unſer Schulz in Niederweltheim. Aber was thut der Ort zur Sache? Mein Nachbar Velten hat vielleicht nur wenige hundert Thaler mehr, als der reichſte Bauer nach ihm, und er weicht, ſtelle ich mir vor, den reichen Engländern in der Impertinenz um kein Haar; ſo vornehm- und reichgrob iſt er.

Was ſonſt noch Allerlei bei uns vorgeht, will ich Ihnen kürzlich melden, und Sie können, wenn es Ihnen gefällt, was ich ſchreibe, auf meine Gefahr drucken laſſen. Wir aber ſind nämlich in der größten Verlegenheit wegen der gegenwärtigen Zeitläufe. Unſer ganzes Dorf weiß nicht recht, was es über den Gang der Kriegsoperationen denken ſoll. Das Beſte wäre vielleicht, es dächte gar nichts, weil es doch am Ende geht, wie Gott will, und nicht nach dem Wunſche von Niederweltheim. Aber ſelbſt in dem kleinen Orte ſtimmen wir nicht alle zuſammen. Der Krämer Gewinnlieb, der noch Kolonialwaaren auf ein Jahr hat, glaubt, die gegenwärtige Ordnung der Dinge könne noch ein Jahr beſtehen, und mit dem Abſatze ſeiner Kaffeebohnen gleichen Schritt halten. Meine Frau, die den Kaffee beſonders liebt, iſt über den hohen Preis deſſelben, und des Zuckers, ſchrecklich erboßt, und prophezeiht dem Kontinentalſyſtem ſeinen nahen Untergang. Man zerbricht ſich den Kopf mit der Frage: ob Preußen in dieſem Feldzuge der Hals gebrochen werde, oder ob Norddeutſchland ein wärmeres und anhaltenderes Feuer belebe, als das Theaterfeuer der neueſten Poeſie. Der Schrecken und die Hoffnung hat die Koſaken ſchon bis an die Grenzen unſrer Gemarkung ſtreifen geſehen; ich aber halte auf all dies Gerede nichts, weil ein eingenommenes Gemüth und die Leidenſchaften bekanntlich ſchlecht ſehen. Unſre Verlegenheit iſt um ſo größer, weil die Zeitungen auch nicht den geringſten Troſt geben. Die haben alle eine ſo platte und abgedroſchene Phyſionomie, daß man in ihnen ſogleich die Kinder einer und derſelben hungrigen Familie erkennt. Durch ſie erfährt man kaum das Intereſſante, was geſchieht, viel weniger das Intereſſantere, welches geſchehen könnte oder ſollte. Obgleich der Zwieſpalt in der Religion hier und da noch fortwährt, ſo hat es doch die nachdrücklichere Politik wirklich zu einer Heerde und zu einem Schafſtalle gebracht. Der politiſche Himmel hängt in der That wie eine Glaskugel über den Politikern, und läßt Monate lang keinen erquickenden Tropfen auf die lechzenden Blätter fallen. Bei einer ſo totalen Dürre und Trockenheit muß dann natürlich alles ſchmachten.

Der Pfarrer unſers Orts und der Schullehrer ſind in einem gelehrten Streite begriffen über die Ehre der erſten Entdeckung eines Druckfehlers im neuen Geſangbuche. Die Fehde ſoll aber, wie man verſichert, einen tiefern Grund haben. Unſer Pfarrer und der des benachbarten Ortes hatten ſich nämlich entzweit über die beſte Methode zu predigen. Dieſer fährt gewaltig aus, wenn er ſpricht, und lärmt beſtialiſch, des tiefern Eindrucks wegen. Uebrigens hält er viel auf Anſtand in Haltung und Ausdruck, nennt den Miſt nicht Miſt, und eine Sau nicht Sau, giebt auch nicht viel für zu große Rührung, weil ſie das Geſicht entſtellt, und ſieht auf der Kanzel aus, wie ein Liebhaber in einem Viſitenzimmer. Der Schullehrer hat ſich gegen unſern Paſtor erklärt, weil ſie mit einander dienen, und ſich darum nicht lieben. Aber beide haben ihre mächtigen Anhänger, die beinahe toll werden vor Aerger, daß keiner dem andern nachgeben will. Ich habe zu ihren geſagt: »Nachbarn, »vertragt euch nachbarlich. Predige jeder, wie es ſei»ner Gemeinde gefällt, und die Gemeinde beſuche den »Prediger, den ſie vorzieht. Macht es doch alles in der »Welt, wie ihm der Schnabel ſteht, und muß es ſo ma»chen, weil es ſein Schnabel, und nicht der eines an»dern iſt.« Vergebens, die Hirten wollen Recht haben, und beweiſen es mit Gründen, welche wenige von ihren Schafen verſtehen, und die auch ihre Pedigten nicht beſſer machen, ſondern gerade den einen verhindern, das Gute anzunehmen, welches der andere hat. Der Amtmann ſagt, die Angriffs- und Vertheidigungsmittel der beiden Kanzelredner ſeyen nicht neu, ſondern die aufgewärmte Kollation von einem Diner, mit dem ſich die franzöſiſche und deutſche Tragödie traktirt hätten. Das dritte Glied des hieſigen gelehrten Standes, der Barbier, welcher ſich aber lieber Doktor nennen hört, iſt, Gott Lob! noch neutral. Miſcht der ſich hinein, dann ſezt es, zur allgemeinen Freude, was ab; denn Leute ſeiner Art ſind ſehr biſſig, und können ihre Sache gut verfechten, ohne Widerſpruch, während dem ſie mit dem Meſſer in der Hand ihre ſtummen Kunden barbiren.

Ein großes Spektakel machte bei uns auch die Frage, ob ein Wahlreich beſſer ſey, als ein Erbreich, oder umgekehrt. Der Schulz, welcher eine geſegnete Ehe hat, erklärte ſich ſtark für die Erblichkeit. Er meint, das Regieren käme einem auch nicht angeflogen, wie überhaupt kein Handwerk und keine Kunſt, ſondern müſſe gelernt und geübt werden, und da habe der Sohn das beſte Muſter in der Nähe an ſeinem Vater, von dem er profitiren könne von Kindes Beinen an. Schon über fünfzig Jahre ſey die Schultheiſerei bei der Familie Huth, und die Gemeinde, deß flattire er ſich mit Recht, habe ſich immer paſſabel dabei befunden, und keiner, deſſen glaube er ſich ohne Eitelkeit rühmen zu dürfen, halte die Gemeinde ſo gut unter einem Hute, wie er, Schultheis Huth.

Der Gemeindehirt ſchnauzte ihn aber an, wie Fox ehemals die engliſchen Miniſter. Er habe, ſagte er, ſchon unter ſeinem ſeligen Vater, dem er in der Herrſchaft gefolgt ſey, über das liebe Vieh als Erb- und Kronprinz mitregiert, und wiſſe auch, was das Ding auf ſich habe. Damals ſey er ſchon längſt majorenn geweſen, und ſein ſeliger Vater habe ihm die Zeit ſo lang gemacht, wie Georg III dem Prinzen von Wales, und er habe als Koadjutor gedient, und glaube aus Erfahrung zu wiſſen, was am Regieren ſey, ſo gut als einer. Nun begreife er aber keineswegs, warum man ihn ausſchließen wolle von der Erſpecktanz auf die Herrſchaft über die menſchliche Population des Dorfes, da er die weit zahlreichere des Viehes ſo gut geleitet habe; und er glaube, es ſey noch leichter, Menſchen zu regieren, die Verſtand hätten, oder doch haben ſollten, als Thiere, die keinen haben ſollten, aber manchmal doch hätten.

Die Menſchen, behauptete der Oppoſitionsredner, nähmen das Ding nicht ſo genau. Seine Heerde, zum Beiſpiel, reiße gleich aus, wenn er ſelbſt oder ſeine Adjuvanten fehlten, und ſchmauſe auf verbotener Weide umher; der Menſch aber ſey beſſer gezogen, oder ſo zu ſagen, einfältiger, und gehe in der Heerde ſeinen Gang fort, wer und wo auch der Hirt ſeyn möge. Man erzähle ja, von einem alten Kaiſer ſey einmal ein Gaul zum hohen Beamten gemacht worden, und Stadt und Reich habe die Würde der Beſtie anerkannt. Auch heiße es, ein König von Schweden habe ſeinen Unterthanen, die in ſeiner Abweſenheit einiges Mißvergnügen äußerten, gedroht, ihnen ſeinen Stiefel, als Vicekönig, zu ſchicken, daß er ſie regiere, wenn ſie muckten; und ſie hätten nicht mehr gemuckt. So viehdumm, das dürfe man glauben, ſey das Vieh nicht. Er, ſeiner Seits, habe es noch nie erlebt, daß ein kräftiger Stier vor einem ſchwachen Oechschen, das ſich beſſer gedünkt, aus Reſpekt durchgegangen ſey, wie das unter Menſchen oft geſchehe, wo der Starke dem Schwachen gar häufig unterthänig ſeyn müſſe. Ihm ſey auch noch keine Geiſe vorgekommen, die vor ihren Schweſtern den Vorſitz oder Vorſprung gefordert habe. Kurz, nach ſeinem Dafürhalten, gehe es bei keiner Heerde ſo abſcheulich ungerecht und dumm zu, wie bei der menſchlichen. Pfiffig ſeyen die Leute wohl, aber nur in Schlechtigkeiten; das beweiſe ſattſam die Chronik des Orts und aller Völker.

Der derbe Viehhirt aber hatte gut reden; der feine Schulz behielt, wie auch die engliſchen Miniſter gewöhnlich, Recht.

Schließlich berichte ich Ihnen, daß der Krieg zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten wieder aufgehört hat. Hier und da wurmt es noch ein wenig; da aber die Bauern jetzt mehr auf dem Felde zu thun haben, läßt der Krieg auch merklich nach, zwiſchen ihnen ſowohl, als den großen Potentaten, die ſie den Winter hindurch, aus allen Weltgegenden, recht tüchtig an einander gehetzt hatten. Wir haben, hinter dem Ofen, was Krieg geführt, in den Spinnſtuben Länder vertheilt, und die Welt durch einander geworfen! Beinahe wäre es in unſerm Dorfe, wegen der Franzoſen und Ruſſen, zu Schlägereien gekommen. Aber, zur rechten Zeit, fiel es uns noch ein, daß ſie es ſelbſt, mit weit beſſerm Effekte, thun können, und auch ohne Zweifel thun werden. Die mildere Jahreszeit, finde ich, macht den Menſchen milder, und mit dem eintretenden Frühling hat das Unglück und Elend größtentheils ein Ende, und wir vermählen nun die regierenden Geſchlechter friedlich zuſammen, die wir ſich wechſelſeitig haben aufreiben laſſen.

Mit meinem Nachbarn, der ein Proteſtant iſt, habe ich mich auch verſöhnt. Seine beſten Felder ſtoßen hart an die meinigen. Lange hatten wir uns gemieden, der Religion wegen. Geſtern komme ich auf das Feld, und finde ihn auf dem ſeinigen nahe bei mir. Grüßen konnten wir uns nicht. Den vorigen Abend hatte es geregnet. Jetzt ruhete der heitere Himmel und die liebliche Sonne belebend über der friſchen Erde, ordentlich wie eine Brüthenne über den zarten Jungen. Die Frucht war über Nacht Hand lang aufgeſchoſſen. Die Bäume blüheten und grünten. Das Herz wurde mir wahrhaftig weich.

Niklas, ſagte ich zu meinem ſtillen Nachbarn, ſeht Ihr wohl einen Unterſchied zwiſchen meinem katholiſchen Korn und Klee und eurem reformirten? — Nein, war ſeine Antwort, das juſt nicht. — Nun dann, ſagte ich, und ging auf ihn zu, wenn der liebe Gott keinen Unterſchied zwiſchen uns und dem Unſrigen macht, uns allen ſo wohl will, und unſern Fleiß ſegnet, warum wollen wir, ſeine Geſchöpfe und Kinder, Widerſpenſtige ſeyn und Narren, und uns haſſen und quälen? Niklas ſah mich gerührt an. Hab's, meiner Seele, auch ſchon gedacht, antwortete er. Wollen wieder gute Nachbarn und Freunde ſeyn! Wir gaben uns die Hände.

Es iſt doch wahrhaftig toll, daß die Menſchen ſich wegen Sachen haſſen und verfolgen, zu denen ſie ſelbſt nichts können. Wäre der Nachbar Niklas meines Vaters Sohn, dann würde er glauben und beten, wie ich; und war es denn ſeine Wahl, daß er der Niklas und nicht der Velten geworden iſt? Die albernen Menſchen! Hätte ich vor dreißig Jahren in Spanien gelebt, ich würde, ſtelle ich mir vor, die Ketzer und Juden mit Vergnügen verbrennen geſehen haben. Ich bin deutſch, und der parlirt welſch. Wir müßten doch dumme Leute ſeyn, wenn wir uns haſſen wollten, weil jeder die Sprache ſeiner Eltern und Nachbarn ſpricht. Wir trinken Wein, und verketzern die Türken, die keinen trinken. Iſt es aber unſer Verdienſt, daß wir keine Türken ſind? Ich ſehe es nicht ein. Hätten wir in Grönland das Licht der Welt erblickt, dann würden wir Thran wie Burgunder und Champagner trinken. Es iſt darum wirklich ſehr albern, daß ſich die Menſchen wegen der Verſchiedenheit der Sprache, Religion und Lebensart haſſen und verfolgen; aber ſolcher dummen und albernen Menſchen giebt es, leider! noch eine Menge.

Werden Sie des Lebens froh, mein verehrteſter Herr in der Stadt, und laſſen Sie dieſen Brief, wenn Sie ihn ſo ſchön finden, wie ich, drucken.

II.

Niederweltheim, den 29ten April.

Nehmen Sie den Brief, den ich Ihnen, unter dem 20ſten dieſes, geſchrieben habe, nicht in Ihre beliebte Zeitſchrift auf, dann bin ich ein proſtituirter Mann. Ich habe das Schreiben, wie es unter den guten Schriftſtellern löbliche Sitte iſt, einigen vertrauten Freunden, das heißt unſerm ganzen Dorfe, vorgeleſen und deklamirt; und weil beſcheidene Selbſtrezenſionen und Selbſtbiographien doch an der Tagesordnung ſind, viel Rühmliches von dem Dinge geſagt, das nächſtens in der beſten deutſchen Zeitſchrift, nämlich dem Rheiniſchen Archive, erſcheinen ſollte. Ich dachte ſo: Streichſt du das Journal recht heraus, in das dein Brief hoffentlich kommen wird, dann denkt man um ſo vortheilhafter von dem Briefe ſelbſt, auf den doch ein Theil von der Glorie der Zeitſchrift zurückſtrahlt. Dann bedachte ich auch, daß Sie, oder Ihre Mitarbeiter, mir bei Gelegenheit eins verſetzen könnten, wenn ich Sie nicht nach Gebühr lobte, weil es doch die meiſten rezenſirenden Blätter ſo machen, die bei der Kritik eines Werkes weniger auf dieſes, als auf den Mann ſehen, der es gemacht hat. Ein Menſch muß, heut zu Tage, wenig gelernt haben, der ſein Lob, ſeine Religion, ſeine Liebe und Tugenden nicht eben ſo gut auf Zinſen leihet, als ſein Geld, und oft noch beſſer. Dies, mein theuerſter Mitherausgeber, ſind die Gründe, aus denen ich das Rheiniſche Archiv die beſte deutſche Zeitſchrift genannt habe, mögen ſich auch das Morgenblatt, die Miszellen für die neueſte Weltkunde oder die Zeitung für die elegante Welt ſchwarz und blau darüber ärgern.

Zu welcher Reputation ich es aber in dem Dorfe, durch dieſen Brief, der es erſt im Manuſkripte geleſen hat, brachte, können Sie kaum glauben. Ich gelte jetzt für ein ordentliches Glied des hieſigen gelehrten Standes, der in der ganzen Welt der geachtetſte und ärmſte iſt. Der Pfarrer ſelbſt, der ſonſt ſteif und gerade, wie eine Kirchenfahne, an mir vorüberzog, honorirt mich öffentlich und lächelt mir, im Vorbeigehen, recht freundlich zu, ſo wie ein vornehmer Mann beiläufig einem gemeinen, dem er ſchuldig iſt.

Der Schulz ſogar zeichnet mich vor der verſammelten Gemeinde aus. In jedes Herrn Land, ſagte er jüngſt, ſollte die Gelehrſamkeit geachtet und die Preßfreiheit geſchätzt werden, wie hier in Niederweltheim; denn die Publizität ziehe verborgene Verdienſte und Tugenden, wie verſteckte Schlechtigkeiten, ans Tageslicht, und bringe Wahrheiten in Kurs, wie Handel und Wandel das Geld.

Unſer Schulz iſt, wie Sie ſehen, fein, und für einen Dorfregenten politiſch genug. Weil er ſieht, daß meine Sachen gedruckt werden ſollen, was er nicht hindern kann, ſo denkt der ſchlaue Fuchs, er wolle mich beſtechen mit ſeinem Lobe, daß ich ihn den Auguſt, den Ludwig XIV., den Mäcenas von Niederweltheim heiße, und ſein Jahrhundert das goldne, wie es die Schriftſteller den großen Herren, für Geld und gute Worte, in Rom und Frankreich, und in jedes Herrn Lande gethan haben, und noch tagtäglich thun. Mich kann er gar nicht leiden, das weiß ich; aber er verbirgt es, und preiſet Künſte und Wiſſenſchaften, und Publizität und Preßfreiheit, und iſt ihnen doch gram, wie jeder Deſpot, weiß es aber auch zu verbergen, wie ein ſolcher. Machiavell ſoll geſagt haben, ein geſcheidter Prinz müſſe alle Tugenden heucheln, aber keine beſitzen. Das Buch hat der Dorf-Sultan gewiß nicht geleſen; aber ein kluger Kopf greift ſchnell, in jedem Stande, die nöthigen Maximen und Grundſätze praktiſch, wie aus Inſtinkt, die der Gelehrte erſt nach mühſeligen Unterſuchungen findet.

Jetzt ſoll wieder alles neu werden in unſerem Dorfe, das heißt — alt; denn die Erde und der Menſch auf ihr drehen ſich ewig im Kreiſe herum, aus dem Tage in die Nacht, aus der Finſterniß von Thorheiten und Verbrechen in ein wenig Dämmerung von Vernunft und Tugend, und umgekehrt. Wir werden aber ganz neu- und wiedergeboren, wie ſich der Pfarrer ausdrückt und der Schulz.

Das geht nämlich ſo zu: Die Religion iſt während des Krieges, von dem es zu wünſchen wäre, er hätte nichts gekoſtet als Geld und Blut, ſchrecklich in Verfall gerathen. Da iſt keine Treue und kein Glaube mehr. Für eine Garbe Korn ſchwört Ihnen das halbe Dorf einen falſchen Eid. Die Burſche lernen weder Leſen noch Schreiben, viel weniger was beſſeres, nämlich brav, fleißig und ehrlich ſeyn. Der Pfarrer und Schulz, und ſelbſt der Amtmann, genießen nicht mehr die alte Achtung. Freilich ſind ſie ſelbſt viel Schuld daran, wegen ihrem Betragen; denn der Reſpekt will verdient und eingeflößt, aber nicht nur befohlen ſeyn, wie die Herren meinen. In dem Kriege haben viele das allgemeine Elend zu ihrem Vortheile benutzt, und ſich reich geſtohlen. Die Bauern wiſſen es, und fluchen über die raubſüchtigen Vorgeſetzten. Darüber iſt das Dorf zuſammengekommen, wo der Pfarrer dann, um der geſunkenen Religion wieder auf die Beine zu helfen, folgende Propoſitionen machte: 1) Sollen die Bauern ſich freiwillig dazu verſtehen, nebſt dem großen Zehnten, der bis jetzt gegeben worden iſt, auch den kleinen an den zeitlichen Herrn Pfarrer gewiſſenhaft und ehrlich abzuliefern. 2) Soll in Zukunft ein großer Opferſtock an der Kirchenthüre aufgeſtellt werden, in den jeder, wenn er für einen guten Chriſten gelten wolle, wenigſtens den Sonntag etwas werfen müſſe, je mehr, deſto beſſer.

Der Schulz unterſtützte die Motion des Pfarres mit vielem Nachdruck. Auch er, fügte er dann hinzu, habe noch etwas auf dem Tapete, ſo etwas von einer neuen Verordnung, die dem Dorfe gewiß fromme. Jedermänniglich, hub er an, ſey es nämlich bekannt, wie auch die weltliche Macht, durch die um ſich greiſende Anarchie, an Anſehen und Einfluß verloren habe, ſo daß auch der dümmſte Bauer kaum die Mütze mehr rücke vor dem geſcheidteſten Schulzen, ſtrecke dieſer den Kopf auch noch ſo weit zum Fenſter hinaus, wenn der Flegel an ihm vorbeigehe. Das ſey die traurige und bedauernswürdige Folge der verdammten Prinzipien von Freiheit und Gleichheit, mit denen die Franzoſen uns angeſteckt, und deren Narrheit ſie ſelbſt, aber leider! etwas ſpät eingeſehen hätten. Er, das heißt der Schulz, ſey weit entfernt, für ſeine geringe Perſon mehr Achtung zu verlangen. Die Gemeinde thue ohnedies ſchon, das erkenne er dankbar, mit der wenigen, die ſie ihrem unwürdigen Vorgeſetzten bezeige, zu viel Ehre an; aber das Beſte des Dorfes, das ihm am Herzen liege, mehr als ſein eignes, fodre es. Man könne die große Wahrheit jenes ewigen Grundſatzes nicht genug beherzigen, daß, je ſtrenger die Geſetze ſeyen, und je kräftiger die Gewalt, deſto ſchüchterner werde das Verbrechen, weil es keine

Hoffnung habe, ſie zu ſiegen, und ſo beuge man gerade durch die blutigſten Verordnungen dem Blutvergießen am gewiſſeſten vor. Demzufolge trage er darauf an, daß es, mit Bewilligung des hohen löblichen Amtes, dem Schulzen in ſeine Macht gegeben werde, einen Bauern, oder ſeine widerſpenſtige Frau, ins Loch zu ſtecken, wenn ſie ſich gegen die Obrigkeit vergingen; doch nicht länger als auf 24 Stunden, außerordentliche Fälle ausgenommen, die wohl jeden Tag eintreten könnten.

Der Pfarrer, der Bürgermeiſter und Schullehrer, wie auch die weitläufigen Verwandten des Schulzen, traten dem Antrage auf der Stelle bei. Dagegen aber erhob ſich die gewöhnliche Oppoſition, der Viehhirt, brummend. Ich begreife oft nicht, wo dieſer Menſch, der doch arm iſt, ſeine Offenheit und einen ſolchen Muth her hat. Vielleicht läßt ſich dieſe Erſcheinung klimatiſch erklären. Da er nämlich beſtändig die reine Luft unter freiem Himmel athmet, ſo nähert er ſich den Gebirgsvölkern und Wilden, bei denen die Freiheit einheimiſch iſt. Vielleicht iſt ſie auch eine Folge ſeiner Lebensart; denn da er bei ſeiner Heerde immer gebietet und nie gehorcht, ſo behält er dieſe angewöhnte aufrechte Stellung auch gegen die Menſchen. Dem ſey nun, wie ihm wolle, er replizirte: Es gehöre Muth dazu, ſich den vereinigten Schlägen des koaliſirten geiſtlichen und weltlichen Arms bloß zu geben, da einer allein ſchon kräftig genug treffe, wie die Geſchichte lehre. Auch er habe Religion, das fühle er am tiefſten bei einem Gewitterſturme im Walde, bei dem Aufgange der Sonne, oder bei einer ſtillen, ſternehellen Nacht; begreifen könne er aber keineswegs, was der kleine und große Zehnte, und der Opferſtock damit zu thun hätten. So was ſey Chriſto dem Herrn und ſeinen heiligen Apoſteln nicht über die Zunge gekommen. Dieſe wären aber auch noch Leute geweſen, die hätten mit der That gepredigt, und mit Beiſpiel, aber nicht mit eitelm Gerede. Der Pfarrer, behauptete er, und der Schulz blieſen in ein Horn, um die Gemeinde vollends auszuziehen, und die Bauern, die ſich weigerten, nach ihrer Pfeife zu tanzen, ins Hundeloch zu ſtecken. Er habe nur Vieh unter ſich, aber die Peitſche und den Stock brauche er doch ſelten, weil ſelbſt das Vieh wiſſe, wer es gut mit ihm meine, und ihm gern folge. Uebrigens könne das ganze Dorf nach Belieben ins Hundeloch kriechen, wenn es wolle; er, ſeiner Seits, krieche nicht mit; lieber gebe er ſeinen Dienſt auf und ziehe weiter, ſo ſelten auch heut zu Tage ein ſolches Beiſpiel ſey.

Die neue Ordnung der Dinge wollte überhaupt nicht jedem behagen, und der Pfarrer und Schulz waren etwas verlegen über den böſen Geiſt der Widerſpenſtigkeit, der ſich in der Gemeinde offenbarte. Da trat der Schullehrer auf, welcher ſich gern als dritte privilegirte Kaſte an die beiden höchſten Stände des Dorfs anſchließen wollte, und erklärte, er wiſſe ein Auskunftsmittel, das er aber nicht öffentlich mittheilen wolle. Darauf verſammelte ſich der Ortsvorſtand in einen geheimen Ausſchuß, und der Magiſter ſprach: »Dieſer Ungehorſam, von welchem ſich manchmal in unſrer Gemeinde böſe Zeichen äußern, iſt, wenn ich anders richtig ſehe, eine Folge der falſchen Aufklärung, dieſer Mißgeburt des achtzehnten Jahrhunderts. Einige Schulvorgeſetzte beſtanden darauf, der Knabe ſolle in dem unterrichtet werden, was er einmal als Mann zu wiſſen brauche. Da lernte er fertig Leſen, Schreiben und Rechnen, etwas Naturgeſchichte und Naturlehre und dergleichen. Da der Burſche nun weiß, was um ihn vorgeht, ſelbſt denkt und prüft, ſo wird er frech, ſteckt die Naſe in alles, rechtet mit der Obrigkeit über ſeine und ihre Pflichten, und kontrolirt ſogar den Einnehmer der öffentlichen Gelder, ob er nicht über die Gebühr hebt. Mit einem Wunder läßt er ſich auch nicht mehr ſchrecken, ſeitdem er ſo gut weiß, wie unſer einer, was den Donner, Bliz und Hagel erzeugt. Der Sache, meine Herren, müſſen wir eine andere Wendung geben, durch die der Bauer zu gewinnen glauben muß, wir aber wirklich gewinnen. Ein gelehrter Anſtrich hat ſchon manchen zum Pinſel, und den Pinſel glauben gemacht, er ſey etwas tüchtiges. Statt der neuen deutſchen Sprache lehre man die alte!

(Latein und Griechiſch darf ich für ein Dorf nicht vorſchlagen.) Dieſes Projekt fällt bei dem erſten Anblick auf, hat aber, bei näherer Prüfung, ſehr viel für ſich. Erſtens muß jeder Unterricht, wenn er gründlich ſeyn ſoll, bis zur Quelle hinaufſteigen. Das neue Deutſch ſtammt aber offenbar von dem alten ab, und muß demnach durch dieſes erklärt und verſtändlich werden. Zweitens iſt es ſo ziemlich allgemein anerkannt, daß man die wahre Poeſie, und ich möchte ſagen, alle ächte Weisheit nur in dem Vor- und Mittelalter findet. Das ſind, meine Herren, die wahren Fundgruben, in denen ſich noch mit Vortheil nach den Schätzen der Kunſt und des Wiſſens graben läßt. Drittens iſt der Menſch um ſo gelehrter, je weniger er ſich, und andere ihn verſtehen. Die Aerzte nennen keine Krankheit im gemeinen Deutſch; das brächte ſie um alle Achtung, um ihre Reputation und Kundſchaft. Selbſt ein guter Prediger macht ſein Biſchen Evangelium mit einer ſtarken Doſis von lateiniſchem Rothwälſch an, und paſſirt für gelehrt, was ihm in ſeiner Mutterſprache nie begegnen würde. Ein wenig, oder oft beſſer, gar kein Sinn, muß zweideutig in einer gothiſchen Phraſe ſtecken, wie ein hektiſches Geſicht in einer antiken Zipfelperücke. In einer gut geſetzten Rede müſſen ſich die leeren Sätze, wie ein ungefüllter Darm, in die Länge ziehen laſſen, daß einem geſcheidten Leſer der Vorderſatz verloren geht, ehe er den Nachſatz athemlos erjagen kann. Glauben Sie mir: der Menſch glaubt nichts lieber, als das Unglaubliche, und findet den meiſten Verſtand in dem Unverſtändlichen. An die Stelle der Rechenkunſt würde ich vorläufig etwas Aſtronomie ſetzen, die den Geiſt erhebt und von der Erde abzieht. Thales ſelbſt ſoll ja in eine Grube gefallen ſeyn, die er nicht vor ſeinen Füßen ſah, weil er ſeine Blicke gegen die Sterne gerichtet hatte. Dem Menſchen kann man am leichteſten die nahe Erde wegputzen, wenn man ihn mit dem fernen Himmel zu beſchäftigen weiß. Kurz, ſchloß der Schulfuchs, verſteht der Bauer kein Deutſch mehr, und kann einen Eichbaum nicht von einer Buche unterſcheiden, dann haben der Steuereinnehmer, der Pfarrer, der Schulz und das löbliche Haingericht vor ſeinen naſeweiſen Anfragen und Unterſuchungen Ruhe. Probatum est.

Emil und Theodor.

Erſtes Geſpräch.

Die Unterredung, welche ich hier mittheile, hatte ich wirklich mit einem Manne, der ſich auch zu den Grundſätzen und Meinungen bekannte, die ich ihm in den Mund lege. Er war ein ſeltner Menſch, der den ſchönen Tagen Roms und Griechenlands anzugehören ſchien. Er hätte vielleicht eine große Rolle in der Welt geſpielt, wenn er ſie genug geachtet hätte, um ihr zu dienen, oder wenn er die Menſchen genug hätte verachten können, um ſie zu Werkzeugen ſeiner Abſichten und Leidenſchaften herabzuwürdigen. Er ſchien die Meinung von ſich zu haben, und auch bei Andern zu unterhalten, er habe nie den Ehrgeiz gehabt, ſeinen Namen in der Gegenwart und bei der Nachwelt glänzen zu ſehen; aber mir ſchien es, als ſey die Größe, welche die Gunſt der Gewalt giebt, für ſeinen Ehrgeiz zu klein geweſen, und ich glaube, daß er ſich die Auszeichnungen, welche hohe

Stellen geben, würde haben gefallen laſſen, wenn er ſie nicht hätte von Menſchen annehmen müſſen, unter denen ſein Stolz ihm nicht erlaubte, ſich mit dem zweiten Range zu begnügen.

Ich fand in den Worten Alexanders, die er zu Diogenes ſprach, als dieſer ſich von dem Sieger die etwas demüthigende Gnade ausbat, er möge ihm aus der Sonne gehen, immer einen tiefern Sinn, als man gewöhnlich in ihnen finden will. Wenn ich nicht Alexander wäre, ſagte der Macedoniſche Held, dann wünſchte ich Diogenes zu ſeyn. Dieſe Antwort ſollte für keine Schmeichelei gelten, ſondern ſie kam aus der ſtolzen Seele des Königs, der, des Abſtands ihrer Rollen ungeachtet, die der Zufall ihn und den Philoſophen ſpielen ließ, doch ſeine Verwandtſchaft mit der ſtolzen Seele des Diogenes fühlte.

Derſelbe Sinn liegt in einer Antwort, die der reiche Plato dem armen Cyniker gab, der auf ſeine prächtige Fußböden mit den Worten trat: ich trete den Stolz Plato's mit Füßen. Ja, erwiederte dieſer, aber mit dem Stolze des Diogenes. Ein ähnlicher Stolz ſah durch den zerriſſenen Mantel des Anthiſtenes.

Es giebt Menſchen, die zwiſchen Allem und Nichts kein Mittel kennen, und, wenn ihnen die ausgezeichneteſte Stelle nicht zu Theil wird, ſich gerade aus übermäßigem Ehrgeiz die letzte wählen. Es iſt der Stolz

Cäſars, der in einem Dorfe lieber der erſte, als in Rom der zweite ſeyn will.

Eine lange, und wie mir ſchien, koſtſpielige Erfahrung hatte meinen Freund gelehrt, in ſeinen Anſprüchen an dieſes Leben mäßig und beſcheiden zu ſeyn. Ich fand in ihm den Widerſpruch, daß er die Menſchen nicht achtete, und doch liebte; den Widerſpruch eines hellen Kopfs mit einem edlen Herzen, den man nur bei höhern Seelen findet.

Ich heiße ſo wenig Theodor, als er Emil; aber ich hatte Gründe, angenommene Namen an die Stelle der wahren zu ſetzen. Der Name, ſagt man gewöhnlich, thue nichts zur Sache; aber das iſt eine Unwahrheit. Wer die Menſchen kennt, weiß, daß der Name ihnen gewöhnlich mehr oder weniger als die Sache iſt. Es giebt übrigens eine Menge ſolcher Gemeinſprüche, die für Wahrheiten gelten und doch falſch ſind. Man nimmt eine alte Lüge oft für Wahrheit, wie eine lange Uſurpation für rechtlichen Beſitz; die Verjährung findet für beide ſtatt. Die Worte und das Geld haben im Umlaufe den Werth, welchen die Menſchen ihnen zu geben einverſtanden ſind. Oft hat ſich auch ihr alter Werth verändert, und ſie laufen noch unter dem alten Gepräge um.

Da ich die Geſpräche, welche hier folgen, aus dem Gedächtniſſe niedergeſchrieben habe, ſo iſt es natürlich, daß die Einkleidung und die Aneinanderreihung der Ideen größtentheils mir angehört. Indeſſen habe ich mich bemüht, den Beweiſen und Gründen meines Gegners die ganze Stärke wiederzugeben, welche ſie für mich auf ſeinen beredten Lippen hatten. Die unwiderſtehliche Kraft der Ueberredung, welche ſeine ſichere Haltung, der Ausdruck ſeiner inneren Feſtigkeit, unterſtützte, vermag ich freilich nicht auf das Papier überzutragen; wie denn überhaupt alles Schreiben ein nothdürftiges Auskunftsmittel iſt, um das Abweſende zu vergegenwärtigen.

Man wird die ausgeſprochenen Grundſätze und Meinungen oft paradox finden; aber der Widerſpruch, in dem man mit den Grundſätzen und Meinungen ſeines Zeitalters ſteht, kann nichts gegen uns beweiſen. Der Schriftſteller und ſeine Zeitgenoſſen ſind Parteien, und ſie brauchen beide, wo nicht einen höhern Richter, doch einen Dritten, der zwiſchen ihnen entſcheidet.

Emil war in ſeinen ſchönſten Jahren Zeuge der ſchönſten Tage der franzöſiſchen Revolution geweſen. Große Hoffnungen hatten ſich in ſeiner Seele aufgerichtet; er ſah dem goldenen Zeitalter des menſchlichen Geſchlechts entgegen. Der aufgehende Morgen verſprach einen ſchönen Tag; aber das große Jahrhundert, ſagte ſchon ein Weiſer, fand ein kleines Geſchlecht. Das Geſchlecht mag natürlich dieſen harten Ausſpruch nicht gelten laſſen. Die Nachwelt wird es richten.

Die gemeine Rechtfertigung gemeiner Seelen, daß es immer ſo geweſen ſey, iſt eine Verleumdung der Vergangenheit. Das Schlechte, welches ſich zum Beſſern nicht erheben kann, läugnet die Möglichkeit deſſelben, und wer keinen Himmel glaubt, iſt der Mühe überhoben, ihn zu verdienen.

Wenn wir ſelbſt Epochen in unſerm Leben haben, in denen wir beſſer ſind, warum ſollten wir nicht ähnliche Epochen in dem Leben der Völker finden? Ein Blick in die Geſchichte ſtraft die ſchlechte Apologie der Schlechten Lügen. In ihrem Dienſte giebt es keine Waffen, die ſich einigen Erfolg verſprechen könnten, als der Witz, — dieſe glänzende Eigenſchaft glänzender Menſchen und Zeiten; dieſes ätzende Scheidewaſſer eines ſkeptiſch ſophiſtiſchen Geiſtes, das die erhabenſten Wahrheiten und die heiligſten Gefühle auflöſt. Es kann eine Geſellſchaft oder ein Volk alles verloren haben, Tugend, Klugheit, Sitten und Weisheit, und den Glauben an ſie, und das kindliche Vertrauen und die lebendige Hoffnung, die nur in einem Herzen wohnen, das ſelbſt Vertrauen verdient und Hoffnungen giebt, und der Witz allein bleibt als Beiſtand eines böſen Gewiſſens übrig. Der Witz hat in ſoweit ein ähnliches Schickſal mit dem Luſtſpiele, daß dieſes nur aufkommen kann, wo es Lächerlichkeiten giebt, der Witz ſich aber nicht leicht mit Wahrhaftigkeit und einem guten Herzen verträgt. Auch hat das Zeitalter die Waffen, welche ihm ſein Schutzgeiſt lieh, vortrefflich benutzt. Ich wüßte kein Gefühl, das es nicht lächerlich gemacht, keine Wahrheit, die es nicht entſtellt und perſifflirt hätte. Jedes Verbrechen findet eine Schutzrede; und wenn der Menſch ſeinen Glauben und ſeine Ueberzeugung vier- bis fünfmal öffentlich bekannt und öffentlich abgeläugnet hat, dann giebt ihm dieſe wiederholte moraliſche Vernichtung, dieſe Ausſtellung ſeines Innern an den Schandpfahl, noch Stoff zu einem Sinngedichte, oder doch wenigſtens zu einer Pointe. Sind die Menſchen einmal ſo weit gekommen, daß ihnen das Lächerliche als Prüfſtein der Wahrheit gilt, dann hat die Schlange ſie um ihr Paradies und um die Unſchuld, deren Preis es war, betrogen. Es giebt nichts Heiliges, das der Witz nicht zu entheiligen, nichts Unheiliges, das er nicht zu heiligen fähig wäre. Ich erinnere nur an manche Stücke des Ariſtophanes, an die Pucelle d'Orléans, an Candide la guerre des dieux und an Welt und Zeit, ohne ihrer zahlreichen Geſchwiſter zu erwähnen. Wenn in dem Menſchen alles Edle niedergebrannt iſt durch die Glut der Leidenſchaften und Begierden, und das freſſende Feuer der Freigeiſterei des Leichtſinns oder der Verzweiflung Treue, Glauben, Hoffnung, Wahrhaftigkeit und Liebe zerſtört hat, dann bleibt ihm die Aſche, aus der man die Lauge des Witzes findet. Skeptiſche Sophiſterei und liederliche Schöngeiſterei kündigen auch immer die moraliſche Auflöſung der Völker und den nahen Verfall der Staaten an.

Dieſe Ausſchweifung wäre vielleicht unverzeihlich, wenn ſie nicht als Einleitung zu den Geſprächen diente, die ich mit Emil hatte. Ich kehre nun zu meinem Gegenſtande zurück.

Im Mai machte ich meinen gewöhnlichen Frühlingszug über Darmſtadt, die Bergſtraße, Heidelberg, Schwetzingen und Mannheim.

Es war ein heißer Nachmittag; die junge blühende Natur lag erſchöpft in ſeinen glühenden Armen. Ich ſaß ermüdet in einer Geisblattlaube, welche ſich in einem der dichten Gebüſche des Schwetzinger Gartens verbirgt. Tiefe Stille herrſchte um mich her; die Erde ſchien mit banger Erwartung das Gewitter zu empfangen, welches am weſtlichen Himmel aufſtieg. Der ferne Donner kündigte ſich mit einigen dumpfen Schlägen an, welche die Gebirge bei Heidelberg murmelnd wiederholten.

Ein junger Mann war den dichtbelaubten, dunklen Weg, der einige Schritte von mir vorbeiführte, mit raſchen Schritten mehrmal auf- und niedergegangen. Ich hatte nicht auf ihn gemerkt, bis er mir durch ſeine Haltung und ſein bekanntes Aeußere auffiel, und ich ihn näher betrachtete.

Es war Emil —!

Wer mag die Freude des unerwarteten Wiederſehens zweier Freunde ſchildern! In der Bruſt des Freundes iſt dies Bild lebendiger und friſcher, als es die beredteſte

Feder auf das Papier trägt; und für den, der nie einen Freund hatte, nie einen verdiente, iſt dieſe Sprache eine unverſtändliche Hieroglyphe.

Nur die Jugend ſchließt Liebes- und Freundſchaftsbündniſſe, das reifere Alter gewöhnlich nur Tauſch- und Handelstraktate. Die Jugend giebt und nimmt ſich; das Alter für ſich. Wir hatten unſren Freundſchaftsbund auf der hohen Schule zu Göttingen geſchloſſen und beſchworen. Das Schickſal rief, da unſre Studien geendigt waren, jeden ſeiner Beſtimmung entgegen. Wir trennten uns. Emil ging auf Reiſen, ich nach meiner Heimath.

Der Menſch muß ſehen und hören, hatte er öfters geſagt; er muß Alles, und ſich ſelbſt in Allem verſuchen. Wer die Welt und die Menſchen nicht aus eigner Erfahrung kennt, betrügt ſich ewig in ihnen, und wird ewig von ihnen betrogen. Unſre Bücherphiloſophie und Bücherweisheit gleicht dem Bordeauxwein, den Reiſen beſſer machen.

Acht Jahre hatten wir einander nicht geſehen; er war in England, Frankreich und Italien, und mit der Expedition in Egypten geweſen, hatte ſich in fremden Welttheilen herumgetrieben, und mehrere Feldzüge mitgemacht. Da er auf deutſchem Boden geboren war, wo er auch ſein Vermögen beſaß, kehrte er wieder auf den deutſchen Boden zurück; und ſeit einiger Zeit lebte er auf einem väterlichen Gute ſtill und verborgen. Er war jetzt auf dem

Wege nach der Gegend, wo er mich zu finden hoffte, und der Zufall, der in allen menſchlichen Angelegenheiten eine ſo große Rolle ſpielt, hatte uns unerwartet in Schwetzingen zuſammengeführt.

Da der erſte Rauſch des Wiederſehens und das Gewitter vorüber waren, kehrten wir nach Mannheim, und einige Tage ſpäter von da nach meiner Heimath zurück. Stunden und Tage verfloſſen unbemerkt wie die Stunden und Tage einer glücklichen Liebe, und mit jedem Morgen waren wir uns neu, und mit jedem Abend trennten wir uns, ohne den Gegenſtand unſerer Unterhaltung erſchöpft zu haben. Unſer vergangenes Leben, unſre Ausſichten in die Zukunft boten eine unverſiegbare Quelle von Genüſſen, Beobachtungen und Bemerkungen dar. Einer Unterhaltung erinnere ich mich beſonders lebhaft; ſie betraf die Hoffnungen des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen, und die der Völker Europa's, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, ins Beſondre.

Wir waren an einem ſchönen Nachmittag ausgegangen, um den benachbarten Wald zu durchſtreifen. Auf unſerm Heimwege ruheten wir auf einer Anhöhe aus, die in ein liebliches Thal herabſieht, in welchem ſich zerſtreute Wohnungen auf einem langen, blumigen Wieſengrunde in die Blüthen der Obſtbäume verbargen.

Die Sonne ſtand ſchon tief, die Berge warfen ihre Schatten weit ins Thal herab, und die dampfenden Ortſchaften verkündigten die nahe Heimkehr ihrer geſchäftigen Bewohner. Es herrſchte eine tiefe Stille. Wir waren in den Anblick der ruhigen Natur um uns, und in den unſres Inneren verſunken. Emil unterbrach dieſe Stille.

Emil. Der Anblick der untergehenden Sonne erfüllt meine Seele immer mit Schwermuth. Iſt ein Tag mehr als ein längerer Pulsſchlag? Und ein jeder wirft Millionen Weſen von den blühenden Ufern des Lebens in den vorbeiziehenden Todesſtrom hinab, und zieht Millionen aus dieſem Strome an die blühenden Ufer des Lebens herauf, um ſie wieder hinabzuſtürzen, wenn ſie den engen Kreis ihres Daſeyns ausgelaufen.

Dieſes einförmige Spiel — Ich nehme das Wort in ſeinem höheren Sinne — welches ſich mit jedem Tage, mit jeder Jahrszeit, mit jedem Menſchen und mit jedem Volke wiederholt, thut meinem Herzen weh, weil es die Beſtimmung des Einzelnen ohne einen höheren Zweck läßt, das Ganze ſich aber vor unſrem blöden Auge verbirgt. Alles war; alles kommt wieder.

Ich liebe das Leben, wie ich einen erlaubten Genuß liebe; aber wenn ich den Menſchen ſehe und die Völker und ihr Schickſal, im Leben oder in der Weltgeſchichte, dann dringt ſich mir die Frage auf: Warum? zu welchem Zwecke? Und unwillkührlich ſprach meine Zunge dieſe Worte auf den Trümmern der Pyramiden und auf dem Schlachtfelde aus: Warum? zu welchem Zwecke?

Wenn ich im Gewitter ſtand, und die Erde unter ihm zitterte, und der Sturm die Wälder bog; wenn die Wogen des empörten Meeres ſich das Fahrzeug, auf dem ich ſchwamm, wie ein Spielwerk, mit dem Leben von hundert Menſchen ſpielend, zuwarfen; an den Katarakten des Nils, wo der brauſende Strom ſich ſchäumend von Felſen auf Felſen ſtürzt; und auf der Höhe des Aetna, als die glühende Sonne ihrem glänzenden Bette von Gold und Purpur über dem Meere entſtieg, ſprach ich dieſe Worte aus, und hoffte, der Weltgeiſt, der im Gewitter ſtürmt, in den Fluthen des Meeres wogt, in den Strömen brauſt und in der Sonne leuchtet, werde mir antworten, und das große Räthſel löſen. Aber er antwortete nicht, und löſte das ewige Räthſel nicht.

Theodor. Weil dies Räthſel dein Herz nur löſen kann; weil dieſer große Weltgeiſt ſich nur in deinem Inneren aufrichtet, und dich durch dein Inneres in dem Gewitter, in dem Sturme, in dem Strome und in der Sonne anſpricht.

Die Frage, welches der Zweck der Schöpfung ſey, wird kein Sterblicher beantworten. Zu was auch? Liegt denn unſre Beſtimmung in der des Univerſums, oder in der eines andern Weſens? — Sie vollendet ſich in und mit uns. Könnten wir unſre Beſtimmung nur durch Andre und mit Andren erreichen, dann wären wir Sklaven dieſer Andren, damit dieſe wieder die unſrigen würden. Unſre Freiheit wäre aufgehoben, und wir könnten nur ein Bruchſtück von einem Bruchſtücke ſeyn, das wieder nur ein Bruchſtück von uns ſelbſt wäre; und alle dieſe Fragmente zuſammengenommen bildeten doch ſo wenig ein Ganzes, als jedes einzelne Fragment für ſich. Du wirſt wohl nicht zugeben, daß irgend ein Menſch durch ſeine Weisheit oder Thorheit, durch ſein Glück oder Unglück, durch ſeine Tugenden oder Laſter Urſache werden könne, daß du deine Beſtimmung verfehlſt oder erreichſt?

Emil. Nicht leicht. Von dem Willen und den Einſichten Andrer kann wohl mein Glück zum Theil abhängen. Aber ich ſehe noch nicht, wie mein Glück, in wie weit es von Andrer abhängt, einen weſentlichen Theil meiner Beſtimmung ausmacht. Reichthum oder Armuth, Anſehen und Würden können ſo wenig zu meiner Beſtimmung gehören, als beſſere oder ſchlechtere Kleider, eine wohlbeſetzte oder dürftige Tafel. Ich muß demnach meine Beſtimmung in etwas Höherem ſuchen, welches ich in mir ſelbſt finde, und das weder von dem Willen der Menſchen noch von den Zufällen der Natur abhängt. Dieſe Ueberzeugung iſt aber mehr die Wirkung meines Gefühls, als das Reſultat meiner Einſicht. Zu was kann am Ende auch eine Unterſuchung führen, die, ich weiß es voraus, mir meine Beſtimmung nicht ſo deutlich macht, als mein Gefühl? Du kennſt meine Meinung in dieſem Punkte:

Was vor den Richterſtuhl des Herzens gehört, ſoll nie vor den der Vernunft gebracht werden.

Theodor. Laſſen wir das Herz, das Gefühl, oder wie wir es immer nennen wollen, mit zu Rathe gehen! Niemand kann weniger geneigt ſeyn, als ich, dieſem edelmüthigen Richter ſeine Stimme abzuläugnen.

Emil. Die Alten, die der Natur näher waren, als wir, haben dieſes Räthſel der Beſtimmung des Menſchen ſchon zu löſen geſucht; und der Erfolg, mit welchem ſie es thaten, ſollte Jeden davon abſchrecken, auf der Schulbank müßig zu beſprechen, was in der Welt nur thätig behandelt werden kann. Wenn es mit zur Beſtimmung des Menſchen gehörte, daß er ſeine Beſtimmung zu demonſtriren weiß, dann würde ſie unter Millionen nicht einer erreichen, und es gäbe überhaupt keine. Aber während dem der Philoſoph, vielleicht ſelbſt ſchon von dem Pfade ſeiner Beſtimmung verirrt, dies Problem theoretiſch zu löſen ſucht, und doch am Ende nicht löſet, haben es die Wilden in Kanada oder am Orinoko vielleicht praktiſch gelöſt.

Theodor. Kann ſeyn.

Emil. Die unfruchtbare Unterſuchung über das höchſte Gut hat in mir nie ein andres Gefühl, als das eines mitleidigen Bedauerns erregt. Das höchſte Gut! Der liebende Jüngling findet es in der Liebe ſeines Mädchens, der Ehrgeiz in der öffentlichen Auszeichnung. Regulus kehrt nach Karthago zurück, um, für das Beſte ſeines Vaterlands, unter den ausgeſuchteſten Martern zu ſterben. Der Fromme opfert das Leben ſeinem Glauben, Brutus ſeinen Cäſar der Freiheit Roms. Biete mir das höchſte Gut des Hofmanns, der ſeinen Himmel in dem gnädigen Wohlgefallen ſeines Herrn findet, um den er wie ein dienſtbarer Planet um ſeine Sonne kreiſet, die ihm Licht und Leben giebt! Verweiſe mich an eine wohlbeſetzte Tafel, die alle Genüſſe eines Leckermauls umfaßt, und du giebſt mir das höchſte Uebel in dem höchſten Gute eines Andren. Und doch iſt ſein höchſtes Gut es wirklich für ihn, und er hat ſo wenig Sinn für meine Genüſſe, als ich für die ſeinigen habe, und er kann in ſeiner Lage, mit ſeiner Organiſation, mit ſeiner Art zu ſehen, zu fühlen, und zu empfinden nicht weniger Recht haben, als ich; oder ich müßte mir eine alleinſeligmachende Kirche und eine alleinrechthabende Schule bauen, von denen ich ihn ausſchlöſſe. Er, ſeiner Seits, würde das nämliche mit demſelben Rechte thun, und wir ſtünden dann wieder auf dem Punkte, von dem wir ausgegangen waren.

Den Philoſophen geht's nicht beſſer. Die Schüler des weiſen Sokrates, welche ſich mit der Löſung deſſelben Problems beſchäftigten, baueten ihrem höchſten Gute ſo viele Tempel und Schulen, als ſie ſelbſt Köpfe hatten. Die Erben der Weisheit des großen Märtyrers der Wahrheit zerſplitterten ihre Habe in die Stoa, die Akademie und die Luſtgärten Ariſtipps, und wir ſahen die Lehrgebäude eines Zeno, Plato, Diogenes und Epikur aus derſelben Schule hervorgehen, wenn man von dem weiſen Sokrates ſagen könnte, er habe eine Schule geſtiftet.

Theodor. Das iſt wahr. Indeſſen müſſen wir doch, ſo ungern du dich auch dazu verſtehſt, dieſelbe Frage über die Beſtimmung des Menſchen zu beantworten ſuchen, wenn wir darüber einig werden wollen, was der Menſch im Staate ſeyn ſoll; denn der Menſch iſt älter als der Bürger, und wir müſſen die Anſprüche des erſten kennen, wenn wir über die Beſtimmung des letzteren entſcheiden wollen. Wir müſſen wiſſen, was der Menſch werden kann und ſoll, um zu ſehen, ob der Staat iſt, was er ſeyn ſoll, und ob wirklich, wie du ſagteſt, daſſelbe einförmige Spiel ſich in jedem Menſchen und in jedem Volke wiederholt.

Emil. Du kennſt meine ſchwache Seite, und zeigſt mir in der Politik den Preis, den ich im Kampfe für oder gegen die Philoſophie verdienen ſoll. Gut, ich laſſe mir die Vorrede wegen dem Buche gefallen.

Theodor. Einige ſuchten das höchſte Gut, und demnach auch ihre Beſtimmung, in einer vollkommenen Zufriedenheit. Dieſe Zufriedenheit ſetzt eine innere Ruhe, und folglich ein tadelloſes Leben und ein reines Gewiſſen, ſo wie auch die Befriedigung unſrer körperlichen Bedürfniſſe voraus. Dieſe heitere Seelenruhe finden wir nur in dem Menſchen, der alle ſeine Pflichten erfüllt hat. Was bleibt ihm alſo in ſeinem Kreiſe noch zu wünſchen übrig, als daß er im Stande ſeyn möge, alle ſeine wirklichen Bedürfniſſe zu befriedigen? Quält ihn kein körperliches Uebel, drückt ihn kein Mangel, thut er als Menſch und Bürger, was er als Menſch und Bürger thun kann und ſoll, dann genießt er das höchſte moraliſche und phyſiſche Glück.

Emil. Dieſe Meinung hat den Schein der Wahrheit.

Theodor. Aber auch nur den Schein. Giebt es wohl einen Menſchen, deſſen Bedürfniſſe alle befriedigt werden könnten? Iſt nicht jedes befriedigte Bedürfniß ein Saamenkorn, in dem der Keim zu neuen unbefriedigten Bedürfniſſen ſchlummert? Gleichen unſre Bedürfniſſe nicht der vielköpfigen Hyder, die aus dem Rumpfe eines abgeſchlagenen Hauptes mehrere andere hervortreibt? Der unzufriedene Menſch ſehnt ſich nach einer Veränderung ſeiner Lage, die ihn in dem Augenblicke drückt. Er kommt nun in eine andre, deren Unannehmlichkeiten er nicht kannte, und die er erſt durch Erfahrung kennen lernt. Was wenige Augenblicke vorher ein Gegenſtand ſeiner Wünſche war, wird ihm nun gleichgültig, vielleicht ſpäter zur Laſt. Die meiſten Güter erſcheinen nur wünſchenswerth, ſo lange wir ſie entbehren; mit ihrem Beſitze verſchwindet der größte Theil ihres Werthes. Es ſcheint, als beneideten wir in unſerem civiliſirten Leben mehr, als wir wünſchen; und hundert Gegenſtände würden uns höchſt gleichgültig ſeyn, wenn ſie Andre nicht beſäßen. Und wenn endlich mehrere Menſchen denſelben Gegenſtand, der nur einmal vorhanden wäre, wünſchten, dann könnte doch nur einer das höchſte Gut beſitzen, die Uebrigen aber müßten es entbehren!

Nicht ſelten wäre es ſogar ein Unglück für den Menſchen, wenn alle ſeine Wünſche in Erfüllung giengen. Die Leidenſchaft läßt uns in dieſem Augenblicke oft wünſchen, was wir im nächſten verabſcheuen. **Alexander** rächt, im Rauſche, ſeine beleidigte Eitelkeit durch den Tod ſeines Freundes **Clitus**, deſſen Leichnam er nachher in Thränen der Reue badet; er wollte dieſe Rache, die er verabſcheuet. Es war alſo ein Unglück für ihn, daß er mächtig genug war, zu können, was er wollte. Wenn eine höhere Macht uns die Bitte gewährte, alle unſre Wünſche auf einmal erfüllt zu ſehen, dann wäre wahrſcheinlich einer unſerer erſten Wünſche, daß dieſe höhere Macht ihre Begünſtigung wieder zurücknehmen möge. Wie oft dürften wir wohl, wie jener Habſüchtige in der Fabel, den unvorſichtigen Wunſch thun, alles, was wir berühren, ſolle ſich in Gold verwandeln, und würden dann im Schooße unermeßlicher Schätze Hungers ſterben?

Jeder Genuß ſetzt ein Bedürfniß voraus; und die Größe des Genuſſes ſteht mit der Größe des Bedürfniſſes ſogar im Verhältniſſe. Was ſind die köſtlichſten Speiſen für einen Magen ohne Eßluſt? Ohne Hunger, der eine größere Wohlthat iſt als die Mahlzeit, verſchwinden die Genüſſe der Tafel. Ohne Ermüdung giebt es keine Ruhe; der Genuß iſt an das Bedürfniß, die Wolluſt an den Schmerz gefeſſelt.

Ein Menſch, der alle Güter der Welt beſäße ohne Empfänglichkeit, ohne den Trieb und die Fähigkeit, ſie zu genießen, wäre ein *Tantalus*, der in einem Meere von Ueberfluß darbt. Ueberhaupt glaube ich, daß der Menſch, deſſen Wünſche alle in Erfüllung gingen, ein unglücklicher Menſch wäre; für ihn gäbe es keine Hoffnung mehr und keine Furcht; ſein Daſeyn wäre ohne Streben und Zweck; bei der Gewährung aller ſeiner Wünſche würde er vielleicht der Aermſte aller Sterblichen ſeyn.

Das höchſte Gut, welches in einer vollkommenen Befriedigung aller unſerer Bedürfniſſe beſtehen ſoll, iſt alſo ein Unding, und wäre, wenn es ſich auch verwirklichen ließe, doch nichts weniger als ein Gut.

Emil. Nun ſteht die moraliſche Natur des Menſchen mit der phyſiſchen oft im Widerſpruche; wir können den Genuß eines Gegenſtandes wünſchen, der uns verſagt iſt. Was ſollen wir hier thun? uns den phyſiſchen Genuß geſtatten, welchen die Moral oder das Recht für unerlaubt erklärt? Man antwortet verneinend; wir müſſen demnach entbehren. Die Erreichung des höchſten Gutes in dem Sinne, wie wir das Wort nehmen, iſt alſo auch in dieſer Hinſicht nicht immer möglich, und widerſpricht ſogar nicht ſelten unſrer Beſtimmung. Wie oft iſt gerade der höhere, beſſere Menſch in dem Falle, ſogar in dem Entbehren ſeinen Genuß zu ſuchen? Er gefällt ſich in der Aufopferung ſeiner ſelbſt; er iſt arm, um Andere zu bereichern. **Epaminondas**, dieſer hohe, heilige Menſch, ſtirbt freudig in den Armen des Siegs, den er ſeinem undankbaren Vaterlande mit ſeinem Leben erkauft. **Regulus** geht nach Karthago zurück, und zieht die unbeſchreiblichen Qualen eines gewiſſen Todes der Freiheit im Schooße ſeiner Familie vor, weil dieſe Freiheit für Rom verderblich werden konnte. **Cato** kann die Erniedrigung ſeines unterjochten Vaterlandes nicht ſehen, und ſtirbt freiwillig. Zogen dieſe Heroen, nach den gewöhnlichen Begriffen, ihr Unglück nicht dem Glücke vor? und welcher edle Menſch ſteht nicht vor ihnen, von tiefer Bewunderung durchdrungen, und beneidet ſie um ihr Unglück?

Je näher der Menſch mit dem Thiere verwandt iſt, deſto mehr ſorgt er für ſein phyſiſches Wohlſeyn. Der ſich ſelbſt hingiebt für Andre, nähert ſich der Gottheit: **Phocion**, **Curtius**, **Leonidas**, **Winkelried**.

Ich kenne nicht leicht ein unglücklicheres und verächtlicheres Weſen als einen Menſchen, der im Schooße des Ueberfluſſes nur der Befriedigung ſeiner körperlichen Bedürfniſſe lebt, wie ein Sultan in dem Serail. Ich würde ſogar als **Epikurs** Gott mich an einer nicht beneidenswerthen Stelle finden, und lieber auf einigen Morgen

Landes die Ernte ziehen, die mich nährt, mich der Hoffnung meiner aufſchießenden Saat erfreuen, oder für den zarten Halm von Sturm und Hagel fürchten, als das langweilige, verdienſtloſe Geſchäft übernehmen, müßig in der Mitte des Univerſums dem Spiele der rollenden Welten ohne Theilnahme zuzuſehen.

Kein Oedip hat noch das Räthſel des menſchlichen Lebens gelöſt; kein Oedip wird es löſen. Kein Sterblicher hat noch den Schleier aufgehoben, der die Geheimniſſe der phyſiſchen und geiſtigen Natur verbirgt; kein Sterblicher wird ihn heben. Für unſre Freuden und Schmerzen, wie für unſren Werth giebt es weder Maaß noch Gewicht. Die Ideale der Hoffnung, der Ahnung und Erinnerung ſind oft ſchöner und beglückender als die reinſte Wirklichkeit. Giebt es nicht einen wollüſtigen Schmerz und Thränen der Freude?

Ich muß hier einer Deklamation erwähnen, die man dem jüngeren *Brutus* in den Mund legt, und welche Menſchen, die tugendhaft ſind oder dafür gelten wollen, im Unglück manchmal wiederholen: *Tugend, du biſt ein Phantom! Nur das Laſter genießt, und das Verbrechen ſiegt; die Tugend darbt und bleibt ohne Lohn!*

Die glückliche Tugend im gewöhnlichen Sinne ſcheint mir ein zweideutiges Weſen zu ſeyn. Tugend fordert Anſtrengung, Kampf; und die Anſtrengung, der man ſich unterwirft, der Kampf, den man beſteht, um Gegenſtände zu erlangen, in deren Beſitz wir unſer Glück zu finden glauben, hat nichts Verdienſtliches. Der Geizige, welcher die Vergrößerung ſeines Schatzes mit ſchlafloſen Nächten erkauft; Paris, der für den Beſitz der ſchönen Helena kämpft, gehören eben nicht zu den Tugendhaften; auch das Raubthier kämpft um ſeine Beute. Die Tugend ſetzt alſo eine Aufopferung ſeiner ſelbſt voraus. Wir nennen den weiſen Sokrates tugendhaft, weil er ſogar bereit war, der Wahrheit ſein Leben zu opfern. Phocion wird unter die tugendhafteſten Menſchen des Alterthums gezählt, weil er, an der Spitze der ſiegreichen Heere ſeines Vaterlandes, nur das Beſte ſeines Vaterlandes wollte, und einfach lebte und arm ſtarb. Unter den Scythen gab es wohl wenig Menſchen, die nicht eben ſo einfach lebten und eben ſo arm ſtarben, ohne daß ſie darum gerade tugendhaft geweſen wären. Wenigſtens wird ihnen die Tugend, die man eine paſſive nennen könnte, nicht als ein Verdienſt angerechnet. Die Urſache davon iſt, weil die Einfachheit Landesſitte, und Armuth das allgemeine Loos des Volkes war; da es bei ihnen keinen Luxus und keinen Reichthum gab, ſo waren auch Frugalität und Armuth ihnen unbekannte Dinge. Phocion aber widerſtand in einem üppigen und reichen Staate den Verſuchungen der Wolluſt.

Hätte Sokrates, wie ein Sophiſt, ſeine Weisheit für Geld zu Markte getragen, oder auch die Wahrheit, ohne eine Belohnung, ſeinen Zuhörern vom Katheder herabgepredigt, dann würde man ihn wahrſcheinlich nicht tugendhaft nennen.

Mahomed verbreitete ſeinen Glauben mit dem Schwerte in der Hand; man nennt ihn nicht tugendhaft, auch wenn dieſer Glaube ſeine Ueberzeugung geweſen wäre. Hätte Cato für die Freiheit Roms geſiegt, wie Cäſar gegen ſie geſiegt hat, dann würde man dem Glücklichen den Namen des Tugendhaften ſchwerlich gegeben haben. Tugend ſetzt alſo eine Aufopferung, und zwar eine Aufopferung für einen höheren Zweck voraus. So war die geſchändete Lukretia tugendhaft, wie las Caſas und Thomas Morus.

In dieſer Aufopferung ſeiner ſelbſt beſteht das Weſen der Tugend; und über dieſe Aufopferung beklagen ſich diejenigen, welche ſagen, die Tugend habe keinen Preis in dieſer Welt, und nur das Laſter finde in ihr ſeine Rechnung. Darin beſteht aber gerade der Werth und die Größe der Tugend, daß ſie keinen Preis hat, als ſich ſelbſt. Sie iſt das Bedürfniß einer großen Seele, die ſich ſo wenig von ihr entfernen kann, als die Erde von ihrer umkreiſenden Bahn um die Sonne. Die der Tugend einen andren Preis geben wollen, ſollen ſich mit dem Laſter abfinden, ſo gut ſie können; denn ihre Tugend iſt Heuchelei oder Wucher; Waare, die ſie feil bieten; ein

Kaufmannsartikel, der nach Zeit und Umſtänden im Werthe ſteigt und fällt.

Theodor. Habe ich dich recht verſtanden, dann ſagteſt du, die Tugend ſey ein Bedürfniß?

Emil. So gewiß, als ich ſagen möchte, es ſey ein Bedürfniß der Sonne, zu wärmen und zu leuchten, wenn man denſelben Ausdruck auf das Materielle und Willenloſe von dem Geiſtigen und Freien übertragen könnte. Es iſt ſo wenig ein Verdienſt der wahren Tugend, daß ſie ſich mit dem Verbrechen nicht vermiſcht, als es ein Verdienſt des Feuers iſt, daß es ſich mit dem Waſſer nicht freundlich verträgt. Einem tugendhaften Manne zumuthen, laſterhaft zu ſeyn, heißt ihm zumuthen, daß er aus ſeiner Natur heraustrete, ſich ſelbſt verläugne, ſich widerſpreche, vernichte; das kann er nicht.

Theodor. Es wäre alſo kein beſonders großes Verdienſt, tugendhaft zu ſeyn?

Emil. Und warum nicht? Iſt es kein Verdienſt, große Talente zu beſitzen, ſich im Felde der Ehre durch Muth und Klugheit auszuzeichnen? Wie ein kräftiger Geiſt nie ſeine Welt in der dürftigen Weisheit eines Schulbuchs finden wird, ſo wird ein großes Herz nie den Kreis ſeiner Pflichten in einem Kompendium der Moral abgezeichnet ſuchen. Eine gemeine Natur gefällt ſich in dem Gemeinen; das Große kann ſich auf Augenblicke bis zu ihm verirren, aber ſich nie in ſeiner Geſellſchaft gefallen. — Doch, ſind wir nicht von unſerm Gegenſtande abgekommen, und haben uns, wie das gewöhnlich geſchieht, von dem, was wir gemeinſchaftlich ſuchen wollten, nur weiter entfernt?

Theodor. Ich wüßte nicht. Wir ſind nun doch darüber einig, daß der Menſch mehr oder weniger Herr ſeiner Beſtimmung, obgleich nicht ſeines Glücks ſey, ſo wie auch, daß dieſe Beſtimmung nicht in der Befriedigung unſrer natürlichen und eingebildeten Bedürfniſſe beſtehe. Es käme nun darauf an, ob der Grundſatz der Stoiker haltbarer iſt, nach dem die Tugend das höchſte Gut ſeyn ſoll.

Emil. Für die wohl, welche Größe der Seele und Edelmuth des Herzens genug beſitzen, um die Tugend jedem andern Gute vorzuziehen. Den Uebrigen mag man die Wahrheit des ſtoiſchen Grundſatzes noch ſo bündig beweiſen, ſie werden ſich von derſelben nicht überzeugen können; und da begreife ich dann nicht, was ihr Philoſophen thun wollt, um ſie mit einem ſo zarten moraliſchen Sinne zu verſehen, der ihnen fehlt. Dieſen Weſen beweiſen wollen, die Tugend ſey das höchſte Gut, heißt einen Tauben zu überzeugen ſuchen, die Harmonie der Töne gehe über die der Farben.

Theodor. Der Gedanke aber, der körperliche Schmerz ſey kein Uebel, und der Weiſe und Tugendhafte könne in Phalaris glühendem Ochſen ſo glücklich ſeyn, als in den Armen einer **Phrine** oder **Lais**, verdient wohl keine ernſtliche Widerlegung.

Emil. Ich denke nicht; auch konnte nur der Eigendünkel der Schule eine ſolche Abgeſchmacktheit zur Welt bringen. Die Natur hat dem Geiſte den Körper nicht allein zum Geſellſchafter, ſondern auch zum Werkzeuge gegeben, und wir werden eine große Seele ſo wenig durch die ſtumpfe Organiſation eines **Peſcheräs** wirken ſehen, als die Hand des geübteſten Künſtlers die Zaubertöne der Harmonika aus den Scherben eines zerbrochenen Topfes locken kann. Die Natur wollte, daß die äußere Welt durch unſre Sinne freundlich oder feindlich auf uns wirke. Für das Ohr ſchuf ſie den Wohllaut, für das Auge die Schönheit, für die Empfindung den Reiz der Wohlluſt. Die Behauptung, einem gut organiſirten Gehöre könne es gleichgültig ſeyn, ob man es mit der harmoniſchen Schöpfung eines **Mozart**, oder mit dem verworrenen Lärm einer Feuertrommel bewirthe; unſer Körper ruhe ſo behaglich auf einer Unterlage von Dornen und Neſſeln, wie in **Grahams** himmliſchem Bette, und in **Phalaris** glühendem Ochſen fühle man ſich ſo glücklich, als in den Armen einer **Ninon** oder **Aspaſia**, iſt — abgeſchmackt.

Theodor. Darin ſtimmen wohl alle Menſchen, die Sinne haben — und Andre kennen wir ja verläufig nicht — mit uns überein, einige Philoſophen ausgenommen, die ich übrigens, wenn Ernſt aus der Sache würde, nicht beim Worte nehmen möchte. Nach dieſer Anſicht müßte ich wohl meine Behauptung, daß die Beſtimmung des Menſchen nicht in der Befriedigung ſeiner natürlichen und eingebildeten Bedürfniſſe beſtehe, bedingt aufſtellen. Der Menſch iſt auch ſinnliches Weſen, und in wie weit er ſolches iſt, gehört auch die Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit zu ſeiner Beſtimmung. Ein blos ſinnliches Weſen würde ſeine ganze Beſtimmung in der Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit finden.

Emil. So iſt es.

Theodor. Der Menſch iſt aber überdies ein moraliſches Weſen; das heißt: die äußere Welt ſteht noch in andern Beziehungen mit ihm, als in wie weit ſie angenehm oder unangenehm auf ihn wirkt. Ein Genuß kann ſeine Sinne reizen, aber das Gewiſſen, — der innere Sinn des Guten und Böſen, des Rechts und Unrechts — kann ihm dieſen Genuß unterſagen, weil er durch ihn das Recht eines Andern, oder ſeine eigne höhere Beſtimmung verletzen würde. In dieſem Kolliſionsfalle muß der Menſch der Stimme des Gewiſſens folgen.

Emil. Der Beweis davon iſt in den meiſten Schriften gut genug geführt, daß wir nichts mehr hinzuzuſetzen haben.

Theodor. Die Beſtimmung eines Menſchen vollendet ſich in ſeinem Leben, weil dies nicht als Theil mit einem gröſſeren Ganzen zuſammenhängt, ſondern für ſich beſteht, und von ſeinem Anfang bis zum Ende, von der Wiege bis zum Grabe, ein geſchloſſenes Ganze bildet.

Emil. Das iſt gewiß.

Theodor. Jeder Menſch muß demnach ſeine Beſtimmung erreichen können. Es gehört auch weder eine gewiſſe Religion, noch eine gewiſſe Regierungsform, oder ein gewiſſer Grad von Kultur dazu, damit der Menſch ſeine Beſtimmung erreichen könne. Vorausgeſetzt, daß Religion, Regierungsform und Kultur die Rechte des Menſchen achten, und dieſem ſo viel Spielraum laſſen, als ſeine Freiheit braucht, damit er die Bedingungen zu erfüllen vermöge, unter denen er ſeine Beſtimmung erreichen kann. Daraus ergiebt ſich eine Wahrheit, die unſre ganze Aufmerkſamkeit verdient. Sie iſt: daß der Staat ſeine Verfaſſung und Geſetzgebung der Beſtimmung des Menſchen unterordnen müſſe. Der Menſch wird Bürger, weil er durch dieſen nur ſeine Beſtimmung erreichen kann, und der Staat iſt nichts als eine Sicherungsanſtalt der Rechte und Freiheiten des Menſchen. Giebt dieſer, durch die Verbindung, der immer ein ſtillſchweigender oder ausdrücklicher Vertrag (Contrat social) zum Grunde liegt, Genüſſe und Vorzüge auf, dann geſchieht das allein, um gröſſre, wenigſtens gleiche dafür zu gewinnen. Wäre das nicht, was könnte vernünftige Weſen zur Gründung der bürgerlichen

Geſellſchaft führen? Sollten ſie vielleicht einen beſſern Zuſtand gegen einen ſchlechtern vertauſchen wollen?

Wir unterſcheiden in dem Menſchen drei verſchiedene Naturen: die ſinnliche, die moraliſche und die intellektuelle. Als ſinnliches Weſen ſucht der Menſch ſinnliche Genüſſe; er muß alſo die Freiheit und das Vermögen haben, ſeine ſinnlichen Bedürfniſſe zu befriedigen, in wie weit er nämlich das Recht eines Andern nicht dadurch verletzt. Durch den moraliſchen Sinn erkennt er das Gute und Böſe, Recht und Unrecht, und ein inneres Geſetz befiehlt ihm, das Gute zu üben, Recht zu thun, und das Böſe und Unrecht zu meiden. Als intellektuelles Weſen fühlt der Menſch das Streben und die Kraft in ſich, das Wahre aufzuſuchen und zu erkennen. Die Befriedigung ſeiner ſinnlichen Bedürfniſſe hängt von ſeiner Empfindung, die Güte und Rechtlichkeit ſeiner Handlungen von ſeinem moraliſchen Gefühle, und die Erkenntniß der Wahrheit von ſeiner Einſicht ab.

Emil. Ich wüßte nichts dagegen zu ſagen.

Theodor. Jeder Menſch kann nur der Schöpfer ſeines Glücks und ſeines Werthes ſeyn, und ſein erſtes Bedürfniß iſt Freiheit, weil ſie die erſte Bedingung iſt, unter welcher derſelbe ſeine dreifache Beſtimmung als ſinnliches, moraliſches und intellektuelles Weſen erfüllen kann. Freiheit iſt ſein erſtes und heiligſtes Recht, und

Achtung für die Freiheit Andrer eben darum ſeine erſte, heiligſte Pflicht.

Emil. Und der Staat hat den Zweck, die Freiheit eines jeden Einzelnen, mit ſeinen daraus herfließenden natürlichen und erworbenen Rechten gegen die Angriffe Aller zu ſchützen. Weit entfernt, daß ich, als Bürger, meine Individualität oder Perſönlichkeit aufzugeben [illegible]zwungen werden könnte, trete ich vielmehr in einen Staat, um ſie zu ſichern; und dieſer iſt ein großes Pantheon, in welchem Jeder für ſeine eigne Gottheit eine Stelle zum unverletzlichen Tempel findet, oder doch finden ſollte.

Der von dir oben aufgeſtellte Grundſatz der Beſtimmung des Menſchen ſcheint mir neu und fruchtbar an großen Reſultaten. Läugnen läßt ſich nicht, daß der Menſch, ein dreifaches Weſen durch ſeine Sinnlichkeit, ſein Gewiſſen und ſeine Intelligenz, auch eine dreifache Beſtimmung hat. Wahr iſt, daß der Staat nur durch den Willen derjenigen, die ihn gründen, entſtehen kann. Widerſinnig aber wäre die Vorausſetzung, daß der Menſch ſeine Zerſtörung oder auch nur eine Verſchlimmerung ſeines Zuſtandes wolle. Hat der Staat darum einen Zweck, den er doch als ein Werk vernünftiger Weſen haben muß, dann kann er kein andrer, als die Erhaltung des Menſchen und die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes ſeyn. Dem Berufe, den wir von der Natur empfangen haben, können und dürfen wir in keinem Falle entgegenwirken. Allem, was der Menſch thut und will, muß ſeine urſprüngliche Beſtimmung zum Grunde liegen, und ſeine Entwickelung und Ausbildung kann nur eine Entwickelung und Ausbildung dieſer urſprünglichen Beſtimmung ſeyn. Die Frage, was durch den Staat geleiſtet werden müſſe, iſt darum auch nicht ſchwer zu beantworten. Der Staat ſoll dem Menſchen, als ſinnlichem, moraliſchem und Verſtandesweſen die Erreichung ſeiner Beſtimmung möglich machen und erleichtern.

Aus dem Geſagten laſſen ſich nachſtehende Grundſätze folgern: 1) Der Staat muß dem Menſchen, als Sinnenweſen, die Möglichkeit der Erwerbung des höchſtmöglichen Grades von ſinnlichem Wohlſeyn ſichern. Ich ſage die Möglichkeit der Erwerbung, nicht aber das Wohlſeyn ſelbſt, weil der Menſch es ſich nur in Freiheit geben, nicht aber gezwungen von Andern empfangen kann. Die Anwendung des äußerſt folgereichen Grundſatzes auf Reichthum und Armuth, als künſtliche Erzeugniſſe des geſellſchaftlichen Zuſtandes, wollen wir uns vorbehalten.

2) Die poſitive Geſetzgebung des Staates darf mit der moraliſchen des Menſchen nicht im Widerſpruche ſtehen; im Gegentheil ſoll jene eine weitere Anwendung und Ausführung von dieſer auf gegebene Fälle und beſtimmte Gegenſtände ſeyn.

3) Der Staat darf der Wirkſamkeit des Menſchen, in ſeiner angeführten dreifachen Beziehung, keine Schranken ſetzen, ſondern muß ihr vollkommne Freiheit laſſen, ſo lange der Menſch, durch ſein Wirken, die Freiheit Anderer nicht ſtört. Nur wo er Rechte kränkt, wird er ſtrafbar; nur wo er fremde Freiheit nicht achtet, verwirkt er die eigne.

4) Die Eintheilung in perſönliche und Sachenrechte, welche die Rechtslehre angenommen, fließt aus der doppelten Natur des Menſchen, die ihm als körperlichem und geiſtigem Weſen eigen iſt. Die Frage: Was kann Eigenthum werden? und wie kann es ſolches werden? muß nach dieſem Grundſatze beantwortet werden. Die Beantwortung dürfte aber nicht ganz ſo ausfallen, wie ſie in den Naturrechten bis jetzt größtentheils ausgefallen iſt.

5) In wie weit der Menſch im Staate ein Recht auf Glaubens-, Gewiſſens- und Gedanken-, das heißt Rede- und Schreibefreiheit habe, iſt (durch Nr. 3) entſchieden.

6) Der vollkommenſte Staat wäre demnach der, welcher es den Staatsgenoſſen am leichteſten macht, ihre Beſtimmung, die ſie als Menſchen (ſinnliche, moraliſche und Verſtandesweſen) haben, zu erreichen. Da dazu der höchſte Grad von Freiheit gehört, dieſe aber allgemein, das heißt für jeden Einzelnen dieſelbe ſeyn muß,

ſo iſt der vollkommenſte Staat, mit andern Worten, auch der, wo die größte Freiheit bei der größten Gleichheit und Gerechtigkeit gefunden wird.

Ich hättte wohl Luſt, mich auf dieſem Felde weiter auszubreiten; aber die Nacht deckt ſchon die Thäler, und die Sterne glänzen in der Tiefe des Himmels; denken wir darum an die Heimkehr!

Theodor. Und an den ſinnlichen Menſchen, der ſich mit ſeinen Anſprüchen meldet! Aber ich behalte mir die Fortſetzung unſrer Unterhaltung vor, die um ſo wichtiger für mich wird, da wir in dein einheimiſches Gebiet — die Politik, überzutreten im Begriffe ſind.

Emil. Morgen, wenn du willſt.

Zweites Geſpräch.

Theodor. Ich habe über unſre geſtrige Unterhaltung nachgedacht und gefunden, daß ich mich ohne Vorbereitung in einen Kampf mit dir eingelaſſen hatte, in dem ich nicht zum Beſten beſtand, weil meine Waffen nicht in dem beſten Zuſtande waren. Ich hoffe wenigſtens, daß ich ehrenvoller gefallen wäre, wenn ich die Zeit gehabt hätte, mich zu rüſten. Indeſſen muß ich doch auch geſtehen, daß ich heute über Manches anders denke, als ich geſtern darüber dachte; und dafür bin ich dir dankbar. Ich finde den großen Unterſchied zwiſchen dir und mir darin, daß du gelebt und gedacht haſt, ich aber nur geleſen und gedacht habe; ein Unterſchied, der dir, auch die Ueberlegenheit deiner natürlichen Kräfte abgerechnet, noch ein großes erworbenes Uebergewicht über mich giebt.

Ich ſehe ein, daß die Beſtimmung eines jeden Menſchen ein in ſich vollendetes Ganze iſt, die wohl mit der eines andern Menſchen, eines Volks oder auch des menſchlichen Geſchlechts zuſammentreffen kann, ohne aber nothwendig mit ihr verbunden zu ſeyn. Der Schmerz eines Andern iſt darum kein Erſatz für die Freuden, die er mir geraubt hat. Mein Unglück darf in keinem Falle, gegen meinen Willen, der Preis des Glückes ſeyn, welches einem Andern zu Theil wird; und der Staat oder auch die Natur, welche es ſo eingerichtet hätte, daß ein denkendes Weſen das Werkzeug eines denkenden Weſens, jenes Mittel und dieſes Zweck wäre, oder daß eine Generation verdammt werden müßte, um eine folgende ſelig zu machen, würde ein ungerechter Staat oder eine ungerechte Natur ſeyn. Wer kann irgend einer Macht das Recht geben, mich zum plumpen Piedeſtale zu verarbeiten, um einen Andern als eine angebetete Gottheit auf demſelben aufzurichten?

Noch mehr; Wenn es ein anderes Leben giebt, in welchem die Schmerzen, Ungerechtigkeiten, Tugenden und Verbrechen dieſes Lebens ausgeglichen werden, dann müſſen wir das ganze Bewußtſeyn dieſes Daſeyns mit in das künftige hinübertragen, weil wir ſonſt nicht mehr Wir ſelbſt wären; denn nur das fortgehende Bewußtſeyn, welches Alles, was ſich auf mich bezieht, als ein Ganzes ſammelt, macht, daß ich mich in dieſem Ganzen erkenne. Wenn ich heute als Menſch ſterbe, und morgen als Cherub auferſtehe, dann muß daſſelbe Bewußtſeyn den Menſchen mit dem Cherub verbinden. Iſt dies nicht, dann habe ich Menſch von heute mit dem Cherub von morgen nichts gemein, und wir ſind durchaus verſchiedene Weſen.

Der ſeltſame Beweis, den man für die Unſterblichkeit des Menſchen führt, daß nämlich in der Natur keine Kraft, er alſo auch nicht untergehen könne, iſt demnach ein hohles Wort ohne Sinn. In der Natur geht keine Kraft unter! Ich gebe es zu, obgleich es durchaus falſch iſt. Geſetzt nun, nach der Lehre der Seelenwanderung, ginge meine Seele in den Körper eines Pythagoras über, der nach Jahren oder Jahrhunderten wieder auferſteht, lebte ich dann in dem kommenden Pythagoras fort? Das iſt nicht möglich, weil, wenn ich es wäre, es Pythagoras nicht ſeyn könnte, und umgekehrt. Kann die Seele des Weiſen von Samos in mir oder in irgend einem Andern fortleben? Ich zweifle; denn weder ich noch der Andere ſind Pythagoras oder können es ſeyn, ohne daß wir aufhören, Ich und Er zu ſeyn. Das fortgehende Bewußtſeyn macht gerade, daß ich — ich und nicht ein Anderer bin.

Emil. Sehr wahr. Dieſer Beweis iſt für eine gute Sache ſchlecht geführt. Leere Menſchen bezahlen gern mit leeren Worten, und laſſen ſich auch in dieſer Münze bezahlen. Du führteſt wohl den Beweis für unſere Unſterblichkeit mit beſſern Gründen, und ich werde ſie zur Zeit von dir fordern. Dieſe höchſte Sache hat für mich das höchſte Intereſſe; auch hängt ſie mit dem Gegenſtande unſrer Unterſuchung ſehr eng zuſammen; denn man kann fragen, ob unſer irdiſches Leben ein in ſich vollendetes Ganze, oder nur Vorbereitung und Eingang zu einem künftigen Leben ſey, und ob ich alſo dieſes Daſeyn nicht als Mittel zu dem Zwecke eines beſſern Daſeyns betrachten müſſe? Indeſſen will ich dich nicht unterbrechen.

Theodor. Mir ſcheint, als ſey dies Leben ein in ſich vollendetes Ganze, auch wenn uns ein künftiges zugeſichert iſt. In dieſem Daſeyn haben wir eine unſrem Planeten angemeſſene Organiſation. Wir ſind Menſchen, die wir nie mehr werden, mit Pflichten, Gefühlen und Begriffen, die nie wieder mit uns auferſtehen; kurz, nie können wir wieder ſeyn, was wir hier ſind und waren. Wir laufen alſo hier den Kreis einer gewiſſen Wirkſamkeit aus, die ihre gewiſſe beſtimmte Sphäre hat, an die ſich keine andere ergänzend anſchließen kann. Die Pflichten eines Bürgers, Gatten und Sohnes, die ich hier vernachläßige, kann ich nicht reuevoll in einem künftigen Leben nachholen. Meine Schmerzen in dieſem Leben kann mir keine Freude in dem andern vergüten, und eine Beſtimmung, die ich hier verfehle, kann ich dort nicht erreichen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das andere Leben doch auch wieder ſeine andere Beſtimmung und Wirkſamkeit haben muß, ſo gewiß es ein anderes Leben iſt.

Auch wäre es in der That der ſeltſamſte Zweck der Schöpfung, wenn ſie hier etwas verderben wollte, um dort Gelegenheit zu haben, es wieder gut zu machen; wenn ſie mich hier zum Entbehren verdammt hätte, um mich dort mit Ueberfluß zu bezahlen; wenn ſie mich in dieſem Leben zum dienenden Neger erniedrigte, um mich im andern zum gebietenden Herrn einer reichen Plantage erheben zu können. Das hieße ſündigen, um Stoff zur Reue zu haben, beleidigen, um ſich verſöhnen zu können, zerſtören, um wieder aufbauen zu dürfen. Es läge in dieſem Zwecke noch weniger Konſequenz als in der Prozeſſion der ſpringenden Heiligen, die doch drei Schritte vorwärts und nur zwei zurück thun. Hier thäte die Natur zwei zurück, um gerade wieder zwei vorwärts thun zu können.

Emil. Was du ſagſt, iſt kühn, aber wahr, und benimmt der Heiligkeit dieſes und des andern Lebens nichts. Du willſt nur beweiſen, daß man ſich oft ſchlechter Gründe bedient, um eine gute Sache zu unterſtützen, und daß dieſe gute Sache ganz andere Gründe für ſich hat und braucht, als die ſind, welche uns hundert und hundert unberufene Sachwalter in hundert und hundert Bänden geben. Ich hoffe, daß wir auf dieſen Gegenſtand wieder zurückkommen.

Theodor. Ich wünſche es. Wenn ich übrigens gegen ſolche und ähnliche Gründe noch vieles auf dem Herzen habe, dann gilt mein Unwille nicht dieſen Gründen ſelbſt, und noch weniger der Sache, die ſie aufrecht erhalten ſollen, ſondern einzig den Motiven, die ſie erzeugen. Wie oft wird das künftige Leben an dieſes als ein Krankenhaus angebaut, in dem man von ſeinen Sünden geneſen ſoll? Da das künftige Daſeyn Alles ausgleicht und ebnet, das gegenwärtige aber nur Mittel ſeyn ſoll, ein Vorhof, in dem man ſich nicht aufhält, ſo lohnt es ſich kaum der Mühe, in dieſem Leben und für dieſes Leben etwas von Bedeutung zu ſeyn und zu thun. Wenn gewiſſe Menſchen dieſes Daſeyn um einen ſo billigen Preis anſchlagen, und ſich und Andere an ein künftiges anweiſen, dann geſchieht es, um ſich den Pflichten, die ſie hier erfüllen ſollten, zu entziehen. Die Indolenz, die Gleichgültigkeit, die Schwäche oder auch die Verzweiflung, die eine Tochter der Schwäche iſt, ſuchen für ſich in dieſem Glauben eine Rechtfertigung. Großen Seelen mag es in gewiſſen Stimmungen erlaubt ſeyn, dieſes Leben zu verachten, weil ſie über es erhaben ſind: Chriſtus, Cato, Sokrates. Aber das Gemeine, das den Kothurn trägt, um ſeine Kleinheit zu verbergen, wird lächerlich.

Von derſelben Art giebt es auch Politiker, die ihre Anweiſungen auf künftige Generationen ausſtellen, weil ſie ſich mit der gegenwärtigen für unvermögend zu zahlen erkennen. Die harte Zeit, welche über Deutſchland gekommen war, hat dieſe fromme Stimmung in ſonſt eben nicht frommen Gemüthern erzeugt. Die erlittene Demüthigung hat das ſchlafende Gefühl des Rechts in ihnen aufgeweckt. Hätten ſie aber wie ihre Sieger geſiegt, ſie wären noch weniger mild geweſen als dieſe. Menſchliche Leiden führen zu menſchlichen Geſinnungen. Das Glück macht gewöhnliche Seelen übermüthig und hart. Die Grundſätze der Billigkeit, der Großmuth und des Rechts welche die Gedemüthigten anſprechen, ſind immer die der Schwäche, welche unterliegt. Die Stärke, die ſie nicht braucht, mag ſie auch ſelten kennen. Die Koalitionen wollten, was Frankreich that, und vielleicht noch etwas Schlimmeres. Die Unfähigkeit der Menſchen, die ſie leiteten, wußte nur die Mittel nicht immer zu finden und zu benutzen. Sie wollten, wie ein gemeines aber ausdrucksvolles Sprüchwort ſagt, die Eier eſſen, aber die Schalen nicht zerbrechen.

Emil. Ich errathe dich mehr, als ich dich verſtehe.

Theodor. Du wirſt mir dieſe Ausſchweifung vergeben, auf die mich eine ſehr natürliche Ideenverbindung führte. Der Gegenſtand, mit dem wir eben beſchäftigt waren, rief mir eine kleine Schrift ins Gedächtniß, die bei einigen ſonſt aufgeklärten Menſchen Beifall fand. Der Verfaſſer derſelben ſucht ſich und Andere über das harte Loos, das Deutſchland traf, zu tröſten. Da wir Deutſche Troſt brauchen, ſo iſt es natürlich, daß wir uns Gründe dazu gefallen laſſen, wenn ſie ſich auch eben nicht durch ihre Stärke empfehlen. Artikel, die allgemeines Bedürfniß werden, ſteigen im Preiſe, wenn ſie auch an innerm Gehalte verlieren. Troſtgründe gehörten, denke ich, in den meiſten Gegenden Deutſchlands zu dieſer Waare.

Der Verfaſſer beginnt mit der Verſicherung, eine höhere Macht leite die Angelegenheiten der Welt und der Staaten ſo, daß am Ende das Menſchengeſchlecht doch immer an Weisheit und Glück gewinne. Die Thorheiten der Einzelnen ſchaden alſo dem Ganzen nicht; und wenn die Menſchen auch Widerſprüche auf Widerſprüche, Elend auf Elend häufen, eine höhere Macht verwandelt ſie für das ganze Geſchlecht in Weisheit und Glück. Was liegt daran, daß der Krieg die Felder verwüſtet, Städte und

Länder verheert, die Menſchen zu Tauſenden würgt, den Schrecken und die Gewaltthätigkeit vor ſich herſendet, und den Hunger, das bleiche Elend und die Immoralität in ſeinem Gefolge nachſchleppt? Der Eitle, der Ruhm- oder Länderdurſtige, der dieſe Furie gegen die Völker hetzt, überläßt es einer höhern Macht, aus dem Elende und den Verbrechen, die er ſäet, Glück und Weisheit zu ziehen. Dieſe abgeſchmackte, verbrecheriſche Rechtfertigung des Laſters und der Unfähigkeit ſagt den Menſchen, der das Böſe, mit oder wider Willen, vollendet, von jeder Verantwortlichkeit los. Sie ſetzt einen Attila und Phocion auf eine Linie, und vernichtet das Heiligſte, was es für den Menſchen giebt, den frommen und guten Willen. Was braucht er auch das Gute zu wollen und zu thun, da die Vorſehung ſeine Thorheiten und Verbrechen zu Wohlthaten für das menſchliche Geſchlecht adelt!

Emil. Das Schickſal knüpft oft an ein Verbrechen das Glück eines Volks, und an eine Tugend ſeinen Untergang. Die Zukunft reift den Saamen, den die Thorheit ausgeſtreut, nicht ſelten zur Pflanze, die Weisheit trägt. Aber der Menſch, dem Gott Einſicht gab und Willen, ſoll erkennen, prüfen und wählen. Die Handlung, die er wollte und that, gehört ihm an, und nicht ihre Folgen, die das Schickſal aus ihr entwickelt. Die That iſt ſein, die unvorhergeſehenen Wirkungen derſelben ſind es nicht. Niemand vermag vorauszuſagen, auf welche Art mein

Entſchluß auf die ſpäte Nachwelt wirkt. Aber ich erkenne, ob er gerecht und weiſe iſt, und das allein beſtimmt mich, ihn zu vollziehen. Der Entſchluß iſt mein und der gegenwärtige Augenblick; die Zukunft gehört einer fremden Macht. Ich kann heute, auf die Gefahr meines eignen Lebens, einem Unglücklichen, den der Strom ergreift und mit ſich fortreißt, das Leben retten, und der Sohn des Geretteten kann zum Mörder werden an meinem eignen Kinde, oder zum Verräther an ſeinem Vaterlande. Bin ich darum Kindesmörder und Vaterlandsverräther? Soll ich dieſe Möglichkeit berechnen, wenn ich den Menſchen mit den Wogen kämpfen ſehe, in denen er ſein gewiſſes Grab fände, rettete ich ihn nicht? O Weisheit des Kopfes, was machſt du aus unſerm Herzen?

Theodor. Das gegenwärtige Menſchengeſchlecht, ſagt derſelbe Schriftſteller, iſt nur ein Mittel zur Belehrung und Beglückung des nachfolgenden. Man darf alſo die Gegenwart nicht nach der Gegenwart beurtheilen, die nur der Saame iſt, aus dem die Zukunft mit Blüthen und Früchten aufgeht. Die Gegenwart kommt demnach mit ihrem Elende oder mit ihren Genüſſen, mit ihrer Tugend und Weisheit für ſich ſelbſt nicht in Anſchlag; ſie iſt nur der Grund und Boden, auf dem eine ſchöne Pflanze in der Zukunft aufblühen ſoll; und für das Gedeihen dieſer Pflanze düngen wir das Feld mit unſerm Schweiß und Blut.

Emil. Und wann ſoll dann dies beglückte Menſchengeſchlecht erſcheinen, dem alle früheren Geſchlechter aufgeopfert würden? dieſe befehlenden und freien Spartaner, für deren Dienſt die Vorſehung Jahrtauſende hindurch dienende Heloten ſchafft? War nicht jede Vergangenheit auch eine Zukunft und Gegenwart? Wird nicht jede Zukunft eine Gegenwart und Vergangenheit? Soll und kann unſre Gegenwart, die doch auch eine Zukunft wird, und eine Vergangenheit war, der Zweck einer frühern Vergangenheit geweſen, und wieder das Mittel einer ſpätern Zukunft ſeyn? Wenn das iſt, dann ſehen wir in ihr, wie in jeder Zeit, ein Opferthier, das der Zukunft abgeſchlachtet wird, und eine Gottheit, der man die Vergangenheit als Opferthier abgeſchlachtet hat. Eine ſeltſame Verwirrung der Begriffe! Hier Mittel und dort Zweck, aber doch nie ſich ſelbſt Zweck! Jede Zeit hatte einen Werth, für die Zukunft nämlich als Mittel, und für die Vergangenheit als Zweck, und nur die Gegenwart ſtände arm und nackt da, und wäre für ſich ſelbſt nichts!

Theodor. Auch ſtraft die Geſchichte dieſe Meinung Lügen. Sind wir beſſer und glücklicher, als es die Römer und Griechen und hundert andere Völker waren, die mit Ruhm oder namenlos untergingen? Sind vielleicht die heutigen Bewohner von Livadien mehr werth als die Zeitgenoſſen des Themiſtokles und Miltiades? Welche Fortſchritte hat das ehemals ſo herrliche Kleinaſien gemacht, der Siz der Kunſt, des Reichthums und des Vergnügens? Wo ſind die im Alterthume ſo berühmten Monarchien des Orients, wo die großen und blühenden Städte des ungeheuren perſiſchen Reichs?

Auf der ganzen unermeßlichen Küſtenſtrecke, von dem verödeten Boden, wo das alte Troja ſtand, bis zur Wüſte, wo von Alexandria aus der Handel ſeine Waaren und Schätze in die ganze bekannte Welt ſendete; von dem rothen Meere bis an die Säulen des Herkules, wo hundert Völker mit regem Leben frei und thätig alle Künſte und Wiſſenſchaften übten, herrſcht Unwiſſenheit, Despotism, Armuth und Entvölkerung, wie auf dem klaſſiſchen Boden, wo einſt Athen, Lacedämon und Korinth, unſre auch jetzt noch unerreichten Muſter, blühten. Wo iſt Karthago, die würdige Nebenbuhlerin des weltbeherrſchenden Roms? wo das im Alterthum ſo berühmte Egypten mit ſeinen Städten Memphis und Theben? Verdient das mönchiſche Rom vielleicht den Vorzug vor dem Rom der Scipione, Grachen und Catone?

Die Lobredner unſrer Aufklärung haben eine ſeltſame Art zu beweiſen, daß wir ewig fortſchreiten in der Weisheit. Der Rechtsgelehrte zeigt ſeine Folianten voll verworrener Geſetze, und ihre oft noch verworrenern Kommentatoren. Er iſt der aufrichtigen Meinung, daß die Menſchheit in ihrer Vervollkommnung gleichen Schritt mit dem Umfange ſeiner Büchersammlung gehalten habe. Ihm fällt nicht ein, daß die Geſetze ſich mit dem Verderben eines Volkes vermehren und ſogar verbeſſern, daß für ein Volk von guten und rechtlichen Menſchen alle Strafgeſetze entbehrlich wären. Je einfacher die Sitten der Nationen, deſto einfacher ihre Geſetze. So wie der Menſch verdorbener wird, neue Verbrechen durch neue Bedürfniſſe und zuvor nicht gekannte Leidenſchaften ſo zu ſagen entdeckt, muß die Geſetzgebung neue Mittel erfinden, den ſchädlichen Wirkungen der neuen Bedürfniſſe und Leidenſchaften zu begegnen. Dieſe ſind der Strom, welcher aus ſeinem Bette tritt, und die benachbarten Gefilde verwüſtet. Die Geſetzgebung ſucht den verderblichen Ueberſchwemmungen vorzubeugen, oder die ausgetretenen Wogen in das Bett des Stroms zurückzudrängen. Iſt es ein Beweis von der Güte des Menſchen, wenn er viele Geſetze braucht? Wäre es nicht beſſer, der Strom flöſſe ruhig in ſeinem Bette fort, und man könnte die koſtſpieligen Dämme entbehren, die ſogar oft noch die Beſtimmung haben, den Strom mehr ab- als einzuleiten?

Der Arzt iſt nicht weniger auf die Höhe ſeiner Kunſt ſtolz, und mit eben ſo viel Recht. Ich läugne durchaus nicht, daß er und der Geſetzverſtändige achtungswerthe Leute ſind; daß wir von Herzen wünſchen müſſen, ſie und ihre Künſte möchten gedeihen; aber ſie ſollen uns die Fortſchritte derſelben nicht als Fortſchritte der Menſchheit anpreiſen. Haben wir köſtliche Fiebermittel, eine unfehlbare Heilart der Luſtſeuche, ſo verdanken wir dieſe Schätze doch wohl nur den Fiebern und der Luſtſeuche, die eben keine Beweiſe für die Fortſchritte der Menſchheit in der Wahrheit und Tugend ſind. Die Geſundheit möchte den unfehlbarſten Heilmitteln vorzuziehen ſeyn, und in einem Lande, wo der Menſch das Glück hätte, nie an Krankheiten zu leiden, wären wohl die Arzneikunſt und der Arzt die entbehrlichſten Dinge von der Welt. Wer würde ein ſolches Land beklagen?

Daſſelbe gilt mehr oder weniger von allen Künſten und Wiſſenſchaften, nur wenige ausgenommen, die eines edleren Urſprungs ſind. Ja es gilt ſogar von unſern politiſchen, moraliſchen und religiöſen Inſtitutionen. Die vermehrten Bedürfniſſe und erhitzten Leidenſchaften haben die Wiſſenſchaft und die Kunſt erzeugt und vervollkommnet; und es wäre zu wünſchen, der Menſch brauchte keine Akademien und Zünfte, keine Bibliotheken und Gasthäuſer, keine Fakultäten und Komödianten, keine Geſetz- und Kochbücher, keine Advokaten und Häſcher, und überhaupt den ganzen fürchterlichen Apparat nicht, der unſre Kultur und Ziviliſation begleitet, den Dummen dümmer, den Armen ärmer, den Aufgeblaſenen übermüthig, und die Erde zum Kampf- und Schauplatze furchtbarer Leidenſchaften und lächerlicher Zeremonien macht.

Der Menſch braucht ſie! Gut; er brauche ſie. Euer Vortheil iſt's, daß er ſie braucht. Was wäret ihr Alle, Menſchen der Weltgeſchichte, mit eurem Gefolge von Helfern, Dienern und Lobrednern ohne den erſten Fall der erſten Menſchen? Der Menſch braucht ſie, leider! Ich gebe es zu; aber macht nur keinen Beweis ſeiner Vortrefflichkeit und ſeiner Fortſchritte in der Weisheit und in der Tugend daraus.

Wollte ich die Wiſſenſchaften und Künſte perſifliren, dann würde ich mit der Kriegskunſt angefangen haben, die von dem Brudermorde **Kains** mit einer einfachen Keule bis zur Belagerung von Gibraltar, bei der die See- und Landmacht freundlich zuſammen wirkten, gewiß mehr als Rieſenſchritte that. Auch von einer andern verwandten Wiſſenſchaft hätte ich ſprechen können, die ihren Bliz und Donner vom Himmel borgt, und gegen die mehr als ein Franklin Blizableiter ſchmieden müßte, um ſie unſchädlich zu machen.

Wo bemerken wir nun jene Leiter, auf der das menſchliche Geſchlecht immer eine Stufe höher zum Glück und zur Weisheit hinaufſteigt?

Emil. Wir ſehen Völker und Menſchen entſtehen und untergehen, fallen und ſich aufrichten. Die Zeit, welche vergeht und wiederkommt, trägt eine lebende Generation als einen Baum, der Knospen treibt, Blüthen und Früchte reift, und ſie fallen läßt, um neuen Knospen, neuen Blüthen und Früchten Plaz zu machen. Werdende Geſchlechter nehmen die Stelle der untergehenden ein. Da iſt keine erſte Knospe wegen einer zweiten, keine erſte Blüthe wegen einer zweiten, keine erſte Frucht wegen einer zweiten. Was neben einander iſt und auf einander folgt, wirkt auf einander im Raume und in der Zeit. Aber da iſt das Eine nicht, damit das Andere ſeyn möge. Es iſt wegen ſich, und für ſich. Ich bin; bin aber nicht, um Vater zu ſeyn von meinem Sohne, wie mein Vater nicht war wegen mir, dem ſeinigen. Aber er war, und ich bin, und zwar waren und ſind wir beide mit gleichem Rechte, jeder an ſeiner Stelle. Der muß wenig über ſich gedacht haben und über ſein Daſeyn, der nicht tief fühlt, daß ſein Leben ein Ganzes iſt, daß ſeine Hoffnungen, Genüſſe und Wünſche, ſeine Einſichten und ſein Glaube eine eigne Welt bilden, die ſich mit keiner fremden Welt vermiſcht, dieſe nur freundlich oder feindlich berührt, und daß ſeine Welt mit ihm wird, ſich erweitert mit ſeinem Leben, und untergeht mit ihm.

Die große unendliche Natur iſt ein Ganzes, in welchem alle Theile ſich wechſelſeitig unterſtützen und halten, oder bekämpfen und zerſtören. Den Zweck und den Gang des Unermeßlichen kennen wir nicht, und der Menſch wird ſie nie kennen lernen. Aber das ſehen wir, daß Alles, was iſt, für ſich ſelbſt iſt. Und ſeine Stelle in der Schöpfung behauptet das Größte mit demſelben Recht, wie das Kleinſte. Aber in der willenloſen Natur giebt es kein Recht. Darum ſehen wir entweder ein freundſchaftliches

Zuſammenſtimmen oder einen Kampf der mannigfaltigen Elemente, die für uns wohlthätig oder zerſtörend wirken, ohne Rückſicht auf unſern Werth oder auf unſre Schuld.

Es iſt eine lächerliche Anmaßung des Menſchen, daß er ſagt, die Natur, die Schöpfung, oder welchen Namen er dem wirkenden Prinzip des Univerſums geben will, leite alles zu ſeinem Beſten. Was iſt dies Beſte? ein moraliſches? Die Natur kennt es nicht. Die Seuche greift ihre Opfer blind, und bringt ſie dem Tode; nimmt den einzigen Sohn, der ſeine kranke Mutter nährt, und läßt die hungernde Wittwe leben, würgt den blühenden Jüngling, der mit ſeligen Hoffnungen ins friſche Daſeyn ſieht, und ſchont den Greis, der lebensſatt ſich nach dem Grabe ſehnt. Der Sturm ſchleudert ein Schiff in den Abgrund der Wogen; es trug einen Vater, der auf ſeinen Küſten Handel trieb, und nun ſeinen ganzen Reichthum, die Frucht jahrelanger Sorgen dem Meere anvertraute. Er kehrt zurück von den Seinigen erſehnt, und in der Heimath harren des theuren Abweſenden ein liebendes Weib und hoffnungsvolle Kinder. Die Fluten begraben den Vater und das Vermögen neben einem Verbrecher, der daſſelbe Schiff gewann, um der Rache der Geſetze zu entgehen. Der Hagel zerſchmettert die Saat des Guten und Böſen, des Reichen und Armen, wie die Sonne mit demſelben mütterlichen Blicke auf dem Tugendhaften und dem Verbrecher, dem Pallaſte des Großen und der Hütte des Dürftigen ruht.

Theodor. Oder wäre die letzte und höchſte Abſicht der Natur vielleicht unſer phyſiſches Wohlſeyn? Das iſt noch unwahrſcheinlicher. Der Menſch, der im ewigen Kampfe mit ſich ſelbſt und ſeines Gleichen lebt, hat auch die Natur noch zu bekämpfen, um ſeine Exiſtenz zu ſichern. Alle Jahrszeiten drängen ihn mit ihren Unannehmlichkeiten, gegen die er, durch Kleidung und Wohnung, Schutz ſuchen muß. Den undankbaren Boden düngt er mit dem Schweiße ſeines Angeſichts, damit er ſeinen Fleiß mit den erſten Bedürfniſſen ſeines Lebens lohne. Unter Schmerzen tritt der Menſch in dieſe Welt; unter Schmerzen verläßt er ſie, und welche unendliche Schmerzen begleiten ihn von der Wiege bis zum Grabe! Kein anderes Geſchlecht der lebendigen Weſen kennt das Heer von marternden Krankheiten, den künſtlichen Krieg mit allen Qualen und Verbrechen einer Hölle, und die weit ſtechendern Schmerzen des Herzens und der Seele als die körperlichen: den Neid, die Eiferſucht, die Eitelkeit, die Ehrbegierde, die Habſucht, den ewig unbefriedigten Heißhunger nach Wiſſen und Macht, der durch die Sättigung nur gereizt wird, die Todesangſt, und die Furcht wegen einer ungewiſſen Zukunft! Sieh die zahlloſe Menge von Dürftigen, die der bleiche Hunger entſtellt, und ihr gegenüber den Reichen ohne Mitleid, der an ſeiner Gefräßigkeit erkrankt, und den Armen als einen Glücklichen um ſeinen Hunger beneidet! Sieh den Uebermuth der frechen Gewalt, und die kriechende Unterwürfigkeit der Schwäche, das Elend in Lazarethen, Armen-, Kranken- und Narrenhäuſern, die das Elend nur in einem gedrängten Auszuge liefern, welches in dem großen Lazarethe, Armen-, Kranken- und Narrenhaus die Menſchheit martert!

Emil. Vollende das ſcheußliche Gemälde nicht! es erweckt nur Ekel. Ja, lebte in dem höhern Menſchen nicht etwas, das größer iſt als ſeine Schmerzen, größer als dieſe Welt mit ihren Genüſſen und Qualen; wahrlich, er wäre das unglücklichſte und verächtlichſte Weſen zugleich. Aber in dem gottähnlichen Menſchen lebt auch ein göttlicher Geiſt. Einem Nero, Buſiris, Tamerlan, Pizarro und Torquemada ſetze ich dir einen Mark-Aurel, Epaminondas, Lykurg, Las-Caſas und Fenelon entgegen. Das Verbrechen iſt laut, die Tugend ſtill. Was die Geſchichte von dem Menſchen erzählt, iſt wahrhaftig das Beſte nicht, was er thut.

Theodor. Man hat die Idee einer ewig fortſchreitenden Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechts, und den Glauben, daß die Natur doch am Ende alles zum Beſten leite, erfunden und in Umlauf geſetzt, um den Menſchen für die Mängel der Gegenwart mit der Hoffnung einer glücklichern Zukunft zu tröſten. Ich liebe dieſe weiche Schonung nicht; der Mann muß ſich daran gewöhnen, das harte Leben hart zu faſſen. Wenn das Schickſal oft die ſtarre Hand in das zarte Herz legt, und es blutend drückt, dann wafnet es lieber mit Muth und Stärke, daß es das Unvermeidliche ertragen lerne, als daß ihr den Balſam ohne Heilkraft, das Gemiſch von leeren Verheißungen und [illegible] Hoffnungen in die Wunde gießet. Zeigt dem Menſchen die Gefahren und Schmerzen, die ihn erwarten, daß er ſich an ihren Anblick gewöhne, und ſie bekämpfen oder erdulden lerne. Gebt ihm die Welt, wie ſie iſt, keine Hölle und kein Paradies, und ſagt ihm, daß er beide nur in ſich ſchaffen und finden kann. Die müßige Frage, warum es ſo und nicht anders ſey, und die zwecklose Klage, daß es ſo ſey, laſſen ihn das Elend nur wiederkäuen. Dieſe zarte Weichlichkeit, die jeden bittern Tropfen im Kelche unſeres Daſeyns verſüßen, und verſüßt genießen möchte; die in unſerer Philoſophie und Pädagogik dem Manne die Bruſt verwahren will gegen die Winterfröſte, die erſtarrend über dem Leben liegen, und dem Knaben eine Brücke baut vom ABC zum Leſen, um ihm das lange Buchſtabiren zu erſparen, verzärteln nur und erhöhen die Empfindlichkeit. Anſtrengung übt die Kraft, Gefahr den Muth; und beide brauchen wir. Ebnet dem Menſchen die Berge, und er ſcheuet die Hügel wie Berge; ebnet die Hügel, und er findet den Gang durch die Ebene beſchwerlich. Verwahrt ihn gegen den ſtrengen Oſtwind, und der milde Weſt wird für ſeine Weichlichkeit Oſtwind werden. Was der Menſch vorzüglich braucht, iſt Muth und Kraft, zufällige Uebel zu bekämpfen und nothwendige zu ertragen. Das lerne er früh, weil er es nie zu früh wiſſen kann. Unſer Unterricht ſpricht die ganze Art dieſer Generation aus: ſpielend ſoll alles gethan und gelernt werden, und das Zuckerbrod wird noch in der Form von Buchſtaben gebacken werden, um den Kindern das Alphabet naſchend beizubringen.

Es iſt viel Elend in dieſer Welt, das iſt unläugbar; aber wer kann ſagen, warum dieſe Diſſonanzen die Harmonie der Schöpfung ſtören, und ob es wirklich Diſſonanzen ſind? Der nur kann es, der die Zerſtörung und die Fruchtbarkeit in der Nähe von Vulkanen vereinigte; der dem Lamm und der Taube das Leben gab und die Liebe zum Leben, und dem Tiger und Geier den Stachel der Mordluſt in die Bruſt trieb; der dem Menſchen die zweifache Seele gab, deren eine das Gute erkennt und will, und die andere nach dem Böſen ſtrebt; der die Hoffnung und den Wunſch der Unſterblichkeit ſo tief in ſein Herz ſenkte, und ſein Auge blendete, daß es nicht über das Grab ſieht, in dem es nur Verweſung findet. Soll der Menſch, der nur ein Laut, oder das Menſchengeſchlecht, das nur ein Akkord iſt, das Inſtrument und ſeinen Meiſter richten? Welcher Aberwitz! Und doch wagt er zu ſagen: die Welt iſt die beſte, oder die Natur hat ſich verirrt, oder Alles iſt gut, weil es nicht anders werden konnte, oder das Univerſum iſt ein Machwerk des Zufalls. Es ſteht dem Menſchen gut an, daß er ſeinen Maaßſtab an die Allmacht Gottes legt, und ſagt: ſo weit vermochte ſie zu geben, und nicht weiter! Er ſieht ſich für den Mittelpunkt der Schöpfung an, und hält in ſeinem Wahne die Myriaden von Sonnenwelten, die ſich in den unendlichen Räumen wälzen, für eben ſo viele Nachtlampen, welche eine gefällige Vorſehung, zu ſeinem Dienſte, mit jedem Abend an das Firmament befeſtigt. Ich weiß nicht, ob die Apologien und Anklagen der Natur mehr lächerlich oder empörend ſind.

Emil. Irgend ein Zweck muß indeſſen der Schöpfung zum Grunde liegen. Als vernünftige Weſen ſind wir genöthigt, dieſe Wahrheit anzuerkennen; und da nothwendig der Schöpfer unſrer Vernunft, die Quelle alles Lebens und Denkens, die höchſte Vernunft iſt, ſo folgt doch ſehr natürlich, daß der Zweck der Schöpfung dieſer höchſten Vernunft würdig ſeyn müſſe.

Theodor. Wäre der Schöpfer der Welt ein Menſch, ſo würde ich der Kette deines Syllogism's von Ring zu Ring bejahend folgen. Die Form ſeines Denkens wäre dann die meinige, wie ſeine Anſicht der Dinge und ſeine Vernunft. Ich erkenne die Wahrheit, die menſchliche Wahrheit iſt, und achte die Tugend, die menſchliche Tugend iſt; mehr ſoll und kann ich — Menſch nicht. Als ſolcher bin ich in dieſen engen Kreis gebannt, der alles Menſchlichen unterſchiede. Aus ihm vermag ich nicht herauszutreten, ſo gewiß ich Menſch bin; auch der Höchſte kann ſich nicht über ihn erheben. Aber wer heißt uns in dieſen engen Kreis herabziehen, was nicht menſchlich iſt? das Uebermenſchliche mit menſchlichem Verſtande erforſchen, und der Gottheit die Feſſeln anlegen, an die ſie mein Geſchlecht befeſtigte? Unſre höchſte Gottheit iſt nur ein vergötterter Menſch, unſer ſchönſter Himmel nur eine himmliſche Erde, die erhabenſte Weisheit nur Weisheit eines Menſchen.

Emil. Ich ſchweige.

Theodor. Dem Menſchen geziemt weniger Stolz; und wenn er einen prüfenden Blick auf ſein Leben wirft, und auf das Leben ſeiner Brüder; wenn er ſieht, wie wenig er iſt und vermag, wie der Zufall oder das Verhängniß ſeine Beſtimmung beherrſcht, und die der Völker, wie er nur als Werkzeug dient, wo er als Schöpfer zu handeln wähnt; dann wird er der frechen Anmaßung entſagen, den Zweck der Schöpfung enträthſeln zu wollen.

Man hat oft die Bemerkung gemacht, es gebe keinen Zufall, und ich finde ſie nicht ohne Grund. Mit dieſem Worte verbinden wir den Begriff eines Handelns ohne Willen, Plan und Abſicht, und dem Zufalle die Welt und den Menſchen überlaſſen, hieße die Schöpfung in die Nacht des alten Chaos zurückſtoßen.

Emil. Es mag in der phyſiſchen und moraliſchen Natur keinen Zufall geben, das glaube ich; alles hängt zuſammen in der Welt als Wirkung und Urſache. Ein Plan mag die Natur in ihrer unermeßlichen Wirkſamkeit leiten. Da mag kein Sandkorn von ſeiner Stelle gerückt werden, ohne daß dieſe Bewegung ſich an die Geſetze, denen das Weltall gehorcht, anſchließt. Aber ſieht der Menſch dieſe Verkettung, welche das Größte an das Kleinſte knüpft? Entdeckt ſein Auge die zarten Fäden, durch welche Ereigniſſe, die oft Jahrtauſende und Welttheile trennen, ſich aneinander reihen? Vor beinahe 1800 Jahren beſchreibt ein Römer die Thaten des macedoniſchen Helden. Das Buch fällt einem jungen ehrgeizigen Könige in die Hand, deſſen Einbildungskraft das lebendige Gemälde der Kühnheit **Alexanders** entflammt. Der Schwede ſtrebt **Alexander** zu werden; er füllt die Welt mit dem Rufe ſeiner Abenteuer, und entkräftet ſeinen Staat, daß er auf Jahrhunderte herabſinkt, entvölkert und verarmt, zu einer Macht vom dritten Range.

Kolumb, deſſen Geiſt eine neue Welt ahnt, geht von Hof zu Hof, um ſie den Monarchen bettelnd anzutragen. Er bittet nur um die nöthigen Schiffe, die er zu ihrer Entdeckung braucht; man ſpottet ſeines Entwurfs. In Spanien findet er endlich eine kleine Unterſtützung, die man ihm mehr giebt, um ſich von der Zudringlichkeit des Träumers zu befreien, als weil man an den Erfolg ſeiner Unternehmung glaubt. Kolumb entdeckt Amerika, und an dies Ereigniß knüpft ſich die Umgeſtaltung des ganzen Syſtems des Handels und der Politik. Kein menſchlicher Scharfſinn vermag vorauszuſagen, welche tiefgreifende Veränderungen die Entdeckung der neuen Welt noch nach Jahrhunderten oder in Jahrtauſenden hervorbringen wird. Es war Kolumb leichter, das Daſeyn eines vierten Welttheils, als eine einzige Folge, welche die Entdeckung deſſelben haben würde, zu ahnen.

In der Geſchichte eines jeden Volks, eines jeden Menſchen finden ſich hundert ſolcher Begebenheiten, die ihrem Schickſale eine andere Richtung geben, ohne daß man ſie gewollt oder vorausgeſehen hätte. Der Zufall hat ſie nicht erzeugt; ſie waren nothwendige Folgen nothwendiger Urſachen, und wurden ſelbſt wieder nothwendige Urſachen unzähliger nothwendiger Folgen. Ich nenne ſie Werke des Zufalls, weil der Menſch ſie nicht wollte, nicht vorausſah, weil ſie Zufälle für ihn ſind; und gern wähle ich dieſen Ausdruck, um den Menſchen, an ſeine Beſchränktheit zu erinnern, und ihm ſeine Abhängigkeit zu zeigen, wo er, in ſeinem Stolze, wähnt Herr zu ſeyn.

Theodor. Ich verſtehe dich und ehre deine Gründe.

Emil. Der Menſch erſcheint in dieſer Welt, ohne daß er es gewollt. Er empfängt das Geſchenk des Lebens, ohne daß ihn jemand gefragt, ob es ihm angenehm ſey. Seine Geburt ſchon hängt von hundert Zufällen ab, und der Zufall bleibt auch in der Zukunft ſein größter Gönner oder ſein gefährlichſter Feind. Hier iſt der Neugeborne der verachtete Sohn eines Bettlers, dort der geehrte Sprößling eines Königs. Jenen empfängt das Leben mit allen Qualen, welche die Dürftigkeit begleiten; er iſt zum Entbehren verdammt und zu knechtiſcher Arbeit. Dieſem folgt der Ueberfluß, und Tauſende beneiden ſogar die Glücklichen, die ihn bedienen. Jenen ſchlägt die Geburt als Sklaven nackt an die Galeere des Lebens; dieſen ſetzt ſie in Purpur gekleidet auf den Thron. Sage mir, wer erhob den einen ſo mächtig, und ſtieß den andern ſo tief herab? Doch nicht der Wille und das Verdienſt des ſchreienden Säuglings? Der Zufall that's, der mich von bürgerlichem Stande geboren werden ließ, während dem er in derſelben Minute dieſem, bei ſeinem Werden, eine Krone zu Füßen legte, jenen mit glänzenden Orden ſchmückte, Vielen in dem Reichthum ihrer Eltern ein gemächliches Daſeyn ſicherte, und über die größere Anzahl das grauſame Urtheil einer ewigen Dürftigkeit ausſprach; der Zufall, der mich am Schluſſe des 18ten Jahrhunderts zum Augenzeugen einer merkwürdigen Revolution machte; der mich am Rhein das erſte Licht des Lebens trinken ließ, mich mit dieſer Organiſation ausſtattete, meine zarte Seele mit dem Glauben, den Meinungen und Vorurtheilen meiner Zeitgenoſſen nährte. Wäre ich, was ich bin, ohne alle dieſe Verhältniſſe, die nicht mein Wille, nicht der Wille irgend eines Menſchen beſtimmte? Zu Rom geboren, ein Zeitgenoſſe des großen Scipio, oder im Feuerlande, wäre ich, was ich bin?

Theodor. Wahr, ſehr wahr.

Emil. Und wie oft entſchied der Zufall über mein Leben, über meinen Wirkungskreis, über mein Glück? Ich brauche dich nicht in die Geſchichte deiner und meiner Jugend zurückzuführen. Das Leben aller Menſchen ſieht ſich darin gleich, daß eine unbekannte Hand, gebe man ſie nun dem Zufalle oder dem Schickſale, die zarteſten Fäden an ſeinem Gewebe ſpann, an welche ſich die übrigen, von deiner Hand gearbeitet, nur fortbildend anſchließen.

Theodor. Ich fühle das Gewicht der Gründe, mit denen du deine Meinung unterſtützeſt. Ich kann ſie nicht widerlegen; aber aus meinem tiefſten Innern ſcheint ihnen eine geheime Stimme zu widerſprechen. Wenn, was du ſagſt, Wahrheit iſt, — und ich muß es glauben, — dann giebt es Wahrheiten, die man nie lehren ſollte, weil ſie den Menſchen die Achtung koſten, welche er für ſich ſelbſt hat und haben muß. Du haſt das ſchöne Gebiet meiner Freiheit, auf dem ich froh und heiter wirkte, in ſo enge Gränzen eingeſchloſſen, daß ich mich aus meinem Himmel, in dem ich ein Gott war, zum Sklaven des Schickſals verſtoßen ſehe. Ich wäre alſo ein blindes Werkzeug einer höhern Macht, und der Glaube an meinen Werth, der mich zum Guten ſtärkte, wäre ein Vorurtheil, und meine Handlungen gehörten nicht mir an, ſondern einer fremden Gewalt!

Emil. Sagte ich das? Unſer Wirkungskreis, unſer Schickſal, unſer Glück liegt nicht immer in unſern Händen. Das ewige Verhängniß gebietet über ſie; und dies Loos theilt der Menſch mit den Völkern und der ganzen Menſchheit. Aber mein innerer Werth, meine moraliſche Würde, das, was mich über die Laune des Glücks und die Macht des Schickſals erhebt, iſt mein, oder vielmehr bin ich ſelbſt von jedem fremden Einfluſſe unabhängig. Hier bin ich frei. Ob ich ein König bin oder ein Bettler, im Rathe meine Stimme gebe, oder bei dem Heere fechte; ob ich am Po wohne oder am Miſſiſippi, Bürger des altrömiſchen Freiſtaates, oder Unterthan des Großherrn bin, das iſt einerlei. Ich fühle die Pflicht in mir, wahr zu ſeyn und gerecht, und bin von dem Wunſche beſeelt, glücklich zu werden. Auf welchem Wege, durch welche Mittel ich dieſe Gerechtigkeit, die Tugend übe, das hängt von dem Kreiſe ab, in dem ich wirke. Ob ich mannigfaltige Kenntniſſe in mir vereine, oder in unverſchuldeter Unwiſſenheit lebe, das iſt hier die Frage nicht; ich ſoll nur wahrhaft ſeyn. Auf welchem Pfade ich zu meinem Glücke zu gelangen hoffe, ändert auch nichts an der Sache. Ich gehe den meinigen, weil nur der mich zu meinem Glücke führt. Wir können von dem Menſchen in jedem Alter und Zeitalter, und jedem Himmelsſtriche, in jedem Stande ſagen: er war oder iſt, was er ſeyn ſollte, oder ſeyn ſoll, gut, gerecht und weiſe; oder er war, oder iſt es nicht.

Theodor. Ich glaube dich zu verſtehen. Wir haben Alle, ſagſt du, eine Beſtimmung als Menſchen, deren Erreichung von uns ſelbſt abhängt. Dieſe Beſtimmung iſt unbedingt, und darf mit dem Zufälligen, mit den Verhältniſſen, in denen ich mich befinde, nicht verwechſelt werden. Millionen Menſchen verfolgen auf Millionen Wegen daſſelbe Ziel; daſſelbe Streben äußert ſich, nach Verſchiedenheit der Anlagen und Umſtände verſchieden.

Emil. So iſt es. Und wie der einzelne Menſch, ſo ſind auch die Völker den Geboten eines unergründlichen Verhängniſſes unterthan, und eine Nation läuft ihren Kreis, nur von größerem Umfange, wie das Individuum aus. Man kann, von der Geſchichte belehrt, einem Staate ſein künftiges Schickſal im Allgemeinen, wie dem Menſchen das ſeinige, vorherſagen, wenn man die natürlichen Anlagen des Volkes und des Menſchen, und die auf ſie einwirkenden Verhältniſſe kennt. Die

Zukunft, ſagt Leibnitz, iſt die von der Vergangenheit geſchwängerte Gegenwart.

Theodor. Wenn dem ſo iſt, dann darf ich doch nicht ſagen, daß der Zufall das Schickſal der Menſchen und der Völker leite. Was ſich vorausſagen und berechnen läßt, iſt nicht Werk des Zufalls, ſondern der Nothwendigkeit; hier glaube ich einen gewiſſen Widerſpruch in deinen Aeußerungen zu finden.

Emil. Ich ſage, im Allgemeinen und unter gewiſſen Vorausſetzungen laſſe ſich das Schickſal eines Menſchen oder eines Volkes vorherbeſtimmen. Dieſe Bemerkung, und die Erklärung des Zufalls, wie ich das Wort hier nehme, wird den Widerſpruch, den du zu finden glaubſt, wohl heben. Ich verwechsle Zufall, Verhängniß und Schickſal öfters mit einander, weil die Beſchlüſſe des Schickſals, die Werke des Verhängniſſes, in wie weit ſie der Menſch nicht vorauszuſehen vermag, zufällig für ihn ſind. Ich ſage, der Zufall habe es gewollt, daß ich ein Deutſcher bin, dieſes beſtimmte Vermögen beſitze, und dem 18ten und 19ten Jahrhundert angehöre. Du giebſt es zu. Ohne mehr von mir zu wiſſen, als dieſe wenigen Thatſachen, biſt du im Stande, dir im Allgemeinen eine Idee von mir zu machen. Du ſchließeſt ſogleich auf die Größe und Bildung meines Körpers, auf die Erziehung, die ich erhalten, auf meine Religion, Meinungen, Fertigkeiten und hundert andere Eigenſchaften. Du wirſt mich nicht mehr mit einem Lappländer, Mahomedaner oder Hindus verwechſeln. Je näher du meine Verhältniſſe kennſt, ohne mich darum ſelbſt zu kennen, deſto ähnlicher wird das Bild, das du dir von mir entwirfſt. Es muß doch alſo eine gewiſſe nothwendige Verbindung zwiſchen dieſen Verhältniſſen und mir beſtehen.

Theodor. So iſt es.

Emil. Daſſelbe gilt von Nationen. Geſchichtforſcher, welche Menſchen und Völker ſtudirt und beobachtet haben, machten die Bemerkung, daß ganze Völker das Leben der Individuen im Großen nachbilden; daß ſie denſelben Kreis, nur in einem weitern Umfange, auslaufen, ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr Mannes- und Greiſenalter haben. Metaphyſiker, welche die Sache nicht nehmen wollten, wie ſie iſt, weil eine alte Wahrheit bei dem eitlen Gelehrten nur eine halbe iſt, bemüheten ſich etwas Neues zu ſagen, und ſagten es gegen das Zeugniß der Erfahrung, indem ſie verſicherten, die zwiſchen dem Leben eines Individuums und eines Volkes gefundene Aehnlichkeit ſey falſch.

Theodor. Hier öffnet ſich uns, wie mir ſcheint, ein weites ſchönes Feld. Folgen wir den Völkern in der Geſchichte durch dieſe verſchiedenen Epochen ihres Lebens. Sehen wir, wie ſie aufgewachſen ſind von dem Kindes- und Knabenalter zu dem des Jünglings; wie der brauſende, kräftige Jüngling ein Mann ward, in dem wir die Beſonnenheit mit der Thatkraft verſchwiſtert finden. Folgen wir dem Manne dann, wie er Greis wird und ſeiner Auflöſung entgegenſieht! In welchem Alter befinden ſich die erſten Staaten Europa's? Was haben wir von der nahen Zukunft zu erwarten? Sind wir wirklich Männer, und in den ſchönſten und kräftigſten Jahren unſres Lebens, die den Tod ſobald noch nicht zu fürchten haben? Ich geſtehe dir, daß ich mit Ungeduld deiner Meinung harre. Was denkſt du von der Zeit, in der du ſo viel gelebt, was von den Völkern, die du ſo gut aus Erfahrung kennſt?

Emil. Das Feld iſt, wie du ſagteſt, weit, und es möchte uns an Kraft und Zeit gebrechen, es noch heute zu durcheilen. Wollen wir uns dieſen ſchönen Stoff nicht für einen andern Tag vorbehalten, wo wir uns an ihm mit friſcher Kraft verſuchen?

Theodor. Wenn du willſt, kann ich dann anders wollen? Bin ich nicht der Jüngere, der ſeinem ältern Bruder immer folgſam war, und es auch jetzt noch mit Vergnügen iſt?

Drittes Geſpräch.

Der Menſch wäre mit ſeiner ganzen Beſtimmung an dieſes Leben angewieſen, in dem das Verbrechen ſo oft ſiegt und die Tugend leidet! an dieſes Leben voll hungriger Bedürfniſſe und unzähliger Qualen! und er hätte von der Wiege bis zum Grabe ſeine Laufbahn vollendet! Ohne daß er es will, wird er auf die Bahn dieſes Lebens geworfen; und ohne daß er es will, von ihr abgerufen, und der Erfolg verfälſcht eine gut gemeinte Handlung oft zum Verbrechen, daß er nicht einmal das ſeltne Gute kann, wenn er es auch will. Er leidet, kämpft und entbehrt, und zu welchem Zwecke? um zu leiden, zu kämpfen und zu entbehren. Welche armſelige Beſtimmung! Millionen ſchleppen ihre dumpfe Exiſtenz nackt und arm, von tauſend unbefriedigten Bedürfniſſen, von Krankheiten und Leidenſchaften gefoltert, durch die Ewigkeit eines halben Jahrhunderts, und nur das Ende ihrer Laufbahn iſt das Ende ihrer Leiden. Welch ein trauriges und verabſcheuungswürdiges Schauſpiel hätte ſich ein höheres Weſen in der Schöpfung des menſchlichen Geſchlechts bereitet, wenn unſre Beſtimmung ſich mit dieſem Leben endete! Nein, dieſe Lehre, wenn ſie auch die Vernunft nicht widerlegen könnte, wäre ſchon darum falſch, weil ſie das Herz ohne Troſt, die Tugend ohne Aufmunterung, und die Schwäche ohne Stütze läßt. Sie giebt dem Leben keinen Zweck, den Anſtrengungen des beſten Willens und der höchſten Kraft keinen Preis. Ein wohlthätiger Genius richtet in dem Menſchen den Blick, der unbefriedigt und müde von dieſer Erde ſieht, voll Hoffnung nach einem beſſern Leben auf. Dem freundlichen Winke dieſes tröſtenden Genius will ich voll Vertrauen folgen.

Dieſe und ähnliche Gefühle bewegten mein Innerſtes. Ich nahm keinen Anſtand, den Zuſtand meines Gemüthes meinem Freunde mit freundſchaftlicher Unbefangenheit zu zeigen.

Wir müſſen, erwiederte Emil, dieſe Welt nehmen, wie ſie iſt. Was die Hoffnung eines beſſern Lebens betrifft, ſo wünſche ich ſelbſt, dir meine Anſichten oder Träume, wie man ſie immer nennen mag, zur gelegenen Zeit mitzutheilen, und mit den deinigen bekannt zu werden. Indeſſen laß uns beſonnen den Faden unſerer Unterſuchung verfolgen! Wenn dieſe Welt uns gar nichts mehr darbietet, was unſere Wünſche feſſeln könnte, dann wollen wir uns mit allen unſern Hoffnungen und Idealen an eine beſſere wenden. Aber wie Feige wollen wir nicht handeln, die ihrem Feinde zu entfliehen ſuchen, ehe ſie ihn ſelbſt oder ſeine Stärke kennen. Sehen wir, welche Ausſichten uns dieſes Leben, das du ſo feindſelig anſiehſt, darbietet! Fliehen wir nicht vor einem Geſpenſte, das ja auch nur unſere Muthloſigkeit geſchaffen haben kann! Lernen wir dieſe Welt kennen, ehe wir ſie verachten und eine andere ſuchen! Wollten wir nicht den Völkern durch die verſchiedenen Epochen ihres Lebens folgen, und ſehen, was die nahe Zukunft uns erwarten läßt? oder wäreſt du mit den Menſchen ſchon ſo mißvergnügt, daß du es mit den Völkern nicht einmal verſuchen wollteſt?

Theodor. Könnten wir Nationen erſetzen, was ich an dem Menſchen verloren zu haben fürchte? Wiederholen jene nicht, nach deiner eignen Aeußerung, die verſchiedenen Lebensalter der letzteren, nur in längeren Perioden, und machen alſo das einförmige Spiel noch einförmiger und langweiliger?

Emil. Und wenn es wäre, könnte dieſe Betrachtung die Ruhe deiner Seele mit lebensſatten und menſchenfeindlichen Gefühlen vergiften? Das Leben iſt zu ernſt zum bloſen Spiele, aber doch auch zu viel Spiel zum bloſen Ernſt. Halten wir uns auf der von jeher geprieſenen Mittelſtraße, die, nach einem alten Sprichworte, der Weg ſeyn ſoll, den die Glücklichen wandeln; und du weißt, auf ein altes Sprichwort iſt oft mehr zu bauen, als auf eine neue Philoſophie.

Theodor. Du ſcherzeſt. Aber dein Scherz iſt beinahe noch grauſamer als dein Ernſt.

Emil. Das menſchliche Leben, Theodor, hat verſchiedene Anſichten. Man muß ſie alle ins Auge faſſen. Es giebt keinen gefährlichern Feind der Wahrheit und der heiteren Ruhe unſerer Seele, als Einſeitigkeit, ſie ſey in unſerm Kopfe oder in unſerm Herzen. Unſerm Auge thut ein Gemiſch von Licht und Schatten wohl. Extreme, pflegt man zu ſagen, berühren ſich. Das iſt wahr. Das ſtärkſte Licht iſt Finſterniß für uns. Wer unverrückt in die Glut der Mittagsſonne ſieht, wird geblendet, und ſieht ſo wenig als im Dunkel der Mitternacht.

Selbſt der ernſte Pascal muß viel Scherz in dem menſchlichen Leben gefunden haben, weil er glaubt, daß, wenn die Naſe der königlichen Cleopatra kleiner geweſen wäre, dieſe Kleinigkeit die ganze Geſtalt der Welt geändert haben würde.

Cromwell, ſagt er an einer andern Stelle, war im Begriffe, die ganze Chriſtenheit zu verheeren. Ohne ein Sandkorn, das ſich in ſeiner Harnröhre feſtſetzte, war die königliche Familie verloren, und die ſeinige allmächtig auf dem brittiſchen Throne. Rom ſelbſt zitterte vor ihm. Aber dieſes Körnchen, das an jedem andern Orte nichts war, koſtete an dieſer Stelle dem furchtbarſten und gefürchteteſten Menſchen in der Welt das Leben, und ſeine Familie war geſtürzt, der König beſtieg den verlaſſenen Thron, und Europa kehrte wieder zur alten hergebrachten Ordnung zurück.

Es iſt nicht beſonders erfreulich, aber darum doch auch nicht ſchmerzlich, ſolche Bemerkungen über die groſſen Angelegenheiten der Welt machen zu müſſen, die, in mancher Hinſicht, mit noch größerem Rechte die kleinen genannt werden könnten.

Wollen wir aber, fuhr er endlich ruhiger fort, nicht unſere philoſophiſch-politiſche Unterſuchung fortſetzen, die dich ſo ſehr zu intereſſiren ſchien?

Theodor. Sehr gern, Emil.

Emil. Wir ſagten, die Völker hätten ihre verſchiedenen Lebensalter, wie der einzelne Menſch, ſeyen Kinder, würden Jünglinge, Männer, dann Greiſe, und gingen endlich ihrer Auflöſung entgegen.

Theodor. So ſagteſt du.

Emil. Die Geſchichte aller Zeiten ſcheint dieſe Aehnlichkeit des Lebens der Völker mit dem der Individuen zu bezeugen. Sehen wir ein Volk auf der tiefſten Stufe des geſellſchaftlichen Lebens, wie es uns Reiſende beſchreiben! Gleich dem Kinde, ſorgenlos und um die Zukunft unbekümmert, lebt es für den gegenwärtigen Augenblick. Der flüchtige Eindruck beſtimmt es. Der Wilde verkauft am Mittag ſeine Hütte, und weint am Abend, wo ſie ihm wieder Bedürfniß wird, daß er ſie nicht mehr hat. Wie das Kind, mit dem Eigenthumsrechte unbekannt, glaubt er auf alles, was er braucht und ihm gefällt, ein Recht zu haben. Auffahrend und wandelbar, wie das Kind, iſt er keines dauernden Eindrucks fähig. Der Moment beherrſcht ihn, und was er heute unüberlegt verſpricht, nimmt er morgen wieder ohne Ueberlegung zurück. Der Schein iſt ihm alles, und was glänzt, hat inneren Werth für ihn. Daher ſeine Neigung für Spielereien, für die der ſchlaue Europäer ſo geſchickt Schätze einzutauſchen wußte. Kindlich gut giebt er alles hin, und opfert ſich dem, den er liebt. Aber auch ungerecht wie das Kind, das nur nach Gefühlen und nicht nach Begriffen handelt, erlaubt er ſich die größten Gewaltthätigkeiten mit unbefangener Heiterkeit. Wer das Kind aus dem Leben kennt, wird geſtehen, daß ihm dieſe Zeichnung gleicht; ſie gleicht auch den Völkern im Kindesalter.

Theodor. So fanden die erſten Reiſenden und Eroberer einen großen Theil der Bewohner der neuen Welt und der Südſeeinſeln. So finden wir auch in unſern Tagen noch die Bewohner der weitſchichtigen Länder von Neuholland, wo der Menſch auf der tiefſten Stufe des geſellſchaftlichen Lebens zu ſtehen ſcheint.

Emil. Auf das Kindes- und Knabenalter folgt das mannbare Alter des Jünglings. Kühn und kräftig ſucht dieſer Gefahren auf und bekämpft ſie. Ohne Erfahrung, und darum ohne Mißtrauen, iſt ſeine Seele offen, ſein Gemüth ohne Falſch und ſein Herz ohne Furcht. Die Leidenſchaft beherrſcht ihn. Sie ſpricht ſich in allen ſeinen Handlungen aus, er thue Gutes oder Böſes. Gewaltthätig und großmüthig geht er oft von dem größten Verbrechen zu der größten Tugend über. Er opfert ſich ſelbſt mit derſelben Bereitwilligkeit wie Andre einem höheren, eingebildeten oder wirklichen Zwecke auf, und wird darum beinahe eben ſo leicht ein Held als ein Räuber. Mit der Furcht unbekannt, da er in ſeiner friſchen Kraft noch Muth und Stärke gegen die Gefahren findet, vollendet er das Schwerſte. Dieſes Alter iſt das romantiſche Heldenalter des Menſchen und der Völker. Wir ſehen den Einzelnen in ſeiner höchſten Kraft. Da aber umfaſſende Unternehmungen nicht mit der nüchternen Beſonnenheit und der gemeinſchaftlichen Uebereinſtimmung geleitet werden, die ſie fordern, ſo gelingen ſie nur ſelten. Wie bei dem Jünglinge, finden wir auch bei den Völkern in dieſem Alter, mehr eine üppige Kraftverſchwendung, als eine zweckmäßige Kraftanwendung.

Dem Manne nur gelingt das Größte. Die Stärke begleiten bei ihm Ueberlegung und Beſonnenheit. Seine Unternehmungen folgen einem Plane. Seine Kraft äußert ſich nicht allein bei ungeſtümem Angriffe, ſondern auch in kluger Vertheidigung. Er verſteht es auszuharren und zu dulden; eine Tugend, die eine reifere Kraft vorausſetzt als die wilde Kühnheit des Angriffs.

Theodor. Das Jünglings-, und Mannesalter mögen wir ziemlich beſtimmt in der Geſchichte der Griechen und Römer finden; bei jenen von ihren abentheuerlichen Heldenzügen, von Herkules und Theſeus an bis zum peloponneſiſchen Kriege, wo die Söhne eines Vaters Männer geworden waren, das väterliche Haus zu enge fanden, und es mit Mord und Raub erfüllten. Die Römer durchlebten dieſe Epochen von der Zeit der Vertreibung ihrer Könige bis zu den Triumviren. Wir ſehen daſſelbe Alter der Völker wiederkommen bei den barbariſchen Nationen, die ſich, nach der Zerſtörung des abgelebten römiſchen Reichs, in die verſchiedenen Länder von Europa theilten.

Läugnen kann man nicht, daß zwiſchen dem Leben eines Menſchen und dem eines Volkes eine gewiſſe Aehnlichkeit herrſcht. Aber der Uebergang aus einem Alter in das andere bei verſchiedenen Nationen, und die Dauer dieſer Lebensperioden ſind ſo verſchieden, der Gang der Entwickelung ſo ungleichförmig, daß die Aehnlichkeit, die bei dem Vergleiche eines einzelnen Volkes mit einem Menſchen ſo auffallend iſt, ſich bei der Zuſammenſtellung mehrerer Völker beinahe wieder verliert. Wie ſchnell entwickelten ſich und blüheten die orientaliſchen Völker, und brachten es doch zu einem ungewöhnlich hohen Alter? Die Griechen und Römer durchliefen in einem Zeitraum von fünf- bis ſechshundert Jahren die verſchiedenen Lebensalter bis zu ihrem Verfalle. Die Völker der neueren Geſchichte hatten ſich in vierzehn Jahrhunderten kaum zu Männern entwickelt.

Emil. Bei allen Völkern, welche Zeit und Raum ſich zu entwickeln hatten, finden wir die bemerkten Epochen des menſchlichen Lebens. Viele erlebten dieſelben nicht alle, weil auch Nationen, wie einzelne Menſchen, eines gewaltſamen Todes ſterben, wenn nämlich mächtigere Völker ſie unterjochen, und ihnen ihre Geſetze, Gewohnheiten, Bedürfniſſe und Künſte aufdringen. Auch hängt es von der Verbindung eines Volkes mit andern Völkern ab, ob dieſe verſchiedenen Epochen bei ihnen beſchleunigt oder verzögert werden. Ein Volk bildet und erzieht das andere, wie ein Menſch den andern bildet und erzieht.

Mit dem Untergange des römiſchen Reichs war alle Kultur in Europa untergegangen, und die ſich ſelbſt überlaſſenen Nationen blieben an ein Jahrtauſend in dem Knaben- und Jünglingsalter. Zur inneren Entwickelung ließen ihnen die ewigen Stürme und Erſchütterungen weder Luſt noch Muſe. Die Römer durcheilten dieſe Epochen auch ſchon darum ſchneller, weil griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft ſie bilden und erziehen half. In unſern Tagen, wo Politik und Handel die Nationen ſo enge verbinden, könnte ein Volk nicht lange in ſeinem Kindes- und Jugendalter bleiben. Seine gebildeteren Nachbarn, die ſeine Lehr- und Zuchtmeiſter ſind, zwingen es ſchneller fortzuſchreiten. Darum ſahen wir Rußland in einem halden Jahrhunderte Rieſenſchritte thun, und das türkiſche Reich, welches der Einwirkung benachbarter Staaten fremd widerſtrebt, bleibt faſt auf derſelben Stufe ſtehen.

Ueber ganze Völker übt übrigens das Klima ſeine Herrſchaft wie über einzelne Menſchen aus. Dieſe reifen ſchneller im Süden als im Norden, und ſterben auch früher. Eben ſo entwickeln ſich Nationen langſamer in kalten und unfruchtbaren Regionen als in den wärmeren und reicheren. Die Natur gab ihnen hier in ihrer empfänglichern Organiſation das Mittel einer ſchnelleren Vervollkommnung, und der Reichthum, den ein gelinderer Himmel um ſie ausbreitet, und die ungeſtümen Leidenſchaften, die das heißere Blut erzeugt, beſchleunigen ihre Fortſchritte in der Civiliſation, in den Künſten und Wiſſenſchaften und in der Geſetzgebung. Ein Menſch und ein Staat haben in dem warmen Süden auch ſchneller ihren Kreis ausgelaufen als in dem kalten Norden.

Theodor. Ein Volk finden wir indeſſen auf der Erde, das eine Ausnahme macht von der Regel, und Jahrtauſende ſchon ſeinen Sitten und ſeiner Verfaſſung getreu, auf derſelben Stufe der Kultur ſtehen geblieben iſt. Eine ſolche Ausnahme ſchränkt die Allgemeinheit der Regel ſo ſehr ein, daß ſie beinahe ſelbſt wieder eine Regel wird.

Emil. Du ſprichſt von den Chineſen. Ich bin der Meinung, der eigne Karakter eines Volkes, der mit einem Grundſatze, welcher auf alle Völker anwendbar iſt, im

Widerſpruche ſteht, ſchade der Allgemeinheit dieſes Grundſatzes ſo wenig, als der eigne Karakter einiger Menſchen, der einem Grundſatze, welcher die ganze Menſchheit betrifft, zu widerſprechen ſcheint, der Allgemeinheit dieſes Grundſatzes ſchadet. Die Ausbildung des Menſchen iſt, in ihren Fortſchritten, gewiſſen Regeln unterworfen, die einige Beiſpiele von gelehrten Knaben nicht aufzuheben vermögen. Iſt der eigne Karakter dieſes Volkes noch das Reſultat ſeiner eignen Lage, der nur ihm eignen Verhältniſſe, in denen es ſich befindet, dann unterſtützt die ſogenannte Ausnahme ſogar die Regel, anſtatt ihre Allgemeinheit aufzuheben.

Die Chineſen bilden ein von der Natur ſchon iſolirtes Volk, das mit keinem andern Volke in Berührung ſteht. Von allen Seiten iſt es von der übrigen Welt geſchieden. Seine Sprache und ſeine Sitten, die mit der Sprache und den Sitten irgend eines Volkes kaum eine Aehnlichkeit haben, richten ſich zwiſchen ihm und der Fremde als eine unüberſteigliche Scheidewand auf. In den unendlichen Schwierigkeiten dieſer Sprache, in dem komplizirten Zeremoniel der Sitten und Manieren dieſes Volkes, liegt der Geiſt deſſelben wie in ewigen Feſſeln gefangen. Die Wiederholung und das Nachlernen des einmal Gelernten füllet ein ganzes Leben aus.

Leſe die Geſchichte der Chineſen mit Aufmerkſamkeit, und du wirſt die gemachten Bemerkungen beſtätigt finden.

Das Leben der Chineſen iſt nur ein Schein des Lebens. Sie gleichen einer Mumie, die nach einem zweitauſendjährigen Tode noch ein friſches Leben lügt; dies Volk iſt wie eine Lampe, die in einem verſchloſſenen Grabe fortbrennt. Bringe die Lampe aus der unterirdiſchen Gruft, und ſie erliſcht. Setze dies Volk in eine lebendige Verbindung mit den Völkern, und es löſet ſich auf, wie eine Mumie in der freien Luft verwittert, und durch Berührung zuſammenfällt....

Die alten Staaten am Indus, Ganges und Hoangho haben ſich auch darum länger erhalten, weil kein mächtigerer Feind bei ihrer Auflöſung Vortheil fand. Die Völker waren zu williger Dienſtbarkeit ſo gut gezogen, daß kein Herr, der nur Tribut und Gehorſam wollte, ſie anders wünſchen konnte. Sitten, Religion und gewohnte Lebensweiſe erhielten ſich ohne innere und äußere Störung, und auch das Volk war damit zufrieden, weil eine weichliche Ruhe ihm über alles geht. Solche Staaten gleichen, auf eine gewiſſe Art, den begrabenen Städten Herkulanum und Pompeji, die ſich auch nur entfernt von jeder lebendigen Bewegung, ein Scheinleben erhalten haben. Ohne Kraft und Willen ſchleppten ſich die ſüdlichen Völker Aſiens in einem ſiechen Daſeyn fort, und ſelten widerſtunden ſie einem kühnen Eroberer, dem es ernſt war, ſie zu unterjochen. Sie waren die Beute jedes muthigen Feindes, der wilden Mongolen, wie der gebildeten Europäer.

Das Alter, welches dem natürlichen Tode vorausgeht, iſt das Greiſenalter. Es iſt wohl überflüſſig zu bemerken, daß hier nicht von phyſiſcher Kraft, nicht von phyſiſchem Leben und Tode die Rede ſey. Völker ſterben nicht; und wenn auch ihr Reich, wenn auch ihre Herrſchaft und ihr Name untergehen, dann leben doch die Eltern in ihren Kindern fort. Der Tod, von dem hier die Sprache iſt, ſo wie auch das Leben, iſt ein moraliſcher und politiſcher Tod, ein moraliſches und politiſches Leben.

Ich will es verſuchen, einige Symptome anzugeben, an denen man das Alter eines Volkes erkennt, und die ſeinen nahen Tod ankündigen. Eine große Ungleichheit des Vermögens, Reiche und Bettler, privilegirte Müßiggänger und zum Elend und zur Armuth verdammte Sklaven ſind die ſichern Vorboten des nahen Verfalls eines Staates. Den Reichen entnervt die Schwelgerei und die Unthätigkeit, den Dürftigen der Mangel und zu große körperliche Anſtrengung. In dieſem Zuſtande iſt das Leben ein ewiges Treibjagen nach ſinnlichen Genüſſen. Das herrſchende Syſtem iſt das des Epikur, unrichtig ſo genannt nach dem Namen des weiſen Griechen, der kein Wüſtling war. Alle Hoffnungen ſchränken ſich auf dieſes Daſeyn ein. Man findet keinen Glauben mehr an Unſterblichkeit. Der Menſch, der ſich mit allen ſeinen Anſprüchen an dieſes Leben angewieſen glaubt, macht ſie dadurch geltend, daß er ſo viele Genüſſe ergreift, als er kann, und die Tugend, welche ſich aufopfert und entbehrt, für eine Schimäre oder eine Inkonſequenz erklärt. Religion und alle große Gefühle, die den Menſchen über das dürftige Leben aufrichten, ſind ein Gegenſtand des Spottes. Der Witz iſt der glänzende Vorzug dieſes Zeitalters, und er findet das Verbrechen und das Laſter nur lächerlich, wenn es ſich in ſeinen Mitteln verrechnend, den Zweck, den es ſich vorſetzte, verfehlt. Alles, was der Menſch kann, iſt erlaubt, weil das Gewiſſen keine Stimme mehr hat.

Güte des Herzens iſt die zweideutige Zugabe eines mittelmäßigen Verſtandes. Verirrt ſich ein höherer Menſch, der das Beſſere will und wirkt, auch wo es ihn Opfer koſtet, in dieſe Zeit des Eigennutzes, dann gilt er, wenn er unglücklich iſt, für einen Schwachkopf, und wenn er ſiegt, für einen ſchlauen Rechner, der ſelbſt mit der Tugend wuchert, ſobald ſie ihm höhere Prozente trägt. Man glaubt, er werfe ſie nur als einen lockenden Köder aus, um mit ihr ein ſündiges Glück zu fangen. Verſchlagenheit gilt für Verſtand, und Feinheit für Genie. Man hält mehr auf Manieren als auf Sitten, und eine Sünde gegen die Lebensart wird ſchwerer verziehen als eine gegen die Moralität.

Die Geſetze ſind ein ſchwacher Damm gegen den eindringenden Strom des Verderbens; ſie ſind, wie Pope und lange vor ihm Diogenes ſagte, ein Geſpinnſt, in welchem ſich die ſchwache Fliege fängt, und das die ſtärkere Hummel zerreißt.

Da die Menſchen nur Genüſſe wollen, ſo iſt ihnen, was ſie verſchafft, Alles. Gold iſt der Abgott des Zeitalters. Es erſetzt Ehre und Talent. Es iſt die erſte Macht im Staat geworden. Der edelſte Menſch, der es nicht beſitzt, iſt nichts oder wenig; der Reiche, von den ſchändlichſten Laſtern beſudelt, hat einen höhern Werth als er.

Wenn der Staat dieſe verderbliche Stimmung nicht bekämpft, oder ſie gar unterſtützt, dann kennt die Habſucht, die ſich wie ein andrer Proteus in tauſend wechſelnden Geſtalten zeigt, weder Scheu noch Scham. Da ein großes Vermögen die Bedingung iſt, unter welcher der Bürger etwas gilt, ſo geſellt ſich die Wuth zu erwerben zu allen Leidenſchaften, die ſonſt mit der Habſucht nichts gemein haben. Sie begleitet den Muth, den Ehrgeiz und die Herrſchbegierde. Im Felde denkt ſie an den Sieg, um zu plündern, im bürgerlichen Leben ſcheuet ſie den Betrug und die Käuflichkeit nicht; ſie ſtrebt nach Einfluß, um ſich zu bereichern, nach Auszeichnung, um zu gewinnen.

Ihr ruft das Geſetz an, den ſtummen Götzen, dem ſeine Prieſter erſt die Sprache leihen! Der verdorbene

Menſch verdirbt die vollkommenſten Inſtitutionen, der gute macht die ſchlechteſten erträglich. Das Geſetz, die Verfaſſung ſind ein todtes Wort; der Menſch giebt ihnen den lebendigen Laut und die Bedeutung. Allenthalben ſehen wir die Sitten über die Geſetze ſiegen, allenthalben den beſſeren Menſchen das Geſetz verbeſſern und den ſchlechteren es mißbrauchen.

Unſere Staatskunſt geht von Grundſätzen aus, die mit denen der Alten durchaus im Widerſpruche ſtehen. Die Zeit wird lehren, wer Recht hat. Die Griechen, und beſonders die Römer, in den ſchönen Tagen ihrer Freiheit und Größe, glaubten die Leidenſchaften des Menſchen, die ihn iſoliren, und beſonders die Habſucht, die niederträchtigſte von allen, nicht genug zügeln zu können. Sie ſuchten den Reichthum und das Wohlleben der Einzelnen, als die Peſt aller geſelligen und bürgerlichen Tugenden, als den Todfeind des öffentlichen und Privatglücks, aus dem Staate zu verbannen. Ein römiſcher Feldherr glaubte ſich ſelbſt reich, wenn er den öffentlichen Schatz bereichert hatte, und die Hände, welche den Pflug führten, ſchlugen den Feind und legten den Grund zu der koloſſaliſchen Größe dieſes Weltſtaates. Die Ausgaben für Kleidung, für die Tafel und für Leichenbegängniſſe waren durch Geſetze beſtimmt. Von denſelben Grundſätzen ging Lykurg aus, da er ſein Sparta ſchuf, dieſe Pyramide, die ſich unvergänglich in der Weltgeſchichte erhebt, in der ſie einzig daſteht — Lykurg, der ein ſo großer Menſch als Geſetzgeber war.

Cicero erzählt in ſeinem Buche über das Alter, Fabricius habe, da er ſich als Geſandter bei dem König Pyrrhus befand, von Cyneas dem Theſſalier gehört, zu Athen ſey ein Mann, der für einen Weiſen gelte, und behaupte, alles, was der Menſch thue, müſſe er auf ſein eignes Wohlſeyn beziehen. Curius und Coruncanius, zwei große Römer, denen Fabricius dies als eine Merkwürdigkeit erzählte, hätten geäußert, es ſey zu wünſchen, man möge die Samniten und Pyrrhus ſelbſt von der Wahrheit dieſer Meinung überzeugen können, weil ihre Ueberwindung dann keine großen Schwierigkeiten mehr haben dürfte.

Dieſe Römer dachten demnach, daß ein Menſch, der von dem Grundſatz ausgehe, man müſſe alles auf ſein eignes Wohlſeyn beziehen, unfähig ſey, etwas Großes zu wollen und zu thun. Fabricius iſt bekannt.

Theodor. Ich habe oft und lange, von tiefer Bewunderung durchdrungen, vor dem Bilde dieſes Mannes verweilt. Die Epoche ſeines Lebens gehört zu den ſchönſten Zeiten des großen Roms. Wie tief ſteht die materielle Größe ſelbſt eines Marius und Pompejus, die ſich nur durch blutige Siege und große Eroberungen ankündigte, neben der moraliſchen dieſer erhabenen Menſchen, eines Fabricius, Cincinnatus, Camillus und Regulus!

Die Samniten boten Fabricius reiche Geſchenke an. Er lebte in Dürftigkeit. Der Senat hatte ſeine Tochter aus der öffentlichen Kaſſe ausgeſteuert. Die Schätze des großen Mannes beſtanden in einem ſilbernen Becher, deſſen Boden von Horn war. »Ich bin reich genug,« erklärte Fabricius den Samniten; »denn ich habe die »Kunſt gelernt, meine Wünſche zu mäßigen und meine »Bedürfniſſe einzuſchränken.«

Die Römer waren mit Pyrrhus im Kriege; Fabricius befehligte ſie. Beide Heere näherten ſich einander. Des Königs Leibarzt macht dem Römer das Anerbieten, ihn und ſein Vaterland von einem furchtbaren Feinde durch Gift zu befreien. Fabricius ſchickt den Brief, der den ſchändlichen Antrag des Arztes enthielt, an Pyrrhus mit der Bemerkung, wie wenig er es verſtehe, ſeine wahren Freunde und Feinde zu erkennen und zu wählen. So viel Edelmuth eines Menſchen, den die civiliſirten Griechen wie ſein Volk für Barbaren hielten, beſchämte den König, und er ſprach über ſeinen Feind jene merkwürdigen Worte, die in dem Munde eines Freundes noch die ſchönſte Lobrede eines Freundes ſeyn würden: »Ja,« rief er, »es iſt leichter, die Sonne aus »ihrer ewigen Bahn zu rufen, als Fabricius von dem »Pfad der Tugend zu entfernen!«

Und dieſer hohe Geiſt lebte in einem ganzen Volke. Pyrrhus hatte ſeinen Freund Cineas, einen verſchlagenen und beredten Menſchen, nach Rom geſchickt, um den Frieden zu unterhandeln. Der feine Staasmann überbrachte, im Namen ſeines Herrn, koſtbare Geſchenke für die Senatoren, und beſonders für ihre Weiber. »Gebt »dieſe Kleinodien,« erklärten ſie, »eurem Herrn zurück, »der die Römer nicht durch Tapferkeit beſiegen kann, und »ihre Tugend zu beſiegen hofft. Erſt dann können wir »Geſchenke von ſeiner Hand annehmen, wenn ihn der »Senat ſeiner Freundſchaft würdigt.«

Emil. Wie Fabricius, ſo dachten und handelten Camillus, Regulus, die Scipione, Deciuſſe, Catone und Brutuſſe. So dachten die großen Männer der Stoa, die in den fluchwürdigen Zeiten des abſcheulichen Kaiſerthums der müden Welt einige glückliche Tage ſchenkten.

Cicero erzählt, Duilius, der die Karthaginenſer zuerſt zur See beſiegte, habe ſich mit einigen ſeiner Freunde nach dem Nachteſſen, mit einer Fackel, bei den Tönen einer Flöte nach Hauſe begleiten laſſen. Ein beiſpielloſer Luxus bei einem Privatmanne, fügt er hinzu, der aber dieſe Freiheit nur der Größe ſeines Ruhms verdankte! So einfach waren damals noch die Sitten!

Montesquieu (mit dieſem Namen glaube ich eine große Autorität anzuführen) zählt die Einführung der

Grundſätze Epikurs zu den Urſachen, die am meiſten zum Verfalle des römiſchen Reichs beigetragen. Die Sekte dieſes Mannes, ſagt er in ſeinen klaſſiſchen Betrachtungen über die Urſachen der Größe der Römer und ihres Verfalls, welche ſich gegen das Ende der Republik in Rom einſchlich, trug viel dazu bei, das Herz und den Geiſt der Römer zu verderben. Die Griechen hatten dieſe Philoſophie noch früher angenommen; auch war ihr Verderben früher. Polyb ſagt, zu ſeiner Zeit habe ein Schwur kein Vertrauen für einen Griechen eingeflößt, da ein Römer noch durch denſelben gleichſam gefeſſelt war.

Die Religioſität und Einfachheit der Alten war die erſte Urſache ihrer Größe. Ja, ich bin ſogar der Meinung, daß es ohne ſie keine wahre Größe giebt, wenn die Tugend anders, wie ich nicht zweifle, einen Theil derſelben ausmacht.

Große Kräfte vollenden wohl Großes und Ungeheures. Aber die Größe einer Unternehmung liegt nicht allein in dem Aufwande von Kräften, den ihre Ausführung fordert, ſo wie die Größe eines Menſchen nicht in dem Beſitze dieſer Kräfte liegt, ſondern mehr in der Größe des Zwecks, den er verfolgt. Marius, Tamerlan und Cortez mögen größer an Talenten geweſen ſeyn, als Cajus Gracchus, Antonin und Thomas Morus; aber größere Menſchen waren dieſe, weil eine große Seele nur einen großen Menſchen macht. In dem Zwecke einer

Handlung liegt die Rechtlichkeit und Moralität derſelben. Schweres und Kühnes kann auch das reißende Thier vollbringen; und der Held, den nichts auszeichnet als Muth und Kraft, ſcheint dem Geſchlechte der Thiere mehr als dem der Menſchen anzugehören; denn den Menſchen ehrt das Menſchliche. Die Größe des letzteren beſteht darin, daß er ſeine Thätigkeit einem höheren Zwecke unterordnet, ſeine Handlungen nach ſeiner Pflicht beſtimmt, und ſich ſelbſt beſiegt, wo die Leidenſchaft ihn verführen könnte, gegen ſeine Pflicht zu handeln. Darin liegt der Unterſchied zwiſchen einem Epaminondas und Pizarro, zwiſchen einem Phocion und Catilina, zwiſchen einem großen Menſchen und einem großen Verbrecher. Hier ſehen wir die Grenze, welche den Himmel von der Hölle ſcheidet; denn nach unſerer Mythologie fehlt es dem Teufel auch weder an Muth noch an Kraft.

Freiwillig entbehren und ſich verſagen, wo man genießen könnte, wenn der Genuß irgend eine Pflicht verletzt, iſt größer, als ſich den Genuß erkämpfen. Jenes kann nur der höhere Menſch, dieſes auch das Thier. Sylla bewies nach allen ſeinen Gewaltthaten, die ſeiner Zeit eben ſo gut als ihm angehören, daß eine große Seele in ihm wohne, da er ſeiner Allmacht auf dem Markte von Rom, mitten unter ſeinen Feinden entſagte.

Die Alten ſuchten demnach die Kraft des Menſchen und des Staates in etwas ganz anderem, als unſere Geſetzgeber. Sie wollten die Bedürfniſſe vereinfachen, weil ſie den Bürger feindſelig gegen den Bürger treiben, und die Laſter und Verbrechen erzeugen und vervielfältigen. Sie wollten eine gewiſſe Gleichheit der Güter erhalten, um dem Haſſe, dem Neid, der Dürftigkeit, der Habſucht und ihrem unabſehbaren Gefolge von Elend und Schandthaten Schranken zu ſetzen. Sie wollten den Luxus verbannen, der Vater und Sohn zugleich vom Ueberfluſſe und der Dürftigkeit, von dem Müßiggange und angeſtrengter Arbeit iſt. Ein großes Vermögen empfahl bei ihnen ſo wenig, daß der erlaubte Beſitz von beweglichen und unbeweglichen Gütern ſogar geſetzlich beſtimmt war.

Wir ſuchen die Bedürfniſſe zu vermehren, weil ſie den Gewerbfleiß beleben, den Menſchen zur Thätigkeit ſpornen, den Reichen zum Verzehren und den Armen zur Arbeit beſtimmen. Wir wollen Ungleichheit des Vermögens, damit der Begüterte dem Dürftigen Brod, und der Dürftige dem Begüterten Arbeit giebt. Die Seele des Menſchen und des Staates hat bei uns ihren Sitz in der Kaſſe. Wir brauchen Hände. Große Unternehmungen erfordern große Kapitalien: wir müſſen darum Reiche und Arme haben, Manufakturiſten, Fabrikanten und Handelsleute auf der einen, und Arbeiter und Taglöhner auf der anderen Seite. Eine Laune der Mode, welche die Spitzen verbannte, wäre für die ganze Bevölkerung gewiſſer Städte furchtbarer als Mißwachs und Hagel.

Die Staatsökonomie iſt die Grundlage der Regierungs- und Geſetzgebungskunſt geworden. Die Alten ſchätzten den Bürger; wir ſchätzen den Arbeiter. Jene beſtimmten den Werth des Menſchen nach dem, was er war; wir beſtimmen ihn nach dem, was er beſitzt. Ehemals war die Politik ein Zweig der Moral; ſpäter iſt die Moral ein Theil der Politik geworden.

Der Menſch iſt nur zu geneigt, ſeinem Wohlſeyn und ſeiner Erhaltung alles aufzuopfern. Es iſt überflüſſig, ihn dazu aufzumuntern durch den Grundſatz, daß man alle ſeine Handlungen auf ſein eignes Beſte beziehen müſſe, oder durch Auszeichnungen, die man einem größeren Vermögen geſtattet. Jener Grundſatz führt zum Egoism, und dieſe Politik zum Eigennutz und zur Habſucht; zwei Sünden, die größere Uebel in der bürgerlichen Geſellſchaft anrichten als der ſo häufig angeklagte Ehrgeiz.

Alle große Handlungen, welche die Menſchheit ehren, Nationen retteten und Völker beglückten, waren das Werk einer heiligen Begeiſterung, in welcher der Menſch ſich ſelbſt einem höheren Zwecke, der Freiheit, der Religion, dem Vaterlande und der Tugend opferte. Sie führte Mutius Scävola in das feindliche Lager, Regulus nach Karthago, und las Caſas unter die Wilden der neuen Welt. Sie begleitete Lykurg ins Elend, und gab ihm Muth zum freiwilligen Hungertode für ſein Vaterland, deſſen Freiheit er eine Krone aufgeopfert hatte.

Ja, alles Große, was je geſchah, iſt die fromme Tochter einer heiligen Begeiſterung, die den Menſchen über den kleinen Eigennutz und die feige Selbſtſucht erhebt. Suche man nun die Quelle der Schandthaten und Verbrechen, welche die Menſchheit beſudeln und quälen, und man wird ſie gerade in dem Eigennutz und dem Egoism finden!

Theodor. Die Geſchichte aller Völker beſtätigt dieß. Aber was haben wir nöthig, die oft beſtrittenen Thatſachen der Geſchichte als Beweiſe anzuführen, wenn wir ſie in dem uns näheren und bekannteren Kreiſe des häuslichen und bürgerlichen Lebens finden? Sind es der Eigennutz und die Habſucht, welche wohlthätig für die Geſellſchaft wirken? Iſt der Menſch, der in allem, was er thut, ſeinen Vortheil, und nichts als ſeinen Vortheil ſucht, der gute Bürger, der treue Freund und der weiſe Nachbar? Finden wir die beſſeren und glücklicheren Menſchen da, wo eine ſchneidende Ungleichheit des Vermögens ſie in Herren und Sklaven, in Reiche und Bettler ſcheidet? Ich zweifle ſehr.

Die größten Wahrheiten ſind die einfachſten, wie dann überhaupt die wohlthätige Natur dem Menſchen, was ihm Noth thut, nahe gelegt hat. Der Menſch aber ſucht dieſe einfachen Wahrheiten, aus Eitelkeit oder Herrſchſucht, durch eine gelehrte und geheimnißvolle Einkleidung zu entſtellen, um ſich ein größeres Gewicht zu geben, wenn er im Beſitze derſelben iſt, oder um die Andern zu täuſchen, wenn ſie unkenntlich für ſie geworden ſind. Iſt ein Staat nicht eine große Familie, und gilt nicht alles von ihm, was man von dieſer ſagen kann? Die Staatskunſt iſt nur eine erweiterte Haushaltungskunſt, die Staatswirthſchaft eine vergrößerte Hauswirthſchaft, und der Staat ſelbſt eine nach einem größeren Plane eingerichtete Familie. Man kann ihn mit einem größern Kreiſe vergleichen, in welchem die verſchiedenen Gemeinheiten und Familien als kleinere Kreiſe liegen. Alle dieſe verſchiedenen Kreiſe ſind nicht gleich, aber ähnlich, und was auf dieſe im verjüngten Maaßſtabe anwendbar iſt, kann auch auf jenen im größern angewendet werden. Was für Gemeinden wahr iſt, kann für eine Nation nicht zur Lüge werden.

Mit dieſen einfachen Wahrheiten iſt aber dem gewöhnlichen Staatsmanne nicht gedient, weil er die Kunſt, ein Land zu verwalten, nicht als eine leichtfaßliche Kunſt angeſehen wiſſen will. Bei dieſer Anſicht würde ſeine Eitelkeit offenbar zu kurz kommen. Auch giebt es wohl noch andere leicht begreifliche Gründe, aus denen man den Bürger bei dem großen Staatsſpiele nicht gern in die Karte ſehen läßt.

Uebrigens wünſchte ich ſehr, daß wir die Frage etwas näher unterſuchten, ob der Grundſatz, den die Alten in ihrer Geſetzgebung und Staatsverwaltung befolgten, gerechter und klüger war, als der, auf den wir bauen.

Ich denke, die Aufgabe iſt wichtig genug, daß ihre Auflöſung ſich der Mühe lohnt.

Emil. Aber auch ſchwerer, als ſie vielleicht beim erſten Anblicke ſcheint. Indeſſen verſuchen wir es, wenn auch der Erfolg unſerer Erwartung nicht entſprechen ſollte! Der gute Wille, bleibt er nur nicht müßig, iſt auch ſchon ein Verdienſt.

Wenn es wahr iſt, wie man zu verſichern pflegt, daß der Werth des Menſchen in der Ausbildung ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte beſteht, dann würden die Neueren in Maſſe, aber auch nur in Maſſe, den Sieg über die Alten davon tragen. Ich ſage nur in Maſſe; denn im Allgemeinen, glaube ich, war das Individuum bei den Griechen und Römern vielſeitiger und gleichförmiger ausgebildet, als es bei uns ausgebildet iſt. Bei uns dagegen ſind die Wiſſenſchaften und manche Künſte weiter ausgebildet, und haben einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht; die Kenntniſſe ſelbſt aber und die Kunſtfertigkeiten ſind unter mehrere Individuen vertheilt. Bei den Alten, möchte ich ſagen, war der Menſch weiter; bei uns iſt es die Wiſſenſchaft und Kunſt; und viele Künſte ſogar müſſen noch ausgenommen werden, in denen die Griechen bis jetzt unerreicht geblieben ſind. Man darf übrigens behaupten, daß der Menſch in unſern Tagen im Allgemeinen mehr kann und weiß, als der Grieche und Römer wußte und konnte. Vielwiſſen iſt aber nicht Bildung. An Extenſion können wir gewonnen haben, aber an Intenſion ſtehen wir gewiß den Alten nach. Die Völker ſind fortgeſchritten, aber die Individuen zurückgegangen.

Theodor. Es ſcheint, du willſt mein Gedächtniß auf die Probe ſtellen. Beſteht denn die Beſtimmung des Menſchen wirklich in der Ausbildung ſeiner Kräfte? In unſerm erſten Geſpräche fanden wir dieſelbe, wenn ich nicht irre, doch in etwas ganz anderem. Die Ausbildung ſeiner körperlichen Kräfte gehörte in ſoweit zu ſeiner Beſtimmung, als ſie ſeine Geſundheit erhält und befeſtigt und ihn zu den mannigfaltigen Arbeiten und Genüſſen geſchickt macht, zu denen er berufen iſt. Die Ausbildung der geiſtigen Kräfte macht auch einen Theil der Beſtimmung des Menſchen in ſoweit aus, als er dadurch weiſer und beſſer wird, und dieſelbe ihn den Anſprüchen des geſellſchaftlichen und bürgerlichen Lebens zu entſprechen in Stand ſetzt. Dieſe Ausbildung iſt darum weniger Zweck an ſich, als Mittel zu einem Zwecke; und bei verſchiedenen Völkern, wenn ſie auf verſchiedenen Stufen der Kultur ſtehen, und ſogar bei den verſchiedenen Ständen eines und deſſelben Volks muß ſie verſchieden ſeyn.

Die Völker, wie der einzelne Menſch, ſteigen in der Kultur und Ziviliſation von Stufe zu Stufe. In keiner dieſer Stufen insbeſondere liegt ihre Beſtimmung. Die Natur und die Verhältniſſe, in denen ſie ſich befinden, führen ſie in dieſem Kreiſe auf und nieder. Die Beſtimmung eines Menſchen liegt ſo wenig in ſeiner Kindheit, als in ſeinem Jünglings-, Mannes- oder Greiſenalter, wie die Beſtimmung einer Nation ſo wenig in ihrer Barbarei, als in ihrem ziviliſirten Zuſtande liegt. Wäre jede frühere Epoche in dem Leben der Menſchen und Völker nur Mittel zur ſpäteren, und die ſpäteſte allein Zweck, alſo die Beſtimmung, die ſie erreichen ſollen, dann wäre der Tod der Zweck des Lebens, und bei den Römern z. B. die Regierung der Kaiſer und ihre Unterwerfung durch die Barbaren der Zweck der Republik geweſen. Dieſe verſchiedenen Epochen ſind demnach nur verſchiedene Zuſtände. Der Zuſtand hängt weder von der Wahl eines Menſchen, noch eines Volkes ab. Aber in jedem Zuſtande ſoll der Menſch und ein Volk ſeine Beſtimmung erreichen können. Wenn beide alſo ſind, was ſie in einem gegebenen Zuſtande ſeyn ſollen und können, dann erreichen ſie ihre Beſtimmung. Der Samojede gelangt auf einem andern Wege zu dieſem Ziele als der ziviliſirte Europäer, und der Ackerbauer wieder auf einem andern als der Gelehrte.

Man irret demnach, wenn man die Beſtimmung eines Menſchen oder einer Nation in einen gewiſſen Zuſtand ſetzt. Ich beziehe mich auf unſere erſte Unterhaltung, in der wir über dieſen Grundſatz einverſtanden waren.

Emil. So iſt es. Indeſſen muß es doch für jeden Zuſtand eine gewiſſe unwandelbare Regel geben, ſo gewiß der Menſch als ſolcher überhaupt eine Beſtimmung hat.

Theodor. Wir ſagten, der Menſch habe als dreifaches, ſinnliches, moraliſches und intellektuelles Weſen ein dreifaches Ziel: Wohlſeyn, Güte und Wahrhaftigkeit. Wir könnten demnach als allgemeine Regel annehmen, wie wir es dann auch wirklich ſchon gethan, daß alles, was den Menſchen glücklicher macht und beſſer, was ſein phyſiſches Wohlſeyn und ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt vermehrt, was ihn zur Tugend aufmuntert und ſtärkt, und ſeinen Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen bereichert, ihn ſeiner Beſtimmung näher bringt.

Emil. Das iſt unläugbar.

Theodor. Da der Menſch ein zuſammengeſetztes Weſen iſt, ſo möchte die Bemerkung vielleicht nicht überflüſſig ſeyn, daß man einen eben ſo großen Werth auf eine gleichmäßige Ausbildung ſeiner Kräfte, als auf ſeine Ausbildung überhaupt legen müſſe. Jede einſeitige Ausbildung eines Vermögens auf Unkoſten eines andern, das eben ſo edel iſt, verdient mehr den Namen einer Verſtümmelung als Ausbildung. Die Vollkommenheit beſteht in der Uebereinſtimmung der Theile zur Bildung eines Ganzen. In einem vollkommenen Menſchen würden alſo alle Kräfte in der ſchönſten Harmonie zuſammenwirken.

Emil. Sehr richtig. Nur muß man dieſen Grundſatz in der Anwendung nicht zu weit treiben wollen. Es giebt Menſchen, denen die Natur gewiſſe Kräfte ſchon in einem vorzüglichen Grade geſchenkt; auch giebt es Verhältniſſe, welche gewiſſe Kräfte beſonders üben. Unter dieſen Umſtänden ein ſtrenges Gleichgewicht unter den Anlagen und Fertigkeiten eines Menſchen wollen, hieße den Abſichten der Natur und dem Zwecke des geſellſchaftlichen Lebens entgegenarbeiten.

Theodor. Ganz recht. Ein Grundſatz ſoll auch nur die Richtung angeben, die wir verfolgen müſſen, aber den Weg nicht beſtimmen, den wir zu nehmen haben; dieſen zeigt die Erfahrung. Das wirkliche Leben bietet hundert Neigungen und Abweichungen dar, welche die reine Regel nicht kennt. Ein Menſch, der ſich immer ſtreng an dieſe halten wollte, käme mir vor, wie ein Mathematiker, der die nächſte Entfernung von einem Orte zum andern mit der höchſten Gewißheit zu beſtimmen weiß, und dieſelbe auch nehmen wollte, um ſich an dieſen Ort zu begeben. Sein Weg würde ihn, über Berge und Ströme, über Wälder und Saatfelder führen, und er könnte ſein Ziel nie oder nur mit den größten Schwierigkeiten und mit ſeinem eignen und Andrer Schaden erreichen, während dem derjenige, der die verſchiedenen Wege und Fußſteige kennt, die in Krümmungen und Umwegen zu dem Orte führen, an den er will, mit größerer Gemächlichkeit und in kürzerer Zeit dahin gelangte.

Emil. Mir aus der Seele geſprochen, Theodor!

Theodor. Da wir uns nun über die Anſicht unſers Gegenſtandes verſtänden, ſo könnten wir zu der Unterſuchung übergehen, ob die Geſetzgebung und Politik der Alten der Beſtimmung des Menſchen und Bürgers angemeſſener geweſen, als es die neuere iſt.

Emil. Dieſe Frage könnte uns zu weit führen. Auch möchte ſie gewiſſe Leidenſchaften wecken, die wir von unſerm Gegenſtande entfernen wollen. Prüfen wir lieber das Gute der Alten, und vergleichen es mit dem der Neuen! Achten und benutzen wir das Vortreffliche, wo es ſich auch immer findet! denn das Gute und Wahre iſt weder das ausſchließliche Erbtheil einer Zeit noch eines Volkes.

Die verſchlungenen Verhältniſſe des ziviliſirten Lebens haben die Bedürfniſſe des Menſchen vermehrt. In der einfachſten Handlung genöthigt, ſeines Gleichen freundlich oder feindlich zu berühren, muß er in derſelben eine Pflicht erfüllen oder verletzen. Dem Andrange ſeiner ewig gereizten Begierden, Leidenſchaften und Neigungen hingegeben, iſt ſein ganzes Leben ein Kampf mit ſich ſelbſt oder mit Andern. Seine Tugend iſt wie ſein Glück an tauſend zarte Fäden befeſtigt, die der Rauſch oder das Bedürfniß eines Augenblicks auflöſen kann.

Der Aermſte unter einem Volke, wo Ueberfluß herrſcht, mag leicht ſo viel beſitzen, als der Reichſte einer wilden Horde, die in ihrer Armuth nicht arm iſt, weil ſie den Reichthum nicht kennt. Was dem Letzten Ueberfluß ſeyn würde, iſt dem Erſten Mangel. Iſt es denn wirklich ſo ſchwer, die unverſiegbare Quelle unſeres Elendes und unſers Verderbens, des Despotisms und der Sklaverei zu finden? Unſere Begierden haben keine Grenzen, weil die Gegenſtände des Genuſſes keine haben. Indem ihr die Bedürfniſſe des Menſchen vervielfältigt, vergrößert ihr ſeinen Mangel; indem ihr ſeine Begierden vermehrt, macht ihr ihn boshafter und elender. Armuth iſt nur da, wo Reichthum iſt; und wo der Menſch nichts mehr zu wünſchen findet, hat er auch nichts zu entbehren. Unſere Dürftigkeit gründet ſich, ſobald die erſten ſinnlichen Bedürfniſſe befriedigt ſind, auf den Vergleich des Unſrigen mit dem, was Andere beſitzen. Ihr ſeht darum Arme, und allenthalben Arme im Ueberfluß, und Hungernde im Rauſche ſchwelgender Genüſſe. Der Unterſchied der Stände, der Unterſchied des Vermögens zeigt dem Untergeordneten immer einen höheren Gegenſtand ſeines Ehrgeizes, und dem Aermeren einen höheren Gegenſtand ſeiner Gewinnſucht. Der wirklichen Bedürfniſſe giebt es für den Menſchen wenige, und die Natur hat ſo mütterlich für ihn geſorgt, daß er mit einigem Fleiße leicht im Stande iſt, ſie zu befriedigen. Aber das Heer von eingebildeten und künſtlichen Bedürfniſſen, der eingebildete und künſtliche Reichthum, die eingebildete und künſtliche Armuth machen dies Leben zur Hölle, weil gerade an die Möglichkeit, dieſe künſtlichen Bedürfniſſe zu befriedigen, und an dieſen künſtlichen Reichthum die öffentliche Auszeichnung und Achtung, und an dieſe künſtliche Armuth die öffentliche Verachtung geknüpft iſt. Menſchen, die alles haben, was das Leben fordert, haben wenig, wenn ſie bei Andern noch mehr als dies Alles ſehen. Der fremde Beſitz vermehrt ihre Begierden und ihre Bedürfniſſe. Sie ſind in ihrer Wohlhabenheit arm, weil der Ueberfluß an ihrer Seite ſich noch nicht reich genug glaubt. So liegt ihre Armuth in dem Vergleiche ihres Vermögens mit dem größern Vermögen ihres Nachbars. Das Gefühl ihrer Erniedrigung, bei dem Genuſſe einer allgemeinen Achtung, iſt die Folge der Betrachtung der beſondern Auszeichnung eines Andern, die ihren Ehrgeiz kränkt. In der weiten Abſtufung von der Dürftigkeit des Bettlers bis zum ſchwelgenden Reichthum des Magnaten, von der Unbemerktheit des Bürgers bis zum lärmenden Anſehen des Hofmanns ſehen wir nur Elende, die ſich immer eine Stufe höher hinaufſehnen, auf der wieder ein ſich höher ſehnender Elender ſteht, der mit Sehnſucht auf das Elend eines noch höheren, ſich weiter ſehnenden Elenden hinaufblickt. Darin liegt eben ihr Elend und ihre Erniedrigung, daß ſie immer noch einen größern Genuß als den ihrigen, und eine höhere

Auszeichnung als die übrige vor ſich ſehen. Und wer iſt endlich der höchſte Beneidete? Ein Armſeliger, der mit den fünf leicht befriedigten Sinnen des Bettlers vor dem zuſammengetragenen Raube von vier Welttheilen mit Ekel ſieht; ein Tantalus, der in einem Meere von Genüſſen ſchwimmt, die vor ſeiner lechzenden Zunge fliehen; ein Siſyphus, der in jeder langweiligen Minute des Tags den Felſen, das Bild ſeines ihm läſtigen Lebens, den Berg hinauf um einen Fuß weiter rückt, um ſich den folgenden Tag von ſeiner Laſt hinabgeſchleudert zu ſehen, damit er die Tagsarbeit ſeines öden, einförmigen, ekeln, genußleeren Lebens wieder anfange, wie ſie ſich geendet.

Das ſind auch mit die großen Reſultate der vermehrten Thätigkeit, des vermehrten Lebensgenuſſes, welche unſere Staatswirthſchaftsgelehrten nicht müde werden zu preiſen: die Inſolenz des Reichthums, die Verachtung der Armuth, der Uebermuth des Stärkern, und die kriechende Schmeichelei des Schwächern, die Wuth ſich jene Vorzüge zu erzwingen oder zu erſchleichen, an welche die Achtung und Unterwürfigkeit der Menge geknüpft iſt, die Habſucht, die Verleumdung, die Beſtechlichkeit, die Erpreſſung, und das ganze Heer von Laſtern und Verbrechen, die mit Weſpenſtichen auf unſerm geſelligen Leben ſitzen und wie Harpyenflügel über den kleinſten Genuß ſchwingen.

Die mannigfaltigen Bedürfniſſe ketten den Menſchen ſklaviſch an den Willen und das Vermögen von ſeines

Gleichen. Die Dürftigkeit iſt an die Unterſtützung des Ueberfluſſes, und die Schwäche an den Schutz der Gewalt, gefeſſelt. Macht und Reichthum geben Unabhängigkeit und Einfluß. Der Menſch ſtrebt nach ihnen als dem höchſten Ziele aller ſeiner Wünſche, auch wenn er ihnen nur auf dem Wege des Laſters und der Verbrechen näher kommt. Für Macht und Reichthum, wenn ſie eine gewiſſe Höhe erreicht haben, giebt es keine Schande und kein Verbrechen mehr. So bemerkte jener reiche Lieferant, den der Marſchall Vauban, wegen ſeiner Diebereien, hängen zu laſſen drohte, daß es für einen Mann, der zu jeder Stunde über eine halbe Million verfügen könne, keinen Galgen gebe.

Theodor. Wenn wir einen Blick auf die Geſchichte werfen, dann ſcheint Lykurg das Räthſel der beſten Geſetzgebung am geſchickteſten gelöſt zu haben. Wenigſtens begegnete keiner wie er den mannigfaltigen Unarten, die ſich im bürgerlichen Leben entwickeln. Er theilte den Boden von Lakonien in dreißigtauſend Theile, die er den Bewohnern des Landes überließ. Das Gebiet von Sparta ward von ihm in neuntauſend gleiche Stücke zerlegt, und unter die Bürger der Stadt vertheilt. Jeder von ihnen hatte ſeinen Antheil an dem Gebiete des Staates, und er konnte, durch ein Geſetz gefeſſelt, denſelben weder veräußern, noch durch ein Vermächtniß über ihn verfügen. Auf dieſe Art war eine Gleichheit des Vermögens unter den Bürgern geſchaffen, welche der Geſetzgeber noch durch andere Anordnungen zu befeſtigen wußte. Er ließ die Kinder mit dem neunten Jahre aus dem väterlichen Hauſe entfernen, und übergab ſie den öffentlichen Erziehern. Außer dieſen vom Staate zu dieſem Geſchäfte angeſtellten Beamten war jeder Bürger dem Jüngling Lehrer und Beiſpiel. Von ſeiner Geburt bis zum Tode gehörte der Spartaner ſeinem Vaterlande an. Auch an ſeiner Tafel, wo Alle von den gleichen Beiträgen, die ſie liefern mußten, lebten, war er noch Bürger, und keiner durfte ſich dieſen öffentlichen frugalen Mahlzeiten entziehen.

Durch die weiſen Geſetze Lykurgs blühete Sparta bis zu dem für Griechenland ſo verderblichen peloponneſiſchen Kriege. Aus den Feldzügen in Aſien, und nach der Zerſtörung Athens brachten ſeine Feldherren die Schätze in ihr Vaterland zurück, mit denen ſie ſich bereichert hatten. Die Sitten fingen an zu verderben. Mit dem Golde*) fand die Habſucht und Schwelgerei nach und nach Eingang in Sparta, und die Begierde ſich auszuzeichnen durch einen größern Beſitz, und der Durſt nach größern Genüſſen, die ein größerer Beſitz gewährt, füllten die

---

*) -- — — itum est in viscera terrae
Quasque recondiderat, stygiisque admoverat umbris,
Effodiuntur opes, irritamenta malorum.
Jamque nocens ferrum, ferroque nocentius aurum
Prodierat, prodit bellum, quod pugnat utroque.
Ovid.

Herzen ſeiner Einwohner mit Golddurſt, um ſchwelgen zu können, und mit Herrſchſucht, um ſich auf einer Laufbahn, wo ſonſt nur Ehre lohnte, die Mittel eines gemächlichen Daſeyns zu erwerben.

Allen dieſen Gebrechen, welche Sparta ſeinem Untergange entgegenführten, widerſtand die Kraft der Inſtitutionen Lykurgs, bis Epitades, ein ſtolzer, vermögender Mann, der ſeinen Sohn mehr haßte, als er ſein Vaterland liebte, als Ephor ein Geſetz vorſchlug, nach welchem es jedem Bürger erlaubt ſeyn ſollte, nach Willkühr über ſein Vermögen durch ein Vermächtniß zu verfügen. Eine niedrige Leidenſchaft, die Rachſucht eines Vaters, der ſeinen Sohn enterben wollte, trug auf dieſes Geſetz an; eine niedrige Leidenſchaft, Gewinnſucht, die ſich durch fremdes Vermögen zu bereichern hoffte, billigte daſſelbe; die Mehrheit der Bürger beſtätigte es feierlich.

Dieſes einzige Geſetz vernichtete gänzlich die Verfaſſung Spartas und mit ihr die Stärke und das Glück dieſes ehemals ſo berühmten und blühenden Staates. Die mächtigeren Bürger fanden Mittel, die Erbtheile der Aermeren an ſich zu reißen, und in kurzer Zeit befanden ſich alle Güter in den Händen einiger Wenigen. Der Staat war mit Bettlern und darum mit Sklaven angefüllt. Feile Künſte, ſchmeichelnde Dienerinnen des üppigen Luxus, traten an die Stelle ehrbarer Gewerbe. Einer allgemeinen Wohlhabenheit, dem wechſelſeitigen Vertrauen, der wechſelſeitigen Achtung und Zufriedenheit, welche unter Menſchen geherrſcht hatten, die gleiche Anſprüche auf Güter und Vorzüge hatten, folgte ſchwelgeriſcher Luxus, erniedrigende Dürftigkeit, der Uebermuth des Begüterten und die Verachtung des Armen. Der harte Stolz und die demüthigende Verſchwendung des Reichen entflammte den Haß und den Neid der zahlreicheren Klaſſe, die ſich zum Entbehren verdammt ſah. Der ehemals ſo gefürchtete Freiſtaat Lykurgs war im Innern zerrüttet, und im Auslande verachtet. Nur ſiebenhundert Spartaner zählte man zu den Zeiten des Königs Agis, und von dieſen ſiebenhundert beſaßen kaum mehr hundert ihr Erbtheil.

Dieſer Fürſt bemühete ſich ſeinem Vaterlande die verlorne Achtung und Stärke wiederzugeben. Er wußte gegen das Elend, das ſeine Mitbürger niederdrückte, gegen die Laſter und Verbrechen, die den Staat zerrütteten, gegen die Frechheit der verdorbenen Sitten und die vernichtete Macht der Republik kein wirkſameres Heilmittel, als die Wiederherſtellung der Geſetzgebung Lykurgs. Aber die Reichen, und, was bemerkenswerth iſt, die Weiber widerſetzten ſich der Ausführung ſeines edlen Plans mit Erfolg.

Emil. Dieſelbe Erſcheinung ſehen wir nicht allein in den Republiken des Alterthums, ſondern auch in den neueren Staaten.

Theodor. Durchgehen wir die Geſchichte Roms, dann haben wir Gelegenheit, dieſelben Bemerkungen zu wiederholen, welche wir in Beziehung auf Sparta gemacht haben. Wir finden Freiheit, inneres Wohlſeyn und äußeres Glück bei mäßigen, gleichvertheilten Gütern; innere Zerrüttung, Elend und Schande bei dem überwiegenden Einfluſſe der reichen Patrizier. Die ewigen Gährungen, welche Rom beunruhigten und entzweiten, waren Folgen der drückenden Inſolenz des Reichthums. Die Römer band kein Geſetz an Gleichheit der Güter; aber es war eine von ihren berühmteſten Geſetzgebern und Staatsmännern angenommene und befolgte Maxime, den Unterſchied des Vermögens unter den Bürgern nie zu einer für die niedere Klaſſe demüthigende Höhe kommen zu laſſen. Sie waren immer bemüht, dieſer ſo viel Eigenthum zu erhalten, als ſie nothwendig hatte, um nicht gezwungen zu ſeyn, ihr Leben und ihre Unabhängigkeit dem Begüterten feil zu bieten. Daher die öftere Austheilung von Feldern unter die Armen; daher das ewige Dringen auf die Einführung des Ackergeſetzes bei jeder Kriſe des Staates.

So oft die Römer in ihren Kriegen neues Feld gewannen, hatten ſie den Gebrauch, es in drei Theile zu zerlegen. Der eine Theil wurde verkauft, der andere den Staatsgütern beigefügt, und der dritte den armen Bürgern gegen eine kleine jährliche Abgabe überlaſſen. Die Habſucht, die eine Zwillingsſchweſter des Ueberfluſſes zu ſeyn ſcheint, fand bald Wege, ſich auch dieſes Eigenthums der Armen zu bemächtigen. Die Reichen boten dem Staate auf den letzten Theil der dem Feinde abgenommenen Güter eine höhere Abgabe, als die dürftige Klaſſe zu zahlen pflegte, und vertrieben ſie auf dieſe Art von dem Genuſſe eines ſo unbedeutenden Vermögens.

Das Uebel wurde täglich furchtbarer. Man mußte endlich auf Mittel denken, ihm zu begegnen, um den Staat vom nahen Untergange zu retten. In dieſer Abſicht wurde ein Geſetz gegeben, welches gebot, daß kein Bürger über fünfhundert Morgen Land ſolle beſitzen können. Die Gewalt und Verſchlagenheit fanden aber auch hier, wie immer, Mittel, das Geſetz frech zu übertreten, oder ihm liſtig auszuweichen. Roms Lage wurde daher immer bedenklicher. Die Armen weigerten ſich Kriegsdienſte zu thun, weil ſie in dem Kriege nur das Mittel ſahen, die beneideten Reichen noch mehr zu bereichern. Sie entzogen ſich der Ehe, um nicht Elenden, wie ſie waren, das Daſeyn zu geben. Italien zählte wenige freie Bürger mehr; nur mit Sklaven und Barbaren war es angefüllt, welche die Güter der Reichen baueten.

Dies war der Zuſtand Italiens zu den Zeiten der Grachen. Dieſe Patrioten, wenn es deren je gab, ſuchten vergebens das Vaterland zu retten. Ihr Schickſal und Roms Geſchichte ſind bekannt. Mit raſchen Schritten eilte die Weltbeherrſcherin auf dieſem Wege der Sklaverei und ihrem Untergang entgegen. Eine arme hungernde Menge, für Brod und Spiele feil, bot ſich jedem, der ſie kaufen konnte und wollte, zum Werkzeuge ſeines Eigennutzes und ſeiner Herrſchſucht an; und ſo wurde die Freiheit Roms abwechſelnd an Sulla, Marius, Pompejus, Craſſus und Cäſar verhandelt, und dieſe großen Räuber plünderten die bekannte Welt, Italien und Rom ſelbſt aus, um die ausgeplünderte Weltſtadt mit ihrem eignen Raube zu bezahlen.

Emil. Die alten Geſetzgeber baueten alſo auf den Grundſatz der Gleichheit der Güter und einer gleichen Erziehung, um dem einzelnen Menſchen die größte Summe von Glück, und dem Staate die größte Stärke und Dauer zu geben. Auch wir geſtehen, daß die Freiheit des Menſchen im Staate ſich unmöglich mit dem Elende und der Verachtung des dürftigen zahlreichen Theils einer Nation, mit der Schwelgerei und Inſolenz des Reichthums und mit der einſeitigen Kultur des Geiſtes und der Barbarei des Herzens vertrage. Nur in der Wahl der Mittel gegen dieſe Gebrechen ſcheinen wir nicht beſonders glücklich zu ſeyn.

Bei uns vertritt nämlich der Luxus die Stelle des Ackergeſetzes. Er ſoll die Güter vertheilen, und einen Theil von dem Ueberfluſſe der Reichen in die Klaſſe der Armen ableiten. Darum behaupten auch große Staatswirthſchaftsgelehrte, die ohne beſondere Anſtrengung von 20,000 Gulden jährlichen Renten leben, es ſey unvernünftig zu wollen, daß es keinen großen Reichthum bei einzelnen Familien im Staate geben ſolle, da die Armen doch von dieſen leben müßten. Das iſt wahr. Aber gerade darüber beklagen wir uns, daß der große Reichthum Bettler und Diener nothwendig macht.

Wer das Vermögen des Reichen verringert, ſagen ſie, vermehrt die Armuth des Dürftigen, weil ihm jener weniger geben kann. — Wenn man den Reichen ärmer macht, ohne dadurch die Armen zu erleichtern, dann haben ſie Recht. Aber warum wünſcht man, daß es keine ausgezeichnet reiche Familien geben möge, als um das Vermögen gleicher vertheilt zu ſehen, weil hundert wohlhabende Familien dem Staate nützlicher ſind als zehn reiche? Ich frage übrigens, ob man das Vermögen des Armen ſchmälern kann, ohne zugleich das des Reichen zu verringern? Ich glaube nicht. Die geſellſchaftliche Thätigkeit iſt ein ewiges Geben um zu empfangen, und ein ewiges Empfangen um zu geben. Bedürfniſſe tauſchen ſich gegen Bedürfniſſe, und Arbeit gegen Arbeit um. Was alſo die Mittel irgend einer Klaſſe des Volks verringert, hat einen nachtheiligen Einfluß auf die allgemeine Thätigkeit und das allgemeine Wohlſeyn. Beide Grundſätze, daß man weder das Vermögen des Armen noch das des Reichen verkleinern könne, ohne die Mittel des einen und des anderen zugleich zu verringern, ſind demnach wahr, und die aus ihnen gezogenen Folgen gleich richtig. Aber wenn man ſie zu Gunſten einer beſonderen Klaſſe von Menſchen in Anſpruch nehmen darf und ſoll, ſo iſt es, denke ich, für diejenige, welche alle Laſten der politiſchen Organiſation trägt, ohne irgend einen bedeutenden Vortheil aus ihr zu ziehen, und deren Wohlſtand dem Fortkommen der Induſtrie am nützlichſten und ſelbſt dem Intereſſe des Staates am zuträglichſten iſt.

Es iſt wahr, je reicher man den Reichen macht, deſto mehr Mittel hat er, die Dienſte des Armen zu belohnen. Wenn der Staat demnach nur in müßigen, verzehrenden Weißen und in arbeitenden Negern beſteht, die nichts haben können, als was ſie jenen abverdienen, dann kann man freilich die Tafel der Begünſtigten nicht ſchwer genug beladen, um die abfallenden Broſamen für die zur Sklaverei verdammte Dienerſchaft zu vermehren. Unter allen Inkonſequenzen und Abgeſchmacktheiten, an denen der Menſch, einzeln und in Maſſe, ſo unerſchöpflich reich iſt, fiel mir nie eine mehr auf, als die ernſthafte Behauptung und der zuverläſſige Glaube, die Welt ſey für einige tauſend begünſtigte Familien geſchaffen.

Die Vermehrung der Bedürfniſſe in einem Staate, wo eine große Ungleichheit der Güter herrſcht, hat nothwendig die Wirkung, daß ſie die körperliche Anſtrengung der arbeitenden Klaſſe über die Grenzen erweitert, welche die Natur des Menſchen ſeinen Kräften geſetzt zu haben ſcheint. Der produzirende Theil des Volks wird auf dieſem Wege ein ewig arbeitendes Thier, im Dienſte der künſtlichen Bedürfniſſe und der Launen der müſſigen, privilegirten Mächtigen und Reichen. Der Luxus, den die Staatswirthſchaft als ein ſo vortrefliches und wohlthätiges Mittel empfiehlt, das Vermögen der höheren Klaſſen in die niedere abzuleiten, muß nothwendig auch die entgegengeſetzte Wirkung haben; denn da die Vermehrung der Bedürfniſſe eine Vermehrung der Mittel, dieſelben zu befriedigen, nothwendig macht, ſo wird auch bei den Vermögenden eine wiederholte größere Anhäufung des Vermögens nothwendig.

Eine allgemein verbreitete Thätigkeit iſt übrigens das gewiſſe Reſultat eines allgemein verbreiteten Beſitzes; denn nur der arbeitet mit Kraft und Vergnügen, dem der Anblick, wie das Seinige gedeiht unter ſeinen Händen, Vaters- und Schöpfersfreuden giebt. Die größte Thätigkeit wird da bei dem größten Theile des Volkes herrſchen, wo der Fleiß erwerben kann, und ſein Erwerb geſichert iſt.

Aber was fruchten alle dieſe Wahrheiten, die eine wohlthätige Philoſophie zu verbreiten ſucht! Unſere Weiſen und Mächtigen haben ſie lange ſchon erkannt. — Aber Wahrheiten dieſer Art ſind nicht zu ihrem Vortheil.

Die Leidenſchaften und der Zufall theilen ſich in die Herrſchaft der Welt. Der tiefe Fall regierender Geſchlechter, das Elend der Völker, die Verwüſtungen zerſtörender Revolutionen warnen ſie vergebens. Die Geſchichte iſt, leider! für uns nur die leichtfertige Spielerei einer eiteln Wißbegierde, oder eine ſchwerfällige Unterſuchung gleichgültiger Thatſachen. Lehrerin der Völker und Fürſten iſt ſie nicht.

Der Geiſt unſers Zeitalters iſt, in gewiſſer Hinſicht, kein guter Geiſt. Man kann freilich mit Wahrheit ſagen, der gute Geiſt habe nie die ungetheilte Herrſchaft dieſer Erde beſeſſen; aber ich finde in dem herrſchenden Karakter der gegenwärtigen Generation eine böſe Vorbedeutung für die Zukunft. Nicht die geſetzloſe Gewaltthätigkeit und den Troz der Stärke fürchte ich. Dieſe können bei Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, auf große Anlagen ohne Bildung deuten. Aber der kalte Egoiſm, die ſpekulirende Gewinnſucht, der Mangel an jenem Enthuſiasm, der den Menſchen über die kleinlichen Leidenſchaften zu großen Gefühlen, und über dies oft ſo enge Leben zu der Hoffnung eines beſſern aufrichtet, der zermalmende Skeptiziſm, der die Haltbarkeit der Wahrheit in der Mechanik einer ſchulgerechten Sillogiſtik ſucht, da das Herz andere Wahrheiten braucht, als die ſich demonſtriren laſſen, weil ſich am Ende doch alles oder nichts demonſtriren läßt; alle dieſe verſchiedenen Symptome der Krankheit unſerer Zeit machen mich für die Zukunft beſorgt.

Könnte die Kunſt bei uns untergehen, wer weiß, ob nicht barbariſche Jahrhunderte auf das unſrige folgten! Die alte Unwiſſenheit und der Aberglaube werden freilich nicht wiederkehren, aber Gefühlloſigkeit, Unglaube, Egoism und eine Entkräftung des Volks unter der Peitſche der Frohnvögte des Staates, und unter der zweifachen Geiſel der entkräftenden Schwelgerei und der erdrückenden Armuth. Es giebt eine Rohheit des Gemüthes und eine Barbarei des Herzens, die ſich mit feinen Manieren, umfaſſendem Wiſſen verträgt, und gefährlicher iſt als die Rohheit des Verſtandes und die Barbarei des Geiſtes. Die Kunſt hält unſern Blick noch auf das Ideal einer beſſeren Menſchheit gerichtet. Die Kunſt hebt uns noch auf Augenblicke, obgleich nur ſpielend, über dem blos freſſenden und wiederkäuenden Thierleben empor. Die Kunſt übt unſere moraliſchen Kräfte in Freiheit, und belebt den Keim von Humanität, den die Natur in jede Menſchenbruſt gelegt hat.

Die Religion war auch bei den Alten ein ſehr weſentlicher Theil der Geſetzgebungs- und Regierungskunſt. Wir kennen dieſe mächtige Springfeder nur wenig. Beſonders fällt dies in unſerer Zeit auf, wo ſelbſt das Heiligſte ein Gaukelſpiel verruchter oder verrückter Menſchen geworden iſt.

Wir wollen ſpäter unterſuchen, welche Ausſicht die Gegenwart in die Zukunft darbietet. Aus dem, worüber wir bisher übereingekommen ſind, ſollten ſich, denke ich, für unſre Zeit einige wichtige Reſultate ergeben. Zu was werden die unruhige Sehnſucht, das allgemeine Mißvergnügen, die Luſt nach Veränderung, die Hauptzüge in dem Karakter der Gegenwart ſind, endlich führen? Wird der Kampf, der die Gemüther theilt, und den man im Stillen nährt, oder auch öffentlich unterhält, ſich mit dem Siege der guten Sache, wie man zu ſagen pflegt, enden? Wird der Friede endlich mit der Freiheit, die das allgemeine Loſungswort geworden iſt, wiederkehren? oder wird die Willkühr ihr erſchüttertes Reich auf unſre moraliſche Verderbniß und den Zwiſt der Anſichten und Intereſſen feſter gründen?

Theodor. Dieſe Fragen ſind ſo anziehend als wichtig, und ich kann es kaum vor Ungeduld erwarten, deine Antworten zu vernehmen, die meine Hoffnungen unterſtützen, oder meine Beſorgniſſe vermehren werden.

Viertes Geſpräch.

Theodor. Ich habe über den Gegenſtand und Inhalt unſres geſtrigen Geſprächs noch einmal nachgedacht, die Stufe der Bildung erwogen, auf der wir ſtehen, die Aehnlichkeit ins Auge gefaßt, die wir mit Völkern haben, welche vielleicht dieſelbe Bahn uns vorausgegangen ſind; und von dieſer Aehnlichkeit in Sitten, Kultur und Lebensweiſe ward ich natürlich auf die Erwartung eines ähnlichen Loſes geführt, das uns werden dürfte, wenn wir nicht Mittel haben ſollten, es von uns abzuwenden. Obgleich ich nun überzeugt bin, daß uns ſolche zu Gebote ſtehen, wenn wir nur davon Gebrauch machen wollen, ſo finde ich doch, bei näherer Ueberlegung, unſre Ausſicht in die Zukunft nicht beſonders reizend. Ich fürchte faſt, in eine Unterſuchung deſſen, was wir zu erwarten haben, einzugehen, und mir iſt, als werde ich ein Verdammungsurtheil hören. Beſchwert vielleicht das Bewußtſeyn der Schuld ein wenig das Gewiſſen, und fürchten wir die Strafe in dem Gefühle, daß wir ſie verdienen? Wir haben freilich, als Leute, die ſich zu ſchätzen wiſſen, keine geringe Meinung von uns ſelbſt; aber bei allen Vorzügen und Verdienſten, die wir uns und unſrer Zeit freigebig zugeſtehen, müſſen wir doch bekennen, daß die letzten achtzehn Jahre im Guten nicht beſonders vorgeſchritten ſind. Dem Muthe, der Einſicht und Rechtlichkeit hält die Falſchheit, der Unverſtand und die Schlechtigkeit, der Tugend das Verbrechen, den guten Werken die Sünde mehr als das Gleichgewicht. Wir hatten auch eine ſchöne Periode, erſt in Frankreich, dann in Deutſchland; aber ſie war kurz, und kaum hielten wir uns einige Augenblicke geſchickt in aufrechter Stellung, und riefen uns wechſelſeitig ein lautes Bravo zu, da überwältigte uns wieder die eigenthümliche Natur, und warf uns matt und platt auf alle Viere nieder. Es iſt doch ſonderbar, daß ſo geſcheidten Leuten, wie wir wirklich ſind, nichts rechtes gelingen will.

Emil. Ich habe ſo eben eine kleine Schrift geleſen, die denſelben Gegenſtand berührt, und weit entfernt iſt, uns die beſte Zukunft zu verheißen. Unter einigen ſtarken Stellen zeichne ich folgende aus: »Ich glaube an keine Rettung, nicht weil noch Brennſtoff für ſchwere Kriege im Schooſe unſers Welttheils liegt; nein, weil die Fäulniß einer gänzlichen Verderbtheit, Habſucht, Eitelkeit, Wohlluſt, Schwelgerei und Müßiggang mit der Lüge, dem Meineid und der Heuchelei ſich tief in das Mark des Lebens eingefreſſen haben. Darum kann ihnen kein Friede werden, und er wird ihnen auch nicht. Die Habſucht, der Neid, die Eitelkeit, die falſche Ehrbegierde und ein Heer von ſtechenden Bedürfniſſen und zügelloſen Leidenſchaften peitſchen ſie, wie Furien, durch das tolle Leben. Sie ſprechen von Tugend, Großmuth und Liebe, da das Laſter, der Eigennutz, die Selbſtſucht ihr tiefſtes Herz, wie ein unheilbarer Krebs durchfrißt. Das iſt das Weſen unſrer Zeit, daß ſie, geſehen, gottgefällig und menſchenfreundlich andächtelt, und, unbemerkt, jedem Laſter, jeder Schandthat fröhnt. Ihrer Schlechtigkeit kommt nichts bei als die Heuchelei, mit der ſie die innere Sünde zur äußern Tugend zu lügen weiß. Darum iſt der Bau der Geſellſchaft morſch, und ſtürzt zuſammen. Wie das reife Obſt abfällt, ſo löſen ſich die Staaten, wenn ihr Herbſt vorüber iſt, in Fäulniß auf; und ihr Herbſt iſt gekommen. Das ganze ziviliſirte Europa ſteht auf dem Punkte, wo Rom, unter den Cäſaren, ſtund. Das Gewitter der Revolution, das in einzelnen Wolken über Frankreich aufgeſtiegen iſt, wird ſich in ſchreckenvoller Nacht über unſern ganzen Welttheil lagern; und erſt wenn der brennbare Stoff erſchöpft iſt, wird der Donner aufhören, und wieder ein heiterer Tag erſcheinen. Die Welt iſt nicht zu retten, als durch eine Bluttaufe, die ihre Sünden hinwegnimmt, und nur ein ſchrecklicher Sturm kann die verpeſtete Luft reinigen, die vergiftend über Europa liegt.«

Theodor. Das iſt hart.

Emil. Aber, leider! wahr. Was mich wegen unſrer Zukunft beſorgt macht, iſt die auffallende Aehnlichkeit unſres Zuſtandes mit dem Zuſtande früherer Völker, wo ſie ihrem Verfalle am nächſten waren: dieſelbe prahlende Vielwiſſerei, dieſelbe eingebildete Aufklärung, die mit vornehmer Verachtung auf die Armuth und die Vorurtheile der Vorzeit herabſah; dieſelbe Herrſchaft der Sinnlichkeit und die Beſchränkung der Beſtimmung unſres Daſeyns auf die Genüſſe dieſes Lebens; eine große Ungleichheit des Vermögens und der geiſtigen Bildung; zügelloſe Leidenſchaften bei Gewiſſenloſigkeit, und die geläufige Sprache der Sittlichkeit und des Rechts ſelbſt als Kunſt geübt, um die Zwecke der Unſittlichkeit und des Unrechts zu erreichen.

In einem ähnlichen Zuſtande war Athen mit einem großen Theil von Griechenland zu der Zeit, als der mazedoniſche Philipp über die ehemals ſo herrlich blühenden Freiſtaaten das Netz ſeiner Herrſchaft warf. An Weiſen und Gelehrten jeder Art fehlte es auch damals nicht. Kunſt und Wiſſenſchaft hatten einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Demoſthenes ſchleuderte die Donner ſeiner Beredſamkeit gegen die wachſende Macht des mazedoniſchen Herrſchers und gegen die Entartung der Griechen, die dem ſchmeichelnden Despotiſm mit fröhlichem Leichtſinn entgegenkamen. Noch hören wir mit Bewunderung die männliche Sprache der Vaterlands- und Freiheitsliebe, die das Gemüth aufregt, wie der Sturm das Meer, und begreifen kaum, daß die

Begeiſterung für das Größte und Edelſte, was der Menſch kennt, nicht ganz Griechenland ergriff, um es in den Heldenkampf gegen Philipp zu führen.

Theodor. Die neueſte Geſchichte, die uns die ältere ſo oft erklärt, und manche Stelle in ihr verſtändlich erläutert, die man ohne die Erfahrung, welche wir gemacht, unmöglich verſtehen würde, ſollte uns, meine ich, auch darüber befriedigenden Aufſchluß geben. Mir iſt, als verſtehe ich meinen Salluſt und Tacitus noch nicht lange.

Emil. Die Bemerkung iſt richtig. Wir haben ja Aehnliches geſehen; aber es liegt in der Art des Menſchen, daß ihn bei Andern befremdet, was er bei ſich einfach und natürlich findet. Auch ich bin ein Menſch, und darum begegnet mir Menſchliches. Die Griechen waren in jener Zeit nicht ſchlimmer, als wir ſelbſt es ſind. Auch bei ihnen zeigte das Wort ſich kühn und fertig; aber es fand die Sitten und den Geiſt nicht mehr, die, ohne Worte, die Tyrannei im Innern vernichtet, und die Macht der Perſer gebrochen hatten. Der gewaltige Redner ſelbſt, ſagt der böſe Leumund, ſoll des Wortes mächtiger als der That geweſen ſeyn, und die Schneide der Rede beſſer als die des Schwertes geführt haben. Iſt es wahr, daß Demoſthenes, im Geiſte ſeiner und unſrer Zeit, ſich für eine empfangene Ohrfeige hat bezahlen laſſen; daß er ſich ſelbſt verwundet, als ſey er mit dem Feinde hart zuſammengetroffen; daß er eine Rede für und gegen dieſelbe Sache geſchrieben, aus der Ferne ſich mächtig gegen die Tyrannei erhoben, aber in der Nähe des Tyrannen Beſinnung und Sprache verloren hat, dann finden wir ja für den Werth dieſer Bildung in dem Beſſern einen Maßſtab für das Schlechtere. Die Theatertugend, deren ganze Stärke, des Effektes wegen, in Wort, Geberde und Miene fährt, hat zum Handeln keine Kraft. Sie gleicht jenen geilen Gewächſen, die ſo üppig in Zweige und Laub aufſchießen, daß ſie an dieſe und einige taube Blüthen allen Saft verſchwenden, und darum keine Früchte bringen. Die Lukretia auf den Bretern, die ſelbſt das Hofgeſinde auf Augenblicke zu römiſchen Geſinnungen erhebt, und gegen den Frevel des Sextus und die Willkühr des übermüthigen Tarquinius empört, ſinkt, von den redſeligen Anſtrengungen der Tugend ermüdet, hinter den Kuliſſen, einem bis zu Thränen gerührten Liebhaber, von dem ſie ſich unterhalten läßt, in die Arme.

Phocion, der einzige Phocion, der ſo tugendhaft als weiſe und tapfer war, kannte ſeine Leute. Darum rieth er auch dem eiteln Volke, das Alles wollte, und nichts konnte, das von Freiheit ſchwätzte, und ſchwätzen hören wollte, und dem kein Gebrechen fehlte, das den Sklaven macht, zum [illegible] Frieden, weil der Krieg, den es nicht zu führen wußte, ſeinen Zuſtand nur noch unerträglicher machen konnte. Begreiflich iſt's, daß die derbe Wahrheit und der beißende Spott dieſes in ſeiner tiefſten Seele gegen das Pöbelvolk empörten Mannes wie eine Axt in den Stamm der blätter- und blüthenreichen Wohlredenheit des Demoſthenes *) fuhr. Einen ſo ungefälligen und ungeſelligen Menſchen, der frech genug war, mit ſeiner Rieſengröße über das Zwerggeſchlecht hinauszuragen, ſchaffte man ſich am gemächlichſten von der Seite, und die Athenienſer verurtheilten ihn auch zum Tode. Der Mann, der fünf und vierzigmal den Oberbefehl über die Heere der Republik geführt hatte, war ſo arm, daß er nicht einmal das Gift bezahlen konnte, das zu trinken eine Volksverſammlung ihn verdammt hatte. »Da man,« ſagte er zu einem ſeiner Freunde, »in Athen den Tod kaufen muß, ſo trage dieſe »Schuld für mich ab, und gieb dem Nachrichter zwölf Drachmen.« Die leeren Schwätzer, die dem Pöbel nur von ſeinen Vorzügen, Tugenden und Rechten ſprachen, waren natürlich ganz andre Leute, als **Phocion**, der bei dem rauſchenden Beifall, mit dem das Volk eine Stelle ſeiner Rede aufnahm, betroffen fragte: »habe ich »denn was albernes geſagt?«

Wie viele Demoſtheneschen haben wir nicht unter und neben uns geſehen, die, ohne eine Spur von des

---

*) Demoſthenes ſelbſt nannte Phocion die Axt ſeiner Reden.

Athenienſers ausgezeichnetem Talente zu beſitzen, ohne ſelbſt ſeinen guten Willen zu haben, ſich wie dieſer vor dem Volke geberdeten? Wir haben es gehört, wie ſie, noch gar nicht lange, vor der Menge, die ſie ihren Souverän nannten, um in ihrem Namen, als ihre Stellvertreter ihre Rechte auszuüben, gar liebliche Weiſen zu dem Feſte ſpielten, bei dem die edlere Römerraçe den bethörten Sabinern, zwar nicht Weiber und Töchter, aber doch das Bischen Freiheit und geſunden Verſtand entführten, das Leute, mit den Geſinnungen des Phocion, ihnen gern erhalten hätten.

Theodor. Es ſcheint, daß Philipp ſeine Zeit und die Griechen gut genug kannte, um zu wiſſen, woran er mit ihnen war. Er gab ſich das Anſehen, den Redensarten der ſchönen Geiſter ein gefälliges Ohr zu leihen. Die ſelbſtgefällige Eitelkeit beſtach er mit leeren Schmeicheleien, den Eigennutz mit reeller Münze. Seines praktiſchen Wahlſpruchs gewiß, »daß keine Mauer ſo hoch ſey, über die nicht ein mit Gold beladenes Maulthier komme,« ſchritt er in der Unterwerfung Griechenlands unaufhaltſam vor. Er kannte die Menſchen genug, um ſie zu verachten, und verachtete ſie genug, um ſie zu ſeinem Zwecke zu gebrauchen. Doch ehrte er ſich zu Zeiten darin, daß er die Schlechtigkeit, auch wo ſie ihm nützlich war, nicht als Vorzug oder Verdienſt ausgezeichnet wiſſen wollte. Durch Beſtechung war er Herr einer feſten Stadt geworden. Die Mazedonier hießen die, welche ſich hatten beſtechen laſſen, öffentlich Verräther, und da dieſe ſich bei Philipp darüber beſchwerten, antwortete er: »Meine Soldaten ſind rohe Leute; ſie nennen die Dinge bei ihrem Namen.« So werden wir immer finden, daß es keinen ſchlechten Tyrannen giebt, der nicht noch ſchlechtere Sklaven hätte, und daß dieſe öfter jenen machen, als jener dieſe. Ein Volk, das durch eine gewaltthätige Regierung unterdrückt wird, hat faſt immer das Recht verwirkt, ſich darüber zu beklagen. Es gleicht einem ſchlechten Haushälter, der Beſchwerde darüber führt, daß ſich ſeine Vermögensumſtände verſchlimmern. Iſt eine Nation einmal im Zuge, ſich der Gunſt und Gnade der Willkühr zu überlaſſen, dann iſt ſie wenigſtens ſo unwiderſtehlich, als wenn ſie ihre Freiheit will. Wer widerſtrebt, wird fortgeriſſen, niedergetreten, oder bleibt einſam ſtehen.

Emil. So ſtund Phocion; er war vielleicht der einzige, der ſich nicht kaufen ließ. Ein Grund mehr, den Sonderling zu verfolgen, der, durch ſeine eigne Art, jede freundliche Nachbarſchaft abſtieß, und zu demüthigenden Vergleichungen Anlaß gab. Man ſpielt eine gar dumme Rolle unter Leuten, die zu leben wiſſen, wenn man ſich auf ihre Lebensart nicht verſteht. Merkwürdig iſt, daß gerade in dieſe ruchloſe Zeit die heiligen Kriege fallen, in denen ſich alles Unheilige vereinigt.

Theodor. Ich finde dies ſehr natürlich. Wenn die vornehmen Leute keine Religion mehr haben, dann machen ſie dieſelbe zum Werkzeuge ihrer Leidenſchaften, zum Mittel, ihre Zwecke zu erreichen. Das iſt eben der Vorzug der geſcheidten Schlechtigkeit, daß ſie das Gute zum Dienſte des Böſen geſchickt zu gebrauchen weiß. Von der Lippe ſtrömen die Ergießungen frommer Gottesfurcht und heiliger Andacht am beredteſten, wenn der Glaube an Gott und Tugend aus der Bruſt gewichen iſt.

Emil. Auch das gehört zu den Zeichen der Zeit. Werfen wir nun einen vergleichenden Blick auf die unſrige! Haben wir Griechen nicht den Philipp geſehen, und erwarten nun den Alexander, der auch zuverläſſig kommen wird? Unſre Schlacht von Chäronea iſt ſchon geſchlagen. Die dummen Thebaner wollen das nur nicht begreifen. Ich halte unſre Krankheit für unheilbar, weil ſie in unſern Sitten, Meinungen, Bedürfniſſen und Angewöhnungen, kurz in unſrer ganzen Lebensweiſe liegt. Geſetze und Verfaſſungen können uns nicht helfen, weil der Menſch verdorben iſt, der beſte Bürger aber nicht den Menſchen, der gute Menſch dagegen den ſchlechteſten Bürger beſſern kann. Die trefflichſten Geſetze und Inſtitutionen ſind immer durch die moraliſche Verderbniß der Völker untergegangen; aber ſie haben noch kein verdorbenes Volk gerettet. Richtet den Bürger in dem gefallenen Menſchen noch ſo künſtlich auf; der Affe tanzt gewandt und zierlich, die Hunde ſpielen, in Herren- und Damenkleidern, anſtändig ihre Rollen. Fahren aber Nüſſe oder eine Kalbskeule unter ſie, dann ſiegt die eigenthümliche Natur, und das Vieh wirft ſich, den ſchönen Anſtand und die Kunſt vergeſſend, über die Leckerbiſſen her. So iſt der Bürger mit ſeinen beſten Inſtitutionen und Geſetzen, wenn der Menſch nichts taugt.

Theodor. Ich hoffe, du gehſt zu weit, und deine ſchreckliche Vorausſagung bleibt wenigſtens größtentheils unerfüllt. Ich läugne das Uebel nicht, das ſich nur zu augenſcheinlich in allen ſeinen verderblichen Folgen zeigt; aber ich meine, es ſey zu heilen. Ich halte mich auch meiner Sache für ſo gewiß, daß ich in dieſem Punkte wenigſtens mit Erfolg als dein Gegner aufzutreten hoffe.

Emil. Dafür will ich dir dankbar ſeyn, und dich als den trefflichſten Arzt verehren, weil du zwei gefährliche Kranke auf einmal heileſt: unſre Staaten von der Gewißheit ihrer nahen Auflöſung, mich von meinem Glauben, daß ſie unheilbar ſeyen. Doch wollen wir nichts übereilen, und uns erſt von dem Zuſtande des Leidenden genau unterrichten, ehe wir darüber erkennen.

Theodor. Ganz recht. So flößen wir Vertrauen ein, und verdienen es. Ein tüchtiger und gewiſſenhafter Richter fängt damit an, ſich von der Sache, über die er ſprechen will, die vollſtändigſte Kenntniß zu verſchaffen.

Emil. Wie ſich uns die Griechen zeigten, ſo finden wir auch die Römer. Keine Staatskunſt, keine Tugend ihrer großen Männer kann ſie retten. Cicero ſpricht unvergleichlich. Virgil, Horaz und Ovid machen die ſchönſten Verſe. Die Künſte blühen, Weiſe lehren, Philoſophen disputiren, Redner glänzen, vorzügliche Geſchichtſchreiber ſtellen treffende Gemälde beßrer Zeiten auf, und zeigen den verdorbenen ihr Verderben. Umſonſt. Der Bürger geht im Menſchen unter. Alle Bande, die das öffentliche und häusliche Leben einträchtig zuſammenhielten, löſen ſich. Der Staat zerfällt, und das geſchieht bei aller Herrlichkeit an That und Wort, bei ungeheurer Macht, bei der höchſten Entwickelung ſchöner Anlagen und Kräfte. Es iſt, als ſähe man einen Menſchen mit blühendem Geſicht, deſſen ganzes Aeuſſere die reife Stärke des männlichen Alters zeigt, durch ein inneres Uebel aufgelöſt, dem Grabe entgegenſinken. Glänzende Siege, eroberte Provinzen, unterworfene Könige, prächtige Denkmale der Kunſt, Muſter der Poeſie, Beredſamkeit und Philoſophie fügen an dem unermeßlichen Gebäude Säulen an Säulen, Gemach an Gemach und Stock an Stock, und von regem Fleiße und gewaltiger Kraft gefördert ſteigt das Werk kühn und ſtolz empor. Aber im Innern zerfällt es unbemerkt, weil im Verborgenen der Boden untergraben, das Holzwerk durchfreſſen wird. Je größer ſich der Bau erhebt, deſto ſchneller und fürchterlicher ſtürzt er in ſich zuſammen.

Hören wir, was Salluſt von den Römern in dieſer Hinſicht ſagt: »Unſre Ahnen wetteiferten mit einander in rühmlichen und ehrenvollen Thaten; dieſe hielten ſie für den wahren Reichthum; in ihnen ſuchten ſie ihre Auszeichnung; nach Ruhm geizend waren ſie freigebig mit dem Gelde, ſtrebten nach großer Ehre, und nach mäßigem, ehrbarem Vermögen. Darum herrſchten im Frieden und Kriege gute Sitten, die größte Eintracht, und der Geiz war verbannt. Auf Recht und Ordnung ward gehalten, weniger weil es ſo das Geſetz gebot, als weil die eigne Natur dazu trieb. Mit dem Feinde lebte man in Kampf und Hader, mit den Seinigen im Frieden, und es gab keinen Streit, als wie die Bürger ſich in Tugend zu übertreffen ſuchten. Im Oeffentlichen war man glänzend, ſelbſt verſchwenderiſch in den Opfern, im Häuslichen ſparſam, in der Freundſchaft treu. Durch die beiden Vorzüge, den Muth im Kriege, und die Gerechtigkeit im Frieden, erhielten und förderten ſie ihr eignes und des Staates Wohl. Beweiſe ſind, daß im Kriege öfter Leute beſtraft wurden, die gegen den Befehl den Feind bekämpft, und aus dem Gefechte gerufen, daſſelbe fortgeſetzt haben, als ſolche, welche von den Fahnen gewichen, oder vor dem Feinde geflohen waren; und daß ſie im Frieden mehr durch Wohlthun als durch Furcht herrſchten, und eine Beleidigung lieber vergaben als rächten.

»Da man aber durch Kraft und Tugend mächtig und reich geworden war, änderte ſich die Geſtalt der Dinge. Die, welche Anſtrengungen, Gefahren und Unfälle leicht ertragen hatten, fanden in Muſe und Reichthum, die Andern ſo wünſchenswerthe Güter ſind, ihre Noth und Plage. So erhob ſich zuerſt die Begierde nach Geld, dann nach Gewalt: und hier ſehen wir die Quelle aller unſrer Uebel; denn die Habſucht vernichtet Treue und Glauben, Redlichkeit und jede gute Geſinnung, und ſetzt an ihre Stelle Uebermuth, Grauſamkeit, Verachtung der Götter und Käuflichkeit in Allem. Die Menſchen wurden falſch; trugen Anderes verſchloſſen im Buſen, und hatten Anderes auf der geläufigen Zunge. Ueber Freundſchaft und Feindſchaft entſchied nicht das wahre wirkliche Verhältniß, ſondern der Vortheil, den man daraus zu ziehen hoffte, und man kümmerte ſich wenig um das innere Gefühl, wenn nur das Geſicht zu lügen wußte. Erſt zeigte ſich das Uebel allmählig, wurde auch manchmal bekämpft; da aber die Seuche, wie eine wahre Peſt, um ſich griff, wechſelte auch die Regierung, und wie ſie früher gerecht und gut geweſen, ward ſie nun grauſam und unerträglich. Doch quälte die Gemüther erſt mehr Ehr- als Geldgeiz, und jenes Laſter iſt der Tugend nicht ſo entfremdet, wie dieſes;

denn nach Ruhm, Ehre und Herrſchaft ſtrebt der Gute, wie der Schlechte, nur jener auf rechtem Wege, dieſer aber, weil ihm löbliche Mittel fehlen, durch Falſchheit, Betrug und Liſt. Der Geiz will nur Geld, nach dem keinem Weiſen je gelüſtet hat, und er frißt, wie von verderblichem Gifte getränkt, des Mannes Leib und Seele an. Immer gränzenlos und unerſättlich mindert ihn weder Ueberfluß noch Mangel. Da aber L. Sulla ſich, mit den Waffen in der Hand, der Staatsgewalt bemächtigt hatte, und ein guter Anfang ein ſchlechtes Ende nahm; raubte und riß Jeder an ſich, was er erreichen konnte; dieſem gelüſtete nach der Wohnung, jenem nach den Ländereien eines Andern, und der Sieger kannte weder Ziel noch Maaß.

»Nachdem der Reichthum eine Ehre geworden war, und Ruhm, Anſehen und Gewalt ſich in ſeinem Gefolge zeigten, erſtickte die Tugend, die Armuth ward zum Verbrechen, und die Unſchuld galt für böſe Geſinnung. Darum bemächtigte ſich der Jugend mit dem Reichthum Schwelgerei, Habſucht und Uebermuth; man ſtahl und raubte, ſuchte den Genuß, verſchleuderte das Seinige, ſtrebte nach fremdem Gute, achtete nicht Scham und Anſtand, warf Göttliches und Menſchliches durcheinander und kannte in Nichts mehr Rückſicht, keine Grenzen. Es lohnt ſich der Mühe, die Häuſer und Landgüter zu betrachten, die wie Städte ausſehen, und dann die

Tempel, welche unſre frommen Väter erbauet haben. Dieſe ſchmückten ſie mit Andacht, ihre Wohnungen mit Ruhm; den Beſiegten nahmen ſie nichts, als das Vermögen Unrecht zu thun. Aber dieſe feigen Menſchen brachten, auf höchſt verbrecheriſche Weiſe, die Bundesgenoſſen um Alles, was unſre muthigen Vorfahren im Siege den Feinden gelaſſen hatten, und betrugen ſich, als heiße Unrechtthun erſt Gebrauch von ſeiner Gewalt und Würde machen. Liederlichkeit und Wolluſt riſſen ein. Männer ließen ſich wie Weiber brauchen; dieſe trugen ihre Reize feil, und des Gaumens wegen wurden Erde und Meer durchſucht; man ſchlief, ohne Schlaf zu haben, und wartete weder Hunger noch Durſt, weder Kälte noch Müdigkeit ab, ſondern kam ſchwelgeriſch dem Bedürfniß durch ſeine Befriedigung zuvor. Auf dieſe Weiſe wurden junge Leute, wenn ihr eignes Vermögen nicht hinreichte, zu Verbrechen getrieben u. ſ. w.«

Theodor. In dem Spiegel ſehen wir allerdings ein Geſicht, das Aehnlichkeit mit dem unſrigen hat. Auch will ich nicht läugnen, daß die ziviliſirten Völker faſt alle auf einem Punkte ſtehen, der bisher die Sommer-Sonnenwende ihres Glücks geweſen iſt; von da ging es immer wieder rückwärts. Folgt aber daraus, daß wir denſelben Weg nehmen müſſen?

Emil. So lange wenigſtens wir keinen andern kennen.

Theodor. Es ſcheint, du biſt auch dem Glauben zugethan, der Menſch in ſeinem rohen Zuſtande ſey beſſer als der gebildete.

Emil. Daß er moraliſch beſſer ſey, will ich eben nicht behaupten. Gewiß aber iſt, daß Laſter und Verbrechen bei dem einfachen, natürlichen Menſchen ungleich ſeltner ſind, als bei dem kultivirten. Rouſſeau war der Meinung, der Naturſtand ſey der wahre Stand des Menſchen, in welchem dieſer wenigſtens am glücklichſten lebe. Der natürliche Stand des Menſchen iſt er nicht, weil die Natur ſelbſt dieſen allenthalben nöthigt, denſelben zu verlaſſen. Der Philoſoph von Genf verdammte die Künſte und Wiſſenſchaften als eine von den Urſachen der mannigfaltigen Uebel, an denen ziviliſirte Völker leiden. Künſte und Wiſſenſchaften ſind aber nur gleichzeitige Erſcheinungen, die er allenthalben den Stand der Völker begleiten ſah, gegen den er ſich erbittert fühlte; und ſo nahm er als Urſache einer Krankheit an, was die Natur wohlthätig als Linderungsmittel zu ihr geſellte. Unſer geſellſchaftlicher, bürgerlicher und politiſcher Zuſtand würde ohne Künſte und Wiſſenſchaften, wo nicht derſelbe, doch gewiß noch ſchlimmer ſeyn.

Bei jedem Volke erhielt ſich die Tradition einer früheren beſſeren Zeit, eines verlornen Paradieſes, eines untergegangenen goldnen Zeitalters. Alle Traditionen ſtimmen ſogar in der Schilderung dieſes glücklichen Kindesalters der Menſchheit überein. Es herrſchte, wie ſie ſagen, Freiheit, ein gleiches Recht auf die Güter dieſer Erde, Unſchuld und Zufriedenheit. Dieſer Stand iſt kein Traum; denn ſo lange der Menſch von dem lebte, was die Natur ihm gab; ſo lange ſeine einfachen Wünſche ſich auf das leicht zu Erwerbende beſchränkten, waren keine oder nur wenige Geſetze nöthig. Das natürliche Gefühl von Billigkeit erſetzte ſie. Das Heer von Leidenſchaften, die den ziviliſirten Menſchen gleich Furien geiſſeln, war unbekannt.

Der Stand der Wildheit und Barbarei ſchien Manchem glücklicher, als der einer verfeinerten Kultur und Ziviliſation. Tacitus verbirgt es nicht, wie hoch er die tugendhaften, freien deutſchen Barbaren über die laſterhaften, ſklaviſchen, ziviliſirten Römer ſetzt. Der Auszug der Geſchichte des Trogus Pompejus, den wir von Juſtin beſitzen, enthält ähnliche Bemerkungen, wie wir ſie bei vielen Alten finden. Ich will hier nur eine Stelle aus dem zweiten Buche, in welchem von den Scythen die Rede iſt, überſetzen:

»Die Scythen,« heißt es daſelbſt, »beſitzen kein begrenztes Eigenthum; denn da ſie ihre Heerden weiden, und mit ihnen durch ödes Land ziehen, bauen ſie weder Feld, noch haben ſie Obdach und einen feſten Wohnſitz. Ihre Weiber und Kinder fahren ſie auf Karren nach, die zum Schutze gegen Wind und Regen mit Häuten überzogen ſind, und ihnen zur Wohnung dienen. Gerechtigkeit üben ſie aus natürlichem Gefühle, und nicht nach Geſetzen. Nach Gold und Silber dürſten ſie nicht wie die übrigen Menſchen. Ihre Nahrung beſteht aus Milch und Honig. Dieſe Mäßigkeit macht ſie gerecht, weil ſie nach fremdem Gute nicht lüſtern ſind; denn nur wo man den Gebrauch der Reichthümer kennt, kennt man auch die Begierde nach denſelben. Es wäre zu wünſchen, daß bei den übrigen Sterblichen eine gleiche Mäßigung und Enthaltſamkeit von fremdem Gute herrſchte, dann würden wahrhaftig nicht die ewigen Kriege auf der weiten Erde wüthen, und die mörderiſchen Waffen nicht mehr Menſchen hinwegraffen als der natürliche Tod. Es ſcheint wirklich wunderbar, daß dieſes Volk von der Natur hat, was die Griechen durch die lange geſammelte Wiſſenſchaft ihrer Weiſen und die Lehren ihrer Philoſophen nicht erlangen konnten, und daß ziviliſirte Sitten der rohen Barbarei nachſtehen. So viel mehr wirkt bei jenen die Unkenntniß der Verbrechen, als bei dieſen die Kenntniß der Tugend.« *)

Warum ſollten aber ziviliſirte Menſchen unglücklicher ſeyn als der Wilde und Barbar? Warum herrſchen bei

---

*) Justini historiarum ex Trogo Pompejo libri XLIV. Liber II. Caput II.

dieſem weniger Verbrechen als bei jenen? Weil das Glück des Menſchen weniger in dem beſteht, was er beſitzt, als was er zu beſitzen wünſcht; weil die zahlloſen Bedürfniſſe in ihm zahlloſe Leidenſchaften wecken; weil der ziviliſirte Menſch tauſend Gegenſtände braucht, um ſich glücklich zu fühlen, folglich auch eine tauſendfache Anſtrengung, um dieſe Gegenſtände zu erwerben; weil er tauſend Möglichkeiten ausgeſetzt iſt, ſie zu entbehren, tauſendmal in den Fall kommt, ſie einem Andern ſtreitig zu machen, oder ihn darum zu beneiden, und dieſer Zuſtand alſo der wahre Stand des Krieges Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) iſt.

Theodor. Dieſe Anſichten und Bemerkungen mögen ganz richtig ſeyn, was ich zuzugeben auch kein Bedenken trage. Sie paſſen auf alle Völker in derſelben Lage. Wie ſehr aber hat ſich alles in der neuern Zeit, durch die Verbreitung des Handels und der Induſtrie, durch die Preſſe, den Gebrauch des Pulvers und die repräſentative Verfaſſung geändert?

Emil. Davon ſpäter, wenn du willſt! Zugeſtehen wirſt du mir doch auch, daß man einem unterdrückten Volke ſeine Freiheit geben, es ſelbſt aber nur ſich frei machen kann. Wir haben ein ganz einfaches Mittel, die Tyrannen los zu werden; das aber die Tyrannei zu verbannen, iſt äußerſt zuſammengeſetzt und ſchwer. Geſetze ohne Sitten fruchten wenig oder nichts. Dieſer

Meinung war ein alter Dichter, der ſich darauf verſtund *). Derſelben Meinung waren die alten Geſetzgeber und Weiſen. Und wirklich liegt hier das ganze Geheimniß. Thraſybul vertrieb die dreißig Tyrannen aus Athen; aber darum ward Athen nicht frei. Sparta fiel, da es ſich von den Inſtitutionen Lykurgs entfernte, die ſich faſt einzig auf die Sitten und Lebensweiſe der Bürger bezogen. Brutus mordete den Cäſar; aber weit entfernt, Rom dadurch die Freiheit wiederzugeben, ſtieß er es tiefer in die Sklaverei hinab. Nicht der auf ſein Recht hält, iſt frei und verdient es zu ſeyn, ſondern der, dem auch ſeine Pflichten nicht weniger heilig ſind. Ein ſklaviſches Volk von ſeinem Tyrannen erlöſen, heißt ein ſchlecht gehaltenes Feld von dem Unkraut reinigen, indem man daſſelbe über dem Boden abſchneidet. Auf der Oberfläche verſchwindet es eine kurze Zeit, aber nur aus den Wurzeln, die in dem Boden liegen, deſto üppiger hervorzutreiben.

Iſt es in der neuen Zeit anders, als es in der alten war? Das frei gewordene Frankreich hat die Rechte des Menſchen und Bürgers feierlich verkündet; von wem aber ſind ſie geachtet worden? Wann war Frankreich, ſeit 1790, frei? Vielleicht unter der Herrſchaft der

---

*) Quid leges, sine moribus vanae, proficiunt? Hor. Od. 19. L. 3.

Vorſtädte, der Sektionen oder der Gemeinde von Paris? unter dem Konvente, oder mit dem Direktorium? mit ſeinen Konſulen oder als Kaiſerthum? Im Jahre 1815, oder in der zweiten verbeſſerten Auflage deſſelben, im Jahre 1820? Waren die Jakobiner vielleicht mäßiger und gerechter als die Ultra, die Liberalen beſcheidener und wahrheitliebender als die Servilen? Haben ſich die Minerve und der Conſtitutionnel weniger Einſeitigkeit und Parteilichkeit vorzuwerfen, als der Conſervateur und die Quotidienne? Welches Schauſpiel bietet das uns wegen ſeiner Freiheit ſo geprieſene England dar? Iſt ihm viel mehr davon geblieben, als das Miniſterium mit ſeiner oligarchiſchen Majorität im Senate, des eignen Vortheils wegen, ihm laſſen will? Und warlich es ſtände noch ſchlimmer, wenn die Willkühr die gerade Derbheit des altbrittiſchen Karakters nicht ſchonen müßte! Freilich thun wir uns viel darauf zu gut, daß wir, menſchlicher als die Alten, die Rechte und die Würde des Menſchen mehr achten, und die häusliche Sklaverei nicht kennen. Es wäre aber doch möglich, daß wir auch dieſe Art von Sklaverei noch hätten, wenn unſre Wirthſchaft, die Betriebſamkeit und der Gewerbfleiß ihre Rechnung dabei fänden. Das Recht, die Vertreter des Volks zu wählen, und es bei der Geſetzgebung zu vertreten, hängt von den Steuern ab, die wir bezahlen. Man muß geſtehen, daß eine ſolche Anordnung die Menſchheit ehrt, und ihre Rechte und Würde achtet, vorausgeſetzt, daß nur die reichen Leute Menſchen ſind, und nur das Vermögen Rechte und Würde giebt. Zum Lobe unſerer Verfaſſungen braucht man nichts anzuführen, als daß, nach ihnen, weder Epaminondas noch Phocion, weder Curius noch Fabricius Mitglieder der landſtändiſchen Verſammlung des kleinſten Staates werden könnten. Uebrigens wüßte ich doch auch wahrhaftig nicht, um was der griechiſche und römiſche Sklave die Arbeiter in den engliſchen Fabriken, und der Spartaner die Yeomanry zu beneiden hätte.

Die vereinigten Staaten, wo am meiſten wirkliche und wahre Freiheit herrſcht, verdanken dieſelbe auch mehr dem ökonomiſchen und ſittlichen Zuſtande ihrer Bewohner, als den Geſetzen und der Verfaſſung. John Adams, ohne Zweifel ein kompetenter Richter in dieſer Sache, behauptet darum auch, man ſey in den vereinigten Staaten vor der Befreiung von der engliſchen Herrſchaft ſchon frei geweſen, und zwar durch eine gewiſſe Gleichheit des Vermögens, durch die Einfachheit der Sitten, und die Leichtigkeit, mit welcher Jeder, der Luſt und Kraft hat zu arbeiten, die Bedürfniſſe des Lebens befriedigen kann. Durchgehen wir die Geſchichte der Völker mit einiger Aufmerkſamkeit, dann finden wir, daß dies bei allen der Fall geweſen iſt. Ich wüßte mich wenigſtens keines Staates zu erinnern, in welchem der

Bürger frei geweſen wäre bei großer Ungleichheit des Vermögens und der geiſtigen Bildung, und bei hoher Verfeinerung in Sitten und Lebensweiſe. Unfehlbar erwartet auch die Freiſtaaten Nordamerikas das Loos der europäiſchen Völker, ſobald ſie in der Entwickelung ihres geſellſchaftlichen Zuſtandes zu demſelben Grade von Kultur, Vermögensungleichheit und Bevölkerung gekommen ſind.

Was unſre bedenkliche Lage aber noch bedenklicher macht, iſt der moraliſche Skeptizism oder Indifferentism, der bis in die unterſten Volksklaſſen gedrungen, die gänzliche Erſchlaffung aller religiöſen Bande, die den Menſchen ſonſt durch Furcht und Hoffnung, durch die Schrecken des Gewiſſens auf dem Wege der Pflicht erhielten. Was dürfen wir von einem Geſchlechte erwarten, das zahlloſen Bedürfniſſen, Begierden und Leidenſchaften hingegeben, die Gewalt, die es regieren ſoll, haſſet oder verachtet, keinen Himmel hofft und keine Hölle fürchtet?

Theodor. Die Regierungen werden freilich darauf denken müſſen, die Liebe und Achtung der Völker zu gewinnen. Das aber halte ich für kein beſonders großes Unglück; und wollen ſie es nur ernſtlich verſuchen, dann bin ich überzeugt, daß der Verſuch gelingen wird. Gemächlicher iſt es allerdings, jeden begründeten Anſpruch des Bürgers mit dem Schilde der Legitimität abzuwehren, die Beſchwerde deſſelben als revolutionäre Umtriebe zu verfolgen und die allerhöchſten und höchſten Verfügungen mit dem car tel est notre bon plaisir zu motiviren und zu rechtfertigen, als mit Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren. Wer ſagen darf: »Ich will es, und mein Wille iſt Geſetz,« der hat es freilich leichter, als ein Regent, der, weil er an der Spitze eines großherzigen und aufgeklärten Volks zu ſtehen den Muth hat, auch der Erſte im Volke an Großherzigkeit und Einſicht zu ſeyn ſich beſtrebt. Seit wann aber wäre der Beruf, Völker zu leiten, für das Wohl von Millionen zu ſorgen, und ihr Schickſal zu beſtimmen, eine gemächliche und leichte Arbeit geworden, die ſich ſpielend und wie zum Zeitvertreibe abthun läßt? Ich will die Sünden der Völker nicht zu Tugenden machen; ich will das Böſe nicht rechtfertigen, das ſie gethan, die Frevel nicht beſchönigen, die ſie in blinder Wuth verübt. Aber legt man auch, was die Geſchichte und Tradition von der Raſerei und Schlechtigkeit des Pöbels durch Jahrtauſende zu erzählen weiß, in die eine Schale einer Wage, und den Inhalt von zehn Regierungen wüſter Fürſten, wie die Vergangenheit ſie zu Hunderten aufzuweiſen hat, in die andere, wirft dieſe nicht mit Leichtigkeit jene in die Höhe? Warum hat man ein ſo treues Gedächtniß und ein ſo ſtrenges Urtheil für das Böſe, das ein zur Verzweiflung gequältes, zu thieriſcher Erniedrigung gehaltenes Volk gethan, und eine ſo leichte Vergeßlichkeit und ſo viel Nachſicht für die Strafbaren, die es bis zur Wuth gereizt, und in ſtumpfſinniger Rohheit feſtgehalten haben? Auf welcher Seite iſt denn die größte Verantwortlichkeit und Schuld? Doch ohne Zweifel auf der eigenmächtiger, träger und unfähiger Regierungen, meine ich, die wiſſen ſollten, daß ſie des Volks wegen da ſind, nicht aber die Völker des Herrſchers wegen. Selbſt die Verbrechen und Verirrungen des Pöbels fallen größtentheils, wo nicht ganz, auf die Gewalthaber zurück, wie die Vergehen der Kinder auf ihre Eltern; denn ein verderbenes, meuteriſches Volk ſetzt eine ſchlechte, ſchwache Regierung voraus.

Was die Klagen über Mangel an religiöſem Sinn und Glauben betrifft, ſo finde ich ſie keineswegs ungegründet. Aber ſo groß auch der Nachtheil ſeyn mag, der für die Geſellſchaft daraus entſtehen kann, ſo wird er doch immer unbedeutend ſeyn gegen die Schrecken und Verwüſtungen, gegen die Verbrechen und Schandthaten des Aberglaubens. Es ſchmerzt mich, daß man von allen Seiten das fürchterliche Geſchrei erhebt über einige Momente gewaltthätiger Ausbrüche eines bis zur Raſerei empörten, oder auch abſichtlich irre geführten Volks, aber ganze blutige Jahrhunderte ſchmählicher monarchiſcher und ariſtokratiſcher Gewaltherrſchaft vergißt; daß man den Untergang der Welt verkündet, wenn der Bauer über die Predigt ſeines Pfarrers lacht, oder mit frecher Stirn einen Meineid ſchwört. Sind die Verheerungen, Morde und Meuchelmorde, die Räubereien, Plünderungen, Kelchvergiftungen, muthwillig gebrochenen Eide, und alle die heimlichen und öffentlichen Sünden der Tyrannei und des Aberglaubens vielleicht in der Regel, und die Gräuel der Anarchie und des Unglaubens unerlaubte Ausnahmen? Waren die Zeiten vielleicht beſſer, in denen die blödſinnige Unterwürfigkeit jede tolle Laune der Gewalt als einen geheiligten Ausſpruch des Himmels verehrte? wo Freigelaſſene, Mätreſſen und Höflinge, nach Belieben, mit dem Leben und Eigenthum des Bürgers ſchalteten? wo der übermüthige Prieſter ſich an die Stelle Gottes ſetzte, mit Bann und Kirchenbuße das blinde Volk beherrſchte, wie der Hof mit Kerker und Landesverweiſung, mit Juſtiz- und andern Morden, mit lettres de cachet, und den Leib und die Seele zugleich in Feſſeln legte? wo Stifter und Klöſter, Kapitel und Orden in ſchwelgendem Müßiggang das Mark des Landes mit dem Hofgeſinde und dem Adel verzehrten, die Gewiſſen durch die Schrecken des Aberglaubens geängſtigt, Andersdenkende, im Namen Gottes, auf Scheiterhaufen geopfert, mit Hunden gehetzt, von Söldlingen niedergemetzelt, oder, zu Tauſenden, von Haus und Hof vertrieben wurden? wo die Ariſtokraten den gemeinen Bürger und Bauer weniger als das Vieh achteten, ihn durch Frohnen entkräfteten, zum Treiben auf der Jagd brauchten, wie das Wild zuſammenſchoſſen und über ſein Weib und ſeine Töchter verfügen durften? Beſſre Zeiten wären alſo die der Inquiſition, der Bluthochzeiten und Pulververſchwörungen, des Mönch- und Ritterthums — welches letztere, nach des romantiſchen Chateaubriand Bemerkung, in dem Franzöſiſchen von den Geſchöpfen Gottes ſeinen Namen hat, die ſo edel ſind, daß ſich die ausgezeichneteſte, tapferſte und edelmüthigſte Klaſſe der menſchlichen Geſellſchaft nach ihnen nennt, Chevaliers nämlich von cheval — der Klöſter und Burgen, der Religionskriege, der Widerrufung des Edikts von Nantes, und ähnliche geweſen? Das iſt, ich weiß es wohl, nicht deine Meinung; auch liegt dieſer Sinn nicht in deiner Rede. Aber ſelbſt in unſern Klagen müſſen wir vorſichtig ſeyn, weil unſer Jammern über das Verderben der gegenwärtigen böſen Zeit den Lobrednern der weit verdorbenern alten guten, wo die geiſtliche und weltliche Tyrannei ſich in die Welt theilte, oder darum ſtritt, gar gern als ein Sehnen nach jenen goldnen Jahrhunderten der Willkühr erſcheint, das zu befriedigen ſie auch immer geneigt und fertig ſind. Wir aber, denke ich, wollen ſie nicht, und die Luſt nach ihr mag auch, im Allgemeinen, nicht ſo heftig ſeyn, als man ſie, an manchen Orten, vorauszuſetzen pflegt. Eben ſo wenig wollen wir freilich Anarchie und Unglauben;

aber zwiſchen ihnen und der Deſpotie, der Oligarchie und dem Aberglauben iſt der weſentliche Unterſchied, daß Anarchie und Unglaube, ihrer Natur nach, nur vorübergehend ſeyn können, und ſich ſelbſt zerſtören, Deſpotie, Oligarchie und Aberglaube aber ſich immer mehr befeſtigen und weiter um ſich greifen. Das Volk liebt Ruhe und friedlichen Genuß, und iſt dem Aufſtande und inneren Kriege abgeneigt, deren Opfer es immer ſelbſt wird. Sein Gemüth, das ſinnliche Eindrücke und lebhafte Erſchütterungen nicht entbehren kann, gefällt ſich nie lange in leerer Freigeiſterei, und giebt ſich lieber den Zeremonien, Hoffnungen und Schrecken des Aberglaubens hin.

Emil. Mir aus der Seele geſprochen, lieber Theodor! Doch enthält, was du geſagt, nach meiner Einſicht, mehr allgemeine Wahrheit, als ſolche, die gerade für unſre Zeit beſonders wichtig und anwendbar wäre. Ich müßte mich ſehr täuſchen, oder wir ſind auf dem Wege des Unglaubens und einer abſoluten allgemeinen Gleichheit, die im Geſchmacke der Menge iſt. Dieſem Zuge, den ich gegenwärtig vorherrſchend finde, ſollten wir vorzüglich entgegenwirken, damit wir, auf dem Wege von der Willkühr zur Freiheit, dieſe nicht in wilder Haſt überſpringen, und bei dem andern Extreme, der Zügelloſigkeit, eintreffen, die uns nothwendig der Willkühr wieder überliefern muß. Wenn es ſchon ein groſſes Verdienſt iſt, ſeine Zeit zu kennen, dann mag es doch wohl ein noch größres ſeyn, ihren gefährlichen und böſen Neigungen zu widerſtreben. Ohne Zweifel findet man es gemächlicher und einträglicher, ihrer Bewegung nachzugeben, ihrem Zuge zu folgen und ihrem Hange zu ſchmeicheln. Wenigſtens wagt man dabei nicht viel, und ſezt ſich der Gefahr nicht aus, ein Martyrer zu werden. Aber wer es gut meint mit dem Volke und ſeiner Sache, die auch immer die der Gerechtigkeit und Wahrheit iſt und ſeyn muß, der tritt jeder Willkühr, jeder Ungerechtigkeit und Lüge und allem falſchen Schein feindlich entgegen, dem nächſten und drohendſten Uebel aber am entſchloſſenſten und erſten, weil uns obliegt, für die nächſte Zeit und die nächſte Umgebung zuerſt zu ſorgen.

Theodor. Ganz recht! Darum ſollen wir auch den älteſten und gefährlichſten Feind der Völker und Menſchen, die Willkühr, Eigenmacht und Selbſtſucht der Kaſten und Regierungen am muthigſten bekämpfen. Er iſt der älteſte und ſtärkſte, ſteht uns am nächſten, und iſt ſo tief in die menſchliche Natur eingewachſen, daß er ſich immer wieder mit verjüngter Kraft erhebt, wo er der Todesſchwäche zu erliegen ſchien. Wie Anteus gewinnt er neue Stärke, wenn er auch nur mit der Spitze einer Zehe mütterlichen Boden findet; und dieſen findet er allenthalben, wo es Menſchen giebt, die ſich auf Koſten Andrer erheben möchten. Darüber, wie über ſo manchen Gegenſtand, der, unbegreiflicher Weiſe, um uns noch Geſinnungen und Gefühle entzweit, ſind wir ziemlich einverſtanden. Freilich ſcheint es, als ſähen wir beide nicht denſelben Feind, oder doch wenigſtens nicht an derſelben Stelle. Du hälſt die Gefahr der Anarchie und des Unglaubens für bedenklich und nahe. Dieſer Meinung bin ich ſo wenig, daß ich unſre müßige Vielwiſſerei, und unſre dumme, unbehülfliche Gelahrtheit faſt für bedenklicher als ſelbſt den Unglauben halte, der dich, wie die Anarchie, zu ſehr in Schrecken ſetzt. Leben wir nicht in ſo vielen Zeiten, daß uns in der eignen Zeit und für dieſelbe zu leben keine mehr übrig bleibt? Kennen wir nicht ſo viele Völker, Länder, Verfaſſungen, Sitten und Geſetze, daß wir, zur Kenntniß der unſrigen, kaum mehr Muße und Luſt behalten? Wir wiſſen alles, nur ſelten das Nöthige, kennen alles, am wenigſten aber das Nächſte. Allenthalben ſind wir einheimiſch, nur nicht in der Heimath, und bei der ungeheuern Maſſe von Wiſſen und Hülfsmitteln wiſſen wir uns faſt nie zu helfen. Wir gleichen Leuten, die ſeltne Gold- und Silberſtücke, welche außer Kurs gekommen, in großem Vorrath haben, für das eigne Bedürfniß und fremden Beiſtand aber, im Augenblick der Noth, vergebens nach einem Groſchen ſuchen. Unſer Wiſſen iſt einem botaniſchen Garten zu vergleichen, in dem koſtbare Pflanzen und exotiſche Gewächſe eine ſorgfältige Pflege finden, während unſre Korn- und Waizenfelder im ſchlechteſten Zuſtande ſind. Wir ſind reiche Leute, haben aber im Augenblicke kaum zu leben. Als Geſetzgeber und Staatsleute wiſſen wir, was Moſes, Lykurg, Solon, Numa und alle, die, vor und nach, ihre Völker gebildet haben, gethan, um Freiheit, Glück und Selbſtſtändigkeit bei ihnen zu begründen; was wir aber für das unſrige thun ſollen, iſt uns unbekannt. Bald möchten wir, nach großen Muſtern, Deutſche und Franzoſen zu Spartanern oder Römern machen, bald die feine Bildung Athens, oder lieber noch die derbe Kraft und fromme Geradheit des Mittelalters in unſre Mitte rufen. Wir verſetzen Zeiten und Orte mit großer Leichtigkeit, und haben für Alles Rath, nur für die Zeit und den Ort nicht, wo wir leben. Das bedenken wir nicht, daß Moſes, Lykurg, Solon, Numa und Ihresgleichen nur darum groß geweſen ſind, weil ſie für ihre Völker thaten, was man gerade für ſie thun mußte, und daß man ſie als Thoren verhöhnen würde, hätten ſie aus Spartanern Hindus, aus Juden Perſer und aus Römern Egypter machen wollen. Uns fehlt, vor lauter Wiſſen, die größte Wiſſenſchaft, die uns thun lehrt, was an dieſer Stelle, in dieſem Augenblick geſchehen ſoll. Wie alle Krankheiten entſtanden ſind, wie ſie ſich ausgebildet oder wieder verloren haben, das iſt uns Aerzten wohl bekannt, nur nicht, wie wir das nun herrſchende Uebel heilen ſollen.

Wir umfaſſen Jahrtauſende, und faſſen darum oft nicht den einzigen vorübereilenden Moment.

Weit entfernt alſo, daß uns fremde Thorheit klüger machte, macht uns ſogar fremde Weisheit thöricht. Wollen wir etwas rechtes ſeyn und thun, dann wird es uns ſchwer, das beſte Vorbild ſogleich aus dem reichen Plutarch auszufinden. Bald ſind wir Coriolan, bald Curtius, bald Phocion, bald Cato, bald Sokrates, bald Epikur, nur nicht wir ſelbſt, und darum auch nicht, was wir ſeyn ſollten und ſeyn könnten. Mit dem Blicke an dem fernen Himmel fallen wir über die nächſte Scholle Erde. Wie das Wunderkind Salmaſius nennen wir den Stuhl in den alten und neuen Sprachen, und ſetzen uns neben ihn, wenn wir Platz darauf nehmen wollen. Oliven in Norwegen, isländiſches Moos in Calabrien, Frucht im Frühling, Blüthe im Herbſt, ſind wir, mit dem Streben das Beſte zu ſeyn, weder an dem rechten Orte, noch in der rechten Zeit, und können darum nicht gedeihen. Wahrhaftig, wer uns von der ungeheuern Gelahrtheit zu befreien im Stande wäre, ſollte es thun, um uns verſtändiger zu machen. Denn wie die Sachen gegenwärtig ſtehen, dürften wir bald erleben, daß einer Folianten über die nährenden Gaben der Ceres ſchriebe, und darüber verlernte, den Biſſen Brod nach dem Munde zu bringen. Iſt es nicht ein Jammer in unſern Büchern, Akademien, Senaten, geſetzgebenden Körpern und landſtändiſchen Kammern, wenn ſie ſich ſtreiten, in Miniſterialpartei und Oppoſition, in linke und rechte Seite und Bank über die Frage theilen: Ob ein ſcharfes Meſſer beſſer ſchneide als ein ſtumpfes? Das Ding von Meſſer wird auf dem Ambos breiter und ſchwerer Wiſſenſchaft von den alten, neuen und Mittelalters-Schmiden ſo zerhämmert und zerſchlagen, daß es am Ende nicht einmal mehr als Meſſer zu erkennen iſt. Hört man unſere politiſchen Aerzte und Quackſalber, dann iſt Europa krank, und leidet hier am tollen Revolutionsfieber und dort an der Abzehrung geplagter Knechtſchaft; nur ſie ſelbſt ſind kerngeſund, und berufen und geſchickt, den Patienten, den ſie lieber beerben als heilen möchten, zu behandeln. Der verſchreibt das Opium der abſoluten Monarchie, jener die China ſtändiſcher Verfaſſung, dieſer die Aderlaß einer Revolution, jener die Stahlkur guter Sitten. Man ſieht wohl, daß die Meiſten ein tüchtiges Schröpfen verordnen möchten, wenn ſie nur gewiß wären, dabei als Schröpfköpfe gebraucht zu werden. Dort glaubt einer, ohne Ariſtokratie ſey der Staat ein leichtes Schiff auf bewegter See ohne Ballaſt und Anker; hier meint ein Andrer, ohne Klöſter, Kapitel, Ritterburgen, Turnier und Ahnenprobe müſſe Europa untergehen. Wir ſind wahrhaft hülfsbedürftig, aber auch vorzüglich gegen die unberufenen Helfer. Die Selbſtliebe und der Eigendünkel hat ſogar Geſcheideren die Köpfe ſo verrückt, daß ſie oft recht verſtändig reden, bis ſie auf ſich kommen, ihre Tugend, Rechtlichkeit und Einſicht, ihr Verdienſt und ihre Unentbehrlichkeit; dann platzt, wie in jener Irrenanſtalt, auf einmal der Narr heraus, der den Narren ſchilt, welcher Gottes Sohn zu ſeyn behauptet, wovon er ſelbſt doch, der Gott Vater ſey, wie er ſagt, etwas wiſſen müßte!

Emil. Die Verſchiedenheit der Anſicht mag weniger eine Folge der verſchiedenen Einſicht als des verſchiedenen Vortheils ſeyn. *Rouſſeau* meint, wenn die Vernunft auch den Menſchen mache, ſo beſtimme ihn doch das Gefühl. Unter Gefühl hat er wohl den ganzen ſinnlichen Menſchen mit ſeinen Bedürfniſſen, Begierden und Leidenſchaften verſtanden. Der Prinz von Wales verläßt die Bank der Oppoſition, auf der er als Thronerbe geſeſſen, mit dem Tage, an dem der königliche Herr Vater zu den Vätern geht. Mit gleicher Behendigkeit vertauſchen die Oppoſitionsglieder ihre Stellen, wenn ſie in das Miniſterium kommen, und die abgehenden Miniſter ſetzen ſich, mit dem Gefolge ihrer zunickenden Pagoden, auf die Bank des Widerſpruchs. In der franzöſiſchen Deputirtenkammer zieht der miniſterielle Kopf ſeinen gehorſamen Bauch nach ſich; und wird ein Gemeiner in das Haus der Lords, oder ein Bürgerlicher in den Adelſtand erhoben, dann legt er ſich auch, mit ſeiner veränderten Stelle, dieſer angemeſſene Grundſätze und Geſinnungen bei. Unmöglich kann ſich die Einſicht ſo ſchnell ändern, daß ſonſt geſcheidte Leute über Nacht, und folglich gar oft im Schlafe eine ganz andre Ueberzeugung gewonnen hätten. Der Menſch möchte alſo in der Regel nicht ſo dumm als ſchlecht ſeyn.

Wie dem aber auch ſey, der Gegenſatz, der Widerſpruch, der Kampf iſt da, wir mögen über ſeine Urſache einig werden oder nicht. Darin ſind wir wenigſtens einverſtanden, daß der politiſche, ſittliche, intellektuelle, religiöſe und ökonomiſche Zuſtand der gebildeten Völker unſres Welttheils uns, der Zukunft wegen, nur zu gegründete Beſorgniſſe einflößt; daß dieſe, wie wir oben geſehen, in ihrer geſellſchaftlichen Entwickelung, einen Punkt erreicht haben, von dem die frühern Nationen ihrem nahen Verfall entgegengingen.

Theodor. So iſt's. Und wenn meine Beſorgniſſe auch nicht alle gerade von der Art der deinigen ſind, dann finde ich ſie doch um nichts beruhigender. Ich geſtehe die Gewißheit und Nähe der Gefahr ohne Bedenken ein. Das Weſentlichſte aber wäre nun zu unterſuchen, ob es nicht auch Mittel gebe, dieſer Gefahr zu begegnen.

Emil. Das möchte in einer Zeit, wo der Verſtand ſeine Faſtnacht, und die Leidenſchaften und Begierden ihre Luperkalien zu feiern ſcheinen, ſo leicht nicht ſeyn. Ich will dir indeſſen meine Meinung aufrichtig ſagen. Kam über das alte Rom eine ungewöhnlich große Gefahr, die das Leben des Staates ſelbſt bedrohete, und der die beſtehenden Geſetze und Magiſtrate nicht gewachſen waren, dann ward ihre Wirkſamkeit vorübergehend aufgehoben. An ihre Stelle trat der unbeſchränkte Wille eines Mannes, von deſſen Weisheit, Muth und Tugend man die Rettung des Vaterlands zu hoffen wagte. Ein Gleiches thaten Sparta und Athen, da Lykurg und Solon ihnen Geſetze gaben. Es iſt nöthig, daß ein Menſch von überwiegender Kraft und Einſicht und von geprüfter Redlichkeit allmächtig ſey, damit jeder hindernde und ſtörende Einſpruch des Unverſtandes und der Bosheit verſtumme, Ehrgeiz und Habſucht ſcheu zurücktreten, die Sophiſtereien der Klüglinge und die Läſterungen der Tadelſüchtigen ſchweigen und der Kampf der Leidenſchaften und Begierden ruhe. Die Lage iſt mit der eines Schiffes auf ſtürmiſcher See, in der Nähe von Sandbänken und Klippen zu vergleichen. Die Größe der Gefahr hat alle Bande des Gehorſams aufgelöſt. Nur für ſich beſorgt ſucht jeder Rettung, auch durch der Andren Untergang. Das wilde Schiffsvolk lärmt und flucht, der Fromme betet. Selbſt die helfen wollen, ſtören ſich in der Verwirrung; wo der eine beizieht, ſtößt der andre ab, und der Widerſpruch macht die Gefahr um ſo größer, je zahlreicher die Helfer ſind; denn wo Alle retten wollen, iſt faſt der Untergang gewiß. Gebt ihr in dieſer Lage das Ruder nicht einem Manne, der Glauden und Vertrauen hat, der jeden an ſeiner Stelle zum pünktlichen Gehorſam zwingt, dann ſeyd ihr verloren. Das Leben Aller wird ihm übergeben, weil ſie es durch ihn auch nur erhalten können. So handelten die Griechen und Römer, und mehr als einmal verdankten ſie dieſer Handlungsweiſe die Erhaltung des Vaterlands. Für gleiches Uebel rathe ich zu gleichem Mittel. Iſt noch zu helfen, dann kann es nur der verſtändige, konſequente Despotism. Ich habe das Wort geſprochen; doch will ich um ein Wort nicht ſtreiten. Nennen wir es, wenn es beſſer klingt, Diktatur. Iſt die Gefahr vorüber, das Schiff im Hafen, oder wiegt es ſich, von günſtigem Wind getragen, auf klarer Flut, dann mag der muntern Verwirrung und dem muthwilligen Leichtſinne der Mannſchaft wieder manches nachgeſehen werden.

Theodor. Ich halte das Mittel faſt für gefährlicher als die Krankheit ſelbſt. Uebrigens möchte dieſer Eine auch ſchwer zu finden, und ſeine Anſtellung noch ſchwerer zu vollziehen ſeyn.

Emil. Wir finden dieſe Menſchen nicht; aber der Augenblick findet ſie, der ſie braucht. Hätten wir, ſeit dreißig Jahren, was geſchehen iſt, berathen, anordnen und vollziehen ſollen, wir würden uns oft in noch größerer Verlegenheit geſehen haben.

Theodor. Soll ich mich noch wundern, daß Leute, die ungleich an Kraft und Einſicht, ſich fremd durch Erziehung und Unterricht, getheilt durch vielfältige Verhältniſſe des Lebens, ſich feindlich gegenübergeſtellt durch Vorurtheile, Neigungen und Leidenſchaften, durch verſchiedene Intereſſen und entgegengeſetzten Vortheil, unter ſich in Uneinigkeit, Hader und Zwietracht leben, da wir beide, verwandt durch gleiche Bildung, befreundet durch ähnliche Geſinnungen und daſſelbe Streben, beide das Rechte und Gute wollend, über einen ſo einfachen und wichtigen Gegenſtand nicht einig ſind? Du betrachteſt als Heilmittel, was ich für Gift erkenne. Du willſt die Welt durch einen konſequenten Deſpotism retten, da ich für ſie nur Rettung in der Freiheit finde. Gewiß, lieber Emil, den Einen würdeſt du jetzt vergebens ſuchen, der mit der Kraft, der Erlöſer der Welt zu ſeyn, auch den Willen dazu verbände. Wir haben Einen geſehen, von dem man ſolches zu hoffen wagte. Wie er war, erzeugt ein Jahrhundert wenige; die Verhältniſſe aber, die ihn begünſtigt haben, kommen vielleicht in einem Jahrtauſende nicht wieder. Es ſchien, als hätte die Vorſehung ſo recht die Zeit für ihn, und ihn für die Zeit geſchaffen, damit er ihr Retter würde; und er ward ihr Verderber. Du weißt, ich tadle nicht an ihm, daß er den Ehrgeiz hatte, ſich zum Herrn der Welt zu machen. Auch ich war der Meinung, er ſuche die Diktatur im Geiſte deines Einzigen. Wie ſah ſich ſeine Zeit betrogen, die er wie die eigne Beſtimmung ſo ſehr verkannte, daß er ein gemeiner Herr ſeyn wollte von gemeinen Knechten! Glaube mir, was uns retten kann, iſt Freiheit, Freiheit und ihre ewigen Begleiter, Geſetz und Recht. Um ihre Herrſchaft zu begründen, giebt es ein ſichres Mittel, aber auch nur eins: *Stützt ſie auf den aufgeklärten Willen und das Intereſſe der Staatsgenoſſen.* Die erbliche Monarchie muß man mit einer Nationalrepräſentation verbinden, bei welcher feſte Beſtändigkeit ſich zur höchſten Einſicht und zum reinſten Willen geſellt. *Laßt das Eigenthum, den Beſitz, der ſich zu erhalten ſtrebt, und ſich mit der Erhaltung des Beſtehenden nur erhalten kann, die Repräſentanten wählen, das Talent und die Tugend aber gewählt werden,* und die Aufgabe iſt gelöſt.

Will man ſich gegen die Verſuche der Neuerungsluſt und die Launen der Unbeſtändigkeit verwahren, dann vertraue man die Erhaltung des Beſtehenden denjenigen an, die bei dem Beſtande deſſelben ihren Vortheil finden, denen alſo, die ſich eines bedeutenden Eigenthums erfreuen, und von jeder Veränderung mehr Gefahr als Vortheil zu erwarten haben. Die Vermögenden wiſſen ſehr gut, daß, wo die dürftige Menge ſich nach einem Umſchwunge der Dinge ſehnt, dieſe keineswegs den Zweck hat, ihre Entbehrungen zu vermehren, den Ueberfluß der Reichen zu vergrößern und die Gemächlichkeit derſelben zu begünſtigen. Die Reichern finden ihre Rechnung bei der Erhaltung deſſen, was iſt, und eine ungewiſſe Zukunft giebt ihnen mehr zu fürchten als zu hoffen. Auch verſtehen ſie ſich gewöhnlich auf ihren Vortheil, wenn ſie auch ſonſt keinen ausgezeichneten Verſtand beſitzen, und das lehrt ſie ein ſehr einfacher und roher Inſtinkt.

Hier finden wir alſo den Willen der Erhaltung, und zwar in einem höhern Grade, als es der aufgeklärte Freund der Menſchheit und ſeines Vaterlands immer für recht und zuträglich erkennen möchte, aber auch nur den Willen, und ſelten die Kraft. Die Reichſten an Vermögen ſind es nicht immer an Kopf und Herz. Indeſſen wiſſen ſie an Andern zu erkennen, was ihnen fehlt, und zum Wählen haben ſie die nöthigen Eigenſchaften, wenn auch nicht zum Gewähltwerden. Daß ſie darauf denken werden, vorzüglich ſolche zu ernennen, die ohne Noth die Heiligkeit des Beſtehenden nicht antaſten, das darf man ihnen wohl zutrauen. Die Gewählten ihrer Seits werden auch, ſo viel als möglich, für die Erhaltung ſeyn, weil ihre Wahl von denen abhängt, die dieſe Erhaltung als das Nöthigſte und Wichtigſte erkennen. Durch ein Wahlſyſtem alſo, das ſich auf den Grundſatz ſtützt, den **Vermögenden** die Wahl der **Tauglichen** zu übertragen, erhält der Staat die breiteſte und dauerhafteſte Unterlage, die man ihm geben kann.

Trägt eine Regierung über dies noch Sorge, die ausgezeichneteſte Kraft des Staates, die höchſte Einſicht und Thätigkeit in ſich aufzunehmen, ſo daß ſie durch ihre geiſtige und moraliſche Ueberlegenheit ſchon Achtung gebietet und verdient, und Vertrauen verdient und findet, dann weiß ich doch wahrhaftig nicht, was ſie von innern Umtrieben und äußern Anfeindungen zu fürchten hätte. Giebt es Sicherheit für einen Staat, dann liegt ſie hier, oder wird nie gefunden.

Emil. Dem mag ſo ſeyn. Es käme jetzt nur darauf an, die Regierungen zu überzeugen, daß ſie ihre Gewalt vermehren und befeſtigen, wenn ſie ihr durch eine kräftige Repräſentation des Volkes Schranken ſetzen, und daß ſie die gemächliche breite Bahn, auf welcher der Staatswagen bisher mit dem Inhaber der höchſten Gewalt leicht und gemächlich fortgerollt iſt, gegen eine gefährliche vertauſchen müſſen, die von dem Führer Geſchicklichkeit und Wachſamkeit erfordert, wenn er glücklich ans Ziel gelangen will. Du verlangſt viel, ſehr viel. Kennſt du auch deine Leute? Ich zweifle ſehr.

Theodor. Die Zumuthung wird doch eine Regierung nicht befremden, daß ſie hervorrage über Andre durch Kraft und Weisheit, wie ſie hervorragt durch Anſehen und Gewalt! Die Kunſt zu herrſchen iſt freilich nicht mehr ſo einfach und gemächlich, wie ſie war, und wird es nie mehr werden. Verſtehen ſie das nicht, nun ſo mögen ſie es lernen, und dabei bedenken, daß ihnen am Lehrgelde nachgelaſſen wird, was ſie an ſchneller Einſicht und gutem Willen aus eignen Mitteln geben.

Daß die Regierung übrigens in der Nationalrepräſentation eine Aufſeherin, manchmal auch eine Gegnerin finden werde, iſt natürlich, unvermeidlich, und das Gegentheil für die Regierungen ſelbſt nicht einmal zu wünſchen, ſo ſehr ſie es auch vielleicht für ihre ſorgloſe Behaglichkeit unverſtändig wünſchen möchten. Jede Kraft, ſoll ſie in lebendiger Wirkſamkeit erhalten werden, bedarf einer Gegenkraft, die ſie durch Widerſtand reizt und übt. Der ruhige Beſitz macht ſicher, die Sicherheit träg, die Trägheit ſchwach und feig. Der ungeſtörte Genuß führt zur Weichlichkeit, die abſolute Herrſchaft zu Uebermuth und frecher Willkühr. Der Menſch iſt von ſolcher Natur, daß ihn nur das Bedürfniß thätig, die Gefahr wachſam und die Aufſicht behutſam erhält; und wie die Kraft in ihm eine andre reizende, widerſtrebende Kraft braucht, die ſie weckt, übt und ſtärkt, ſo braucht ſein Wille auch eine beſchränkende, zurückdrängende, die ihn in die Schranken weiſet, wo er auszuſchweifen in Verſuchung kommt. Dieſe doppelte, belebende, aufreizende und abweiſende, zurückdrängende Kraft findet die Regierung in der Nationalrepräſentation, und dieſe in jener. Jede unbeſchränkte Gewalt wird, wie geſagt, geſetzlos und herriſch, aber auch zugleich weichlich, ſchwach und feig, und wie ſie durch ihr geſetzloſes Wirken mit jedem Tage die Gefahren und Feinde unbeſonnen um ſich häuft, ſo wird ſie auch in ihrer ſchlaffen Indolenz und feigen Abſpannung mit jedem Tage unfähiger, der wachſenden Gefahr und dem mächtiger werdenden Feinde Widerſtand zu leiſten. So müſſen denn auch alle unbeſchränkte Regierungen ſich ſelbſt zerſtören und untergehen, wie das ſpäter noch mit der franzöſiſchen und ſpaniſchen der Fall geweſen iſt. Man erſtaunt über die Schwäche und Erbärmlichkeit der trotzigen Gewalt, die ſich für allmächtig hält, wenn ſie erſt Widerſpruch, dann Widerſtand findet. Wie kleine Menſchen ſind ſolche Regierungen anmaßend, übermüthig und eitel, ſo lange der Traum einer über alle Gefahren erhabenen Sicherheit währt, und feig, muth- und kraftlos, ſobald ſie aus dem behaglichen Schlummer aufgeſchreckt werden. Mit eignen Händen bereiten ſie ihr Verderben, und klagen wegen ihren Unfällen, die nur ihr Werk ſind, die Ungerechtigkeit des Himmels oder das Verderben des Volks an. Bei ihrem Falle finden ſie ſogar ſelten die Theilnahme und das Bedauern, die dem unverdienten Unglück noch einigen Troſt gewähren. Kluge Staatsmänner, die mit ihrer Herrſchaft nicht von der Hand zum Munde leben, wiſſen ſehr gut, welchen Vortheil Regierungen aus einer volksvertretenden Behörde ziehen, die ſie mit dem Vertrauen ihrer Kommittenten unterſtützt, in gefahrvoller und drückender Zeit den ſchwerſten Theil der Verantwortlichkeit übernimmt, und ſie durch ihre Aufſicht nöthigt, den rechten Weg mit Feſtigkeit und kluger Vorſicht zu wandeln. So begriff nur der große Scipio, wie die Zerſtörung Karthagos den allmähligen Verfall ſeines Vaterlands nach ſich ziehen müſſe. Die römiſche Selbſtſucht, die ſich mit dem glänzenden Heiligenſchein der Vaterlandsliebe zu umgeben wußte, und von der ſich ſelbſt Cato nicht befreien konnte, wollte die Vernichtung einer Nebenbuhlerin, wie die Eigenmacht der Fürſten und Miniſter die des Einfluſſes von Landſtänden, Parlamenten und Geſetzgebungskörpern. Dieſe und jene bedachten nicht, daß ſie, durch die Entfernung einer eiferſüchtigen Hüterin, ihre Verſchlechterung und ſo ihre Auflöſung, die immer darauf folgt, bereiteten.

Hat ein Staat die angegebenen Bedingungen erfüllt, ſprechen überdies Gedanken und Geſinnungen ſich in ihm frei, doch nicht der geſetzlichen Verantwortlichkeit entbunden aus; haben das Verdienſt und die Tugend, wie die Dummheit, das Laſter und Verbrechen in der aufgeklärten Oeffentlichkeit ein unparteiiſches Gericht, dann iſt, nach meiner Einſicht, geſchehen, was man, auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, zu ſeiner Rettung und Erhaltung thun kann. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn frühere Staaten, deren ſchnellen Verfall und Untergang wir bedauern, die Nationalrepräſentation, die

Preſſe und alle die Mittel gekannt hätten, die uns zu Gebote ſtehen, ſie zuverläſſig ſich würden erhalten haben.

Emil. Guter Menſch voll frommer Wünſche und ſeliger Hoffnungen, wie wenig kennſt du deine ſchlechte oder verrückte Zeit! Haben wir denn die unfehlbaren Mittel nicht mit eignen Augen anwenden geſehen? Und welche gute Wirkung haben ſie hervorgebracht? Unterſtütze du den Körper, den faule Säfte ſeiner Auflöſung entgegenführen, mit ſtärkenden Mitteln, die ihn mit neuem Leben erfriſchen ſollen; geht nicht ſelbſt die Arznei verrätheriſch zur Krankheit über, und vermehrt und beſchleunigt ihre Gefahr? Wo das Verderben Herr geworden iſt, da dient ihm ſelbſt, was uns davon befreien ſoll. Wiſſen wir nicht, was der Bürger werth iſt, wo der Menſch nichts taugt? Die Waffe, mit welcher der Muth die Gefahr von ſich abwendet, kehrt der Wahnſinn zerſtörend gegen ſich. Vertraue nur dieſer Oeffentlichkeit, welche die Bosheit und Schlechtigkeit mißbraucht, um das Gute und Edle herabzuwürdigen, heilbringende Maßregeln zu verſchreien, Vorurtheile und Leidenſchaften aufzuwiegeln, Mißtrauen und Beſorgniſſe auszuſtreuen, die Unzufriedenheit zu nähren, der Selbſtſucht zu ſchmeicheln und die Begierden aufzumuntern. Die anmaßende Dummheit, die kecke Schamloſigkeit, die Heuchelei, Hab- und Herrſchſucht werden die Aufgeklärten, Beſonnenen, Ehrliebenden und Redlichgeſinnten verleumden, mit Schmähungen überhäufen, daß ſie gern die ſchmuzige Wahlſtatt den ſchmuzigen Kämpfern überlaſſen. Lege vertrauend das Schickſal der Nationen in die Hände berathender Verſammlungen, die den Ort ihrer Sitzungen zum Tummelplatz ihrer kleinlichen Leidenſchaften machen, mehr für ſich als ihre Kommittenten ſprechen, ihrer Eitelkeit, verdächtiger Volksgunſt und lärmendem Beifallklatſchen das Wohl des Staates, die Wahrheit und ihre Ueberzeugung opfern, und, ſich in der glänzenden Entwickelung ihrer Talente gefallend, mit einem unendlichen Aufwande von Mitteln einen kleinen, oder keinen Zweck erreichen. Laſſe nur deine Maßregeln ſich alle thätig zeigen und mit fröhlicher Lebendigkeit zuſammenwirken; ich bin gewiß, du beteſt zu dem Himmel um den Einzigen, wie ich ihn wünſche und vorgeſchlagen habe; du beteſt um ihn, daß er dich rette, von deinen Rettern und befreie von deinen Befreiern. Haſt du, lieber Theodor, in den letzten dreißig Jahren nicht gelebt?

Theodor. Das habe ich allerdings; und darauf ſogar gründet ſich meine Hoffnung und mein Vertrauen.

Emil. Mögeſt du dein Vertrauen nicht betrogen, deine Hoffnung nicht getäuſcht ſehen!

Theodor. Das gebe Gott!

Emil. Da haſt du recht. Auf Gott vertraue; denn deine Menſchen laſſen dich gewiß im Stiche.

Vermiſchte Schriften,

von

J. Weitzel.

Dritter Band.

Wiesbaden,
bei L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker.
1821.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt des 3ten Bandes

Seite.

Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? 1–143.

Denkschrift von Napoleon Buonaparte über die Ansicht der gegenwärtigen Weltlage

Vorwort zur zweiten Auflage 147–152.

Denkschrift von Napoleon Buonaparte. Ersch. im Juli 1814. 153–196

Napoleon Buonaparte's Ansicht der gegenwärtigen Weltlage, aus Briefen vom Northumberland. Ersch. im October 1815. 197–252.
  Erster Bericht. An Bord des Northumberland, d. 18. Aug. 1815. 197–218
  Zweiter Bericht. An Bord des Northumberland, d. 23. Aug 1815 219–252.

Seite.
Frankreich. Geschr. im Jahr 1814. 257–271

Ueber den gegenwärtigen Zustand
von Europa. Geschr. im Sept. 1820. 273–402

Hat
Deutſchland eine Revolution
zu fürchten?

Hat Deutſchland eine Revolution zu furchten?

Es muß ſehr bedenklich um Deutſchland ſtehen, wenn wir den Aeuſſerungen fremder und einheimiſcher Aerzte, die ſich mit geſchäftiger Theilnahme um den Kranken drängen, anders glauben dürfen. Ruſſen, Engländer und Franzoſen, die doch Alle im eignen Hauſe noch manches zu ordnen finden ſollten, ſehen mit groſſer Beſorgniß dem deutſchen Weſen zu, das ſich mit jedem Tage drohender geſtalten ſoll. Man ſagt uns mit wahrhaft naiver Aufrichtigkeit, daß wir mit raſchen Schritten unſerm Untergang entgegeneilen, und ſelbſt dem Auslande Gefahr drohen, weil man nicht wiſſen könne, wo eine Revolution, die doch bei uns einmal unvermeidlich ſey, in ihrem verheerenden Laufe ſtehen bleibe. Man ſollte dabei freilich denken, Revolutionen, welche man wie Gäſte ankündigt, die auch Manchem recht willkommen ſcheinen, hätten etwas von der Gefahr jedes Auskundſchafters, der ſich in aller Unſchuld ſelbſt dafür erklärte, damit man ihn in Erfüllung ſeines Auftrags doch nicht ſtören möge. Gefahren, die man mit ſolcher Gewißheit kommen ſieht, ſollten uns wenigſtens vorbereitet finden. Nicht was wir ſeit dreißig Jahren vorausgeſehn, hat ſo unendliches Unheil über uns gebracht, ſondern gerade das Gegentheil.

Eine franzöſiſche Zeitſchrift *), die ſonſt nicht unter die abergläubigen gehört, theilt uns folgende Darſtellung unſerer Lage mit: »Die Fürſten ſcheinen mehr als je entfernt, den Deutſchen das Verſprechen zu halten, ihnen freie Verfaſſungen zu geben; aber die Deutſchen haben die Verheißungen nicht vergeſſen, durch die man ſie zum Aufſtande gegen die Franzoſen gebracht. Auch ſind ihnen jene Formen von politiſchen und Maurergeſellſchaften, von Tugendvereinen noch gegenwärtig, deren man ſich bedient hat, um ihren Muth zu entflammen und zu leiten. Weishaupt, Schill und Schneider haben zahlreiche Schüler. Das deutſche Volk, welches für unbehülflich und kalt gilt, iſt nur ruhig und geduldig; hat ſich aber ſeine Geduld erſchöpft, dann wird es ein Vulkan. Da es einer tiefen, düſtern Begeiſterung und einer überlegten, unbedingten Ergebung fähig iſt, ſo läßt ſich nicht leicht beſtimmen, wo es dann ſtehen bleiben werde. Dies dann iſt uns ganz nahe; kaum wagt man zu behaupten, daß es nicht morgen ſey. Ein Funke reicht

---

*) Journal Général de France, du 17. Avril.

hin, einen Brand hervorzubringen, von dem man nicht wiſſen kann, wie weit er um ſich greifen werde. — In dieſer Sprache, ſezt der Journaliſt beruhigend hinzu, mag einige Uebertreibung herrſchen, aber die beunruhigenden Symptome vermindern ſich keineswegs, ſondern vermehren ſich.«

Viele deutſche Zeitſchriften ſprechen unbedenklich dieſelbe Anſicht aus; ja ſie iſt in den Glauben des Volks übergegangen, und man kann wohl in jeder Geſellſchaft, in jedem Dorfe, in der Unterhaltung mit dem ſchlichteſten Bürger die Aeuſſerung hören: auf dieſem Wege könnte es unmöglich weiter gehen, und Ereigniſſe, wie ſie in Frankreich ſtatt gehabt, müßten auch hier erfolgen.

Läugnen läßt ſich nicht, daß eine tiefe, gewaltſame Bewegung durch die beiden Hemiſphäre geht; die Thatſache ſpricht ſich ſelbſt aus, und erläßt uns den Beweis. Wie aber dieſe zerſtörende Erſchütterung enden werde, verfolgt ſie die einmal genommene Richtung, und ob ſich ihr nicht begegnen laſſe — das iſt die Frage. Hängt die Entſcheidung des Kampfes, der ſo viele Staaten bewegt, einzig von dem Schickſale, oder nicht auch von uns ab? Das Leztere wäre wohl der Fall, gäbe es für die Menſchen eine belehrende Erfahrung, und ſiegte nicht die tolle Leidenſchaft über die ruhige Vernunft, die Gewalt über das Recht und die Macht der Gewohnheit über die Rathſchläge der Klugheit. Daß wir in einer wichtigen, entſcheidenden Zeit leben; daß ſich eine neue Ordnung der Dinge geſtaltet, die, mit der alten im Kampfe, tiefe Erſchütterungen erzeugt; daß es früher nicht ſo war, wie es jetzt iſt, und daß es nicht ſo bleiben kann, das ſehen die Verſtändigen, und die es nicht beſtimmt erkennen, denen ſagt es eine geheime, grauenvolle Ahnung. Viel wurde geſprochen von dem Geiſte, der die Geſchlechter der Menſchen ergreift wie der Sturm die Wälder und die Gewäſſer des Meeres, ſie aufregt und tief bewegt willenlos und unwiderſtehlich. Ueber den Streit wurde oft geredet, der die verſchiedenen Stände deſſelben Volks theilt, hier Empörung heißt, dort Freiheitsliebe, bald Adelſtolz und Privilegienſucht, bald Pöbelmuth und Demokratenſchwindel, und der das öffentliche Wohl gern zum Vorwande eigennütziger Abſichten macht. Wahres wurde auch geſprochen über die Hoffnungen und Beſorgniſſe der Gegenwart und über die Mittel, dieſen zu begegnen und jene zu verwirklichen. Es iſt demnach wohl wichtig zu wiſſen, wie weit wir gekommen ſind in der Beantwortung der folgereichen, inhaltſchweren Frage, in der Löſung des Räthſels, das die Zeit als eine zweite Sphinx dem Geſchlechte aufgegeben, und worauf das Glück oder Unglück einer langen Zukunft beruhen kann, und beruhen wird.

Daß wir es in dieſer Auflöſung noch nicht ſehr weit gebracht, zeigt ſchon der einzige Umſtand, daß gerade die, welche eine Revolution am meiſten wünſchen oder fürchten, die Möglichkeit derſelben am hartnäckigſten läugnen; jene, um ſie deſto gewiſſer und unbemerkter herbeizuführen; dieſe, weil ſie meinen, das Geſpenſt verſchwinde, ſobald man ſich das Anſehen gibt, nicht daran zu glauben. Von unſern Zeitſchriftſtellern ſpotten die, welche eine Revolution wollen, am witzigſten über die Gefahren derſelben. Natürlich iſt es gut, wenn die Gefahr unſere Gegner im Schlafe, oder doch unvorbereitet und wehrlos findet.

Indeſſen mag die Zahl derjenigen, die in Deutſchland eine Umwälzung, eine Vernichtung der beſtehenden Ordnung der Dinge wollen, nicht ſehr bedeutend ſeyn. Aber an dieſe Ehrgeizigen und Habſüchtigen, die nur in der Zerſtörung die Mittel finden, ihre Leidenſchaften zu befriedigen, ſchließt ſich das Heer von Nachbetern und Gehülfen an, die in aller Unſchuld mit dem Feuer an der Pulverkammer ſpielen, und ganz ehrlich an eine Revolution nicht glauben, die ſie herbeizuführen eben beſchäftigt ſind. Allenthalben macht dies ſklaviſche Geſchlecht die größere Zahl, Dieſe Menſchen folgen dem gegebenen Impulſe, thun, was ſie Andere thun ſehen, glauben, hoffen und lieben mit den Umgebenden, wie ſie mit ihnen gähnen. Dieſe Leute laſſen die Bourbons oder den Kaiſer leben, folgen der wandernden Guillotine des Revolutionsgerichts oder dem Kreuze der frommen Miſſionäre, geben dem Augenblick ſein ganzes Herrſcherrecht, und thun und glauben, was man gerade thut und glaubt, ſind muthig oder feig, nachdem es eben vor- oder rückwärts geht. Dieſes gleichgültige und doch zu wenig beachtete Geſchlecht, das an ſich ſo unbedeutend und in der Geſellſchaft ſo wichtig iſt, gehört dem, der es zu führen weiß, und es zu führen nicht verſchmäht. Da es nur auf äuſſere Beſtimmung, und zwar gern in Maſſe handelt, ſo iſt es gut oder ſchlecht, verwegen oder furchtſam, nachdem die Leithämmel und Flügelmänner ihm das Beiſpiel und Zeichen geben. Der gewöhnliche Menſch iſt träg und verzagt geſchaffen, und überläßt darum Andern gern die Mühe der Ueberlegung und die Gefahr des Entſchluſſes und tritt am liebſten in Menge auf, weil die Anſtrengung und Verantwortlichkeit ſich dann unter Viele theilt. Darum darf man ſich nur der Coryphäen verſichern, ſollen die Chöre nach unſerer Weiſe tanzen, in Kaffee- und Thee-Viſiten der wortführenden Fraubaſen, der Mönche bei frommen Brüderſchaften, in Wirths- und Spielhäuſern des anerkannten Sprechers, in Klubs der Redner und im weiten unzuſammenhängenden Reiche der Literatur, Kunſt und Politik, der rezenſirenden Inſtitute, Literaturzeitungen und periodiſchen Blätter. Der Pöbel bildet bei allen Ständen, den vornehmſten und niedrigſten, die Mehrzahl, die ohne zu denken und zu wollen, in Geſellſchaften über den guten Namen, in Städten über das Loos von Familien, in Staaten über das Schickſal von Reichen und vom Geſchlecht zu Geſchlecht über den Nachruhm, doch allenthalben nur als Werkzeug, entſcheidet.

Ich habe viel über dies armſelige Geſchlecht geſprochen, weil es für Menſchen, denen es um den Erfolg zu thun iſt, eine große Bedeutung hat. Wirkt es ſichtbar und in Maſſe, dann iſt der kühne, ſtarke Geiſt ſein Meiſter. Cromwell kannte den Mechanism dieſer Maſchinenmenſchen ſehr gut, beſonders im Soldaten. Da ein ganzes Regiment auf der Flucht war, trat er ſelbſt dem Obriſt entgegen: »Mylord, Sie irren ſich,« ſprach er, »der Feind iſt dort,« drehete ihn um, und es ging nun eben ſo gut vorwärts. So kannte ihn auch Friedrich der Große, der den Ungeſtüm unzufriedener Soldaten abwies, indem er bei ihrem Anzuge den Hut aufſetzte, den Degen zog und die gewohnten Kommandoworte rief: Halt! Richtet euch! Linksum! Marſch! Die eingeübten Krieger hatten nichts angelegentlicher zu thun, als ſich in Reihe und Glied zu ſtellen, und im bekannten Takte wieder abzugehn. Aehnliche Beiſpiele finden wir im Leben Cäſars, Alexanders, Peters I., Napoleons und aller beſonders kräftigen Naturen, die zum Herrſchen geboren ſind. Fehlt indeſſen der Geiſt, dann thut es bei der Menge auch die Form, ein äußeres Zeichen, reiche Kleidung, Stern, Ordensband, der Name, eine Fahne und dergleichen.

Dieſe Klaſſe nun will eigentlich keine Staatsumwälzung, hilft ſie aber mit fröhlichem Herzen machen, wird ſie dazu gebraucht; und gerade ſie ward ſeit Jahren durch tauſend Mittel zu dieſem Erfolge bearbeitet und vorbereitet. Es war ein großes Verſehen, daß man ſie den Umtrieben leidenſchaftlicher, verwegener Menſchen überließ, die bei jeder Gelegenheit nur zu gewinnen hoffen. Verſtändige Männer mögen demnach die Wahrſcheinlichkeit naher, tiefer Erſchütterungen nicht läugnen, wenn wir auf dem Wege, den wir betreten haben, weiter gehen; ſie bedauern den Schwindel, der uns mit jedem Tage dem Abgrund näher zieht.

Nimmt man an, daß die innern Urſachen einer Revolution in Deutſchland durch äußere begünſtigt würden; daß man vielleicht zu dieſer Sünde reizte, gerade um Urſache zu finden, ſie zu beſtrafen, dann ließe ſich begreifen, daß Unruhen, ſelbſt gegen die Abſicht der Mehrheit des Volks, künſtlich hervorgebracht werden könnten. Den Engländern ſoll dies mehr als einmal in Frankreich gelungen ſeyn. Mit Deutſchland ward ja ſchon oft geſprochen, wie mit dem Lamme in der Fabel; es muß doch endlich das Waſſer trüben, wenn man es freſſen will. Darum wäre es auch möglich, daß unſere deutſcheſten Männer, die das große Wort ſeit der Befreiung Deutſchlands, auf Hochſchulen, Turnplätzen und in Schriften führen, undeutſche Fremde am treueſten und fleißigſten bedient hätten. In jedem Falle haben die unſre gute Sache ſchlecht gefördert, welche der Freiheit durch Anmaßung und Willkühr, der geſetzlichen Ordnung durch Verwirrung, der Wahrheit durch Machtſprüche und Auto-da-fe's, der Gerechtigkeit und den Sitten durch ſchneidende Einſeitigkeit und Rohheit ſich nützlich zu beweiſen glaubten.

Ob auch der Dolch zu den beliebten Mitteln unſrer revolutionären Menſchen gehört; ob dieſe zu dem angekündigten Zwecke in Verbindung ſtehen, können wir unerörtert laſſen. Sind aber die, welche Meuchelmord begehen, oder deſſen entſchuldigend, wo nicht gar lobpreiſend erwähnen, wirklich Freunde von Deutſchland und der deutſchen vaterländiſchen Sache, dann mag das arme Vaterland ſeine Freunde faſt mehr als ſeine Feinde fürchten. Was bis jetzt in dieſem Sinne zu unſrer Rettung geſchehen iſt, konnte nur die lauernde Aufmerkſamkeit ſchärfen, gewaltthätigen Maßregeln einen Anſtrich von nöthiger Vorſicht oder gerechter Wiedervergeltung geben, unſre Feſſeln enger zuſammenziehen und die Gefahr vergrößern. Gott bewahre Deutſchland vor ſolchen Freunden, wenn ſie es nicht früher verderben ſollen als ſeine Feinde!

Wir betrachten den Meuchelmord nur in Beziehung auf den beabſichtigten Erfolg, nicht als Schauſpiel, der dem es auf eine gemüthliche Rührung abgeſehen iſt, welche der Karakter der handelnden Perſonen fördern oder ſtören kann. Nicht um den Willen des Thäters iſt es hier zu thun, ſondern um die Folge der That. Eine dumme Tugend, wenn ſie möglich wäre, mag das eigne Wohl aufs Spiel ſetzen, wenn es ihr gefällt, nie aber fremdes. Wir müſſen den öffentlichen Menſchen vom Privatmann unterſcheiden; jener reicht mit hoher Gemüthlichkeit und ſchöner Schwärmerei nicht aus. Der willigſte Eifer ohne Klugheit kann ſogar verderblicher als Bosheit wirken. Die Begeiſterung iſt nicht die Tugend des Steuermanns, der das Schiff im Sturme führen ſoll, wohl aber Mannesſtärke und Beſonnenheit. Die reine Abſicht ſoll allerdings hoch angeſchlagen werden, wo es die Schätzung des moraliſchen Werthes gilt; wer aber in das Schickſal Anderer einzugreifen ſich erkühnt, muß nicht blos ſeinen guten Willen, ſondern auch den Erfolg verbürgen können; ſonſt darf er ſich nicht anmaßen, ohne Auftrag und Vollmacht zu handeln.

Wo Tüchtiges gewirkt werden ſoll, muß zum guten Herzen ſich der klare Kopf geſellen, zur Gemüthlichkeit Verſtand. In dieſem Sinne hat auch Monteſquieu die That des jüngern Brutus mit gerechter Strenge getadelt. Was thaten die Verſchwornen? nichts, als daß ſie Cäſar mordeten. Als wäre es einzig darum zu thun geweſen, das Blut eines großmüthigen Herzens zu vergießen, ward der Erfolg, Roms Schickſal den Launen des Zufalls und der Schlechtigkeit der Zeit anheimgeſtellt.

Den großen Cäſar hatten ſie erſchlagen, um ſeinen verruchten Nachfolgern Platz zu machen; und die das thaten, waren Brutus und Caſſius; es waren Römer, und waren Männer. Was aber ſoll man von denen ſagen, die unter uns das Vaterland durch Meuchelmord zu rächen und zu retten ſich berufen fühlen? Kein ſchlechtes Mittel führt zu einem guten Zweck; und wäre es auch, ſo darf es der Menſch nicht wählen, weil ihm ſein Gewiſſen das Rechte nicht aber das Nützliche zu thun gebietet.

Sehr wahr ſagte Royer-Collard unlängſt in der franzöſiſchen Deputirtenkammer *): »Man hat unſere Revolution oft unrichtig beurtheilt; ihr großer Irrthum, und nicht ſelten ihr Verbrechen war, daß ſie die Freiheit durch den Deſpotismus, die Gleichheit durch Privilegien, unter dem Vorwande, daß ſie der Nation nützlich ſeyen, und die Gerechtigkeit durch Gewaltthat, Betrug und Grauſamkeit begründen wollte. Das war ein großer Irrthum, nur Freiheit kann Freiheit erzeugen, Gleichheit Gleichheit und Gerechtigkeit Gerechtigkeit.« Muß man den Deutſchen dieſe große Lehre wiederholen? Wenn

---

*) In der Sitzung vom 20. April.

es bei den Franzoſen ein Irrthum war, daß ſie die Freiheit durch Willkühr, die Gerechtigkeit durch Grauſamkeit, die Gleichheit durch Ausnahmen und Privilegien ins Leben rufen wollten; kann es auch noch bei den Deutſchen, die ſolche Zwecke durch ſolche Mittel zu erreichen gedenken, ein Irrthum ſeyn, bei den Deutſchen, welche die Lehre der Franzoſen in Wort und That gegenwärtig haben? Und was wollen nun unſre jungen und alten Reformatoren, die das Feuer auf der Wartburg und den Meuchelmord eines verhaßten Gegners für gottgefällige Werke begeiſterter Gemüther halten, die berufen ſind, das Vaterland zu retten? Die Zeit, in welcher ſolche That nicht Abſcheu, oder mehr als mitleidiges Bedauern, auch Lob finden kann, verheißt nichts Gutes.

Bei der Ueberſicht des gegenwärtigen Zuſtandes unſers Volks fällt darum auch nichts mehr auf, als der Leichtſinn, mit dem man das gefährliche Spiel miſchen ſieht. Miniſter und Demagogen, Herren und Knechte necken an dem ſchlafenden Tyger. Man löſet mit ſolchem Eifer die Bande auf, um den lecken Kahn in die bewegte See zu werfen, als fürchte man den Sturm zu verſäumen, der vor dem Hafen wüthet. Man hört von Revolutionen, wie Kinder von der Freude und Angſt des Chriſttags ſprechen, an dem jedes ſeine Beſcherung hofft. Seitdem wir in Frankreich dieſes furchtbare Spiel geſehen, wandelt Manche, wie Knaben, die den Soldaten

Soldatches nachſpielen, ordentlich die Luſt an, auch Revolutionches nachzuſpielen. Es iſt ein furchtbares Spiel, bei dem oft mehr eingeſetzt wird, als man gewinnen kann.

»Die Revolutionen,« ſagt **Manuel** *), der wenigſtens nicht im Verdachte ſteht, dem monarchiſchen oder miniſteriellen Despotism geneigt zu ſeyn, »die Revolutionen ſind der Freiheit mehr nachtheilig als zuträglich; denn die Gewalt hat tauſend Mittel, Vortheil aus ihnen zu ziehen. Die Revolutionen dienen ihr zum Vorwande, ſich unumſchränkt zu machen, und mehr als einmal reizte die Gewalt zum Mißbrauche der Freiheit, um die Freiheit zu vernichten.« Sehr treffend fügte der Redner hinzu, was man zu beſonderer Beherzigung empfehlen darf: »Angriffe auf die Freiheit und ihre Vernichtung würden jetzt die Loſung zu Revolutionen ſeyn; die Bürgſchaften aber, die man ihr gibt, werden gewaltſame Umwälzungen verhüten; wer demnach Revolutionen wünſcht, wird ſich wohl hüten, uns Garantien der Freiheit vorzuſchlagen.«

Gewiß iſt eine Revolution ein ſo furchtbares Ereigniß, daß man die Gräuel derſelben ohne Schaudern nicht denken kann. Um ſo mehr muß man die Unverbeſſerlichkeit des Menſchen, ſeinen Uebermuth, ſeine Härte im Glück, ſeine Thorheit, ſeinen Eigenſinn beklagen, die ein ſo ſchreckliches Uebel als einziges Mittel zum Beſſern übrig laſſen. Eine Revolution verkauft ihre Wohlthaten um einen furchtbar hohen Preis; und ſelbſt die dieſe geben, kommen ſelten zum Genuß derſelben. Sieger und Beſiegte bleiben auf dem Platze, und hier erntet nicht, wer bauet und ſäet. Der Opferer fällt mit ſeinem Opfer, und erſt aus der zerſtörten Welt blüht eine neue auf. Die den Triumph erfechten, bezahlen ihn mit ihrem Leben, und die ihn feiern, haben gewöhnlich am wenigſten für ihn gethan. Das wiſſen wir, doch reißet blinder Wahnſinn uns unaufhaltbar fort.

---

*) In der Sitzung der franz. Deputirtenkammer vom 20. April.

Der Einzelne macht mit ſeinem böſen oder guten Willen keine Staatsumwälzung, ſondern die Macht der Umſtände, die Gewalt der Noth, der die Gefahr gleichgültig und jede Veränderung erwünſcht geworden, da durch dieſe nur gewonnen, wenigſtens nichts verloren werden kann. Darum bereiten gerade diejenigen, die aus dem Beſtehenden Vortheil ziehen, und das Unerträgliche zu erhalten ſuchen, Revolutionen vor, und eben ſie ſprechen auch wieder am meiſten von ihren Gräueln und Schrecken, damit der alte Mißbrauch fortbeſtehe, und ein langes Unrecht als Recht geheiligt bleibe. An dem gebrechlichen Gebäude ſoll nicht gebeſſert werden, aus Furcht, daß mit jeder Neuerung der gefährliche Geiſt derſelben in ihm heimiſcher werde, und endlich die Umkehrung alles Beſtehenden herbeiführe. Als wenn der

Bau nicht gerade darum in Trümmer fallen müßte, weil man ihn, wo er ſchadhaft iſt, auszubeſſern ſich geweigert! Als wenn die franzöſiſche Revolution, die man gern als ein ſchreckendes Geſpenſt vor den Fürſten und Völkern erſcheinen läßt, um das Beſtehende, auch wo es nicht mehr ertragen werden kann, zu erhalten, nicht gerade warnend zeigte, daß auch ſie nur darum ſo gewaltthätig zerſtörend geworden iſt, weil man ſich zu keiner zweckmäßigen Reformen verſtehen wollte! Gegen ähnliche Gefahr müſſen wir uns verwahren. Das Alte, wo es ungerechter Druck und Mißbrauch iſt, muß aufhören, weil es die veränderte Zeit nicht mehr erträgt. Vergebens bezieht man ſich auf die Inſtitutionen, Satzungen und Gebräuche verehrter Ahnen. Jede, auch die älteſte Vergangenheit iſt einmal Gegenwart, das älteſte Alter einmal jung geweſen. Was der Vater durfte, darf auch der Sohn, ſobald er Vater iſt, und keine Zeit und kein Geſchlecht kann die folgenden Zeiten und Geſchlechter in Ausübung ihrer Rechte binden, die für Alle dieſelben ſind.

Mit Freuden wohnen wir im väterlichen Hauſe, das uns werthe Erinnerungen noch werther machen; droht es aber über dem Enkel einzuſtürzen, dann wäre es Thorheit, aus Achtung für der guten Väter Zeit in ſeinem Schutte ſich zu begraben. Der Vater hat für ſein Bedürfniß gebaut; das thut auch der Sohn, kann er nicht mehr wie der Vater wohnen. Neue Begriffe fordern neue Worte, andere Bedürfniſſe andere Mittel ſie zu befriedigen. Alle Revolutionen aber ſind dadurch entſtanden, daß ſich der alte Mißbrauch gegen neue Verbeſſerung, ein langes Unrecht gegen das erkannte Recht behaupten wollte. Die todte Form muß aufgegeben werden, iſt der lebendige Geiſt ausgezogen; will jene ſich behaupten, dann zerſtört ſie dieſer, wenn ſie ihn nicht tödten kann. Darin beſtehe der Prozeß gewaltſamer Umwälzungen. Würde der Zeit, was ihr gebührt, mit kluger Vorſicht zugeſtanden, dann käme es nicht zu den tiefen Erſchütterungen und Umwälzungen.

> Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
> Sich dies Geſchlecht mit ſeinen Sklavenſeelen,
> Und mit den Drathmaſchinen ſeiner Kunſt.
> Doch wenn das Aeußerſte ihm nahe tritt,
> Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
> Es in die ſtarken Hände der Natur,
> Des Rieſengeiſtes, der nur ſich gehorcht.

Daß ſolches nicht geſchehe, muß man zu verhüten ſuchen, und kann es auch verhüten mit Weisheit und Stärke, will man nur das Zeitgemäße, Vernünftige und Rechte.

Unſre Schuld iſt's, wenn Revolutionen unvermeidlich werden. Wollten wir dem Uebel, das nicht mehr zu ertragen iſt, durch Reformen begegnen, es würde der gewaltſamen Erſchütterungen zu ſeiner Heilung nicht bedürfen. Gibt es Menſchen, die kein Recht erkennen als das der Stärke, dann müſſen ſie es ſich auch gefallen laſſen, wenn die mißhandelte zur Wuth gereizte Schwäche alles daran ſetzt, um ſelbſt Stärke zu werden und ſich mit gleichen Waffen daſſelbe Gut zu erkämpfen. Der Streit mit dem, der nichts verlieren, nur gewinnen kann, bringt ſtets Verluſt.

Viele meinen, das Revolutionsfieber ſey eine Krankheit, die vorübergehe, wenn man nur wiſſe die Kriſis abzuwarten. Eine Krankheit iſt es allerdings, die aber auch, ſo lange ihre Urſachen beſtehen, immer wiederkehren wird. Daß es in einer höchſt gereizten, ohne dieß etwas nervenſchwachen Zeit auch eingebildete Kranke gibt, wer mag das läugnen? Aber ſelbſt dieſe Kranken ſind gefährlich, und nicht alle Aerzte verſtehen ſie zu heilen, wie Boerhave jene Mädchen heilte, die nach einander die fallende Sucht bekamen, an der ſie Anfangs nur eine ihrer Geſpielinen hatten leiden ſehen. Revolutionen macht man nicht wie Taſchenſpielerkünſte; ihnen liegt ein tiefgefühltes, allgemeines Bedürfniß zum Grunde, dem abgeholfen werden muß, wenn gefährliche Selbſthülfe nicht eintreten ſoll. In dieſer Hinſicht mag wahr ſeyn, was ein berühmter Franzoſe im Anfange der Revolution behauptete, indem er von ihr ſagte, ſie werde die Reiſe um die Welt machen. (La révolution françaiſe fera le tour du monde.)

Paſſen die Menſchen mit den veränderten Sitten, Begriffen und Bedürfniſſen nicht mehr zu den alten Geſetzen und Inſtitutionen, dann muß man dieſe ändern, da die Menſchen doch nicht ſo leicht zu ändern ſind. Vom Recht iſt hier nicht einmal die Rede, das einen Menſchen nie zum Sklaven eines Menſchen machen, dem einen nicht unverdienten Ueberfluß zuwerfen, und dem andern das Unentbehrliche verſagen kann. Unſre Religion und die Aufklärung haben die wahren Begriffe, oder wenn man will, das richtige Gefühl von Freiheit und Recht ſo allgemein gemacht, daß keine Macht der Erde ſie je wieder vertilgen wird. Nur von der Klugheit ſprechen wir, die uns räth, nicht fruchtlos zu bekämpfen, was nicht zu beſiegen iſt; dem keinen Widerſtand zu leiſten, was nicht abgewendet werden kann, und die Opfer nicht einem unerbittlichen Gotte zu häufen, der ſich durch ſie nicht verſöhnen läßt. Die Geſchichte der Reformation und der Revolutionen in den letzten vierzig Jahren könnte, und müßte uns belehren, wäre der von Begierden und Leidenſchaften getriebene Menſch empfänglich für ihre Lehre. Was Amerika mit dem Blute ſeiner Söhne erkauft hat, kann es nicht wieder aufgeben; an was Frankreich das Leben von einer Million Menſchen geſetzt, wird es auch behaupten, und was andre Völker nicht entbehren zu können glauben, werden ſie erlangen.

Wir ſprechen von Luther, Necker und Mirabeau, als trügen ſie die Schuld, daß Generationen in Blut und Thränen untergegangen ſind. Unſre Beſchränktheit macht dem Menſchen oft zur Tugend oder zum Verbrechen, was in der ewigen, unwandelbaren Ordnung der Dinge liegt. Wir Kurzſichtigen! Unſer Geſchlecht muß ſeine Bahn durchlaufen, die ihm durch ſeine Beſtimmung vorgezeichnet iſt. Das Schickſal führt die Völker, und wahlt ſich, in jeder Zeit, zu ſeinen Zwecken die tauglichſten Werkzeuge aus. War es nicht Luther, dann mußte es ein anderer ſeyn. Ihm waren mehrere vorausgegangen, und in ihrem Unternehmen geſcheitert; einem mußte es gelingen, früher oder ſpäter. Vielleicht, ja wahrſcheinlich ware ohne ihn die Reformation umfaſſender und weniger zerſtörend geworden; aber die Ereigniſſe, die ſich an ſein Wirken knüpften, hingen nicht von ſeinem Willen ab. Necker und Mirabeau thaten, was ſie in ihrer Lage nicht laſſen konnten. Die Frucht, die aufgegangen iſt aus dem Samen, den das Schickſal durch ihre und Luthers Hände geſäet, kannten ſie Alle nicht. Weiß der Menſch, welche Folgen die Zeit aus ſeinen Handlungen entwickelt? Der Zeiger ſteht allerdings auf der Stunde, wenn die Uhr ſie ſchlägt; iſt aber die Stunde darum das Werk des Zeigers? Vermeiden konnte man die Gräuel der Reformation, den Krieg Englands mit ſeinen Kolonien und die blutigen Auftritte der franzöſiſchen Revolution; man durfte nur willig thun, was doch geſchehen mußte. Hätten der römiſche Hof und die Geiſtlichkeit die Mißbräuche verdammt, die ſie ſchützten; wäre das engliſche Mutterland gegen ſeine amerikaniſchen Beſitzungen mütterlich geſinnt geweſen; hätte in Frankreich der Thron ſich gehütet, gemeine Sache mit der Feudalariſtokratie zu machen, nie würde es zu einem verderblichen Aufſtande gekommen ſeyn. Wo aber die menſchliche Klugheit und Gewalt die Noth der Zeit und die Macht der Umſtände nicht erkennen will, da übernimmt dieſe die vollen Herrſcherrechte. Der Strom der Ereigniſſe, der ſich nicht aufhalten läßt in ſeinem Laufe, wirft die ſchwachen Dämme unſrer armen Kraft und Vorſicht nieder, und geht ruhig in ſeinem Bette weiter, hat er es ſich gegraben, und der verſcheuchte Bewohner ſeiner Ufer mag wieder in Sicherheit ſeine friedliche Hütte an ihm bauen. Hätte er es aber verſtanden, den anwogenden Gewäſſern das Bett ſelbſt anzuweiſen, dann würde er ſich die vergebliche Mühe des Eindämmens und den Schaden ihres verheerenden Uebertretens erſpart haben.

In Rom gab es eine Zeit ungewöhnlicher Gefahr, wo die gewöhnlichen Organe der Geſetze ſchwiegen, und nur der Wille des Diktators galt. Die Natur übernimmt ebenfalls zu Zeiten dieſe Würde, wenn gewaltige Verhältniſſe eingetreten ſind, über welche menſchliche Kraft und Klugheit nichts vermag. Keine Revolution iſt unvermeidlich; ſie werden es alle durch unſern Stolz und Eigenſinn, durch unſre Thorheit und Schwäche. Die politiſchen Unruhen und Stürme kündigen ſich gewöhnlich damit an, daß die herkömmlichen Maſregeln und beſtehenden Behörden ſich dem Andrange der Ereigniſſe nicht mehr gewachſen fühlen, dem ſie, ihrer Beſtimmung nach, widerſtehen ſollen, mit ihrer auf gewöhnliche Zeiten berechneten Kraft aber nicht widerſtehen können. Erſt erbittert ſie die Frechheit der neuen Erſcheinung, dann macht ſie die unerwartete Gewalt derſelben ſchüchtern und verwirrt. Auf den Uebermuth, der reizt und empört, folgt Demuth, die verächtlich macht. Ordre, dann contreordre und ſomit unvermeidlich désordre, wie die Aufſchrift einer witzigen und treffenden Karrikatur ſagte, deren ſich vielleicht noch Mancher aus einer nicht gar fernen Zeit erinnern wird.

Solche Zeichen laſſen ſich denn wirklich an unſerm politiſchen Himmel ſehen: auf der einen Seite Beſchwerden des mißvergnügten Volkes, vernünftige Vorſtellungen billig denkender Männer, Rathſchläge von Freunden der Ordnung und Ruhe, Geſchrei wilder Pöbelredner und unbeſchäftigter Advokaten, gallſüchtiger Tagblätter und aufrühreriſcher Pamphletiſten; auf der andern Miniſterſtolz, Eigendünkel der Gewalt, entſchiedene Abneigung vorzuſchreiten, und Furcht zurückzugehen, liberale Scheinheiligkeit und Streben nach Willkühr, Luſt zu widerſtehen und zu verſagen und Angſt dieſer Luſt offen nachzugeben; daher Unentſchloſſenheit, halbe Maßregeln, Verheißungen mit der Abſicht ſie unerfüllt zu laſſen, Nachgiebigkeit bei kräftigem Widerſtand und ſchroffe Härte, wo dieſer nicht zu fürchten iſt. Keiner weiß, welcher Tag dem Abend folgen wird, und Jeder ſucht nur feſtzuhalten, was er in Händen hat. Wohin das Treiben führt, begreifen Wenige, und der Mangel an klarer Einſicht vermehrt, wie alle Dunkelheit, die Gefahr und die Furcht zugleich. Daher die wiederholten Irrthümer und Fehlgriffe, die Freigeiſterei und der Aberglauben. Die Gott läugnen und über die Unſterblichkeit der Seele ſpotten, glauben an Zauberei und laſſen ſich ihre Zukunft aus der Charte oder dem Satz des Kaffees weiſſagen. Geſpenſter, von der Angſt geſchaffen, grinzen aus allen Ecken; Verdacht und Mißtrauen ſehen allenthalben böſen Willen und Hinterliſt, und die aufgeregte Phantaſie findet nur Nahrung in dem Ungeheuren und Abgeſchmackten. Stehen Fürſten und Volk, auch nur in der Vorſtellung, einmal einander mißtrauiſch gegenüber, dann löſen ſich leicht und ſchnell die alten Bande der Liebe und Ergebung. Von jenen ſagt man, daß ſie nichts als Willkühr wollen; die Miniſter ſinnen einzig auf Verrath, und Regierungen und Beamten ſind zum Untergang des Volkes verſchworen. Nennt man ſie ſelbſt auch noch mit Schonung, dann werden doch die, welche für ſie reden, geächtet, und nicht ſelten von der Gewalt aufgeopfert, die ihren Frieden um dieſen Preis der Meinung abzukaufen glaubt. Wer aber den Frieden nur zu kaufen weiß, bezahlt den Krieg, und wird ihn immer haben. Man muß nie glauben, daß man einen Feind verſöhnt, wenn man die Waffen vor ihm niederlegt. Wer von mir fordert, ich ſolle meine feſten Plätze ſchleifen und meine Gefährten ausliefern, will meine Unterwerfung, und zwar mit Schande.

Der Hof und was zu ihm hält, ſieht ſeiner Seits nur Revolutionenmacher, Aufrührer, die nichts thun und wollen, als die Völker hetzen zu Königsmord, blutigen Septembertagen und republikaniſchen Hochzeiten. Hier alſo Maratiſten und Jakobiner, dort Despoten und Despotenknechte, allenthalben Verſchwörungen, Anſchläge auf das Leben gekrönter Häupter, geheime Geſellſchaften im Volke, und heilige Allianzen unter den Fürſten.

Das aber iſt bei weitem nicht ſo arg. Mit einem Schritte wird der Menſch weder zum Teufel, noch zum Engel; ſchwach iſt er, der Verführung nachgebend, dem Beiſpiel folgend im Guten, wie im Böſen; im Glück voll Uebermuth, im Unglück die Beſinnung leicht verlierend; feig und herriſch; immer weiter um ſich greifend, wo vor ihm die Schranken weichen; ein trozig und verzagtes Ding. Das iſt der alltägliche Menſch, von ſeiner ſchlimmen Seite angeſehen. Ihn beſtimmen Umſtände mehr, als er ſie beſtimmt. Veränderung von Zeit und Ort macht ihn zum Türken oder Chriſten, zum Bettler oder Fürſten, zum Sklaven oder Herrn, zum Höfling oder Königsmörder. Das iſt, ſage ich, der gewöhnliche Menſch. Höher ſtehen die, welche einen Willen haben, und wiſſen, was ſie wollen; am höchſten aber, die auch dieſen Willen unter das Joch des Geſetzes beugen, und es rühmlicher achten, über ſich ſelbſt, als über Andre zu ſiegen, wo es die Pflicht gebietet; ſich ſelbſt gleich in dem Wechſel der Zeit; ſich ſelbſt erhaltend — das heißt, ihr inneres Leben, nicht das äuſſere — wo Alles verloren geht, und zufälliges Glück und Unglück wie Laune des Wetters achtend. Wie jetzt die Sachen noch in Deutſchland ſtehen, findet man mehr Verirrung als Bosheit, ein dunkles, ſcheues Umherfühlen, Mangel an Klarheit und verſtändiger Erkenntniß; unter irren, verwirrten Menſchen verworrenes Geſchrei; bei dem babyloniſchen Thurmbau einer neu zu ſchaffenden Ordnung der Dinge eine babyloniſche Sprachverwirrung. Zu bedauern und bedenklich iſt allerdings, daß oft brave, tüchtige Männer die Faſſung verlieren; daß ehrliche Leute, die Muth genug haben, jeden Kampf gegen Böſes und Unredliches zu beſtehen, Aug in Auge, oder die den Wunſch nähren den Streit durch beſonnenes Erörtern auszugleichen, unter den Flüchen der Troß- und Fuhrknechte, bei dem Lärm der Marodöre und Marketender, die keineswegs fechten oder verſöhnen, ſondern zur Unordnung erzogen und in der Unordnung plündern wollen, ſich nicht leicht erkennen und finden. Das Alles wäre aber auch anders, wenn die, welchen es obliegt, Ordnung zu erhalten, nicht die Unordnung begünſtigt hätten.

Um was wäre es denn eigentlich zu thun? Iſt es Verrücktheit, Wahnſinn, was die Menſchen treibt? oder liegt dem Streben und Treiben der Zeit auch Verſtand und Gerechtigkeit zum Grunde? Ich möchte doch das Letzte glauben. Mit der Einſicht und den Bedürfniſſen der Geſellſchaft müſſen ſich auch nothwendig ihre Geſetze und Inſtitutionen ändern. Gab es eine Zeit, in der es ſich der Menſch gefallen ließ, von Einzelnen oder auch von ganzen Klaſſen als willenloſes Weſen, als Sklave behandelt zu werden; theilten ſich die Staatsgenoſſen in geborne Herren und Diener; in ſolche, die durch die Geburt berufen waren, ſich alle Vortheile des geſellſchaftlichen Vereins anzueignen, und in Andre, auf denen der Fluch, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbend, laſtete, alle Beſchwerden und Dienſte der Gemeinheit auf ſich zu nehmen, zu arbeiten und zu entbehren; ſchieden ſich die Bewohner in Spartaner und Heloten, in Bedrücker und Bedrückte, dann ging es eben in der Zeit, wo der Menſch es ſich gefallen ließ. Hört er auf, daran zu glauben, und ſich den Geboten eines ſolchen Glaubens willig zu unterwerfen, dann kann von wohlerworbenen Rechten in dieſem Sinne nicht mehr die Rede ſeyn.

Jetzt hat man begriffen, daß 1) der Staat eine Anſtalt zum Beſten aller Staatsgenoſſen ſey; daß es 2) kein Geſetz zum Beſten des Staates geben könne, über das die Staatsgenoſſen, die doch ohne Zweifel über ihr Wohl und Wehe zu urtheilen befugt und berufen ſind, ſich nicht ausgeſprochen haben; daß 3) an des Staates Laſten Jeder nach dem Maſe ſeiner Kräfte, und im Verhältniß der Vortheile trage, die er durch den Staat genießt, und ſich auf gleiche Weiſe den Nachtheilen unterwerfe, ohne welche die Vortheile nicht zu erlangen ſind; daß 4) die, welche die Koſten des Staatshaushaltes tragen, das Recht haben, ſich von der Nothwendigkeit derſelben zu überzeugen, und von der Verwendung der Steuern Einſicht zu nehmen; daß 5) zur Bekleidung von Stellen im Staate berufen werde, wer die nöthigen Eigenſchaften ſie zu bekleiden hat, die Pflichten derſelben erfüllen kann, und daß in dieſer Hinſicht der Tauglichſte auch der Erſte ſey, und 6) endlich, daß, wo von Auszeichnung und Belohnung die Rede iſt, auch die Rede ſeyn müſſe vom Verdienſt; daß die Auszeichnung alſo dem zu Theil werde, der ſich ausgezeichnet hat, nicht aber erſt ſich auszeichnen ſoll.

Sind dieſe Forderungen gegründet, was wohl aus ihrer Verbindung und Zuſammenſtellung ſichtbar wird, dann ergeben ſich daraus folgende Rechte und Grundſätze: 1) Der Staat kennt nur Staatsgenoſſen, Bürger, und hat es mit dieſen allein zu thun; 2) das Volk muß zu den Geſetzen ſtimmen, die es regieren; da es aber nicht in Maſſe berathen und beſchließen kann, ſo tritt die Nothwendigkeit ſeiner Vertretung durch von ihm gewählte Abgeordnete ein; 3) das Volk hat das Recht, durch ſeine Stellvertreter, die Abgaben zu bewilligen, und über ihre Verwendung Rechenſchaft zu fordern; 4) Gleichheit aller Staatsgenoſſen, es betreffe Rechte oder Pflichten, alſo für Alle gleiche Geſetze und dieſelben Richter; 5) Gleichheit der Anſprüche auf Staatsämter, und 6) Verdienſtadel, wenn eine ſolche Auszeichnung beſtehen ſoll.

Das mag der weſentliche Inhalt deſſen ſeyn, was die Zeit fordert, dieſe verrufene Zeit; gegen deren böſes Streben und Treiben man ſich, wie oft und laut genug verſichert ward, mit Feuer und Schwert, mit Schloß und Riegel, mit Bann und Acht verwahren muß. Was wäre denn Erhebliches einzuwenden gegen die Zumuthung, daß Jeder nach ſeinem wirklichen und wahren Werthe gelten ſolle, nicht nach einem willkührlichen Gepräge, das oft falſche Münze an die Stelle des ächten Geldes ſetzt? Jede Kraft ſoll, als der andern von gleichem Gehalte ebenbürtig, zugelaſſen werden auf den Kampfplatz des bürgerlichen und politiſchen Lebens, daß ſie ringen könne um den dargebotenen Preis, er beſtehe nun in Auszeichnung, Reichthum, Einfluß oder Würde; und nur Verdienſt, Tugend, Anlage und Thätigkeit ſollen die Stelle ertheilen, welche dieſe Vorzüge nothwendig macht. So, und nur ſo wird das allgemeine Beſte der Gegenſtand des allgemeinen Strebens ſeyn, der Staat aufblühen durch den edlen Wettkampf ihm zu dienen, jedes Talent ſich üben, jede Tugend ſich entwickeln, und aus dem Wohl der Einzelnen ſich das Wohl des Ganzen bilden. So wird das beſte Loos immer dem Beſten werden können, wenn die prüfende Wahl und nicht das blinde Glück es zu vertheilen hat, und das Rechte wird ſich mit dem Nützlichen verbinden.

Was die Staaten des Alterthums mit Zwietracht, Verwirrung, Raub, Mord und Bürgerkriegen erfüllt hat; wovon der große Lykurg ſein Volk nur eine kurze Zeit durch Mittel zu befreien wußte, die nicht leicht ein Geſetzgeber mehr in unſerm Welttheil verſuchen wird; was Rom Jahrhunderte gequält hat, bis es in dem qualenvollen Kampfe ſeinen furchtbaren Tod gefunden; was man dort das agrariſche Geſetz nannte, und mit dem ewigen Streite der Patrizier und Plebejer ſo eng zuſammenhing; was alle Staaten, in denen nicht alles Gefühl von Recht und Freiheit erſtorben war, geängſtigt und zerrüttet hat, das bewegt ſich auch in unſerer Zeit, nur anders geſtaltet, wie es bei der veränderten Geſtalt der Welt, unſrer Kultur, der geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verhältniſſe nothwendig ſeyn muß. Kämpfte der arme, zurückgeſetzte römiſche Plebejer gegen den Mißbrauch und Uebermuth des Reichthums, gegen die drückende Macht der Patrizier, bis er auch ſich ein geſichertes Eigenthum, perſönliche Freiheit, politiſchen Einfluß durch Tribunen, Wählbarkeit zum Konſulate und den Genuß anderer Rechte errungen hatte, dann iſt der Gegenſtand des Kampfes jetzt faſt derſelbe, nur in gebildeten Ländern höher und edler, weil er ſich mehr auf die Anerkennung der menſchlichen Würde und Rechte bezieht. Unſre Zeit fordert, daß Verdienen nur Verdienſt gelte, nur das Achtungswerthe auf Achtung Anſpruch mache, und nur Auszeichnung verlange, wer ſich ausgezeichnet hat. Sie will, daß die Sache gelte, nicht der Name, die lebendige That, nicht der todte Buchſtabe, die junge Kraft, nicht das alte Pergament; daß Jeder Laſten trage nach ſeiner Stärke, und der Gewinn, den man zu hoffen hat, mit dem Einſatz im Verhältniß ſtehe. Es iſt eine für die Mehrzahl an ſich ſchon etwas harte Anordnung, daß durch das Recht, welches die Geburt gibt, Einige Viel und Viele Wenig oder Nichts haben und ſind; aber es iſt grauſam, auf dieſe harte Anordnung noch die härtere zu gründen, daß die, welche wenig oder nichts haben, doch Alles geben und tragen, und die wenig oder nichts ſind, doch Alles thun ſollen.

Die öffentliche Meinung hat ſich über alle dieſe Forderungen beſtimmt und laut erklärt. Allenthalben, wo die Völker nicht mehr in dumpfer, thieriſcher Rohheit leben, iſt das Verlangen nach geſetzmäßiger Freiheit erwacht. Eine erbliche monarchiſche Regierung mit einer wahrhaften Repräſentation des Volks, die man Stände, Parlamente oder Geſetzgebungs-Körper nennen mag, wird als der einzige feſte Anker angeſehen, an dem die Sicherheit der Staaten, die Feſtigkeit der Throne und das Glück und die Freiheit des Bürgers ruhen. Die Zeit, wie ſie fortgeſchritten iſt und ſich gebildet hat, begnügt ſich mit dem Alten nicht mehr. Der Verſuch, durch retrograde Schritte dieſes Alte zu retten, dürfte ſehr wahrſcheinlich den Verluſt deſſen beſchleunigen, was man durchaus erhalten will. Die öffentliche Meinung kann wohl geleitet werden; aber ſchwerlich möchte es einer Macht gelingen, ſie zu unterdrücken. Wer es jetzt verſteht, ſie über ihr eignes Streben aufzuklären, dieſem die Richtung zu geben, wie ſie das allgemeine Beſte fordert, und ihre gerechten Anſprüche zu befriedigen, der kann der Menſchheit, den Thronen und den Völkern ſehr weſentliche Dienſte leiſten. Der Rath aber, die öffentliche Meinung zu bekämpfen, muß die verderben, welche ihn geben und befolgen.

Wir haben dieſe Erſcheinung in der Weltgeſchichte öfter geſehen, ſehr deutlich bei der Reformation, von der wir auch ſchon oben geſprochen haben. Wäre man damals den billigen Forderungen der Zeit entgegengekommen, dann hätte man der ſchönſten Hälfte von Europa blutige Verfolgungen und Bürgerkriege, das Elend, die Verwüſtungen, die Grauſamkeiten und Leiden eines Kampfs erſpart, der über ein Menſchenalter hinaus gewähret hat; und — was noch wichtiger iſt — es wäre möglich geweſen zu erhalten, was man gerade aus Widerſetzlichkeit verloren hat, nämlich die Einheit der Kirche und die Einheit und Selbſtſtändigkeit Deutſchlands.

Wir leben in einer ähnlichen, obgleich in mancher Hinſicht auch wieder ſehr verſchiedenen Zeit. Ein dringendes, allgemein gefühltes Bedürfniß iſt erwacht, wie damals; man kann es, wie damals, zu unterdrücken ſuchen, und auch, in dieſem Falle, ähnliche Reſultate ſehen. Der Staat aber, oder die Regierung, die den Geiſt erkennt, der in der tief bewegten Zeit wirkt, und ſich ihn durch zeitgemäße Geſetze und Inſtitutionen zu befreunden weiß, wird ihre Macht auf Fundamente gründen, die nur wanken können, wenn ſelbſt das Feſteſte ſich nicht mehr hält.

Was die kultivirte Welt gegenwärtig theilt, vielleicht unvereinbar theilt, haben wir nach unſrer Ueberzeugung ausgeſprochen. Es iſt der Streit zwiſchen dem Alten und dem Neuen, den Vorrechten und den Rechten, der Geburt und dem Verdienſt, geſetzmäßiger Freiheit und ungebundener Willkühr. Das Alte iſt größtentheils noch im glücklichen Beſitz; Vergangenheit und Gegenwart zeigen ihm ſeine Herrlichkeit und Größe. Nur kann ihm nicht verborgen bleiben, daß es ein todter

Götze geworden iſt aus der lebendigen Gottheit, die es geweſen. Den alten Anſprüchen fehlt die alte Kraft, der alte Glaube, und der hohen Beſtimmung das Vermögen oder der Wille ſie zu erfüllen. Der Wechſel der Zeit, die Alles umgeſtaltet, hat der Geſellſchaft andre Grundlagen gegeben; die Stärke iſt nicht mehr, wo ſie früher war, und andre Kräfte haben ſich entwickelt, durch welche die Geſtalt und Haltung des politiſchen Körpers durchaus verändert ward; das Herz des Staatskörpers, das ihm das Leben zuführt, iſt nicht mehr daſſelbe. Die drei Grundkräfte, welche die neuere Welt beherrſchen, ſind die geiſtige — Genie, Talent, Muth, Beharrlichkeit und Tugend; — die phyſiſche — Kraft und Gewandtheit des Körpers, Stärke und Zahl der Fäuſte — und endlich das Geld, als Zeichen und Stellvertreter alles Erwerbs und Beſitzes, oder dieſer ſelbſt. Wo ſich dieſe drei Kräften in größter Stärke zuſammenfinden, da iſt der Sieg, ſobald es zum ernſten Kampfe kommt. Sie aber ſind nicht mehr das Eigenthum gewiſſer Stände, ſondern unter die Mehrzahl des Volks, unter die Maſſe der Nation vertheilt, die auch einen Vereinigungspunkt in der öffentlichen Meinung, und ein Verbindungsmittel in der Preſſe gefunden hat. Sollte nicht geſchehen, was gewiß geſchehen wird, dann müßte, was Jahrhundert herbeigeführt und vorbereitet haben, vernichtet werden, und mit ihm die Buchdruckerkunſt und das

Schiffruder. Aber eben ſo leicht geböte man den Jahreszeiten Stillſtand und den Strömen den Lauf gegen ihre Quellen.

Wollen wir uns ſelbſt und Andre nicht täuſchen, dann werden wir eingeſtehen, daß die öffentliche laut ausgeſprochene Meinung Gleichheit aller Staatsgenoſſen vor dem Geſetze will. Gleiche Rechte und gleiche Laſten fordern die Vernunft, wie der Zweck und das Beſte des Staates. Steuerprivilegien und Befreiung vom Kriegsdienſte ſind Begünſtigungen, die Niemand in Anſpruch nehmen kann, ohne ſich dadurch von dem politiſchen Vereine auszuſchlieſen; denn ohne Abgaben und Schutz gegen innere und äuſere Feinde kann kein Staat beſtehen, und wer den Zweck will, muß nothwendig auch die Mittel wollen, die zu ihm führen. Der Bürger will dem Geſetze unterthänig ſeyn, nicht dem ungebundenen Willen des Menſchen. Dieſe Welt ſoll ihr Richteramt nicht über ihren Gerichtsſprengel ausdehnen, und das künftige Leben nicht zum abſcheulichen und grauſamen Vorwande von Quälereien und Begünſtigungen in dem gegenwärtigen mißbrauchen. Das iſt im Weſentlichen der Gegenſtand des Streits, der, wenn er nicht gütlich ausgeglichen wird, nur die verderben kann, deren ungerechter Eigenſinn ihn verlängert. Das aber werden gerade die nicht glauben, deren Stolz und Vortheil nur auf die Erhaltung des Alten dringt; ſie werden mit dem Uebermuth und der Sorgloſigkeit dafür kämpfen, welche die unbeſtrittene Herrſchaft und der ruhige Beſitz von Jahrhunderten einzuflößen pflegen und die immer gewiſſe Vorboten des nahen Falles ſind. Man wird die, welche von den Gefahren der gegenwärtigen Lage der Dinge und der Nothwendigkeit ihnen zu begegnen ſprechen, verdächtiger Geſinnungen beſchuldigen, und ihnen Schweigen auferlegen, als höre die Sache auf, wenn nicht mehr von ihr geſprochen wird; als fände uns die Gefahr nicht, wenn wir ſie nicht ſehen. Man wird vielleicht die Preßfreiheit beſchränken, und die, welche Reformen für nöthig halten, als gefährlich ſchildern und behandeln, und um ſo ungeſtümer und trotziger werden, je näher der Augenblick der Entſcheidung kommt. Man wird den Donner zu beſchwören ſuchen, wenn man ſein Rollen hört. Warum wir das erwarten? weil es in der Natur des Menſchen liegt. Leſen wir die Geſchichte aller Reformationen und großen Umgeſtaltungen: ſie iſt allenthalben und zu allen Zeiten dieſelbe nur nach Verſchiedenheit von Zeit und Ort verſchieden. Was haben uns die lehrreichen letzten dreißig Jahre gelehrt, von denen bis zur Ueberſättigung in ſo vielen Sprachen geſchrieben und geſprochen worden iſt? Nichts anders, als daß die Menſchen von 1819 die von 1789 ſind. Alle rühmen die Weisheit, die ſie aus dem reichen Born der Erfahrung geſchöpft; und was ſpricht ſie aus dieſe Weisheit? Jedem ſeine Hoffnungen, Wünſche und Vorurtheile. Einem Spiegel gleicht die Zeit, in dem ſich Alle, die hineinſehen, wiederfinden. Denn die, denen die alten Mißbräuche das faule Leben zum weichen Bette polſterten, auf dem der Ueberfluß und die Auszeichnung ſie auch im Schlafe ſuchte, werden immer nur das Alte, das ganze Alte und nichts als das Alte wollen.

Bei allen Reformen, auf die man dringt, iſt der Beſitz erſt erſtaunt, ſich in dem Genuſſe und der behaglichen Ruhe angefochten und geſtört, und in ſeinem alten Rechte angefeindet zu ſehen; er begreift die Frechheit der ſich aufdringenden Verbeſſerung nicht, und verläßt ſich auf ſeine feſt gegründeten Anſprüche, die wohl verwahrt, wie er meint, eine Ewigkeit geheiligt hat. Er, der alte Eingeborne, verſchmäht es, ſich mit dem Neuling, mit dem Fremden abzufinden, der ohne Recht, Macht und Anſehen ſich in das Eigenthum Andrer einzudringen ſucht. Was bis jetzt war, ſagt er, hat allein das Recht zu ſeyn, und muß alſo bleiben, gerade darum, weil es geweſen iſt. Die Wirklichkeit iſt ihm das Maaß des Möglichen; er glaubt an keine Veränderung, wenn auch Alles um ihn anders geworden iſt. Dieſer Uebermuth erleichtert den Verbeſſerungen den Sieg. Das gemeine Volk — an Geiſt nämlich — zu dem auch ſehr vornehme Leute gehören, begreift ſo wenig, wie das Beneidende nicht von aller Ewigkeit her beſtanden ſey, als wie es nicht in alle Ewigkeit fortbeſtehen ſolle.

Was man übrigens den Kampf nennt zwiſchen dem Alten und Neuen, verdient, in Betreff des Erfolgs, kaum dieſen Namen mehr; ſondern der Sieg iſt, wie wir glauben, ſchon entſchieden. Das Neue will jetzt nur Beſitz ergreifen in der Körperwelt, die Idee will ſich verwirklichen. Mit Revolutionen, die von dem Geiſte ausgehen, verhält es ſich wie mit dem Donner. Hat man den Blitz geſehen, dann iſt's geſchehen, obgleich der Schlag erſt ſpäter vernommen wird. Im Stillen faßt der Geiſt den Begriff des Beſſern, und macht ſich mit ihm vertraut; friedlich und faſt unbemerkt ſind die Siege und Erwerbungen im geiſtigen Reiche des Rechts und der Wahrheit; ſchwer aber geht die Idee in Anwendung über, ſchwer wird der Gedanke That, weil erſt das Alte von ſeiner lange behaupteten Stelle verdrängt, und die Form zerbrochen werden muß, in der es gewirkt und ſich erhalten hat. Theilt die beſſere Ueberzeugung, das ſchöne Gefühl, ſich dem Geiſt und dem Gemüthe mit, dann iſt's ein ſüßes Empfangen, das Eintreten derſelben in die Sinnenwelt aber ein ſchmerzliches Gebähren.

Das Uebel und der Mißbrauch überleben immer die beſſere Einſicht, weil die Satzungen, Inſtitutionen und Werkzeuge noch einige Zeit fortbeſtehen als ein todter Bilderdienſt ohne Glauben und Andacht für diejenigen, die den wahren Gott erkennen, nur denen noch heilig, welche an den Götzen glauben, oder als ſeine Prieſter von den Opfern leben, die der dumme Aberglaube dem verſchmitzten Betruge bringt. Will aber der beſſere Gedanke übergehen in die Wirklichkeit, der vernünftige Gebrauch den Mißbrauch verdrängen, dann erſt entſteht der ſichtbare Kampf, und obgleich der Sieg in den Geiſtern und Gemüthern ſchon entſchieden iſt, ſo fallen doch jetzt erſt die Freunde des wahren Glaubens, die ihn in der Körperwelt verbreiten und befeſtigen, als Martyrer. Alle Reformatoren waren, ehe ſie ihre Sendung erfüllt hatten, Ketzer, Empörer, Neuerer, wo nicht gar Zauberer und Gehülfen des Teufels.

Die Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung war vor der Reformation entſchieden, in der allgemeinen Ueberzeugung ſogar mehr entſchieden, als nach ihr, weil die tolle Wuth der Parteien, während dem Kampfe, die Sache der Vernunft zur Sache der Leidenſchaft entſtellte; aber die Reform ſelbſt mußte ſich in einem dreißigjährigen Kriege, durch unzählige Martern und Verfolgungen erſt die Wirklichkeit, ihr Daſeyn in der Sinnenwelt erkämpfen und erkaufen. Was damals geſchah, iſt der Inhalt und die Geſchichte aller Revolutionen. Die Gewalt, der glückliche Beſitz, durch langen, ungeſtörten Genuß ruhig und ſicher gemacht, und von gefälligen Lobrednern und Schmeichlern umgeben, verachtet die entſtehende Gefahr, die einer Schneeflocke gleich ſich mit den folgenden verbindet, und im Fallen zur zerſchmetterden Lawine wird. So konnte den großen, glänzenden römiſchen Hof das Treiben eines armen deutſchen Mönchs nicht beunruhigen. Was kümmerte, beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, einen angebeteten König, einen allmächtigen Adel das Geſchwätz der ſogenannten Demagogen, die eine Gnade oder ein Machtwort vom Hofe, wenn man dieſes oder jene an ſie verſchwenden wollte, leicht, wie man meinte, zur Ruhe und zum Schweigen brachte? In ſolchen Fällen ſetzt die übermüthige Sicherheit erſt die Gefahr, wenn es kaum mehr ein Mittel gibt, ihr zu begegnen.

Bei Beurtheilung unſrer Zeit dürfen wir nicht vergeſſen, daß Anerkennung und Achtung des rein Menſchlichen und Vernünftigen der Hauptzug in ihrem Karakter iſt. Sie will das Gute, Wahre und Rechte ohne Rückſicht auf Völker, Stände, Konfeſſionen und Sprachen. Humanität iſt ihr mehr als Nationalität, und wo die Menſchheit zurückgeſetzt und verkannt wird, da nimmt der Gebildete ſie in Schutz ſelbſt gegen ſein eignes Volk. Keine Religion, keine Regierung, keine Macht findet Beifall, wo ſie die Rechte des Menſchen verletzt, wäre es auch zum Vortheil desjenigen, deſſen Billigung ſie dadurch gewinnen will. Vergebens hat die aufgeregte Leidenſchaft und der Parteigeiſt dieſe tröſtliche und ſchöne Lehre durch den Nationalhaß zu erſticken geſucht; die

Wuth und Verblendung, die den Menſchen zum Thier entſtellen, gehen mit dem Rauſch, der ſie erzeugt, vorüber, und ewig iſt nur, was ihn aufrichtet und erhebt, ihn beſſer macht in ſich und gegen Andre. Die Bemühungen, die Völker wieder ſtreng zu ſondern, ſie im Sinne unſrer Separatiſten zu nationaliſiren, und auf dieſe Weiſe ſie in einer ſtets feindſeligen Stellung gegen einander zu erhalten, werden fruchtlos ſeyn, weil ſie unſrer Beſtimmung, die wir erkennen, und ſelbſt dem Gange der Natur entgegen ſind. Für wen erklärten ſich, im Kampfe der Nordamerikaner für ihre Unabhängigkeit, die gebildeten Menſchen aller Völker, ſelbſt der Britten, deren Urtheil nicht Selbſtſucht oder Eigennutz gefangen hielt? Für die Sache der Unterdrückten, welche die der Gerechtigkeit und der Menſchheit war. Im Anfang der franzöſiſchen Revolution, wo es lang verſchmähete, tief gekränkte Rechte zu retten galt, die der Menſch in allen Zonen und Zeiten in Anſpruch nimmt, iſt er nicht in dumpfe Thierheit hinabgeſtoßen, waren die Hoffnungen und Wünſche aller Beſſeren eben ſo entſchieden für ihren Erfolg, als ſie ſich laut und kräftig gegen ſie erklärten, da ſie, im Wahnſinne aufgeregter Leidenſchaften, Wahrheit und Recht, dieſe ſegenbringenden Töchter des Himmels, zu hölliſchen Furien entſtellte. Da war nie und nirgends die Rede von der Verſchiedenheit der Nationen, des religiöſen Glaubens oder der Sprache, welche die Menſchen ſchied, ſondern von dem Rechte, das jedes menſchliche Gemüth, vom baltiſchen Meere bis an die Säulen des Herkules, in dem Menſchen geachtet wiſſen wollte. Auf gleiche Weiſe ſprach ſich die öffentliche Meinung für die verfolgten Proteſtanten im ſüdlichen Frankreich, wie für die unterdrückten Katholiken in Irland aus.

Zweifeln wir nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo man es ſo unbegreiflich findet, wie man Menſchen zum Gegenſtand von Tauſch und Handel machte, bürgerliche und politiſche Rechte an eine Art Gottesverehrung knüpfte und Anſprüche auf Stellen und Befreiung von ſtaatsbürgerlichen Pflichten von der Geburt ableitete, als wir es jetzt unbegreiflich finden, daß man Hexen und Zauberer den Flammen übergab. In dieſer, hoffentlich nicht mehr gar fernen Zeit, wird mancher politiſche Glaubensartikel, den jetzt noch Jeder im Staate beſchwören muß, will er nicht von der Gemeinſchaft der Rechtgläubigen als ein Ketzer ausgeſchieden werden, in die Reihe lächerlicher Abgeſchmacktheiten treten, in der wir gegenwärtig den Glauben an den täglichen Umſchwung der Erde um die Sonne ſehen, zu dem ſich Galiläi, noch gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, eidlich bekennen mußte. Viele unſrer Geſetze und Inſtitutionen, von denen wir nun meinen, ſie ſeyen die feſteſten Stützen des Rechts, der Religion und Sittlichkeit, wird man mit Recht, Religion und Sittlichkeit dann unverträglich finden.

Was unſre weiſen Staatsleute nicht zu wiſſen ſcheinen, oder abſichtlich nicht wiſſen wollen, was indeſſen von großer, entſcheidender Bedeutung ſeyn mag, iſt der Umſtand, daß in dem Prozeſſe des Staatslebens das Volk ein ſehr wichtiges, vielleicht das wichtigſte erhaltende oder zerſtörende Element geworden, nachdem man es zu brauchen, oder mit andern Elementen zu miſchen weiß. Auch ich glaube nicht an die Allgewalt des Zeitgeiſtes und der öffentlichen Meinung in dem Sinne, wie viele Schriftſteller davon ſprechen. Der winzigſte Zeiſig will der Vogel Jupiters ſeyn, und ſeine Blitze tragen. Wer nur ſchreiben gelernt hat, dünkt ſich ein zweiter Moſes, und verkündet im Namen des Gottes, der bei dem gemeinen, eitlen und dummen Volke eine Götze geworden iſt, ſeine Geſetze. Alle ſtehen, als die wahren Prieſter, in ſeinem Dienſte, und haben ausſchließlich die Gabe, ſeine Orakel zu deuten. Jeder möchte aus dem Zeitgeiſte und der öffentlichen Meinung einen freundlichen Genius oder einen zürnenden Rachegeiſt, einen beſcherenden Chriſt für ſich und die Seinigen, und einen züchtigenden ſchreckenden Pelznickel für Andre machen. Was Manche die öffentliche Meinung nennen, hat alle Reize und Tugenden der öffentlichen Mädchen. Man mag im erſten Augenblick den Vergleich für ein unanſtändiges Wortſpiel halten; bei näherer Prüfung wird man ihn wahr und ſinnreich finden. Ich darf mich über dieſen Gegenſtand nur wiederholen.

In den Neigungen und Leidenſchaften, ſagte ich an einem andern Orte, in dem Glauben und Meinen, in dem Geſchmack und den Bedürfniſſen, in dem ganzen Treiben und Streben der Menſchen bemerken wir, wie auf beweglicher See, eine ewige Flut und Ebbe. Was bis zum höchſten Punkte geſtiegen iſt, muß gerade darum fallen. Dem Aberglauben folgt Unglaube, dem ſtärkſten Druck der Willkühr Aufſtreben nach Unabhängigkeit, wenn die Springfedern anders nicht ganz gebrochen ſind, und der höchſten Anſpannung Abſpannung. Das Alles geſchieht nach Geſetzen, die ſich, wie in der Mechanik, berechnen ließen, könnten wir die geiſtige Welt, wie die körperliche. — Das begreifen Wir Alle, daß man jetzt vergebens der frommen Chriſtenheit einen Kreuzzug zur Eroberung des heiligen Grabes predigen würde, und daß kein zweiter Hildebrand die Kronen der europäiſchen Monarchen unter ſeinen Pantoffel brächte. Daß Luther mit ſeinen Mitteln gethan, was er ſicher jetzt nicht vermöchte; daß Großes, Ungeheures oft ohne Anſtrengung, das Leichteſte aber nur ſchwer oder gar nicht geſchieht, das lag und liegt im Geiſte der Zeit. Er gleicht den Strömungen gewiſſer Meere, den Paſſatwinden, die aus einer gewiſſen Gegend kommen; folgt man ihnen, dann geht es raſch und leicht. Kein vernünftiger Schiffer wird es ohne Noth verſuchen, ſein Fahrzeug mit Gewalt gegen ſie zu lenken.

Um den Zeitgeiſt und die öffentliche Meinung in dem engern Sinn iſt es darum oft etwas Unzuverläſſiges und Unbeſtimmtes. Auch hier zeigt ſich, was wir ſo oft und faſt allenthalben ſehen, daß Jeder Wahrheit will, dem ſie wohl thut, und der ihrer bedarf. Der Schwache fordert Geſetz und Recht, um ſich gegen Willkühr und Gewalt zu ſichern; der Starke findet das Maaß ſeiner Rechte gern in dem Umfang ſeiner Stärke, und als höchſtes Geſetz läßt er am liebſten ſeinen Willen gelten. Seit Jahrtauſenden ſoll die Vernunft den Thron der Welt beſteigen, und wir ſehen faſt immer nur die Begierde auf ihm herrſchen. Das gilt, mit wenigen Ausnahmen von Völkern wie von Fürſten, und die Beſchlüſſe der Comitien waren oft nicht menſchlicher als Kabinetsbefehle. Wenige Beiſpiele hat uns die Geſchichte aufbewahrt, daß ein Volk das Nützliche verworfen, weil es unrecht war. Aber daſſelbe Volk, das ſich in der Befolgung von Ariſtid's Meinung ehrte, entehrte ſich durch die Verbannung des edeln Rathgebers. Die ernſte Wahrheit finden wir gewöhnlich auf dem Richtplatze oder in der Verbannung, die gefällige Schmeichelei dagegen mit Auszeichnung und Ueberfluß begünſtigt; und auch in dieſer Hinſicht handelten die Völker wie die Fürſten. Haben in den ſogenannten goldnen Jahrhunderten des menſchlichen Geſchlechts, das ſich bei dem Eiſen beſſer als bei dem Golde zu befinden ſcheint, die Wiſſenſchaften und Künſte ſich, an den Höfen Auguſt's und Ludwigs XIV., zu den ekelhafteſten Schmeicheleien erniedrigen müſſen, um bei den Geſchmeichelten in Gunſt zu ſtehen, dann wählten die Athenienſer auch kein lobenswerthes Mittel, um die mißfällige Wahrheit, die ſich durch den Mund des Sokrates und Phozion ausſprach, los zu werden. Auch von dem Volke darf der unbiegſame Freund der Wahrheit gewöhnlich nur den tarpeiſchen Felſen, den Scheiterhaufen oder das Kreuz erwarten, wenn er deſſen Vorurtheilen und Leidenſchaften feindlich begegnet; und wer ſich in der Erfüllung des Berufs immer wahr zu ſeyn, einen andern Lohn verſpricht, als den ihm ſein Bewußtſein gibt, der wird betrogen.

In ſo weit wäre alſo die Volksſtimme nicht immer Gottesſtimme, und die öffentliche Meinung in dieſem Sinne nicht unfehlbar. Wir aber nehmen ſie in einem andern, in welchem ſie ſo wenig die Meinung von Individuen, als von Parteien und Ständen oder einzelnen Völkern iſt. Dieſe wahre öffentliche Meinung, deren Einfluß ſo groß, deren Stimme ſo entſcheidend und deren Ausſpruch gewöhnlich ſo zuverläſſig iſt, hat ſich erſt in der ſpätern Zeit gebildet. Ihre Macht und Würde beſteht gerade darin, daß ſie kein Privatintereſſe, kein Vortheil eines Standes, kein Vorurtheil eines Volks beſtechen kann. Sie iſt eine Macht geworden, von welcher bis jetzt in der Staatswiſſenſchaft noch ſelten die Rede war, in der aber doch ſelbſt die höchſte Gewalt eine nützliche Verbündete oder eine furchtbare Feindin anerkennt. Die ziemlich gleiche Stufe der Kultur, auf welcher die Gebildeten aller bedeutenden Völker ſtehen, der ſtete Verkehr mit den Erzeugniſſen des Geiſtes unterhält eine beſtändige Verbindung zwiſchen den Aufgeklärten aller Nationen, die, wenn ich ſo ſagen darf, einen eignen Vernunftſtaat bilden. Der unterrichtete Deutſche hat mit dem unterrichteten Franzoſen, Engländer, Italiener, Amerikaner, Spanier oder Ruſſen nähere und freundſchaftlichere Berührungspunkte als mit den Ungebildeten ſeines eignen Volks. Sie haben alle ſo ziemlich dieſelbe Anſicht über den Zweck und das Wohl des Staates, über die weſentlichen Intereſſen der Völker und der Menſchheit und das, was ſie fördern oder ſtören kann. Für ſie gibt es etwas Höheres, als ein Volk, etwas Größeres als ein Staat, das nämlich, was alle Völker und Staaten in ſich ſchließt, und worin ſie ſich alle in ihrer Verbindung vereinigen und verſchmelzen — die Menſchheit. Ihr Dienſt iſt Wahrheit, Gerechtigkeit, Vernunft und Sittlichkeit, wie ſie den Menſchen in allen Zeiten, in allen Zonen auszeichnen und ehren.

Daß dem ſo ſey, beweiſen tauſend Erſcheinungen der neuern Zeit, von denen das Alterthum nichts wußte.

wo der Bürger Alles war, der Menſch aber wenig, faſt nichts, und wo der Römer nur den Römer, der Grieche nur den Griechen als ſich ebenbürtig anerkannte. Wir aber ſehen, daß der Bürger ſeinen eignen Staat verdammt, wenn dieſer in Andern beleidigt, was wir als Menſchen in dem Menſchen geachtet wiſſen wollen. Allenthalben wird auf Wahrheit, Humanität und Recht gedrungen, ohne Rückſicht auf Staat und Stand, in denen die Menſchen leben. So hatten die Nordamerikaner in dem Kampfe um ihre Freiheit Bewunderer und Vertheidiger in dem Lande ſelbſt, gegen das ſie kämpften. So war es mit Frankreich, ſo lang es nur wollte, was die Zeit für recht und gut erkannt; ſo iſt in der ganzen Welt nur ein Ruf um die Freiheit der Neger, nur eine Stimme für die Selbſtſtändigkeit der ſo lange mißhandelten Kolonien.

Dieſe öffentliche Meinung, die unabhängig und unbeſtechlich iſt, weil ſie in allen Theilen der Welt verbreitet, dem Vorurtheile keines Landes und keines Glaubens huldigt, von keiner Macht geſchreckt, von keinem Einfluſſe beſtochen werden kann, bildet ein hohes dem Guten wohlthätiges und dem Böſen furchtbares Gericht, einen heiligen Areopag der Menſchheit. Die Gräuel, welche der Fanatismus an der Rhone übt, und an der Seine zu beſchönigen ſucht, werden an dem Rhein oder an der Themſe in ihrer ganzen Häßlichkeit gezeigt. Eine elende Staatskunſt, welche die Katholiken in Irland unterdrückt, findet in den Proteſtanten Deutſchlands ſelbſt ihre Richter. An der Themſe und der Elbe erheben ſich laute Stimmen gegen das Unrecht und die Gewaltthat am Tajo und Ganges. Das iſt die Sprache der öffentlichen Meinung, die keiner beſondern Zunge, keinem Himmelsſtriche, keinem Volke angehört. Mögen die Blätter von Toulouſe mit denen von Straßburg oder unter ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehen! ſoll es vielleicht darum keine Wahrheit geben, weil ſie nicht Alle ſagen, keine Gerechtigkeit, weil ſie nicht Alle üben? In Madrid wird Ferdinand nicht verdammt, in Nimes die fanatiſche Intoleranz nicht gerichtet, der Zweck des brittiſchen Miniſteriums in St. James nicht geprüft; aber wird darum nicht Recht geſprochen über ſie, nicht das Gute allenthalben anerkannt, das Schlechte ſtreng gerügt? Dieſe öffentliche Meinung iſt das höchſte unbeſtechliche Gericht geworden, und die Schriften und Blätter, die Lehrer durch Wort und That ſind ihre Werkzeuge und Mittel, wenn auch nicht Jeder Wahrheit ſpricht, nicht Jeder das Rechte thut. Ohne Freiheit der Unterſuchung kann es keine Wahrheit geben; muß aber daraus folgen, daß Alle, die dieſe Freiheit genießen, nur Wahrheit ſuchen und ſagen?

Die Freiheit der Preſſe iſt darum auch ein heiliges Recht der Menſchheit, ohne die es keine Bürgſchafirgend eines Rechts oder einer Freiheit giebt. Uns ſcheint es unmöglich, die Stimme der öffentlichen Meinung zu unterdrücken, und alle Verſuche wirken zum endlichen Verderben desjenigen, der ſie macht. Das Wort, welches an der Seine nicht laut werden darf, läßt ſich an der Weſer hören, und hallt bis an die Seine wieder. Welche Macht kann ſich ſchmeicheln, den menſchlichen Geiſt in Feſſeln zu ſchmieden? Wir ſahen den kräftigſten Despotism mit eiſernem Fuße auf dem Nacken eines ganzen Welttheils ſtehen; was iſt aus ihm geworden? Europa darf keinen Omar fürchten; und käme er, dann fände man europäiſche Sitten und Kultur und die Mittel ihrer Verbreitung noch in drei Welttheilen.

Dieſe iſt die wahre öffentliche Meinung, zu der ſich die beſondre Meinung Einzelner, der Stände und Völker veredeln ſoll. Das nun wird freilich jetzt noch ſelten der Fall ſeyn; aber deſſen ungeachtet iſt die öffentliche Meinung, wenn ihr auch dieſer hohe, hehre Karakter abgeht, auch als einſeitige Meinung gewiſſer Stände oder Völker, eine Macht, und zwar eine Macht von großer Bedeutung. Auf welcher Seite wir jetzt dieſe Macht kämpfen ſehen, kann für den, der ſeit dreißig oder vierzig Jahren dem Gange der Ereigniſſe auch nur mit oberflächlicher Theilnahme und Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, kein Geheimniß ſeyn. Der Freiheitskampf der neuen Welt, der wiederholte Aufſtand in Polen, die Geſchichte der Niederlande, die franzöſiſche Revolution; faſt alle Ereigniſſe unſrer Tage, die für uns einige Bedeutung haben, geben Zeugniß von dem Geiſte, der die Zeit bewegt.

Das Element iſt da, wie wir es auch immer nennen mögen; es ſey ein Gott oder ein Götze, wir müſſen ihm dienen, wollen wir mit Erfolg auf unſer Geſchlecht wirken. Wer dieſes Elements ſich zu bemächtigen weiß, hat den Weg zur Herrſchaft über ſeine Zeit gefunden. Das ſehen die Kurzſichtigen nun ein, und die ärgſten Feinde des Zeitgeiſtes ſuchen ihren Frieden mit ihm ſo ſchnell als möglich zu machen.

Der 20ſte März 1815, ein furchtbar lehrreicher Tag, hat die Bourbons ſelbſt zu den Grundſätzen der Revolution bekehrt. Denn dieſer Geiſt der Zeit iſt weſentlich demokratiſch, und das iſt ſo wahr, daß, wer die Freiheit zerſtören wollte, es nur durch den Mißbrauch derſelben könnte, und der Despotismus keine andre Mittel ſich zu befeſtigen und zu erhalten findet, als ihre Waffen. Wir haben das in der ganzen Revolution und beſonders an Napoleon geſehen. In Deutſchland wetteiferten die kleinern Staaten, ſich durch dieſen Bundesgenoſſen zu verſtärken. Alexander hat ihm ſelbſt in der polniſchen Konſtitution gehuldigt. Der Großherr wird einſt ſeinen Dienſt im Serail verkünden müſſen, wenn er ſich in Europa behaupten will. Viele halten dieſes gefällige Betragen für eine bloße Höflichkeit, für eine artige Form, mit der man den läſtigen Gaſt zu gewinnen, oder, wie Don Juan allenfalls, ſeinen Gläubiger los zu werden ſuche. Wir glauben es nicht, ſind übrigens auch überzeugt, daß der Verſuch Andern noch weniger gelingen würde, als er Napoleon gelungen iſt.

Was wir bei einer unbefangenen Prüfung des gegenwärtigen Zuſtandes der ziviliſirten Staaten Europa's beſtimmt erkennen, iſt eine ziemlich allgemeine Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden. Daß dieſe Unzufriedenheit, zum Theil wenigſtens, ſehr gegründet ſey, wird zugegeben. Allenthalben aber, wo die Vernunft gegen die verlangten Verbeſſerungen nichts einzuwenden hat, und das Recht ſie billigt oder fordert, darf die Gewalt ſie nicht verſagen, will ſie anders ihre Abkunft von Vernunft und Recht nicht ſelbſt verläugnen. Beſteht ſie auf dem: So will ich es, weil ich es ſo kann, dann betritt ſie den gefährlichſten Boden für ſie ſelbſt, und erkennt einen Richter an, der ſie verdammen muß, ſo bald ſie nicht mehr die ſtärkere iſt, und mit der Macht auch ihr Recht verliert. Dieſer Trotz auf's Können iſt immer höchſt verderblich, weil er dem Gegner die Mittel zeigt, mit denen er nur rechten kann, und folglich eine Herausforderung enthält, Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Keine verſtändige Regierung wird aber dieſe Sprache führen, ſondern das Uebel zu heilen ſuchen, wo ſie es erkennt und Mittel dagegen findet. Die Verſchiedenheit der Klagen und Forderungen, die Widerſprüche in den Hoffnungen und Wünſchen können ſie vielleicht verlegen machen; die Ungezogenheit mancher Sprecher des Tags, die ſich ſelbſt zu Vertretern des Volkes beſtellen, das ſie vielleicht nicht einmal kennt, mag ſie erbittern, ihren Unwillen reizen; viele Beſchwerden mögen übertrieben, viele Klagen ungegründet ſeyn, manche Laſten, die man abgeſtellt wiſſen will, als unvermeidlich ſich zeigen; — das Alles kann und wird geſchehen, weil es in der Natur des Menſchen liegt. Darum aber darf man gegründete und grundloſe Beſchwerden nicht zuſammenwerfen, vernünftige Vorſtellungen mit gehäſſigen Libellen, freimüthige Bemerkungen mit frechen Ausfällen nicht vermiſchen.

Wollen wir des Volkes Willen und Wünſche kennen lernen, den treuen, wahrhaften Ausdruck ſeiner öffentlichen Meinung hören, dann geben wir dem Volke unabhängige Stellvertreter, die mit ſeinen Bedürfniſſen, Hoffnungen, Wünſchen und Kräften vertraut ſind. Was aus der Verſammlung der Repräſentanten der Nation, als Reſultat ihrer Berathung hervorgeht, wo die Anſichten ſich begegnet ſind, die Anſprüche ſich bekämpft, die Einſichten ſich geläutert, die Begriffe ſich aufgeklärt, das Einſeitige und Selbſtſüchtige ſich wechſelſeitig in die rechten

Schranken gewieſen, die Forderungen ſich beſchränkt haben, das darf man als den Ausſpruch des allgemeinen Willens, der öffentlichen Meinung, wenn es anders einen ſolchen gibt, anerkennen. Hier iſt das Heilmittel, oder nirgends. Nur durch freie Volksvertretung, Landſtände oder Parlamente, kann Wahrheit, Einheit und Gerechtigkeit in das Wirken des Staates kommen; der Ruhe und Ordnung ſind ſie nicht gefährlich, weil ihr eignes Beſte, ihr Wohlſtand auf erhaltender Ordnung beruht; ſie können keine Umwälzung wollen, weil ſie den Grund bilden von dem Beſtehenden durch unbewegliches Eigenthum. Eine ſolche Verſammlung wird immer das Aeußerſte zu vermeiden ſuchen, was zu erhalten iſt, erhalten, und gewagten Entwürfen und voreiligen Reformen nicht leicht entgegenkommen. Wo das Volk die Stimme ſeiner Stellvertreter hört, mögen freche Demagogen ſchreien, gemeine Skribler läſtern und verleumden, Parteiredner die Gemüther zu erhitzen ſuchen; alle die Kunſt- und Wageſtücke politiſcher Gaukler und Quackſalber, alle die beliebten Ultra- und Bonzenſtreiche bleiben ohne beſondere Wirkung. Gegen den Kern der Nation, gegen dieſe ſtarke Maſſe, in der ſich die phyſiſche und moraliſche Kraft, das Eigenthum und die Einſicht des ganzen Volkes ſammelt, vermögen die ſtreifenden Corps von Freibeutern und die Banden von heimathloſem Geſindel nichts. Die wahre öffentliche Meinung ſpricht ſich in der öffentlichen

Verſammlung der Repräſentanten am reinſten, ſchnellſten und kräftigſten aus; wie ſie aus dem Volke geläutert hervorgeht, geht ſie wieder läuternd auf das Volk zurück. In Ständen gibt man dem Lande einen erfahrnen Arzt, der ſein Vertrauen hat; und neben ihm kommen nicht leicht Quackſalber und Pfuſcher auf. Eine wahrhafte Volksvertretung iſt unſer erſtes, faſt einziges Bedürfniß, das einzige Mittel, das uns retten kann.

Es iſt kaum nöthig, der übrigen Forderungen noch zu erwähnen, weil die Volksvertretung alle und jede, die gegründet ſind, in ſich ſchließt, und auch die einfachſten und leichteſten Mittel gibt, ſie zu gewähren. Durch ſie wird Ruhe und Ordnung befeſtigt, Vertrauen erworben und wiederhergeſtellt, Zufriedenheit gewonnen. Oeffentlichkeit, Gleichheit der Beſteuerung, Gleichheit der Rechte und Pflichten für alle Staatsgenoſſen, Freiheit der Preſſe, des Gewiſſens und des Handels, Verminderung des ſtehenden Heeres, liberale Geſetze und Geſchwornengerichte, und wie die Güter und Vorzüge alle heißen mögen, für deren Erhaltung ſo viel geſtritten worden iſt, eine wahrhafte Volksrepräſentation wird ſie geben, weiß das Volk ſie zu ſchätzen und zu benutzen. Ich ſage, eine wahrhafte Volksrepräſentation, eine ſolche nämlich, die aus der Liebe und dem Vertrauen des Volks hervorgegangen iſt, und welcher das Volk auch darum mit Liebe und Vertrauen entgegen kommt; wäre ſie das nicht, dann machte ſie nur Uebel ärger; und aus dem Mittel der Erhaltung und Verbeſſerung könnte leicht ein Mittel der Zerſtörung und Verſchlimmerung werden. Meint es die Regierung aufrichtig mit dem Bürger, dann wird über dieſen auch die Lüge und Verleumdung ſeiner unberufenen Vormünder und Vertreter nichts vermögen.

Daß es übrigens dringend ſey, für die Ruhe von Europa etwas Entſcheidendes zu thun, läßt ſich nicht verkennen. Entfernte ſich die Gefahr, wenn wir ſie läugnen oder zu verbergen ſuchen, dann würden wir recht gern an die unbedingten Lobredner des Beſtehenden uns anſchließen. Zu dem gefährlichen Gährungsſtoff, der in den meiſten Staaten liegt, geſellen ſich höchſt traurige, bedenkliche Verhältniſſe, durch die jüngſte Vergangenheit herbeigeführt. Der ewige Länder- und Fürſtentauſch, der Menſchenhandel bei Abtretungen und Entſchädigungen hat Völker und Fürſten ſich wechſelweis entfremdet; der kindliche Sinn der letzteren iſt erſtorben, wo väterliche Geſinnung der erſtern ihn nicht genährt. Der fromme Glaube hat aufgehört, wo die Verheißungen verſchwendet, und kaum ſparſam gehalten wurden. Alle Bande ſind erſchlafft, oder gänzlich aufgelöſt, die den Bürger ſonſt an den Bürger oder an die alten regierenden Geſchlechter knüpften. Mit dem Heiligſten ward Spott getrieben, das Achtungswertheſte herabgewürdigt, das Elend auf den höchſten Grad geſteigert. Der raſche Wechſel von Menſchen und Verhältniſſen, der ſchnelle Uebergang von Glück zu Unglück, von Wohlſtand zu Dürftigkeit, und umgekehrt, hat den Glauben an Treue und Beſtändigkeit vernichtet. Die Menſchen haben das Ungeheuerſte geſehen, und ſind fähig es zu thun. Selbſt die Religion, die den Wilden zähmt, und ſeine rohe Freiheit unter das Joch des Geſetzes beugt, das er von Gott, aber von keinem Menſchen annimmt, hat wenig Gewalt mehr über die durch Genüſſe und Entbehrungen abgeſtumpften Gemüther.

Allerdings iſt es hohe Zeit, mit Ernſt an Rettung zu denken, wenn man ernſtlich retten will. Aber man hüte ſich zu glauben, daß die alten Mittel die alte Wirkung wieder thuen. Der Adel wird uns ſo wenig die frühere bürgerliche und politiſche Ordnung der Dinge theuer machen, als die Jeſuiten uns die Frömmigkeit und den Glauben der Väter wiederbringen. Es iſt albern zu glauben, man könne den Völkern den Schnitt und die Form jedes beliebigen Zeitalters geben. Die Gegenwart iſt eine Tochter der Vergangenheit; aber die Tochter kann nicht wieder ihre eigne Mutter werden. Auch der Menſch ſehnt ſich oft aus der Jugend in die Kindheit, aus dem Mannesalter in die Jugend zurück; aber der Jüngling wird nicht wieder Kind, der Mann nicht Jüngling. Das alte Spielzeug und die alten Kleider verſchafft man ſich leicht; aber nicht den Sinn, der ſich an jenem eignet, und den Leib, für den dieſe paſſen. Für veränderte

Verhältniſſe, Einſichten und Bedürfniſſe braucht man andere Geſetze und Inſtitutionen. Wir müſſen in unſrer Lage uns zu helfen ſuchen, wie es unſre Väter in der ihrigen gethan. Unſre Bahn führt vorwärts, nicht zurück. In der ganzen Natur wiederholt ſich nichts zum zweitenmal, und die Zeit kann nicht umkehren, um auch nur einen Augenblick zu vernichten und umzuſchaffen. Alſo vorwärts müſſen wir.

Die Engländer, erzählte **Morier**, der bei der Geſandtſchaft war, die dem König von Perſien mehrere Geſchenke zu überbringen hatte, verehrten dieſem Monarchen unter Andern einen prächtigen Staatswagen. Nie war der Großvezier über die Löſung einer politiſchen Aufgabe in ſolcher Verlegenheit, als über die Erklärung des Umſtandes, daß der Wagen auch rückwärts gehe. — Unſre Veziere ſind gewöhnlich in der entgegengeſetzten Verlegenheit, und begreifen nicht, wie der Staatswagen, den ſie führen, vorwärts gehen könne. Jede Neuerung iſt ihnen gefährlich, jede Veränderung verdächtig; wer von der Nothwendigkeit oder dem Nutzen derſelben ſpricht, ſteht dem Verräther nahe. Revolutionär heißt ihnen oft ſogar, wer ſtützen will, was ungeſtützt zuſammenfällt.

Die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, die ſo lehrreich für uns ſeyn könnte, macht gerade die Meiſten irre. Die Frau von **Stael**, von der auch vornehme

Leute ein unverdächtiges Zeugniß erwarten dürfen, ſagt eine große Wahrheit, die keine Regierung, kein Staatsmann mehr ohne Gefahr verkennt. »Die franzöſiſche Revolution,« ſagt die berühmte Frau, »iſt eine der großen Epochen der bürgerlichen Geſellſchaft. Wer ſie nur für ein zufälliges Ereigniß hält, nimmt die Schauſpieler für das Stück. Man will ſeine Leidenſchaften befriedigen, und darum ſchreibt man den Menſchen des Augenblicks zu, was doch die früheren Jahrhunderte herbeigeführt haben. Es bedarf nur eines Blicks auf die entſcheidenden Wendungen in der Geſchichte, um ſich zu überzeugen, daß ſie alle unvermeidlich waren, ſobald ſie auf irgend eine Art mit der Entwickelung der Ideen zuſammenhingen, und daß, nach mehr oder minder langem Kampfe und vielfachem Elend, der Sieg der Aufklärung ſtets für die Größe und Veredlung des Menſchengeſchlechts ſich günſtig erwieſen hat.«

Die franzöſiſche Revolution war alſo kein zufälliges Ereigniß, das man den Menſchen zuſchreiben darf, die in ihr aufgetreten ſind; frühere Jahrhunderte hatten ſie vorbereitet, und das geſellſchaftliche Leben, die bürgerlichen Verhältniſſe hatten ſich auf eine Weiſe ausgebildet, daß die Form, in der ſich dies Leben, dieſe Verhältniſſe bewegen ſollten, hemmend und drückend geworden war. Da man ſich nun nicht entſchließen konnte, die Form dem Stoffe anzupaſſen, das Kleid nach dem Körper einzurichten, ſo mußte der Stoff nothwendig die Form zerſprengen, wenn dieſe jenen nicht mehr faſſen konnte. Das geſchah in Frankreich.

Es entſteht die Frage, ob andre Staaten in Europa ſich in gleicher Lage befinden, in der ſich Frankreich beim Ausbruche ſeiner Revolution befunden hat. Waren für ſie dieſelben Urſachen vorhanden, ſo müßte man erwarten, daß ſie zu denſelben Wirkungen führen dürften. Das iſt es eben, was wir bis jetzt behandelt haben, und wir fanden bei allen gebildeten Völkern unſeres Welttheils dieſelben Bedürfniſſe, daſſelbe Streben; Klagen und Hoffnungen, Wünſche und Beſchwerden ſind dieſelben; ihr Zuſtand in Beziehung auf geiſtige Bildung, Gewerbfleiß und Handel, ihre politiſche Lage, der Kampf der Stände, die Zunft- und Korporationsgebrechen, und der ariſtokratiſche Geiſt überhaupt in dem Staats- Städte- und Gemeindeweſen iſt derſelbe. Schon dieſe Aehnlichkeit der Vorderſätze läßt uns auf ähnliche Folgerungen, die ſich daraus ergeben, ſchließen.

In dieſem Sturme der Zeit, wo die Elemente der geſellſchaftlichen Ordnung ſich aufzulöſen drohen; wo Jeder, der ewigen Erſchütterung müde, ſich nach einem geſetzlichen und feſten Beſtande der Dinge ſehnt, den Frieden wünſcht, und ſich zum Kriege hingezogen fühlt, über die verlorne Ruhe ſeufzt, und die Ruhe nicht ertragen kann, brauchen die Regierungen hohe Weisheit und unerſchütterlichen Muth. Es muß mit Kraft und Klugheit gehandelt werden, ſollen die in ihrem tiefſten Grunde aufgeregte Zeit Ruhe, und die wild durcheinander gährenden Kräfte ihr Gleichgewicht wieder finden. Man könnte mit einem Worte ſagen, dazu gehöre nichts — als Gerechtigkeit; aber eben das iſt das Schwere, in dem Streit der Anſprüche das Rechte zu erkennen, und bei dem Widerſtande der Streitenden es durchzuſetzen. Das kann nur Weisheit und Muth; nur Weisheit und Muth kann den Orkan beſchwören, der die Völker aufwühlt wie ein leicht bewegliches Meer. Aus allen Ländern laſſen ſich, mehr oder weniger laut, Stimmen des Mißvergnügens hören, und die Klagen über Druck und Verarmung ſind allgemein. An vielen Orten äußern ſich Unzufriedenheit, Abneigung gegen das Beſtehende, und das Beſtreben eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen, auf eine höchſt bedenkliche Weiſe. Was in Frankreich, England und Dutſchland vorgeht, iſt bekannt genug, und die Stimmung der Gemüther in vielen Gegenden Italiens kein Geheimniß. Wie ſich die Dinge in Spanien geſtalten, kann auch die Freunde der Ordnung und des Friedens nicht erfreuen. Ein Blick auf die Lage von Europa reicht hin, um gegründete Beſorgniſſe zu erregen.

Es iſt wirklich Zeit, daß ein ordnender Geiſt es endlich verſuche, dieſes Chaos zu geſtalten, und der auf und niedergehenden Flut von widerſtreitenden Anſprüchen, Forderungen, Hoffnungen und Wünſchen Schranken zu ſetzen. Seit dreißig Jahren iſt kaum mehr etwas feſt und bleibend; die Willkühr hat die Stelle des Geſetzes eingenommen, und was die Menſchen ſonſt mit heiligen Banden zuſammenhielt, iſt aufgelöſt; das Eigenthum, die Anſichten und Begriffe haben gewechſelt; Völker gaben ihre Fürſten, Fürſten ihre Völker auf, oder wurden genöthigt ſich wechſelſeitig aufzugeben; die angeerbte Liebe für den angeerbten Stamm des Herrſchers und die des Herrſchers für das angeerbte Volk mußte untergehen bei dem ewigen Tauſchen, Abtreten, Trennen und Vereinigen, Ausgleichen und Entſchädigen. Es mag ſchwer ſeyn, zum Bauen einen feſten Grund zu finden auf dieſem lockern Boden, den Jahrzehende untergruben. Aber es thut wahrhaftig Noth, die ſtreitenden Anſprüche auszugleichen, die ungeſtüme Zeit zu befriedigen in dem, was ſie mit Recht fordert, und eine feſte Ordnung zu begründen. Es wäre verwegen, die gährende Maſſe ſich zu überlaſſen, bis in ihr die rohe Kraft ſich ſelbſt die Stelle erkämpft, an der ſie bleiben will. Die überſpannte Reizbarkeit der Gegenwart offenbart ſich in hundert bedenklichen Erſcheinungen, und es iſt dringend, durch den Glauben an Recht, Ordnung und Geſetzmäßigkeit die Unruhe zu beſänftigen.

Deutſchland theilt die allgemeinen Züge, die, wie man ſagen könnte, die herrſchende Phiſionomie unſrer Zeit bilden, und von ihm gilt ins Beſondere, was von den ziviliſirten Staaten Europa's im Allgemeinen gilt. Deutſchland ſteht offenbar durch Kultur, öffentlichen Geiſt und politiſche Bildung auf dem Kontinente Frankreich am nächſten. Bei den Zügen aber, die ſeine nahe Verwandtſchaft mit andern Staaten bezeugen, hat der Deutſche noch eigne, die ihn zu dem beſondern Volke machen. Schließt er ſich an die übrigen in Vielem befreundet an, dann trennt er ſich auch wieder in Manchem fremd von ihnen. Es entſtände alſo eine zweite Frage: ob die eigne Lage Deutſchlands, des Deutſchen eigner Karakter **für oder gegen** die Wahrſcheinlichkeit einer Revolution in Deutſchland ſprechen. Daß wir uns bei dieſer Auseinanderſetzung auf das Weſentliche beſchränken, und nur erwähnen werden, was uns zum Gegenſtande durchaus zu gehören ſcheint, wird man billigen.

Wir ſahen Deutſchland getheilt, zerſtückelt und aufgelöſt; man hoffte ſeine Vereinigung, die Wiederherſtellung ſeines Namens und ſeiner Würde. Die lange Mißhandlung durch fremden Uebermuth hatte dem Deutſchen, wenigſtens auf einige Zeit, gegeben, was er faſt nie beſaß, — einen Nationalſinn. Durch den gemeinſchaftlichen Druck war ein gemeinſchaftlicher Widerſtand erzeugt. Vereinigt wurden wir ſtark und geehrt, wie wir getheilt ſchwach und verachtet geweſen waren. Deutſchland, Jahrhunderte hindurch zerriſſen und kraftlos, war der Schauplaz eigner und fremder Kriege, das Spielwerk auswärtiger Mächte, herabgewürdiget bei großer Kraft, die ſich ſelbſt zerſtörte, verachtet bei ausgezeichneten Vorzügen und Tugenden, die uns der erſten Nation der Welt wenigſtens gleich ſtellten, wenn wir nur eine Nation wären. Die größte Noth gab dem zerriſſenen Reiche auf Augenblicke Einheit, und durch die Einheit Sieg. Wir haben unſre tiefſte Erniedrigung geſehen, und vielleicht auch unſern höchſten Ruhm. Sollten wir gleichgültig bleiben bei dieſer Erinnerung? Sollte die deutſche Bruſt nicht ſchlagen bei dem Vergleich, ſich nicht mit Begeiſterung erheben für unſre Ehre und Selbſtſtändigkeit? Wäre uns dies Gefühl fremd, hätten wir dann das Vaterland gerettet von der Schmach und der Laſt des fremden Drucks?

Es iſt nicht zu verkennen, daß die Sehnſucht nach Einheit, die den Deutſchen dem Fremden mit Bedeutung gegenüberſtellen ſoll, tief und allgemein in den Gemüthern herrſcht. Der Bundestag iſt aber nicht geeignet, ſie zu ſtillen. Das Los von Deutſchland haben tauſend Rückſichten beſtimmt, die in ihrem Widerſpruche ſich ſelbſt bekämpfen und zerſtören. Ich habe noch keinen vorurtheilfreien, ſachkundigen Mann gefunden, der dem deutſchen Bunde, dieſer ſeelenloſen Mumie, auch unter günſtigen Verhältniſſen, bei Ruhe und Frieden im Innern wie nach Auſſen, einen Schein des Lebens auf mehr als zehn Jahre gegeben hätte. Es iſt gut auf dieſen Sterbfall gefaßt zu ſeyn. Mächtige Vettern, nahe und fern, warten auf die Erbſchaft. Beſſer aber iſt es, man weiß dem Ereigniſſe zu begegnen.

Der heilige Bund iſt allerdings eine erhabene Idee und ſpricht unſre gemüthliche Zeit noch verwandter an, als Heinrichs des Vierten europäiſche Republik, ſein ungleich praktiſcheres Huhn im Topfe, oder St. Pierres und Kants ewiger Friede. Unter Heiligen würde ein ſolcher Bund ewig ſeyn, weil ſie ihn in ihrer Heiligkeit auch entbehren könnten. Unter Menſchen, mit Leidenſchaften, Neigungen, Irrthümern und Schwachheiten, wird er dem Schickſal alles Menſchlichen nicht entgehen. Fällt ein Glied aus der Kette, dann kann der ganze Bund ſich löſen. Endlich haben nur die Fürſten ihn geſchloſſen ohne Theilnahme der Völker und ohne die Garantie des Schickſals, das ſich gar oft im Spiel mit menſchlicher Weisheit gefällt. Wäre übrigens der Bund von Zwei geſchloſſen worden, dann hätte er Einfluß haben können; aber den Bündniſſen geht's wie den Erbſchaften, die auch um ſo kleiner werden, je größer die Zahl der Theilnehmer iſt.

Nichts verbürgt die Dauer des gegenwärtigen Zuſtandes von Deutſchland; Alles zeugt vielmehr für ſeine Schwäche. Den Deutſchen ſchmerzt ſeine politiſche Nichtigkeit, ſeine bedeutungsloſe Haltung nach Außen und ſeine Zerſtückelung im Innern, und in beider Hinſicht muß ſchnell Entſcheidendes geſchehen, ſoll der ſtille Mißmuth nicht in lauten Unwillen ausbrechen. Auf irgend eine Weiſe muß die deutſche Nation eine feſte Selbſtſtändigkeit, in der Reihe der erſten Nationen den Rang, der ihr zuſteht, erhalten, ohne daß ſie darum die Vorzüge und Vortheile aufgibt, die ſie ihrer eignen Lage und ihren beſondern Verhältniſſen verdankt.

Wahr iſt, daß über dem Nationalen das Menſchliche ſteht, wie der Menſch denn in dem Bürger erſt vollendet werden ſoll, und dieſer nur das Schutz- und Bildungsmittel von jenem iſt. Auch kann das Nationale, Bürgerliche und Vaterländiſche nur Entwickelung und Steigerung des Menſchlichen ſeyn; jenes die Blüthe, von welcher dieſes die Frucht. Ohne Familie, Haus und Boden, ohne Vater, Mutter oder Kind kein Vaterland. Ohne Liebe des Nächſten und Bekannten noch weniger Liebe des Fernen und Fremden. Tüchtige Menſchen geben tüchtige Bürger. So ruhet auch auf dem Gemeindeweſen das Staatsweſen, die Staatsverfaſſung auf der Gemeindeverfaſſung, wenn der Staat feſt ſtehen ſoll wie die Pyramide auf ihrer breiten Grundfläche, nicht auf der ſchmalen Spitze. Auf dieſe kann ſie allerdings künſtlich geſtellt werden, auf jener aber ſteht ſie natürlich ſelbſt. Der Inſtinkt des Volks führte auch hier ſicherer, als die

Weisheit einiger Gelehrten. Dieſe wollten das Deutſchthum auf Fremdenhaß und auf die Geſchichte der Vorzeit gründen; der Bürger aber griff nach dem Nächſten und Einfachſten, und wollte Stockſchläge aus verwandter Hand nicht zärtlicher finden, als Ruthenſtreiche aus der fremden, und dem wackern Ahnherrn zu Liebe, der es vertheidigt hatte, nicht darben und leiden, um den müßigen Enkel in behaglichem Ueberfluß zu füttern.

Dieſemnach begrenzt das Vaterland nicht Stein, oder Pfahl noch Graben, die ſich verſetzen und verrücken laſſen, ſondern das Herz des Bürgers, das kein Friedensſchluß vergeben, und kein Vertrag erwerben oder vertauſchen kann. Daher die Vaterlandsliebe der Fremden, welche gar leicht bald hier bald dort einheimiſch wird, auch zur Poeſie der Zeit gehört und an den Prüfungen der Wirklichkeit proſaiſch untergeht.

Eben ſo folgt aus dem Geſagten, daß der Staat mit dem, was den Menſchen zunächſt berührt, ſehr ſchonend umgehen muß, die Eigenheiten, das Individuelle, Gemeinheitliche, Provinzielle nicht zerſtören darf, um das Nationale zu begründen, ſondern dieſes gerade nur darauf bauen kann. Wir machen Staaten, Völker und Verfaſſungen wie Fabrikwaare leicht und billig; ſie haben aber auch wie Fabrikwaare Werth und Dauer. Nichts hat ſo nachdrücklich für eine europäiſche Revolution gearbeitet, die man doch zu fürchten ſchien, als die Verträge, Friedensſchlüſſe, Austauſchungen, Abtretungen und überhaupt die meiſten diplomatiſchen Akten der letzten vierzig Jahre.

Daß die Verfaſſung des deutſchen Bundes, wie ſie beſteht, nicht fortbeſtehen könne, iſt in ganz Deutſchland ein Gedanke, ein Gefühl; und ein Wunſch iſt es auch, daß ſie nicht fortbeſtehen möge. Man ſehe doch, welchen Antheil der Deutſche an den Angelegenheiten nimmt, die als allgemein-vaterländiſche verhandelt werden; wie ſich die öffentliche Meinung bis in die Hütte des Taglöhners, der nur Namen als Gegenſtand des Volkswitzes kennt, darüber ausſpricht! Wenn unſere Tagblätter ſich beeifern, uns mit dem bekannt zu machen, was in den franzöſiſchen Kammern und im engliſchen Parlamente beſprochen und beſchloſſen wird, und der deutſche Leſer mit Theilnahme lieſt, was Franzoſen und Engländer für Frankreich und England rathen und wirken; wenn unſre Neugierde nach den Bewegungen der Ständeverſammlung eines deutſchen Pygmäenſtaates ſpäht, dann findet man in deutſchen Blättern ſelten die Verhandlungen des deutſchen Bundestags, und wo ſie ſich finden, werden ſie, ohne Haß und ohne Liebe, mit gleichgültiger Kälte von den Deutſchen überſchlagen. Wird Jemand zu behaupten wagen, das Geſagte ſey Spott, oder nur übertrieben? Jeder fühlt, das vielköpfige, unbehülfliche Geſchöpf, an dem jeder Kopf ſeinen eignen Willen bei höchſt verſchiedener Kraft und verſchiedenem Intereſſe hat, könne in Eintracht nie gedeihen. Schon der Umſtand, daß bei Abſtimmungen über wichtige Gegenſtände, beſonders ſolche, welche die Organiſation des Bundes betreffen, Einſtimmigkeit nöthig iſt, um es zu einem gültigen Beſchluß zu bringen, erinnert an Polen, ſeinen Reichstag und ſein Schickſal.

»Man ſieht im deutſchen Bunde,« heißt es in einer guten Schrift*), deren Verfaſſer ſich nicht genannt, »die widerſprechendſten Intereſſen einander gegenüber geſtellt; man bemerkt, daß er aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, aber nirgends entdeckt man ein Mittel, wodurch die verſchiedenen Bundesſtaaten zu einem Zwecke vereinigt werden; nirgends eine zuſammenhaltende Kraft und nirgends eine Macht, die vermögend wäre, Zwiſtigkeiten zu verhindern, oder ſie mit Nachdruck auszugleichen; man wird deshalb, wenn wichtige Sachen zum Vortrage kommen, die Zeit mit Deklarationen und Proteſtationen hinbringen, und Deutſchland hat die Hoffnung, in ſeinem Bundestage eine zweite Auflage des Regensburger Reichstages zu erleben.

»Nicht weniger, wie die Ungleichartigkeit der Elemente, woraus der Bund zuſammengeſetzt iſt, iſt ihm die Unzulänglichkeit der Mittel zu ſeiner Vertheidigung ein Hinderniß ſeines langen Beſtehens, und nie wird er unter den Umſtänden, in denen er ſich gegenwärtig befindet, aus eigener Kraft, dem Andrange eines mächtigen Feindes einen hinreichenden Widerſtand leiſten können. Weder durch Gebirge noch durch Feſtungen ſind die Bundesgrenzen gedeckt; überall offen, ſtellen ſie dem eindringenden Feinde kein Hinderniß entgegen, und während der Nachbarſtaat, der Deutſchland am furchtbarſten (?) iſt, ſich mit einer dreifachen Reihe von Feſtungen umgürtet hat, fehlt den Bundesländern jedes Schutzmittel. Zwar will man im Weſten noch einige Feſtungen anlegen, aber wer begreift nicht, daß wir, der Koſten wegen, es unmöglich Frankreich darin gleich thun können! Iſt die deutſche Bundesgrenze aber im Weſten zu ſchwach befeſtigt, ſo iſt ſie im Norden, Oſten und Süden ganz offen. Zwar wird man die anſehnlichen preußiſchen und öſtreichiſchen Feſtungen als zur Vertheidigung der Bundesgrenze hinreichend anführen; aber ſollen dieſe beiden Mächte, denen dieſe Feſtungen gehören, ihre Kräfte zur Vertheidigung der Bundesländer verwenden, ſo iſt auch zu erwarten, daß ſie aus der ihnen aufgedrungenen Pflicht, die Bundesſtaaten zu beſchützen, Rechte herleiten werden, die mit der Souveränität der mindermächtigen Bundesglieder unverträglich ſind. Was die Truppenzahl betrifft, die im Fall eines Angriffs von den Bundesgliedern geſtellt werden ſoll, ſo iſt dieſe, zufolge der neueſten Vorſchläge, die wahrſcheinlich eine Genehmigung erhalten werden, hinreichend, auch der mächtigſten europäiſchen Macht Widerſtand zu leiſten, allein nicht der Befehl eines Einzelnen beruft ſie zuſammen und nicht der Wille eines kriegskundigen Fürſten ernennt den Heerführer; beides geſchieht nach dem Beſchluße der Bundesverſammlung, wobei ſelbſt in dem beinahe undenkbaren Fall, daß individuelle und Staatsverhältniße keine Intriken und Zwiſtigkeiten veranlaßen, durch Bevollmächtigung der Bundesgeſandten und deren Berichte nothwendig ſo viel Zeit verloren gehn muß, daß ein energiſcher Feind halb Deutſchland erobert haben kann, ehe der Bundestag über das Wo, Wie und Wann? der Vertheidigungsmittel zu einem Beſchluße gekommen iſt. Zieht man in Erwägung, daß Deutſchlands etwaige Feinde die Einheit und Beſchleunigung der Maßregeln und deren Geheimhaltung — die bei dem Bundestage nie Statt finden kann — voraushaben, ſo leuchtet es ein, wie wenig Wahrſcheinlichkeit zu einer erfolgvollen Vertheidigung der Bundeslande bei zu befürchtenden Angriffen vorhanden iſt. Die Beſetzung der Bundesfeſtungen mit Truppen verſchiedener Staaten, der Mangel an Ausſicht auf Belohnung der Heerführer des Bundesheeres, die Eiferſucht der verſchiedenen Landsmannſchaften und die Unmöglichkeit eines angemeſſenen Verpflegungsſyſtems, ſind alles Hinderniße, die ſich einer kraftvollen Abwehrung des Feindes entgegenſtehen und an deren Beſeitigung bei der gegenwärtigen Verfaſſung des Bundes nicht zu denken iſt.«

---

*) Die Stimme des Zeitgeiſtes an das deutſche Volk; eine Schrift, die viel Vortreffliches enthält.

Der Gang der Angelegenheit der churheſſiſchen Domänenkäufer, der Lippiſche Streit, auch ſpaßhaft der Lippenſtreit genannt, und manche andere Gegenſtände, die bei der erhabenen Bundesverſammlung zur zweifelhaften Berathung, aber nicht zur Entſcheidung kommen konnten, haben dem Anſehen dieſer deutſchen Nationalbehörde unendlich geſchadet. Es galt die Frage, was in Deutſchland anzufangen ſey, wenn der kaum fünfzigſte oder hundertſte Theil deſſelben ſich als Glied an ſeinen Körper nicht anſchließen wolle. Zur Sprache mußte es ja doch einmal kommen, welche Maßregeln man ergreifen könne, wenn ein deutſcher Fürſt in Sachen, die den deutſchen Bund betreffen, nicht der Mehrheit folgen mag, ſondern ſeinen perſönlichen An- und Einſichten und ſeinem eigenen Willen. Nach dem Beſtand der Dinge läßt ſich nicht verkennen, daß Deutſchland ein Ganzes und wieder kein Ganzes bilden; daß es zu einem Bundesſtaate ſich vereinigen, jeder Staat in ihm aber doch ſeine Unabhängigkeit behaupten ſolle. Man wollte eine ſtarke Hand, an der jeder Finger ſich aber nach Belieben ausſtrecken oder krümmen dürfte; wie ließe ſich da, wo es nöthig werden könnte, auf eine kräftige geballte Fauſt rechnen? Nach allen Präliminarbeſtimmungen des Wiener Kongreſſes, und bei der Bildung der Bundesverſammlung, wo ſich ſo verſchiedenartige Elemente ſtoßen, ſuchen und fliehen, muß die Geſtaltung Deutſchlands zur Einheit ein recht ſchweres Stück Arbeit bleiben.

Es wurde ſchon öfter bemerkt, daß die Glieder der Bundesverſammlung Abgeordnete ihrer Suveräne und an die Inſtruktionen derſelben gebunden ſeyen, alſo eine Einheit wirklich vorausſetzen, die doch erſt werden ſoll. Gefallen einem Hofe die Aeußerungen ſeines Geſandten nicht, dann ruft er ihn zurück, und will er von der Entſcheidung der ganzen Verſammlung nichts wiſſen, dann folgt er ſeinem Sinne; kein Geſetz kann ihn binden, das erſt gegeben, keine Macht ihn nöthigen, die erſt geſchaffen werden müßte. Ward es dem Wiener Kongreß, der doch gewiß freiere Hände hatte, ſchwer, nur die allgemeinen Grundzüge des Gemäldes leicht und oberflächlich hinzuwerfen, welchen Schwierigkeiten mag erſt die Vollendung des Werks unterworfen ſeyn?

Die Geſchichte unſers Vaterlandes beweiſet nur zu ſehr, wie wenig in ihm auch bei den beſten Geſinnungen der Fürſten, etwas Großes und Kräftiges gedeihen kann. Die zahlloſen Widerſprüche getheilter Anſichten und Intereſſen müſſen auch den beharrlichſten Fleiß ermüden, den kühnſten Aufſchwung eines mächtigen Geiſtes lähmen und jeden umfaſſenden Entwurf kleinlich zerſplittern. Die regeſte Emſigkeit, ſich ſelbſt durch ihre viele Zwecke beſtändig im Wege ſtehend, ihr eignes Streben hindernd, wird, auch immer thätig, doch ſelten etwas thun. Das iſt ja der weſentliche Inhalt der Geſchichte unſers deutſchen Vaterlandes. Freilich ſahen wir es auch bei großer äußerer Gefahr, die dem innern Zwiſt kleiner Leidenſchaften und Vortheile Schweigen gebot, wo der allgemeine Druck einen allgemeinen Widerſtand erzeugte und der getheilten Kraft eine und dieſelbe Richtung gab, ſich mit Kühnheit und Kraft erheben; aber es iſt doch nur eine kleine, obgleich herrliche Epiſode in dem langen kläglichen Drama. Bei ſteter Gefahr von Auſſen zählen wir in Jahrhunderten nur eine Schlacht von Leipzig und Waterloo, und es koſtete, bei der vereinten Kraft der Fürſten und Völker, noch große Mühe, Deutſchland nur das linke Rheinufer wieder zu gewinnen. Die franzöſiſche Macht iſt an dem verbündeten Willen und der verbündeten Anſtrengung von Europa geſcheitert, und hier ward der Strom gebrochen, der uns von dieſer Seite zu überfluten drohete. Möge das auch der Fall ſeyn, wenn er in entgegengeſetzter Richtung hereinbrechen ſollte! Welchen Damm aber würde ihm der deutſche Bund entgegenſetzen?

Dieſe Anſicht dringt ſich Jedem auf, der die Bildung des deutſchen Bundes auch nur oberflächlich zu überſehen vermag, und iſt darum auch ſo allgemein.

Manche Mittel wurden von Sachverſtändigen und Unverſtändigen vorgeſchlagen, dieſem tiefgefühlten Uebel, das höchſt verderbliche Folgen haben muß, zu begegnen. Der Vorſchlag, der Bundesverſammlung durch Abgeordnete der deutſchen Nation Leben und Kraft zu geben, ſcheint uns zweckmäßig. In dieſem Falle bildeten die Geſandten der Fürſten bei derſelben eine Art von Oberhaus, die Abgeordneten der deutſchen Völker aber, deren Wahl man den vereinigten Landesdeputirten übertragen könnte, das Haus der Gemeinen. So viel iſt gewiß, daß die Bundesverſammlung, beſteht ſie blos aus Bevollmächtigten der Fürſten, nie das Vertrauen und die Theilnahme des deutſchen Volkes gewinnen wird, und zählte ſie unter ihren Gliedern die trefflichſten Männer, und vermöchte ſie mit Nachdruck aufzutreten, wie ſie es in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nicht vermag. Was bis jetzt durch ſie geſchehen iſt, wiſſen wir; was geſchehen wird durch ſie in der Zukunft, läßt ſich, ohne die Gabe der Prophezeihung, vorausſehen und vorausſagen. Den Baum erkennen wir an ſeiner Frucht; aber die Frucht, die wir erwarten dürfen, erkennen wir auch am Baume. Ohne eine Vertretung des Volks bei dem Bundestag läßt ſich beſonders für das Gedeihen des innern Lebens wenig hoffen, wenig alſo für alles, was dem Bürger nahe liegt, ihn berührt in ſeinen täglichen Verhältniſſen; was die Stärke, die Einheit und den Wohlſtand einer Nation begründet;

wenig für das innige Gefühl eines gemeinſchaftlichen Vaterlands, einer gemeinſchaftlichen Abkunſt und einer gemeinſchaftlichen Beſtimmung; wenig für den innern Handel, für bürgerliche, peinliche und Polizeigeſetzgebung, Gerichtsverfaſſung, Münzweſen, Unterricht, und tauſend Gegenſtande, von denen die Kraft, die Selbſtſtändigkeit und der Reichthum der Staaten abhängt. Die bunte Jacke, die man uns tragen läßt, dieſe Muſterkarte von Inſtitutionen, Münzen, Maſen und Gewichten, von Konſtitutionen und Verfügungen den Verkehr betreffend, die uns in Lappenländer zerſplittern und entfremdend ſcheiden, macht die Scham und den Verdruß des Deutſchen, und erfüllt ſeine Seele mit Erbitterung oder Muthloſigkeit bei dem Anblick großer, geachteter Nationen.

Allen dieſen Nachtheilen läßt ſich ohne Zweifel begegnen, und die Wünſche des Deutſchen können befriedigt werden, ohne Erſchütterungen, ohne Gefahr für ſeine innere und äußere Ruhe, wenn die Regierungen es wollen. Was in dieſer Hinſicht zu erwarten iſt, wird die Zeit lehren; mir ſcheinen viele Verhältniſſe der Erfüllung ſolcher Hoffnung nicht günſtig. Die kleineren Staaten gefallen ſich in gefahrvoller Unabhängigkeit, die ihnen keine Selbſtſtändigkeit, aber oft die Wahl zweideutiger Entſchließung läßt, und das Ausland mag begreiflich unſre Kraft lieber getheilt als vereinigt ſehen. Bei unſern meiſten Regierungen darf man, ohne ſie zu beleidigen, ein autokratiſches Streben vorausſetzen, daß die Fremden auch begünſtigen, weil ihnen die Einmiſchung in deutſche Angelegenheiten dadurch leichter wird.

In dieſem Sinne ward bisher gehandelt; es hat ſich, unſers Wiſſens, nichts zugetragen, was zur Entfernung von dieſem Wege beſtimmen könnte. Die ganze Lage der Dinge läßt im Gegentheil erwarten, daß man auch künftig ihn verfolgen werde. Wie ſollte in die Beſchlüſſe der deutſchen Bundesverſammlung Einheit kommen, da Neigung und Intereſſe die verſchiedenen Staaten theilen? Werden die Staaten zuſammentreten, um ſich ſelbſt zu beſchränken, und ihren Willen einem allgemeinen Geſetze unterwerfen? Wird je Einſtimmigkeit, die verfaſſungsmäßig zu einem Beſchluſſe gehört, von den Bundesgliedern zu erwarten ſeyn? Es iſt natürlich, daß die kleinern Staaten die Schritte der größern mit Mißtrauen bewachen, die größeren es aber unter ihrer Würde finden, ſich von den Beſchlüſſen der kleineren abhängig zu machen. Wo die Kraft nicht bei dem Willen iſt, wird dieſer unnütz, oder bringt Gefahr.

Sollte der deutſche Bund zu der feſten Haltung und der Kraft gelangen, die ihm durchaus nöthig ſind, will er anders ſein inneres und äußeres Wohl, nach dem Bedürfniſſe und Wunſche der deutſchen Völker, fördern und bewahren, dann müßte er in einem ganz andern Geiſte, nach ganz andern Grundſätzen ausgebildet werden. Dazu dürfte es nun ſchwerlich die freie Neigung, ſondern vielleicht den Drang der Noth bringen. Wir werden ſehen, was geſchieht; denn die Noth, wenn uns nicht Alles trügt, mag näher ſeyn, als die zu glauben ſcheinen, welche uns aus ihr zu retten berufen ſind. Das vorgeſchlagene Unterhaus beim Bundestag mag Schwierigkeiten finden; ich glaube es. Was fände deren nicht in dem zuſammengeſetzten, vielgeſtalteten Deutſchland? Die Idee einer ſolchen zweiten Kammer hat auch wirklich nichts Gefälliges für unſer Staatsrecht und unſre Staatskunſt. Man könnte den Vorſchlag darum aufgeben, wenn allenthalben in den deutſchen Landen repräſentative Verfaſſungen beſtünden. Wäre dies der Fall, dann möchten die Abgeordneten des Volks dafür ſorgen, daß die Regierungen ihre Geſandten beim Bundestag im Sinne der Völker ſprechen und handeln ließen. Das Uebel würde auf dieſe Weiſe freilich nicht ganz gehoben, aber doch auch nicht mehr ſehr gefährlich ſeyn. Auf das Beſte müſſen wir Deutſche ohne dies noch gern verzichten, haben wir es nur einmal zum Beſſern, zum Erträglichen gebracht. Wo eine Krankheit ſo tief gewurzelt iſt, wie bei uns die politiſche Theilung und Schwäche, da freuet man ſich ſchon der Rettung von der Gefahr des Todes. Wäre der deutſche Bund eine rein deutſche Macht, der Deutſche eines Sinnes, beſeelt von gleicher Liebe zum gemeinſamen Vaterland, dann würde auch die Hülfe leichter ſeyn. Erlaubt iſt allerdings dem deutſchen Herzen ein ſchöner frommer Wunſch; aber der Geiſt erkennt auch, daß es thöricht und gefahrvoll wäre, ihn nur auszuſprechen.

Man hat oft geäußert, wenn Oeſtreich und Preußen nicht im Bunde wären, würde dieſer an Einheit und Selbſtſtändigkeit gewinnen. Das iſt aber doch eine Frage, die ich ſo unbedingt nicht bejahen möchte. Auch bei der Entfernung von Oeſtreich und Preußen wäre die Macht der Bundesglieder noch ſehr ungleich, und ſo würden es auch die Anſprüche ſeyn, die mit der Macht gern gleichen Schritt halten. Die Elemente der Theilung blieben, ohne daß überwiegende Kräfte ſie zuſammenhielten, wodurch die Lage des Bundes oft noch bedenklicher werden könnte. Der Zank unter manchen kleinen Staaten wäre vielleicht gerade darum häufiger, weil ſie das Anſehen der größern nicht mehr zu ſcheuen brauchten. Träten Oeſtreich und Preußen aus, würden dann Baiern, Hannover, Würtemberg oder Sachſen nicht an ihre Stelle nachrücken, und gegen die Mindermächtigen die Rollen der Ueberlegenen ſpielen wollen? Oeſtreich und Preußen aber, glaubt man, müßten zugleich im Bunde ſeyn, weil die Eiferſucht der einen Macht die andre in Schranken hält. In Erfindung negativer Mittel beſitzen wir eine gewiſſe Stärke; nur mit den poſitiven will es uns nicht recht gelingen.

Man gewinnt bei einer nähern Anſicht von Deutſchlands Lage eigentlich nur die ſich immer mehr befeſtigende Ueberzeugung von der Gefahr derſelben. Oeſtreich hat ungleich mehr Länder außer dem Bunde, als in demſelben, und wird dem übrigen Deutſchland auch mit jedem Tage fremder; es ſteht gegen daſſelbe ſich mehr verwahrend als anneigend, dem ganzen Weſen und Treiben, wie es ſich im ehemaligen Reiche geſtaltet hat, nichts weniger als befreundet. Die öſtreichiſche Monarchie ſcheint ſich gegen Deutſchland immer mehr abzuſchließen, und den Geiſt, der hier lebendiger und lauter wird, aus allen Kräften von ſich entfernt zu halten. Wir tadeln das keineswegs, und geben nur die Lage der Dinge, wie wir ſie ſehen.

Preußen iſt auch keine rein deutſche Macht, aber mit ſeinem ganzen Leben, wenn man ſo ſagen darf, in das Leben Deutſchlands eingewachſen, durch geographiſche Lage, den Geiſt eines großen Theils ſeines Volks, Kultur und Sitten. Wie jede Bewegung von Preußen auf das übrige Deutſchland wirkt, ſo wirkt ſie von dieſem auch wieder auf Preußen zurück. Wie empfindlich traf nicht ſein Mauthgeſetz die meiſten Bundesſtaaten! Ein lauter Schrei verkündete den allgemein und tiefgefühlten Schmerz. Das zeigt, wie eng Preußen mit dem übrigen Deutſchland organiſch verbunden iſt. Mit geſtrecktem Körper dehnt es ſich von einer äußerſten Grenze Deutſchlands bis zur andern aus; ſeine Sicherheit iſt ein Theil der unſrigen, ſein Wohlſtand ein Theil des unſrigen, jede Gefahr für es iſt auch Gefahr für uns; und durch die vielſeitige, nahe Berührung theilt ſich wechſelſeitig faſt jeder Schmerz und jedes Leiden ſympathetiſch mit. Preußen kann ſich dem Einwirken des übrigen Deutſchlands ſo wenig verſchließen, als dieſes dem Einwirken von Seite Preußens, und der Gang der Ereigniſſe greift beſchleunigend oder hemmend aus einem Nachbarſtaate in den andern über. Preußen kann den Bewegungen der Zeit nicht fremd bleiben, weil es durch die Nachbarſchaft von Frankreich dem Mittelpunkte, von dem ſie in Europa noch lange ausgehen werden, nahe liegt; es muß dem Zuge der Ereigniſſe von dieſer Seite nachgeben, oder ihm widerſtreben; ein untheilnehmendes Abſchließen würde ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn. Preußen und Deutſchland ſtehen in verwandter Wechſelwirkung; ihr Schickſal iſt an daſſelbe Rad der umkreiſenden Zeit geflochten, das in ſeinen Rollen die Bande nur immer mehr zuſammenziehen und verſchlingen kann.

Dieſe Wahrheit müſſen wir beider Seits erkennen, und die Reſultate, die ſich daraus ergeben, mit Ernſt erwägen, wenn wir unſer Beſtes wahren und fördern wollen. Aus dieſer Stellung muß unſre Rettung oder unſer Verderben hervorgehen; das hängt von unſerer Einſicht, von unſerem Willen und Benehmen ab. Uns kann in den großen Verhältniſſen der tief aufgeregten Zeit kaum ein andres, als gemeinſchaftliches Los werden. Es iſt zwiſchen Preußen und dem größten Theil von Deutſchland, durch die Lage dieſer Staaten, ein Band geknüpft, das nur die Möglichkeit einer glücklichen oder unglücklichen Ehe übrig läßt. An eine Scheidung iſt ohne große Gefahr nicht zu denken.

In dieſem Geiſte ſcheinen die Angelegenheiten Deutſchlands weder geordnet zu ſeyn, noch geleitet zu werden; vielmehr ſind allenthalben die Einwirkungen des Mißtrauens ſichtbar, das theilt, zerſplittert und ſchwächt, ſtatt zu einigen und zu ſtärken. Faſt ſollte man hier die Stimmung von Pfeffels Reiter wieder finden, der gern ein Auge opfert, wenn er mit dem andern den Beneideten nur erblinden ſehen kann. So finden wir an den Thoren von Frankreich Pygmäenſtaaten mit mißvergnügten Bewohnern, als hätte man gefürchtet, die Franzoſen möchten die Rheingrenze vergeſſen, wenn die Klagen unſrer Schwäche und Unzufriedenheit ſie nicht unmittelbar anſprächen. Preußen, das allein von dieſer Seite noch Widerſtand leiſten könnte, iſt hier ſchlecht begrenzt und gedeckt, weil ihm Mainz und Luxenburg fehlen.

Es mußte auf den Deutſchen ſchon einen unangenehmen Eindruck machen, daß Rußland, England und Frankreich bei der Beſtimmung ſeines Loſes auf dem Wiener Kongreß das entſcheidende Wort führten. Darum wurde auch an uns ſelbſt weniger gedacht, als an die, welche aus unſrer Lage einſt Vortheil ziehen können. So kam der burgundiſche Kreis an die Niederlande, und England befeſtigte durch dieſen Staat den engliſchen Einfluß, der in Deutſchland durch Hannover, Dänemark, Braunſchweig und Oldenburg nur ſchon zu gut begründet war; in dieſem Sinne wurden die freien Städte für den engliſchen Handel erhalten. In gleichem Geiſte iſt unſre ganze Geſtaltung und Verfaſſung. In dieſem Geiſte ſind wir erzeugt und geboren, in demſelben Geiſte iſt unſre Pflege und Erziehung. Allenthalben reizt, trennt und ſchwächt man, wo es ſo nöthig wäre, zu beſänftigen, zu einigen und zu ſtärken.

Iſt Preußen für Deutſchland ſo bedeutend, wie wir oben ſagten; ſteht unſre Erhaltung oder unſer Untergang wenigſtens zum Theil mit ſeinem künftigen Schickſal in Verbindung; können beide in freundſchaftlicher Vereinigung nur ihren Vortheil, in feindſeliger Trennung nichts als Gefahr und Nachtheil finden; dann ließe ſich auch vielleicht erklären, warum gerade gegen Preußen von mancher Seite mit Mund und Feder ſo rüſtig gefochten wird. Aus vielen Theilen Deutſchlands ſieht man den Meinungskrieg gegen dieſe Macht mit ſolcher Erbitterung führen, daß er gerade darum Verdacht erregen könnte. Gälte der Kampf der Illiberalität und Willkühr oder ſonſt verhaßten Anmaßungen, dann ließe ſich der Feind wohl gefährlicher und ſtärker in andern Staaten finden, die ſich wenigſtens einer friedlichen Gleichgültigkeit zu erfreuen haben. Ein bedeutendes Zeichen iſt auch, daß die Gegner Preußens bei den Fremden gefälligen Beifall und Hülfe finden. Die Franzoſen befolgen auch in unſern Tagen noch, ſelbſt in ihren Zeitſchriften, die herrliche Regel des Theilens gegen uns. Mit Großmuth und Menſchlichkeit nehmen ſie ſich hier der Schwachen und Bedrückten an, und wir erkennen es dankbar, wie freundlich ſie gegen uns geſinnt. Durch Aeußerungen von Liberalität und Freiheitsſinn erhalten ſie ſich bei uns in gutem Andenken. Bei dem Territorialſtreit zwiſchen Baiern und Baden traten auch gleich franzöſiſche Publiziſten als Sachwalter und Zeugen auf. Die Abſicht mag redlich geweſen ſeyn; aber unwillkührlich ward man doch erinnert, wie theuer Deutſchland die Freundſchaft, welche Frankreich einigen ſeiner Staaten geſchenkt, bezahlen mußte. In Deutſchland konnte man ſich der fremden Großmuth und des fremden Schutzes vielleicht zu erfreuen haben; Deutſchland aber konnte und kann das nicht. Wir ſelbſt müſſen die Krankheit kennen, an der wir leiden, und die Mittel ſie zu heilen. Erwarten wir Rettung von Fremden, dann verdienen wir keine, und ſind auch gewiß verloren. Vergeſſen wir Deutſchland über deutſchen Staaten, dann wird jenes untergehen, und möglich iſt's, ſogar wahrſcheinlich, daß ihm dieſe folgen. Das Ausland findet einen zu großen Vortheil in unſrer Schwäche, als daß wir in ſeinen Rath und Beiſtand nicht Mißtrauen ſetzen ſollten, wo es unſre Nationalwürde und unſre Nationalſtärke gilt. Wir dürfen, aus Klugheit, wenigſtens vorſichtig mit denen umgehen, die es uns als Freunde empfiehlt, und die nicht gerade feindlich behandeln, denen es ſich ungnädig zeigt. Ich kann nicht in dem Verdachte ſtehen, den Franzoſen übel zu wollen, weil ſie Franzoſen ſind, oder ihren Werth zu niedrig anzuſchlagen. Es iſt zu wünſchen, daß der Geiſt der konſtitutionellen Freiheit ſich immer mehr bei ihnen ausbilde und befeſtige, und er kann auf uns ſelbſt keinen andern als vortheilhaften Einfluß haben. Indeſſen ſind wir Deutſche, ſie — Franzoſen. Sollten unſre Nachbarn je wieder an die Heerde der gutmüthigen Deutſchen wollen, wäre es dann ſo unnatürlich, wenn ſie dem Schäfer die Hunde verdächtig zu machen ſuchten? Was alſo die Feindſchaft gegen Preußen von dieſer Seite betrifft, ſo wäre ſie mehr ehrenvoll, als der Ehre nachtheilig und könnte ſogar als eine recht glaubwürdige Empfehlung gelten.

Indeſſen läßt ſich auch nicht läugnen, daß Preußen manchmal ſeine Stellung gegen das übrige Deutſchland zu verkennen ſchien, vielleicht auch wirklich verkannte. Eine deutſche Macht muß es ſeyn vor allen andern, die Inſtitutionen fördernd, welche der Deutſche als eine Bürgſchaft ſeiner Rechte anſieht; den gerechten Wünſchen und Hoffnungen der Deutſchen muß es, in ſo weit es an ihm iſt, freundlich entgegenkommen, den deutſchen Geiſt, das Nationalgefühl muß es aufrichten und ſtärken; alles was Deutſchland in ſich zufrieden und einig, und im Auslande geachtet macht, müßte es nach Kräften begünſtigen, die Gemüther und die öffentliche Meinung zu gewinnen ſuchen. Deutſchland ſoll fühlen, was es im glücklichen Einverſtändniſſe mit Preußen werden kann; aber Preußen darf das übrige Deutſchland nicht fühlen laſſen, was es bei feindſeligen Geſinnungen von ſeiner Seite werden müßte. Achtung und Vertrauen allein knüpfen die Bande, welche Menſchen vereinigen, die Achtung und Vertrauen verdienen.

Da ſind wir leider! noch lange nicht, und bei der Betrachtung der politiſchen Lage Deutſchlands fühlt man ſich nichts weniger als erfreut und durch frohen Muth geſtärkt; vielmehr ſtößt man faſt bei jedem Schritte auf Gründe vielfacher Beſorgniß. Die Möglichkeit des Beſſerwerdens läßt ſich nicht beſtreiten, ſelbſt die Hoffnung nicht, wenn man bei der Perſönlichkeit mancher Fürſten und bei dem Karakter der Nation verweilt; aber alle Verhältniſſe ſind ſo unſicher und verſchlungen, in unſern Anordnungen und Masregeln iſt ſo wenig Einheit, in den Elementen des öffentlichen Lebens ein ſo chaotiſches Durcheinandergähren, daß man kaum begreift, wie ſie zu einem freundlichen Ganzen ſich friedlich werden ordnen können. Ein Bund ohne Verbindung; ein Gemiſch von größern und kleinern Staaten mit und ohne Verfaſſung, mehr oder weniger liberal, nach dem Geiſte derer, die ſie gegeben, im Allgemeinen doch ſo wenig, als man nur geben durfte, ohne ſich mit dem weiten und geſchmeidigen 13ten Artikel förmlich zu entzweien; Adelsprivilegien und Volksrechte in ſchwerem Kampfe; Streben nach Begünſtigungen auf der einen, und nach Gleichheit auf der andern Seite; doppeltes Regiment von Suveränen und Standesherren — das ſind die Grundzüge in dem Gemälde Deutſchlands. Was endlich daraus werden möge, wer wagt das zu ſagen? Nicht über den Zweck, den wir zu erreichen ſuchen ſollen, werden wir einig, noch weniger über die Mittel, ihn zu erreichen. Zur Geſtaltung Deutſchlands ſind die widerſprechendſten Entwürfe vorgelegt und angeprieſen worden; Manche wollen daraus eine große Republik machen, Einige eine gewaltige Monarchie mit Ober- und Unterhaus, Wenige auch mit einer Nationalverſammlung. Viele wieder wünſchen, alle deutſche Staaten zu einer kräftigen Konföderation vereinigt; Andre wollen noch Anderes. Der Gegenſtand iſt ſo wichtig, daß wir uns wenigſtens beſtreben müſſen, die Anſichten und Urtheile darüber nach Vermögen aufzuklären, wenn es uns auch nicht gelingt, ſie zu vereinigen, womit wir uns auch auf keine Weiſe ſchmeicheln.

Die Beſtimmung des Staates kennen wir alle; ſie iſt für alle Staaten dieſelbe, und doch wird es keinem Verſtändigen einfallen, zur Rettung Englands das Meiſterwerk der Lykurgiſchen Verfaſſung vorzuſchlagen, ein Volk von Grönländern wie das altrömiſche zu behandeln, oder Frankreich jetzt wieder die früheſte Einrichtung von Gallien zu geben. Das Schwerſte iſt, unter allen Umſtänden aufzufinden, was der Zeit gemäß iſt. Alles, was gedeihen ſoll, hat ſeine Zeit der Ausſaat und der Reife; dieſe kennen, iſt ein Beweis von hoher Klugheit. Eine ganze Ernte mühſelig auf Felſen ausgeſtreut, gibt keine Frucht, da ein Korn, das dem Schnabel eines Vogels im rechten Moment entfällt, den Ueberfluß eines weitſchichtigen Eilands begründen kann.

Jeder Künſtler iſt in der Anwendung ſeiner Kunſt durch den gegebenen Stoff gebunden. Weiß er erſt beſtimmt, was er machen will, dann iſt die nächſte Frage, ob er auch die nöthigen Geräthe dazu habe. Canova, wollte er aus einem Eichenklotz eine Venus von Medicis geſtalten, würde ſich lächerlich machen. Von noch größrer Thorheit zeigte der Verſuch, das vierzehnte Jahrhundert auf das achtzehnte zu impfen, Sparta zu Paris wieder ins Leben zu rufen, oder die athenienſiſche Kunſt und Herrlichkeit an die Küſten des Congo zu verpflanzen. Wenige wollen begreifen, daß es ſchwerer ſey, die Verfaſſung und Geſetzgebung eines Volks ſeinem Karakter, ſeinen Bedürfniſſen, ſeinen natürlichen und erworbenen Eigenheiten gemäß zu bilden, als einen Apollo von Belvedere zu meiſſeln.

oder eine Henriade zu ſchreiben. Darum haben ſich wohl auch in keiner Kunſt ſo viele Stümper verſucht als in der Geſetzgebung und Staatsklugheit; und es iſt ein glücklicher Beweis von der unverwüſtlichen Natur des Menſchen, daß er unter den zahlloſen Experimenten ſeiner Glücklichmacher und Verbeſſerer jeder Art, ſeiner Verwalter und Erzieher von Sanchuniathon und Moſes bis auf Herrn von Bonald und Benzenberg, von Sokrates bis auf den neueſten Peſtalozzianer, ſo menſchlich geblieben iſt. Es zeigt von unſrer gewaltigen Reproduktionskraft, daß wir unter dem anatomiſchen Meſſer unſrer politiſchen Aerzte und Quackſalber noch ſo viele Kraft, Geſundheit und unverſtümmelte Gliedmaßen behalten haben.

Muß bei der politiſchen Geſtaltung einer Nation auf ihren Stammkarakter, auf die Geſchichte ihrer Entwicklung, auf den vorgefundenen Stand ihrer Bildung Rückſicht genommen werden, dann tritt bei der deutſchen keine Erſcheinung beſtimmter und fortdauernder hervor als ihre Spaltung in verſchiedene Stämme und Staaten. Von Cäſar bis auf uns war Deutſchland getheilt, und es zählte in ſeiner früheſten Geſchichte ſo viele abgeſonderte Horden, die zu Völkern heranwuchſen, daß es auch den fleißigſten Geographen unmöglich geblieben iſt, allen ihre Wohnorte anzuweiſen. Selbſt Karl dem Großen wollte es mit den Anſtrengungen eines langen Heldenlebens und dem Blute zahlloſer Opfer, die er ſeiner despotiſchen Einheit in Kirche und Staat geſchlachtet hat, nicht gelingen, dieſelbe zu begründen. Wo wir Deutſchland am engſten verbunden ſahen, ſtunden die Franken, Sachſen und Baiern geſchieden von einander, wenn ſie nicht gegeneinander waren. So haben wir die Nation mit ihren verſchiedenen Völkern und Fürſten, bald freundlich und freiwillig verbunden, bald feindlich ſich bekämpfend, als deutſches Reich gefunden, das dann größten Theils in den rheiniſchen Bund übergegangen iſt. Auch dieſer ward wieder aufgehoben, und an ſeine Stelle iſt ein Staatenbund getreten, aus dem Viele einen Bundesſtaat machen wollen; denn bei uns wird man ſo ſchwer über Worte, als über Sachen einig.

Wie dem aber auch ſey, ſo iſt wenigſtens als Thatſache und als Staatsrecht anerkannt, daß die deutſche Nation ſich in verſchiedene Völker und Staaten theilt. Was die beinahe zweitauſendjährige Vergangenheit überliefert hat, ein getheiltes Deutſchland, ward alſo von der Gegenwart angenommen und anerkannt.

Es iſt ein großes Unglück, daß die Staatskunſt unſrer Zeit das Leben und Weſen der Völker nur in dem Umfang und Ertrage ihres Bodens finden wollte. Mit einer breiten Furche durch das Land glaubte man die Gemüther ſeiner Bewohner zu einigen und zu trennen. Eine lange Gewohnheit, die beim Menſchen zur Natur wird, die Anhänglichkeit an ein herrſchendes Geſchlecht, die ſich ſeit langen Jahren von Eltern auf Kinder fortgeerbt, Dankbarkeit und Liebe, die ſie in der Zeit wie zu einer Familie verſchwiſtert hatte, nichts von dem was die Menſchen mit heiligen und darum ewig feſten Banden einigt und zuſammenhält, nicht Neigung, gleiche Sitten, Verwandtſchaft, Aehnlichkeit des Karakters, und die ſüße Gewohnheit eines langen Zuſammenlebens wurden bei den neuern Theilungen, Ausgleichungen, Zeſſionen, Entſchädigungen, und wie die vielen Arten von Menſchenumſatz alle heißen mögen, geachtet und geſchont. Liegt gefährlicher Gahrungsſtoff in dem Schoſe der Nationen, dann, wir wiederholen es, ward er dadurch beſonders in ſie geworfen. Wenn früher oder ſpäter die Bande zerreißen ſollten, die Euopa in ſeiner gegenwärtigen Lage feſtzuhalten beſtimmt ſind, dann iſt es nur auf dieſen Wege ſo leicht möglich geworden.

Es iſt ſeit langer Zeit viel Gerede von der Wahrſcheinlichkeit einer Revolution in Deutſchland. Dort wird ſie gefürchtet, hier gehofft, wie es nach menſchlicher Art zu geſchehen pflegt. Der will vom Sturme nichts wiſſen, weil er ihm die faulen Ziegel vom Dache wirft; Jenem kömmt er ganz gelegen, weil er ihm dürres Holz zur Heizung ſeines Ofens von den Bäumen ſchüttelt. Der arme Menſch glaubt, für ihn wäre der Mond nur als Laterne am Himmel aufgehängt, und die Sterne ſtünden ſo hoch, daß er ſich nicht mit dem Kopf an ihnen ſtoße. Revolutionen macht man Andern ſo wenig zum Verdruß oder Gefallen, als jener Aſtronom eine Sonnenfinſterniß aus alter Bekanntſchaft. Achtet in dem Menſchen, was achtungswerth in ihm iſt; gewinnt ſeine Liebe durch Mittel, die allein ſie erwerben, durch Wohlthun, freundliches Benehmen und milde Schonung; befeſtigt die Bande, welche Völker als ſolche zuſammenhalten, und ſie an ihre angeſtammten Fürſten, und dieſe an ihre Unterthanen knüpfen; und es iſt an keine Revolution zu denken. Von vielen Seiten wird jetzt auch mit Revolutionen gedroht, weil die Furcht vor ihnen Jedem ſchützen ſoll, was er nicht verlieren möchte. Findet das Geſuch um eine Kuriatſtimme nicht gleich Eingang; iſt ein Miniſter in Verlegenheit, über ſeinen Haushalt Rechnung abzulegen; fragt der Bauer, mit welchem Rechte der Schulz ihn zum zweitenmal auf die Frohne bieten laſſe, da deſſen Gevatter noch für das erſtemal im Rückſtand ſey; iſt davon die Rede, daß im Staate ſteuern müſſe, wer in ihm beſitzt, daß Talente und Tugenden Anſprüche auf Aemter und Ehren geben, gleich iſt eine Revolution im Anzuge, um alle beſtehende Ordnung, wie ſie ihre Unordnung nennen, umzukehren. Dieſer Kampf einer kleinlichen Eitelkeit oder Habſucht, das leere Gezänk um die Ehre der rechten Hand, alle dieſe politiſchen Klatſchereien in Zirkeln und öffentlichen Blättern machen keine Revolution, ſondern was des Volkes inneres Leben bewegt, der Hohn verſagter Gerechtigkeit, der Uebermuth roher Gewalt, der Hunger und das Elend von Millionen neben dem ſchwelgenden Ueberfluſſe von Wenigen, die künſtliche oder gewaltthätige Auflöſung der Bande, welche Fürſten und Völker zuſammenhalten, nicht aber durch Kabinetsſchreiben und Dekrete, ſondern durch Liebe, Achtung und Dankbarkeit. Wahr iſt auch, daß ein Volk hiſtoriſch lebt, und nicht blos phyſiſch, und mit einer Generation weder geboren werden, noch ſterben kann, und daß es ein organiſches Ganze bildet und nicht ein todtes Kunſtwerk iſt, dem man ein Glied anſetzt oder abnimmt, ohne den Körper zu verletzen. Darum mußte der Zeitungsjubel bei dem Wechſel der Landesherren den rechtlichen Mann tief verwunden, weil er, iſt er wahr, in den meiſten Fällen ein erbärmliches Volk vorausſetzt, das Heiligſte und Ehrwürdigſte aber zum Spotte macht, oder doch zu ſehr unzeitiger und verderblicher Schmeichelei, iſt er eine Lüge. Dieſe leichtſinnigen politiſchen Scheidungen und Ehen ſind ein ſo ſtarker Beweis von dem herrſchenden Verderben, als die bürgerlichen, welche in die Kirchenbücher oder Zivilregiſter eingetragen werden. So hatte Napoleon Reiche geſchaffen, Völker geſchmolzen, dieſen Regenten, und den Regenten Unterthanen gegeben, und an die Stelle der ewigen Ordnung der Natur ſeinen Vortheil, ſeine Laune, ſeinen Haß und ſeine Gunſt geſetzt; aber das ganze Werk fiel auch mit ſeinem Meiſter.

Was der Deutſche indeſſen durch Zerſtückelung an oft zweideutigem Nationalruhm verloren haben kann, hat er an reinem Menſchenſinn und Menſchenwerth, den kein ungerechtes Nationalvorurtheil irre leitet und verkennt, und an jenem Glück gewonnen, das gewöhnlich nur das Loos des Mittelſtandes und kleinerer Staaten iſt. Der Deutſche war als ſolcher, immer weniger Staats- als Weltbürger; aber ſo wußte er auch das Nützliche und Gute zu ſchätzen und zu lieben, wo er es immer fand. Da das weitſchichtige Gebiet, auf dem die deutſche Zunge herrſcht, in mannigfaltige Staaten zerſplittert iſt, ſo hat keine Hauptſtadt dem Deutſchen ihren einſeitigen Geſchmack und ihre Vorurtheile aufgedrungen. Mit menſchlicher Theilnahme ſchließt er ſich an alles menſchlich Große und Gute an. Er legt keine Reſidenz, als den höchſten Maßſtab, an jeden andern Theil der Erde, und darum kann es auch für ihn noch einen höhern Himmel geben, als den von London, Paris, Madrid und Liſſabon, und er ergreift in jedem Lande, in jeder Sprache, das Wahre, Gute und Schöne. Wie der Menſch aber gewöhnlich nicht achtet, was er beſitzt, und den Blick voll Sehnſucht nach dem richtet, was er zu entbehren und bei Andern zu finden glaubt, ſo mußten auch uns Fremde auf unſre eignen Vorzüge aufmerkſam machen, und uns den falſchen

Glanz von Gütern zeigen, um die wir Andre beneiden zu dürfen glaubten. So hat die geiſtreiche Frau von Stael in ihrem trefflichen Werke über Deutſchland die Stufe, auf welcher der Deutſche ſteht, unter den Fremden zuerſt nach Verdienſt gewürdigt; und ſicher beſäßen wir nicht, was ſie beſonders an uns rühmt, hätten wir einen Fürſten, einen Hof, und eine Hauptſtadt.

Rüſtiges Leben, rege Kraft und Stärke iſt nur in Staaten von mäßiger Ausdehnung. Eine ſchwere Krankheit der Völker iſt der allzugroße Umfang ihrer Länder, und das größte Uebel, an dem ſie leiden, gerade ihre Größe. Der lebendige Einzelne verliert ſich in der todten Maſſe. Reines, friſches Waſſer hält ſich in regen Bächen und Strömen; in Meere geſammelt würde es, ohne eine beſondere Vorſicht der Natur, in Fäulniß übergeben. Nie haben große Staaten auf die Dauer ſo große und mannigfaltige Kräfte entwickelt, als kleine. Welches Reich des machtigſten Monarchen darf ſich mit dem getheilten Griechenland vergleichen? Der perſiſche Koloß unterlag der Kraft des kleinen Mazedoniens. Die Römer, im Beſitze von wenigen Quadratmeilen Landes, erhoben ſich zu Herren der Welt, und im Beſitze der Welt, fielen ſie unter der Unbehülflichkeit ihrer eignen trägen Laſt zuſammen. Welche Rolle ſpielten die Schweizerkantone und die Niederlande gegen Oeſtreichs und Spaniens ungeheure Macht? Wo ſah man je in einer gewaltigen Monarchie die Kraft und Lebendigkeit der italieniſchen Staaten und deutſchen Städte im Mittelalter? Wir ſelbſt gaben in unſrer Theilung oft genug Beweiſe von unſerm Werth und unſrer Stärke.

Das Vermögen iſt bei uns, wie Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft gleichmäßiger vertheilt als in irgend einem Staate, weil kein herrſchender Hof die Schätze, die ausgezeichneten Talente, und die Kinder des Wohllebens und Ueberfluſſes um ſich ſammelt, und das übrige Land veröden läßt. Darum iſt auch in Deutſchland in dieſer Hinſicht mehr geſchehen als in irgend einem Theile von Europa; und wir dürfen nur daran erinnern, was zu verſchiedenen Zeiten Dresden, Mannheim, Weimar Mainz, Leipzig, Hamburg und Frankfurt geweſen ſind, ohne der größern Städte größerer Staaten zu erwähnen. Daher bei uns die höhere Bildung des Volks, das ſonſt allenthalben auf einer tiefern Stufe ſteht; daher der ſchöne Mittelſtand, den man nirgends mehr ſo zahlreich fand; daher der Karakter von Unabhängigkeit, der ſich öfter von Wahrheit und Recht beſtimmen läßt als von Anſehen und Einfluß, und welcher ſelbſt unſrer Literatur, dem Geiſte des Forſchens und der Unterſuchung eine eigne nationale Richtung gegeben hat.

Die verſchiedenen Staaten belebte immer ein Wettkampf im Beſſern. Fürſten und Völker ſahen auf das Nachbarland, und wollten es wenigſtens nicht ſchlechter machen und haben, als dieſes. Der Vergleich mit Andern war Aufmunterung oder Rüge, Belohnung oder Strafe, je nachdem man im Guten vorgeſchritten oder zurückgeblieben war. Am wenigſten hatte man hier Sklaverei und Druck zu fürchten; die Gewaltthätigkeit des Hofes, der Einfluß der Ränke und des Fanatisms fanden ihre Grenzen an denen des kleinen Staates. Das Verdienſt, welches man hier verkannte, konnte weiter gehen, und ſeine Anerkennung in der Nähe ſuchen. Für den Verfolgten gab es Sicherheit und Ruhe an der Mark des Landes, die ohne große Anſtrengung und Koſten zu erreichen war.

Alle dieſe und andere Vortheile, die wir hier kaum andeuten, viel weniger entwickeln können, ſind zu wichtig, als daß man ihnen ohne Schmerz entſagen würde. Aber warum auch ihnen entſagen, und ſie nicht viemehr befeſtigen und erweitern? Dieſe Möglichkeit iſt durch alle Verhätniſſe, durch unſer hiſtoriſches Leben, den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge, den wohlverſtandenen Vortheil der Völker und der Fürſten, der einzelnen Staaten und des geſammten deutſchen Vaterlands gegeben.

Unverkennbar iſt das vielfache Gute, welches wir der Theilung Deutſchlands in mehrere Staaten verdanken, und das, wie wir glauben, ſelbſt den Ruhm aufwiegt, Europa im Siegesrauſch von der Meerenge von Gibraltar bis nach Moskau, und von dem Kanal bis an die Mündung von Cattaro bachantiſch zu durchziehen.

Zu keiner Zeit mögen uns dieſe Vortheile mit lebendigerer Ueberzeugung anſprechen als in der gegenwärtigen, wo der Kampf zwiſchen Finſterniß und Licht, zwiſchen willkührlicher Herrſchaft und konſtitutioneller Verfaſſung, zwiſchen Vorrechten und Rechten entſcheidend iſt. Alle Zeichen der Zeit deuten auf einen mächtigen Impuls zu rückgängiger Bewegung, und die Gefahr für liberale Ideen und Inſtitutionen iſt bei weitem noch nicht vorüber, wie Manche ſich ſchmeicheln. Selbſt was in England und Frankreich geſchieht, erregt Beſorgniß. Die nahe Zukunft mag lehren, ob dieſe unfreundliche Ahnung durch voreilige Furcht erzeugt ward. So lange der Kampf zwiſchen dem Alten und Neuen mit erklärter Feindſchaft geführt ward, durfte man den nahen Ausgang für entſchieden halten. Seitdem aber die Illiberalität ſich der Waffen der Liberalität zu bedienen weiß, und ihre Gegnerin mehr zu verführen als zu bekämpfen ſucht, hat ſich die Lage der Dinge verändert; es iſt der gefährlichſte Krieg im tiefſten Frieden, die Sicherheit des gewiſſen Sieges im Augenblicke der unerwarteten Entſcheidung. Bei dieſen Verhältniſſen ruhen die Hoffnungen der Gegenwart und Zukunft mit auf Deutſchland. Deutſchland wird das Schönſte und Heiligſte, was die Zeit aus den blutigen Kämpfen gerettet hat, bewahren, und an ihm ſehen wir das Schiff, welches dieſes Heilige trägt, von tauſend Stürmen auf dem Ozean herumgeſchleudert, als an einem feſten Anker ruhen. Daß Deutſchland des kann und thut, iſt ebenfalls, wenigſtens zum Theil, die Folge ſeines getheilten Zuſtandes. Gehorchten wir Alle einem Herrn, was hinderte ihn, den Stock als allgemeines Erregungs- und Ermunterungsmittel einzuführen, die Widerſpenſtigen nach einem Hohenaſchberg zu ſchicken; und die Preßfreiheit durch einen Kabinetsbefehl aufzuheben? — —

Indeſſen hat das helle Gemälde von Deutſchlands glücklicher Lage auch ſeine ſtarke Schattenſeite. Wenn eine Nation, als ſolche, nicht viel gilt, dann hört auch der Einzelne in ihr, ſelbſt bei entſchiedenem Werthe, endlich auf, viel zu gelten. Fremde Achtung iſt bei den meiſten Menſchen die Stütze, an welcher ſich die Selbſtachtung aufrichtet und feſthält. Weil die Ausländer oft des Deutſchen Werth verkennen, wird dieſer nicht ſelten ſelbſt verſucht, ihn zu bezweifeln. Vertrauen auf ſich iſt nicht immer ein Beweis von Kraft, ruft ſie aber gewöhnlich erſt ins thätige Leben; und Selbſtvertrauen fehlt dem Deutſchen.

Er lernte ſeine Stärke ſeltner gegen Fremde, als im brudermördiſchen Kampfe kennen. Und doch war dieſer Haß der feindlichen Brüder, der ſeit Jahrtauſenden die Familie theilt, ihr nicht ſo verderblich, als die fremden Sitten, Sprachen, Manieren und Moden.

Der Deutſche war alles, am wenigſten er ſelbſt — ein Deutſcher. Alles kannte er, am wenigſten ſich, ſeinen

Werth, ſeinen Vortheil und ſeine Lage. Kein großes Nationalwerk ward bei uns vollendet, weil unter den mehreren hundert Herren keine Verbindung, keine Einheit in Zweck und Mitteln zu erwarten war. Verwandte Staaten lagen in kleiner Entfernung fremdartig neben einander, und auf einer Reiſe von einer Woche hatte man in vielen Fächern die ganze Stufenreihe vom Schlechteſten bis zum Beſten durchgemacht, und Polizeien, Straßen, Münzen, Gewohnheiten, Geſetzgebungen in barocken Aphorismen kennen gelernt. Hier ſtießen trefflich unterhaltene Wege an ein unwirthbares Land, und was man heute geächtet flüchten ſah, fand man morgen, wollte man ihm folgen, mit Freude aufgenommen. Ströme und Flüſſe waren keine Verbindungsmittel, um den Verkehr der Menſchen und Waaren zu erleichtern, ſondern fiskaliſche Erwerbzweige; und mit wie vielen Polypenarmen das deutſche Reich bis an ein Waſſer reichte, mit ſo vielen Rüſſeln legte es ſich auch ſaugend an den Handel, der es befahren wollte. Daher die unendlich vielen Zölle, die jede Verbindung erſchwerten. An große Kunſtſtraßen und bedeutende Unternehmungen war nicht zu denken, weil die kleine Wirthſchaft der vielen Herren ihre Koſten nicht beſtreiten konnte. Auch wäre es ſchwer geweſen, ihre Richtung und Beſtimmung auszumitteln, da Jeder ſich für den Mittelpunkt des Ganzen hielt, und man ſtatt eines großen Kreiſes Hunderte von Kreischen mit eben ſo vielen Mittelpunkten fand. Konnte der Bürger, verkannt und unſchuldig verfolgt in einem Lande, in kurzer Zeit in das nahe Gebiet eines Nachbarſtaates flüchten, wo ihm Schutz und Sicherheit ward, dann ſtund dem Raub- und Diebsgeſindel dieſelbe Gemächlichkeit zu Gebote. Oft ſuchte man die Räuber heimlich los zu werden, um ſich die Koſten des Prozeſſes und der Beſtrafung zu erſparen. Solche Leute mußte man gütlich fortzuſchaffen ſuchen, weil das Ländchen weder bewaffnete Macht noch Zuchthäuſer, vielleicht nicht einmal einen Galgen hatte, die übrigens in Deutſchland nicht ſelten waren.

Am ſchlimmſten ſtund es um die Vertheidigung des Landes. Man war dazu nicht beſonders eingerichtet, opferte auch, wo es Noth that, den Nachbar ſeinem eigenen Vortheil auf, und ſuchte ſich mit einem mächtigen Feinde lieber abzufinden, als ſich mit ihm zu ſchlagen. Doch das alles ſind allbekannte Dinge. »Die aus zweihundert fünf und ſiebenzig Gebieten zuſammengeſtoßenen Noth- und Prunkſoldaten,« ſagt der gelehrte Verfaſſer der politiſchen Anſichten über Deutſchlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, »bei welchen nicht blos jede Compagnie, ſondern oft jede Compagnie-Abtheilung ihre eigne Uniform, ihre beſondere Bewaffnung, ihren eignen Beſoldungsfuß, ihre abgeſonderte Adminiſtration, Feldbäckerei, Spital u. ſ. w. hatte, ein unbeholfenes, unzuſammenhängendes, buntſchäckiges

Gemiſch ohne Geſchütz, ohne Uebung, ohne talentvolle Anführung, ohne Gemeingeiſt, ohne allen militäriſchen Sinn, konnten einer geübten, organiſirten, von talentvollen Befehlshabern angeführten Armee unmöglich die Spitze bieten. Bedenkt man nun noch, wie ein ſolches Heer bewaffnet war; daß bei Roßbach von hundert Flinten kaum zwanzig Feuer gaben; daß man das Geſchütz von den Reichsſtänden borgen mußte, die es am Ende müde wurden, ſolches herzugeben, daß Handwerker, die an der Reichsfeſtung Philippsburg gearbeitet hatten, die Bezahlung ihrer Rechnungen beim Reichstag perſönlich erbetteln wußten, und daß die drei Reichskollegien, um künftig gegen ſolche Sollizitanten ſicher zu ſeyn, beſchloſſen, alle Ausbeſſerungen zu Philippsburg, die einen Koſtenaufwand erforderten, ſollten jederzeit bis auf erhaltene Reichsbewilligung unterbleiben«, dann wird uns auch ſelbſt das, was wir geſehen haben, nicht mehr befremden. Bei einem ſolchen Zuſtand der Dinge kann nichts auffallen, als wie es möglich war, daß er ſo lange beſtund. Aber iſt derſelbe nothwendig mit der Natur eines Staatenbundes verknüpft? Müſſen alle Konföderationen an dieſen Gebrechen leiden?

Keineswegs. Dieſer Meinung widerſpricht Erfahrung und Vernunft. Die Geſchichte zeigt uns Staatenverbindungen, die auch bei mangelhafter Organiſation Großes vollbrachten. Sie ſind freilich untergegangen, wie alles

Menſchliche, auch die Reiche des Cyrus und der Pharaone, die Geſetzgebungen von Lykurg und Moſes. Daß aber Föderativ-Verfaſſungen nur mit Mühe beſtehen, und leichter erſchüttert werden als die rein-monarchiſchen, liegt gewiß, wenigſtens zum Theil, in ihrer Bildung. Auf den Organismus derſelben kommt Vieles, vielleicht das Meiſte an. In ſeiner Schöpfung müßte ſich demnach die deutſche Kraft und Weisheit vor allem erproben, wenn das große Werk gelingen ſoll.

Die Beſtimmung der äußeren Verhältniſſe Deutſchlands, Bündniſſe, Krieg und Frieden, und die Anordnungen, welche ſich auf den geſammten Staat beziehen, als ſolche, die den Handel betreffen und ſeine Mittel und Wege, wie Flüſſe, Landſtraßen, Münzen, u. ſ. w., müſſen auch von dem Geſammtſtaate ausgehen. Deutſchland muß in ſeiner Verfaſſung die Vortheile der Einheit mit denen der Theilung zu verbinden wiſſen. Das iſt die große Aufgabe, die geſchickt gelöſt allein unſer Glück, unſre Freiheit und Stärke, unſere Nationalunabhängigkeit und unſern Nationalruhm retten und ſichern kann.

Aus dem Geſagten ergibt ſich: 1) daß die deutſche Nation, in ſo viele Völker und Staaten ſie auch zerfallen möge, eines Centralpunktes bedarf, von dem die Leitung ihrer Thätigkeit nach Außen und im Innern in Beziehung aufs Ganze beſtimmt wird. Das innere Leben bewege ſich in fröhlicher Freiheit, nur durch die Geſetze der

Allgemeinheit des Staatenbundes und ins Beſondere durch die eines jeden Staates beſchränkt und gebunden, und die mannigfachſte Individualität ſey geſchützt und geachtet. Jedes Volk lebe ſein eignes Volksleben, und ſuche das Trefflichſte nach ſeiner Art und Einſicht zu erreichen. In allen Verhältniſſen aber, die ſich auf das geſammte Vaterland beziehen, in denen Deutſchland als ein Staat dem Auslande gegenüberſteht, oder für ſein inneres Gedeihen wirken muß, herrſche die ſtrengſte Einheit. Jeder einzelne Staat ruhe 2) als ein kräftiger Baum auf den tiefen und feſten Wurzeln einer Volksvertretung. Nur eine Verfaſſung, die dieſen Grundſatz anerkennt und in ſich aufgenommen hat, iſt gerecht, in unſern Tagen ſtark und den wenigſten Erſchütterungen ausgeſetzt. Daß allen Staatsbürgern gleiche Rechte, Vortheile und Laſten zuerkannt werden, bedarf wohl keiner Empfehlung mehr. Nicht leicht dürfte ſich jetzt noch ein Staat erhalten, der von dieſer Vorſchrift abweichen und drückende Privilegien einzelner Stände dulden wollte. Eben ſo überflüſſig ſcheint mir die Bemerkung, daß der Deutſche in ganz Deutſchland ſeine Heimath finden müſſe. Jene Masregeln, welche tauſend Morgen Land und hundert Häuſer wie einen großen Staat behandeln, und ſperren und aufthun wie eine Mausfalle; die das Korn auf einem Speicher zählen, damit es nicht auf den des Nachbar defraudirt werde; die den Wanderer an dem Zoll-

Koſe eines jeden Dorfes anhalten und unterſuchen, ob er nicht landesflüchtig zu werden gedenke, als ziehe er nach der Krimm, nach Polen oder der neuen Welt, wenn er nur aus dem Kaſſelſchen nach dem Hannöverſchen gehen will, fallen alſo weg. Freizügigkeit für Menſchen und Waaren muß durch ganz Deutſchland Statt finden.

Eine Nation iſt eine ſolche beſonders durch ihre Sprache, Sitten und Gebräuche, und überhaupt durch alles, was ihren eigenthümlichen Karakter ausmacht. Darum wird ſie es auch mehr durch Erziehung — im weiteſten Sinne des Wortes — nämlich durch Unterricht, Lehre, das Beiſpiel der Väter, Religion, Feſte, Spiele und Geſetze, als durch die Grenzen, die um ihr Land gezogen, ſie zu einem Volke verbinden oder trennen ſollen.

Eine engherzige Weisheit wollte den froſtigen Kosmopolitism an die Stelle der begeiſterten Vaterlandsliebe ſetzen. Man heuchelte, *Allen* geben zu wollen, um *Keinem* geben zu müſſen. Wer aber aller Welt Freund ſeyn will, iſt keines Menſchen Freund. So lang unſer Geſchlecht in verſchiedene Staaten getheilt iſt, wird auch jeder derſelben einen Nationalgeiſt, ſeine Sitten und Geſetze, ſeine eigne Verfaſſung haben. Weiß eine Nation dieſe nicht zu bewahren gegen fremden Einfluß, dann mache ſie keinen Anſpruch auf Selbſtſtändigkeit; ſie wird dienſtbar, weil ſie nicht unabhängig ſeyn kann. Auf dieſer Grundlage ſeiner Nationalität nur kann ein Volk jetzt noch, wie ein ſtämmiger Baum auf ſeinen tiefen Wurzeln befeſtigt, in Sturm und Wetter ruhen. Ohne ſie iſt es eine Schmarotzerpflanze, die ſich nur, durch eine fremde Kraft gehalten, aufrichtet, oder verachtet auf ſchmutzigem Boden kriecht. Für den Bürger gibt es ohne Vaterlandsliebe nicht leicht eine öffentliche Tugend.

Die Staatsverfaſſung iſt ohne Zweifel die vorzüglichſte, welche die Freiheit der Einzelnen mit dem Nachdruck des Ganzen am ſicherſten vereinigt; wo unſre Individualität und Perſönlichkeit am meiſten geachtet, und der Zweck des Staats doch am gewiſſeſten erreicht, der Menſch alſo dem Bürger nicht aufgeopfert, ſondern der eine durch den andern vollendet wird. Für große Staaten iſt demnach eine Föderativ-Verfaſſung die zweckmäßigſte, weil ſie beide Vortheile, die Freiheit der Republiken und die Energie der Monarchien, mit einander verbindet. Deutſchland hatte eine ähnliche Konſtitution, die aber weder gehörig ausgebildet, noch zweckmäßig geleitet war. Gegenwärtig wird viel gegen Föderativſtaaten geſprochen, weil man fürchtet, unſer Vaterland reiſe in einem Staatenbunde nicht zu jener raſchen und entſchloſſenen Kraftäußerung, die zu ſeiner Selbſterhaltung in der Nähe von mächtigen Völkern ſo nöthig iſt. Seit Jahrhunderten war Deutſchland, in großen entſcheidenden Momenten, der Willkühr des Auslandes hingegeben; und man glaubt, dieſes traurige Schickſal ſey eine Wirkung der Föderativ-

Verfaſſung, da es doch die ſeiner fehlerhaften Bundeskonſtitution war.

Auf dieſem Wege ſcheint mir Deutſchland den Gefahren tiefer Erſchütterungen am gewiſſeſten zu entgehen, und ſeine große Beſtimmung mit den wenigſten Opfern zu erreichen. Das Beſtehende würde erhalten, in wie weit es nicht nothwendig untergehen muß, um zu retten, was gerettet werden kann und gerettet werden ſoll; jede Verbeſſerung, die der Staat im Ganzen und in ſeinen Theilen nöthig hat, um geachtet und glücklich zu ſeyn, wäre gegeben, oder doch möglich und ſelbſt leicht durch eine Repräſentation des Volks in einzelnen Staaten und die der ganzen Nation im Staatenbunde. Ich habe freilich die organiſche Bildung mehr angedeutet als ausgeführt, und nur im Allgemeinen die Grundideen angegeben, von denen man bei einer zweckmäßigen Reform ausgehen könnte; eine nähere Auseinanderſetzung der Mittel möchte hier keineswegs an ihrer Stelle ſeyn. Will man das Ziel, dann finden ſich auch die Wege, die zu ihm führen. Mögen die einzelnen Staaten ihre landſtändiſchen Verſammlungen in zwei Kammern theilen, oder auch Einer Kammer den Vorzug geben — das kann hier unerörtert bleiben; aber durchaus nothwendig ſcheint mir eine Organiſation des Bundestags, daß die allgemeinen vaterländiſchen Angelegenheiten auch durch wirkliche Repräſentanten des Vaterlands verhandelt werden. Will man

Deutſchland als ſolches, und in der Vielheit ſeiner Regenten und Völker erhalten, dann kann es, wenn mich nicht Alles trügt, nur auf die angeführte Weiſe erhalten werden. Dieſer Plan, deſſen allgemeine Ideen ich angegeben habe, mag allein die Völker und Fürſten zugleich befriedigen. Ein anderes wäre es, wenn man die Abſicht hätte, die Vielherrſchaft in Deutſchland bei günſtiger Gelegenheit aufzuheben, und dieſe Gelegenheit durch eine Kataſtrophe herbeizuführen. In dieſem Falle wären wir vielleicht auf dem rechten Wege, auf dem nämlich zu einer Kataſtrophe. Welches aber die endlichen Reſultate derſelben ſeyn möchten, wer wagt das vorauszuſagen? Ob dem revolutionirten Deutſchland das Loos von Frankreich, oder das von — Polen fallen würde?! Das wäre die große Frage.

Verſchiedene Parteien zerreiſſen jetzt das ſchöne Vaterland, und wenn der Krieg, den ſie bisher geführt, auch unblutig geweſen iſt, ſo war das doch wenigſtens nicht ihr Verdienſt. Ich gebe ſogar zu, daß der Unverſtand der Meiſten uns größere Gefahr droht, als ihr böſer Wille; aber läugnen läßt ſich doch nicht, daß ſie leicht entzündbaren Stoff einer bedenklichen Gährung zuſammenhäufen. Man darf nicht vergeſſen, daß die furchtbarſten Erſchütterungen oft durch ganz unbedeutende Urſachen bereitet werden, die wir gern, aber mit Unrecht Zufälle nennen; denn was nach der Natur der Dinge geſchehen muß, geſchieht durch keinen Zufall, wenn ſich auch die Zeit, in der es geſchieht, nicht vorher beſtimmen läßt. Man täuſcht ſich gar leicht in den Vorzeichen einer heftigen Volksbewegung. Die Maſſe liegt in träger Ruhe, unbewegt, aber leicht beweglich; der Funke ſchläft, den eine leiſe Berührung wecken kann — das vom Blute der Lukretia gefärbte Meſſer, der Mord der Virginia, der Anblick eines mißhandelten Schuldners, Cäſars Leiche, die Predigt eines Mönchs, die gewaltthätige Ausleerung einiger Theeſchiffe, der künſtliche Brotmangel weniger Tage, die Rückkehr eines auf der Flucht ergriffenen Königs.... Ein leichter Stoß rückt einen Stein aus dem morſchen Gebäude, und ihm fällt das Ganze in Trümmer nach. Der Sprung einer Gemſe, das Aufſteigen eines Adlers löſet von der Spitze der Alpen ein Stückchen Eisrinde los, das herabrollend zur donnernden Lawine ſich vergrößert und im Falle das fröhliche Leben eines Thals begräbt. Ueber den Stein, den Funken und das Eisſtückchen könnte der Menſch zur rechten Zeit wohl Herr werden, aber nicht mehr über das zuſammenſtürzende Gebäude, den Brand einer auffliegenden Mine, und die fallende Lawine. Darum ſollen wir auch das Treiben der Parteien in Deutſchland, ſo lächerlich es oft ſcheinen mag, nicht zu gering achten.

Beinahe in ganz Deutſchland finden wir dieſelbe Stimmung, und ſie hat ſich auch beinahe in ganz Deutſchland als dieſelbe ausgeſprochen, wo ſie ſich durch ähnliche Verhältniſſe angeſprochen fand. Gleiche Urſachen müſſen gleiche Wirkungen erzeugen, und ähnliche Menſchen werden unter ähnlichen Verhältniſſen auf ähnliche Weiſe handeln. Was wir in Frankreich geſehen, zeigt ſich auch in Deutſchland, in England, in den meiſten Staaten der alten, und ſelbſt in der neuen Welt, nur verſchieden nach Verſchiedenheit von Zeit und Ort und den übrigen Verhältniſſen. In Würtemberg hat ſich derſelbe Geiſt geregt, da es die Stände mit dem König zu einer Verfaſſung bringen ſollten, wie in Hannover, am Rhein, an der Donau und an der Saale; er hat ſich durch Wort und That geäußert, in Adreſſen, Vorſtellungen, Denk- und Bittſchriften jeder Art, hier die Wiederherſtellung alter, ehrwürdiger Gebräuche verlangt mit alten verhaßten Privilegien, Befreiung von Steuern und Militärpflichtigkeit, ausſchließliche Anſprüche auf gewiſſe Stellen und ſelbſt das Recht der Volksvertretung. Darum wurde der Fürſt Hardenberg in den Rheinlanden angegangen; dafür erhob ſich der ritterſchaftliche Adel der Lande Jülich, Kleve, Berg und Mark, darum ward die Adelskette geſchmiedet; das fordern dringende Vorſtellungen am deutſchen Bundestag; darum fand die baieriſche Konſtitution Widerſpruch, und darum werden ihn in Deutſchland alle Konſtitutionen finden, die nicht dieſem Geiſte huldigen.

So ſehen wir, ſeit unſrer Befreiung, Deutſchland in einen Kampfplatz aller politiſchen Syſteme und Parteien umgeſchaffen, die ſich anfeinden, läſtern und verleumden, im Namen des Vaterlands das Vaterland zerreiſſen, zum Beſten des Volks das Volk aufreizen, bevormunden, belaſten und unterdrücken möchten, die Bande löſen, welche die Menſchen ſonſt freundlich zuſammenhielten, und einen Zuſtand von Geſetzloſigkeit und Verwirrung herbeizuführen ſuchen, in dem alle aufgeregte Leidenſchaften die Möglichkeit ihrer Befriedigung ſehen.

Manche glaubten, die franzöſiſche Revolution habe dieſen Zuſtand der Dinge herbeigeführt, und nahmen ſo, wie das der Kurzſichtigkeit, dem befangenen Verſtande und Gemüth gewöhnlich begegnet, die Wirkung für die Urſache. Um den Schatten los zu werden, ſuchten Viele das Licht zu entfernen, da doch dieſes nicht, ſondern der dunkele Körper, der ihm im Wege ſteht, den Schatten wirft. Wenn man die Krankheit ſo erkennt, dann weiß man auch, was man ſich von den Mitteln, die ſie heilen ſollen, zu verſprechen hat! Offenbar iſt die franzöſiſche Revolution keine in ihren Urſachen und Wirkungen in ſich abgeſchloſſene Lokalerſcheinung. Spätere und gleichzeitige Ereigniſſe beweiſen, daß der Saame, aus dem die Franzoſen auch Giftpflanzen zogen, in dem Boden von halb Europa ſchläft, und zum Aufgehen und Gedeihen nur derſelben Einwirkungen bedarf. Daß er dort ſolche Früchte trug, haben gerade die verſchuldet, die am lauteſten darüber klagen. Allenthalben ſpricht ſich die Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen aus, in allen Zweigen der Geſetzgebung, in der Regierungskunſt und Staatsverwaltung, im Kirchenweſen, in Erziehung und Unterricht. Jahrhunderte haben andre Begriffe, andre Bedürfniſſe und Wünſche herbeigeführt. Der Menſch iſt aufgewachſen zu einem reifern Alter, wie es die ewigen Geſetze der Natur gebieten. Iſt es Verderben oder Unglück, wenn der Knabe zum Jüngling reift, und eine neue Welt ſich ihm aufſchließt, welche nicht mehr die des Kindes iſt? Man lerne den Jüngling als ſolchen nur behandeln, und Erzieher und Zögling werden ſich bei dem neuen Zuſtande nicht ſchlechter befinden. Begreifen wir das nicht, oder wollen aus Gemächlichkeit, Eigennutz oder Vorurtheil nicht darnach handeln, dann können wir das Uebel nur vergrößern, daß ſich mit Verſtand und Gerechtigkeit zum wahrhaften Guten machen läßt.

Frankreich wollte keine Revolution, ſondern Abſchaffung der drückenden Mißbräuche, eine zeitgemäße Verfaſſung, und Inſtitutionen mit Kraft und Leben für ein kräftiges, lebendiges Volk; es wollte keinen Königsmord, keine Schreckensregierung, keinen Robespierre und Marat, keine blutigen Septembertage, keine Revolutionsausſchüſſe und permanente Guillotinen; es wäre zurückgeſchaudert vor ſeinem eignen Bilde, hätte es ihm ein Spiegel vorgehalten. Fragt die Geſchichte, was den unglücklichen Staat von den Ständen des Reichs zur Nationalverſammlung trieb, und ihn endlich dem Konvente, dieſen aber einem Haufen kühner Fanatiker überlieferte! Fragt ſie, was gewaltſam alle Bande löſte, was die ſonſt freundlichen Elemente feindlich ſchied, daß ſie ziellos ſich bekämpften, und wie in dem geſetzloſen Kampfe der Menſch nicht mehr Herr blieb der Ereigniſſe, die gleich empörten Wogen über ihm zuſammenſchlugen, und ihn unwiderſtehlich mit ſich fortzogen in den wilden Strudel! Die Geſchichte ſagt uns, wie und warum das geſchah, und unter ſolchen Umſtänden geſchehen mußte. Da daſſelbe nun nicht wieder geſchehen ſoll, nicht wieder geſchehen wird, wenn wir nicht ſelbſt durch gleiche Urſachen einen gleichen Erfolg herbeizuführen ſuchen, ſo können wir nun ruhig beſprechen, was wir nicht mehr zu fürchten haben. Wer die Schuld der Revolution trägt, iſt kein Geheimniß. Möge die Lehre, die uns fremdes Unglück gibt, uns vor eignem bewahren!

Der neue Geiſt erträgt die alte Form nicht mehr. Soll der Saame aufgehen, dann muß die Hülſe ſpringen. Der Staat muß, wie die Familie, die Haushaltung nach dem Vermögen, der Einſicht, den Fähigkeiten und Bedürfniſſen ſeiner Glieder ordnen und führen; und Deutſchland kann ſo wenig mit den Geſetzen und Einrichtungen des 15ten Jahrhunderts beſtehen, als das Haus ſeiner Bürger mit der Wirthſchaft jener Zeit. Weiß die Geſetzgebung, als eine kluge Schaffnerin, die Haushaltung nach den Kräften und Bedürfniſſen der Hausgenoſſen einzurichten, und die Verwaltung ſie zu führen, dann wird unter ihnen Zufriedenheit und Wohlſtand herrſchen.

Das iſt bei uns nicht ganz der Fall. Ein unruhiges Mißbehagen zeigt ſich faſt allenthalben, und Wenige finden das Beſtehende ſo recht nach ihrer Weiſe, daß ſie es nicht verändert wünſchten, wie es auch immer werden möge. Iſt dies kein Zeichen, daß es nicht fortbeſtehen kann, dann verſtehen wir uns nicht darauf.

Auch waren wir darüber in den Jahren 1813, 1814 und 1815 Alle ſo ziemlich einig. Verheißungen wurden gegeben und angenommen, Forderungen bewilligt, und Hoffnungen genährt. Die Noth meldete ſich als ein harter Gläubiger, mit dem man ſich abfand, ſo gut es geben wollte. Die Gegenwart war nicht in der Lage viel zu leiſten, man ſtellte alſo die Anweiſung auf die nahe Zukunft aus. Der Termin ward fällig, die Zahlung aber nicht, oder karg geleiſtet. Zu dem drückenden Gefühle des Bedürfniſſes kam noch die ſchmerzliche Kränkung, ſich getäuſcht zu ſehen. Diejenigen, denen am Hausfrieden wenig gelegen war, ſagten: »Das iſt böſer Wille. So lange man »von Euch haben wollte, verſprach man Euch zu geben. »Ihr habt, wie der gutmüthige Storch dem Leidenden das »Bein aus der Kehle gezogen; jetzt ſollt Ihr Euch noch »bedanken, daß Ihr Euern Kopf davon gebracht. Nehmt, »wenn Ihr haben wollt! freiwillig gibt man nichts«

Löſen wir den Stoff, der in unſerm geſellſchaftlichen Leben gährt, in ſeine Beſtandtheile auf, dann unterſcheiden wir vier feindliche Elemente: 1) die Konſtitutionellen, Liberalen, welche geſetzmäßige Freiheit, zeitgemäße Inſtitutionen, wie ſie die Bildung der Nation und ihre Bedürfniſſe fordern, kurz die eine konſtitutionelle Monarchie, eine Nationalrepräſentation mit erblicher Fürſtengewalt wollen; 2) die reinen Monarchiſten mit der abſoluten Herrſchergewalt auf der einen, und dem paſſiven Gehorſam auf der andern Seite; 3) den Ultra-Adel, die weißen Jakobiner, die Verfechter der Feudalität, und 4) die Demagogen, rothen Jakobiner und reinen Volksthümler.

Die abſolute Monarchie kann Freunde in denen haben, die zur höchſten Gewalt berufen ſind, ſie wirklich üben oder zu theilen hoffen. Dieſe finden dann auch feile Vertheidiger, die ihrer Sache, um den Lohn, eine käufliche Feder leihen; aber zahlreich ſind die Bekenner dieſes Glaubens nicht. Selbſt die meiſten Monarchen unſers Welttheils haben ihn feierlich verdammt, wohl erkennend, daß er ſich mit den Rechten und der Würde des Menſchen eben ſo wenig, als mit der des Fürſten und dem Wohl des Volks verträgt. Die Lehre des paſſiven Gehorſams wird in dem chriſtlichen Europa Niemand mehr predigen, der ſich dem öffentlichen Spotte und der Verachtung nicht freiwillig zum Opfer weihet.

Der Ultra-Adel hat ſich ſo faßlich und unumwunden ausgeſprochen, daß er, um kenntlich zu ſeyn, keiner Bezeichnung bedarf. — Mit dem Adel in ſeiner wahren und würdigen Bedeutung haben wir es hier nicht zu thun, ſondern mit der Anmaßung übermüthiger Oligarchen und Ariſtokraten, die, um ſchmähliche und drückende Privilegien zu behaupten, mit kalter Ruhe Nationen gegen den Abgrund des Verderbens drängen. In Frankreich haben ſie die Revolution erzwungen, und, nach fruchtloſen furchtbaren Lehren von 26 verhängnißvollen Jahren, in der Kammer von 1815 die untergegangene Zeit vor 1789 wieder heraufzuführen geſucht.

Die Jakobiner, reinen Volksthümler und Demagogen zerfallen in zwei Klaſſen: in Ehrliche, und ſolche, die es nicht ſind. Zu jenen gehören vorzüglich junge Leute, welche die noch unverſuchte aufſtrebende Kraft zum Schweren und Großen treibt und die ihre Ideale der Begeiſterung, durch eine üppige Phantaſie und das klaſſiſche Alterthum genährt, in das tägliche Leben übertragen möchten. Es können wahrhaft edle, großherzige Menſchen ſeyn, denen es aber an Erfahrung fehlt. Hier begegnen ſich Enthuſiaſten, Theoretiker, Idealiſten, Phantaſten und Schwärmer, die das Gute, nichts als das Gute und das Gute ganz in ſeiner Vollendung wollen. Mit dem leichten flüchtigen Worte kommen dieſe Menſchen immer durch, weil ſich das weder an Perſonen noch an Sachen ſtößt. Sie gleichen dem Landwirth, der es ſich einfallen ließe, das

Edelſte und Beſte auf jedem Boden, ohne Rückſicht auf ſeine Verſchiedenheit, auf Klima und Jahreszeiten, ziehen zu wollen. Sie bilden Staaten nach dem Geſellſchaftsvertrage um, wie ſie Rom und Griechenland in jedes Jahrhundert und unter jedes Volk verpflanzen. Sie helfen niederreißen mit dem beſten Willen und in der feſten Ueberzeugung, auf den Trümmern der nicht ganz bequemen Wohnung den herrlichſten Bau aufzuführen, zu dem ihnen Alles, außer dem Riſſe, fehlt. Treten ſie handelnd ins wirkliche Leben, und ſehen, wie die Schlechtigkeit und die Bosheit und die Macht der Verhältniſſe und Umſtände dem ſchönen Kinde ihres reinen Willens den häßlichſten Wechſelbalg untergeſchoben haben, dann entſetzen ſie ſich vor der ungeheuren Geburt, zu der ſie dann nicht mehr als Väter gelten wollen. Solche Männer zählten die franzöſiſchen Nationalverſammlungen und namentlich die ſogenannte Partei der Gironde. Anhänger der Revolution, zu deren Grundſätzen der erſten Jahre ſich edle Menſchen bekannten, opferten ſie einer Göttin, die gegen ihre eigenen Verehrer zur Furie ward. Die wahren Freunde des Vaterlands und der Menſchheit, die 1789 und 1790 wollten, was die Beſſern in Frankreich jetzt noch wollen, was dort muthig erkämpft ward und muthig vertheidigt wird, die Charte, die konſtitutionelle Monarchie, ſind faſt alle auf dem Blutgerüſte geſtorben. Die Revolution, ſagte St. Juſt, verzehrt wie Saturn die eignen Kinder; ſie hat dieſe und ihre Väter zugleich gewürgt, und dieſer Revolution würden in unſerer Zeit, in dieſem Welttheil, nach dem Karakter der Völker und der Verſchiedenheit der Umſtände, alle Revolutionen mehr oder weniger gleichen.

Die ehrlichen Demokraten mögen vielleicht die Mehrzahl bilden, ſind aber doch gewöhnlich nur Werkzeuge der Schlechten. Getäuſchter Ehrgeiz, unbefriedigte Anſprüche, die Hoffnung bei einer Veränderung emporzukommen, die Ausſicht der Habſucht das Vermögen zu vermehren, die Begierde ſich auszuzeichnen in einer groſſen Rolle, und hundert Leidenſchaften, die wie Tieger in der Bruſt des Menſchen ſchlummern, und beißhungrig erwachen, löſen ſich, bei dem Rufe nach Freiheit, die Bande der gewöhnten Ordnung, machen in jedem Staate Mißvergnügte, die eine Veränderung wünſchen. Das eingebildete Verdienſt glaubt ſich nie genug belohnt, die Eitelkeit nie hinlänglich ausgezeichnet. Wenige ſehen ſich an der Stelle, die, nach ihrer Selbſtſchätzung, nur ſie würdig bekleiden können, und die gerechteſte Regierung und der freigebigſte Fürſt vermögen dem Vorwurf der Partheilichkeit für geringere Vorzüge und des Undanks gegen verkannte Dienſte nicht zu entgehen. Eine Revolution bietet ihnen die Mittel dar, ihre Zwecke zu erreichen, für erduldetes Unrecht Rache zu nehmen, und ſich ein blühendes Glück zu gründen. Doch, hört man ſie, denken ſie nie klein und eigennützig an ſich, ſondern nur an das theure, liebe

Vaterland; ſie könnten wohl dulden und entbehren, wäre ihr theilnehmendes Herz von den Leiden des Volks nicht ſo tief ergriffen; und edle Seelen finden gerade in fremdem Unglück erſt das eigne. Das iſt die Sprache aller politiſchen und religiöſen Gauner; und da ſie eine ſo große Sache haben, gegen die keine andre in die Wagſchale gelegt werden kann, ſo muß auch vor ihr jede Rückſicht ſchweigen. Sie vertreten das Heiligſte und Höchſte auf Erden, Gott, Freiheit und Vaterland, und darum ſtehen ſie auch ſelbſt heilig und hoch über Andern, und das geringſte Vergehen gegen ſie wird Hochverrath und Majeſtätsverbrechen. Daher die Wuth und Grauſamkeit aller Fanatiker, ſie mögen nun eine alleinſeligmachende Kirche oder einen alleinglücklichmachenden Staat als Ideal verehren. Daher die Intoleranz, das gebieteriſche Abſprechen und Entſcheiden, die wilde Rohheit und Ungeſchliffenheit dieſer Prieſter, Bonzen, Derwiſche und Fakiren. So haben wir auch viele Volksredner unſrer Zeit geſehen, die Freunde der Unterdrückten geworden waren, da ſie nicht Freunde der Unterdrücker werden konnten.

Bei den untern Volksklaſſen, die es allerdings beſſer haben könnten, finden dieſe Menſchen leicht Eingang mit ihren marktſchreieriſchen Verheißungen, nach denen ſie nicht weniger als die goldnen Zeiten Saturns und das Reich Gottes auf Erden zurückführen. Wie ſie Wort halten, haben ſie bei allen Gelegenheiten dargethan.

Das Volk, ihr Erſtes und Letztes, ſo lang es ihnen als Werkzeug dient, wird ihnen fremd, können ſie auf ſeine Koſten einen vortheilhaften Frieden ſchließen. Aber das iſt das Schickſal des dummen Aberglaubens, daß er ſelbſt unglücklich auch nur Unglückliche machen kann. Das wird auch nicht anders werden, ſo lang das Volk, elend, unwiſſend und leichtglaubig Veränderungen geneigt iſt, bei denen es nichts zu verlieren hat, und lieber an Wunder als an den natürlichen Gang der Dinge glaubt.

Daß manche Ariſtokraten jetzt mit dieſen Leuten gern gemeine Sache machen, einen Zweck verfolgen, und, bei ganz verſchiedenen An- und Abſichten und bei dem Abſtande der Geburt, fraterniſiren, iſt allerdings eine auffallende, aber doch zu erklärende Erſcheinung. Was jede dieſer Parteien im Tiefſten ihres Herzens will, ſteht freilich in unverträglichem Widerſpruch; doch gehen ſie eine gute Strecke denſelben Weg, haben einen und denſelben Feind, der beiden gleich gefährlich iſt. Beide Parteien ſehen wohl ein, daß ſie einzeln und getheilt dem gefürchtetſten Gegner, den Fürſten und Regierungen nicht gewachſen ſind, und vor Allem die Befeſtigung einer erwünſchten geſetzlichen Ordnung der Dinge verhindern müſſen, weil darin die Vorbedingung der Möglichkeit ihre Zwecke zu erreichen liegt. Iſt nur erſt der Feind geſchlagen, dann wird es ſich mit der Benutzung des Siegs und der Theilung der Beute ſchon finden. Das iſt der Grund der Freundſchaft zwiſchen ſonſt feindlich geſinnten Menſchen.

Hier müſſen wir uns einige Augenblicke verweilen, weil von hier aus die gröſte Gefahr zu drohen ſcheint, der auch gewiß am ſchwerſten zu begegnen iſt. Kein Fürſt, der ſeinen wahren Vortheil kennt, wird jetzt auf dem Beſitz einer unumſchränkten Macht beſtehen, die ihm mehr Gefahr als Ruhm und Nutzen bringen würde. Anarchiſten und revolutionäre Menſchen gibt es in einem Staate nicht, oder ſind wenigſtens nicht in ihm zu fürchten, neigt er ſich nicht ſelbſt durch Schwäche, Verwirrung oder Ungerechtigkeit zu Revolutionen und Anarchie. Wo man Ordnung will, Ordnung durch Geſetze und Gerechtigkeit, iſt nichts leichter als Ordnung zu erhalten; dieſe wünſcht das Volk ſo eifrig als der Fürſt, weil beide in ihr das eigne Glück, das Glück des Staates und die Bürgſchaft ſeiner Dauer finden.

Anders verhält es ſich mit einem Stande, der erbliche Vorzüge zum Nachtheil aller andern in Anſpruch nimmt; hier iſt das Intereſſe der Begünſtigten und das der Beläſtigten ſtreng geſchieden, und kein Vortheil, der die Letztern für ihre Opfer entſchädigen könnte, tritt verſöhnend zwiſchen ſie und das bevorrechtete Geſchlecht. Warum man ſich einem erblichen Fürſten unterwirft, fühlt und begreift man leicht. Will ein Staat Ruhe und Ordnung bei ſich begründen, dann wählt er als tauglichſtes Mittel die erbliche Monarchie. Soll dieſe nun nicht in Gewalt- und Willkührherrſchaft ausarten, dann mäßigt man ſie durch eine ſtändiſche Verſammlung, ein Parlament, das, aus dem Willen des Volks hervorgegangen, des Volks Rechte und Beſitzes bewahrt. Zu was aber ein Stand nothwendig oder nützlich ſey, der weder Volk noch Regierung iſt, zwiſchen beiden ſteht und auf Koſten beider, beide trennt und auf Rechnung beider, iſt ſchwerer zu begreifen. Hier iſt vom Adel als ſolchem nicht die Rede, ſondern von jedem privilegirten Stande, der es doch nur ſeyn kann, indem er Rechte des Volks oder des Fürſten an ſich reißt, um ſie als Vorrechte zu beſitzen. Wir wollen, da der Gegenſtand höchſt wichtig iſt, uns darüber etwas umſtändlicher erklären.

Man hat die Anfeindung des Adels in der neuern Zeit gewöhnlich der Eiferſucht und dem Neide der Bürgerlichen zugeſchrieben, und ſich oft nicht geirrt. Ein ſolcher Tadler wurde dann zum Lobredner, wenn er ſelbſt beſaß, was er ungern im Beſitze Andrer ſah. So bekehrt die engliſche Regierung nicht ſelten die Coryphäen der Oppoſition, indem ſie ihnen Stellen im Miniſterium giebt, und der Kronprinz verläßt die Grundſätze der ſogenannten Volkspartie in dem Augenblick, wo er ſelbſt zur Krone gelangt. Der Standpunkt, von welchem der gewöhnliche Menſch die Dinge ſieht, verändert, wie es ſcheint, ſeine Anſicht derſelben. Wer indeſſen an Andern tadelt, was ihm an ſich lobenswerth erſcheint, gehört, auch im höchſten Stande, zum gemeinen Volke, und kann Andern nicht zum Führer dienen, da er ſich ſelbſt nicht zu führen weiß.

Wir achten den Adel und ſeine Rechte, wo er den unſrigen nicht mit Unrecht feindlich entgegentritt. Darum tadeln auch wir keineswegs den Stolz auf ſeine Geburt, den Viele lächerlich, Manche gehäſſig finden. Kommen wir nicht mit ſchnellerem Vertrauen dem entgegen, deſſen Vater ſchon im Rufe rechtlicher, braver Leute ſtanden? Ein geachteter Name iſt ein Schatz, den der Sohn wie ein heiliges Vermächtniß vom Vater erbt, und ſeinen Kindern unverſehrt zu übermachen ſich beſtreben wird. Die früher geleiſteten Dienſte der Ahnen verpflichten ihre Nachkommen zu gleichen Handlungen, wollen ſie anders ihrer würdig ſcheinen. Iſt doch der Handelsmannſtolz auf den rein erhaltenen Namen ſeines Hauſes, und mit größerm Vertrauen wendet man ſich an die Firma, die im Genuſſe eines alten unbefleckten Rufs iſt. Selbſt der Bürger der gemeinſten Klaſſe rühmt ſich des guten Namens ſeiner Eltern, und legt den Seinigen die Pflicht ans Herz, ein ſo theures Vermächtniß zu bewahren. In dieſem Sinne nun ſcheint uns der Ahnenſtolz weder unverſtändig noch gefährlich, ſondern vernünftig und der Geſellſchaft vortheilhaft, vorausgeſetzt, daß er ſich auf etwas gründe, was die Achtung des Menſchen in Anſpruch nimmt. Ob ein Geſchlecht ſich Jahrhunderte hindurch mit fremdem Blute unvermiſcht erhalten, nützt der Geſellſchaft nichts, wenn das reinſte Blut unreine oder nichtsbedeutende Menſchen gab. Wie eine Baumart ſich lange Zeit erhalten und durch ſich ſelbſt erneuert habe, fragen wir nicht, ſondern ob ſie Früchte trage, und welche; und gewiß ſteht der reinſte Schlehdorn dem durch fremde Zweige veredelten Aprikoſenbaume nach.

Was kann den erſten Adel ehrenvoll errungen haben? doch Verdienſt, wenn er anders ehren ſoll; denn im Blute möchte ſchwerlich ein Unterſchied zu finden ſeyn, der zum Vortheil des Alten wäre. Gab alſo Talent und Tugend Adel, dann blieb der Erſte, der ihn erwarb, ſo lange der Edelſte ſeines Geſchlechts, bis an jenen Vorzügen ihm eines ſeiner Kinder wenigſtens gleich kam. Nur wer in ſich ſelbſt nichts iſt, muß durch Andre etwas zu werden ſuchen; und der Verſtändige findet es unverſtändig, in eignem Unwerthe ſich eines fremden Werths zu brüſten. Der Edelmann muß auch edel ſeyn, ſoll ſein Adel ihn empfehlen. Es iſt doch würdiger, mit eigner Kraft zu erwerben, als das von Andern Erworbene müßig zu verzehren. Wer einen reichen Vater erbt, mag ſich auch ſeines Vermögens freuen; aber die erlangten Güter zeugen weder für ſeinen Fleiß noch für ſeine Talente. Epaminondas glaubte wohl mit Recht, er hinterlaſſe in den fürs Vaterland gewonnenen Schlachten würdigere Nachkommen, als Pelopi-

Univ.Bibl.
München

das in ſeinen entarteten Kindern. Auch in unſern Tagen kann ein wahrer Edelmann nicht anders denken.

Es iſt freilich für gewiſſe Leute eine ſchöne Sache um den Glauben, Brama habe die edle Kaſte der Braminen mit der Weisheit ſeines Mundes, und die der tapfern Krieger mit der Kraft des Arms geſchaffen, das gemeine Volk aber ſey aus ſeinen Füßen, niedrig geboren, hervorgegangen; indeſſen kann ſelbſt in Indien der Glaube nur ſo lange währen, als die Prieſter und Soldaten für weiſer und mächtiger als die Glieder der andern Kaſten gelten. Bei uns wird nie mehr die Meinung geheiligt werden, die Menſchen ſeyen als lichtvolle Kinder der Sonne, oder als ſchmutzige Sprößlinge der Erde ungleich geboren, und die eine Klaſſe habe Gott zum Dienen und Entbehren, die andere zum Befehlen und Genießen geſchaffen. Was auf der Meinung und dem Glauben beruht, muß nothwendig mit der Meinung und dem Glauben untergehen. Der alte Beſitz kann nichts für den Beſitzer beweiſen, wenn, was er hat, nicht ihm gehört. Ein langes Unrecht wird durch die Zeit ſo wenig zum Recht, als eine lang geübte Sünde zur Tugend. »Hat die Gewalt, ſagt de Lolme, ehe es noch Jakobiner gab, nicht das Glück der Untergebenen zum Zweck, dann iſt ſie nichts anders als das Recht der Stärke, und kann durch ein gleiches Recht beſtritten werden.« Grundſätze, die dieſem entgegen ſind, werden in unſern Tagen nicht leicht mehr Eingang finden. Es hat ſich ſeit dreißig Jahren in der Welt gar manches wunderbar verändert. Wem das hatte verborgen bleiben können, an dem mußten die Ereigniſſe, die ſich mit der Stimme des Gewitters auch dem härteſten Gehör verſtändlich gemacht, unbemerkt vorübergegangen ſeyn. Ob es nun, wie es iſt, beſſer ſey, wollen wir weder unterſuchen noch entſcheiden, weil wir die vergebliche Mühe nicht übernehmen mögen, das Alte und das Neue und ihre Lobredner und Vertheidiger miteinander zu verſöhnen; aber darin ſind ſie doch Alle einig, daß es anders geworden. So verworren und unverſtändlich ſich auch die tauſend Zungen auf der Erde jetzt ausdrücken, wo der Genius der neuern Zeit erſchienen iſt, was allenthalben, nur mit verſchiedenen Worten hier gefodert, dort verweigert wird, heißt: Gleichheit der Rechte. Die Menſchen ſind ſo verſtändig geworden, daß ſie Zweck und Mittel in fördernden Einklang bringen wollen; ſie meinen, wo Kraft und Thätigkeit zu einem Werke nöthig ſey, müſſe man es auch der Kraft und Thätigkeit übertragen. Giebt die Geburt keine Verdienſte, dann kann ihr auch nicht zugeſprochen werden, was man erſt verdienen muß. Soll der Staat ſeine Bedürfniſſe durch Abgaben beſtreiten, dann darf und kann er ſie doch nur von dem Beſitze nehmen, und wer am meiſten hat, muß auch am meiſten geben. Macht Tapferkeit und Einſicht den Soldaten, dieſe und Rechtſchaffenheit den Beamten, dann gebührt doch die erſte Stelle hier, wie dort und allenthalben, dem Erſten, dem, der alle Andre an jenen Vorzügen übertrifft. Was wir alſo freiwillig zugeſtehen müſſen, ſoll es die Noth uns nicht abdringen, iſt: Gleichheit der Rechte und Laſten für Alle.

Höchſt achtungswerth ſind demnach die Geſchlechter, an deren Namen ſich der Ruhm und das Glück des Vaterlands knüpft; mit Recht glänzen ſie vor allen im Staate, wie in der Geſchichte und die Stimme der Auszeichnung und Dankbarkeit nennt ſie zuerſt. Bildet das Große und Edle in der Nation, das in der Erinnerung oder in der Gegenwart lebt, ihren Adel, dann iſt er nicht blos ein todter Name, ſondern lebendige Sache, die für ſich ſchon die erſte Stelle nimmt, welche dem Trefflichſten allenthalben gebührt, und darum nie beſtritten werden ſollte. Den Adel muß ein Volk alſo nicht an einigen drückenden Privilegien erkennen, die weder Achtung noch Liebe erzeugen, ſondern er muß, ſo zu ſagen, ſeine fortgehende lebendige Geſchichte ſeyn, in der ſich das wahre Leben deſſelben durch das Verdienſtlichſte und Vorzüglichſte, in der Erinnerung und Wirklichkeit, ausſpricht. Setzt man den Adel in Widerſpruch mit der öffentlichen Meinung, dann muß er Herr werden über ſie, oder er ihr unterliegen; ein gefährlicher Verſuch, vor dem wir uns jetzt beſonders hüten ſollten! Alle

Inſtitutionen haben den Einwirkungen der veränderten Zeit nachgegeben, päbſtliche und kaiſerliche Macht, Wiſſenſchaften und Mönchthum, Orden und Zünfte, die Haushaltung der Staaten und Familien, und ſollte der Feudal-Adel ſich allein erhalten wollen, ein abgeſtorbener Aſt an dem friſch grünenden Baume?

Das iſt zu bezweifeln. Doch wird er, wie uns faſt Alles erwarten läßt, den Kampf verlängern, und zwar den Kampf auf Tod und Leben. Die zu dieſer gefährlichen Entſcheidung drängen, ahnen nicht, was ihnen dieſelbe bringen wird.

Im Jahre 1789 iſt in Frankreich eine merkwürdige Schrift erſchienen, unter dem Titel: Was iſt der dritte Stand? *) die den ſcharfſinnigen Sieyes zum Verfaſſer hat. In dieſer Schrift iſt die ganze Aufgabe der Revolution gelöſt, und in der Beantwortung der hier aufgeſtellten Frage finden wir den Inbegriff aller Forderungen der gegenwärtigen Zeit; iſt ſie praktiſch beantwortet, dann iſt auch der Streit geſchlichtet, der die kultivirte Welt jetzt theilt. Alle Erörterungen und Zwiſtigkeiten, die in ſo verſchiedener Geſtalt die geſetzgebenden und landſtändiſchen Verſammlungen und die Politiker beſchäftigt haben, um für das Staatsgebäude ein ſicheres Fundament zu finden, hängen mit

---

*) Qu'est-ce que le tiers-état? 1789.

der Frage zuſammen: »Was iſt der dritte Stand?« Sie muß gelöſt, und befriedigend gelöſt werden, will man den finſtern Geiſt beſchwören, der zürnend durch Europa zieht. Man wird ſie abweiſen, zu umgehen ſuchen; aber umſonſt, ſie wird wiederkehren wie ein Gläubiger, deſſen Ungeſtüm ſich mit der aufgeſchobenen Befriedigung vermehrt. Wir werden ihn nicht ruhig ſehen, bis die gerechte Schuld ihm abgetragen iſt.

Auch die in Deutſchland ſo oft, und oft ſo ungeſchickt behandelte Frage, ob man den Adel, als privilegirten Stand, in eine geſetzgebende oder ſtändiſche Verſammlung mit dem dritten, oder Bürgerſtande verſchmelzen ſolle, iſt mit großem Scharfſinn in dieſer gehaltreichen Schrift erörtert, die, obgleich auf Frankreich und die Zeit berechnet, in welcher ſie erſchienen, auch für uns und gerade jetzt ſehr wichtig iſt.

Die Verſuche, eine tüchtige repräſentative Verfaſſung in Deutſchland einzuführen, ſind faſt alle geſcheitert, und wo die Stände wirklich mit den Regierungen zuſammentraten, um die vaterländiſchen Angelegenheiten zu berathen, kam es zu ſo ſeltſamen Anträgen, Vorſchlägen und Erörterungen, zu ſo ſonderbaren Forderungen, daß ſie ſehr oft die öffentliche Sache mehr gefährdeten als förderten. Was in Würtemberg, Hannover, Sachſen und Heſſen-Caſſel vorgegangen, weiß man, oder doch wenigſtens genug davon, um bei Unbefangenen ein geſundes Urtheil zu begründen.

Dieſes unſelige Zerren und Treiben hatte die Folge, daß die Regierungen von einer Landſtände-Scheu ergriffen ſchienen. Man nahm Anſtand einen Schritt vorwärts zu thun, aus Furcht ſich in widerliche Zänkereien zu verwickeln, aus denen man nur ſchwer ihn wieder zurückthun konnte. Bei dem allgemeinen Drängen und Treiben aller geſchäftigen Parteien galt Stillſtand und Ruhe für den größten Gewinn, für einen wahren Sieg über die veränderungsluſtige Zeit. Man dachte es abzuwarten, bis ſich die angeſchwollenen Gewäſſer verlaufen hätten, und ertrug ſelbſt manch ärgerliches Reden und Schreiben, ohne Notiz davon zu nehmen, wohl wiſſend, daß die redſeligſte Sprache ohne Widerſpruch von ſelbſt verſtummt, und ein langer Monolog für den, der ihn hält, wie für den, der ihn hört, gleich ermüdend iſt. So erſtarrte einige Zeit alles öffentliche Leben; die Regierungen blieben unbeweglich ſtehen, oder beſchäftigten die neugierige Theilnahme mit ſtaatsrechtlichen Demonſtrationen, mit politiſchen Märſchen und Gegenmarſchen, die ſich immer in ziemlich gleicher Entfernung um das Ziel bewegten. In demſelben Sinne ſchien die Bundesverſammlung zu verfahren. In Deutſchland herrſchte eine politiſche Todesſtille; nur die Parteien und ihre Organe, die Journaliſten waren laut und lebendig, und zwar Viele, wie man glauben dürfte, um allem Oeffentlichen noch die wenige Theilnahme und Achtung zu entziehen, die ihm bei der rohen Weiſe der zankenden Sprecher hatte bleiben können. Der Worte wurden, das muß man geſtehen, genug gemacht, und was Mund und Feder leiſten können, um durch Reden und Gegenreden, die ſonſt aufklären, zu verdunkeln, durch ſcheinheiliges Vermitteln zu entzweien, oder durch eine unendliche Gelehrſamkeit, die vor lauter Wiſſen nicht zum Können, und durch gewiſſenhafte Unentſchloſſenheit, die vor Gründen nicht zum Entſchluß kommen kann, jede Entſcheidung hinzuhalten, das haben ſie geleiſtet. Das ſchreibende Deutſchland iſt dem handelnden der frühern Zeiten treu geblieben. Unſere Feinde brauchen auch jetzt nur den alten, faſt immer erfüllten Wunſch zu wiederholen: Maneat quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui! Dem erſten Blick auf unſer politiſches Treiben muß Scham und Mitleid folgen.

Dieſer Kampf der Parteien, dieſer Streit der Meinungen kann nicht gefährlich werden, wo die Regierungen gerecht ſind, aber auch ganz gerecht, und nur gerecht, und Feſtigkeit mit Mäßigung verbinden. Die Stimme der Oeffentlichkeit, ſo widerſprechend und unbeſcheiden ſie ſich auch oft äußern mag, dürfen ſie weder unbedingt verachten, noch ihr als einer untrüglichen Führerin vertrauen. Die wahre öffentliche Meinung und der Wille der Nation gehen in ihrer ganzen Reinheit und Vollſtändigkeit nur aus der Nationalrepräſentation hervor. Die Preſſe kann dieſe aufklären, ihr vorarbeiten, ihrem Bemühen förderlich oder auch hinderlich ſeyn; die öffentlichen Blätter können in dieſer Hinſicht die wichtigſten Dienſte leiſten; aber eine wirkliche und wahrhafte Volksvertretung wird durch keine Preßfreiheit erſetzt. Die Preſſe wird vielmehr die öffentliche Meinung nicht ſelten theilen, ſie oft eben ſo leicht irre führen, als ſicher leiten, und ſo viel Nachtheil als Nutzen bringen, wenn kein Organ beſteht, in welchem ſich die ganze Aufklärung der Nation geſammelt findet, das ihren Willen und ihre Wünſche in ſich bewahrt, und ſie frei und offen ausſpricht.

Die Vernunft mag Manches als wahr und gerecht erkennen, was eine Nation doch nicht in ihr Leben aufzunehmen wagt. Von der Erkenntniß einer Wahrheit bis zu ihrer Anwendung iſt noch ein ſtarker, oft bedenklicher Schritt. Wir können nicht darauf beſtehen, daß immer und allenthalben das Höchſte und Vollkommenſte erreicht werde, und, wie die Alten ſchon zu ſagen pflegten, das Beſte iſt oft der unverſöhnliche Feind des Guten. Aber ſtreben müſſen wir, das Höchſte zu erreichen, wenn wir uns auch immer nur auf dem Wege zu ihm, nie am Ziele ſehen. Das Vollkommne muß der ewig feſte Polarſtern ſeyn, der unſre Fahrt auf dem beweglichen, oft ſtürmiſchen Ozean des Lebens beſtimmt.

Ich ſelbſt habe im Anfang dieſer Schrift die Forderungen angegeben, auf welchen die Zeit beſteht, und die auch ſicher die Zukunft befriedigen wird, und habe Gleichheit aller Staatsgenoſſen vor dem Geſetze und den Verdienſtadel darunter angeführt. Glaubt man darum, daß ich rathe, den Geburtsadel auf der Stelle allenthalben und unbedingt abzuſchaffen, und den Adelichen in Allem dem Bürger gleich zu ſtellen? Wahrhaftig nicht. Schaffen würde ich freilich keinen Erb-Adel, wo ich ihn nicht fände, aber ihn auch nicht, wo er nun einmal iſt, ohne weiteres zerſtören. Sogar die Preßfreiheit und eine repräſentative Verfaſſung würde ich manchen Völkern nur mit ſchüchterner Vorſicht zugeſtehen, und es gewiß nicht wagen, allen Nationen zu ertheilen, was ich ſelbſt oben gefordert habe, und was ſie auch alle einſt erlangen müſſen und erlangen werden. Wenn Fontenelle ſagte, daß, hätte er die Hände voll Wahrheiten, er Bedenken tragen würde, ſie zu öffnen, dann mag dies beſonders von politiſchen Wahrheiten gelten. Waſſer und Feuer ſind unentbehrliche, wohlthätige Elemente, die aber auch zur unrechten Zeit und am unrechten Orte verderblich und zerſtörend werden. Mit dem Lichte der Wahrheit, das die Menſchheit erleuchten ſoll, kann der Unbeſonnene Phaetons Schickſal haben, der den Sonnenwagen zu ſeinem und der Welt Verderben führte. Darum möchte ich die Regierung mit einer zweckmäßigen Volksvertretung die praktiſche Vernunft der Nation nennen, die entſcheiden kann und entſcheiden ſoll, ob das Gute auch an dieſer beſtimmten Stelle gut, ein Mittel auch in dem gegebenen Falle anzuwenden ſey.

Ich ſagte oben, die Stimmung der Zeit ſey weſentlich demokratiſch; in den aufgeklärten Ländern aber iſt ſie es beſonders. Das Wort wird den nicht ſchrecken, der die Sache kennt. Freiheit und Gleichheit, dieſer ſo verſchriene Ruf, an den ſich auch ſchmählige und furchtbare Erinnerungen knüpfen, iſt das Loſungswort der Gegenwart, das, wo auch nicht allenthalben laut und öffentlich ausgeſprochen, doch in dem Herzen der Völker wiederhallt; Freiheit, die Befugniß, nur dem Geſetze zu gehorchen, Gleichheit, die allgemeine Verpflichtung, einem und demſelben Geſetze unterthan zu ſeyn. In fünfzig Jahren vielleicht iſt in der ſchönſten Hälfte von Europa der Sieg dieſes Wahlſpruchs entſchieden. Dieſe Freiheit und dieſe Gleichheit werden dann ihre Herrſchaft gegründet haben; ob auf eine blutige oder unblutige Weiſe, das hängt von uns ab. Die privilegirten Kaſten können den Kampf fortſetzen, das Gebäude der politiſchen und geſellſchaftlichen Ordnung Erſchütterungen Preis geben, vielleicht eine europäiſche Revolution erzeugen; aber um zu ſiegen, wäre ein größeres Wunder nöthig, als Joſua es gewirkt; die Zeit dürfte auf ihren Befehl nicht nur ſtille ſtehen, ſondern müßte zurückkehren, wenigſtens ein halbes

Jahrhundert. Daß dieſer demokratiſche Geiſt weſentlich monarchiſch iſt, bedarf kaum einer Erwähnung. Ohne erbliche Monarchie weder Freiheit noch Sicherheit; darüber ſind alle Verſtändige unter uns einig; aber auch darüber, daß dieſe Freiheit und Sicherheit, wie die Feſtigkeit des Thrones ſelbſt, ihre Bürgſchaft in einer Verfaſſung finden, welche der königlichen Macht, wo nicht in ihrem Entſtehen, doch in ihrem Wirken den Willen, die Einſicht und die Kraft der Nation zur Grundlage gibt. Fürſt und Volk werden ſich in der Ueberzeugung vereinigen, daß eine repräſentative Verfaſſung, wäre ſie auch nicht die rechtmäßigſte, doch die zweckmäßigſte iſt, und als eine Wohlthat für Beide erfunden werden müßte, hätten wir ſie nicht. Gleichheit der Rechte und Pflichten für alle Staatsgenoſſen, Heiligkeit der Perſon des Königs, Erblichkeit ſeiner Macht, Vertretung des Volks bei der Geſetzgebung, Oeffentlichkeit, Freiheit der Sprache, des Glaubens und des Verkehrs, das ſind die Forderungen, deren Erfüllung allein das tief gefühlte und laut ausgeſprochene Bedürfniß der civiliſirten Nationen befriedigt, die Beſorgniß der Gemüther beruhigt und den Frieden der Zukunft ſichert. Mit der Anerkennung dieſer Grundſätze iſt die europäiſche Revolution, die an vielen Orten ſo große Furcht erregt, durch die wohlthätigſte Reform geſchloſſen.

Eine nothwendige Folge der neuen Verfaſſungslehre und Regierungskunſt, die ſelbſt durch die Fortſchritte der Aufklärung nothwendig geworden ſind, iſt, daß die Regierung ſo viel Intelligenz in ſich aufnehme, als ſich in der Maſſe der Nation befindet, damit ſie dieſer das Gleichgewicht halten könne. Nicht nur bedarf die Regierung dieſer Intelligenz als einer Kraft zu ihrer eigenen Erhaltung, wo ſie von der Oppoſition in der Geſetzgebung oder durch die Publizität angefeindet werden könnte, ſondern auch um mit andern Regierungen in der Entwicklung der Staatskräfte gleichen Schritt zu halten, und um ſich mit der Weisheit und Achtung zu umgeben, die bei unſerm Stande der Kultur, ſowohl in den innern als in den äußern Verhältniſſen ihr unentbehrlich geworden ſind.

So gerecht nun im Allgemeinen auch die Forderungen ſind, welche die gebildeten Völker Europas an ihre Regierungen machen, ſo ungerecht ſind doch auf der andern Seite viele Klagen über ihren böſen Willen, den man mit Grund in Deutſchland nur wenigen vorwerfen darf. Es iſt eine unzufriedene, ſchwer zu behandelnde Zeit; das Volk aufgeregt durch die Furcht und Hoffnung der wechſelnden Ereigniſſe von drei Jahrzehenden; die gegenwärtige Generation aufgewachſen unter ewigen Veränderungen, durch die der Geiſt und das Gemüth an das Ungeheuerſte gewöhnt ward; der Menſch faſt in allen Ständen von Begierde nach Erwerb und Genuß getrieben, oft ohne wahre Kultur und mehr verbildet als aufgeklärt, ohne Glauben an Gott über der Erde und in dem Menſchen, voll Selbſtſucht, Eigendünkel und Anmaßung. Und um das Verderben zu vollenden, haben ſich Myſtiker, Andächtler, Propheten, ſogenannte Naturphiloſophen, Romantiker, Geiſterſeher und Schwärmer jeder Art als Retter aufgeworfen und löſchen den Brand mit — Oel. An Klarheit und friſchem, geſundem Sinne fehlt es unſrer tiefbewegten, durch Ueberreiz geſchwächten Zeit. Nur ein tüchtiger Verſtand und Feſtigkeit im Willen und Handeln kann dieſer ſchwimmenden Welt von Idealen und Verrücktheiten, von Heldentugenden und Narrenſtreichen Haltung geben, Ordnung in das Chaos von widerſprechenden Hoffnungen, Wünſchen und Entwürfen bringen, und die verirrten Kräfte in den ihnen angemeſſenen Wirkungskreis zurückführen. Iſt nur der Kampf der Kaſten gegen das Volk, der Einzelnheiten gegen die Geſammtheit ausgekämpft, oder — was aber nicht wahrſcheinlich — ausgeglichen; haben der allgemeine Wille und die öffentliche Meinung in der Volksvertretung ein geregeltes Organ gefunden, iſt Freiheit der Sprache anerkannt, dann findet ſich alles Uebrige leicht. Gerade die Lichtſcheue und das Dunkel und Halbdunkel iſt den geiſtigen und moraliſchen Eulen, Fledermäuſen, Unken und Fröſchen günſtig. Eine große Schwäche hat auch der Menſch, daß er glaubt, er müſſe ſchlecht regieren, was ſich am beſten ſelbſt regiert.

Erſt will man keine Katze, dann weiß man ſich vor Mäuſen nicht zu helfen. So geht es mit der Preßfreiheit, mit der Anſtellung der Beamten, und mit zahlloſen Geſetzen und Verfügungen. Vor Allem brauchen wir, was uns gerade am meiſten fehlt, nicht Begeiſterung, nicht tiefe Kenntniſſe, ſondern — ich wiederhole es, und kann es nicht oft genug wiederholen — Klarheit, einen tüchtigen Verſtand, und einen friſchen, geſunden Sinn; nicht bewegliches Gefühl und Großmuth, ſondern Beſtimmtheit des Willens, Gerechtigkeit, und Feſthalten an Grundſätzen.

Brauche ich noch die Frage zu beantworten: Ob wir in Deutſchland eine Revolution zu fürchten haben? Für den eine Antwort jetzt noch nöthig wäre, dem möchte ich ſie doch lieber ſchuldig bleiben. Ich betrachte meine Aufgabe als gelöſt, in wie weit ich ſie löſen konnte, und zwar auf eine verſtändliche Weiſe für die, denen es nicht an der Gabe des Verſtehens und dem Willen dazu fehlt.

Was man thun wird, um drohende Gefahren abzuwenden, um dem Deutſchen das Gute zu bereiten und zu ſichern, deſſen er ſich empfänglich und in einem ſo hohen Grade würdig zeigt, iſt meine Sache nicht; und am Ende liegt doch auch unſer Loos in höhern Händen, als in denen, die wir die höchſten oder allerhöchſten nennen. Aber auch von uns hängt die Beſtimmung unſers Schickſals ab, mehr ſogar von uns, als von Andern. Verſtehen wir zu handeln, wie es Pflicht, Zeit und Lage uns gebieten; wiſſen wir unſre Kräfte zu vereinigen und die vereinigten Kräfte klug zu gebrauchen, wer dürfte dann es wagen, unſerm beſtimmten Willen entgegenzutreten? Was vermag nicht ein Mann von Kopf und Herz? Was vermögen erſt Männer, die ſich verbinden zu einem Zweck? Aber was ſoll ſie zuſammenführen? Wer ſie vereinigen? Wir finden öfter zehn Menſchen, die ſich, auf die Gefahr ihres Lebens, zu einem Bubenſtück, zu einem Raub oder Mord verbinden, als zwei Edle, die einer ſchönen That nur ihre Gemächlichkeit oder eine abweichende Anſicht opfern möchten. Darum iſt der Sieg des Böſen auch faſt immer gewiſſer; die es wollen, verbinden ſich, ſind kühn und frech, während das Gute gewöhnlich ſeinem eignen Schutze, oder dem des Himmels überlaſſen bleibt. Gemeingeiſt müßte der Deutſche haben, wenn aus ſeiner gemeinen Sache etwas werden ſollte. Andre ſagen freilich mit eben ſo viel Recht, ein gemeines Weſen nur könne ihm Gemeingeiſt geben. Aus dieſem Zirkel vermögen uns allein die zu helfen, welche Muth haben und Kraft, einen reinen Willen und eine Stimme im Vaterlande, die Gehör findet; die Geachteten und Achtungswerthen, denen es bei der allgemeinen Sache nicht um ihren beſondern Vortheil, nicht um die Erreichung perſönlicher Zwecke und Abſichten zu thun iſt. Verbinden ſollen ſich dieſe, nicht in geheimen Geſellſchaften, ſondern öffentlich, und ſich ausſprechen vor dem Vaterlande, den deutſchen Völkern und ihren Fürſten, damit die Schlechten Widerſtand und die Schwachen eine Stütze finden, die Unentſchloſſenen zu einem Entſchluſſe kommen, die Zaghaften Muth gewinnen, und die öffentliche Meinung ein treues Organ erhalte. Den jämmerlichen Jahrmarktsſtreit, der uns entzweit, und die freche Renommiſtenherrſchaft, die ſich durch Schmähungen, kecke Lügen, Drohungen und Ausforderungen furchtbar zu machen ſucht, wird das freie Hervortreten der Freunde des Rechts und der Wahrheit enden. So manche männliche Sache iſt unter uns zur Büberei geworden, daß es wahrhaftig Zeit iſt, Männer in der vollen Bedeutung des Worts auftreten zu ſehen, ſoll Spielerei nicht endlich zum Ernſt, und das Würdige und Ernſte nicht zur Spielerei werden.

Die Zukunft ſcheint uns allerdings Gefahr zu bringen, und die Mittel, welche man, um ſie abzuwenden, an manchen Orten nehmen ſieht, wollen mich nicht beruhigen. Im Gegentheil wird mit jedem Tage die Vermuthung ſtärker, daß den Kampf, der die Gemüther theilt, nicht Vernunft und Billigkeit entſcheiden. Die Leidenſchaft hat ihn bis jetzt geführt; die Leidenſchaft wird ihn fortſetzen, bis die Gewalt ihn endet. Das Schickſal führt den Menſchen, der ſich nicht ſelbſt zu führen weiß. Gelehrter mögen wir geworden ſeyn, aber wahrhaftig weder beſſer noch viel klüger.

Das Sicherſte iſt, wenig zu erwarten, wenn man ſich am Ende nicht betrogen ſehen will. Darum fürchte ich aber keineswegs, daß im Kampfe mit dem Böſen das Gute unterliegen, und der Fürſt der Finſterniß den Gott des Lichts bezwingen werde. Nein, Wahrheit und Recht tragen den Sieg davon, aber nach langen Verirrungen und wiederholten Täuſchungen, durch welche Völker und Fürſten ihre Freunde von den Schmeichlern, ihr wahres Beſte von vorübergehendem Vortheil unterſcheiden gelernt. Aller Heuchelei wird doch endlich die Maske abgenommen; jede gewaltthätige Herrſchaft zerſtört ſich ſelbſt; die Lüge fällt im Streite mit der Wahrheit, und alle Stützen, wären ſie auch noch ſo künſtlich, brechen unter der Laſt des Unrechts und des Betrugs zuſammen. **Ewig kann nur das Vernünftige**, Rechte und Wahre ſeyn. Darum dürfen wir wohl beſſere Zeiten hoffen, in wie fern wir ſelbſt beſſer geworden ſind; gute Zeiten aber in dem Sinne, wie ſie Manche nehmen, goldne Jahrhunderte, Tage, wie ſie der Menſch unter Saturn, oder im Paradies gelebt, kommen nie. Irrthümer werden wechſeln, Täuſchungen ſich ablöſen, der Betrug und die Tyrannei, wie Proteus, ihre Geſtalten wechſeln, aber in veränderter Geſtalt immer wiederkehren. Unſre Natur iſt ſo ſeltſam gemiſchter

Art, daß es ſogar für uns ohne Schmerz keine Freude, ohne Bedürfniß keinen Genuß, ohne Trieb zur Lüge keine Wahrheit, ohne Streben nach Willkühr keinen Freiheitsſinn, ja ohne Angſt nicht einmal eine Hoffnung geben könnte. Wir werden ſo wenig moraliſch als aſtronomiſch je eine ewige Nacht, einen bleibenden Winter, oder einen ewigen Tag oder Sommer auf unſrer Erde erleben; die Tage und Nächte, die Winter und Sommer werden nur länger oder kürzer, dunkler oder heller, milder oder ſtrenger ſeyn.

In Deutſchland ſcheint es mir mit dem Geiſte des Volks, ſeinem kräftigen rechtlichen Sinne und der Macht der öffentlichen Meinung nicht allenthalben ſo erfreulich auszuſehen, wie uns Schriftſteller ſagen, die recht gute Geſinnungen haben können, aber ſich und Andre gern mit angenehmen Täuſchungen unterhalten. Der Gebrauch, den man an manchen Orten von der Freiheit der Preſſe gemacht; die plumpe Gemeinheit Vieler unſer ſogenannten Sprecher des Volks, die gefällige Aufnahme, die faſt allenthalben die lächerlichſten Abgeſchmacktheiten und tollſten Uebertreibungen finden; die Geſchichte Sand's und Löning's; die Vorgänge mit den Juden und manche andre Zeichen wollen mir die politiſche Reife des Volks nicht verbürgen, die Manche zu finden glauben. Darüber darf man ſich aber auch nicht wundern, da wenig zu ſeiner Aufklärung und

Bildung, deſto mehr aber zu ſeiner Verfinſterung und Bethörung geſchehen iſt. Man macht in dieſer Hinſicht oft ſonderbare Schlüſſe. Da, ſagt man, der Menſch bei ſchwerem Druck und geringer Freiheit ſo roh und eigenwillig iſt, was ſollte erſt aus ihm werden, nähme man ihm alle ſchwere Laſten und harte Feſſeln ab? So ſchloß unſer Eulenſpiegel, der eine Flaumfeder auf harte Bretter legte, um darauf zu ſchlafen. Mein Gott! rief er, ſchläft es ſich auf einer Feder ſo ſchlecht, wie ſchrecklich hart muß nicht ein ganzes Bett von ſolchen Federn ſeyn!

Woher aber auch der Mangel an Bildung und die ungünſtige Stimmung eines großen Theils unſres Volks kommen mag, wir müſſen Rückſicht darauf nehmen in Allem, wo wir auf es zählen wollen. Der Werth derjenigen, die im Rufe ſtehen, die Lieblinge der Menge zu ſeyn; die Schriften, welche von ihr beſonders geſucht werden; die ſchonungsloſe Frechheit bei niederträchtiger Demuth; der Jubel, mit dem die erfüllte Pflicht eines Mächtigen als ſeltne Großmuth geprieſen wird; die Uebereilung, mit der wir lange ſchon jede fallende Sternſchnuppe als eine aufgehende Sonne begrüßen ſehen; die Leichtigkeit, mit der wir die Hülfe verſprechende Heuchelei und marktſchreieriſche Großſprecherei als rettende Gottheiten andächtig aufnahmen, und wie gewiſſe Wilden ihre Götter, wieder in den Koth traten, wenn ſie nicht retten konnten, alles das muß unſre Erwartungen mäßigen, und uns zeigen, wo noch zu bilden und zu beſſern iſt.

Groß iſt meine Hoffnung nicht, ſoll ich ſie einzig auf die Erſcheinungen der Gegenwart und der jüngſten Vergangenheit gründen. Was haben wir gelernt, wir, die Jahre ſahen, wie die von 1789 bis 1799 und von 1813 bis 1815? Den gewöhnlichen Menſchen führt die üppige Kraft zur Sünde und die Erſchöpfung zur Reue. Mit der alten Kraft kommt darum auch die alte Luſt zur Sünde wieder. Der Schwache und Unterdrückte ſpricht von Mäßigung und Recht, wovon der Starke aber, der unterdrücken kann, nichts hören will. Nur wenn ihm wieder Stärke entgegentritt, wird er beſonnen. Die Grenzen ſeiner Anſprüche findet er allein in ſeinem Unvermögen, und ſein Wille geht ſo weit als ſeine Kraft. Nicht Recht und Menſchlichkeit konnten die Schweiz, die Niederlande, die vereinigten Staaten, Frankreich und Südamerika erlangen, da ſie baten. Man wollte ſich nicht dazu verſtehen, zu geben, da man noch verſagen konnte, und da die Gabe ein dankbares Gemüth gefunden hätte; nein, man opferte, was ſich nicht mehr halten ließ, und unterhandelte mit dem trotzig Fordernden als mit ſeines Gleichen, nachdem man die beſcheidene Bitte trotzig abgewieſen hatte. Dem unglücklichen Unterthan ward nichts zugeſtanden, dem glücklichen Feinde alles. Eine verderbliche Lehre, die dem Klagenden ſtatt der Beſchwerdeſchrift die Waffen in die Hand gibt! Der Bitte wird nichts geſtattet, um ſich dem Gebote zu unterwerfen. Das leichtere Geſetz mag ſich der Menſch nicht ſelbſt geben, um das ſchwerere von Andern zu empfangen.

Was ſollen wir erwarten, wo nur die rohe Kraft geachtet wird, nur der Zwang Gehorſam findet? Ich ſehe nicht, daß wir weiſer und beſſer geworden wären. Keine Erfahrung hat noch die Thorheit klug gemacht und die Begierde mäßig. Die Leidenſchaft will nicht Belehrung, ſondern Befriedigung. Wie die Dinge ſich bei uns geſtalten, iſt die Bitte erlaubt: Möge die Beſtimmung des Schickſals von Europa der Großmuth eines Mannes zufallen, der die Menſchheit mehr achtet, als er ſich liebe, und dem bei der Schlechtigkeit der Zeit der Glaube an das Göttliche und Ewige in uns geblieben iſt!

Denkſchrift

von

Napoleon Buonaparte,

und deſſen Anſicht der gegenwärtigen Weltlage.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Vorliegende Denkſchrift ſoll Napoleon noch auf der Inſel Elba geſchrieben haben. Zwiſchen jener Zeit und der gegenwärtigen, die kaum ein Jahr trennt, liegt ein Jahrhundert von Ereigniſſen, Veränderungen, geſcheiterten Hoffnungen, gelungenen und mißlungenen Entwürfen. Von den Verheißungen, mit denen die Völker ſich tröſteten und getröſtet wurden, ſind wenige in Erfüllung gegangen. Noch liegt die Zeit im Kreißen; und ſchwer möchte der Augenblick und die Art ihrer Entbindung, noch ſchwerer aber die Frucht zu beſtimmen ſeyn, die ſie im Schooße trägt. Viele ſehen mit großen Erwartungen, Manche auch mit Beſorgniſſen in die Zukunft. Den Kampf der Meinungen und Intereſſen ſcheint keine friedliche Ausgleichung beilegen zu können. Die Gemüther ſind erhitzt; an die Stelle der billigen und ruhigen Vernunft iſt eine wilde Leidenſchaftlichkeit, getreten. Mäßigung heißt ihr Schwäche, beſonnene Klugheit feige Unentſchloſſenheit, und menſchenfreundliche Nachſicht und Duldung, deren allenthalben die Gebrechlichkeit des Menſchen bedarf, charakterloſe Unentſchiedenheit. Schneidende Einſeitigkeit ſoll Beſtimmtheit und rohe Härte Kraft ſeyn. Man glaubt die todte Phyſionomie der Völker zu beleben, und den Nationen das eigne

Gepräge, das ſich durch einen langen Verkehr abgeſchliffen hat und immer mehr abſchleifen muß, wieder zu geben, wenn man ſie mit Haß gegen einander erfüllt. Ein ſeltſames Erziehungs- und Bildungsmittel!

Der Widerſtreit, der immer lauter und lebendiger wird, hat denſelben Gegenſtand in dem Kampfe der amerikaniſchen Kolonien gegen das ſpaniſche Mutterland, bei dem ſie nie mütterliche Gefühle fanden, in der Empörung der katholiſchen Irländer gegen England, in dem Aufſtande der Liberalen gegen die unbegreifliche Staatskunſt Ferdinands, in der Unzufriedenheit mancher deutſchen Stämme mit ihren Fürſten und in dem Streite der Plebejer und Patrizier in der freien Stadt Frankfurt. Allenthalben erzeugt daſſelbe Bedürfniß denſelben Wunſch, derſelbe Druck denſelben Widerſtand, dieſelbe Urſache dieſelbe Wirkung. Was die Politik in dieſer bedenklichen Zeit gethan hat, ſcheint auch Vielen zur Befeſtigung der Ruhe und Ordnung in Europa nicht geeignet.

Unter dieſen Umſtänden mag es Manchem nicht unangenehm ſeyn, die Gedanken Buonaparte's über die gegenwärtige Weltlage kennen zu lernen. Sie ſind in Berichten von Bord des Northumberland enthalten, die wir hier mittheilen und in deren Aechtheit wir keine Gründe haben, Mißtrauen zu ſetzen.

Wie viel Gewicht die Meinung Napoleons für uns haben dürfe, mag unſre eigne beſtimmen, die wir von dieſem ungewöhnlichen Menſchen haben. Er verdient, nach unſerer Ueberzeugung, weder die Vergötterung, noch die ſchmähliche Herabwürdigung ſeiner Zeitgenoſſen, die zu leicht vergeſſen, daß ſie dieſe wenigſtens mit ihm theilen. Er war eine furchtbare Erſcheinung in einer furchtbaren, entſcheidenden Zeit. Seine Siege haben die Welt unendlich viel gekoſtet; es wäre ſchmerzlich, wenn ſie einſt vielleicht ſogar ſeine Niederlagen zu bedauern hätte. Je tiefer ihn die Gegenwart erniedrigt, deſto tiefer erniedrigt ſie ſich ſelbſt, die ihn gehoben hat und fallen ließ. Kein Baum trägt eine Frucht, die nicht dem Boden und Himmelsſtrich entſpräche, wo ſie gewachſen iſt. Für mich iſt der Götzendienſt nicht ſo abſcheulich, der, aus Schwäche oder Thorheit, einem unwürdigen Abgotte Altäre bauet, als die pfiffige Schlechtigkeit, die das Glück als den einzig wahren Gott erkennet, und an dem vergötterten Bilde, wenn ſein Name aus dem Kalender der Heiligen des

Tags geſtrichen iſt, zur eifrigen Bilderſtürmerin wird, um ihre ſchnelle Bekehrung und ihren wahren Glauben außer Zweifel zu ſetzen. In unſrer Zeit, wo beinahe alles Schein, Lüge, Zeremoniel und Form geworden iſt, gebe ich dem aufrichtigen Laſter den Vorzug vor der geheuchelten Tugend. Viele unſerer gewöhnlichen ehrlichen Leute ſind ſogar zu ordentlichen Spitzbuben zu ſchlecht.

Geſchrieben im November 1815.

Denkſchrift

von

Napoleon Buonaparte.

Geſchrieben im Juli 1814.

Man glaubt, ich werde die Muße, die mir mein gegenwärtiges Leben giebt, benutzen, um mein vergangenes zu rechtfertigen. Ob es einer Rechtfertigung bedarf, kann erſt die Zukunft lehren. Die Gegenwart darf es ſich nicht anmaßen, Menſchen und Handlungen zu richten, die durch Jahrhunderte fortwirken. Sie zieht eine reife Frucht, die ſie vom Baume bricht und genießt, dem Kerne vor, den eine wohlthätige Vorſicht in den Schoos der Erde legt, damit er zum Baume wachſe; und doch müßte ſie die Frucht entbehren, hätte die Vergangenheit eigennützig gedacht, wie ſie. Darum erkennt auch die Nachwelt erſt das wahre Verdienſt. Wer von ſeinen Zeitgenoſſen Anſtrengungen und Opfer fodert, iſt nicht ihr Freund; denn ſie wollen Ruhe und Genuß. Die Völker, welche alle Tugenden und Fehler eines Kindes haben, gleichen ihm auch darin, daß ſie die lieben, welche ihnen ſchmeicheln und ſchenken. Aber ſo werden weder Völker noch Kinder kräftig gebildet; und wer ſie geſund pflegen will, darf nicht ihr Schreien achten. Die ernſte Wahrheit iſt ein unwillkommener Gaſt, da die ſcheinheilige, gefällige Lüge gern gelitten iſt, auch wenn wir wiſſen, daß ſie uns betrügt. Wir ſehen die Ereigniſſe anders, als unſere Enkel; dieſe finden oft eine reiche Ernte auf dem Boden, den wir mit unſerm Blute düngen mußten. Die Zeit der Ausſaat iſt die des Entbehrens; aber wir laſſen das Korn in der Erde modern, damit es zum Halme wachſe, der das Verlorne hundertfach erſetzt. Wenn der Genuß ein Zögling des Mangels, das Böſe oft die Quelle des Guten, und das Leben des Menſchen, wie ein Gemälde, ein Gemiſch von Licht und Schatten iſt, dann kann der, dem das mißfällt, mit der ewigen Natur hadern, die alles ſo geordnet hat, und an die Luſt der Erzeugung den Schmerz der Geburt knüpft. Ohne ſtechenden Sonnenbrand giebt es kein Gefühl der erfriſchenden Kühlung.

Unſere Weiſen und Gelehrten führen Menſchen und Nationen auf geradem, ebenem Wege zum Ziel. Ihre Syſteme ſind ſo einfach, als die Natur mannigfaltig iſt. Dieſe aber ruft aus dem Kampfe Leben, jene erzielen aus ihrem Frieden nur den Tod. Ihr müßiges Gerede mag Müßige unterhalten; und während dem ſie beweiſen, wie es ſeyn ſollte, aber nie war, nie werden kann, nimmt es der Mann, wie es iſt, um es nach ſeinen Zwecken zu geſtalten. Seitdem die Wiſſenſchaft ſich von dem Leben getrennt hat, iſt dieſes roh und jene todt. Ich habe gelehrte Staatsleute geſprochen, die

Reiche baueten wie Kartenhäuſer, aber mit der Verwaltung eines Dorfs nicht fertig wurden. Die Weisheit, mit der unſere Schulen ſich brüſten, gleicht den Theaterſonnen, die zur Ergötzung müßiger Zuſchauer herrlich glänzen, aber keine Pflaume reifen. Sie werden mir nun beweiſen, daß ich ſo enden mußte, und Jeder hatte es klug voraus geſehen. Wäre ich ihrem Rathe gehorſam geweſen, dann würde ich mich freilich zu Allem, und darum zu nichts entſchloſſen, und mir ſo mit dem Anfangen auch das Enden erſpart haben. Ich ſah ſelten voraus, was geſchehen iſt, und war ſtets auf das Unerwartete gefaßt; darum hat auch kein Ereigniß, es mochte ſich mir freundlich oder feindlich zeigen, mich überraſcht, und ich blieb mir ſelbſt gleich, ein Fels in dem Strome der wogenden, leichtbeweglichen Zeit. Den Augenblick nahm ich als einen rohen Stein, und ſuchte ihn ſchnell zu formen und in den Bau zu fügen, den ich als mein Werk vollenden wollte. Den Menſchen, der mehr vermag, erkenne ich für meinen Meiſter. Der Welt iſt der Erfolg ein Gottesurtheil. Was das Glück begünſtigt, braucht keine Rechtfertigung, und der geſcheiterte Verſuch ſpricht ſich ſelbſt das Urtheil der Verdammung. Iſt das Werk gelungen, dann preiſen Alle die geübte Hand des Meiſters. Man ſchreibt der Abſicht des Menſchen zu, was der Zufall that. So macht die Laune des Glücks, wie oft Helden und Feige, ſo auch Weiſe oder Thoren, und von dem Erfolge, den ſie unſerm Willen als kräftigen Baſtard oder als häßlichen Wechſelbalg unterlegt, müſſen wir für die Väter gelten.

Ich liebte die Freiheit, und habe, wie Wenige für ſie gekämpft und geſiegt in Italien, wo ich meine Laufbahn begonnen. Sie war mir werth geworden durch die großen Alten und die erſten Jahre der Revolution, in denen eine heilige Begeiſterung die Gemüther der Beſſern durchglühete. Ein neues, nie geſehenes Jahrhundert ſchien aufzuleben, und ein neues Geſchlecht geboren, dem Menſchheit, Recht und Vaterland über Alles ging Mit glühender Liebe hing ich an dem ſchönen Bilde, wie der Jüngling an der jungfräulichen Braut. Rom und Griechenland ſollten wieder aufblühen, aber herrlicher und größer, wie es die um Jahrtauſende fortgeſchrittene Zeit erwarten ließ. Bald aber ſiegte die angeborne Schlechtigkeit über die flüchtige Begeiſterung. Die Sklaven hatten nur die Ketten abgeſchüttelt, um ſie Andern anzulegen und ſich ſelbſt zu Herren zu machen. Von dem Zuchtmeiſter wollten ſie ſich befreien, um Zuchtknechte ſtatt Züchtlinge zu werden; und im wilden Kampfe zügelloſer Leidenſchaften ging alles Beſſre unter. In Strömen floß das Blut; Frankreich zählte nur Henker und Schlachtopfer. Die rohe Stärke ſiegte; jede Gewaltthat, die ſich behaupten konnte, war erlaubt.

So ward die reine Jungfrau zur ſcheußlichen Megäre, und meine Liebe verwandelte ſich in Abſcheu. Ich muſte Herr oder Sklave werden. Nicht einmal nützlich ſeyn konnte ich ohne Gefahr. Ungeſtraft hatte ich mich nicht über ſie erhoben, wenn ſie mir gebieten konnten. Mein Name, an den ſich große Erinnerungen und noch größere Hoffnungen knüpften, verfolgte die ſchwachen Gewalthaber, wie ein ſchreckendes Geſpenſt, und die Eiferſucht, die Niemand neben ſich dulden wollte, konnte noch weniger Jemand über ſich ertragen. Ihr denkt wohl, ich hätte tugendhaft mein Haupt unter das Beil der Schlächter legen, und, als ein guter Bürger, der Gewalt gehorſam ſterben ſollen! Ich kenne die Tugend, deren ganzes Verdienſt man in geduldigem Ertragen findet. Nicht ohne Grund wird ſie ſo eifrig gepredigt; denn ſie führt die Menſchen, wie der Hirt die Schafe; und der feſte Glaube, daß alle Gewalt von Gott komme, iſt dem Gewaltigen mehr werth als ein ſtehendes Heer. Wem die Natur gebietet, wie das Lamm zu leiden, der folge ihrer Stimme; ich höre nichts von ihr in meiner Bruſt. Den Kampf des Löwen verſuchte ich gegen Tyger, und habe ſie bezwungen. Es gefällt den Gaunern und Marktſchreiern, wenn man zu ihren Kunſtſtücken andächtig Wunder! ruft, und den falſchen Spielern, wenn man ehrlich an ſie verliert. Aber ich ſage: Aug' um Auge und Leben um Leben! Das iſt Recht der

Natur; und der Giftmiſcher muß ſelbſt den Becher leeren, in dem er Andern den Tod bereitet hat. So ſollen ſie die Gerechtigkeit fürchten lernen, die ſie nicht ehren wollen. Die Gleißner rühmen laut die Tugend, mit der die Schurkerei gewonnenes Spiel hat, verlachen ſie aber im Stillen als thörichte Einfalt. Beſſer wollen es die Heuchler und Betrüger nicht, als daß man gegen ſie alle Pflichten der Menſchheit übe, von denen ſie ſelbſt ſich losſagen. Sie gewinnen bei dem ungleichen Tauſche, wo von der andern Seite immer großmüthig gegeben, und von der übrigen nur eigennützig genommen wird.

Nach Egypten ging ich, weil ich den franzöſiſchen Machthabern in Europa zu viel war. Ich durfte nicht bleiben, wollte ich einem Kriege mit ihnen ausweichen, den ich wahrhaftig nicht zu fürchten hatte. In dem ganzen Laufe meines Lebens habe ich als der Stärkere nachgegeben, als Sieger den Frieden angeboten, von dem überlegenen Feinde aber nie das Geſetz empfangen. Da ſie das nicht begriffen, weil ſie es ſelbſt zu thun nicht fähig waren, ſo klagten ſie mich der Verſtellung an. Weil ſie ſelbſt nicht aufrichtig waren, hielten ſie mich für falſch; und ich durfte nur laut ſagen, was ich wollte, um ihnen den Glauben daran zu nehmen. So habe ich ſie durch die Wahrheit am ſicherſten hintergangen; und da ſie mich nie auf dem Wege ſuchten, von dem ich ihnen ſagte, daß ich ihn nehmen würde ſo fanden ſie mich nie, wo ſie mich erwartet hatten. So verdorben und ohne allen Glauben iſt die Zeit, daß man ſie gerade mit der Wahrheit am gewiſſeſten belügt!

Da ich nach Egypten ging, gab die Welt der großen Unternehmung lauten Beifall. Wenige, die, um ſich von Andern zu unterſcheiden, ihre eigne Meinung haben wollten, zweifelten; und da der Entwurf an den Mitteln ſcheiterte, die man zur Ausführung unverſtändig gewählt, ſo wurden, die das Mißlingen vorausgeſagt hatten, Propheten. So geht es immer. Da keine Meinung ſo albern iſt, daß ſie nicht ihre Vertheidiger fände, ſo werden dieſe, wo die Dummheit Recht behält, die Klügeren. Das war beſonders im ganzen Laufe der Revolution der Fall, wo gewöhnlich das Unwahrſcheinlichſte geſchehen iſt.

Das chriſtliche Europa hat an meiner Sprache zu den Irrgläubigen viel Aergerniß genommen. Weil ich zu dieſen ſagte: Gott allein iſt Gott, und Mahomed ſein Prophet, riefen ſelbſt die, welche keinen Gott glaubten: welche Gottesläſterung! Sie meinten vielleicht, ich ginge nach dem Orient, um die Völker zu einem andern Glauben zu bekehren, und ſollte die Länder in Aufruhr ſetzen, um den Rangſtreit zwiſchen Mahomed und dem Erlöſer zu entſcheiden! Religion iſt Streben nach dem Beſſeren, der thätige Wunſch, Gott ähnlich zu werden, der das Höchſte und Beſte iſt.

Die Menſchen nennen ihn Jehova, Jupiter oder Brama. Er iſt daſſelbe einzige, namenloſe Weſen, das die Zunge ſo wenig ausſpricht, als es der Verſtand begreift. Die wahre Religion des Menſchen iſt reine Menſchlichkeit. Der Glaube kann, nach Verſchiedenheit der Bildung und Einſicht, verſchiedene Bekenner und Sekten haben; aber das Weſen der Sache, um das es allein zu thun iſt, bleibt eines und daſſelbe, von den Wendekreiſen bis zu den Polen und der Linie. Wo man in dem alten Rom den Tempel ſeines Stifters ſah, da ſteht in dem neuen ein Kloſter; und das Mauerwerk des Kunſtgebäudes, in dem die Welteroberer ihren Donnerer verehrten, ward vielleicht zur Erbauung einer Kirche gebraucht, in welcher fromme Nonnen zu der heiligen Jungfrau beten. Die Formen wechſeln, der Gegenſtand bleibt derſelbe. Erhält ſich nur die Wahrheit des Gefühls, mag immerhin ſein Ausdruck ſich verändern. Das haben ſie ſelbſt wohl oft genug gepredigt; aber was in ihrem Munde Wahrheit ſeyn ſollte, mußte in dem meinigen zur Lüge werden. Es iſt nicht neu, daß die Parteiſucht ihre Feinde aus denſelben Gründen verdammt, die ſie zur Rechtfertigung ihrer Freunde geltend macht. Religion iſt ohne Wiederrede das wirkſamſte Mittel zur Erziehung des Menſchengeſchlechts. Moſes, Numa, Mahomed, Manco Capac, wie die meiſten Geſetzgeber und Reformatoren haben ſich deſſelben zum

Beſten ihrer Völker bedient. Sie gingen verſchiedene Wege zu demſelben Ziel. Warum ſollten wir uns über die beſte Methode ſtreiten, wenn ſich jede nur als gut bewährt, und zu dem erwünſchten Zwecke führt? Aber das gerade iſt der Wunſch der heiligen Erzieher nicht, uns am Ziel zu ſehen. Das Geſchlecht ſoll minderjährig bleiben, gehorſam unter der Ruthe ſtehen, und wäre es auch nur des Schulgeldes wegen, das die Lehrer ziehen. So wie wir im bürgerlichen Leben keinen Stand verachten, der zum allgemeinen Beſten wirkt, ſo verdient auch kein religiöſer Glaube Tadel, der die Sache der geſammten Menſchheit — Humanität — befördert.

Die Menſchheit muß Eins werden, und die Scheidewand fallen, welche Völker trennt. Dieſem Ziele führt uns die Natur entgegen; und nur wer ihr folgt in dem, was er ſchafft und bildet, wirkt für die Ewigkeit; denn ſie ſelbſt, nur ſie iſt ewig. Die menſchliche Geſellſchaft fing mit Familien an, die Eltern, Kinder und Verwandte in einem engen befreundeten Bund umfaſſen. Familien vergrößerten ſich zu Völkerſtämmen, die ſich endlich zu zahlreichen Völkern verſchmolzen. So legte der Menſch, da er fortſchritt in ſeiner geſellſchaftlichen Ausbildung, immer etwas von dem Eigenthümlichen ſeines Weſens ab, um ſich mit Andern gleichartig zu befreunden; und die Kriege, die Anfangs Raufereien zwiſchen Einzelnen, dann Schlägereien unter Horden waren, wurden Kämpfe zwiſchen Nationen. Nationen verſchwiſterten ſich ſpäter zu einem Staatenbunde, und in Jahrhunderten werden alle Bewohner unſres Welttheils nur Eine europäiſche Familie bilden. Es werden Zeiten kommen, vielleicht nach tauſend und tauſend Jahren, wo die ganze Menſchheit, ein hoher, weitäſtiger Baum auf Einem und demſelben Stamme ruht, der von dem Eismeer bis zum Diemenlande, vom Cap Horn, und von den Karolinen und Neuwallis bis nach Kalifornien ſeine Wurzeln treibt. Jetzt ſchon iſt nur der gemeine Haufen der gebildeten Nationen noch zu unterſcheiden; die Gebildeten ſelbſt der verſchiedenen Völker ſind Ein Volk. An dieſer Annäherung und Verbindung arbeitet die Natur, ſeitdem ſie Menſchen ſchuf; und es werden einmal alle bürgerliche Tugenden und Rechte aufhören, und durch rein menſchliche erſetzt. Dahin ſollen wir; das iſt unſere endliche Beſtimmung. Erſt glichen die Menſchen einzelnen Bächen, die unbemerkt durch ödes Land rieſelten, in ihrem Laufe ſich dann vereinigten und Flüſſe bildeten. Die Flüſſe ſind zu hohen Strömen angewachſen, die ſich brauſend in ein Weltmeer ſtürzen, in dem die ganze Menſchheit endlich ſich ſammeln, und, auf uferloſem Grunde, ſich frei bewegen wird. Das iſt des Schöpfers Wille, der in Erfüllung geht, die Menſchen mögen ſich in ihrer menſchlichen Weisheit für oder gegen ihn entſcheiden. Das

Werk muß ſeines Meiſters Beſtimmung folgen; und wie ſehr wir uns auch auflehnen gegen die Natur in ihrem gewaltigen Gange, ſie verfolgt mit Rieſenſtärke ihre Bahn, und zerſtört die leichte Knabenarbeit, mit der wir ſie aufzuhalten trachten, wie ein Vulkan Maulwurfshaufen zerſtört, und der Sturm das Gewebe der Spinne. Dieſem Plane des Weltgeiſtes hat Alexander gedient, deſſen Heldenmuth den Orient erſchütterte und das Perſerreich in Trümmer ſchlug. Ihm diente, der die Schrift erfand, und das Schiff, welche entfernte Zeiten und Länder nachbarlich verbinden. Ihm dienten die zerſtörenden Künſte des Kriegs, wie die ſchaffenden des Friedens, die welterobernden Römer wie die ſinnreichen Griechen, Columb, der eine neue Welt entdeckte, wie die Spanier, die ſie verheerten. Die Kreuzzüge, deren tolle Wuth die Bevölkerung des Abendlandes wie ein wogendes Meer gegen Oſten trieb, waren Werkzeuge dieſes Weltgeiſtes, wie die Druckerpreſſe, die den flüchtigen Gedanken verewigt. Was die Menſchen nicht begreifen, ſtaunen ſie in ihrer Einfalt als Wunder an, oder verdammen es als Unſinn in ihrem Uebermuth. Vermeſſen wollen ſie der Vorſehung verborgene Rathſchlüſſe ergründen, in deren Dienſte ſie als willenloſe Knechte ſtehen. Werkzeuge ſind wir in der Hand des Schickſals. In dem großen Poch- und Hammerwerke, in welchem es Individuen, Nationen und Geſchlechter ſtampft, läutert, ſondert und verſchmilzt, treten wir ein Rad, und glauben frei zu ſeyn, weil es bei uns ſteht, in demſelben uns ſchneller oder langſamer zu bewegen.

Keiner weiß, welche Reſultate ſeinen Handlungen folgen. Wir geben ſie wie Münzen aus, um unſern und fremden Wohlſtand zu vermehren; ob der, welcher ſie empfängt, dafür gegen ſeinen Vater einen Meuchelmörder dingt, oder liebevoll deſſen alte Tage friſtet, das können wir nicht wiſſen. Wenn Jeder, nach Kräften und Einſicht, das Beſte thut, dann erfüllt er ſeine Pflicht. Den Plan verfolgt die Natur nicht, welchen der Menſch ihr unterlegt. Dieſer hängt am Augenblick; für ſie ſind Jahrtauſende ein flüchtiger Moment. Wir ſehen voll ängſtlicher Beſorgniß auf unſre Spanne Leben; ſie blickt mit demſelben Auge auf alle ihre Geſchöpfe, und iſt den Millionen Geſchlechtern, die jede von den Millionen Welten bevölkern, in denen die unſrige nur ein Sandkorn bildet, eine gleiche Mutter. Aus ihrer Hand ziſcht der Blitz, der eine fromme Hütte in Brand ſteckt; aus ihr fällt der Regen, der im heißen Sommer die durſtigen Pflanzen tränkt, und der Hagel, der die Frucht der Anſtrengungen des Landmannes von einem Jahre in wenigen Augenblicken vernichtet. Ihr Hauch blähet die Segel des Schiffes, das Sklavenhandel treibt, zur glücklichen Fahrt, und begräbt ein anderes unter die empörte Fluth, das die Erzeugniſſe des Fleißes zwiſchen friedlichen Völkern umtauſcht. Cortes, der, ein Würgengel, die neue Welt entvölkert, iſt ein Werkzeug in ihrer Hand, wie las Caſas, der ihre Bewohner, gleich einem Genius des Friedens, tröſtet. Ueber was klagen wir? Weiß der Menſch denn immer was ihm frommt? Verdammen wir doch den Arzt nicht, der uns bittre Mittel reicht, damit wir geneſen, oder das Ausſchneiden verdorbenen Fleiſches befiehlt, damit es das geſunde nicht anſtecke! Sind nicht oft ganze Stände und Staaten ſolche eiternde Beule, welche die Geſellſchaft tödtlich anfreſſen? Was wäre die Welt jetzt, hätten das verdorbene, faulende Rom und Byzanz fortgemodert bis in unſre Zeit?

Es giebt Uebel, die ſich nur durch ihr eignes Uebermaas heilen. Eine Krankheit muß ihre Periode auslaufen, und der beſte Arzt vermag nichts, als den kritiſchen Augenblick, der Rettung oder Tod bringt, zu beſchleunigen. Unſre Staaten leiden an einem fürchterlichen Uebel — dem ſtehenden Soldaten. Er iſt des Fürſten blindes Werkzeug, und findet ſeine Auszeichnung in der Trennung von dem Bürger. Immer unter den Waffen, die dem friedlichen Unterthan fremde ſind, iſt er Wache und Hüter in dem weiten Gefängniſſe, das man Staat nennt. Das zeigt die Erfahrung ſeit Jahrtauſenden, und hat es in allen Ländern bewieſen, wo der Soldat einen eignen Stand bildete. Selbſt wer im Alterthum die Freiheit vernichten und die Willkühr ſeiner Herrſchaft ſichern wollte, umgab ſich mit einem ewigbewaffneten Haufen, wie Piſiſtrat, Dionys, Periander und alle, die in gleicher Lage waren. Sonſt gab der Bürger wohl ſeine Freiheit für ruhigen Wohlſtand hin; aber gerade der ſtehende Soldat verzehrt bei uns das Mark des Volkes. Ihr möget Vorſtellungen machen gegen den Misbrauch großer Heere, welche die Völker erdrücken und die Länder erſchöpfen; ſie ſelbſt vertheidigen ihn mit nachdrücklichem Erfolge. Ihr möget über die Laſt der Abgaben klagen, oder ſie gar verweigern; ſie antworten auf eure Beſchwerden mit unwiderlegbaren Gründen — dem Bajonette, und treiben ſelbſt die Steuern ein. Wo drei Horatier und eben ſo viele Curiatier hinreichten, um einen armſeligen Streit zu ſchlichten, müſſen Tauſende ſich würgen.

Wie wollt ihr die Freiheit des Bürgers retten und der gänzlichen Verarmung der verſchuldeten Staaten begegnen? Es gab Ein Mittel, von dem ich Gebrauch machte, das nämlich, die ſtehenden Heere in fortdauernden Kriegen ſo zu vermehren, daß endlich das ganze Volk unter Waffen ſtünde. So würden wir, nach einem langen Umweg, an demſelben Punkte anlangen, von dem wir, bei der erſten Bildung des Staates, ausgegangen waren: jeder Bürger wäre bewaffnet, und der ſtehende Soldat, gegen die Meinung und den Willen der Fürſten, aufgehoben. So müſſen wir überhaupt, nach einem langen beſchwerlichen Umweg, wieder ankommen, wo wir abgegangen ſind: bei der Einfachheit der Natur. Aber wir müſſen dort eintreffen mit den Erfahrungen einer koſtſpieligen Vergangenheit — der Frucht dieſes Umwegs — bereichert, daß wir aus Ueberzeugung die Einfalt wählen, die wir in Unwiſſenheit beſeſſen, und aus Unwiſſenheit verlaſſen hatten. So zieht der Mann, nach einem Leben voll fehlgeſchlagener Hoffnungen und Wünſche, ſich gern aus dem glänzenden Elend des Hoflebens und der höheren Stände auf das Land zurück, von dem der unerfahrne Bauer ſich in die Städte ſehnt.

Ich hätte ſie zur Freiheit geführt, auf dem einzigen Wege, der ihnen noch offen ſtund — dem der Bedrückung und Verarmung. Bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Welt blieb nur dieſes Mittel. Ich bin der wahre Stifter des eiſernen Kreuzes, das den Völkern Erlöſung bringen ſollte. Ich gab dem ſchlaffen, weichlichen, unterdrückten Zeitalter das Eiſen in die Hand, daß es im Kampfe ſich übe und ſtärke zur Erhaltung ſeiner Freiheit. Ich habe dem im Schlamme des Eigennutzes und der Gewinnſucht verſunkenen Geſchlechte, das keinen Gott mehr kannte und keinen Dienſt, als die Anbetung des goldenen Kalbes, ſeinen übermüthigen Reichthum genommen, daß es in ſeinem Elende einen Retter im Himmel ſuche, an den es aufgehört hatte zu glauben. Sie haben mich mit Verwünſchungen überhäuft, weil ſie mich nicht verſtunden. Sie werden mich verſtehen lernen. — Das Geheimniß iſt nun verrathen. Auf dem halben Wege zur Befreiung kehren ſie wieder um. Man kennt jetzt die ſchwachen, ſchlechtverwahrten Stellen, durch die ſie dem Gefängniſſe entkommen konnten; man wird ſie zu verwahren wiſſen. Die Freiheit beſteht nicht in einer gelehrten Deduktion unſerer Rechte, ſondern in dem lebendigen Gefühle derſelben und der Kraft ſie zu behaupten. Nur der Mann mit Waffen iſt ein Mann, weil er keinen Andern zu ſeinem Schutze braucht, und der kecke Uebermuth, der gern die Ohnmacht neckt, ſich nicht an dem vergreift, von dem er Widerſtand zu fürchten hat; denn aller Uebermuth iſt feig.

Ich beſaß die Macht, wirft man mir vor, die goldnen Zeiten Saturns zurückzuführen, dem menſchlichen Geſchlechte, auf Jahrhunderte, Freiheit, Frieden und Ueberfluß zu ſichern; und nur den Krieg mit ſeinen zahlloſen Leiden und Entbehrungen hatte ich ihm gegeben. In dem Kriege allein, ich läugne es nicht, ſah ich Rettung, eine Stahlkur für die kranke, weichliche Zeit, die ſelbſt das Gute, das ſie thut, unter Zuckungen und Krämpfen von ſich giebt; bei der das Gefühl ſich nur in Grimaſſen äußert, und die vom Republikanism zur Despotie, wie von dem Atheism zum Mönchthum, und umgekehrt, mit leichten Seiltänzerſprüngen überſetzt. Das Gute glaubte ich dann auch nicht in dem Sinne thun zu können, wie es Andre meinten. Seht die Menſchen unſrer Zeit, und ſagt mir, was ſich von ihnen erwarten läßt? Sie beherrſcht eine hündiſche Natur. Mögen ſie drohend bellen, oder freundlich wedeln, immer gilt es nur dem fetten Biſſen, nach dem ſie lüſtern ſind. Es iſt möglich, daß ich von den Schlechteſten nur kennen lernte in der ſchlechten Zeit; aber auch das iſt nicht meine Schuld. Die Wahrheit mußte den Weg zu mir ſuchen, weil ich leichter zu finden war, als ich die Menſchen finden konnte, die ſie mir ſagen wollten. Doch kein Mächtiger hoffe ſie je zu hören! Wer viel geben und nehmen kann, iſt nur von Hungrigen umlagert, die dort die Hoffnung und hier die Furcht zu Lügnern macht. Mehr als tauſend Dichter, ſagt man, hätten meinen Ruhm beſungen. Sie werden ſich nun eines Anderen beſonnen haben, und mich um denſelben Preis herabzuwürdigen ſuchen, wenn ſich nur Jemand findet, der ihn bezahlen mag.

Daß ſie jetzt glauben, gerettet zu ſeyn, iſt eine Täuſchung, die ſich bald verlieren wird. Was ihnen läſtig war, ſind ſie los geworden; aber was ſie noch drücken wird, müſſen ſie erſt erfahren. Die Menſchen gleichen gar oft jenen Wilden, die Morgens, wenn ſie ausgeſchlafen haben, ihre Lagerſtätte als entbehrlich hinzechen, und Abends, wo der Schlaf ſie überfällt, über den Leichtſinn vom Morgen weinen. Der Abend kommt, und ich werde ſie noch weinen ſehen.

So lebt der Menſch nur in der Gegenwart, nimmt den flüchtigen Augenblick zum Maasſtab für eine dauernde Zeit, ſpringt von einem Aeußerſten beherzt zum anderen über, und muß ſich um ſo ſicherer verderben. So dreht er ſich Jahrtauſende in dem ekelhafteinförmigen Kreis herum, nennt heute ſchön, was er geſtern häßlich fand, und gut, was er für bös hielt, um es morgen wieder häßlich und bös zu finden. So nimmt wirklich die Gegenwart wieder als Weisheit und Heilmittel auf, was die Vergangenheit als Unſinn und Gift verworfen hatte. Die Zeit kommt auch, wo unſre Weisheit Unverſtand, und unſer Unverſtand wieder Weisheit wird. So war es; ſo iſt es immer bei dem eiteln, unüberlegten, habſüchtigen Pöbel, zu dem nur wenige, und ſelten weit bekannte Menſchen nicht gehören, die nach dem Ausdruck des weiſen Pythagoras, dem tollen Markte zuſehen, ohne ſich mit Tauſch und Handel abzugeben. Ich glaube an keine Rettung; nicht weil noch Brennſtoff für lange Kriege im Schooſe unſres Welttheils liegt, und Regierungen ſich um den beſtrittenen Beſitz von Ländern befehden werden. Nein, weil die Fäulniß einer gänzlichen Verderbtheit, Habſucht, Eitelkeit, Wohlluſt, Schwelgerei und Müßiggang mit der Lüge, dem Meineid und der

Heuchelei ſich tief in das Mark des Lebens eingefreſſen haben. Darum kann ihnen kein Friede werden; und er wird ihnen auch nicht. Gäbe Gott ihnen das Paradies zurück, ſie müßten es verlaſſen, weil ſie nicht mehr in jenem Stande ſind, für den es allein geſchaffen iſt. Die Habſucht, der Neid, die Eitelkeit, die falſche Ehrbegierde und ein Heer von ſtechenden Bedürfniſſen und zügelloſen Leidenſchaften peitſchen ſie, wie Furien, durch das tolle Leben. Sie ſprechen von Tugend, Großmuth und Liebe, da das Laſter, der Eigennutz, die Selbſtſucht ihr tiefſtes Herz, wie ein unheilbarer Krebs durchfrißt. Das iſt das Weſen unſrer Zeit, daß ſie, geſehen, gottgefällig und menſchenfreundlich andächtelt, und, unbemerkt, jedem Laſter, jeder Schandthat fröhnt. Ihrer Schlechtigkeit kommt nichts bei, als die Heuchelei, mit der ſie die innere Sünde zur äußern Tugend zu lügen weiß. Mit glatten Worten äffen ſie ſich ſelbſt; und obgleich keiner mehr an des Andern Ehre glaubt, ſo ſpielen ſie doch die gelernte Rolle aus Feigheit mit einander, weil ihnen ſelbſt der Muth fehlt, ſich in ihrer natürlichen Geſtalt zu zeigen. Die Beſten von ihnen ſind gerade die, welche ſie verdammen. Dieſe geben ſich nicht die Mühe, ihr Inneres zu verbergen, da die heuchleriſche Tugend der Uebrigen zum angebornen Laſter noch das erworbene der Verſtellung fügt.

So habe ich meine Zeit gefunden. Alle Bande, welche die Menſchen freundlich und wohlthätig verbinden, ſind aufgelöſt. An der Stelle der gehaltvollen Sache ſteht die leere Form; und allenthalben iſt der lebendige Geiſt ausgezogen, und hat die todte Hülle zurückgelaſſen, mit der ſie, ſelbſt geiſtlos, wie erwachſene Kinder mit einer Puppe ſpielen. Das Geſetz iſt ihnen ein hohles Wort, dem die Gewalt erſt Inhalt giebt. Der ſich ihm nicht entziehen kann, muß ihm folgen. Liſt und Stärke theilen ſich in die Beute der Welt. In Viſitenzimmern betrügen ſie ſich durch eine konventionelle Heuchelei, öffentlich durch verderblichern Betrug, weil der Betrogene den Betrüger noch ehren muß. Oeffneten ſich, auf Gottes Machtwort, dieſe übertünchten Gräber, die Menſchen würden ſich ſelbſt voll Abſcheu fliehen, wenn die faule Luft ihrer moraliſchen Verweſung ſie verpeſtend anwehete. Sehr klug haben ſie ſich mit einer weichen, Wohlgerüche duftenden und gefälligen Hülle überzogen, um die ſchneidenden Ecken, den abſtoßenden Geſtank und Unrath im Innern zu verbergen. Die Manieren und der Anſtand ſollen die ſchlechten Sitten decken. Nichts hat mich ſo empört als der Geiſt der Lüge, von dem ſie beſeſſen ſind, und dem ich doch ſelbſt opfern mußte, wollte ich nicht nackt und wehrlos gegen ſie in Helm und Panzer fechten. Das Leben der höheren Stände iſt eine ewige Lüge. Die Niederen ſind nicht beſſer, nur handeln ſie nicht ſo ſchlecht, weil ſie die tauſend Bedürfniſſe nicht kennen, die den Gebildeten, Ziviliſirten durch das Leben hetzen. Weiſe haben es ihnen ſchon geſagt; aber da ſie dieſelben nicht verſtehen konnten, fanden ſie es gemächlich, ſie zu verketzern und lächerlich zu machen: »Rettung iſt für den Menſchen »nur in der Rückkehr zur Einfachheit der Natur.« Wir müſſen das Komödienweſen unſerer Zeit verlaſſen, zu deſſen Affenſprüngen und geheuchelter Empfindelei und Rechtlichkeit uns Kunſt und Wiſſenſchaft erziehen. Die Kultur hat unſre Bedürfniſſe ins Unendliche vermehrt und alle ſchlafende Leidenſchaften geweckt; ſo wurden wir ſchlecht. Dieſelbe Kultur giebt uns aber auch die Mittel, unſre Laſter mit dem Stempel der Tugend auszuprägen, weil der gebildete Verſtand allenthalben im Dienſte des verdorbenen Herzens ſteht; und dieſe moraliſche Falſchmünzerei vollendet unſre Schlechtigkeit. Iſt das Leben der Menſchen jetzt mehr, als ein gedankenloſes Plaudern, das Ableſen einer einſtudierten Rolle? Iſt, was ſie ſprechen und thun, mehr als eine vorbereitete Schulaufgabe, die ſie herſagen?

Der Bau unſrer politiſchen Geſellſchaften iſt morſch, und ſtürzt zuſammen. Keine menſchliche Kraft vermag den ewigen Gang der Natur aufzuhalten. Wie das reife Obſt abfällt, ſo löſen die Staaten ſich, wenn ihr Herbſt kommt, in Fäulniß auf. Das ganze ziviliſirte

Europa ſteht auf dem Punkte, wo nur ein Theil von Italien unter den Cäſaren ſtand. Das Gewitter der Revolution, das über Frankreich in einzelnen Wolken aufgeſtiegen iſt, wird ſich in einer ſchreckenvollen Nacht über unſern ganzen Welttheil lagern; und erſt wenn die Natur ſich an brennbarem Stoffe erſchöpft hat, wird der Donner aufhören, und ein heiterer Tag erſcheinen. Die Welt iſt nicht zu retten als durch eine Bluttaufe, die ihre Sünden hinwegnimmt; und nur ein ſchrecklicher Sturm kann die Fäulniß reinigen, die vergiftend über Europa liegt. Wenn wir uns dem Gange der Ereigniſſe überlaſſen, dann wird es uns gehen, wie dem ſüdlichen Europa bei des Weltſtaates Verfall, gegen den die Barbaren gewiß vergebens geſtürmt hätten, wäre er durch die ſchlechten Sitten nicht in ſich vermodert.

Ich konnte die Welt retten, ich oder keiner. Ich hätte ihr den Leidenskelch in einem Zuge zu leeren gegeben, an dem ſie nun voll Ekel noch lange zu ſchlürfen hat. Sie glauben, ſie ſeyen gerettet! Das denkt keiner, der den Geiſt kennt, welcher die Völker und die Kabinette treibt.

Keiner verſteht ſich auf die Zeichen der Zeit; würden ſie ſonſt auf das Alte zurückkommen, das ſchon einmal untergehen mußte, weil es ſich nicht halten konnte? Was ſich in Spanien und Rom regt, ſoll nach und nach in ganz Europa lebendig werden. Ein Geſpenſt, das ſie aus den Gräbern beſchwören, in denen die Todten ſchon Jahrhunderte von dem Jammer und den Thorheiten ihrer Zeit ausruhen, halten ſie für den rettenden Geiſt, der ihnen Glück und Weisheit bringen ſoll. Ich ſehe voraus, daß die Natur, wie oft bei Krankheiten Einzelner, ſich, trotz den Aerzten, zu helfen ſuchen wird. Wenn es dazu kommt, dann iſt die Kriſis fürchterlich.

Ich kenne die Menſchen und mein Jahrhundert. In Vielem hätte ich die Einführung des Beſſern beſchleunigt, wären die, mit denen ich es zu thun hatte, nicht gar zu ſchlecht geweſen. Ich mußte ſie zu tief verachten, als daß ich an ſie glauben konnte. Will auch nur einer ſich rühmen, er ſeye rein geblieben, dann fand ich es nicht der Mühe werth, ihn zu verſuchen. Das iſt ihre Tugend, die ſie wohlbehalten nun prahlend zur Schau ausſtellen, weil ſie für die ſchlechte Waare keinen Käufer fanden. Ich habe den Verſuch gemacht, was ein Menſch voll Kraft und Muth mit ihnen wagen darf; und wahrlich keiner entgeht der Hölle, findet man nur den Preis, um den ſeine Leidenſchaften, ſeine Schwäche und Feigheit Gott, Vaterland und Ehre gern verkaufen.

Sie klagen mich nun an, ich hätte ſie verachtet und zu Sklaven herabgewürdigt. Ihre Kriecherei, ihr Durſt nach Geld und Auszeichnung legte ſie mir zu Füßen; konnte ich einen Schritt thun, ohne ſie zu treten? Ich hatte wahrhaftig nicht nöthig, ihnen Schlingen zu legen, um ſie zu fangen. Stellte ich ihrer Eitelkeit und ihrem Eigennutz den vergiftenden Honigtrank von Auszeichnung und Schätzen vor, dann ſtürzten ſie, wie hungrige Fliegen, auf ihn, um ſich zu ſättigen. Die Sklaven brauchten einen Herrn, ich keine Sklaven. Was ſoll man von vierzig Millionen Menſchen ſagen, die jammern, daß Einer ſie gewaltthätig unterdrückte? Wir haben es ſchon oft geſehen, wie ſtark die geſchwätzige, maulfechtende Zeit in den ſchönen Verheißungen von ſich ſelbſt iſt; wenn wir nur auch einmal erlebten, daß ihr Wort zur That wird!

Ich habe dem Strome der Revolution einen Damm geſetzt, da er ſich, wie eine Sündfluth, über Europa zu ergießen drohte. Die Throne der Könige wankten und die Prieſter flohen geächtet und verhöhnt. Ein wilder Freiheitstaumel hatte die Geiſter ergriffen, und die Flamme der Empörung fraß an dem veralteten Gebäude der europäiſchen Staaten, das, ohne mich, in ſeinem Schutt vergraben läge. Ich habe den furchtbaren Geiſt der Neuerung beſchworen, der zerſtörend durch die Welt ging. Ich habe dem Glauben und der Verfaſſung der Väter das verlorne Anſehen wieder gegeben. Wer hätte es auch ſonſt vermocht? War Frankreich nicht mit ſich ſelbſt im brudermörderiſchen Kampfe, und wühlte, von gräßlicher Wuth getrieben, in den eignen Eingeweiden? Im Innern zerriſſen durch alle verderbliche Leidenſchaften, gequält durch zahlloſe Henker, ausgeſaugt durch die Habſucht kraftloſer Gewalthaber und ihre feilen Helfer, verachtet im Auslande, das mit ſeinen ſiegreichen Heeren den franzöſiſchen Boden bedrohte, ſah es in mir nur ſeinen Rettungsengel. Was ich gethan, darf ich, unbekümmert um das beſtochene Urtheil der Gegenwart, der Zukunft zu erzählen überlaſſen. Nie ſtund ein Staat auf dieſer Stufe allmächtiger Größe, wie Frankreich; und ſie war mein Werk.

Man wirft mir Böſes vor, das ich gethan oder befohlen haben ſoll. Wenn das Gewitter über die Erde geht, reinigend und befruchtend, darf man mit ihm rechten, daß es einige lockere Ziegel von den Dächern wirft, oder unreifes Obſt von den Bäumen ſchüttelt? Selbſt die Sonne, wenn ſie über unſerm Wendekreis den Frühling mit ſeinem ſchönen, fröhlichen Leben hervorrufen ſoll, muß unter der Linie lebentödtend ſengen. Der gemeinen Freude, wie dem gemeinen Schmerz war meine feſte Bruſt verſchloſſen. Die Gefühle, die das unſtäte, ſchwache Volk bewegen, habe ich nie getheilt. Fehlen mir die Tugenden einer weichgeſchaffenen Seele, dann fehlen mir auch ihre Laſter; und fand die Theilnahme für die Armſeligkeiten und die Noth des gemeinen Lebens keinen Zugang zu meinem Herzen, dann fanden ihn auch nicht die Klagen der verſtellten Bettelei, der Reiz der Wohlluſt und die Scheinheiligkeit des liſtigen Betrugs.

Mit der gefälligen Vertraulichkeit Cäſars, oder Heinrichs IV. würde ich wohl keinen Brutus, aber hundert Ravaillacs gefunden haben. War nicht die Blüthe der Nation, unter dem wilden Freudenrufe des blutdürſtigen Pöbels, durch den Stahl der Henker gefallen? Einer blos verirrten Zeit hätte die ſanfte Leitung einer freundlichen Hand genügt; die raſende foderte einen eiſernen Arm, der ſie in Feſſeln hielt, bis ſie ausgewüthet. Hätten ſie Sinn für Recht, dann wäre ihnen Recht geworden. Da ich aber allenthalben nur Eigennutz und Selbſtſucht fand; Jeder nehmen, Keiner geben, Alle befehlen und Niemand gehorchen wollte, da ſchlichtete ich den ekelhaften, verruchten Streit, indem ich Allen nahm, was Jeder zu beſitzen ſuchte und doch nicht Jeder beſitzen konnte. So mußten die Menſchen, die ewig nach Freiheit ſchrien, aber nur für ſich, dieſe Freiheit achten lernen in der gemeinſchaftlichen Unterwerfung. Wer genießen will, muß zu entbehren wiſſen; wer zu herrſchen ſtrebt, der lerne erſt ſich ſelbſt beherrſchen! So nur, durch ein wechſelſeitiges Nehmen und Geben, Entbehren und Genießen, wird Jedem, was ihm zuſteht. Dieſe Lehre habe ich ihnen ſo nachdrücklich eingeſchärft, daß ſie dieſelbe, hoffe ich, ſobald nicht vergeſſen ſollen. Darum haben ſie mich auch gehaßt, und weil ich ihr Unrecht nicht für Recht gelten ließ, und ihrer Begierde nicht Preis gab, was ihre kecke Lüſternheit verſuchte. Jetzt ſchützen ſie das Wohl des Volkes vor, um ihre ſchlechte Sache hinter einem guten Namen zu verſtecken. Ob ich gleich das Volk nicht achte, das launig, theilnehmend, grauſam und eigenſinnig wie ein Kind — denn es bleibt ewig in der Kindheit — heute in den Koth tritt, was es geſtern noch vergötterte, ſo meinte ich es doch beſſer mit ihm, als die es, ſeit dem Umſturze des Thrones, ſo ſchändlich verrathen haben. Meine Fehler, die nun ungeheuer ſind, weil ſie ihre Sünden rechtfertigen ſollen, würden ſie mir gern vergeben haben, hätte ich nur Nachſicht mit ihren Gebrechen haben wollen. Sie hatten des Lohnes wegen gearbeitet, und wollten in ruhiger Sicherheit verzehren, was durch gefahrvolle Thätigkeit erworben war. Ich hatte ſie zu frühe an ihr Ziel geführt, darum verließen ſie mich; denn ſie glaubten mich entbehren zu können.

Der ruſſiſche Feldzug von 1812 war die Sommer-Sonnenwende meines Glücks. Blieb ich in ihm Sieger, dann war ich Herr der Welt. Ich weiß ſehr wohl, daß ich mich mit den Trümmern meiner Habe retten konnte, und neben Andern noch ein begüterter Mann geweſen wäre. Aber es liegt in meiner Natur, daß ich Alles an Alles ſetze; darum mögen die mich tadeln, die ängſtlich mit dem Schickſale und den Menſchen um die Erhaltung eines elenden Reſtes handeln, wo ihnen das Ganze nicht bleiben kann. Ich will Alles, oder Nichts. Halbe Maaßregeln und halbe Wünſche zeigen auch nur halbe Menſchen an. Ich ſpiele gern um den höchſten Einſatz; und er war gewonnen; gewonnen war er ohne eine Macht, die größer iſt als wir. Der Froſt weniger Nächte gab meinem Schickſale und dem der Welt eine andere Wendung. Da erſchien mir mein böſer Genius, und kündigte mir mein Philippi an, das ich bei Leipzig fand. Ich ſah das Wetter ſich über meinem Haupte bilden, aber ich ſah es ohne Zittern. Nicht immer kann der Mann die Umſtände beherrſchen; doch ſoll er ſich nie von ihnen beherrſchen laſſen. Meine äußern Feinde haben einen redlichen Kampf mit mir beſtanden. Seitdem ſie mich beſiegt, achte ich ſie ſogar höher, als da ich ihr Sieger war. Den Meinigen aber werde ich nie den feigen Verrath vergeben. Sie hatten ſich, wie hungrige Inſekten, an mir ſaugend angeſetzt, und flogen davon, da ſie geſättigt waren. Das befremdete mich keineswegs, denn der Menſch hat keine Freunde, nur ſein Glück.

Daß ſie aber glaubten, ich würde den Schmerz, von ihnen getrennt zu ſeyn, nicht überleben, das iſt eine

Rieſeneitelkeit, die wirklich dieſe Pygmäen nicht übel kleidet. Weil ich für diesmal meine Rolle mit ihnen ausgeſpielt hatte, dachten ſie, ich würde mich ſelbſt tödten auf der Bühne, um ihnen, zur Rührung oder Ergötzlichkeit, ein Schauſpiel zu geben; aber es ſtund mir wohl immer beſſer an, *mit ihnen*, als *für ſie* zu ſpielen. Mein Leben, glaubten ſie, hätte ich an einen Thron geſetzt, auf den es mir eingefallen war mich niederzulaſſen, weil ich ihn ledig vor mir fand. Ich hatte das leere Gerüſte ſo oft unter Andern zertrümmert, daß ich ſeine Gebrechlichkeit wohl kannte. Der Fürſt war in mir, in meinem fürſtlichen Geiſte, der die Welt ſich herrſchend unterwarf. Die Laune des Glücks ließ mich einen Thron beſteigen; aber, auch durch die Mauern eines Kloſters von der übrigen Welt geſchieden, wäre ich ſelbſt doch *derſelbe* geweſen, obgleich für Andere nicht dieſelbe Erſcheinung. Den Kaiſermantel habe ich angelegt, weil ich mich zu der Gefälligkeit verſtehen wollte, dem Vorurtheil der Blödſinnigen nachzugeben, die an der Schale hängen, und den Mann nur in ſeinem Kleide finden.

Daß ihre leere Geſchwätzigkeit ſich, in Wort und Schrift, wacker an mir üben würde, war vorauszuſehen. Hatten ſie nicht, ſeit zwanzig Jahren, von zwanzig Erlöſern das Evangelium gepredigt, die ihnen Brod und Spiele geben konnten? Ich habe ihre Vergötterung nicht geachtet, warum ſollte es mich ſchmerzen, daß ſie mich verdammen? Der Gewinn hatte mich nicht gefreuet, warum ſollte der Verluſt mich ſchmerzen? Das Leben gab ich mir nicht, ich werde mir es auch nicht nehmen, ſo lange es einen geringeren Preis gilt, als mich ſelbſt. Es iſt Feigheit und nicht Muth, an ein zufälliges, eitles Gut des Lebens das Leben ſelbſt zu ſetzen. In hundert Schlachten hat mich der Tod gemieden, den ich weder floh noch ſuchte. Ich kenne keinen Feind, vor dem ich zaghaft mich verbergen möchte, auch nicht vor einem feindlichen Leben; und doch bin ich ſo unglücklich nicht, wie die glauben, die mein Glück in Sachen ſehen, die ich nie dafür erkannte. Sich ſelbſt nehmen ſie zum Maaßſtab, an dem ſie Andere meſſen. Das iſt eine menſchliche Schwäche, die ich ihnen ſo oft vergeben habe, daß ich es auch diesmal kann. Darum verwunden ſie mich nicht, wenn ich auch noch ſo offen ſprach und handelte, und gafften mir eben ſo maulaffig nach, da ich einen Thron beſtieg, als da ich ihm entſagte.

Ein Verdienſt habe ich mir wenigſtens um Europa und die Menſchheit erworben, daß ich die Deutſchen zum Gefühle ihrer ſelbſt gebracht. Dies Volk allein, das treu und ehrlich an den Gott im Himmel und an den im Menſchen glaubt, und nicht frech ſeine Luſt zum letzten Zweck der Schöpfung macht, iſt die

Kraft eines großen Mannes werth; und er wird ihm werden.

Die Engländer ſind ein braves, achtungswerthes Volk; aber was ſie ſind, kann kein Staat des feſten Landes ſeyn. Ihre Verfaſſung war früher wohl die beſte; nur Schade, daß ſie ſich mit einer Regierung, die Landkriege führen muß, nicht verträgt, und durch die Bande der Ariſtokratie gebunden, der Zeit, die Freiheit will, und was ſie will, im Sturmſchritt ſucht, nicht folgen konnte. Uebrigens ſehe ich doch kaum, warum der Kontinent ſich ſo ſehr freuet, daß Großbritannien an einem Feſte Theil nehmen wollte, von dem der Kontinent allein die Koſten trägt. Auch habe ich in der Weltgeſchichte kein Beiſpiel gefunden, daß ein Handelsſtaat das Intereſſe der Menſchheit rein bewahrt hätte.

Der Papſt hat großen Ruhm geerntet, und ſich der Sache des Himmels mit beharrlichem Muthe angenommen; aber doch erſt, da ich nach ſeinem Irdiſchen gegriffen hatte. Die Zeit iſt den Abſichten des heiligen Stuhles günſtig. Die Angelegenheiten der Welt ſteigen und ſinken abwechſelnd wie die beiden Schalen einer Waage. Selten ſteht die Zunge im Gleichgewicht. Wer nun den Augenblick wahrnimmt, wo ſeine Schale im Sinken iſt, der darf ſie nur mit dem leichteſten Gewicht beſchweren, um die ſeines Gegners in die Höhe zu werſen. Man muß die Zeit, die Menſchen und ihre Stimmung kennen, und ſie zu benutzen wiſſen. Durch dieſe edle Kunſt werden oft die gemeinſten Weſen wichtig. Hofleute und ephemäre Schriftſteller müſſen ſich derſelben vorzüglich befleißigen, weil ſie ihr Glück nur durch Gefallen machen.

Wer den Taumel zu benutzen wüßte, der die Menſchen jetzt wie toll im Kreiſe dreht, könnte ihnen das Theuerſte entwenden. Bis ſie von dem Rauſche ſich erholen, wäre der Dieb längſt entkommen. Aber ſie werden ihn ausſchlafen, und mit dem Schmerz erwachen, der ſtets der Trunkenheit folgt. Eins werden die Mächtigen nicht verſäumen, um künftigem Frevel gegen den Thron und Altar zu begegnen. Beide werden ſie ſo miteinander verbauen, daß der eine dem andern zur Stütze dient. Wer es wagen ſollte, ſich an einem zu vergreifen, würde ſogleich zwei Feinde haben. Der Krieg, den wir ſeit zwanzig Jahren führten, galt auch mehr den Vorurtheilen des Alterthums, den Inſtitutionen des Mittelalters, dem Feudalweſen und Mönchthum, als die wußten, welche nur für oder gegen Frankreich zu kämpfen glaubten. Der Sieg wurde dem Alten; denn auf das Alterthum gründet ſich jeder unbeſtreitbare Beſitz, des geerbten Adels Anſehen und der Väter Glaube. Daß ſie mich ſo grimmig haßten, hatte keineswegs in der Bedrückung der Völker, wie ſie meine Herrſchaft dießen, ſeinen Grund. Konnten ſie es ertragen, daß ein Menſch aus dem Staube — wie ſie es zu nennen belieben — ſich aus eigner Kraft erhob, und verwegen ſeinen Siz nahm unter den Führern der Völker, ein leichter Plebejer unter den ahnenſchweren Häuſern? Durften ſie es zugeben, daß ein anderes Recht gelten ſollte, als das der Geburt, durch welches man ſo gemächlich zum ruhigen Beſiz kommt, und keine läſtige Konkurrenz zu fürchten hat? Das hätte die ganze alte Ordnung der Dinge umgekehrt! Das böſe Beiſpiel war gegeben, und mußte Alle ſchrecken, die auf dem ſeit Jahrhunderten angeerbten weichen Polſter, in fröhlichem Ueberfluſſe, ungeſtört von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeſchlummert hatten. Sie mußten gemeinſchaftliche Sache machen gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Sie haben in der Gefahr das Bedürfniß einer treuen Verbrüderung erkannt, und werden den geſchloſſenen Bund treu bewahren, damit die Gefahr ſich nicht erneue.

Wenn ſich alles Uebel, das dieſe unglückſchwangere Zeit gebähren wird, nicht ſogleich in ſeiner ganzen abſcheulichen Nacktheit zeigt, dann verdanken wir es einigen guten Menſchen, die das Schickſal auf den Thron berief. Das Unglück hat auch ſie gebildet; und kein Lehrer giebt dem beſſern Unterricht, der zum Glück geboren iſt. In dieſem vergeſſen wir gar leicht die Gebrechlichkeit aller menſchlichen Dinge, unſere eigne Beſchränktheit, und jene ewige Macht über uns, der nichts zu hoch iſt und nichts zu tief. Eigenliebe, Willkühr und Uebermuth ſind der Grundſtoff unſeres Weſens; und wer alles kann, glaubt endlich, daß er alles darf. Eine ſchwere Zeit hat die Fürſten an ihre Menſchlichkeit erinnert; aber der Sohn ſieht in des Vaters Unglück nichts als Unrecht, und glaubt die Gewalt durch ihren Mißbrauch zu ſichern, der gerade das Verderben der Väter war.

So wird es kommen; denn die Zeit macht die Leidenſchaft nicht klug, und wie ſie werden unſere Thorheiten und Verbrechen ewig ſeyn. Karl II. iſt weit ſchlechter, als ſein Vater, und Auguſt's Tugenden waren nicht Cäſars Fehler werth. Wie benutzten beide die friſche blutige Erfahrung? Könnte die Güte der Regenten helfen, dann freilich brauchte Europa an ſeiner Rettung jetzt am wenigſten zu verzweifeln; aber die Krankheit liegt in dem Karakter der Zeit. Wer will ſie von der Selbſtſucht befreien, von dem Eigennutz, dem unerſättlichen Durſte nach Gold, der Eitelkeit, und was noch ſchlechter iſt, der Heuchelei, der Lüge, der ſchamloſen Mummerei, mit der ſie öffentlich der Tugend huldigt, und ins Geheim dem Laſter dient, mit erhabenen Wahrheiten prahlt, die ſie nicht glaubt, und Gefühle äffet, die ſie nicht kennt? Es iſt eine Zeit ohne Wahrhaftigkeit, ohne Glauben und Vertrauen. So ſehr es auch die verruchte Gleisnerei verſteht, das ekelhafte Gift, das die freche Begierde in dem faulen Herzen kocht, auf der frömmelnden Zunge zum lockenden Hönig zu verſüßen, ſo läßt ſich doch der Sohn nicht einmal mehr von dem Vater täuſchen. Was könnte die Welt in dieſer Lage von dem beſten Fürſten hoffen? Antonin, Mark-Aurel und Trajan haben auch mit einem freundlichen Nachſommer das verblühete, abgeſtandene römiſche Reich erwärmt; doch von dem Todesſchlafe des Winters konnten ſie es nicht retten. In ihm mußte das üppige Schlechte mit dem wenigen Guten abſterben, ſollte ein neuer Frühling, die Schöpfung verjüngend, über Europa kommen.

Diesmal wird kein Sturm der Völkerwanderung über dieſen Welttheil gehen, und ihn von der Peſtluft der in Fäulniß modernden Stände und Inſtitutionen reinigen. Aber der Sturm wird ſich in ihm ſelbſt erheben, und fortwüthen, bis die verweſenden und kränklichen Gewächſe, die Gift- und Schmarotzerpflanzen entwurzelt niedergeworfen ſind, daß ein kräftiger Anflug Raum, Licht und Luft gewinne. Die falſche Kunſt, die leere Wortweisheit, die Lüge und Verſtellung, und alles, was mit den Zerrbildern einer übelverſtandenen Kultur verwandt iſt, muß untergehen, und die rohe kräftige Natur mit ihren angebornen Rechten ſiegen über die erſchlichenen Anſprüche des Betrugs und der Heu-

Heſei. Nur der Mächtige, der dieſen Sturm zu führen vermag über die Erde, daß er nicht zum raſenden Orkan werde, und die fruchtbaren Bäume nicht entwurzle mit denen, die keine Früchte tragen, der nur kann die Völker retten. Vielleicht wird er noch, vielleicht auch nie geboren. Ob ihn die Vorſehung aus einem Pallaſte oder einer Hütte nimmt, läßt ſich nicht ſagen; doch wäre jenes, gerade das Unwahrſcheinliche, zu wünſchen, weil dann der Welt die Krämpfe und Zuckungen, die Kriege und Gefahren erſpart würden, unter denen der Bürgerlichgeborne ſich erſt einen Thron bauen müßte. Es wäre freilich nicht unmöglich, dieſer furchtbaren Kriſe zuvorzukommen, wenn der verdienſtlos Begünſtigte Vortheile, die dem Ganzen läſtig ſind, dem Ganzen opfern wollte. Das darf man aber nicht erwarten. Jeder will haben, keiner geben, und ſo muß die Gewalt entſcheiden, wo ſich die ſtreitenden Theile nicht vertragen können. Da die Zeit ſie nicht zu beſſern vermochte, ſo mag Gottes Gericht über ſie ergehen, das an Vielen oft die Sünden Weniger beſtraft, und an den Völkern die Vergehen ihrer Führer und Stellvertreter ahndet.

Daß die verrückte Zeit zu ſich kommen, und ſich finden ſollte mit nüchterner Beſonnenheit, ruhigem Verſtande und mäßiger Billigkeit, wage ich nicht zu hoffen. Menſchen die keinen Gott glauben, und ſich vor Geſpenſtern fürchten; die den ſchöpferiſchen Geiſt mit allen ſeinen mannigfaltigen Anlagen in einigen plumpen Erhöhungen des Schädels gefangen halten, und in den abentheuerlichſten Mährchen von Schlafrednerei und Magnetism eine Brücke in die Welt der Geiſter finden wollen; dieſe Menſchen voll Aberglauben ohne Religion, mit ihrer geſchwätzigen Vielwiſſerei ohne Gedanken und Gefühl, die den Tag nur ſinnen und trachten, wie ſie, durch Wucher, Betrug, Lüge, Eigennutz, Verleumdung, Wohlluſt und Eitelkeit die Erde zum Zucht- und Siechhaus machen können, und Abends bei dem verſtellten Jammer eines Gauklers greinen; die nicht müde werden, andächteleriſch von Menſchlichkeit und edelmüthiger Aufopferung zu plaudern, und, wo ſie es nur können, freche Gewaltthat üben, und raubſüchtig plündern, dieſe Menſchen ohne Karakter, ohne Treue, Glauben und Wahrhaftigkeit, ſind ſchlechte Bürgen einer beſſern Zeit. An eingebildeten Hellſehenden fehlt es freilich nicht, die dieſe Zeit verheißen; aber was wurde nicht ſchon geſchrieben und gedruckt? Nur eine Sündfluth kann dieſen Stall des Augias miſten. Viele glauben das Jahrhundert zu retten, wenn ſie es in das fünfzehnte verkleiden. Das todte Wort halten ſie feſt, und glauben ſo den Geiſt zu bannen; aber der Geiſt wohnt nicht im Worte, ſondern im lebendigen Menſchen. Käme mit der alten Tracht die alte Sitte wieder, dann freilich wäre die Reform durch Schneider zu bewirken.

Werfe ich einen Blick auf mein vergangenes Leben, dann bin ich mit Vielem unzufrieden. Mein Standpunkt, und folglich auch meine Anſicht der Dinge hat ſich geändert. Indeſſen wäre es doch möglich, daß ich, in meine frühere Lage verſetzt, wieder wie früher handeln würde. Wir erſcheinen uns und Andern nur, wie die Zeit, in der wir leben, unſer Bild abſpiegelt. Veränderte Verhältniſſe verändern auch den Menſchen. Setzt Cäſar an Camillus Stelle, und ihr findet dieſen, aber keinen Cäſar mehr. Zur Zeit der puniſchen Kriege in Rom geboren, wäre ich ein Scipio geworden; meine Zeit und mein Volk wollten einen Napoleon.

Jetzt nennen ſie mich einen Uſurpator, und wollen mich, als eingedrungenen Fremdling, aus ihrer Mitte ſtoßen. Sie meinen vielleicht, ich werde mich um die ehrenvolle Verwandtſchaft ſtreiten! Nein, ich habe mit dieſen doppelzüngigen Menſchen nie etwas gemein gehabt. Sie haben mir, ich habe nicht ihnen angehört; und die meine franzöſiſche Abkunft jetzt beſtreiten, hätten, noch vor einem Jahre, mit Freuden ihr eignes Blut verſchworen, um ſich, als Vettern, in das meinige zu lügen. Sind es nicht dieſelben, die mein neues Geſchlecht hinaufführen wollten ins graue Alterthum, um mir auch die Ehre einer hohen Geburt zu retten? Ich aber ſagte ihnen, meine Ahnen gingen nicht über den

18. Brumär. Die jämmerlichen Schwätzer! Als wenn ein ſtaubiges Pergament mit Siegel und todter Schrift mehr gelten könnte, als die lebendige Kraft im Menſchen und das eigne Verdienſt! Der ein Gut gemächlich erbt, wäre alſo beſſer, als der es mit Anſtrengung erworben hat, und ein Recht würde um ſo heiliger, je weiter es ſich von dem entfernt, der es erringen mußte! Wenn der alte Adel einen Werth hat, verdankt er ihn dann nicht dem neuen, ohne den er nicht, was er iſt, geworden wäre? Seltſame Verkehrtheit des Menſchen, der mit dem helleſten Verſtande das Einfachſte verwickelt und das Natürlichſte entſtellt, wenn ihn die Leidenſchaft beherrſcht!

Sagt die Geſchichte nicht, wie Pipin und Hugo Capet auf den franzöſiſchen Thron gekommen ſind, ehe das Geſchlecht des Meroväus und Karls des Großen erloſchen war? Ich aber habe nicht zu Ludwigs Tod geſtimmt. Auf den Thron ſetzte ich mich, weil ich ihn leer gefunden habe. Ich hatte keinen König, ſonſt wäre ich ihm treu geblieben, wie ich foderte, daß man gegen mich es ſey. Jetzt, da nur ſie reden, müſſen ſie auch Recht behalten; aber die Zukunft, bei der die Läſterungen entehrend auf den zurückfallen, der ſie ausgeſtoßen hat, wird ſie richten und mich. Ihr wird nicht entgehen, daß ich freiwillig von dem Kampfplatze getreten bin, freiwillig Anſprüchen entſagt habe, die ich noch geltend machen konnte; denn, bei Gott!

hätte ich Bürgerblut vergießen wollen, die Sache wäre ſo nicht entſchieden worden. Ich ſelbſt war des ekelhaften Spieles müde, bei dem ich mich ſtets von Verrath und Lüge umgeben ſah; und mit welchen abgeſchmackten Mährchen ſie auch die leichtgläubige Einfalt täuſchen möchten, ich ging mit derſelben ruhigen Faſſung nach der Inſel Elba, mit welcher ich den Thron beſtiegen und die Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Jena angeordnet hatte.

# Napoleon Buonaparte's
Anſicht der gegenwärtigen Weltlage;

und

Berichten vom Northumberland.

Geſchrieben im Oktober 1815.

Erſter Bericht.

An Bord des Northumberland, den 10. Auguſt 1815.

Wir haben eine glückliche Fahrt. Leicht durchſchneiden wir die See mit unſerm Schiffe, das den Mann trägt, dem die Welt ehemals zu klein geweſen iſt. Geduldig läßt er ſich nun, in die enge Wohnung von einigen Brettern eingeſchloſſen, nach einer entlegenen, einſamen Inſel führen, er, an deſſen ſtolzem Siegeswagen kaum noch ſo viele Völker zogen. Nicht leicht iſt ein ſchrecklicherer Wechſel des Glückes denkbar; die Erde ward dadurch erſchüttert, und nur den Menſchen hat er unbewegt gelaſſen, der ſo tief durch ihn gefallen iſt. Die Natur dieſes ſeltſamen Weſens iſt wirklich aus den abſpringendſten Extremen zuſammengeſetzt. Bei ihm wechſeln finſtrer Ernſt und vertrauliche Geſprächigkeit, eine ſtarre Todesſtille und die lebendigſte Beweglichkeit, ein düſtres Hinbrüten und eine laute Fröhlichkeit bei Sch[illegible] und Spiel in ſchneidenden Kontraſten. Seit acht Tagen ſinde ich ihn muntrer als je, und er giebt ſich viel mit ſeiner Begleitung ab, weil, wie ich glaube, ſein raſtlos thätiger Geiſt weniger beſchäftigt iſt. Er hat ſogar Augenblicke, in denen er ein vertrauliches Geſpräch zu ſuchen ſcheint, und das Innere ſeiner Seele, einige ewig dunkle Stellen ausgenommen, mit Freimüthigkeit enthüllt. In ſolchen Stunden unterhält er ſich gern mit uns. Das Weſentlichſte ſeiner Aeußerungen laſſe ich durch einen Geſchwindſchreiber ſogleich unbemerkt zu Papier bringen, und theile es Ihnen, nach Ihrem Wunſche, mit. Es iſt wohl unnöthig, zu ſagen, daß Napoleon nicht ununterbrochen ſpricht, wie ich ihn ſprechen laſſe; ſondern ich übergehe die Bemerkungen und Einwendungen der Andern, weil Sie ſeine, und nicht unſre Geſinnungen kennen lernen wollen. Ich werde den Menſchen, der die Welt um ihre ſchönſten Hoffnungen betrogen hat, nie lieben; dagegen empört ſich das Innerſte meines Gemüthes. Aber ſein Karakter, der ernſt und unbeweglich ſcheint wie das Schickſal, und die Kraft und Tiefe ſeines Geiſtes überraſchen mich doch manchmal mit einem unwillkührlichen Gefühle von Bewunderung.

Man bemerkte, als die Rede von der Schlacht bei Waterloo war: Gar Viele wunderten ſich, daß er nicht den Tod des Helden geſucht habe, da er alles verloren ſah. Buonaparte erwiederte: »Kein Menſch, der nicht an ſich ſelbſt verzweifelt, wird an dem unſtäten, wechſelnden Leben verzweifeln, beſonders in unſrer buntſcheckigen Zeit, wo das Alltägliche ſich an das Ungewöhnliche, und das Ungeheure an das Gemeinſte gefällig anſchließt. Wie oft ſtraft der Abend den Morgen Lügen, und was der Tag geboren, ſtirbt in der Nacht! Ich laſſe das Vergängliche an mir vorübergehen, und halte es für beſſer, dem Spiele beſonnen zuzuſehen, als mich ſelbſt um eine Kleinigkeit auf's Spiel zu ſetzen. Ich denke: Die Welt iſt für mich, nicht ich für ſie. An dem Grabe bleibt mir immer noch ein Entſchluß, in ihm nicht mehr. Ich tadle den jüngern Cato, der vielleicht ein vortrefflicher Stoiker, aber gewiß ein ſchlechter Staatsmann und Feldherr geweſen iſt. Hätte er den Muth gehabt, ſich, da alles verloren ſchien, wie Hannibal ſeinem Vaterlande zu erhalten, Caſars Reich wäre dann nicht durch Auguſt geſchändet worden. Der große Karthager machte aus der Schlacht bei Zama nicht den letzten Auftritt des fünften Aktes ſeines Lebens, ſondern den erſten; und wahrhaftig die Entwickelung wäre anders ausgefallen, hätte er in den Gegnern Roms nicht erbärmliche Menſchen, orientaliſche ſchlaffe Könige gefunden, die ihr Schickſal traf, wie ſie es verdienten. Da aber Hannibal in Gefahr kam, den Triumph ſeiner Todfeinde, nach römiſchem Brauch, zu ſchmücken, und ſchmählich zu enden, wie ſo viele gefangene Könige vor ihm geendet hatten, da — hörte er auf zu leben. Wer hat je die Heldenſeele darum getadelt, daß ſie erſt dann zu ſterben den Entſchluß faßte, da ihr keine Hoffnung mehr lebte? Ich war nie in demſelben Falle, und hatte weder Römer noch einen treuloſen Pruſias zu fürchten. Es ſcheint, der Selbſtmord hat ſich bei unſrer romantiſchen Zeit in Gunſt geſetzt. Iſt es aber wahrer Muth und wirkliche Geiſtesſtärke, wenn der Knabe ſich vor der Ruthe des ſtrengen Lehrers durch einen Selbſtmord flüchtet, und ſterben will, wenn die Suppe nicht zur gewöhnten Stunde auf dem Tiſche ſteht? Mir thut der Gedanke wohl, vor keinem Feinde zu zittern, ſelbſt nicht vor einem feindlichen Leben. Wer konnte übrigens den Erfolg der Schlacht in ſeinem ganzen Umfange vorausſehen? Das Schickſal, ein Zufall ſpielt oft mit unſern größten Entwürfen, beſchämt die Weisheit, macht den Vernünftigen zum Thoren, und ſetzt der Feigheit die Krone des Muthes auf. Aber das weiß ich: Hätte beim Tage die Schlacht ſich gegen mich entſchieden, meine bekannte Stimme würde die Braven um mich geſammelt, und mein Anblick ſie mit neuem Muthe erfüllt haben. Uebrigens hat man Unrecht, mir zuzurechnen, was Ney und Grouchy gegen meinen Befehl gethan.«

Einige lächelten über die feine Art, mit der er uns den Ruhm des Tages ſtreitig zu machen gedachte. Es entging ihm nicht, und ſchien, als wolle er die Zweifler mit einem glühenden Blick durchbohren, ohne eine Miene zu verändern. Ich bemerkte, um dem Geſpräche eine andre Wendung zu geben, er bringe doch eine gar leichte Fracht von Hoffnung nach dem Orte ſeines neuen Aufenthalts. »Furcht und Hoffnung, erwiederte er, iſt eine Schwäche des thörichten Menſchen. Wir machen nicht Wind noch Wetter, und können den Wechſel der Jahreszeiten weder herbeiführen noch verzögern; aber der Kluge vergißt nicht, ſich mit der Kleidung zu verſehen, wie ſie die wechſelnde Jahreszeit fodert. Auf die Dauer der menſchlichen Angelegenheiten ſoll Niemand mit Gewißheit zählen; wer aber auf ihre Unbeſtändigkeit ſetzt, zieht ſicher keine Niete.« — Ich war im Begriffe, die Bemerkung zu machen, er habe ſeine eigne Lehre ſchlecht befolgt, und ſich in Rußland nicht mit dem Kleide verſehen, wie es der Witterung des Landes angemeſſen war; aber ich wollte ihm ſeine gute Laune nicht verderben, und erinnere überhaupt nicht gern einen Leidenden an die Urſache ſeiner Leiden. Es iſt übrigens auch eine gar gemeine Klugheit, begangene Fehler zu bemerken. Steht das Ei des Columbus auf der Spitze, dann ſagt Jeder, die Naſe rümpfend, das habe er auch gekonnt. Napoleon mochte aber doch aus unſerm Schweigen auf das ſchließen, was in uns vorging, und fuhr nach einer kurzen Pauſe fort: »Die Fehler, die ich begangen habe, ſind ohne Zweifel groß;

ich hätte aber vielleicht andre noch größere begangen, wenn ich jene hätte vermeiden wollen. Ich that, meiner Natur getreu, zu was mein Inneres mich trieb. Wäre gelungen, was ſie ſcheitern ſahen, ſie hätten mich als den Einzigen in der Weltgeſchichte geprieſen. Ich hatte Unglück, und bin ein Thor. Andre hatten nicht wie ich gewagt, und darum auch nicht wie ich gewinnen und verlieren können. Darin beſteht ihre Klugheit. Iſt aber ein Thor, wer unternimmt, was dem Volke unmöglich ſcheint, dann hat Plutarch das Leben von Wahnſinnigen geſchrieben, und der größte Thor war ich bei Lodi und Marengo. In der Fieberhitze hätte ſich wohl Niemand, vor zwanzig Jahren, meine Laufbahn träumen laſſen; ich war glücklich, und hatte Recht. Das iſt des Volkes Urtheil. Meine Zeit und den Menſchen kannte ich, doch nicht die Menſchen. Ich habe ſie zu wenig verachtet, und ihnen zu viel vertraut. Ich zählte auf die Ergebenheit der Meinigen, weil ſie mir ihr Glück verdankten, und durch mich nur bleiben konnten, was ſie geworden waren. Doch der Durſt nach Gold und Ehre hatte ſie an mich gefeſſelt; wie ſollten ſie noch an mir hängen, da ſie geſättigt waren? So lange ihnen von mir zu hoffen und zu wünſchen blieb, folgten ſie der Fahne meines Glücks. Das hätte ich bedenken ſollen. Wie Blutſauger hatten ſie ſich an mich gelegt; ſie waren voll, und fielen ab. Wer würde das nicht natürlich finden?«

Man fragte, was er von der gegenwärtigen Lage Europa's und den Ausſichten in die Zukunft halte. »Noch, antwortete er, liegen die Würfel nicht. Es hängt von einer leichten Wendung der Hand ab, die ſie wirft, ob der Welt ein beglückender Friede, oder ein langer furchtbarer Kampf werden muß. Es gehört ein mächtiges Wort dazu, um den Sturm zu beſchwören, der über die Erde geht, und ich ſehe noch nicht, wer es ſprechen ſoll. Ich fürchte, Europa hat ſich in Rußland ſeinen Sieger groß gezogen, wie das bethörte Griechenland ehemals den ſeinigen in Mazedonien. Die Aehnlichkeit mag etwas hinken; doch werden wir ſehen, daß ſie auch hinkend geht. Unſre Staatskunſt arbeitet, was die Maſſe betrifft, ins Große. Die Alten hatten weniger Stoff, aber mehr Geiſt, ihn zu beleben. Rußland, an den Eispol gelehnt, hat den Rücken frei. Seinen Menſchen wird es an jedem Orte der Fremde beſſer, als in der Heimath. Im Auslande führt es den Krieg mit weniger Gefahr und Koſten, als andere Völker, und im eignen Lande angegriffen, läßt es den feindlichen Boden und Himmel, wie früher die Scythen, für ſich kämpfen, und die fremden Heere in ſeinen Schneewüſten zu Mumien erſtarren. Seinen Völkern ſtehen zwei Welttheile offen, es ſelbſt keinem Volke. Es verbindet die Mäßigkeit und rohe Kraft des Barbaren mit der Liſt und Gewandtheit der Ziviliſation, und zu dem dummen

Gehorſam ſeiner Völker geſellt es die ſchlaue Regierungskunſt ſeines Kabinets. Der gefährlichſte Alexander wird noch kommen. Die franzöſiſchen und deutſchen Demoſtheneſe haben ihre Philippiken an mich verſchwendet; ſie hätten wohl daran gethan, ſich einiges am Süden zu erſparen, was ſie gegen den Norden gewiß noch brauchen könnten. Im entſcheidenden Augenblicke zähle ich indeſſen auf den Haß der braven Polen.

»Die Britten ſind ein Volk, in deſſen Phyſiognomie noch Züge aus dem Alterthume liegen. Die meiſten übrigen Nationen ſind abgeſchliffene Münzen, an denen das Gepräge nicht mehr zu erkennen iſt, und die man umſchmelzen muß, ſollen ſie wieder als vollwichtig im Kurſe gelten. Englands Politik hat den deutſchen Muth und die ſpäte Begeiſterung zu guten Prozenten angelegt. Sie hat vorläufig nicht übel gerechnet, wenn ſie ſich vielleicht mit Deutſchland nicht — wie mir es ging — verrechnen ſollte. Keine Macht hat ihren Zweck ſo ganz erreicht, wie England. Die vier Welttheile, die es nicht mehr entbehren können, ſind ihm zinsbar. Von ſeinem Ozean umgürtet, auf dem es in ſtolzer Sicherheit den Kontinent durch ſeine Bedürfniſſe am ſicherſten beherrſcht, hält es die Meere unter ſeinem gebietenden Dreizack, und kein fremder Matroſe darf, ohne ſeinen Willen, im Salzwaſſer ſich die Hände waſchen. Was mich mit ſeinem Kabinet entzweite, war warlich nicht die Rechtmäßigkeit, auf die es nur zu halten ſcheint, wenn ſie einträglich wird. Frankreich hatte, durch ſeine Siege, den blühenden Zuſtand ſeines Ackerbaus, und das Steigen ſeiner Induſtrie, eine Stufe von Macht, Anſehen und Wohlſtand erſtiegen, den die Eiferſucht der andern Staaten unerträglich fand. Beſonders verdroß es England, daß wir es entbehren lernten. Hätte ich ſein Weltmonopol anerkannt, unſre Induſtrie vernichtet, und mich der Diktatur ſeiner Seemacht gefällig unterworfen, wie gern würde es den Uſurpator auf dem franzöſiſchen Thron geſehen haben! Mit dem alten königlichen Geſchlechte, dachte es, kämen auch die guten alten Zeiten wieder, wo unſre Handelsleute ſeine Faktore waren; und es hat ſich nicht betrogen. Durch die Einführung der Bourbons iſt in Frankreich ein Gährungsſtoff geworfen, der das unglückliche Land ſo bald nicht zur Ruhe kommen läßt. Die alte Eiferſucht Englands kann ſich an dem gräßlichen Schauſpiel weiden; ſie hat die gedemüthigte Nebenbuhlerin in den erſten dreißig Jahren nicht zu fürchten. Uebrigens wäre der Beweis ſehr leicht zu führen, daß die engliſche Regierung die früheſten Beiſpiele der Zerſtörung alles öffentlichen Rechtes gegeben hat. Seit Pitt beſonders nahm bei ihr die Gewalt die Stelle der Grundſätze, und der Vortheil die der Gerechtigkeit ein. Die Engländer ſind ein großes Volk. Es iſt aber mit Völkern wie mit einzelnen Menſchen:

Die Großen kommen die Kleinen etwas hoch zu ſehen. Was das große Britannien betrifft, ſo weiß man in vier Welttheilen davon zu reden. —

„Das verwegene Spiel, das ſie in Frankreich treiben, nimmt kein gutes Ende. Sobald wird der Franzoſe die Adler nicht vergeſſen, die ihn zu Sieg und Ruhm und Beute führten; er würde ſelbſt des ruhigen Glückes müde, könnten auch die Bourbons es ihm geben. In deſſen Bruſt das Feuer der Begierde nach Auszeichnung gezündet hat, der koſtete vom Baum der Erkenntniß, und iſt für das Paradies des ſtillen Lebens verloren. Man müßte die nahe Vergangenheit vernichten, und die Erinnerung aus dem Gedächtniſſe von zwanzig Millionen Menſchen tilgen: daß kein Vorurtheil dem Muthe und der Kraft die glorreiche Bahn der Ehre bis zu den Stufen des Throns verſchloß, und daß in der Wagſchale der Gerechtigkeit der Nachrichter ſo viel als der Kanzler vor dem Geſetze wog. Das müſſen ſie vergeſſen, ſoll anders das neue Werk gelingen. Man hat auch Unrecht, ſo oft an den großen Heinrich zu erinnern. Kann der vermögende Ahnherr mit ſeinem reichen Mantel des dürftigen Enkels Blöße decken? Heinrich war tapfer und ohne Vorurtheil, im Rath wie im Felde den Seinigen Beiſpiel und Muſter. Jetzt hat das Volk den Ruhm von fünf und zwanzig Jahren und die Aufklärung eines Jahrhunderts vor ſeinen Königen voraus.

In ſeinen Anſichten über die Rechte und Pflichten des Bürgers kann und will der Adel nicht aus dem ſchönen Mittelalter, in das den Bürger aber weder das Schwert des Ritters treiben, noch die fromme Ermahnung ſeiner Prediger ſchwätzen wird. Schwerlich ſehnt ſich der Landmann je wieder nach den geprieſenen Zeiten der Leibeigenſchaft und des Fauſtrechts, der Frohnen und des Zehenten, oder der Kaufmann nach dem Vortheil der Geleite.« —

»Die Bourbons können nicht mehr über Frankreich herrſchen. Vergebens ſucht man den abgeſtorbenen Aſt wieder auf den grünen Baum zu zweigen. Nicht nur fremd, ſelbſt feindlich ſind ſich die alte Dynaſtie und das neue Volk geworden. Der Bürger kann ſo wenig vergeſſen, was er iſt und hat, als der Adel, was er war und hatte. Dieſen erbitterte die Erfahrung nur, anſtatt ihn zu belehren. Die Ausgewanderten betrachten die zwanzigjährigen Uebel und Leiden, die ſie erduldet, als ein Kapital, das ſie nun von dem Volke mit guten Zinſen zurückerwarten. Nicht nur was ſie früher hatten, wollen ſie wieder haben, ſondern auch Erſatz für das Entbehrte und Schmerzengeld, und Bürgſchaft, daß ſich das freche Volk nicht mehr an ihnen verſündige. Nach ihren Grundſätzen der Rechtmäßigkeit folgte Frankreich tauſend Flüchtlingen, die ihren armen Stolz und ihren Haß gegen das Vaterland von einem Staate zum andern trugen. Mit den Ausgewanderten war Frankreich ausgewandert, und auf dem heimiſchen Boden nur der Pöbel — der die Welt freilich mit dem Ruhme ſeiner Thaten erfüllte — zurückgeblieben. Vergebens ſucht man dieſem die Rechtmäßigkeit des Alten einzupredigen. Es iſt, als predige man einem rüſtigen Manne die Rechtmäßigkeit der Anſprüche einer lange todt geglaubten Frau, von der er ſich in aller Form geſchieden hatte. Sein Herz führt ihn zur Geliebten, mit der ihn mehr als das todte Wort, ſeine lebendige Neigung vermählt. Ich weiß nicht, wie man ſich in dieſem Punkte nur einen Augenblick täuſchen kann. Ueber zwanzig Jahre liegen, als ein tiefer Abgrund, zwiſchen dem Volke und den Bourbons, und in dieſe zwanzig Jahre ſehen wir zwei Jahrhunderte gedrängt, in denen alles anders ward. Es iſt ein andres Geſchlecht, das ſeine Neigungen und Gewohnheiten, und — was man nicht vergeſſen darf — größtentheils ſein Eigenthum gewechſelt hat. Sie wollen herrſchen, ſey es auch über Trümmer; ſo fodert es das Recht. Sie werden aber, dafür bürge ich, ein ſchweres Stück Arbeit finden. Ueber Frankreich liegt ein furchtbares Gewitter, das die Nation zerſtören würde, könnte es ſich nicht in ſich ſelbſt oder nach dem Auslande entladen. Auch das Letzte iſt zu erwarten; denn wie man Frankreich, gegen die Natur des Menſchen und die ewige Erfahrung frevelnd, zweideutig geſtellt hat zwiſchen gedankenloſe, ſchmähliche Unterwerfung und den Aufſtand der Verzweiflung, muß es wie das neue Polen untergehen, oder ſich wie das alte Rom erheben. Es war verwegen, ihm dieſe Wahl aufzudringen; denn die Widerſprüche und Wunder der Jahre 13 und 15 kommen ſo leicht nicht wieder. Der Zweck der verbündeten Fürſten iſt erreicht, und die Erblichkeit in dem vollen Genuſſe ihrer Rechte. Darin, aber auch nur darin waren ſie Alle einig, weil es Allen eine gemeinſchaftliche Sache galt. Das Palladium der Throne, die Heiligkeit der Erbfolge, iſt gerettet; jetzt geht die alte Sache wieder die alte Bahn nach altem Brauche. Brennbaren Stoff haben ſie durch die gewaltſame Verbindung des Unverträglichen gehäuft. Der Blitz darf nur an einem Punkte zünden, und das weite Reich ſteht in lichten Flammen. Lähmen mußte man die Kraft eines mächtigen und ſtolzen Volkes, oder ſie ehren. In dem fürſtlichen Rathe ſaß kein Herennius, ſonſt hätten ſie das beſiegte Frankreich nicht unter das Joch von Caudium gebeugt, und den Stachel der Rache tief in das von Wuth entflammte Herz gedrückt. Ergreift die lüſterne Begier eine ſchwache Seele, dann bleibt ſie ſcheu zwiſchen der Tugend und der Sünde ſtehen. Es wird ihr gleich ſchwer, die Verſuchung zu bekämpfen und ihr nachzugeben. Das mag im bürgerlichen Leben noch verdienſtlich ſeyn, weil das ſtrafende

Geſetz nur die erwieſene That verfolgt. Für Staaten aber, wo der Wille ſo weit gehen darf als die Kraft, iſt die größte Sünde, den ſtrafbaren Willen zu erklären, ohne ſich die Strafloſigkeit durch die That zu ſichern. Nicht die Abſicht, und wäre ſie noch ſo böſe, iſt in der Staatskunſt ein Verbrechen, ſondern nur das Unvermögen, ſie zu erreichen. Darum iſt in ihr Dummheit auch verderblicher als Schlechtigkeit.«

»Soll Frankreich fallen, dann fällt es nur durch ſich. Ein großes Volk kann nur ſelbſt ſich verderben oder retten. Auf jenes iſt es angeſehen; aber in dieſer Nation lebt die reproduktive Kraft des Polypen, der auch zerſchnitten ſich ergänzt. Ihre Eitelkeit liebt nur ſich, ihr Land, ihre Sprache, kurz was von ihr kommt und ihr angehört, ſogar ihre lächerliche Thorheit. Der Franzoſe mag als Soldat ſich Ruhm und Beute in der Fremde ſuchen, als Schauſpieler und Tanzmeiſter die Welt durchziehen, oder als Sprachlehrer das Licht der Aufklärung, wie er in ſeinem Dünkel meint, in die finſtern Regionen des Auslandes tragen, immer bleibt ſein letzter Zweck, ſich mit dem Erworbenen in das liebe, herrliche Frankreich zurückzuziehen, wo allein er das Leben wirklich lebt. Dieſer Zug, über den viel geſpottet wurde, macht die Franzoſen zu einem Volke, da der Deutſche mit ſeinem Verſtande, der allenthalben das Wahre, Gute und Nützliche nach Verdienſt ſchätzt, allenthalben zu Hauſe iſt, und gerade in ſeinem Vaterlande oft am wenigſten. Alle Völker, die in der Geſchichte eine Rolle ſpielen, haben eine unbeſcheiden hohe Meinung von ſich ſelbſt; ich darf mit den Engländern nur die Griechen und Römer nennen.«

Was ſollten wir zu dieſer unhöflichen Artigkeit ſagen? Wir ſchwiegen, um ihn in ſeinem politiſchen Glaubensbekenntniſſe nicht zu unterbrechen. So anhaltend und offen hatte er noch nicht geſprochen, und wir hörten ihm alle mit Wohlgefallen zu. Dieſe Aufmerkſamkeit ſchien ihm zu ſchmeicheln, und nach einer Pauſe, in der er, wie wir zu bemerken glaubten, etwas unterdrückte, das ihm auf der Zunge lag, fuhr er fort: »In wenigen Jahren ſahen wir gar viel ſich ändern; und die Staatsmänner, die früher in die Schule gingen, mögen ihre Handbücher revidiren. Doch iſt alles Vorausſagen trügeriſch, weil, wie wir wiſſen, die Naſenſpitze einer Cleopatra, oder ein Sandkorn in Cromwell's Blaſe die Geſtalt ganzer Reiche verändern kann. Beſonders treibt die neuere Zeit ihre Gauklerkünſte weit; hat man ihr ein Taubeney untergelegt, dann brütet ſie einen Gukguk aus. — Es ſind ſchon drei Jahre, daß mir Preußen verdächtig ward, und ich vor ihm warnte. Ich ſah es wohl kommen, achtete es aber nicht, weil ich die franzöſiſche Revolution geſehen hatte. In der neuern Zeit hat ſich ſein Volk großen Ruhm erworben.

Den Geiſt, der es beſeelt, habe ich geweckt. Was es iſt, ward es durch mich; doch — bemerkte er lächelnd — hätte ich auf ſeinen Dank verzichtet, den es mir bei Mont-Saint-Jean gar erkenntlich abgetragen hat. Es hing von mir ab, dieſe Macht zu zertrümmern, und ich habe ſie durch Anſtrengungen und Spott zum Gefühle ihrer ſelbſt gequält. Alle halbe Maasregeln ſind verderblich. Die Regel kennen wir; aber aus Eitelkeit oder Trägheit wiſſen wir nicht immer, wo ſie angewendet werden muß. Seit ſeinem Erwachen bereitet ſich Preußen mit aufſtrebendem Muthe zu einer bedeutenden Rolle vor. In ſeinem Innern regt ſich ein thätiges Leben, das ſeinem Volke viel verſpricht, verirrt ſich die freie Thätigkeit nicht zum gefährlichen Mißbrauch. Da Preußens Stärke weniger auf phyſiſchen als moraliſchen Mitteln beruht, ſo wird es dieſe vorzüglich zu erhalten und zu vermehren ſuchen; darum wird es dem Zeitgeiſte mit ſeinen Anſprüchen freundlich entgegen kommen, und liberalen Geſinnungen und freien Inſtitutionen ſeinen Schutz gewähren. In dem getheilten Deutſchland wird es ſich um die Hegemonie bewerben, und ſie auch leicht erhalten, weiß es ſich nur die öffentliche Meinung bleibend zu gewinnen. Vielleicht . . . .«
Er nahm bei dieſem Worte Tabak, ſah einige Augenblicke auf die hüpfenden Wellen, und als hätte er den Eingang vergeſſen, fuhr er fort: »Wenn die Landleute

in der Nähe von Gebirgen das Wetter voraus wiſſen möchten, dann ſehen ſie nach denſelben. Preuſſen liegt als ein ſolcher Berg in Deutſchland; nach ihm muß man ſehen, ob ſich ein Gewitter ſammelt. Es iſt, mehr als ein Staat in Europa; zu einer groſſen Umwälzung reif. Die ſchwerſte Kunſt der Regierung in dieſer Lage iſt die, zu rechter Zeit zu widerſtehen und nachzugeben; beides kann gleich gefährlich werden. Der König und die rechtlichen Leute haben die Erfahrung unſrer Revolution für ſich; es kommt nun darauf an, ob ſie dieſelbe zu benutzen wiſſen.«

»Oeſtreich wird wegen ſeiner alten Rechtlichkeit gerühmt und ſein Fürſtengeſchlecht iſt durch ſeine Tugenden bekannt. Alles blieb hier beim Alten, und bewegt ſich im breiten, wohl bekannten Geleiſe, unbekümmert um das Leben und Treiben in der Fremde. Der Menſch iſt hier mit den Bedürfniſſen ſeines Körpers ſo beſchäftigt, daß die geiſtigen nicht leicht zur Sprache kommen; und was er nicht kennt, entbehrt er nicht. In den Buchläden mag es ſtill und öde ſeyn, regt es ſich nur in der Küche laut und emſig. Das Volk iſt glücklich, hat es ſeine gute Koſt und Feiertage. Ich table es darum nicht, und liebe ſeine unbehülfliche Ehrlichkeit und anſpruchloſe Herzensgüte mehr als die pfiffige Spitzbüberei und die aufgeklärte Schlechtigkeit. Den Menſchen ſichert nichts gewiſſer gegen das Böſe, als wenn er es nicht kennt. Iſt ſeiner Neigung das Laſter lieb geworden, dann gelingt es ſeinem Scharfſinne auch, es zu entſchuldigen oder gar zur Tugend zu vernünfteln. So iſt die öſtreichiſche Monarchie, in ihrer gegenwärtigen Lage, als ein feſter Anker zu betrachten, an dem das Schiff, welches die Ruhe und den Frieden mancher Nationen trägt, mit Sicherheit ruhet. Von wie vielen Staaten kann man das jetzt ſagen in der beweglichen, ſtürmiſchen Zeit? Alle Einrichtungen der Vorwelt ſchwanken, das Gebäude der politiſchen Inſtitutionen iſt bis in ſeine Grundveſten erſchüttert, in den Gemüthern hat ſich ein entſchiedenes Mißvergnügen mit dem Beſtehenden und eine unbeſtimmte Sehnſucht nach Veränderung feſtgeſetzt; und alle dieſe böſen Zeichen der Zeit kündigen keine ganz friedliche Zukunft an. Dazu kommt dann noch die politiſche Lage von Europa, die uns auch nichts weniger als ausgeglichene Intereſſen, eine ruhige Haltung und verſöhnte Leidenſchaften zeigt. In dieſem leicht aufbrauſenden Meere widerſtreitender Vortheile und Neigungen ruhet die öſtreichiſche Monarchie gleich einem friedlichen Eilande auf bewegter See. Doch nehme ich die italieniſchen Staaten aus, die den Vulkanen näher liegen und von ihrem brennbaren Stoffe etwas in ihren Eingeweiden tragen. Daß Murat ſcheiterte, ſoll ſie nicht ſicher machen; denn was dem Cinna fehlſchlug, iſt dem Sulla und Cäſar gelungen. — Zum Wohl der Menſchheit und zum Beſten von Europa, das jetzt ſo ſehr einer großen Macht bedarf, an die es ſich anlehne bei einer gewaltſamen Erſchütterung, wünſchen gar Viele eine enge freundſchaftliche Verbindung zwiſchen Oeſtreich und Preußen. Die iſt wirklich ſehr zu wünſchen, wenn Deutſchland nicht ruſſiſch werden ſoll. Ich aber fürchte in dieſer Hinſicht mehr, als ich zu hoffen wage.«

»Ob Oeſtreichs Politik ſich in der letzten Zeit nicht ſchrecklich betrogen habe, mag ich nicht entſcheiden, weil man ſagen könnte, ich ſpräche für mich ſelbſt, und mein Urtheil ſey durch mein Gefühl beſtochen. Aber der verlorne Augenblick kommt für dieſe Macht nicht wieder, und ſie wird, fürchte ich, der entflohenen Gelegenheit mit ſchmerzlichem Bedauern auf den Rücken ſehen. Wo hat ſie einen treuen Freund? Vielleicht in Rußland, das mit ſeinen ehrgeitzigen Entwürfen, die eine gewaltige Macht unterſtützt, immer gegen den freundlichen Süden drückt, und Oeſtreich auf ſeinem Wege finden muß? Vielleicht Preußen, das ſich in Deutſchland zu befeſtigen ſuchen wird, und hier nur auf Oeſtreichs Gefahr und Koſten gewinnen kann? Vielleicht in Frankreich, deſſen Könige mit Zittern ihren Thron ſchon wanken ſehen, ſpricht einer nur den Namen aus, der bei dem Volke, das ſie das ihrige nennen, Erinnerungen und Hoffnungen weckt, die ſie an ihre Sterblichkeit erinnern? Nie werden die Bourbons einem Lande trauen, in dem mir ein Sohn und eine Gemahlin leben. Es iſt aus; zweimal kommt derſelbe Augenblick nicht wieder.« — In ſeiner Stimme lag der Ausdruck eines zurückgehaltenen Schmerzes, der uns erſchütterte. — »An dem erſten Brutus, fuhr er mit einem finſtern Ernſte fort, wird die glühende Liebe des Vaterlands gerühmt, die ſelbſt die Vaterliebe zu ſeinen Kindern verzehrte. Er ließ die ſtrafbaren Söhne, die ſich gegen die Freiheit Roms verſchworen hatten, unter ſeinen Augen durch des Henkers Hand enthaupten. Warlich ein großer Sieg des männlichen Geiſtes über das väterliche Herz! Mir ward vom Vater die eigne Tochter, dem Manne die Gattin mit dem Sohne zurückbehalten. Gegen mich waren Bande ohne Kraft, welche die Natur, der Staat und die Religion geheiligt haben. Sein Kind, den Vortheil ſeines Hauſes und ſeines Staates hat der Monarch geopfert. Glaubte er, daß die Ruhe von Europa, das Glück der Völker, das Heil der Menſchheit dieſes ſchreckliche Opfer forderte, und hat es gebracht; der Vater mit blutendem Herzen gethan, was dem Fürſten die Pflicht gebot, dann iſt er größer als alle Großen ſeines alten Hauſes, und ich bewundere die That, obgleich ſie mich tiefer beugte, als der zweimalige Verluſt des ſchönſten Thrones. Siegte aber der Stolz der Geburt, der Grundſatz der Rechtmäßigkeit, dann....«

— Er ſah mit einem ſtarren Blick in die weite See, und ſchwieg, wie es ſchien, im Kampfe mit einem tiefen verborgenen Schmerz. »Man hat alles gegen mich aufgeboten, ſprach er dann, das finſtre Auge noch immer auf das Meer gerichtet; der erſte Zweck iſt erreicht. Die Gegenwart, die Mutter kennen wir; das Kind aber, das ſie unter dem Herzen trägt, und zu dem ſie ſich mit Stolz die Väter nennen, kennen wir nicht. Wer mag uns dafür bürgen, daß es ſeine frevelnde Hand nicht gegen ſeine Erzeuger aufhebt, und zum Vatermörder wird? Ich fürchte, einige Kabinete haben, um mich und Frankreich zu überbieten, einen Wechſel unterzeichnet, der, wenn er fällig wird, ſchwer zu bezahlen iſt. Man brauchte das Volk; und um es zu großen Anſtrengungen und Opfern zu beſtimmen, machte man der Fürſten Sache zu der ſeinigen. Der Vollendung ſeines Glückes ſollten nur die Fremden noch im Wege ſtehen; nur ſie verzögerten den erſehnten Augenblick ſeiner gänzlichen Befreiung. Das Volk glaubte, machte die Anſtrengungen, brachte die Opfer. Die Fremden ſind entfernt — der Termin kommt näher — der ungeſtüme Gläubiger dringt auf Zahlung.... Sie kennen die Fabel von dem alten Wolfe und den jungen Hunden?« — Ich kenne ſie nicht, erwiederte ich. — »Nun, ſagte er, mit dem alternden Wolfe wollte es nicht mehr gehen. Bei Angriff und Vertheidigung verließ ihn die alte Kraſt, und folglich auch das alte Glück. Da verband er ſich mit jungen Hunden, die auch noch Neulinge in dem Gewerbe waren, zur gemeinſchaftlichen Jagd. Die Sache ging vortrefflich, ſo lange das gemeinſchaftliche Bedürfniß den Bund zuſammenhielt. Endlich aber wurden die Hunde größer, der Wolf ſchwach und zahnlos; und da es zur Theilung der Beute kam, war dieſer froh, mit — Nichts davon zu kommen.... Ein zweites Kunſtſtück, das die Sache des Volks wieder zu der des Fürſten macht, dürfte nicht ſo leicht gelingen. Jenes hat beim Spiel zu viel in die Karte geſehen. Indeſſen, denke ich, ſoll Europa, obgleich die Jungfrau, ſeit Jupiters Zeiten, etwas alt und vielleicht eine Betſchweſter oder Gelehrte geworden iſt, ſich doch nur einem braven Donnerer ergeben.

Zweiter Bericht.

Am Bord des Northumberland, den 23. Auguſt 1815.

Wir ſegeln auf der Höhe von Madera, wo wir Wein und einige Erfriſchungen aufzunehmen gedenken. Ich glaube, daß ich Ihnen von da meine Berichte mit ſicherer Gelegenheit überſchicken kann, und eile mich darum, den weſentlichſten Inhalt der Unterredung in den letzten Tagen noch abzuſchreiben. Buonaparte hat wirklich Augenblicke einer ungezwungenen Aufrichtigkeit, in denen er ein andrer Menſch zu ſeyn ſcheint. Unſre Unterhaltung hat an Lebhaftigkeit nichts verloren; die Einſamkeit auf den unermeßlichen Ozean und das tägliche, enge Beiſammenleben erzeugten im Gegentheil eine gewiſſe Vertraulichkeit, deren wir das Gemüth dieſes Mannes nicht fähig glaubten. Ich täuſche mich ſehr, oder er ſelbſt betrachtet ſeine Laufbahn als geſchloſſen, und ſieht auf ſein vergangenes Leben, wie ein Menſch, der mit der Welt ſeine Rechnung geſchloſſen hat, von dieſem

Daſeyn nichts mehr hofft, und ſeine Fehler und Irrthümer wie mit dem Blicke eines Fremden erkennt. Seine Bemerkungen haben, ich geſtehe es aufrichtig, ein groſes Intereſſe für mich, obgleich er mich mit ſeinem frühern Leben nie verſöhnen würde, und wenn er nun auch anfing, das eines Heiligen zu führen.

»Es iſt ſchwer zu ſagen, äuſerte er in einem Geſpräche über die gegenwärtige Weltlage, was die Zukunft bringen wird; ich aber fürchte mehr, als ich zu hoffen wage. Unläugbar wird diejenige Regierung die gröſte und ſicherſte Rolle ſpielen, die den Geiſt der Zeit am beſten erkennt und ſeiner Stimme folgt. Viele wollen ſein Daſeyn noch bezweifeln; ſie werden an ihn glauben lernen, wenn ſie ihre Finger in die eignen Wunden legen. Jede Zeit hat ihren herrſchenden Karakter, der ſich zeigt und verſchwindet, ohne daß man mit Beſtimmtheit weiß, woher und wie er kam, und wo er wieder hingegangen iſt. Das begreifen ſie doch, daß man jetzt vergebens der frommen Chriſtenheit einen Kreuzzug predigen würde, und daß kein zweiter Hildebrand die Kronen der Monarchen unter ſeinen Pantoffel brächte. Daß es möglich war, und nicht mehr iſt, das liegt im Geiſte der Zeit. Er gleicht den Strömungen gewiſſer Meere, den Paſſatwinden, die aus einer beſtimmten Gegend kommen; kein vernünftiger Schiffer wird es ohne Noth verſuchen, ſein Fahrzeug mit Gewalt gegen ſie anzutreiben. Dieſer Geiſt iſt nicht gerade der mächtigſte, weil er der beſte iſt. Er hat das Aehnliche mit dem Trumpf im Kartenſpiel, daß, was ſeine Farbe trägt, jede andre ſticht. Ich möchte ſagen, der Zeitgeiſt gebe die Zeichnung zu dem Gemälde, das die Geſchichte aufzutragen hat, die handelnden Perſonen aber, in ihrer Individualität, geben die Geſichtsbildung, die Farben und die Vertheilung von Licht und Schatten. Meine Zeit brauchte mich, darum hat ſie mich gefunden; wäre ich es nicht geweſen, dann war es ein Andrer — ein Marius, Cäſar, Cromwell oder Napoleon. Daß gerade ich es war, das vermählte meinen Geiſt mit dem der Zeit, und gab dieſer jenen Ausdruck in der Bildung, den ſie ohne mich nicht haben konnte. In den Tagen des Römers Flaminius hätte Alexander das Reich des Cyrus nicht zerſtört, und höchſtens wie Philopömen enden können. Alles, was gedeihen ſoll, hat ſeine Zeit der Ausſaat und der Reife; ſie zu finden iſt die höchſte Klugheit. Eine ganze Ernte mühſelig auf Felſen ausgeſtreut, oder zur Unzeit in den Schoos des beſten Landes vergraben, giebt keine Frucht, da ein Korn, das dem Schnabel eines Vogels im rechten Moment entfällt, den Reichthum eines weitſchichtigen Eilandes gründen kann. Das iſt eine große Wahrheit, die ich aber auch mit einem großen Preis bezahlen mußte.«

Er ſchwieg einige Augenblicke, in denen er über etwas nachzudenken ſchien, dann fuhr er mit ſeiner vorigen Lebhaftigkeit fort: »Nur weil ich die Stimme des Zeitgeiſtes nicht mehr verſtehen wollte, verlor ich das ſchönſte Reich und einen noch ſchönern Ruhm. Ich, ſein Schooskind, der ihm alles ſchuldig war, die reichſten Gaben von ihm empfangen hatte, vergaß im Uebermuthe des Reichthums, wem ich ihn verdankte. Auf Elba erkannte ich meinen Irrthum; es war zu ſpät. Was mit dem Strome der Zeit hinabgezogen iſt ins Meer der Ewigkeit, ſteigt nie wieder herauf nach ſeiner Quelle. In der Geſchichte gilt keine Reue; jede That ſpricht ſich unwiderruflich ihr Urtheil. Für gewiſſe Ereigniſſe gibt es nur einen glücklichen Augenblick; ich hatte ihn verloren. Wie dem Aberglauben die verborgenen Schätze, die er auszugraben hofft, verſchwinden, wenn die grauſenvolle Geiſterſtunde ausgeſchlagen hat, ſo verliert der kräftigſte Menſch alle Anſtrengungen einer folgereichen That, iſt ihr günſtiger Augenblick vorüber. Hätte ich mich zum zweitermal auf meinem Thron befeſtigt, gewiß wäre die Welt mit mir verſöhnt. Ich will nicht, daß man mein Wort als ein Pfand der Wahrheit nehme; ich kann es doch nicht löſen. Nicht einmal Vertrauen fordre ich in dieſer Hinſicht, das ich geſtehe verwirkt zu haben. Ich will nicht beſſer ſcheinen, als ich bin, und unterſcheide mich auch darin von meinen Feinden. Die Menſchen müßte ich mehr achten, wenn ich, ihren Beifall ſuchen ſollte; auch habe ich die Koſt ſo reichlich genoſſen, daß ſie den Reiz für mich verlieren mußte. Ich betrachte mein öffentliches Leben als einen mißlungenen Verſuch, wie einen Rechnungsfehler; ich würde es auf eine andere Weiſe angefangen haben, weil es auf die verſuchte nicht gegangen war. Gewiß hätte ich an die Begründung der Freiheit die zweite Hälfte meiner politiſchen Laufbahn geſetzt, deſſen erſte ich fruchtlos an die Befeſtigung meiner Allgewalt verſchwendet hatte. *) Meine Anſicht und meine Lage,

---

*) Carnot glaubte es. In der Darſtellung ſeines politiſchen Benehmens, ſeit dem 1. Juli 1814, ſagt er von Bonaparte: J'ai cru, et je crois encore, que l'Empereur était venu avec le désir sincère de conserver la paix et de gouverner paternellement. An einer andern Stelle: Souvent me trouvant seul avec lui, je l'ai entendu déplorer cette manie de conquêtes qui l'avait entraîné à de si fatales erreurs, et gémir de voir le sort de la patrie exposé à de nouvelles chances; und endlich an einem dritten Orte, wo er von der gewaltſamen Lage Napoleons ſpricht, die ihn, gegen ſeinen Willen, zu einigen gewaltſamen Schritten führte: De là ces mesures extraordinaires et forcées qui ont commencé à le faire dévier de la ligne qu'il avait annoncée d'abord, et que dans mon opinion, il avait annoncée de bonne foi.

Spätere Bemerkung von 1820. Nach den merkwürdigen Lettres sur les cent jours, von Benjamin Conſtant, äußerte ſich Napoleon nach ſeiner Zurückkunft von Elba, in folgenden Worten: Je ne suis pas meine Begriſſe und mein Vortheil, Alles hatte ſich für mich verändert. Stund ich noch einmal an der Spitze des ſiegreichen Frankreichs, dann waren alle Güter der Revolution gerettet, für die man ſo lange gekämpft und geblutet hatte. Ich hoffe, man trauet mir wenigſtens die Seelengröße eines Sulla zu. Doch wozu leere Worte, die nie mehr das Mark der That belebt!

»Früher glaubte ich mit vieler Klugheit auf das alte Fundament zu bauen, die Sicherheit meines Thrones auf die Erblichkeit von Anſehen und Gewalt, und

---

seulement, comme on l'a dit, l'Empereur des soldats; je suis celui des paysans, des plébéiens de la France. Aussi, malgré tout le passé, vous voyez le peuple revenir à moi; il y a sympathie entre nous. Ce n'est pas comme avec les privilégies. La noblesse m'a servi, elle s'est lancée en foule dans mes antichambres. . . Mais il n'y a jamais eu analogie. Le cheval faisait des courbettes; il était bien dressé; mais je le sentais frémir. Avec le peuple c'est autre chose. La fibre populaire répond à la mienne. Je suis sorti des rangs du peuple. Ma voix agit sur lui. Entre lui et moi il y a même nature. Il me regarde comme son soutien, son sauveur contre les nobles. Je suis l'homme du peuple.

Bei einer andern Gelegenheit, ſagte Napoleon: La noblesse est une chimère. Les hommes sont trop éclairés pour croire qu'il y en a parmi eux qui sont nobles et d'autres qui ne le sont pas; ils descendent tous de la même souche; la seule distinction est celle des talens et des services rendus à

Frankreichs Ueberlegenheit auf ein unnatürliches Bündniß mit fremden Staaten zu gründen. Ich ſah nicht, daß mein Reich befeſtigen ſollte, was die übrigen erſchüttert hatte. Hätte ich einem ehrlichen Manne **) glauben wollen, dann wäre alles anders, und ich nicht hier. Ich habe einige hundert undankbare Geſchlechter gemacht, die ich über die Maſſe der Nation erhob, und ſo dieſe gekränkt, ohne mir jene zu verbinden. Ich hatte

---

l'état. Ueber das Königthum, beſonders im Sinne der ſtarren Legitimiſten äußerte ſich Napoleon auf folgende Weiſe: Ils savent que la royauté ne tient plus qu'à un fil; qu'elle n'est plus dans les idées du siècle. Ils aimeraient mieux me voir reprendre le trône que de laisser le peuple me le donner. Kein Zweifel, der Mann kannte ſein Volk und ſeine Zeit; aber, bei aller Stärke ſeines Geiſtes und Charakters, war er im Herzen ſo menſchlich ſchwach als einer; er ſah das Gute und folgte dem Böſen. Si c'est la raison qui fait l'homme, c'est le sentiment qui le conduit, ſagt Rouſſeau, in einer gewiſſen Beziehung, ſehr wahr. Ein großer Geiſt bei einer kleinen Seele kann allein die faſt unbegreiflichen Widerſprüche in dem Leben Napoleons erklären. Bei der Verachtung der meiſten Altadeligen, die er ſo oft und ſo bitter ausſprach, ſah er ſie doch mit Vergnügen um ſich. Ein Mann aus ſeiner nächſten Umgebung ſagte von ihm: Il avait conservé sa passion malheureuse pour les grands seigneurs d'autrefois; il lui en fallait à tout prix: s'il n'eut point été entouré de l'ancienne noblesse, il se serait cru en république.

**) Vielleicht Carnot.

eine Familie von Schattenkönigen geſchaffen, die ſich mit ihrer Unfähigkeit und dem ganzen Haſſe, den ſie auf ſich luden, als eben ſo viele Gewichte an die Uhr hingen, die meine verhängnißvolle Stunde ſchlug. Eine beneidenswerthe Gabe beſitzt, wer zu dem ſtolzen Selbſtvertrauen, das uns und Andre mit Muth und Kraft erfüllt, beſcheidenes Mißtrauen geſellt, das uns dieſe Vorzüge klug gebrauchen lehrt. Mein größter Fehler war, daß ich keinen begehen zu können glaubte, den ich nicht im Stande wäre, wieder gut zu machen. Ich habe mich getäuſcht; aber wie ſchwer es iſt, die Wahrheit zu erkennen, mag mein warnendes Beiſpiel zeigen, das indeſſen die Eigenliebe Anderer zu ihrem Vortheil erklären wird, wodurch ſie gerade ihren Fall beſchleunigen. Wenn ſie meine Willkühr durch die ihrige verdrängen, glauben ſie Recht zu thun, und was ich verdorben, wieder gut zu machen. Fremde Kraft erniedrigen wir zur Gewaltthätigkeit, und unſre Gewaltthätigkeit erheben wir zur Kraft, damit die Frucht aller Erfahrung für uns verloren geht. Um eine Sache zu ſehen, wie ſie iſt, muß man auf dem rechten Standpunkte ſtehen. Der Thron ſcheint es ſelten zu ſeyn, um mit Gewißheit zu erkennen, was dem Herrſcher und ſeinem Volke frommt.«

Einer von der Geſellſchaft bemerkte, die Erklärung ſcheine ihm etwas ſchwer, was man unter dem Geiſte der Zeit zu verſtehen habe. »Sehr richtig! antwortete Napoleon. So geht es uns aber mit dem Wichtigſten und Größten, das wir gewöhnlich in ſeinen Wirkungen nie in ſich ſelbſt erkennen, mit dem Geiſte überhaupt, der Natur und Gott. Die öffentliche Meinung ſpricht den Willen des Zeitgeiſtes aus. Doch muß man ſich hüten, die Stimme der Journaliſten immer für die der öffentlichen Meinung zu halten. Alles hat ſich in das überſetzte Fach des Lehrens geworfen, ſo daß es beinahe mehr Schulmeiſter als Schüler giebt. Beſonders iſt die Staats- und Regierungskunſt gemein geworden. Wer ſein kleines Haus nicht zu verwalten weiß, verwaltet fertig ein ganzes Reich. Daß man beim Schenktiſche die Angelegenheiten großer Staaten ordnet, und über das Leben und den Werth eines Mannes abſpricht wie über den Fruchtpreis eines Markttags, läßt man ſich wohl gefallen, ſo lange das leidenſchaftliche Gerede der Menge und ihrer Führer keinen Einfluß auf die Entſchließungen der Regierung hat. Es iſt der Oſtrazism, den der Pöbel in der Litteratur übt, aus der man die Ochlokratie unmöglich verbannen kann, will man ihr anders die demokratiſche Form nicht nehmen. Doch werden die falſchen Organe der öffentlichen Meinung nur bedeutend, wo Regent und Volk mit einander im Widerſpruche ſtehen, wie ſchlechte Advokaten nur bei ſchlechten Richtern und Geſetzen gedeihen. Ich hätte unter den Völkern leben mögen, wo ein Sulla auf öffentlichem Markte ſeine Allmacht niederlegen durfte, die er mit blutiger Gewaltthätigkeit erworben und geübt hatte; wo ein ganzes Volk erklärte, es wolle auch den größten Vortheil nicht, wenn Ariſtides ihn für unrecht halte; oder wo ein Bürger ſich freuete, vergebens eine Stelle geſucht zu haben, weil das Vaterland noch beſſere Männer habe.

»Der Geiſt, den manche Schriftſteller für den der Zeit ausgeben, iſt der ihrige, und hat das mit den Geſpenſtern gemein, daß er nur denen furchtbar wird, die an ihn glauben. Ludwig XVI. ſäße noch, als konſtitutionel[illegible]g, auf dem Thron, hätte er ſich mit Mira[illegible] durch ein Miniſterium oder mit dem unverſchämten Poſtmeiſter, der ihn anzuhalten ſich erfrechte, durch einen Piſtolenſchuß abgefunden. Der Geiſt der Zeit, wie der des Volks, war nicht zu fürchten, wäre es auch einem Herrſcher eingefallen, den Vater Duchêne ins Narrenhaus und Marat auf die Galere zu ſchicken. Was die gegenwärtige Zeit mit Ernſt will und freimüthig ausſpricht, iſt: Anerkennung des Adels der Verdienſte und gleicher Rechte aller Staatsgenoſſen. Man will lebendige Kraft und That, und daß ihnen das todte Wort mit leeren Formeln und herkömmlichen Anſprüchen nicht mehr den Weg vertrete. Darum dreht ſich das ganze Poch- und

Hammerwerk der revolutionären Zeit, wie um ſeine Achſe. Das Alte will ſich mit dem Neuen nicht vertragen; und findet keine friedliche Verſöhnung ſtatt, zu dem das Alte ſich vornehm zieren wird die Hand zu bieten, dann kann noch mancher nach St. Helena wandern, und der Welt wird doch kein Friede. Es giebt einen Muth, der ferner Gefahren ſpottet, in der Nähe aber ſie um ſo ängſtlicher fürchtet; er iſt ſchädlicher als Feigheit. Bei der Stimmung der Gemüther, wie ſie gegenwärtig in manchen Staaten herrſcht, würde ich, an der Stelle des Regenten, den Frieden auch unter läſtigen Bedingungen geben, um nicht in den Fall zu kommen, ihn, ſelbſt unter vortheilhaften, zu nehmen. Jetzt ertheilt er noch als ein Werk der Gnade, was er ſpäter doch nicht verſagen kann. Die Regierung, die einmal, ihrer Ruhe wegen, mit den Unterthanen unterhandeln muß, hat ſicher keine mehr. Revolutionen gleichen Lawinen; ein verächtlicher Schneeball im Entſtehen, enden ſie mit dem krachenden Sturze von Eisbergen, die Thäler bedecken und Dörfer verſchütten. Der Schneeball läßt ſich halten, nicht mehr der fallende Eisberg.

»Was geſchieht, in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt, geſchieht nach beſtimmten, ewigen Geſetzen. Ihnen muß angemeſſen ſeyn, was gedeihen und auf Dauer Anſpruch machen will. In den Neigungen und Leidenſchaften, in dem Glauben und Meinen, in Furcht und Hoffnung und in dem ganzen Treiben und Handeln der Menſchen bemerken wir, wie auf der beweglichen See, eine ewige Fluth und Ebbe. Was bis zum höchſten Punkte geſtiegen war, muß gerade darum fallen. Auf Aberglaube folgt Unglaube, dem ſtärkſten Druck der Willkühr Aufſtreben nach Unabhängigkeit, der höchſten Anſtrengung Abſpannung, dem Wahnſinne der Freiheit Sklaverei. Die Monarchie geht in Despotism oder Freiheit, die Volksregierung in Tyrannei oder Pöbelherrſchaft über. Das alles geſchieht nach Geſetzen, die ſich, wie die der Mechanik, berechnen ließen, könnten wir die geiſtige Welt wie die körperliche mit unſern Sinnen faſſen. Begreiflich iſt indeſſen, daß, wer von der hohen See ſich dem Lande nähern will, die Fluth benutzen muß. Mit der Ebbe geht der Schiffer leicht vom Lande in das Meer. Das Gegentheil verſuchen, hieße Zeit und Kraft verſchwenden. Eine ähnliche Ebbe und Fluth herrſcht in dem Glauben und Hoffen der Menſchen, in dem, was man den Geiſt der Zeit zu nennen pflegt. Wer ihre Bewegung kennt, und ihr folgen will, thut Alles in dem rechten Augenblick, der ihm das Gelingen ſichert. So kommt eine lächerliche Thorheit oft wohlbehalten mit der Fluth ans Land, da eine große Wahrheit, die es mühſelig bei der Ebbe ſucht, ſich auf der weiten See verliert. So läßt es ſich überhaupt, wenn auch nur bildlich, erklären, warum der Unſinn heute wie Weisheit aufgenommen wird, und morgen die gefeierte Albernheit wieder einer andern weichen muß; warum jetzt ein Funke die halbe Welt in Flammen ſetzt, da ſonſt ganze Scheiterhaufen in einem Wald nicht zünden.

»Gegen den Geiſt der Zeit, wenigſtens gegen die Bedürfniſſe derſelben, habe ich mich durch den ewigen Krieg, den ich geführt, nicht ſo ſchwer verſündigt, wie Manche denken. Für die Liebe zur Ruhe von Europa habe ich ihn vielleicht zu ſehr geliebt, doch nicht für ſeine Sicherheit. Gelang mein letzter Plan, dann war Rußland in die beſcheidenen Schranken ſeiner frühern Macht zurückgedrängt, und in Polen vor die Höhle des nordiſchen Cyklopen ein Fels gewälzt, der ihm ſein lüſternes Streben nach dem Süden verleiden konnte. In Rußland ſelbſt war ſchon ein Theil der engliſchen Macht beſiegt, die uns mit ihrer aufgedrungenen Muſterkarte verderblicher iſt, als der Moskowite mit der Knute. Vielleicht kann auch mein Sturz bewirken, — die Wege der Vorſehung ſind wunderbar — was meine Siege bewirken ſollten, und er zeigt Europa die Gefahr, die ihm in Rußland droht. Vielleicht; doch kann ich es nicht glauben. Blieb ich gegen dieſe Macht ſiegreich, dann war das feſte Land vor der doppelten Knechtſchaft ſicher, die ihm Britannien und Rußland bereiten; und hatte ich dies Werk glücklich vollendet, dann waren der

Welt Ströme von Blut und Thränen erſpart, die ſie jezt, und vielleicht umſonſt, vergießen mag.

Der Krieg kann oft auf Völker ſehr wohlthätig wirken. Müßiges Wohlſeyn giebt unbehülfliches Fleiſch, aber kein rüſtiges Mark. Was lebt, braucht Bewegung zur Geſundheit. Durch Uebung gewinnen wir Stärke und Gewandtheit, durch Anſtrengung Kraft, und in Gefahren Muth. Alle weiche, friedliche Nationen mußten untergehen; ſie ſterben ab, indem ſie in ſich ſelbſt vermodern, oder von kräftigen Nachbarn erſtickt, wie im Anfluge der ſchwache Schößling nicht aufkommt neben der ſtärkeren Pflanze. Anhaltende Ruhe macht träge, Trägheit ſchwach, Schwäche feig, Feigheit und Schwäche aber zu allem Schlechten aufgelegt. Was Sturm und Gewitter ſind für Luft und Meere, das ſind Kriege für die Völker.. Die kennen den Menſchen wenig, die ſein Glück in dem Genuſſe finden wollen. Der unbeſtrittene Beſitz erzeugt Gleichgültigkeit, und müßiges Verzehren Ekel. Der Genuß kann nur ein Bedürfniß befriedigen, und dieſes gründet ſich auf ein Entbehren. Der Unglücklichſte wäre darum ſicher, dem nichts zu wünſchen übrig bliebe; und Selbſtmörder und lebensſatt werden ſolche, denen es mehr an Bedürfniſſen, als an den Mitteln ſie zu befriedigen, mehr an Genußfähigkeit, als an Gegenſtänden des Genuſſes fehlt. Sezt Gelehrte, die alles erklären wollen, dieſes Räthſel in

Verlegenheit, dann mögen ſie den, der es aufgegeben hat, um die Erklärung bitten; ich finde in der moraliſchen und phyſiſchen Welt tauſend Geheimniſſe, zu denen ich den Schlüſſel nicht mehr ſuche, weil ich die Hoffnung, ihn zu finden, aufgegeben habe. «

Ich machte ihm die Bemerkung, er ſcheine, in den Verhältniſſen der Menſchen und Staaten zu einander, nur auf die Macht, nicht aber auf das Recht zu ſehen. » Es mag wahr ſeyn, war ſeine Antwort, daß die Moral der Individuen die der Staaten werden ſoll. Wer aber jetzt ſein Volk mit andern in dieſes Verhältniß ſetzen wollte, würde eine Heerde Lämmer neben Wölfen ſicher zu hüten glauben. Unter dem Altai darf man keine fromme Nation von Hindus bilden, weil ſie die Beute wilder Räuber werden muß, die der Hunger von den rauhen und armen Bergen in die freundliche, reiche Ebene treibt. Mit geheuchelter Ehrfurcht ſpricht unſre Zeit von der Herrſchaft des Rechts zwiſchen Staaten. Wie kann aber ein Geſetz beſtehen, wo keine Behörde, um es zu geben, kein Richter, um es zu vollziehen, iſt? Es gibt kein Völkerrecht, als das Gewiſſen der Fürſten oder ihrer Kabinete; und ſomit kommt denn alles darauf an, in wie weit man auf daſſelbe zählen kann. Wir ſind noch weit von dem erſehnten Ziele, wo Nationen, als gleiche Glieder eines Staatenbundes, unter einem gemeinſchaftlichen Geſetz und

Richter leben, wie die Bürger eines und deſſelben Staates; wo die ſtreitenden Intereſſen durch die Entſcheidung des Rechts ausgeglichen werden, die Macht des Richters die Willkühr des Stärkern zügelt und den Beleidiger zwingt, durch eine auferlegte Buße den Beleidigten zu verſöhnen. Noch ſteht Volk bewaffnet gegen Volk, Staat gegen Staat gerüſtet. Regierungen bewachen ſich, eiferſüchtig auf fremdes Gedeihen, und des Andern wachſendes Glück als eignes Unglück fürchtend. Darum iſt bei Fürſten auch Schwäche oft verderblicher, als das verderblichſte Laſter. Der ſchwache Menſch kann nur ſich ſelbſt fremdem Muthwillen hingeben, der ſchwache Fürſt aber opfert ſein Volk. Unter Staaten beſteht kein rechtliches Verhältniß, als in wie weit die Regenten rechtlich ſind; und der Schwächere verdankt die Verlängerung ſeines Daſeyns der Großmuth, öfter aber der Eiferſucht der Mächtigen. Stärke iſt darum der erſte Vorzug, und nach ihr der zweckmäßige Gebrauch derſelben — Klugheit. Darum halte ich es auch für eine Pflicht des Herrſchers, ſeinem Volke einen kriegeriſchen Geiſt zu geben. Frieden hat doch nur in dieſer Welt, wer den Krieg zu führen weiß; und verloren iſt, wer fremden Schutz braucht, um ſich zu erhalten. Bei Staaten gilt noch mehr als bei Einzelnen, daß, wer ſich ſelbſt helfen kann, alle Welt zum Helfer hat, und daß es dem Glücklichen nie an Freunden fehlt. Die Schulen mögen anders ſprechen; ſie ſprechen wie die Schule. Ich habe die Erfahrung von Jahrtauſenden für mich, die auch Jahrtauſende noch beſtätigen werden. Wer war ich, da ich zu Preßburg und Tilſit Geſetze gab? Der Stärkere, und darum der Welt ein Gott. Erſt da ſie mich erfroren ſahen, ſind ſie aufgethauet. Was der Himmel that, haben ſie benutzt.

Sie wußten nur zu gut, daß Frankreichs Größe mein Werk war und mit mir fallen müſſe. Man wundert ſich, daß der Bund meiner Feinde ſo gut zuſammenhielt. Die Noth hatte ihn gebildet; die Noth hat ihn erhalten und befeſtigt. Einer gemeinſchaftlichen Sache, doch nicht der gemeinen hatte der Kampf gegolten. Wer den Rock vom Leibe dran ſetzt, um die ganze Kleidung zu erhalten, ſcheint mir eben nicht gar viel zu wagen, beſonders wenn man für den alten Rock einen neuen gewinnen kann. Manche Völker werden den Preis und Macherlohn ſpäter in der Rechnung finden. Einen dreifachen Feind haben ſie in mir und Frankreich bekämpft: Den Bürgerlichen auf dem Throne, dann den Geiſt der neuern Zeit, der in der Volksvertretung und in dem Sturze der Feudalverfaſſung und des Mönchthums ſeine ſicherſte Stütze hatte, und endlich Frankreichs Ueberlegenheit.... Da, da liegt der Knoten! Daher jene Thränen! Ich ehre die Entrüſtung, mit der die Deutſchen ſich gegen meine Macht empörten; ich ehre ſie, obgleich ſie nur die Laſt des Augenblicks von ſich zu werfen ſuchten, ohne zu bedenken, was die nahe Zukunft an ihre Stelle ſetzen könnte. Ein Volk, das ſich von Fremden unterwerfen läßt, verdient Verachtung. Nur ſehe ich mit einigem Befremden, daß man beinahe allenthalben die Mittel, durch die ich verdorben haben ſoll, anwendet, um das Verdorbene wieder gut zu machen; als wenn der Gehalt der That mit der Perſon des Thäters wechſeln könnte! Das Wunderlichſte bei der Sache iſt, daß der Pöbel zu dem Schauſpiele, in dem er als Hanswurſt die Prügel kriegt, ſich wunde Hände klatſcht. Er hat ſeinen Vortheil immer ſchlecht verſtanden, und die ihm wohl wollten, mit Freuden des Landes verwieſen, unter dem Beile oder an dem Kreuze ſterben, oder vom tarpejiſchen Felſen ſtürzen geſehen.

»Man macht Frankreich ſeine Siege zu Verbrechen und ſeine Vergrößerung zum Vorwurf. Darf man wohl fragen, was Rußland noch vor hundert Jahren war? Iſt es vielleicht durch ſeine großmüthige Entſagung zu einem Welttheil angewachſen? Wie wurde der Kurfürſt von Brandenburg von einem mächtigen Staate König? Ueber Preußen ließen ſich, in dieſer Hinſicht, noch manche bedenkliche Fragen thun. Habsburg hat ſich doch auch durch Abtretungen nicht vergrößert. Hat Oeſtreich die Waffen nie gebraucht, um neue Länder zu erwerben? Auf alle dieſe Fragen antwortet die Geſchichte. Werfen wir einen Blick auf die Karte von Europa! Wie ſteht es mit der Unabhängigkeit ſo mancher Staaten, die der Weſtphäliſche Friede feierlich anerkannt? Herrſcht die engliſche Flagge nicht unbedingt auf allen Meeren? Den ſchönſten Theil von Aſien haben die Britten ſich gewaltthätig grauſam unterworfen, und eben jetzt ſtreckt ihre Habſucht die räuberiſchen Hände bis gegen China aus. Einen zweiten Krieg unternahmen ſie, um auf dem feſten Lande der neuen Welt den verlornen Einfluß wieder zu gewinnen. Nur weil das verbündete Europa Frankreich unterwerfen oder theilen wollte, rief es die ganze Bevölkerung zum mörderiſchen Kampfe für ſeine Freiheit auf. Wer hat den friedlichen Bürger erſt zum Krieger, dann zum Eroberer erzogen? Der that es, der nicht dulden wollte, daß er Herr ſey in ſeinem eignen Lande, und ihn zu züchtigen drohete als Aufrührer, weil er die Laſt der unumſchränkten königlichen Gewalt zu drückend fand. Da England drei Viertheile der bekannten Welt unter ſein hartes Joch beugte, griff ich nach Spanien, um ihm wenigſtens dieſe Beute zu entreißen. Weil Rußland Polen theilte, und die gierigen Blicke nach dem unbehülflichen Deutſchland warf, wo es ſchon anfing, ſich bleibend feſtzuſetzen, trieb ich es von der Weichſel. Europa wird die Verblendung ſchmerzlich büßen, die das edle Schwert des Kriegers brach, um ſich der ſchmählichen Knute des Hetmanns zu unterwerfen. Von dem edelmüthigen Alexander iſt hier nicht die Rede. Die Fürſten ſterben, ihre Reiche aber leben fort.

»Seyen wir aufrichtig und gerecht! Wollen wir denn immer in des Nachbars Auge den Splitter, und in dem eignen nicht den Balken ſehen? Der Politik muß, was ſie zerreißen will, zum Lamme werden, das, boshaft genug, ſchon vor ſeiner Geburt das Waſſer trübte. Ich ſelbſt ſpreche mich nicht frei von ſolchen Fehlern. Hätte ich mir aber auch noch Schlimmeres vorzuwerfen, die Schande würde wenigſtens nicht auf meinem Leben laſten, daß ich ſcheinheilig in den Rock des Prieſters kroch, um den Kirchenraub als eine Gott gefällige Handlung zu begehen. Wo ich ein Löwe war, da zeigte ich meine Klaue; und ich habe es verſchmäht, mich in den Pelz des frommen Schafs zu kleiden, um unverdächtig meiner Wolfsnatur zu fröhnen. Meine Feinde haben mir viel Böſes gethan; aber ich ſelbſt will ſie darum rühmen, hat die Welt ſich deſſen zu erfreuen. Alle Gewalt kommt allerdings von Gott, wird ſie nur göttlich geübt. Mit Recht ſteht an der höchſten Stelle, der ihre Pflichten am würdigſten erfüllt. Sind die nicht beſſer, die mich geächtet haben, wer hat ſie denn beſtellt, über mich Gericht zu halten? Ihre Vollmacht liegt einzig in ihrem größern Werthe, und ihre künſtigen Thaten nur können die vergangenen rechtfertigen. Ich muß es der Geſchichte überlaſſen, zwiſchen ihnen und mir zu richten. Der größere Segen, den ſie den Völkern bringen, muß den Fluch beſtätigen, den ſie gegen mich ausgeſprochen; trifft dieſer aber ſie, die ſich rühmten, das Schwert der Gerechtigkeit mit reiner Hand zu führen, dann ſind ſie doppelt ſchuldig. Die Zeit wird entſcheiden zwiſchen mir und ihnen.

»Was bis jetzt geſchehen iſt, zeigt wenigſtens keine Wunder. Mit ſüßen Worten wurden die Hoffnungen der Völker hingehalten. Wie hat man ſich Monate über leere Förmlichkeiten an der Thüre des Gebäudes noch geſtritten, das in lichte Flammen aufzugehen drohete! hat ſich kleinſtädtiſch um den Vorzug der rechten Hand und die Ehre des Vortritts gezankt, wo es das Schickſal eines Welttheils galt, und die Völker, mitten im Frieden, unter der Laſt des Kriegs ächzeten! Es iſt auch kein Werk der Erlöſung, durch das ſie Sprachen, Glauben, Länder, Intereſſen und Fürſten ſo bunt durch einander warfen, daß ein Jahrhundert die babyloniſche Verwirrung nicht zu ordnen vermöchte. Oder wäre es vielleicht die deutſche Bundesakte, welche, um ein Faß zu machen, die Dauben künſtlich ohne Reif zuſammenfügen will? Dieſes Aggregat von Staaten jeder Größe, die alle die feierliche Verpflichtung übernehmen, verbunden zu bleiben, ſo lang es gehen will; das gemeine Beſte zu besorgen, im Falle man nichts Beſſres zu thun wüßte, und überhaupt das Rechte und Gute nach Kräften zu befördern, wenn man kein näheres Intereſſe haben ſollte, wird auch keine Ewigkeit zuſammenhalten. Kaum war der morſche Reichsapfel wieder aufgeſtellt, unter dem das Volk ſo lange als Tell's Söhnchen ſtund, wenn ſich die Reichsglieder im Schießen üben wollten, als auch das Heer von dreihundert Suveränen ihn wieder gierig umſchwärmte. An ſich dachte Jeder, an Alles, was er verloren zu haben glaubte, und wieder zu gewinnen hoffte, Keiner an das Volk, und was es verloren hatte, oder auch gewinnen wollte; und doch iſt des Redens und Schreibens kein Ende von dem guten Volke.

»Daß es nicht ſo bleiben kann, davon haben Viele, ſelbſt am Ruder des Staates, ein dunkles Gefühl. Es iſt, als wäre die Menſchheit, ſeit einem halben Jahrhundert, ſchnell herangewachſen, und fühlte ſich in der alten Form der Verfaſſungen und Geſetze, wie in einem knappen Kinderröckchen gelähmt und unbehaglich. Bei jeder freien, lebendigen Bewegung ſpringt ein Stück, und alle Schneiderskunſt hält die Lappen nicht mehr zuſammen. Man gäbe wohl gern einen neuen Rock, wenn er nichts koſtete und das Maaß zu finden wäre, das man vergebens in dem Rumpelkaſten hergebrachter Anordnungen und Inſtitutionen ſucht. Man fürchtet die Anſprüche der Mündigkeit; und ſchwache Regierungen lieben etwas Einfalt bei den Völkern, wie ſchwache Männer bei den Weibern, weil ſie ſo leichter zu behandeln ſind.«

Es ſcheint, bemerkte man ihm, Sie hoffen von dieſer Zukunft wenig, die hundert Völker mit den ſchönſten Erwartungen begrüßen, die Millionen mit Begeiſterung erfüllt? »Ich hoffe nicht mehr von ihr, erwiederte Napoleon, als ſie wird leiſten wollen. Der müßte doch ſehr einfältig ſeyn, den die Verheißungen der Zeit bethörten; und gewiß währt die Begeiſterung nicht lange, die ſich mit dem leeren Schaum von Hoffnung berauſchen konnte. Es giebt ehrliche Lügner, die Saturns goldne Zeit und die Rückkehr der jungfräulichen Aſtrea vor der Thüre melden; dieſe glauben die oft wiederholte Dichtung endlich ſelbſt als Wahrheit. Andre, vielleicht die Einflußreichſten, die um ſo zuverläſſiger im Betheuern ſind, je weniger ſie ſelbſt an die Betheurung glauben, hat Gold, der Schein von Ehre, die Wuth ſich geltend zu machen oder irgend eine ſchändliche Leidenſchaft beſtochen. Das arme Volk hört voll frommer Erbauung zu, glaubt, — wird aber, der chriſtlichen Verheißungen ungeachtet, nie ſelig, und hofft auf den angekündigten Meſſias, der nicht kommen will. Bei uns geht die Kraft der Vegetation ſtark in den Halm, und ſchlecht ins Korn. Es iſt ein gewaltiger Rauch bei wenig Feuer, viel Lärm um Nichts. Oder ſoll das

Schickſal von Venedig, Genua und Sachſen vielleicht die Rechtlichkeit der bekehrten Zeit beweiſen? Eine tolle Leidenſchaft iſt an die Stelle der Mäßigung und Vernunft getreten. Sonſt war es ehrenvoll, auch dem Todfeinde Wort zu halten, und Großmuth an ihm zu üben, war er im rechtlichen Kampfe gefallen. So ſind Camillus, Fabricius, Ariſtides und Regulus unſterblich geworden. Das aber gehört nicht mehr zum Glauben der neuen hochgebildeten Zeit.

»Was übrigens die neueſten Reformatoren, die Redner und Prediger des Volks wollen, mögen die Meiſten von ihnen ſelbſt nicht wiſſen. In Deutſchland klagen ſie über die gebrochene Macht des Kaiſers, da ſie ihnen, unter Karl V., Ferdinand, und Joſeph II. noch, der deutſchen Freiheit ſo höchſt gefährlich ſchien; da ward dieſe, wie ſie ſagen, durch die Proteſtanten und den Fürſtenbund gerettet. Hier fodern ſie Einheit wegen der Stärke, dort Theilung wegen der Freiheit; und was ſie an den Griechen gern vermiſſen, das finden ſie — ſonderbar genug! — mit Vergnügen an den Römern. Was, nach ihrem eignen Geſtändniſſe, das Unglück von Spanien und Frankreich machte, die zu große Gewalt des Königs nämlich, das fehlt gerade, wie ſie ſagen, Deutſchland zu ſeinem Glück. Ihr Bischen Weisheit, mit dem ſie karg von der Hand zum Munde leben, will nur für das Bedürfniß des Augenblicks ſorgen. Hungert ſie, dann lebt der Menſch, nach ihrem Gefühle, allein vom Eſſen, wenn ſie aber dürſtet, nur vom Trinken. Sie ſchwingen ſich, nach einem Ausdrucke des deutſchen Luthers, gleich Beſoffenen von der einen Seite auf das Pferd, um von der andern wieder herabzufallen. Einen Fehler können ſie nur durch einen andern verbeſſern. Bei ihrem armen Hausrath muß immer ein Theil des Körpers leiden; ziehen ſie die Decke an, um die Bruſt zu wärmen, dann ſind die Füße bloß; halten ſie die Füße warm, dann friert ſie's an der Bruſt. Das mögliche Glück finden ſie nur in dem Gegenſatze ihres wirklichen Unglücks. Haben ſie zu viel gegeſſen, dann preiſen ſie den leeren Magen als eine Wohlthat. Beim leeren Magen ſcheint ihnen Ueberſättigung Genuß. Begangene Irrthümer erkennen ſie, doch ohne die Wahrheit je zu finden, weil ſie die Gegenſtände beſtändig nur von einer, der ihnen zugekehrten Seite ſehen. Gebt dieſen Menſchen, die einen Staat wie eine Knabenſchule leiten, nicht ein Volk, nur eine ſolche Schule, und ihr werdet ſehen, was ſie vermögen, ſollen ſie, ſtatt des Gänſekiels, nicht einen Szepter, nein, nur eine Ruthe führen.«

»Wären wir nur einmal die alberne Weisheit und die dumme Gelehrſamkeit los, die ſich in dem eignen Hauſe nach einer Karte finden will, und, um das Maaß zu einem Kleide zu nehmen, den Meßtiſch ſtatt der Elle braucht; die Folianten über die Fliegenwedel aller Völker, und die beſte Methode, das läſtige Geſchmeiß zu vertreiben ſchreibt, und wie der plumpe Bär dem Freunde das Gehirn zerſchmettert, will ſie ihm eine Mücke wehren. Die gelehrte Staatskunſt kennt alle Straßen durch die Welt, weiß ſich aber nicht nach dem nächſten Dorfe zu finden. Die vornehme Politik iſt eben nicht beſonders klüger. So lange ſie den Geruch des nahen Vortheils in der Naſe hat, kommt ſie ſelten von der rechten Spur; gilt es aber größre Intereſſen, dann läßt ſie die Welt, die ſich ja ſchon an ſechs Jahrtauſende zu finden weiß, ſich ſelbſt regieren. Im großen Rathe zu Wien mochte kein Deutſcher einen ſtarken Kaiſer. Wie die Fröſche in der Fabel, wollte Jeder luſtig in dem freien Sumpfe hauſen, und höchſtens ſich den Klotz als König gefallen laſſen, um ſich, bei freundlichem Wetter auf ihm zu ſonnen. Jeder hielt ſich im weiten Teiche für einen Hecht, der ſich das Recht, die kleinen Fiſche aufzuſpeiſen, durchaus nicht nehmen laſſen wollte. Da die Größten aber gegen die Größern, nach demſelben Geſetz und Recht, zu verfahren Miene machten, da ſchrien dieſe alle um einen rettenden Kaiſer. Sie brauchen ihn, wie manche Wilde einen Gott, daß er ſie, zu rechter Zeit, mit Regen und Sonnenſchein, mit dem gewünſchten Wilde auf der Jagd, und dem übrigen Nöthigen verſorge. Was ihnen ſonſt noch begegnen könnte, nehmen ſie auf ſich.«

»Doch iſt es manchmal gar zu wenig, was wir auch bei dem beſten Willen vermögen. In dem Leben der Staaten, wie in dem der Menſchen herrſcht ein ewiges, eiſernes Geſetz. Die Völker haben, wie wir, ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr Mannes- und Greiſenalter. Alles muß untergehen, ſo gewiß es einmal geworden iſt; das iſt das Loos des Endlichen. Wir glauben einen freien Wirkungskreis zu haben, die Geſtalt unſres Lebens mit ſchöpferiſcher Hand zu bilden, wie das der Staaten, und in Allem unſerm eignen geprüften Entſchluß mit Bedacht zu folgen. Der übermüthigen Täuſchung! Mit uns ſpielt das Leben, mit dem wir zu ſpielen glauben; oder wäre des Knaben leichter Sinn, des Jünglings glückliche Verwegenheit, des Mannes ausdauernde Kraft; wären die tauſend und tauſend Verhältniſſe, mit denen das Daſeyn uns wie mit eben ſo vielen Fäden umſtrickt, wären unſre Geburt, das Zeitalter, in dem wir leben, unſre frühere Bildung, Religion, Wohlſtand vielleicht die Frucht unſrer eignen Wahl? Wir ſchmeicheln unſrer Eitelkeit mit einer Freiheit, von der wir ſelten in unſerm Wirken Spuren finden. Ihr gebt dem abgelebten Alter ſo wenig die rüſtige Kraft der Jugend wieder, als der faulenden Leiche des byzantiniſchen Kaiſerreichs, des ſchlechteſten in der ganzen Weltgeſchichte, ihr früheres friſches Leben. In Konſtantinopel wird ſo wenig ein Washington und Fox als im heutigen England ein Mahomed gedeihen. Alles hat ſeinen Augenblick der Geburt, der Zeitigung und Reiſe. Wer Lykurgs Geſetzgebung jetzt nach Frankreich zu verpflanzen ſuchte, wäre ſo thöricht, als wer den edlen Burgunder am Nordcap ziehen will; und doch gab der groſe Spartaner ein Meiſterwerk, wie es kein Staatskünſtler mehr nach ihm geliefert hat. Alles braucht, um zu werden, was es ſeyn kann und ſoll, ſeine Zeit und ſeinen Ort. Am Eismeer ziehen wir keine Pomeranzenhaine, im Herbſt nicht die Blüthe des Frühlings. Wir aber, mit unſrer dummen Vielwiſſerei, werfen Jahrhunderte und Klimate durch einander, haben Brutuſſe an der Seine, und Ritter des Mittelalters an dem Main und der Spree; beide freilich, wie ſie die Zeit liefern kann, jene den Tyrannen ſo furchtbar, als dieſe rüſtig und kraftvoll in der Feldſchlacht und dem Turnier. Es iſt eine alberne Weisheit, die uns zu dem lächerlichen Komödiantenweſen treibt. Allenthalben ſind wir zu Hauſe, am wenigſten in der Heimath. Die gebildeteſten Völker Europas ſind beiläufig in dem Zuſtande, in dem Rom von Sulla bis Auguſt, oder der größte Theil Griechenlands zu den Zeiten Alexanders war. Das Höchſte und Beſte, was jetzt einer Nation werden kann, iſt ein Cäſar des 19ten Jahrhunderts. Sie darf ſich glücklich preiſen, wenn ihr, ſtatt eines Commodus, Heliogabal, Caracalla, Tiber und Nero, ein neuer Trajan, Marc-Aurel, Antonin, Titus oder Veſpaſian wird.

»Betrachten Sie die Menſchen unſrer Zeit! Was wagen Sie von ihnen zu erwarten? Sehen Sie dieſes ewige zweckloſe Streben und Treiben, die müßige Geſchäftigkeit, die tauſend elenden Förmlichkeiten ohne Gehalt, das leere Plaudern ohne Gedanken und Gefühl, das gebückte, gefällige Weſen ohne Theilnahme, die gewaltſame Bewegung ohne Haß und Liebe! Sie zeigen uns nur Mumien von Menſchen, rein ausgeweidet von der Sitte der Zeit, denen die herkömmlichen ſüßen und freundlichen Manieren, wie eingelegte Spezereien den todten Körpern, einen lügneriſchen Anſtrich von Leben und Geſundheit geben. Ein dampfender, ſiedender Keſſel iſt unſre Geſellſchaft, in dem alle Arten von Leidenſchaften, Schlechtigkeiten, Verbrechen mit etwas Tugend, wie im Macbeth die Hexenſuppe, durch einander kochen. Bedenke ich den Zuſtand, in dem ſich viele Völker Europas befinden, dann ſehe ich, das mag ich nicht läugnen, nur mit Beſorgniſſen in die Zukunft. Wie ſind in dieſem Frankreich alle Bande aufgelöſt, die den Menſchen ſonſt freundlich mit dem Menſchen verbinden! Verbreitet ſich dieſer Geiſt der Selbſtſucht, des Unglaubens und der geſetzloſen Willkühr, dann muß die moraliſche Vernichtung des Menſchen zu einer ſchrecklichen

Kataſtrophe führen. Mir iſt, als liege Europa auf einem Vulkan, über dem ſich die Völker und ihre Führer in leichtfertiger Sicherheit herumtreiben. Alle Leidenſchaften ſind gereizt und in wilder Gährung. Der Strom wächſt über ſeine Ufer, und frißt, ſeit Jahren ſchon, ſtill nagend an dem Damm, der ſeine verwüſtende Fluth bändigen ſoll; und die Staatskunſt ſpielt wie ein Kind in unſchuldiger Dummheit am blumigen Ufer, und ſieht voll Zuverſicht in den reißenden Strom. Es iſt ſchrecklich, daß die Vernunft, und ſelbſt die Erfahrung ſo wenig über den Menſchen vermögen, und das Schickſal ihn immer ſeinen düſtern, geheimnißvollen Weg führen muß. Es wird Recht behalten das furchtbare Schickſal; das zeigen alle Werke der Menſchen, die ſeine Stelle vertreten wollen. Daß ich gefehlt habe, iſt aller Welt bekannt, und Jeder weiß es klug und ſtreng zu rügen. Daß ſie aber dieſelben Fehler an denſelben Abgrund führen müſſen, das will Niemand glauben. Wahrhaftig, ein ſeltſames Weſen iſt der Menſch, dem die Eigenliebe die wunderlichſten Streiche ſpielt! Für jeden Andern geht die Natur, wie wir ſehen, ihren gewöhnten Gang; doch finden wir es ſehr natürlich, daß ſie wegen uns eine ehrenvolle Ausnahme macht, zu unſerm Beſten von der ſtrengen Regel abweicht, und, von Zeit zu Zeit, einige Wunder wirkt. Für unſere Naſe kann ſie ja nur Wohlgerüche ziehen, für uns die Roſe ohne

Dorne ſchaffen, und dem Feuer ſeine zerſtörende Kraft benehmen, daß es nur freundlich wärmt, aber nicht brennt. Es iſt ein eigner Anblick, in dieſer ſchweren, folgereichen Zeit, die vornehme Politik zu ſehen, wie ſie breit und dick in ihrem weich gefütterten Armſeſſel ſitzt, und, der alten langgewöhnten Ruhe ſicher, auch noch halb im Schlafe fort regiert. Sollte es irgendwo zum Feuer kommen, — was Gott verhüte! — gut! dann läßt man einige Tage vor dem Brande die Spritzen richten. Was kümmern ſie die Stürme, die an dem fernen Himmel wüthen, und das unglückſchwangere Wetter immer näher wälzen? Das herriſche Geſicht darf, aus der Tiefe ſeiner Alongeperrücke, nur einen offiziellen Blick der Strenge nach den finſtern Wolken werfen; und ſogleich zerſtreuen ſie ſich, dem höhern Befehl gehorſam. Vergißt ſich, in einer Anwandlung von Wuth, der freche Pöbel; wirft der wilde Aufſtand ſeine freſſende Lava gar bis an die Thür des herrſchaftlichen Gebäudes, dann wird der Schweizer mit ſeiner antiken Hellebarde, dem die Sicherheit des Hauſes obliegt, ſchon Ruhe ſchaffen. Will das Volk in ſeinem Unmuth vorlaut werden, dann braucht der Herr nur ſeinen Ueberrock zu öffnen, um Band und Stern zu zeigen, und den Pöbel wirft ſogleich die angeborne Achtung vor ihm nieder. So träumen ſie. — Es iſt kein Gegenſtand zum Scherzen; Sie haben Recht. Den Menſchen wollte ich aber ſehen, den der ungeheure Widerſpruch nicht zum Lachen brächte, in dem die gedankenloſe Sicherheit und die dringende Gefahr, die aufgeblaſene Eitelkeit und die winzige Kraft gegen einander ſtehen.

»Ich habe das Recht, auf meine Erfahrung einen großen Werth zu legen, weil ſie mich viel gekoſtet hat. Möchten ſie die Fürſten hören! Gewiß ich vergütete ihnen dann reichlich die ſchweren Leiden, die ſie von mir erduldet zu haben ſich beklagen. Der Gährungsſtoff, der in den Völkern, und gerade in denen liegt, die in der Kultur am weiteſten vorgeſchritten ſind, iſt eine Wirkung der Unverträglichkeit des Alten mit dem Neuen. Beide feindliche Mächte beſchuldigen ſich der Uſurpation, indem jene ſich auf den Beſitz, dieſe auf das Recht beruft. Der einen iſt Streben nach Freiheit, was die andere Aufſtand nennt. So iſt es. Der widerlichen Wahrheit kann man Aug und Ohr verſchließen, aber ſie — leider! — dadurch nicht widerlegen; ſie iſt und wirkt, wenn wir ſie auch nicht glauben. Miede die Gefahr den, der ſie nicht ſehen will, dann wäre uns freilich mit Blindheit am ſicherſten geholfen. Aber kennen muß man ſeinen Feind, ſeine Stärke und Schwäche, und die eigne, will man ihn mit der Hoffnung eines günſtigen Erfolgs bekämpfen. Unmöglich iſt eine Verſchmelzung des Alten und Neuen nicht, aber ein wunderbar großes Kunſtſtück, das den ehrt, dem es gelingen ſollte. Von ihm allein iſt Rettung zu erwarten. Schwer iſt in unſern Tagen, die ſo viel und ungeſtüm fodern, das Problem zu löſen, wie ſich die Foderungen des Volks mit den Anſprüchen der Regenten und vorzüglich mit denen der begünſtigten Kaſten ausgleichen laſſen. Alle ſprechen nur von Rechten, da dieſen doch nothwendig Pflichten gegenüber ſtehen müſſen. Wo Jeder haben, und Keiner geben will, da iſt nicht leicht ein befriedigender Vergleich zu treffen, Es wäre alſo mit Ernſt zu überlegen, ob man die gerechten Foderungen der Zeit befriedigen kann und mag. In dieſem Falle würde der Kampf zwiſchen den widerſprechenden Rechten friedlich ausgeglichen. Wer ſich ſelbſt nicht plump betrügen will, der muß begreifen, daß ſich durch die Fortſchritte der Aufklärung, ſelbſt der Induſtrie und des Nationalreichthums, im Stillen eine Macht gebildet hat, die nur der nicht anerkennen mag, der ſie zu fürchten hat und doch nicht fürchten will. Ob das Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes bis zu dieſem Punkte für unſer Geſchlecht eine Wohlthat oder ein Uebel ſey, iſt eine müßige, unfruchtbare Frage...... So iſt es; und mit dem, wie es iſt, habt ihr euch abzufinden. Nur Kraft und Weisheit kann das Jahrhundert retten. Wie ſie es in Spanien, Rom, Neapel und Frankreich treiben, nimmt es ein blutiges Ende für die ſelbſt, die ſich mit Blutvergießen ſichern möchten. Auf dieſem gefährlichen Wege dürfen ſie nur weiter gehen, und wir werden uns erſt beim Vorſpiel des Stückes finden, das unſre Zeit noch durchzuſpielen hat. Der Ausgang iſt nicht zweifelhaft: Der lebendigen Kraft muß ihr Recht werden, da ſie nur die Pflichten erfüllen kann. Die Zukunft ſteht in hellem Lichte vor meinen Augen. Hoch wogt der Strom und immer höher, und ſeine gewaltigen Gewäſſer laſſen ſich nur ableitend dämmen, aber nicht aufhalten im furchtbaren Laufe. Wer das verſucht, verdoppelt ihre Kraft zu ſeinem eigenen Verderben. Hätte ich vor fünf Jahren noch den Rath befolgen können, den ich nun meinen Feinden gebe, die ihn auch nicht zu gebrauchen wiſſen werden, dann ſtünde ich an der Spitze einer freien Welt. Mit einem mächtigen Geiſte verſuchte ich zu ringen, der ernſt und ſchweigend über die Erde geht, mit einem Todeshauche anweht, wer nicht an ihn glauben will, Throne zerbröckelt zu Staub, und den Funken, der ſtill und unbemerkt in dem Volke glimmt, mit einem Athemzuge zum Vulkane bläſet. Ich fiel; und was mir nicht gelungen iſt, das werden ſie, denke ich, umſonſt verſuchen.

Parallelen.

Geſchrieben im Jahr 1814.

Griechenland war, wie unſer deutſches Vaterland, in mehrere Staaten zerſtückelt, die ſich mit wechſelſeitiger Eiferſucht bewachten, öfters bekämpften, ſich mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachten, und endlich auch verdarben. Aber die verſchiedenen Städte wetteiferten auch, wie Kinder eines Hauſes, im Guten, und ſuchten ſich auszuzeichnen als Glieder dieſer großen Familie, die Sitten, Religion, Sprache, Kunſt und Spiele verbanden. Sie genoſſen alle Vorzüge, die kleine Staaten vor großen haben: ein regſameres Leben, Gemeingeiſt und eine größere Freiheit. In Reichen von übermäßigem Umfang wird der Menſch, wie friſches Quellwaſſer in weiten Sümpfen geſammelt, faul und todt. Nur kleine, und darum freie Völker haben Großes gethan, wie die Griechen gegen die Perſer, die Römer bis zur Zerſtörung von Karthago, die kleinen italieniſchen Staaten, die Schweiz und Holland. Auch Deutſchland hat dieſen Vortheil, der ſehr hoch anzuſchlagen wäre, würde er nicht von einem noch größern

Nachtheil überwogen. Wie die Griechen, feinden ſich die Völker des gemeinſchaftlichen Vaterlandes an, und könnten auch wie dieſe, durch innere Zwietracht gelähmt, von äußern Feinden beſiegt und unterjocht werden. Nicht Fremde, nur die Deutſchen ſind im Stande, Deutſchland zu verderben.'

Erſt wurde der ſchlaue Philipp, Alexanders Vater, über die getrennten Griechen, Herr. Dann überwanden ſie die Römer, welche Mittel fanden, ein Volk gegen das andere zu bewaffnen, und ſie ſo zum Werkzeuge ihrer eignen Unterdrückung zu machen. Auch Deutſchland war oft das Werkzeug der Zerſtörung und Herabwürdigung von Deutſchland, und ſeine größten Thaten hat es vielleicht gegen ſich ſelbſt gethan. Gerade da das ernſte Rom dem geſprächigen Griechenland den Fuß der Herrſchaft auf den geſchmeidigen Nacken ſetzte, ſchien hier die Begeiſterung für Freiheit am lebendigſten, weil ſie am lauteſten war. Der Konſul **Flaminius** beſiegte Mazedonien, das früher Griechenland beſiegt hatte; und ganz Griechenland frohlockte über den Fall des einheimiſchen Feindes. Zu derſelben Zeit wurden die Iſthmiſchen Spiele gefeiert, zu denen die ganze Bevölkerung der griechiſchen Staaten zuſammen ſtrömte. Da alle verſammelt waren zu dem großen Schauſpiel, ward mit der Trompete Stille geboten. Es herrſchte ein tiefes, erwartungvolles Schweigen; da trat ein Herold auf, und verkündigte: »Nach dem Siege über den König Philipp und die Mazedonier wolle der Senat »und das Volk von Rom, wie auch der Feldherr Flaminius, daß alle Staaten Griechenlands frei ſeyen.« Die Griechen blickten ſich voll froher Ueberraſchung mit Erſtaunen an. Man fragte, weil man ſich getäuſcht zu haben glaubte, und wagte kaum zu glauben, was ſo feierlich verkündigt worden war. Alles drängte ſich gegen den Herold, als könnte das Geſicht die frohe Kunde des Gehörs beſtätigen. Noch einmal mußte er wiederholen, was er geſagt, um jeden Zweifel zu zerſtreuen. Zum zweitenmal verkündigte er, mit lauter Stimme, die Freiheit Griechenlands. Da erhob das begeiſterte Volk ein Freudengeſchrei, daß, wie die Geſchichte ſagt, die Vögel, die gerade über der Verſammlung hinflogen, durch die heftige Erſchütterung der Luft erſtickt und betäubt zur Erde fielen.

So groß war die Freude über die geſchenkte Freiheit! Aber, wer ſich die Freiheit ſchenken läßt, hat ſchon einen Herrn; und noch konnte kein Senats- oder Volksbeſchluß einer Nation, wenn ſie nicht ſelbſt frei zu ſeyn wußte, die verlorne Freiheit wieder geben. Die größten Güter, wie Freiheit, Tugend und Weisheit, können wir nur von uns ſelbſt empfangen; und der unabhängige Menſch, wenn er es bleiben will, verdankt ſich lieber als Andern, auch was er von dieſen erhalten kann. Der Enthuſiasmus, mit dem die Griechen ihre Befreiung feierten, bewies, daß ſie nicht mehr frei waren, es nicht mehr ſeyn konnten. Der freudige Dank, mit welchem ſie die milde Gabe aus der Hand der Römer empfingen, zeigte die Noth des Bettlers.

Unſer künftiges Schickſal hängt von der Verfaſſung ab, die Deutſchland erhalten wird. Sie muß ein Meiſterwerk von menſchlicher Klugheit und Uneigennützigkeit ſeyn, wenn es gerettet werden ſoll. Was werden die Fürſten dem Volke, was werden ſie ſich wechſelſeitig zugeſtehen wollen? Wird man die Gefahr nicht zu ſchnell vorüber glauben, die Eintracht und Wachſamkeit gebot? Es gibt ſtarke Geiſter, die fromm werden in der Noth. Sie beten, wenn in der ſtürmiſchen Gewitternacht flammende Blitze um ſie ziſchen und der Donner über ihnen rollt, ſpotten aber ſpäter ſelbſt über ihre Andacht, die ſie bei heiterem Himmel Aberglauben nennen. Das Unglück macht theilnehmend, mäßig und beſcheiden; das Glück aber hart, übermüthig und verwegen. Schon oft ſind erhabene Grundſätze und Gefühle, welche die Noth oder die Begeiſterung des Augenblicks erzeugt hatte, mit ihrer Mutter geſtorben. Was aber jetzt nicht gethan wird, mag in Jahrhunderten nicht wieder geſchehen können; denn der Menſch hängt in ſeinem Wirken von Verhältniſſen und Umſtänden ab, die er klug benutzen muß. Wer im Herbſte ſäen will, um mit dem Frühling zu ernten, verliert ſeine Ausſaat mit der Zeit. Erhält jetzt Deutſchland nicht eine zweckmäßige Verfaſſung, dann wird es ſchwächer und verachteter herabſinken, als wir es je geſehen haben. Ich ſage nicht voraus; ich fürchte nur. Möchte ich mich betrügen, damit ich ſelbſt und Millionen nicht betrogen werden!

Seyen wir Deutſche! ſagte ich ſchon früher an einem andern Orte. In dieſen drei Worten liegt das Geheimniß unſerer Freiheit, unſeres Ruhmes und Glücks. Mögen Deutſchlands Fürſten und Völker die Lehre nie vergeſſen, die Scilurus ſeinen achtzig Söhnen gab! Da er die Nähe des Todes fühlte, ſammelte der Greis die hoffnungsvollen Kinder um ſein Bett, überreichte einem nach dem andern ein Bund von achtzig Pfeilen, und erſuchte ſie, es zu zerbrechen. Alle, auch die Stärkſten, ſtrengten vergebens ihre Kräfte an. Da nahm der Alte die Pfeile einzeln, und gab ſie den Kindern, damit jedes den ſeinigen zerbreche. Alle, auch die Schwächſten, thaten es mit Leichtigkeit.

Seyd wie das Bund Pfeile, ſprach der Vater, und ihr werdet ſtark, unüberwindlich ſeyn! Seyd wie das Bund Pfeile, Deutſche, und ihr werdet ſtark, unüberwindlich ſeyn! Auch jetzt, im Juni deſſelben Jahres, und in Jahrzehnten, und in Jahrhunderten — wenn Deutſchland ſie erlebt — kann man den Deutſchen keine Wahrheit empfehlen, die wichtiger für ſie wäre.

Nur in ihrer Einheit liegt ihre Stärke; aber ihre Schwäche auch in ihrer Theilung. Frankreich iſt Eins durch ſeine geographiſche Lage, durch ſeine Regierung, Sprache, Religion und Sitten. Es bleibt der einflußreichſte Kontinentalſtaat in Europa, weil kein Staat beſſere Grenzen hat; keiner durch die Schönheit des Himmels, die Fruchtbarkeit des Bodens, und die Anlagen ſeiner Bewohner von der Natur mehr begünſtigt iſt; keiner, wegen dem Nationalgeiſte ſeines Volks und der Einheit der Regierung, ſeine Kräfte, ſey es zum Angriffe oder zur Vertheidigung, ſchneller und leichter ſammeln kann. Nur die vereinigte Macht von ganz Europa konnte dieſen ſtets bewaffneten Rieſen bändigen; und nur das grenzenloſe Elend und die ſchmählichſte Herabwürdigung, die Jahre lang auf den Fürſten und Völkern dieſes Welttheils laſtete, konnte die Fürſten und Völker zu Einem Zweck verbinden. Welche beinahe unglaubige Verhältniſſe, die keine menſchliche Klugheit vorausſehen konnte, die verwegenſte Hoffnung nicht zu erwarten wagte, mußten zuſammentreffen, um uns und die ganze ziviliſirte Welt von dem Joche einer langen Knechtſchaft zu befreien? Würde, wenn eine ähnliche Gefahr wieder käme, uns ein ähnliches Wunder retten? Der Glaube, daß uns im großen Kampfe für Freiheit und Ehre Gott geholfen, konnte unſer Gemüth mit einem gerechten Vertrauen ſtärken.

Aber jede große Gabe des Geiſtes, jedes erhabene Gefühl des Herzens iſt göttlich; und der Gott, der uns immer retten wird, der wohlthätig für Menſchen und Völker wirkt, muß in uns wohnen. Dem nur hilft der Himmel gern, der ſich ſelbſt zu helfen weiß. Er gab uns Klugheit, daß wir allenthalben das Zweckmäßige wählen. Aber der Trägheit, dem Unverſtand, dem Laſter und Unrecht ſteht keine Gottheit bei. Der faule Islamism und die fromme Unthätigkeit, die in Allem das Werk eines unvermeidlichen Verhängniſſes, oder den Willen der Vorſehung erkennen, werden ihre Wohnung in Flammen aufgehen und die Hungernden vor Elend ſterben ſehen, wenn ſie es dem Schickſal oder der Vorſehung überlaſſen wollen, den Brand zu löſchen oder für die tägliche Nahrung zu ſorgen.

Es iſt unmöglich, daß wir die ſchmerzliche Vergangenheit und ihre ſo theuer bezahlten Lehren ſchon vergeſſen haben könnten. Alles, was uns die Gefahren gebracht, muß entfernt werden. Deutſchlands Kraft muß man durch Einheit verbinden, und in dieſem Verbande frei laſſen, damit ſie ſtark bleibe. Würde die alte deutſche Reichsverfaſſung mit ihren Mängeln und Mißbräuchen wiederhergeſtellt; hätten die Nationen, deren Anſtrengungen und Opfern wir den herrlichen Sieg verdanken, nur für eine Ordnung der Dinge gekämpft, durch die ſie geſchwächt und herabgewürdigt waren, dann fände ich wahrlich den erbärmlichen Zweck der großen Mittel nicht werth. In kurzer Zeit würden wir Deutſchland mit ſeiner zerſtückelten Verfaſſung, in welcher der Nationalwille, und folglich auch die Nationalkraft nichts iſt, mit ſeinen getheilten Abſichten und Wünſchen, als eine leichte Beute wieder in der Gewalt des Auslands ſehen.

So hätte demnach wahrſcheinlich Napoleon geendet, der ſo viele Jahre die bekannte Welt mit dem Schrecken ſeines Namens erfüllt hat; vor dem ein großes Reich mit abgöttiſcher Verehrung im Staube lag; den ſeine Schmeichler, die Beute ſeines Glückes theilend, als ihre Gottheit auf den Altar erhoben, um ihn, im Unglück, als einen falſchen Götzen in den Koth zu treten! Möchte mit der furchtbaren Laufbahn dieſes Menſchen auch das Elend von Frankreich und des übrigen Europa enden! Ich wage es nicht zu hoffen.

Wer kann ohne den tiefſten Unwillen das Benehmen gegen Napoleon in ſeinem Unglück ſehen, wenn er das gegen Napoleon in ſeinem Glücke geſehen hat? Gibt es eine Niederträchtigkeit, die nicht an ihn wäre verſchwendet worden? Man mußte den unerſchöpflichen Erfindungsgeiſt dieſer wortreichen Menſchen bewundern, die für das ewige Einerlei ihrer abgenutzten Schmeicheleien noch neue Ausdrücke und Wendungen fanden. Die Sklaven machten öfter Tyrannen, als dieſe jene. Die Freimüthigkeit, mit der ſie dem gefallenen Machthaber wirklich ſtarke Wahrheiten auf der Flucht nachſenden, iſt etwas gemein. Edler hätte mir es geſchienen, den Gewaltigen ins Geſicht an ſeine Pflichten zu erinnern. Fehlt uns der Muth, das Letztere zu thun, dann iſt jenes Feigheit. Wie mögen die über die unerſättliche Herrſchſucht Buonaparte's klagen, die willig ihren Nacken vor ſeinem Fuße beugten, damit er ſich auf ihm erhebe?

Hannibal ſtand ſiegreich in Italien, und bedrohte Rom. Als Konſulen führten die römiſchen Heere Paul Aemil und Terentius Varro. Dieſer war Plebeier und ein Geſchöpf der Gunſt des niedern Volks. Voll Selbſtliebe und Eigendünkel, und folglich ohne Kraft und Muth, hoffte er den ſchlauen Karthaginienſer in einer Schlacht aufzureiben. Er lieferte ſie, gegen den Rath ſeines klügern Kollegen. Es war jener unglückliche Tag bei Cannä, wo Rom gefallen wäre, hätte es ſich ſelbſt verlaſſen, wie es vom Glück verlaſſen war. Die Vaterlandsliebe und eine unerſchütterliche Beharrlichkeit, der am Ende doch Alles weicht, rettete den Staat. Paul Aemil, der das Unglück vorausgeſehen und vergebens zu verhüten geſucht hatte, war, als ein Mann von Ehre, auf dem Schlachtfeld geblieben. Der aufgeblaſene **Varro** erhielt ſich, nach dem Verluſte ſeines Heeres, durch ſchändliche Flucht.

Ihm, der das unabſehbare Elend über ſein Vaterland gebracht, gingen Abgeordnete von allen Ständen, von den Vätern und Patriziern ſogar, dem Plebeier entgegen, und dankten dem Konſul, daß er an der Republik nicht verzweifle. — Welche Größe! Mir iſt, als ließe ſich in einem ganzen erklärenden Bande nicht ſagen, was dieſer einzige Zug ſagt. Alle Leidenſchaften, die Rom im Frieden, wie der Sturm das Meer bei einem Gewitter, durchwühlten, ſchwiegen vor der heiligen Liebe des Vaterlands. Im Innern kannte Niemand mehr einen Feind, weil man einen äußern zu bekämpfen hatte.

Da Napoleon geſchlagen zurückkam, die ſiegreichen Heere den franzöſiſchen Boden betraten, da wagten die Franzoſen es, ſich vor dem Unglücklichen aus dem Staube aufzurichten, in dem ſie vor dem Glücklichen anbetend gelegen waren; und doch war ihre Schwäche immer ſeine größte Stärke. Bei einem großen Volke wäre er nie Napoleon geworden, oder hätte auf dieſe Art nicht aufgehört es zu ſeyn; ſo wäre er nicht geſtiegen, oder nicht ſo gefallen.

Jn dem Bürgerkriege zwiſchen Marius und Sulla waren 33 Konſularen, 7 Prätoren, 60 Aedilen, 200 Senatoren, und 150,000 römiſche Bürger gefallen. Nach Gräuel- und Gewaltthaten, wie die Weltgeſchichte wenige aufzuweiſen hat, legte der Diktator Sulla, der ruhigen, unbeſtrittenen Herrſchaft müde, die ſo ſchrecklich mißbrauchte Gewalt, auf öffentlichem Markte, vor dem verſammelten Volke nieder. Nachdem er ſeine Liktoren entlaſſen hatte, ging er noch als Privatmann auf dem Forum ſpazieren. Das Volk erſtaunte zwar, den kaum noch ſo fürchterlichen Machthaber freiwillig ohne Würde und Gewalt zu ſehen, blieb aber ruhig. Es ſchämte ſich ohne Zweifel, den wehrlos zu mißhandeln, dem es, da er noch bewaffnet da ſtund, gehorſam geweſen war. Nur ein Junge verfolgte ihn, als er nach Hauſe ging, bis an ſeine Thür mit Schimpfworten. Sulla hörte ihn gelaſſen, und ſagte nichts, als: der junge Menſch wird machen, daß keiner mehr eine ſolche Gewalt niederlegen mag. Man iſt im Zweifel, was erſtaunenswürdiger ſey, dieſe freiwillige Entſagung einer großen Gewalt, oder das Betragen der Römer dabei.

Vor der Seeſchlacht von Aktium, die das Schickſal der damals bekannten Erde entſchied, wie die erſten Monate des gegenwärtigen Jahres das von Europa entſchieden haben, war Rom und die römiſche Welt zwiſchen Antonius und Oktavian noch unentſchieden, weil ſich das Glück noch für keinen von beiden entſchieden hatte. Man mußte den Ausgang einer Seeſchlacht abwarten, um zu wiſſen, welcher von den zwei großen Verbrechern der rechtmäßige Herr ſey; wen man lieben und achten, und wen man haſſen müſſe.

Die Schlacht entſchied, und zwar für den feigern Oktavian, der, unter dem Namen Auguſt, als der erſte römiſche Kaiſer in der Geſchichte glänzt. Die ganze Bevölkerung von Rom ſtrömte dem Sieger freudetrunken entgegen. Unter tauſend unwürdigen Spielereien, mit denen man das Gemüth des neuen Beherrſchers zu vergnügen ſuchte, hatte ein ehrlicher Handwerker nicht die ſchlechteſte erſonnen. Er kam dem Sieger mit einem Raben entgegen, der deutlich die Worte ſprach: Sey gegrüßet, ſiegreicher Cäſar, Imperator! Der Vogel gefiel, und wurde um einen hohen Preis gekauft. Der Menſch als Schmeichler war damals ſchon zu gemein, ein ſo artig ſchmeichelndes Thier aber eine Seltenheit.

Indeſſen verdroß das Glück des Handwerkers ſeinen Geſellen und Freund, weil der neue Reiche nicht mit ihm theilen wollte. Er ging zu Auguſt, und erklärte, der Verkäufer des Raben habe noch einen zweiten, den er ſich bringen laſſen möge. Das Seitenſtück zu dem erſten Schmeichler kam, und rief zum Schrecken der Anweſenden: Sey gegrüßet, ſiegreicher Antonius, Imperator!

Der Kaiſer Auguſt ſoll ſich über dieſe Menſchlichkeit nicht mißfällig geäußert haben. Der Monarch hatte ſelbſt einige Menſchlichkeiten, und war überhaupt ein ſchlauer Herr, der wohl wußte, daß man mit einem Schoppen ſüßen Honig (auf den Lippen und im Geſichte) mehr hungrige Fliegen fängt, als mit der größten Tonne ſauern Eſſig. Die Wahrheit iſt eine ſo verrufene Münze, daß man ſie, nach einem deutſchen Sprichworte, nur bei Kindern und Narren findet.

Der brave Handwerker hatte, wie wir ſehen, doppelt geſattelt, und konnte ſein Glücksthier reiten, für welchen Herrn ſich auch das Glück entſchied. Seine Adreſſe war auf alle Fälle fertig, daß ſie im römiſchen Moniteur erſcheinen konnte. Die Menſchen ſind, dreißig Jahre vor Chriſti Geburt, ſo vorſichtig klug geweſen, als 1811 nach ihr; und ein römiſcher Schuhmacher oder Schneider war keineswegs zum Großbeamten, Würdenträger oder Senator unſerer Tage verdorben.

Ich will nicht unterſuchen, ob die Zeitgenoſſen Napoleons, durch ihr Benehmen gegen ihn in ſeinem Glück und Unglück, ſich ſelbſt oder ihn mehr herabgewürdigt haben; aber ich bin überzeugt, daß er nicht kühn genug geweſen wäre, ſie ſo tief unter die Menſchheit herabzuſtoßen, hätten ſie ihn nicht ſo hoch über dieſelbe erhoben. Der Freudentaumel, der bei ſeinem Falle die Völker ergriff, bezeugt ihren gerechten Haß gegen den Tyrannen der Welt, aber auch ihre Schwäche. Wie hätte der Mann ſo unendlich viel ſeyn können, wären ſeine Zeitgenoſſen nicht ſo wenig geweſen? Die Art, wie das Volk ſeine Herrſchaft ertrug, beweiſet aber, nach meinem Gefühle, weniger gegen es, als die, wie es ſeinen Sturz gefeiert hat. In einem Augenblick ſollte der Mann Nichts mehr ſeyn, der ihm während fünfzehn Jahren Alles geweſen war! Es iſt eine traurige Bemerkung, daß man bei den Menſchen viel iſt, wenn man viel vermag, und daß der Mächtige bei den Schwachen mit der Gewalt auch die Achtung verliert. Indem Frankreich über Buonaparte das Urtheil ſeines gänzlichen Unwerths ausſprach, fühlte es da nicht, daß es ſich ſelbſt verdammte? Gäbe es einen Götzen ohne Götzendiener? und wenn der Herr ſo erbärmlich war, was konnte dann an den Knechten ſeyn, die ſich ihm gaben?

Buonaparte iſt von einer Höhe gefallen, zu der ſich kein Menſch ohne große Kraft erhebt. Beinahe ganz Europa lag ihm zu Füßen; Könige freuten ſich ſeiner Gunſt; und die den Gefallenen am lauteſten höhnten, waren am tiefſten vor ihm gekrochen, da er noch aufrecht ſtund. Gott ſchuf Buonaparte, und ruhte aus, ſagte ein großer Beamte im Rauſche der Begeiſterung. Seine Schmeichler haben ihn verdorben; und da er, im Uebermuthe ſeines Glücks, keine Wahrheit mehr wollte, eilte er dem Abgrunde taumelnd entgegen, in den er als Opfer ſeiner Gewaltthätigkeit fiel. Wäre er gerecht, mäßig und menſchlich geweſen, dann führte er, unter den Großen der Völker, einen großen Namen, und wäre der wohlthätige Genius ſeines Jahrhunderts geworden. Kein furchtbareres Beiſpiel kennt die Weltgeſchichte als das ſeinige, daß der Menſch, der ſich, als ein Weſen höherer Art, über Seinesgleichen ſetzt, ſich auch von Allem losſagt, was ſich Menſchen ſchuldig ſind, und daß jede Größe, die nicht auf Tugend und eine wohlthätige Wirkſamkeit gegründet iſt, ſich ſelbſt zerſtört. Was Napoleon für die Völker Europa's hätte werden können, wird nach ihm ſo leicht Niemand mehr; und was er zerſtört hat, läßt ſich nicht wieder erſetzen. In ihm verehrte ein neues Jahrhundert ſeinen Repräſentanten, und alles kam ihm voll Vertrauen und Hoffnung entgegen. Von der Macht aber, die ihm das Vertrauen und die Hoffnung einer beſſern Zukunft gab, machte er einen ſo fürchterlichen Gebrauch, daß die Hoffnung Verzweiflung, das Vertrauen Abſcheu ward, und die Welt ſich wieder nach dem erträglichen Alten ſehnte, weil dem Neuen nur Haß und Verwünſchungen folgten. Das iſt, nach meiner innigen Ueberzeugung, die größte Sünde Napoleons. Nicht die Millionen, die er auf die Schlachtbank führte, wo ſie ſeinem Ehrgeitz ihr Leben ausröchelten, nicht die rauchenden Stätte, die verwüſteten Provinzen und die ausgeplünderten Reiche laſten als die ſchwerſte Schuld auf ſeinem Haupte, ſondern daß er die empfängliche Zeit, die willig den Saamen des Beſſern in ihren befruchtenden Schoos aufgenommen hätte, mit Unkraut täuſchte, und ſogar den Wunſch einer ſchönern Pflanzung in ihr vernichtete.

Die Nachwelt wird Buonaparte als Fürſten, Krieger und Staatsmann richten, wenn das Geſchrei der wilden Leidenſchaften ſich gelegt hat, und die Stimme der Vernunft und der nüchternen Billigkeit gehört werden kann. Sie wird ihn richten, und uns ſeine Zeitgenoſſen, den Regenten und ſein Volk, den Tyrannen und die Schmeichler; ſie wird ſagen, was wir thaten zu unſrer Befreiung; ſie wird unſre Siege rühmen, die Opfer und Anſtrengungen, die ſie gekoſtet haben, und der Art erwähnen, wie wir die ſchwer erkämpfte Ueberlegenheit zu benutzen verſtanden. Bis jetzt haben wir uns nur vom fremden Joche befreit. Das thaten viele Völker; aber ſeltner ſind die, welche ihre Freiheit zu ſichern wußten. Unſre Rolle haben wir kaum zur Hälfte geſpielt, und ſollten beſcheiden das Ende des Stücks abwarten, ehe wir uns die Lorbeerkrone ſtolz auf's Haupt ſetzen. Wir haben viel gethan, dürfen wir mit einem berühmten Feldherrn ſagen; aber es iſt noch mehr zu thun übrig. Siege zu erkämpfen iſt leichter, als die Früchte derſelben zu ernten und ihre Reſultate zu ſichern. Doch greifen wir der Zeit nicht vor! Die nahe Zukunft wird das Urtheil, durch welches wir uns ſelbſt ſelig ſprachen, beſtätigen oder verwerfen, je nachdem wir die Erwartungen, die wir von uns erregt haben, rechtfertigen oder täuſchen.

Ueber
den gegenwärtigen Zuſtand von Europa.

Geſchrieben im September 1820.

Die Zeit rollt den Vorhang immer höher, hinter dem die Zukunft ſich zur Gegenwart geſtaltet, und was vor Kurzem noch in dunkler Ferne, unkenntlich und verworren geſchwankt, ſteht nun feſt in heller Nähe. Neue, unbekannte Geſtalten ſteigen im Hintergrunde auf, und drängen ſich nach der lichten Bühne. Vieles von dem, was man vor Monaten noch, in Furcht und Hoffnung, als möglich ſah, ergreift uns nun in ſeiner Wirklichkeit, mit Haß und Liebe. Das begonnene Drama rückt ſeiner Auflöſung raſchen Schrittes näher, und die Völker ſehen voll banger oder freudiger Erwartung dem Stücke zu, in dem ſie ſelbſt ihre Rollen ſpielen, und das Schickſal ſteht waltend über der Weltbühne, und leitet unſichtbar den Gang der Handlung. Wie ſie enden werde, läßt ſich von ſolchen, welche die Kunſt in ihren Geſetzen und Mitteln kennen, wohl ahnen, auch im Ganzen, aber nicht im Einzelnen, mit Wahrſcheinlichkeit erkennen.

Der Blick auf die Ereigniſſe dieſer Welt, auf das Leben und Wirken der Staaten und Völker, dürfte nicht unpaſſend mit der Ausſicht von der Höhe in das weite

Land, bei Annäherung der Frühlings- oder Herbſttage, zu vergleichen ſeyn. Die Stürme, welche durch Europa gehen, deuten allerdings auf die Zeit der Tag- und Nachtgleiche mit ihren Equinoktialſtürmen. Ob ihr ein Frühling und Sommer mit langen und hellen Tagen, oder ein Herbſt und Winter mit dunkeln Tagen und langen Nächten folgen werde, ſcheint Verſtändigen ſogar nicht ganz entſchieden. Doch darf man, nach unſerer Meinung, jenes mehr glauben und hoffen, als dieſes fürchten.

Nebel wallen, in vielfältigen Geſtalten hin und wieder, ſteigen bald verhüllend auf, mit feuchtem Dunkel das Land umwickelnd, bald ſich von den blauen Bergen in die Tiefe ſenkend. Licht und Dunkel, Wärme und Kälte ſcheinen im Streite, wie nach der alten Perſer Glauben, Ormuzd und Ahriman. Was eben in der Sonne glänzte, fällt in Nacht zurück, und in heiterem Lichte ſtrahlt, was kaum noch Nacht verbarg. Es wallet und woget auf und nieder in launenhaftem Wechſel. In der Tiefe arbeiten die Menſchen fort, im Dunkeln wie im Hellen, an ihrem Tagewerk ſchaffend, um das Ganze unbekümmert, wie mit ihm unbekannt. Hoch über der Erde ſteht, in unwandelbarer Klarheit, die ewige Sonne, und ſieht wie ein Auge Gottes auf das wechſelnde Spiel herab, in dem die flüchtigen Geſtalten ſich verdrängen und verfolgen, bald im Lichte, bald im

Schatten. Staaten und Völker geben daſſelbe Schauſpiel: Frankreich, Spanien, Italien, Deutſchland, Großbritannien und Rußland.

Wann und wie der Kampf enden werde, der Europa aufregt und theilt, läßt ſich, wie geſagt, nicht mit Zuverſicht, doch mit einiger Wahrſcheinlichkeit beſtimmen. Erkennen wir die Gegenwart, dann dürfen wir von ihr auch auf die Zukunft ſchließen; denn beide ſtehen als Wirkung und Urſache in Verbindung. Man muß aber die Gegenwart und Zukunft durch die Vergangenheit verſtehen lernen, die auch einmal Zukunft und Gegenwart geweſen iſt. Auf dieſem Wege kann man die Geſetze finden, die ſich in dem Kauſalverhältniſſe offenbaren. Obgleich die Zeiten einander ſo wenig gleich ſind, als die Menſchen und Völker, die in ihnen leben, ſo ſind ſie doch, unter ähnlichen Verhältniſſen, einander ähnlich; denn ſelbſt die Freiheit iſt an Geſetze gebunden, in deren Grenzen ſie ſich nach Willkühr üben und bewegen, die ſie aber, der Natur des Menſchen und der Dinge nach, nicht überſchreiten kann.

Wir fühlen uns, vor Allem, durch Deutſchland angezogen, das uns vor Allem werth und wichtig iſt. Kein Land verdient auch, ſeiner einflußreichen Lage in dem Herzen von Europa und des Geiſtes und Karakters ſeiner Bewohner wegen, mehr Liebe und eine größere Aufmerkſamkeit. Aber ſein Zuſtand iſt auch am verwickelteſten, und wie es von ſeinem Standpunkte aus vielſeitig einwirken kann, ſo iſt es auch vielſeitiger Einwirkung wieder hingegeben. Darum, und weil es in ſeinem Innern zerriſſen und zerſplittert iſt; weil es die heterogenſten und abſpringendſten Elemente in ſich vereinigt, wegen deren ſeltſamer Miſchung die Reſultate ſeines innern Prozeſſes wie die Natur deſſelben ſchwer zu erkennen ſind, läßt ſich auch ſeine Zukunft am ſchwerſten deuten.

In weniger als einem Jahr hat eine Verſammlung von Miniſtern zweimal über das Schickſal von Deutſchland ſich berathen, und darüber auch das Beliebige entſchieden. Konſtitutionelle Beſtimmungen, die durch Vertrag zwiſchen Fürſten und Völkern entſtanden, oder durch Bewilligung von jener und durch Annahme von dieſer Seite geheiligt, und durch wirkliche Vollziehung ins Leben getreten waren, wurden durch dieſelbe aufgehoben. Geſetzliche Verfügungen, welche die Stände eines Landes mit Mühe erlangt, die Regenten vielleicht ungern zugeſtanden hatten, vernichtete ein Federſtrich. Offenbar müßte aber doch alle landſtändiſche Verfaſſung zum Spott und Spielwerk werden, wenn es Abgeordneten von Regierungen geſtattet wäre, im Allgemeinen wieder aufzuheben, was im Einzelnen zwiſchen denſelben Regierungen und den Stellvertretern des Volks beſchloſſen worden. Welchen Werth mag man auf Verfaſſung, verfaſſungsmäßige Beſtimmung, auf landſtändiſchen Ein-

Fuß und landſtändiſche Würde legen, wenn ein Rath von Miniſtern, in Karlsbad oder Wien, zurücknehmen kann, was dieſelben Miniſter vielleicht in Karlsruhe, Stuttgart oder an jedem andern Orte zugegeben hatten? Welches Gegengewicht, welche aufſehende Behörde können Landſtände bilden, wenn die Regierungen, welche von ihnen bewacht, beſchränkt werden ſollen, die Macht beſitzen zu löſen, was jene gebunden, und zu binden was jene gelöſt haben, ja ſich ſelbſt von dem eignen Worte, das ſie ihnen gegeben, loszuſagen? Läge in dem, was der Deutſche thut, nicht immer eine gewiſſe Würde und Rechtlichkeit, die aus ſeiner eigenthümlichen Natur hervorgeht, und welche ſich auch in den Verhandlungen von Karlsbad und Wien nicht verkennen läßt, wahrhaftig man müßte über die eben ſo neue als ungeheure Gewalt erſtaunen und erſchrecken, der Deutſchland ohne Geräuſch und Aufſehen durch Beſchlüſſe ſeiner Kabinete unterworfen ward. Was dürfte ſich ein hoher Rath von Miniſtern und Geſandten nicht erlauben, der die geſetzgebende, vollziehende und ſogar die richterliche Gewalt vereinigt, und ſelbſt an kein Geſetz, an keine Form, nicht einmal an ein Herkommen gebunden iſt? der über jede Verantwortlichkeit erhaben, Altes zerſtören, Neues ſchaffen, ſogar neue Gerichtshöfe und ein neues Verfahren bei denſelben einführen kann? der als Ankläger auftritt, die Beſchuldigten verfolgt und ihnen ihre Richter ſetzt? Wer wäre ſicher, was ſtünde feſt, wenn es dieſem hohen Rath beliebte, von der ungeheuren Macht auch einen ungeheuren Gebrauch zu machen? Das thut er nicht, wird man ſagen; dafür bürgen der Karakter unſrer Fürſten und die Geſinnungen unſrer Regierungen. Ich bezweifle es nicht, und verehre jene und dieſe mit einer Achtung und einem Vertrauen, die mich beſtimmen würden, mein eignes Schickſal ihren Händen ohne Rückhalt zu übergeben. Anders aber verhält es ſich mit der öffentlichen Sache, die Niemand das Recht hat, weder eigner noch fremder willkührlicher Verfügung zu überlaſſen. Wenn man auch der Gegenwart gewiß iſt, wer mag dann für die Zukunft bürgen? »Alle »böſe Beiſpiele, läßt Salluſt den Cäſar ſagen, ſind »aus guten entſprungen. Tüchtigen und redlichen Männern ſah man gern den ungebundenen, kräftigen Willen nach, weil er gegen die Schlechten zum Vortheil »der Beſſern gerichtet war. Da aber, wie das zu kommen pflegt, Feige und Grauſame auf Großmüthige »und Edle folgten, kehrten jene das von dieſen begründete Verfahren gegen die Beſſern zum Vortheil der »Schlechtern.« Das muß man vermeiden. An Geſetz und Form ſollte ſich auch die höchſte Macht, ſchon ihres eignen Vortheils wegen, binden; denn was ſie ſelbſt nicht ſchuldig zu ſeyn, und ſich nachſehen zu dürfen glaubt, zu dem hält ſich auch Niemand gegen ſie verpflichtet. Will man die unbeſchränkte Gewalt nicht mißbrauchen, ſondern in den Grenzen des Rechten und Guten bleiben, zu was das Gehäſſige der Willkühr auf ſich laden! Warum ſich das Vermögen zu ſündigen vorbehalten, wo man keine Sünde begehen will? Warum den Schein gegen ſich zeugen laſſen, wo man die Sache von ſich ablehnt? Aber es iſt keineswegs genug, daß man das Unerlaubte unterläßt, wo es geſtattet iſt; es darf nicht erlaubt und geſtattet ſeyn. Das Recht braucht kein Menſch als ein Geſchenk des guten Willens anzunehmen; es iſt Pflicht, daß es Jedem geleiſtet werde. Was Jemand gnädig geben kann, darf er auch ungnädig verſagen; ſo aber verhält es ſich nicht mit dem Rechte, und jede Willkühr iſt eine Verletzung deſſelben, und dabei, in unſern Tagen beſonders, eine große Unklugheit, ein Vergehen alſo und ein Fehler, eine Sünde gegen die Moral und die Politik zugleich.

Offenbar iſt dieſe Miniſterial-Diktatur eine neue, ungeheure Gewalt, ungeheurer ſelbſt als die des römiſchen Diktators, der doch nur zu einem beſtimmten Zweck, auf eine beſtimmte Zeit gewählt werden konnte, und, nach Ablegung ſeiner Würde von kurzer Dauer, wieder in die Reihe der übrigen Bürger trat.

Soll aber Deutſchland aufhören, ein Bundesſtaat zu ſeyn? Und würde das nicht nothwendig folgen, wenn nicht eine allgemeine geſetzgebende Behörde für den

Geſammtſtaat beſtünde, der die geſetzgebenden Behörden der einzelnen Staaten in allgemeinen Verfügungen, die den ganzen Bund betreffen, untergeordnet ſind? Allerdings. Weit entfernt, daß man eine Erſchlaffung der Bande wünſchen könnte, welche die deutſchen Völker als ein Volk zuſammenhalten, ſo iſt es vielmehr der wahren Deutſchen allgemeiner Wunſch und tief gefühltes Bedürfniß, daß ſich die deutſchen Staaten immer mehr zu einem politiſchen Ganzen geſtalten mögen. In dieſem Falle muß nicht nur eine geſetzgebende, ſondern auch eine vollziehende Behörde für die Geſammtangelegenheiten des deutſchen Bundes beſtehen, der alle Bundesglieder als ſolche untergeordnet ſind. Iſt es aber darum nöthig, daß die Regierungen eine obere Behörde bilden, welche die Beſchlüſſe und Verfügungen der landſtändiſchen Verſammlungen aufheben, verändern und durch andere erſetzen kann? Werden die Landſtände auf dieſe Weiſe nicht eine untergeordnete und ganz überflüſſige Regierungsſtelle, und ſind die Miniſter dann nicht Richter in ihrer eigenen Sache, ſelbſt Richter ihrer Ankläger und möglicher Weiſe ſogar ihre Richter, wo die Verfaſſung die Verantwortlichkeit der oberſten Staatsdiener, wie es ſeyn ſoll, feſtgeſetzt, und den Landſtänden die Anklage, vielleicht auch das Richteramt übertragen hat?

Soll eine höchſte Bundesbehörde mit Recht über die Geſammtangelegenheiten des Bundes entſcheiden; ſoll ſie, durch ihre Bundesbeſchlüſſe, die Beſchlüſſe der einzelnen Bundesſtaaten, in ſo weit ſie Reſultate landſtändiſcher Berathungen ſind, aufheben, modifiziren und durch andere erſetzen können, dann muß dieſe höchſte Bundesbehörde unter ihren Gliedern eine zweckmäßige Anzahl Abgeordneter und Bevollmächtigter der deutſchen Landſtände ſelbſt oder ihrer Kommittenten haben. Iſt das nicht, dann nehmen ſich die Regierungen das Recht, einſeitig als höchſte Bundesbehörde zu verfügen oder aufzuheben, was die Landſtände ihrer Seits aufgehoben oder verfügt haben. Will man aber landſtändiſchen Abgeordneten und Volksvertretern keinen Antheil an der höchſten Bundesgewalt geben, dann müſſen wenigſtens die landſtändiſchen Rechte beſtimmt und gegen jeden fremdartigen Einfluß geſichert werden, ſo daß die Landſtände in dem Kreiſe ihrer Attributionen ſich frei bewegen, und in ihrer Wirkſamkeit keineswegs der Cenſur und Reviſion einer andern Behörde unterworfen und derſelben verantwortlich ſind. Hätte der deutſche Bund als höchſte Bundesbehörde eine Tagſatzung, einen Generalkongreß, einen Reichstag, Generalſtaaten oder Reichsſtände, dann fiele den landſtändiſchen Verſammlungen der Bundesſtaaten natürlich die Rolle der Provinzialſtände und Landtage zu. Bei unſerer Verfaſſung aber, nach welcher der Bundestag nur aus Abgeordneten der Regierungen beſteht, würdigt man die Landſtände faſt unter die franzöſiſchen Departementalräthe herab, wenn ſie nicht ihren beſtimmten Kreis von Attributionen haben, in dem ſie ſich frei bewegen können, und alle Volksvertretung iſt bloßer Scherz und Schein. Wie die Sachen gegenwärtig bei uns ſtehen, könnte man, vertrüge es ſich anders mit dem Karakter und der Würde deutſcher Regierungen, den Spott auf Volk und Volksvertretung ſo weit treiben, daß in den einzelnen Staaten die liberalſten Geſinnungen geäußert, die freimüthigſten Anträge unterſtützt und durchgeſetzt, von der Bundesbehörde aber in allgemeinen Verfügungen zurückgenommen und die willkührlichſten Maasregeln beſchloſſen würden. Ich weiß nicht, was der Anordnung ſolcher Vexir-Landſtände im Wege ſtünde, wenn man ſie wollte. — Man wird ſie aber nicht wollen. — Gut! ich will es glauben, und glaube es. Man hätte bei uns vielleicht nicht oft einen gewaltthätigen Gebrauch der Macht zu fürchten, wenn ſie auch der Willkühr hingegeben wäre, weil wir, Volk und Fürſten, Regenten und Regierte wirklich beſſer ſind, als unſere politiſchen Inſtitutionen. Es herrſcht in unſerm Karakter noch ſo viel Redlichkeit und ein ſo ehrliches, treuherziges Weſen, daß uns das Schlechte, wenigſtens öffentlich, ſchamroth macht, wenn es uns auch ins Geheim verſucht. In Deutſchland gedeiht noch kein machiavelliſtiſcher Fürſt, und die Politik brüſtet ſich ſo wenig mit ſpitzbübiſcher Verworfenheit, als unſere

Sitte mit vornehmer Liederlichkeit. Selbſt die deutſche Tyrannei meint es gewöhnlich gut, und die Willkühr iſt ehrlich. Das aber entſchuldigt ſchlechte Inſtitutionen und das Unrecht keineswegs, wenn es auch jene weniger gefährlich, und dieſes weniger drückend macht. Man weiß übrigens auch nicht, wie lange wir noch etwas von dem Eigenthümlichen unſres Weſens erhalten werden, da Deutſchland ſeiner Lage und Verfaſſung nach, lange noch der Wahlplatz, das Lager und Winterquartier für die europäiſchen Heere, und ein Säkulariſations- und Entſchädigungsfonds für die europäiſche Politik ſeyn dürfte.

Nöthig iſt es vor Allem, daß man wiſſe, was Landſtände ſind und was ſie vermögen; ob ſie Beſchlüſſe faſſen können, die auch gelten, oder ob davon nur gelten ſoll, was man gelten laſſen will. Die oberſte Bundesbehörde, der die Macht gegeben iſt zu verfügen und zu thun, »was die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit und der öffentlichen Ordnung nöthig macht,« kann im Grunde, was ſie will. Will ſie nicht Alles, dann iſt das Folge ihrer Weisheit und Mäßigung, oder der eignen Stellung der verſchiedenen deutſchen Staaten gegeneinander, die es nicht leicht zur Einheit kommen läßt, im Böſen ſo wenig als im Guten. Jeder bei uns aufgeſtellte Satz iſt gewiß, ſogleich ſeinen Gegenſatz zu finden, und es darf Dieſer nur etwas wollen, um Jenen zu beſtimmen, daß er es nicht will. So werden wir in Deutſchland immer die eine oder die andere Macht ſehen, die ſich den Senatsbeſchlüſſen als Tribun entgegenſtellt. Die Theile ſtreben zu ſehr, ſelbſt ein Ganzes zu ſeyn, als daß ſie zur Bildung eines organiſchen Ganzen zuſammenwirkten. Entſteht daraus großer Nachtheil, wie er denn auch vielfach daraus entſtanden iſt, wo die Richtung der Mehrheit nach dem Beſſern geht, ſo hat es auch wieder ſeinen Vortheil, wo dieſe Richtung nicht im guten Sinne iſt. Daraus folgt natürlich Theilung und Halbheit in den Geſammtmaaßregeln, ein unglückliches und glückliches Unvermögen, im Vorzüglichen wie im Schlechten viel zu leiſten. Dieſe Oppoſition iſt in der Natur der Dinge gegründet, und wird ſich wenigſtens im heimlichen Thun und Laſſen offenbaren, wo ſie in Worten ſich nicht laut auszuſprechen wagt. Uebrigens mag man dem Bundestag jede beliebige, ſelbſt die umfaſſendſte Gewalt geben; er hat keine, und wird und kann keine haben, weil jeder Bundestagsgeſandte der Regierung untergeordnet iſt, die ihn geſchickt hat. Er will nichts und darf nichts wollen, als was ſeine Regierung will. Dieſe Stellung iſt ihm durch die That gegeben, und das Wort kann ſie nicht ändern. Man darf ohne Gefahr dem Menſchen die Freiheit zu fliegen geben; er macht, aus guten Gründen, keinen Gebrauch davon. Die Unbeſtimmtheit des der Bundesbehörde ertheilten Auftrags macht, daß ſich Viel und Wenig, alſo Alles in ihm legen läßt. Wo der Kreis ſo weit gezogen iſt, wählt man die größte oder kleinſte Bahn, wie es gerade die Luſt oder das Bedürfniß mit ſich bringt. Das iſt ein Unglück mehr, weil man nicht weiß, welche Verfügung folgen, welche Maaßregel noch kommen wird, und den Menſchen die Ungewißheit und Inkonſequenz mehr verwirret als die gewiſſe Gefahr und eine konſequente Härte. Strenge iſt weder ſo verhaßt noch ſo gefährlich wie Willkühr, die ſich zwiſchen der Strenge und Milde nach Belieben bewegen darf. Barmherzigkeit wird hier eine beleidigende Begünſtigung, Gerechtigkeit aber Grauſamkeit. Dem Menſchen thut eine ſchwere Gleichheit nicht ſo weh, wie eine leichte Ungleichheit; und das macht ihm Ehre, weil er noch nicht ſo tief gefallen iſt, daß er ſein Recht als Gnade empfangen will. Was Alle trifft, fühlt man nicht ſo hart, weil es als eine Fügung des Himmels, als ein Beſchluß des Schickſals angenommen wird. Was aber nur Einigen, ohne Verſchulden oder Verdienſt, begegnet, ſey es zum Nachtheil oder Vortheil, führt zu demüthigenden Vergleichungen, und erweckt leicht Haß und Neid.

Spricht man bei ſolchen Anordnungen, wie ſie von Karlsbad und Wien ausgegangen ſind, noch den unbeſtimmten Grundſatz aus: »daß es um die Erhaltung »des monarchiſchen Prinzips zu thun ſey, wofür man

»dem demokratiſchen Streben auf jede Weiſe entgegenwirken müſſe,« dann verliert man ſich in tauſend bedenkliche Vermuthungen und Zweifel. Wo hat man in der neueſten Zeit das monarchiſche Prinzip angegriffen? Die Nothwendigkeit der erblichen Monarchie iſt ſogar ein politiſcher Glaubensartikel geworden, und ich weiß auch nicht einen bedeutenden Schriftſteller im Fache der Staatskunſt, der ihm in unſern Tagen nicht gehuldigt hätte. Selbſt in Revolutionen iſt man ihm treu geblieben, obgleich nicht immer die freundlichſten Erinnerungen zum Vortheil der regierenden Geſchlechter ſprachen.

Was will aber der Ausdruck: »Aufrechthaltung des monarchiſchen Prinzips« ſagen? Wo wird es angefochten? Hat es vielleicht die Charte von Frankreich verletzt? Das ſagt wohl Niemand als die Ariſtokratie, die uns aber auch über die Bedeutung, die ſie dem Worte gibt, keinen Zweifel läßt. Was ſie unter dem monarchiſchen Prinzip verſteht und verſtanden wiſſen will, iſt Europa nicht unbekannt. Mit ihr in gleichem, oder doch ähnlichem Sinne ſprechen gelehrte Staatsmänner, die den Menſchen und Bürger nur in Urkunden und alten Schriften finden, wo auch ihr Wiſſen zu Hauſe iſt, in dem ihre Weisheit beſteht. Dieſe machen aus der Geſellſchaft ein hiſtoriſches Erzeugniß. Nach ihnen hat der Staat ſich früher ausgebildet, und muß nun ſtehen bleiben. Das Recht und die Kraft, welches er jetzt verloren, ward ihm früher zugeſtanden, und ſo hat er ſich denn ſelbſt zum Produkt gemacht, und beſteht als ſolches fort. Ein lebendiges, organiſches Weſen iſt er nicht, ſelbſt keine Pflanze, die in ihrer Entwickelung immer weiter geht, aus dem Keime Wurzeln und Stengel treibt, der ſich zum Baume bildet, und mit Aeſten ſchmückt, die ſich mit Laub bedecken und Blüthen tragen, die zu Früchten reifen. Hier, in der Pflanze, iſt auch hiſtoriſches Leben, weil ſich das Gegenwärtige doch nur aus dem Vergangenen entwikeln konnte, wie die Gegenwart ſelbſt wieder die Zukunft geſtalten hilft. Aber nicht einmal dieſes Pflanzenleben geſtehen unſere Hiſtoriſchen und Gefeſſelten den Völkern zu. Die Völker ſind vielmehr mit Kriſtallen zu vergleichen, und müſſen ihre Geſtalt behaupten, in die ſie nun einmal angeſchoſſen ſind. Was dieſe Herren unter dem monarchiſchen Prinzip verſtehen, läßt ſich erklären, da ihr Staatsleben ein Stillſtand des Lebens iſt. Iſt das monarchiſche Prinzip das der erblichen Fürſtengewalt, und liegt in dem demokratiſchen die Nothwendigkeit, der Nation durch Stellvertreter, bei Abfaſſung der Geſetze, die ſie regieren, und bei Bewilligung der Steuern, die ſie bezahlt, eine Mitwirkung zu geſtatten, dann ſtehen ſich beide Grundſätze einander nicht nur nicht feindlich entgegen, ſondern geben gerade erſt, durch ihre freundliche Verbindung, ein Ganzes, wie es das Recht gebietet und die Klugheit empfiehlt. In dieſem Sinne aber nehmen alle Verſtändige und Gutgeſinnte die beiden Prinzipien, die ſich, wie die Ultra-Legitimiſten vorgeben, unverſöhnlich bekämpfen ſollen. Wir wollen uns in den Streit nicht einlaſſen, den man, auf dieſem Felde, öfter um vieldeutige Worte als um die einfache Sache führt. Wir wollen nicht unterſuchen, wo die Quelle aller Staatsgewalt zu finden ſey, ob in dem Willen der Nation, oder in dem angebornen Rechte gewiſſer Dynaſtien. Der Fürſt regiere aus Auftrag des geſammten Volks, oder weil er durch die Gnade Gottes dazu berufen iſt; dem Fürſten und dem Volke muß vor Allem daran gelegen ſeyn, daß die Regierung feſt ſtehe und zum Glücke und zur Zufriedenheit der Regierten verwaltet werde. Darauf müſſen wir denken, und uns nicht um Worte zanken, die gar oft nur die Begriffe verwirren und die Gefühle erbittern, ohne daß für die Sache, die es gilt, etwas entſchieden würde. Die Unterſuchung des Urſprungs der Herrſchergewalt führt Unvorſichtige leicht in einen bodenloſen Abgrund, wo man im Finſtern ſich nicht mehr erkennt, und in wilder Verwirrung ſich tiefer gräbt, ſtatt zum freundlichen Lichte des wirklichen Lebens einen Ausgang zu finden. Die müßige Erörterung dieſer Frage hat dem unbeſonnenen Jakob 2. mehr den engliſchen Thron gekoſtet als ſeine tyranniſche Regierung. Es gibt Gegenſtände, deren theoretiſche Erörterung man unterlaſſen ſollte, bis ſie uns praktiſch aufgedrungen wird. Sie gehören zu jenen Fragen, auf die man wohl thut, erſt eine Antwort zu ſuchen, wenn die Sphinx ſie uns vorgelegt. Die Unterſuchung über den Urſprung der höchſten Staatsgewalt iſt immer mit einiger Gefahr verbunden; doch wagen die Fürſten ungleich mehr dabei als die Völker. Alle Gewalt hat in dem Glauben und der Meinung ihre feſteſte Stütze. Will ſie, was mit der herrſchenden Ueberzeugung im Widerſpruche ſteht, dann will ſie ihre eigne Zerſtörung. Wo tauſend und tauſend Arme in Bewegung waren, um Befehle zu vollziehen, ſo lange man ſie für gerecht oder nützlich, oder ſich zu ihrer Vollziehung für verpflichtet hielt, erſtarren, oder wenden ſich gegen die Befehlenden, hat dieſe Meinung aufgehört. Vergebens beruft ſie ſich auf altes Recht, wird dieſes nicht mehr anerkannt, vergebens auf gute Abſicht und wohlthätige Zwecke, findet dieſe Berufung nur Mißtrauen und Zweifel. Gegen die allgemeine Meinung hält ſich keine Macht der Erde. Napoleon ſagte, da er von Elba zurückgekommen war: »Ich weiß »es, ich muß in dem Intereſſe und nach der Meinung »des Volks regieren. Jeder Kampf dagegen, und glaubt »man ſich noch ſo ſtark, iſt doch nichts anders, als der »Streit des irdenen Gefäßes mit dem eiſernen.« Der Mann konnte es wiſſen, der ſeine Macht auf Eiſen gegründet hatte, und ſie darum auch ſo feſt wie Eiſen glaubte. Durch den Widerſpruch, in den er mit der öffentlichen Meinung gekommen war, hatte er nach und nach, gegen das eiſerne Gefäß, in deſſen Beſitz er geweſen, das irdene eingetauſcht, und dieſes mußte, im feindlichen Zuſammentreffen mit dem erſten, nothwendig brechen. Das, oder Aehnliches hat man oft geſagt; aber, wie man auch weiß, vergebens. Indeſſen kann und darf der Redliche nicht anders ſagen, beſonders wo er ſieht, daß die verkannte Wahrheit unvermeidlich Verderben bringt. Was iſt der revolutionäre Geiſt unſrer Zeit, über den die ſeltſamſten und bitterſten Klagen erhoben werden? Er iſt nichts anders, als der Widerſpruch, in dem die allgemeine Ueberzeugung, das Gefühl und die Einſicht der Mehrheit mit den poſitiven Geſetzen und Inſtitutionen ſteht. Das iſt er; und kann dieſe Ueberzeugung, dieſe Einſicht und dieſes Gefühl nicht mit dem Beſtehenden befreundet umgewandelt werden, dann muß dies Beſtehende untergehen. Es iſt der Streit des irdenen Gefäßes mit dem eiſernen. Jenes zerbricht; die Zeit wird's lehren. Was man den revolutionären Geiſt in den Völkern nennt, iſt das Werk der veränderten Begriffe und Gefühle, die veränderten Verhältniſſe und Intereſſen, durch Jahrhunderte herbeigeführt. Darum iſt es auch vergebliche Mühe, dieſen Geiſt zu bekämpfen, der darum nur ein böſer wird, weil man ihn nicht verſteht und unterdrücken will.

Man kann die Zeit nicht richten, wie eine Uhr, noch die Völker nach Gefallen vor- und rückwärts ſtellen wie eine Leyer-Orgel, daß ſie das Stückchen ſpielen, wie man es gerade hören will. Aber die ſich bemühen, das Fliehende feſtzuhalten, die Feudalariſtokratie mit ihrem langen Gefolge von Bedrückungen und Vorurtheilen zu behaupten, wälzen doch nur, wenn ſie glücklich ſind, den Stein des Siſyphus noch einmal den Berg hinauf, daß er im unvermeidlichen Sturze ſie ſelbſt zerſchmettere. Wo ein Geſetzgeber und Staatsmann mit Erfolg bauen will, da muß er in dem Geiſte der Zeit, in der Bildung und dem Glauben des Volks ſeinen Boden zum Fundamente finden. Das Kaſten- und Korporationsweſen kehrt ſo wenig wieder ins friſche Leben, als der allwaltende Jupiter und die hehre Juno.

Daß dieſer Geiſt der Zeit ein guter Geiſt ſey, und der Kampf den er an vielen Orten gegen das Beſtehende führt, ein ehrlicher und gerechter Kampf, davon ſind wir überzeugt. Darum aber wollen wir keineswegs läugnen, daß Mißvergnügte, Ehrgeizige und Habſüchtige dieſen Kampf zu ihrem Vortheil zu benutzen ſuchen, ihn zu unterhalten und zu erbittern ſich bemühen. Das liegt in der Natur der Dinge. Unter Menſchen darf man nur Menſchliches erwarten. Will man aber, daß die Stimmung des Mißvergnügens nicht mißbraucht werden könne, dann hebe man nur den Grund des Mißvergnügens, und ſo es ſelbſt. Soll in einem Kriege kein Blut vergoſſen werden, ſoll es keine Parteigänger, keine Wucherer und Betrüger geben, die mit dem allgemeinen Elend ihren Wohlſtand nähren, dann ende man den Krieg, und alle Gefahr und Noth, die in ſeinem Gefolge ſind, hören auf.

Schon bei der Gründung des heiligen Bundes ſuchte man von vielen Seiten den Verdacht zu nähren, er ſey ein Bund der Fürſten gegen ihre Völker. Als Zweck deſſelben ward eben die Aufrechthaltung des monarchiſchen Prinzips angegeben; und zwar in dem Sinne, wie es die ſtarren Legitimiſten nehmen; er ſollte zum Schutze des Alten gegen den Geiſt der Neuerung errichtet ſeyn. Als Reſultate dieſes Bundes ſah man die Früchte der Achner Zuſammenkunft und der Karlsbader Konferenzen an, deren Beſchlüſſe durch den Wiener Kongreß feſter begründet worden ſind. Was in Frankreich gegen die beſtehende Verfaſſung, erſt ohne Erfolg, dann glücklicher, verſucht, was in Deutſchland eben ſo leicht vollzogen worden, als man es beſchloſſen hatte, ward dem heiligen Bunde zugeſchrieben. Manche wagten ſogar die Aeuſſerung, Stourdza's bekannte Schrift, und ſelbſt die geheime Note ſeyen in ſeinem Geiſte. Wo es an beſtimmten Thatſachen fehlt, iſt es ſo leicht zu verdammen und zu tadeln, als zu rechtfertigen und zu loben. Wir ſind mit den geheimen Artikeln des heiligen Bundes, wenn es deren geben ſollte, nicht bekannt, haben aber einen zu hohen Begriff von der Weisheit und Gerechtigkeit der Monarchen, die an ſeiner Spitze ſtehen, als daß wir glauben könnten, ſie theilten die Geſinnungen und Entwürfe der Ariſtokratie, die den Fürſten ſo verderblich als den Völkern ſind.

Darüber mag indeſſen bei Vielen kein Zweifel ſeyn, daß in dem ganzen gebildeten Europa ein Geiſt die Kabinete zu beſeelen ſcheint, den man auch, in einem gewiſſen Sinne, den Geiſt der Erhaltung nennen darf, wie ihm, in demſelben Sinne, der Geiſt der Zerſtörung gegenüberſteht. Das iſt kaum zu läugnen, weil alle Thatſachen es beweiſen, weil die Geſchichte unſrer Tage kaum ein bedeutendes Ereigniß kennt, das nicht aus dieſem Widerſtreit hervorgegangen wäre.

Das ganze ziviliſirte Europa bietet jetzt daſſelbe Schauſpiel dar. Allenthalben hören wir dieſelben Klagen über dieſelben Uebel, und allenthalben wendet man auch dagegen dieſelben Mittel an. Ueber was man ſich in Frankreich beſchwert, das drückt auch Großbritannien, Italien, die Halbinſel und Deutſchland. Der Kampf wird, nur verſchieden nach Verſchiedenheit der Verhältniſſe und Perſonen, allenthalben auf gleiche Art geführt; der Gegenſtand des Kampfes iſt derſelbe. Was bei uns ſo vielfältig beſprochen wird, was unter mancherlei wechſelnden Geſtalten wiederkommt, bald im Streite der öffentlichen Blätter, der Liberalen, Miniſteriellen, reinen Royaliſten, Obſkuranten, der linken und rechten Seite, der neuen und alten Monarchie, war der Gegenſtand der Rede vom Thron bei Eröffnung des britiſchen Parlaments, der Berathungen ſeiner beiden Häuſer, der beiden Kammern des franzöſiſchen Geſetzgebungskörpers, wie der Konferenzen von Karlsbad und des Wiener Kongreſſes. In der Rede vom engliſchen Throne heißt es: »Es offenbaret ſich ein, der Verfaſſung des Landes feindſeliger Geiſt, der nicht nur die politiſchen Inſtitutionen, die bisher die Stärke und Sicherheit des Staates ausmachten, zu verändern, ſondern ſelbſt die Rechte des Eigenthums und die ganze geſellſchaftliche Ordnung umzuſtürzen drohet. Es wird der ganzen Wachſamkeit des Parlaments, bei Einzelnen und in Geſammtheit, und Ihrer vereinten Anſtrengungen bedürfen, um der Verbreitung der gottloſen und deloyalen Lehren Schranken zu ſetzen.« In Frankreich ſagt das Miniſterium, wenn auch mit andern Worten, doch daſſelbe. Die Ultra drücken ſich allenthalben in verwandten Sprachen aus, und die heftigen Angriffe der alten Lehre auf die Grundſätze und Meinungen der Revolution, oder des 18ten Jahrhunderts, wie man ſie auch öfters nennen hört, haben mehr oder weniger denſelben Sinn. Daher in Frankreich die Verabſchiedung der konſtitutionellen Miniſter, Deſſoles und Gouvion St.-Cyr. Daher der Vorſchlag zur Abſchaffung des Wahlgeſetzes, die Beſchränkung der Freiheit der Preſſe, die Angriffe auf die alte Armee und ihre Freunde, die Begünſtigung der Miſſionäre und Jeſuiten und ähnliche Erſcheinungen.

»Ich habe, ſagt die angeführte Rede vom Thron weiter, mich in der Nothwendigkeit geſehen, die militäriſche Gewalt des Landes zu vermehren.« — Dieſelbe Sprache führt man auch in andern Staaten, und ſucht und will die Heilmittel gegen die wirklichen oder eingebildeten Krankheiten der Zeit zum Theil in der Wiederherſtellung alter religiöſer Satzungen und Gebräuche, in Beſchränkung der Preßfreiheit und in der Erhaltung oder Vermehrung der ſtehenden Heere finden.

Solche Geſinnung zeigt ſich in deutſchen Staaten, in Frankreich, wie in England. Wegen dieſem Geiſte, der ſich in Spanien etwas gewaltſam offenbarte, iſt man daſelbſt aufgeſtanden, und ihm glaubte man in Neapel und Portugal zuvorkommen zu müſſen. Das Streben der letzten Zeit ging offenbar dahin, dem dritten Stande eine größere Bedeutung im Staate zu gewinnen, die Reſultate der franzöſiſchen Revolution zu befeſtigen, und ſie dem Volke, wo ſie noch nicht waren, anzueignen. Dieſer Geiſt hatte ſeit Jahren mächtige Fortſchritte gemacht, und ward, nicht mit Unrecht, der herrſchende, oder der Geiſt der Zeit genannt.

Auch die Rede, mit welcher von dem Könige von Frankreich die Sitzung der Kammern eröffnet worden iſt, klagt über eine unbeſtimmte aber wirkliche Unruhe, die alle Gemüther befangen halte. »Die Nation, heißt es ferner, fürchte, die Gewaltthätigkeit der Faktionen »möge ihr die Früchte einer geſetzmäßigen Regierung »entreiſſen; das Streben derſelben nach Herrſchaft er»fülle ſie mit Beſorgniß.« u. ſ. w. Zergliedern wir die beiden königlichen Reden, ſo werden wir in ihnen faſt denſelben Inhalt, nur in andern Worten finden, und was ſie ſagen, wird in tauſend verſchiedenen Wendungen und Ausdrücken von einem Ende von Europa bis zum andern geſagt. Der Zuſtand, in dem wir uns befinden, wird allgemein erkannt; das Daſeyn des Uebels wird nicht geläugnet. Nur über die Urſachen, die es herbeigeführt, und die Mittel, welche es heilen ſollen, kann man nicht einig werden. Jeder ſucht, mit beliebter Nächſtenliebe, die Gebrechen und Fehler bei ſeinen Nachbarn, fordert Opfer von Andern, und meint, ihm gebühre doch, wo es Laſten gelte, von Rechtswegen eine Ausnahme. In Frankreich wollen die Liberalen die Erhaltung des Beſtehenden, weil die Revolution die Forderungen des dritten Standes größtentheils befriedigt hat. In England arbeitet die ſogenannte Volkspartei an Reformen, welche eine gründliche Verbeſſerung der wirklichen Ordnung der Dinge zur Folge haben ſollen. In Deutſchland ſcheinen die lauteſten Reformer, die am meiſten geredet und von ſich reden gemacht haben, nicht recht zu wiſſen, was ſie wollen. Wenigſtens waren die Sprecher, welche von ſich rühmten, das Volk und die öffentliche Meinung zu vertreten, ganz und gar nicht unter einander einig. Das macht ihren Gegnern natürlich ein leichtes Spiel; und dieſen muß man wenigſtens zugeſtehen, daß ſie beſtimmt wiſſen, was ſie wollen, und für ihren Willen auch mit vereinter Kraft zuſammenwirken. Unſere lauteſten Volksſprecher dagegen zankten ſich auf eine höchſt lächerliche Weiſe um die Haut des Bären, und ſtritten auf's heftigſte darüber, woraus ſie gemacht, und was wieder daraus zu machen ſey, wo das Thier noch friſch und freudig brummend den Wald durchlief. Das deutſche Volk aber darf man mit den Volksſchriftſtellern nicht verwechſeln. Es weiß allerdings, was ihm fehlt, und was es zu haben wünſcht; nur in dem, wie es zu erlangen, liegt die Schwierigkeit. Das Volk erkennt ſein Beſtes. Den Fürſten wird es nicht ſchwer, wenn ſie nur wollen, ſich von dem ihrigen zu überzeugen, und beide ſehen ein, daß ihr Wohl ſich wechſelſeitig begründet und bedingt. Woher kommen denn die tauſend Widerſprüche und Mißverſtändniſſe, die ſie ſcheu und mißtrauiſch auseinanderhalten? Welche feindliche Macht hindert das Erkennen und Verſtehen, ſäet Unmuth und Zwietracht aus, und unterhält einen höchſt bedenklichen

Zuſtand von Kumpf und Verwirrung, wo der Segen des Friedens und der Ordnung uns beglücken könnte? Wiſſen wir es nicht, oder wollen wir es nicht wiſſen? Das aber iſt uns doch bekannt, daß oft genug an andern Orten, und namentlich in Frankreich geſchehen war, was wir die letzten Jahre in Deutſchland geſehen haben. Von der Verſammlung der Reichsſtände bis auf den heutigen Tag zeigten ſich dort einflußreiche Menſchen thätig, um die Fortſchritte des geſellſchaftlichen Lebens und der Aufklärung um jeden Preis zu hemmen, die Begründung einer konſtitutionellen Verfaſſung zu verhindern, die Verwirrung der Anarchie hervorzurufen und zu verewigen, um den Glauben zu begründen, alle Freiheit führe zur Geſetzloſigkeit, und nur mit der Erhaltung ihres Einfluſſes und ihrer Rechte ſey Friede und Ordnung zu erhalten. Man weiß, wem Bailleul die ſchauderhaften Verbrechen der Revolution, ſelbſt den Mord des bedaurenswürdigen Königs Schuld gibt. Toulongeon, ein überaus mäßiger und beſonnener Mann, bedauert an mehr als einer Stelle, daß es den unverſöhnlichen Feinden der Freiheit nur zu oft gelungen ſey, die Freiheit durch die Uebertreibung derſelben zu vernichten. »Die patriotiſche Uniform, ſagt er, wird »gar leicht als eine ſichere Verkleidung angezogen,« und ſie zogen auch gewöhnlich alle diejenigen an, die das Vaterland mit der wenigſten Gefahr verderben wollten.

Wir klagen Niemand an; die Geſchichte ſpricht. Sehen wir, was in Deutſchland den Karlsbader Konferenzen vorausgegangen iſt, um zu wiſſen, worauf ſich ihre Entſcheidungen gründen! Den Krankheitszuſtand muß man kennen, um zu beurtheilen, ob die Heilmittel, die der Arzt verſchrieben, auch dem Uebel angemeſſen ſind.

In Deutſchland zeigte ſich allenthalben von verſchiedenen Seiten das Beſtreben, jeden Verſuch zu vereiteln, durch den eine landſtändiſche Verfaſſung begründet werden konnte. Wirklich brauchte man nichts als eine zweckmäßige Repräſentation des Volks bei der Geſetzgebung, um alles Gute, was zu wünſchen und zu erreichen war, auf dieſem Wege zu erlangen. Durch ſie war gerechten Klagen und Wünſchen ein Organ gegeben; die öffentliche Meinung, die wahre nämlich, die der Rechtlichen und wenigſtens für ihren Wirkungskreis Gebildeten, die auch eine eigene Meinung haben können, hatte durch ſie eine Stimme; zwiſchen dem Volke und ſeinem Regenten war ein Vermittler aufgeſtellt, der nichts als das Wahre und Rechte wollen konnte, weil dieſes zugleich ſein Beſtes war; und ſo hätte man in Deutſchland einen rechtlichen Zuſtand, Ruhe und Ordnung ſich begründen geſehen. Darum aber war es gewiſſen Leuten nicht zu thun. Vielmehr wollten ſie das Gegentheil, weil ſie es ihrem beſondern Vortheil und ihren Ausſichten angemeſſener fanden.

Darum galt es vor Allem, die wahren Freunde der öffentlichen Sache, der geſetzmäßigen Freiheit und der Ordnung verdächtig oder verhaßt zu machen. Man mußte natürlich die zu entfernen ſuchen, deren Stimme den Betrug enthüllen, die Täuſchung zerſtreuen, und die Wahrheit und das Recht verkünden konnte. Und wirklich wußte der ehrliche Wolf dem gutmüthigen Schäfer die Entbehrlichkeit ſeiner treuen Hunde ſo überzeugend ans Herz zu legen, daß er ſie unbeſorgt entließ. So mußte denn nothwendig kommen, was wir kommen ſahen. Man wird ſchon nach wenigen Jahren Mühe haben, die ungeheure Verblendung der bethörten Menſchen zu begreifen, an denen der Verſuch tauſendmal abgenutzter, plumper Bonzenkünſte doch wieder gelungen iſt. Die Ultra jeder Art arbeiteten ſich einander in die Hände, um, durch Uebertreibung, die Freiheit verhaßt oder lächerlich zu machen, und ſo der Willkühr den Weg zu bahnen. Und gerade die das thaten, die den Leidenſchaften ſchmeichelten und ſich wie Beſeſſene geberdeten, galten, wie das gewöhnlich der Fall iſt, für die Freunde und Heiligen des Volks. Die überglücklichen Trojaner ſchmückten feſtlich das ſegenbringende Palladium, zogen es in feierlichem Zuge freudig in die wohlverwahrte Stadt, der Warnung der Kaſſandra ungeachtet, die für eine Närrin gelten mußte, und der Verrath ward erſt entdeckt, als das Verderben nicht mehr abzuwenden war.

Sehr ſpät erkannte man in Deutſchland, und doch nicht allgemein, daß die feurigſten Sprecher der Menge einen Zweck mit den Ariſtokraten hatten.

Nach dem doppelten Operationsplan wurde auf der andern Seite vielfältig und thätig auf die ſtändiſchen Verſammlungen gewirkt. In Würtemberg, wo die Verfechter erblicher Privilegien als die wahren Vertreter des dritten Standes Verehrung forderten, und faſt unbegreiflich! auch erhielten, kam nichts zu Stande. Im Naſſauiſchen ward in gleichem Geiſte ein gleicher Verſuch gemacht, der aber nicht gelungen iſt. In Baiern war eine Zeitlang Boden gewonnen, der aber wieder verloren ging, ſo ſehr man auch die wahren und achtbaren Vertreter des Volks, wie Behr und Andre von demſelben Gehalte, als dem Hofe ergeben, verdächtig zu machen ſuchte. Bei den Badiſchen Ständen, wo man manch ſchönes Talent bewundern durfte, gelang es, durch unzeitige Sparſamkeit — gewöhnlich die größte Verſchwendung — und durch übereilte Heftigkeit den lang erſehnten Bruch zwiſchen der Regierung und den Ständen herbeizuführen. Das war allenthalben das Beſtreben der Faktion geweſen, der man den Namen der revolutionären geben kann, wenn wir anders eine ſolche in Deutſchland haben. Auf der andern Seite ward der Plan einer ſyſtematiſchen Läſterung und Verleumdung aller derer, die im Vaterland Vertrauen und Einfluß hatten, mit gleichem

Erfolge durchgeſetzt. Man begreift nicht, wie Wenigen ſo Viel gelingen kann, hat man nie geſehen, was in einer aufgeregten Zeit die Verbindung und Keckheit weniger Entſchloſſener über das ſchwache Gemüth einer kraft- und willenloſen Menge vermag. Das Uebermaaß von Unverſchämtheit macht gerade die Glaubwürdigkeit derſelben, wie ihre vollendete Schuld für ihre Unſchuld zeugte. Es muß doch etwas an dem ſeyn, ſagte Jeder, was ſo viele Menſchen und Blätter mit dieſer Zuverſicht und Beſtimmtheit behaupten. Wie ſollten es dieſelben Menſchen und Blätter nicht gut und redlich meinen, da ſie ſo viel von der Gemeinheit und Schlechtigkeit der Andern zu ſagen wiſſen? Im öffentlichen Leben iſt wirklich, wie ein berühmter Staatsmann ſagte, ein Fehler ſchlimmer als ein Verbrechen. Eine halbe Schuld kann unglücklich, die ganze aber glücklich machen. An einer Sünde ſcheitert oft ein Plan, der mehreren gelungen wäre. Strafloſigkeit ſichert man ſich oft nur durch die Menge von Verbrechen. Dieſen finſtern Weg, ſich des Erfolges zu bemeiſtern, findet jeder gute Kopf mit einem ſchlechten Herzen. Es iſt oft eine ſehr gemeine Kunſt, Herrſchaft über Andere zu gewinnen; man darf nur dieſe und ſich ſelbſt nicht achten.

Unſere politiſchen Fanatiker hatten auch das mit allen Fanatikern gemein, daß in ihrem Wörterbuche die Ausdrücke: Menſchlichkeit, Irrthum, Verſehen, Nachſicht und Duldung nicht zu ſinden war. Da gab es nur Schande, Schlechtigkeit und Verbrechen auf der einen, nur Vorzug, Ehre und Tugend auf der andern Seite. Die Abtheilung machte die Partei, zu welcher man gehörte. Hier war ſelbſt das Schlechte gut, die Lüge wahr, der Unſinn Weisheit und das Laſter Tugend; dort auch das Gute ſchlecht, die Wahrheit Lüge, die Klugheit Unverſtand und die Tugend Sünde. Der Rock entſchied, die Mütze, die Farbe, und mit der Uniform, die den Dienſt bezeichnete, dem man ſich ergab, zog man den ganzen Menſchen aus und an. Bei ſolcher Schätzung ſeiner ſelbſt und Anderer, wo Recht und Unrecht durch die Seite, auf der man ſteht, entſchieden wird, wo es bei Andersgeſinnten weder Irrthum noch Schwäche gibt, läßt ſich auch Beſſerung nicht erwarten. Man würde ſich darum vergebens mit fruchtloſem Bekehren unverbeſſerlicher Gegner bemühen, und ſchaft ſie, kurz und gut, auf die Seite. Dahin führt aller Fanatismus, der ſich zum blinden Werkzeug ſeines Glaubens, und die Ungläubigen zu ſeinen Opfern weiht. Die Führer wiſſen gewöhnlich von dieſem feſten Glauben, und dem entſchiedenen Willen nichts, der Alles an ſeinen Glauben ſetzt. Wer Betrogene ſicher und glücklich führen will, muß ſelbſt frei von dem Betruge, er muß Betrüger ſeyn. Cromwell, ſagt man, lachte über die fromme Einfalt ſeiner Puritaner. Wenn ſie ihm ungelegen kamen, ließ er ſie mit der Entſchuldigung abweiſen: er ſuche im Gebet den Herrn. Einſt ſaß er in Geſellſchaft froher Zecher, eben im Begriffe eine neue Flaſche anzuſtechen, als eine andächtige Deputation ihn ſprechen wollte. »Er liege in brünſtigem Gebete, ließ er ihr ſagen, und ſuche den Herrn.« Die Narren! rief er lachend, als die gutmüthigen Abgeordneten von ſo viel Frömmigkeit erbaut, weiter gingen, ich ſuchte den Pfropfzieher. Wie Viele haben in unſrer Zeit den Pfropfzieher geſucht, von denen die getäuſchte Einfalt glaubte, ſie ſuchten in brünſtigem Gebet den Herrn!

Auch in Deutſchland meinten es die Puritaner und Verführten mit der Sache der ſie dienen wollten, und die ſie verdarben, ehrlich. Beſonders gilt das von der unbefangenen, treuherzigen Jugend, die von einer ſchönen, dieſem Alter natürlichen Begeiſterung beſeelt, voll Thatkraft und des Entſchluſſes fähig, einem großen Zweck die größten Opfer zu bringen, ſich nur in den Mitteln irrte. Hätte Sand gewußt, wie willkommen ſeine That denen ſeyn müſſe, die er vielleicht dadurch zu ſchrecken hoffte, er würde ſie ohne Zweifel unterlaſſen haben. Er konnte, wie man verſichert, nie begreifen, daß er der Sache geſchadet, der er nützen wollte. Viele ſeiner Freunde und Lobredner ſollen in demſelben Falle ſeyn. So ſehr indeſſen ſeine That den allgemeinen Unwillen erregen mußte, ſo fand man doch Gründe, ſie einigermaſſen zu erklären. Anders aber verhielt es ſich mit Lönings Mordverſuch. Der, den Löning morden wollte, gehörte warlich nicht in die Reihe der Kotzebue's, und auch nicht zu denen, die Deutſchlands Freiheit gefährlich waren. Das konſtitutionelle Syſtem und die liberalen Grundſätze und Ideen hatten, im Gegentheil, dem Naſſauiſchen Regierungspräſidenten Ibell Vieles zu verdanken. Das wußten auch die Naſſauer wohl, und haben ſich auf eine unzweideutige Weiſe darüber ausgeſprochen. Löning war nur ein Dummkopf, oder ein gemeiner Mörder.

Der Amerikaner Morris ſagte ſchon im Jahre 1790 von den Franzoſen: ils ont traversé la liberté, und damals hatten ſie noch keinen Marat und Hebert. Kann man von vielen deutſchen Sprechern der Freiheit und Liberalität in dieſer Zeit nicht mit gröſſerem Rechte ſagen: ils ont traversé la liberté et la libéralité? Ihr Anlauf war in der That ſo ſtark, daß ſie über die Freiheit und Liberatität hinweg der Willkühr und gemeinen Rohheit in die Arme fielen. Es ſind wirklich Schriftſteller unter uns aufgeſtanden, die mit den Amis du peuple und dem Père du Chône von 1793 um den Vorrang ſtreiten. Dem Meuchelmorde ward öffentlich das Wort geredet, die Verleumdung als ein erprobtes Mittel angeprieſen, ſeine Gegner ſchlecht und ſo unſchädlich zu machen. Frechheit ſollte Freiſinn, ungeſchliffene

Plumpheit kräftige Derbheit, und Unverſchämtheit Geradheit ſeyn. Dieſe Moral und Logik fanden Eingang. Dem Unverſtande, der Gemeinheit, dem Neid, der Eiferſucht und aller gehäſſigen Leidenſchaft ſah ſich das Beſſere, Vorzügliche Preis gegeben. Dieſe Ochlokratie war im Geſchmacke des Pöbels an Geiſt und Herz, der ſich auf einmal zum Gebieter und Richter erhoben ſah, und er erwies ſich dafür dankbar gegen ſeine Beförderer, indem er ſie ſeiner Seits wieder zu befördern ſuchte. Den Dienſt des neuen Herrn beſeelte ein Wetteifer, in welchem ſich das Gemeine, Plumpe und Freche immer überbot, um höher in der Gunſt zu ſteigen und ſeinen Vortheil zu vermehren; und ſo ſahen wir denn jene Erzeugniſſe roher Selbſtſucht, gemeiner Eitelkeit, wilder Herrſchbegierde und ſchmutzigen Eigennutzes ſich häufen, die Unſittlichkeit ſchamlos alle Mittel ergreifen, von denen ſie glaubte, daß ſie zum Zwecke führten, und Lüge und Verleumdung ohne Scheu ihr Weſen treiben.

Die niedrigſte Sklaverei im Dienſte roher Gemeinheit war eine Ehre geworden, als wenn der Sklave nicht Sklave, Schlechtigkeit nicht Schlechtigkeit bliebe, in den Lumpen des Bettlers wie im Galakleide des Hofmanns. Die meiſten Menſchen finden es aber gemächlich, ſich auf ſolche Weiſe zu bekehren, daß ſie ihre Fehler, Gebrechen und Irrthümer nicht ablegen, ſondern gegen die entgegengeſetzten vertauſchen. So werden, nach einem bewährten Sprichworte, die liederlichen Dirnen gern alte Betſchweſtern, und Tyrannen und Sklaven wechſeln am leichteſten ihre Rollen. Wo die Liebe zur Freiheit in der Neigung beſteht, das Höhere herabzuziehen und zu erniedrigen, beſchwerliche Pflichten des Rechts, der Billigkeit und des Anſtandes mit Füßen zu treten, da darf man ſicher ſeyn, alles Gemeine, Zügelloſe, Pöbelhafte für ihren Dienſt zu werben. So wechſelt man die Gebieter, die Courtoiſie der Hofhaltung und ihr Zeremoniel, aber die Willkühr, der Hof und ſeine eiteln Formen bleiben; denn vor den Geſetzen des Rechts und der Vernunft iſt es doch wohl einerlei, ob ein Tiber, Karl IX. oder Robespierre und Carrier die Grauſamkeiten befehlen, ein feiger Knecht im Ordensband oder in der rothen Mütze ſie vollzieht, den Machtſpruch eine Sternkammer oder ein Revolutionsausſchuß erläßt, ihn de par le Roi oder au nom de la loi unterzeichnet, die Blut- und Gräuelſzenen Bartholomäusnächte oder Septembertage heißen.

Es war allerdings eine traurige Zeit, trauriger ſelbſt als die Tyrannei Napoleons; denn hier ließ der Mißbrauch der Gewalt die Wiederkehr der Freiheit hoffen, hier aber verkündete der Mißbrauch der Freiheit, wie immer, die nahe Herrſchaft der Gewalt. Die aus dem Stande der Dinge Vortheil zu ziehen hofften, freuten ſich deſſelben; denn es gibt Menſchen im Staate, die auf ſein

Elend und Verderben ihre Macht und Größe gründen, wie in der bürgerlichen Geſellſchaft Viele ihren Vortheil bei Krankheiten, Hungersnoth und Kriegen finden. Das gemeine Volk — man ſieht deſſen in den Vorſälen und Viſitenzimmern oft gemeiner, als in den Weinſchenken und Bierſtuben — ergötzte ſich an dem gemeinen Treiben. Hatte es doch die Freude, die Beſſern noch mehr als ſich ſelbſt erniedrigt zu ſehen. Alles was tief ſteht, liebt vorzüglich die Gleichheit, weil es bei der Gleichſtellung nur gewinnen kann. Vermag es auch nicht zu ſteigen, dann ſieht es wenigſtens das Höhere fallen. — Für den Neid und die ehrgeizige Mittelmäßigkeit oft der einzige Troſt. Die Beſſeren trauerten und ſchwiegen. Das aber iſt gerade das Verderben, daß in ſolchen Fällen die Guten ſich zurückziehen, und nur die Schlechten thätig ſind. Was ſich edler dünkt, will ſich nicht erniedrigen bis zu dem rohen Haufen; die Reinen wollen ſich nicht beſchmutzen, wo Koth und Feuerbrände als Waffen dienen, und die Verzagten ohne Noth nichts wagen in dem wilden Streite. Sie aber vergeſſen Alle, daß er auch über ihr Wohl und Weh entſcheidet. So iſt's begreiflich, wie bei einem übrigens recht biederen und braven Volke, ohne politiſche Bildung, Gemeinſinn und Takt, die beſte Sache untergehen kann. Dieſer Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaft iſt aber gerade der, für den Solon das weiſe Geſetz gegeben hat, daß jeder Bürger bei innerem Zwiſte Partei ergreifen müſſe.

Wäre das bei uns geſchehen, die Sache würde anders ausgegangen ſeyn.

Entſetzliche Verblendung, welche die Früchte der Tugend zu ernten hofft, wo ſie den Saamen des Verbrechens ausgeſtreut! Verderbliche Raſerei, die den Deutſchen unaufhaltbar treibt, ſein Vaterland, in Liebe, wie er ſagt, mit eignen Händen zu zerfleiſchen. Iſt das unglückliche Haus Agamemnons, von ſo vielen Leidenſchaften ſeit Jahrhunderten durchwühlt, noch nicht genug getheilt? Hat es nicht genug gelitten? Welch toller Wahn, der Freiheit dienen zu wollen durch verworfene Mittel der Sklaverei und Willkühr! Dem Vaterlande ſich nützlich erweiſen zu wollen durch Handlungen, die nur entehren und verderben können! Beim leidenſchaftlichen Treiben der Parteien aber findet die Sprache der Billigkeit und Mäßigung am wenigſten Gehör. Ein ſo heftiger Zuſtand will nur heftige Mittel. So war es immer. Klagt doch der edle Montesquieu über den Haß, den er auf ſich geladen, weil er in dem tollen Streite der Jeſuiten und Janſeniſten ſich für keinen Theil erklären wollte. »Ich hatte, ſchrieb er, das Schickſal aller Gemäßigten, und befand mich in der Lage der Neutralen, die der große Cosmo de Medicis mit denen vergleicht, die in einem Hauſe den mittleren Stock bewohnen, und zugleich den Lärm von Oben und den Rauch von Unten haben.«

Die Verſtändigen ſahen wohl, was kommen würde. Wer aber von Gerechtigkeit, Mäßigung und Menſchlichkeit zu ſprechen wagte; wer vor nahen Gefahren warnte, die unausbleiblich kommen mußten, ward von den Wüthenden auf beiden Seiten, hier mit dem Vorwurfe jakobiniſcher Frechheit, dort mit dem elender Feigheit und niedern Sklavenſinns empfangen.

Vergebens wagten wenige Gutgeſinnte, und zwar ſchüchtern und beſorgt, ihre Stimme gegen das tolle Treiben zu erheben. Der Stein war im Fallen, und fiel, nach dem Geſetze der Schwere, mit immer vermehrter Schnelligkeit. Es iſt, als ziehe ein unwiderſtehliches Verhängniß Menſchen und Völker blind und willenlos mit ſich fort. Die Wuth der Parteien ward um ſo heftiger, je näher die Entſcheidung kam.

Hätte der Mißbrauch der Preſſe auch nichts geſchadet, als daß er die Gemüther gleichgültig gegen dieſes ſchöne Recht, das freie und gebildete Menſchen nie ohne tiefen Schmerz entbehren, und die Stimme der öffentlichen Meinung verdächtig gemacht, dann wäre der Schaden ſchon groß geweſen; aber noch Schlimmeres ſollte erfolgen und iſt erfolgt. Welchen Eindruk aber die mißbrauchte Preßfreiheit gemacht, welche Wirkung ſie auf die Gemüther hervorgebracht, hat ſich gezeigt, als ſie aufgehoben ward. Es war faſt, als ſchließe die Polizei eine Marktſchreiersbude, ſo gleichgültig hörte man das Cenſurgeſetz verkünden. Man konnte die Stimmen zu Tauſenden über die geſtörte Freiheit des Handels klagen hören, kaum eine über die des geiſtigen Verkehrs, des Umſatzes der Gedanken und Gefühle. Freilich gehen bei den Meiſten die Bedürfniſſe des Leibes vor die der Seele; und lebt der Menſch auch nicht blos vom Brode, dann fordert er doch gewöhnlich nur, was ſich zum Brode noch genießen läßt. Das freche Spiel, welches manche Broſchüren und Zeitungen trieben, wirkte nachtheilig für die öffentliche Meinung, weil dieſe faſt nichts mehr, als die Meinung einiger Menſchen war, die ſich zur Erreichung gewiſſer Zwecke verbunden hatten. Bei Allen war es indeſſen gewiß nicht böſer Wille, die Abſicht zu ſchaden oder Unheil anzurichten. Es gibt gar viele Menſchen, die, wenn ſie ſingen hören, inſtinktartig auch ihre Stimme erheben. Naturen dieſer Art ſehen das Recht immer auf der Seite, wo die Mehrzahl es am nachdrücklichſten vertheidigen zu können ſcheint. Solche Leute ſchreien ohne Abſicht und Ueberlegung, weil ſie gerade Andere ſchreien hören. Sie feiern fröhlich, ohne Arg, jeden Geburts- und Namenstag, an dem es was zum beſten gibt; und wie ſie der Freiheit und Gleichheit, der einen und untheilbaren Republik, dem Haß dem Königthum, der Unvergänglichkeit des Kaiſerreichs und den hohen verbündeten Mächten ihr Ständchen gebracht, und Toaſts aufgerufen hatten, ſo glaubten ſie, ſey jetzt die Reihe an die Volksthümlichkeit und Liberalität gekommen, und ſchloſſen ſich, in aller Unſchuld, dem lauten Zuge an. Dieſe Leute, welche die Natur ſchon zur Bildung eines Schweifs geſchaffen hat, er mag nun Robespierre, den Girondiſten, dem Hofe von St.-Cloud, dem Stifter einer Schule oder eines Kloſters nachziehen, folgen immer dem Schnabel, nicht nur des Hungers, ſondern auch des geſicherten Nachtritts wegen, und ſind nur gefährlich, wo die Zahl entſcheidet. Was ſie heute unbeſonnen ſchreiben, haben ſie morgen ſchon leichtſinnig vergeſſen, und ſie ſelbſt legen keinen größern Werth auf ihre Orakelſprüche, als das Publikum, das ſie empfängt. Ihr Leben iſt eigentlich nur eine ewige Variation des Themas, welches im Vater unſer die Bitte um tägliches Brod enthält, ein fortlaufender Kommentar des ſchmerzlichen Ausrufs jenes Dichters: il faut pourtant que je vive.

Dem Mißbrauche der Preſſe in Deutſchland ſollten die Reſultate der Karlsbader Konferenzen ein Ende machen. Ob, und in wie weit ſie dieſen Zweck erreicht, werden wir in der Folge ſehen. Den Werth der Oeffentlichkeit und warum ſie gewöhnlich gehaßt wird, und als das Palladium aller Wahrheit und Gerechtigkeit immer Vertheidiger finden wird, hat Dupaty in wenig Worten treffend ausgeſprochen. »So eben hört man-

»ſchrieb er 1785 aus Genua *), den nächſten Sonntag »werden der Doge und der Senat das hieſige Hoſpital »beſuchen; und ſchon iſt Alles thätig, um die Bette zu »ſchminken, die Säle zu räuchern, und dem Widrigſten »einen gefälligen Schein zu geben. Welch ſchreckliche Lüge »wird bereitet! So zeigt man den Fürſten ihre Staaten.«

Daß die Freiheit der Preſſe, die Oeffentlichkeit mißbraucht wird, das liegt in der Natur des Menſchen, der nicht gut wäre, fände ſich in ihm nicht auch der Trieb und das Vermögen ſchlecht zu ſeyn. Keine Pflicht wird ihm übrigens ſchwerer als Gerechtigkeit; denn ihre Uebung ſchmeichelt weder ſeinem Stolze, noch ſeiner Eitelkeit. Wer gerecht iſt, thut nichts als ſeine Schuldigkeit, und der Menſch thut lieber etwas mehr, und verſchenkt mit vornehmer Großmuth, wo er die gemeine Pflicht, ſeine Schulden zu bezahlen, gern vergißt.

In den Jahren 1818 u. 1819 war wirklich eine entſetzliche Rohheit und Gemeinheit in die Behandlung der vaterländiſchen Angelegenheiten, durch die öffentlichen Blätter und Flugſchriften gekommen. Die ſogenannten Volksſchriftſteller ſuchten ſich in der Gunſt des Publikums den Rang abzulaufen, und überboten ſich in Allem, was den gemeinen Leſer anziehen konnte. Die allgemeine Stimmung war Unzufriedenheit mit dem, was in Deutſch-

---

*) Lettres sur l'Italie.

land vorging; und wahrhaftig man hatte wenig Grund, zufrieden damit zu ſeyn, oder ſich der Ausſicht in die Zukunft zu erfreuen. Wer alſo dem öffentlichen Unwillen und dem allgemeinen Mißvergnügen zu Gefallen ſprach, war gewiß, geneigtes Gehör zu finden. Schriftſteller, die Glück machen wollten, durften ſich nur an die leidenſchaftliche Bewegung wenden, die durch halb Europa, und namentlich durch Deutſchland ging. Es iſt immer leichter, dem, was im Zuge iſt, zu folgen, und ihn noch zu beſchleunigen, als ſeiner Richtung, wo ſie gefährlich wird, zu widerſtreben und ſie zum rechten Ziel zu wenden. Nach meiner Einſicht und Ueberzeugung befanden wir uns durch die landſtändiſchen Verfaſſungen, deren Einführung in dem deutſchen Bunde ſchon wirklich oder doch geſetzlich geworden war, auf dem Wege zu einem Zuſtande von Recht und Freiheit, der uns nach Jahren wenigſtens befriedigen konnte. Ich ſah die größte Gefahr für den dritten Stand, das Volk alſo und den Kern der Nation, weder in der Monarchie, noch in der Perſönlichkeit der Monarchen, ſondern in der Ariſtokratie, in dem, was Seume Pleonerie nennt, die allenthalben, wo Menſchen wohnen, anſäſſig, in Deutſchland aber einheimiſch iſt, und ſich wenigſtens mit leeren Namen und Titeln putzt, wo ihr der reellere Schmuck des Reichthums, der Macht und des Anſehens fehlt. Das Beſte unter dieſen Umſtänden war ohne

Zweifel zu zögern, die Taktik des Fabius gegen den Hannibal nachzuahmen, immer mehr Boden zu gewinnen, und ſich zum entſcheidenden Siege vorzubereiten, deſſen man gewiß ſeyn konnte, weil die Sache des Volks unwiderſtehlich iſt, wo ſie durch ein geſetzliches Organ vertreten wird. Dieſes Organ war, obgleich an manchen Orten mangelhaft, gegeben, hatte aber auch hier die Mittel ſeiner Entwickelung und Vervollkommnung in der Hand. Die meiſten und lauteſten Volksſchriftſteller aber waren nicht dieſes Sinnes. An einem Tage, mit einem Schlage ſollte die Sache entſchieden werden. Die Meinung fand den meiſten Beifall. Die Menge ſieht in der Gewaltſamkeit immer Kraft, und erwartet von dieſer den gewiſſeſten Erfolg. Auch iſt es natürlich, daß Jeder lieber heute oder morgen, als erſt in einem Jahr glücklich werden will.

Viele ließen ſich durch das Beiſpiel der franzöſiſchen Revolution verführen, und gedachten, obgleich mit höchſt verſchiedenen Mitteln und unter ganz andern Verhältniſſen, zu demſelben Reſultate zu gelangen. Daher auch das Schreien und Lärmen nach einer Kammer, die bei uns die Sache des Volks in die Hände der Ariſtokratie gegeben hätte. Die gewöhnlichen Menſchen glauben, weil einmal etwas da geweſen, müſſe es auch wiederkommen. Die weiter ſehen, begreifen, daß gerade darum Manches nicht wiederkehren kann, weil es einmal da geweſen iſt. Das Kapitel der Revolutionen iſt noch ſehr mangelhaft und dunkel. Iſt es aber auch einmal vollſtändig und klar geworden, dann wird es in dem Sinne, wie wir das Wort hier nehmen, keine Revolution mehr geben. Wüßte man beſtimmt, wo und wie ſich Revolutionen machen, dann würde man ihnen auch vorzubeugen im Stande ſeyn; aber darin, daß ſie wie Naturerſcheinungen kommen und wirken, die man weder berechnen kann noch in ſeiner Gewalt hat, liegt ihre Gefahr und Stärke. Eine große politiſche Bildung iſt in Deutſchland ohne dies nicht zu finden, weil ſie erſt das Leben und die Uebung gibt. Fremde ſind ſogar geneigt, ihm in dieſer und noch mancher andern Hinſicht allen praktiſchen Verſtand, und ſichern Takt im Leben abzuſprechen *). So läßt es ſich dann erklären, daß Terentius Varro bei uns, bis zur Schlacht von Cannä, der Held des Tags geblieben iſt. Zum Glück haben wir die Schlacht von Zama noch vor uns, und wir wollen die Götter bitten, daß ſie uns einen Scipio verleihen mögen.

---

*) Frau von Stael ſagt in ihrem berühmten Werke über Deutſchland: L'Allemagne ne peut attacher que ceux qui s'occupent des faits passés et des idées abstraites. Le présent et le réel appartiennent à la France. — Les allemands ont suppléé à l'intérêt des événements par l'intérêt des idées. — En Allemagne tout se passe en théorie. — Celui qui ne s'occupe pas de l'univers en Allemagne, n'a vraiment rien à faire.

Dieſer Zuſtand der Dinge in Deutſchland mußte allen denen, welche die Fortſchritte der Aufklärung und die Entwickelung des konſtitutionellen Syſtems zu fürchten hatten, ſehr erwünſcht ſeyn. Wenn die Gewalt in England und Frankreich einen Gewaltſtreich nach den Freiheiten und Rechten des Volks führen will, dann macht ſie, wie ihr nachgeeifert wird, Verſchwörungen und Zuſtände, die das Wohl und die Sicherheit des Staates zu bedrohen ſcheinen, läßt käufliche oder tolle Menſchen die Rolle freiſinniger Freunde des Vaterlandes ſpielen, die Freiheit durch Uebertreibung zur Frechheit entſtellen, um ſo Haß oder Verachtung auf ſie zu laden. Sie macht Gefahren, um ſich die Gewalt zu geben, ihnen vorzubeugen, und läßt ein Recht mißbrauchen, um ſich mit Anſtand in den Gebrauch zu miſchen, und ihn, wo es ihr zweckmäßig dünkt, zu unterſagen. In Deutſchland darf man ſich darum nicht ſehr bemühen. Die ehrlichſten Leute gehen ganz gutmüthig mit dem beſten Willen in die Schlinge, wenn man ſie hinter einen löblichen Zweck verbirgt. So geſchah es denn auch, daß durch den Preßunfug und durch Sand und Löning auf einmal alles in Angſt und Noth gerieth, und die Einſchreitung der Gewalt als ſehr natürlich, ja als nothwendig angeſehen ward. Dies geſchah durch die Karlsbader Konferenzen. Die Reſultate derſelben, in wie weit ſie durch das Protokoll der am 20. September des vorigen Jahres gehaltenen fünf und dreißigſten Sitzung der deutſchen Bundesverſammlung zur Kenntniß des Publikums gekommen ſind, ſollten allem bösartigen Treiben in Deutſchland ein Ende machen, und die Gefahren einer revolutionären Gährung von ihm entfernen. Was Gutes dadurch bewirkt worden, wollen wir mit Dankbarkeit erkennen, aber uns auch die Nachtheile nicht verbergen, die daraus hervorgegangen ſind.

Verkennen läßt ſich nicht, daß der deutſche Bund an Einheit, und die deutſche Bundesverſammlung an Kraft und Nachdruck gewinnen ſollte. Es kann hier jetzt zu einem Beſchluſſe kommen, ohne daß eine Einſtimmigkeit, die ſich vielleicht oft in einem Menſchenalter nicht erwarten ließ, nöthig wäre, und dem Beſchluſſe, der ſchneller in's Leben treten kann, ſtehen auch Mittel der Vollziehung zur Seite. In unſere deutſchen Angelegenheiten iſt mehr Einheit, Nachdruck und Lebendigkeit gekommen; unſre Bundesſache iſt eine gemeinſchaftliche geworden, unſre Bundesbehörde kann es doch zu einer Verfügung bringen, und ihre Verfügung auch vollziehen laſſen. Das Alles iſt erfreulich, und hat vielleicht manche faſt aufgegebene Hoffnung wieder in's Leben zurückgerufen. In wie weit ſie in Erfüllung gehen werde, ſehen wir erſt in den Zeiten der Gefahr und Noth.

Iſt die Bundesverſammlung mehr eine allgemeine deutſche Behörde geworden, die beſchließen und vollziehen kann, dann tragen auch die übrigen Verfügungen das Gepräge einer einträchtigen Allgemeinheit, die in Deutſchland eine höchſt ſeltene Erſcheinung geworden war. Die Unterſuchungscommiſſion in Mainz, das Preßgeſetz und die ausgeſprochenen Anſichten über das deutſche Schul- und Univerſitätsweſen zeugen von einem Geſammtwillen, von Uebereinſtimmung zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke.

So ſieht die Sache im todten Buchſtaben aus; aber nur das wirkliche Leben kann und wird zeigen, wie ſie ſich im Leben geſtaltet. In den Elementen des Bundes hat ſich nichts geändert, und die Natur der Dinge iſt dieſelbe geblieben, wenn gleich der Wille der Menſchen augenblicklich eine veränderte Richtung genommen hat. Was dieſer aufgegeben, wo ihn beſondere Gründe drängten, kann er auch wieder zurücknehmen, wo dieſe Gründe nicht mehr wirken. Die höchſt bedenklichen Ereigniſſe der Zeit haben die abſtoßenden Kräfte nach einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt getrieben, um ſie zu ihrem eigenen Schutze zu verbinden; fühlen ſie aber durch ihre Natur ſich auseinandergezogen, dann gehen ſie auch wieder auseinander, und wie ein elaſtiſcher Körper ſeine frühere Geſtalt annimmt, wenn der Druck vorüber iſt, der ihn zuſammenpreßte, ſo folgt jede Kraft ihrem natürlichen Impulſe, wird er nicht mehr künſtlich zurückgehalten.

Das wird auch in Deutſchland geſchehen, und iſt wirklich ſchon geſchehen; denn die Verfügungen, die Cenſur betreffend, werden wie manche andre, in verſchiedenen Staaten, auf eine höchſt verſchiedene Weiſe behandelt und vollzogen. Baiern, Würtemberg, Sachſen und Preuſſen ſehen ſich darin nicht viel ähnlicher, als ſonſt auch Frankreich und Deutſchland, England und Oeſtreich.

Der ſtärkſte Vorwurf, den man den Reſultaten der Karlsbader Konferenzen machen kann, iſt, daß ſie alle Beſchwerden, die man von Oben gegen Unten hat, mit genauer Strenge aufzählen, alle Sünden von dieſer Seite rügen, und Mittel ergreifen, denſelben in Zukunft zu begegnen. Wie! möchte man mit Pope, nur in andern Worten aber faſt in gleichem Sinne fragen, ſind denn allein die Hohen Chriſten, die Niedriggebornen aber Heiden? Nur jene hatten in Karlsbad ihre Sprecher und Vertreter, nicht aber das Volk.

Der erſte Abſchnitt in dem höchſt merkwürdigen Präſidialvortrag, welcher von dem Sinne des 13ten Artikels der Bundesakte und der Mißdeutung deſſelben handelt, enthält ſtarke Stellen, welche die Bedeutung, die der dritte Stand in den meiſten Staaten von Europa wirklich ſchon gewonnen hat, gänzlich zu verkennen ſcheinen. Es haben ſich ſeit dreißig Jahren ſo folgenreiche Veränderungen in dem geſellſchaftlichen und bürgerlichen Leben zugetragen, daß, wer auf ſie bei politiſchen Anordnungen nicht Rückſicht nimmt, auf Flugſand und ohne Fundamente bauet. Das Volk iſt das Herz des Staates, und die öffentliche Meinung eine Macht geworden. Es gibt einen Glauben und eine Ueberzeugung in den Gemüthern, die durch keine Mittel mehr zu vertilgen ſind. Es iſt zu ſpät; in der Tiefe war der brennbare Stoff ſchon in Feuer aufgegangen, ehe Die auf der Höhe den Rauch und die Flamme ſahen. Es iſt zu ſpät, aber wahrhaftig kein Unglück für die Regierungen, wenn ſie mit dem Elemente ſich einmal befreundet haben, das eben ſo erhaltend als zerſtörend wirkt, weiß man es nur zu behandeln.

Welche Fortſchritte wie auch in der Staatsklugheit machen mögen, immer werden die Regierungen ihre Stärke und Dauer vorzüglich in der Liebe und dem Vertrauen ihrer Völker finden. Auf dieſen Grund müſſen unſre Staatsmänner bauen, ſoll ihr Werk nicht der Augenblick zerſtören, wie er es geſchaffen hat. Wir ſahen in unſrer Zeit nur darum ſo Viel werden und untergehen, und die ephemeren Geſtaltungen im Staatenleben haben ſich, bis zur troſtloſen Verzweiflung der Zeitgenoſſen, nur darum in haſtiger Eile verdrängt, weil man dieſe einfache Maxime vergeſſen oder nicht beachtet hatte. Die Regierungen können den lebendigen Geiſt, der ſich in ihren Völkern regt, nicht tödten oder lähmen wollen, weil ſie ihre eigene Kraft dadurch tödteten oder lähmten.

Wäre die Freiheit auch nicht ein Recht und Bedürfniß des Menſchen und des Bürgers, dann müßten die Regierungen ſie dazu machen, um ihren Völkern Kraft und Würde, Selbſtachtung und Thätigkeit zu geben. Spanien und Italien hatten im chriſtlichen Europa das Fortſchreiten ihrer Bewohner am glücklichſten aufgehalten; welcher Vortheil iſt ihnen daraus geworden?

Darum iſt es auch ſchmerzlich, die Preſſe in Deutſchland in ſo ſchmähliche Feſſeln gelegt zu ſehen. Allerdings hatte Unfug in Blättern und Schriften ſtatt, und böſe Buben trieben ſchändliche Büberei. Mit frechem Hohn ward das Heiligſte herabgewürdigt, das Abſcheulichſte erhoben; aber gibt es denn kein Mittel die Böſen zu beſtrafen? Iſt die Wahrheit nicht ſtark genug im Kampfe mit der Lüge? Bedarf das Rechte und Gute fremder Hülfe, um ſich gegen das Unrecht und die Schlechtigkeit zu behaupten? Wenn in Deutſchland zu fürchten iſt, daß alles Gefühl für das Wahre und Schickliche in ſeinem Volke erſtorben ſey, und dieſes ſich der Verführung ſchamloſer Lügner und Verleumder hingegeben hätte, dann freilich iſt das Volk nicht der Freiheit werth. Das aber war bei uns, denke ich, nicht zu fürchten.

Die Cenſur ſollte mit großer Milde geübt werden, wie es auch in dem Präſidialvortrag ausgeſprochen ward. Daß es geſchehen ſey, will ich nicht, von den meiſten

Staaten Deutſchlands aber das Gegentheil behaupten. Wäre indeſſen auch unter Cenſur alles Gute erſchienen, was ohne ſie hätte erſcheinen können, dann fehlte doch allenthalben das Vertrauen, das nur die Freiheit gibt, und das auch nur der Freiheit wird. Die Wahrheit findet keinen Glauben, weil ſie ihre Unabhängigkeit verloren hat; die Lüge wird freundlich aufgenommen, wo ſie den Feſſeln ſich zu entwinden weiß, und hat, für die Menge wenigſtens, den Zauber der Freiheit. Und wie ſtehen wir Deutſche neben dem Britten, Niederländer und Franzoſen? Wie demüthigend iſt der Vergleich, wenn fremde Zungen unſere Angelegenheiten beſprechen und auch oft genug entſtellen, und wir ſtehen ſtumm im Kreiſe, und hören ſchweigend zu? Ich muß geſtehen, eine auſſerordentliche Centralkommiſſion gegen Preßvergehen wäre mir lieber geweſen, als dieſe Preßbeſchränkung, die übrigens auch die erwünſchte Wirkung unmöglich haben kann, ſo lange nicht gleiche Maaßregeln in der Schweiz, den Niederlanden, Frankreich und England eingeführt werden. Was hier die Preßfreiheit Großes und Kühnes erzeugt, was von den Rednerbühnen der Deputirten und des Unterhauſes Erhebendes geſprochen wird, findet den Weg zu den deutſchen Gemüthern, und gewinnt für ſie noch den Reiz der verbotenen Frucht. Betrachtet der Deutſche ſeinen Zuſtand der Beſchränkung, dann kann er in dem demüthigenden Vergleiche mit dem Zuſtande andrer Staaten nur Nahrung zu bittern Gefühlen finden. Sollte es endlich einmal zu einem Kriege kommen, wird dann nicht die fremde Verführung die Gemüther mit dem Verſprechen aller Gaben verſuchen, welche die eigne Regierung ihren Bürgern vorenthalten hat? Auch das iſt zu bedenken, und noch Manches, was wir auszuſprechen Anſtand nehmen, weil in einer furchtſamen und mißtrauiſchen Zeit der, welcher vor Gefahren warnt, leicht den Verdacht auf ſich zieht, er wolle ſie herbeiführen.

Die Regierungen mögen es gut gemeint haben; ſie wollten helfen, wo ihnen Hülfe nöthig ſchien. Wo ſie den Strom verheerend übertreten ſahen, ſetzten ſie ihm einen Damm entgegen. Das aber bedachten und fragten ſie nicht, ob dieſer Damm an einer andern Stelle die Gewäſſer nicht noch gewaltſamer über die Ufer treiben, und ob die fleißige Baukunſt nicht mehr ſchaden als Vortheil bringen würde. Das wird der Erfolg ſie lehren, aber, wie das zu geſchehen pflegt, erſt wenn die Lehre für ſie ohne Nutzen iſt.

Was ich am meiſten an unſern Staatsmännern und Vornehmen vermiſſe, iſt Kenntniß des Volks. Alles, was ſich ſeit einem Menſchenalter hier geſtaltet hat, iſt ihnen fremd geblieben. Sie verſtehen ihre Zeit zu wenig, weil Alles, was ſie ſagt, in die Sprache des alten Herkommens überſetzt, eine ganz andere Bedeutung hat.

Der Standpunkt, auf welchem die Leute ſich befinden, gibt ihnen eine durchaus veränderte Anſicht der Dinge. Iſt die aufgehende Sonne nicht den Bewohnern derſelben Erde auch eine untergehende? Darin liegt der Irrthum. Sie meinen es ſey Abend, wo es zu tagen anfängt. Die Erſcheinungen ſehen wir Alle; aber ſie ſind ein Räthſel, zu dem nicht Alle den Schlüſſel haben; und doch büßen es die, denen die Sphinx es aufgegeben hat, mit dem Leben, wenn ſie es nicht löſen. Die Politik war, wie jener Schweizer an der St. Peters Kirche, eingeſchlafen, der, als er erwachte, die ferne Trauermuſik eines Leichenzugs für die freudige Andacht in der lange verſtummten Kirche hielt.... Auch darf man ſich kaum wundern, wenn die deutſchen Regierungen in den Geſinnungen und der Stimmung ihrer Völker manchmal irre wurden. Die am lauteſten ſchrien, wurden von Allen gehört; und das ſind nicht immer die Beſſeren geweſen. Wo hätten wir Deutſche unſre Theilnahme für das Oeffentliche, Vaterländiſche ausgeſprochen? Wo hätte ſich die Stimme eines vereinten Wunſches, einer gemeinſchaftlichen Geſinnung billigend oder tadelnd vernehmen laſſen? Mehr als ein Zeichen von unglücklicher Vorbedeutung ließ ſich ſehen; wir aber blieben gleichgültig, und gafften dem Treiben der Schlechten wie einem Schauſpiel zu. Zum Handels- und Gewerbsverein ſind Tauſende zuſammengetreten; das war nicht zu tädeln, in wie weit man Freiheit des Verkehrs und nicht ſeine Beſchränkung wollte; aber haben wir denn nur an unſerm Wohlſtande zu verlieren oder zu gewinnen? Lebt der Menſch allein vom Brode?

Wir geſtehen ein, daß mit der Preſſe ſchändlicher Unfug getrieben worden; daß die tolleſten, verwegenſten Aeuſſerungen ſich von vielen Seiten haben vernehmen laſſen; daß ſich ſelbſt an manchen Orten das freche Wort zur heilloſen That geſtaltet hat. Wir geben noch Aergeres zu, daß nämlich ein Geiſt der Unruhe und des Mißvergnügens die Menſchen blind und ohne Ueberlegung treibt; daß ſie nach einem veränderten Zuſtande ſich ſehnen, den ſie noch weniger erkennen, als die Wirklichkeit, die ſie los zu werden ſuchen. Wir ſind nicht geneigt, irgend eine Regierung, wegen dem, was ſie gethan und unterlaſſen, unbedingt in Schutz zu nehmen; aber es würde eine eben ſo ungerechte Parteilichkeit gegen ſie verrathen, wenn man nicht eingeſtünde, daß von hundert Klagen, die ſich in den bitterſten Ausdrücken äuſſern, neunzig entweder ohne Gegenſtand, oder übertrieben ſind; daß die Regierungen manche Uebel, über die wir uns mit Recht beſchweren, ſich nicht vorzuwerfen haben; daß wir an Wunden leiden, welche die Zeit geſchlagen hat, und die Zeit auch nur heilen kann. Die Menge wird von einer eben ſo abentheuerlichen Furcht als Hoffnung bewegt; vor was ſie ſich in der Gegenwart entſehe, das iſt nicht ſo häßlich, aber auch bei weitem nicht ſo ſchön, nach was ſie ſich in der Zukunft ſehnt. Tauſende, die jetzt über die Regierungen, ihre Willkühr und Härte ſchelten, würden noch ungleich willkührlicher und härter ſeyn, wenn ſie die Gewalt dazu in Händen hätten. Es bezeichnet beſonders unſere Zeit, daß in ihr ſich Jeder mit gefälliger Nachſicht beurtheilt und behandelt, gegen Andere aber ſich nicht ſtreng genug erweiſen kann; daß ſeine chriſtliche Nächſtenliebe an dem Nächſten zu tadeln und zu ſchelten hat, was er, an ſich, wo nicht rühmlich, doch erträglich findet; daß die Gerechtigkeit und Großmuth nichts vom Geben, ſondern nur vom Empfangen wiſſen will.

Zu dieſer Stimmung des Gemüthes, die eben nicht befreundet und das geſellige Glück befördert, kommt noch ein ſeltner Leichtſinn und eine ungeheure Anmaßung, womit über die verwickeltſten Staatsangelegenheiten, über die ſchwerſten Gegenſtände der Politik und Geſetzgebung geſprochen und abgeſprochen wird. Es gibt kaum einen Handwerker, der einer Regierung nicht ſogleich auf den rechten Weg zu helfen wüßte, da er es doch ſelbſt abgeſchmackt und lächerlich finden würde, wenn ein Anderer, ohne ſein Geſchäft gelernt zu haben, ihm in daſſelbe pfuſchen wollte. Die Aerzte erheben über die Quackſalber und ihr verderbliches Treiben ein gewaltiges Geſchrei; beim Staate aber glaubt ſich Jeder zum Arzt berufen. Ein Schneider bildet ſich vom Jungen zum Geſellen, und dann zum Meiſter aus; an dem gemeinen Weſen flickt und ſchneidert, wer Freude daran hat, und hält ſich ſogleich für einen Meiſter. Wenn ſich auch Jemand in ſeiner eigenen, nächſten, einfachſten Sache weder zu rathen noch zu helfen weiß, dann hat er doch Rath und Hülfe für die fernſten und ſchwierigſten Verhältniſſe ganzer Völker. Wenn dem verborgenſten Köhler, in dem Winkel eines Waldes, die Suppe anbrennt, dann klagt er darum ſeine Regierung an. Wo Jemand der Schuh drückt, da kommt ihm der Schmerz von Oben, und von daher will er auch geholfen haben.

Das iſt Alles wahr. Indeſſen entſchuldigen fremde Fehler nicht die eigenen und machen ſie auch nicht gut. Die meiſten Uebel, über die wir beim Volke klagen, ſind vorübergehend und unbedeutend, wenn die Regierungen ſich zu benehmen wiſſen. Die Preßfreiheit ward mißbraucht; das läugnen wir nicht. Gab es aber darum kein Mittel dem Mißbrauche zu begegnen, als die Unterſagung des Gebrauchs? Weil Lügner und Verleumder ſchmäheten, mußte darum auch der Wahrheit der Mund verſchloſſen werden? Wahrlich eine ſeltſame Weisheit, die, um das Straucheln und Fallen zu verhüten, das Gehen verbieten wollte! Eine vortreffliche Kunſt, die uns dadurch gegen Zahnweh ſchützte, daß ſie uns die Zähne aus dem Munde nimmt! Man ſpreche ja nicht von einer gerechten und aufgeklärten Cenſur! Das ſind von den leeren, ſcheinheiligen Phraſen der planverhaßten Zeit. Es gibt keine gerechte und aufgeklärte Cenſur, weil ſie auch mit dem gerechteſten und aufgeklärteſten Cenſor nicht möglich iſt. Wo wir ſie finden, iſt ſie eigenwillig, launiſch und beſchränkt. So iſt ſie, oder ſie iſt nicht, oder nur dem Namen nach. Gerade die Verſtändigſten und Beſten werden ſich das unbefugte Richteramt über Gedanken und Gefühle eben ſo wenig gefallen laſſen, als es üben wollen. Eine Gedankenmauth hat die Folgen der des Handels. Ehrliche und rechtliche Leute geben ihre Geſchäfte auf, oder führen ſie mit Nachtheil, weil ſie mit den Smugglern, die zwiſchen ſchnellem Reichthum und Verderben ſchwindeln, nicht Preis halten können. Die Maaßregel der Cenſur hat auch nicht den Schein von Klugheit und Gerechtigkeit für ſich. Die Unfähigkeit der Geſetzgebung und Verwaltung ſucht ſich damit zu helfen, weil es immer leicht und gemächlich iſt, Gewalt zu brauchen, wo man ſie hat. Man rettet ſich aus der Verlegenheit des Augenblicks, um ſich in eine bleibende zu verſtricken, wie Leute, die verderben wollen, zu immer höheren Zinſen neue Schulden machen, um die alten zu bezahlen; wie Erhitzte ſich den Durſt löſchen, und oft den flüchtigen Genuß mit einem ſiechen Leben bezahlen. Eine Regierung, die ſich bei uns nicht ohne Cenſur zu helfen weiß, ſpricht ſelbſt das Urtheil ihrer Unfähigkeit aus. Die Gewalt, die jetzt noch ſolche Mittel braucht, iſt von keiner Dauer. Alle Regierungen, die ſich in Frankreich abgelöſt, haben ihre Zuflucht zu dem Preßzwang genommen, und immer hat man ihren nahen Fall ſchon daraus vorhergeſagt. Indeſſen beging die nachfolgende Regierung, ſo unfähig, wie die vorhergehende, dieſelben Fehler oder noch größre, und glaubte klüger oder doch glücklicher zu ſeyn. Sie ſchloſſen alle wie Eulenſpiegel, weil man hart auf einer Feder liege, müſſe ein Bett von vielen Federn noch viel härter ſeyn. Ein allgemeiner Kindermord beugt allerdings dem Aufkommen eines gefürchteten Kindes vor, wenn dieſes nicht gerade durch Liſt erhalten wird; aber eine ſolche geiſtige Metzelei führt ſchwerlich in der neuern Zeit zu einem erwünſchtern Reſultate, als zu dem die leibliche in dem alten Teſtamente geführt hat. Die Spartaner ſtellten eine Geſundheitsprobe an, ehe ſie die ſchwachen und ungeſtalteten Geburten zur Vernichtung verdammten. Unſre Cenſuren ſind eine ähnliche Anſtalt, doch mehr Krankheits- als Geſundheitsproben, und was nicht leben darf, iſt gewöhnlich das Kräftige und Schöne.

Alſo, fragt man, müßte die Frechheit der Preſſe geduldet werden? Keineswegs. Den Gebrauch ſoll man nicht ſtören, und den Mißbrauch beſtrafen. Warum will man es nicht mit dem ſchuldigen Worte halten, wie mit der ſchuldigen That? Gebt jenem, wie dieſem, ein Geſez und einen Richter. Mehr dürfen, ſollen und können wir nicht.

Alle Maaßregeln, die von Karlsbad ausgegangen ſind, haben die Gebrechen augenblicklicher Nothmittel gegen dringende Gefahr. Sie thuen vorübergehend die erwünſchte Wirkung, und ſchaden auf die Dauer um ſo mehr. Sie ſuchen das Uebel nicht an der Quelle auf, ſondern leiten es nur von einer Seite nach der andern. Es läßt ſich auch ein Fluß zähmen, daß er die Dämme achtet, die man ihm entgegenſtellt. Sind aber ſeine Gewäſſer nicht in das rechte Bett gewieſen, dann ſtehen ſie freilich hinter den Dämmen eine Weile ruhig, ſammeln ſich aber zu größerer Maſſe an, um mit vermehrter Kraft verwüſtend hervorzubrechen.

Was über die deutſchen Univerſitäten feſtgeſezt worden iſt, verläugnet auch dieſen Geiſt nicht. Die Urſachen, welche das Uebel erzeugt haben, beſtehen noch. Die ſchädliche Pflanze ward nicht mit der Wurzel ausgeriſſen, ſondern nur am Stengel abgebrochen, oder umgebogen, ſo daß allerdings der Saft nicht mehr nach den Zweigen und Blättern treibt, ſo lange er gewaltſam zurückgehalten wird, aber ſich doch erzeugt und ſammelt, um in eine üppigere Vegetation aufzuſchießen, ſobald der Widerſtand gehoben iſt. Unſer Univerſitätsweſen leidet an mannigfaltigen Gebrechen und bedarf einer zweckmäßigen Reform; dieſe fängt aber ſchwerlich bei den Schülern, ſondern bei den Lehrern an. Man zeigt bei uns in der Gefahr oft einen eignen Muth. Es werden gegen den Feind die ſtrengſten Maaßregeln angeordnet, und manchmal auch ergriffen. Dem Böſen wird auf alle Weiſe nachgeſtellt. Iſt er erhaſcht, und man hat den Rechten nicht gefunden, den man zu finden wünſchte, oder erkennt in dem Verhafteten gar einen alten Freund, dann ſinkt der Arm gelähmt mit dem gezogenen Schwerte nieder. Wie in unſre Jugend der Geiſt gekommen iſt, über den man klagt, das weiß man doch. Auch dürfte es ſchwerlich ein Geheimniß ſeyn, wem die demagogiſchen Umtriebe beizumeſſen ſind. Man braucht den Schuldigen wohl nicht in dem Briefwechſel einiger Gymnaſiaſten, Turner und Kaufmannsdiener nachzuſpüren, wenn man ſie finden will. Sucht man aber, um nicht zu finden, dann iſt allerdings der eingeſchlagene Weg der rechte.

Die Beſchlüſſe, welche dem Bundestag Nachdruck und Selbſtſtändigkeit geben ſollen, mögen auch wenig Vertrauen und Beifall finden. Das Wort iſt da, doch ohne That. Man ſieht auf der Stelle, daß es dem Körper an Geiſt, dem Buchſtaben an Inhalt fehlt. Was auch in dieſer Hinſicht beſchloſſen wird, es ändert die Stellung und den Gehalt des Bundestags nicht im Geringſten. Wird auch im Rathe der Miniſter ausdrücklich erklärt: Der Bundestag ſoll Alles können; dann fühlt doch Jeder auf der Stelle: der Bundestag kann Nichts. Das heißt: Er will, und kann nur wollen, was die Höfe ihre Abgeordneten bei demſelben wollen laſſen. Die Bundestagsgeſandten ſind in Allem von ihren Kabinetten abhängig, die ſie anſtellen, inſtruiren, zurückberufen, befördern, belohnen, ſie ihre Gnade oder Ungnade fühlen laſſen, ganz wie ſie es für gut finden. Mag man immerhin erklären, der Todte ſey lebendig; darum lebt er nicht.

Das Alles wird allenthalben und tief gefühlt; und wird es auch nicht laut geſprochen, weil es nicht geſprochen werden darf, dann frißt ſich das zurückgehaltene Gift des innern Grimms deſto ſchmerzlicher in die Seele ein. Wie! Der ſollte gefährlich ſeyn, der vor Gefahren warnt! Welche verdächtige, welche zweideutige Abſicht könnte mich beſtimmen, die Wahrheit, wie ich ſie ſehe, auf die Gefahr meiner Ruhe, vielleicht meiner Sicherheit zu ſagen? Was habe ich von dem Volke, was von den Fürſten? Keinem bin ich durch eine Wohlthat, durch eine Gunſt verpflichtet, und habe auch nie durch Mittel darnach geſtrebt, die ſie gewöhnlich zu erwerben pflegen. Ich habe nur wenig zu verlieren oder zu gewinnen, doch immer noch zu verlieren, wenn auch nicht leicht mehr etwas zu gewinnen iſt. Man kann mir nehmen, was man mir nicht gegeben hat, nicht geben konnte. Was ſollte mich alſo beſtimmen zu reden, wo ſchweigen geboten iſt? Warum ſollte ich Aufruhr, warum Mißvergnügen, Zwiſt und Hader wollen? Was gewinne ich bei der Allmacht des Königs, was bei der Herrſchaft des Volks? Ihr wiſſet es: Nichts. Darum aber iſt mein Geiſt der Wahrheit, mein Herz der Menſchlichkeit, mein Gemüth der Theilnahme für das Gute und Rechte nicht verſchloſſen. Darum habe ich doch ein Vaterland, ein Volk, eine Heimath, denen ich angehöre, Menſchen, die ich liebe.

Als im Gedränge der Schlacht ein feindlicher Krieger den Todesſtreich nach dem König Cröſus führte, ſtund in der Nähe ſein Sohn, der ſtumm war von Geburt. Die Gefahr, die dem geliebten Vater drohete, ſprengte die Bande, in denen die Sprache des Jünglings gefeſſelt lag, und er rief im Schrecken drohend: »Soldat, tödte den Cröſus nicht!« Wem, der ſein Vaterland, in ihm Vater und Mutter, Kinder, Freunde und Verwandte, wenigſtens ſich ſelbſt, ſeine Kindheit und Jugend, ſeine Sprache, Bildung und theure Erinnerungen liebt, ſollte die Gefahr, die dieſem Vaterland ſo nahe iſt, nicht die Zunge löſen? Wahrhaftig, er verdiente die göttliche Gabe der Sprache nie, fürchtete er ſie hier zu gebrauchen! Ich ſehe die Gefahr, die wie ein Gewitter über Deutſchland liegt. Ich ſehe die Flamme, wie ſie ſchon gierig an dem faulen Gerüſte leckt. Der Donner rollt über uns. Ringsum iſt Pulver aufgehäuft.

Ein Schlag in die unverwahrte Mine, und der Blitz ſetzt die halbe Welt in Brand. Sind die, welche das ſagen, Thoren? Gut, dann belacht ihre Thorheit. Legt ihr aber den Warnungsbrief, wie jener Spartaner, an der Luſt der Tafel ſich vergnügend, mit ſtolzer Sicherheit bei Seite, und ſagt: »Den Ernſt auf Morgen; heute laßt uns fröhlich ſeyn!« dann mögt ihr auch zuſehen, wie ihr morgen Theben und den Ernſt in ihm finden werdet.

Deutſchland hat es nicht verdient, daß es einiger Verirrten, ja, wenn ihr wollt, ſelbſt einiger Verbrecher wegen, ſo behandelt ward. Seine Völker waren es werth, Vertrauen und Achtung bei denen zu finden, die über es geſetzt ſind. Dies Vertrauen, dieſe Achtung waren wohl verdient, denn die Völker hatten ſie mit ihrem Blut und Gut bezahlt, das ſie freiwillig für die Befreiung des Landes von fremder Herrſchaft, für die Selbſtſtändigkeit, die Würde und Ehre ihrer angeſtammten Fürſten zum Opfer dargebracht. Glaubet ſicher: Die Liebe der Völker iſt kein eitles, leeres Ding. Steht der Bau auf ſolchem Grunde, dann habt ihr ſeinen Einſturz nicht zu fürchten.

Die Fürſten können die Erniedrigung ihrer Völker nicht wollen, und wollen ſie auch nicht. Kein Land hat beſſere Regenten als Deutſchland aufzuweiſen, auch nicht einen böſen, im eigentlichen Verſtande des Wortes, zählt man unter ihnen. Sie alle wollen das Gute, wie ſie es in ihrem Sinne faſſen. Thuen ſie es nicht, wie es der Wunſch und das Bedürfniß der Zeit erfordert, dann liegt das in der verſchiedenen Anſicht, die ſie indeſſen weniger durch ſich ſelbſt, als durch ihre Umgebung ſchöpfen. Sie ſehen auf allen Seiten Gemüther zum Aufſtande geneigt; freche Meuterei muthwillig den Boden untergraben, auf den ſie ihren Thron geſtellt; durch heimlichen und öffentlichen Verrath die Bande löſen, die ſonſt das Volk mit Liebe und Achtung an das Geſchlecht ihrer Beherrſcher knüpften. Das ſehen ſie, und ſehen, wie die Wirklichkeit, wenigſtens zum Theil, es zeigt, nur übertrieben, mit grellen Farben zu einem ſcheußlichen Gemälde aufgetragen, damit es ſchrecke, um dem erſchrockenen Gemüthe Entſchließungen abzuängſtigen, zu denen der Unbefangene ſich nie verſtehen würde. Was man aber nicht ſieht, nicht ſehen laſſen will, iſt die furchtbare Wahrheit, daß die Throne erſchüttert, was man zu thun vergißt, um ſie feſt zu gründen; daß die Gemüther mit Erbitterung erfüllt, was ſie beſänftigen, daß die Bande der Liebe und Achtung auflöſt, was ſie enger knüpfen ſoll. Dieſer Irrthum, der bei denen, die ihn boshaft zu nähren wiſſen, ein Verbrechen iſt, kommt weder aus der Seele, noch aus dem Gemüthe der Fürſten. Er iſt die Frucht derſelben Weichheit, die den unglücklichen Ludwig zu Schritten geängſtigt hat, die ihm das Anſehen von Zweideutigkeit, ja von Treuloſigkeit geben mußten; durch die er bis zum Abgrunde gedrängt ward, in den ſie ihn ohne Theilnahme fallen ließ, weil er mehr als einmal den Entſchluß gezeigt, ganz König ſeines Volks zu ſeyn. Es iſt dieſelbe Weisheit, die in dem Kabinete Ferdinands den Vorſitz führte, und ganz Spanien in demüthiger Erwartung zu ſeinen Füßen ſah, bis eine Nacht den Traum zerſtörte, und der folgende Morgen ganz Spanien frei durch ſeinen vereinten Willen zeigte. Es iſt dieſelbe Weisheit, die in England den ſchmählichen Prozeß zwiſchen dem Könige und ſeiner Gemahlin führt, um das verſtümmelte Bild des herabgewürdigten Königthums, unter Hohngelächter, durch den Koth zu ſchleifen. Es iſt dieſelbe Weisheit . . . dieſelbe . . . Hundertmal betrogen durch ihren Dünkel, kommt ſie ewig wieder auf die Thorheit zurück, die Todten aufzuwecken, und ein erwachſenes Menſchengeſchlecht mit der Ruthe, den Mährchen und Spielen der Kindheit abzufinden. Da ſie Alles erhalten will, verliert ſie Alles. Wo ſie einen Frieden machen könnte, der ihr wenigſtens einen Theil ihrer frühern Beſitzungen ſichern würde, zwingt ſie ihre Gegner zu einem Kriege, der nicht anders, als mit dem Umſturze des Beſtehenden enden kann. Dieſe Weisheit hat mit dem Königthum eigentlich nichts zu thun; ſie iſt ihm fremde, und macht ſeine Sache nur zu der ihrigen, um ihre Gefahr und Noth und ſeine Sicherheit und Stärke mit ihm zu theilen. Wo der Thron ſich bereit gezeigt, eine ſo ſeltſame Theilung einzugehen, die allen Vortheil auf die eine Seite und allen Nachtheil auf die andere legt, da hat er ſeine Kraft und Würde aufgegeben.

Es kann nicht geläugnet werden, die Gefahr iſt groß, und wird mit jedem Tage größer, wenn man ſie nicht abzuwenden weiß. Dieſes aber wird Niemand ſchwer oder bedenklich finden, der nur das Rechte und Gute will. Wir ſagten oben, der revolutionäre Geiſt ſey kein anderer, als der Widerſpruch, in dem die alten Geſetze und Inſtitutionen mit den neuen Begriffen und Bedürfniſſen ſtehen. Wenn die poſitiven Geſetze achteten, was die Achtung in der öffentlichen Meinung verloren hat; wenn in höheren Zirkeln Ehre hieße, was dem Volke Schande heißt; wenn die Gerichte als Verbrechen verfolgten, was die Nation Tugend, Aufopferung, Seelengröße nennt, ſtände da nicht als eine Gottheit auf dem Altar erhoben, was von ihren Prieſtern allein dafür erkannt, dem Volke ein falſcher aufgedrungener Götze iſt? Was wollt ihr mit dem hohlen Bilde, dem die Andacht der Gläubigen nur Inhalt und Bedeutung geben kann? Führt es in feierlichen Zügen auf; umgebt es mit aller Pracht einer reichen Verſchwendung; nöthigt den Vorübergehenden das Knie vor ihm zu beugen, das Haupt vor ihm zu entblößen; die äußere Huldigung läßt ſich wohl, ſo lange ihr die Stärkern ſeyd, die innere Verehrung aber nicht erzwingen, und gerade die Gewalt, die man der Ueberzeugung anthut, ſchleift die Schneide des Haſſes und der Erbitterung, die das Gemüth durchwühlt, immer ſchärfer. Aus dem aufgeſtellten Bilde macht ihr Geßler's Hut, der die Urſache des Aufſtandes wird. Jeder Gebrauch, deſſen Thorheit man einſieht, jedes Geſetz, das man für ungerecht erkennt, jede Anſtalt, die für zwecklos, unverſtändig oder gar verderblich gilt, müſſen aufgegeben werden. Im Grunde haben ſie ſchon aufgehört zu ſeyn, weil der Geiſt, der ſie beſeelen muß, aus ihnen gewichen iſt. Sollen ſie ferner noch fortbeſtehen, dann kann ſie nur die Gewalt erhalten, die ſich dadurch mit der öffentlichen Meinung in Kriegsſtand ſetzt. Da die Gewalt aber ſelbſt auf der Grundlage der öffentlichen Meinung ruht, ſo bekriegt ſie in jedem Kampf mit dieſer, nur ſich ſelbſt. Darum iſt auch jede Regierung als verloren anzuſehen, durch deren Auszeichnung der Bürger ſich in der öffentlichen Achtung herunterzuſetzen fürchtet; wo die allgemeine Meinung losſpricht, was die Gerichte verdammen; wo in den Augen des Volks der Verurtheilte ein Martyrer und der Begünſtigte ein Verräther iſt. Sehen wir, daß es in einem Staate ſo weit gekommen iſt, dann darf die Regierung ſicher ſeyn, daß ihre Stunde geſchlagen hat. Kein Macht kann ſie erhalten, wenn ihr nicht ein äuſſerer Zwang zu Gebote ſteht, der ſtark genug iſt, die Aeuſſerung des Volkswillens zu unterdrücken. Hier bleibt nichts übrig, als ſich der öffentlichen Meinung zu bequemen, Ehre zu nennen, was für Ehre gilt, und durch Geſetze zu verbieten, was man für Unrecht hält, oder die öffentliche Meinung, wenn ſie irre geleitet iſt, aufzuklären. So nur kommt in den Staatskörper eine Seele, die ihm ein einträchtiges Leben und eine übereinſtimmende Bewegung gibt. Die Regierung muß der Richtung des allgemeinen Willens folgen, oder dieſen zu leiten wiſſen. Ihre erſte Kunſt und ihr wichtigſtes Geheimniß beſteht darin, die wahre öffentliche Meinung kennen zu lernen, ſie in dem Intereſſe des Staatsvereins zu leiten und ſich mit ihrem Schutze zu umgeben. Die Leitung der öffentlichen Meinung gelingt ihr am beſten durch ihren Entſchluß auf Schrift und Wort, auf Erziehung und Unterricht, im weiteſten Sinne des Wortes, und durch eine zweckmäßige Verwaltung, beſonders des Gemeinde- und Diſtrikts- oder Provinzialhaushaltes. Steht einer Regierung begünſtigend zur Seite, was im Volke durch Intelligenz hervorragt, und unterſtützt ſie die öffentliche Meinung mit ihrer Macht, dann ruht ſie auf den beiden Pfeilern, die ein Staatsgebäude am ſicherſten und längſten tragen. An Aufklärung und Kraft des Geiſtes, an Einſicht und moraliſchen Vorzügen muß die Regierung ſo viel in ſich vereinigen, daß ſie den Aufgeklärteſten, Einſichtsvolleſten, Kräftigſten und Beſten im Volke wenigſtens gleichſteht. Sie muß mehr durch ihre geiſtige als phyſiſche Ueberlegenheit herrſchen, weil ihr am Ende doch auch dieſe entgeht, wo ihr die erſte mangelt. Dadurch, daß ſie an Einſicht und Tüchtigkeit das Vorzüglichſte im Volke in ſich aufgenommen, übt ſie über dieſes die natürliche Herrſchaft aus, die, in allen Verhältniſſen, dem Vollkommenen das weniger Vollkommene unterwirft, und gibt dem allgemeinen Wollen und Streben jene Richtung, die ihr für das allgemeine Wohl die beſte ſcheint. Was eine Regierung auf dieſe Weiſe über die Geſammtheit vermag, auf die ſie durch Schriften, öffentliche Blätter und Verhandlungen, durch Erziehungs- und Bildungsanſtalten wirkt, ſehen wir in den Staaten, wo das konſtitutionelle Leben ſich ſchon entwickelt hat, in England, Frankreich und Nordamerika. Da vermag ein kluger Gebrauch der Preſſe, was ein ſtehendes Heer umſonſt verſuchen würde.

Doch iſt das Wichtigſte und Erſte eine wahrhafte Volksvertretung. Durch ſie lernt die Regierung nicht nur die öffentliche Meinung, die Wünſche, Bedürfniſſe, Hoffnungen und Beſorgniſſe des Volkes kennen, ſondern ſie wirkt auch wieder auf das Volk, durch ſeine Stellvertreter, am ſicherſten zurück, klärt ſeine Wünſche und Beſorgniſſe auf, und gibt der öffentlichen Meinung die dem Staatswohl angemeſſene Richtung. Wo die Nation ihre Anwalte und Sprecher hat, wo ſie berufen iſt, durch dieſelben ihre Zuſtimmung zu Geſetzen und Anordnungen zu geben, die über ihr Wohl entſcheiden, da hört allerdings jene Willkühr auf, mit der Fürſten ſonſt zu handeln pflegten. Macht auch das Vermögen Böſes zu thun, einen Theil der Vorrechte der Krone aus, wollen die Fürſten ihre Völker wie ein Gut beſitzen, das man nach Belieben, zu ſeinem Vortheil benutzen kann, dann freilich taugen repräſentative Verfaſſungen nichts. Aber das glaubt kein Regent der gebildeten Welt mehr, daß er nicht des Volkes, ſondern das Volk ſeinetwegen da ſey; und wäre er ſo unwiſſend und ſo unglücklich es zu glauben, dann würde er dieſen Glauben ſchmerzlich büßen und die beſſere Ueberzeugung theuer bezahlen müſſen. Regiert aber der Regent des Volkes wegen und erkennt ſeine Beſtimmung darin, das Beſte deſſelben zu wahren und zu fördern, dann findet er auch in einer Nationalrepräſentation das tauglichſte Mittel, dieſe ſeine Beſtimmung zu erfüllen. In ihr umgibt ihn des Volkes reifere Einſicht und des Volkes ganze Kraft. Durch ſie findet das Gefühl, der Gedanke, der die Nation bis in die unterſte Tiefe bewegt, eine anſtändige und verſtändliche Sprache; und wie ſie das Organ iſt, welches die Geſinnungen von Unten nach Oben bringt, ſo dient ſie auch, die Anſicht und Einſicht von Oben nach Unten zu verbreiten. Kurz, wäre die Volksvertretung nicht durch das Recht und das Intereſſe des Volks geboten, weil doch jede Regierung von dem allgemeinen Willen ausgehen und auf ihn zurückkommen und ſich darauf gründen muß, dann geböte ſie die Politik und das Intereſſe der Fürſten. Wenn die Könige und ihre Miniſter ſich vor den ſtändiſchen Verſammlungen noch entſetzen, dann iſt das vorzüglich darum, weil dieſe ſich auf der ungewohnten konſtitutionellen Bahn nicht zu bewegen wiſſen; weil ihre Gemächlichkeit die neue Anſtrengung ſcheuet und ihre Talente den öffentlichen Verhandlungen nicht gewachſen ſind. Als Neuerung hat das konſtitutionelle Syſtem die Indolenz, den Schlendrian und den Aberglauben gegen ſich; aber wir dürfen gewiß ſeyn, daß, in fünfzig Jahren ſpäteſtens, man daſſelbe ſo einfach und natürlich finden wird, wie jetzt das Weltſyſtem des Copernikus, gegen das man ſich auch früher mit Bannflüchen verwahren zu müſſen glaubte.

Was Leben und Gedeihen von der Unbeweglichkeit des Herkömmlichen empfängt, hütet daſſelbe mit ängſtlicher Sorgfalt. Jede Verbeſſerung iſt ihm Ketzerei, jede Neuerung Aufſtand. Das Ungewohnte ſetzt die ſchläfrige Gemächlichkeit und den glücklichen Beſitz in Furcht. Das Alte wird von denen, die ſich wohl dabei befinden, mit andächtiger Treue bewahrt, und ſie machen aus der Verehrung deſſelben ihre Weisheit und ihren Glauben. So aber iſt die Natur nicht, der Alles gehorchen muß. Im ſteten Wechſel erzieht ſie das Leben zum Tode, und aus dem Tode Leben. Nur der menſchliche Geiſt in ſeiner Freiheit ſtrebt der Vergänglichkeit zu entziehen und der Zukunft aufzubewahren, was er des Aufbewahrens würdig findet.

Die Stellvertreter der Nation, mit der Regierung einverſtanden, werden ohne Mühe erkennen, was erhalten, was aufgegeben werden muß. Sie werden den Widerſpruch heben, in dem der Buchſtabe der Geſetze und Inſtitutionen mit dem Geiſte des Volkes ſteht. Sie werden Sorge tragen, daß nicht Jener Ehre heißt, was Dieſe Schande nennen, nicht Adelig und Edel in Zwieſpalt und Hader leben, die Auszeichnung nicht ſolchen zu Theil wird, die man dadurch für die öffentliche Verachtung entſchädigen zu müſſen glaubt. Sie werden das Geſetz der Gerichtshöfe mit dem in der Bruſt des Menſchen in Einklang bringen. Geſchieht das nicht, dann ſpaltet ſich die Kluft mit jedem Tage weiter, die den Bürger von dem Menſchen, den Regenten von dem Volke, den Staatsgenoſſen von dem Staate trennt, ja ſie einander feindlich gegenüberſtellt, und die Auflöſung aller Bande, die den politiſchen Verein zuſammenhalten, wird unvermeidlich.

Mit Recht hört man praktiſche Staatsmänner, und beſonders in Deutſchland, über die geringe Bildung des Volks zum Staatsleben, über ſeine wenige Theilnahme am Gemeinheitlichen und Oeffentlichen, über die Unbehülflichkeit der Gelehrten und ihr Jagen nach leeren Theorien und Abſtraktionen klagen, und das führt uns zu einem andern ſehr wichtigen Gegenſtande, der untern Verwaltung. Eine zweckmäßige Anordnung des Gemeindeweſens iſt vorzüglich im Stande, alle dieſe Klagen zu heben, den Bürger für das öffentliche Leben zu erziehen, ihm Sinn und Theilnahme für daſſelbe zu geben, und die todten Theorien und Abſtraktionen mit der Erfahrung zu beleben, welche Geſchäftsführung gibt.

In ſeinem engen Kreiſe bewegt ſich der Bürger mit Sicherheit. Er kennt am beſten, was ihn zunächſt berührt, und das iſt auch das Wichtigſte für ihn. Eine gute Munizipalverfaſſung hat ihm einen größern Werth, als eine gute Konſtitution des Reichs, weil er vor Allem in ſeiner Gemeinde, und mehr in ihr lebt als in dem Reiche. Gemeindebürger iſt er jeden Tag, und durch die meiſten und innigſten Verhältniſſe ſeines Lebens, Staatsbürger ſelten, und nur in einzelnen, getrennten Momenten. Man kann eben nicht ſagen, daß, in unſrer Zeit, die Verbeſſerung unſres geſellſchaftlichen Zuſtandes zu wenig beſprochen worden wäre, vielmehr hat keine andre ſich ſo emſig damit abgegeben. Iſt ihr wenig gelungen, dann kann das in der Schwierigkeit der Unternehmung, oder auch in der Ungeſchicklichkeit der Unternehmer liegen. Faſt allenthalben haben unſre politiſche Baumeiſter die Arbeit übereilt, weil ſie zugleich das

Werkes Gründer und Vollender ſeyn wollten. Noch öfter haben ſie einen verkehrten Plan befolgt, und Alles an die weit geſehene Kuppel gewendet, ehe das Fundament feſt im Boden lag. Mit Staatsverfaſſungen war alle Welt beſchäftigt, da ſelten Jemand an eine Gemeindeverfaſſung dachte. Entſteht aber das Allgemeine erſt aus dem Beſondern, und hat das Ganze nothwendig die Eigenſchaften ſeiner Theile, muß der Staat dann nicht die Vorzüge und Gebrechen der Gemeinden theilen, der Staatsbürger ſich nicht aus dem Gemeindebürger entwickeln und der Bürger auf den Menſchen gegründet werden? Die Munizipalverfaſſung iſt aber nicht blos die Anordnung der unterſten Verwaltungsſtufe überhaupt, da die Gemeinden die erſten Elemente des Staates bilden, ſondern ſie iſt — was beſonders erwogen werden muß — die Pflanz- und Bildungsſchule des Staatsbürgers. Hier lernt er die Geſchäften und in ihnen die Menſchen kennen, ihre Anſprüche, Leidenſchaften und Intereſſen, wie ſie ſich bekämpfen und gegenſeitig beſchränken, die oft ſo ungerechten Forderungen des Bürgers an die Gewalt, und den wenigſtens eben ſo häufigen Mißbrauch derſelben gegen den Bürger. Die Gemeinde iſt ein Staat im Kleinen, und der Bürger, der in die Lage des Regierenden und des Regierten kommt, lernt die Ungemächlichkeiten beider kennen, und gewinnt dadurch an Beſcheidenheit und Mäßigung. Die

Gemeinde wird übrigens von den Gemeindegliedern am leichteſten und beſten verwaltet, weil dieſe die Hülfsquellen und Bedürfniſſe derſelben am beſten kennen. Alle Springfedern, welche das innere Leben der Gemeinden bewegen, liegen eben ſo ſehr in dem Geſichtskreiſe der Gemeindeglieder, als außer dem der Regierungen und ihrer unmittelbaren Angeſtellten. Auch haben jene ein Intereſſe, die Gemeindeangelegenheiten beſtens zu beſorgen, weil es die ihrigen ſind, und ſogar wenn ſie dieſelben verderben ſollten, haben ſie doch unter Allen das nächſte Recht dazu, weil ſie ſelbſt verlieren, was zu Grunde geht. Eine freie Munizipalverfaſſung, jedoch unter der Aufſicht und Mitwirkung der Regierungsbehörde, iſt darum nicht allein durch das Recht, den Vortheil der Gemeinden und den des Staates geboten, ſondern wir ſehen in ihr auch die zweckmäßigſte Schule zur Bildung für das öffentliche Leben. Die herrlichſten Staaten der alten und ſpätern Zeit waren große Gemeinden, und wie die Gemeindeverfaſſung, bei vermehrtem Umfang des Gebiets und größerer Bevölkerung, mit der Staatsverfaſſung in Widerſpruch gerieth, oder von dieſer verſchlungen ward, da war es auch um den ſelbſtſtändigen, kräftigen Geiſt der Bürger geſchehen. Wir ſehen ein Gleiches in England und in allen Staaten, die wirklich und wahrhaft ein organiſches Leben haben. Wir ſind in gar Vielem, durch Eitelkeit bethört, der Natur entfremdet worden, und haben in unſern Werken nicht ihre Beſtimmung, ſondern unſern Ruhm geſucht. So haben wir den Baum gern in ſeinem Gipfel und in ſeinen Zweigen gepflegt, die in die Augen fallen, um das verborgene Wurzelwerk uns aber wenig bekümmert. Eben darum hat auch bei uns ſelten etwas Beſtand und Feſtigkeit, und unſer öffentliches Leben iſt größtentheils ein todtes, chineſiſches Formenweſen, in welchem Dekrete, Ordonanzen und Verfügungen die Stelle des Bambus vertreten. Darum dürfen wir uns auch keineswegs wundern, daß nichts halten will, weil allenthalben das lebendige Mark, die beſeelende Kraft fehlt. Wo dieſe durch allerhöchſte und höchſte Verfügungen erſetzt werden ſoll, da finden wir natürlich die Bürger in Pagoden umgewandelt, welche die Regierung wie Puppenwerk, am Drathe zieht. Unſere politiſche Bildung hat das mit der übrigen gemein, daß ſie auf's Glänzen, Auffallen und Effekt machen berechnet iſt. Wir denken zuerſt an Akademien, Univerſitäten und gelehrte Geſellſchaften, und finden es ziemlich gleichgültig, ob der Bürger leſen und ſchreiben kann. Wir ziehen Leckerbiſſen für den Geiſt, laſſen es ihm aber am täglichen Brode fehlen.

So haben wir faſt in Allem die Natur und ihre ewige Ordnung verläugnet, und an ihre Stelle die vergänglichen Geburten, die flüchtigen Erſcheinungen unſrer

Laune und Eitelkeit geſetzt; iſt es zu verwundern, daß die Natur auch uns verläugnet? Wir reden ſehr viel von Vaterlandsliebe, von Anhänglichkeit an den Boden, der uns werden ſah und nährt, und an den angeſtammten Fürſten, deſſen Väter ſchon die Wohlthäter unſrer Väter waren. Sagt aber ohne Scherz und Spott, was der Menſch in ſeinem Vaterlande lieben ſoll! Villeicht das todte, leere Wort, dem in unſerer geſchwätzigen Zeit ſo oft zugemuthet wird, die Sache zu erſetzen? Den Ort ſeiner Geburt, dem er einzig durch Steuern, Frohnen, Einquartirung und Laſten aller Art anzugehören ſcheint? Den Fürſten, der ſeine Unterthanen eben erſt durch einen Tauſch- oder Handelsvertrag oder durch einen Friedensſchluß erhalten hat, und der ſie gerade ſo gut kennt, wie ſie ihn kennen? Mit dem Befehlen und Verordnen allein iſt es nicht gethan. Liebe, Achtung, Anhänglichkeit, Treue und Ergebung laſſen ſich wohl heucheln, aber nicht befehlen. In Adreſſen und öffentlichen Reden iſt wohl viel davon zu leſen und zu hören. Wer aber könnte ſo thöricht ſeyn, von dieſen abgenutzten Schmeicheleien und hungrigen Bettelphraſen* nur ein Wort zu glauben? Wären wir ſo einfältig, zu unſrer Ehre und zu unſerm Vortheil, für wirklich zu halten, was der Natur des Menſchen und der Dinge nach, unmöglich iſt? Dann betrügen wir uns ſelbſt, werden aber keineswegs betrogen.

Seit vielen Jahren iſt des Tauſchens und Handelns mit den Menſchen, des Abtretens und Verſchenkens derſelben faſt kein Ende. Hier werden katholiſche Unterthanen proteſtantiſchen Fürſten zugetheilt, dort umgekehrt. Alte unſchädliche Gebräuche werden lächerlich gemacht, der religiöſe Glaube nicht geſchont, Beſtehendes abgeſchafft, um Neues an ſeine Stelle zu ſetzen, das an ſich nicht beſſer, und darum allein ſchon ſchlechter iſt. Die Neigung, der Wille des Menſchen gilt allenthalben nichts, wird in nichts zu Rathe gezogen. Man macht uns zum Unterthan, heute dieſes, morgen jenes Fürſten, der heute dieſe, morgen jene Verordnungen, Gewohnheiten, Sitten, Liebhabereien und Gebräuche ſchützt und lieb hat. Wie! und bei dieſem tollen Wechſel, bei dieſem ewigen Schaffen und Vernichten, Bauen und Niederreißen der rückſichtsloſen Willkühr ſoll der Menſch, an dem die ephemere Staatskunſt ihre launenhafte Verſuche wie zum Zeitvertreibe macht, beharrlich, ſtandhaft, treu, ergeben ſeyn! Wäre er es, verdiente und fände er nicht als Rebell Beſtrafung, da er mit ſeiner Beharrlichkeit, mit ſeiner Treu und Ergebung den Fürſten, Verordnungen, Gebräuchen und Liebhabereien, die täglich wechſeln und ſich verdrängen, unmöglich folgen könnte? Wer hat die Bande gelöſt, die ſonſt die Geſellſchaft zuſammen hielten durch werthe Erinnerungen, durch Geſinnungen und Gefühle, die das Kind von den

Eltern in Liebe und Achtung angenommen, durch die Sitte und den Gebrauch verehrter Väter, durch ſüße Angewöhnung und einen heilig geachteten Glauben? Wer hat die Pfeiler abgebrochen, auf denen das Gebäude ruhete, über deſſen Zuſammenſturz ſo bittere Klage erhoben wird, und das man jetzt durch das Wort Legitimität zu ſtützen ſucht? Welche Zauberkraft trauet man dem Worte zu, das in dem Gemüthe auch nicht ein freundliches Gefühl erweckt? Und wir wundern und erzürnen uns über die gehaltloſe, wandelbare Zeit? darüber, daß die Leiche, die wir dazu gemacht, keine Seele hat! Dieſer Spott, den wir leichtſinnig und unverſtändig mit der Natur treiben, fällt ſchrecklich auf uns ſelbſt zurück. An dieſer verborgenen, geheimnißvollen Quelle, wo Liebe, Achtung, Vertrauen, Ergebung, Treue und Glauben ſich erzeugen, werden die, welche ſie muthwillig verſchüttet haben, einſt durſtig ſtehen, und in der dürren, heiſſen Zeit, vergebens um einen erfriſchenden, lindernden Tropfen betteln.

Iſt es Leichtſinn, Unverſtand oder Bosheit, was den Keim des Verderbens, der Fäulniß und Auflöſung in alle Elemente des geſellſchaftlichen Leben[illegible]gt? Dem Volke wird eine Sittenlehre gepredigt, die nur das Volk verbindet, und von der ſich die ausnehmen dürfen, die des Volkes Lehrer und Muſter ſind. Für das Privatleben ſoll eine andre Moral gelten, als für das öffentliche. Was hier Auszeichnung und Belohnung findet, wird dort verboten und beſtraft. Bei Jenen dringt man auf ſtrenges Recht, Dieſe kennen kein andres Geſetz als das der Stärke. Gibt es vielleicht ein doppeltes, widerſprechendes Geſetz, das die Welt regiert? einen zweifachen, mit ſich ſelbſt verfallenen Gott, der ſie und uns erſchaffen hat und erhält? Iſt die Politik nicht Moral, oder iſt ſie nur die Moral der vornehmen Leute, der Standesperſonen, die nach Belieben bezahlen, der hohen Geſchlechter, die über das gemeine Geſetz erhaben ſind, dann darf man es dem gemeinen Volke nicht übel nehmen, wenn es, nach dem verführeriſchen Beiſpiele der Angeſehenen, auch vornehm und politiſch wird.

Faſt Alles, was jetzt vorgeht, würdigt das Königthum herab, gefährdet das fürſtliche Anſehen und die fürſtliche Gewalt. Erſt treibt man den Thron zu unwürdigen Extremen, empfiehlt ihm Strenge, Härte, unerbittlichen Starrſinn. Dann ſteht das Volk in der Verzweiflung, die nichts zu wagen, nichts zu verlieren hat, gegen die Willkühr auf, und ſiehe da! ward die Bitte geſtern an den Thoren des Palaſtes als Aufruhr, Empörung, Meuterei, Jakobinism und demagogiſche Frechheit abgewieſen, dann wird heute der Aufruhr, der dem Hofe bewaffnet entgegentritt, gar höflich in den Thronſaal eingeführt, um da dem Könige das Geſetz in aller Form zu geben! Das alſo iſt die Lehre, die ihr den Völkern predigt! Auf dieſem Wege müſſen ſie Recht ſuchen, wenn ſie es erlangen wollen! Porlier, Lacey, Milans und tauſend Andere werden hingerichtet, auf der Tortur verſtümmelt, auſſer Landes gejagt, Quiroga aber mit ſeiner empörten Expeditionsarmee findet eine freundliche Aufnahme! Sagt doch ſelbſt, wenn ihr aufrichtig und ehrlich ſeyd, auf welcher Seite ſich die Jakobiner und Bündler befinden, die das Königthum herabzuwürdigen ſich bemühen! Derſelbe König, der Jahre lang gegen den lauten Jammer ſeiner Völker taub geweſen iſt, erklärt: Man habe ihn getäuſcht, mißbraucht; er ſey im Irrthum geweſen, habe Freund und Feind, Geſetz und Willkühr, Recht und Gewaltthat, in unſchuldiger Unwiſſenheit, durchaus verwechſelt, die unumſchränkte königliche Gewalt für die einzig rechtmäßige gehalten, bekenne ſich aber jetzt, eines Beſſern belehrt, zu dem Grundſatze der Suveränität des Volks!....

Da ſtellen ſehr gelehrte Leute ſehr gründliche Unterſuchungen darüber an, was nur in aller Welt das gräuliche Verderben der Zeit habe bewirken können, und finden es beſonders auch darin, daß Friedrich der Große über das heilige, römiſche, deutſche Reich geſpottet. Da alſo läge der Grund des Unglücks, und in der Theilung von Polen! So iſt's recht; hat man das Böſe nicht verſchuldet, dann braucht man es auch nicht wieder gut zu machen. Mögen die büßen, die geſündigt! Wir waſchen in aller Unſchuld unſre Hände. So ſind wir, und das iſt unſre Freimüthigkeit! Ueber die Könige halten wir Gericht, wie die alten Egypter über die Verſtorbenen. Die taub und ſtumm in den Gräbern ſchlafen, die laſſen wir die Wahrheit hören. Die Lebendigen aber, die ſie brauchen könnten, hüllen wir, zu ihrem und zu unſerm Verderben, in den Dunſt der Schmeichelei und Lüge ein. So ſenden wir die Wahrheit den Todten nach, und ſie kommt einer andern Welt zu gut. Dieſer Friedrich alſo, der wenigſtens ein Mann war, wie keiner von denen iſt, die ihn je in die Schule nahmen, hat auch das deutſche Reich durch ſeinen Spott erſchüttert! Als wenn es nicht ſchon lange genug morſch und hinfällig, den Fremden und ſich ſelbſt zum Spott, im Frieden wie im Kriege, eine fortgehende Satyre auf Staat und Volk geweſen wäre! Was Jeder dachte, fühlte und ſprach, das ſprach auch Friedrich mit jener Freiheit aus, die ſich ſelten von der Kraft zu trennen pflegt. Was die Theilung von Polen betrifft, ſo war ſie allerdings ein Kind des Verderbens, das wieder des Verderbens geſegnete Mutter ward; aber auf die Völker hat das blutige Zerreißen des fernen und ihnen größtentheils fremden Volks wenig gewirkt. Was dagegen mit fürchterlichem Grimm, rächend und zerſtörend, durch die Zeit geht, kommt tief aus dem Gemüthe und Geiſt des Volks hervor. Daß man nicht weiß, oder nicht wiſſen will, woher das Uebel iſt, gibt wenig Hoffnung, daß man es heilen werde. Indeſſen darf und muß man es ſagen, und immer wieder ſagen: Der revolutionäre Geiſt iſt kein andrer, als der des Widerſpruchs, in dem die alten Geſetze und Inſtitutionen mit den veränderten Begriffen und Bedürfniſſen der Völker ſtehen.

Wer nun hat es zu verantworten, daß Quiroga, Riego und Pepe die Helden des Volks geworden ſind? wer anders als diejenigen, die das abſolute Königthum dem Gefühle und der Ueberzeugung des Volks feindlich gegenüberſtellen? Dieſe aber, die das Verderben herbeigeführt, ſuchen die Wirkung als Urſache darzuſtellen, um die Schuld von ſich zu wälzen. Nicht der die Wunde geſchlagen, iſt in ihren Augen ſtrafbar, ſondern der ſie aufdeckt oder zu heilen ſucht. Noch einmal! Wer hat es zu verantworten, wenn die Quiroga's und Pepe's als Helden und Retter ihres Landes geachtet werden? Es iſt doch wirklich zu verwundern, daß der Bau des geſellſchaftlichen Lebens von allen Seiten wankt und zuſammenbricht, nachdem man die Fundamente untergraben und ihm jede haltbare Stütze entzogen hat! Der Verkehrtheit unſerer Politik kommt nur ihr Dünkel gleich, und es gehört nichts mehr als ſolche unbegreifliche Verblendung dazu, wenn Gott in ſeinem Zorne das Geſchlecht verderben will. Der geiſt- und herzloſen Staatsklugheit iſt der Menſch mit Geiſt und Herz, mit ſeinen höchſten Vorzügen und edelſten Tugenden nichts, ſondern blos mit ſeinem Gelde. Der Menſch verdient keine Achtung mit der göttlichen Anlage, die in ihm liegt, der Liebe, Wahrhaftigkeit, Treue und Selbſtaufopferung, nur mit ſeinem Reichthum. Unſrer Neigung glaubt dieſe Staatsklugheit gewiß zu ſeyn, wenn ſie ſich nur unſers Vortheils verſichert hat. Auf unſre Schwäche und Schlechtigkeit wagt ſie es zu zählen, aber nicht auf unſre Stärke und Tugend, und ſie weiß von keinem Antriebe zum Beſſern, als dem Eigennutz. Da ſie bei dem Bürger keine andre Triebfeder vorausſetzt, ſo darf ſie ſich auch nicht wundern, daß ſie auf ihrem Wege nur Söldnern und Miethlingen begegnet. Iſt die Rede davon, wer die Stellvertreter des Volks wählen ſoll, dann ſind es die reichen Leute. Dem herrſchenden Theile unſrer Staatsweisheit, der Staatswirthſchaft nämlich, vertritt Geld die Stelle jeder Waare, jedes Guts, und in dem Menſchen gibt es nur zwei Vermögen, das hervorzubringen und das zu verzehren. Da Geld Alles gilt, ſo gibt man auch Alles für Geld, und weil die Zeit ſo ſchlecht geworden iſt, daß ſie faſt einzig nach äuſſerm Vermögen ſtrebt, ſo hat die unvergleichliche Staatsklugheit, um die Zeit in ihrem Streben zu unterſtützen, das Vermögen zum erſten Vorzug im Staate erhoben, damit es der Schlechtigkeit nicht an

Trieb und Nahrung fehle. Iſt die Rede davon, wen man zum Stellvertreter des Volks wählen müſſe, dann ſind es die Reichſten. Ohne Zweifel glaubt man, Talent und Tugend müßten bei dem ſich vorzüglich ausgebildet finden, dem Geld das Höchſte war und iſt. Wenigſtens, heißt es, darf man eine höhere Bildung bei dem vorausſetzen, der ein bedeutendes Vermögen hat. Auch iſt er ſicher dem Lande ergeben, wo er Güter beſitzt, und den Neuerungen feind, die ſeinen Beſitz in Gefahr bringen können. Das findet ſich auch in der Theorie ſo gut begründet, als es die Erfahrung zeigt!

Die ſolche Frucht geſäet, müſſen ſie auch ernten. Da iſt weder Treue noch Glaube, nur betrügeriſcher Wortkram und Heuchelei. Aller Verkehr wird zum Tauſch und Handel, ihr Verhältniß ein Rechnungsexempel, um ſich in der Bilanz nicht zu kurz zu ſtehen, und der Schlauſte und Hinterliſtigſte wird ſich als den Trefflichſten bewähren. Freunde haben ſie nicht, nur bezahlte Diener. Wie ſie ſelbſt das Vermögen, den Reichthum über Alles ſetzen, ſo üben die Knechte auch die Lehre der Herren an ihnen ſelbſt, und kehren ihnen den Rücken zu, ſobald ſie ihr Reichthum, ihre Macht verläßt. Da ſie in dem Herzen des Menſchen nichts als ein Stück Fleiſch ſehen, auf das nur der Metallreiz belebend wirkt, ſo werden ſie auch, in der Zeit der Gefahr und Noth, nichts anders in ihm finden, da es den Beſſern eine nie verſiegende Quelle von unglaublicher Kraft iſt. Für ſie fließt freilich dieſe Quelle nicht; für ſie ſtehen keine Darlekarliſchen Bauern auf; ſie würden ſich vergebens mit dem Säugling an die Großmuth eines braven Volks wenden, wie Maria Thereſia es mit Erfolg gethan; für ſie dürfte ſich ſchwerlich das treue Tyrol mit altem Heldenmuth erheben. Da Napoleon von der Inſel Elba kam, zogen die alten Soldaten die dreifarbige Kokarde, die ſie bei Jena und Auſterlitz getragen, aus dem Buſen, und zeigten ſie dem Feldherrn triumphirend. Hatten die reichen Marſchälle dem, durch den ſie Alles waren, von dem ſie Alles hatten, eine gleiche Anhänglichkeit bewahrt? Auf wen durfte der vom Glücke lang Verwöhnte im Unglück zählen? auf die ſchlichte Treue des gemeinen Volks, oder auf die prunkende Betheurung ewiger Ergebung der Vornehmen, die er mit Ehren und Schätzen überhäuft? Man wird dies Beiſpiel vielleicht nicht paſſend finden wollen, weil die Anhänglichkeit an Napoleon, wie verſichert worden, ein Verbrechen war. Die Natur kümmert ſich wenig um die Diſtinktionen unſrer feinen Kaſuiſtik, und hat nicht doppeltes Maaß und Gewicht, wie unſre Leidenſchaft, unſer Eigennutz und unſre Eitelkeit. Grade darin ward es in der jüngſten Zeit ſchon verſehen, und der öffentlichen Moral, dem Glauben und Vertrauen und der Religion des Vols manche tiefe Wunde geſchlagen, daß dieſelbe Handlung Verbrechen oder Tugend werden mußte, je nachdem ſie von verſchiedenen Perſonen begangen worden war. Treuloſigkeit und Verrath fanden nicht blos Entſchuldigung, ſondern auch großes Lob bei denen, die Vortheil daraus zogen. Auch darin war des gemeinen Mannes einfaches Gefühl richtiger, als die Weisheit mancher ſeiner gelehrten Sprecher. Daß man den König von Sachſen beſtrafen ſolle, weil er dem gemeinſchaftlichen Feinde das dem Freunde gegebene Wort gehalten, hieß doch nichts anders, als daß man dem Unglück nicht ſchuldig ſey, was man dem Glücke zugeſagt. Die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit ſind eine und dieſelbe, ſich ewig gleich, unwandelbar. Gebt nur der Lüge und Untreue Dienſt unter euren Fahnen! wie ſie euch jetzt gegen eure Feinde dient, weil es ihr Vortheil iſt, ſo dient ſie dieſen gegen euch, ſobald ſie ihre Rechnung dabei findet.

Darf man auf die Treue und Einſicht des Vermögens zählen, wie unſre Staatsgelehrten uns verſichern, dann ſagt doch, wer in Spanien die Afrancesados und Josephinos waren, ob gemeines, armes Volk, oder reiche, vornehme Leute? Auch in Deutſchland hat der Bürger einfach und redlich Leben und Vermögen an die Sache des Vaterlands und ſeines Fürſten geſetzt, da Andre bei ihren laut verkündigten patriotiſchen Opfern vielleicht nur an die Wiederherſtellung ihrer alten Vorzüge, Privilegien und Exemtionen dachten. Der arme Schweizer, der ſeinen kargen Bergen ſo wenig verdankt, wird im Ausland am Heimweh krank, wenn der reiche Europäer, der ſich mit vornehmer Gleichgültigkeit durch alle Klimate ſchleppen läßt, allenthalben in ſeinem Vaterlande iſt, wo er gut beſetzte Tafeln, ſchöne Geſellſchaften, Konzerte, Bälle, Schauſpiele, Hoffeſte und Caſino's findet. Der Menſch, ſo wenig ihn auch die Staatsklugheit zu achten ſcheint, iſt mehr als ein hervorbringendes und verzehrendes Thier, und in ſeinem Innern ruhen reichere Schätze, als ſie Peru je geliefert hat, wenn wir ſie nur zu Tage zu fördern wiſſen.

Das wußten die Alten beſſer; auch hatten ſie auf ganz andern Grund gebauet, und darum ganz andre Gebäude aufgeführt. Bei ihnen galten die reichſten Leute eben darum nicht auch für die beſten. Da gab es etwas Höheres als Geld und Geldes Werth, und der Staat fand es auch, wo er es brauchte und Geld ihm nicht geholfen hätte. Ein großer Beſitz iſt ohne Zweifel ein großer Vorzug; doch kann er dem Schlechten und Gemeinen nur der größte ſeyn. Bei den Alten beſtund die Kunſt der Geſetzgebung und Regierung nicht in dem Vermögen zu befehlen, und die Beſtimmung des Bürgers nicht darin, ſich dem Befehle gehorſam zu unterwerfen. Was das Geſetz für Alle ausſprach, ſagte auch dem Einzelnen ſein Gewiſſen. Der Menſch ward ſo zum

Bürger erzogen, daß beide gleiche Geſinnungen und Gefühle hatten, und der Menſch als ſeine Pflicht erkannte, was dem Bürger geboten war. Um dieſes Reſultat hervorzubringen, wirkten Erziehung, Unterricht, Geſetze, Religion, Sitten, Spiele und Staatsverfaſſung mit vereinter Kraft zuſammen. Bei uns dagegen ſtehen Menſch und Bürger nicht ſelten im grelleſten Widerſpruche. Das Gewiſſen urtheilt anders als das Geſetz, und was dieſes verbietet hält jenes für erlaubt, auch wohl für ehrenvoll. Den Verfügungen der Staatsbehörden gehorcht man aus Zwang, und wo man ſie gewandt umgehen, oder gewaltſam übertreten kann, da geſchieht es ohne Bedenken. Eigentlich werden bei uns die Geſetze und Verordnungen nur für die Richter, Beamten und Advokaten gegeben; denn wir finden vielleicht nicht einen Staat in Europa, wo der Bürger weiß und wiſſen kann, was verboten iſt. Wäre dieſe Erſcheinung nicht ſo gemein und alltäglich geworden, daß wir ſie ſogar als Regel ohne Ausnahme gelten ſehen, dann würden wir ſie für die bitterſte Satyre auf ein gemeines Weſen halten. Auf ſolche Weiſe leben die öffentliche Geſetzgebung und die perſönliche Ueberzeugung, Regierung und Regierte, Bürger und Menſch miteinander im offenen Kriege, und es iſt nicht ſchwer zu begreifen, wie er ſich entſcheiden muß.

Um dieſem heilloſen Zuſtande, der ſo höchſt verderblich wirkt, und uns dem gewiſſen Verderben entgegeführt, ein Ende zu machen, gibt es, nach unſrer Ueberzeugung, die oben berührten Mittel. Der Bürger erhalte eine Heimath, die er lieben kann. Durch eine zweckmäßige Verfaſſung, beſonders der Gemeindeverwaltung, werde ihm ſo viel Freiheit, als ihm und dem Staate nützlich iſt. Von der Gemeindeverfaſſung ſteige man, der Natur gemäß, zur Diſtrikts- oder Provinzialverfaſſung auf, und füge das Ganze aus gutgebildeten Theilen zuſammen, wenn es ein gutgebildetes Ganze werden ſoll. An den Familienvater reihet ſich der Gemeindebürger an, weil er mit Familienvätern in der nächſten Verbindung lebt. Gemeinden, deren Verhältniſſe ſich nahe berühren, die gleiche oder ähnliche Intereſſen, Geſchäfte, häufigern Umgang, und darum dieſelben, oder ähnliche Sitten, Gebräuche, Anordnungen und Lebensweiſe haben, und durch ſolche Bande, und die einer langen Gewohnheit verbunden ſind, bilden einen Gau, Diſtrikt, Provinz oder Departement, aus denen zuſammen endlich der Staat beſteht. Von einer guten Provinzialverfaſſung gilt, was wir an einer guten Gemeindeverfaſſung gerühmt haben. Leben und Stärke iſt nur im Ganzen, wo wir ſie in ſeinen Theilen finden. Die Natur geht vom Einzelnen zum Zuſammengeſetzten über, wenn ſie ein organiſches Weſen ſchaffen will. Das muß auch der Menſch mit ſeiner Kunſt und Weisheit, ſoll anders, was er ſchafft, auf Leben und Dauer Anſpruch machen. Welche Stärke unſern Staaten inwohnt, zeigt die Erfahrung zur Genüge. Man kann ſie nach Gefallen auseinanderreißen, zuſammenſetzen und umbilden, wie einen Rock wenden und längen, weiter, enger und kürzer machen, ohne daß ſie durch die Schneiderei beſonders litten. Es iſt kein wirkliches Leben in dem Staate, darum kann man auch keines in ihm zerſtören, und ihn verwundet, in dieſer Hinſicht, weder Hieb noch Stich; denn ſie gehen nur in todtes Fleiſch.

Wir ſehen einen Menſchen mit tauſend Mann an den Küſten Frankreichs landen, und dieſer eine Menſch, gegen den dem rechtmäßigen Gebieter dreißig Millionen Seelen zu Gebote ſtehen, iſt in zwanzig Tagen Herr des Reichs! Das Alles geſchieht ohne Blutvergießen, ohne Zank und Streit, ganz friedlich, und man macht ſich auf dem Throne Platz, wie Gäſte an der Wirthstafel. Man glaubt den Wechſel der Dekorationen für ein andres Schauſpiel zu ſehen. Von dem Erſtaunen über den 20. März, der in der europäiſchen Geſchichte ohne Beiſpiel iſt, hat man ſich kaum erholt, da uns noch Seltſameres, Unerwarteteres überraſcht. In wenigen Tagen, faſt über Nacht, iſt die Verfaſſung eines Reichs, wie Spanien, deſſen König allmächtig ſchien, ohne Geräuſch bei Seite gelegt, und durch eine andere erſetzt. Bald darauf ſehen wir daſſelbe Schauſpiel in zwei andern Staaten, auf dieſelbe wunderbare

Weiſe, wiederholen, und das mit ſo wenig Umſtänden, als hätte man eine Trödlerbude abzubrechen, um ſie anders aufzubauen. Dieſe Vorfälle müßten lächerlich erſcheinen, wären ſie nicht ſo furchtbar ernſthaft. Schreitet unſre Zeit in dieſer Fertigkeit der Staatsumwälzung mit ihrer bekannten Gelehrigkeit vor, was werden wir dann nicht in zehn Jahren ſehen? Das Alles aber rührt ſie nicht; ſie haben nichts gelernt, und nichts vergeſſen. Das Rollen des Donners ſchlägt an taube Ohren.

Meine zweite Forderung und Hauptbedingung iſt, daß die poſitive Geſetzgebung des Staates mit der moraliſchen des Menſchen, die Geſetze mit dem Gewiſſen, der Zweck des Staates mit dem Streben der Staatsglieder, die öffentlichen Verfügungen und Inſtitutionen mit der allgemeinen Ueberzeugung in Einklang kommen. Was die Staatsgewalt verbietet, muß dem moraliſchen Gefühle als unerlaubt erſcheinen. Was der Bürger achten ſoll, muß der Menſch als achtungswerth anerkennen. Ohne die Erfüllung der beiden angeführten Grundbedingungen iſt jeder Verſuch einer Verbeſſerung vergebens. Mag man die Formen wechſeln, Geſetze und Verordnungen häufen, das Wahlrecht und die Wahlfähigkeit auf mehr oder weniger Gulden gründen, die beſſere oder ſchlechtere Form wird den Stoff nicht viel beſſer oder ſchlechter machen. In welchem Gefäße ihr auch den Eſſig aufbewahrt, nimmer wird Wein daraus.

Nur wenn dieſe Grundbedingungen erfüllt ſind, ſchließen die übrigen ſich hülfreich und unterſtützend an, zur Vollendung des Ganzen in jedem Falle und allenthalben nöthig, aber doch erſt gehörig wirkſam, wenn jene ſchon wirklich geworden ſind. Daher gehören, wie wir ſchon oben gezeigt, und hier nur wiederholen: Oeffentlichkeit, im weiteſten Sinne des Wortes, Freiheit der Preſſe, eine kräftige Regierung, die an Einſicht den Einſichtsvolleſten im Volke wenigſtens gleichſteht, und vor Allem eine wahre Volksvertretung.

Wie die Dinge gegenwärtig in Europa ſtehen, iſt ſchnelle Hülfe ſehr zu wünſchen, aber ſchwerlich zu erwarten. Wenn man behaupten hört, die Gefahr ſey keineswegs bedenklich, dann iſt das wahr, vorausgeſetzt, daß man ihr zu begegnen weiß, welches auch dem guten Willen mit Klugheit und Feſtigkeit gelingen wird. Aber die Gefahr iſt auch groß, wenn man die betretene Bahn verfolgt, und die Krankheit mit Mitteln heilen will, durch die ſie zum Theil verurſacht worden. In einem gewiſſen Sinne haben darum unſere Optimiſten wie die Peſſimiſten recht: Es iſt keine Gefahr, und es iſt die größte. Darf man mit einiger Gewißheit von dem, was war und iſt, auf das ſchließen, was ſeyn wird; laſſen ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen erwarten; werden dieſelben Menſchen in denſelben Verhältniſſen auf dieſelbe Weiſe handeln, dann iſt die Gefahr ſehr groß.

Unter dem 1. Januar dieſes Jahres erklärte ſich ein Theil des an ſich unbedeutenden ſpaniſchen Heeres, das nach Amerika übergeſchifft werden ſollte, auf der Inſel Leon, für eine freie Verfaſſung. Unter dem 7. März war die Konſtitution der Cortes von 1812 vom ganzen Reiche und von dem König angenommen. Unter dem 9ten ward die Wahl der Alkaden und übrigen konſtitutionellen Obrigkeiten in allen Städten der Monarchie angeordnet, und das Gericht der Inquiſition aufgehoben. Den 10ten ward die Preßfreiheit verkündet.

Den 25. Januar hatte der Moniteur folgende beruhigende Nachricht gegeben: »Die Bewegung unter einem Theile der zur amerikaniſchen Expedition beſtimmten Truppen darf keine Beſorgniß für Spaniens Ruhe erregen. Dank dem Eifer und der Feſtigkeit der Behörden von Cadix und Sevilla, die Beſatzungen und Einwohner dieſer Städte haben keinen Theil am Aufruhr genommen, vielmehr ihre Treue gegen den König laut an den Tag gelegt. Auf dem Lande iſt die Stimmung eben ſo günſtig. Die Aufrührer haben vergeblich verſucht, Cadix einzunehmen, ſie mußten dieſes Vorhaben aufgeben. Sie haben noch die Inſel Leon inne; allein ſie zählen ſchon viele Ausreißer, und es ſcheint Uneinigkeit unter ihnen zu herrſchen. Der Brigadier Quiroga, den ſie zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt haben, iſt von ihnen abgeſetzt und eingeſperrt.« u. ſ. w.

In demſelben Geiſte, nur nicht immer ſo mäßig, ſprachen alle Blätter, welche ſich das Anſehen geben, mit den Geſinnungen der Kabinette bekannt zu ſeyn. Man glaubte ſich wieder in den Jahren von 1789 bis 1795. Da war auch der Feind auf allen Punkten geſchlagen und im kläglichſten Zuſtande; doch hatte man es für gut gefunden, zurückzugehen, um eine vortheilhafte Stellung zu nehmen. Man ſage, daß es für den Menſchen eine belehrende Erfahrung gebe! Es ſind dieſelben; ſie haben nichts vergeſſen und nichts gelernt.

Bei der ſpaniſchen Revolution fielen beſonders drei Umſtände überraſchend auf. Dieſes Reich war bisher das weitgeprieſene Muſter aller Ultra, ſtarren Legitimiſten und Hiſtoriſchen geweſen. Wollten ſie von ihrem gelobten Lande ſprechen und zu verſtehen geben, wie man regieren müſſe, dann wieſen ſie auf Spanien. Der König war hier allmächtig, der Adel und die Geiſtlichkeit ſeine linke und rechte Hand, im Beſitze der Reichthümer und Ehrenſtellen, das Volk unter dem doppelten Joche der geiſtlichen und weltlichen Tyrannei, der Gedanke hart gefeſſelt und die Inquiſition in froher, friſcher Thätigkeit. Die, welche mit ihrem Blute dem Vaterlande ſeine Unabhängigkeit und dem Könige ſeine Krone erkämpft, hatten ihren Lohn in Gefängniſſen, auf Galeeren, in der Verbannung oder auf dem Richtplatze gefunden. So wollten es die Freunde der alten, guten Ordnung der Dinge. Da war nun Alles auf einmal, wie durch den Schlag einer Zauberruthe umgewandelt. Die Verfaſſung, welche von dem Volke verlangt und von dem Könige beſchworen worden, fängt mit der Erklärung der Rechte des Menſchen und des Bürgers an, ſtellt den Grundſatz auf, daß die Suveränität weſentlich in der Nation ruhe, und dieſe nie das Eigenthum einer Perſon oder einer Familie werden könne.

Der zweite höchſt auffallende Umſtand war, daß die Inſurrektion von dem ſtehenden Soldaten ausgegangen, den man bisher als die ſicherſte Stütze aller Autokratie betrachtet hatte. Dieſe ganz ſeltſame Erſcheinung hielt den Mund der Verblüften lange in ſtummer Erſtarrung offen. Einer der erſten Artikel in dem politiſchen Glaubensbekenntniſſe, einer der Hauptſätze des Katechismus der Staatsklugheit war umgeworfen, die Freiheit der Nation aus dem Schooſe der bewaffneten Macht, des ſtehenden Heeres hervorgegangen. Was, wie man ſagte, zu aller Zeit ſich dem Dienſte der Willkühr und Eigenmacht gewidmet hatte, war in den der Geſetzmäßigkeit und Freiheit übergetreten.

Der dritte höchſt bedenkliche Umſtand war, daß die Umwälzung raſchen Schrittes und ohne Blutvergießen vor ſich ging, und im weiten Reiche ſich mit freudiger Uebereinſtimmung vollendete, ehe die Regierung, die Alles zu wiſſen und zu können glaubte, auch nur erfahren hatte, um was es eigentlich zu thun ſey. Man hätte es viel lieber geſehen, wenn der König beleidigt oder mißhandelt, das Königthum herabgewürdigt, die Bahn der Inſurrektion mit Blut befleckt, und gegen Perſonen und Eigenthum Gewaltthat und frecher Muthwille ausgeübt worden wäre. Da konnte man doch wieder ſagen, was man ſich ſo oft gefreut, ſagen zu können: Seht ihr die Freiheit und ihre Früchte! Das wollen die Neuerer und Redner des Volks! Dieſen Plan verfolgen ſie durch ganz Europa! Hatte man doch in Frankreich und anderswo ſolche Gräuel mißbrauchter Freiheit mit ſchwerem Gelde bezahlt, um ſie gegen den Gebrauch der Freiheit als Zeugen aufzuführen. Hier war das nicht ſo ausgefallen, und von geheimen Geſellſchaften, von Verſchwörungen, demagogiſchen Umtrieben und ſolchen Dingen, die ſonſt Alles erklären und entſchuldigen müſſen, konnte keine Rede ſeyn. Ein Bedürfniß und ein Gefühl hatten der ganzen Nation einen Willen und eine vereinte Kraft gegeben. Die Zunge war gefeſſelt, das Wort verſtummt; aber es ſprach die That.

Man hat unterſucht und geſtritten, ob ſolche Aufſtände rechtmäßig ſeyen, und Beweiſe in Menge für und gegen angeführt. Vergebliche Rede! Wo nur die Wahl zwiſchen Tod und Leben gegeben iſt, da kümmert das geängſtigte Daſeyn ſich wenig um die Spitzfindigkeiten eurer Wortweisheit. Sieht der Menſch, der lange der Noth gewichen, lange dem Bedürfniß nachgegeben, ſich bis zum Abgrunde hingedrängt, wo ein Sprung hinab ihn zerſchmettern, aber auch allein retten kann, dann wagt er dieſen Sprung. Stößt und lockt ihn Alles bis zu ſeinem Rubikon, und jeder Rückweg iſt ihm abgeſchnitten, dann ſetzt er entſchloſſen auf das andere Ufer über. Der Würfel liegt. Was fragt das bedrohte Leben in der Todesangſt nach dem Gebote, das im ſchlimmſten Falle nichts Schlimmeres als den Tod befehlen kann! Zum Aeuſſerſten gebracht wagt der Menſch das Aeuſſerſte. Revolutionen werden nicht mit Syſtemen der Moralphiloſophie oder der Politik in der Hand gemacht. Der Menſch, der wenig mehr zu verlieren, und eben darum viel zu gewinnen hat, ſetzt den armen Reſt, der ihm geblieben iſt, für die Hoffnung einer beſſern Zukunft ein. Die Frage, ob es erlaubt ſey, das Joch einer unerträglich gewordenen Herrſchaft abzuwerfen, iſt ſo müßig und unfruchtbar wie die: ob man ſich von der Laſt eines erdrückenden Lebens befreien dürfe. Warum fangt ihr die Sache nicht mit der weit praktiſchern und folgereichern Frage an: Ob es erlaubt ſey, ein ſolches Joch irgend einem

Volke auszulegen? Wer den Entſchluß faſſen kann, ſich einer Gewalt, oder dem Daſeyn, die er unerträglich findet, zu entziehen, den kümmert es wenig, ob ihr ihm Lob oder Tadel, Belohnung oder Strafe zuerkennt. In keinem Falle wird ihm mehr genommen, als er zu geben ſchon entſchloſſen war. Weit zweckmäßiger würde die Frage voraus geſchickt: ob irgend einer Gewalt auf Erden das Recht zuſtehe, das Volk bis zum verzweifelten Entſchluſſe eines Aufſtandes zu drängen. Das aber fragt man nicht; als wenn der Druck erlaubt wäre, und nicht der Widerſtand, die Mißhandlung, und nicht die Gegenwehr, der Angriff, und nicht die Vertheidigung. Iſt es nicht ein furchtbares Spiel, in dem man Leben, bürgerliche Ehre und Vermögen an eine Unternehmung ſetzt, der Alles entgegen iſt, Sitte, Religion, lange Gewohnheit, und die Achtung, das Anſehen und die Macht, die jede beſtehende Gewalt umgeben? Ihr flucht dem Volke, daß aufſteht gegen die Regierung, die ihm Gott geſetzt. Würde man nicht gerechter der Regierung fluchen, die ein Volk bis zu dieſem entſetzlichen Aeſſerſten treiben kann? Hat ſie Gott geſetzt, dann vertrete ſie auch Gottes Stelle, der ſeine Macht nicht durch Druck und Uebermuth verkündet. Wahrhaftig! aus Muthwillen iſt noch kein Volk aufgeſtanden; aber Muthwille iſt immer bei dem geweſen, was es zum Aufſtande gezwungen hat. Warum ſollten wir uns mit glatten Worten täuſchen? Höfliche Redensarten machen die Sache doch nicht anders. Die Wahrheit kann uns helfen, und nur die Wahrheit. Wer ſie nicht hören mag, ſpricht ſich ſein Urtheil ſelbſt; er geht in ſein Verderben.

Man wird ſie nicht hören wollen, und darum muß in Erfüllung gehen, was durch die ewige Ordnung der Dinge über die Verblendung und Anmaßung, welche die Macht ohne Aufklärung zu begleiten pflegen, ausgeſprochen iſt. Immer hat die Regierung die größte Schuld, wenn Aufſtand und Anarchie in einem Lande wüthen. Kein Menſch, dem ein menſchliches Herz im Buſen ſchlägt, dem Zucht, Ordnung, Geſetzmäßigkeit und Sicherheit theuer ſind, wird es billigen, daß die zügelloſe Gewalt der Menge ſich Recht zu ſchaffen ſucht, und der wilde Strom der Empörung verwüſtend über Städte und Länder geht; darum aber, und gerade darum ſollten es die, welche an der Spitze der Völker ſtehen, zu dieſem Ungeheueren nicht kommen laſſen.

Noch war man mit den wichtigen Ereigniſſen in Spanien beſchäftigt, als ähnliche in einem andern Lande die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. In der Nacht von dem 1. auf den 2. Juli ging eine gänzliche Umwandlung der Dinge im Königreich Neapel von Nola aus. Ein Generallieutenant, Namens Pepe, den man bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal nennen hörte, führte ſie, ohne Anſtrengung und Widerrede durch. Der König wollte die empörten Soldaten durch Soldaten zum Gehorſam bringen laſſen. Dieſe aber machten mit jenen gemeine Sache, und an ſie ſchloß auch das Volk ſich an. Der König verſprach, am 6ten, eine andre Verfaſſung. An demſelben Tag legte er die Regierungsgeſchäfte in die Hände des Kronprinzen nieder, den er zu ſeinem Stellvertreter mit unbedingter Vollmacht ernannte. Am 7ten wurde durch eine königliche Erklärung angekündigt, daß die ſpaniſche Konſtitution der Cortes von 1812 vorläufig zur Norm angenommen, jedoch die Modifikationen erleiden ſolle, welche die eignen Verhältniſſe des Königreichs Neapel nothwendig machen könnten.

Daſſelbe Beiſpiel ward bald darauf in Portugal nachgeahmt. Den 24. Auguſt, am frühen Morgen, traten in Oporto, der erſten Stadt nach Liſſabon, die Linientruppen und die Miliz zuſammen. Die Offiziere bildeten einen Kriegsrath, der zwei Proklamationen an die Soldaten erließ, in welchen der Zweck des Aufſtandes: die Zuſammenberufung der Cortes und die Einführung einer repräſentativen Verfaſſung ausgeſprochen war. Die weltlichen und geiſtlichen Behörden traten ſogleich dieſem Entſchluſſe bei, und es wurde einſtimmig feſtgeſetzt, die Regierung des Königreichs einer proviſoriſchen Verwaltung zu übertragen, welches auch geſchah. An der Spitze der Unternehmung ſtund ſichtbar ein Obriſt, Namens Sepulveda, in welchem Portugal ſeinen Quiroga und Pepe gefunden hatte. Das Volk und die Armeen handelten auch hier, wie in Spanien und Neapel, im Einverſtändniſſe. Auch hier, wie in Spanien und Neapel, war der Aufſtand von dem Heere ausgegangen, ohne Blutvergießen und Verwirrung durchgeſetzt, die regierende Familie mit ihren Regentenrechten anerkannt, und mit Achtung behandelt worden. Ein reicher Stoff zum ernſten Nachdenken und zu Betrachtungen verſchiedener Art!

Es iſt hier keineswegs die Rede davon, ob ſolche Aufſtände rechtmäßig ſeyen oder nicht. Wer mag es billigen, daß Offiziere, an der Spitze der ihnen untergebenen Truppen, die Waffen gegen den kehren, von dem ſie dieſelben empfangen? daß ſie dem gebieten, dem ſie Gehorſam geſchworen? an der Geſtaltung des Staats Theil nehmen, deſſen Werkzeug, zu innerm und äußerm Schutz, ſie ſind? Was würde aus aller bürgerlichen Geſellſchaft, wenn die bewaffnete Macht die Verfaſſung derſelben zu berathen und zu beſchließen hätte? Das iſt anerkannt und wird auch von keinem Verſtändigen beſtritten. Indeſſen ſagt ein gewiſſes inneres Gefühl, eine Stimme, die aus dem tiefſten Gemüth zu kommen ſcheint, und der auch die Vernunft nicht widerſpricht, daß nicht jeder mögliche Fall unter die aufgeſtellte Regel paßt; daß es Lagen geben kann, wo die verkannte, verläugnete Natur in ihre Rechte tritt, um jede konventionelle Anordnung unbekümmert; daß, wo die Noth Hülfe und Rettung gebietet, gerade die edelſten und entſchloſſenſten Seelen ſich zur Hülfe und Rettung berufen fühlen, ohne ſich ihr Recht oder ihre Pflicht zu zergliedern. Wir ſehen vom Ufer einen Menſchen von den Fluten ergriffen. Dürfen wir den Kahn, der uns nicht angehört, losbinden, um den mit dem Tode Ringenden zu retten? Oder ſollen wir mit dem Eigenthümer des Fahrzeugs erſt über den Gebrauch ſeines Eigenthums in aller Form vertragen? Wir ſehen ein Haus in Flammen, das noch zu löſchen iſt, wenn man den benachbarten Garten nicht ſchont. Soll man den Herrn deſſelben erſt um den Schlüſſel bitten, und wegen dem Vertreten ſeiner Pflanzen und Blumen eine Uebereinkunft, Schadenerſatz und dergleichen betreffend, mit ihm abſchließen? Wir ſehen, daß alles Vernünfteln in ſolchen außerordentlichen Fällen, die außer der Regel und dem Kreiſe gewöhnlicher Erſcheinungen liegen, unnütz und überflüſſig iſt. Billigt oder tadelt die That, die einem Cato von Utika, Regulus, dem alten Brutus, oder Waſhington Unſterblichkeit gegeben, ihr macht darum keinen Cato, Regulus, Brutus und Waſhington mehr oder weniger.

Wir mögen die Vorgänge in Spanien, Neapel und Portugal beurtheilen, wie wir wollen, darin ſtimmen wir wohl Alle überein, daß ſie eine Krankheit des politiſchen Körpers beweiſen. Statt der müßigen Frage aber, ob dieſe ſeyn ſolle oder nicht, und ob ſie mit Recht oder Unrecht ſey, iſt die ohne Zweifel zweckmäßiger und verſtändiger: Ob man der Krankheit vorbeugen, und, wenn ſie einmal ausgebrochen, ob man ſie heilen könne? Bei den Vorwürfen und Läſterungen, mit denen wir uns wechſelſeitig überhäufen, uns Ultra und Jakobiner, Servile und Liberale, Fürſtenknechte und Empörer nennen, uns in den Bann thun, in Zweikämpfen und vor Gericht, oder auch durch Meuchelmord verfolgen und zu bekehren ſuchen, kommt am Ende doch nichts heraus, als unanſtändiges und unvernünftiges Aufreitzen und Erbittern, das die Heftigkeit des Uebels nur vermehrt. Wollen wir aber, daß es unheilbar werde, daß die Zänkereien ſich zum Kampfe auf Leben und Tod erhitzen, dann ſind wir allenthalben auf dem rechten Wege. Wir werden ihn auch nicht verlaſſen, dieſen Weg, ſolches Vertrauen ſetze ich auf die Thorheit und Erbitterung der Gegenwart. In die Behandlung unſrer öffentlichen Angelegenheiten iſt ein Geiſt der Gemeinheit, des Unverſtandes und der rohen Leidenſchaft gekommen, der unſere Zeit von der des Huß, Galilei, Luther und Calvin wenig unterſcheidet.

Wenn wir den Widerſtand, dem die Regierungen faſt allenthalben gegen ihre Anſichten und Maaßregeln finden, der in Aufſtand ſchon ausgeartet iſt, und mit jedem Tage mehr auszuarten droht, eine Krankheit, oder eine Wirkung derſelben nennen müſſen, dann iſt wie geſagt, die nächſte Frage, woher dieſe Krankheit entſtanden, und wie ſie zu heilen ſey. Darüber nun verbitten ſich unſere vornehmen Aerzte, und verbieten ſogar die Aeuſſerung jeder Meinung und jeden Rath, womit ſie nicht einverſtanden ſind. Darin haben ſie, in ihrem Sinne, auch ganz Recht, wenn ſich auf dieſe Weiſe ihr Unrecht verbergen läßt. Denn wen trift der Vorwurf und die Schuld, daß die Geſellſchaft in dieſem höchſt bedenklichen Zuſtande ſich befindet? Wen anders als den, der ihre Leitung und Pflege ausſchließlich übernommen, der Erziehung und Unterricht, Geſetzgebung und Verwaltung in Händen hatte? Was die Regierungen jetzt ſehen, von dem können ſie ſagen: Das iſt unſer Werk. Nicht daß ſie es gewollt; gegen ihre Abſicht haben ſie ſelbſt das Verderben herbeigeführt, über das ſie ſich nun beklagen. Im öffentlichen Leben wirken Fehler wie Verbrechen. Wer ſich aber an das Ruder ſtellt, um das Schiff auf gefahrvoller See zu ſteuern, darf ſich mit ſeinem guten Willen nicht entſchuldigen, wenn er aus Unkunde Schiffbruch leidet. Und wahrhaftig, ſcheitert das Fahrzeug, oder geräth auf Klippen, dann geht es, denke ich, die Paſſagiere und ſelbſt das gemeine Schiffsvolk, die doch keine Ballen Waaren ſind, auch etwas an. Dieſer Meinung ſind nun freilich manche Staatsrechtslehrer nicht, die da lehren, dem Patienten dürfe an ſeinem Befinden gar nichts gelegen ſeyn, das ſey die Sache des Arztes, der Kranke müſſe ſich leidend verhalten. Man würde kaum begreifen, wie die einfachſten Wahrheiten, die ſich dem Geiſt und Gefühle des Menſchen unwiderſtehlich aufdringen, da das Gegentheil davon mit ihnen in unverträglichem Widerſpruche ſteht, durch groben Irrthum und plumpen Wahn verdrängt werden konnten, hätte ſich nicht Alles, Kirche, Staat und Schule dazu vereinigt. Von jeher haben große Machthaber ihren Ruhm auch darin geſucht, daß ſie Kunſt und Wiſſenſchaft freigebig unterſtützt. Wie der berühmte Stifter der franzöſiſchen Akademie, ſahen ſie es gern, wenn der Geiſt des Menſchen ſich herrſchend über alle Reiche der Natur verbreitete, berührte er nur das Reich ihrer Herrſchaft nicht. Darum fand auch Montesquieu mit Recht Widerſtand, als er Akademiker werden wollte. Gewandte Dichter, die ſchöne Verſe machen, Maler, die täuſchend die Natur auf Leinwand übertragen, der Aſtronom, der die Bewegungen der Himmelskörper und ihre Geſetze ſchauet, waren gewöhnlich wohl gelitten. Die Fortſchritte der Kunſt der Zergliederung und Scheidung, und die gelehrte Forſchung über alte Worte, Steine, Geräthe und Gebräuche fand man wichtig und großmüthiger Aufmunterung werth. Wie aber die bürgerliche Geſellſchaft ſich geſtalten müſſe, wenn ſie ihren Zweck erreichen ſoll, das Glück der Theilnehmer derſelben zu begründen, das war der Wiſſenſchaft fremd, lag auſſer dem Gebiete des menſchlichen Geiſtes; das war Sanſkrit für den profanen Denker, eine heilige Kunſt und Sprache, nur der Kaſte der Prieſter verſtändlich, die den Thron, als den Altar ihrer Gottheit umgeben.

Vieles, worüber Regierungen ſich beklagen, haben ſie ſelbſt verſchuldet. Man wundert ſich, daß Quiroga, Pepe und Sepulveda Beifall finden. Wie! fand ihn der General York, für eine ähnliche That nicht auch bei uns? Napoleon ward mit dem Fluche der Welt beladen, weil er Spanien einen andern König, aber doch auch eine beſſere Verfaſſung aufdringen wollte. Sind wir mit Polen, Venedig, Genua und dem armen Deutſchland beſſer umgegangen? Ja, ſagen wir, das iſt ein ganz andrer Fall. Recht ſo! es iſt nämlich der unſrige, und das macht ihn anders. Für uns gilt eine andre Moral, für uns gelten andre Geſetze, und ſelbſt die Natur der Dinge ändert ſich zu unſerm Beſten, und verwandelt Gift in Heilmittel, wie wir, zu unſerm Vortheil, Laſter in Tugend, Schande in Ehre verwandeln wollen. Wie dürfen wir auf Treue und Glauben, auf Recht und Tugend zählen, wenn wir Treuloſigkeit, Unrecht und Niederträchtigkeit gebilligt, wo nicht aufgemuntert haben? Täuſchen wir uns nicht! Das Schlechte, dem wir heute unſern Beifall geben, weil es uns dient, können wir morgen nicht mehr verläugnen, wenn es ſich gegen uns erklärt. Wir haben den böſen Gaſt in unſre Geſellſchaft aufgenommen; er iſt unſer Vertrauter geworden, und lacht uns höhniſch an, wo wir ihn gern los ſeyn möchten. Den Dolch, den er in unſres Feindes Bruſt gedrückt, trägt der Verräther verborgen für die unſrige beſtimmt, findet er nur, beim Wechſel der Umſtände, in unſerm Nachtheil ſeinen Vortheil, ſein Glück in unſerm Unglück. Glaubt es! Gerechtigkeit, Großmuth und Wahrheitsliebe iſt auch eine Politik, und, beſonders jetzt, gewiß die beſte.

Ich will nicht behaupten, daß in Spanien, Neapel und Portugal das Reich des Rechts und der Freiheit begründet werde. Ich gebe ſogar zu, was doch keineswegs entſchieden iſt, daß auch hier Gewalt und Liſt den Sieg erkämpfen, und alle Frucht, die aus der Umwandlung der Dinge hervorgehen könnte, im Keim erſticken. Aber ſelbſt im Falle, daß auch in dieſen Staaten unterliege, was wir in manchen andern unterliegen ſahen, und daß es der Ariſtokratie gelinge, ganz Europa ihre Feudalgeſetze vorzuſchreiben, was ihr doch ſchwerlich gelingen möchte, was wäre für ſie dadurch gewonnen? Die Flamme würde augenblicklich zurückgedrängt, daß ſie die innere Glut verſtärkte, um mit vermehrter Kraft das Gewölbe, daß ſie verſchlieſſen ſoll, zu ſprengen. Derſelbe Geiſt, der in Frankreich, Spanien, Neapel und Portugal erſchienen iſt, geht durch die ganze ziviliſirte Welt, und, wie Proteus, wird er ſeine Formen wechſeln, und immer derſelbe in immer veränderter Geſtalt ſich zeigen, bis er ſich den Feſſeln entwunden hat, in denen das Alte ihn feſthalten will. Ihr hört allenthalben dieſelben Klagen, dieſelbe Stimme des Mißvergnügens. Allenthalben laſſen ſich dieſelben Wünſche hören, kündigen ſich dieſelben Bedürfniſſe an. Die Begriffe der Menſchen, ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe, und das ganze häusliche und bürgerliche Leben überhaupt haben ſich ſo verändert, daß dieſes zu ſeinem fernern Beſtehen und Gedeihen einen andern Organismus braucht. Die alten Geſetze und Inſtitutionen vertragen ſich nicht mehr mit der neuen Zeit. Je mehr ſich nun dieſer Widerſpruch verlängert, deſto größer wird er, deſto inniger, bitterer der Unwille, deſto kräftiger der Widerſtand. Die neue Zeit führt dem neuen Geiſte, den ſie geboren hat und mit Mutterliebe pflegt, immer neue Verſtärkung zu. Ueber die endliche Entſcheidung des Kampfs kann darum kein Zweifel ſeyn.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die bedeutendſten Staaten Europas! Wo wäre die Ruhe zu verbürgen, auf die Dauer des Beſtehenden zu zählen? Rußland ausgenommen, das in der nur ihm eigenen Lage und Stellung, in dem edelmüthigen Karakter ſeines Alexanders, dem allenthalben Vertrauen und Liebe entgegenkommen, und in der Klugheit ſeines Kabinets eine impoſante Sicherheit findet, liegt in allen, mehr oder weniger, der Keim der Unverträglichkeit, des Unfriedens und der Sehnſucht nach Veränderung.

Frankreich iſt für das gebildete Europa immer noch der einflußreichſte Staat. Keinem andern ſtehen ſo große Hülfsquellen im Innern und nach Außen offen. Seine Lage, Verfaſſung und Sprache, und ſein geiſtreiches, rühriges und tapferes Volk geben ihm eine ganz vorzügliche Bedeutung. Wie aber übrigens hier die Sachen ſtehen, hat der 20. März gezeigt. Dieſer ewig denkwürdige Tag fiel erhellend in die Grabesnacht, in der eine furchtbare Zukunft ſchläft. Dieſe hat uns ein Blick gezeigt, den wir in die Gruft gethan, wo Alles modert, was als Band und Stütze die Geſellſchaft ſonſt zuſammen- und aufrecht hielt. Der 20. März im Großen ward auch im Kleinen vielfältig wiederholt. Unter andern bildeten die jungen Leute von guter Geburt in Lyon dem Prinzen, der ſich dort aufhielt, eine Ehrenwache, und ſchwuren hoch und theuer, den edeln

Sprößling des legitimen Herrſchergeſchlechts, den verehrten Zweig von dem geliebten Stamme der Bourbons nie, oder nur mit dem Leben zu verlaſſen. Nur ein junger Menſch hatte den Eid nicht geleiſtet. Napoleon kam mit ſeinem Getreuen an. Das Glück trug ſeinem Liebling noch einmal die ſiegreiche Fahne vor. Die treuen Lyoneſer kehrten der lockenden Sirenenſtimme lauſchend ihre Ohren zu, und ſtürzten, mit ganz Frankreich, der Umarmung der Verführerin entgegen. Die Garde verließ den Prinzen bis auf den einen jungen Menſchen, gerade den, der nicht geſchworen hatte. Napoleon belohnte ſeine Treue, obgleich er ſie dem Feinde bewieſen, mit dem Orden der Ehrenlegion. Der Zug iſt wirklich ſchön, und [illegible] ein Kleinod aufbewahrt unter dem Flitterſchmuck der Zeit, die ſo arm geworden iſt, daß ſie die Uebung einer gemeinen Pflicht als eine Heldenthat bewundert.

Neben den 20ſten März muß man den Tag der Rückkehr der Bourbons ſtellen, denſelben Jubel, dieſelben Reden, dieſelben Artikel in den Zeitungen. Alle dieſe Dinge, die Volksfeſte, die Eide, die Beleuchtungen, die Discours prononcés à Sa Majesté lagen wie die Päſſe auf den Bureaux fertig, und man wartete nur den Reiſenden ab, um ihn mit Namen, Stand, Maaß und Ausſehen in die leeren Stellen einzutragen. Frankreich, das ſeinen Napoleon nicht miſſen und nicht halten konnte, ſpielte eine klägliche Rolle. Das Volk, durch fünf und zwanzigjährigen raſchen Wechſel hin und hergeworfen, war mürbe, biegſam und müde geworden, und hatte wenig mehr von ſeiner frühern Kraft, durch die es aus größern Gefahren gerettet worden.

Was wir ſpäter in dieſem Staate geſehen, iſt der Ruhe auch nicht beſonders günſtig, wenn die Ariſtokratie, wie es ſich vermuthen läßt, ihren Weg verfolgt. Die letzte Sitzung der Deputirtenkammer, die das ſchmähliche Schauſpiel des Sieges der Unfähigkeit und des Unrechts über Kraft, Muth und Recht mit ſeinen erbärmlichen Mitteln und Wegen vor aller Welt Augen gab, hat der Regierung ſehr geſchadet. Dieſer Triumph war für die, welche ihn gefeiert, eine furchtbare Niederlage. Vor und von ganz Europa und der gebildeten Welt ward dieſer Kampf, der auch wirklich die Sache von ganz Europa und der gebildeten Welt gegolten hat, mitgekämpft. Wenn die Sieger die Stimmen zählen könnten, die allein Royer-Collard und Camille-Jordan dieſer Sache, welche die Minderzahl beſchützte, in und außer Frankreich gewonnen haben, ſie würden ſich vor einem ähnlichen Glücke wie vor dem größten Unglück hüten. Darin liegt eben die Gewalt aller zeitgemäßen Begriffe und Anſichten, daß ſie aus ihren Niederlagen ſogar die Mittel ihres endlichen Siegs bereiten, jenem Sohne der Erde gleich, der, auf den Schooß der Mutter niedergeworfen, ſich von ihm immer wieder mit neuer Kraft erhob. Betrachten wir über dies den ekelhaften Krieg der Geſetze mit der öffentlichen Meinung, des poſitiven Rechts mit dem natürlichen Rechtsgefühl, und ſehen, wie die verurtheilten Schriftſteller vor dem Gerichtshofe, der ſie verdammt, wie ſeine Richter ſtehen, wie die Ungnade des Hofs eine Empfehlung bei dem Volke iſt, wie man der Regierung nur den Krieg zu erklären braucht, um ſich der Wahl in die Deputirtenkammer würdig zu machen; erwägen wir dieſen Zuſtand der Dinge, in dem Unverträgliches verbunden und Entgegengeſetztes gepaart werden ſoll, dann begreifen wir, was die Zukunft uns von dieſer Seite erwarten läßt. Und das Alles geſchieht und iſt geſchehen, während ein ſehr verſtändiger König faſt das Uebermenſchliche gethan, um dem Reiche den innern Frieden zu erhalten. Was würde geſchehen, wenn die Unbeſonnenheit, die Anmaßung, der Haß und die lange verhaltene Rache ungeſcheut ſich ihren tollen Eingebungen überlaſſen dürfte?

Einen höchſt widerlichen Kontraſt mit dieſer laut offenbarten Stimmung, mit dem 20. März und der unverwüſtlichen Treue der Lyoner Nobelgarde macht das offizielle Trauer- und Thränenſpiel, die Cour des

Schmerzes bei dem abſcheulichen Morde eines Prinzen. Ganz Frankreich ſtellt ſich in die Kondolenz-Poſition und trägt ſeine Subſidien der Theilnahme in glatten Worten und wohlgeſetzten Redensarten ab, um den alten Spott und Hader wieder zu erneuern, ſobald der Anſtand den Bruch des Gottesfriedens der Landestrauer für erlaubt erklärt. Gewiß ſind dem unglücklichen Herzog von Berri auch aufrichtige Thränen gefloſſen; aber gewiß waren auch die nicht die aufrichtigſten, die ſich auf Tribünen, Kanzeln und Bühnen in Parade zeigten, oder ein bemerkbares Plätzchen am Hofe oder in den öffentlichen Blättern ſuchten. Die Lüge, ſagt ein deutſches Sprichwort ſehr wahr, iſt jedes Laſters Anfang. Als Nachſpiel folgt die Reiſe der Wiege von Bordeaux, über deren Präſentation bei Hofe zwei der angeſehenſten Männer Frankreichs in Streit gerathen. Wer freilich nie in ähnlicher Lage geweſen iſt, mag den Kummer des Herrn von **Chateaubriand** über eine fehlgeſchlagene theure Hoffnung kaum begreifen, oder gar recht komiſch finden. Gegen das Komödiantenweſen der Zeit, das aus Allem, dem Höchſten wie dem Niedrigſten gern ein Schauſpiel macht, wäre die Gründung eines heiligen Bundes ſehr verdienſtlich.

Ich bin überzeugt, daß die That Louvel's im Allgemeinen von den Franzoſen aufgenommen worden iſt, wie die Sand's von den Deutſchen; aber kein Franzoſe iſt aufgetreten, um dem Meuchelmord eine Lobrede zu halten. In Deutſchland iſt es geſchehen. Darin unterſcheiden ſich beide Nationen beſonders, daß wir, ohne praktiſchen Sinn für das Wirkliche, in der Idee leben und ihr gemäß handeln, die Franzoſen dagegen, mit einem ſichern Takte in der äuſſern Welt, das Zwekmäßige und Nützliche ſchnell erkennen und ergreifen. Ehrlich und treuherzig, allem Guten und Wahren mit ganzer Seele ergeben, begehen wir gewöhnlich nur Fehler, ſelten ein Verbrechen. Metaphyſiker von Geburt und durch Erziehung, leben wir in einer überſinnlichen Welt, die mit der ſinnlichen gar oft im Widerſpruche ſteht, und ſind darum ſehr leicht zu täuſchen, und täuſchen uns ſelbſt. Könnte man ſagen, daß Verſtand in einem Verbrechen ſey, dann möchte das von Louvel's That gelten, da Sand dagegen einen Lärmſchuß in's Blaue that. Die meiſten franzöſiſchen liberalen Blätter haben den Mord Kozebue's nicht mißbilligt und faſt Alles gerühmt, was bei uns Tolles und Dummes getrieben worden, gerade als ſey ihnen daran gelegen, daß wir ſo ſpät als möglich zu Verſtand und Kräften kommen. Was ſie bei ſich verabſcheut und verfolgt, haben ſie uns geprieſen und empfohlen: die Hiſtoriſchen und den Meuchelmord. Waren ſie Betrogene oder Betrüger? Wir wollen jenes glauben.

Louvel's ſchauderhafte That gab einen gelegenen Vorwand, die Freiheit anzufeinden. An den Grenzen ſahen wir oft, wie der Ernſt und die Trauer der Leichenzüge und des Transportes von Verwundeten zum Smuggeln benutzt worden iſt. Faſt auf dieſelbe Weiſe ſuchten die Freunde des Kaſtenweſens und der Vorzüge der Geburt Haß und Gewaltmaaßregeln gegen die liberalen Grundſätze und Inſtitutionen und gegen repräſentative Verfaſſungen auf dem Todtenwagen eines franzöſiſchen Herzogs und eines mittelmäßigen deutſchen Schriftſtellers einzuſchwärzen.

Eine ähnliche Erſcheinung hatten wir in England geſehen, wo von Thiſtlewood und ſeinen Gehülfen ein Anſchlag auf das Leben der Miniſter gemacht worden war. Dieſelben Wirkungen laſſen allerdings auf dieſelben Urſachen ſchließen, und wahr iſt's, daß die moraliſche und politiſche Welt an einer gefährlichen Krankheit leiden. Man hat diejenigen ſehr getadelt, die das laut geſagt und die Symptome des Uebels angegeben haben. Es ward zu laut geſchrien, hieß es, und eben dadurch Karlsbad herbeigeführt. Albernes Gerede! Weil man zeigt, wo Feuer liegt, hat man es verſchuldet, wenn zum Löſchen Oehl ſtatt Waſſer herbeigetragen wird!

Obgleich ſolche Verſchwörungen in England keine ſo ſeltne Erſcheinung ſind als auf dem Kontinente, und darum auch dort nicht ſo ſehr in Schrecken ſetzen, ſo iſt die Lage des Landes doch nicht weniger bedenklich, als die irgend eines andern in Europa. Läugnen läßt ſich nicht, daß England, dem Geiſte nach, eine treffliche Verfaſſung hat. Der Geiſt aber ward, in weſentlichen Stücken, dem Buchſtaben aufgeopfert. Daher die gegründete Klage über das Wahlrecht in das Haus der Gemeinen und die laute Forderung einer Parlamentsreform. Die Regierung iſt eine wahre Ariſtokratie geworden, und von einer eigentlichen Vertretung des Volks ſind wenig Spuren da. Dafür lebt in dem Britten ein freier Geiſt, und das Gefühl der Selbſtſtändigkeit iſt ein brittiſcher Karakterzug. Er ſpricht ſich in allen Verhältniſſen des Lebens aus, und wird durch ſie genährt. Das halten wir für wichtiger, als wenn das Wort trotzt, der Menſch aber unterthänig iſt; wenn das Papier die Freiheit verkündet, die ganze Stellung des Bürgers aber ſie verläugnet. In England hat ſich der Bürger ſchon lange an ſeinen Inſtitutionen aufgerichtet und durch ſie geſtärkt. Werden nun auch die Inſtitutionen morſch, und bricht die Verfaſſung ſelbſt in einzelnen Theilen zuſammen, dann bleibt doch der Bürger aus eigner Kraft noch aufrecht ſtehen. In dem übrigen Europa ſoll der Bürger ſich erſt aufrichten an der Stütze, die ihm Verfaſſung und Geſetze geben; natürlich bricht er zuſammen, wo dieſe wanken, die ſelbſt noch eine Stütze in der Stärke der

Menſchen brauchen, welche die Inſtitutionen gründen ſollen. Den Vorzug, der England auszeichnet, können allerdings nur Völker haben, die mit ihrer Verfaſſung aufgewachſen ſind. Darum zeigen auch unſere Hiſtoriſchen ſo gern auf England, und das mit Recht. Aber das Wahre an der Sache überſehen oder verbergen ſie; denn nicht, daß die Verfaſſung hiſtoriſch iſt, macht ihren Vorzug, ſondern daß ſie vorzüglich war bei ihrer Bildung und ſich dann mit dem Volke fortgebildet hat. Die alt-indiſche und egyptiſche Verfaſſung war wohl noch viel hiſtoriſcher als die von England, und jede orientaliſche iſt es. Der Brudermord ruht auf einem tiefen hiſtoriſchen Boden, und führt ſein Geſchlecht bis auf Cain zurück; macht ihn das beſſer? Man gebe uns die engliſche Verfaſſung, und wir wollen in der Zeit mit ihr zuſammenwachſen, daß ſie hiſtoriſch werden ſoll! Uebrigens hat England zwei Inſtitutionen, die — ich möchte ſagen — jede Verfaſſung erſetzen, und auch die beſte erſt ergänzen: das Geſchwornengericht und die Preßfreiheit. So oft die Regierung, ſelbſt unter den Augen des Parlaments und mit der Zuſtimmung der Majorität deſſelben, auf gut Glück nach dem offenen Meere der Willkühr, gleich einem Schiffe mit vollen Segeln, luſtig auszulaufen verſuchte, fuhr ſie ſich auf einen der beiden Felſen feſt. Wollte ſie ihre Gewalt gegen die Sicherheit der

Perſonen mißbrauchen, dann wieſen die Geſchwornen jede Anklage, ſelbſt ſolche die begründet ſchienen, eiferſüchtig und mißtrauiſch als unſtatthaft zurück. Die Preſſe aber wachte über die Aufrechthaltung und Befolgung der Geſetze, und zeigte jeden Verſuch der Krone, ihren Einfluß zu erweitern, ſogleich vor dem Richterſtuhl der öffentlichen Meinung an. Alle Anſchläge der Verwaltung gegen dieſe beiden Grundpfeiler der Freiheit ſind bis jetzt vereitelt worden.

Obgleich nun England ſich dieſer und noch andrer Güter zu erfreuen hat, die ſeine Bewohner mit der beſtehenden Ordnung verſöhnen, ſo hat es doch auf der andern Seite wieder ſo viele Nachtheile, daß dieſe jene leicht überwiegen dürften. Wenn wir auch nicht im Stande ſind, wie der Gefangene auf St. Helena, die Pulsſchläge Großbritanniens bis zu ſeinem nahen Tode zu zählen, ſo geſtehen wir doch, daß ſeine Rettung uns als ein ſehr großes Werk der Weisheit und Feſtigkeit erſcheint, als ein Werk, das wir von der gegenwärtigen Verwaltung nicht erwarten, das vielleicht von keiner zu erwarten iſt. Was kann die Ruhe und Sicherheit eines Staates verbürgen, in welchem alles Grundeigenthum in den Händen von 500,000 Gutsbeſitzern oder Pächtern ſich befindet? wo von neun Millionen Menſchen, ſieben nichts als den Ertrag ihres täglichen Fleißes haben, um zu leben? wo die Armentaxe allein ſo viel beträgt, als in manchen Staaten alle Steuern? Dieſer gewaltſame, unnatürliche Zuſtand kann ſich damit endigen, daß ganz England das Schauſpiel von Mancheſter gibt, und die begüterte Reiterei dem dürftigen Faßvolke ein Treffen liefert, welches die Unterwerfung und Ausrottung der letztern, oder die Vertreibung der erſtern aus ihrem Beſitze, entſcheidet. Bedenken wir noch die Erſchlaffung der Bande, welche das Volk ſonſt an ſeinen König gefeſſelt, und die man muthwillig zu zerreiſſen keinen Anſtand nimmt, die Rohheit des niedern Volks, die Unzufriedenheit der bedrückten Katholicken, und beſonders in Irland, wie noch ſo manche andre Erſcheinung von böſer Vorbedeutung, dann muß man geſtehen, daß die engliſche Regierung ein Spiel ſpielt, dem nur der Engländer ſich anvertrauen kann, der im verwegenen Glückeſpiel Alles wagt.

Die Deutſchen fühlen noch immer den brennenden Schmerz der alten tiefen Wunde ihrer Zerſtückelung und politiſchen Nichtigkeit. Sie haben in den ſpätern Jahren nichts gewonnen, als die Ueberzeugung, daß ihr Uebel Niemand heilen kann, oder Niemand heilen mag. Die verarmte Hoffnung, nachdem ſie bettelnd von einer Thür zur andern gegangen, und vor jeder erſt ein freundliches Geſicht und dann ein Hilf Gott! empfangen, hat ſich nun an die ſüddeutſchen Staaten gewendet. Durch ſie und in ihnen, meint man, könne allein ein Deutſchland erhalten werden. Warum nicht? Welche Rolle wäre uns verſagt, hätten wir Entſchloſſenheit, Geſchick und Eintracht? Hätten wir, und hätten wir nicht! Da liegt bei uns der Knoten. Deutſchland! von welchem Lande ſprechen wir? Bei einigen derben Schwiegerſöhnen hat die alte Mutter ihren Witwenſitz. Sie iſt nichts, darf und kann nichts, ſteht aber doch äuſſerlich in Ehren, weil ſie, bei ihrem hoffentlich nahen Tode, Einiges hinterläßt. Mit ihr ſtirbt ſelbſt ihr Name aus. Der Name aber thut, wie wir wiſſen, nichts zur Sache. Der Gedanke an Süddeutſchland iſt der allenthalben und immer betrogenen Hoffnung wohl erlaubt; aber — ſo weit ſind wir! — er darf nicht einmal ausgeſprochen werden. Mir gefällt der Trotz, der ſeine Habe auf eine Barke wirft, dem Ort den Rücken kehrt, wo ihm nur Spott und Täuſchung geworden iſt, und auf dem ſchwachen Fahrzeug durch Wind und Wogen ein beſſeres Schickſal ſucht. Wir haben das Recht mit Tell zu ſagen: »die Elemente ſind menſchlicher als der Menſch; ich will Gott und meiner ſchwachen Kraft vertrauen.« Vor uns ſchäumt der See in wildem Aufruhr; der Kahn liegt hier. Es fehlt uns nichts, als Cäſar und ſein Glück. Wie vollbrächten aber Menſchen, die, wie der kleine Karl des Götz von Berlichingen, vor lauter Gelehrſamkeit ihren Vater nicht kennen, die vor lauter Urſachen an keine Wirkung, vor gar zu vielen Gründen zu keiner Entſcheidung kommen, in dem kurzen Leben die lange Reiſe von dem Vorſatz bis zur That!

In Italien ſieht es, in mancher Hinſicht, wie in Deutſchland aus; nur empört den Italiener die fremde Herrſchaft mehr, und wie unter ſeinem ſüdlich warmen Himmel Alles ſchneller reift, ſo auch der Gedanke und das Gefühl zur That.

Von den Staaten, die uns näher berühren, auch das leicht geſprochene Wort nicht leicht zu nehmen pflegen, ſchweigen wir. Was ſich von ihnen ſagen läßt, ward doch ſchon oft geſagt, und Jeder mag ſich aus dem Für und Wider, was von Freund und Feind zur Vertheidigung und Anklage geſprochen worden iſt, das Beſte wählen. Lob und Tadel helfen in ſolcher Lage nichts, werden gern falſch gedeutet, und als Bettelei um Almoſen oder als Dank dafür, von dieſer oder jener Seite ausgelegt. Wir wollen wie der ſeyn, von dem ein Dichter ſagt, daß er non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem cogitat. Wer dieſen Zweck verfolgt, den ſollte nie eine Regierung verdächtig finden. Das Unglück aber liegt darin, daß man das Uebel ſucht, wo es nicht zu finden iſt, und es darum auch nicht geheilt werden kann. Haman klagte im Jahr 1785: »Die Großen dieſer Erde, welche ſich ſelbſt ein Jeruſalem nicht ſchämt anzurufen, um das Heil der Welt zu bewirken, ſind eben die Verderber, welche Gott und Menſchen täuſchen, von denen alſo kein Heil zu erwarten iſt.« Das Urtheil ſcheint hart; doch wollte Haman wahrhaftig keinen Aufſtand, und er war ein ſehr ehrlicher und frommer Mann. Möge im Jahr 1820 nicht wahr ſeyn, was man 1785 ſagen durfte! Leider gilt aber noch, was ein trefflicher Menſch in derſelben Zeit geſprochen hat. »Welch ein negatives Jahrzehnd iſt's! rief er. Welche Heere negativer Menſchen! Alle rauben, Niemand will geben; Alles zerſtört, Niemand will bauen. Kein Ernſt, Alles Leichtſinn; keine Würde, alles Neckerei; kein Zweck, alles Nebenabſicht.«

Die Uebel, an denen wir leiden, ſind groß, die Gefahren, die uns drohen, ſehr bedenklich; doch könnte man jene heilen und dieſen begegnen, wenn man nur ernſtlich wollte; wenn es uns um das Allgemeine ſo ſehr als um das Eigene zu thun wäre. Aber die öffentliche Sache iſt nur der Schild, mit dem man den perſönlichen Vortheil zu decken ſucht. Menſchheit, Recht und Freiheit ſind in dem Munde Vieler, aber nur Köder an der Angel, von dem Eigennutz, der Selbſtſucht und der Herrſchbegierde, die im innerſten Herzen wohnen, ausgeworfen, um die gutmüthige Einfalt damit zu fangen. Darum finden aber auch feierlich gegebene Worte, Verträge und Friedensſchlüſſe keinen

Glauben mehr. Man weiß, daß die Gewalt ſich auf jeden Thron niederlaſſen darf, den ſie erledigt findet, oder erledigt machen kann; daß die Stärke das Schwert des Brennus in die Waagſchale wirft, in die ſie keine Gründe zu legen hat. Alle moraliſche Springfedern ſind gebrochen oder lahm. Da iſt weder Achtung noch Vertrauen. Regierung und Regierte ſtehen ſich feindſelig gegenüber. Jene mag befehlen, wo ſie ſich von dieſem Gehorſam erzwingen kann. Dieſe aber kündigen ihr ohne Bedenken den Gehorſam auf, wo es ſich ohne Gefahr thun läßt. Da ſollen denn Geſetze helfen, Gerichte und ſtehende Heere. Das äuſſere Geſetz aber ſteht mit der innern Ueberzeugung gewöhnlich im Widerſpruch, die Gerichte finden ſelten mehr Achtung, als die Gerichtsdiener ihnen erzwingen können, und der Soldat, der aus dem Volke hervorgegangen iſt, theilt auch des Volkes Intereſſe und Geſinnung. In dieſer Verlegenheit, die mit jedem Tage ſteigt, ſchärft man die beſtehenden Verordnungen, macht noch ſtrengere, ſetzt auſſerordentliche Kommiſſionen nieder, ſpürt gefährlichen Umtrieben im Verborgenen nach, verfolgt den Gedanken bis in das Heiligthum vertrauter Briefe und geſelliger Mittheilung. Braucht man aber eine Laterne, um den Tag zu ſuchen und zu ſehen? Die Verſchwörung iſt offenbar; wir haben nicht nöthig auf ihre Entdeckung auszugehen. Niemand läugnet ſie, Niemand kann ſie läugnen. Aber durch alle dieſe Maaßregeln, die ſie unterdrücken ſollen, wird ſie mächtiger und allgemeiner; denn durch ſie fügt ihr zu den Urſachen, die ſie hervorgebracht, immer wieder neue, die ſie vermehren, indem ihr den Haß und das Mißtrauen, die Unruhe und die Beſorgniſſe ſteigert.

Man ſieht es an den wiederholten Konferenzen und Kongreſſen, daß die Ungewißheit mit jedem Tage größer wird. Wie! und der tiefen Weisheit, die wir an unſern berühmten Staatsmännern mit Recht bewundern, ſollte verborgen ſeyn, was dem unbefangenen Blicke auf der Oberfläche liegt! Es gibt nur einen Weg, auf dem wir dem gewiſſen Verderben entgehen. Was uns Alle retten kann, iſt Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit. Dieſe wird Vertrauen geben, und dann auch finden. Jene wird nicht verſagen, was das Bedürfniß der Völker ſo dringend fordert: Geſetze und Inſtitutionen, die dem veränderten Zuſtande ihrer geiſtigen Ausbildung und der Entwickelung ihrer Induſtrie, ihres Handels, ihres häuslichen und öffentlichen Lebens angemeſſen ſind. Da ſteht das Ey des Colom auf der Spitze. Mit den Pfiffen und Ränken, die ſich bei Hofe ein Bein ſtellen, und mit der Gnade des Herrn das Recht gewinnen und verlieren, nach Belieben mit dem Volke zu ſchalten, geht es nicht mehr. Die Zeit der Mätreſſen und Günſtlinge iſt vorüber. Wer jetzt eine

Nation regieren will, muß ſeinen Beruf dazu belegen mit Kraft, Muth, Kenntniſſen und Rechtlichkeit. Glaube ja Keiner, daß man die gewaltige Bewegung der Zeit aufhalte, oder gar zurückdränge durch Bannflüche und Urtheilsſprüche! Mag der gequälte Hontheim ſeine laut ausgeſprochene Ueberzeugung abſchwören! Was gewinnt der römiſche Hof dadurch? Zu dem Glauben, der mit jedem Tage raſcher um ſich greift, fügt er den Haß gegen die Gewaltthätigkeit, mit der er dieſen Glauben unterdrücken will. Was iſt alle Geſetzgebung und Politik, wenn ſie in dem Geiſte der Zeit, wo ſie wirken ſoll, nicht ihre Unterlage und Stütze findet? Ihr habt einen gewaltigen Hebel, das iſt wahr, aber, keinen feſten Punkt, um ihn anzulegen. Ein andrer Archimed würde damit die Erde aus ihren Angeln heben. Ihr thut nicht wohl daran, über den Geiſt der Zeit zu ſpotten. Die größten Männer haben ohne ihn nie etwas Großes zu Stande gebracht. Verſetzt Moſes, Lykurg, Solon, Alexander, Numa, Cäſar, Karl den Großen, und Mahomed in andre Zeiten und zu andern Völkern; laßt ſie da handeln, wie ſie wirklich gehandelt haben, und ihre Weisheit wird Unſinn, ihr Heldenmuth wird Raſerei. Und doch war dieſer Geiſt in keiner Zeit ſo mächtig, wie er gegenwärtig iſt, und mit jedem Tage gewinnt er neue Kraft.

Das Alles iſt vergebliche Rede, wird man ſagen. Die, denen der Rath nützen könnte, hören ihn nicht und mögen ihn nicht hören; und die ihn hören, können ihn nicht brauchen. Der vornehme Dünkel, der uns ſchon ſo viel gekoſtet hat, Blut und Thränen, den Genuß der Gegenwart und die Hoffnung einer nahen glücklichen Zukunft, bleibt ſich immer gleich; er urtheilt, wie jener Generalpächter von Diderot geurtheilt hat: cela veut raisonner, cela qui n'a peut-être pas dix écus dans sa poche! Wie kann ein Menſch von Politik und Staatsintereſſen etwas wiſſen, der nicht einmal eine Staats-Carroſſe, weder Ahnen noch Orden hat! Es iſt möglich, daß an manchen Orten noch ſo gedacht, auch ſo geſprochen wird. Die ernſte Zeit hält aber über das kecke Spiel des Leichtſinns und des Uebermuths ein ſo ſtrenges Gericht, daß dieſer Leichtſinn und dieſer Uebermuth verſtockte Bosheit ſeyn müßten, wenn ſie nicht zur Beſinnung kommen ſollten. Ich glaube an Einſicht und guten Willen bei allen Ständen, ſelbſt bei denen, wo Viele nur Verkehrtheit und Selbſtſucht finden wollen.

Wie dem aber auch ſey; Jedem iſt die Pflicht gegeben, in Zeiten der Gefahr und Noth, zur Abwendung derſelben, durch Wort und That, nach Kräften mitzuwirken. Ich bin ſo geſtellt, daß ich nur wohlgemeinte Worte und fromme Wünſche ſteuern kann. Was ich vermag, habe ich jetzt wie ſonſt gethan, und zwar, das darf ich mit der innigſten Ueberzeugung ſagen, in beſter Abſicht; ob auch mit Erfolg, das iſt mein Wunſch, doch nicht meine Sorge. Unſer iſt der Wille; was er aber bezweckt, liegt gewöhnlich in einer höhern Hand.

Inhalt des erſten Bandes.

Der heilige Bund.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite.
Der Reiz der Neuheit . . . . 1.
Der Tod des Pythagoras . . . . 39.
Roland und Hildegarde, oder die Liebe . . . . . . 63.
Panthea, oder die Treue . . . . 79.
Briefe aus der Stadt . . . . 97.
Ueber die Briefe aus der Stadt. An Herrn Prof. Reck. 169.
Briefe vom Lande . . . . 199.
Emil und Theodor; in vier Geſprächen . . . . . . 219.

Inhalt des dritten Bandes.

Hat Deutſchland eine Revolution zu fürchten? . . . . 1.
Denkſchrift von Napoleon Buonaparte . . . . 153.
Napoleon Buonaparte's Anſicht der gegenwärtigen Weltlage; aus Berichten vom Northumberland . . . . 195.
Parallelen . . . . 253.
Ueber den gegenwärtigen Zuſtand von Europa . . . . 273.

Ueber
die Beſtimmung
des
Menſchen und des Bürgers.

Von
J. Weitzel.

Mainz,
gedruckt bei Andreas Craß, Departements-
Buchdrucker,
im ſiebenten Jahr der fränkiſchen Republik.

An Egeria.

Zufall und Bedürfniſſe vereinigten Menſchen zum geſelligen Leben, welche nur ihre natürliche Freiheit als Geſezgeberin erkannten. Die Noth zwang ſie zu einer engeren Vereinigung, in der ſich alle, welche an ihr Theil genommen, gegen die Angriffe aller, welche nicht zu dieſer Vereinigung getreten waren, ſchützten. So entwikelte ſich der Staat in ſeiner erſten Roheit, aus einer blos geſellſchaftlichen Verbrüderung, welche die Noth erzwang, oder die Natur durch vereinigende Triebe in leichten Banden zuſammenzog.

Dies Aggregat von Menſchen, welche ein Zweck der angeführten Art verband, nannte man einen Staat. Die Noth erfand ihn, die Noth beherrſchte ihn. Das Bedürfniß gab ihm ſein Daſein, das Bedürfniß gab ihm auch ſeine Geſetze. Der Staat ſollte eine Vereinigung von Menſchen unter Rechtsgeſetzen ſeyn. Er ſollte ſich auf einen Vertrag gründen, in welchem jeder einzelne ſein eigner Geſetzgeber war. Aber der wilde Drang von nöthigenden Umſtänden, der blinde Konflikt von phyſiſchen Kräften hatte ihn gezeugt, und die phyſiſche Kraft blieb ſeine Beherrſcherin. Er war kein nach konſtitutionellen Geſetzen organiſirtes Ganze. Die Noth des Augenblickes hatte ihn ins Daſein gerufen, um dem Drange eines Bedürfniſſes zu begegnen. Die blinde Willkühr faßte ſo mit überlegener Kraft das Ruder, welches der geſetzgebenden Vernunft angehörte. Die Römer haben durch eine ſchöne Allegorie den Staat der phyſiſchen Stärke in der Regierung des Romulus, und den einer weiſen Geſetzgebung, in der des Numa treffend geſchildert, wenn die Geſchichte des Urſprungs und der Ausbildung ihres Reichs unter dieſen Geſetzgebern nicht Thatſachen enthält. *)

---

*) Im Griechiſchen heißt Numa — νομος — das Geſetz, und Rom — ῥωμη — Gewalt, Ungeſtümm.

Eine Wölfin ſäugte Romulus. Das Bild der phyſiſchen Stärke, und das Leben des großgewachſenen Säuglings, war der Pflegmutter würdig, derer Milch ihn nährte. Der beleidigte Stolz machte den Trotzigen zum Brudermörder, und ſeine zügelloße Herrſchſucht, zum Mörder ſeines Mitregenten des Königs der Sabiner. Geſetzloß ſchlug die ſiegende Uebermacht jede ſchwächere Kraft dienſtbar in Feſſeln. Das Recht war die Frucht der Stärke; die Natur hatte zur Sklaverei verdammt, was dem wilden Ungeſtümme einer nachbarlichen überlegenen Kraft erlag. Da noch, wo das Beſte des Staates die Handlungen des erſten Königs der Römer zu leiten ſchien, war er ein geſetzloßer Räuber — und ſeine Tugenden waren die glänzende Tugenden des Barbaren, die in ihrer kühnen Verachtung aller Gefahr, von der Schwäche den Tribut der Bewunderung erzwingen, vor dem Richterſtuhl der Vernunft aber als Verbrecher verdammt werden. Gewaltthätig nahm er den Sabinern, welche auf ſeine Einladung ſich friedlich zu einem Feſte verſammelten, ihre Töchter, und gab ſie ſeinen Geſellen zu Weibern. Sein Tod war der Tod der phyſiſchen Kraft, welche geſetzlos wirkt, bis eine ſtärkere Kraft im wilden Kampfe ſie vernichtend trift. Der Blitz zehrte ihn in einer ſtürmenden Gewitterwolke auf.

Iſt Roms Urſprung nicht der Urſprung aller Staaten? Und hat die Freiheit, und die ſklaviſche Demuth der Schwäche, nicht immer den glücklichen Erfolg vergöttert, wenn er auch die Geburt des Wahnſinns und einer verbrecheriſchen Frechheit war?

Numa folgte auf Romulus. Auf die Herrſchaft der regelloſen Stärke das Geſetz, welches die unbändigen Triebe und die ungezügelte Kraft, in die Grenzen des Rechts einſchloß. Die thieriſche Begierde wurde der göttlichen Vernunft unterthan. Die Wirkungen ſtarker Leidenſchaften, welche den Thaten des ſtillen Muthes von Weisheit und Gerechtigkeit geleitet, ſo oft ähnlen; — die unbezähmte Kühnheit, der wilde Muth, der, unbekannt mit der Furcht, alle Schranken vor ſich niederwirft — aber auch keine Pflicht achtend, frech das Geſetz zu Boden tritt, waren ihm, was ſie der prüfenden Vernunft ſind, — Laſter. Der Schwäche, welche vor dem Donner der auf Sinai wüthet, aber nicht vor dem Geſetze, das Gottes Stimme aus ihm verkündet, gehorchend das Antliz in den Staub legt, ſind dieſe Laſter — Tugenden.

Numa entließ die Leibwache, welche Romulus ſchützend umgab. Nicht die Willkühr, das Geſetz ſollte ſeine Mitbürger beherrſchen. Innerhalb den Mauren der Stadt hatte die Treue einen Tempel. Die blinde Kraft, welche nur ihre Grenzen als ein beſchränkendes Geſetz erkennt, welche das Recht zur Gefährtin der Stärke macht, und in dem Beſiegten einen Verbrecher, und in dem Sieger den Gerechten ſieht, mußte dem Geſetze den Thron übergeben. Vor ihm kann der Schwache nur gedehmüthigt, aber nicht entehrt, gezwungen, aber nicht verbunden werden.

Er theilte die von Romulus eroberte Länderreien unter die armen Bürger. Da hat die Freiheit ihre Heimath nicht, wo es nur ſchützende Geſetze für den Ueberfluß, und demüthigende für die Dürftigkeit giebt. Aus dem Meere ſchlafender organiſcher Kräfte, treibt ein naktes Weeſen aus Ufer des Lebens — In ihm liegt ſeine künftige Welt in tiefem Schlummer, welche die tauſend zurückſtoßende und anziehende Verhältniſſe, ſeine ſich entwikelnde Kräfte und Leidenſchaften, die an jenen ſich aufrichten und üben, zum Wachen ruft. Der Menſch, welchen die Natur ohne Willen, ohne Bewußtſein, weinend und ſchlafend auf dieſes Eiland niederlegt, bringt nur ſich, ſeine noch todte Kräfte, und Wünſche mit. Wer mag zu dem entblößten Fremdlinge ſagen? — Heil dir — du biſt gebohren zum Reichthume und zur Freude! oder Wehe über dich — im Zorne hat dich Gott geſchaffen — dein Loos muß Elend und Verachtung ſeyn! — Nein, die Natur hat kein Weeſen, ehe es ward, zum Elende verdammt! — aber die Willkühr empfängt den Säugling bei ſeinem Eintritte in dieſe Welt—

flicht ihn grauſam ans Rad einer ewigen Dürftigkeit, die jede Kraft und jede Freude im Keime vergiftend annagt, oder legt ihn ſanft ins Pflaumenbette eines behaglichen Ueberfluſſes. Die Willkühr faßt den ankommenden Fremdling, und kleidet ihn reich in Purpur, oder wirft ihn hungernd und entblößt in einen dumpfen Winkel.

Es iſt noch zu frühe eine ewige Wahrheit zu ſagen, gegen welche ſich die gewöhnliche Ordnung der Dinge empöret, und vor der ſelbſt unſre Philoſophie noch erſchrocken zurückbebt; aber dem Staatsmanne, dem Geſetzgeber darf die Politik wenigſtens warnend ſagen: Wo Ueberfluß und Dürftigkeit ſich begegnen, da iſt die letzte eine dienende Magd — da iſt keine Freiheit.

In dem Staate, wo einſeitiger Luxus herrſcht, die Folge ungleich vertheilter Kräften, da iſt keine Tugend, da werden Vorzüge im Grane abgewogen. — Auch auſſer dem Gebiete ſeines Staates, war dem Römer die Perſon und das Eigenthum eines Nicht-Römers heilig.

Eine unſichtbare Gottheit wachte über das Landeigenthum angränzender Völker, und ſchützte erhaltend ſeine Grenzen — Auch Terminus hatte ſeine Tempel.

Nationen ſollen ſo wenig im Naturſtande leben, als einzelne Menſchen. Der Stand der natürlichen Freiheit, iſt der Stand des ewigen Krieges. Nur da ſind die Rechte aller geſichert, wo ein äuſrer anerkannter Gerichtshof das äußere Geſetz in ſeiner Herrſchaft erhält. Aber auch für den nur iſt das Geſetz, der es achtet. Nur der kann und darf frei ſeyn, der die Freiheit andrer nicht verletzt. Die Natur, das Thier, und der Menſch, welcher ſich durch einen geſetzloßen Willen unter das Thier erniedrigt, ſtehen nicht unter dem Schutze des äußern Freiheitsgeſetzes — Nur das Moralgeſetz können ſie für ſich in Anſpruch nehmen. Sie ſind nur phyſiſche Kraft, für die es kein beſchränkendes Geſetz als ihr Unvermögen giebt; denen Uebermacht der befriedigende Rechtsgrund zum herrſchen iſt, und für ſie gilt das Recht, das ſie ſelbſt anerkennen, — das Recht der Stärke.

Numa wählte die Fezialen, geheiligte Männer voll Billigkeit. Sie mußten die Urſachen eines Krieges unterſuchen, welcher nur erlaubt war, wenn ſie dieſelbe hinreichend fanden. Aber auch dann erſt mußten dieſe es verſuchen, von dem geſetzloßen Feinde Genugthuung zu erhalten, ehe Rom mit ihm in den Stand des Krieges trat. Dieſer war erlaubt nach vergeblichen Verſuchen einer friedlichen Ausgleichung. Das Geſetz beherrſchte Rom. Das Geſetz beſtimmte das Verhältniß vom Bürger zum Bürger im Staate, und das von Rom, als einem Staate, zu andern Staaten. Wo das Geſetz herrſcht, da iſt ewiger Friede. Die Thoren des Krieges waren geſchloſſen, ſo lange Numa regierte.

Die Religion war ihm ein Mittel, ſeine Mitbürger ſanft und menſchlich zu machen. Sie führet den Menſchen ſeiner heiligen Beſtimmung — der Humanität entgegen. Sie und reine Sitten weihen das menſchliche Herz zum Altare der Tugend. Das äuſſere Geſetz kann nur ſklaviſch unterwerfen; — aber wo ihre ſanfte Flamme den Buſen des Sterblichen durchglühet, da thuet er das beßre — weil er es erkennt und will.

Wenn das Geſetz mit gezücktem Schwerde zwiſchen Menſchen tritt, daß ſie nicht feindlich ſich begegnen, dann ſteigt die Religion voll milder Barmherzigkeit aus der Abendwolke des Himmels, ſchlingt die freundliche Hände verbrüderter Menſchen duldend ineinander, — legt die Bruſt, in der ſie eine Ewigkeit von ſüßen Hoffnungen niederſenkte, ſanft an die verwandte Bruſt, — ſtärkt den müden Dulder auf dem rauhen Pfade des Lebens, und gießt den nie verſiegenden Kelch der Liebe, die für den geliebten Gegenſtand alles vermag, in unſer Herz.

Die Religion iſt dem Staate eine Erziehungsanſtalt, frei von Zwang. Er hat nicht das Recht, ſich als Richter zwiſchen den Schöpfer und ſein Geſchöpf zu drängen. Die Ewigkeit hat mit dem äuſſern Geſetze dieſer Welt nichts gemein. Die ſtillen Wünſche unſers Herzens, die lieblichen Träume einer heitern Phantaſie, welche die Tugend ſtärkend aufrichten, gehen den Staat nichts an, deſſen Zwanggerichtshof ſich nur über die äußre vollkommne Rechte des Menſchen ausbreitet. Die Religion kann nur von Herzen zu Herzen gehen.

Numa führte den müßigen Stadtbewohner auf das Land zurücke, und gab ſo den Menſchen ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wieder. Denn die Erde ſoll er bauen, weil die Erde ihn nährt. Das Land iſt die Pflanzſchule der Stärke und der Mäßigkeit — die Mutter aller Tugenden, wenn am Gifte des ſtädtiſchen Luxus die Thätigkeit, die fröhliche Einfachheit, und jede ſelbſtſtändige Kraft abwelkend hinſtirbt. Wer das Land mit ſeinen Händen bauet, der hat ein Vaterland, weil er auch den Boden liebgewinnen muß, in deſſen Schooße er einen Theil ſeiner Hoffnung vertrauend niederlegt; auf welchem ihm jeder Baum, jede Pflanze, die Kinder ſeines Fleiſes, ſeine Vertraute werden. Die Einförmigkeit ewigwiederkehrender Geſchäfte, giebt ſeinem Charakter Feſtigkeit. Er iſt frei, weil er ſein Daſein nur ſeiner Thätigkeit danket. Der Städter aber iſt geſchmeidiger Sklave der Launen und Bedürfniſſe von dem, deſſen Gold ihn nährt.

Die Städte liegen gleich vergiftenden Nattern an den Adern des Landes, aus dem ſie die Früchte des Fleiſes und den Erwerb einer weiſen Sparſamkeit ſaugen, und das Gift verdorbener Sitten, und die erkünſtelte Bedürfniſſe eines leichtſinnigen Luxus in dieſelbe einſpritzen.

Numa gab ſeinem Volke Frieden und Ueberfluß, beſſere Sitten und geſellige Tugenden. Der Krieg iſt das traurige Nothmittel zur Selbſterhaltung. Wo Krieg iſt, da iſt Geſetzloſigkeit. Eine unterjochende Nation muß mit ihrer eignen Unterjochung endigen. Die ſtille Tugend, der Himmel des häuslichen Vergnügens, die ſanften Freuden eines edlen Herzens, und der fröhliche Ueberfluß, ſind die geſelligen Kinder des Friedens.

Numa empfieng dieſe Vorſchriften, die das Rechtsgeſetz auf den Thron erhoben, von dem er die Willkühr herunterſtieß, welche ſein

Volk menſchlicher und beſſer machten, von der Göttin Egeria, welche ihm in einem feierlich ſtillen Haine ihre Orakel mittheilte.

Die denkende Weisheit, die ernſte partheiloſe Vernunft, gebahr das Geſetz, dem ſie die wilde Anarchie der ſinnlichen Begierden, und den Despotiſm der phyſiſchen Kraft unterwarf.

Und ſo lege ich dieſe Blätter, welche ich Dir Göttliche! weihe, auf deinem Altare nieder, mit dem herzlichen Wunſche; mögten ſie nützlich ſeyn!

Auch ſie ſind die Frucht der ſchönſten Stunden meines Jugendlebens, die ich ferne vom Geräuſche der Welt, und der Orgien ihrer Freuden, dem ſtillen Nachdenken, und der Einſamkeit opferte. Sie tragen das unverfälſchte Gepräge meines Glaubens, meiner Wünſche und meiner Hoffnungen. Was ich niederſchrieb, hatte ich gedacht — hatte es tief empfunden. — Die Sprache iſt ein plumper Körper, welcher oft nur einen toden Götzen hinſtellt, wo der Geiſt eine Gottheit in ſich trug. Ich darf mich alſo feierlich zu dem bekennen, was ich ſchrieb, denn ich heuchle nicht.

Ach nur ein Frühling ſtreut die ſchöne Blüthen ſeeliger Gefühle über unſer Leben — nur wenige Tage lächelt uns die Maienſonne mit belebenden Hoffnungen, aus denen Paradieſe aufblühen, in unſrer Unſchuld an.

Meine Maienſonne iſt noch nicht untergegangen. In ihrem Abendrothe glänzt eine beßre Welt, gleich den Gärten der Hesperiden. Die Zeit tritt mit eiſernem Fuße über unſre ſchönſten Erwartungen hin, und hinter ihr liegen die getödteten Knospen, die unſre Phantaſie wohllüſtig reifte, im Staube, und blüheten nicht.

Aber die Hoffnung einer beſſern Welt, einer veredelten Menſchheit, vernichtet ſie nicht in meinem Herzen.

Ich lege nur Blumen auf Egeriens Altar, wie ſie meine Frühlingsſonne erzeichen konnte. Mögten reifere Jahre reifere Früchte tragen — Früchte — für mein Vaterland und die Menſchheit!!!

Erſter Brief.

Der Revolutionsſtoff liegt gährend in der Mitte der Völker. Der Bürger empört durch den Uebermuth der willkührlichen Regierungen ſetzt den Anſprüchen angeerbten Herrſcherrechten, die älteren mit ſeiner Menſchennatur unzertrennlich verbundene Rechte, entgegen. Das ſtill erwärmende Licht einer fortſchreitenden Kultur verdrängt die Nacht, welche die Pflichten und Rechte des Regenten und Unterthans deckte, und der Glaube an den göttlichen Urſprung der königlichen Gewalt, und den leidenden Gehorſam, entfliehen als Kinder der Nacht mit der Mutter, welche ſie gebohren. Allenthalben rüſtet ſich die Vernunft gegen tauſendjährige Vorurtheile, und die Freiheit gegen den Despotiſm. Die Wolke löſet ſich auf, in welche der Thron und der Altar ſich geheimnißvoll verbarg, durch die der gedemüthigte Menſch nur mit bangem Schaudern einen prüfenden Blick wagte. Die Philoſophie hat den rechtlichen Urſprung der Staaten enthüllt, und dem Menſchen ſeine unverjährliche Rechte zurückgegeben. Wir kennen izt die Gebrechen unſrer Regierungen; die Zeit wird es lehren, ob wir nichts mehr dabei gewinnen, als die ſchreckliche Ueberzeugung, daß ſie unheilbar ſind.

Mit dem geiſtlichen Deſpotiſm, mußte der weltliche untergehen; denn ihre Stütze iſt dieſelbe, wie ihr Intereſſe daſſelbe iſt. Ihre Freundſchaft iſt der ſchöne Zwillingsbund des Krieges und der Peſt eine Welt voll Leben in einen Kirchhof zu verwandlen.

Einheit iſt ihr Prinzip, und die vollkommenſte Einheit iſt — der Tod. Die Geſchichte des Lahmen und des Blinden in der Fabel, iſt die Geſchichte des Szepters und des Rauchfaſſes.

Die abergläubiſche Andächtelei konnte den Bürger nicht mehr überreden, daß ein Nero, Chriſtiern II., Ludwig IX., und Karl XI. als Geſalbte des Himmels mit dem nemlichen Rechte wütheten, mit welchem ein Titus, Guſtav Adolph und Heinrich IV. Wohlthäter und Retter von Nationen waren.

Dem feigen Sophiſten fehlt es freilich auch itzt nicht an Gründen, wenn es ihm Ernſt iſt, das Verbrechen und die Thorheit in ſeinen käuflichen Schutz zu nehmen. Hatte doch derſelbe Gott, welcher das Lamm und die Taube ſchuf, den Tyger und Geier, wie einen Borgias und Buſiris geſchaffen! Aber die Stimme jener eigennützigen Betrüger, welche Sklaverei zur Pflicht und Dummheit zur Tugend lügen, wird ſelten gehört. Die ſcheinheilige Theilnahme derer, welche uns zu unſerm Beſten bereden wollen, das Joch der willkührlichen Gewalthaber geduldig zu tragen; welche uns den gerechten Unwillen gegen die Uſurpation der Tirannen als Hochverrath ankündigen, iſt zu verdächtig, denn es ſind gerade jene, welche den Schweiß und das Blut mit den Götzen theilen, die ſie predigen. Die Völker faſſen endlich die große Wahrheit, daß der Staat, welcher durch den Willen freier Weſen ſein Daſein erhält, auch nur durch denſelben beſtehen kann; daß der Wille des Volkes der höchſte Geſetzgeber iſt.

Der Eigenſinn und die Verſchwendung der Höfe vollendet, was die Aufklärung begonnen. Ihre gränzenloſe Bedürfniſſe, welche der ſteigende Luxus und verheerende Kriege endlos vermehren, vermögen in allen ſchrecklichen Erpreſſungen ſich nicht zu ſättigen. Dem Bürger iſt in ſeiner Verzweiflung jedes verzweifelte Mittel willkommen, welches ihm auch nur ein ungewiſſes Gut, gegen gewiſſes Elend verſpricht. Wenn die phiſiſche Natur, auch keinen Sprung wagt, ſo gatten ſich in der moraliſchen Extremitäten nicht ſelten am innigſten. So zeugte der Deſpotiſm, wo er ein aufgeklärtes Volk niederdrükte, die Freiheit. Er rief die groſe Revolution hervor, welche ihre Trophäen auf die Trümmern des Gebäudes der Willkühr in Frankreich pflanzte, da er, auf der andern Hemisſphäre, ein friedliches Volk gezwungen hatte, ſich von ſeinem geldgierigen Mutterlande loszureiſſen. Die Eigenmacht ſchwelgender Herrſcher, muß den gebemüthigten ausgeſaugten Bürger zum Aufſtande nöthigen, wenn dieſer nur weis, daß ihn weder eine feindliche Gottheit, noch ſeine Schwäche zur Sklaverei verdammte. Darum muß der Deſpotiſm der Regierung ein aufgeklärtes Volk finden, wenn er eine Revolution in der Staatsverfaſſung hervorbringen ſoll. Iſt es abergläubiſch, dann weis es keine Mittel, ſich von ſeinem Elende zu befreien, welches es nicht ſelten für eine gerechte Strafe des erzürnten Himmels anſieht. So macht es oft ſein Elend zu ſeinem Verbrechen und fürchtet in ſeinem übermüthigen Unterdrücker, den begünſtigten Liebling der Gottheit. Ohne den eiſernen Szepter des ſinnloſen Tirannen zu fühlen, würde aber auch eine gebildete Nation, gegen verjährte Mißbräuche, keinen Aufſtand wagen, bei dem es zweifelhaft wäre, ob der Zweck die Mittel werth ſei. Nur die Verzweiflung verſucht den Kampf auf Leben und Tod mit der Tirannei. Der gegenwärtige Zuſtand muß keine Hoffnung mehr erlauben, keine tröſtliche Ausſicht mehr geben. Eine Veränderung muß für den größten Theil des Volks einen Gewinn hoffen, aber keinen Verluſt fürchten laſſen.

Die meiſten Völker Europas ſind dieſem Zuſtande nahe, oder befinden ſich wirklich in ihm.

Der Menſch fühlt endlich, daß er mehr iſt, als das, wofür ihn der Hof und unſre Statiſtik ausgab. Dieſer wie jenem war er nur ein hervorbringendes oder verzehrendes Thier, und ſein ganzer Werth ſchwankte zwiſchen dem mehr oder weniger ſeiner Konſumtion und Produktion. Aber in ihm wohnt eine Kraft, für welche es kein Maas und Gewicht giebt. Der gewöhnliche Staatsmann überſieht ſie, weil ſie ſich in keinem Geldwerthe anſchlagen läßt. Bei Thermophylä, Salamis und Marathon ſiegte ſie für die Freiheit. Sie riß die vereinigten Niederlande von dem mächtigſten Reiche der Welt los, und ſicherte ihnen ihre Unabhängigkeit; ſie rief eine Republik ins Daſein, da, wo nicht lange zuvor auch nur der leiſeſte Zweifel an der rechtlichen Allmacht des Königs ein Verbrechen war, und trat den ſchrecklichen Bund der mächtigſten Herrſcher Europas in Staub. Sie heiſt Genie und Tugend, in despotiſchen Staaten eine exotiſche, in Monarchien eine Paraſittenpflanze.

Das menſchliche Geſchlecht rückt ſeiner Vollendung immer näher — einer allgemeinen Verbrüderung, die keine Religion, keine Regierungsform, kein Klima feindſelig auflöſt. Die vernichtende Erſchütterungen kündigen, wie der zermalmende Donner, eine fruchtbare Ruhe und ein regeres Leben an. Die alternde politiſche Verfaſſungen modern einem nahen Tode entgegen, weil der Geiſt, der ſie beſeelte, Unwiſſenheit und kriechende Muthloſigkeit entflieht; und wo der Würgengel des Despotiſms ſich gegen den Genius der Freiheit waffnet, drückt dieſer ihn mit ſchrecklichen Siegen zu Boden. Die Staaten gehen durch eine blutige Wiedergeburt ihrer Beſtimmung entgegen, und werden was ſie ſeyn ſollen, Wehre zur Beſchüzung der Rechte jedes Einzelnen unter der Herrſchaft des äuſſern Geſetzes.

Die meiſten Nationen berühren ſich, durch Handlung, Publizität, politiſche und geſellſchaftliche Verhältniſſe. Die Umwälzung der Begriffe und Staatsverfaſſungen, iſt nicht mehr in den Grenzen eines Landes eingeſchloſſen. Die Revolutionen werden ſich den Staaten mittheilen, wie der elektriſche Funken ſich einer umſchlungenen Menſchenmaſſe mittheilt. Sie waren ſeit mehreren Jahrhunderten ſchon durch Begebenheiten und Zufälle vorbereitet, deren endliche Wirkungen damals das blöde Menſchenauge nicht erreichen konnte.

In den ausgedehnten Staaten, wo der Bürger den Bürger nur ſelten oder nie berührte; wo die Unterthanen deſſelben Herrſchers in keinem Verhältniſſe miteinander ſtanden, als in dem, daß ſie Diener eines Regenten waren; wo ſich alle Glieder des Staates fremd blieben, wenn ſie kein unmittelbares Verkehr miteinander verband, in einem ſolchen Staate, war an keine Umwälzung der Verfaſſung zu denken, weil es zwiſchen den Bürgern deſſelben, an einem Mittel der Einigung fehlte.

Die Buchdruckerkunſt ward erfunden, und in ihr das leichteſte Werkzeug der ſchnellſten Mittheilung in die weiteſte Entfernung. Izt konnte ſich eine öffentliche Meinung bilden, und da die Preſſe die Tagsgeſchichte eines Volkes der allgemeinen Wißbegierde preißgab, gewann der Bürger eine Kenntniß ſeiner politiſchen Verfaſſung und der Staatskräften. Es konnte ſich ein Nationalgeiſt entwickeln, indem es dem Bürger möglich ward, einigen Antheil an ſeinem Vaterlande zu nehmen, deſſen Geſchichte ihm leicht mitzutheilen war. Das Volk konnte nun ein Ganzes bilden, weil es ſich in der größten Entfernung nicht mehr fremd war, ob es ſich gleich nicht unmittelbar berührte.

Die Hand eines ſchlauen Tirannen, vermogte nun das Schickſal von Nationen nicht mehr in dunkler Verborgenheit zu leiten. Die Neugierde belauſchte ſeine geheimſte Handlungen, und wuſte das Mittel, ſie mitzutheilen. Was die Liebe zum Vaterlande, zur Menſchheit und zur Tugend überhaupt dem getäuſchten und unterdrückten Volke nicht kund that, um den feigen lasterhaften Tirannen der allgemeinen Verachtung preiß zu geben, das streuete der gekränkte Stolz, der getäuschte Ehrgeitz, und die nie befriedigte Tadelsucht unter die Menge. Entdeckungen folgten bald Entdeckungen, welche einer großen und tiefgreifenden Revolution dienten.

Der unbezwingbare Muth, suchte sich einen Weg über die Wogen des Meeres nach den Reichthümern Ostindiens, welches schon über ein Jahrtausend die Schätze Europas verschlungen hatte, und fand ihn um das Vorgebirg der guten Hoffnung. Das göttliche Genie eines Kolumbus bereicherte unsre alte Welt mit einer neuen, und diese Entdeckung des vierten Welttheils, sollte insbesondere den politischen Revolutionen zur Grundlage dienen. Die Ausbreitung des Handels beseelte die Betriebsamkeit, und vermehrte die Güter des Lebensgenusses. Der Umgang mit fernen Völkern bereicherte unsre Kenntnisse, und vertilgte tief eingewurzelte Vorurtheile. Der neue große

Markt, welchen unſre Produkte dort fanden, muſte unſern Fleiß wie unſre Reichthümer vermehren.

Das fleiſigſte und aufgeklärteſte Volk iſt itzt das mächtigſte; denn nicht die phyſiſche Stärke ſiegt mehr, ſondern die Uebermacht an geiſtiger Kraft.

Die Kriegskunſt, welche nichts weniger als Kunſt war, da körperliche Stärke gegen körperliche Stärke rang, ward ſeit der Erfindung des Schießpulvers eine Kunſt, welche alle andere Künſte an Ausdehnung und Tiefe übertrift. Das ſichert die Exiſtenz kultivirter Nationen, gegen die ungeſtümme Uebermacht barbariſcher Völker; das ſchützt die Kultur ſelbſt, da ſie nun Baſe der Stärke iſt. Wie die Kunſt den Krieg führt, bedarf er beinahe unerſchöpflicher Hülfsquellen, das macht die reichſte Nation zur mächtigſten. Und ſo ſtehen unſre Kultur, unſre Induſtrie und Stärke in einem ewigen Wechſelbunde.

Nebſt den bedeutenden Vortheilen, welche der Handel dem menſchlichen Geſchlechte leiſtet, indem er die Scheidewand niederwirft, welche Nationen feindlich trennt, und indem er ein friedliches Band zwiſchen ihnen knüpft, da ſie durch ihn die Bedürfniſſe des Lebens gegen einander umtauſchen, hatte die Entdeckung von Amerika noch eigne wichtige Folgen.

In Amerika wurden wir noch einmal an die Wiege der Menſchheit zurückgeführt. Dort ſahen wir Menſchen, unabhängig vom Prieſter- und Regentenjoche, in einem bürgerlichen Zuſtande leben, und fanden ſie frei und beſſer als uns. Die Philoſophie ſah ſich mit unerwarteten Thatſachen bereichert, welche die ſpekulative Vernunft in ihren kühnen Schlüſſen über die Rechte des Menſchen unterſtützten. Man dachte an ein Naturrecht, und die Publiziſten begriffen, wie aus unabhängigen Familien ein Staat werden konnte, in welchem der Menſch als Menſch galt, und wo, wenn er mehr gelten ſollte, er es nur durch die Zuſtimmung der Andren galt; er begriff, wie der allgemeine Willen Geſetze gab. So beſtätigte die Erfahrung die Foderungen der Vernunft, und erweiterte ſie, weil doch alle Philoſophie ſich auf Erfahrung bezieht.

Ein Staat hatte ſich in Europa zur fürchterlichen Größe erhoben. Spanien, in das ſich der geiſtliche und weltliche Despotiſm mehr und mehr einwohnte, konnte vielleicht der Unabhängigkeit benachbarter Völker gefährlich werden, konnte die glückliche Wirkungen, der ſich verbreitenden Reformation, mit dem Uebergewichte ſeiner Kräfte unterdrücken. Spanien ſandte ſeine Menſchen über Meere, und geizte um todtes Gold. Spanien ließ ſeine Fluren veröden, und die innere Betriebſamkeit erſtarren, um todtes Gold. Spanien entſchöpfte ſich in einem fremden Welttheile, und die Reformation gedieh mit fruchtbarem Erfolge. Der münſteriſche Friede beſiegelte den kargen Reſt von deutſcher Freiheit, und die vereinigten Niederlande erhoben ſich, ihre erſchlafte Tirannin demüthigend, in ſtolzer Unabhängigkeit, und bereicherten ſich durch ihren Fleiß, deſſen Früchte kein Despot mehr unerſättlich aufſchwelgte.

Wie hier eine Landmacht den ſchwächern Völkern gefährlich zu werden drohete, ſo arbeitete ſich eine unternehmende Nation, vorzüglich ſeit dem Protektorate Kromwels, zur Seedespotie hinauf. Die Meere zu beherrſchen iſt Englands Stolz, und alle Völker, die Sklaven der Bedürfniſſe ſind, welche es ihnen dann allein um einen beliebigen Preiß abgeben könnte, zu ſeinen Sklaven zu machen, war ſchon lange ſeine hoffnungsvolle Ausſicht. Die Menſchen leicht zu beherrſchen, indem es über ſeine Bedürfniſſe gebieten könnte; ihre Schätze bei ſich zu ſammlen, indem es das Monopolium aller Waaren von drei Welttheilen beſäße — denn nach den brittiſchen Menſchenrechten, ſind doch wohl die Bewohner der weſtlichen Küſte von Afrika nichts mehr, als Waare — blieb immer der Zweck, dem es entgegenrang.

Gefährlicher als jede andere Despotie, wäre gewiß die des Dreizacks, weil man ihr nur durch Entbehren, entgehen könnte; weil der Krieg, den es denn gegen alle Völker durch ſeinen Alleinhandel führte, nicht wie der gewöhnliche Krieg, den Sieger mit dem Beſiegten ſchwächte, ſondern jenen in dem Maaße ſtärkte, als er den von ſeiner Willkühr abhängigen Käufer entkräftete. Aber von einem fremden Welttheile her, muſte die Regierung des Sieggewöhnten Englands, den erſten fürchterlichen Stoß auf das Herz ſeiner Schätze und ſeiner Macht erhalten. Eine ſchmerzliche Wunde, welche die mündige Pflegetochter der ſtolzen unmenſchlichen Stiefmutter ſchlug; Brittanien ſteuerte ſie, da ſie das mütterliche Haus verließ, mit aufgeopferten Handelsvortheilen, mit dem hingewürgten Rufe ſeiner Waffen aus, und belaſtete ſich mit einer Nationalſchuld, welche bald in ihrer fürchterlichen Schwere die Regierung zu Boden drücken muß.

Ein Freiſtaat bildete ſich nun in dieſem fernen Welttheile, der andere, auf unſerer Hemisphäre, an Weisheit und Gerechtigkeit ſeiner Verfaſſung übertraf. Unſre Staatsverfaſſungslehre und Politik ward vollkommner, bei der Entwickelung eines vollkommeren Staates.

Die Freiheit und Kultur in Europa, hatte itzt einen ſichern Zufluchtsort, wenn der Despotiſm ſie hier je mit ihrer Vernichtung hätte bedrohen ſollen.

Welchen Antheil die Revolution in Amerika an der in Frankreich hat, haben mehrere Schriftſteller zu entwickeln geſucht.

Vorbereitet waren alſo die Erſchütterungen, welche den Abend unſres Jahrhunderts auszeichnen, und ſo unbeſtimmt der Zeitpunkt ihres Erfolges auch ſeyn mogte, ſo nothwendig war ihr Erfolg ſelbſt. Der menſchliche Geiſt, dringt in allen Zweigen unſrer Wiſſenſchaften auf unerſchütterliche Prinzipien. Die Vernunft ſetzt mit kühnem Muthe ihre Anſprüche durch, und der angeerbte Glaube und die Willkühr verlieren ihre Herrſchaft über ſie. Das ganze Gebäude unſres Wiſſens, hat eine günſtige Reform erlitten, und ſollte es auch nicht ſehr an Schönheit gewonnen haben, ſo gewann es doch an architektoniſcher Feſtigkeit. Die Arzneilehre und Chemie, haben eine beinahe wiſſenſchaftliche Vollkommenheit erlangt.

Die kritiſche Philoſophie ergriff alle Theile unſrer Kenntniſſe zerſtörend, um ihnen, in einer neuen Schöpfung, ſyſtematiſche Haltbarkeit zu geben. So ſtößt alles gegen die politiſche Mißbräuche und die Willkühe der Regierungen verheerend an, und die Vernunft will auch hier ein vollkommnes Ganze, ſie will einen Staat, der ſich auf Gerechtigkeit und nicht auf Uebermacht gründet. Die Vernunft will die Herrſchaft des Geſetzes, und das dringende Bedürfniß vereinigt ſich mit ihr, um das ſchreckliche Gebäude des Despotiſms und des Aberglaubens in ſeinem eignen Schutte zu vergraben.

Es iſt kein Rechtsſtreit, den der gedemüthigte Sklave gegen die Willkühr gegen ſeine Unterdrücker bei einem Gerichtshofe anhängig machen könnte; denn die Uebermacht weiß von keinem Geſetze, als das ihr eine noch ſtärkere giebt. Es iſt der Kampf des lange Betrogenen, des gewaltthätig erniedrigten gegen die Tirannei. Gewalt ſtieß den Schwächern von der Würde ſeiner Menſchheit herunter, Gewalt kann ſie ihm wiedererringen, wo er der Stärkere wird. Zwiſchen einem Volke und ſeinem Bürger, iſt kein Richter möglich. Der Prozeß iſt geendigt, wenn der Bürger eines Staates iſt, was er ſeyn ſoll — frei; indem er nur dem Geſetze gehorcht, dem er ſeine Stimme gab.

Leider! ſind Polſter von Leichen das Bett der Freiheit. Aber wen klagt das Blut der tauſend und tauſend Hingewürgten an? Gegen wen rufen die Thränen der kinderloſen Väter, der verlaſſenen Waiſen und Wittwen Rache? Wer gab zahlloſe unſchuldige Schlachtopfer dem Hungertode, oder einem endloſen Mangel hin, und rief das bleiche Elend in öde Hütten? Die, welche durch die unſinnige Verſchwendung und Grenzenloſe Räubereien empört, ihre ewige Rechte von der Deſpotie zurückfoderten, welche ſie uſurpirte? Oder die, welche in einer Mahlzeit, die zehnjährige Arbeit eines Taglöhners aufſchwelgten, welche in ihren taumelnden Orgien den Fleiß von Provinzen verſchlangen, bei ihren Wohlluſtmahlen des elenden Dürftigen ſpotteten, den ſie mit Hohn von der Schwelle ſtießen, wenn er um

Gerechtigkeit flehete? Ein Volk, welches ſeine unverjährliche Rechte gegen ſeine Tirannen, welche es unter das Thier herabwürdigten, geltend machen will; ein Volk, welches ſeine Freiheit von ſeinen Unterdrückern fodert, die es mit Gewalt an dem Joche der Sklaverei feſtzuhalten ſich bemühen; ein ſolches Volk, tritt gegen ſeine geſetzloſe Herrſcher in den Naturſtand zurück: denn, da zwiſchen ihnen kein Richter möglich iſt, als Gewalt, ſo iſt der Zuſtand in dem ſie leben, ein Zuſtand des Krieges.

Es gilt nicht nur die Sache eines Volkes, ſondern die unſres Geſchlechtes. Die Auffodrung war an alle große Seelen unſrer Zeit, ſich dem Beſten ihrer Brüder zu weihen. Die Minderjährigkeit der meiſten Nationen, übergiebt dem Genie und der Tugend die Vormundſchaft über ſie. Retten oder untergehen, dazu muß die Großmuth ſich kühn entſchließen, wenn der Eigennutz zwiſchen Partheien wankt, und Verluſt und Gewinn ängſtlich berechnend, unentſchieden des Ausgangs harret. Wer ſein

Vaterland liebt, wer die Menſchheit mehr lieben kann als ſich, dem genügt es, den Saamen beſcheiden geſtreuet zu haben, welcher vielleicht der ſpäten Nachwelt erſt zur reifen Erndte aufſchießt. Das alte Gebäude liegt bis in ſeine Grundveſten zertrümmert im Schutte. Aber die Zeit der Ausſaat kann die der Erndte nicht ſeyn. Wir wollen den ewigen Geſetzen der Natur nicht vorgreifen; was am ſchnellſten reift, eilt ſeinem Todte am ſchnellſten entgegen. Die Zukunft giebt oft das zehenfach willig, was man der Gegenwart mit allem Aufwande ſeiner Kräften kaum einfach abzukämpfen fähig iſt.

Die Eitelkeit, ſich durch ſein Werk zu verewigen, auch vielleicht oft eine edle Ungeduld, welche mit dem feierlichen ernſten Gange der Natur nicht gleichen Schritt hält, eine gutmüthige aber nicht weiſe Ungeduld, das Gute mit dem gegenwärtigen Augenblicke verbinden zu wollen, hat während der Revolution ſchon manche kranke Frucht gezogen, welche ſaftlos zu Boden fällt.

Die Erſcheinung einer ſolchen Staatsumwälzung wie die fränkiſche, iſt in dieſen Verhältniſſen, in dieſer Totalität einzig. Vielleicht vermag kein menſchlicher Scharfſinn nur ſie zu deuten, vielweniger, daß er ihr Ziel und Ende beſtimmte. Aber ſie muſte werden dieſe Revolution. ſo fürchterlich in ihren Mitteln, welche ſie gegen ihre Feinde aufbot, ſie muſte endlich auch werden, bei welchem Volke ſie auch immer entſtehen mogte. Laſt uns darum nicht unthätig Thränen vergieſen, bei den zahlloſen Schlachtopfern, welche ſie gefodert! Alle dieſe ſchreckliche Greuelthaten, welche ſich in das glänzende Gefolge ihrer Heroentugenden miſchten, die ſie gebahr, können den Zweck nicht ſchänden, welchen der Freund der Gerechtigkeit und Wahrheit in ihr zu erreichen ſtrebt. Laſt uns thätig ſeyn, um ihre glückliche Vollendung zu beſchleunigen. Der Gerechtigkeit, der Wahrheit ſich hingeben iſt Pflicht. Der Feige nur entzieht ſich ihr, beſorgt um den Erfolg der Handlungen, die ſie gebietet. Nur handelnd iſt der Mann an ſeiner Stelle, und Müſigkeit, auch müſiges Denken iſt das Grab der Tugend und jeder edlen Kraft.

Zweiter Brief.

Man muß den Menſchen kennen, wenn man auf und für ihn wirken will, und man darf ihn nur kennen, um ſich zu überzeugen, daß die muthigen Pläne verbeſſernder Reformen, welche die Jugend entwirft, ohne ihre Kräfte gegen den Widerſtand der zu bearbeitenden Maſſe zu berechnen, ſich in liebenswürdige Träume auflöſen. Wenn der Menſch die Frucht ſeiner eignen freien Selbſtthätigkeit wäre! Aber er iſt mehr das Werk der bildenden Natur, und die Gegenwart nähret die Zukunft mit ihren Thorheiten, Gebrechen und Laſtern, und die izige Generation, erziehet die werdende zum ähnlichen Zöglinge ihrer Tugenden und Mängel. Der gewöhnliche Menſch iſt vollendet durch Erziehung, Zeit, Umſtände und Gewohnheit, ehe er ſich fragen kann, wer bin ich, wer könnte, wer ſollte ich ſeyn? So hat er ſich raupenartig eingeſponnen, in die beſchränkte Sphäre ſeiner ihm eigenthümlichen Tugenden und Laſter, Bildung und Stupidität. Er iſt beinahe allenthalben, und beſonders in kultivirten Staaten derſelbe. Was er auch immer für eine Sprache ſpricht, die des Herzens iſt ihm fremde. Welche Religion er auch hat; ſeinem Eigennutze, und ſeinen Leidenſchaften dienen, iſt ihm die heiligſte. Die Sinnlichkeit ſiegt über die Vernunft, und der regelloſe Impuls herriſcher Begierden, unterdrückt die moraliſche Würde unſrer edlern Hälfte. Der tägliche Menſch liegt mit dem Ideale in einem ſteten Kampfe, und der Augenblick der Begeiſterung weicht dem mächtigern Drucke der phyſiſchen Bedürfniſſe.

Der Menſch, der er ſeyn ſollte, und der er wirklich iſt, und immer war, ſtehen in einem ſo auffallenden Widerſpruche, daß auch Aeonen keine Vereinigung ahnden laſſen. Sagt ihm die ewige Wahrheit, daß er frei geboren iſt. Zum Diener glaubt ſich jeder zu gut, zum beherrſchen ſehr wenige, und gewiß die tauglichſten zu ſchlecht. Sklave will keiner ſeyn, aber despotiſch drückt jeder in ſeinem Kreiſe, was ſeine Uibermacht zu erreichen vermag. Das Volk, welches frei zu ſeyn verdiente, war immer frei. Es hat oft einen Sultan, um nicht tauſende zu haben. Wehe dem, der in dieſer Wahrheit eine Apologie des Despotiſms findet! Ihm gilt die aufgeregte Wuth der ſeelenloſen Menge für Reife zur Selbſtbeherrſchung. Der blinde Partheigeiſt vergöttert an ſeinem Idole auch das Verbrechen, und findet an ihm die ausſchweifendſte Thorheit klug. Ich kann an einem Volke nicht liebenswürdig finden, was ich an dem Fürſten haſſe. Sind die Greuelthaten eines wüthenden Pöbels minder häßlich als die eines Nero, weil hier ein Wüthrig und dort tauſende raſen? Daß doch jeder, der mit kühnem Muthe von angebohrner Gleichheit ſpricht, die Hand ſich prüfend an den Buſen legte, ob er wirklich ſo laut für ſeine unterdrückten Brüder ſchlägt, oder für die verwegene Wünſche ſeines Ehrgeitzes!

Ich mögte der letzte Römer nicht ſeyn. Ich mögte den Tirannen des Volkes nicht erwürgen, daß es ſich mit ſeinem Blute einen ſchlechtern kaufen müßte, als der erſte war.

Ich glaube an die heiligen Rechte der Menſchheit, wie ich einen Gott und eine Vorſehung glaube. Aber ſehet, wer iſt der Gott des großen Haufens? Die ewige Barmherzigkeit gegen ſeine Kinder, und die blutige Geiſel ſeiner Feinde, an denen er ſelbſt die Tugend ſtraft. Die Vorſehung, das Kind ſeiner Thorheiten und Laſter, mit der Farbe ſeines Herzens übertüncht, hält mit der Linken das Füllhorn eines unerſchöpflichen Ueberfluſſes über ihn, und ſchwingt mit der Rechten das Schwerd über alle, die er ſeine Feinde nennt. In dieſem unreinlichen Gefäße — Pöbel — trübt ſich auch das lauterſte: die ſanfte duldende Lehre eines Chriſtus artet in wilden zerſtörenden Fanatiſm, und die Freiheit in zügelloſe Frechheit aus.

Auf was ſollte ſich die uneigennützige ſelbſtlohnende Tugend in unſerem feinen, ſinnlichen, aufgeklärten Jahrhunderte ſtützen? Die antiquariſche Thorheit, von der Ewigkeit zu hoffen, was dieſe Welt nicht giebt, iſt auſſer Mode, und die Freuden eines unvergänglichen Paradieſes, ſind gegen eine berauſchte Minute der Gegenwart theuer genug verkauft. Die rothe Farbe gleicht dem Schalle einer Poſaune, ſagte jener blindgebohrne Engländer. Dürfte man den egoiſtiſchen Epikuräer fragen, wem die Tugend ähnlich ſiehet, ihn, der kein Organ für dieſelbe hat?

Wer ſich der Sache des Volkes opfert, wenn ſie die Sache der Gerechtigkeit iſt, harret umſonſt einer ſchönern Belohnung entgegen, als die iſt, welche er in ſeinen Thaten findet. Seine Freiheit iſt eine feile Waare, die ihm der höchſte Preiß abſteigert; ſeine Tugend, ſo ſehr geprieſen von den Rednern des Tages, überlebt ſelten die Stunde der ernſten Prüfung. Der beßre Menſch handelt ohne Rückſicht auf Vergeltung. Er fühlt ſich ſchon glücklich auf einer Bahn zu wandeln, wo Aufopferung und Muth entſcheidet; ihm iſt es ſchon Lohn vom einförmigen, langweiligen Mittelwege ſich entfernt zu ſehen, auf dem er mit jedem ſchalen Kopfe und leeren Herzen zuſammentrift.

Nachruhm! ein ſtärkender Labetrank für den Schwächling, welcher auf halbem Wege ermüdet niederſinkt, was iſt er dem edlern Manne? die Geſchichte hat die aufgetriebenen Waſſerblaſen des Stolzes, der Herrſchſucht und der Kühnheit, aus der Fluth der ſich fortwälzenden Begebenheiten der müſigen Neugierde ans Ufer abgeſezt. Was ſie rettete, iſt ſpielende Oberfläche. Die ſtille Tugend, die einfache Weisheit, und uneigennützige Größe, riß der Strom der Zeit in ewiges Vergeſſen mit ſich fort. Zerſtöhrende Siege, eckle Intriguen feiger Despoten füllen unſre Annalen. Ihre Blätter ſind dem Sturme geweiht, und der verheerenden Peſt. Der milde Strahl der Sonne, der tauſend und tauſend neue Leben ſtillerwärmend aus den Keimen lockt, findet in ihnen keine Stelle, wie die friedliche häusliche Tugend nicht, die mit endloſen Ungemachen kämpft, und die geräuſchloſen Szenen der Freundſchaft und Liebe, und die verborgene Wohlthätigkeit, die in einem Biſſen Brode, welche ſie dem Hungernden reicht, mehr ſchenkt, als Kronenträger je verſchenken konnten. Gleicht die Weltgeſchichte nicht in ihrem feſtlichſten Putze einer gedungenen Metze, welche den Höfen, den Hauptſtädten, und dem Lager nachzieht.

Doch beſſer ſo. Warum die ſtille Würde und die beſcheidene Tugend der gaffenden Menge zur Schau hinſtellen, und dem Gerichte des klatſchenden Müßigganges übergeben, daß er ſie mit Notten voll kalter Billigung, oder hönischen Tadels begleite? Das Gefühl ſeines beſſeren Werthes, nur ſeiner Pflicht getreu, den Geſetzen der Vernunft gefolgt zu ſeyn, iſt ein großer ſchöner Lohn, von keinem fremden Solde überwogen. — O, nimm noch einmal den Schwur von meinem Herzen, Ewiger! Ich bleibe der Tugend und der Sache der Menſchheit getreu. Ich will die ſüßen Phantaſien meiner jugendlichen Träume an meinem Buſen wiegen, wann die klügelnde Weisheit mir die

Heerſtraße des Jahrhunderts zeigt, auf der ſie wandeln, die alles hoffen, verzweifeln, oder ſpotten. An ihnen will ich meine Gefühle aufwärmen, wenn ſie erkalten ſollten in dem Himmelsſtriche, wo nur Rechner gedeihen, welche um die Prozente als um den letzten Beſtimmungsgrund ihrer Thätigkeit fragen! Gerechtigkeit, Wahrheit und Menſchenliebe ſeyen meine Gottheit, das Bild jenes ewigen Gottes, vor welchem wir uns beugen! Wäre ich ſo arm in mir ſelbſten, daß ich von fremder Meinung etwas zu meinem Glücke betteln müßte? Was die Welt an dem Menſchen achtet, iſt nur zu oft die Laune des Glücks. Ich mag das gediegene Gold meines Selbſtgefühls nicht gegen den Flitterkram ihres Beifalls umtauſchen.

Der Sieg ſchleppt ein Heer von Apologeten und Panegiriſten nach ſich. Das war nie anderſt, ſo lange der Thron der Uebermacht angehörte. Aber alle die, welche dem Siege folgen, ſind Tafelfreunde, welche bei dem letzten Tropfen Freudenweins die Schwelle des gaſtfreien Gebers meiden. Sie dienen der Tirannei wie der Freiheit, ſchwören beiden, und verlaſſen beide, gehören zu keiner Partei als der ihres Intereſſe, und wenn ſie an der ganzen Welt zu Verräther werden, bleiben ſie doch ihrem Vortheile getreu. Fluch über dieſen feigen Eigennutz, den ſie Weltklugheit nennen! Wo die Gerechtigkeit der Spott der Mächtigen iſt, und die Wahrheit das Spiel der Lügner, da — da ſich verbinden mit dem Unterdrückten, mit dem Getäuſchten, da, nein — nicht ſiegen! Wo hätte die Tugend, die Vernunft je noch geſiegt? da auch untergehen mit dem Bewuſtſein, erfüllter, Pflicht. Auch dieß Jahrhundert ſoll den großen Sprung nicht wagen, der noch keinem Jahrhunderte in fünf Jahrtauſenden gelang — den Staat auf das Recht zu gründen, und die Freiheit zu befeſtigen, an den Anker der Geſetze; wir ſollen auch die gehofte Erlöſung nicht erringen, wenigſtens auf dieſem Weege nicht, der uns ſo oft empörte, könnte uns dieß von unſrer Pflicht losſagen? Kann das Verbrechen durch eine größere

Anzahl derer, welche ſich deſſelben ſchuldig machen, an ſeiner Häßlichkeit verlieren? Der edle Menſch iſt nie und nirgendswo weder Sklave noch Despote: wo man ihn nöthigen könnte eines zu ſeyn, würde er zu ſeyn aufhören.

Die Herrſchaft der Welt gehörte immer dem, der ſie beſaß. Ihr fragt: ob mit Recht? Führt eine beßre Art, Regent zu werden ein, wenn ihr beßre Bürger ſeyd. Ohne Unterdrückung wäre auch der Begriff von Recht von unſrer Erde verſchwunden. Nur der Schrei der Sklaven, hat den Despotiſm furchtbar gemacht. Ihr Ruf galt aber ſelten der Freiheit und Gleichheit. Unter ihrer Fahne fochten ſie nur für ihre eigne Vergrößerung. Sie hören auf, ihre Lobredner zu ſeyn, ſobald ſie ſelbſt Unterdrücker werden können. Ihr Kampf gilt nicht der Tirannei, er gilt den Tirannen, die ihrer eignen im Weege ſtehen. Alle aufkeimende Sekten, alle mindermächtige Parteien, geben uns dieß Schauſpiel. Als Unterdrückte riefen ſie gegen ihre Unterdrücker die Gerechtigkeit und

Menſchlichkeit an, welche ſie ſelbſt nicht kannten, da ſie fähig waren, zu unterdrücken. Leſet die Geſchichte: ſie iſt das Gemälde des ewigen Kampfes um Uebermacht, nie um Gleichheit. Dieſe iſt die Geburt des Augenblicks, in welchem die beiden Schaalen einer Waage ſich begegnen, wenn die des empörten Volkes, jene des ſinkenden Despoten leicht gegen den Himmel wirft. So arm ſind wir, daß die Geſchichte ohne den eiſernen Szepter der Tirannei, und ohne den Triumph des Laſters, keine einzige ſchöne, große That zu erzählen wüßte! Freilich kein bedeutender Verluſt für unſer Glück, das nie im Geräuſche gedeiht.

Wer könnte ihn lieben den gewöhnlichen Menſchen, ſo oft vom Thiere gezeugt, um noch weniger als Thier zu ſeyn? Eine fette Mahlzeit iſt das letzte, höchſte Ziel der Anſtrengung des Tages. Niederträchtig, feig im Unglücke, iſt er Henker oder Züchtling. War nicht von jeher das Streben aller löblichen politiſchen und religiöſen Einrichtungen, der

Zweck

Zweck aller moraliſchen und geiſtigen Kultur den einzelnen Menſchen gegen die räuberiſchen Eingriffe Aller zu ſchützen? Und wenn dann auch der Staat jenen Grad von Ausbildung erreicht hätte, daß das Schwerd des Geſetzes über dem Kopfe jedes Sünders ſchwebte, wer gäbe auch da noch dem Edlen Schutz gegen die Natterzunge der Verläumdung, gegen den Hohn des ſiegenden Laſters, gegen die blinde Wuth des Aberglaubens und das richtende Geziſche der ſchielenden Menge?

O! wer das fühlte, was das iſt, ein Herz voll jugendlich glühender Liebe dem Menſchen angetragen zu haben gegen Liebe, und ſich gehöhnt zu ſehen; aus einem Sumpfe von ſtinkendem Moore geſchöpft zu haben, wo man die Hand ausſtreckte nach einem klaren Tropfen Waſſer; und das innere Heiligthum ſeines Herzens aufgeſchloſſen zu haben der Heuchelei, und in ihm wüthen zu ſehen den giftigen Peſthauch des Verräthers, der ſich Freund nannte, o, der nimmt ſeine groſen Anſprüche an das Daſein gerne zurück.

Dem Andächtler ein Gotteslästerer zu ſeyn, und dieſem ein Andächtler; der ſinnloſen Wuth für einen Feigen zu gelten, und dem Feigen für tollkühn; von dem Uebermuthe der Erdegötter ſich als einen geſetzloſen Ruheſtöhrer geächtet zu ſehen, und von der Anarchie der wüthenden Menge als ein feiler Söldner der Tirannei gebrandmarkt werden; die Tugend des Republikaners dem Hohne des üppigen Witzes preiß gegeben zu ſehen, wo Nationen vor dem Rocke eines Königs niederknien, das — ja, das ſchreckt den Mann von Gefühl von einer Laufbahn zurück, welche ſich eben ſo leicht mit einer Stelle auf dem Richtplatze als in dem Pantheon beſchlieſſen kann. Und wenn dieſer Mann allen dieſen Angriffen ſeiner Feinde nichts entgegenſetzen kann, als ſeine Unſchuld, welche mit ihrem gerechten Stolze das übermächtige Verbrechen reitzt; nichts, als ſeine Armuth, welche die Schutzwehre ſeiner Tugend und ihr Bürge iſt, was vermag er in dem ungleichen Kampfe?

Der Vernunft ſoll es auch gelingen, die vollkommenſte Geſetze unvergeßlich aufzuzeichnen, wer mag dafür bürgen, daß nicht der Rauſch des bethörten Haufens einen Menſchen mächtiger macht als die Geſetze? Wer will an die mißhandelte Tugend einer Virginia und Lukrezia den Umſturz der Eigenmacht des Tirannen anknüpfen, wenn die Weiber und Töchter des Landes es ſich für übergroſe Ehre anrechnen, Huren der Mächtigen zu ſeyn? Wer will es hindern, wenn die verdorbene Menge der Strenge eines Kato ſpottet, und bei dem Teſtamente eines Zäſars weint, der ſie für den Verluſt ihrer Freiheit mit Gärten und Schauſpielen entſchädigt, ſie, die Gnade ruft, wenn ſie die Broſamen unter der Tafel ihres Herrſchers auflöſen darf, die er mit den Früchten ihres Schweiſſes beladen? Wer will einen Kraſſus von der Linie der Triumviren herunterloſen, wenn eine volle Kaſſe für alle Vorzüge gilt? Friede und Ueberfluß dir geſunkenes Volk, das kein Bedürfniß als das der Sinne kennt! Ich möchte dein König aber auch dein Sklave nicht ſeyn.

Wenn mein Gefühl Begeiſtrung wird bei dem heiligen Namen Freiheit, dann wende deinen Blick ab mit mir von der Geſchichte des gegenwärtigen Geſchlechts. In der Ferne nur ſehen wir das hohe Ideal des vollendeten Menſchen, der nicht frei iſt, weil er keinen Beherrſcher will, ſondern weil er ſich zu beherrſchen weis. Jene Freiheit des Einzelnen, welche die moraliſche Welt unterjocht, und die Selbſtſtändigkeit der Individuen vernichtet, um einem zuſammengezwungenen Ganzen den Einheitsſtempel ſeines Genies aufzudrücken, iſt Despotie. Dieſe Schöpfung der Einheit iſt auf allgemeine Vernichtung gegründet, in der nichts übrig bleibt, als eine verheerte Welt, und ihr Beherrſcher. Die Freiheit andrer achten, iſt die erſte heilige Pflicht des freien Mannes. Wer Geiſter wie rohen Stoff bearbeitet, iſt ein Tirann, und wenn aus ſeinem Tiegel Engel hervorgiengen.

Wohl uns, bedürfen wir dieſer Bemerkungen nicht! Bedürfte ihrer dies Jahrhundert nicht, die Ketten würde der Augenblick löſen, indem es ſie erkennte. Gutmüthige Schwärmer wollen alle Thronen vernichtet wiſſen, vor deren Stufen Nationen knien. Aber ehe der Thron, von welchem unſre Leidenſchaften, Bedürfniße und Thorheiten uns despotiſcher beherrſchen, als kein Sultan je über Sklaven herrſchte, nicht vernichtet iſt, glaube ich an das verkündigte Wunder nicht. Wir ſehen die Kluft, welche den Menſchen von ſeiner Erlöſung ſcheidet, in ſeinem Verderben. Füllen wir dieſe Kluft aus, und er wird ſelbſt den Pfad finden, der ihn zu ſeiner Beſtimmung leitet. Wenn wir Freiheit geben wollen, dann hüten wir uns, daß wir nicht ſelbſt durch dieſe geglaubte Wohlthat mehr rauben, als wir geben wollen. Die Mittel reichen nur bis zum Zwecke, und nicht weiter; und der Weiſe iſt es nur darum, weil er ihre zureichende Giltigkeit zu beſtimmen weis.

Verwahren wir uns gegen jene unſelige Bekehrungswuth, welche allenthalben die Herrſchaft der Vernunft mit Gewalt ausbreiten will, welche nur Wahrheit, nackte Wahrheit duldet. Die Seligkeit des Menſchen iſt ſehr oft das Kind ſeiner Phantaſie, und Wahrheit iſt nicht immer Gewinn für unſer Glück. Laſſe man jedem den Traum, der ihn zufrieden macht. Wahrheit iſt Millionen nicht Erſatz für ihre geträumte Freuden, die ſie mordet. Jene Philoſophen, welche die Vernunft auf Unkoſten unſres Herzens erheben und bilden wollen, vergeſſen nur gar zu oft, daß der Menſch leichter und ſicherer durch das Gefühl geleitet wird, und nur durch die Ueberzeugung, welche ihm ſein Herz giebt, entſchloſſen zum Handeln übergeht.

Knüpfen wir unſre Tugend nie an eine höhere Macht als an uns ſelbſt. Du biſt in dir, und durch dich alles. Unſre Weisheit, unſer Glaube fügt unſre Beſtimmung nichts an. Sei Gaure, Brame, Chriſt oder Gottesläugner; beſuche die Stoa, den Portikus oder

Epikurs Gärten; ſpreche für die groſe Tugend eines Brutus, oder für die glänzende Talente Zäſars. — Du biſt Menſch, und deine Menſchheit ſollſt du retten durch alle die verſchlungene Labirinthe der Irrungen deines Verſtandes, durch alle Stürme deiner Leidenſchaften; und ehren ſollſt du ſie in jedem Menſchenangeſichte. Was du auch immer für ein Bild auf den Altar erhebſt — Menſchheit iſt das erhabenſte, das heiligſte, was du kennſt. Verträgt ſich dein Gott nicht mit der allgemeinſten Liebe zu ihr, ſtoße ihn dann hinunter von dem Altare, er iſt ein falſcher Götze. Gehet er aber Hand in Hand mit deiner höchſten Beſtimmung — Humanität, dann ſei dein Gott, wer er wolle, Brama oder Chriſtus, er iſt der wahre.

Der Zweck des Menſchen liegt in ihm ſelbſten, denn er iſt ein moraliſches Weſen, hat Vernunft und Freiheit. Religion, Kultur und Staatsverfaſſung ſind nur verſchiedene Formen, durch welche er einem höhern Ziele, das er in ſich trägt, entgegen ſtrebt; und ſo kann ſich der Zweck des Menſchen in dem Griechen, Araber, Grönländer und Kalifornier gleich vollenden. Das Individuum gehet für ſeine Selbſterhaltung in ein Ganzes über. Der Menſch wird Bürger, um alle ſeine Rechte und Anſprüche als Menſch zu ſichern. Der Bürger iſt nur Mittel und muß als ſolches dem Menſchen dienen. Die groſe Aufgabe für einen Geſetzgeber iſt demnach, den Menſchen auf dem Bürger zu vollenden, und das Einzelweſen mit der Gattung zu vereinigen. Ohne dieß organiſirt er einen ewigen Krieg oder Sklaverei. Der Zweck der Gattung muß in dem der Individuen liegen. Der Menſch muß mit dem Bürger ſich brüderlich vertragen, denn jener trat in den Staat, um ſich in ihm zu erhalten, und nicht, um ſich in ihm zu vernichten.

Dieſe Grundſätze werden einſt alle Völker feierlich bekennen und ausüben. Wir ſehen jenem erhabenen Zeitpunkte entgegen, indem ſich die Millionen Millionen aller Welttheile in einem Bruderbunde umſchlingen. Wenn wir auch vergehen, ohne dies gröſte Schauſpiel aller Jahrhunderte geſehen zu haben, ſo folgt uns doch das lohnende Bewußtſein bis zum Grabe, daß wir ihm entgegen gerungen.

Seien wir behutſam in dem Gange unſrer Unterſuchung! Nur da darf das Gefühl entſcheiden, wo der Orakelſpruch der Vernunft unbeſtimmt iſt, und von ihm ſeine Deutung erwartet. Sichern wir uns gegen die Schwärmerei unſres geſpannten Zeitalters. Schwärmerei iſt ein ſchöner Zug an einer edlen Seele, aber ſie iſt ſelten gerecht, ſelten billig.

Dritter Brief.

Der Menſch iſt das bildſamſte Werk der Schopfung. Eine weiſe Regierung vermag ihn in einen thätigen und gerechten Bürger umzuſchaffen. Die Natur ſchon legte einen geheimen Zug zum Guten und Schönen in ſeinen Buſen. Die wiederholte Klage über ſeine Selbſucht und ſeinen Hang zur Ungerechtigkeit beweiſt mehr die Schwäche des Geſetzgebers als die Verderbtheit des Bürgers. Hatten Likurg und Moſes keine Menſchen zu bilden? Und doch iſt das, was ſie aus ihnen machten, nur ein roher Verſuch, der uns zeigt, was eine weiſe, gerechte und humane Geſetzgebung aus ihnen machen könnte.

Die Klage über das Verderben des Menſchen ſoll gerechtfertigt ſeyn, wenn die Freiheit, Philoſophie und Religion ſo viele Mittel fruchtlos zu ſeiner Verbeſſerung entſchöpften, als der Despotiſm verſchwendete, um ihn zum feigen, boshaften und abergläubiſchen Sklaven zu machen.

Der Menſch, ſagen die Feinde der Revolution, iſt zur Freiheit noch nicht reif; als wenn ihn dieſelbe Mittel zur Freiheit vorbereiten könnten, welche ihn zum Sklaven erniedrigten. Kann man wohl das groſe Geſchäft, ihn zur Freiheit zu erziehen, der Tirannei und dem Aberglauben überlaſſen? Was der Menſch iſt, beweiſt nicht was er ſeyn könnte. Eine Revolution kann ſeine

Ketten löſen, kann nur ſeine Bildung und Veredlung möglich machen; ihn aber zu bilden und zu veredlen iſt die Sache einer weiſen und gerechten Regierung.

Eine Revolution, welche eine rechtliche Freiheit begründen ſoll, iſt mit der Vernichtung der eigenmächtigen Gewalt nichts weniger als vollendet. Die Geſchichte und die dem Menſchen eigenthümliche Leidenſchaften und Wünſche lehren uns eine mäſige Behutſamkeit in unſren Erwartungen. Unſer Zeitalter verherrlicht vor allen die Ehre, daß es mit edlem Muthe den geiſtlichen und weltlichen Despotiſm bekämpft. Aber das groſe Werk einer Staatsumwälzung iſt erſt geendigt, wenn freie Bürger die Stelle der alten Sklaven beſetzen. Die Staatswiſſenſchaft muß uns die Grundſätze aufzeigen, auf welchen eine freie Verfaſſung beruhet, und die Staatsklugheit muß uns die zufälligen Mittel angeben, durch welche ſie in allen ihren Verhältniſſen geſichert werden kann.

Alle Geſetzgeber des Alterthums, und ſelbſt die Philoſophen in ihren Idealen gründeten den Staat mehr auf die Maxime eines allgemeinen Wohles, als auf das Prinzip des ſtrengen Rechts. So begünſtigten ſie alle einen Theil des Volkes auf Unkoſten des andern, und machten die Ausübung des Rechts mehr zu einer zufälligen Erſcheinung als zur nothwendigen Folge ihrer Grundgeſetzgebung. Alle Freiſtaaten des Alterthums und ſelbſt die Republik des Plato ſind von dieſem Fehler nicht frei. Wir aber bemühen uns die Rechte der Natur unter dem Schutte des mehr als tauſendjährigen Despotiſms und Aberglaubens hervorzuſuchen, und ſie dem Menſchen durch den Staat zu ſichern. Wir wollen jene Vorurtheile zertrümmern, welche die Tirannei begünſtigen, und den gebeugten Menſchen in ſeiner ſtummen Unterwürfigkeit erhalten. Wir wiſſen von keinem Wohle des Staats, wenn der Bürger leidet; für uns giebt es kein Staatsintereſſe, das dem Vortheile der Individuen widerſpricht. Staaten hatten ſich in egoiſtiſche Grenzen eingeſchloſſen; hatten den Schrecken, den Haß, den Eigennutz und die Religion gegeneinander bewaffnet, daß ſie ſich feindlich verfolgten und ſich wechſelſeitig die Ketten ſchmiedeten, in welche ein Despote ſie ſchlug. Aber die Leidenſchaften ſollen keinen Antheil mehr an der Beſtimmung des Schickſals der Völker haben. Die Vernunft ſoll die ewige Geſetze geben, und die Gerechtigkeit ſie ausüben. Es iſt nicht genug, daß man einem Volke, welches ſeine Unabhängigkeit wieder errungen, eine Konſtitution giebt. Man muß die Wunden zuvor heilen, welche ihm der Despotiſm geſchlagen, und die Ungerechtigkeiten ausgleichen, welche er begangen; ſonſt würde eine Konſtitution nur die Wirkungen der Eigenmacht ſanktioniren, und einen Freiſtaat auf die Stützen der Willkühr errichten wollen. Der Menſch muß auf jene Stuffe der natürlichen Gleichheit zurück gebracht werden, von welcher er als Dienſtbothe der Uebermacht, des Reichthums und der Kultur heruntergeſtoßen wurde, dann kann ihm eine Konſtitution ſeine Rechte ſichern, wenn er dieſelbe beſitzt. Ein Volk, das ſeinen Tirannen verjagte, iſt dadurch nicht frei. Ihm einen Freiſtaat ankündigen, heiſt ſeiner ſpotten.

Die ſubtile Unterſuchung des Rechts fügt die Herrſchſucht wenig an. Die überlegene Kraft erniedrigt die ſchwächere zum dienenden Mittel. Der Kampf ungleicher Streiter endigt ſich mit dem Siege des Stärkern, und der Sieg, das weiß die Welt, giebt das Recht, ſo lang die Uebermacht keinen höhern Richter erkennt, als ihre Grenzen. Der Sieg machte Kromwel'n zum Protektor von England. Hätte Katilina geſiegt über die Wachſamkeit des römiſchen Konſuls, Katilina wäre wie Kromwel und Zäſar der vergötterte Retter des Volks geweſen, und Zizero wäre, wie Pugatſchew, durch die Hand des Henkers als ein Verräther geſtorben.

Die Niederländer und Franken waren Rebellen. Siege erhoben ſie wieder auf die Linie rechtlicher Völker, mit welchen ſich diplomatiſiren, Frieden und Bündniſſe ſchließen läßt.

Dieſes ewig herrſchende Recht hat Welttheile entvölkert, neun Zehentheile unſrer Brüder unter die Laſtthiere zurückgeſtoßen, und den Schweiß und das Blut von Nationen ſchwelgenden Tirannen zum Freudenmale aufgetiſcht. O, daß eine ewige Gerechtigkeit die ſpaniſche und engliſche Sünden in den beiden Indien nicht nachzählt, und die zahlloſen Morde der uns ebenbürtigen Schwarzen und die Thränen und Seufzer der Unterdrückten! Eine endloſe Hölle verarmte mit allen ihren Qualen an den Verbrechen des Despotiſms und des Luxus, wenn ſie gleich vergelten ſollte.

Wir ſehen allenthalben die blinde Wuth, die Verſchlagenheit und das Verbrechen ſiegen. Jedes Blatt in der Weltgeſchichte iſt eine Trophäe der Kühnheit und dem Laſter errichtet. Die einzige Rechtfertigung des Tirannen liegt in der Erniedrigung des Menſchen. Mögen wir ewig gegen den Despotiſm und den Betrug eifern! Die Sklaven haben Sultane und die Leichtglaubigkeit hat Bonzen gemacht. Rouſſeau beklagt ſich billig über den Kunſtgriff feiler Publiziſten, welche das Recht auf die That gründen. Aber wenn auch die Feder dieſen Trugſchluß enthüllt, wird darum der Degen aufhören, ihn zu wiederholen? Die lächerliche Benennung des ſogenannten Rechts des Stärkern deckt auch ein gewöhnlicher Scharfſinn auf, aber kein Silogiſm wird den Richterſtuhl dieſes Rechts vernichten. Wenn die Menſchen auch aufgeklärt genug ſind, die Vernunftmäßigkeit eines Geſetzes zu erkennen, ſo werden ſie doch immer ſo viel Eigenliebe beſitzen, daß ſie glauben eine Ausnahme zu verdienen.

Es wird mir etwas ſchwer, in dieſem Jahrhundert auf unſrer Halbkugel an Freiheit zu glauben. Die ſüße Hoffnung, die Völker ihrer Minderjährigkeit entwachſen zu ſehen, wird noch lange ein angenehmer Traum bleiben. Die Freiheit, welche einſt an dem Eurotas und der Tyber Helden erzog; jene Freiheit, welche ſich nur an der Seite einer bar-

bariſchen

bariſchen Sklaverei erhalten konnte, iſt für unſre Zeiten nicht; und wer mögte ſie um dieſen entehrenden Preiß erkaufen? Die einfachen Menſchen, welchen Franklin, der unſterbliche, Geſetze gab, Kinder noch in ihren Bedürfniſſen und Wünſchen, in ihren Tugenden und Laſtern, ſahen dieſe Göttin noch einmal in ihrer Mitte, welche mit Aſträen die Erde zu fliehen ſcheint. Wie lange wird ihre Konſtitution die rechtliche Unabhängigkeit des Bürgers zu ſichern vermögen gegen den aufwachſenden Luxus und das Verderbniß der Sitten, welche der Herrſchaft der Willkühr und des Laſters den Weg zum Throne ebnen?

Ich werde bei einer andern Gelegenheit unwiderſprechlich beweiſen, daß keine Staatsverfaſſung möglich iſt, welche die phyſiſche Uebermacht als eine ewig treue Gefährtin mit dem Geſetze vereinigt, und ſo das Recht unbeleidigt in ſeiner Herrſchaft erhält. —

Daß die Sitten eines Volkes die einzige mögliche Bruſtwehre gegen alle willkührliche Gewalt ſind, und daß wir uns ſehr irren, wenn wir glauben, die Römer und Griechen habe der Vorzug und die Weisheit ihrer politiſchen Einrichtungen auf einige Menſchenalter frei erhalten; daß im Gegentheile ihre Freiheit die Frucht ihrer Sitten und eines Zuſammenfluſſes von günſtigen Umſtänden war, welche ſich vielleicht nie mehr in dieſer Verbindung wieder finden, und daß ſich ihre Freiheit nicht ſelten durch ſie ihrer mangelhaften Staatsverfaſſung zum Trutz erhielt. —

Daß es die ſchwerſte Aufgabe für den Geſetzgeber und Staatsmann iſt, den Reichthum und die Freiheit, den Ueberfluß und die guten Sitten eines Volkes zu vereinigen, und den Luxus itzt zu verbannen, ohne den Handel und die Betriebſamkeit zu zerſtören. Ich werde zeigen, daß, ohne die praktiſche Auflöſung dieſes Problems, politiſche Freiheit Chimäre iſt.

Das große Lieblingsthema unſrer Politiker — Moralität und Immoralität des Volkes, werde ich ſelten berühren. Seine Handlungen ſind nicht Reſultate des Nachdenkens; es wird durch Gefühle, und nicht durch Begriffe beſtimmt. Das Motiv ſeiner Thätigkeit iſt mehr ein natürlicher nöthigender Impuls als überlegte Verbindung der Mittel zu einem Zwecke. Das Volk hat eine gewiſſe Summe ſich immer gleicher Bedürfniſſen. Die Art und Leichtigkeit dieſelbe zu befriedigen, beſchäftigt es beinahe einzig. Seine ganze Exiſtenz drehet ſich in dieſem engen Kreiſe umher, den es ſelten überſpringt. Die ihm eigenthümliche Bildung muß ſich in dieſe Sphäre zurückziehen, wenn ſie wirken ſoll. Die einzige allgemeine und dauerhafte Umſchaffung der ſogenannten Volksmoralität iſt nur durch die Beſtimmung der Art und Menge ſeiner Bedürfniſſen, und der Leichtigkeit ſie befriedigen zu können, möglich.

Die Philoſophie hat die Rechte des Menſchen beſtimmt, und auf die des Bürgers gegründet. Die Vernunft hat die unverwerfliche Urkunde der mit der Menſchheit unzertrennlich verbundenen Vorzüge unter dem Schutte von tauſendjährigen Vorurtheilen, thieriſcher Stu pidität und feiger ſklaviſcher Entartung hervorgeſucht. Das Recht ſeiner Selbſtbeſtimmung — das Recht keinem Geſetze zu gehorchen als dem er beiſtimmte; und das Recht jeden ſeines gleichen zu dem zu verbinden, zu was dieſer ihn verbinden will; dieſe Rechte ſind jedem Vernunftsweſen ohne Widerſpruch zugeſagt. Die einzige bis itzt noch durch keine Staatsverfaſſung aufgelöſte Frage iſt: wie dieſe erkannte Rechte ihm erhalten? Das reine Natur- und Staatsrecht iſt bei ſeinen unverkennbaren Mängel der Politik doch um einige Jahrhunderte vorgerückt. Die kühnſten und aufgeklärteſten Staatsmänner, welche die Rechte der Menſchheit mit unerſchrockenem Muthe und einer nöthigenden Evidenz vertheidigen, verlieren ſich in unzählige Widerſprüche in der Frage: durch welche Mittel läßt ſich die Freiheit und Gleichheit ſichern?

Rouſſeau ſagt *): der Menſch iſt frei geboren, und allenthalben in Ketten. Da glaubt

---

*) Du contr. Soc. Chap. I. Wenn man den Staatsrechtslehrer Rouſſeau von dem Staatsklugen

einer Herrſcher von andern zu ſeyn, welcher mehr Sklave iſt als ſie! Woher dieſe Veränderung? Ich weiß es nicht. Aber das iſt grade das Problem, welches der Politiker ſich auflöſen muß, wenn er dem Menſchen im Staate ſeine rechtliche Freiheit ſichern will. Der Arzt mag mir das vollkommenſte Bild der blühenden Geſundheit mit den reitzendſten Farben mahlen; kennt er den Grund meiner Krankheit nicht, und weiß gegen dieſelbe keine Mittel, dann hat er nichts mehr gethan, als mir die Größe des Uebels in ſeiner ganzen fürchterli-

---

kennt, dann ſind ſeine politiſche Arbeiten Meiſterwerke eines tiefen Verſtands und unerſchöpflichen Scharfſinns. Als Philoſoph, wenn er die reinen Grundſätze ſeiner Wiſſenſchaft behandelt, irrt er ſelten, öfter aber in ihrer Anwendung. Man vergleiche die Politik des Ariſtoteles und aller jener, welche ihm nachfolgen, und die Werke eines Grotius, und die Diskourſes des edlen Sidney, wie die die Menſchheit ſchändende Paradoxen des Hobbes mit dem geſellſchaftlichen Vertrage — welch ein Abſtand!

chen Geſtalt gezeigt, ohne es heilen zu können. Das Staatsrecht ſtellt uns das reine Ideal eines vollkommnen rechtlichen Staates auf. Das mögte nun wohl die größte Schwierigkeit nicht ſeyn. Aber die Wirklichkeit dieſem Bilde der Vernunft anzupaſſen; die Geſetze dem Charakter und der Lage eines gegebenen Volkes anzuſchmiegen; der Seele der Geſetze durch die Organiſation der Gewalten den leichteſten und dauerhafteſten Körper umzuhüllen; zwiſchen einer Nation als beſtimmten Erſcheinung und dem Geſetze als Ideal der Vernunft das wahre Verhältniß zu finden, da — da mögte der verſteckte Knoten liegen, den die höchſte Weisheit mit geprüfter Erfahrung vereinigt nur langſam aufzulöſen vermag.

Vierter Brief.

Wenn ich mir auflöſen könnte, zu was der Menſch geſchaffen iſt? wenn mir einer den leitenden Faden der Ariadne lieh, in dieſem verwickelten Labyrinthe ?? — Die Foderungen der Vernunft mit den Anſprüchen meiner Sinnlichkeit zu verſöhnen, das iſt grade das große Räthſel, an dem der menſchliche Geiſt von jeher brütete!! — Und doch iſt es der Menſch, der eines höhern Genuſſes bedarf, wenn das Thier dem blinden Impulſe ſeiner Bedürfniſſe mechaniſch folgt! Wenn nun der Menſch nicht mehr wäre, als das Thier?? — wenn er es wäre, dann wäre es aufgelöſt das Problem, zu was er iſt. Der Maulwurf wühlet unter der Erde ſich ſeine Welt auf, er vermißt das ewige Licht des Himmels nicht, und wer bedauert ihn, daß ihm der herrliche Tag nicht ins Antlitz leuchtet? Wer zum Thiere gebohren iſt, für den höret die Frage auf, warum er die Göttlichkeit entbehre.

Die unermeßnen Wünſche meines Herzens auszugleichen mit den Pflichten meines Gewiſſens; die Freuden dieſes Lebens zu koſten, und den Menſchen adelrein zu erhalten, indem ich mir doch nur genüge, glücklich zu ſeyn, und doch nie zu wanken in meiner Pflicht:

Wie ſchwer wird es den Menſchen mit dem Menſchen, und wieviel ſchwerer noch den Menſchen mit dem Bürger zu vereinigen.

Der Menſch tritt in das Leben mit ſüßen Hoffnungen, die ſein ſehnſuchtsvolles Herz ſchwellen. Der Morgen ſeines Daſeyns glänzt ihm ins fröhliche Antlitz, und in leichten Gewölken, die um ſeine aufgehende Sonne in tauſend lieblichen Träumen ſchiffen, ſpielen alle die Ahndungen künftiger Freuden. Betrogener Sterblicher! des Mittags erdrückende Hitze ſtöret die heitern Phanthaſien der Jugend in rinnendem Schweiſe von ſeiner Stirne. Der welke Blumenkranz ſeiner geträumten Freuden entblättert ſich in ſeiner Hand, und umſonſt benetzt ihn die brennende Thräne, die ihm ſeine jugendliche Blüthe nicht wieder zu geben vermag. Und was kann er wünſchen, was kann er wollen der Betrogene, der Getäuſchte, an dem die Welt und ſein liebendes Herz zum Verräther ward? — Müde des edlen Spieles, das er fortſpielt ohne einen Preiß, der ihn lohnen könnte; müde des Daſeins, das ihn ohne eine Hoffnung zum wachen ruft, wo er ſich niederlegte, in der ſüßen Erwartung nicht wieder aufzuſtehen; müde auf dem Markte des Lebens müßig dazuſtehen im Gewühle der Leidenſchaften und Wünſche, wo das Laſter ſich des Gewinnſtes freuet über die Tugend im Bettelkleide; wo man um jeden Preiß noch einen Tag verkauft, der noch weniger giebt als der verlorne. So der Spott der Menge, das Opfer der Verläumdung, von Mächtigen niedergebeugt, von der Boßheit überliſtet, von der Thorheit überſtimmt, iſt ſein höchſter letzter Wunſch — der Tod.

Nein das iſt keine Welt für den Menſchen, der um beſſer zu werden mit jeder Stunde nur die folgende als ein Geſchenk des Himmels annimmt. Zum Wirken iſt dieſe Welt nicht für ihn. Er thue Gutes, wo er es vermag, und trete zurück. Er ſeye in ſich und durch ſich, was er iſt. Seine That iſt ſein Lohn. Liebe geben wir wenigen, Hilfe allen. Wahrheit und Recht ſind die beiden Palladien, die der Menſch um keine Krone verrathen darf.

Freiheit iſt jedem, der Freiheit achtet, denn ſie iſt das Siegel des Höchſten, mit dem er ſeine Werke ſtempelt. Da, wo die Welt uns verläßt, bleibt uns Gott. — O der Gedanke giebt der Tugend ihre Stärke, und dem Elenden Troſt! — Er, der die Welten und Menſchen mit einem Werde ins Daſein rief, er iſt der Vater aller Geſchlechter und der meinige.

Der Menſch war einmal glücklich in ſeinem Leben, einmal lächelte ihn die Freude mit Freudesblicke an. Wer, wer ſchwelgte nicht wenigſtens einmal an dem großen Augenblicke wo ein liebendes und geliebtes Weſen voll himmliſcher Liebe in ſtiller Ergebung ihm an den Buſen ſank? Wo es ſich umſchlang das zweifache Eine mit ſtürmendem Entzücken, und ihre Wonne war das wolluſtbrauſende Konzert des Meeres, wenn es mit wüthender Freude dem Gewitter des Himmels entgegenſtürmt.

Liebe! Liebe! beſeelender Hauch des Schöpfers, durch den eine unermeſſene Welt aufblühete in Kraft und Schönheit, du biſt Gottes Athem, die Seele des Lebens, die Mutter der Tugend. Liebe, ſanfte Schweſter der Unſchuld, heitere Geſpielin der Jugend, du nur giebſt ungetheilt und unerſchöpflich. Der Himmel lächelt in einem unvergänglichen Frühlinge über denen, die Liebe lohnt. Freundesliebe, Liebe des Weibes zum Manne, und des Mannes zum Weibe, Eltern- und Kinderliebe, Vaterlands- und Menſchenliebe ſind Schweſtern eines Hauſes — von derſelben Bruſt geſäugt — Ausgüſſe einer allmächtigen Lebensquelle. — Sie lockt Paradieſe aus todten Wüſten, und Leben ſelbſt iſt ohne ſie ein langſamer Tod.

Welke dann ab, Blüthenkranz der Jugendfreuden, der Menſch hat nur einen Frühling; welke hin; die brennende Thräne, welche dich benetzt, ſie fließt einer ſchönen Vergangenheit! Der Menſch, auch der liebende Menſch hat nur einen Frühling! Der fruchttragende Sommer iſt der Todesbote, der den nahen Winter verkündigt, welcher das abwelkende Leben zum Grabe trägt.

Verlorne Tage kann auch Gott nicht zurückrufen. Der Menſch ſpielt das Spiel des

Lebens — gewinnen um zu verlieren, immer fort. - Altert er für eine Freude, denn verjüngt er ſich für eine andere; aber dich beweine ich, den ich Bruder nennen darf, der verloren, um nie mehr zu gewinnen.

Du biſt nicht glücklich? Aber zu was auch ein Glück, um das die Menge buhlt! Du biſt zum Dienſte dieſes Götzen nicht geſchaffen, vor dem die Welt ſich auf die Knie niederläßt, um eine Gabe zu erbetteln, die ſie aufſchwelgt im berauſchten Jubel, weil ihr ſinnloſer Taumel für Seelenruhe gilt. Ich leſe in deinen Augen den ſtillen Gram und das empörte Gefühl gegen die feige Sklaverei, und den Uebermuth blutdürſtiger Gewalthaber, und den Groll gegen das herrſchende Laſter, das Verbrechen und die Dummheit, das du unter affektirte Gleichmuth zu verbergen ſuchſt.

Der Menſch im Schooſe der Liebe gezeugt, an den Brüſten der mütterlichen Liebe genährt, erhalten durch Liebe in ſeinem kraftloſen pflanzenartigen Gedeihen zum empfindenden Weſen, daß er dankbar Liebe mit Liebe einſt vergelte, warum iſt er nicht glücklich? Die Natur iſt eine Kette ſich in Liebe umſchlingender Weſen. Die reinſte Harmonie ſpielt in dem kräftigen Aufſtreben nach Genuſſe lechzender, im Genuſſe ſich verſchwiſternder Geſchöpfe. Wo iſt Armuth in dem herrlichen Tempel Gottes? Bietet nicht die ganze Natur ihre Kräften auf, und läßt keinen Tropfen Waſſer ohne Gedeihen hinrinnen, um unſre Wünſche zu ſättigen! Wo iſt der Dürſtende, dem ſie nicht eine Quelle zur Seite ſchuff, daß er ſeine brennende Lippen kühle? Liebe und Eintracht umſchlingt mit ihren Blumenbanden das zerſtreute Vereinzelte zu einem ſchönen Ganzen. Das grenzenloſe All iſt ein Konzert ineinandergreifender Wohllaute. O, wenn es der Menſch verſtünde, glücklich zu ſeyn! Die Natur badet ihn in einem Strome von Wonne. Ihm giebt der Frühling ſeine Pracht, der Sommer ſeinen Ueberfluß, und der Herbſt ſeinen Reichthum zum freudigen Genuſſe. Aber ſein verdorbenes Herz hungert im Ueberfluſſe, und das Vergnügen ſpottet ſeiner in der Stunde der ſchwelgenden Wohlluſt.

Der Menſch hebt ſeine Welt mit der Größe ſeines Geiſtes zum Himmel empor, oder ziehet ſie tief in ſeine Niedrigkeit zu ſich herab. Sie iſt ein Spiegel, in dem wir die Geſtalten unſres Geiſtes und Herzens wiederſehen. Blickt unſre Armuth in ihn, dann ſieht ſie uns wieder aus demſelben an. Quillt die reiche Quelle des kräftigen Lebens nicht in unſerm Innern, dann ſchöpfen wir mit dem Eimer der Danaiden auſſer uns.

Was die Natur geben konnte, gab ſie allenthalben. Die Oekonomie Gottes iſt die des beglückten Mittelmannes. Wenn er unter ſeine Kinder theilt, giebt er keinem zu viel, um keinem zu wenig geben zu müſſen. Jeder iſt an ſeine erwerbende Kräfte als an ſein gröſtes Erbtheil angewieſen. Und dieſe erwerbende hervorbringende Kraft, iſt ſie nicht das Prisma, in welchem der Lichtſtrahl unſres Glücks oder Unglücks ſich mit allen ſeinen Farben bricht? Ja, jene Weiſen, welche behaupteten, auſſer unſerm Geiſte gäbe es kein abſolutes Daſeyn, waren einer groſen Wahrheit nahe.

Der Staat hat keine Bürger, weil er keine Menſchen hat. Mag man ſeine Verfaſſung durch tauſend kühne Verſuche einer Verbeſſerung entgegen zu bringen ſtreben; bleibt der Menſch derſelbe, dann wechſelt nur der Name und die Form. Hat uns die Erfahrung nicht gelehrt, daß der Despotiſm, der ſich bei trocknem Brode auf einem ſchmutzigen Strohlager wälzt, oft fürchterlicher iſt, als der verſchriene königliche, den freche Dirnen auf wohllüſtigen Ottomannen in Schlummer fächeln? Daß er unter einer einfachen Mütze oft unerſättlicher wüthet, als unter einer Krone? Wollte der Himmel, daß die Freiheit keine ſchrecklichere Feinde zu bekämpfen hätte, als Kronenträger, die Gründung einer Republik wäre ſo leicht, als die Anordnung einer Schlacht. Hier in unſrer Bruſt herrſcht der unbändige Wüthrich, der mit dem Pfluge des Nachbars feindlich zuſammentrift, wenn er keinen Szepter zu lenken hat; der den ewigen Krieg in dem kleinen Kreiſe von Familien wiederhohlt, wenn ihm keine Millionen zu Gebote ſtehen. Wie wenige lieben die Freiheit ohne perſönliche Abſichten, nur um ihrer ſelbſtwillen! Wie ſelten ſind die Edlen, welche gegen die Tirannei ſich waffnen, um die eigenmächtige Willkühr aus der Mitte der Völker hinwegzutilgen! Der Enthuſiaſm für angeborne Gleichheit iſt oft, ſehr oft der Kampf der Niedrigkeit um einen höheren Wirkungskreiß. Ich will nicht entſcheiden, ob die krampfhafte Spannung unſres Zeitalters, und ſein gährendes Aufbrauſen gegen alle Schranken, von Kraft oder gar von Veredlung des Karakters zeige; aber ich liebe den Menſchen, der die Sphäre, in welcher er wirkt, ganz umfaßt. Gewiß hat jeder einen hohen Beruf, wenn er das ganz iſt, was er in ſeinen Verhältniſſen ſeyn kann, und ſeyn ſoll. Wer nach einem größern Wirkungskreiſe ſeufzet, beweiſt mir beinahe immer, daß er den kleinen nicht auszufüllen weiß.

Die unbemerkte häusliche Tugenden ſind mir die wertheſten. Wer ganz, ganz Gatte, Sohn, Bruder und Vater iſt, iſt ein guter Bürger, und kann auch dem Staate Vater werden. Die Tugend hat für ihn in ſich ſchon den hohen Preiß, der des Kampfes um ſie würdig iſt. Er bedarf der Bewunderung der Menge nicht, um gerecht zu ſeyn. Sein Gang iſt feſt, ſein Auge ſicher; denn was den Menſchen irre leitet, iſt ſeltner ſein Kopf, als ſein Herz. Jede ſeiner Thaten ſcheut den ernſten Blick der Prüfung nicht; und ſie iſt die nämliche, ſie mag geſehen, oder übergangen werden.

Der Ehrgeitz wankt wie ein biegſames Rohr, unter dem wechſelnden Hauche der öffentlichen Meinung. Der Welt will er alles ſeyn, darum iſt er ſich ſelbſten nichts. Das Händeklatſchen ſeiner Bewundrer iſt der Maaßſtab ſeiner Ehrlichkeit, und ſeines Fleiſes. Er iſt ein Gecke des Tages, mit dem er auch untergeht. Der Schein iſt ihm die Sache, der Wahn ſein Geſetz. Münze iſt ihm, was klingt. Wird er geſehen, dann ſchraubt der täuſchende Werth ſich auf gewagte Stelzen, aber aus dem Blicke des Haufens, fällt er in ſein leeres Nichts zurück.

Deſſen Wange nicht bei einer kleinen Lüge von Röthe glüht, dem wird Scham nie das Angeſicht färben, und wenn er die heiligſte Wahrheit zur feilen Metze macht. Wer ſeinem Bruder ohne Bedenken einen Biſſen Brod vom Munde ſtiehlt, dem fehlt nur der öffentliche Schatz, um ſein Vaterland um Millionen zu betrügen. Wer das äuſſre Geſetz braucht, um Verbrechen frei zu ſeyn, der iſt ein Verbrecher, wo er es ſtraflos ſeyn kann; und um dieß zu ſeyn, darf er oft nur ihre Anzahl unverſchämter häufen, und ihre Größe gewiſſenlos verdoppeln. So müſte ich den Mann beobachten, wo er ſich unbeobachtet glaubt, um ihn zu kennen.

An dieſem Maaßſtabe dörfen wir wohl die wenigſten unſerer Helden prüfen. Der Menſch, welcher nicht ſchaffen kann, will ſich in der Vernichtung ein Denkmal bauen. Dieſer Weeg, ſeinen Namen bis auf die ſpäte Nachwelt zu übertragen, iſt kürzer und auch weniger beſchwerlich. Was Tauſende mit langſamem Fleiſſe durch Jahre baueten, kann in einer

Stunde die Fackel eines Mordbrenners in Aſche legen. Der Hagel vernichtet in einer Minute, was Millionen Hände pflanzten. Wer kann dem ſtillen Fleiße den Schweiß in Tropfen nachzählen, den er vergoß? Aber die Vernichtung ſteht da, als ein Werk. Der Menſch vergißt Wohlthaten leichter, als das Uebel, welches man ihm that; und es giebt ja Völker, welche dem böſen Geiſte opfern und nicht dem guten. Hat Typhon nicht immer ſeine Stelle neben Oſiris behauptet, und Ariman neben Ormuzd? — Gehen wir vorüber an dem Gemälde, welches uns den Menſchen in ſeiner ungeſchminkten Nacktheit darſtellt! Soll ihm auch nur ein ſchwacher Nachklang von Liebe, nur Mitleiden in unſerm Herzen übrig bleiben, dann dörfen wir ihn nicht ganz in der Nähe ſehen. Wohl uns! daß die wenigen Edlen in ihrer Göttlichkeit uns mit einem Geſchlechte ausſöhnen, das weder auf die Achtung, noch auf die Liebe eines beſſeren Mannes einen gerechten Anſpruch hat. Liegt in dem ſtillen Händedrucke eines Biedermannes, und in dem zufriedenen Lächeln ſeines Beifalles, nicht höherer Lohn, als in dem betäubenden Jauchzen der ſeelenloſen Menge? Nein, der große Mann kann niemal Sklave ſeyn, auch nicht Sklave des Volkes, das ſelbſt beherrſcht von ſeinen Launen und Thorheiten, dem Drange von Zeit und Umſtänden ſklaviſch dient; dem angeerbter Glaube, das todte Wort, und nicht der Sinn, nur Formulen, nicht der Geiſt des Geſetzes eigenmächtiger gebieten, als das Ungeheuer von Marokko ſeinem ſchwarzen Reiche gebietet.

O! in dem Menſchen wohnt viel Gottheit! Dies göttliche auszubilden in uns, giebt es unſerm Daſein nicht erſt ſeinen Werth? Dies Göttliche zu genießen in einer gleichgeſchaffenen Seele, das iſt Wonne, welche keine ſinnliche Freude erreicht. Zum herrſchen ſchuf die Natur den Stärkern. So gab ſie der Menſchheit Könige, die ohne prieſterliche Salbung, und ohne Thronen, in ihrer Größe ihre angebohrne Würde tragen. Aber ihnen heiſt herrſchen, den Stempel ſeines Weſens, in Freiheit auf ſeines gleichen prägen, wo die plumpe Despotie zu herrſchen glaubt, wenn ſie mit eiſerner Fauſt den Schwächern zu Boden ſchlägt.

Doch eilen wir hinweg von dieſem Schauplatze des ewigen Kampfes der Freiheit und der Despotie! laſſen wir die willenloſe Menge eine Ruthe züchtigen, welche ihre Thorheiten und Laſter von ihren Tirannen erbetteln! Wird der edelſte der Menſchen, ein glücklicherer Prometheus, dem Volke jenen geiſtigen Funken humaner Bildung einhauchen, daß jeder Bürger die Rechte aller andrer, wie ſeine eigne achtet?

Menſchen zu ſeyn, iſt unſre heiligſte Beſtimmung. Jedes Weſen pflanzt in ſeinem ganzen Daſein an der zarten Blume — Freude. Wo ſie gedeiht, auch für einen andern gedeiht, ſeyen wir glücklich mit dem glücklichen. Es fließt ſo manche Thräne, welche unſre Theilnahme zu trocknen vermag. So manche Wunde blutet im Verborgenen, für welche unſer Mitgefühl lindernden Balſam geben könnte. Laßt uns dem mit unſerer Hülfe entgegeneilen, der ihrer bedarf. Beſitzen wir nicht Uiberfluß genug, um den Dürftigen zu retten, dann kann unſrer beſſrer Rath, unſre reifere Erfahrung oft mächtiger wirken, als Gold. Der Keim einer erhabenen Wahrheit, eines ſchönen Gefühls, in eine unverdorbene Seele gepflanzt, lohnt nicht ſelten mit einer reichen Erndte. Warum wollten wir einen beſchränkten Garten veröden laſſen, weil wir nicht fähig ſind, ein viel umfaſſendes Land urbar zu machen? Können wir für das Glück von Nationen nicht thätig ſeyn, ziehen wir uns in den engen Kreis unſers ſelbſt und der ſeltenen zurück, die uns ähnlich ſind; dann werden wir in dem verborgenſten Winkel unſres Hauſes Freuden finden, welche wir auf der glänzendſten Stuffe bürgerlicher Ehre vergebens ſuchen. Iſt die ſtille Wonne unſres Herzens nicht mehr werth, als der Taumel erborgter Wohlluſt? O! ſo manche Thräne unbemerkt geweint, am Buſen der Liebe, in den Armen der Freundſchaft geweint, wiegt ein ganzes Leben von rauſchenden Vergnügen auf!

Glückſeligkeit iſt freilich keine Pflanze, welche in unſrer Welt gedeiht. Die ſchönſten Blüthen reifen ſelten zu Früchten, und unſere ſüßeſten Erwartungen löſen ſich in Täuſchung auf; je reicher unſer Herz an lieblichen Hoffnungen iſt, deſto ärmer iſt die Welt, ſie zu befriedigen. Wir können nicht rein glückſeelig ſeyn in einem Leben, das wechſelnd ſelbſt die Tugend an der Seite eines Fehlers zeigt, das durch Vernichtung nur ſchafft, die Thräne mit Wohlluſt tränkt, und die Freude dem Schmerze vermählt. Der Genuß wird von dem Bedürfniſſe gezeugt, und ein erfüllter Wunſch ohne ein vorhergegangenes Entbehren, iſt ein Widerſpruch. So kann das ſchönſte Leben nur dem ſchönſten Gemälde gleichen, in welchem Licht und Schatten ſich am lieblichſten miſchen. Aber edle Seelen genieſen ein Glück, das keine Macht zerſtöret, keine Laune des Schickſals vernichtet. Es iſt nur das Loos des Gott-ähnlichen Menſchen, der ſich in ſeiner

Gottähnlichkeit belohnt – das Bewuſstſein ſeines innern Werthes, das ſtolze Selbſtgefühl der Unbeflecktheit ſeines Gewiſſens.

Der beſſere Menſch hat Vergnügen edlerer Art, als die der Sinnlichkeit. Läge in ihnen der Zweck unſres Daſeins, wie könnte bei einer groſſen Seele das Entbehren zum reicheren Genuſſe werden, als der Genuß ſelbſt? Die Blume der ſinnlichen Freude pflückt der Weiſe im Vorübergehen. Sättigung iſt die Natter, welche die verweilende Hand verwundet. Ihr tödtendes Gift iſt Eckel. Nur das lohnende Gefühl erfüllter Pflicht iſt unvermiſcht, und wächſt mit dem Genuſſe.

In uns ſelbſt tragen wir unſer Paradies und unſre Hölle. Was kann uns eine Welt ſeyn, die in dem ewigen Wechſel ihrer Bilder, welche auf dem Spiegel unſerer Seele abſtrahlen, an uns vorüber gleitet? Aber wir bleiben uns durch alle Verheerungen, welche die Zeit in der Natur bewirkt. Wir ſind uns unſre Welt am Grabſcheide, oder auf dem Throne. Die Stelle kann wechſeln, auf der wir thätig ſind, aber wir ſind die ewige beſtändige, Selbſtſchöpfer, wo wir ſind, die den Himmel über die Trümmer eines zerſtörten Erdkreiſes hervorrufen, und die Qualen eines Verdammten, auf die weichen Polſter der ſchwelgenden Wohlluſt tragen. Mag die Vernichtung auf jede unſrer Pflanzungen mörderiſch lauren, und den Augenblick hinter uns in unſerer That erwürgen, die Vergangenheit iſt unſer, wie die Gegenwart. Die Fußſtapfen des Wanderers, kann ein leiſer Wind verwehen, die Reiſe iſt ſein, ihm bleibt die Erinnerung. Gehen wir unſren Pfad, uns ſelbſt und unſerer Pflicht getreu. Der Zufall ſoll uns verzögernd, uns den Weeg nicht vertreten. Die Schuld, die wir als Bürger abzutragen haben, iſt klein, thun wir uns ſelbſten nur genug.

Fünfter Brief.

Die Philoſophie fühlte beinahe immer den heiligen Beruf in ſich, den ſinnlichen Menſchen tief herunter zu ſetzen unter den geiſtigen; und nicht ſelten hielt ſie es für den höchſten Sieg der Kultur, ihn ganz zu vernichten, um die unumſchränkte Hoheitsrechte der Vernunft, über das Thier deſpotiſch geltend zu machen.

Der Menſch iſt beſtimmt, ein rein moraliſches Weſen zu werden. Er ſoll ſich beſtreben, dieſem Ziele entgegen zu ringen.

Dieſe Behauptung ſagt aber etwas anderſt, als daß er gegen ſein eignes Daſein kämpfen, ſeine eine Hälfte vernichten ſoll, um die Herrſchaft der anderen zu ſichern.

Die ſchönſten Freuden unſres Lebens, ſind an die Sinnlichkeit feſtgeknüpft. Unſer Daſein ſelbſt, band die Natur an ſinnliche Freude. Unſere Bildung zum edelſten, heiligſten Menſchen, geht durch die Sinnlichkeit. Die Anſchauung zeigt den Gedanken, und der Verſtand nährt ſich von der Empfindung. Was wäre aus dem menſchlichen Geſchlechte geworden, hätte das Gefühl von Recht und Pflicht, von Tugend und Laſter, nicht die erhaltende Vormundſchaft über daſſelbe übernommen, bis die Vernunft dieſes einfache Gefühl zum Begriffe erzogen hatte? Die innere ſelbſtthätige Kraft — der Geiſt wandelt mit dem Thiere brüderlich, und iſt ſtark mit ihm, und erkrankt mit ihm, wie ſeine Wirkſamkeit an die ungeſtörte Wirkſamkeit der Oekonomie des Körpers gefeſſelt iſt. Unſre Neigungen und Leidenſchaften, ſind Reſultate der Sinnlichkeit. Die ganze Beruhigungsart der Erſcheinungswelt — Schmerz und Vergnügen, Heiterkeit und Trübſinn, und ſo alle geſellige Tugenden, ſind mehr oder weniger Wirkungen unſrer Empfänglichkeit. Ziehet von dem Totalmenſchen den ſinnlichen ab, was mag euch übrig bleiben? Freilich die höhere ſelbſtwirkende Kraft, durch welche der Menſch allenthalben und zu allen Zeiten Menſch iſt. Aber unter dieſen nothwendigen Bedingungen ſeines Menſchſeins finde ich auch ſeine menſchliche Organiſation, weil der Menſch doch ein Weſen von irgendwann und irgendwo ſeyn muß.

Um mich zurecht zu weiſen, könnten die, welche ihren ſklaviſchen Stand auch nicht auf einen Augenblick verleugnen, ſich auf große Namen und klaſſiſche Bücher berufen, die das Gegentheil ſagen. Warum ſollte ich mich aber nicht lieber an die Gottheit ſelbſt, als an ihre Prieſter wenden? Sollten wohl die Sonnenſtrahlen meiner inneren geiſtigen Kraft, weniger erwärmen und leichten, als das geborgte Planetenlicht von fremden Köpfen? Die Wahrheit, ſelbſt die Tugend und die Schönheit, ihre liebliche Schweſtern, ſind die friedlichen Töchter derſelben Ehe, nur Früchte der Uebereinſtimmung mit mir. Meine ganze geiſtige Kraft, iſt eins und ungetheilt. Was harmoniſch mit ihr zuſammenſtimmt, iſt Wahrheit. Was ſie in Diſſonanzen berührt, iſt Widerſpruch. Ich darf doch bezweifeln und prüfen, was ſie lehren. Können ſie mir ihren Geſchmack aufdringen, ohne daß ſie mir ihre Zungen leihen?

Was in der menſchlichen Bruſt allmächtig lebt und wirkt in ungezählten Leidenſchaften, Hoffnungen und Wünſchen, in ſeinem Geiſte flammt und dämmert, in Wahrheit und Träumen, das enträthſelt dem Forſcher kein Syſtem. Wagt die Unterſuchung, das zergliedernde Meſſer an das zarte Gewebe des Lebens, gleich iſt die Seele entflohen, und ihr bleibt der erſtarrte Leichnam.

Welches iſt das Ziel, das der Menſch als ſolcher erreichen ſoll? Der Zweck ſeines Daſeins kann nicht auſſer ihm geſucht werden; denn er iſt ein ſelbſtändiges Ganze, das als moraliſches Weſen das Ziel ſeiner Beſtimmung nur in ſich ſelbſten findet. Aber nothwendige Bedingung irgend einer Anknüpfung der Mittel zu einem beabſichtigten Erfolge, iſt äuſſere Freiheit. Nur durch ſie kann ſich ein vernünftiger Wille erhalten. Freiheit iſt die Mutter des Daſeins. Sklaverei iſt Tod. Ich wüſte alſo, wo meine Welt angieng, in der ich eigenmächtig wirken kann, und wo ſie ſich in ihren Grenzen von der Welt eines anderen ſcheidet, in welche ich, ohne ein geſetzloſer Räuber zu ſeyn, keinen frevlenden Eingriff wagen darf. Ich gehöre mir an. Was ich ſchaffe in mir und durch mich, iſt mein. Den zarten Faden meines Glücks, kann ich nur weiter ſpinnen nach meiner Kraft, ſo gewiß meine Wünſche und meine Ideale, nur in meiner Bruſt entſtehen, und meine Befriedigung nie Befriedigung eines andern werden kann. Wer darf das leichte Saitenſpiel meiner Gefühle und Begriffe willkürlich verſtimmen, und welchem, auch dem größten Künſtler, ſollte es erlaubt ſeyn, nur einen Ton in der Harmonie meines Lebens zu vernichten, weil ihm Diſſonanzen ſcheinen, was mir Wohllaut iſt? Mein Gefühl allein kann das Urtheil ſprechen über das, was es berührt.

Hier alſo ſtünde der Menſch als eigenmächtiger Gebieter. Sein Wohl und Weh iſt ſein ſelbſt geſchaffenes Werk. Kein anderer kann Richter ſeyn über das, was er erkennt und wünſcht. Das Mein und Dein, wäre doch hier wenigſtens ſtreng geſchieden, und Freiheit, das heiligſte, was ich geachtet wiſſen will in mir, und was ich achten muß in jedem meiner Brüder. Der Menſch ſoll Menſch ſeyn. Die Thierheit in ihm, der Gegenſtand der Läſterung aszetiſcher Philoſophie, gehört zu der Menſchheit, wie die Vernunft. Die Sinnlichkeit wird im Kinde zu ihrer fähigen Schülerin erzogen; und wie viele Millionen vergiengen, ohne ihre geheiligte Vorſchriften geleſen zu haben, und lieſen ihren Kreis aus, in welchen ſie die Natur mütterlich angewieſen! Sie waren Menſchen; Menſchen, wie die geachteſten Weiſen aller Jahrhunderte.

Die Vernunft will nur, daß die Foderungen des ſinnlichen Menſchen mit ihren Geſetzen zuſammenſtimmen. Sie will nur Einheit in einem Ganzen. Die Sinnlichkeit darf ihre Anſprüche mit der nemlichen Strenge durchſetzen, wie ſie. Aber die Vernunft, wenn ſie nicht Unvernunft wird, verträgt ſich mit der Sinnlichkeit ſchweſterlich, ſo wahr der Menſch Eins iſt.

Die Natur ſcheint auf die Ausbildung der Vernunft in dem Menſchen nicht ſehr gerechnet zu haben. Allenthalben band und trennte ſie durch ein Gefühl, ohne in den verwickelſten Verhältniſſen des Menſchen zum Menſchen, die bedächtige Entſcheidung des komplizirten Begriffes abzuwarten. Wo die Philoſophie als Sachwalterin der Vernunft, die Geiſter- und Körperwelt in ein Chaos von Widerſprüchen herunterſtieß, erhielt und wirkte das unerklärte und unerklärbare Gefühl. Das natürliche Bedürfniß, ſeines gleichen wie ſich ſelbſt zu achten, bewachte das Geſetz der Sittlichkeit und des Rechts, da die Vernunft auf einem bodenloſen Meere von Zweifeln, ſich ohne Ausſichten herumtrieb. Haß ſcheidet, Liebe einigt. — Liebe, der Zauberring, in dem gleiche Weſen ſich umſchlingen zur höchſten, ſchönſten, menſchlichen Seeligkeit. Kein gewogener Gedanke, ein Blitzſchlag der allmächtig wirkt, theilt und knüpft. So hat die Natur dem Triebe die Welt überlaſſen, bis die Vernunft, ein lang erwarteter Erlöſer, das ewige Geſetz auf den Thron erhebt. Willkührlich herrſcht ſie nie, weil ein gleichgeborner Bruder mit denſelben rechtlichen

Anſprüchen ihr zur Seite ſteht — der ſinnliche Menſch, und die Sinnlichkeit, hat ihre unwandelbare Geſetze, wie die reine Vernunft.

Aber ſie wird herrſchen die menſchliche Vernunft; ohne Einſchränkung wird ſie herrſchen, da ſie als menſchliche Vernunft ſich mit der menſchlichen Thierheit nicht entzweien wird. War das die Vernunft, was die Philoſophen gegen die Sinnlichkeit zum Kampfe reitzte? Nein! das kann ſie nicht ſeyn, ſonſt wäre der Menſch ein getheiltes Weſen, das nothwendig mit ſich im Widerſpruche lebt, und ſeine Exiſtenz wäre Vernichtung.

In dem Menſchen ward ein edleres Thier geſchaffen. Seine Triebe ſind weniger beſchränkt und herriſch. Seine Liebe iſt nicht der wüthende Rauſch einer Minute; ſie iſt ewiges unauflösliches Seelenband, reinſte, ſchönſte Harmonie der Gefühle; der wirkliche Genuß nur ein lauterer Akkord in dem feierlichen Zuſammenklange der Herzen. Freundſchaft und Liebe, wiederholen uns in einem andern Weſen, und in Liebe entſchöpfte ſich der Hauch,

Bayerische
Staatsbibliothek

der aus dem Munde des Schöpfers uns zum Menſchen belebte. Liebe, das einzige, höchſte göttliche, was den Menſchen über alle ſeine Brüder auf der Erde erhebt; was auf der Wage des Werthes unſeres Daſeins, die gehäufte Schaale des Elends eines ganzen Lebens, in einem ſeeligen Augenblicke des Genuſſes gegen den Himmel wirft. Und was iſt ſie, dieſe belebende erwärmende Sonne? jubelndes hohes Gefühl, nicht Rechenkunſt des Verſtandes.

Das Große und Unerreichbare eines Mannes, liegt mehr in dem Geraden, Beſtimmten und Unwandelbaren ſeines Charakters, als in dem Reichthume ſeines Geiſtes. Vergleicht einen Kato, Epaminondas und Ariſtid mit einem Zizero, Perikles und Pompejus. Die einfachſten Mittel leiten am ſicherſten zum Zwecke. Je zuſammengeſetzter eine Maſchiene iſt, deſto zufälliger ſind ihre Wirkungen. Die Veränderung, welche die Aufklärung unter dem menſchlichen Geſchlechte hervorzubringen fähig iſt, gewinnt gewiß nie die Allgemeinheit und Stärke, welche die Beſtimmung unſrer Bedürfniſſe, Leidenſchaften und Neigungen hervorbringen muß.

Das Göttliche des Menſchen ruht in ſeiner Bruſt. Ihr wollt eure verbeſſernde Reform mit dem Kopfe beginnen, und wißt nicht, daß die Vernunft das Echo unſeres Herzens iſt; daß ſie ihm als eine treue Gefährtin, Wehr und Waffen nachträgt? Wo das Herz Donquijote iſt, da kömmt der Kopf als Freund Sancho nach.

Gut ſeyn, um ſeine Pflicht zu thun! Lieben, weil man muß! O ihr Denker, welch eine arme Waiſe iſt eure Vernunft, wenn ihr das Herz abgeſtorben iſt! Der liebte ſein Vaterland, welcher in ihm nicht einen Freund, ein Weib, ein Kind oder doch wenigſtens ſich ſelbſten liebt? Wen liebte er dann, den abgezogenen Begriff?

Die Sinnlichkeit iſt der Stamm, welcher eine geiſtige ſchöne Blüthe treibt. Vergeſſet es nie auf dieſen lebendigen Stamm zu rechnen, wenn ihr beſre Früchte dem Menſchen einzuimpfen gedenkt! So giebt es ſogar eine ſinnliche Andacht, die zu dem Allſchöpfer inniger betet, als der kalte Gedanke, ermattet in dem Kampfe mit der Zweifelſucht, ehe er gereinigt hervortritt, zum Munde und zur Bruſt.

Wenn jedes fühlende Weſen nach Freude ringt, zu was die lebentödtende Zergliederung, wo ihm die Natur, in der Fähigkeit genieſen zu können, eine Anweiſung auf den Genuß gab! Soll der Durſtige an der Quelle noch fragen, warum ihn dürſtet? In unſrer Bruſt wohnt Gott oder Belial, der Ueberfluß des Himmels oder das Elend der Hölle. Dem verſtimmten Ohre klingt die lieblichſte Harmonie nur in Mißlaute entgegen. Wir dörfen der Natur nur folgen, um glücklich und gut zu ſeyn; und ohne ſie iſt alle Kunſt todter Buchſtabe ohne Sinn.

Die Freude iſt ein Kind der Phantaſie in ſtiller Dämmerung erzogen, das an dem ſpähenden Sonnenblicke ernſter Betrachtungen erkranket. Wer mögte dem Menſchen immer die rauhe Wahrheit für angenehme Täuſchung geben? Der müſte ihn nicht kennen, welcher das wollte, welcher es für Wohlthat hielte, den ſtärkenden Glauben in marternde Zweifel aufzulöſen; ihn, der in jugendlicher Kraft die Welt um ſich verſchönert, und die geträumte Wohnung in einem andern Leben, mit den ſchönſten Blumen dieſes Erdelebens ſchmückt, ans Beinhaus und die Gruft zu mahnen, welche ihn erwarten. Wohl dem, deſſen fröhlichen Leichtſinn die Gegenſtände um ihn nur in wohllüſtigen Akkorden berühren! Ich mögte mit rauhen Diſſonanzen ſeine Seele nicht martern, um ihm die Wahrheit aufzudecken. Sehet um euch, ihr, die ihr weiſer ſeyd! Sehet das Kind auf dem Schoſe ſeiner Mutter Freude lallen; noch Kind, in den Freuden des Jünglings und des Manns mit heiterer Geſchäftigkeit, an dem Plane ſeines Glückes bilden; wie es Schöpfers Freuden fühlt in ſeinem kleinſten Tagwerke, das vielleicht der nächſte Augenblick zerſtört. Warum es an dieſen Augenblick mahnen, um ſeine Freude zu vernichten? Die Natur hat eine größere Welt, als die des Menſchen, der Leitung des Inſtinktes übergeben; und da noch hat die Milbe und die Ameiſe ihre eigne Welt, und bildet, und wirkt, und ſpinnt den Faden ihres Daſeins fort, nach eigner Weiſe, und fühlt den Beruf zu ſeyn, und zu genieſen, und kämpft gegen die Vernichtung wie der Geiſt des Menſchen, der zwiſchen Licht und Schatten ringt.

Mögen wir immerhin uns größer dünken, weil wir Freigelaſſene des despotiſchen Triebes ſind! Größer ſind wir, wenn wir beſſer ſind. Die Herrſchaft der Erde ſoll kein Thier dem Menſchen ſtreitig machen; aber giebt ſie nur die Gewalt, dann gehörte auch der Thron der Welt einem Klaudius und Nero.

Mag der müſige Forſchergeiſt den Plan der Natur, und die endliche Beſtimmung des Menſchen entziffern. Ich bin nicht eitel und weiſe genug, es zu wollen. Das Licht, welches meinen Geiſt aufhellt, iſt nur Licht eines menſchlichen Geiſtes; und das Gefühl, welches meinen Buſen durchglüht, nur Gefühl des menſchlichen Herzens. Was iſt, hat für mich eine Anweiſung auf das Leben, wie ich, der ich keine andere aufzuzeigen habe, als mein

Daſein. Die Wahrheit iſt mir heilig, ich würde ſie auch nicht verläugnen, um den Qualen einer Hölle zu entgehen. Aber der mich ſchuff, und alle die lebendigen Geſchlechter, iſt mein Herr, wie der ihrige. Wo er den Inſtinkt zum Führer gab, mag dieſer herrſchen, wo er dem edleren Geſchöpfe eine Welt gab in Träumen und Wahrheit, da mag es leben in der unſchädlichen Täuſchung. Ich liebe meinen Bruder zu ſehr, als daß ich fähig wäre, eine nicht feſtgegründete Wahrheit zu verkünden, wenn auch nur eine Freude dieſe geglaubte Wahrheit nicht überlebte.

Was übergiebt den Keim eines werdenden Menſchen in dem Mutterſchooſe? Was brütet ihn zum kränkelnden Leben mit inniger Sorgfalt aus? Was nährt ihn, den Hilfloſen, mit eignem Blute und bringt ſeiner Erhaltung tauſend zärtliche Sorgen, ſchlafloſe Nächte, und die ermüdende Laſt der Tagesarbeit zum Opfer? Was ſchließt dem Jünglinge in dem Blicke ſeiner Geliebten einen Himmel von neuen namenloſen Freuden auf, verherrlicht die Schöpfung um ihn, und lockt aus ſeiner Wüſte das Paradieß mit ſeinen Freuden? Was zürnt in der großen Seele des edlen Thebaners, wenn er aufgefodert wird, ſein undankbares Vaterland, in welchem er arm lebt, gegen Reichthum und Gemächlichkeit zu verlaſſen? Liebe ſagt ihr; reine tugendhafte Liebe. Aber löſet dieſe Liebe, dieſe Tugend in die unbezweifelten Beſtandtheile der Wahrheit auf, was bleibt übrig an ihr? Auf dieſe gebrechliche Stützen, wie ihr glaubt, bauete die Natur das Leben ungezählter Geſchlechter, und die ſchönſten Thaten der Helden.

Was kündigt ſich uns gewiſſer an, als Vernichtung, die jede Sekunde mit zahlloſen Morden ausfüllt? Entſtehen und vergehen iſt das ewige Schauſpiel, welches uns die Natur giebt. Das werdende Leben iſt auf die Vernichtung angewieſen, und Geburt iſt nur durch Sterben möglich. Wie viele Helden mögen wir wohl zählen, welche dem Todte ohne Grauſen ins erloſchene Auge ſehen? Und doch trägt er ſeine Beute mit jedem Pulsſchlage ſeinem öden Aufenthalte näher. So lang Menſchen lebten, bemüheten ſie ſich jenen Moment des Uebergehens aus dieſem Daſein, mit dem lieblichen Dufte ihrer Träumereien zu umhüllen. Und der verſchönernden Phanthaſie war es ſogar möglich, den ſchrecklichen Tod in einen ruhig ſtillen Jüngling umzuformen, der erſtorbene Leben, über die Gruft der Verweſung, zum glücklicheren Auferſtehen hinüberträgt.

Der Menſch hofft, hofft eine beſſere Welt als die iſt, welche er verläßt; und ſollte der zur Unſterblichkeit gebohrne Geiſt, nicht die Unſterblichkeit hoffen?

Täuſchendes Phantom, Hoffnung! Immer lockt deine Luftgeſtalt den Sterblichen. Die letzte Kraft ſammelt der müde Wanderer, und jagt dem Zauberbilde deiner lieblichen Verheiſungen nach. Mit erſtarrter Hand, reicht der Sterbende noch nach der Urne, in der du die Looſe ſchüttelſt. Die wiederholten Nieten vermehren nur die Wahrſcheinlichkeit des verzweifelten Spielers, endlich doch auch einen Treffer zu greifen.

Und iſt es denn ſo gewiß, daß es zu Ende iſt mit dem letztentflohenen Hauche, mit dem letzten ermatteten Pulsſchlage? Die ſchönſten Blüthen unſrer geiſtigen Kraft ſollten abwelken, ohne daß auch nur eine zur Frucht zeitigte? Alles, was iſt, läuft den Kreis aus, den es begonnen. Der Frühling lockt mit mütterlicher Wärme die Knospe zur duftenden Blume, die der Sommer zur Frucht erzieht. Der Winter ſchließt dieſe erſtarrte Welt in ſeine Eisarme, wenn die ſchaffende Kraft der Natur ſich entſchöpfte; und nur der Menſch, die ſtolze Krone der Schöpfung, ſollte dem ewigen Schlafe des Winters, den kein Frühling ablöst, entgegen ſehen? Er allein ſollte aufſproſſen, um zu ahnden, wer er ſeyn könnte, und vergehen? Der ſchönſte Morgen ſollte ſich enden mit ewiger Nacht, und die Träume eines ſchönern Tages, ſich auflöſen in Täuſchung; und der Geiſt allein ſtünde da, arm, betrogen, die körperliche Welt reich und genieſend?

Dieſes Leben giebt der Tugend ſo wenig, tritt den Edlen hungernd in den Staub, und giebt dem Laſter allen Genuß ſeiner Reitze, zahlt nur den Gauckler, und läßt das ſtille Verdienſt darben. Wie? und das Verbrechen ſchwelgte in ſeinem Siege, und der gekränkten Unſchuld blieben nur Thränen! Nein, das iſt nicht, das kann nicht ſeyn! Laß die Miriaden von Welten, welche ſich durch endloſe Räume der Schöpfung wälzen, zertrümmert ineinanderfallen; wir haben mit den todten Maſſen nichts gemein. Ein Gedanke, ein Gefühl, iſt eine herrlichere Schöpfung, als alle die Sonnen, die in ſtiller Nacht über uns flammen.

Dank dir unbekannter Gütiger, daß du der ſchöpferiſchen Einbildungskraft ſo manchen ſtärkenden Tropfen gegen die Todtesangſt der Wahrheit gabſt! Du meinteſt es doch mit dem armen Sterblichen beſſer, als die Philoſophen uns ſo oft glauben machen mögten.

Vor dem Tribunal der ernſten alternden Vernunft, der ich mit ganzer Seele huldige, wenn ſie ſich mit ihrem älteren Bruder, dem ſpielenden Sinne, nur ſchweſterlich verträgt, mögen dieſe Aeuſſerungen wenig Gnade finden.

Was thats? Mag der ſchulgerechte Denker mich verdammen. Ich hätte das nicht geſchrieben, hätte mich eine müſige Stunde nicht an den Pult verwieſen, den ich ſo gern verlaſſe, wenn nur ein gefallenes Kind auf der Straße um Hilfe ſchreiet. Der gute ſanfte Menſch, der mit uneigennütziger Liebe ſeine Brüder alle an ſeinem großen Herzen trägt, wird mir Dank für dieſen ſchwachen Nachklang meiner Gefühle wiſſen, in denen ſich ſeine eigne Seele ſpiegelt.

Sechster Brief.

Der Moraliſt hat Recht, wenn er für eine gute Handlung keinen andern Grund, als die bezweckte Güte derſelben gelten läßt. Aber der Menſch ein Bruchſtück in Syſtemen, iſt nicht allein moraliſches Weſen. Und doch iſt es der ganze ungetheilte Menſch, mit welchem es der Geſetzgeber zu thun hat. Den Staat auf das Recht zu gründen, eine politiſche Geſellſchaft zu organiſiren, in welchem die Freiheit des Einzelnen mit der Freiheit Aller beſteht, iſt ſein Problem. Jemehr Mittel er in der menſchlichen Natur findet, zu der Auflöſung dieſer Aufgabe zu kommen, deſto leichter und dauerhafter iſt ſein Werk. Er will die Handlung. Der Patriot iſt ihm willkommen, ihn mag nun der goldne Traum von Ehre und Nachruhm zum Helden ſeines Vaterlandes machen, oder er mag die vollbrachte That zu den Füßen ſeines Weibes niederlegen, daß die Liebe ihm den Schweis ſeiner Arbeit von der heiſen Stirne trockne. Der Mann, den der Morgen mit keiner neuen Hoffnung weckt, der arbeitet, um nicht müſig zu leben, kann ein guter Bürger ſeyn. Aber der die Früchte ſeiner Mühe, als ein wucherndes Kapital, in dem Schooſe ſeiner Familie niederlegt, ſtellt dem Staate einen doppelten Bürger, ſeiner Treue und ſeines Fleiſes.

Die Geſetzgeber im Alterthume, ſcheinen den Menſchen wenigſtens beſſer gekannt zu haben. Sie knüpften das ganze mächtige Getriebe ſeiner

Leidenſchaften an ſein Vaterland. In ſeinen Spielen und Vergnügen, wie vor den Altären ſeiner Tempel ſah er ſein Vaterland. Die Staatskunſt unſrer Zeit, welche ihre Vollkommenheit den Plusmachern deſpotiſcher Regierungen zu verdanken hat, ſchränkt ſich gröſtentheils auf die Gewandheit ein, die Einnahme des Fürſten auf den höchſtmöglichſten Grad ihrer Vermehrung zu bringen. *) Geld iſt der Götze

---

*) L'argent étant le moyen de tout, cet auxiliaire de l'ambition, de l'amour, même de l'amitié des princes, sera constamment l'objet de leurs speculations. — Du Gouvernement des finances de france par Montesquieu. Cap. I. Eine in dieſem Fache leichtverſtändliche aber doch lichtvolle Arbeit.

Postquam divitiae honori esse coeperunt, et eas gloria, imperium, potentia sequebatur, hebescere virtus, paupertas probro haberi, innocentia pro malevolentia duci coepit. Sall. Catilina. Der wiederholten bittren Klagen des Tazitus darüber nicht zu gedenken.

J'ai tout, l'argent du royaume, et le tarif de toutes les vertus, ſagte Fouquet beiſend, aber des Jahrhunderts, die erſte bewegende Kraft in der Staatsmaſchiene und die Seele der Völker wie des einzelnen Menſchen. Es war

---

leider! wahr. Wer kennt nicht das ſinnreiche Wortſpiel des Owen:

Divitias et opes *hon* lingua hebraea vocavit.
Gallica gens, aurum, *or*, indeque venit *honor*.

Comment voulés vous, qu'un fils à qui son père n'a jamais vanté que l'argent, qui n'a jamais entendu louer et envier que l'opulence, qui, dans les villes et les campagnes, n'a vû dès son enfance rien de plus méprisé, que l'industrie et le travail; qui sait que les grandeurs s'abaissent, que la riguer des lois fléchit; que les voies des honneurs s'applanissent, que les portes de la faveur s'ouvrent devant la fortune; que par elle et par elle seule, on se soustrait à la force, et on l'exerce impunément, qu'elle décore jusqu'au vice, qu'elle ennoblit jusqu'à la basesse, qu'elle tient lieu de talans, de lumières et de vertus; comment voulés vous, que l'homme, imbu de ces idées, ne confond pas l'honnète avec l'utile? Bélisaire Chap. XIII — Par Marmontel.

repräſentatives Zeichen käuflicher Waaren. Aber uns, die wir alles feil tragen, vertritt es die Stelle von Tugenden und geiſtigen Vorzügen. Es iſt beſſer Bürger im Staate, als Geld im Schatze zu haben, ſagte Kaiſer Hadrian. Welcher Geſetzgeber unſrer Republiken, hat den Muth ſich zu dieſer Maxime eines unumſchränkten Kaiſers des verdorbenen Roms zu bekennen.

Die Erzieher des Menſchengeſchlechtes, Geſetzgeber, Prieſter, Pädagogen und Beamten, ſollten wie jeder Künſtler den Stoff wohl kennen, den ſie zu bearbeiten ſich bemühen; ſollten ihn um ſo mehr kennen, als andere, weil die Materie, an welcher ſie bilden, nicht unbeſtimmtes, willenloſes Materiale, ſondern

freies

Ich müſte ein Drittheil des Rousseau, ganze Bände von Mabli, Montesquieu und den erſten Politikern der neuen und alten Welt abſchreiben, wenn ich ihre bittere Klagen gegen die Allmacht des Reichthums anführen wollte.

freies, ſelbſtſtändiges Weſen iſt, das den Zweck ſeines Daſeins in ſich trägt. Zum dienenden Mittel, darf es kein zweiter Schöpfer erniedrigen, denn aus der Hand des erſten, gieng es als Perſon und nicht als Objekt, welches durch den Meiſel des Bildners erſt ſeine vollendete Beſtimmung empfängt.

Die Art der bildenden Thätigkeit auf Weſen auſſer uns, iſt durch ihre natürliche Anlage ſchon beſtimmt, wie auch der Zweck derſelben. Was der Menſch werden kann, und wie er es werden kann, liegt in der Menge und Stärke ſeiner Kräften. Der Begriff von Perſönlichkeit, muß uns vor allem mit Achtung gegen die mit ihr verbundene Freiheit erfüllen; denn nur mit dieſer gewiſſenhaften Rückſicht auf Freiheit, dörfen wir auf Perſonen wirken, weil ihr Karakter Vernunft und Wille iſt.

Die Natur ſpottet des Zwanges, der ihre Werke nach einem Ziele nöthigt, zu dem ſie nicht die Zuſammenſtimmung ſeiner Anlagen leitet. Die willenloſe Welt, liegt in den unzertrennlichen Banden mechaniſcher Geſetze.

Die Freiheit iſt losgeſagt von dieſem ſklaviſchen Zwange, aber ſie gehorchet einer höheren Geſetzgebung, die in ihr ſelbſten liegt. Der Menſch iſt beiden Unterthan, und iſt als Bürger beider Reiche ein beſtimmtes vollendetes Weſen. Seine Begrenzung umſchließt das weite Feld der Prädikate, welche den Menſchen als ſolchen beſtimmen. So gewiß er ſeine ihm eigne Merkmale hat, die ihn von allem, was nicht er iſt, unterſcheiden, ſo gewiß er alſo iſt, ſo gewiß hat er ſeine unwandelbare Geſetze. Das Ziel, nach dem wir ringen, kann demnach nie auſſer denſelben liegen. Kämpft man den beſtimmten Geſetzen eines Weſens entgegen, dann bricht die Natur mit Ungeſtümm über die ſchwachen Schranken, und rächt ſich an der frechen Kunſt, welche ihrer höhnt, mit ſchädlichen Auswüchſen, in welche die zurückgehaltene Kraft ſich drängt. Ihr könnt es ſehen in der phyſiſchen Welt, wie in der moraliſchen. Zwerge in beiden, und entehrende Laſter, und unnatürliche Verbrechen, ſind warnende Beiſpiele. Dieſe

Auswüchſe einer von Natur edlen, aber durch Mißbildung verdorbenen Kraft, zeigen auch Gärten, Klöſter, Despotien und überhaupt alle Geſetzgebungen, welche in einer zweiten eigenſinnigen Schöpfung die erſte göttliche vernichten wollten. Der Menſch iſt ein Ganzes. Wirthſchaftliche Philoſophen, drangen in ſeiner Ausbildung auf eine getheilte Kultur ſeiner Fähigkeiten, wie die Staatsökonomie, auf Vertheilung der Arbeit. Sie behandelten die Summe der thätigen Kräften des Geiſtes, wie eine Geſellſchaft von Fabrikanten. Bei dieſen wird durch Vertheilung der Arbeit gewonnen, warum nicht auch in der Werkſtätte des menſchlichen Geiſtes? Vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil der Menſch als ſolcher, nur ſich ſelbſt Zweck ſeyn kann; weil er ſich von dieſer ſeiner menſchlichen Beſtimmung, unter keinem Vorwande losſagen ſoll.

Eine getheilte Bildung verſtümmelt den Menſchen, und er ſoll Eins ſeyn. Die Vervollkommnung einer Kraft, auf Unkoſten einer oder mehreren unterdrückten Kräften, ſchafft widernatürliche Weſen, ſie mögen auf Katheder, Kanzeln oder Hofkapellen verſendet werden. Alle Weiſen, welche den Despotiſm einer vorzüglichen Kraft im Menſchen, der Anarchie der mannigfaltigen Kräften entgegenſetzten, ſchufſen Ungeheuer, ſie mogten die Vernunft oder die Sinnlichkeit auf den Thron erheben. Es iſt aber das gewöhnliche Auskunftsmittel der menſchlichen Schwäche, wo die Natur uns durch Reichthum um Einheit verlegen macht, durch eigenmächtige Regelen einzuſchränken, und eine lebendige Welt, um die einförmige Oede einer Wüſte zu verheeren. Der Politiker begegnet der ſtürmiſchen Volksherrſchaft durch einen Sultan, und der Aszete beraubt ſich der ungeſtümmſten aller Sinne, um Einigkeit mit ſich ſelbſten. Dieſes Streben nach Einheit ſchuff philoſophiſche, religiöſe und politiſche Sekten, Glaubensformulen und Syſteme.

Der ſinnliche, moraliſche und intellektuelle Menſch ſind unzertrennlich. Schönheit iſt eine Schweſter der Wahrheit, und Tugend. Die Parzen ſind nicht inniger verbunden, als dieſe

Göttinnen, welche den beſſeren Faden unſeres Lebens ſpinnen. *) Der Menſch, vielleicht das unbeſtimmteſte Werk der Schöpfung, in dem ſich alle in der lebendigen Natur zerſtreute Kräfte zu noch höheren eignen Kräften geſellen, erhebt ſich göttlich in ſeiner moraliſchen Würde, und ſinkt unter das Thier zurück, durch den Mißbrauch ſeiner Freiheit. Aber ſein Leben, die Ausbildung ſeiner Anlagen, und oft ſeine Tugend ſelbſt, ſind Früchte eines ewigen Kampfes. Der Kampf mit der phyſiſchen Natur, mit den Thieren und ſeines gleichen, vereinigte ihn zur bürgerlichen Geſellſchaft; lehrte ihn Künſte, und führte ihn durch alle

---

*) Könnte ich dem Denker, welcher der Wahrheit und der Humanität opfert, bei dieſer Gelegenheit eine ſchönere und gründlichere Arbeit ins Andenken rufen, wenn es eines Rufes bedarf, als die Briefe über esthetiſche Erziehung in den Horen? Si c'est la raison qui fait l'homme, c'est le sentiment, qui le conduit. Eine ewige, nur zu oft überſehene Wahrheit!

Evolutionen, ſeiner ſich ausbildenden Kräften. Selbſt die ſchönſte Blüthe ſeiner Größe, iſt Reſultat des Kampfes. Ohne den Uebermuth und das Verbrechen der Tarquinier, hätte die Welt keinen Junius Brutus und keine Lukrezia. Der Krieg, nur hat den gröſten Helden und den edelſten Menſchen der Geſchichte verewigt; ohne die Schlachten bei Mantinea und Leuktra, wäre der Name des Epaminondas, mit ſeinem Beiſpiele für die Nachwelt, verlohren geweſen. Unſere Erfindungen, ſind gröſtentheils Töchter der Noth. Die Freiheitsliebe, richtet ſich in dem Kampfe mit dem Despotiſm auf. Die Tugend ringt ſich kräftiger in dem Kampfe mit dem Laſter, und die heilige Liebe zur Wahrheit, erhebt ſich in ihrer himmliſchen Stärke, indem ſie ſich gegen die Lüge rüſtet. Darum haben wir einen Sidney, einen Kato, einen Chriſtus und einen Sokrates. Und liegt nicht der reinſte Selbſtgenuß in dem Gefühle, über ſich ſelbſt geſiegt zu haben?

Beinahe alle Staatsmänner haben, entweder den Menſchen dem Bürger, oder den Bürger dem Menſchen aufgeopfert, als wenn ſich die Linie nicht mit mathematiſcher Strenge angeben ließe, welche der Staat nie überſchreiten darf, wenn er ſich nicht an den heiligen Rechten der Menſchheit verſündigen will! Die Freiheit ſelbſt, muſte oft zum Vorwande der Rechtlichkeit ihrer eigenen Unterdrückung dienen. Man wollte auch das kleinſte Uebel nicht in Geſellſchaft des Guten dulden; und da beides in der menſchlichen Natur, zu oft unzertrennlich iſt, vernichtete man das Gute mit dem Uebel. Sie wuſten doch, daß die nämliche Sonne, welche den lachenden Frühling aus den froſtigen Armen des Winters lockt, dem Wanderer Schweis austreiben muß, wenn ſie die Früchten des Feldes zeitigen ſoll. Doch ärgern ſie ſich über den Wind, der ihnen das unreine Obſt von den Bäumen ſchüttelt, wenn ſie ihn dem Schiffe mit Sehnſucht wünſchen, welches ihnen Zucker, Kaffee und Tobak bringt, ohne den ſie nicht leben können. Um dem Muthwillen, welcher nicht ſelten ein wohllüſtiger Auswuchs der Freiheit iſt, zu begegenen, rüſteten ſie ſich gegen die Freiheit ſelbſt, zum mordenden Kampfe.

Bedürfniſſe wecken die Thätigkeit des Menſchen. Der Mangel erzeugt Anſtrengung der Kräften, und die ſchlummernde Fähigkeiten, werden durch ihn zum thätigen Erwachen aufgeweckt. Bei ihrem Urſprunge diente die Kunſt dem Augenblick, bis der menſchliche Stolz, beleidigt ſich von dem gegenwärtigen Momente beherrſcht zu ſehen, die Ewigkeit an ſich riß, und die Kette kommender Generationen an den Ring ſeines Daſeins anſchloß. Darum iſt Kunſt und Wiſſenſchaft nicht mehr Heilmittel gegen die Gebrechen des Zeitgeiſtes, weil ſie nicht mehr ihr Werk iſt. — Die menſchliche Beſchränktheit, zog in verbindungsloſen Klaſſifikazionen zuſammen, was im Unermeſſenen in einer anſcheinenden Regelloſigkeit zerſtreut lag. Die beſchränkte Faſſungskräfte des Menſchen, können ſich nicht über die Natur ausbreiten. Dieſe muß ſich alſo einengen laſſen, in die erkünſtelte Schranken, in die ſie der Blödſinn zuſammenzwang, nach ſeinem engen Geſichtskreiſe. Die Armuth unſeres Geiſtes, bringt auf Einheit, der Ueberfluß der Schöpfung, auf Mannigfaltigkeit. Mißlingen muß demnach jede neue Schöpfung, welche die erſte göttliche in einem Tiegel umſchmelzen will, den der Menſch erfand. Die Kunſt kämpft hier gegen die Natur, und da jedes Weſen, dies beſtimmte Weſen, nur unter gewiſſen nothwendigen Bedingungen iſt, welche ſeine Geſetze gründen, ſo kann jede Umformung, welche dieſen nothwendigen Bedingungen entgegen iſt, nur vernichten. Darum müſſen Geſetzgeber das ſchwache Schaugerüſte ihrer politiſchen Syſteme, an dem langſamen, aber nur unveränderlichen Einwirken der Natur zertrümmern ſehen, wenn ſie nicht ihren Geſetzen folgen. Ihr den Krieg erklären, heißt, durch ihre ewige Triumphe, des menſchlichen Scharfſinnes ſpotten. Leicht iſt es, an dem vielſeitigen modifikablen Weſen — dem Menſchen, verſehen, in dem eine Welt von Trieben, Neigungen und Leidenſchaften wirkt, in welchem eine unzählbare Summe von unentwickelten Kräften ruht.

Die Schöpfungskraft des Geſetzgebers, muß ſich hüten, in jene der Natur ohne Rückſicht auf die Mechanik ihrer Geſetze, einzugreifen. Er muß das abſolute und unbedingte in dem Menſchen von dem zufälligen, modifikablen ſcheiden. Die Reſultate des erſten bleiben ewig, die des letzten müſſen wechſeln mit ihm. Und dies hieſe dann eine Geſetzgebung vollenden, wie ſie der Geiſt des Volkes, ſeine phyſiſche und ſittliche Bildung, ſeine Lebensweiſe, Beſchäftigung und Aufklärung erfodern. Die Grenzlinie müßte ſtrenge gezeichnet werden, welche den Menſchen von dem Staatsbürger, und den Staatsbürger von dem Weltbürger ſcheidet. Es gebe eine allgemein nothwendige Geſetzgebung für den reinen Menſchen im Staate, und eine bedingte, welche mit dem Karakter der Völker wechſelte, wie mit allen zufälligen Lokalen und klimatiſchen Verhältniſſen zu ihnen. Der Menſch geht nicht ganz in den Bürger über. Seine vollkommne auſſere Rechte, ſind nicht ſeine einzige konſtitutive Theile, und doch zwingt ihn nur die Erhaltung dieſer

Rechte, ſich einem äuſſeren Geſetze zu unterwerfen; das iſt, in einen Staat zu gehen. Nur ein Theil des Menſchen wird Bürger, und nur der Bürger gehöret der äuſſern Geſetzgebung, nicht der Menſch. Allenthalben iſt der Menſch, als Menſch, derſelbe, und allenthalben muß er mit ſeines gleichen in einen Staat zuſammentreten, wenn er gewiſſe Rechte ſeiner Menſchheit erhalten will. Es giebt darum eine Staatswiſſenſchaft, welche ſich durch die Nothwendigkeit und Allgemeinheit ihrer Grundſätze von der Staatsklugheit — Politik in der engeren Bedeutung unterſcheidet. Die erſte beſchäftigt ſich mit dem abſoluten Menſchen, als dem äuſſeren Geſetze unterworfen, und iſt Wiſſenſchaft; die zweite mit dem bedingten, von zufälligen Einwirkungen modifizirten, und giebt nur Regeln und Maximen.

Eine vollkommne Geſetzgebung, iſt das ſchwerſte und ſubtilſte aller menſchlichen Werke. Der Menſch ſcheint dem Bürger grade entgegengeſetzt zu ſeyn. Jener ſtrebt nach Selbſterhaltung, nach Vergrößerung ſeines individuellen

Vortheils; dieſer erhält ſich durch eine ſtrenge Gleichheit, durch das allgemeine Wohl, welches die Summe des Wohls der ganzen Gemeinheit iſt. Dort iſt es um die Erhaltung des Individuums zuſammengeſetzter Ganzen zu thun. Die Kraft in der phyſiſchen Perſon ringt nach einem, die andern unterdrückenden Uebergewichte, die in der myſtiſchen beſteht in der Gleichheit. Der Staatsrechtslehrer vermag mit arithmetiſcher Gewisheit zu beſtimmen, wie der allgemeine Wille aus der Vereinigung jedes beſondern Willens entſteht; in wie weit der Bürger Unterthan und Souverain iſt. Aber dieſe Aufgabe, mit der überzeugendſten Evidenz für den Publiziſten gelöſt, iſt für den Staatsmann das verwickelſte Problem, an welchem ſchon mehr als eine Konſtitution ſcheiterte.

Wir werden in der Folge ſehen, daß dieſes Räthſel des Konfliktes des Menſchen mit dem Bürger, mehr ſcheinbar als wirklich iſt, und daß dieſe Entgegenſetzung nur für nothwendig gelten konnte, ſo lange das Staatsrecht noch in ſeiner Kindheit war.

Die ſchönſte Periode eines Volkes, iſt jenes einfache kindliche Alter, deſſen eingeſchränkte und ungekünſtelte Bedürfniſſe die Natur, ihren treuen Kindern eine gute Mutter, unaufgefodert befriedigt. Dieſes Zeitalter iſt bei Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, der einfachſte, ſtillſte, unſchuldig glücklichſte Theil des ganzen Lebensalters. Die Geſchichte kennt dieſe ruhige Epoche der Völker nicht, weil der Genuß überhaupt, ſich ſelbſt genug, die Sprache nicht erfand. Das Verlangen iſt beredt, die Befriedigung ſtumm. Die natürliche Tugend blühet, ihres Vorzuges ſich unbewußt, im ſtillen auf; die erkünſtelte Tugend will bemerkt ſeyn. So hat die Eitelkeit, ſeitdem geſchrieben wird, die Feder des Annaliſten gedungen. Erſt, da große Leidenſchaften große Kräfte in Bewegung ſetzten, da verwegene Begierden merkwürdige Thaten erzeugten, und das Laſter die Tugend auszeichnete, da ward die Geſchichte eines Volkes voll

Inhalt und Bedeutung. Die ſchlummernde Leidenſchaften, muſten durch ungekannte neue Bedürfniſſe gereitzt erwachen, und gährende Kräfte ſich gegeneinander lagern. Die Natur blieb nun hinter den Wünſchen des gierigen Sterblichen zurück; was ſeinem frommen heiteren Frohſinne genügte, ließ ſeine Einbildungskraft unbefriedigt, welche ſich eine neue Welt von Bedürfniſſen und Wünſchen ſchuf. Was die Natur itzt nicht freiwillig gab, muſte die Induſtrie ihr abgewinnen. Was die ungeſtümme Begierde ſich nicht erwerben konnte, wurde nun durch ein Verbrechen erkauft. Der Müſiggang gebahr in ſeiner Langweile die ausſchweifendſten Wünſche, und konnte die einfachſten in ſeiner trägen Unthätigkeit nicht befriedigen. Da ſtieß der Menſch den Menſchen zum dienenden Mittel herunter, und Tauſende ließen ſich durch Betrug und Uebermacht, zum Frohndviehe der Lüſten Weniger erniedrigen.

Ohne die tollkühne Entwürfe glücklicher Mörder, verwegner Betrüger und ehrgeitziger

Räuber, wäre die Geſchichte ohne Stoff. Das Verbrechen nur konnte die Tugend dem Andenken der Nachwelt übergeben. Die ſchändliche Luſt eines Königsſohns und Dezemvirs, hat Lukrezia und Virginia verewigt. Sollte Brutus für die römiſche Freiheit ſterben, dann muſte ein feiger Oktav und ein ſchwelgender Antonius ſein Vaterland unterdrücken. Wem verdanken wir die Beiſpiele der Liebe zur Wahrheit und Freiheit eines Sokrates, Chriſtus, und Sidney, als der Tirannei, und der brutalen Dummheit?

Die Noth der Völker und der Ehrgeitz ihrer Beherrſcher, hat Eroberer geſchaffen. Die Befriedigung und die Mäſigkeit, können keinen Geſchichtſchreiber beſchäftigen. Hätte der Menſch nicht beſſer gethan, ſich bei ſeiner ruhigen kindlichen Beſchränktheit zu verweilen, wo leicht zu befriedigende Bedürfniſſe, und eine durch Kraftanſtrengung nie geſtörte Selbſtgenügſamkeit ihm heitere Tage ſchenkten? Aber konnte der Menſch wollen, wo die Nothwendigkeit ihn unwiderſtehlich fortriß, ehe er eine

Wahl kannte? Die zunehmende Bevölkerung allein muſte Nationen gegeneinander drängen, wie einzelne Familien und Horden zum blutigen Kampfe; und jeder ihm folgende Vertrag ſchloß ſie näher zuſammen. Die Natur ernährt nur Wenige freiwillig. Der Hunger erfand bald das Grabſcheid und den Pflug, und ſo muſte Zeres die Geſetzgeberinn der Menſchen werden, weil ſie ihnen beſtändiges Eigenthum gegeben hatte. Bedürfniſſe trieben einzelne Menſchen, wie Staaten, bald zerſtörend, bald friedlich, gegeneinander. Sie muſten im Kriege, wie im Frieden, ſich näher rücken, Meinungen, Künſte und Lebensmittel umtauſchen, weil der Ueberfluß und Bedürfniß des einen, dem Bedürfniſſe des Andern wohlthat. Die Nahrungszweige muſten ſich mit der ſteigenden Menge vervielfältigen, bis endlich Künſte, Gewerbe und Handel, jede Kraft zur Thätigkeit anſtrengten, den Reichthum hervorriefen und Klimate vermiſchten. Jzt gewann der Luxus ein gröſſeres Reich; und Schwäche, Despotiſm und Sklaverei, Feigheit und ſeine exzentriſche Geburten, Genie und Tugend, Unſinn und raffinirtes Laſter ſchloſſen ſich an ſein zahlreiches Gefolge. Der Scharfſinn, welcher aus Gift wohlthätige Arzneien bereiten lehrt, muß hier ein Mittel erfinden, die Gebrechen der menſchlichen Natur, auch zum geſellſchaftlichen Vortheile zu verwenden. Wir kennen kein abſolutes Böſe, und nach der urſprünglichen Anlage der Dinge, iſt ſelbſt das Uebel gezwungen, das Gute zu unterſtützen.

Der Ackerbau giebt daurendes fixirtes Eigenthum und Ueberfluß, weil der Tag nicht aufzehrt, was der Tag erworben. Der Reichthum ſchlägt tiefgreifende Wurzelen, und ruft die Theilung der Arbeit und Künſte ins Daſein. Dürftigkeit hier, und da Ueberfluß, reitzten nun bei vermehrten Bedürfniſſen zum Verbrechen. Der erweiterte Lebensgenuß zog die Menſchen näher zuſammen, indem er ſie fruchtbarer machte. Auch der Tauſch, Künſte und die Nothwendigkeit ſich gegen die Raubſucht müßiger, beutgieriger Horden zu ſchützen, zwang die zerſtreuten Familien näher aneinander. Die Gewinnſucht ſelbſt trug dann dazu bei, den Bürger menſchlicher zu machen. Da er in ſeinem urſprünglichen Zuſtande nichts hatte als ſich, ſo konnte er nichts nehmen und nichts ſchenken, als ſich. Alle Kriege waren Vertilgungskriege, und eine Beleidigung konnte nur durch eine körperliche Verſtümmelung ausgeſöhnt werden. Bei zunehmendem Reichthume und Luxus fieng der Menſch an, unter den unzähligen Bedürfniſſen, welche ihn drängten, ſelbſt etwas zufälliges zu werden. Er konnte etwas haben, das mehr wehrt war als er; — ſein aufgehäuftes Vermögen. Er wurde nun ſelbſt ſeinem Despoten ein bedeutendes Weſen, an deſſen Erhaltung ihm gelegen war, weil ſeine Kräfte ihm ein wucherendes Kapital abgaben. Da der Menſch nur ſich beſaß, erſchlug ihn ſein Feind. Da er anfieng in ſeiner Arbeit, und in ſeinem Vermögen mehr zu gelten, als ſich, wurde er Sklave, oder durfte ſich loskaufen.

So mildert in unſern Tagen der Vortheil des Herrſchers die Ruthe des Despoten, und die Sultane laſſen einige Funken Freiheit durch die öde Nacht der Sklaverei brechen, weil der Halbgefeſſelte ein produktiveres Thier iſt, als der Ganzgefeſſelte. Der Eigennutz beſchränkt ſo die ungezähmte Herrſchſucht, und es iſt nur Konflikt zweier verderblichen Leidenſchaften, was wir eine Folge unſrer Aufklärung, oder unſrer Sitten nennen.

Zu jenem friedlichen, einfachen Leben unſeres genügſamen Kindesalter, vermögen wir nicht mehr zurückzukehren. Es iſt Plan der Natur, daß der Menſch hinaufrückt vom ſinnlichen Weſen, das dem Augenblicke dient, und von dem Augenblicke den Werth ſeines Daſeins erhält, zum freien Menſchen, welcher ſich von der Dienſtbarkeit der Minute und der Herrſchaft ſeiner Begierden losreißt, und einem ewigen Geſetze gehorcht, das ihm die ſich immer gleiche Vernunft, und nicht der wechſelnde Sinn giebt. Dieſen Stand endloſer Begierden und unbefriedigter Wünſche, die endloſe Kräfte entwickeln, gegen jenen genügſamen Naturſtand, den keine Laſter entehren, aber auch keine groſſe Tugend heiligt; wo keine ſtürmende Leidenſchaften verheeren, auch keine allmächtige Genien ſchaffend bauen, mögten wir es? Nein gewiß nicht. Die Seele, welche ſich in die Harmonien eines Mozarts tauchte, kann das leere Geklimper einer Maultrommel nicht ergötzen. Wer Rieſenfreuden genieſt, muß Rieſenſchmerzen dulden. Das zarte Gefühl, welches jeder leiſe Wohllaut ergreift, muß auch von dem leiſeſten Mißtone leiden. Zu was aber dieſe ſo oft behandelte Frage? Wir können nicht mehr ſeyn, was wir als Barbaren geweſen. Zwiſchen uns und dem alten Germanier oder dem Caraiben, liegt eine gröſſere Kluft, als die iſt, welche unſere Kindheit von unſerem Mannesalter ſcheidet. Des Kindes Bedürfniſſe ſind die unſerigen nicht mehr. Seine Kenntniſſe und ſeine Leidenſchaften ſind es nicht, wie ſeine Kleider. Eine andere Welt ſteht vor ihm, eine andere vor uns. Wer gekoſtet hat von dem Baume der Erkenntniſſe, dem genügt dies Paradies der Unſchuld nicht mehr. Auf ihm reifte Proſerpinens Apfel. Wer ihn genoſſen, für den iſt keine Rückkehr, ihn freue ein Himmel, oder quäle eine Hölle.

Den Sinn beherrſcht die Gegenwart. Die Vernunft knüpft die Vergangenheit durch die Gegenwart an die Zukunft. Das Thier iſt Sklave, weil es dem Impulſe des Momentes dient. Der Menſch iſt frei, weil er das Einzelne verbindet zum Ganzen nach einem Plane; weil er ſich ſelbſt Geſetze giebt. Der Menſch ſoll hinaustreten über den Kreis ſeiner Sinnlichkeit, und ſoll einem höhern Zwecke folgen, den ihm ſeine Vernunft vorſchreibt. Die Geſchichte des Menſchen und der Völker weiſet nach einem Ziele hin, dem wir entgegen ringen, und entgegen gerungen ſind, ſeitdem Menſchen leben. Aus der Dienſtbarkeit des Augenblickes, trit der Naturmenſch, um als Freigelaſſener der Sinnlichkeit endlich Bürger der Vernunft werden zu können. Allenthalben hat die geiſtige Kraft die phyſiſche unterjocht, und wie in des römiſchen Sängers Heldengeſange, erliegt die

Stärke Poliphens der Weisheit des Uliſſes. Zufall-und Schickſal drängt der menſchliche Geiſt, welcher das Geſetz einer nothwendigen Verbindung an die Stelle des Chaos der Zwecksloſigkeit ſetzt, aus ihrem ſonſt ſo weitſchichtigen Reiche. Daß der Himmel ſeinen Antheil an der Herrſchaft der menſchlichen Angelegenheiten immer mehr und mehr verliehrt, iſt keine Läſterung der ewigen Vorſehung, ſondern Zurückgabe an die menſchliche Freiheit, was ihr angehört.

Siebenter Brief.

Tollkühne Leidenſchaften, Uebermacht, Betrug und Wahn, theilten beinahe immer die Herrſchaft der Welt. Fragt die Geſchichte, wer das Schickſal von Millionen beſtimmte, ſo lange die Ueberlieferung unſere Schmach und unſer Elend verewigt. Die Wuth des Eroberers verließ das Ruder, um es dem Blödſinne des Wohllüſtlinges zu übergeben. Nationen waren der Vormundſchaft der perſönlichen Leidenſchaften einiger Individuen anvertraut. Völker waren die Beute deſſen, der Kühnheit genug beſaß, ſie zu unterdrücken, und Betrüger genug war, die Menge zu täuſchen. Wie viele Tugenden vermögt ihr zu zählen, die Thränen im Verborgenen trockneten, gegen das ewigſiegende Heer von Verbrechen, das ſich in Menſchenblut tauchte? Die unermüdliche Feder des Annaliſten mag die Geſchichte des Tages aufzeichnen, und der Nachwelt das große Vermächtniß hinterlaſſen, indem ſie ihre eigene Thorheiten und Laſter findet. Die Sachwalter der Vorſehung, mögen den ſeltenen fruchtbaren Keim edler Tugend, aus der ewigreifen Saat von zerſtörenden Leidenſchaften aufſuchen, um ihr eine Apologie zu halten, der ſie nicht bedarf. Die Thorheiten, deren Opfer wir ſind, finden leicht Schutzredner an uns, weil es unſere Thorheiten ſind. Wer könnte auch ſo grauſam ſeyn, gegen ſein eigenes Fleiſch zu wüthen?

Die Vernunft beweiſt unſre angebohrne rechtliche Freiheit und Gleichheit. Unſre Bedürfniſſe und das Vermögen ſie befriedigen zu können, machen uns täglich zu Herren oder Diener. Die Stärke giebt das Geſetz, und muß es auch garantiren. Aber wer nur wollen darf, um zu können, der will nicht immer, was er ſoll.

Das Recht des Stärkeren iſt eine Chimere. Die Uebermacht kann erzwungen, aber ſie legt dem Schwächern keine moraliſche Verbindlichkeit auf. Die große Aufgabe des Geſetzgebers iſt, die blinde Willkühr der Kraft, einem ewigen Geſetze unterzuordnen, und jede beſondere Macht der Allmacht des Geſetzes zu unterwerfen. Ein Problem, das noch keine Staatsverfaſſung aufgelöſt, aber beinahe jede Staatsverwaltung als unauflöslich darſtellt. Allenthalben kennt die Gewalt keine Schranken, als die in ihr ſelbſt liegen. Wenn auch die Rechtslehre von keinem Rechte des Stärkern etwas weiß, ſo war doch der Starke, ſeitdem Menſchen ſich berühren, Herr, und der Schwache

Diener. Ob dieſe Herrſchaft widerrechtlich iſt, was kümmert das die Gewaltigen ? Die Schwäche ruft das Geſetz der Vernunft an, das taub und ſtumm ſie nie erhört, ihr nie antwortet, indeſſen die Stärke fortfährt, den Thron ihrer Herrſchaft über dienende Schwäche zu befeſtigen.

Die Völker haben als Völker, ſeit einigen Jahrhunderten beträchtliche Fortſchritte zur Gleichheit gethan. Es giebt unter allen Hauptſtädten der Erde, keine Weltbeherrſcherin mehr. Künſte und Wiſſenſchaften und ſittliche Bildung, haben kein eigenes Mutterland, in welchem ſie einheimiſch ſind. Die Buchdruckerkunſt macht ſie zu einem Gemeingute, daß alle Erdenbewohner um ſo reicher genieſen, je mehr ſie es theilen. Der Handel, die Kultur und ſelbſt die Vergrößerungsſucht der mächtigſten Staaten, hat ein gewiſſes Gleichgewicht unter den erſten Völkern Europas hervorgebracht, an welche die kleinen Völkchen ſich folgſam anſchlieſen.

Doch mögte ich auch einige hochgeprieſene Fortſchritte der bürgerlichen Geſellſchaft nicht für reinen Gewinn gelten laſſen. Wir kämpfen freilich nicht mehr mit Beſtien, um eine mühſam errungene Mahlzeit, wie es der Wilde oft muſte, aber Völker erliegen ermattet der Laſt ihrer Arbeit, um einen ſchwelgenden Hof zu nähren, dem ſelbſt die Kraft zum Kampfe fehlte, wenn er ſie denſelben abkämpfen ſollte. Die Ehre, Sklaven zu ſeyn, bezahlen Millionen mit dem Schweiſe, der ihre Felder düngt, und mit dem Blute, das ſie auf dem Schlachtfelde verſpritzen. Wir haben Eigenthum, feſtes, abgemeſſenes Eigenthum, welches uns das Geſetz gegen jeden fremden Eingriff ſchützt. Aber dem armen zuſammengepreſten Menſchen blieb auch keine thätige Leidenſchaft im Herzen als die kleinliche Habſucht, welche nur um Ueberfluß wuchert; und die zahlloſen Sklaven des Bodens, der ſie nährt, ſind ſo viele Sklaven des Herrſchers, der ſich Eigenthümer des Landes nennt. Der Kleinraub iſt geſetzwidrig, aber der ſchlaue Betrug, und der groſe Diebſtahl, welcher Völker ausſaugt, iſt über das Geſetz. Die Gefahr des Vaterlandes — ſo heißt das Gebiet nun, das ein Wille beherrſcht — fodert den ruheliebenden Häusler nicht mehr von ſeinem friedlichen Herde zur Schlacht, wo der Mann in Gefahren ſich bildet, und im ſtolzen Bewußtſeyn ſeiner Kraft ſich und ſeine Rechte, achten lernt. Aber ein Herr von Miethlingen, das der feige Bürger beſoldet, daß es ihn ſchützen ſoll, zeigt ihm gedungene abgehärtete Menſchen, welche in ihrem Müßiggange ihn aufzehren und verachten. Sie ſind bereit, den Empörer zu züchtigen, welcher die Laune des Despoten nicht für den Ausſpruch des heiligen Geſetzes erkennen will.

Wenn auch Völker gleicher nebeneinanderſtehen, ſo ſcheint doch die Ungleichheit unter den einzelnen Bürgern des Staates ſich immer zu vergrößern. Der Handel häuft die Schätze einer Nation in den Kaſſen einiger Privatleute auf, und um einige hundert Reiche zu machen, müſſen mehrere Tauſende in abhängiger Dürftigkeit leben. Je verwickelter und mannigfaltiger unſre Kenntniſſe ſind, deſtoweniger iſt der bei weitem gröſte Volkstheil fähig, ſich dieſelbe zu erwerben. Die Geſetzkunde, Rechtskenntniß, Staatsverfaſſungs- und Staatsverwaltungslehre, und die Kriegskunſt ſind, wie die meiſten andere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, das ausſchließliche Eigenthum, einer beſondern Kaſte. Es iſt nicht ſchwer zu begreifen, wie dieſe Ungleichheit der geiſtigen Bildung, der republikaniſchen Regierungsform im Weege ſteht.

So wie die Kräfte des Menſchen ſich vermehren, ſo wie ſie ungleicher ſich theilen, wie alſo das geſellige Leben in ſeiner Ausbildung fortſchreitet, vermehren ſich die Ketten, welche den Schwächern an die Willkühr des Stärkeren feſſeln. Freiheit iſt eine Wirkung der Gleichheit, und ohne dieſe, wird jene ewig nur als Idee in dem Munde und den Schriften gutmüthiger Weiſen leben.

Die Natur ſelbſt hat hier Kräfte aufgehäuft in einem Weſen, hat durch ausgezeichnete Fähigkeiten dieſen begünſtigt, und jenen heruntergeſetzt bis zum Thiere, durch Wildheit und

Stumpfſinn. Die Gleichheit der Kräften, und ſo auch die der Güter, iſt alſo ein unerreichbares Ziel, dem die Natur entgegenkämpft. Zu was demnach die künſtliche Anſtalt des Staates, wenn wir der Natur gewiſſenhaft folgen wollen? Hat die Natur dieſe Ungleichheit geheiligt, dann heiligt ſie auch den Despotiſm der Uebermacht, und die Sklaverei des Schwächern.

Dieſer ſo oft wiederholte Einwurf iſt mehr ſcheinbar als gründlich. Wo heiligt die Natur den Despotiſm? Jedes lebende Weſen fühlt in ſich den Ruf zum Genuſſe und ſeiner Selbſtbeſtimmung. Wo der Mächtige hinübergreift mit räuberiſchen Händen in die Freiheit eines anderen, und ihn eigenmächtig beſtimmt, da kämpft der Erniedrigte gegen den Gewaltigen, und die Ohnmacht des erſten kann nur den Kampf ausſetzen, aber nicht endigen. Die Stärke wechſelt in Perſonen, und mit ihr wechſelt das Recht; und das nebeneinanderſeyn genußfähiger Weſen iſt ein ewiger Krieg. Soll der Staat nicht eine Anſtalt ſeyn, das

Recht zu-ſichern? Recht aber, iſt kein Naturzweck, ſondern Vernunftgeſetz. *)

---

*) Aeuſſere Freiheit iſt die Befugniß, keinen äuſſeren Geſetzen zu gehorchen, zu denen ich meine Beiſtimmung habe geben können. Aeuſſere Gleichheit iſt das Verhältniß der Staatsbürger, nach welchem keiner den andern zu etwas rechtlich verbinden kann, ohne daß er ſich zugleich dem Geſetze unterwirft, von dieſem wechſelſeitig, auf dieſelbe Art auch verbunden werden zu können. Dieſe Definitionen, welche Kant giebt (zum ewigen Frieden, St. 21.) haben ohne Zweifel durch ihre Beſtimmtheit einen groſen Vorzug vor jener des Montesquieu, und denen, welche in den franzöſiſchen Konſtitutionsvorſchlägen angegeben wurden. Aber wie dieſe Ideen realiſiren? bracht das Geſetz eine ſchützende Kraft, wer zwingt dieſe Kraft immer dem Geſetze treu zu ſeyn? Mettre la loi au-dessus de l'homme est un problême en politique, que je compare à celui de la quadrature du cercle en geometrie ſagt Rousseau ſehr wahr. Consid. sur le gouvern. de Bologne. C. 6.

Es giebt eine natürliche und politiſche Sklaverei, wie es eine natürliche und politiſche Ungleichheit giebt. Beide ſind nicht unmittelbar miteinander verbunden, aber die erſte begünſtigt die andere, und dieſe wird ohne jene

---

Wir mögen das vollkommenſte Gegen- und Gleichgewichtsſyſtem erfinden, um die geſetzgebende Gewalt ſo zu organiſiren, daß jede ſich in ihren beſtimmten Schranken erhält, werden wir dadurch die Gleichheit und Freiheit der Staatsbürger garantiren? In der Folge wird dieſe Frage näher unterſucht werden.

Wenn in England die Vertheilung der Gewalten ſo tadellos iſt, daß die gröſten Politiker in derſelben ihr Ideal erreicht finden, (ſiehe de l'esprit des lois. Liv. XI. Chap. VI. und beſonders Constitution de l'Angleterre par de Solme.) iſt es dann ſo auſſer allem Zweifel, daß Englands Bürger wahre politiſche Freiheit genieſen, oder daß ſie dieſe Freiheit einzig ihrer klugen Staatsverfaſſung verdanken? Wie ſie dieſe zu ſichern vermag, wird uns die Zukunft zeigen, wenn uns die Geſchichte unſerer Zeit noch nicht genügt.

keine tiefe Wurzelen ſchlagen. Keine Staatsverfaſſung kann die natürliche Ungleichheit vernichten; aber jemehr ſie dieſelbe aufzuheben vermag, deſto feſter gründet ſie die Freiheit. Jemehr Kräfte in Thätigkeit geſetzt werden, deſtomehr Abſtuffungen giebt es in der Anwendung derſelben und in ihrem Ertrage, und in demſelben Grade verliehrt ſich die natürliche Freiheit und Gleichheit, bis endlich in einem höchſtpolizirten, reichen und luxuriöſen Staate nichts mehr übrig bleibt, als eine Oligarchie der natürlichen und künſtlichen Kräften, über die Menge der ſchwächeren Subordinirten.

Aber unverkennbarer Naturplan iſt es, daß der Menſch von dem Erdflecke, auf welchem er Wurzelen ſchlug, ſich ausbreite über den ganzen Erdkreis; daß er aufſteigen ſoll von dem Einzelweſen zur Gattung, und aus dem engen Familienkreiſe hinübertrete in einen größern, den die Geſetze eines Staates umſchlieſen. Er wird Gatte, Vater, dann Bürger um einſt Weltbürger zu werden. Auf dieſem Weege nur, vermochte die Natur eine dauerende Freiheit zu gründen, welche nicht mehr mit dem Untergange eines Staates untergehen kann. Sollte ſie einheimiſch werden in unſerer Welt, dann dürften die Völker nicht mehr iſolirt daſtehen unter Völker.

An bleibende äuſſere Freiheit, war noch in keinem der vergangenen Jahrhunderte zu denken. Alle Völker des herrſchenden Welttheils, muſten in einem lebhaften Verkehre der Begriffe und Bedürfniſſe ſtehen. Die geiſtige Kultur muſte auch von der Möglichkeit, vernichtet werden zu können, gerettet werden. Ehemals, wenn ſie und die Freiheit auf einen kleinen Erdfleck gebannt, einige Menſchenalter in ſparſamen Lichtfunken leuchtete, brach eine ſchreckliche Nacht in Strömen von Barbaren über den geſegneten Erdewinkel, und tilgte die errungene Freiheit und Bildung hinweg, und das Menſchengeſchlecht muſte wieder an dem Alphabete ſeiner Entwickelung zur Kultur und Freiheit anfangen. Die ägyptiſche Weisheit, Griechenland und Rom und andere glänzende Staaten, waren ſo in ewige Nacht vergraben, nach der ſchönſten Epoche ihres Daſeins. Warum ſollten unſre Staaten nicht eben ſo ihren Kreis auslaufen, und von nordiſchen Barbaren vertilgt werden? *)

---

*) Nebſt andern Politikern, lies ſich ſelbſt Rousseau durch ſolche Ahndungen ſchrecken. Les Tartares ses sujets (de l'empire de Russie) ou les voisins, deviendront leurs maitres et les nôtres: cette revolution me paroit infaillible. Du Contr. social. Chap. 8.

Die Stärke der Kunſt, überwiegt die Stärke der rohen Natur unendlich. Der ausgedehnteſte Staat ohne Künſte, Geld und Handel, iſt in unſeren Tagen bedeutungslos, gegen kleine aber civiliſirte Völker.

Die Revolutionen, welche die Erfindung der Buchdruckerkunſt und des Schießpulvers veranlaßte, dienen der Freiheit und Humanität zur befeſtigenden Baſe. Kann Rußlands Zuſtand dem gründlichen Staatsmann Schrecken einflößen. Sein Despotiſm und ſeine ungeheure Ausdehnung, ſind ſeiner eigenen Erhaltung gefährlicher als uns.

Die Geſchichte der Menſchheit ſchien uns zu lehren, daß Völker wie einzelne Menſchen die verſchiedene Epochen ihres Lebensalters nur durchgehen, um ihrer Auflöſung entgegen zu eilen. Eine Nation arbeitete ſich in das kräftige Mannsalter einer reifen Bildung und vernünftigen Freiheit, um zur erſchlafften Greiſenkindheit herunter zu ſinken, und einem jugendlichen erobernden Volke ſein ſieches Leben, und die Stelle auf der es ſich nährte, zu überlaſſen. Aber einzelne Menſchen vergehen und werden von Nationen überlebt. So überlebt die Menſchheit einzelne Nationen, und wie dieſe ſich fortbilden an Individuen, ſo bildet das ganze Geſchlecht ſich an aufblühenden und fortgehenden Völkern fort. Griechen und Römer ſind nicht mehr, aber ſie leben in ihrem Beiſpiele und in ihren Schriften noch in unſrer Mitte.

Was ſollten wohl die Horden vom Jaik und der Wolga, gegen die Kriegskunſt unſerer Heere vermögen?

Wie die Natur überhaupt Entgegengeſetztes nützlich zu vereinigen weiß, und das Uebel nicht ſelten zum Fußgeſtelle des Guten wählt das ſie wirkt, ſo ſcheint ſie Verheerung, Geſetzloſigkeit und den Despotiſm zur Triumpfpforte der Freiheit beſtimmt zu haben, durch welche dieſelbe ihren feierlichen Einzug unter Völker halten ſoll.

Die Natur fieng mit der Bildung der Familien an, fügte dann die zerſtreuten Glieder des häuslichen Bundes in die gröſere Geſellſchaft eines Staates zuſammen, bis auch das getheilte Intereſſe inſolirter Staaten, durch dringendere Bedürfniſſe, vermehrte Kenntniſſe und wechſelſeitigen Vortheil, ſie in einer gröſeren Kette umſchlang. Was in ſeiner erſten rohen Ausbildung zerſtreut da lag, befeſtigte ſich mit ſeinem Nachbarn zu einem Ganzen, das ſich bei mehrerer Kultur, immer mit einem andern in eine gröſere Maſſe zuſammen drängte. Der Krieg ſelbſt, welcher ſich über Leichenhaufen einen Weeg in entferntere Gegenden bahnte, knüpfte die ſtreitende Vortheile feindlicher Völker aneinander, und ſchritt in ſeinen Verheerungen dem Bunde vereinigter Nationen entgegen. Die Natur zerſtückelte, warf die Individuen ohne Verbindung hin, und überlies es der Entwicklung der menſchlichen Bedürfniſſe und Leidenſchaften, der Anwendung unſerer Fähigkeiten und unſerer Freiheit, was aus dem Geſchlechte werden ſollte und konnte. Die zurückſtoſende Kräfte, Eigennuz und Eigenliebe, kurz alle Triebe, welche die Erhaltung der Einzelweſen ſchüzen, und gegen die Gattung verheerend anſtoſen, ſind in der rohen Natur die herrſchende. Einigung, Freundesliebe, Familien- und Vaterlandsliebe, ſind Früchte eines Baumes, der ſich durch alle Revolutionen unſeres Geſchlechtes vergröſerte, wie mehrere Völker ſich in ſeinen wirthbarlichen Schatten lagerten. Auf dieſe Art breitete er ſich aus, um ſeine friedlichen Aeſte einſtens über die ganze Menſchheit auszudehnen.

Der Wilde bekämpft die ganze Welt als ſeinen Feind, und was ihm fremd iſt, greift er als ſeinen Gegner an. Der zweite Ring an der groſen Kette, an welcher die Menſchen und Völker ſich nach und nach als Brüder in ihrer fortſchreitenden Bildung anknüpften, grif bald in einen dritten. Was zu einer Glaubensform ſich bekannte, was den nämlichen Geſetzen oder demſelben Idole, das auf dem Altare des Vaterlandes als Vereinigungsband oder als Symbol der Vereinigung ſtand, gehorchte, hörte auf Feind zu ſeyn. So hat die Natur durch dieſelbe Triebe und Leidenſchaften im Kleinen geſchieden, um im Groſen deſto inniger vereinigen zu können.

Der Handel, Abſatz des Ueberfluſſes in eine fremde Region, und Eintauſch des Nothwendigen gegen denſelben, trug die Palme des Friedens und der Vereinigung in fremde Zonen, wo kein anderes Mittel den geſelligen Faden der Hospitalität angeknüpft hätte, als Eigennutz, Gewinnſucht, welche alle Triebe überwiegt und alle Gefahren bekämpft. Der Eigennutz hat Schiffe befrachtet, und den Gefahren eines ſtürmiſchen Meeres getrotzt; er hat über Ozeane eine vereinigende Brücke geſchlagen. Der Kaufmann fröhnte ſeinem Golddurſte, und diente der Sache der Menſchheit. Die Herrſchſucht hat die Mordgewehre erfunden, mit denen der Ehrgeiz und der Fanatiſm die Welt verheerten; aber der bluttriefende Krieger half wie der kalte Wuchrer das ſoziale Band zwiſchen Völker knüpfen, das einſtens alle Welttheile vereinigen ſollte. Das Schiff, welches um Gold und Tobak zu laden auslief, trug was edleres über entlegene Meere — Umſatz der Kenntniſſe, der Bedürfniſſe, der Hospitalität und eines vermehrten Lebensgenuſſes. Selbſt das Verbrechen, und die Kunſt zu vernichten, muſten weltbürgerliche Tugend und eine allgemeine Völkerkonföderazion — deren Folge Erhaltung und Friede iſt, begründen helfen.

Wir ſehen Vater und Sohn Brüder einer Hordenverbindung, endlich als freie Genoſſen eines politiſchen Bundes, Staatsbürger, oder als Sklaven deſſelben Eroberers, Theilnehmer deſſelben Schickſals, Diener derſelben Laune;

vor demſelben Bilde der Gottheit betend, Religionsverwandte werden. Der Handel aber, dem auch dieſe Grenzen zu enge wurden, reichte ſeine friedliche Rechte zum Tauſche über Meere in fremde Welttheile. Die ſcheidende Schranken, welche die Natur vermittelſt Berge, Wüſten und Gewäſſer zwiſchen Völker gelegt hatte, überſchritt die Kunſt, das Werk des ſelbſtſchaffenden Menſchen. Sie belud den wilden Strom mit vereinigenden Brücken, ſteuerte das Schiff über empörte Fluten, und leitete ihn über Waſſerwelten ſicher und ohne Verirrung.

Achter Brief.

Die erſten Verbindungen, in welche der unabhängige Naturmenſch übergieng, und aus welchen ſich bald politiſche Geſellſchaften bildeten, gründeten ſich auf die natürliche Geſetze der Freiheit und Gleichheit. Die Form ihrer Regierung war demokratiſch oder ariſtokratiſch, wenn man das patriarchaliſche Anſehen der

Väter und Aelteſten, mit dieſem Namen bezeichnen will. Alle politiſche Gewalt, welche in ihrem erſten Urſprunge aus dem Willen der Menge, über welche ſie ausgeübt wird, herfließt, iſt republikaniſch. Die Geſetzgebung mag nun einem Individuum, oder einem Ausſchuſſe mehrerer dazu gewählter Bürger übertragen ſeyn.

Die ausübende Gewalt, und ſelbſt die richterliche, ruhete auf dem Anſehen und der Klugheit eines Einzigen, weil die ungebundene Energie eines ſchnellen Entſchluſſes, eines Willens, dem Drange der Umſtände leichter begegnete. Ein Mann, der an Kraft, Muth und Erfahrung über ſeine Brüder hinausragte, wurde von dem Haufen ohne Schwierigkeit erkannt und beobachtet. Seine Herrſchaft gründete ſich auf ſeine Vorzüge. Er war der Arm des allgemeinen Willens, welcher ihn zu ſeinem Werkzeuge erkohr. Der Krieg iſt beinahe die einzige Angelegenheit, welche die Wilden als Gemeinſache beſchäftigt. Der erſte des Haufens, iſt der Anführer im

Kampfe. Im Kriege iſt er Feldherr; im Frieden bleibt ihm oft nichts, als das Uebergewicht, welches ihm geleiſtete Dienſte und erprobte Tugenden geben.

So war es bei allen Pygmäenſtaaten, welche ſich aus dem geſetzloſen Stande des iſolirten Familienlebens entwickelten. So war die Regierungsverfaſſung der griechiſchen Staaten in ihrer urſprünglichen Roheit, ſo war die der erſten Römer und Teutſchen. Die Entdeckung eines neuen Welttheils, welcher an Gröſe den unſrigen ſo ſehr übertraf, als dieſer jenen an Verderben, führte uns noch einmal zurück an die Wiege der Menſchheit, und lies uns zu unſerer Belehrung ihre Kindheit ſehen, welche durch tauſend Hypotheſen müſiger Weiſen entſtellt war. Da fanden beobachtende Reiſende das nämliche Verhältniß zwiſchen Unterthan und Souverain — daſſelbe Staatsrecht, welches ſo kindlich und einfach wie ihr Leben war. Nicht ſelten aber, borgte der Aberglauben ſchon in dieſem Zuſtande der Völker die Ruthe des Despoten vom Himmel. Beinahe alle kindliche Regierungen ſind mit Theokratie verbunden. Die ſchlauen und herrſchſüchtigen Prieſter, wuſten das Kreditiv der von der Allmacht begünſtigten Tirannei, nur zu oft von dem Herrn des Himmels und der Erde zu erſchleichen. Die Freuden der Einigkeit fielen izt um den Preiß, um welchen die Güter der Erde bei dem Eigennutze, der Herrſchſucht und dem ſchwelgenden Müſiggange ſtiegen. Bedürfniſſe haben ſchon die Eiferſucht verſöhnt, und entfernte Welttheile verbunden. Kein Wunder alſo, daß der Herrſcher vom Throne, und der vom Altare eine frühe ſehr erfreuliche Bekanntſchaft machten. Die Geſchichte des Lahmen und des Blinden in der Fabel, iſt die Geſchichte des Szepters und des Rauchfaſſes.

Der Bürger eines ſolchen rohen Staates, den nur das vorübergehende Bedürfniß eines Führers in Schlachten, oder eines Richters in Privatſtreitigkeiten zuſammen hielt, genoß eine reellere Unabhängigkeit, als der polizirte Republikaner ſie genießt. Dieſer ſtrebt meiſtens vergebens, ſeine Freiheit in einer feierlichen Konſtitutionsakte durch eine Menge von Fundamentalgeſetzen zu ſchützen, weil ein luxuriöſer Staat nicht Dämme genug errichten kann, um den von allen Seiten einbrechenden Despotiſm zurück zu drängen. Der Menſch hängt dort mit dem Menſchen nur in wenig Berührungspunkten zuſammen, da er ihn hier beinahe in jeder Handlung berührt, wo ins unendliche vermehrte Bedürfniſſe, die Glieder des Staatenbundes mit tauſend Ketten umſchlingen, welche nur eine freiwillige Reſignation auf die Güter des Luxus wieder auflößt.

Die übergroſe Volksmenge; die Armuth der meiſten Bürger der niedrigen Klaſſe; die nie zu ſättigende Schwelgerei der Reicheren; die einmal gefühlte Wohlluſt des Müſigganges, der ſich nur durch Betrug oder Gewalt von der Arbeit andrer nähren kann, treibt hier den Menſchen bei dem Genuſſe jedes Gegenſtandes feindlich gegen den Menſchen. Die gröſere Anzahl mag es dann auch wohl zufrieden ſeyn, wenn einer nur das königliche

Amt behauptet, keinen Tirannen mehr zu dulden, auſſer ihm dem Einzigen. Wer kann es läugnen, daß dieſes einfache Heilmittel dem Staate einigen Vortheil brachte? Die Ungerechtigkeiten, Neckereien, Unterdrückungen und Erpreſſungen einer zahlreichen Menge, waren doch nun auf die des Einen zurück geführt; und was ſich zuvor eine Ariſtokratie von Plünderer erlaubte, war, wenn es izt geſchah, ein Eingriff in die heiligen Majeſtätsrechte.

Obgleich kein Staat durch einen förmlichen Vertrag der einzelnen Glieder entſtand, ſo erhielt ſich doch der Bürger in den erſten rohen Verbindungen zur politiſchen Geſellſchaft, ſeine Unabhängigkeit. Wenn es je politiſche Freiheit gab, dann herrſchte ſie in dieſen. Der einzelne Theilnehmer an der Vereinigung zur Aufrechthaltung des Rechtes, gehorchte keinem Geſetze, zu dem er nicht ſeine Einwilligung gegeben hatte. Dieſe Freiheit aber fieng bei der Vergröſerung des Gebietes, der ſteigenden Volksmenge, und bei vermehrtem Reichthume an, ſich zu verlieren, bis in der Bruſt des Unterthans auch nicht einmal der Wunſch mehr übrig blieb, einen unmittelbaren Antheil an der Geſetzgebung zu haben. Bürgerliche Freiheit, wurde nun das einzige höchſte Gut, nach dem der Unterthan ſich ſehnte. Politiſche Freiheit, ſchien in dem Grade verachtet zu werden, in welchem man die bürgerliche wünſchte. Die Aufklärung dieſes Räthſels iſt nicht ſehr ſchwer. Das erſte und letzte was der Menſch wie jedes thieriſche Weſen will, iſt Sicherung ſeiner Exiſtenz. In jedem rohen Staate, in welchen der einzelne Theilnehmer nichts zu retten hat, als ſeine Perſon, berührte er alle ſeine Mitgenoſſen beinahe in jeder Handlung. Der Bürger und der Menſch waren noch derſelbe; ſie floſſen unzertrennlich in einander. Der Staat war eine Anſtalt, welche der Menſch um ſeine Selbſterhaltung annahm. Wollte er als ſolcher ſeyn, muſte er Bürger werden. Die Erhaltung der phyſiſchen Perſon des Individuums, war an die Erhaltung der myſtiſchen des Staates angeknüpft. Dieſe berührte jene bis zur Mahlzeit und Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe. Auf die politiſche Freiheit war ſein Daſein als Sinnenweſen gegründet.

Die Bedürfniſſe ſtiegen mit dem Erwerbe, und dieſer mit den Bedürfniſſen. Mit dem vermehrten Reichthume lernte der Menſch neue Genüſſe kennen. Die Bürger ſchied izt der Zuſtand ihres Vermögens. Wie er Sklave mehrerer Bedürfniſſe ward, ward er auch Sklave derjenigen, welche auf die Befriedigung derſelben Einfluß gewannen. So entſtand eine neue Tirannei, welche er zuvor nicht kannte; die des Reichthums über die Armuth.

Seine neue Wünſche und Leidenſchaften, und die Mittel ſie zu befriedigen, zogen eben ſo viele Kreiſe um ihn, die er alle durchgehen muſte, bis er den gröſten und entfernteſten — den Staat berührte. Der Menſch trennte ſich vom Bürger los; denn die Erhaltung des erſten war an tauſend künſtliche Mittel gefeſſelt, die ihn einzig beſchäftigten, und dem entfernten Staate wenig oder nichts in ihm übrig lieſen. Die Exiſtenz der phyſiſchen Perſon, ihr Weh und Wohl, ihr Werth und Unwerth, hieng an ſeinem Eigenthume feſt. Der Menſch war Gatte, Vater, Ackerbeſteller, Hirt, Handelsmann und Herr oder Diener, und wie er in allen dieſen Beſtimmungen mit ſeinem Nachbarn bald feindlich bald friedlich zuſammen traf, hatte ihn ſeine Häuslichkeit verſchlungen, ehe der Staat auf ihn als Bürger Anſpruch machen konnte. Dieſer konnte ſeinem geſchäftigen Daſein nur mit Mühe einige geſtohlene Minuten abgewinnen. Bei vermehrtem Reichthume häuften ſich die Verbrechen. Die inneren Angelegenheiten vervielfältigten ſich mit der ſteigenden Kultur und dem Handel; die äuſſere Geſchäfte wurden verwickelter und dringender, und es gehörte oft ein Menſchenleben dazu, um ſich mit der Führung aller dieſer Geſchäfte bekannt zu machen. Der Bürger, deſſen Tage ſeine Nahrungsſorgen aufzehrten, fühlte ſich unfähig in einer ähnlichen Laufbahne etwas zu wirken, und überließ ſie dem Reicheren willig, der

Muſe genug hatte, ſich dem Staate zu weihen. Der Ehrgeiz findet in dem Buſen des thätigen Mittelbürgers keinen Raum; die Vaterlandsliebe iſt aus ihm gewichen, denn er hat keinen Antheil mehr an allem, was ſich auf daſſelbe bezieht. So muſte die politiſche Freiheit untergehen; und da die Exiſtenz des Menſchen, an den Verhältniſſen des Bürgers mit dem Bürger feſthieng, und ſeine Wirkſamkeit die Sphäre dieſes bürgerlichen Nebeneinanderſeins nicht überflog, war bürgerliche Freiheit ſein einziger höchſter Wunſch.

Aber die Stärke nimmt nur Geſetze von einer gleichen oder überlegenen Stärke an. Die Gewalt vergröſert ſich, um dürftiger zu werden; ſie wird immer geringer, jemehr ſie aufzehrt. Der Despotiſm iſt bodenlos gleich dem Faſſe der Danaiden, er verſchlingt ohne ſich zu ſättigen. Die Willkühr dringt ſchrankenlos gegen jede Freiheit; das Grabegeläute der politiſchen, iſt das Todtengeläute der bürgerlichen, und die politiſche Sklaverei wird Mutter der bürgerlichen.

An dieſem Ziele ſahen ſich alle reiche luxuriöſe Staaten, aus deren Mitte ſelbſt der Begriff von Freiheit und Recht hinweggetilgt war. Barbaren muſten arm und ungeſchwächt, und darum frei und kühn aus ihren öden Wildniſſen hervorbrechen, und die mit Städte beſäten Fluren des Reichthums und der Behaglichkeit überfluten, um der Despotie einen neuen Kampf anzutragen, den ſie aber bald wieder über den weichlich gewordenen und wohllüſtigen Eroberer gewann.

Kreta, Sparta und Rom, jene Freiſtaaten des Alterthums, welche die Welt durch die Weisheit ihrer Geſetze, und durch die Gröſe ihrer Thaten in Erſtaunen ſetzten, hatten den Krieg als den letzten Zweck ihrer öffentlichen und Privaterziehung feſtgeſetzt. Bei dem unzuſammenhängenden Staatenſyſteme der damaligen Zeit, wenn es eines gab, kämpfte jedes Volk um ſeine eigne Erhaltung. Sein Daſein ſchon war Kampf. Seine Koexiſtenz mit und neben andern Völkern, war ein ewiger Krieg, und darum die Maſſe der Staatsbürger ein ewigſtehendes Heer. Selbſterhaltung war der Grund ihrer Vereinigung, und das einzige Mittel, welches in jenem Zeitalter, indem eine gewonnene Schlacht eine Nation von der Linie ihrer politiſchen Exiſtenz herunterſtoſen konnte, dieſelbe ſicherte, kriegeriſche Stärke.

Wo das Daſein ſich jeden Augenblick ſeiner Fortdauer im Streite erkämpfen muß; wo die blinde phyſiſche Stärke den einzigen rechtlichen Grund ſeiner Exiſtenz und des Eigenthums giebt; wo alle diplomatiſche Geſchäfte mit den Waffen in der Hand abgethan werden, da muß der Geſetzgeber nach der Iſolirung ſeines Volkes ſtreben, da jede ſelbſterhaltende Kraft ſchon iſolirt.

Nicht ſehr verſchieden von dieſem Zuſtande war der, in welchem jene Staaten ſich befanden. Die Aufgabe einer Staatsverfaſſung, der beinahe geſetzloſen barbariſchen Völker, konnte kaum anders gelöſt werden, wenn ſie der Geſetzgeber nach dem Bedürfniſſe ſeines Jahrhundertes löſen wollte, als wie ſie Minos, Moiſes und Likurg löſten. Das Jugendalter eines Volkes, iſt die Epoche ſeiner aufſproſſenden ungezähmten Kräften, ſeiner gährenden Entwickelung, und darum das Heldenalter ſeines Lebens. Die ewige Reibung gereizter Kräften, und empörter, feſſelloſer Leidenſchaften, erhalten eine immerwährende Thätigkeit. Ihr Schauplaz muß das Vaterland ſeyn, weil die Erhaltung des Bürgers mit der des Menſchen zuſammenfällt; weil die Sklaverei des Staates den einzelnen Bürger in Ketten ſchlägt, und der Feind des Vaterlandes den Krieg mit jedem Mitgliede des Staates führt. Bei uns reiben die Kräfte ſich in dem kleinen Zirkel des häuslichen Lebens ab. Man kennt keinen Ehrgeiz als den zu glänzen; man weis von keiner Begierde als von der nach Gold. Kriechende Schmeichelei, Stumpfſinn und ſklaviſche Gefälligkeit, führen leichter zu dieſem elenden Ziele unſerer Wünſche, als Genie und Tugend, welche der willkührlichen Macht eines ewig minderjährigen Tirannen furchtbar ſind. Izt können auch Staaten untergehen, und der Menſch bleibt, und bleibt wer er war. Der

Staat geht ihn ja nichts an, zu deſſen Unterthan ihn der Zufall machte, und der Despotiſm iſt ſo einförmig, daß es gleichviel iſt, wo man als Sklave dient.

Auf dieſem Standpunkte müſſen wir ſtehen, um die Geſetzgebung eines Moiſes, Minos und Lykurgs richtig zu beurtheilen, und ihren wahren Inhalt abzuwägen.

Was aber die Noth des Augenbliks erfindet, muß mit dem Augenblicke untergehen. Nur die Geſetze der Natur, und was ihnen entſpricht, rettet ſich aus den Revolutionen der Zeit, zum dauerenden Leben einer Ewigkeit. Laßt uns ſie bewundern, die Geſetze der Staaten, welche den Bürger auch in den abgezogenſten Handlungen des Menſchen beherrſchten, laßt uns ſie bewundern, und die erhabene heroiſche Tugenden, welche ſie zeugten! Aber ſie wieder hervorbringen wollen, hieſe der Natur den Krieg ankündigen, welche den unreifen Menſchen, durch den Staat, zum vollendeten Menſchen bildet. Er muſte ſein Vaterland in die Mauren einer Stadt einſchlieſen, um es einſtens ausdehnen zu können, über Millionen. Er muſte Bürger des Staates werden, um zum Bürger der Welt heranzuwachſen. Er muſte ſeine Freiheit im Kampfe gegen ſeine Nachbarn mit Enthuſiaſm lieben lernen, um alle Sklaverei haſſenswerth zu finden. Die Rechte des Bürgers muſte er vertheidigen mit ſeinem Blute, ſollten ihm die Rechte der Menſchheit heilig werden.

Roms und Griechenlands Gröſe, ſteht kolloſſaliſch vor uns. Die Thaten ſeiner Heroen, fallen in der Entfernung wie das Licht der Sterne in einen Lichtſtrom zuſammen, ob ſie gleich Millionen Meilen weit voneinanderſtehen. Götter waren ſie nicht, aber andere Menſchen als wir ſind, und das muſten ſie ſeyn. Sie erzog das Leben, und nicht müſiges Gerede. Die Erfahrung trug ihre Kenntniſſe der Vollkommenheit entgegen, und Erfahrung iſt eine ſicherleitende Mutter, wo die Phantaſie uns gleich einer Geliebten, verwegen unſerem Ziele entgegenführt. Die Empfindung giebt dem Verſtande ſeinen Vorrath, ein Begriff, welcher nicht ohne Inhalt ſeyn ſoll, gründet ſich auf ein Gefühl. Dieſen Gang der Entwickelung, hat die Natur unſerem Geiſte vorgezeichnet, und wer ihr folgt, wo ſie unverdorbene Natur iſt, hat eine ſichere Führerin. Die Kenntniſſe der Alten, dienten einem Bedürfniſſe, das ſie hervorgerufen hatte. Die Erfahrung konnte ſich darum nie ſehr weit von der Theorie entfernen. Bei uns iſt Glaube ohne Einſicht, kein Widerſpruch. Die Vernunft ſpielt das Schachſpiel der Schlußketten, in verwickelten Zügen ohne Intereſſe, und glauben, und handeln, iſt ſich ſo ferne, als Thätigkeit und Müſiggang.

Der Mann wächſt nicht mehr im Leben auf, ſondern in müſigem Plaudern, und die Vernunft ſoll reife Sommerfrüchte tragen, ehe die Empfindung in ihrem Frühlinge ſich zu Blüthen entfaltete. So iſt unſer Geiſt, eine kränkliche Pflanze, durch eine künſtliche Wärme zur hinwelkenden Reife hervorgelockt, welche das Sonnenlicht und die freie Luft tödet, weil Sonnenlicht und freie Luft ſie nicht erzog.

Billigen und thun, verabſcheuen und unterlaſſen, ſind bei uns nicht nothwendig verbunden, weil das Gefühl die Schule nicht betrat, die der Verſtand beſuchte. Thuen und unterlaſſen, iſt die Frucht des Willens. Der Entſchluß, iſt ein Bliz, der unſere Seele augenblicklich durchglüht. Das was wir tadeln oder billigen, iſt mit kalter Beſonnenheit an das Richtſcheid unſerer Tugend- Schönheit- und Vernunftlehre gehalten.

Der Römer und Grieche, war denn doch in ſo weit beſſer, daß er wirklich war, wer er war, und daß er es ungetheilt war. Sein Herz, muſte ſeinen Kopf, doch nicht ewig Lügen ſtrafen. In ſeiner Kultur, ſtieg er vom Einzelen, zum Ganzen auf. Er war Knabe, Jüngling und Mann, hatte empfunden und gedacht. Seht doch in unſeren Zöglingen das lächerliche Gemiſch von Gefühlen, ohne gefühlt, von Grundſätzen, ohne Gedacht zu haben, von Wiſſen, ohne Erfahrung, von Glaube, ohne Ueberzeugung. Da dringt die verſtümmelte Natur, auf die Unverletzbarkeit ihrer Rechte, und ruft in dem greiſenden Manne, noch einen lauen Nachſommer hervor, deſſen Frühling die Erziehung des Jahrhunderts vernichtete. Darum Leidenſchaften im Greiſenalter, froſtige Apathie auf dem Antlitze des Jünglings, und vernünftige Klugheitsregeln auf Knabenlippen.

Wir können Wahrheiten ſo wenig anerben, als die Kunſt zu geben. Der Menſch muß ſich dieſelbe ſelbſtthätig zueignen. Wir wollen unſere Jugend mit unſeren Kenntniſſen belehren; aber ihr könnt doch nur zum Namenphiloſophen und Politiker infuliren, wie zum Namenapoſtel, wenn der Geiſt Gottes nicht über eueren Vaſallen kömmt. — Ich glaube nicht an den glücklichen Erfolg des Verſuches, ob ſich weiſe zum Lehramte erziehen laſſen, wie Regenten zum Throne, welche die Inſignien ſchon zum Herrn — aber freilich nur zum Herrn des Pöbels machen. Weisheit, was iſt ſie uns, was die Kunſt unſeres gefühlloſen Zeitalters? Glühete nur ein Strahl von dem ſchaffenden Funken in unſerer Seele, der die Griechen und Römer zu den einzigen Völkern der Weltgeſchichte machte!

Wir ſtaunen an den koloſſaliſchen Rieſenwerken hinauf, die ihr kühner Geiſt gebahr, und knien vor den Antiken, und fühlen nicht, daß es Aberglauben iſt, was wir den Männern der Vorzeit dankbar zollen; Aberglauben, weil ſie in ihrem Inneren trugen, was wir kalt anſtaunen; weil ſie die Flamme aushauchten, von dem lebendigen Lebensfeuer, das in ihrem Buſen lag. Was ſie ſchuffen, floß aus der überſtrömenden Fülle ihrer Lebensquelle. Wir künſteln. — Wahrhaftig, wer unter dieſen Menſchen groß gedeiht, der iſt ein Künſtler. Er hat ſich hinaufgekünſtelt durch alle die zahlloſen Verhältniſſe, die mit eiſernem Drucke ſein Herz, und ſeinen Geiſt beſchweren. Stellet die Werke eines Homer, Euripides, Sophokles, Xenophon, Tazitus, und die Schätze, welche Rom und Florenz aus den blühenden Zeiten der Kunſt aufbewahrten, gegen die Produkte unſerer Tage! Welch ſicherer Blick in jenen! Welche reiche Darſtellung! Wie dringt alles ins Mark des Lebens, weil es aus dem Marke des Lebens mächtig hervorquoll! Die nackte Reinheit, das zwangloſe Hinflieſende, die gewiſſenhafte Treue in jedem einzelnen Zuge, die ſtille Größe und erhabene Simplizität, gehöret nur den Alten an. Unſer Vorzug iſt, Pracht, Schwulſt, Kleider ohne Körper, Schale ohne Kern, Deklamation ohne Inhalt, Aufwand in Kleinigkeiten, exzentriſche Radotage, Zuſammenhäuſen vieler Theile, die kein organiſches Ganze bilden, und Ueberladung an Figuren, weil die Menge den Mangel des Einzelnen verbergen ſoll. So iſts in unſerer Welt, ſo muß es aus der Feder, dem Meiſel und dem Pinſel wieder hervorgehen; dann der Künſtler taugt den Pinſel in die Farben ſeines Geiſtes und ſeines Herzens.

In einem Zeitalter, wo der poſitive Werth des Lebens im Genuſſe ſinnlicher Freuden beſteht, wo man die Großthaten des Tages in ſeinem Manuale bei die eingegangene Zinſen ſetzt, kann der Menſch nicht gedeihen

Unſere Erziehung iſt mehr erdrückend als aufrichtend; ſie ſtellt einen toden Götzen an die Stelle des lebendigen Geiſtes. Den in dem Menſchen wohnenden Genius, ſollte ſie aufrufen und ſtärken, indem ſie ihn niederbeugt mit fremdem Glauben und Meinen. Wenn der Gelehrte dieſes Jahrhundertes weiß, was man über einen gewiſſen Gegenſtand dachte, ſeitdem geſchrieben wird, was hat er gewonnen, wenn er nicht weiß, was er ſelbſt über denſelben denken ſoll. Sollten wir uns bei dem Anblicke reicher Bibliotheken nicht der ägyptiſchen Piramiden und des Volkes erinnern, das ſie ſklaviſch zuſammen trug?

Es giebt keine poſitive Erziehung von fremder Hand, und kann keine geben. Der Menſch muß ſich ſelbſten erziehen. Ich kann nur in und durch mich ſeyn, was ich bin, und alle die groſen Anſtalten zur Entwickelung des menſchlichen Geiſtes und zu ſeiner Bildung, können mit Sokrates zu reden, nur Hebammendienſte leiſten, welche die Geburt erleichtern, aber nie ſchaffen.

Aehnliches kann die Natur in ihrem unermeſſenen Reiche aufweiſen, aber nie Weſen, die ſich gleichen. Keine zwei Momente in der

Weltgeſchichte ſind ſich gleich. Wie der Menſch nie denſelben Luftzug zum zweitenmal athmet, ſo lebt er nie denſelben Augenblick noch einmal. Darum iſt Erfahrung keine ſichere Führerinn, und die Beiſpiele, auch der gröſten Männer, können uns auf dem Weege des Lebens, nur eine deutende Hand ſeyn, welche uns da zurecht weiſt, wo unſere Selbſtkenntniß ſchweigt. Das wirkliche Verhältniß der Dinge allein giebt uns ein Geſetz; darum iſt die Vergangenheit, als Vorrath an Erfahrung, nie eine ganze Zahl, ſondern nur ein Zähler, zu dem, wenn ſie richtig angewendet werden ſoll, die Gegenwart den Nenner giebt; und der groſe Geiſt iſt es in dem, daß er den Augenblick faßt, wie er iſt.

Die natürliche Gleichheit der Kräften der Bürger eines Staates, erhält die politiſche. Wo die überlegene Kraft eine minderſtarke dienſtbar in Feſſeln ſchlagen kann, da ſind alle Verträge, alle politiſche Maasregeln nicht zureichend, die Freiheit der Schwächeren zu ſchützen. Nur die ſittliche Tugend beugt ſich unter ein ſich ſelbſt gegebenes Geſetz. Ich weiß nicht, ob man auf ſie in einem Staate rechnen kann, wo der moraliſche Menſch beinahe immer im Schatten ſteht.

Was Rom von einer früheren Sklaverei rettete, war, daß einzelne Menſchen nie eine ausgezeichnete Ueberlegenheit über die Menge gewinnen konnten. Das Genie und der Reichthum vermogten da ihren Thron nicht feſt zu gründen, wo die Kenntniſſe noch auf einer niederen Stufe ſtanden, die Geſchäfte ſehr einfach waren, und man den Luxus nicht kannte. Was hätte ein Despote in einem Staate gewonnen, wo kein Reichthum, kein Lebensgenuß, ſondern nur Ehre zu erkämpfen war? Rom war beinahe immer in Kriege verwickelt, indem der reichere Bürger in früheren Jahren ohne Sold diente. Da die Kraft des Staates in ſeiner Mitte ruhete, ſo konnte die Willkühr ihn nicht geſetzlos niedertreten. Kaufen konnte ihn der Tirann nicht, weil es kein Preis gab, um den er hätte feil ſeyn können, und weil der Bürger nur das Werkzeug ſeiner eigenen Sklaverei hätte werden müſſen.

Schon frühe beim Entſtehen der Republik, äuſſerte ſich die Ariſtokratie des Reichthums gegen den Armen, und bewirkte wiederhohlte Revolutionen in der römiſchen Staatsverfaſſung. So lange der Plebejer und Patrizier geſchieden blieben, hatte die Freiheit nichts zu fürchten, weil das Volk ſeines Sieges gegen die übermüthige Oligarchen gewiß war. Da aber der letzte im Volke, Anſpruch auf die erſte Stelle im Staate machen konnte, muſte der erhöhete Plebejer gegen die kämpfen, von denen er entſprungen, weil das Intereſſe ſeiner Würde, dem des Volkes entgegen war. Da die höchſten Aemter nur mit Patrizier beſetzt werden konnten, machten alle Plebejer Arme und Reiche gemeinſchaftliche Sache gegen ihren überwiegenden Einfluß, und es wurde dem Adel nie möglich, den zahlreichſten und mächtigſten Theil der Bürger zu unterdrücken; da aber den Plebejern alle Stellen offen ſtanden, hütete er ſich wohl, ſich gegen die Gewalt der Magiſtraturen zu waffnen, die er ſelbſt einmal begleiten wollte. So muſte endlich das Volk ſeine Günſtlinge, die es erhob, zu ſeinen Feinden machen, und überlegene Talente, welche hohe Würden belohnten, traten auf die Seite ſeiner Gegner. Seine Freunde konnten nun nur die Machthaber bekriegen, nicht aber die Macht der Stelle, welche der Freiheit gefährlich war, weil ſie um dieſelbe buhlten. Das Volk hatte dem Depotiſm keine Feinde mehr in ſeinen Lieblingen entgegen zu ſetzen, weil es mit demſelben Despotiſm ihre geleiſtete Dienſte lohnte, und ſie ihm ſo groß zog.

Die Menge der Magiſtratsperſonen, und die kurze Dauer ihrer Würde, begünſtigte die Freiheit. Da aber das Reich zu einer ungeheueren Gröſe anwuchs, und die verwickelte Geſchäfte des Staates ausgezeichnete Fähigkeiten nothwendig machten, muſten einzelne Menſchen von ungewöhnlichen Talenten einen gröſeren Einfluß gewinnen. Die Kriege, wie ſie immer mehr in der Ferne geführt wurden, konnten ſo ſchnell nicht mehr geendigt werden, wie ehemals; der Bürger ward unter einem fremden Himmel von ſeinem Vaterlande entwöhnt, und die Feldherren, die man ſeltner wechſeln muſte, waren nicht mehr unter der unmittelbaren Aufſicht des Senats.

Die Unbeſtimmtheit der richterlichen Gewalt mag zum Beweiſe gelten, wie wenig die Freiheit der Römer, durch die Weisheit ihrer Geſetze geſchützt geweſen. Die Konſulen, Prätoren, Diktatoren, Tribunen und der Senat, übten eine unumſchränkte Gewalt über Leben und Tod der Bürger aus. Welche entſetzliche Folgen müſte eine ſolche Willkühr bei einem reichen und ſchwelgenden Volke haben, wo an jeder Laune und Begierde einer Magiſtratsperſon, das Leben eines Bürgers hieng?

Der Aufſchluß über Roms Gröſe liegt in ſeinen Sitten, und beinahe einzig in denſelben. Der Politiker wird an ihrer Staatsverfaſſung, wie an der von Sparta und Athen, zahlloſe Schwächen entdecken. Er wird finden, daß ſie eine unhaltbare Bruſtwehre gegen den

Despotiſm iſt, und daß ſie nur bei ſolchen Völkern, und unter ſolchen Umſtänden die Wunder wirken konnte, welche ihre Geſchichte erzählt.

Den Buſen der Helden des Alterthums durchglühete eine heilige Flamme — die Liebe zu ihrem Vaterlande. Wie ſie, und nur ſie die Wunder wirken konnte, welche ihre Geſchichte uns aufbewahrte, läßt ſich dieſem Jahrhunderte noch nicht ganz erklären. Sie iſt ein Gefühl und kein Begriff; darum faßt ſie das Zeitalter nicht, welches übrigens ſo glücklich iſt, ſich durch eine Definition für die Sache ſelbſt entſchädigen zu können.

Neunter Brief.

Mit dem Untergange des römiſchen Reiches, ward eine neue Welt. Der feige ſchwächliche Despotiſm, von allen Laſtern beſudelt, hatte Europa beinahe verſchlungen. Der Menſch ſchien durch ſeine Entartung und die Allmacht der Kaiſer, zur ewigen Sklaverei verdammt, da in unverſiegbaren Strömen die Barbaren, welche lange ſchon die Herrſcherinn der Welt neckten und bedroheten, das ſüdliche Europa überfluteten, und durch eine allgemeine Zerſtörung eine neue Schöpfung hervorriefen.

Ein neues Syſtem der Staatsverfaſſung, bildete ſich izt, daß ſich an der Seite einer eben ſo neuen, aber weit fürchterlicheren Regierung — der von St. Peters Stuhle entwickelte. Die Lehensherrſchaft, hatte izt mit den nordiſchen Eroberern, das unterjochte Land in Beſitz genommen. Da galt der Menſch nichts mehr, und der Adel alles. Mit der Eroberung des ſüdlichen Europa, hatten die Führer der Barbaren, das Land und die Menſchen unter ſich getheilt.

In ſpäteren Zeiten, wurden die Baronen dem Königthume fürchterlich. Es herrſchte eine drückende Ariſtokratie der begüterten Edelleute, welche alle nach Unabhängigkeit ſtrebten. Daſſelbe Ziel hatte das Königthum. Um ſich im Kampfe gegen die Magnaten zu verſtärken, bot es dem unterdrückten und verachteten Bürger die Hand, gab ihm Freiheiten und Schutz, und ſuchte ihn ſo lange zu ſtärken, als die Kräfte des Bürgers dem königlichen Intereſſen zum Werkzeuge dienten. — Da die Monarchie übermächtig durch die Vereinigung mit dem dritten Stande, die entkräftete Baronen zu Boden geſchlagen hatte, blieb dem königlichen Ehrgeitze, der Bürger ſelbſt als Feind übrig. Seine Freiheit ſtand der Eigenmacht des Alleinherrſchers ſo ſehr im Weege, als ehemals die Unabhängigkeit des mächtigen Adels. Dieſer, dem Throne nicht mehr furchtbar, näherte ſich demſelben, und bot ihm ſeine Dienſte gegen einen Feind an, deſſen Unterwürfigkeit der Grund ihrer Gröſe geweſen.

Das barbariſche Syſtem der Feudalverfaſſung, muſte nach und nach ſich in die Herrſchaft eines einzigen zuſammenziehen. Die ewigen Befehdungen der kleinen Tirannen verminderten ſich mit dem Siege des Stärkeren, bis ſich der Kampf mit der Unterdrückung der Schwächeren, und der Obergewalt des Mächtigeren endigte. Gleichheit iſt in der ganzen Natur Chimere, nur die Freiheit des Menſchen, vermag ſie auf eigene Geſetze zu gründen, die ſie aus der Vernunft ſchöpft. Die regelloſe Herrſchaft der Gewalt, der Krieg der phyſiſchen Stärke, kennt nur Despotiſm und Sklaverei, oder ein Gleichgewicht, das ſich durch eine gleiche Stärke entgegengeſetzter Kräften erhält. Das Recht iſt die Frucht der Geſetze, welche der freie Menſch ſich ſelbſten giebt. Wo ſie der tollen Willkühr, der Gewalt weichen, beginnt der Krieg ungleicher Streiter, und die gedemüthigte Schwäche, iſt denn zur Dienſtbarkeit der Obermacht verdammt. Volksherrſchaft geht in Ariſtokratie, ſie in Monarchie, und dieſe in den ſtrengſten Despotiſm über. Dieſe Bahn giengen Nationen, ſo weit die Geſchichte reicht. Die Monarchie hatte ſich bald mit der Hirarchie, bald mit der Ariſtokratie im Kampfe, doch mit der erſtern öfters noch im Bunde, in Europa befeſtigt. Die Gröſe der Staaten, das Verderbniß der Sitten, und der Luxus begünſtigten ſie. Was ſie aber unerſchütterlich zu gründen ſchien, waren ſtehende Heere. Der Gedanke, den Soldaten von dem Bürger loszureiſſen, war wenigſtens ſo kühn, und ſo furchtbar, als jener, den Prieſter von dem Menſchen zu trennen. Die gemächliche Liebe zur Ruhe, und die Kurzſichtigkeit des Bürgers, der nicht begriff, daß er ſeine eigene Feinde beſolden muſte, nahm es noch als eine Wohlthat an, daß man ihn entwaffnete. Der Hildebrand auf dem Throne, der dieſen entſetzlichen Gedanken zur Reife brütete, iſt des Fluches des Menſchenfreundes mehr werth, als jener, auf St. Peters Stuhle.

Die Monarchie, welche immer eigenmächtiger um ſich griff, hatte beinahe ganz Europa verſchlungen. Einige Freiſtaaten, die es wenigſtens dem Namen nach waren, wie die vereinigten Niederlande, Polen und ſelbſt England, näherten ſich der Herrſchaft eines einzigen; andere verfolgten den nämlichen Weg, obgleich vom Ziele mehr entfernt, und erhielten ſich nur durch Eiferſucht der königlichen Kabinette, die ſich wechſelweis Vergröſerung mißgönnten.

Der Umſturz des Königthums in einem Staate, in welchem der Despotiſm auf unerſchütterlichen Feſten zu ruhen ſchien, ſetzte die Welt in Erſtaunen. Alles, was die Freiheit der alten Demokratien vernichtete, Weichlichkeit, Immoralität, und der weite Umfang des Staates, endlich der höchſte Triumph der neuern Erfindungen der Tirannei — ſtehende Heere; die Erniedrigung eines unterdrückten muthloſen Volkes, ein zahlreicher Adel, deſſen Exiſtenz an die des Thrones feſtgeknüpft war, das Intereſſe eines allmächtigen Standes, der mit der Gewalt des Himmels ſich bewaffnet hatte, alle dieſe fürchterlichen Kämpfer, ſtanden gleich ſchützenden Würgengeln, zwiſchen der königlichen Macht, und der Nation. Aber zertrümmert lagen die Inſignien der Tirannen im Staube, vernichtet die Hyder des Feudalſyſtems und der Hierarchie, und erklärt war die eine und unzertheilbare Republik, im Angeſichte der beſoldeten Schaaren von Europa's Herrſchern. Der betrogene Scharfſinn politiſcher Rechner, gafte betäubt nach dem Rieſenwerke, und zählte ſtummbeſchämt, noch einmal alle mögliche Gründe der Probalität für die eine und andere Seite auf. Was half es izt? der Schritt war gethan, deſſen Möglichkeit kein Hofpolitiker in dem Handbuche ſeiner Wiſſenſchaft fand! Man muſte die ſeltene Erſcheinung, unter die unerklärlichen Exploſionen der launigten Natur zählen, die nun eine Ausnahme von der gewöhnlichen Wirkungsart ihrer Geſetze machte. Vielleicht läßt ſich dies Meteor am politiſchen Horizonte, das zum Erſtaunen von Europa, nicht das Werk einer Monarchenlaune, einer Hofintrigue, einer Prieſterliſt, oder des Eigenſinnes einer erlauchten Buhlerin war, aus ſehr einfachen Gründen erklären.

Die Monarchie hat ſich durch die Unwiſſenheit, Feigheit und Wehrloſigkeit des Bürgers erhoben. Sie hat nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß ſie das Volk für ein angeerbtes Erbtheil hielt, daß ſie nach Willkühr benutzen könnte. Die

Stärke der königlichen Macht, beruhete auf der Schwäche des Unterthanen, ihr Reichthum, auf ihrer Armuth; wollte jene ſchwelgen, muſte dieſer hungern, wollte jene eigenmächtig herrſchen, muſte dieſer unbedingt ſich unterwerfen. Sie waren natürliche Feinde, und der Hof beſaß die übermüthige Unbeſonnenheit, der Nation dies laut zu ſagen. Für eine Ewigkeit war dieſe Zwietracht nicht geſchaffen. Zum Heile der Millionen, welch dem einzigen ſklaviſch dienten, gewöhnten ſich der König, und der Unterhan, ſich als Gegener anzuſehen.

Kriege und Schwelgerei, zehrten die Einkünfte des Staates auf. Die überhäuften Schulden verkündigten einen unvermeidlichen Bankerott. Die Ausgaben ſtiegen progreſſiv von Jahr zu Jahr höher, da die Einnahme ihr Maximum erreicht hatte. Der König war izt entſchöpft, und ſah ſich am Ziele. Die Monarchie war hülflos, aber die Nation, als der produktive Theil war reich, ſo lange ſie arbeitete. Izt hätte der Hof, mit dem Volke ſich gern vermiſcht, izt hätte er gern ſein

Intereſſe, an das der Nation, angeknüpft, wenn ihr ein Friede dieſer Art nicht zu theuer geſchienen hätte. So eilen alle civiliſirte monarchiſche Regierungen ihrem eigenen Untergange entgegen. Alle Anſtrengungen des Finanziers ſcheitern an der unerſättlichen Schwelgerei des üppigen Hofes, und die aufs höchſte getriebene Steuern, halten den Ausgaben nicht mehr das Gleichgewicht. Auf dieſem Weege wird das Volk Herr ſeines Regenten, und der Verfall der Regierung, fließt zum Theile aus dem unvermeidlichen Defizit des Fiskus.

Mit der Aufklärung der Regierungen, und der Verbeſſerung des politiſchen Zuſtandes der Völker, ſteigt die Nationalinduſtrie, und die ungleiche Bilanz des auswärtigen Handels, ſetzt ſich immer mehr ins Gleichgewicht. Jede Nation, ſucht wie der Privatmann, bei dem Tauſche ihren Vortheil. Je aufgeklärter und fleiſiger rohe und unthätige Völker werden, deſto weniger wird der Vortheil, den der auswärtige Kunſtfleiß von ihnen zieht. Dieſe Fortſchritte aller kultivirten Völker zu einer höchſte möglichen Verminderung des Verluſthandels' iſt keine Hypotheſe, ſondern ein nothwendiges Ziel, dem ſie entgegenringen, und eben ſo gewiß iſt die Abnahme des Reichthums einzelner Völker.

Die Unwiſſenheit der Völker, begünſtigt den Deſpotiſm, der ihre Rechte vernichtet. Die Verſammlung der Bürger, ihre wechſelſeitige Mittheilung, kämpſt der Tirannei der Beherrſcher entgegen, welche ihn an ſeinen Herd anfeſſelt, und den Gemeingeiſt aufhebt. Kein Redner kann es, wie in den Verſammlungen des Volkes der alten Demokratien, über ſeine Beſtimmung und ſeinen Vortheil aufklären, kein muthiger Patriot vermag, ihm das ſchreckliche Gemälde des Deſpotiſms und ſeiner Erniedrigung vorzuhalten. Nur Glied eines Staates, wenn die Bedürfniſſe und Launen eines Regenten, ſein Eigenthum und ſein Leben, zum Opfer fodern, weiß er von keinem Vaterlande.

Die Buchdruckerkunſt, die fruchtbarſte Erfindung der neueren Zeiten, vereinigt alle Völker und Menſchenalter. Ohne Aufwand und

Anſtrengung, werden Menſchen Brüder, welche Meere und Jahrtauſende von einander ſcheiden. Eine Ariſtokratie bildete ſich nun im Stillen, die um ſo mächtiger iſt, weil ihre Herrſchaft ſich auf Glauben und Meinungen gründet; — die Ariſtokratie der Litteratoren. Ein Bund der gebildeſten der Menſchheit, durch keine Zeit, durch keinen Raum getrennt, konnte die Fackel der Vernunft, durch alle Welttheile tragen. Seine Stimme verhalt in keinen Mauern; geächtet in einem Lande, rettet der Weiſe, Bürger der Welt, ſich in ein anderes. Nicht mehr Redner eines ſtürmiſchen Volkes iſt der Edle, — Redner aller Zeiten. Ein Blatt verewigt mehr als Marmor die Tugenden eines Phozion und Sokrates; — und Nerone, Kaligula und Ferdinande ſtehen am Pranger der Ewigkeit. Rouſſeaus Donner, ſtürmen erzitternd gegen die Thronen der Völkerwürger durch alle Zonen.

Was dieſe neue nicht geachtete Ariſtokratie, der mächtigſten der Menſchen wirken, ſehen wir izt, wenn das blöde Auge, Erſchütterungen von Staaten bedarf, um zu ſehen. Monteſquieu, Mably, Voltaire die Oekonomiſten, und vor allen der muthige Verfaſſer des geſellſchaftlichen Vertrags, geben uns ein Beiſpiel. An der Spitze aller Unternehmungen der neuen fränkiſchen Republik, ſtanden Hommes de lettres.

So muß das Schickſal der Völker, dem Genie und der Tugend weniger anvertraut werden, bis ſie reif zur Selbſtbeherrſchung, keiner fremden Leitung bedürfen, um ihre Rechte, mit ihren Pflichten unauflöslich zu paaren. Der Menſch, muß durch die Kultur zur Freiheit gehen, wenn ſie dauerhaft und geſetzlich ſeyn ſoll.

Der Menſch, iſt zur Freiheit, aber nicht frei gebohren. Als ſinnliches Weſen, dient er ſeinen Bedürfniſſen, und iſt das ſklaviſche Werkzeug ſeiner Triebe. Die Sinnlichkeit ringt nach Befriedigung; die einzige Schranke, an welcher ſich ihre tolle Willkühr bricht, iſt Uebermacht, indem ſie ſelbſt eine geſetzloſe Kraft iſt.

Die Freiheit, iſt die Frucht, ſich ſelbſt gegebener Geſetze. Nur die moraliſche Welt, iſt einer Regierung nach Geſetzen der Freiheit, fähig. Die phyſiſche Kräfte müſſen einem vernünftigen Willen dienen, und der Menſch konnte nur zur Freiheit, das iſt zur Kultur, erzogen werden. Da der Menſch aus der Hand der ſchaffenden Natur kam, war ſeine erſte Erziehung phyſiſch. – Klima und Bedürfniſſe, bildeten am früheſten an ihm. Da er ſich ſeines Gleichen näherte, und ihr Nebeneinanderſeyn, Bedingungen nothwendig machte, unter denen ſie ſich berühren konnten, ſchrieb die Uebermacht das eiſerne Geſetz. — Der Starke befahl, der Schwache diente. Es war eine phyſiſche Geſetzgebung, eine Geſetzgebung der blinden Kraft. Die erſte Erziehung war eine Naturerziehung. Der erſte Staat, ein Naturſtaat; der Stand, in dem die Menſchen lebten, ein Stand, des ewigen Krieges.

Aber Kriege und willkührliche Regierungen, ſind die Kinderblattern der Völker. Die Natur reiniget ſich durch ſie von einem Gifte, das oft

Arznei iſt. Alle Völker leiden an ihnen; wenige treten in das vernünftige Mannesalter, ohne durch die Narben, die ſie zurücklieſen, entſtellt zu ſeyn; noch wenigeren geben dieſelbe ein männliches Anſehen. Ueberhaupt muſte der menſchlichen Tugend, irgend ein eigennütziges Bedürfniß zum Stabe dienen, an dem ſie ſich aufrichtete; wie dann ſelbſt die Liebe oft nur eine Schmarotzerpflanze iſt, welche ihre Arme um den Gegenſtand ſchlingt, an dem ſie ſich aufrecht erhält. Aber das Bedürfniß, iſt nur die ſchützende Knoſpenſchaale, welche der reifen Tugendblüthe bei dem vollendeten Menſchen abfällt. Jede bürgerliche Tugend, war lange ein Verbrechen an der Menſchheit. Aber Vaterlandsliebe, kann erſt Menſchenliebe werden, wenn das ganze menſchliche Geſchlecht nur ein Vaterland hat. Doch! Was iſt dieſe Liebe des Vaterlandes, was iſt dieſe Liebe der Menſchheit? — Was iſt Liebe überhaupt? Jahrhundert ſo reich an Begriffen! — Warum iſt die Weisheit deiner geachteteſten Zöglinge oft ſo leer, ſo gehaltlos —?

Es giebt Definitionen, welche nur das Herz dem Verſtande mittheilen kann.

Gewiß iſt es, daß die erziehende Natur den Menſchen mit freundlicher Rechte, der Freiheit entgegen führte. Selbſt der brutalſte Despotiſm, ſchließt ſich gefällig an die zahlloſen Mittel an, welche ſie zu ſeiner Veredlung wählte. Wie alle Bäche ſich in einem Strome verliehren, ſo muſten alle bürgerliche Geſellſchaften dem Despotiſm entgegen eilen, um ſich endlich in einem allgemeinen Menſchenbunde zu vereinigen, wie alle Ströme ſich in uferloſe Meere ſtürzen.

In dem Reiche der Kräften wäre Freiheit, wo keine übermächtige Kraft eine ſchwächere kämpfend erreicht. Freiheit iſt da das Reſultat eines ewig einförmigen Gleichgewichts der mannigfaltigen Kräften; alſo Reſultat der Gleichheit. Schon aus dieſem Grunde kann die Freiheit in einem Staate, der doch immer mehr oder weniger ein Staat von phyſiſchen Kräften iſt, nicht lange beſtehen, ohne Gleichheit derſelben. Wo die überlegene Macht nicht in der unbedingten Dienſtbarkeit des Geſetzes der Freiheit ſteht, da hebt ſich dieſe mit dem Gleichgewichte der Kräften auf.

Keine Erfahrung wird dieſe Behauptung widerlegen, und ſchon darum wird die gröſte Freiheit in dem Staate herrſchen, wo die gröſte Gleichheit der Güter und des Karakters, überhaupt der phyſiſchen und geiſtigen Kräften iſt, da keine äuſſere Geſetzgebung die Freiheit des Bürgers unverletzt erhalten kann. Der Menſch ſoll frei ſeyn, darum wird er Bürger. Der Staat iſt nur ein Erhaltungsmittel des Menſchen. Dieſer iſt ein ſelbſtſtändiges Weſen. Er ſoll als Selbſtzweck den letzten Grund ſeiner Thätigkeit in ſich ſelbſt finden. Dieſe ſeine innere Freiheit, iſt nothwendige Bedingung ſeiner Menſchheit. So wahr er einen Willen hat, beſitzt er das Vermögen ſeine Würkſamkeit nach der Vorſtellung eines Zweckes zu beſtimmen. Wer in ihm dieſes Vermögen aufhebt, hebt ſeinen Karakter der Vernunft und Freiheit auf. Der erkannte Zweck gehöret dem Vernunftweſen, die Wahl der Mittel, ſeiner Freiheit. Dieſer Zweck aber, und dieſe Mittel, die der Menſch als letzten Grund ſeiner Thätigkeit eigenmächtig beherrſcht, ſind dem Weſen, das mit den nämlichen Rechten begabt iſt, nicht gleichgiltig, da ſie ſeine Freiheit beſchränken, oder aufheben können, und doch ſoll nach dem Rechtsgeſetze die Freiheit des Einen, nur mit der Freiheit Aller beſtehen.

Hier alſo wäre es, wo die äuſſere Freiheit die innere vernichten könnte, wo der Menſch dem Bürger aufgeopfert werden müſte; wo er nicht mehr letzte Urſache ſeiner Wirkſamkeit, Sklave eines äuſſeren Geſetzes würde; wo ſein Wille einem fremden Willen diente. Das aber ſoll nicht ſeyn, ſoll ſo gewiß nicht ſeyn, als der Menſch, Menſch, und der Staat nur wegen den Menſchen iſt.

Die äuſſere Geſetzgebung muß der Abdruck der inneren Geſetzgebung des Individuums ſeyn; der Wille des Einzelnen ſoll gleich ſeyn dem allgemeinen, und die innere Freiheit, ſoll beſtehen mit der äuſſern. Dann iſt der Menſch, was er ſeyn ſoll als Menſch und Bürger. Die äuſſern Geſetze, können mit der Gewalt des Staates nur nöthigen, nur unterwerfen, mehr können ſie nicht. Wenn das Geſetz ſelbſt, der Ausdruck des allgemeinen Willens, oder des Willens der Majorität, den Karakter des Pöbels an ſich trüge, wenn es das Werk des Ungeſtümmes, der Laune, der Kurzſichtigkeit, des Aberglaubens, der raſchen Unbeſonnenheit, des paniſchen Schreckens wäre? — Das Volk leidet durch ſich ſelbſten, antworten die Lehrer des Staatsrechts, und wer kann dafür? Ein mittleidvolles Achſelzucken, das der Arzt dem Kranken ſchenkt, dem das Gefühl der Schuld verlohrener Lebenskraft die Erinnerung vergangener Tage zur Hölle macht, enthält wenig Troſt. — Und wäre dann keine Rettung? Auch da nicht, wo der Arm des Staates, den verborgenen Thäter nicht erreichte? wo der Bürger aufhörte Bürger zu ſeyn, wenn er ſich dem Blicke der öffentlichen Gewalt entziehen kann? da wo der Augenblick über das Wohl des Ganzen entſchiede, und noch kein Geſetz vorhanden wäre, das die Bürger in dem Augenblicke beſtimmte, indem das Geſetz nicht möglich iſt? da wo das Geſetz zu ſchwach, zu einſeitig oder zu vieldeutig, das Verbrechen entſchlüpfen, den Sophiſten ſich durchwinden lieſe? da wo die Vollſtrecker der Geſetze die Gerechtigkeit verfälſchten?—

Wenn nun ein Mittel übrig wäre, das äuſſere Geſetz zum inneren Geſetze umzuſchaffen, ſeine Herrſchaft ſo zu ſichern, und die innere Freiheit mit der äuſſeren zu retten?

Die alten Republiken baueten mehr auf dieſes Mittel als auf ihre Geſetze — auf die Gründung der Tugend — auf Erziehung. Durch ſie wird Einſicht und ein vernünftiger Wille möglich. Aufklärung und Tugend, ſind die einzigen Palladien der Freiheit. In ihnen hat das Geſetz ſeine einzige feſte Stütze. Da, wo das moraliſche Geſetz in ſeiner ganzen Würde herrſcht, iſt die äuſſere Geſetzgebung nur ein lebendiges Bild der inneren, die gröſer, mächtiger iſt als jene, und ſchnell und gegenwärtig wirkt. — Kolliſionen zwiſchen ihnen ſind nicht möglich, denn ſie haben beide ihre Quelle und ihre letzte Inſtanz in der Vernunft. Sollte die Befolgung des äuſſeren Geſetzes, die des inneren oder umgekehrt, unmöglich machen, dann wäre die Vernunft ſelbſt ein Widerſpruch, und Freiheit ewig Chimere.

Die Erniedrigung des Volkes hat eine Quelle, welche keine Geſetzgebung auszutrocknen fähig iſt, ſo lange Menſchen mächtiger ſind als die Geſetze. Der Eigennutz ſtrebt nach Vergröſſerung ſeines Privatvortheils, die Eigenliebe nach Auszeichnung, und die Geſetze wollen doch eine ſtrenge Gleichheit. Die Uebermacht aber ſpottet ihrer, der Scharfſinn feiler Sophiſten beugt ihnen aus, der Reichthum beſticht ihren Ernſt, und ihre Vermehrung dient nur dazu, ihre Kenntniß und Auslegung auf eine kleine Zahl von Menſchen einzuſchränken, die von dem Mißbrauche derſelben leben. Wie die Geſetze allein in ihrer Allmacht erhalten, ſo lange Menſchen ihre Ausleger und ihre Vollzieher ſind? ſo lange die Gewalt kein andres Geſetz erkennt, als ihre Stärke? — Vielleicht ein höheres Tribunal errichten, vor das die allgemeine Meinung, die öffentlichen Beamten zur Rechenſchaft fodert? dem Volke ſelbſt, aus deſſen Willen alle Geſetze herflieſen, das letzte höchſte unappellable Urtheil übergeben? — Wer mögte das, der Unbeſtändigkeit, dem Leichtſinn, der Kurzſichtigkeit, dem Aberglauben, den unbändigen Leidenſchaften eines ſeelenloſen Haufens, die Ehre und die Kräfte des Staates, und einzelner beſſerer Menſchen anvertrauen? ihm für die Leitung der Geſchäfte verantwortlich ſeyn, deſſen Majorität nicht fähig iſt, ihren beſchränkten Blick, über die Bedürfniſſe eines Herdes zu erheben? das einen Sokrates, Phozion und Ariſtid verurtheilt, das einem Auguſt und Nero huldigt, ſeinen Tirannen Altäre baut, und den Vater des Vaterlandes, der Rom rettete, ins Elend ſchickt, und gegen einen Brutus und Caſſius wüthet? Nicht die Künſte und Gewalt eines verächtlichen Tirannen, haben die Völker vor die Stufen eines Thrones geſchmiedet, nicht der verſchmitzte Betrug, feiger Prieſter, ſie zum ſklaviſchen

Werkzeuge des Aberglaubens erniedrigt; das mögen ſchmeichlende Demagogen ihrem Volke ſagen, um ſeine und ihre Schande unter täuſchende Phraſen zu verbergen. Ich glaube es nicht, und keiner wird es glauben, der die Völkergeſchichte zu Rathe zieht.

Um mich über einige Ideen, welche mir wichtig fürs Ganze zu ſeyn ſcheinen, deutlich zu machen, will ich Dir ſie noch einmal in gedrängter Kürze wiederholen.

Geiſtige Kraft, eilt dem Siege über die phyſiſche Kräfte entgegen.

Der Staat iſt Mittel nicht Zweck. Nur der Menſch als freies Vernunftweſen iſt ſich Selbſtzweck. Jener iſt die ſchützende Rinde einer edlen Frucht — unſerer Menſchheit, in dem ganzen Umfange dieſes Wortes; er iſt eine Anſtalt, um dieſe unverletzt zu erhalten.

Da keine äuſſere Geſetzgebung unſere rechtliche Freiheit zu ſchützen fähig iſt, ſo müſſen wir die Allmacht einer höheren Geſetzgebung anrufen, die jenen Mängeln nicht unterworfen iſt, welche die äuſſere unzulänglich macht.

Dies iſt die innere — die Herrſchaft des Moralgeſetzes — welche durch Erziehung, zu der ich auch die Religion rechene, befeſtigt wird.

Das äuſſere Geſetz kann nur unterwerfen, es kann mit einer äuſſeren Macht unterſtützt, nöthigen; aber der Menſch ſoll handeln, weil er will, er ſoll Menſch — freies Vernunftweſen ſeyn, das in der Befolgung ſeiner Pflicht keine andere Nöthigung als eine innere kennt. Jede äuſſere Geſetzgebung die mit der innern, dem Willen, nicht freundlich zuſammen trift, iſt unkräftig, und kann nur Sklaven ſchaffen.

Jeder Staat iſt ein Staat von phyſiſchen Kräften. In ihm als ſolchem iſt die Gewalt Geſetzgeberinn. Wenn in einem ſolchen Staate Freiheit herrſchen ſoll, ſo muß ſie auf Gleichheit, das heiſt hier, auf eine höchſt mögliche phyſiſche — nicht nur rechtliche Gleichheit gegründet ſeyn. Da kann die Freiheit nur das Reſultat eines ſchönen Gleichgewichts von Kräften ſeyn, und da die geiſtigen Kräfte, ohne einen geſetzlichen Willen, in ihrer Anwendung

dung, ins Reich der blinden Kräften gehören, ſo gehört auch eine höchſtmöglich gleiche Ausbildung derſelben, unter die Bedingungen zur Freiheit.

Ein vollkommener Staat, iſt wie jede abſolute Vollkommenheit nur Ideal für uns: Ob wir ihm nahe ſind? — Vergleiche dein Jahrhundert mit dem Ideale. Alle Kräfte ringen chaotiſch aufgelöſt gegen einander. — Was der geängſtigte Menſch in der Noth ärmlich erfand, um ſich gegen den ungeſtümmen Drang des Augenblicks rettend zu ſchützen, was die Gewalt im Momente des Sieges als ewiges Geſetz niederſchrieb, das zieht die Vernunft prüfend vor ihr Gericht, um es unwiderruflich zu verdammen.

Die Philoſophie enthüllt uns ein Blatt nach dem anderen in dem Buche der Wahrheit, das ſein Daſein durch die Preſſe ſichert. Das Geſetz nähert ſich dem Throne, deſſen Beſitz die Willkühr mit ſinkenden Kräften vertheidigt. Die Gewalt ringt den Todeskampf mit dem Rechte. — Die Politik — die verächtliche

Klugheit des Deſpotiſms — bietet der Moral die freundliche Rechte. — Die Noth des Augenblicks — der allmächtig gebietet — leihet freilich dem Gotte des Lichtes noch die Waffen Arihmans, um ihn ſelbſt — zwar nicht ehrenvoll, mit denſelben zu bekämpfen. Das Geſetz ſteht freilich noch als wartender Erbe neben dem Throne, der ihm gehört. — Aber die Wahrheit, die Gerechtigkeit werden den blutigen Kampf ſiegend endigen; — eine beſſre Schöpfung wird aus dem wilden Chaos noch ſtreitender Kräften hervorgehen; — die phyſiſche Welt wird nicht ewig die moraliſche in ihren ſchmutzigen Feſſeln halten.

Aber beſſre Menſchen laß uns werden, und bilden, Lieber! und beſſre Staaten werden aufblühen. Der Staat iſt um und für den Menſchen; und nur der vollkommenſte Menſch iſt der vollkommenſte Bürger.

Bayerische
Staatsbibliothek

Lindau

oder

der unſichtbare Bund.

Eine

Geſchichte aus dem Revolutions-Kriege

von

Weitzel.

Frankfurt am Main
bei Bernhard Körner 1805

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gs3/1607

Vorrede.

Die Geſchichte wird oft zum Roman, und ein Roman iſt nicht ſelten Geſchichte. In dieſem Sinne mag auch Lindau ins weitſchichtige, bevölkerte Reich der Romane gehören, wo man ihm, unter tauſend beßren und ſchlechteren Brüdern, vielleicht am wenigſten eine Stelle ſtreitig macht.

Ich weis, wie viel Gründliches ſchon gegen politiſche und philoſophiſche Romane geſagt wurde; aber was ſoll und kann der Menſch ſchreiben und bilden, wozu er nicht den Stoff in ſeinem Leben findet? Ganze Völker und einzelne Menſchen haben eine jugendliche Epoche, in der ihnen die Freiheit unter jeder Geſtalt theuer, jede Art von Zwang und Beſchränkung aber läſtig und verhaßt iſt. Dieſe Epoche meines Lebens fiel in die ewig merkwürdige Epoche der franzöſiſchen Revolution. Ich habe die Hoffnungen und Träume, die ſie nährte, getheilt; ich war Augenzeuge von einem großen Theile der heroiſchen Handlungen und der Schandthaten, die ſie hervorgebracht hat. Ich bin ihr als aufmerkſamer Beobachter bis zu dem Augenblike gefolgt, wo Ein kräftiger und glüklicher Menſch ſich des Schikſals ſeines Zeitalters bemächtigte, und alle Hoffnungen und Ausſichten des menſchlichen Geſchlechts, wenigſtens auf einige Zeit, in ſeiner Perſon vereinigte.

Dieſe Schrift ſoll ein Gemälde der jugendlichen Hofnungen und Wünſche, und zum Theil der Verirrungen und Thorheiten ſeyn, welche unſer Zeitalter ſo vorzüglich auszeichneten. Die in ihr aufgeſtellten Grundſäze und Meinungen können darum nicht immer als die Grundſäze und Meinungen des Verfaſſers angeſehen werden. Ich ſelbſt betrachte die Arbeit, in dieſer Hinſicht, nicht als ein geſchloſſenes Ganze. Ueberſpannte Hofnungen, groſſe auf edle Menſchennatur allein berechnete Entwürfe weiſet die Erfahrung oft mit grauſamer Härte zurecht. Dieſe Zurechtweiſung folgt auch hier und iſt der Gegenſtand einer andren Schrift, die nicht nothwendig zu der gegenwärtigen gehört, aber doch als eine Fortſetzung derſelben betrachtet werden kann. Sie wird den Titel führen: Eponymos, oder der Untergang des unſichtbaren Bundes.

W . . . . l.

Lindau

oder

der unſichtbare Bund.

Den 17. April 179[illegible].

Der Donner des ſchweren Geſchützes ſchlug an den nahen Gebirgen an, welche ihn in vervielfachtem Nachhalle, weit umher, laut wiederholten. Ich raffte mich auf und eilte nach dem offenen Fenſter.

Still und freundlich gieng der Mond durch die ſternhelle Nacht, und badete ſein ſanftes Licht in den plätſchernden Wogen des Rheins. Auf dem nahen Kirchthurme ſchlugs drei. Jenſeits des Stroms, tiefer gegen Weſten, zogen Feuerſtröme flammend durch die Luft; das Gewitter der Schlacht wälzte ſich langſam das Thal herauf, und das Kleingewehrfeuer lief kniſternd am rechten Ufer auf und nieder. Ich flog davon, um Lindau in ſeiner Wohnung zu ſuchen. Ich fand ihn nicht mehr; er war vor zwei Stunden mit ſeiner halben Brigade bei Neuwied heimlich über den Rhein geſezt, um die kaiſerlichen Vorpoſten zurükzudrängen, und den Uebergang unſers Heeres zu erzwingen.

Lindau und ich waren die einzigen Deutſchen bei der Diviſion. Das Herz voll Liebe für Freiheit, den Geiſt voll Durſt nach Thaten, hatte er bei der Morgenröthe der Revolution ſeine Heimath verlaſſen, um einem fremden Volke zu werden, was er dem ſeinigen nicht werden konnte — Vertheidiger der Rechte des Unterdrükten gegen ſeine Unterdrüker. Wenn mir auch das Schikſal ein ſchönes Leben verſagt, ſo kann es mir doch einen ſchönen Tod nicht verſagen, ſprach er.

Welch ein Schauſpiel iſt das, einer vom Gefühle der Freiheit begeiſterten Nation! Einmal in meinem Leben ſah ich in den Augen dieſes Menſchen eine Thräne glänzen. Es war den 14ten Juli auf dem Marsfelde, als tauſend und tauſend jubelnde Stimmen von langer Knechtſchaft erlöſter Bürger die Wiedergeburt ihres Vaterlandes feierten. Wie glücklich müßte der Sterbliche ſeyn, ſagte er gerührt, der dieſe Menſchen glücklich machen könnte!

Ich folgte ihm, weil meine weichere Seele ſich an ſeinen feſten Geiſt, wie eine Rebe um eine Pappel geſchlungen hatte. Unſere Freundſchaft war mit uns groß geworden, und wurde immer ſtärker in den ſtärkeren Menſchen. Er las wenig, ſprach noch weniger, und dachte viel. Aber wenn er ſein düſteres Schweigen brach, um einen werthen Menſchen von einer ihm noch werthern Wahrheit zu überzeugen, dann drang die Gewalt der Rede von ſeiner Zunge allmählig in das befreundete Herz.

Größe des Geiſtes und Fülle des Herzens quille ſo reich von den beredten Lippen unſers beleſenen Zeitalters, daß man ſchon daran gewöhnt iſt, es mit der Sprache der Tugend und des Grosſinns nicht ernſthafter zu nehmen, als mit den hergebrachten Glükwünſchungs- und Kondolenzformeln. Aber von der Zunge dieſes Mannes ſtrömte die lebendige Quelle eigner Ueberzeugung ſo rein, ſo voll, daß man gleich fühlte, es ſeye nicht das leichte Geplätſcher künſtlich in die Höhe getriebener oratoriſcher Kaskaden, mit denen ein gebildeter Menſch uns bei der erſten Unterhaltung unter das geſtohlene Waſſer ſeines Wiſſens ſezt, um uns ſogleich mit ſeinem ganzen Reichthume bekannt zu machen. Im Glüke wie im Unglüke blieb er ſich gleich. Ich erinnere mich, daß er mir, als ich ihm dieſe Bemerkung machte, antwortete: die Phiſiognomie des Jahrhunderts iſt mir unerträglich, deſſen unmäßiges Lachen im Glüke nur ein eben ſo ekelhaftes Greinen im Unglüke ablöſet. Unglück kann ein blos ſchönes Geſicht entſtellen, aber dem eines edlen und großen Menſchen giebt es noch edlere und größere Züge, wie der Winter einer anmuthigen oder wie einer erhabenen Gegend alle Reize nimmt. Wer unerwartetes Glück oder Unglük, unerwartete Freude oder unerwarteten Kummer nicht mit gleichem Gemüthe tragen kann, iſt ein Sklave des Zufalls. Aber das Glük und der Zufall ſoll uns dienen, und nicht wir ihm.

Lindaus Körper war deutſche Kraft, ſein Herz deutſche Redlichkeit und ſeine Sitte deutſche Keuſchheit. Er ertrug meine heitere Geſchwätzigkeit, wie ich ſein ernſtes Schweigen. Ich liebte die Franzoſen und das erlaubte Vergnügen. Er ertrug jene wie dieſes, ohne beide zu ſuchen. Seinem Glauben blieb er getreu und arbeitete für eine an ſich gute Sache, die Menſchen mochten ſie auch noch ſo ſehr durch ihre Laſter beſudeln und durch ihre Thorheiten entſtellen.

Nachdem mein Pferd bereit war, ſezte ich mich auf, und ſprengte davon.

Noch war erſt die halbe Diviſion mit Lindau auf der rechten Seite, aber das ganze Heer in Bewegung.

Es giebt keinen ſchönern Anblik als das rege lebendige Leben, das ſich durch tauſend und tauſend Menſchen tauſend- und tauſendfältig bewegt, und dieſe Welt von Kräften geleitet von einem Geiſte durch ein Wort, zu einem Ziele! Es iſt ein eignes Gefühl, im Tumulte der Schlacht einen Menſchen zu ſehen wie Lindau, mit ruhiger, heiterer Stirne und vollem Herzen, den Tod traulich an ſeiner Seite, von dem er nicht weis, ob er im nächſten Augenblike für oder gegen ihn dient. Nach einer halben Stunde war ich auf dem rechten Rheinufer, und bald bei Lindau ſchweigend im Handgemenge. Er hatte die kaiſerliche Vorpoſten ſchlafend überraſcht und geworfen, ehe ſie ſich ſammeln konnten. Ihre gröſre Anzahl half nur ihre Verwirrung vergröſern; unſre Grenadiere drükten ſie mit gefälltem Baionette zurük. Das Gemetzel war blutig, und der Rheinübergang entſchieden.

In der Eile hatte man einige Schanzen aufgeworfen, um im Falle der Noth Gebrauch von ihnen zu machen. Die Soldaten in den hinterſten Reihen ruheten einige Augenblike aus, um die müden erſten Glieder ablöſen zu können.

Ein friſcher Oſtwind kündigte die aufgehende Sonne an. Der Morgen ſchlug mit leichter, flüchtiger Hand die flammenden purpurnen Triumphbogen auf, durch welche ſie ihren Einzug hielt, und ein glühendes Goldmeer warf ſeine Wogen weit am öſtlichen Himmel umher. Ein tauſendſtimmiges Konzert frohlokte von der erwachten Erde dem jungen Tag entgegen. Lindau badete ſein ſtilles Angeſicht in dem niederrinnenden Lichtſtrome. Die höherſteigende Sonne warf endlich ihren Schleier von leichten Wölkchen zurück, und ſah den Schlafenden auf dem Leichenfelde ins ſtumme Auge. Die Gewürgten, für welche kein Morgen und kein Abend mehr war, lagen hier friedlich neben einander.

Da, ſagte Lindau und wies auf die Todten, findet das müde Angeſicht eine Bruſt, an der es ruhen darf. In dieſem Leben, wo das Auge noch fühlen konnte, hatte es vielleicht keine gefunden. Armſeliges Schickſal des Menſchen! rief ich.

So lange er athmet, bettet ſich ihm kein Kiſſen weich genug unter ſeinem Kopfe; hier ruhet er ſanft auf harter Erde. Als ich die Todtgefundenen auf dem St. Bernhardtsberge in einem Gewölbe ſo geſtellt ſah, daß des Nachfolgers Kopf auf des Vorgängers Bruſt ruhete, dachte ich: Wahrhaftig, nur der Tod und das Unglück macht die Menſchen verträglich.

Ein wildes Geſchrei erhob ſich in den erſten Reihen unſrer vorgerükten Bataillone. Ein lebhaftes Feuern unterrichtete uns von dem erneuerten Treffen. Wir ſprengten hinzu, dicht in das Gedränge.

Die Oeſtreicher hatten ſich auf ihrem Rükzuge verſtärkt, und drangen mit friſchen Kräften auf uns ein. Lindau ſammelte die Zerſtreuten und ſtellte durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart das Gefecht wieder her. Der Tod ſtrekte ſeinen würgenden Arm, in einen Nebel von Pulverdampf gehüllt, hungrig nach Menſchenleben aus, und wüthete vernichtend durch alle Glieder. Eine Abtheilung muthiger Grenadiere wurde hinter einer Anhöhe den Kaiſerlichen in den Rüken geſchikt. Aber die Anhöhe war von den Feinden beſezt, und die Grenadiere drangen nicht durch.

Die Uebermacht brachte uns endlich zum Weichen. Langſam und ohne Verwirrung führte Lindau, des Mordens müde, ſeine halbe Brigade unter die neuerrichtete Schanze. Hier ſammelte er die Muthigſten um ſich. „Brüder! rief er, „den Feigen verfolgen die Gefahren, welche den „Tapfern fliehen. Der Tod findet den Starken „und den Schwachen; aber ein ehrenvoller Tod „wird nur dem, der Ehre ſucht. Der Sieg iſt „ſtolz und ergiebt ſich dem Würdigſten. Folgt „mir!“ Ein frohes Jauchzen ſtieg gegen den Himmel. In gedrängter Maſſe ſtürzten die Unſrigen auf den Feind. Unſre Braven ſchloſſen ſich an ihren Führer, und mit dem Bajonette voraus brachen wir in die erſchrokne Schaar ein. Der Feind zog ſich in Ordnung zurük.

Die ganze Armee war unterdeſſen mit dem

Hauptgenerale überſetzt. Das öſtreichiſche Heer warf ſich dieſem noch einmal mit Ungeſtüm entgegen, und ward geſchlagen.

Den 12. April.

Es giebt Menſchen, welche ſich ihre eigne Welt ſind, und mit der unſrigen nur wenige Berührungspunkte haben. Sie gehen durch dieß Leben, wie ein Gewitter über die Erde, befruchtend und zerſtörend, dem Schwachen ein furchtbares, dem Starken ein groſes Schauſpiel. Sie handeln, weil es ihnen Bedürfniß iſt; und wenn der gewöhnliche Sterbliche über den reichen Inhalt ihres thätigen Lebens ſtaunt, ſehnen ſie ſich, mißvergnügt mit der Leerheit deſſelben, nach gröſern Thaten. Es giebt andere, welche ſich ſaugend an jedes Blümchen der Freude legen, und mit der Auſenwelt in ſo genauer Verwandſchaft ſtehen, daß jede Veränderung in ihr eine in ihnen ſelbſt zur Folge hat.

Die Pariſer Nachrichten waren heute frühe im

Lager angekommen, und verurſachten unter denen, welche etwas von dem Unterſten der Karte zu ſehen glauben, eine allgemeine Bewegung. Der größere Theil der angeblichen Eingeweihten ſchien mit fröhlicher Zuverſicht in beſſre Tage zu bliken. Lindau, der ſich ſelten über die inneren Angelegenheiten der Republik in Geſellſchaft äuſerte, war heute ungewöhnlich ſtumm und in ſeinem Geſichte lagen unverkennbare Züge von verborgenem Gram.

Erſt ſpät am Abend konnten wir uns von der Geſellſchaft losmachen. Arm in Arm giengen wir, ohne zu ſprechen, auf einen benachbarten jungen Eichenwald zu, den wir beyde im Tage ſchon einmal beſucht hatten.

Wir hatten von da eine herrliche Ausſicht nach dem königlichen Strome. Unſre Blike waren gegen Weſten gerichtet. Aus dem Feuermeere der untergehenden Sonne ſchlugen die Purpurwogen hoch über leichten, getheilten Wolken zuſammen. Es war ein ſchöner Frühlingsabend. Die durch den Winter lange gefeſſelten Schleuſen der Lebenskräfte waren geöffnet, und dieſe ſtrömten in wollüſtigen Katarakten durch die Adern der unendlichen Natur. Freudelispelnd wühlte der Weſtwind in jungem Geſträuche und grüner Saat, und plätſcherte muthwillig in den leichten Wellen des hinabziehenden Stromes. Jubelnd flog die jugendliche Freude über Berg und Thal, und wekte mit ihrem Hüonshorne die auflebenden Geſchöpfe zum frohen Daſein.

Millionen neugebohrne Weſen drängen ſich izt nach der ſprudlenden Quelle des Lebens, um einen Tropfen zu haſchen, und zu vergehen, ſagte ich. Ach, wie manches ſteht ſeit Jahren an dieſer Quelle und ſchöpft vergebens, und bringt nur die trokene Hand an den lächzenden Mund!

Dem freudigen Erwachen des Lenzes gleichen die Tage unſrer Jugend, wenn das goldne Morgenroth unſres Frühlingshimmels über unſrer ahnenden, hoffenden Seele aufgeht, und unſer ſchüchternes, liebendes Herz ſich voll Unſchuld nach einem liebenden Herzen ſehnet; wenn wir voll Liebe die ganze Natur an unſre glühende Bruſt ziehen; wenn wir dürſtend nach Genuſſe, im ungeſchwächten Gefühle unſrer Kraft uns weiter ſehnen in dies Leben, das vor uns liegt in einem leichten Morgennebel voll dämmernder, lieblicher Geſtalten, die unſre Phantaſie mit ihren großen Hofnungen, und mit ihren großen Verheißungen belebte

Warum kann ſich der Frühling unſers Daſeins nicht mit dem des Jahres erneuern? Warum können wir endlich auch mit Jahren nicht eine Stunde aus dem Maie unſres Lebens kaufen, wo das Weib uns ein Engel, die Welt ein Paradies, die Natur eine geſprächige Vertraute und der weiche Raſen ein Brautbett iſt? Nur wenige, flüchtige Minuten zählt dieſer ſchöne Morgentraum unſers ſchnellen Daſeins. Die höherſteigende Sonne ſchlägt den magiſchen Nebel von der Zukunft hinweg, und beleuchtet uns den öden, einförmigen Pfad unſres Lebens, der durch eine ſtille Wüſte geht, und an Abgründen vorüberzieht. Die Sonne war untergegangen. Einzelne Sterne funkelten am ſtillen Himmel. Warm und feucht ſtand das Luftmeer unbeweglich über der verſtummten Erde.

Nur einzelne Schatten von vorüberziehenden Wolken giengen wie Leichenzüge langſam über die Berge hin.

Es iſt doch ein ſchöner Abend, ſagte Lindau, indem er an den Stamm einer Eiche gelehnt, nach dem weſtlichen Himmel ſah; und auch dies Leben iſt ſchön.

Jawohl, antwortete ich. Es iſt ein ſchöner Frühlingsabend! Der laue Himmel liegt wie eine brütende Henne erwärmend und belebend über der jungen Schöpfung. Aber dieſer ſchöne Abend ſcheint dich nicht froh zu machen, Lindau!

Froh! erwiederte er. O, die Freude küßt uns nur im Fluge. Auch ich war froh. — Da mein jugendliches Herz ohne Erfahrung dieſe Welt mit ſeinen Idealen bevölkerte, und mein Geiſt an groſſen Hofnungen und großen Entwürfen größer ward, da ruheten noch die Honiglippen dieſer ſchon lange abweſenden Freundin auf den meinigen, und träufte ſie mit Lebensluſt und Lebenskraft. Aber die Genien meiner ſchöneren, geträumten Welt ſind vor den bösartigen Dämonen der Wirklichkeit geflohn.

Sieh, der Schlaf geht über die Erde, und berührt das von Schmerzen, wunde und blutende Herz, und das vor Freuden zitternde mit dem Zauberſtabe der Vergeſſenheit; ſargt den Krieg und die Arbeit des Tags und ſeine lermende Geſchäftigkeit bei der Leichenfakel des Mondes ein, und läſt die frommen Wünſche der Tugend und die ſchwarzen Anſchläge des Verbrechens, und den ganzen bunten Trödelmarkt des menſchlichen Lebens in leichten Geſpenſtergeſtalten durch die Nacht ziehen, und führt eine wachendgeträumte Welt wieder im Traume am ſchlafenden Menſchen vorüber. — Meine Augen ſchlieſet der wohlthätige Schlummer heute nicht. —

Er ſchien ſich auf Augenblike zu beſinnen, ſah finſter in die ſchweigende Nacht, und fuhr in einem ſchmerzlichen Tone fort: Nein, dieſes Leben iſt nicht ſchön. Es giebt keine belohnte Tugend in ihm. Das feige Laſter, das kühne Verbrechen und die ſiegende Gewalt theilen ſich in die Herrſchaft der Erde. O zeige mir den Finger der Vorſehung, die auf einen Ausgang aus dieſem verſchlungenen

Labirinthe deutet! Geht der Tode nicht über die Erde, und ſtößt geängſtigte und geplagte, wie freudige und hoffende Weſen von dem blühenden Ufer des Lebens ins ſtille Meer todter und ſchlafender Kräfte hinab, und zerquetſcht hier in einem Gehirne eine unvollendete beſſere Schöpfung und dort ein halbreifes Verbrechen? Iſt die Natur gerechter als der Menſch?

O! ich bin es ſo müde, klagte er ſeufzend, ſo müde des erbärmlichen Daſeins, das keinen Preis hat; hier nicht. Und dort? Jenſeits? Mein Auge ſucht forſchend über den Sternen. Es iſt nur ein weiter, öder Raum, von Welten bevölkert, die vergänglich ſind, wie dieſe. Ich rufe über die Gräber der Todten; nur der Wiederhall meiner Stimme kömmt einſam zurück. Wenn es ſich endete mit dieſem Leben, und der größre Gedanke des Menſchen wäre nur ein kräftigerer Schwung der Nerven eines kräftigeren Gehirns, und die ſtärkere Leidenſchaft nur eine heftigere Wallung eines wärmeren Bluts! Die leidende Unſchuld, die mishandelte Tugend ohne Schuz, ohne Rächer und ohne Vergeltung! und ich könnte mit dieſem elenden Werkzeuge, mit dieſem Degen, eine empfundene und gedachte Welt über den Trümmern meines Selbſt zertrümmert, zuſammenſtürzen!

Lindau! rief ich; o höre auf!

Glaubſt du, ſprach er mit einer fürchterlichen Kälte, daß ich vielleicht vor dem Gedanken meiner eignen Vernichtung erſchreke? Nein. Aber das Gaukelſpiel des durch lange Jahrhunderte wiederholten menſchlichen Lebens, ohne Plan und Zweck, wäre doch entſezlich!

Ich begreife dich nicht, ſagte ich ſanft. Was arbeitet ſo ungeſtüm in deiner ſonſt ſo ruhigen Seele?

Ach! du weiſt es nicht, antwortete er, und lies ſeinen Kopf an meinen Buſen ſinken. Fühlſt du es nicht? — Wir ſind auf deutſchem Boden. Hier iſt unſer Vaterland! — Nein, nicht mehr! — Wenige Stunden von hier ſteht die einſame leere Hütte meiner Eltern, — ruhet die Aſche meiner Eltern. O die Guten! ſie haben mich verlaſſen, ehe ich ihnen vergelten konnte; und ich grüſe dieſes

Land, deſſen Sprache ich lallete, dieſen Boden, der mich zeugte und nährte, der die Gebeine meiner Eltern umfängt, mit dem Morde von Tauſenden, die meine Sprache ſprechen, und die Sprache, in welcher mein guter Vater und meine gute Mutter mich zum leztenmale ſegneten! und für wen kämpfe ich? — Ach! ſie haben meine erſte und lezte Liebe vernichtet! und für ſie kämpfe ich! — O ich Unglüklicher!

Er weinte heftig an meinem Buſen. — Da zitterten die melodiſchen Töne einer klagenden Flöte von dem Ufer des Rheins durch die einſame Stille. Himmliſche Laute, die aus dem Grabe abgeſchiedener Geliebten aufſteigen, um das zurükgebliebene verwandte Herz zu ſuchen, das verlaſſen trauert! göttliche Muſik! nur deine Stimme, Tochter einer ſchöneren und beſſeren Welt, ſpricht die Sprache eines Landes, das wir nicht kennen, dem wir aber angehören! wenn deine Töne, wie leichtbewegte Wellen eines Stromes über unſre heiſe Bruſt ziehen, ach! dann kühlt ein Friedensengel mit Palmzweigen ſeine Glut, und heitere

Ruhe lächelt wie eine mondhelle Sommernacht unſre Seele an.

Die klagenden, zitternden Töne erſtarben wie von einer heiligen Ahnung überwältigt.

Boden meines Vaterlands, ſprach Linden beruhigt, geweihete Erde, ſeliger Erinnerungen und ſchöner Träume, welche namenloſe Kraft wohnt in dir! Wenn in dem Kampfe mit dem Schickſale mich dieſes, wie Herkules den Sohn der Erde, Anteus, erdrükend faßt, dann giebſt du mir, wie dieſem ſeine Mutter, neue Stärke und neuen Muth, indem ich dich berühre. Stärke auch du mich zum leztenmal, wenn ich in dem lezten Kampfe mit dieſem Leben erliege, damit ich nur falle, aber nicht beſiegt werde! Schüzend und kühlend beugen ſich die flüſternden Zweige hundertjähriger Eichen über mein müdes Auge. Wie Oreſtes, im Heiligthume der Göttin von Tauris, ruhe ich hier, und eine freundliche Gottheit hat himmliſchen Frieden in meine Bruſt geſandt. Treten nicht alle jene groſen Hofnungen, Wünſche und Verheiſungen, die hehren Geſtalten, denen nur der künſtlichbildende Pygmalion des Lebens, die Jugend, mit ungeſchwächter Kraft und reinem Herzen eine Seele einhaucht, freundlich um mich, wie um einen langvermißten Bekannten?

Ja! rief er, und breitete ſeine offne Arme gegen den Himmel aus, ja, es giebt eine waltende Vorſehung, und ein beſſres Leben. Das Unglük iſt nicht nur eine Prüfung; es adelt den Menſchen. Erſt wenn ein rauhes Verhängniß unſre heiſeſten Wünſche, unſre größten Hofnungen in dem Herzen voll Sehnſucht erdrückt hat, ſtreift der größre Menſch mit Stolz und Reſignation die Feſſeln von ſeinen wunden Gliedern, die ihn an die Armſeligkeiten dieſes Lebens ketten. Iſt nicht die ganze Welt unſer Vaterland? Sind nicht alle Menſchen gleiche Brüder? Giebt es nicht eine höhere Sache, als die eines Volkes? Und ſtreben wir nicht, das beſte dieſer höheren Sache, die der Menſchheit, zu befördern?

Eine heitere Ruhe glänzte in ſeinem Geſichte. Ich nahm ihn in den Arm, um zurükzukehren nach unſrer Wohnung. Unter Geſprächen von ernſtem

Inhalte kamen wir in den einſamen Straßen an, über die der laute Lärm aus beleuchteten Zimmern ſchallte.

Den 25. April.

Was macht dem Menſchen ſein Vaterland, ſeine Heimath ſo lieb, nach der ihn eine ſtille Sehnſucht allmählig hinzieht? Ach! ſie iſt die heilige Erde, in die er kindlich gut ſeine erſten Hoffnungen und Träume pflanzte; auf ihr lächelte ihn das ſchöne, frohe Leben zum erſtenmal mit freundlichem Blicke an; auf ihr verſuchten ſich die leichten, kräftigen Schwingen ſeiner alles verſchönernden Phantaſie, und trugen ihn in die weiten, blauen, Regionen eines ſchöneren und beſſeren Landes, in welchem kein Wunſch unerfüllt, und keine Bitte unerhört bleibt. Hier begrüßen ihn tauſend Gegenſtände als alte Freunde, als Zeugen ſeiner untergegangenen ſchuldloſen Freuden; ihnen ſchloß ſich ſein Herz ohne Betrug, weil es ſelbſt noch nicht betrogen war, mit allen ſeinen jugendlichen Gefühlen auf;

ihnen gehörte ſeine erſte Liebe, iene mächtige, heilige Liebe, die nur im Beglüken Andrer ihre Seligkeit ſucht und findet. Iſt uns nicht jeder Flek der Erde heilig, auf dem uns eine Freude aufblühete, oder unter dem ein uns theurer Gegenſtand begraben liegt? und wo fand und verlohr ein Menſch je mehr, als auf dem Boden ſeiner Heimath?

Vaterlandsliebe iſt die höchſte Tugend, weil in der Bruſt, wo ſie nicht lebt, durchaus keine Liebe und alſo auch keine Tugend iſt. Nicht das Land an ſich iſt uns theuer, ſondern unſre ſchöneren Hofnungen, unſre beſſre Wünſche und Erinnerungen ungetrübter, ſchuldloſer Tage, deren Wiege es iſt.

So weit war ich mit meinen Betrachtungen über Vaterlandsliebe, auf die mich Lindau's Stimmung geleitet hatte, in meinem Tagebuche gekommen, als er ſelbſt zu mir ins Zimmer trat.

Er ſchien, nach ſeinen Aeuſſerungen, über die Wahrſcheinlichkeit gewiſſer Ereigniſſe beſorgt, die einen groſen Einfluß auf das Schikſal von Frankreich, und dadurch auf das der ganzen Menſchheit haben konnten. Die Geſezgebung ſchien ſich in Partheien zu ſpalten, und der mächtigere Theil derſelben der Regierung den Krieg anzukündigen.

Sie ruhen nicht, dieſe eitlen, ſelbſtſüchtigen Menſchen, bis ſie das wenige Gute, welches wir von der vielverheiſenden Revolution retteten, zu Grunde gerichtet haben, zürnte Lindau. Es iſt ſo wenig, und dies wenige verderben ſie. Warum ſchenkte dieſer großen Epoche das neidiſche Schikſal keinen großen Menſchen! Welche neue herrliche Schöpfung hätte ſich vollenden laſſen, und ließe ſich noch vollenden.

Aber, fuhr er düſter fort, es kann ein Zeitpunkt kommen, in dem wir die Dienſte verfluchen, welche wir der guten Sache zu leiſten glaubten. Es kann ein Zeitpunkt kommen, in dem die Menſchheit dieſer großen Staatsumwälzung flucht, die ihr ſo große Hofnungen gab, und ſie ſchreklich täuſchte. O, daß meine Ahnungen zu Lügen würden! — Ich habe ſo viel auf einen Menſchen gebaut, ſprach er nach einigem Nachdenken. Er hat furchtbare Heere gebildet, und ſie unwiderſtehlich von Siege zu Siege geführet; und das Glük lies ihn nüchtern und beſcheiden, und der Zauber der Gewalt verſuchte ihn nicht. Die zuſammengehäuften Schäze reicher eroberter Länder lagen zu den Füßen des Eroberers, und er bemerkte ſie nicht, und lebte mäßig ohne Affektation, und blieb arm ohne Prahlerey. Er hat große Kräfte; aber was in unſren Tagen ungleich mehr iſt, auch einen großen Karakter. In dieſem Menſchen muß eine große Seele wohnen, oder die Natur hat ihren Stempel verfälſcht, mit dem ſie dieſelbe auszuprägen pflegte. Dieſer Menſch ſteht nahe an ſeinem Scheidewege: Ich zittere für ihn, und — für uns.

Du ſcheinſt ungerecht gegen dein Zeitalter zu ſeyn, bemerkte ich. Welches Jahrhundert zählte je ſo viele große Männer, als deren unſer einziges Jahrzehend zählt?

Ich weis es, war ſeine Antwort. Ich habe das namenreiche Verzeichniß mehr als einmal vor mir aufgeſchlagen. Große Männer ſehe ich, aber keine große Menſchen. — O das iſt ungleich mehr. — Sie ſind keiner Aufopferung fähig. Sie beſitzen Kraft genug, eine Welt zu zerſtören und zu bauen; aber ſo ſtark ſind ſie nicht, daß ſie der Verſuchung widerſtänden, ſich auf den Trümmern der zerſtörten, oder auf dem Altare der neugebauten Welt, als ihren Schöpfer anbeten zu laſſen.

Große Menſchen nennt ihr ſie? O ihr Kleine! Ihr ſelbſt bauet den Altar, auf dem eure Erdengötter nur über eure Leichen, und eure gebeugten Nacken zu eurer Anbetung hinaufſteigen können. Ihr gleicht jenen Wilden, die nur dem böſen Geiſte opfern, der ihnen ſchadet. Ihr jammert über das Geſpenſt eurer eignen Furcht. Wäre das Werkzeug eures Elendes nicht das Geſchöpf eurer Entartung, dann könnte man euch wenigſtens aufrichtig bedauern. Sie wollen Alle keinen Tyrannen! ſo höret auf Sklaven zu ſeyn. Ihr könnt nie einen Menſchen über die Menſchheit erheben, ohne euch unter dieſelbe zu erniedrigen.

Ich weiß es, ich widerhole mich; aber man kann es nicht oft genug ſagen: Es iſt nicht ſelten der edelſte Trieb, der durch kräftige Menſchen zerſtörend wirkt, der Trieb, wohl zu thun. Sie können nicht begreifen, wie auch eine aufgedrungene Wohlthat dem, der ſie annehmen muß, ein ſchmähliches Geſchenk iſt. Aber das iſt eben der Zauber der Freiheit, daß ſie ſich nur in ihrer eignen Schöpfung gefällt. Der wohlthätige Deſpot will das nicht einſehen; und doch macht ihn daſſelbe Gefühl zum Tyrannen, das ſich in ſeinen Untergebenen ſeiner Tyrannei widerſezt, nemlich das Gefühl der Wolluſt, unabhängig zu wirken. Wehe dem Menſchen, den ein unbeſchränkter Wille bei beſchränkten Kräften verſucht! Mit dieſer ſchweren Prüfung ſollte er ſich ſelbſt nie verſuchen. Es gab vielleicht noch keinen ganz vollkommen Geſezgeber und Erzieher; und doch giebt es nur eine Regel für ſie, die ich, um ihren ganzen Inhalt zu erſchöpfen, in folgendem Bilde ausdrüken möchte: Gebt jeder Kraft gleichen Boden und Sonnenſchein, und laßt ſie dann nach ihrer Natur ſich entwikeln und gedeihen. Alle Heroen, auch die beſten, welche der Zufall, oder ihr Verdienſt an die Spize eines Volkes ſtellte, theilten, mehr oder weniger, einen Fehler; den nemlich, daß ſie den Menſchen zu dem machen wollten, zu was er ſich nur ſelbſt machen kann — zum glücklichen Menſchen. Der Engel ihrer Tugend gehört zu jenen Engeln, die der Teufel der Eitelkeit zum Falle brachte. Die Menſchen wollen ſie wie eine Heerde auf die fette Weide des Wohlſtandes auch mit der Peitſche treiben. Der Ruhm, der Schöpfer von Glüklichen zu ſeyn, iſt ihnen mehr werth, als das Glük derſelben; und dieſes wollen ſie nie ohne jenen. Der Erlöſer auf dem Throne wird noch gebohren, der groß genug iſt, zu ſeinem Volke zu ſagen: Sey frei, auch den Mißbrauch der Freiheit darf ich einem Menſchen nicht verſagen, ſo lange er die Freiheit des Menſchen nicht verlezt. Ueberhaupt vergeſſen kräftige Menſchen zu leicht, daß oft mehr Kraft und Weisheit dazu gehört, etwas zu unterlaſſen, als es zu thun.

Man ſpricht ſo viel von unſerer Aufklärung, und erwartet von ihren Fortſchritten noch nie erlebte Wunder. Auch ich achte ſie; aber meine Achtung würde ſich ſehr vergrößern, wenn ich das Vertrauen unſrer Theologen auf Gott reiner und herzlicher, und den Abſcheu unſrer Juriſten vor Ungerechtigkeiten inniger und unzweideutiger ſähe. Wir treiben die Weisheit handwerksmäßig; haben Moralſyſteme auf den Kauf, aber keine zu handeln. Die großen Gedanken dauern mich, und die erhabenen Ideen. Hat ſie der unnatürliche Vater auf die Welt geſetzt, nemlich auf das Papier, dann verleugnet er in der nächſten Minute, wenn es ans handeln geht, ſein eignes Fleiſch und Blut. Wie wird geſchrieben, und wie gehandelt! Die beiden Pole der Erde liegen nicht weiter aus einander.

Herrſchen, fuhr Lindau, nachdem er in Gedanken einige Gänge durch das Zimmer gemacht hatte, fort, herrſchen iſt das göttliche Vorrecht der Kraft, und die Schwäche ſoll dienen. So iſt es in der Natur, ſo ſpricht es in dem Herzen des vernünftigen Menſchen. Aber wer Sklave der Menge wird, um auf dieſem Wege ihr Herr werden zu können, iſt verächtlicher, als einer von denen, die er beherrſcht. Despoten ſind Stümzer im Regieren, und ſind jenes, weil ſie dieſes ſind. Meine Welt ſoll Plaz haben neben der eines andern; aber dieſe auch neben der meinigen. Freiheit iſt Selbſtgefühl — innere Empfindung meines Werthes und meiner Kraft. Sie iſt eine hochſtämmige Zeder, die ſich im Sturme feſt auf ihren eignen Wurzeln wiegt, ohne Gefahr zu brechen. Wenn Freiheit nichts anders wäre, als eine geſezmäßige Losgebundenheit von fremdem Willen, dann könnten ſie alle Völker der Erde auf einen Tag erringen, denn einige hundert brave Fäuſte dürften wohl in wenig Augenbliken mit dem Leben einiger Duzend Deſpoten fertig werden. Was zur Abhängigkeit gebohren oder erzogen iſt, macht keine Erklärung ſeiner Rechte frei. Wikle dort von dem Baume vor deinem Fenſter den Epheu los, der ſich um ihn geſchlungen, und ſage der Schmarozzerpflanze, ſie ſolle aufrecht ſtehen aus eignem Vermögen! Umſonſt, ſie wird auf dem Boden hinkriechen, wenn ſie nicht wieder eine Stüze findet, an welcher ſie ſich in die Höhe richten kann.

Eine weiſe Geſezgebung, unterbrach ich ihn, wird — aber er ſah mich forſchend an und ſagte — wird uns auch vielleicht weiſer, aber ſchwerlich viel beſſer und glüklicher machen. Warum beſteht in dieſer unermeßlichen Welt, wo Millionen Kräfte neben Millionen Kräften leben und wirken, Ordnung bei Freiheit? Darum, weil jede einzelne Kraft iſt und ſeyn darf, was ſie nach denen ihr inwohnenden Geſezen ſeyn ſoll und kann; weil keine gezwungen iſt, etwas anders zu ſeyn oder zu heucheln, als das, was ſie iſt. Ordnung iſt da, wo Freiheit iſt, und weil Freiheit da iſt. Unſere Geſezgeber ſcheinen das Gegentheil zu glauben.

Du verſprichſt dir alſo nicht viel von dem Gange unſrer Angelegenheiten? ſagte ich. Nicht mehr, antwortete er, als er ſelber verſpricht. Denn, wenn ich aufrichtig ſeyn will, muß ich geſtehen, daß ich unſere Krankheit für viel gefährlicher halte, als man ſie gewöhnlich glaubt.

Ich erſuchte ihn, mir ſeine Meinung über dieſen Gegenſtand beſtimmter auseinander zu ſezen.

Ich verſtehe es nicht, war ſeine Antwort, Gedanken, die nur zu Zeiten wie aufgeweckte Titanen durch meine Seele ziehen, von ihr wie Seidenfäden abzuſpinnen. Es gehet auch den Ideen und Gefühlen, die einzeln aus Kopf und Herz herausgeriſſen werden, wie Pflanzen und Blumen, die, mit blutenden Wurzeln aus ihrem mütterlichen Boden gehoben, einſam verwelken. Alles Große, Schöne und Vortrefliche liegt in der Verbindung. Dein Herz iſt dem meinigen verwandt ſeit unſeren früheſten Jahren; ich habe alſo bei dir die groben Mißverſtändniſſe nicht zu fürchten, die mein Glaubensbekenntniß bei jedem andern erregen würde; denn, wie du weiſt, iſt alles Zeichen und alle Sprache doch nur plumper Griff auf die Taſten unſers Geiſtes und Gemüths, und nur, wenn da ein verwandter harmonirender Ton wohnt, kann ihn der Erklärende greifen. Darum verſtehen ſich auch nur befreundete Seelen und Geiſter von einerlei Bildung. Ueberzeugen und überreden wollen wir einander nicht, auf iedem Boden gedeihet doch, was auf ihm fortkommen kann. Von einem andern fodern, daß er meines Glaubens ſeyn ſoll, heiſt von ihm fodern, daß er Ich ſey und nicht Er.

Was ich von der Kultur unſers Geiſtes halte und dem gegenwärtigen Stande unſerer Aufklärung, brauch ich dir nicht zu ſagen. Der Menſch weiß ſo viel, daß er verlegen iſt um das, was er glauben ſoll. Sein Scharfſinn iſt an Gründen ſo reich, daß es auch dem ſchlechteſten Zweke nicht an einer Schuzrede fehlen kann. In unſerm Herzen allein liegt unſer ganzes Verderben; denn die Gelehrtheit macht den Menſchen nicht beſſer. Ein böſer Bube, der Kopf hat, legt ſeinem ſchlechten Leben ein ſo haltbares Syſtem als der redlichſte Menſch dem ſeinigen unter. Iſt unſer Gemüth verdorben, dann iſts auch der Geiſt; denn die Vernunft iſt dem Willen zinsbar, und giebt ihre Hülfsvölker, wie ehemals die Schweizer, jedem, der ſie miethet. Der beſte Menſch iſt der gröſte Weiſe.

Alles Gleiche ſucht ſich in der Natur freundſchaftlich. Nur das, was groß iſt, verſchwiſtert ſich mit dem ihm verwandten Groſſen. Wie können erhabene Geſinnungen in einer kriechenden Seele aufkommen? Nicht die Größe des Unglüks treibt den Menſchen zur Verzweiflung, ſondern die Schwäche ſeines Gemüthes, dem auch das kleinſte Ungemach zu ſchwer wird. Die Feigheit ſiehet allenthalben Gefahren, wie der Aberglaube Geſpenſter. In einer erhabenen Seele wird das Gemeine erhaben, aber an einem verarmten Herzen verarmt der größte Reichthum. Die Größe unſrer Kräfte ſtehet mit der Größe unſres Willens im Verhältniſſe, und der Skeptizism iſt nicht ſowohl das Syſtem des Unglaubens, als das der Feigheit und Unentſchloſſenheit.

Die Griechen und Römer waren ſchon aus dem einzigen Grunde beſſer als wir, weil ſie mehr Karakter hatten. Wir lachen über ihre abergläubiſche Einfalt, ſollten aber doch nicht vergeſſen, daß Simplizität in Sitten und Geſchmak das allgemeine Koſtüm edler Menſchen iſt, und daß es wirklich zu wünſchen wäre, unſre Gebrechen möchten von der Art ſeyn, daß man ſie belachen könnte. In der Staatsklugheit ſind wir weiter als die Alten, aber nicht in der Geſezgebung, obgleich unſere Staatsverfaſſung als vorſichtige mißtrauende Vertheilerin der Gewalten mehr werth iſt, als die ihrige. Aber die ſchlechteſten Staaten brauchen auch die meiſten und beſten Geſeze.

Wenn ich im Geiſte vor jenen Menſchen ſtehe, die ihr Vaterland retteten, und von dem geretteten Vaterlande vertrieben, verfolgt, geächtet und verurtheilt wurden; wenn ich ſehe, wie ſie die Ungerechtigkeit ihrer undankbaren Mitbürger ertragen, aber doch ihre Sklaverei nicht; wie ihr ganzes Leben ein ewiges Aufopfern und Vergeſſen ihrer ſelbſt iſt; wenn ich jene einfache Größe eines Themiſtokles, Miltiades, Ariſtids, Cimons, Phocions, Epaminondas, Dions, Camills und Scipios anſtaune, welche das herrlichſte Leben in der Verbannung oder auf dem Richtplaze endeten, dann fühle ich meine Niedrigkeit und die meines Zeitalters. Wie viele Menſchen in unſerm Jahrhunderte würden die Herrſchaft über ihr Vaterland nicht als eine ihren Verdienſten gebührende Belohmung anſehen, oder Anſtand nehmen, eine von ihm empfangene Beleidigung mit dem Blute ſeiner Bürger abzuwaſchen?

Nur um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, muß ich bemerken, daß ich, obgleich ich die Alten verehre, nicht will, daß wie ſie nachahmen, wenigſtens nicht in dem Sinne, wie es die wollen, welche keine Sache bewundern können, ohne ihren Beſitz zu wünſchen. Die Handlungen, das Betragen, die Sitten und Gebräuche eines andern nachahmen, heiſt gerade ihren Werth verkennen, der darin beſteht, daß ſie der Zeit und den Umſtänden, der Vernunft und Billigkeit angemeſſen waren; aber nie geſchiehet daſſelbe zum zweitenmal. Waren die Alten gerecht und weiſe, dann waren ſie es in ihren Verhältniſſen, welche die unſrigen nicht ſind. Laßt uns nachahmen, was ſie groß machte, ihre Weisheit, ihren Muth und ihre Gerechtigkeit! Aber die Lage, die Umſtände und die Mittel wieder erzwingen wollen, in und mit denen ſie es waren, heiſt in der Nachahmung der Klugheit eines andern ſeine eigne Thorheit beweiſen.

Plato wurde gefragt, woran ein Fremder in einem Staate eine vernachläßigte Erziehung zu erkennen im Stand ſey; er antwortete: an der Menge der Aerzte und Richter.

Wir ſind in dem Falle, in welchem ſich ein kranker Menſch und ein kranker Staat befinden, die beide ſich Glük wünſchen dürfen, der erſte, wenn er einen erfahrnen Arzt, der zweite, wenn er einen weiſen Geſezgeber gefunden hat. Aber es wäre ein Beweis einer auf Unkoſten der Menſchenliebe genährten Liebe zu den Wiſſenſchaften, wenn einer die Vermehrung körperlicher und politiſcher Gebrechen wünſchte, um es dem menſchlichen Scharfſinne möglich zu machen, die Wiſſenſchaften, welche ſich mit ihren Heilmitteln beſchäftigen, auf eine höhere Stufe von Vollkommenheit zu bringen. Und doch iſt unſer Stolz auf vermehrte Kenntniſſe größtentheils Stolz auf unſre größre Uebel. Mir aber iſt eine vollkommene Geſundheit lieber als eine vollkommene Arzneilehre. Denn dieſe könnte mir ja doch nur höchſtens die erſte wiedergeben.

Der Gegenſtand, den wir behandeln, iſt von zu groſſer Wichtigkeit, als daß ich den Muth haben ſollte, mich in tiefere Betrachtungen über denſelben einzulaſſen. Mir fehlt heute die ruhige Stimmung des Geiſtes, die er fodert. Auf Wiederſehen, Lieber! Wir umarmten uns, und ſchieden.

Den 27. April.

Ein Tagebuch muß ſich der Menſch halten, der ſein Leben gern als ein Ganzes überſehen will. Wenn er aber eine Scene aus der Tragikomedie ſeines Daſeins aufzeichnet, und ein Kapitel ſeines Reiſejournals ſchreibt, darf er weder ans Vorleſen, noch an den Druk denken, ſonſt ſchreibe er ſeine Leichenrede zu ſeiner Rechtfertigung, aber nichts zu ſeiner Belehrung. Einen treueren Spiegel ſeiner Selbſt giebt es nicht, als eine auf dieſe Art täglich fortgeſezte Autobiographie. Oft bin ich vor dieſen fliegenden Blättern meines fliehenden Lebens geſtanden, und wunderte mich darüber wie der Menſch, der um einige Jahre älter geworden war, Mühe hatte, ſich in dem, um wenige Jahre jüngeren wieder zu erkennen. Wie ein Neugeadelter ſieht man oft heute, um eine ganze Nacht klüger geworden, mit einem gewiſſen Stolze, auf den gemeinen, bürgerlichen Tag von geſtern zurük. So groß iſt die Macht der Verhältniſſe, die uns umgeben. Wir tadeln einem begangenen Fehler, und kämen die ehemaligen Verhältniſſe wieder, ſehr wahrſcheinlich würden wir den alten Fehler zum zweitenmal begehen. Hier finde ich die ſchönſte Predigt über Duldung. Der du vor einem Jahre warſt, ſage ich mir, oder in einem Jahre vielleicht ſeyn wirſt, dein Bruder iſt es heute. Seye darum duldend gegen ihn, wie du es gegen dich ſelbſt biſt. Ach, wie oft braucht das Schikſal, wie Peter von Cortona, nur einen Zug, um den weinenden Menſchen in einen lachenden, und dieſen in jenen umzumahlen? Auf dieſem Wege lerne ich mich ſelbſt, und in mir den Menſchen, dieſes ſonderbare Weſen voll Widerſprüche, kennen. Ich werde glüklicher, und darum auch beſſer. Die Thorheit, um die Gunſt der Nachwelt zu buhlen, wandelt mich nicht mehr an. Ein Leben gehört mir, und dieſes kurze Leben will ich ausfüllen, ſo gut ich es vermag. Was kümmerts mich, ob ſpäte Jahrhunderte noch meinen Namen nennen? Die Geſchichte mahlt ja doch den wahren inneren Menſchen nicht; ſie zeichnet nur den Schatten nach, den ſeine Geſtalt in den Dunſtkreis des Staats- und weltlichen Lebens wirft. Wie mancher Zwerg iſt in ihr zum Rieſen angewachſen? Wie manchen Rieſen krümmte ſie zur Zwerggeſtalt zuſammen? Die Geſchichte rügt freilich die optiſche Täuſchung nicht, und kann ſie nicht rügen.

Darum laſſe ich dann mein leichtes Lebensboot auf den Wellen der Zeit dahinſchaukeln, ohne Plan und Zwek. Und vermag der Menſch mehr mit all ſeiner Vorſicht und Klugheit? In dieſem Daſein übergiebt ihn mit jeder flüchtigen Minute eine Woge der andern, und ſie tragen ihn von dem blühenden Ufer, das freundlich in den ewigfortziehenden Strom des Lebens ſieht, an das ſtille Ufer jenſeits, wo nur ſchlafende Menſchen ruhen; und er weiß nicht, ob ihm ein heiterer Himmel eine ſtille Fahrt verleiht, oder ob ihn Stürme verfolgen, noch wo er landet.

Was iſt im menſchlichen Leben auch Plan und Zwek? Der folgende Tag ſtraft die Hofnungen und Verheiſungen von heute Lügen. Sehen wir nicht auf unſre eigne Vergangenheit wie auf einen Traum zurük? Können wir ſagen, das will ich, das bin ich, das thue ich morgen? Wie oft wachen wir wohl mit dem Gefühle und dem Vorſaz auf, mit dem wir uns zu Bette legten?

Ich durchſtreife mit Muſe dieſe herrliche Gegend. Lindau iſt mit der erſten Diviſion dem Feinde auf der Ferſe nachgerükt. Seine raſtloſe Thätigkeit will ewige Beſchäftigung. Mich lies man zur Bedekung der Verwundeten zurük. O wüſten ſie, wie ſehr mich dieſer Auftrag ehrt, der doch keine Auszeichnung ſeyn ſoll! Wie manche Wunde iſt hier zu heilen, die der Feind dem Feinde nicht im Felde ſchlug!

Ja, ſo ſehr ich mit ganzem Herzen wünſchte, den ſchönen Todt eines Epaminondas für das gedrängte, gedemüthigte Vaterland zu ſterben, die gewöhnlichen Tugenden des Helden, den ihr mit Lorbeern ſchmükt, die nur mit Menſchenblut und

Menſchenthränen trefflich wachſen, kann ich nicht achten. Wie weit konnte der Sterbliche ſich in ſeinem Wahnſinne verirren, daß er die Kunſt zu zerſtören zur höchſten Kunſt erhob? Das erſte Heldengedicht, das Jahrtauſende bewundern, was feiert es? Den Mord von Tauſenden. Völker verlaſſen ihre Heimath, um ſich zehen Jahre lang unter den Mauern einer feindlichen Stadt zu würgen, und es gelingt ihnen endlich, dieſe von Grund aus zu zerſtören. Unterdeſſen laſſen die muthigen Krieger ihre Weiber in den öden Häuſern einſam weinen, ihre Kinder verwildern, und das Unkraut auf ihren Feldern wuchern: Das ſind ihre Großthaten! Nehmt die Weltgeſchichte in die Hand, dieſes 6000 Jahre lange Sündenregiſter der Herrſchſüchtigen, gefräßigen, goldhungrigen, abwechſelnd feigen und übermüthigen Sterblichen! Nur ihre Kriege verdienten Triumphe, und Mörder und Räuber waren ihre Helden. Auf alle die Wahnſinnigen, Mörder und Schlemmer, auf die Nerone, Caligula's, Claudiuſſe, Sylla's, Mahomede, Kortez und Pizarro's, kurz auf alle die Schwach- und Schwindelköpfe, die ſich je damit abgaben, ihres Gleichen zu regieren, zu belehren und zu bekehren, wie viele Antonine, Marc-Aurele, Scipione, Guſtav-Adolphe, Heinrich IV. und Las Caſas zählet ihr?

Und doch war es beinahe nie anders. In dieſer Welt reißt jeder an ſich, was er zu ergreifen und zu behaupten vermag. Die Erde mit allen ihren Genüſſen iſt die Beute des Stärkeren. Wir ſehen beinahe allenthalben das verſchmizte Verbrechen ſiegen, die plumpe Gewalt herrſchen, und das freche Laſter genießen. Vergniaud, Roland, Condorcet und Adam Lux ſind gefallen, und Robespierre, und ſeine noch ſchlechteren Helfer, Carrier und Collot d'Herbois ꝛc. geboten über das Schikſal von Millionen. — Ja, ſo war es immer! Brutus, Caſſius und Cato muſten untergehen, wo ein Antonius ſiegte, und ein feiger Auguſt ſeinen Thron über den bekannten Theil der Erde befeſtigte. Gewalt giebt Recht. — Was du vermagſt, das gilſt du. — Seze dich über das Geſez, und du biſt es ſelbſt. — Sey nie der Schwächere, und nie wird man dich zur Verantwortung ziehen. — Bleibt dir nur der Sieg getreu, dann wird dir es nie an Freunden fehlen. — Der Erfolg iſt das höchſte Gericht, von dem ſelbſt die Nachwelt nicht zu appelliren wagt.

Nein, ich mag von eurem Ruhme und eurer Größe nichts, Helden der Weltgeſchichte! Wie konnte eure Wuth zu morden und zu zerſtören Tugend ſeyn? Um glüklich zu werden, ward der Menſch geſchaffen, um die ſüßen Freuden des fröhlichen Daſeins zu genießen. Seht wie die Natur ihm durch die Macht der Triebe, die ſie tief in das Innerſte ſeines Herzens legte, den Weg zu ſeiner Beſtimmung zeigte! An den Grenzen eines jeden Alters harret die Liebe ſeiner in ewig verjüngter Geſtalt, um ihn fröhlich zu empfangen, und fröhlich durch das Leben zu geleiten. Das Kind nährt Liebe an der Mutter Bruſt. Mit Liebe umſängt es, die ihm das Daſein gaben, und ſchlieſt ſich liebend an alles an, was es umgiebt. Liebe zieht mit allmächtigen Banden den Jüngling an des Mädchens Buſen, und das liebende Mädchen an des liebenden Jünglings Bruſt. Liebe knüpft des Mannes Schikſal an das des Weibes: und damit die Liebe nicht ermüde in dem ſpäteren Alter, vereinigt ſich die ganze Kraft der lezten Lebenshälfte in Kindesliebe, und in dieſer Kindesliebe verjüngt ſich die Liebe des Mannes zum Weibe und des Weibes zum Manne noch einmal.

O wenn es der Menſch nur einmal ſo weit brächte, daß er ſich mit menſchlicher Tugend und menſchlicher Größe begnügte. Die edelſten und ſchönſten Freuden ſind Blüthen eines Baumes, der auf den Wurzeln der Sittlichkeit ruhet, und ſeine Nahrung durch ſie ſchöpft. Unſre wohlthätigſten geſelligen Tugenden ſind Kinder, Enkel oder doch Verwandte jener Stimmung unſres Herzens, die Liebe heiſt, in der ausgedehnteſten Bedeutung des Wortes, und die der ſchwache Menſch gern eine menſchliche Schwäche nennt. Wenn wir es auch nicht ohne Erfahrung wiſſen könnten, hat es uns dann die Erfahrung nicht oft genug geſagt, daß der Menſch, der mehr ſeyn will, als Menſch, ſeltner ein Engel, als ein Teufel wird? Weil menſchliche Tugend dem Menſchen nicht genügte, hat er ſeinen Kalender mit Bonzen und Derwiſchen angefüllt; weil menſchliche Größe dem Menſchen zu klein war, hat er Ungeheuer zu Helden der Weltgeſchichte erhoben.

Und auf was gründet ſich dann euer Stolz, ihr ſogenannten großen Menſchen, die ihr es euch zum glänzenden Verdienſte macht, keine menſchliche Schwäche mit dem gewöhnlichen Menſchen zu theilen? Weil ihr die Menſchen verachtet, glaubt ihr euch größer als ſie? Nein, eure Herrſchſucht bettelt bei eurem gefühlloſem Herzen um eine Rechtfertigung eures Deſpotiſms, und ihr findet ſie in der Verachtung eures Gleichen, weil ihr zu arm ſeyd, um ſie zu lieben, und die vielleicht nur wegen der Achtung, die ſie euch zollen, am verächtlichſten ſind. Um groß wie Gott zu ſeyn, braucht ihr mehr ſeine unendliche ſchaffende

Liebe, als ſeine unendliche Macht, die ohne jene nur zerſtört, und aus einem Engel ein Würgengel wird.

Ich habe heute einen ſchönen Morgen in dieſer Gegend gelebt. Die Blumen dufteten Wohlgerüche. Der Frühling ſtellte ſeinen ganzen glänzenden Schmuk und ſeinen Reichthum zur Schau aus, und die Nachtigallen buhlten in eifernden Wettgeſängen um den Preis der Liebe. Gott! wie reich, wie groß iſt die Natur, und der Menſch in ihr oft ſo — arm, ſo klein! Mit unerſchöpflicher Fülle reicht ſie ihm ihren Ueberfluß; aber ſeine unbändigen Begierden ſind hungriger als ſeine Bedürfniſſe, und ſeine gefräßige Habſucht, ſein Neid, ſeine Eitelkeit verwüſten das ſchöne Paradies zu einer traurigen Einöde, machen das bevölkerte Dorf zu einem Schlachtfelde, die Stadt zum Siechhauſe, und das kurze Leben zu einem langen, ewigen Kriege. Wie glüklich könnte der Menſch ſeyn, wenn er es zu ſeyn verſtünde.

Ich habe in der ſtillen Einſamkeit dieſes freundlichen Tags meiner früheren Jugend noch einmal recht tief ins kräftige Auge voll Muth und Liebe geſehen, und mich an ihm geſtärkt. O die Jugend weis es nicht, was ſie an dieſem goldnen Zeitalter des Lebens verliert, wo das unbetrogene Herz noch grenzenlos vertraut, die lebendige Schöpfung ſich glänzend in ſeinem ungetrübten Blike ſpiegelt, und ſein unbeſiegter Muth ſich jeder Gefahr gewachſen fühlt. Kein ſpäterer Genuß erſezt ihm die Wolluſt früherer, ſüßer namenloſer Ahnungen. Das ſchöne jugendliche Alter hängt allein mit tauſend blühenden, duftenden Zweigen von dem nakten Baume des Lebens herab, und des Jünglings Bruſt ohne Falſch ſehnt und drükt ſich warm und voll nach und gegen die verwandte. Nie giebt uns eine weiſe Vorſicht wieder, was wir in dem raſchen Muthe, und der vertrauenden Liebe verlieren. Nie erſezt uns die Lebensklugheit, was uns an friſcher Geſundheit entzogen wird.

Den 1. May.

In Lindau's Geſinnungen glaubte ich eine große Veränderung zu bemerken. Ich gab mir alle Mühe, den Grund derſelben zu entdecken. Aber obgleich ich mit dem ganzen Inhalte ſeines Lebens vertraut zu ſeyn vermuthen durfte, und ſein offenes Herz vor ſeinem Jugendfreunde kein Geheimniß hatte, ſo war mir es doch unmöglich, mir dieſe ſonderbare Stimmung ſeiner Seele zu erklären. Zum erſtenmal ſah ich die feſte, ruhige Seele unter einem Gewitter ſtehen, das zerſtörend über das Leben dieſes Menſchen gieng. Er war arm, und von einer armen Familie gebohren, die zum Theil von ſeinem ſparſamen Gehalte lebte. Doch machte ſeine einfache Lebensart dieſe Aufopferung, die ſeinem Herzen keine war, leicht. Die wenigen Bedürfniſſe, welche ſeine genügſame, freie Seele kannte, waren ohne Anſtrengung befriedigt. Nie ſah ich ihn ſich ſeiner Armuth ſchämen. Er liebte ſie vielmehr als ein Unterpfand ſeiner Tugend, und war ſtolz darauf, ſeiner Thätigkeit zu verdanken, was Andren der Zufall gegeben hatte. Was ihm übrigens die Laune des Glüks ſchenken oder nehmen konnte, ſchien ſeiner Aufmerkſamkeit nicht würdig.

Ich ſann lange vergebens, die Urſache ſeines verborgenen Kummers zu entdeken. Ich erinnerte mich endlich, daß er in einer früheren Unterhaltung zufällig auf ſeine erſte unglükliche Liebe hingedeutet hatte. Dieſer Theil der Geſchichte ſeines Lebens war mir unbekannt geblieben. Bey dieſer Entdekung faßte ich ſogleich den Entſchluß, die erſte günſtige Gelegenheit zu benuzen, um meinen Freund auf dieſen Gegenſtand zu führen; auch bot ſie ſich, bey unſrem vertrauten Umgange bald ohne Schwierigkeiten dar. Die Armee war ſchnell vorgerükt. Schon hatte unſer rechter Flügel, bey dem wir ſtunden, Uſingen und die Bergveſte Königſtein hinweggenommen. Unſre Truppen ſenkten ſich gegen den Main herab, und das Glük des Feldzugs ſchien entſchieden.

Eines Morgens beſuchte ich, an einem Ruhetag, Lindau ſehr frühe. Schon traf ich ihn im Garten mit einem Buche an: Es war Plutarchs Leben berühmter Menſchen Das Werk führte uns auf unſre Zeit und auf die ſchönen Tage Roms und Griechenlands. Das waren Männer, ſagte er, indem er das Buch bey Seite legte; es gab doch nur einmal Griechen und Römer! — Auch uns, war meine Antwort, iſt eine ſchöne Bahn eröffnet. Die Revolution hat eine neue Epoche des Menſchengeſchlechts herbeigeführt.

Gott wolle es geben! erwiederte Lindau. Aber noch kämpft der Gott des Lichts mit dem der Finſterniſſe, und am Ende könnte der Teufel doch wohl noch Recht behalten.

Er ſtand auf. Ich nahm ihn in den Arm, und wir ſchlenderten die belaubten Gänge des Gartens auf und nieder. Was kann bey ſolchen Geſchöpfen aus der Geſchichte werden, fuhr er fort, der die Reiſerouten, Tiſch- und Nachtzettel ihrer Helden zu Belegen dienen, weil ſie, wohl mehr — aber doch nichts beſſres thun, als ſich bewegen, eſſen, trinken und ſchlafen? Der Stoff iſt arm, und der Thorſchreiber, welcher von ſeinem Stuhle in die Welt ſieht, um aufzuzeichnen, was paſſirt, iſt ſo arm, wie ſein Stoff. Ueberhaupt, glaube ich, ſchlafen die ſchönſten und beſten Menſchen von der Geſchichte vergeſſen. Die vorübereilende Zeit wurde in einigen lermenden Ereigniſſen von der flüchtigen Scheere eines Schattenrißſchneiders feſtgehalten. Dieſem leeren Geſichte gab dann der pragmatiſch-hiſtoriſche Artiſt mit ſeinem Pinſel oder Meiſel nach und nach Phyſiognomie und Inhalt, damit der philoſophiſche Künſtler und Staatsmann ſeine phyſiognomiſchen Fragmente darüber ſchreiben konnte. Aus Naturſtüken wurden auf dieſe Art Phantaſieſtüke, und die hiſtoriſche Wahrheit unterſcheidet ſich von der moraliſchen nur durch den Schauplaz, auf den wir ſie verſezen, indem dieſe auf das kleine Theater, wo die Menſchen in unbeträchtlichen Truppen ſpielen, jene aber aufs große Theater der Erde, wo ſie in zahlreichen Banden — Nationen — agiren, verwieſen iſt. Ein Geſchichtſchreiber und Biograph hat um ſeine Helden wenigſtens das Verdienſt, daß er in die verworrenen Theaterſtüke ihres Lebens ariſtoteliſche Einheit der Handlung bringt, und das Labyrinth des engliſchen Gartens voll Irrwege und Krümmungen, durch das ihre Tage giengen, in eine nach der Schnur gepflanzte Allee verwandelt. Ach!

wenn das beſte Leben des beſten Menſchen nur aus guten Minuten beſteht; wenn der Erfolg die heiligſte Abſicht täuſcht; wenn das Leben eines großen Menſchen immer kleiner iſt, als er ſelber, und das Leben aller andren größer als ſie; wenn der Menſch ſich oft ein Räthſel, und der große Mann nur von einem großen Manne gefaßt und verſtanden wird, wem bleibt da noch Muth genug, Geſchichte zu ſchreiben, und gar die Geſchichte ſeltner Menſchen? Ich liebe meinen Plutarch deswegen, weil er uns unbefangen und anſpruchslos ſeine Helden im Hauskleide, im Rathe und auf dem Schlachtfelde zeigt. Er will ſeine Menſchen nicht malen, ſondern er läßt ſie ſich ſelber malen durch das, was ſie thaten und ſagten.

Es gehört viel Anmaßung dazu, erwiederte ich, einen Mann in ſeinem ganzen Umfange und Werthe faſſen zu wollen, dem es oft ſchwer wird, ſich ſelber zu faſſen. Was wir an ihm ſehen, iſt, was er ſcheint, aber nicht immer, was er iſt. Unſre Handlungen gehören nicht ſelten mehr unſeren Verhältniſſen, einem herriſchen entſcheidenden Augenblike und dem Zufalle, als uns an. Wenn wir auch rechtmäßige Väter unſrer Kinder wären, wie der Jüngling Epaminondas ſeine Thaten nannte, ſo hat doch die Lage, in der wir uns befinden, und die Umſtände, unter denen wir wirken, ein unbeſtreitbares Mutterrecht auf dieſelbe. Warſt du ja der früheſte Freund meiner Jugend, und liegt dein ganzes Leben offen vor meinem Blike, und doch, doch kenne ich dich kaum mehr! Lindau ſah mir bey dieſen Worten mit einem ſtrengen Ernſt ins Geſicht. Gewiß, rief ich, gewiß, du biſt nicht mehr, der du wareſt, ſo fromm, ſo gut, nur Liebe und Duldung. Aber der Menſch hat nicht mehr deine Liebe; du verachteſt ihn, und das hat er nicht an dir verdient.

Nicht? fragte er mich mit einiger Kälte. Dem Menſchen, Lieber, wird ſelten vergolten, wie er es verdient; und das Schikſal iſt in dieſer Rükſicht ſo ungerecht gegen ihn, als er es ſelber gegen ſeines Gleichen iſt. Wenn dieſe Welt nicht ein widerſinniges Gemiſch von etwas Tugend und zahlloſen Verbrechen, von ein wenig geſundem Mutterwize und ewigen Inkonſequenzen wäre;

wenn nicht alle denkende Menſchen darin übereinkämen, daß die Tugend entbehrt, und das Laſter genießet, würden ſie gezwungen ſeyn, ein zweites Leben als ein Rekonvaleszentenzimmer und Korrektionshaus an das ekelhafte Hoſpital- und Spizbubenquartier dieſer Erde anzuſtoßen, um dort auszugleichen mit Himmel und Hölle, was hier die Hölle verdorben hat? Widerhole den Vorwurf, daß ich den Menſchen nicht liebe, an meinem Herzen, wenn du es kannſt. Er ſchloß mich mit Heftigkeit in ſeine Arme, und Bruſt ruhete an Bruſt, und Lippen an Lippen, und die Natur feierte den großen Augenblik, in dem ſich zwo verſchwiſterte Seelen ihre ſprachloſe Liebe geſtanden, und die Sonne ſchlug ihren Schleier von Nebel von dem Geſichte, und ſah den ſeligen Menſchen in das entzükte Aug.

Ein kleiner, aber wichtiger Theil meines Lebens iſt dir noch unbekannt, ſagte endlich Lindau, indem er meine Hand faßte. Freunde ſollen, was ſie beſizen, nur gemeinſchaftlich haben. Ich bin dir noch die Bekanntſchaft mit einem Bruchſtüke von der Geſchichte meiner Jugend ſchuldig, deſſen Inhalt vielleicht über mein ganzes zukünftiges Daſein entſchied. Wir haben in dieſem Augenblike doch nichts beſſeres zu thun; ich will dir die Erfahrung mittheilen, mit welcher mich ein Jahr bereicherte, und du empfängſt ſie um einen billigeren Preis, als den ich für ſie bezahlen muſte.

Wir ſezten uns, und Lindau erzählte. Es werden izt zwei Jahre ſeyn, daß wir getrennt wurden. Du kamſt an die Küſten; ich blieb verwundet an den ſchönen Ufern der Loire. Der abſcheuliche Krieg, den die Willkühr, Raubſucht und Intoleranz angefangen hatten und zu verewigen ſuchten; in welchem der Sohn gegen den Vater, und der Bruder gegen den Bruder wüthete, war mir in der Seele verhaßt. Ich benuzte die Augenblike der Ruhe, welche mir die Wiederherſtellung meiner Geſundheit gab, um die Regierung in einer Denkſchrift über die Urſachen dieſes Krieges und die Mittel, ihn zu endigen, aufzuklären.

Damals glaubte ich noch, der Menſch dürfe nur das Gute erkennen, um es zu thun. Mein einfaches Leben hatte mich nur mit Irthümern, aber nicht mit Verbrechen bekannt gemacht. Ich konnte der Meinung nicht entſagen, die dem unverdorbenen Herzen ſo natürlich iſt, daß große Angelegenheiten nur durch große Menſchen geleitet würden. Die Erfahrung muſte mich lehren, daß Schwäche eine Empfehlung und das Verbrechen ein Verdienſt wird. Ich ſchmeichelte mir mit der Hofnung, zur Beendigung des ſchreklichen Bürgerkriegs etwas beyzutragen, und meinem Vaterlande mit Rathe nützlicher ſeyn zu können, als ich es nie mit meinem Blute auf dem Schlachtfelde zu ſeyn vermogte.

Es war ein warmer Juniusabend. Ich hatte mich an das Fenſter gelehnt, um der untergehenden Sonne nachzuſehen, wie ſie in ihrem Glanze über die weſtlichen Gebirge gieng, um ferne Völker zu beglüken. Der blaue heitere Abend verſprach einen noch ſchönern Morgen. Ich fühlte mich ungewöhnlich ſtark. Die wiederkommenden Kräfte meines geneſenden Körpers füllten mein Herz mit friſchem Muthe und froher Zuverſicht. Alles Uebel, ſagte ich mit lauter Stimme, indem ich mit verjüngter Kraft durch das Zimmer ſchritt, iſt doch vorübergehend, und dient auch da, wo es iſt, dem Guten noch, das allein unvergänglich iſt. Hätte ich ohne dieſe Wunden das herrliche Gefühl des wiederkehrenden lebendigen Daſeins? Ach! der Menſch iſt nur ſo furchtſam und erliegt dem Ungemache des Augenbliks, weil dieſer Augenblik ihm die Ausſicht in die Ewigkeit verbauet; weil er den Erdflek, der ihn trägt, für das Univerſum nimmt. Iſt nicht jeder Abend auch ein Morgen und jede Mitternacht auch ein Mittag, nur für andere Weſen, und wird nicht mit jeder Secunde, in der ein Tag ſtirbt, ein neuer Tag gebohren? Ja, es werden beſſere Zeiten kommen für mich und für alle gequälte hoffende Menſchen, und die nächſte Minute wird ſich als ein ſtillender heilender Verband um die Wunde legen, die in der gegenwärtigen noch blutet! Auch für dich werden ſchönere Tage aufgehen, geplagtes Land, über das die Revolution wie ein Sündfluth zog. Wirft nicht der Schmerz ſeine Thränen als erfriſchende glänzende Perlen auf unſre Freudenblumen, wie die Nacht ihren Thau auf andre, den der Morgen zum ſchönen Schmuk verſilbert?

Aus dieſen Betrachtungen wekte mich ein dumpfes Murmeln auf der Straße, das ein lermendes verworrenes Geſchrei unterbrach. Meinen Säbel unter dem Arm, eilte ich durch das Gedränge, das durch die Gaſſen wogte. Ich hörte, daß einige Soldaten wüthend das Haus eines redlichen, aber reichen Mannes ſtürmten, weil ſie ihn für einen Freund der königlichen Sache hielten. Schnell ließ ich mich nach ſeinem Hauſe führen. Welch ein Anblik! die Thüren waren eingebrochen. Die zerſtreuten Geräthe fiengen die Plündernden an unter ſich zu theilen; und ein Greis, deſſen müdes Alter ſich nach dem Grabe ſehnte, blikte ruhig in die gegen ihn eindringenden Baionette, die um den Vorzug zu ſtreiten ſchienen, ſich in ſeinem Blute zu färben. Ich drängte mich durch den tobenden Haufen und ſchüzte den Schwachen mit meinem Körper. Welcher Böſewicht, rief ich, wagt es, Soldaten zu Henkersknechten zu verführen? Auf dem Schlachtfelde ſucht euren Feind, aber nicht in der friedlichen Wohnung des Bürgers. Seyd ihr feig genug, den Wehrloſen zu morden, dann tödtet den zuerſt, welcher euch oft zum Siege begleitete! — Auf ein leiſes Murren folgte eine ſprachloſe Stille, und die Menge verlief ſich. Aber in dem Gedränge und der Verwirrung ſties ein Elender aus dem Haufen den Kolben ſeines Gewehrs mir auf die Bruſt, daß ich ohne Beſinnung zu Boden fiel.

Ich ſchlug die Augen auf, und mein irrender Blik begegnete dem glühenden, ſeelenvollen Blike eines jungen Weibes, das in dem Augenblike, wo ich erwachte, ſchüchtern meine Hand, die in der ſeinigen ruhete, niederlegte. Gott ſey Dank, ſagte die Unbekannte, und trat von dem Bette zurük, auf dem ich lag. Mein unſichres Auge ruhete bald auf den unbekannten Gegenſtänden des reichen Zimmers, bald auf dem herrlichen Weibe von kräftigem ſchlanken Wuchſe und ſchöner leichter Form. Geberden und Haltung waren die einer kühnen Amazone. Unter der heiteren ſanftgewölbten Stirne trat eine griechiſche Naſe, vielleicht zu kräftig, hervor. Aus der ganzen Bildung ſprach die Würde einer Pallas gemildert durch den Gürtel, welchen die göttliche Aphrodite aus den Händen der Grazien empfieng. Wo bin ich? fragte ich in der erſten Verwirrung, von der ich mich nicht erholen konnte. Unter Dankbaren, antwortete das Mädchen, die Sie retteten. Leiſe gieng die Holde nach der Thüre, die ſie mit Vorſicht öfnete. Vater! rief ſie, er iſt nicht geſtorben, er lebt — er ſpricht, und der Ton der Stimme ſchon war ein Gebet voll Dank und Freude für meine Erhaltung. Der ehrwürdige Alte trat zu dem Bette. Er nahm meine Hand, drükte ſie an ſein Herz und an den Mund, und Thränen fielen warm und feucht auf ſie herab. Held und Menſch! ſagte er, Gott ſey ihnen, was ſie uns waren und ſind!

Ich erfuhr nun, daß ich in demſelben Hauſe ſeye, welches geplündert werden ſollte. Die Soldaten, da ſie mich fallen ſahen, brachte Scham und Reue gegen ſich ſelber zur Wuth. Sie hatten den Unglücklichen, welcher ſie zu dieſer Ausſchweifung verleitet hatte, und von dem ich mißhandelt worden war, mit Bajonettenſtichen getödtet, und hielten izt abwechſelnd Wache vor der Thüre.

Der ſchroffe ungleiche Pfad meines Lebens, der ſich aus blumenloſen Ebenen über Felſen gewunden hatte, gieng nun durch Zitronenhaine voll Blüthen und Wohlgerüchen unter einem heiteren italieniſchen Himmel. Stunden und Tage gleiteten in leichten fröhlichen Reihetänzen an mir vorüber. Ernſte einſame Beſchäftigungen wechſelten mit geſelligen Vergnügen. Der Alte hatte vorzügliche Kenntniſſe in der Geſchichte. Er machte mich mit den Grauſamkeiten, welche den Vendeekrieg begleitet hatten, näher bekannt, und belebte meinen Entſchluß, zur Wiederherſtellung des Friedens alles beizutragen. Emilie, ſeine Tochter, ſang und ſpielte die Harfe.

Gütiger Himmel, welche Tage ſchenkteſt du mir da! Mit brennenden Thränen im Auge ſehe ich noch nach dem untergegangenen Paradieſe.

An einem ſtillen Abend, da die Sonne mit dem lezten Kuſſe der Trennung auf der Erde ruhete, beſuchte ich nach meiner Gewohnheit den Garten. Nach einigen Umwegen war ich durch die dichten belaubten Gänge bis an das äußerſte Ende deſſelben gekommen, da ſah ich Emilien an einem abgeblüheten Roſenſtrauche in ſich verloren ſtehen. Sie brach einen dürren Zweig von dem welken Buſche, den ſie mit Aufmerkſamkeit zu betrachten ſchien. Sie bemerkte mich erſt, da ich an ihrer Seite war. Blühen alle Blumen, fragte ſie, wie dieſe ab? Alle, ſagte ich. Auch die der frommen Wünſche, der ſtillen Hofnungen? verſezte ſie. Auch die, Emilie, war meine Antwort. In dem Menſchen iſt nichts ewig als der Schmerz; er wird mit dem Wunſche gebohren, begleitet den Beſiz und überlebt den Verluſt. — In ihren Augen glänzte eine Thräne, die ſie zu verbergen ſuchte. Sey es, ſagte ſie, und zerdrükte die Thräne; die Bruſt des Menſchen kennt doch einen Schmerz, an dem ſie ſich mit Wolluſt verblutet und ſtirbt. Ach, Emilie! rief ich, ſterben möchte, ſich zu ſterben ſehnt, aber nicht ſterben kann an dem ſtillen verborgenen Wunſche, bis ein gleichgeſchaffenes gleichfühlendes Weſen an dieſen Buſen ſinkt und die Wunde kühlt und heilt, dann kann das ſelige Herz ſterben voll allzugroßer mächtiger Liebe, oder — ewig glüklich ſeyn. — Ewig glüklich ſeyn? ſeufzete ſie, und ihr Angeſicht ruhete auf meiner Bruſt von ſchweren Thränen aus. Ich beugte mich nieder zu ihr. Sie richtete ſich auf zu mir und Blike voll Liebe begegneten Bliken voll Liebe, und ein ſprachloſes Entzüken ſchauderte durch das Herz und durch die Hände, die ſich zur Umarmung aufrichteten, und Lippen ruheten glühend an Lippen. Wie Blize ſchlugs durchs innere Mark meines Lebens. Die Erde zitterte unter mir. Ein kühler Nachtwind fuhr rauſchend durch das Gebüſch. Ewige Liebe! ſtammelte ich. Ewige Liebe! ſtammelte ſie. Ich blikte voll ſeliger Freude nach dem Himmel, und mit dem Schwur ewiger, heiliger Liebe war der Mond ſtill und mild in Oſten aufgegangen, und eine neue Welt hatte ſich groß um uns aufgerichtet.

Linden ſchwieg einige Augenblike, als wollte er das ſtürmende Gewölke über ſich ziehen laſſen. Die Erinnerung hatte alle geſtillten Wunden wieder aufgeriſſen, und der Schmerz ſchlang ſich würgend um ſeine Seele. Es gibt warme Menſchen, fuhr er ruhig fort, in deren Leben der Himmel der Freude von der Hölle der Qual, die edelſte Weisheit von dem Wahnſinne, und die höchſte Tugend von dem Verbrechen nur durch eine ſchmale Grenze geſchieden iſt, wie die entgegengeſezten Jahreszeiten durch die Bergkette Gate. Dieſe Erde iſt nur ein fettes Marſchland und eine einträgliche Plantage für den gierigen Sinn; und die pralende Verwegenheit und die geſchmeidige Intrigue lohnt eine reichere Ernte als den ſtillen Muth und das beſcheidene Verdienſt.

Mein gegenwärtiges Leben iſt nur ein Gang über die Brandſtätte meines beſſeren untergegangenen Lebens, und von allem Lebendigen, was mein Herz mit den weiten Armen der Liebe umfaßte, iſt nur eine ſtumme todte Hülle ſtehen geblieben, in der ich der Menſchheit opfere.

Der ſchöne Frühling meines Lebens, fuhr Lindau fort, war kurz, wie der des Jahrs. Nach zwei Monaten erhielt ich den Befehl, mich zur Rheinarmee zu begeben, doch mit der ausdrüklichen Weiſung, durch Paris zu gehen, um da eine beſtimmtere Erklärung zu empfangen. Ich ſchied.

Gehe, ſagte Emilie, und folge deiner edlen Beſtimmung; du gehörſt deinem Vaterlande, der Menſchheit und nicht allein mir an. Ich fühle, daß wir uns wiederſehen und dann ganz glüklich ſind. — Große römiſche Seele, vielleicht haſt du unglüklich, wie ich, mich um eine beſſere Zukunft betrogen, die dir ſelber nicht beſchieden war! Ueber das Leben des Menſchen herrſcht ein mächtiges Verhängniß. Er wird mit ſeinem Daſein einem weiten Meere übergeben. Sein iſt nur der Muth und die Kraft. Aber eine ſtärkere Gewalt giebt ihm einen heitern Himmel oder Stürme, die ihm bis an das jenſeitige Ufer folgen, wo ihn der lebendige Strom des Lebens auswirft und weiter zieht. Jezt ſank ein Theil nach dem andern von dem Paradieſe unter, aus dem ich vertrieben war, und die öde Welt zog mich tiefer und tiefer in ihr leeres Gewühl.

Ich kam nach Paris, nicht ſtolz aber voll Vertrauen in dem Gefühle meiner erfüllten Pflicht.

In meiner Jugend las ich von einem wilden Volke, welches ſich die Erde vorſtellt, wie ihr ganzes Gewicht von einer Schildkröte getragen wird, die wieder auf einer Schlange ſtehet. Hier ſah ich wenigſtens, daß das Schikſal einer halben Welt gemächlich auf dem glatten Rüken ähnlicher kriechender Thiere ruhet. Jener Athenienſer, welcher ſagte, ſein Vaterland beherrſche die griechiſchen Staaten, er Athen, ihn ſein Weib, das von ihrem Kinde beherrſcht werde, war mit dem großen Geheimniſſe zu regieren vertraut und hat die ſchlechteſte Regierung noch nicht geſchildert. O, es iſt oft ein Unglük für Millionen, wenn ein einziger Menſch, der nicht an Gott und an die Tugend glauben kann, nicht wenigſtens an einen Teufel glaubt, der ſtärker iſt, als er!

Ich muſte mit Mühe über alle mannigfaltige Arme des Nils ſezen, in welche ſich die höchſte

Staatsgewalt zerſplittert hatte, bis ſie zur fernen unſichtbaren Quelle kam. Aber zurükgeſchleudert über die ſchäumenden Katarakten ſah ich mich endlich wieder an der ruhigeren ſchlammigen Mündung, von der ich ausgegangen war. Mit dem Einzelnen könne man ſich nicht befaſſen, hies es; der Schreiber jenes Schreibens müſte es in jener Schreibſtube geſchrieben haben. Ich bequemte mich zur Weltumſeglung um die beſtäubte papierne Erde, und nach einer langen mühevollen Irrfahrt ſah ich endlich ſo froh wie Kolumb — Land; aber ich hatte mich nicht weniger als er getäuſcht, da ich an dem Ufer des gehoften herrlichen Oſtindiens ausſtieg. Meine Denkſchrift, ſagte man, habe die Aufmerkſamkeit der Regierung erregt; ſie enthalte große Anſichten: zu bedauern ſey es nur, daß ich an einer Parthei hienge, welche den Untergang des Staates wollte. Ich verſuchte zu antworten, aber die einmal aufgezogene Maſchine des geläufigen Schnarrwerks muſte ablaufen, ehe es ſtill werden konnte. Die Regierung, hörte ich, habe mich ſo ausgezeichnet begünſtigt, weil ſie gehoft habe, ich würde dankbar erkennen, was ich ihr ſchuldig ſeye; aber mit Verdruß ſähe ſie ſich getäuſcht. Man fragte mich über gewiſſe Männer aus, die man zu fürchten ſchien. — Ich ſtaunte und ſchwieg, weil ich keinen Faden und keine Verbindung ſah. Man habe Grund zu vermuthen, hörte ich weiter, daß ich mich für die Aufrührer der Vendee intereſſire, welches dann auch mein Aufſaz deutlich beweiſe. Ueberhaupt ſey es zu bedauern, daß die Regierung ſich genöthigt ſehe, das Vertrauen zu bereuen, welches ſie mir geſchenkt habe. O das ſoll ſie nicht, rief ich. Hier iſt mein Säbel. Ich wünſchte ihn freilich in beſſeren Händen zu ſehen; aber mag er da ruhen, wo das Schikſal eines groſen Volkes ruhet! Dem ſchreibenden Geſinde wollten ſich die Haare gegen den Himmel ſträuben über meine beiſpielloſe Kühnheit, wie ſie meine Aufrichtigkeit nannten. Da ich mehr zu mir ſelber kam, fragte ich nach Carnot. Er war abweſend. Nun wohlan, ſagte ich, es iſt entſchieden.

Wie es einem Menſchen ſeyn müßte, der nach einem tauſendjährigen Schlafe erwachte, ſo war es mir. Feig im Unglüke, übermüthig im Glüke, kriechend vor der Gewalt und herriſch im Beſitze derſelben, das iſt der Karakter der Menſchen unſers Zeitalters.

Da ich endlich meine förmliche Entlaſſung hatte, machte ich alles Entbehrliche zu Geld, ſtieg aus dem ſiedenden, brauſenden, dampfenden Keſſel aus, der ſeinen glühenden Schaum ſo oft über die fernen Provinzen geworfen hatte, und reiſte zu meinem Vater. Jezt war ich frei und arm, aber ſtolz.

Wie ſchnell hatte ſich die Welt um mich verändert! Meine Freunde, welche mich zuvor auf tauſend Schritte ſehr deutlich kannten, hatten das Geſicht über Nacht verloren. Alle diejenigen, deren Auge ſonſt nur Wache hielten, um ein Lächeln von mir abzulauern, das ſie ſympathiſirend mit einem lauten Lachen begleiteten; die bei dem Todesfalle ihres beſten Gönners den Muth nicht hatten, traurig zu ſeyn, wenn ich heiter ſchien, ſahen mich kaum von der Seite an. Kann ich euch dann mehr verachten, als ich immer that? ſagte ich. Wie ſollte mich jezt eure affektirte Verachtung kränken, da ich nie etwas auf eure hungrige Achtung gab? Ich weis ja, daß eure Tempel nur darum gegen Oſten gerichtet ſind, damit ihr vor der aufgehenden Sonne eines Glüklichen gleich auf den Knien liegt. Ihr waret nur durſtige Schwämme, die ſich ſaugend an den grünen ſaftigen Baum meines Wohlſtands hiengen. Der Baum iſt dürre, ihr fallet ab. Ihr kennet kein größeres Verbrechen als Unglük; und nur weil ihr mich unglüklich glaubt, bin ich euch unbekannt. — Ach! ich war nicht unglüklich, aber ich ſollte es werden.

Es giebt Menſchen, die Gott leugnen, weil er keine Stelle und Penſionen zu vergeben hat, und den Teufel gefällig an ſeinen Plaz ſezen, wenn er nur auf eine Throne hebt. Es giebt andere, die einen Gott glauben, weil ſie des Trankes und der Speiſe eine reiche Fülle haben, und es ihrer Wichtigkeit für ganz angemeſſen halten, daß es eine Vorſehung giebt, um bei ihr die Dienſte einer Speicher- und Kellermeiſterin zu verſehen. Es iſt ein guter Schlag Menſchen, bei denen der Starke immer Recht behält.

Ach! die Erfahrung iſt ſchmerzlich, aber, leider! wahr: Die Blike unſrer Freunde folgen uns nur ſo lange liebevoll und ſegnend, als ein ſchmeichelnder Wind uns über die glatten Wogen dieſes Lebens trägt. Aber jeder geht, uns fremd, in ſeine ſichre Hütte, wenn ſich ein Gewitter über unſrem Haupte zuſammen zieht. Ja, nur das Glük hat Freunde.

O ihr, denen der Magen bis an die Zunge reicht; die das Herz leicht entbehren, weil der Bauch die Dienſte deſſelben gut verſieht! Ihr Schmeichler, ihr Schmarozerpflanzen, die ihr euch immer an das Groſe und Mächtige anklammert, um auf ſeine Koſten auch in die Höhe zu kommen! Ihr Schmeißfliegen, die ihr nur der wärmenden Sonne des Glüks nachzieht! Ihr ſcheusliches Ungeziefer, die ihr nur den Mai mit ſeinen Blüthen liebt, um von ihnen zu freſſen, und zur Vergeltung euren Unrath hineinzulegen — ich verachte euch ſo tief — ſo tief, daß ich keinen niedrigen

Ausdruk finde, der dieſe tiefe Verachtung auszudrüken vermögte.

Es giebt noch Menſchen, dachte ich, die meine Freunde und nicht meines Glükes ſind. Dieſe Täuſchung, welche die Folge ſo fürchterlich zerſtörte, machte mich heiter; und da ich endlich den heiligen Boden meiner Heimath berührte, da richteten ſich alle ſeligen Erinnerungen, alle frühere ſchöne Hofnungen freundlich vor mir auf, und legten ſich kühlend an mein heißes, blutendes Herz. Wir waren die Vertrauten deiner glüklichen Kindheit, riefen ſie, warum haſt du uns verlaſſen? Deine ſpätern Freunde und Erwartungen haben dich alle betrogen. Bleibe unter uns. Wir ſind gut, unſchuldig und treu, wie die Jugend und die erſte Liebe.

Der Ruf meiner Ankunft war mir vorausgegangen, und man hatte abſcheulich das Gerücht verbreitet, ich komme mit meiner zuſammengeraubten Beute zu meinem Vater, um ſie da in Ruhe zu verzehren, nachdem man mir als einem Vaterlandsverräther den Degen abgenommen.

Wohl dem Volke, deſſen Regierung zu keiner größeren Verrätherin an ſeinem Glüke wird, als ich es je geweſen bin! Wohl dem Volke, dem nie eine ſchwärzere Verſchwörung drohet, als die war, der man mich beſchuldigte!

Die halbe verſammelte Gemeinde drängte ſich mehr um meinen Koffer als um mich. Jeder wollte ihn unter dem Scheine einer freundſchaftlichen Dienſtfertigkeit berühren, um ſich von dem Gewichte ſeines Inhalts zu überzeugen. Die Verachtung gegen den reichgewordenen Räuber und die Begierde, ſeinen Raub mit ihm zu theilen, ſprach aus jedem Blike. Mein Vater blieb ernſt und ſtille, ſo lang wir unter Menſchen waren.

Iſt dies? fragte er endlich, deine ganze Baarſchaft, Auguſt? und wies auf den Koffer. Ja, antwortete ich. Da bin ich wieder ſo arm, wie ich euch verließ. Nun Gott ſey Dank! rief er; du biſt mein Sohn, und ſchloß mich in ſeine Arme. Redlichkeit bettet dem Schlafe und dem Tode ein ruhiges Kiſſen. Du haſt mir gute Tage gemacht, Auguſt, der Himmel will, daß ich dir zum

Theil vergelte, und ich bin noch ſtark genug zur Arbeit.

Wir lebten jezt von meinem kleinen Vorrathe ſparſam, ich dürfte ſagen arm, aber froh und ſorgenlos. Nie hatte ich dieſe ungetrübte Heiterkeit des Geiſtes und die Ruhe der Seele genoſſen. Ich las, dachte und ſchrieb. Meine Grundſäze über die Beſtimmung des Menſchen, über Staatsrecht und Staatsklugheit erhielten Feſtigkeit und Verbindung. Damals ſezten ſich meine Kräfte in jenes ruhige Gleichgewicht, das ſich nur in dem Menſchen findet, welcher in ſich vollendet iſt. Da ward ich, was ich bin, ſeyn kann, und ſeyn werde, ſo lang ich bin. Die rauhe Wirklichkeit zerdrükte meine Ideale, wie ein Maifroſt die zarten Blüthen des Frühlings. Ich nahm meine groſen Anſprüche an dieſe Welt zurük, und meinem Herzen blieb keine Hofnung, aber auch keine Furcht; und da ich weniger erwartete, ward ich ſeltener getäuſcht. Ich ſah in der Welt das, was ſie iſt — eine Maſſe von Kräften, in deren wildem regelloſen Getriebe nur die Wahl zwiſchen dienen und herrſchen bleibt. In dem Bilde des Menſchen fand ich die erhabenen Züge ſeiner edlen freien Natur verwiſcht; aber ich gab den Glauben an ſeltene beſſere Geiſter und an die Möglichkeit der Vervollkommnung des ganzen Geſchlechtes nicht auf, und dieſer Glaube feſſelte mich thätig an dies Leben, weil ich zu wirken hoffen konnte. Ach! der Menſch wird nicht glüklicher, der die Zuverſicht auf fremde Tugend verliert: denn dieſer Verluſt koſtet ihn oft die ſeinige; und es iſt nicht ſelten nur ein Schritt von der Verachtung von Seinesgleichen zur Verachtung ſeiner ſelbſt: aber wer handelnd und lauſchend über den lermenden Markt dieſes Lebens voll Betrug gehet, muß die Waare, den Kaufmann und die Käufer kennen, nicht um zu betrügen, ſondern um weniger betrogen zu werden. Ich dachte mir den großen Menſchen unſerer Tage einem Vulkane ähnlich, deſſen verborgene Wärme, welche in der Stille Länder befruchtet, und der ſeine glühende Lava nur der horchenden Neugierde, der hungrigen Schmeichelei und dem verſuchenden Verbrechen von Zeit zu Zeit entgegen wirſt. — Er ſeye wahr aber nicht immer freimüthig!

Aber auch dieſer Zuſtand des verborgenen unbeneideten Glüks war von keiner Dauer. Die wenigen Mittel, von denen wir lebten, erſchöpften ſich, und mein Vater, deſſen Alter der Anſtrengung, mit welcher er zu arbeiten angefangen hatte, unterlag, ward krank. Meine Lage war ſchreklich. Ach! ich gab das Lezte, das Theuerſte hin, was ich beſaß — einen Ring von Emilien, um den zu retten, von welchem ich das Leben hatte. In dieſer Verlegenheit ſchrieb ich an einen Freund. Du kennſt ihn, und darum will ich ihn nicht nennen. Mein Brief war ein lebendiges Gemälde des Zuſtandes, in dem ich mich befand. Er beſaß das Zutrauen der Regierung, und war, auf was ich beſonders zählte, unglüklich geweſen. In ſeinem unverdienten Unglüke hatte ſich meine Achtung und Aufmerkſamkeit gegen ihn verdoppelt, und ihm war damals, außer mir, vielleicht kein Freund geblieben. Er antwortete nicht. Später ließ er mich mündlich wiſſen, die Pflicht ſeiner

Selbſterhaltung verbiete ihm, ſich für mich zu verwenden: meine Lage rühre ihn ſehr, aber ein ernſter Schritt, den er für mich wagte, würde unfehlbar zwei Unglükliche ſtatt einem machen.

Wenn der ſtärkere Menſch ſich gern im Gefühle ſeiner Stärke zum Schwachen herabbeugt, um ihn aufzurichten, und der natürliche Bundesgenoſſe des Unterdrükten iſt, dann nehmet es den Schwachen nicht übel, daß ſie ſich nur an das Höhere anklammern, um auch in die Hohe zu kommen; denn ihre eigne Kraft kann ſie ja doch nicht tragen und halten. Könnt ihr ihnen ein Verbrechen daraus machen, daß ſie gleich gefälligen dienſtbaren Monden ſich ewig um die Sonne der Gewalt und des Glükes ſchwingen? Wenn dem feigen und ſchwachen Menſchen in ſeinem niedrigen Stande die Höhe bis zur höchſten Gewalt ſo ungeheuer ſcheint, wie ſchwindelnd tief muß ihm dann erſt, wann er auf jener Höhe ſteht, der Abgrund ſcheinen, aus dem er aufgeſtiegen iſt! und wir wollen uns wundern, daß der elendeſte Sklave, der wüthigſte Despote wird? Vor dem Menſchen, welcher nichts als Petitionen zu Geſichte bekömmt, ſchrumpft endlich die ganze weite Natur in einen gekrümmten Supplikanten zuſammen, und überhaupt herrſcht in dem Staate, wie auf der Erde, die gröſte lebentödtende Kälte, wie ein groſser Menſch bemerkt, in den oberen Regionen.

Nun fühlte ich, daſs ich unglüklich war. Emilie! rief ich, Emilie, das ahnet dein liebendes heiliges Herz nicht! Ach Gott! arm, elend, ohne Hofnung, ohne Freunde, faltete ich die betenden Hände gegen den Himmel — da ſah das tükiſche Schikſal das entblöſte Herz, und drükte den lezten giftigen Pfeil nach ihm ab. Ich erhielt folgenden Brief:

„In dem Menſchen iſt nichts ewig als der „Schmerz. Er wird mit dem Wunſche gebohren, „begleitet den Beſiz und überlebt den Verluſt. „Du ſollſt und wirſt mich nicht wiederſehen. „Frage nicht warum. Vergebens würdeſt du „mich in meinem Vaterlande ſuchen. Lebe wohl.

„Emilie.“

Da ſtürzte meine Welt krachend über mir zuſammen, und ich ſah ſtumm und kalt in das öde leere Chaos. Der Peſthauch des Menſchenhaſſes zog tödtend über meine Bruſt. Ich fühlte, wie die Liebe ihre tiefe Wurzeln aus meinem Herzen unter Krämpfen zog, und alles was mir theuer war, floh vertrieben aus meiner Seele. Aber unter den fallenden Trümmern meines zerſchmetternden Glükes, meiner vernichteten Hofnungen und meines zerſtörten Glaubens an den Menſchen, richtete ſich mein Geiſt auf, kühn und ſtolz. Das Schikſal hat mir alles genommen, rief ich, um mich mir ganz zu geben, und ich bleibe mir.

Mein troknes Auge hatte keine Thränen. Geſtärkt trat ich in das Zimmer meines Vaters. Sein matter abgebrannter Blik ruhete auf mir. Ich nahm ſeine Hand und drükte ſie an mein Herz; ſie war kalt und ſtarr. Auguſt, ſagte er endlich mit ſchwacher Stimme, ich ſterbe. Der lezte Schmerz kroch noch einmal mit Zukungen über meine Nerven. Ich ſegne dich, guter, guter Sohn! folge deinem Herzen — Verzweifle nicht — Gott iſt — da lähmte ihm der Tod die Zunge, ſties nach der unter einem Krampfe zitternden Bruſt und zerdrükte das morſche Leben.

Edler Menſch, wohl dir! du haſt den ſchweren wekenden Traum des Lebens ausgeſchlafen!

Dieſes Daſein iſt eine Frage ohne Antwort. Aber wird darum ein beſſeres künftiges Leben die Mißtöne dieſes Erdlebens in Wohllaute auflöſen? Wenn auch die Blume unſres Geiſtes, die doch nur eine ſchönere Frucht der Pflanze des Körpers iſt, fortblühete, abgebrochen von dem Stengel, der ſie mit ſeiner Lebenskraft hervortrieb; wenn auch der edlere Theil des Menſchen unſterblich wäre, der doch nur ein Theil von ihm und alſo kein in ſich vollendetes Ganze iſt; kann der Gewinn eines künftigen Daſeins den Verluſt eines vergangenen Lebens erſezen? Warum ſoll der Menſch die Freuden einer beſſeren Welt mit den Schmerzen dieſer Welt bezahlen? Können die Qualen der Hölle, welche den Mörder meiner ſchöneren Tage foltern, für mich Vergeltung ſeyn? In dieſer todten Hülle meines Vaters, wohnte die groſe Seele eines Scipio. Der Zufall warf den

Edlen arm und nakt in dieſes Leben, und darum gieng die Sonne der Freude nie über ſeine dunklen Tage auf, und die Blätter ſeiner inhaltleeren Geſchichte glänzen nur — von Thränen.

Gerechter Gott! wenn die Tugend nichts wäre als der ſchöne Traum eines frommen, aber getäuſchten Herzens! Gehöret die Welt mit allen ihren Genüſſen nicht dem, der Kraft und Gewandtheit genug beſizt, ſie zu ergreifen und feſtzuhalten?

Zwei bange Tage ſas ich in ſtummer Verzweiflung neben der Leiche meines Vaters. Den dritten gieng ſie aus dem Gewühle der Erde unter dieſelbe. Elternlos, ohne Freunde, verſtoſſen von dem Glüke und der Welt, floh ich nach jener einſamen Stelle, die im Maie meines hoffnungsvollen Lebens die Vertraute meiner gröſſern Wünſche und Zeuge meines Schwures war, ewig tugendhaft zu ſeyn. Durch dichtes verwachſenes Geſträuche drängte ich mich über abgeriſſene Felſenſtüke nach dem ſtillen Hügel. Ein kalter Nordwind wühlte in dem dürren Moſe. Die Kirche im Thal lag zerſtört in ihren Trümmern, und über die verfallenen Mauern kroch Epheu. Alles, ſagte ich, alles um mich iſt todt! Ach nur ich lebe noch, um mich ſelber zu überleben. In dieſer Welt iſt es ſchwer tugendhaft zu ſeyn, aber ich blieb meinem Schwure getreu. Was ich auf dieſer Erde liebte, was mir auf ihr theuer war, hat ſeine Arme von mir abgezogen. Warum ſollte ich ſie nicht verlaſſen, da mich alles auf ihr verlaſſen hat? Ja — ich will ſterben! Es war ein Traum — meine Liebe — meine Freude — mein Schmerz und mein beſſerer Wille — es war ein Traum.

Der Tod hob die Deke der Erde vor mir auf, und zeigte mir das weite große Grab der Geſtorbenen — ihr ausgelöſchtes Auge, ihre ſtummen Lippen und ihren ewigen Schlaf. Und wenn auch, ſagte ich leiſer. Komme ich nicht einmal zu euch, ihr Abgeblüheten? Iſt nicht die ganze Natur ein fortgehender Puls, und ein ganzes Leben nur ein lauter Schlag? Ich bin nur früher aufgewacht als ich ſollte, oder — früher eingeſchlafen. Eine heilige Stille kam in meine Seele. Mein Herz war ohne Haß, ohne Liebe und ohne Wünſche. Ich ſank ruhig an den Buſen der Erde, und eine Thräne des Abſchiedes benezte ihn, und als ich die Mündung der Piſtole vor meine Stirne legte, da drang das Grabgeläute meines Vaters durch die ſtöhnende Luft wie verlohrne klagende Seufzer an mein Herz, da ſtieg ſein Geiſt über die Trümmer der verfallenen Kirche, und ſagte: Mein Sohn, verzweifle nicht, Gott iſt — da richtete ich mich auf von der Erde, groß und erhaben über das dürftige, kriechende Leben. Nein, rief ich, ich verzweifle nicht. Die Bruſt des Menſchen iſt ſtärker als der Schmerz, und ich erneuerte den Schwur, der Tugend treu zu bleiben.

Den 4. May.

Was iſt der Menſch? Ein Spiel der Wellen auf dem Strome der Zeit, der den Glüklichen bald ſtolz im Triumphe auf ſeinem Rüken trägt, bald ihn hinabzieht in den Abgrund elend und verachtet. Wie oft entſcheidet der Zufall eines Augenblike über das Schikſal eines ganzen Lebens? Wo iſt unſre ſo hoch geprieſene Freiheit, unſre Selbſtſtändigkeit? Heute ſpottet die Freude des Schmerzes von geſtern, und morgen läſtert der Schmerz die heutige Freude. Beim Grabe iſt uns das Leben ſo klein, ſo wenig, und in dem Frühling des hoffnungsvollen Daſeyns ſo viel.

Den Menſchen ſehe ich nicht, nur ſeinen Zuſtand. So werden wir in einem Meere von anziehenden und zurükſtoßenden Kräften bald angezogen, bald zurükgeſtoßen, gedrängt und getrieben, und treiben und drängen wieder als blinde Kraft.

War es dein Wille, armer Sterblicher, daß dir das Licht dieſes Jahrhunderts leuchte? Haſt du deine Wiege an die Tiefen des Po, der Wolga oder des Rheins getragen? War es dein Wunſch, daß die wilden Leidenſchaften des Afrikaners in deinem Blute kochen, oder die ſtille Ergebenheit des Hiobus in deinem friedlichen Buſen wohne? Das Schikſal führet dich Blinden mit eiſerner Hand. Die Verſchwendung des Vaters büßet der dürftige Sohn, und die Ausſchweifungen der Eltern das geſchwächte Kind. Das Schikſal ſezt hier einen Menſchen an das lebendige Uferland des joniſchen Meeres; dort ruft es einen andern in der Rauchhütte des Grönländers ins Daſeyn, hier legt es dem Kinde den Ueberfluß eines ganzen Lebens an die Wiege, dort ſpricht es über den Säugling das ſchrekliche Urtheil einer ewigen Dürftigkeit; dieſem giebt es in ſeinen großen Kräften Anſpruch auf Vergötterung, und jenen ſtempelt es durch ſeine ſtumpfe Organiſation zum Halbmenſchen. So führt ein verhülltes Schikſal den Menſchen auf eine unerklärte und unerklärbare Weiſe in und durch das Leben. Seine trunkene Seele taucht es bald in den Blüthenmai ſtiller, ſchöner Freuden, bald giebt es ſein verwundetes Herz dem Sturme und Ungewitter blos.

Nein, geſtern ahnete ich nicht welche Gefühle heute mein Herz durchglühen würden, in denen der Keim künftiger Seligkeit oder eines grenzenloſen Elends liegt. Geſtern noch ſcherzte ich mit der fröhlichen, vorübergaukelnden Minute des ſchnellen Lebens, heute ſteht die Zukunft ernſt vor mir, und ich frage ſie mit bangem Herzen, ob ſie mein Glük oder ein freudenloſes Daſeyn in ihrem dunklen Schoſe trägt. Ich will es verſuchen, dieſen Tag noch einmal in ſeiner ganzen lebendigen Geſtalt vor meiner Seele vorüberzuführen.

Das Heer war in Eilmärſchen vorgerükt. Unſre Brigade, welche ſehr gelitten hatte, folgte ſehr langſam unter dem Nachzuge. Die Truppen blieben auf der Landſtraſe. Lindau und ich hielten uns rechts näher am Rhein, um ungeſtört in kleinen Excurſionen das herrliche Land genießen zu können.

Die Jugend lächelte uns mit ſeligen Erinnerungen und dem frohen Gefühle eines kräftigen, geſunden Lebens an. Der Blüthenmonath des Jahrs ſtand mit ſeinen mannichfaltigen Blumen über dem unſres Daſeyns, wie der ſtille, freundliche Mond über der an tauſend und tauſend neuen Schöpfungen arbeitenden Erde, und trieb die ungezügelte Kraft brauſend durch Herz und Adern.

Wir ſtreiften über ſteile mit Wäldern überſäete

Gebirge, und zogen durch grüne von Bächen durchſchlängelte Thäler. Den zweiten Morgen erſteigen wir eine fruchtbare Anhöhe. Mit jedem Schritte unſrer Pferde ſiel der Vorhang tiefer, welcher die weite ſchöne Gegend verhüllte, und die fernen Berge richteten ſich aus der Tiefe, wie erwachte Titanen auf, und die Wälder zogen wie gewaffnete Heere an uns vorüber, und ordneten ſich im Thale und auf der Ebene, wie zum Schlagen, und die Flüſſe und Bäche liefen ſpielend um die gerüſteten Streiter.

Aber wir ſahen nicht zurük in das offene Land, welches ſeine Schäze vor uns ausbreitete, bis wir auf dem Gipfel des Berges ſtunden; da ſtürzte ſich dann die durſtige Seele von der Höhe in die weite, brauſende, glühende, von Leben durchwühlte Welt hinab. Dort gieng der Rhein, ſtolz wie ein römiſcher Sieger im Triumphe durch das laute, ihn umringende fröhliche Land, und die Wälder auf den nahen Gebirgen ruheten wie ein müdes Heer um ſeinen Feldherrn aus, und murmelten vor Freude.

Wir gaben die Pferde ab, und legten uns in den Schatten einer dichten Eiche.

Der Donner hatte am frühen Morgen ſchon ſeine Vorwachen auf die Gebirge geſtellt, und der Rauch ihrer ausgebrannten Feuer verhüllte die Gipfel derſelben, und richtete ſich in geraden Säulen gegen den Himmel auf. Die Luft war ſtill und ſchwüle. In Weſten ſtiegen ſchwarze Wolken, aus der Tiefe quellend, in die Höhe, und ſammelten ſich ſchweigend. Matte Blize reichten hinter der Erde in das düſtre Gewölbe herüber, und der Donner griff jenſeits der Gebirge einige abgeriſſene, verlaufene Töne auf der großen Orgel des Welttempels, in welchem die Sonne als das ewige Feuer brannte; und die Erde ruhete unter ihr, wie eine fromme Prieſterin in ſtillem Gebete.

Wir giengen über die Anhöhe fort, indem wir einem gebahnten Wege folgten. Endlich entdeckten wir hinter einer doppelten Reihe von ſchlanken Pappeln und breitäſtigen Eichen ein einzelſtehendes Haus. Wir eilten, das nahe Wetter fürchtend, durch das fruchtreiche Feld, und kamen an ein offenes Gartenthor, das durch eine Kaſtanienallee nach einem Pavillon führte, den dichtes Buſchwerk halb verſtekte.

Das Gewitter hatte ſich drohend am weſtlichen Himmel aufgerichtet, und ſäete ſeine flammenden Blize tief in die Nacht der ſchwarzen Wolken, und der Donner gieng furchtbar, wie der Ruf zum Weltgerichte, über die erſchrokene Erde, und die Sonne wandte ihr Auge voll Liebe von der zitternden, und verbarg es.

Wir ſtiegen die ſteinernen Stufen des Pavillons hinauf gegen die halbgeöfnete Thüre. Wir traten unbemerkt in den kleinen Saal. Ein Frauenzimmer ſtand an ein ofnes Fenſter gelehnt, und ſchien in dem Anblike des ſich nahenden Gewitters verlohren. Auf das Geräuſch unſrer Annäherung kehrte ſich das Mädchen gegen uns.

Welch ein Weib! Eine volle, blühende,, duftende Roſe! Der Bau ihres Körpers groß und ſtark, ihr Blik voll Stolz und Güte! und aus dieſem Blike, in welchem ſich der Himmel ſpiegelte, ſprach eine Seele, rein und edel. — Han du noch nie die groſe Stunde erlebt, wo dein Genius unſichtbar zu dir trat, und dein Inneres umgeſtaltend, dich mit einer Zauberhand berührte? Ich erlebte ſie.

Wir entſchuldigten unſre Verwegenheit mit dem drohenden Wetter und der Unkunde der Gegend. Sie legte ein Buch, in welchem ſie geleſen hatte, auf ein nahes Tiſchchen. Mit unbeſchreiblicher Anmuth both ſie uns das Haus zum ſichren Zufluchtsorte an. Dann gieng ſie nach der Thüre, und rief einem im Garten arbeitenden jungen Manne in engliſcher Sprache zu, ihrem Oheim zu ſagen, es ſeyen Fremde da. Ich konnte in dieſem meiner Neugierde ſo günſtigen Augenblike der Verſuchung nicht widerſtehen, das Buch kennen zu lernen, mit dem ſie ſich beſchäftigt hatte. Ich ſchlug es auf: Es war Pope's Essai on man.

Da ſie zurükgekommen war, lud ſie uns ein, Plaz zu nehmen, und verließ uns endlich mit einer ſtummen Verbeugung, da ihr Oheim hereintrat.

Es war ein Mann im Sommer ſeiner Jahre. nicht groß, aber von ſtarkem Körperbaue. Auf ſeiner hohen Stirne thronte Kraft und Muth. Aus ſeinem tiefliegenden glühenden Auge ſprach eine wilde Kekheit. Seine Haltung war mehr ſtolz als edel. Sein ganzes Weſen, Ausdruk und Geberde verriethen eine abſprechende, verachtende Kälte. Der erſte Eindruk, den dieſer Menſch auf mich machte, war unvertilgbar, und obgleich ich ihn ſpäter ſchäzen lernte, ſo begegnete ich doch ungern ſeinem düſtern Blike, der tief in das Mark deſſen zu dringen ſchien, den er ins Auge faßte. Das Franzöſiſche ſprach er fertig, aber mit einem fremden rauhen Akzent.

Er hieß uns mit vieler Höflichkeit willkommen ſeyn, und bat uns alles an, was, wie er ſich ausdrükte, das Haus vermag. Nach den gewöhnlichen Einleitungsformeln fiel das Geſpräch auf den Rheinübergang der Franzoſen, auf die Verdienſte ihrer Generale, den Muth und die Diſciplin der Truppen, und die inneren Angelegenheiten des Staates. Von allem ſprach er mit einer Sachkenntniß und Beſtimmtheit, die uns in

Erſtaunen ſezte. Den Grundſäzen der neuen Republick ſchien er nicht abgeneigt.

Unterdeſſen zog das Gewitter auf den Flügeln des Sturmes über uns. Blize fuhren ziſchend durch die Luft, und der Donner ſtürzte ſich ihnen krachend nach. Lindau's Seele ſchwelgte im Genuſſe des großen, furchtbaren Schauſpiels der Natur. Wilſon (ſo nannte ſich der Oheim, wie wir ſpäter erfuhren) ſah ruhig und kalt in den wilden Kampf der empörten Elemente.

Ich nehme Antheil an den Siegen ihres Vaterlandes, unterbrach er die Stille, und bedaure das arme Deutſchland. Doch, die fremden Mächte haben es ſo gewollt. Den Strom der Revolution, der aufgeregt und ſchäumend ſich in ſeinem Beete fortwälzte, haben ſie ſo lange höhnend eingedämmt, bis er zerſtörend über ſeine Ufer trat, und benachbarte Länder überſchwemmte. Der Thorheit gebührt gleiche Strafe mit dem Verbrechen; Sie büſen ſie. Leider aber, fuhr Lindau ein, noch mehr die armen Völker, der friedliche Bürger; die Unſchuldigen!

Völker und Regenten, erwiederte Wilſon, ſtehen für Eins. Auch jene wollen es ſo. — Deutſchland iſt zerſtükelt und gelähmt; ſonſt ſtänden freilich ihre Heere nicht, wo ſie ſtehen.

Sie ſcheinen, ſagte ich, die Lobrede ſchnell zu bereuen, die Sie im Begriffe waren, unſern Truppen zu halten.

Das nicht, war Wilſons Antwort. Ich bin gerecht; davon gebe ich Ihnen ſo eben eine Probe. Ich kann Sie ſchäzen, ohne Ihre Feinde zu verachten. — In dieſem Augenblike ziſchte ein Bliz flammend an uns vorüber, und der Donner ſchlug mit einem betäubenden Krachen in eine benachbarte Eiche. Ich fuhr erſchreken zuſammen. Lindau wandte das Geſicht wie geblendet weg.

Es hat nicht gezündet, ſagte Wilſon. Dann fuhr er ruhig fort: Deutſchland gleicht den aufgelöſten Faszen jenes Römers; verbunden wären dieſe Ruthen der Schreken von Europa, die Frankreichs Uebermacht nun nach Belieben biegt und bricht. Doch, was im Kriege Deutſchland elend macht, macht es auch glüklicher im Frieden.

Diente es einem Herrn, es wäre mächtiger, aber nicht ſo frei. Auf der Erde iſt nun einmal nichts ungemiſcht, und was die Natur der Dinge verſagt, darf der Menſch nicht wollen. Und am Ende — greift ja ein blindes Verhängniß das Schickſal der Welt, der Völker und der einzelnen Menſchen aus der dunkeln Urne, in der alle unſre Loſe ruhen.

Wir machten, als das Gewitter vorüber war, einige Gänge durch den Garten; und da es anfieng ſpät zu werden, und wir zum Abgehen Anſtalten trafen, bat uns Wilſon, bei ihm zu Tiſche und über Nacht zu bleiben. Den nächſten Ort konnten wir, nach ſeiner Verſicherung, in zwei Stunden nicht erreichen, und ich war um ſo geneigter, ſeine Bitte zu erfüllen, weil ich die ſchöne Nichte noch einmal zu ſehen wünſchte. Ach! ich wollte es mir nicht geſtehen, aber ein geheimer, unwiderſtehlicher Zug ſchien mich allmächtig an dieſem Boden feſtzuhalten. Die Mahlzeit war einfach aber gut.

Bei einer nähern Bekanntſchaft mit dieſem ſonderbaren Manne mußten wir über ſeine genaue Kenntniß der merkwürdigſten und verborgenſten Ereigniſſe der Zeit erſtaunen. Er ſprach über die Zweke und Mittel der Höfe Europa's mit einer Beſtimmtheit und Sachkenntniß, die ich noch bei keinem Menſchen fand. Mit dem öffentlichen und Privatleben der meiſten auf dem Schauplaze handelnden Perſonen war er durchaus vertraut.

Unter den mannichfaltigen Gegenſtänden der Unterhaltung war natürlich auch unſre Revolution. Aber, als wäre es ihm mehr darum zu thun, unſere Meinung kennen zu lernen, als die ſeinige zu ſagen, gab er uns ſtatt beſtimmter Urtheile nur Grundſäze.

Dieſe Welt, ſprach er, iſt und bleibt immer eine Welt von Kräften, in der ſich größre Rechte zur Ueberlegenheit geſellen. Die Schwäche muß geführt und die Unwiſſenheit geleitet werden. Hier iſt keine Uſurpation, weil der Stärkere ergreifen und feſthalten kann, was dem Schwachen eine drükende Laſt wäre.

Unſre Freiheit beſtehet in dem Vermögen zu ſeyn, was wir, ohne die Freiheit rechtlicher Weſen zu verlezen, ſeyn wollen und ſeyn können. Die pietiſtiſche Behauptung, der Menſch könne allenthalben und unter allen Umſtänden frei ſeyn, mag für Weſen gelten, die, wie der epikureiſche Gott, nichts thun und nichts brauchen, aber unmöglich für uns. — Die Politiker geben uns eine andere Art von Freiheit, nemlich die im Staate, vermöge der jeder nur dem Geſeze unterworfen iſt. Aber, da die Geſeze den einen Menſchen ſchon bei ſeiner Geburt im Purpur und im Ueberfluſſe, den andern aber in Lumpen und in der Dürftigkeit finden; ſo beſtehet die Freiheit des erſten in dem ihm durch das Geſez zugeſicherten Vermögen, arbeiten und hungerleiden zu dürfen. Es iſt eine geſezmäßige Gleichheit für durch die Geſeze ungleich gemachte Weſen. Da alle Rechte ſich auf einen Gegenſtand beziehen müſſen, ſo beſtehen die Rechte eines Menſchen, der geſezmäßig nichts beſizt, darin, keine Rechte zu haben.

Wir werden es nie verhindern, daß die Menſchen in Geſellſchaft ſich wie gewiſſe angehende

Nadelholzwälder puzen, wo das Aufkommen des Stärkeren dem Schwachen im Wege ſteht. Aber das wäre noch erträglich. Izt muß der Starke den gehegten Schmarozerpflanzen zum haltenden Stabe dienen, und das üppige Geſträuche erſtikt den kräftigen aufſchieſſenden Baum.

Die ganze lebendige Natur iſt eine Welt von feindlichen Kräften. Die Zerſtörung des einen iſt die Bedingung der Erhaltung des andern. Iſt nicht beinahe jeder Genuß ein Mord? Steigt von der Ameiſe zum Elephanten, und ihr werdet finden, daß das Leben des einen Geſchlechts an den Tod des andern angewieſen iſt. Auch der gerechteſte Menſch iſt oft wie die Natur gezwungen, den Einzelnen der Gattung, und einen Theil dem Ganzen aufzuopfern.

Das Schikſal gehet über das Weltall unbekümmert, ob es ein Menſchenleben, das einer Müke, oder eine Erde zertritt.

Dies weiche philanthropiſche, aber heuchelnde Zeitalter will nur unterſtüzen, aufrichten und tröſten. Nur für das klagende Unglük hat es Thrä-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nen, aber nicht für das ſtumme; es iſt das Mitgefühl der Schwäche für die Schwäche. Das Unglük iſt dem menſchlichen Leben, was der Schatten dem Gemälde iſt. Je tiefer der Schmerz ſeine Furchen in das menſchliche Herz zieht, deſto tiefere und feſtere Wurzeln ſchlagen die Blumen der Freude in demſelben. Ein plattes Leben ohne große Genüſſe gleicht dem platten Lande ohne Berge, und in beiden ſtehet das höchſte Gebirg nur bei dem tiefſten Thale.

Die menſchlichen Leidenſchaften haben die Glükſeligkeit in den Beſiz und Genuß von Gegenſtänden geſezt, die ihnen ſelbſt Fauſts dienſtbarer Mephiſtofeles nicht zuſammentragen könnte; die Thränen des einen fallen als erfriſchender Thau und befruchtender Gewitterregen auf die Freudenplantage des andern. Ein Glükwunſch an den Aufgerichteten iſt zugleich eine Kondolenzrede an den Gefallenen, auf deſſen Rüken jener emporſtieg. Den Menſchen tröſten, heißt demnach ſehr oft, ſeinen Thorheiten und Begierden ſchmeicheln.

Unſere Bildung und Glükſeligkeit kann am Ende doch nur unſer eignes Geſchöpf ſeyn. Darum gebt jedem nur, was ihm als Menſch gehört, und er wird ſich nach ſeinen Kräften in ſeine Welt raupenartig einſpinnen, oder wie ein Zugvogel das Ziel ſeiner Beſtimmung in verſchiedenen Klimaten ſuchen. Ueber ſeine Beſtimmung und Glückſeligkeit ſoll der Menſch nur ſein eignes, inneres, heiliges Orakel fragen, das allein unfehlbar iſt. Meine Wünſche, mein Glaube, meine Hoffnungen, Phantaſien und Träume ſind mein Werk. Blüthen und Früchte, die ich ſelber pflanzte und zog auf eigenem Boden, nur von mir allein und von keinem fremden Sinne gefühlt und genoſſen. Ich nur kann durchdrungen ſeyn von dem, was ich zu ſeyn vermag.

Die Moral, welche den Menſchen gern friedlich und unſchädlich neben den Menſchen pflanzen möchte, müſte, um das zu können, ihm auch ein Pflanzenleben geben.

Unſer Leben iſt eine ſpartaniſche Geſundheitsprobe, in welcher das Schwache und Kränkliche untergehen muß. Weil unſere Welt eine Welt von Kräften iſt, muß der Menſch in ihr widerſtehen, kämpfen und ſiegen, oder beſiegt werden. Darum fodere ich mehr Handlungen von ihm als Thränen.

Was wir gewöhnlich Glük nennen, iſt ein Bundesgenoſſe der Ueberlegenheit an Kräften, des Muthes und der Beharrlichkeit. Es giebt keine größere Gefahr für den Menſchen, als die Furcht vor derſelben: denn dieſe vermehrt eine wirkliche mit mehreren eingebildeten, und macht ihn unfähig, der einen und andern zu begegnen.

Wer den Tod fürchtet, kann des Lebens weder froh noch würdig werden. Er ſtiehlt jeden Augenblik, jeden flüchtigen Genuß dem ewigdrohenden und zuſchlagenden Tode unter ſeiner Mordaxt hinweg. Er ſtirbt ewig, aus Furcht einmal zu ſterben, und bewacht ſein todtes Leben wie der Geiz ſeine todten Schäze, um es ungebraucht zu verlieren. Die Furcht vor dem Tode iſt die Kette, an welcher uns der Despotismus und das Unglük durch ein Leben voll Schande und Elend ſchleift.

Der Jüngling, welcher nicht in gewiſſen Jahren das Ideal des beſten Staates und einer allgemeinen Glückſeligkeit mit der glühenden Liebe ſucht, mit welcher er früher das Ideal des beſten und vollkommenſten Weibes ſuchte, iſt für höhere Wünſche, höhere Genüſſe und eine höhere Beſtimmung verlohren.

Den 6. Mai.

Wir werden uns, wie es ſcheint, hier häuslich einwohnen. Alle Umſtände ſind uns günſtig. Die Friedenspräliminarien wurden ſchon unter dem 18. April bei Leoben unterzeichnet, und die Armee bleibt nun auf dem Gebiete ſtehen, das ſie gegenwärtig beſezt hält. Lindau ſah ich lange nicht ſo heiter, als er es ſeit einigen Tagen war. O, wenn er wüßte, wie jeder ſeelenvolle Blik, mit dem ſein Auge oft unwillkührlich auf der herrlichen Geſtalt des liebenswürdigen Mädchens ruhete, mein Herz mit Dolchſtichen durchbohrte! Der ſtolze Glückliche ahnt vielleicht nicht einmal, wie ſehr ſein Werth geſchäzt wird. Er iſt ihr nicht gleichgültig, das beweiſt die ununterbrochene Aufmerkſamkeit, mit der ſie ihn auszeichnet.

Dieſen Morgen verſammelten wir uns zum Frühſtüke in dem Garten, der die ganze Gegend weit umher überſieht. Hohe Linden nahmen uns in ihren wirthbarlichen Schatten auf. Die Ausſicht ins Thal hinab gegen den Rhein hin iſt ſchön, lieblich, romantiſch, wie ſie nur immer die Phantaſie eines Geßners aufs Papier zaubern kann. Das herrliche Land, über dem der Segen des Himmels in ſeiner ganzen Fülle ruhet, legte ſeine Schäze zu unſern Füßen nieder. Der Tempel des Niederwalds ſieht aus dem Schatten eines friſchen jungen Eichenwaldes mit Wohlgefallen in die weite, freundliche, lebendige, offene Gegend nach Oſten hin. In der Mitte des Rheingaues thront der Johannesberg, wie ein König unter ſeinen ſtolzen Vaſallen, und zwiſchen Bergen ruhet dort Marienthal, ſtill, einſam und ungekannt, wie eine gute That, die ſich ſelbſt belohnt, genügt und verbirgt. Die mannichfaltigen friedlichen Ortſchaften ſtehen an dem Ufer, und beſehen ſich in dem

Spiegel des hinabziehenden Stromes, und die ſchattigen Auen winken freundlich zu ſich hinüber.

Wir waren lange in dem Anblik des ſchönen Landes verlohren. Wenn nur auch die Bewohner dieſes Paradieſes, unterbrach Wilſon die Stille, ſo glüklich wären, als es die Schönheit und der Reichthum des Landes zu verbürgen ſcheinen! Aber es iſt hier wie allenthalben. Die Sterblichen haben ſich ungleich in den Genuß und die Arbeit getheilt. Alle dieſe Menſchen, welche das ganze unabſehbare Land wenigſtens zweimal im Jahre von Grund aus umwühlen, haben einen ſehr geringen Antheil an dem Boden, den ſie mit ihrem Schweiße düngen.

Aus der Geſchichte und der lebendigen täglichen Erfahrung, fiel Lindau ein, ſpringt mir nichts mit ſo wildem Hyänengrimme ans Herz, als die ewig wiederkommende Bemerkung, daß Tauſende hungern müſſen, damit einer ſchwelge; und was thatet ihr dann, ihr Elenden, was habt ihr verbrochen, daß euch das Leben beim Eintritte in dieſe Welt mit Eiſenarmen umfängt, um euch endlich wundgequetſcht auf die Bahre niederzulegen: daß ihr verdammt ſeyd, eure hungrigen, öden, darbenden Tage, ohne ein größeres Gefühl als das des Schmerzes, gedankenlos und ſtumpf von der nakten Wiege bis zum nakten Grabe hinzuſchleppen? Ja, ein unglüklicher Bettler in einem Staate entehrt die menſchliche Geſellſchaft.

Der Pabſt Alexander VI., erwiederte Wilſon, verſchenkte mit einem Federzuge die neue Welt, als wäre ſie menſchenleer. Dieſe Theilung der neuen Welt im Großen fiel auf: aber war dann die alte nicht früher eben ſo, nur in kleineren Portionen verſchenkt? Iſt Europa nicht in mäßige herrſchende Spanier und in hungernde arbeitende Indianer abgetheilt, und ſind jene nicht von göttlicher Abkunft, und dieſe dem verachtenden Geſchlechte der Thiere verwandt?

Gewiß! der Menſch hat es in der edlen Henkerkunſt, ſein Elend zu vervielfältigen, ſehr weit gebracht. Er iſt beinahe ſo glüklich, als er es zu ſeyn verdient. Damit zehen im Elende und vor Hunger ſterben können, nimmt es der eilfte groß müthig auf ſich, an Ueberladung und Unverdaulichkeit zu ſterben. Wie! und man ſagt doch, wir ſeyen alle Menſchen, auf dieſelbe Art gezeugt, empfangen und gebohren! und in der That an der Art, wie das neugebohrne Pflanzengeſchöpf nakt und hilflos zum erſtenmale die Schöpfung greinend begrüßt, ſollte es doch wohl dem größten Genealogen ſchwer werden, den Inka vom Sklaven, den Braminen vom Parias, und den Scepterträger von dem, der die Hake führt, zu unterſcheiden; und doch durch welche bodenloſe Kluft hat ſie Gewalt, Vorurtheil, Konvenienz, Staatsklugheit und was weis ich, geſchieden?

Doch nichts mehr davon! laſſen wir den Gott der Finſterniſſe und den des Lichts ſich um die Herrſchaft dieſer Welt ſtreiten! ſo wie es die Menſchen machen, muß ja doch der Satan endlich Recht behalten. O, die Natur, die herrliche, iſt eine beißende Satyre auf den Menſchen, oder der Menſch eine Satyre auf die Natur! Welche ſchneidende Diſſonanzen, die ſich in keinen gefälligen Akkord auflöſen! Dürftigkeit neben dem

Ueberfluſſe, ein genußloſes Schwelgen an der Seite des quälenden Hungers! die leidende Tugend der Spott des ſiegenden Verbrechens! Gerechte Vorſehung, leerer Ton! — —

Ich kann nicht Ihres Glaubens ſeyn, unterbrach Lindau ernſt den läſternden Wilſon. Sie ſezen, wenn ich Sie anders nicht mißverſtehe, das Glük des Menſchen in den reichen Beſiz und den ruhigen Genuß. Sie verkennen den edelſten Theil ſeiner geiſtigen Natur, durch den er an die Gottheit grenzt: das ſtolze Aufopfern ſeiner ſelbſt, den Lohn des frommen Willens, den Sieg der Tugend über das Verbrechen, auch wenn dieſes herrſcht. Wenn Sie nicht leugnen können, daß es Thränen giebt, in denen der Ausdruk der höchſten Wohlluſt liegt; daß der Sterbliche oft ſeliger entbehrt, als genießt, daß die Hofnung und Erinnerung nicht ſelten mehr beglüken, als der Genuß der Gegenwart, dann haben Sie das wunderbare Schikſal ſeines Daſeyns durch den angeführten Machtſpruch noch nicht gelöſt. Der Menſch kann und ſoll es nicht löſen, das iſt mein Glaube.

In dieſem Daſeyn, das nur ein augenblickliches Ringen mit der Vernichtung iſt, wo unſre Tugend nur im Kampfe gegen das Laſter, und die Wahrheit im Kampfe gegen die Lüge beſteht, ſind wir zum Kampfe und nicht zum Genuſſe des Friedens gebohren. O wahrhaftig, die Augenblicke, in denen der Menſch groß und göttlich iſt, fahren nur wie flammende Blize durch das dunkle Leben.

Ich will einen Augenblick zugeben, eine moraliſche Weltordnung ſeye ein Unding, und eine richtende ausgleichende Vorſehung eine Chimäre; die Tugend ſeye nur ein Traum des Gutmüthigen, mit dem ſich ſeine Einfalt ſelbſt bezahlt; Gerechtigkeit der Spott des Stärkeren, der ohnmächtige Göze der Schwäche, den ſie ſelbſt gern verleugnet, ſo bald ſie Stärke wird; iſt darum die innere Geſezgebung in meinem Buſen aufgehoben, die mir gut und gerecht zu ſeyn befiehlt, und das gelungene Verbrechen mit der Verachtung meiner ſelbſt beſtraft? Kann der Gang der Auſſenwelt, wenn ihn auch der Menſch zu erkennen und zu deuten wüßte, meine Welt verwüſten? In meiner Bruſt lebt das Gefühl von Recht, Freiheit und Tugend, und dieſen Idealen, finde ich ſie auch nirgends als in mir ſelbſt, bleibe ich getreu: ich muß es, will ich mich nicht mit mir ſelbſt entzweien. Hätten ſie den Muth, an Freiheit zu glauben und an Tugend, ſie würden ſie erringen. Aber feig verzweifeln ſie an ihrem und an fremdem Werth, und an ihrer Kraft, und rechtfertigen mit dem allgemeinen Verderben ihr eignes.

Das iſt auch mein Glaube, erhob ſich Eliſe, Wilſons Nichte: und ohne dieſen Glauben wäre die Welt eine Hölle: und dieß allein ſchon rechtfertigt ihn. Sie ſchien ſehr bewegt, ſuchte es zu verbergen, und verließ uns. Lindau's Blik folgte ihr, bis ſie ſich in die dunkeln Gänge der benachbarten Kaſtanienbäume verlohr.

Sie haben Recht, ſprach Wilſon nach einigem Nachdenken. An dieſem Gefühle nur kann der beßre Menſch ſich aufrichten. Es war verwegen, ein Herz wie das Ihrige mit der gemeinen Sophiſterei unſres Zeitalters zu verſuchen. Sie haben mich dafür beſtraft, und ich klage nicht.

Auch Ihnen, fuhr er fort, nachdem er ſich einige Augenblike beſonnen zu haben ſchien, auch Ihnen hat ja das Schikſal viel genommen, und doch gaben Sie Ihren Glauben an Tugend und eine beßre Ordnung der Dinge nicht auf. Riß ein rauhes Verhängniß Emilie aus Ihren liebenden Armen; es kann ja die große Schuld reich verzinſend an Sie zurükbezahlen.

Emilie! o Gott! was iſt das? rief Linden, und verbarg das Auge voll Thränen. — Schreklicher Menſch, fuhr er dann haſtig auf, wer biſt du?

Dir nicht ſchreklich, ſprach Wilſon ſanft. Dein Glaube ſtehe feſt! Ich ſpotte deiner nicht.

Kennſt du Emilie? fragte mein Freund, und reichte dem geheimnißvollen Menſchen die Hand.

Wie ich dich kenne und ſchon lange kannte, antwortete dieſer. Du wirſt ſie wiederſehen. Nimm dieß zum Pfande. — Bei dieſen Worten zog er einen Ring hervor, und gab ihn Linden.

Emiliens Ring! rief dieſer. Mein Ring! den die Noth mich zu verkaufen zwang, um meinen kranken Vater zu unterſtüzen. Oder wäre es Betrug? Wäre es Taſchenſpielerei? Sie kennen Emilie; Sie kennen mich; und vor wenigen Tagen ſahe ich Sie zum erſtenmal. Sprechen Sie, wenn Sie mich nicht bis zum Wahnſinne martern wollen.

Stärkere Menſchen als ich bin, ſprach Wilſon mit Bedeutung, haben ſich das Recht vorbehalten, die Ausleger Ihres Schikſals zu ſeyn. Die Zukunft wird enthüllen, was ich verbergen muß. Aber ich ſage in ihrem Namen: du wirſt glüklich ſeyn.

Lindau preßte den Ring an ſeinen Mund, und hielt ihn wie begeiſtert an ſeine Bruſt; riß ſich dann von uns los, und eilte aus dem Garten.

Ich war überraſcht. Betroffen wollte ich meinem Freunde nach. Laſſen Sie die edle Natur mit ſich kämpfen, und ſich beruhigen, ſagte der ſonderbare Menſch, und hielt mich zurük. Nach einer kurzen Pauſe, in welcher er die umliegende Gegend überſah; fuhr er mit einer unbegreiflichen Ruhe fort:

Was könnte der Menſch ſeyn, und was iſt er? Wir klagen unſer Zeitalter mit Recht der Apathie und des Egoismus an. Aber kann der Bürger etwas anders werden, als wozu ihn ſeine Erziehung und die Verhältniſſe bilden, in denen er lebt? Einzig um die armſeligen Mittel einer armſeligen Exiſtenz bekümmert, giebt es für ihn keinen höhern Wunſch, als Gemächlichkeit und Ueberfluß. Die kleinen Sorgen der Häuslichkeit erſtiken jedes höhere Gefühl für das, was edel, groß und erhaben iſt.

Der Menſch wird, zu was man ihn erziehet. Da, und einzig da liegt das große Geheimniß des Geſezgebers. Der Heldenmuth der handvoll Spartaner bei Thermopyla erfüllt unſre Seele mit Bewunderung. Was zog aber die tiefen Grenzen zwiſchen den Herren von Sparta und den Weichlingen von Sybaris? — Lykurgs Geſezgebung.

Man will den Menſchen nur bereichern, ihn durch Ueberfluß befriedigen. Aber liegt dann der Reichthum in der Größe des Beſizes, der keine Grenzen hat, oder nicht vielmehr in dem befriedigten Gemüthe? Hängt die Größe eines Genuſſes von dem Gegenſtande deſſelben allein ab, oder nicht auch von der Empfänglichkeit des Genieſſenden?

Freiheit iſt nur, wo Selbſtſtändigkeit iſt. Wenn der Menſch, um geſättiget, geachtet und angeſtellt zu werden, auf die Winke und Launen der Reichen und Mächtigen aufpaſſen muß, dann iſt er Sklave. Aus einem Staate, wo dieſe Erſcheinung noch gefunden wird, die Sklaverey durch Geſeze verbannen wollen, heiſt da das Hungerleiden verbieten, wo die Leute nichts zu eſſen haben.

Es gibt Tyrannen und Speichellecker, weil es Mächtige und Unmächtige, Reiche und Arme giebt. Wo nur die Kraft Gewalt, nur der Fleiß Gemächlichkeit ertheilt, da werdet ihr keine Despoten finden, weil ihnen keiner dienen und ſchmeicheln wird, da es nichts einträgt.

Es giebt Müſſiggänger, Schwelger und Hungernde, weil es unverdienten Ueberfluß und unverdiente Armuth giebt. Beſizt nur die Thätigkeit, erwirbt nur die Anſtrengung, dann hat der Menſch nichts als den Gebrauch ſeiner Kräfte nöthig, aber auch beſtimmt dieſer, um zu haben, was ihm gehört.

Es giebt Diebe; theils weil der Menſch, der nichts hat, und nichts verdienen kann, ſtehlen muß, wenn er leben will; theils weil bei uns Stehlen nicht ſelten mehr einträgt als Arbeiten. Laßt nur den Fleis beſizen, dann wird jeder zu verdienen ſuchen, was er izt erbettelt und erſtielt.

Es giebt Betrüger und Betrogene, weil es Gebildete und Ungebildete giebt. Macht es jedem möglich, ſeine geiſtigen Kräfte zu üben, dann wird ſich die Anzahl der Betrogenen vermindern. Bezahlt die Wahrheit und nicht die Lüge, oder bezahlt ſie wenigſtens eben ſo gut, dann wird ſich die Anzahl derjenigen, welche die Wahrheit ſagen, um ein beträchtliches vermehren. Am beſten iſt es, ihr bezahlt beide nicht, dann wird Jeder, ſehr wenige ausgenommen, ſagen, was er denkt.

Wollt ihr die unnatürlichen Begierden und Leidenſchaften aus der menſchlichen Bruſt tilgen, welche der unverdiente Ueberfluß und die Langweile erzeugen, dann knüpft den Beſiz an den Erwerb,

ſo.

und den Genuß an den Verdienſt. Wollt ihr den Uebermuth demüthigen, welcher den Reichthum begleitet, und die Muthloſigkeit des armen Bürgers in jenes ſtolze Selbſtgefühl umſchaffen, das nur in der Bruſt des Mannes lebt, welcher die Ueberzeugung hat, daß er ſein Vermögen und die öffentliche Achtung nur ſeinem Fleiße und ſeinem Betragen verdanken kann, dann knüpft die Möglichkeit einer jeden Art von Eigenthum an die Anſtrengung, die es verdienen muß. Wollt ihr den immer weiter um ſich freſſenden Krebs des ewigen Raffinirens nach Genuß, und der müßigen Spekulation, die mit leeren Ideen eine erſchlaffende Wolluſt treibt, wie die Empfindelei mit leeren Gefühlen, von der menſchlichen Geſellſchaft hinwegſchneiden: wollt ihr den Bürger geſund an Leib und Seele, kräftig und muthig erhalten, dann gebt ihm ſo viel Eigenthum, daß er ſeine Zeit theilen kann zwiſchen Arbeit und Ruhe, zwiſchen Empfinden, Fühlen und Denken, und zwiſchen der Kultur des Körpers und der des Geiſtes, und daß er ſo reich werden kann, wie jeder andre, wenn er nur eben ſo klug, ſparſam und fleißig iſt. Wollt ihr der Metaphyſik der Sitten, des Rechts und der Liebe, die durchaus formal geworden iſt, Stoff und Inhalt geben, dann ſezt die Menſchen nicht ſpekulirend, ſondern handelnd, nicht müßig, ſondern thätig neben einander. Wollt ihr, daß der Menſch des Lebens froh werde, dann laſſet ihn ſich deſſen freuen nach ſeiner Weiſe. Gebt jedem gleichen Boden und gleichen Sonnenſchein, und laßt ihn dann gedeihen nach ſeiner Kraft. Wollt ihr, daß jeder Bürger ſein Vaterland vertheidige, und daß die Verfaſſung, die ihr euch einzuführen bemüht, ewig daure, dann gebt jedem Bürger ein gleiches Intereſſe, ſie zu erhalten.

Die Gröſe der Gegenſtände, welche den Menſchen beſchäftigen, macht ihn ſelbſt gröſer. Füllet das Vorübergehende, Kleinliche, Beſchränkte alltäglicher Sorgen und alltäglicher Freuden ſeine Tage, dann erſchöpft ſich die ganze Kraft ſeines Geiſtes und Herzens in der erbärmlichen Anſtrengung, der vorübereilenden Freude einen lächelnden Sonnenblik abzubetteln, oder ſich gegen die Weſpen ſtiche des immer wiederkommenden Ungemachs zu wehren. Nur das Ewige, Grenzenloſe: Tugend, Liebe, Gott, Menſchheit, Natur und Freiheit giebt unſerm Leben jenen Flug des Adlers, der, mit feſtem Blike auf das Unendliche und Höchſte, ſich ſeiner Sonne nähert, ohne auf die Armſeligkeiten zu achten, mit denen ſich das gemeine Daſeyn plagt. Nicht der Inhalt unſerer Handlungen allein, ſondern vorzüglich der Zweck derſelben giebt ihnen ihren Werth; ſonſt wäre der Tod eines Sokrates und Kleomenes dem eines Philipp Egalité und Schwarzbek gleich.

Warum zählt ein Freiſtaat in einem Jahrhunderte mehr groſe Seelen, als alle Despotien in einem Jahrtauſende? Weil ein Freiſtaat der Energie unſrer Kräfte die Richtung zum Unendlichen, — Freiheit, Unſterblichkeit und Vaterland giebt; weil dieſe Verfaſſung die ſelbſtſchaffende Kraft des Menſchen ehrt, die der Despotismus zum dienenden Mittel niederdrükt; weil die Despotie dem Verdienſte keinen Preis läſt, als die wandelbare, zweideutige Gunſt eines Menſchen, an deſſen

Seite ſich alle eigne, innre Gröſe in Nichts verliert.

Es kann einem Zeitalter, das groſe Tugenden und groſe Talente fodert, nie an groſen Menſchen fehlen. Nur da finden wir ſie nicht, wo ſie das Jahrhundert leicht entbehrt. Unſer Leben ſucht ſich einen Preis. Theilt ihn die unbeſtechliche Geſchichte, oder die Stimme eines geretteten, beglükten Volkes aus, dann gedeihen Helden.

Die Natur nahm keinen beſondern Stoff und keine eigne Form, um Griechen und Römer zu bilden. Der Staat erzog ſie zu dem, was ſie waren. Bis izt konnte in unſeren neueren Staaten nur der Zufall einen groſen Mann an einen groſſen Poſten erheben. Entſprach er der Gröſe deſſelben, dann hatte er die Wahl des Zufalls gerechtfertigt. Wie aber, wenn nun eine prüfende, vorherſehende Wahl das unſichere Geſchäft des blinden Zufalls übernähme, dann könnte doch eine Nation gewiß ſeyn, an der Spize ihrer Angelegenheiten Männer zu ſehen, die ihrer würdig ſind. Wenn aber noch über dies eine kluge Staatsverwaltung alle Kräfte eines Volkes gleichmäſſig zu entwickeln weiß; wenn eine allgemeine verbreitete Glükſeligkeit, welche die Frucht gerechter Geſeze iſt, jedem Bürger ein gleiches Intereſſe an der Erhaltung des Staats giebt; wenn eine weiſe Konſtitution das Schikſal des Vaterlands nur den Händen ſeiner würdigſten Söhne anvertraut, und den Willen des öffentlichen Beamten durch ſeine Verantwortlichkeit zügelt, wo er das Böſe wollen kann, ohne ſeine Energie zu lähmen, wo ſie nach dem Beſſeren ſtrebt; wenn alle individuellen Anlagen die höchſtmögliche Ausbildung erhalten, und wie kräftige Aeſte auf dem Stamme des Staates ſich in einer Krone des geſellſchaftlichen Glükes gegen den Himmel richten; wenn die Geſezgebung und Gerechtigkeitspflege, wie eine Sonne am Firmament, mit gleicher mütterlicher Wärme über jedem Gliede des Staatskörpers ruhet, dann iſt dieſer im Inneren gegen verheerende Erſchütterungen geſichert, und ſteht befeſtigt auf der breiteſten Baſe, die einem Staatsgebäude untergelegt werden kann, nemlich auf dem vereinigten

Willen und der vereinigten Kraft aller Staatsgenoſſen.

Auf dieſen großen Gegenſtand, ſchloß Wilſon, kommen wir zur gelegenern Zeit wieder zurük. Laſſen Sie uns Freunde ſeyn, und uns durch wechſelſeitiges Vertrauen ehren! Mit dieſen Worten reichte er mir ſeine Hand. Ich gab ihm die meinige. Wir giengen die Länge des Gartens noch einigemale auf und nieder, und ſuchten dann Lindon auf.

Den 7. May.

Wenn dieſer Menſch denn doch am Ende nichts wäre als ein verſchmizter Böſewicht! Wenn er ſich die teufliſche Luſt machte, mit dem göttlichen Triebe nach Wahrheit zu ſpielen, und das geheimnißvolle Dunkel, in welches er ſich und ſeine Verhältniſſe hüllt, wären nur niedrige Taſchenſpielerkünſte, mit denen er der nach einer höheren Erkenntniß dürſtenden Seele ſtatt einem kühlenden, ſtärkenden Trunk, den Giftbecher unterzuſchieben ſuchte! Und doch welchen Zwek könnte er haben? Wie kann er hoffen, zwei Menſchen zu täuſchen, die von ſeiner Kunſt nichts hoffen? Warum ſollte er ſie täuſchen wollen, da er von ihnen nichts zu erwarten hat? Iſt er Betrüger, dann ſpielt er ein verlohrnes Spiel. Aber wie kann das Angeſicht dieſes Mannes lügen? Iſt er ſelber betrogen, dann kehrt er vielleicht an unſerer Hand auf den verlohrenen Pfad der Wahrheit zurük. Aber wie könnte dieſer nüchterne, hellſehende Menſch ein Betrogener ſeyn? Lindau ſchlieſet ſich immer feſter und feſter an ihn. Ich ſehe ſie öfters allein.

Den lezten Abend bei Tiſche leitete mein Freund das Geſpräch auf die Wirkungen, welche der wahrſcheinliche Ausgang unſerer Revolution auf das künftige Schikſal des menſchlichen Geſchlechtes haben könnte, und auf die beſte Staatsverfaſſung. Wilſon ſprach wenig. Erſt, da wir allein waren, da es gegen Mitternacht ſtiller und einſamer um uns wurde, fieng er an, einen warmen Antheil an unſerer Unterhaltung zu nehmen. Es kann mir manches von dem, was er ſagte, entfallen ſeyn, aber das weſentlichſte war folgendes:

Die Völker erhalten ihre Verfaſſung als ein angeerbtes Gut. Die Vorzüge und Mängel derſelben ſind das zufällige Geſchenk der Vergangenheit, die ihnen den ſchädlichen Mißbrauch und die zweckmäßige Anordnung mit gleicher Strenge aufdringt.

Die weiſeſte und beſte Geſezgebung, welche einem verdorbenen Volke gegeben wird, kann nichts thun, als dieſes Volk in einen Widerſpruch mit ſeiner Verfaſſung zu ſezen; beſſert dieſe das Volk nicht, ſo muß dieſes jene verſchlimmern.

Iſt das Verderben eines Volkes die Folge ſeiner Erziehung, des Beiſpiels und der Lehre, dann muß jede Reformation mit einer Reformation der Erziehung anfangen. Iſt es die Wirkung ſeiner Lage, in welche es das Verhältniß des Vermögens der Einzelnen im Volke gegen einander, ſeine Lebensart und ſein Gewerbfleiß ſezen, dann muß eine Umſchaffung dieſer Verhältniſſe jeder anderen vorausgehen.

Der geſellſchaftliche Zuſtand, in dem wir uns befinden, und unſere Staatsverfaſſung iſt ein Ungeheuer, dem jedes Jahrhundert ein neues unförmliches Glied anſezte, mit denen es in das unſrige aus den entfernteſten Zeiten herüberreicht. Verjährung wird zum Rechte, der Mißbrauch zur Sitte, die Gewohnheit zum Geſeze. Die Gewalt nahm, die Liſt betrog, die Stärke befahl, wer etwas vermogte, durfte es, und ſo riß jeder an ſich, was er greifen konnte. Der Beſiz rechtfertigt den Beſizer, der Sklave iſt in ſeiner Sklaverey, und der Despote in ſeiner Willkühr groß geworden. Beide ſind und bleiben was ſie ſind, weil ſie nicht erkennen, was ſie ſind und ſeyn ſollten. So ſchleppen wir die Ketten von vergangenen Jahrtauſenden, um ſie kommenden anzulegen. Das nächſte Jahrhundert iſt ein Abdruk des gegenwärtigen, und der künftige Menſch der Sklave der gegenwärtigen und geweſenen Sklaven: denn was iſt, gilt dem Menſchen für heiliges Geſez. Alles Bekannte iſt ſein Freund und das Fremde ſein Gegner. Die Gewohnheit macht ihn zum

Thiere, zum Halbgotte, zum Wütrich, zum Despoten oder Sklaven.

Die Aufklärung, welche unſere Kette nicht löſen kann und mag, vergoldet ſie. Die Gelehrſamkeit verträgt ſich ſehr gut mit der Tyrannei. Nur die von den Tyrannen beleidigten Gelehrten rächen ſich in dem menſchlichen Geſchlechte an ihrer Willkühr, gegen die ſie es in Schuz nehmen. Das Verdienſt buhlt um Auszeichnung, Talente wuchern um Lohn, und die Tugend ſelbſt, auf die Reinheit ihres Rufes eiferſüchtig, gefällt ſich im Dienſte der verdorbenen Gegenwart; und da der Reiche nur bezahlen, der Mächtige nur unterſtüzzen, und die öffentliche Meinung nur verewigen kann, ſo wird auch der kräftigere Menſch lieber ihr Bundesgenoſſe als ihr Gegner, und verſchwört ſich mit den Verſchwornen. Die Feigheit will nichts wagen, der Vermögende nichts aufopfern. Jeder entſchuldigt ſeine Unthätigkeit mit ſeiner perſönlichen Unbedeutenheit. Was vermag ich allein? ſagt er. Ja, wenn Alle dächten wie ich! Aber es war nie beſſer und wird nie beſſer: der

Menſch iſt unvollkommen und verdorben aus den Händen der ſchaffenden Natur hervorgegangen; er iſt unverbeſſerlich; man muß leben und leben laſſen. Die Weisheit des Jahrhunderts, welche mit der Tugend deſſelben im Bunde ſtehet, beweiſet endlich, daß es ewig ſo war, wie es iſt; daß die Griechen und Römer noch tief unter uns ſind, weil ſie nicht ſo gelehrt, ſo fleißig und ſo ruhig waren. Ein feiges Leben ſchüzt ſich dann mit einer gelehrten Schuzrede auf die Feigheit, die der ſchwache Kopf für das ſchwache Herz erfindet. Ehrloſe ſprechen ſo über Ehre, Uſurpatoren über Recht, und Laſterhafte über Tugend. Wir verſuchen umſonſt, an uns ſelbſt und an eine beſſere Nachwelt zu appelliren; der Menſch ziehet den Genuß der Hoffnung vor, und die Gegenwart der Zukunft.

Eine verbeſſerte Staatsverfaſſung iſt eine Verbeſſerung, aber eine unbedeutende. Jede Regierung ſtehet mit ihren Wurzeln in dem Volke, und nach dieſem bildet ſie ſich, wie die Pflanze nach ihrem Klima. Die Männer, welche ſich bei der gegenwärtigen Lage des menſchlichen Geſchlechts darauf einſchränken, beſſere Konſtitutionen zu erfinden und einzuführen, übernehmen das Geſchäft der Danaiden: ſie füllen ein durchlöchertes Faß, aber wie dieſe, nur auf Augenblike.

Der Menſch iſt älter als der Staat, und dieſer wird erſt durch ein Bedürfniß des erſten. Die Frage: Was ſoll der Menſch ſeyn? muß früher entſchieden werden als die, was ſoll der Staat ſeyn? weil der Staat dem Menſchen die Erfüllung ſeiner Beſtimmung erleichtern muß. Dieſe iſt Zwek, jener Mittel.

Der Menſch iſt unbeſchränkter Herr ſeiner Beſtimmung. Die Bildung und Anwendung ſeiner Kräfte und ſein Wohlſeyn iſt ſeiner Freiheit überlaſſen, nur darf er nie die Rechte eines andern verlezen.

Alle Menſchen werden gleich gebohren, das heißt: auf die Vortheile, welche das geſellige und bürgerliche Leben gewähren, haben ſie keinen, oder alle einen gleichen Anſpruch, und der Unterſchied, welchen daſſelbe zwiſchen ihnen hervorbringt, kann für ſie bei ihrer Geburt nicht gelten, weil die Wirfang ihrer Urſache nicht vorausgehet. Es hängt von der Gröſe und der Art der Anwendung ihrer Kräfte ab, was ſie einſtens ſeyn und haben werden. Die Behauptung, die Gleichheit der Menſchen beſtehe einzig in der Allgemeinheit der Geſeze, denen ſie ohne Unterſchied unterworfen ſind, fügt zur Ungerechtigkeit auch noch Spott: denn wenn in einem Staate die Menſchen durch den Zufall der Geburt in dienendes, arbeitendes Frohnvieh, und in befehlende, müſige Magnaten abgetheilt ſind, dann iſt das Geſez, welches ſagt: du ſollſt das Eigenthum des Andern achten, für den, der nichts beſizt, ein Befehl zu arbeiten und zu hungern, und für den, der alles hat, eine Erlaubniß zu ſchwelgen und hungern zu laſſen. In dem Staate, wo es ſich bei einem neugebornen Menſchen vorausſagen läßt: dieſer wird des Lebens froh werden in ununterbrochenen Genüſſen; jener aber wird unter der Laſt ewiger Anſtrengungen kaum die Mittel gewinnen, um leben zu können; da iſt der Menſch nicht mehr Herr ſeiner Beſtimmung; da iſt das Geſez eine Sanktion der Ungerechtigkeit und der Mißbräuche; da giebt es nur Geſeze zu Gunſten Weniger gegen Viele.

Im Grunde gab es nie ein anderes Recht als das der Stärke, und die Geſeze waren von jeher ſo beſcheiden gegen die Gewalt, daß ſie nur das Unvermögen des verbrecheriſchen Willens ſtraften.

Das menſchliche Geſchlecht beſtand immer aus Heloten und einigen begünſtigten Spartanern, denen jene dienten.

Die Moral hat Unrecht, wenn ſie ſagt, der Menſch könne, was er will. Aber die Geſchichte hätte Recht, wenn ſie den Muth beſäße, zu ſagen, daß er immer durfte, was er konnte.

Die Gewalt iſt ſo unverſchämt, daß ſie einen doppelten Sprachgebrauch und eine doppelte Geſezgebung für dieſelben Handlungen einführte. Das kaltblütige Morden von Tauſenden iſt kein Todſchlag. Das Verheeren und Ausplündern ganzer Reiche iſt kein Raub, und das Hinwegnehmen eines Landes kein Diebſtahl. Unſre kleine beſchränkte Wirkſamkeit hat ſie mit Geſezen umzäunt, und wacht über jede kleine Sünde als über einen Eingrif in ihre Regalien. **Katharina** die Große — wir laſſen ihr den Beinamen, weil ihn doch kein einziger wahrhaft großer Menſch hat — welche ihre erhabenen Vetter und Brüder, die das Unglük hatten, ihre Nachbarn zu ſeyn, lebendig ausplünderte, nachdem ſie einen näheren Verwandten todt ausgezogen hatte, nannte die um ihre Freiheit kämpfenden Nordamerikaner die Pugatſchefs der neuen Welt. So iſt ſelbſt der Begrif von Tugend und Verbrechen, von Ehre und Schande zum Spielwerk der Gewaltigen geworden; und ſie ſtrafen im Kleinen mit Rad und Galgen, was ſich im Großen mit Szepter, Krone und Orden lohnt; und der feige, armſelige Menſch nennt das Hinwegnehmen eines Biſſen Brodes, zu dem ihn der Hunger zwingt, einen Diebſtahl, und das muthwillige Zerſtören eines Landes eine Eroberung; ſeine eigne nicht geehlichte Geliebte eine Hure, und die Huren der Magnaten — Mätreſſen. Wo iſt gegen dieſe gänzliche Umkehrung des Rechts, der Wahrheit und Ordnung, an welche das Elend, die Schande und das Verderben unſeres Geſchlechtes befeſtigt iſt, ein Heilmittel? Nur in der gänzlichen Umkehrung unſrer gegenwärtigen Lage und Verhältniſſe.

Einige durch die Weltgeſchichte beräucherte Helden haben wohl Länder befreit, weil dies Unternehmen nur eine Superiorität von Kräften fodert, um andre zu unterdrüken; aber den Menſchen zu befreien, fiel noch keinem ein. Sie glaubten ſchon Wunder gewirkt zu haben, wenn ſie die ſtokende Staatsmaſchine durch das Ausbeſſern eines alten knarrenden Rades — in der Einführung einer neuen Dynaſtie, oder in der Veränderung der hervorgebrachten Regierungsform — wieder in Gang brachten. Aber im Grunde hatten ſie nichts gethan, als das veraltete, abſterbende Uebel als verjüngtes Geſpenſt wieder ins Leben geführt.

Alle bis izt bekannte Regierungsformen haben das Mangelhafte, daß ſie das Intereſſe Weniger — des Regenten — dem Intereſſe der Mehrheit entgegenſezen, und dieſes jenem aufopfern; daß in ihnen das Uebel, welches nothwendig mit ihnen verbunden iſt, durch eine fortgeſezte immer kühner gemachte Uſurpation ſteigt, weil die vollendete Laufbahn des Vorgängers nur die geöfnete des Nachfolgers iſt; und daß endlich ſelbſt das Gute, welches eine jede Verfaſſung bei ihrem Urſprunge haben mochte, bei veränderten Bedürfniſſen und Umſtänden zum Mißbrauche oder zur todten ſeelenloſen Förmlichkeit wird.

Es ſcheint, das menſchliche Geſchlecht muß durch die Nothwendigkeit, regiert zu werden, in die Büchſe der Pandora greifen, und hat die Wahl zwiſchen Peſt, Hungersnoth und Krieg; oder dieſe Geſchenke fallen ihm alle zugleich heim.

Ihre Ideen überraſchen mich, ſagte Lindau, und es iſt keine Anmaſung, wenn ich ſie verſichre, daß dieſelben ſchon lang, aber unentwikelt und ohne Verbindung in meiner Seele lagen. Beinahe ſollte ich ihnen aber wenig Dank dafür wiſſen, daß ſie ſich die Mühe gaben, mich zu unterrichten; denn ſie haben mich mit einer Krankheit des menſchlichen Geſchlechtes bekannter gemacht, um mich zu überzeugen, daß es gegen dieſelbe kein Heilmittel giebt. Wir wollen nicht verzweifeln, antwortete Wilſon, ehe wir alle Mittel geprüft haben. Weisheit, Muth und Geduld vermögen oft mehr, als die Natur.

Einige Philoſophen haben uns freilich geſagt, wie der beſte Staat beſchaffen ſeyn müſſe; aber wenn wir auch zugeben, daß ihr Ideal das wahre iſt, nach dem wir ſtreben ſollen, ſo haben ſie doch nur das kleinere Verdienſt, uns eine ferne Welt gezeigt zu haben, von welcher uns ein unverſuchtes Meer trennt; das größre bleibt den muthigen, kräftigen, edlen Menſchen, welche uns in jenes Heſperien führen.

Eine Geſezgebung, eine Regierung, ſeye ſie auch aufgeklärt und wolle das Gute, wird den Zuſtand, in welchem wir uns befinden, um weniges verbeſſern: ſie kann es nicht; wenigſtens kann ſie jene Veränderungen nicht bewirken, welche unſere Foderungen befriedigen, weil ſie ihr eignes Daſeyn durch eine Revolution aufs Spiel ſezte, welche die ganze Form der gegenwärtigen Welt von Grund aus zerſtört. Der Uebermuth und der Eigennuz der Begünſtigten im Staate, zu denen die höchſten Staatsbeamten gewöhnlich ſelber gehören, bildet die erſte feindliche Reihe des zahlloſen Heeres, welches ſich dieſem Unternehmen widerſezt. Der Aberglaube, die Vorurtheile, die Muthloſigkeit und Indolenz des unterdrükten, ausgeplünderten Volkes bildet die zweite und furchtbarere.

Er ſchwieg einige Augenblike, als wäre ſeine Seele ſehr beſchäftigt, dann ſprach er mit erhöheter Stimme: Aber, wenn es möglich wäre, die ſeltenen groſen Menſchen, an denen jedes Zeitalter, das ſie zu brauchen weiß, fruchtbar iſt, zu *einem* Zweke zu vereinigen; wenn dieſe wenigen geprüften, kräftigen Seelen um ſich einen Zirkel bildeten, welcher eine gröſſere Anzahl von guten und thätigen umſchließet, die wieder in ihrem Umkreiſe diejenigen an ſich ziehen, welche dem allgemeinen Zweke dienen können; wenn ſo der Gebildete den weniger Gebildeten belehrt, der Starke den minder Starken aufrichtet; wenn *ein* Ziel ſie vereinigt, und *ein* Willen leitet; wenn in den Mitteln keine Zwekloſigkeit, in der Ausführung kein Widerſpruch iſt; wenn ſogar *die* Klaſſe von

Sterblichen, welche nur als Hebel und blinde Kraft gebraucht werden kann, unwiſſend denſelben Plan unterſtüzen muß! — Ja hier iſt das einzige Rettungsmittel, oder die Krankheit iſt unheilbar.

Alle unſre Staatsverfaſſungen übergeben die Regierung ſelten, oder nie dem Würdigſten. Den Regenten verſtehen ſie nicht durch eine höhere Gewalt zu zügeln, weil ſie auch wirklich für ſie nicht vorhanden ſeyn kann; und doch wird Gewalt nur durch Gewalt beſchränkt. Jedes Individuum, welches ſich an die Spize der Geſchäfte drängt, hat ſeinen eignen Zwek und ſeine eigne Mittel, die dem Zwecke und den Mitteln ſeines Vorgängers und Nachfolgers widerſprechen, und wo und wann es das Größere und Beſſere will, findet es die Menſchen nicht, die mit ſeinen Abſichten vertraut ſind, und deren Geiſt verwandt iſt mit ſeinem Geiſte. Auf dieſe Art iſt das Gute, welches an dieſer Stelle ſo ſelten erkannt und gewollt wird, unerreichbar oder vorübergehend, und die beſten Wünſche werden nicht erfüllt.

Eine Regierung aber, welche dem zu Theil wird, den die Würdigſten eines Volkes und mehrerer Völker für den Würdigſten unter ſich erkennen; der in ſeiner großen Laufbahn von einer unſichtbaren, allgegenwärtigen Gewalt beobachtet wird, welche er nicht beſtechen kann, und welche keinen Vortheil hat, ſich ſeines perſönlichen Vortheils zu freuen; den Menſchen umringen, welche dieſelbe Schule erzog, die ſeine Zweke und ſeine Mittel kennen; eine ſolche Regierung, bei welcher die Perſon, welche in ihr wirkt, phyſiſch ſterben kann, aber moraliſch unſterblich iſt; wo ein unvergänglicher Geiſt das Unermeßliche beſeelt, welches ein Menſch nicht auszufüllen vermag — eine ſolche Regierung iſt die vollkommenſte, denn ſie giebt, was wir an ſie zu fodern berechtigt ſind; ſie iſt und erhält ſich in ihrer urſprünglichen Reinheit, wie die unſichtbare Geſellſchaft, auf welche ſie gegründet iſt.

Alle bis jezt verſuchte Regierungsformen haben ihrem Endzweke nicht entſprochen. Keine einzige war in ſich ſo vollkommen, daß das Gute, welches ſie wirkte, eine nothwendige Folge der Natur ihrer Einrichtung, ſondern der zufällige Gefährte der Kraft und des Willens der Regenten war. Wir zählen verhältnißmäßig ſo viel ſchlechte Monarchien und Demokratien, als Deſpotien und Ariſtokratien, und eine ſchlechte Volksregierung iſt die eines ſchlechten Sultans werth. Wenn auch eine Staatsverfaſſung in irgend einem Zeitpunkte vorzüglich ſchien, ſo war ſie es nicht allein deswegen, weil ſie gute Menſchen bildete, ſondern auch weil gute Menſchen ſie erträglich machten. Ueberhaupt iſt der lebendige, wirkende Menſch alles, und die todte Form wenig.

Die Staatsmänner unſerer Zeit glauben eine vollkommne Verfaſſung durch ein Gleich- und Gegengewicht der höchſten Gewalten zu bilden. Aber was giebt einer Gewalt Gewicht und Inhalt? Der Menſch, welcher ſie bekleidet: und ſo ſtöret die Verſchiedenheit der Talente, des Muthes der Gewalthaber das mühſelig erkünſtelte Gleichgewicht.

Ein Gleichgewichtsſyſtem in einem Staate iſt ein Unding, wie das zwiſchen mehreren Staaten. Der Geiſt eines Guſtav Adolphs, eines Peters des

Großen und eines Friedrichs II. vernichtet daſſelbe. Statt eines Gleichgewichtes organiſiren ſie einen ewigen Krieg; denn ſie wollen Einheit durch Entgegenſetzung, und Harmonie durch Widerſpruch.

Das Leben und Gedeihen ihrer Verfaſſung beſtehet in ihrer fortgeſetzten Identität; denn eine Veränderung der Verfaſſung wäre eine Löſung derſelben, und würde oft von Erſchütterungen begleitet ſeyn. Aber was iſt eine ewige Staatsverfaſſung für den Staat, der ſeine Bedürfniſſe, Sitten, Reichthümer, Aufklärung, kurz ſeine inneren und äuſſeren Verhältniſſe ewig verändert? Was endlich jede Verfaſſung wird, die das Bedürfniß, welches ſie bildete, überlebt — eine zweckloſe Anſtalt, die ſpäter zweckwidrig wird. Der Geiſt der Zeit rückt ewig weiter. Die Form der Staatsverwaltung ſchleppt ſich veraltet ohne Sinn und Bedeutung dem veränderten Jahrhunderte nach, und hängt ſich ſeinen Fortſchritten als beſchwerendes, verzögerndes Gewicht an, um ſie aufzuhalten. Sie, die bei ihrem Urſprunge ein Glied am organiſchen

Körper des Staates war, wächſt zum entſtellenden und entkräftenden Höker aus.

Es giebt nur ein Mittel allen dieſen Gebrechen zu begegnen: Es iſt eine Verbrüderung der weiſeſten und muthigſten Menſchen jeder Generation, welche den großen Zweck erfüllt, ihre Brüder über ihre Pflichten und Rechte aufzuklären, ihnen dieſe nach und nach wiederzugeben, und den Beſiz derſelben zu ſichern; welche durch ihre unſichtbare Gewalt die Entſchlüſſe und Handlungen der Regierungen leitet. Mehr kann kein Volk wollen, als den Beſten und Würdigſten an ſeiner Spize zu ſehen. Mehr kann die ſtrengſte Nachwelt nicht fodern, als die Summe von Aufklärung und Wohlſeyn zu erhalten, deren das menſchliche Geſchlecht fähig iſt.

Wahrſcheinlich wäre auch etwas beſſeres aus der Politik und Staatswirthſchaft geworden, wenn die Menſchen, welche ſich damit beſchäftigten, nicht die ſchwere Aufgabe zu löſen gehabt hätten, die Foderungen ihrer geſunden Vernunft mit der Wirklichkeit der Erfahrung, und ihre Ueberzeugung mit ihrem Vortheile unter einen Hut zu bringen.

Doch was ich ihnen hier gebe, iſt nur Ton und Wort ohne lebendiges Anſchauen, ſchloß Wilſon. Es hängt von ihnen ab, mit dem heiligen Bunde groſer Menſchen vertraut zu werden, welche das Urtheil einer verdorbenen Gegenwart verachten, und auf ein genußreiches Leben reſigniren, um eine beſſere Zukunft zu beglüken; welche den Muth haben, Verbrecher zu ſcheinen, wenn ſie unglüklich ſind, um dem Menſchen ſeine verlohrnen Rechte und ſeine verlohrne Tugend wieder zu geben. Sie können in dieſe ihnen neue Welt treten, wo ſie die Kräfte allen Staaten beſtimmt und gewogen finden; wo die Begebenheiten des Jahrhunderts von Augenzeugen und Mithandelnden aufgezeichnet werden; wo die beſten und aufgeklärteſten Menſchen der meiſten Nationen des Erdkreiſes ſich zu einem Zweke über Meere und Welttheile die Hände reichen. Nur verſprechen ſie mir — ſagte er zu Lindau — verſprechen ſie mir bei dem Andenken des Todes ihres Vaters, daß alles, was ſie ſehen und hören, in ihrer Bruſt wie im Grabe ruhet, und verbürgen ſie ihre Ehre für die Verſchwiegenheit ihres Freundes. Lindau reichte ihm die Hand.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, und wir giengen endlich zu Bette. Ich hörte meinen Freund noch nach Mitternacht in ſeinem Zimmer auf und niedergehen, von welchem mich nur eine Thüre ſchied. Es war mir unmöglich, zu ſchlafen. Ich gieng zu ihm.

Was beunruhigt dich noch ſo ſpät? fragte Lindau. Wahrſcheinlich, antwortete ich, was auch dich nicht ſchlafen läßt. Ich werde nie aufhören, aufrichtig gegen dich zu ſeyn, auch wenn ich fürchten müßte, dir zu mißfallen. Wir ſind hier nicht in den beſten Händen. Dieſer fürchterliche Menſch verfolgt einen Plan, der die Welt einer zerſtörenden Revolution übergiebt, um den mißlichen Verſuch zu wagen, ihr eine andere vollkommnere Geſtalt zu geben. Wird aber die Gewalt weniger herrſchſüchtig, die Begierde weniger ungeſtümm ſeyn; werden die Leidenſchaften ihre Gewaltthätigkeit verlieren, wenn der Beſiz der Macht und des Vermögens die Beſizer wechſelt? Alle zahlreichen Geſchlechter der Thiere würden nicht hinreichen, eine Heerde von Löwen zu nähren. Die Natur ſezte ihrer Ausbreitung Schranken, um die Schwächeren zu erhalten. Wohl uns! daß Menſchen, wie Wilſon, noch ſeltener ſind, als jene furchtbaren Raubthiere, die Tauſende würgen, um ſeyn zu können.

Der Erfolg des vorgelegten Plans iſt ungewiß, und wenn er auch nicht wäre, wer möchte um den Zweck die Mittel wagen, welche er nothwendig macht? Ach! verwechſeln wir doch unſer ewig unbefriedigtes Streben nach höheren Genüſſen und nach einem gröſſeren Wirkungskreiſe nicht mit dem ſtillen beſcheidenen Wunſche des Bürgers, der Ruhe will und fröhlichen ungeſtörten Genuß! Um was iſt es denn endlich zu thun? Die Gewalt ſoll gezügelt werden, daß ſie nur ſchüzt und nicht verheeret; der Einfluß und der Uebermuth des Reichthums ſoll beſchränkt werden, daß ſein Ueberfluß den Armen beſchäftigt und lohnt, aber nicht zerdrüke. Zu dieſem Ziele weiß ich einen nähern und gewiſſeren Weg. Ihn hat Plato ſchon vorgeſchlagen, nemlich Philoſophen auf die Throne zu ſezen. Du lächelſt! O verzweifle nicht, Lindau, an der Möglichkeit dieſer Erſcheinung, welche der gegenwärtige Zuſtand der Völker, ihre Kultur und ihr Gewerbsfleiß nothwendig machen. Der Reichthum der Nationen iſt der ihrer Beherrſcher. Dieſe müſſen das Genie unterſtüzen und das Verdienſt belohnen, weil ihr Ehrgeiz und ihre Herrſchſucht gezwungen iſt, zu gröſſeren Talenten ihre Zuflucht zu nehmen, um die Ueberlegenheit an Kräften zu gewinnen, welche ihrem Stolze ſchmeichelt. Wer machte die Despoten furchtbar? Die blinde Unterwürfigkeit ihrer Sklaven. Die Mächtigen glaubten mehr als Menſchen zu ſeyn, weil ſie die feige Schmeichelei der Schwächeren zu Göttern log. Der Bürger fängt an zu fühlen, daß er Rechte, und ſeine Regierung Pflichten hat. Dies Gefühl nahet ſich dem Throne. Er muß es achten, oder fallen. Wenn auch Weiſe nicht immer den Thron beſezen, ſo werden ſie neben ihm ſtehen, und dem todten, ſtummen Orakel der höchſten Gewalt Leben und Sprache geben. Die Verhältniſſe, welche die Natur durch Jahrtauſende im Stillen vorbereitete, machen es dem Monarchen zum Geſez, weiſe, gerecht und menſchlich zu ſeyn. Dies Geſez ſpricht nicht zu ſeinem Herzen, ſondern, auf was wir rechnen können, zu ſeiner Eigenliebe, zu ſeinem Stolze. Und wenn der Uebermuth und die Blindheit der Könige den gebahnten Weg des Verderbens zu verlaſſen ſich weigert, dann mag der Aufſtand der Völker, welcher die Hölle mit ihren Verbrechen, Verheerungen und Schreken öfnet, ſie zu ſpät belehren.

Zu viel hoffen, antwortete Lindau, iſt eine ſo große Schwäche, als zu viel fürchten. Gewalt nur bändigt Gewalt. Ueberſehe die Völkergeſchichte. Sechs Jahrtauſende zähmen an dieſem Tyger; aber ſeine augenblikliche Ruhe war nur eine Folge ſeiner Sättigung oder ſeiner Ermüdung. Wenn es auch nie anders geweſen wäre, als es jezt iſt, ſo iſt es doch nicht, wie es ſeyn ſollte. Die Krankheit, an welcher der organiſche Körper des geſellſchaftlichen und politiſchen Lebens leidet, iſt keine örtliche. Ihr Gift hat ſich zerſtörend in alle ſeine Theile geworfen. Ich weiß, daß alle jene Menſchen, deren Sache ich in Schuz nehme, und nicht die meinige, mich mit Hohnlachen über das Rad flechten ſehen würden; ich weiß es. Aber ihre Erniedrigung und ihr Elend ſind die Quelle ihrer Feigheit und ihrer Stupidität. Ich troze dem Urtheile der Gegenwart. Ich troze der Gewalt. Ich will ſie reizen, bis ſie mich in ihrer Wuth zermalmt. Ich bin ſtolz, der arme, verachtete, verfolgte und geächtete Feind der Willkühr zu ſeyn, um nicht ihr reicher begünſtigter Mitverſchworner zu ſcheinen.

Wir giengen in dem Zimmer noch einigemal ſtumm auf und nieder. Ich fühlte, daß ein feindlicher Dämon den gemeinſchaftlichen Pfad unſers Lebens ungeſellig auseinander warf. Linden, ſagte ich, und faßte ſeine Hand, auch ich beſchwöre dich bei dem Andenken deines verſtorbenen Vaters, bleibe deinem Herzen getreu. Ich bin dein älteſter Freund. Die ganze Erde iſt nicht reich genug, um den Verluſt der erſten Liebe und des erſten

Freundes zu erſetzen. Das werde ich, rief er, bei Gott! das werde ich. Du biſt ja gut. Wir können uns nicht mißverſtehen. Wir umarmten uns, und ich verließ ihn.

Den 10. Mai.

Die Friedenspräliminarien ſind wirklich unterzeichnet, und wir hauſen ſchon ſeit dem frühen Morgen in der Ellmach, um das Feſt einer nahen allgemeinen Verſöhnung auf dem Lande zu feiern. Die Freude reicht ihren Nektarpokal im lärmenden Kreiſe umher, und er gehet berauſchend von Mund zu Mund.

Wilſon, Lindau, ein Arzt nebſt zwei Freunden aus der Nachbarſchaft und ich ſammelten uns mit Sonnenaufgang in eine fröhliche, laute Karavane, und zogen über ſchroffe Gebirge, rauſchende Bäche, an alten verfallenen Burgen vorüber, durch dichte, öde Wälder in das herrliche ſtille Thal der Ellmach.

Hier iſt nichts lebendig als die einförmig pokende Grube des Schieferbrechers, ſeine morſche Hütte, einige Vögel und der Bach, welcher ſich ſchäumend von Felſen auf Felſen ſtürzt. Die Gebirge haben ſich zum Feſte mit Wäldern bekränzt, und ſehen brauſend ins lebendige, fröhliche Thal herein, das ſich unter dichten Büſchen verſteckt. Zwei Berge ſtehen mit ihren Gipfeln in den Wolken, und deken uns mit ihrem Schilde von Bäumen gegen die Sonne. An die einſame Hütte ſchließt ſich ein freundliches Gärtchen, und trinkt Befruchtung aus dem bezähmten Bache, der ſich um einige ſummende Bienenkörbe, jungen Salat und wenige Blumen ſchlängelt.

Der lärmende Schwarm unerwarteter Gäſte lokte den ſtillen Alten aus ſeiner pikenden Grube, und ein Weib, das mit dem Jahrhunderte gebohren ward, begrüßte freundlich nikend und betend den wilden Beſuch, und beachtete gefällig jeden fragenden Blik und jede Rede, weil das Alter ihr das geiſtige Gehör genommen.

Wo das Thal am untern Theile des halbverfallenen Häuschens breiter wird, und ein grüner

Raſen unter dem ſchwindelnden Abhange des Berges ſich in den ewigen Schatten hoher Buchen, und hinter dichtes Geſträuche verſtekt, ſchlugen wir unſer Lager auf. Die mürben Geräthe verließen ihre alten bekannten Pläze, von denen ſie vielleicht mehrere Menſchenalter nicht verrükt hatten, und wanderten hinaus ins Freie. Ein Tiſch, zwei unſichre Stühle und eine feſte Bank wurden auf unſren Lagerplaz getragen. Alles, was lebte, glühete von regem Leben. Wir luden unſre nachgetragene Körbe aus. Eine Parthie beſezte die Küche, machte Feuer, und ſuchte das ſeltene, aber reinliche Geſchirre, um ein Mittagsmahl zu bereiten. Hier trug einer dürres Holz zuſammen. Da verbarg ein andrer den gefeſſelten Rüdesheimer unter kühles Gebüſch in den Bach, und dort in der Mitte des Berges ruhete Lindau auf einem Felſenſtüke und ſah ins ferne Thal, das die ungeſtümme Wiſper *) durcheilt. In der weiten Stille der menſchenleeren Gegend athmete die Bruſt freier. Die Natur, welche ernſt und groß um uns ruhete,

---

*) Ein reißender Waldbach.

nahm dem müden Geiſte die Feſſeln ab, in welche ihn das verkünſtelte geſellige Leben mit ſeinen zahlloſen, konventionellen Förmlichkeiten ſchlägt. Jeder übergab ſich dem hohen aufgeſchwollnen Strome ſeiner eignen freien Natur, und ließ ſich von den Wogen der Impulſe ſeiner Kräfte und Neigungen dahinführen, und die Seele gewann einen kühneren Schwung, als hätte ſie in der weiten leeren Gegend mehr Raum für ihre Wirkſamkeit erhalten.

Das Mahl wurde unter einem lauten Jubel aufgetragen. Als Herold wanderte einer durch das Thal, und rief die Zerſtreuten zuſammen, und der Ruf gieng in einem dreifachen Nachhalle von Berg zu Berg.

Unter muntren Geſprächen füllten ſich die Gläſer. Die gährende, brauſende Freude lud ſich wie elektriſche Funken aus dem Fröhlicheren in den minder Fröhlichen über, bis ihr Strudel uns unwiderſtehlich ergrif und fortriß, und der vollſtimmige, verbrüdernde Geſang an die Stelle des vereinzelnden Geſprächs trat. Da die wilde, überkräftige Natur ſich durch die Anſtrengung des Geſanges etwas erſchöpft hatte, und es ſtiller wurde, ſagte Wilſon: Hier iſt noch ein lang aufgeſpartes köſtliches Oel, rein und unverfälſcht wie die altdeutſche Treue. Er goß den glühenden Trank in die Gläſer umher, faßte das ſeinige, entblößte das Haupt und rief: „Leonidas und die Gefallenen bei Thermopylä! Möchte jedem Edlen Freiheit im Leben und ein ehrenvoller Tod für das beglükte Vaterland werden! Wenn uns die Willkühr drängt, ſey unſer Loſungswort: Heute fechten wir für unſere Rechte. Morgen ſpeiſen wir bei den Göttern.“

Waſhington und Franklin! rief Lindau. Möchte die Herrſchaft über Menſchen der Preiß des Genies und der Tugend ſeyn, die ſie allein verdienen, und für ihren weiſen Gebrauch eine ſichre Bürgſchaft leiſten! Wenn das herabgewürdigte Europa einſt dem verbannten Edlen keine Freiſtätte mehr geben ſollte, dann mögen unſre Enkel über den Gräbern ihrer Väter weinen, und ſie verlaſſen, um auf der andern Hemisphäre frei zu leben!

Die Mark-Aurele und Trajane auf den Thronen! rief ich. Möchten nur Weiſe über Völker herrſchen, und ihnen großmüthig Glük und Freiheit geben, die ſie ſich ſo ſelten zu erkämpfen und noch ſeltener zu erhalten wiſſen.

Der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts! erhob ſich der Arzt. Es wird ein Jahrhundert kommen, in welchem die Kriege zwiſchen Völkern, und die im Menſchen aufhören, weil die Noth ihn nicht mehr mit ſeiner Pflicht entzweit. Die Nationen werden der Gerechtigkeit und dem erlaubten Vortheile, und die Individuen der Wahrheit und Schönheit huldigen. Möchten wir nicht untergehen, ohne zur Beſchleunigung dieſes glüklichen Zeitpunktes das Unſrige beigetragen zu haben!

Der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes! ſagte der Vierte. Es wird ein Jahrhundert kommen, in welchem alle Welttheile als Provinzen eines Reichs, und die Künſte und Wiſſenſchaften als gleichgebohrne Schweſtern einer Familie friedlich neben einander wohnen. In den mannichfaltigen Syſtemen der Weiſen und der Religionen der Völker wird die Freiheit des Menſchen geehrt werden, die nur verſchiedne Wege zu einem Ziele nimmt. Möchten wir nicht untergehen, ohne zur Beſchleunigung dieſes glüklichen Zeitpunkts das Unſrige beigetragen zu haben!

Der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes! rief der Lezte, und hob den perlenden Wein gegen den Himmel. Es wird ein Jahrhundert kommen, in welchem Verbrecher und Bettler, Genie ohne Tugend, geiſtige Kraft ohne körperliche Geſundheit, Genuß ohne Arbeit, Denken ohne Fühlen, und geiſtige Thätigkeit bei körperlichem Müſſiggange als Krankheiten des geſellſchaftlichen Lebens angeſehen werden, von denen es ſich zu heilen ſucht. Möchten wir nicht untergehen, ohne zur Beſchleunigung dieſes glüklichen Zeitpunkts das Unſrige beigetragen zu haben!

Wir leerten das lezte Glas des herrlichen Saftes, und die Muſik begann das muntere, lebhafte ça ira.

Es fehlt dem Klub nichts, unterbrach Wilſon die erfolgte Stille, als ein Bruder Redner, der uns zum Abſchiede etwas Tüchtiges herunterkanzelte. Er kann es; denn hier in der Ellmach herrſcht Sprech- und Preßfreiheit wie an keinem Orte.

Der Bruder Redner bin ich. Dieſe abgeriſſene Steinmaſſe iſt meine Tribune, rief ich, und ſchwang mich über das Gebüſch auf den hervorragenden Felſen, und predigte, wie folgt:

> „Jedes Leben auf der Weltkugel brennt
> „einmal aus. Die Planeten alle haben
> „nur Kruggerechtigkeit, und können nie-
> „mand beherbergen, ſondern ſchenken uns
> „einmal ein.“
>
> Jean Paul im 20ſten Manipel der Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke.

Ich ſchwinge mich auf die Tribune, und kein Demagog ſoll mich herunterbringen, wenn er ſich auch mit Maratsnägeln an dieſelbe klammerte. Zum Texte meiner Predigt wähle ich mir die angeführte Stelle aus Jean Pauls Evangelium; doch ohne Präjudiz für den h. Evangeliſten.

Ehe ich aus der Kneipe und Dorfſchenke dieſe-

Lebens gehe, will ich mich verewigen, wenn ich es auch nicht anders dahinbringe, als daß ich andre um ihre Ewigkeit zu bringen ſuche. Die Welt iſt dankbar und weiß ihre Leute zu ſchätzen. Der den Tempel von Epheſus verbrannte, hat die dauerhafteſten Tempel überlebt, und ihre Bauherren und Meiſter. Nur die Tumultuanten in dieſer Reiſeherberge haben die Ehre, auf das ſchwarze Brett der Weltgeſchichte zu kommen, wie Alexander, Tamerlan und ihres Gleichen. Wer mit ſchlichtem, ſpießbürgerlichem Sinne ſeine Kanne trinkt, die Zeche richtig macht, und weiter geht, wird unrühmlich vergeſſen; das ſoll und muß unſern Ehrgeiz ſpornen. Mir hat es bis izt nur an der rechten Stelle gefehlt — und an ihr liegt alles, meine theuren Zuhörer! — um in die Welt hinauszupoltern. Izt hab' ich ſie. Auf die, wo ich gegenwärtig ſtehe, hab ich lange gepaßt, um ungehudelt alle die zu hudeln, die mich ärgern, wie es doch jeder thut, der eine Stelle hat.

Ich ſage es voraus, daß ich keinen Menſchen perſönlich angreife, weil er ſich ſonſt vertheidigen könnte. Gute Satyren haben es mit guten Geſetzen gemein, daß ſie mit dem Karakter der Allgemeinheit geſtempelt ſind; denn nur ſo kann ſich jeder beliebig von ihnen ausnehmen, der es vermag, wie es ſeit undenklichen Zeiten gebräuchlich iſt.

Daß mir doch keiner die erbärmliche Einwendung mache: Tadeln ſey leichter als beſſer machen. Denn der würde der Kritik wenig auf die Beine helfen, und bekäme mich, das ganze ſtehende Heer von Rezenſenten, Journaliſten und Zeitungsſchreibern an Hals, ohne unſre Subſidientruppen, die ſitzende Nationalgarde und Landmiliz in Kaffee-, Bier- und andern Häuſern zu rechnen; und dieſes Uebel wünſche ich auch meinem ärgſten Feinde nicht.

In Sparta herrſchte der erbärmliche Gebrauch, daß ein Bürger, der nicht ſelber Kinder hatte, die eines andern nicht tadeln durfte. Ja dieſe brauchten dem Hageſtolzen nicht einmal aus dem Wege zu gehen, und käme er ihnen in Göttingen entgegen, und hätte das Goſſenrecht. Wir ſind, auf mein Wort, keine Spartaner, und wiſſen gar wohl, was von ihnen und ihrer ſchwarzen Suppe zu halten iſt. Wenn aber auch der nicht über Bücher und Handlungen richten dürfte, der ſelber noch keines, oder kein erträgliches gemacht hat, und müſſig gehe, dann müßte ich mit vielen Tauſenden ſchweigen, und wir thäten gar nichts, nicht einmal verleumden. Es wollten freilich ſchon einige dahinter kommen, daß unſre Thätigkeit noch weniger tauge, als Nichtsthun; aber die Staatswirthſchaftsgelehrten — wir werden es dankbar erkennen — haben uns mit dem konſumirenden Adel, der Geiſtlichkeit und dem ſtehenden Soldaten als ein ſehr nützliches Rad in die Spinn- und Schlumpmaſchine des Staates eingeflikt, als Weſen, die ſich ein Auskommen erwerben, und andern wieder eins geben, gleich den Maikäfern, die ſich an den Blüten der Bäume ſatt freſſen, und von den Hühnern wieder können gefreſſen werden.

Ich verberge es nicht, daß ich mich in einer ernſtlichen Verlegenheit befinde, weil ich nicht weiß, an wen ich mich mit meiner Feiertagspredigt zuerſt wenden ſoll. Auf mehreren Univerſitäten in Deutſchland ſind die Profeſſoren mit ihren Alltagspredigten ungleich beſſer daran, weil ſie eine beſondere Bank für Grafen und Barone in ihren Hörſälen haben; ſie reden die zuerſt an, welche auch gewöhnlich zuerſt einſchlafen. Hier aber, bei der Gleichheit der Stände unter uns, entbehre ich dieſen Vortheil ganz, und bin in einer wahrhaft fatalen Lage.

Wenn ich von der rechten Rheinſeite wäre und hätte einen Zahn auf Frankreich, dann könnte ich ſehr witzig ſagen: Plato hat an dem Eingange zum erſten Buche ſeiner Republik bis in ſein achtzigſtes Jahr gefeilt, und hat was Rechtes zu Stande gebracht. An dem Eingange zur neuen fränkiſchen wird erſt fünf Jahre gearbeitet, und ſie iſt ſchon bald zu Ende, wie es ſcheint, ohne recht angefangen zu haben. Aber ich bin ein Schöngeiſt und kein Politiker, und werde meinen Stand nicht durch eine Meſalliance meiner Wiſſenſchaft mit einer niedrigeren entehren. Für meinen Giftzahn ſuche ich mir was Tüchtiges. Denn wir Rezenſenten ſind bei all unſerer Malice noch großmüthiger als der Löwe, der nur Thiere von gleicher Stärke mit ihm angreift. Wir greifen Menſchen an, mit denen wir uns gar nicht meſſen können. Verſtände ich auch von einer Sache ſo wenig als die beſten franzöſiſchen Journaliſten von der deutſchen Litteratur, ich würde darüber ſprechen; denn ich darf doch ohne Anmaſung glauben, daß es noch mehr als tauſend Menſchen giebt, die weniger von dem Gegenſtande wiſſen als ich; und dieſe tauſend Menſchen, für die ich ſchreibe, formiren kein verächtliches Publikum.

Was halte ich hinter dem Berge? Ein Mann, der was geſchrieben hat, kann es ja doch unmöglich bei ſich behalten: es muß heraus. Schillers Wallenſtein, dieſe dramatiſche Dreifaltigkeit, an deren Göttlichkeit ich im Herzen glaube, ſtelle ich in Jahr und Tag in einem franzöſiſchen Blatte an Pranger. Die Rezenſion iſt fertig, wie das Werk, aber beide ſind noch nicht gedrukt. Ich werde beweiſen, was ich freilich ſelber nicht glaube, — da habe ich die Obſervanz geachteter Kanzel-, Katheder- und Tribunenredner für mich, die es auch nicht anders machen — daß in Goethe's Zeitſchrift etwas Gutes enthalten iſt, was er von den Alten geborgt hat, und viel Neues, was gar nichts taugt. Hufelands Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, weiß ich zu würdigen. Aber ungerügt kann ich doch nicht laſſen, daß er weit beſſer gethan hätte, uns mit der Kunſt bekannt zu machen, das verdammt langweilige Leben zu verkürzen. Die Namen der beiden lezten Autoren werde ich in dem angerühmten franzöſiſchen Blatte abſichtlich entſtellen, um den Leuten weiß zu machen, ich verſtehe nicht viel Deutſch, was meine Collaborateurs, die hierin glüklicher ſind, als ich, nicht brauchen. Kurz, wenn ich gerecht gegen mich und die Meinigen ſeyn will, dann muß ich geſtehen, daß ich nur an unſre Originalität glauben kann, aber an keine fremde.

Sie irren ſich, meine wertheſten Zuhörer, wenn ſie denken, ich greife aus Mangel an Stof in allen vier Welttheilen umher. Einem Zeitalter, das ſo viel Laſter und Thorheiten hat, als das unſerige, iſt es leichter, über Tugend und Vernunft zu predigen, als jedem andern, weil man nur das Gegentheil von allem ſagen darf, was man thut und glaubt. Darum fehlt es uns noch gar nicht an ſehr guten Reden und erbaulichen Büchern; und wenn die Nachwelt den Prozeß unſres Werthes nach den Akten und ſchriftlichen Dokumenten inſtruirt, mit denen wir ſie reichlich bedenken, dann glaube ich, haben wir gewonnenes Spiel. Nur das Einzige ärgert mich, daß ich eine lange, feierliche Rede mit einem Pathos halten ſoll, und zwar ohne durch eine belebende Ausſicht auf eine glänzende Beförderung bewegt zu ſeyn, ohne daß ich Amts halber den Beruf zu dieſem mühſeligen Geſchäfte habe. Ich will es nicht verbergen, daß es um eine mittelmäßige Sinekure oder auch um eine aktive Profeſſur, um eine leidentliche Vokation nach Rußland oder Bayern, das gelobte Land der Philoſophie und Duldung zu thun wäre. — Ich ſage es niemand, als dem engliſchen Miniſterium zu Gehör — und ich würde das Meinige thun, um erhabene Perſonen und ihre Maasregeln gebührend zu loben, oder die Gegenwart folgendermaßen zu apoſtrophiren:

Dieſes verdammt unruhige Jahrhundert nenne ich das der Malkontenten, und zwar mit vollem Rechte. Wühlt das profane Geſindel nicht in der ehrwürdigen Polter- und Rumpelkammer unſrer Vorfahren umher, und wirft den angeerbten Quark wüthend zum Fenſter hinaus, und will einen Glauben nach ſeinem Sinne, eine Verfaſſung nach ſeinen Bedürfniſſen, und einen Rok nach ſeinem Leibe? Knurret nicht das gemeine Volk, das ſich ſonſt bei ſeinem Glas Ziegenhainer feſtlich freuete, wenn es daſſelbe nur hatte, nach unſrem mouſſirenden Champagner herüber, und möchte auch was Gutes trinken wie wir? Aber ich will euch mit Philippiken, welche die Wiener Cenſur paſſirt ſind, an die Hake tagen. Undankbare! worüber klagt ihr denn? Glaubt ihr vielleicht, daß ſich es in den oberen Regionen, wo ich und meines Gleichen horſten, auf Roſen ſchläft? Schlagt ihr die

Ehre, euch mit dem Szepter zu regieren, den wir aus Ochſenziemer flechten, ſo gewaltig hoch an, oder glaubt ihr nicht gar, es ſey ein rechter Lekerbiſſen an eurem Schweiße, den wir zu trinken leider! beſtimmt ſind? Wiſſet dann ihr Unverſtändige, daß auf dieſer Erde kein Stand, auch der höchſte nicht, ohne Qualen iſt. Ach! unſre übervollen Mägen leiden ſo ſehr an Unverdaulichkeit, als eure leeren am Hunger; und ſoll euch das nicht tröſten? Scheltet uns nicht hart und grauſam! Die Geſchäfte des Regierens haben das Eigenthümliche gewiſſer Ströme, die das weichſte Holz in Stein verwandeln; und das Herz, über welches ſie ewig ziehen, petrifizirt ſich, und zwar ganz in Unſchuld. Fiel mir nicht in Freiberg, als ich die verſteinerte Eiche ſah, Pitt ein, und noch ein andrer? Sagen ſie ſelber, Herr Doktor, lernten ſie nicht an der leitenden Hand ihres Proſektors in kurzer Zeit in den menſchlichen Eingeweiden ohne Ekel wühlen, und konnten am Ende bei einem ſezirten Kadaver mit dem größten Apetite etwas Apetitliches eſſen? Wenn wir Landesherrn und unſre Proſektoren Jahr aus Jahr ein an unſerem Volke ſchneiden und ſchinden, ſollten wir es nicht dahin bringen, daß wir den moraliſchen Ekel gegen Ungerechtigkeiten und Gewaltſtreiche heldenmüthig überwinden? Ja wir können es, und wenn wir gar von der Sektion des Finanzweſens ſind, aus drei guten Gründen: Erſtens, weil es ſo das Beſte des Landes will; zweitens, weil nach ſehr ſchäzbaren Staatswirthſchafts-Gelehrten das Volk der Hyder in dieſem Punkte gleicht, daß einem abgeſchlagenen Kopfe ſeiner Induſtrie und ſeines Vermögens zehen friſche nachwachſen; und drittens und leztens, weil wir ja doch nicht in den häßlichen Eingeweiden des Bürgers, ſondern nur in ſeinem Beutel wühlen. — Sagen ſie, muß nicht alle Gewalt den Gewaltigen endlich verderben?

Was ſollen die ewigen Klagen über Härte und Gefühlloſigkeit, die man ſo gern zum Lieblingsgebrechen der höheren Stände macht? Fehlt es dem Glüke vielleicht an Freunden und der Gewalt an warmer Theilnahme von Seiten der minder Gewaltigen? Verdienen wir dieſen Vorwurf? Zu demüthiges Zeitalter, das ſeinen eignen Werth ſo ſehr verkennt, was kümmert dich der Vorwurf der Selbſtſucht, den dir gerade am häufigſten Egoiſten machen, weil ſie mit ihrer harten Stirne gegen die deinige ſtoſſen? Zu was die moraliſche, andächtige Grimaſſe von Menſchenliebe, wenn wir ſie nicht vielleicht nach ihrem Tode kanoniſiren und verehren wollen, wie die Heiligen? Ein reeller Mann hält ſich an Realitäten. Ihr gebt der Tugend Lobreden, wie ſichs gebühret; — de mortuis nil nisi bene! Aber tauſend Thaler baare Renten wärmen, füttern und diſtinguiren doch anders. Warum wollten wir uns ärgern, daß die Freundſchaft und Liebe gleich den Schrepfköpfen nur an reichen und fetten Menſchen feſtſitzen, und nicht an mageren Armen, da es doch nur ums Ziehen zu thun iſt?

Leugne es, wer es kann und mag, daß der Fortgang des geſelligen und politiſchen Lebens dem emancipirten Bürger den Freiheitshut tief ins Geſicht drükt? Iſt es nicht reicher Gewinnſt für uns, daß wir von kurzer Waare, welche die Colporteurs von kleinen Menſchenmäklern mit der Elle hauſiren trugen, zu groſſer graduirt wurden, die nur in ſtarken Ballen kann verſchikt und feil geboten werden? Wo darf ein kleiner Tyrann uns mit Grund und Boden und Weib und Kindern an den Meiſtbietenden losſchlagen, wie ehemals, und namentlich in dem finſtern Mittelalter? Ihr könnt mir freilich einwenden, wir würden noch durch Friedensſchlüſſe, Erbſchaften und andere modos acquirendi an regierende Häuſer als glebae adscripti in Pacht gegeben, aber brauche ich was darnach zu fragen, und ſoll ich es noch einmal wiederholen, daß man uns nur truppweiſe zu Markte treiben kann, aber nicht mehr einzeln wie zuvor, es ſey dann, wir würden an die Engländer losgeſchlagen, bei denen der Menſch noch Geld werth iſt?

Wenn wir die Thatſachen der Geſchichte unter der regulirenden Vorarbeit eines Princips, das Flügelmannsdienſte thut, unter das Gewehr treten und manövriren laſſen — was ich ſehr anrathe, um aus dem Munde des hiſtoriſchen Orakels die

Antwort zu erhalten, welche wir ihm in denſelben legen — dann ergiebt es ſich, daß es tagtäglich beſſer um unſre Beſtimmung und Glükſeligkeit ſteht. Wenigſtens ſind wir doch ſo weit, daß die größren Raub- und Stoßvögel uns die kleineren vom Naken halten, weil ſie das nicht mit ihnen theilen wollen, was ſie ausſchließlich haben können. Hat die Staatsökonomie nicht unſern Menſchenſtand beinahe ſo merklich verbeſſert, wie die Landökonomie den Viehſtand, um einen größren Nuzen aus uns zu ziehen?

Der Bürger hat es weit genug gebracht, daß er ſich endlich bis zum Freeholder und vollwichtigen Repräſentanten ſeines Feldes hinaufzuarbeiten wuſte. Er hat glüklicherweiſe mit der Verbeſſerung des Werthes ſeines Akers ſeinen eignen Werth in die Hohe geſteigert, ſo, daß er doch etwas iſt, ſeitdem er etwas hervorbringt. Glaubt ihr vielleicht, es thue ſeiner Würde einigen Eintrag, daß er als eine armſelige Zugabe zu der Subſtanz des Bodens geſucht und geſchäzt wird, aber iſolirt geſchenkt zu theuer iſt? Dann replizire ich, daß der

Aker im Grund ſo wenig ohne Pflug und Pflüger, als der Pflüger ohne Aker ſeyn kann; das hält uns aufrecht.

Gute Geſezgeber wußten den Menſchen von jeher zu ſchäzen, wenn er etwas hatte; und ich kann es nicht tadeln, daß er ſeine Rechte, beſonders ſeine politiſchen, von dem Felde empfängt, welches er beſizt. Hat er doch von der Erde ſein Daſeyn erhalten, warum ſollte er ſich ſchämen von ihr auch ſeine Rechte zu erhalten? Weiſe Konſtitutionen, wie die engliſche, geben das aktive Bürgerrecht einem Stüke Landes, welches ſein Beſizer repräſentiren darf, der ſich dann den Repräſentanten eines noch größeren Stükes zu ſeinem Repräſentanten bei der Geſezgebung erwählt. Ich finde dieſe Anordnung ſo klug als gerecht. Weil ich einem Menſchen geſezmäßig allen Antheil an dem Boden entziehe, auf und von welchem er leben ſoll, ſo habe ich einen ſoliden Grund, ihm auch den Genuß ſeiner politiſchen Rechte zu entziehen; und weil ich ihm den Rok vom Leibe nahm, darf er nothwendigerweiſe auch kein Hemde haben. Ich bitte ſie, was haben ſie gegen die Bündigkeit der

Konſequenz in dieſem Schluſſe einzuwenden? Es iſt tröſtlich, und muß das Herz erheben, daß die Geſelligkeit nicht ohne begünſtigende Anſtalten bleibt, wenn auch der Menſch in der Geſellſchaft auf keinen grünen Zweig kömmt. Ich ſelber bin gegen alles Vereinzeln und Abſöndern, weil wir Verbrechen und Thorheiten, die wir mit andern theilen, verzeihlicher finden. Die meiſten Sünden, welche der Einzelne begeht, werden geſtraft, wenn er nicht wenigſtens was Tüchtiges iſt, und für Viele gilt; aber für Kompagnieſünden hat die Moral, die Rechtslehre und die Religion eine große Ablaßbulle ausgefertigt. Darum iſt das Todtſchlagen *eines* Menſchen ein Todtſchlag, aber das Erwürgen und Verſtümmeln von *Tauſenden* iſt keiner, und das Stehlen en detail iſt ein Vergehen, da das Plündern en gros ein verdienſtliches Unternehmen iſt. Solche Anſtalten, um die Geſelligkeit zu befördern, ſollte doch der Staat, meine theuren Zuhörer, nicht vergebens getroffen haben. Ich bitte ſie, geben ſie kein ärgerliches Beiſpiel!

Ich ſchließe dieſe Rede, meine andächtigen Zuhörer, welche ex abrupto, wie das Leben des Menſchen anfieng und verworren iſt, wie dieſes, mit einer Bemerkung, die ich ſie zu beherzigen bitte. In dieſem hungrigen Sudelleben, wo, wie in den ſchönſten Zeiten der römiſchen Republik, der Pöbel der Sinnlichkeit mit dem Adel des Herzens und der Vernunft in einer ewigen Fehde liegt. Um das Recht, uns zu regieren, iſt nichts rein, als der heilige beſſere Wille, nichts vollkommen als unſre Wünſche, und nichts ewig als unſere Hofnungen. Wir müſſen uns begnügen, das Gute zu thun, welches die Lage, in der wir uns befinden, und unſere engbeſchränkten Kräfte ertragen. Wenn wir das reine Gold unſrer Ideale zu kurſirenden Handlungen umprägen, dann erlaubt uns die widerſtrebende Wirklichkeit ein remède de poids, und der Staat, ſo lang das droit écrit deſſelben dem common-law der geſunden Vernunft in mehr als einem Punkte widerſpricht, fodert ein noch größeres remède de loi als Schlagſchaz für ſich *).

---

*) Da es bei der Prägung des Geldes unmöglich iſt.

Aus meiner Rede, die ſich doch, wie alles Endliche, ſchlieſſen muß, ziehen ſie wenig Nutzen, und doch wollte ich in ihr ſo viel Gutes und ſo viel Wahres ſagen. Aber werden ſie von ihrem heute ſo frohen Improviſatore mehr fodern, als ihnen ſelbſt die improviſirende Natur giebt? Gleicht ein abgelaufenes Menſchenleben nicht meiner bald abgelaufenen Rede darin, daß es mit großen Ausſichten und mit großen Erwartungen in die Zukunft ſiehet, und am Grabe in der Vergangenheit nur eine Brandſtätte ſeiner betrogenen Wünſche und ſeiner getäuſchten Hofnungen erblikt? Ach! in dem Reihetanze, den die Zeit um unſer Daſeyn

---

jeder Münze genau ihren geſetzlich beſtimmten Werth am Gewichte und Gehalte zu geben; ſo iſt dem Münzmeiſter ein gewiſſer Nachlaß — remede, ſowohl am Korne — remède de loi — als am Gewichte — remède de poids — zugeſtanden. In den meiſten Staaten, wo die Münze als eine Quelle von Einkünften für die Regierung betrachtet wird, zieht dieſe noch für ſich einen mehr oder weniger beträchtlichen Schlagſchatz, und der Gehalt des Geldes bleibt um ſo viel unter ſeinem Nominalwerthe, als dieſer Schlagſchatz nebſt den angeführten remedes beträgt.

führt, ſiehet die fröhliche lachende Blume der Klagenden ins nachbarliche Auge voll Thränen. Das Schikſal giebt uns allen, wie dem Römer Paul Emil, nur den Genuß eines Triumphes gegen den ſchmerzlichen Verluſt geliebter Söhne. Wir brechen die ſeltnen Blumen unſrer Freuden nur auf Gräbern. Der ſchwarze Fluß des Todes ſtürzt ſich rauſchend unter unſern Füßen hin, und ziehet eine warme Menſchenbruſt und eine warme Hofnung nach der andern von dem entblößten Herzen in ſeine Tiefe hinab, und der lezte Verlaſſene ſtehet einſam in der Wüſte des Lebens, und ruft ſeinen vorausgegangenen Freunden und den verſtorbenen Wünſchen ſeines verarmten Herzens: aber aus der weiten leeren Oede kömmt ihm nur der klagende Wiederhall ſeines Rufes einſam entgegen. — Wer wird von uns der lezte ſeyn? — Der lezte, welcher verdammt iſt zu ſehen, wie der Tod auf dem groſſen Richtplaze der Natur nach ſeinen zitternden Freunden den vernichtenden Streich führt, und dem er ein Glied nach dem andern, in allem, was ihm theuer war, zerquetſcht, ehe er das Leben in ſeinem zukenden wunden Herzen trift? Was ſucht ihr auf dieſer Erde, verirrte Fremdlinge? O ſehet dem ſchönen Leben nicht ſo freundlich ins freundliche Auge! Auf dem Strome der Zeit, der ein Menſchengeſchlecht zeigt und verſchlingt, ſeyd ihr nur hervorſpringende, zerſchellende Blaſen. Die Natur ſpielt mit eurem Schmerze, mit eurer Freude, mit euren Hofnungen und mit eurem Daſeyn, und verwiſcht die Thränen des Jammers und der Wohlluſt, und das Auge, das ſie geweint. Iſt dies fliehende vorübergehende Leben eine Klage werth oder ein Lächlen? Ach! und der ewig getäuſchte Menſch, der ſich täglich mit einem neuen Verluſte niederlegt und mit einer neuen Hofnung erwacht, den ſeine ewig wiederkommenden ſinnlichen Begierden, und die frommen Wünſche ſeines Herzens, und die Ideale der Vernunft als ſaugende Wurzeln immer feſter und feſter an die Erde feſſeln, als wäre ſie ſeine Heimath, ſiehet nicht, daß er ſich nur über einem Grabe aufrichtet, um in daſſelbe zu ſinken!

Nein, meine Freunde, ich will euch nicht weich machen. Sey dies Daſeyn ein discours preliminaire zu einem größeren beſſeren Werke, oder mag ſich dies elende Leben wie meine elende Rede ſchlieſſen, auf die nichts folgt, vielleicht kein ſo froher Tag mehr wie der heutige! Wir gehen entſchloſſen, wie der Marſchall von Sachſen in den Sarg, den der Tod vor uns öfnet *), als giengen wir zu einem Siege; es iſt ja auch der gröſte über die drängenden neckenden Armſeligkeiten, die uns hier verfolgen und quälen. Aber möchte meine Stimme zu 900 Millionen Menſchen reichen, die ſich haſſen, verfolgen, erwürgen, beneiden und verleumden! O wie ſchmerzt mich euer Aufſparen ohne Genuß, euer raſtloſes Streben ohne Zweck, und euer geiziges wucherndes Sammlen vor dem Winterſchlafe, von dem euch doch kein Frühling wieder aufweckt, und euer leidenſchaftliches Treiben auf der heißen ſtaubigen Rennbahn dieſes Lebens, wo ihr alle niederſinkt ermattet und keuchend, und ferne von dem gewünſchten Ziele! Doch, was rede ich zu euch; ihr hört mich ja

---

*) Auf dem ihm in Straßburg errichteten Denkmale.

nicht. Und wenn ihr mich auch hören könntet, giebt es denn unter euch 900 Millionen Menſchen neunhundert, die Vernunft annehmen? ich mag es nicht verſuchen. Uebrigens empfangt meinen aufrichtigen Wunſch für euer Wohlergehen! Ich eile an die Bruſt theurer Menſchen, denen ich mehr bin als Bruder Redner, und mehr als ich euch ſeyn kann. — Mit dieſen Worten ſprang ich von dem Felſen herab in den ſtummen, denkenden Kreis.

Drei Flöten ſangen das hohe Lied der Freundſchaft und der Liebe — Mozarts Vergiß mein nicht. Die klagenden Töne irreten zitternd durch das ſtille Thal, wie Seufzer einer Braut um das Grab ihres abgeblüheten Geliebten. Die himmliſche Melodie ſtieg wie ein betender Engel des Friedens aus der Ewigkeit, und führte das vor Entzüken und Sehnſucht weinende Herz zu ſeinem todten Verwandten, und liſpelte: Siehe, ſie ſchlummern nur leiſe und ruhen aus, du wirſt ſie wieder ſehen und ſie werden dich erkennen. Da endlich die lezten ſterbenden Laute an der gerührten Seele verſchmolzen, wie ſie betete: Vergiß mein nicht, da umſchlangen ſich die trunkenen, erſchütterten Menſchen, und das erweichte Herz flehete zu dem freundſchaftlichen Herzen: Vergiß mein nicht!

Den 12 Mai.

In dem Tempel auf dem Niederwalde.

Wie erhaben, wie feierlich ſtill iſt es um mich! Noch ruhet der Menſch in der Umarmung des Schlafes von ſchweren Thränen und ſtechenden Schmerzen aus, und der Traum führt ſeine gaukelnden, dunklen Geſtalten über die verhüllte Erde, an dem entſchlummerten Menſchen vorüber, und neckt und täuſcht das ewig unbefriedigte Herz, legt hier an eine Bruſt voll Sehnſucht das Phantom erfüllter Wünſche, und ſchreckt dort die geängſtigte Seele mit dem bleichen Geſpenſte einer öden Zukunft oder einer leeren Vergangenheit. Nur der ewige, erhaltende Weltgeiſt ſteht groß in der

Unendlichkeit, und an ſeiner Bruſt voll unvergänglicher Liebe liegt das Univerſum, und trinkt Leben, und ſein ſchaffender, erwärmender Athem ſchlagt wie ein Puls durch alle Sonnen und Erden. Ein Stern nach dem andern ſinkt in der Tiefe der Dämmerung unter, und erliſcht wie ein ausgebranntes Menſchenleben.

Gegen Morgen richtet ſich hinter der Erde ein Lichtſtrom auf, und ſprizt den glühenden Schaum ſeiner purpurnen Wogen am öſtlichen Himmel umher. Das erwachende Leben wikelt ſich taumelnd aus den leichten Feſſeln des Schlafes los, und die belaubten Aeſte und die dunklen Gebüſche regen ſich, und die Geſchlechter der Thiere begrüßen den kommenden Tag. Die Dämmerung fliehet die Berge hinab, und verbirgt ſich unfreundlich ins einſame Thal.

Izt ſtehet die Sonne hinter der Erde auf und küſt die Erwachte, und eine zweite Sonne und ein zweiter glühender Himmel ſieht aus der Tiefe des Rheins der erſtgebohrnen Schweſter und dem erſtgebohrnen Bruder ins Auge voll Liebe. Ein kühler, erfriſchender Oſtwind ziehet dem jungen Tage voran, und wiegt ſich muthwillig auf den Blumen und Blättern, in denen ſchlafende Käfer ſich neben glänzenden Perlenſchnüren ſchaukeln.

Ach! umſonſt tauche ich mein heißes Angeſicht in das feuchte Laubwerk. Umſonſt preſſe ich meine glühende Bruſt gegen das friſche kühlende Moos! eine lodernde Flamme windet ſich verzehrend durch meine Adern. Eliſe! kannſt du dieſes Herz voll unendlicher Liebe von dir ſtoſen! Da die Freude den lang erfleheten Engel des Friedens auf der Erde küßte, da erregteſt du den wilden verheerenden Krieg in meiner Bruſt, und die Feier der Verſöhnung weckte den Geiſt der Zwietracht in meinem Innern!

Dieſe Nacht hat wie ein Erdbeben mein vergangenes Leben von der Gegenwart und Zukunft geriſſen, und ſich wie ein drohender Vulkan in ihre Mitte gelagert. Ach! es iſt nicht mehr dieſelbe Sonne; es iſt nicht mehr der heitere lächelnde Himmel; ich bin derſelbe nicht mehr. Aus der ganzen Natur ſpricht ein freundlicher Geiſt tröſtend und theilnehmend zu dem Menſchen. Ach! von mir hat er ſein mildes Auge gewandt.

Mit ungleichen Kräften kämpft der Menſch gegen ein mächtigeres Verhängniß, und vergebens ſucht er ihm zu entfliehen. War nicht das Schikſal meines Lebens ſchon entſchieden, da ich dich Göttliche zum erſtenmal ſah? Iſt das Gewitter, welches mich dir entgegenführte, nicht über mir ſtehen geblieben mit ſeinen heißen, glühenden Wolken? Ja, es iſt Wahrheit; der Menſch hat nur ſchöne Hofnungen in dieſem dunklen Leben, und die Erde iſt ein Garten, in dem jede Blüthe unreif abfällt, und keine Frucht zeitigt.

Selige Erinnerung! Da ich dieſe Nacht meine bebenden Arme um deine herrliche Geſtalt legte; da deine Augen auf mir ruheten erquikend und belebend wie Frühlingsſonnen; da mich dein leiſer Athem berührte wie Mailüfte; da ich nach einem Hauche, der über die reife, geborſtene Roſenknospe deiner Lippen floh, dürſtete; da ich dich im fröhlichen Taumel des Walzens an mich preßte, und glüklich im berauſchenden Wahnſinne dahinſchwand, wie ein Planet in den unendlichen Räumen, trunken von Luſt und Hofnung. Ach, da ſchien der Himmel mich anzulächlen mit allen ſeinen namenloſen Freuden!

Erſt, da das laute, frohe Jauchzen der Muſik verſtummte, rief mich die allgemeine Stille zur nüchternen Beſinnung. Wir giengen, um uns zu erholen, durch die lange Reihe von Zimmern in das entfernteſte gegen Weſten.

Miriaden von Sonnen glänzten in der Tiefe der Nacht. Der Mond ſtand ſtill und freundlich über den Bergen bei Weiler, und die Wälder, und die übereinander aufſteigenden Gebirge ſchwammen in einem glänzenden, ruhigen Silbermeere. Einzelne Schatten vorüberziehender Wolken jagten ſich über die weite leere Ebene gegen Norden, wie die Generationen des menſchlichen Geſchlechtes über die Erde.

Die feierliche beſänftigende Stille, in der die Gegend ruhete, lokte uns aus dem wilden Getümmel ins Freie; und da uns die rauſchenden verhallenden Töne aus der Entfernung wie zum erneuerten Walzen riefen, wandten wir uns gegen den lärmenden, beleuchteten Saal, und über die Fenſter ragten nur die vorübereilenden Köpfe der Tanzenden hervor, die wie Schatten dahingaukelten und verſchwanden.

Sehen wir nicht den vorbeiziehenden Strom der Zeit, ſagte ich zu Eliſen, der einige Menſchen als eine verrauſchende Woge trägt, ſie dem ſchönen Lichte des Lebens zeigt, und dann in ewige Nacht verſchlingt? Wohl dem Glüklichen, der in dem flüchtigen dahinſchwindenden Walzer dieſes Daſeyns ein liebendes und geliebtes Weſen in ſeinen Armen trägt, und an ſein Herz voll inniger Liebe ſchlieſet!

Wir traten unter den dichtbelaubten Gang eines jungen Buchenwaldes. Wohl ihm! antwortete Eliſe. Aber ſind ſie nicht alle ein Paar? fragte ſie, und wies nach dem Saale, und doch ſchleppen ſie ſich ſo fade und freudenlos über die kleine Bahn des Tanzbodens, wie über die gröſſre der Erde?

Wie oft habe ich als Weib über meine Beſtimmung nachgedacht! fuhr ſie nach einigen ſtillen

Minuten fort. Wenn ohne Freiheit keine Tugend iſt, dann iſt ohne ſie noch weniger reiner, inniger Genuß des Lebens. Betrügeriſche Hofnungen ſpielen mit unſrem Herzen, und der ewig hintergangene Menſch hört doch nie auf, mit den ſchnell verlöſchenden Farben der Gegenwart das Gemälde der Zukunft aufzutragen, und die warme vorübereilende Minute wünſcht und beſchwört, was die kältere, langgedehnte Zeit verabſcheuet oder nicht zu halten vermag. Mich täuſcht der herrliche, ſüße Wunſch ewiger Liebe nicht. Ich habe früh gelernt, die ungeſtümme, heiße Sehnſucht des Herzens mit der bedächtigen kühleren Wahrheit zu mäßigen, welche Nachdenken und Erfahrung giebt. Das Große und Göttliche in unſrem Leben richtet ſich nur in wenigen fliehenden Minuten auf, und es wird nur in ihnen, aber nicht in Jahren genoſſen. —

Auch die beſten Menſchen haben ihre Schattenſeite von Mängeln und kleinen Gebrechen. Warum wollen wir ſie ſo nahe zuſammenrüken, daß ſie ſich mit allen ihren ſcharfen Eken berühren, welche ſich nur dann reibend und ſchneidend begegnen, wenn wir mit unſeren armſeligen Launen und Bedürfniſſen zuſammentreffen? Warum ſollten wir nicht das Vorzügliche und Edle in uns genießen ohne das Gemeine und Dürftige? Noth und Gewohnheit ziehen auch das Höchſte und Würdigſte in den weiten, einförmigen Kreis des Gewöhnlichen hinab, in welchem ſich unſer Leben bewegt.

Mich dauert der Menſch, welcher das Flüchtige feſthalten, und das Große zu ſeinem täglichen Hausgebrauche benuzen möchte, weil er den berauſchenden himmliſchen Nektar höherer ſeltener Genüſſe und Freuden zum ſättigenden erfriſchenden Tiſchweine verdünnt. Kraft und Wahrheit gedeihet nur unter dem ſchüzenden und erwärmenden Adlersflügel der Freiheit. Wo die ſtrenge Pflicht als ſchuldigen Dienſt fodert, was nur ungebundne Neigung geben kann und ſoll, da muß ſie ſich mit geheuchelter Gefälligkeit begnügen, wenn die Neigung, die ſich nicht gebieten läßt, verſchwunden iſt. Bliebe der Menſch der Natur getreu, die er nie ungeſtraft verläßt, wie viele Verbrechen und wie manche ſpäte Reue würde er ſich erſparen!

Ich weiß, was ein Weib, welches der hergebrachten weiſen bürgerlichen Ordnung den Krieg erklärt, bei einem Manne durch ein ähnliches Geſtändniß wagt. Aber ihr Geſchlecht, welches das unſrige nun einmal zur Sklaverei verdammt hat, verliert bei dieſer Geſinnung nichts — als mich: denn ich werde zu ihr kein Weib zu bekehren ſuchen. Auch ich glaube an ewige eheliche Liebe, aber wenn ſie die ermüdende Gewohnheit, die Sorgenloſigkeit eines geſicherten Beſizes und die kleinlichen nekenden Verhältniſſe des häuslichen Beiſammenwohnens überlebt, dann wird ſie es gewiß mehr in Freiheit, wo Neigung um erwiederte Neigung buhlt, wo Liebe zu verdienen und zu erhalten ſucht, als in ſklaviſcher Abhängigkeit, wo ſchon die Furcht vor endlicher Liebe in einem gezwungenen Verhältniſſe ohne Ende die Liebe tödten muß. Die Tugend, welche duldet und aufopfert, kann ſich nur in freiwilligen Aufopferungen gefallen; und wenn das ſtärkere Geſchlecht ſeine Ueberlegenheit nicht einzig in dem Uebergewichte ſeiner plumpen, niederdrükenden Kraft fände; wenn es ihm nicht leichter wäre, zu gebieten, als zu verdienen; wenn es wahrhaft ſtark und groß wäre, dann müſte es die ſtille, ſich hingebende, dienende Gefälligkeit des Weibes anekeln oder rühren. Der Gedanke, eine überraſchende Minute über das Schikſal meines ganzen Lebens entſcheiden zu laſſen, und das Schikſal meines ganzen Lebens in die Hände eines Menſchen niederzulegen, der bei dem beſten Willen doch ſo wenig Herr ſeiner Neigungen und Geſinnungen iſt, als ich, erfüllt mich mit Entſezen. Vor dem Antrage eines Mannes, den leeren Plaz an ſeiner Seite in dem Reiſewagen anzunehmen, in welchem er die Reiſe durch das Leben macht, ohne zu wiſſen wohin, ohne die Erlaubniß nach Belieben anzuhalten und auszuſteigen, würde ich zurükſchaudern; den aber würde ich mit Verachtung von mir ſtoſen, der mich zum Dienſte ans Krankenbette miethen wollte.

Es giebt Dinge, welche ſich der Menſch gewiß erſt nach Jahrhunderten von Zwang und Trug gefallen ließ, und die er izt ſo natürlich findet, daß ihm ihr Gegentheil unbegreiflich iſt, blos darum, weil er ſie nun einmal ſo gefunden hat, wie ſie ſind. So habe ich Leute gekannt, denen die Gewohnheit das ewige Pochen von Eiſenhämmern zum Bedürfniſſe gemacht hatte, ohne welches ſie weder richtig denken noch ruhig ſchlafen konnten. Da es nun einmal ſo weit gekommen iſt, halte ich für gut, alles zu laſſen, wie es iſt. Wer vernünftig iſt, läſt jedem ſeine Weiſe, und folgt der ſeinigen; denn mit dem nemlichen Rechte, mit dem die Uebereinſtimmung von Millionen Millionen Weſen in einem Punkte eine Regel macht, macht auch die Verſchiedenheit eines Einzigen von allen dieſen Millionen für dieſes Einzige eine Ausnahme.

Freie Liebe giebt Alles. Ich könnte mit dem Manne, den ich liebte, ſterben, und ich würde mit ihm ſterben. Aber ich könnte auch nur den lieben, welcher fühlt, was das iſt, einem Menſchen ein Menſchenleben opfern.

Welch ein großes ſtolzes Weib! Ein namenloſes Gefühl zog mich zu der Herrlichen hin. Ich preſte ihren Arm feſter an mich. Mir war, als reichte eine unſichtbare Hand in der Nacht durch den belaubten Gang, und riſſe ſie von meiner Seite. Mit ängſtlichen verdoppelten Schritten führte ich ſie durch den dichten finſtern Wald und die verfallenen Mauern der alten Burg; und da wir aus dem düſtren, unfreundlichen Gewölbe traten, da lächelte uns der heitere, ſtille Himmel mit tauſend und tauſend glänzenden Augen voll Liebe an, und das Licht umſtrömte die hohe verklärte Geſtalt. Gleich ſchlafenden Rieſen ruheten die Berge auf dem jenſeitigen Ufern. Mit wildem Getöſe warfen die ſich aufgebrachten Wogen des Rheines denen in ihm hervorragenden Felſen entgegen. Die Ruinen von Ehrenfels ſtanden mit ihrem verlängerten Schatten wie ein traurender Geiſt der Vorwelt fürchterlich einſam in der Tiefe.

Ein unnennbares Gefühl ergrif mich unwiderſtehlich. Meine Blike ruheten trunken von Luſt und Sehnſucht auf dem blühenden, kräftigen

Weibe. Eliſe! rief ich, o liebe mich, wie ich dich liebe, und ſank ſtumm und weinend vor ihr nieder, und drükte ihre Hand an mein glühendes Geſicht. O Gott! ſagte ſie, und bog ſich zurük.

Eliſe! rief ich, o gieb mir den Himmel mit ſeinen Freuden, und ſage, ich liebe dich. Sie ſchwieg und zog krampfhaft zitternd die Hand an ſich, auf der meine Thränen glüheten. Da ſchlug es Zwölf in Bingen, und die langſamen, dumpfen, in der einſamen Gegend verhallenden Töne ſchienen ein fliehendes, zerſtäubendes Menſchenleben abzumeſſen, und das eintönige Geläute, wie auf die Bahre niederrollende Erde, die verſcharrte Menſchenbruſt zu bedeken; und als wollte der in der ſchwindlenden Tiefe hinabbrauſende Strom die Inniggeliebte neben mir hinwegziehen, ſchlang ich meine Arme um ihren Leib, und drükte taumelnd im Wahnſinne des Entzükens mein Geſicht auf ihre Bruſt. Ein ungekanntes Gefühl ſüßer, betäubender Luſt durchſtrömte mich. Ohne Beſinnung trug ich ſie an den Rand des drohenden Abhanges, und der Gedanke, wenn du dich hinabſtürzeſt mit ihr in den bodenloſen Abgrund, um ſie keinem fremden Beſize zu überlaſſen, zog wie eine ſchwarze Gewitterwolke durch meine Seele.

Ein brauſender Windſtos ergrif in unſrem Rüken die Wälder ſchüttelnd, und eilte zürnend ins ferne [illegible] Eine einſame düſtre Wolke trat zwiſchen [illegible] Mond und die Erde, und ihr Schatten kroch langſam und ſchweigend die ſteile ſenkrechte Höhe herauf uns entgegen, richtete ſich über dem Rüken des Berges auf, und reichte mit ſeinen Rieſenarmen über die Burg.

Eliſe! ſagte ich, welches ſterbliche Herz kann dich ſo unendlich lieben wie das meinige? Erhöre meinen gröſten, meinen einzigen Wunſch, und ſage: ich liebe dich. Sie hob das erblaſte verhüllte Geſicht gegen den Himmel, ihre Lippen zitterten, als verſuchten ſie ſich zum Sprechen zu öfnen. Aber müde ſank ihr Haupt auf meine Bruſt. Ich umſchlang ſie heftiger, und mein heißer brennender Mund ſog in einem dürſtenden, glühenden Kuſſe berauſchende Wolluſt in langſamen unerſättlichen Zügen ein — da zukte ein Schauder durch ihre Arme, und mit einer unwiderſtehlichen Stärke ſties ſie mich von ſich. Unglüklicher, rief ſie, was machſt du? — es iſt zu ſpät! —

Die Verzweiflung grif mit kalter eiſerner Hand nach meinem Herzen. Ich ſank entkräftet an der verfallenen Burgmauer nieder, und breitete meine Arme nach der Fliehenden aus: aber ſie verſchwand durch das öde, leere Gewölbe. Es iſt zu ſpät! ſtammelte ich. Dumpfrauſchend wälzte ſich der Rhein im Thale hin. Von klagenden Wogen umrauſcht ſtand die kleine Felſeninſel mit dem einſamen Thurme *) beleuchtet in der Tiefe.

Hoch in der heiteren blauen Kuppel des Himmels hängt izt flammend die Sonne. Die friedlich neben einander ruhenden Hütten ſteigen aus einem leichten, zerſchmelzenden Nebel auf, und über ihnen richten ſich Rauchſäulen — die Lärmfeuer der ewig wiederkommenden, hungrigen Bedürfniſſe des Menſchen — ſenkrecht in die Höhe. Der Rhein drängt ſich ſtolz durch das geſegnete blühende Land, und hebt ſeine hundert be-

---

*) Der Mauſethurm.

ſchatteten, heimlichen Inſeln wie im Triumphe empor.

Ach! wie viele ſchlummernde Schmerzen, wie viele unerfüllte Wünſche hat dieſer Morgen gewekt! Schließt nicht in dieſer engen, zuſammengedrängten Welt, die ein Blik überſieht, die engſte von dieſen tauſend und tauſend Hütten mehrere Welten ein, in denen getäuſchte Wünſche, geſcheiterte Erwartungen, ein unverſöhnter Haß, und vielleicht keine Liebe und keine Hofnung wohnen? Gott! wie viele Augen voll äzender Thränen öfnet jeder kommende Tag, und vergeht, ohne ſie getroknet zu haben! Welche unſichtbare Macht bildet im Verborgenen die Menſchenlarven, daß unvergängliche Schmerzen ihre Furchen in ſie graben, und einige fliehende Hofnungen auf ihnen lächlen, und zerdrükt ſie!

Ewiger, allmächtiger Weltgeiſt, deſſen Stimme ich in dem Brauſen des Sturms, in dem Krachen des Donners und in dem Säuſeln des Abendwindes zu hören wähnte, deſſen Bild mein kindlich hofendes Herz bald über den Sternen, bald in der blauen Tiefe des ſtillen Sees ſuchte, berühre mein mit Verzweiflung kämpfendes Herz, und gieb mir ein Zeichen, daß du biſt!

Ich drükte meine heiße, lautſchlagende Bruſt an das bethaute Gebüſch und richtete meine Augen ohne Hofnung gegen den Himmel, da glänzten die acht weißen Säulen, auf denen der Tempel ruhet, in dem helleren Lichte der Sonne, und in ihrer Mitte ſtand Eliſe.

Den 15. May.

Es iſt entſchieden. Ich bleibe, was es mich auch immer koſten mag. Wenn in dem Menſchen ſich Leidenſchaften, Wünſche, Furcht und Hofnung bekämpfen: wenn der ungewiſſe Erfolg, welcher der Thätigkeit keine beſtimmte Richtung giebt, ſeine Kräfte lähmt, was kann er thun, als ſich dem Zufalle oder dem Schikſale überlaſſen, und aus ſeinen Händen annehmen, was er ſich doch nicht ſelber geben kann? Spricht die Stimme wahr, welche mich zu fliehen mahnt? oder iſt es mein beſſerer Genius, welcher mir, mit ſüßen Hoffnungen ſchmeichlend, die Erfüllung meines ſchönſten Wunſches verſpricht? Täuſche ich mich, wenn ich in ihren ſanfteren Bliken zu leſen glaube, daß ich ihr nicht gleichgültig bin?

Lindau iſt ſeit geſtern aus dem Hauptquartier angekommen. Wilſon konnte dem ungeſtümmen Wunſche meines Freundes, mit dem geheimen Bunde bekannt zu werden, nicht länger widerſtehen. Wir ließen gegen Abend ſatteln, und ritten bei dem Mondlichte und ſternheller Nacht durch eine wilde, mir unbekannte Gegend.

Auf dem Wege ſagte Lindau zu Wilſon: Ich trete an ihrer Hand in eine für mich neue Welt. Was ich über den Zwek und die Mittel der Menſchen weiß, denen ich mich zu nähern im Begriffe bin, iſt wenig. Ich nahm die Erläuterungen, welche ſie mir über die Abſichten des heiligen Bundes gaben, mit Schweigen auf, welches ſie vielleicht als eine unbedingte Billigung ihres Inhalts zu deuten verſucht ſind. Ich will ſie nicht täuſchen. Alle Heuchelei iſt meinem Herzen fremd.

Sie wiſſen ſelber, daß es nicht ſchwer iſt, den niedrigſten Zwek in das ehrwürdigſte Gewand zu kleiden, wie es dann auch den ungerechteſten Kriegen nie an einem beredten, heiligenden Manifeſto fehlt. Meine Verhältniſſe erzogen mich zum unverſöhnlichſten Haſſe gegen die Inſolenz des Reichthums und der Gewalt. Ich bin ein Feind jeder Art von Uſurpation; aber ich fühle, daß mich das Schikſal, welches meine Bildung leitete, oft ungerechter macht, als ich ſelber bin. Alles Menſchenwerk iſt mangelhaft, und ich bin gewiß, es wird es ewig bleiben. Darum werde ich meine wenigen Kräfte nie dem undankbaren Verſuche weihen, erträgliche Mißbräuche zu bekämpfen. Nur mit dem Verbrechen und offenbarer Gewaltthätigkeit lebe ich im Kriege. So bin ich, ſo zwingt mich meine Natur, mein inneres Weſen, zu ſeyn, und ich folge ihnen, weil ich ihnen folgen muß, wenn ich nicht aufhören will, Ich ſelber zu ſeyn.

Nicht ſelten nimmt der Menſch ſeinen Haß gegen Tyrannen für den der Tyrannei, und kann fremde Willkühr nur darum nicht dulden, weil ſie ſeiner eignen im Wege ſtehet. Es bekämpft nicht den Despotismus, ſondern die Despoten, und wird es ſelber, ſobald er es ungeſtraft werden kann. In unſeren Tagen, wo große Kräfte ſich freundlich zu großen Verbrechen geſellen, wo der beſte Kopf ſich mit dem ſchlechteſten Herzen verträgt, und das widerlichſte Geſicht die gefälligſte Larve trägt, glaube ich nur der beſcheidenen That und nicht dem pralenden Worte. In einem Zeitalter, dem es an Tugend fehlt, ſehen wir das Genie in ſeiner übermächtigen Kraft ſich gegen den Himmel erheben, aber nicht um das reine Sonnenlicht der Wahrheit näher an der Quelle zu trinken, nicht um ſich über die zahlloſen Begierden, welche das tiefe thieriſche Leben beſudeln, aufzurichten, ſondern wie der gefräßige Geier, um ſeine Beute leichter zu überſehen und gewiſſer zu erhaſchen. Ich muß alſo, ehe ich mich verbindlich mache, dem großen Bunde auf ewig anzugehören, deſſen Abſichten ich zu unterſtüzen wünſche, wenn ſie rein ſind, die Menſchen kennen, aus denen er beſteht. Uebrigens widerhole ich ihnen das Verſprechen, daß alles, was ich ſehen und hören werde, in meiner Bruſt begraben bleibt. Ich bin arm an Betheuerungen und Worten; aber was meine Zunge bejaht, hat meine Seele ſchon beſchworen.

Ich werde ſie, antwortete Wilſon, ſo viel von dem Zweke und den Mitteln unſeres Bundes ſehen laſſen, als mir meine Pflicht zu enthüllen erlaubt. Diß iſt, ich geſtehe es, nicht viel, aber doch genug, um ihr Urtheil zu beſtimmen. Die Menſchen, welche die Gefahr und den Ruhm eines ſo ungewöhnlichen Verſuches, als der unſerige iſt, unter ſich theilen, ſind ſo gut und beſſer als ich. Sie ſind, was die Beſten unter uns in ihren Verhältniſſen und nach ihren Kräften zu ſeyn vermögen. Ich ſelber kenne nur einen Theil der Anſtalt, welche beinahe die ganze kultivirte Welt umfaßt, und bin in mehr als einem Falle nur untergeordnetes Werkzeug.

Die Seele des Ganzen iſt Eponymos *), einer

---

*) Ich vermuthe, daß dieß nicht der wahre Name die-

der gröſten Menſchen, welche je unſer Geſchlecht ehrten, und der gröſte, den ich kenne. Ein reifer, vollendeter Mann nach ſeinen Kenntniſſen, ein Jüngling nach ſeinen Jahren, und ein Kind nach ſeinen Sitten. Man findet vielleicht öfters in einem Menſchen ſo viel mannichfaltige, ausgebildete Kräfte, ſo viel Muth und ſo viel Thätigkeit, aber ſelten ſo viel Genie bei ſo viel Tugend, eine ſo tiefe Menſchenkenntniß bei ſo viel Menſchenliebe. Das Unglük und frühe erwachte Leidenſchaften haben ihn, wie ich hörte, gebildet. Ob ich ihn gleich nur ſelten ſah, ſo ſtehet doch ſein Bild ewig lebendig vor mir. Sein Anblik demüthigt und richtet auf. Bei den gröſten durchaus entwikelten Fähigkeiten iſt er ohne Anſprüche. Sein ganzes Leben iſt eine ununterbrochene Thätigkeit, und doch ſcheint er ſich kaum anzuſtrengen. Er iſt, was ſich mit ſeiner unſteten Lebensart nicht wohl harmoniren will, ein Gelehrter. Er

ſer Menſchen iſt; denn ihn führte auch der erſte Archon in Athen, welcher die öffentlichen Akten unterzeichnete, und in der Verſammlung den Vorſiz hatte.

iſt Staatsmann und Soldat, und hat Beweiſe davon abgelegt, die andere, welche ſich geſchikt mit der geborgten Hülle ſeiner Größe zu ſchmüken wuſten, an die Spize der Angelegenheiten des Staates hoben. Mit der Lebensart und den Sitten eines ſtillen, einſamen Weiſen verbindet er die Feinheit und den Anſtand eines durchgearbeiteten Weltmannes.

Wie ſehne ich mich, rief ich, dieſen Menſchen zu ſehen, den ich ſchon in ſeinem Bilde liebe!

Und welches ihm doch, fuhr Wilſon fort, gewiß nicht ſchmeichelt. Hätte die Ungeduld ihres Freundes den gegenwärtigen Beſuch nicht ſo ſehr beſchleunigt, dann wären wir ſicher geweſen, ihn zu ſehen. Aber nach Briefen aus Catania, am Fuße des Aetna, wo er ſich noch vor einem Monate befand, erwarten wir ihn nach zehen oder zwölf Tagen. Unter ſeine mannichfaltigen Eigenheiten gehört auch die, daß er bei der Annäherung eines jeden Winters in die ſüdlichen Gegenden von Europa, nach Spanien, Italien oder Frankreich ziehet, und nur den Sommer in den kälteren, nördlichen Reichen dieſes Welttheils lebt. Es ſcheint, die zarten Blüthen und Früchte, welche ſein ewig-ſchaffender Geiſt mit üppiger Kraft hervortreibt, vertragen, wie die ſchöneren und kräftigeren Pflanzen der wärmeren Klimate, die lebentödtende Witterung der Eiszonen nicht.

Der Weg wurde ungebahnt, das Geſträuch dichter, das Thal dunkler und enger. Hier müſſen wir unſre Pferde zurükſchiken, ſagte Wilſon, denn ein unſichrer ſchmaler Pfad windet ſich mühſam durch das Gebüſche jenes ſchroffen Berges, kaum von Menſchen zu erſteigen. Wir gaben unſere Pferde ab.

Mit Anſtrengung krochen wir einem Fußſteige nach, welcher mir das gewöhnliche Beet eines Baches zu ſeyn ſchien, den man ableiten und anlaſſen konnte, ſo wie man einen Beſuch erwartete, oder ſich gegen ihn zu verwahren ſuchte. Wir ſchwangen uns über abgeriſſene Felſenſtüke Wilſon nach, der uns führte, und abgebrökelte Steine rollten unter unſeren Füßen ins Thal hinab. Der Mond warf ſeine glänzenden Silberfäden ſparſam durch das verwachſene Buſchwerk, und die einſame Stille der Nacht unterbrach nur der Fall losgeriſſener Steine, und das müde, ſchnelle Athmen dreier ſchweigender Menſchen.

Da wir mit Mühe die lezten ſteilen Hügel erſtiegen hatten, gieng der Mond ſtill und freundlich hinter die weſtlichen Gebirge. Wir ruhten bei einem breiten gebahnten Wege unter jungen Eichen aus.

In der Tiefe der Nacht glänzten zahlloſe Welten. Im Thale und auf den nahen Bergen ruheten die Wälder wie träumend im Schlafe aus, und ein leiſes, kühlendes Flüſtern lief durch die Gipfel der Bäume, und in der Ferne ſtürzte ſich dumpfrauſchend ein Bach ins finſtere Thal. Es herrſchte eine ernſte, feierliche Stille um uns. Nur der denkende Geiſt ſprach einſam mit ſich ſelber.

Da trat eine dunkle Geſtalt aus der Nacht, und näherte ſich uns auf dem Wege, bei dem wir in einer kleinen Entfernung ruheten. Alle Blike waren auf dieſe Erſcheinung gerichtet, und als ſie uns nahe war, erkannten wir einen jungen Mann mit entblöſtem Haupte in einem dunkelgrauen Mantel gehüllt. Ernſt und in tiefes Nachdenken verſunken, gieng er an uns vorüber, und ſein blaſſes Angeſicht, und ſeine ſtille in ſich verlohrne Geſtalt füllte die Seele mit einem gemiſchten Gefühle von Ehrfurcht und Liebe.

Er wandelte ſchweigend auf und nieder, bis der öſtliche Himmel ſich mit Purpur färbte, und die ſchlaftrunkene Gegend ſich ins laute, erwachende Leben taumelte, da nahete er ſich dem Abhange, auf den wir ihn emporſteigen geſehen hatten, richtete ſein Angeſicht gegen den kommenden Tag, und verſchwand.

Welch eine heilige Geſtalt! rief ich. Wilſon ſchien bei dieſen Worten aus einem tiefen Traume aufgeſchreckt. Es war Eponymos, ſagte er. Eponymos? fragte Lindau erſtaunt. O, dieſes Angeſicht kann nicht lügen, aus ihm ſpricht ein erhabener Geiſt.

Wir eilten über den Rüken des Berges, und ſtiegen auf der andern Seite hinab in ein weites, friſchgrünendes Thal. In der Mitte deſſelben ſtand ein einzelnes Gebäude zwiſchen drohenden Ruinen einer verfallenen Kirche. Da wir uns durch einige zuſammengeſtürzte Mauern der etwas vernachläſſigten Wohnung näherten, rauſchte uns eine friſche kriſtallene Quelle aus dem verfallenen Mauerwerke entgegen. Lindau ließ uns vorausgehen, und badete Geſicht und Hände in dem klaren, kühlen Waſſer. Da wir endlich in den leeren, mit einem lebendigen Zaune eingeſchloſſenen Hof traten, ſahen wir Eponymos durch das entgegengeſezte Thor, von zwei rüſtigen Jünglingen begleitet, das Thal hinabreiten.

Lindau ſchmerzte die Entfernung dieſes Menſchen, der einen tiefen Eindruk auf ſein Herz gemacht zu haben ſchien. Raſtlos trieb er ſich in der wilden romantiſchen Gegend umher, und blikte mit Sehnſucht nach dem Wege, auf welchem er abgereiſt war. Nachdem wir bis zum Nachmittage einige Stunden ausgeruhet, und die innere Einrichtung des Gebäudes kennen gelernt hatten, beſuchten wir die Anhöhe, auf welcher uns die ſtille heilige Geſtalt des Menſchen erſchienen war, der ſo wunderbar auf uns gewirkt hatte. Er war der Gegenſtand unſrer Unterhaltung, von dem wir uns auch nicht einen Augenblick entfernten. Die Sonne ſtand glühend über uns. Unter einer nahen Eiche lud uns ein weicher Raſen zur Ruhe in den kühlen Schatten ein, und da wir uns niederſetzten, fiel Lindau folgender Brief, mit Bleifeder auf ein abgeriſſenes Blatt geſchrieben, in die Hände.

Eponymos an Polydor.

Durch das Univerſum ziehet ein nie verſiegender Strom von Leben, und der Menſch, welcher als vorüberrauſchende Woge in ihm aufſteigt, und die Milbe, die ſich in ihm als ein leichter Tropfen verſpritzt, fließen aus einer ewigen Quelle. Jede Kraft iſt göttlich, und in dem Menſchen alles heilig, ſeine Triebe, ſeine Vernunft, ſeine Leidenſchaften, ſein Gewiſſen, ſeine Genüſſe und ſeine Reſignation auf dieſelben; aber das heiligſte in ihm iſt ſeine Freiheit, weil es ohne ſie nichts vollkommenes giebt.

Nur für den Menſchen, der den Baum wegen ſeinen Blüthen, und die Blüthen als ein Unterpfand der künftigen Frucht liebt, zieht es Unkraut. Jedes Verbrechen iſt eine verirrte Tugend. Dieſen Glauben ließ mir ein Leben, das mich durch die Zeltgaſſen von Thronen, Pharobänken und Siechhäuſern, durch die aufgeſtellten Schlachtreihen von Betrügern, Brudermördern, Giftmiſchern und Tyrannen unſeres Zeitalters führte.

Jede Kraft ſtrebt nach Thätigkeit und jeder Trieb nach Befriedigung. Wer ihrer Wirkſamkeit eine Sphäre und ein Ziel zu laſſen oder zu geben weiß, verdient, ſie zu regieren. Wer ſie beſchränken oder unterdrüken will, verwüſtet eine freie Welt, und verwandelt eine Wohlthat und eine Anlage zur Tugend in eine Plage und in ein Verbrechen. Wir können nicht alles lieben, was iſt: aber wir müſſen es achten. Der Menſch darf nur von ſich ſtoſen, was ihm mißfällt, aber nicht zerſtören; denn wir ſind nur frei und nicht Herrſcher.

Die Natur des Menſchen iſt wohlthätig und freundlich, wie die des Feuers und des Waſſers, und er hat nicht dieſe Natur, ſondern ſein Beet und ſeine Richtung verlohren, und iſt darum eine freſſende Flamme und eine zerſtörende Flut geworden.

Der Geiſt, welcher in dem Menſchen wohnt, iſt ein Strahl des göttlichen Geiſtes, ſeine Beſtimmung iſt, Gott ähnlich zu werden. Frage über ſie dein Herz und nicht die Schriften der Weiſen. Sie haben für andre und nicht für ſich geſchrieben, und ihre Feder arbeitete im Dienſte fremder Leidenſchaften oder der ihrigen. Sie haben die menſchliche Natur herabgewürdigt, um in dem Verderben derſelben eine Schuzrede für ihr eigenes Verderben zu finden.

Wäre der Menſch ſo ſtark, daß ihn die Lüge und das Laſter nicht verſuchte, dann trüge ſein Herz die Blüthen der Tugend, und ſeine Vernunft die Früchte der Wahrheit, wie eine Orangerie die ihrigen, ohne Verdienſt. Aber das Schikſal hat den menſchlichen Willen in die Mitte geſtellt zwiſchen das Gute und Böſe, die Wahrheit und den Jrrthum, und in dem ſelbſtgefaßten Entſchlüſſe und in der ſelbſtgewählten That liegt ſein Werth, ſein Verdienſt und ſeine Freude. Unſer Leben iſt der ewig fortgeſetzte Krieg Typhons mit Oſiris, und unſre Größe beſteht oft darin, nur gekämpft, obgleich nicht geſiegt zu haben.

Unſer irdiſches Leben iſt eine Hieroglyphe, zu der nur die Ewigkeit den Schlüſſel hat. Es iſt keine Prüfung und keine Belohnung. Es iſt ein abgeriſſener Akkord aus einer großen Harmonie. Dieſe Erde iſt unſre Wohnung, aber nicht unſre Heimath. Wir leben in unſeren Thaten und Genüſſen, aber nicht in der Zeit. Die Vermeſſenheit und die Verzweiflung wühlen die Gräber der Todten auf, und fragen die ſtumme Mumie um den Aufenthalt des ausgezogenen Geiſtes, und das unwürdigſte Leben fodert ein künftiges als den verdienten Preis des gegenwärtigen. Denkender, ahnender Geiſt meines Polydors! frage nur dich ſelber. Sey, wer du ſeyn ſollſt; denn du biſt.

Ich gehe durch die ſchweigende Nacht. Die Unermeßlichkeit ſieht mit ihren ungezählten Welten auf mich herab. Wenn der Zufall, ein Nichts, eine blinde Kraft dieſe Millionen Welten mit Millionen Leben, und meine denkende, fühlende Seele in die leere Wüſte des unendlichen Raumes warf, wohlan! ſo vertraue ich dir, göttlicher Zufall, göttliches Nichts, göttliche blinde Kraft! Ich bin dein Geſchöpf.

Kämpfe gegen den Schmerz, mein Polydor, aber fürchte ihn nicht; genieße die Freude, aber ſuche ſie nicht. Ueber das irdiſche Leben ziehen beyde, wie die Wolken und Jahreszeiten über die Erde. Aber im Sturme der Begierden, in dem Winterfroſte des Elendes, und unter dem heiteren, erwärmenden Frühlingswehen des Genuſſes gehe nie die Sonne der Freiheit, der Liebe und der Tugend in deiner Seele unter! Dem einen iſt dies Leben ein erfreuliches, dem andern ein läſtiges Geſchenk. Ein Geſchenk iſt's, aber ſein Werth hängt von dem Gebrauche ab, den der Beſchenkte von demſelben macht.

Den 17. Mai.

Sehe ich bei ſtiller Nacht in den blauen, ſterne hellen Himmel, dann lächelt ihr Bild mich aus den Myriaden Sonnen, die in der unendlichen Tiefe glänzen, mit unendlicher Liebe an. Stehe ich an dem vorüberrauſchenden Waldbache in mich verlohren, dann ſpiegelt die plätſchernde Woge die herrliche Geſtalt des geliebten Weibes ab, und die murmelnde Welle nennt der Theuren Namen. Mit unendlicher Sehnſucht preſſe ich den gefühlloſen Baum an meine Bruſt, als könnte ich ihn erwärmen und beleben mit Liebe. Der Wind, wenn er in den Blättern der Gebüſche wühlt, äfft das Rauſchen ihres Kleides nach. In der ganzen Natur ſehe ich nur ſie; aus der ganzen Natur ſpricht nur ſie, und nur ſie iſt der Gegenſtand und das Ziel aller meiner Wünſche, aller meiner Hoffnungen.

Das ganze geſchäftige Leben hier kann mich nicht zerſtreuen; und ich ſoll Antheil nehmen an ihren Plänen, um eine ſchwer zu geſtaltende Welt umzugeſtalten? und doch fühle ich, daß eine fremde Hand die einfachen Fäden meines eigenen Schikſals verworren durcheinander ſchlägt, daß ich es nicht zu bilden vermag.

Die Mittel, über welche dieſe furchtbaren Menſchen gebieten, ſind groß und umfaſſend. Welche Kühnheit und Kraft gehörte dazu, um dieſes Werk zu vollenden! Wir lernten bis izt nur einige Zweige der ausgebreiteten Anſtalt kennen, und Wilſon ſagte, wir ſeyen nur in den Vorhof gekommen, und hätten noch nichts von dem inneren Heiligthume geſehen, und doch iſt Lindau von Bewunderung durchdrungen, und ich blike voll Erſtaunen auf das koloſſaliſche Unternehmen, welches die ganze gebildete Welt umfaſſen ſoll.

Wir kamen durch unterirdiſche verborgene Gänge in eine Reihe von Sälen, aus denen immer ein Saal in den andern führte. In jedem derſelben ſind die Papiere aufbewahrt, welche Beiträge zur Politik, Geſchichte, Statiſtik und Kriegskunſt eines jeden merkwürdigen Staates der Welt enthalten. Jeder Staat hat ſeine beſondere Abtheilung, und mehrere Menſchen ſah ich beſchäftigt, die mannichfaltigen Papiere zu einem zuſammenhängenden Ganzen zu reichen, oder in leicht zu überſehende Auszüge zu bringen. Da iſt alles Ordnung, und nirgends eine Lüke. Beobachtende Reiſende haben ihre Bemerkungen mit denen daraus flieſſenden Reſultaten aufgezeichnet. Angeſtellte und Beamten des Landes, die Glieder des geheimen Bundes ſind, haben ihre reifen Beobachtungen niedergeſchrieben, und der Geſellſchaft mitgetheilt. Hier findet man die beſtimmteſten Angaben über die Größe, Fruchtbarkeit und den Ertrag des Landes, über die Induſtrie, die Sitten und Gebräuche ſeiner Bewohner, über den Handel, den Geiſt des Volkes und der Regierung, wie über die Religion und Geiſtlichkeit; die zuverläſſigſten Karten und Pläne von feſten Pläzen und bedeutenden Poſitionen, nebſt erläuternden Denkſchriften. Die Urſachen des öffentlichen und Privatwohlſtandes oder der Dürftigkeit, der Zufriedenheit oder des Mißvergnügens ſind entwikelt, die Gründe der fortſchreitenden oder zurükgehaltenen Aufklärung angegeben, und allenthalben Vorſchläge zur Verbeſſerung beigefügt. Wem dieſe Papiere zu Gebote ſtehen, der überſieht mit einem Blike die Kräften und Hülfsquellen eines Landes und ſeiner Regierung. Da man hier den Geiſt des Volkes und der verſchiedenen Stände, die es bilden, lebendig dargeſtellt, den Karakter und die Fähigkeiten der erſten Beamten, des Monarchen, ſeiner Lieblinge und der ihn umgebenden Perſonen getreu gezeichnet findet, ſo hat man den Schlüſſel zu jeder großen oder unbedeutenden Veränderung im Staate, und zugleich den Hebel, dieſe Veränderungen ſelbſt einzuleiten, zu bewirken und zu beherrſchen.

Ich muß geſtehen, daß ich dieſe Sammlung, welche mit jedem Tage reicher wird, als einen Schaz betrachte, wie keine Regierung ihn beſizt. Wäre aber auch irgend ein großer Staat von ſolchen Menſchen bedient, könnte er über alle dieſe zahlloſen Hülfsmittel verfügen, dann hätte er das Werkzeug in der Hand, kräftiger auf das Schikſal der Welt zu wirken, herriſcher über die Angelegenheiten der übrigen Staaten zu entſcheiden, als die Römer es mit ihren Legionen konnten.

Dieſe Sammlung, welche wir durchgiengen, war nach Wilſons Bemerkung nicht vollſtändig: ſie umfaßte nur Europa mit den Kolonien.* Noch beſizt die Geſellſchaft eine koſtbare Niederlage von Notizen über den Karakter, die Talente, Neigungen und Schwächen der verſchiedenen Regenten, ihrer Miniſter, Geſandten und Räthe, der ausgezeichnetſten Menſchen in den mannichfaltigen Freiſtaaten, die an der Spize der Nationen, der Heere und der Volksgeſellſchaften ſtehen. In dem ganzen Gemälde eines hervorragenden Mannes ſoll, wie Wilſon verſicherte, auch nicht ein weſentlicher Zug fehlen. Seine Geburt und Erziehung, ſeine früheſten Leidenſchaften und ihre Entwikelung, ſeine Lieblingsbeſchäftigungen, ſeine Art zu leben, ſich zu vergnügen und zu zerſtreuen, ſind aufs genaueſte beobachtet und aufgezeichnet. Nur wenige Auserleſene von der Geſellſchaft aber haben zu dieſen Papieren den Schlüſſel; und was man durchaus unter allen Umſtänden geheim halten will, iſt zur Vorſicht in Chiffern geſchrieben.

Betrachte ich die Geſellſchaft in ihrem ganzen Umfange, wie ſie aus Menſchen von allen Nationen und Ständen zuſammengeſezt iſt, die zugleich zu den fähigſten und kräftigſten gehören, wie ſie ein Geiſt beſeelt, der das ganze lenkt, und jede Bewegung des einzelnen Mitgliedes zu einem gemeinſchaftlichen Ziele leitet, dann ſcheint mir gegen dieſes große Werk jede Staats- und Hofkunſt klein.

Unter den mannichfaltigen Denkſchriften, die wir hier fanden, hatte eine wegen dem Gegenſtand, den ſie behandelt, ein beſondres Intereſſe für mich. Sie war in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und da ich mich zu zerſtreuen ſuchte, überſezte ich ſie, und ſchreibe ſie hier wörtlich ab:

Ueber die beſte Staatsverfaſſung für Frankreich.

Es giebt Menſchen, welche nicht müde werden, uns von den Aehnlichkeiten zu ſprechen, welche ſie zwiſchen den Republiken des Alterthums und denen unſerer Tage finden. Aber ſie vergeſſen, der ungleich weſentlicheren Verſchiedenheiten zu erwähnen, welche die angeblichen Aehnlichkeiten auf ſehr wenig oder auf Nichts zurükführen.

In Rom und Griechenland hatte das geſellſchaftliche und bürgerliche Leben eine eigne Grundlage, die es gegenwärtig nicht hat — nemlich die angebohrne Freiheit oder Sklaverei der Bewohner jener Staaten. Der freigebohrne Menſch gebot über die Arbeit der zahlreicheren Klaſſe der Sklaven, die für ſeine Erhaltung ſorgten, und alle Dienſte thaten, welche wir mit Dienſten kaufen müſſen. Die Baſis, auf welcher das geſellſchaftliche Leben gegenwärtig ruhet, iſt ein ewiger Tauſch von Arbeit. Wer die Dienſte eines andern will, muß ſie ihm mit einem Dienſte bezahlen. Um zu erhalten, muß er geben, und nur, wenn er zu geben fähig iſt, iſt er ſicher zu empfangen. Es giebt bei uns keine erzwungene, ſondern nur freie, keine fruchtloſe, ſondern nur belohnte Thätigkeit.

Der Bürger jener Staaten gehörte nur dem gemeinen Weſen an, und ſeine erſte und einzige Sorge war ſein Vaterland. Ueber die Mittel ſeiner Erhaltung weniger beunruhigt, konnte er ſich dem Dienſte deſſelben ausſchließend weihen. An die Freiheit und die Rechte des Menſchen wurde nicht gedacht, es gab nur freie Bürger. Die menſchliche Thätigkeit hat izt eine andre Richtung und eine andre Sphäre. Wir leben nur in dem engen Kreiſe unſrer häuslichen Beſtimmung und für denſelben. Alle unſre Rükſichten, Hofnungen, Mittel und Zweke ſind ökonomiſche. Unſer hervorſtechender Geiſt iſt der des Gewerbfleißes. Dort waren die verſchiedenen Handwerke, der kleine Handel, und bei mehreren Völkern ſogar der Akerbau das Geſchäft des Sklaven. Der Bürger ſollte ſich im Dienſte ſeines Gleichen nicht erniedrigen. Bei uns iſt das Beſtreben, die Bedürfniſſe andrer zu befriedigen, eine Tugend, und die Dienſte, die wir unſres Gleichen zu leiſten im Stande ſind, werden als das Mittel geſucht, unabhängig ſeyn zu können.

In den Republiken des Alterthums war alſo der Bürger in den Stand geſezt, ſich einzig mit den Angelegenheiten des Staates zu beſchäftigen; und dieſe Entfernung von allen kleinen Sorgen, welche die Gewinnſucht und das ewige Streben nach tauſend armſeligen Lebensgenüſſen begleiten, verbunden mit der demokratiſchen Form ihrer Verfaſſung, welche alle edleren Kräfte übte und bildete, drükte ſeinem Karakter jene heroiſchen Züge von Kühnheit und Feſtigkeit auf, welche wir lieber zweifelnd ins Reich der Romane verweiſen, als beſchämt glauben. Der Menſch wird größer in größern Verhältniſſen; darum erzog nur Rom, Sparta und Athen einen Regulus, Brutuſſe und Gracchen, einen Scipio, Sylla, Cäſar, Leonidas, Ageſilaus, Kleomenes, Themiſtokles, Miltiades und die Schaar von Kernmenſchen, welche die Geſchichte aufzuzählen ermüdet. Die freie Verfaſſung jener Staaten, in der und für welche der Bürger nur lebte, entwikelte ſeine Kräfte und gab ihrer Thätigkeit einen Schauplaz. Nie hatten alle menſchlichen Anlagen eine beſſere Schule, als in jenen Staaten, wo alle Verhältniſſe auf dieſelbe belebend wirkten. Nirgends wuchs der Menſch zu jener koloſſaliſchen Größe, als in ihnen.

Auch dieſer Stand des geſelligen und politiſchen Lebens hat ſeine Vorzüge und Mängel. Es läßt ſich vieles gegen ihn ſagen, was mehr oder weniger Grund hat. Unſer Urtheil über denſelben kann aber nicht anders als ſehr einſeitig und fehlerhaft ausfallen, wenn wir unſre Neigungen, Bedürfniſſe, Leidenſchaften und Hülfsquellen zum Maaßſtabe für die jener Menſchen annehmen. Der triviale Gemeinſpruch: der Menſch bleibe immer Menſch in jeder Lage, unter jedem Himmelsſtriche und zu allen Zeiten, kann nicht mehr und nicht weniger ſagen, als daß die Natur ihn durch ſeine Anlagen und Triebe in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſen habe, welche er nicht zu überſpringen vermag. Aber wer hat dieſe Grenzen gemeſſen? Wer wagt es ſie zu meſſen? Wenn wir des angeführten Gemeinſpruches ungeachtet einen Cäſar und Antonin mit einem Commodus und Karl IX., einen Monteſquieu mit einem Karaiben nicht auf eine Linie zu ſtellen verſucht werden, und wenn ſie deſſen ungeachtet alle zu einer Gattung gehören, dann muß doch innerhalb der ausgedehnten Grenzen Raum genug für Gottmenſchen und Teufel ſeyn.

Unſre Verhältniſſe machen mehr aus uns, als die Natur; und wir können nie, weder über den Werth des einzelnen Menſchen noch über den ganzer Völker ein richtiges Urtheil fällen, wenn wir nicht aus unſern Verhältniſſen in die ihrigen überzutreten vermögen.

Keine Kraft im Menſchen ſoll ſich entwikeln auf Unkoſten der Kräfte von ſeines Gleichen. Der Menſch ſoll nie Sklave des Menſchen ſeyn. Vor dieſem Gebote des Rechtsgeſezes ſchweigen alle fremden Betrachtungen; obgleich es in der Natur und in dem lebendigen handelnden Leben keine unbedingte Anwendung erhalten kann und wird. Die lauernde, ſchleichende, hinterliſtige Politik, welche aus den Kabinetten ihre unſichtbaren Fäden wie eine Spinne zieht, und ihre Beute feig umgeſtrikt, um ſie ohne Gefahr zu tödten, iſt am Ende doch nicht ſo viel werth, als der Löwenmuth des Römers, der auf Raub ausgeht, anfällt und bekämpft. Er verträgt ſich doch mit Edelmuth und Großſinn; aber die armſelige, feige, verſtelte Staatsklugheit nicht. Wenn wir der menſchlichen Natur einige Unarten nachſehen wollen, dann verdienen doch die den Vorzug, welche ſie am wenigſten verderben und entſtellen. Unſere Staatskunſt kann nur unterdrüken und beſchränken. Was ſie unter Regieren verſteht, zeigt der Wunſch Peters I., den er am Grabe Richelieus that. Ach! lebteſt du noch, rief er, ich würde dir die Hälfte von meinem Reiche geben, daß du mich lehrteſt, die andre zu regieren! Die Nachwelt wird beide, den Stifter der berühmteſten Akademie, und den Schöpfer des gröſten Reiches in Europa in die Klaſſe haſſenswürdiger Tyrannen werfen. Ich zweifle, ob ſie die Panegyriken vielgeltender Gelehrten, die in ihrem verbeſſerten Schikſale ſo gern das verbeſſerte Schikſal der Völker ſehen, und die Unſterblichkeit gegen einige Schmeicheleien und Penſionen gefällig losſchlagen, gegen dieſes Schikſal ſichern.

Die einſeitige Ausbildung unſrer Kräfte und unſre ſcheue kränkliche Gelehrſamkeit vertrug ſich mit dem ewig regen, ewig angefochtenen öffentlichen Leben der Griechen und beſonders der Römer nicht. Wie ſich im Menſchen alle Anlagen in ihrer Entwikelung und Anwendung wechſelſeitig halten und unterſtüzen, ſo wurde der Menſch mit allen ſeinen mannichfaltigen Kräften bei ihnen immer als ein Ganzes betrachtet und gebildet. Entſchluß und

That, Gedanke und Handlung, Theorie und Erfahrung, Kraft und Muth umſchlangen ſich in einem verſchwiſterten Bunde. Das Leben erzog ſie, und ihre Thätigkeit gieng wieder aufs Leben, und das Wort beſeelte Gefühl und Gedanke. Bei uns iſt der Strahl des Lichtes der Wahrheit in alle ſeine verſchiedene Farben geſpalten; was wohl bei der Behandlung poſitiver Wiſſenſchaften, aber nie bei der Erziehung des Menſchen gelten kann.

Ich will die griechiſchen und römiſchen Republiken nicht ins 19te Jahrhundert verpflanzen, obwohl wir manches von ihnen annehmen könnten, was ſich mit der menſchlichen Beſtimmung ohne Rükſicht auf Zeit und Ort verträgt. Meine Bemerkungen über die gleichmäßige rieſenhafte Ausbildung ihrer Kräfte, die ſich gröſtentheils auf ihre häusliche Sorgenloſigkeit und die demokratiſche Form ihrer Verfaſſung ſtüzte, beweiſen im Gegentheil, daß wir nicht ſeyn können, was ſie waren, wenn unſre Verhältniſſe nicht dieſelben ſind. Der kleine Umfang ihres Gebietes ertrug eine Volksregierung, die dem Staate auch immer verderblich ward, wenn er ſich zu ſehr ausgedehnt hatte.

Beiſpiele ſind immer belehrend, und die Geſchichte als eine Sammlung derſelben kann uns unterrichten. Aber eine Anwendung derſelben iſt nur dem prüfenden Scharfſinne erlaubt, der nicht Unverträgliches unnatürlich paaret. Die individuellen Kräfte des Menſchen wurden in den Freiſtaaten des Alterthums zu einem Grade entwikelt und ausgebildet, den wir in unſeren Verfaſſungen bei ungleich zahlreicheren Hilfsmitteln, die uns zu Gebote ſtehen, nicht erreichen.

Frankreich erträgt keine demokratiſche Form, und von dieſer Wahrheit hätte man ſich überzeugen können, ohne die Erfahrung um ihren Unterricht anzuſprechen. Dieſer Staat erträgt ſie nicht aus dem Grunde, der ſie aus allen Staaten unſrer Zeit verweiſet, welche die häusliche Sklaverei nicht kennen. Der Bürger ewig mit den Mitteln ſeiner Subſiſtenz beſchäftigt, kann ſich nicht auf den öffentlichen Pläzen und den Märkten herumtreiben, um auf Unkoſten ſeines häuslichen Wohlſtandes die Geſchäfte des Staates zu beſorgen.

Frankreich erträgt keine demokratiſche Verfaſſung, weil der ausgebreitete Umfang eines Staates überhaupt ſie nicht verträgt. Man kann als Grundſaz annehmen, daß der Bürger die Fähigkeit und Neigung, ſich mit den Angelegenheiten des Staates zu beſchäftigen, in dem Verhältniſſe verliert, als ſich dieſelben von ſeinem perſönlichen Intereſſe entfernen. Der Inhalt ſeines ganzen Lebens liegt in dem engen Kreiſe der Geſchäfte, welche ihm ſeine Erhaltung nothwendig machen. Auf ſie iſt ſeine ganze Thätigkeit und folglich die Uebung ſeiner Kräfte eingeſchränkt. Was außer dieſer Sphäre liegt, bleibt ihm fremd. Wenn wir annehmen, daß ein Staat, deſſen Geſezgebung vierhundert Individuen übertragen iſt, aus acht Millionen Bürger beſtehe, welche das Recht beſizen, ihre Geſezgeber zu wählen, ſo fällt das Recht einen dieſer 400 auszulöſen, auf 20,000 Stimmen. Welchen Werth kann ein Bürger auf ſeine Stimme legen, deren Gewicht ſich zu dem ganzen vereinigten Gewichte aller Stimmen, die einen Geſezgeber ſchaffen, verhält wie 1 : 20,000? Und dieſer Eine, das Reſultat einer Wahl von 20,000 Menſchen, verliert ſich in der ganzen Geſezgebung, die aus 400 Gliedern beſteht, unbemerkt.

Nehmen wir aber an, daß die Mehrheit von 20,000 Bürgern den beſten Willen habe, den Fähigſten und Würdigſten aus ihrer Mitte zu wählen, wird ſie auch Fähigkeiten genug beſizen, die Talente zu prüfen und zu ſchäzen, welche ein Geſezgeber beſizen ſoll? Das Vermögen, die Gerechtigkeit und den Nuzen einer zum Geſeze vorgeſchlagenen Maasregel zu beurtheilen, die Kenntniſſe des Staatsrechts, der Politik, der Staatswirthſchaft, des bürgerlichen und peinlichen Rechts, ſind die ſeltenen Früchte eines anhaltenden Studiums, ſtiller und langer Meditationen. Wie kann der Bürger über den Werth eines Menſchen in dieſer Hinſicht urtheilen, der um ſo weniger Geräuſch machte, je ernſtlicher er mit ſeiner eignen Ausbildung beſchäftigt war? Aber nehmen wir auch noch an, daß jeder, welcher ſich um eine Stelle in der Geſezgebung bewirbt, dem Volke durch die Preſſe die Reſultate ſeines Nachdenkens, den geſammelten und ſelbſtgepflanzten Vorrath ſeiner Kenntniſſe zur Prüfung vorlege: wird daſſelbe, welches nie über denſelben Gegenſtand dachte, nie einigen Unterricht empfieng, zu beurtheilen wiſſen, was es nicht einmal zu leſen, oder doch nicht zu verſtehen weiß? Beſizt endlich ein Mann von Geiſt und Herz nothwendig das Vermögen ſich mit Würde, Anmuth und Leichtigkeit auszudrüken, und iſt der oft zweideutige Ruf eines Schriftſtellers ein ſicheres Unterpfand der Reinheit ſeiner Geſinnungen und ſeines Muthes? Nicht immer glaubt der Menſch, was er mit Erfolg zu lehren weiß, und die gröſte Anzahl berühmter Autoren würde es gewiß ungern ſehen, wenn man den Werth und Inhalt ihres Lebens mit dem ihrer Schriften prüfend zuſammenſtellte. Hat nicht Friedrich der Einzige den Machiavel widerlegt, und Katharina II. die Rechte der Menſchheit auf dem Papiere in Schuz genommen?

Die Wahlen unter den vorigen Conſtitutionen beweiſen hinlänglich, was auf ſie zu halten iſt, und doch glaube ich, fielen ſie ungleich beſſer aus, als wir ſie in der Zukunft zu erwarten hätten. Der Bürger nahm jenen warmen Antheil an der öffentlichen Sache, welcher ſelten eine Revolution lang überlebt. Das noch unentſchiedne Schikſal ſeines Vaterlandes, mit welchem ſein eignes ſo innig verbunden war, der Widerſtand der auswärtigen Mächte und der Königlichgeſinnten im Inneren, welche ſich dem lauterklärten Nationalwillen widerſezten, die Neuheit der Sache ſelbſt ſezte ihn in jenen Zuſtand der Spannung, in welchem ihm nichts gleichgültig iſt, was auf den Staat Bezug hat. Der allgemeine Ruf zeigte der öffentlichen Meinung diejenigen Menſchen an, die ſich im Felde oder im Partheikampfe der Faktionen einen Namen erworben hatten, und alle dieſe Menſchen hatten wenigſtens Talente genug, um die Aufmerkſamkeit ihrer Mitbürger auf ſich zu lenken, wenn ſie auch nicht immer ausgezeichnete Kenntniſſe und Tugenden beſaßen. Das Volk nahm alſo einen innigeren Antheil an dem Wahlgeſchäfte, und konnte ſich in der Wahl der Subjecte weniger täuſchen, als es ſpäter zu erwarten war, weil es noch der Enthuſiasmus der Freiheit durchglühte, und die öffentlichen Blätter und der allgemeine Ruf es mit Männern bekannt machten, welche ſich um das Vaterland Verdienſte erworben hatten.

Fügen wir zu dieſen Bemerkungen, daß in einem Staate, wo ein und dreißig Millionen Menſchen auf einer Fläche von zwölftauſend Quadratmeilen zerſtreuet leben, die verſchiedene Sprachen, Mundarten, Klimate, Sitten, Lebensarten und Gewohnheiten haben, kein beſtimmtgefühltes allgemeines Intereſſe, keine Verbindung, kein allgemeiner Wille, nicht einmal eine öffentliche Meinung, als durch Preßfreiheit unter den Gebildeten, möglich iſt; dann werden wir gern auf eine demokratiſche Form Verzicht thun, welche ſo viele feindſelige Verhältniſſe bekämpfen. Wir werden uns ſogar ohne Mühe überzeugen, daß das Vorrecht des Bürgers, die erſten Beamten zu wählen, für ihn ohne Reize iſt, und eine zwekmäßige Ausübung deſſelben ſeine Fähigkeiten überſteigt.

Wir würden den Werth einer Staatsverfaſſung ſehr einſeitig beurtheilen, wen wir ſie einzig in Beziehung auf die Staatsbürger betrachteten. Da ſich jedes Volk durch ſeine Regierung bei andern Völkern repräſentiren läſt, und durch ſie als ſein Organ auf dieſelben wirkt; und da alle Völker gegen einander im Stande der Geſezloſigkeit und folglich eines ewigen, wo nicht wirklichen, doch möglichen Krieges leben, ſo iſt es bei der Organiſation der höchſten Staatsgewalten eben ſo ſehr darum zu thun, den Staat gegen äuſſere Sklaverei, Bedrükungen, Räubereien und Gewaltthätigkeiten, als den Bürger gegen innere, zu ſchüzen. Die Verfaſſung, Bevölkerung, die Reichthümer, die Sitten und Verhältniſſe benachbarter Völker haben bei der Beſtimmung der Form ſeiner Staatsverfaſſung nicht weniger eine Stimme, als ſeine eignen. Ein Staat muß die Größe ſeiner Angrifs- und Vertheidigungsmittel gegen die ſeiner Nachbarn berechnen, und mit denſelben in Verhältniß bringen.

Je einfacher und unabhängiger die Regierung iſt, deſto konzentrirter ſind im Allgemeinen die Kräfte des Staates, und deſto leichter wird die Anwendung derſelben. Frankreich hat, wie jeder Staat, ſeine natürlichen Freunde und Feinde. Es wird nie aufhören ein Gegenſtand der Eiferſucht oder der Furcht ſeiner Nachbarn zu ſeyn, und die Motive dieſer Leidenſchaften hat es durch ſeine Vergrößerung und bei den Monarchien durch ſeine Revolution vermehrt und verſtärkt. Es ſteht freilich auf keiner Seite mit einer furchtbaren Macht in unmittelbarer Grenzberührung. Aber dieſer Vortheil iſt bei dem organiſchen Staatenverhältniſſe unſrer Zeit von keiner ſehr großen Wichtigkeit, weil er den Angrif nur verzögert und koſtſpieliger macht, aber nicht aufhebt oder merklich ſchwächt. In Europa wird es einer Macht ſchwer, ſich neben Rußland, Oeſterreich, Preußen und England zu erhalten, wenn ſie ihrer äuſſeren Thätigkeit nicht alle Schnellkraft giebt, der ſie fähig iſt. Frankreich muß demnach auch in Beziehung auf andre Staaten eine energievolle Regierung haben, die ſo unabhängig iſt, als es nur immer die Freiheit des fränkiſchen Volkes erlaubt.

Alle die Gründe, welche den Geſezgeber beſtimmen, ein zahlreiches Volk von jedem direkten und poſitiven Antheil an der Leitung der Angelegenheiten des Staates auszuſchließen, beſtimmten ihn zugleich, die Regierung und jede andre große Staatsgewalt von einem unmittelbaren und poſitiven Antheil an den perſönlichen und Lokalangelegenheiten des Bürgers zu entfernen. Je größer das Gebiet und die Bevölkerung eines Staates iſt, je kräftiger und ungebundener alſo ſeine Regierung ſeyn muß, deſto weniger Fähigkeit und Neigung hat dieſelbe, ſich mit den kleinen, dem allgemeinen Intereſſe fremder Angelegenheiten des Bürgers zu beſchäftigen, welche für dieſen gerade die wichtigſten ſind, weil ſie ihn unmittelbar berühren. Dieſer kennt ſeine perſönlichen, einfachen Bedürfniſſe ſo gut, als er die allgemeinen und komplizirten Bedürfniſſe des Staates nicht kennt, und er beſizt die Fähigkeit und Neigung, denſelben zu begegnen in dem Grade, als ihm die lezten gleichgültig und fremde ſind. Die Regierung aber befindet ſich in einer ganz entgegengeſezten Lage. Sie iſt mit dem Zuſtande vertraut, in welchem ſich der Staat im Allgemeinen befindet, aber nicht mit dem des einzelnen Bürgers, der von ſo manchfaltigen ewigwechſelnden kleinen Verhältniſſen beſtimmt wird, daß es ihr wegen ihrer Entfernung und größeren Geſchäften unmöglich wird, ſich von denſelben zu unterrichten.

Die Kenntniſſe eines Beamten, welcher auf einen kleinen Kreis von Bürgern wirkt, ſind von der Art, daß ſie auch von dieſen Bürgern gefühlt und beurtheilt werden können; ſie müſſen mit den Vorzügen dieſes Beamten, der aus ihrer Mitte gewählt wird, vertraut ſeyn, da die Regierung im Gegentheil ſie wahrſcheinlich nie kennen lernt.

Der Werth eines niedern Diſtrikts- oder Munizipalbeamten hängt mehr von ſeinem guten Rufe, ſeinem verträglichen, gefälligen und unbeſcholtenen Karakter und von der Achtung ſeiner Mitbürger, als von ſeinen übrigen geiſtigen Fähigkeiten ab; und auch niemand als ſeine Mitbürger ſind im

Stande zu wiſſen, wer unter ihnen dieſe Eigenſchaften in einem vorzüglichen Grade in ſich vereinigt.

Der Wirkungskreis dieſer ſubalternen Beamten endlich iſt ſo beſchränkt, daß er ſelten oder nie einen dem Glüke und der Ruhe des Staates nachtheiligen Gebrauch von demſelben machen kann; und im Falle er ihn machte, ſo fühlen ſeine Mitbürger, die ihn wählten, die Folgen deſſelben am innigſten, und haben auch das gröſte Intereſſe, ſie ſo ſchnell als möglich zu verbeſſern.

Es iſt eine von allen großen Staaten unzertrennliche Inkonvenienz, daß eine allgemeine Maasregel ſehr ſelten allgemein paſſend iſt. Den ſo mannichfaltigen Bedürfniſſen, die aus der Verſchiedenheit der Beſchaffenheit des Landes, der Beſchäftigung ſeiner Bewohner, dem Grade ihres Wohlſtandes, ihrem Karakter, ihren Begriffen und Vorurtheilen entſtehen, kann man nicht wohl auf eine und dieſelbe Art begegnen. Die Verhältniſſe, welche den Menſchen im geſellſchaftlichen und bürgerlichen Leben umfangen, ſind ſo vielfach verſchlungen, ſo klimatiſch und lokal, daß eine allgemeine verbindliche Verfügung gewöhnlich ſo wenig zweckmäßig ſeyn kann, als eine allgemeine Kleiderordnung. Denſelben Rok, der den Nordländer kaum gegen die mäßigſte Kälte ſchüzen würde, findet der Südländer gewiß zu heiß. Hier mag der Grund liegen, warum alle große Staaten, wie die Politiker behaupten, gewöhnlich deſpotiſch beherrſcht werden müſſen. In ihnen findet ihr keine Einheit des Willens und der Bedürfniſſe, und die vielſeitigen, auseinanderſpringenden Intereſſen können nur durch Gewalt zuſammengehalten werden.

Eines der gefährlichſten und unheilbarſten Gebrechen, an denen unſre Staaten leiden, iſt ihre Ausdehnung ſchon darum, weil ſie eine gedrängtere Zentraliſirung der Verwaltung nothwendig macht. In ihnen iſt der Menſch allenthalben dem Bürger aufgeopfert, und dieſer ſelbſt in Beziehung auf das große Ganze ohne Bedeutung und Einfluß. Wir ſehen glänzende Staaten und elende Bürger, mächtige Völker und armſelige Individuen. Und doch iſt die Superiorität, den ein Staat gegenwärtig in Europa über ſeine Nachbarn gewinnt, mehr eine Folge der allgemeinen Schwäche, als die ſeiner abſoluten Stärke. Er iſt unter den Schwachen der am wenigſten ſchwache. Wer kann daran zweifeln, daß die kleinen Stämme Griechenlands, die Kantone der Schweiz und die vereinigten Niederlande ehemals verhältnißmäßig ungleich mehr Kräften entwikelt haben, als die Staaten dieſer Tage, die Epoche unſrer Revolution ausgenommen, entwikeln. In dieſen iſt die alles leitende Staatsgewalt auf einen Punkt zuſammengepreſt, während dem die Einſicht, die unmittelbare Anſchauung auf tauſend Punkten zerſtreut ſind. Die ganze Adminiſtration iſt eine künſtliche Maſchienerie, die allenthalben das lebendige, freie, ſelbſtthätige Leben zerſtört, und den Menſchen zum leidenden, willenloſen Werkzeuge herabwürdigt. Was die Griechen und Römer zu den kräftigen, ſtolzen Völkern bildete, bei denen Kunſt und Wiſſenſchaft eine nach ihnen nie übertroffene Stufe von Vollkommenheit erreichte, und die bei ihnen aus dem Leben kam, und wieder auf das Leben zurükwirkte, war beſonders die ewig rege Thätigkeit ihrer freien Verfaſſung. Dieſen Vortheil entbehren wir, und noch mehr. Ob er ſich auf eine mit der Größe unſrer Staaten, und der dadurch nothwendig gewordenen Konzentrirung der ausübenden Gewalt verträgliche Art, wenigſtens zum Theil erſezen läßt, iſt eine Frage, die doch wenigſtens unterſucht zu werden verdiente.

Gewiß iſt es, daß gegenwärtig ein Regent, und wäre er ein Halbgott, nicht über jedes individuelle Intereſſe wachen, nicht jedem einzelnen Bedürfniſſe zuvorkommen, nicht jedem örtlichen Uebel begegnen kann. Die großen Verhältniſſe des Staates mag der große Geiſt eines außerordentlichen Mannes wohl überſehen, aber in die enge Sphäre des Bürgers, in der ich lebe und webe, in den beſchränkten Kreis meiner kleinen Verhältniſſe dringt er nicht; und doch machen gerade dieſe Verhältniſſe, die ewig wechſeln, mein Wohl und Weh, und doch wirkt in dieſem engen Kreiſe mein ganzes Daſeyn, und in ihm bewegt ſich allein meine freie Thätigkeit.

Wenn es ein Heilmittel gegen dieſes Gebrechen unſrer Staaten giebt, dann iſt es gewiß eine *weiſe Verbindung der konzentrirten Gewalt der Regierung mit einem föderaliſtiſchen Syſteme der Lokaladminiſtrationen.* Iſt dieſe Bedingung eines verbeſſerten Verfaſſungsentwurfs auch nicht die einzige, ſo iſt ſie doch gewiß die weſentlichſte.

Geſeze für Frankreich kann nur der geben, welcher Frankreich, Europa, ja die Welt, die Gegenwart und die Zukunft überſieht. Aber eine Verfügung für das Bedürfniß des Augenbliks, für die Noth, welche der enge Raum, in dem ich bin, und die ewig wechſelnden Verhältniſſe, die mich umgeben, erzeugen, kann nur der treffen, welcher dieſem Augenblike und dieſem Orte gegenwärtig iſt. Die Verfaſſung, welche jede kleine Sorge für den Bürger der Regierung zur Pflicht macht, und ihre heilende Hand an die unbedeutendſte ferne Wunde einer leidenden Gemeinde führen will, iſt ſchon wegen dieſer kleinlichen Sorgfalt äuſſerſt drükend. Ueberlegen wir aber noch, daß die Regierung eines großen Staates ſich bei dem Volke durch ſubalterne Regenten muß vertreten laſſen, dann ſehen wir ſchon aus dieſer einzigen Verfügung unzählige Uebel hervorgehen.

Für die Agenten der Regierung giebt es in dieſer Lage nur Aufmunterung zu einer gewohnlichen Verwaltung, und keine zur guten. Da ſie nur für ein Werkzeug der hochſten Staatsgewalt gelten, ſo fehlt ihnen der Sporn zum Beſſren, die freie Selbſtthätigkeit, in welcher der Menſch ſich ſelbſt ehrt, und von andern geehrt ſeyn will. Das Gute, welches ſie thun, wird ihnen in dieſer Lage wie das Schlimme nur zur Hälfte angerechnet; ſie können demnach ihren Neigungen und Leidenſchaften um ſo gewiſſer folgen, da andre Triebfedern zu handeln ihnen fehlen, und es ihnen nicht ſchwer fallen wird, den Schein des Böſen, das ſie ſich erlauben, auf die Regierung zu werfen, der ſie untergeben ſind. Dieſe regiert dem Namen nach, ſie aber regieren in der That: denn durch ihre Au gen muß ſie ſehen, durch ihre Einſicht muß ſie prüfen.

Hier iſt jede ſelbſtthätige Kraft unterdrükt, jede Springfeder, welche die menſchliche Seele zum Großen und Guten aufrichtet, gelähmt. Das Volk hangt an einem loſen, ſchlaffen Bande mit ſeiner Regierung zuſammen. Ein zweideutiger Vermittler iſt zwiſchen ſeine kindiſchen Wünſche, ſeine Bedürfniſſe und das Vaterherz des Regenten geſtellt. Hier fehlt überdies die eigne Anſicht der Dinge, was allenthalben alles iſt. Die adminiſtrativen Geſchäfte, welche ſich auf Lokalitäten und einzelne Perſonen beziehen, werden durch eine träge Papierzirkulation in einem unnöthig erweiterten Kreiſe umhergetrieben. Die Laune oder auch das Intereſſe eines Schreibers, der über eine Angelegenheit dem oberen Beamten Bericht zu erſtatten hat, und dem der Erfolg eines Geſchäftes ſehr gleichgültig ſeyn kann, entſcheidet über dieſelben.

Es fehlt alſo Kenntniß der Sache, und oft auch beim beſten Willen, die Möglichkeit zu helfen, wo Hülfe geſucht wird: weil der Augenblik der Noth nicht ſelten vorüber iſt, und die ganze Geſtalt einer Sache ſich geändert hat, ehe die Regierung von ihr unterrichtet wird, ſie prüft und darüber entſcheidet. Wie oft findet das vorgeſchriebene Rettungsmittel den zu Rettenden untergegangen, wie der aus der Ferne geruſene Arzt den Kranken todt?

Wenn aber der Agent der Regierung das Gute nicht will; wenn er das Volk niederdrükt durch ſeine Willkühr, ermüdet durch ſeinen Eigenſinn, oder ausſaugt durch ſeine Habſucht! Die Regierung ſieht den ſeufzenden, klagenden Bürger gewöhnlich durch die Augen ihres Stellvertreters, der ſein Feind iſt; und nur zu leicht macht ſie die Sache ihres Agenten zu der ihrigen. Hier wird dann natürlich der Beklagte zugleich Richter, und ein gutes, niedergedrüktes Volk erſcheint in den Augen der höchſten Staatsgewalt als ein mißvergnügter, zum Murren und Aufruhr geneigter Pöbel. Ich rufe die Geſchichte aller Völker zum Zeugen, ob nicht alle Regierungen großer Reiche, die ſich in den Provinzen, Gouvernementen und Paſchaliken durch Prokonſuln, Statthalter und Paſchas vertreten ließen, dem aufgeſtellten Gemälde glichen. Bei einer ſolchen Verwaltungsordnung, man kann es nicht zu oft wiederholen, fehlt die Verantwortlichkeit — der Zügel für den Böſen, und die ſchaffende Selbſtthätigkeit — der Sporn zum Guten. Klagen können den Eigenmächtigen nur reizen, und drohe ihr ihm mit Gott und der Gerechtigkeit des Kaiſers, dann wird er auch antworten, wie jener ruſſiſche Gouverneur bei einer ähnlichen Gelegenheit antwortete: „Was hab' ich zu fürchten? der Himmel iſt hoch, und die Hauptſtadt entfernt; zur lezteren komme ich überdies den kürzeſten Weg.“

Nach allen dieſen Betrachtungen bleibt wohl kein andres Heilmittel übrig, als das: mit einer kräftigen Zentralregierung, die das ganze Reich als ein ſolches umfaßt, eine vom Volke gewählte Lokaladminiſtration zu verbinden. Dieſe hätte natürlicherweiſe nur blos lokale Intereſſen zu beſorgen, und in allgemeinen Angelegenheiten eine berathende, und in blos örtlichen eine entſcheidende Stimme.

Den 26. Mai.

Iſt's ein Traum? Iſt es Wirklichkeit? frage ich mich ſelbſt. Iſt die Natur aus ihren Schranken getreten? Haben ſich Tugend und Verbrechen, Hölle und Himmel vermiſcht, und ihren Karakter umgetauſcht? oder hat ein glühendes Fieber die Kräften meines Geiſtes zerrüttet, und ſind die teufliſchen Geſtalten, die mich umſchwärmen, fürchterliche Geburten des Wahnſinns? O, es iſt nur zu wahr, ich habe eine Geliebte verlohren, und einen Freund, den erſten, den einzigen, den Vertrauten meiner Jugend, den Menſchen, der allein meine Liebe, meine unbegrenzte Achtung beſaß. Ein Paradies, träumte ich, blühe mit allen ſeinen Freuden vor mir auf, und dieſes Paradies iſt untergegangen, und der Engel, der mir es ſchaffen und bewachen ſollte, iſt die Schlange, die es noch im Werden zerſtörte, und Lindau iſt ein Verführer, oder was ſchrecklicher wäre, Verführer.

Mit welchem grenzenloſen Vertrauen habe ich ihr meine Liebe angetragen! Mit welchen glühenden Farben habe ich ihm meine grenzenloſe Liebe zu ihr geſchildert! Hätte ſie mich hofnungslos zurükgewieſen, ich würde es ertragen haben. Hätte er mein unendliches Vertrauen erwiedert, und geſagt, auch ich liebe ſie, ich würde meine Leidenſchaft bekämpft — nein, ich würde meine Liebe zu ihr aus meinem blutenden Herzen geriſſen, und ihm das große Opfer gebracht haben.

Nein, es iſt keine Täuſchung! ſo weit konnte die Hölle ihr Spiel nicht mit mir treiben. War ich nicht eben ſo unbefangen als unvorbereitet? Erinnere ich mich des ganzen Vorfalls nicht mit ungetrübter, treuer Seele?

Kaum waren wir einige Tage zurük von unſerem lezten Ausfluge, wo wir die Einrichtung des geheimen Bundes in der Nähe geſehen hatten, als Lindau Befehl erhielt, zur italieniſchen Armee abzugehen. Die Trennung von mir ſchien ſeinem Herzen wehe zu thun. Ich ſah eine Thräne in ſeinen Augen glänzen, da er Abſchied von mir nahm. O, dieſe Thräne, die mich ſtolz machte, ſie galt mir nicht. In dem Augenblike, wo er mich umarmte, ſchärfte er den Dolch, den er mir rüklings, wie ein Meuchelmörder verſtohlen in die Bruſt drüken wollte; der Heuchler! — Ja, das Wort iſt geſprochen, und ſo ſind alle Bande der alten Freundſchaft aufgelöſt auf ewig. Warum ſchaudere ich vor dieſem Worte — Ewig! Dem Auge ſchwindelt, in den bodenloſen Abgrund der Zeit hinab zu ſehen. Ewig iſt das ſchrekliche Loos eines Verdammten, wie das meinige.

Lindau wollte in der Nacht noch abreiſen, und hatte mir zum leztenmal Lebe wohl geſagt. Ich ſaß allein in meinem Zimmer, und dachte über den wunderbaren Gang des Schikſals nach, wie es unbekannte Menſchen zuſammenführt, und Jugendfreunde trennt; wie es mit allen unſren Plänen ſpielt, mit unſren Hofnungen und mit unſrer Furcht; wie es uns bald unerwartete Freuden bereitet, bald heimtükiſch das ſtolze Glük zum tiefen Falle bringt; wie es blind und unerbittlich über die Erde geht, hier ein Verbrechen krönt, und dort eine Unſchuld mordet; wie es ſchaft und vernichtet nach Laune, und den Thränen des Jammers und der frommen Wünſche der Tugend nicht achtet. Die früheren glüklichen Jahre der jugendlichen Freundſchaft zogen vor meiner Seele vorüber mit ihren Blumenkränzen, von der Freude geflochten. Ich ſah noch einmal auf alle jene Tage voll kühner Hofnungen und ſchöner Verheiſſungen zurük, in denen unſre Wechſelliebe groß gewachſen war, gleich Zwillingseichen, die zuſammenhalten in Sturm und Ruhe.

Ein leiſes Pochen an meiner Thür wekte mich aus dieſen ſüßen Träumen. Ein unbekannter Menſch tritt in das Zimmer, übergiebt mir ein verſiegeltes Billet, und entfernt ſich ſtillſchweigend. Ich war für fremde Eindrüke ſo wenig empfänglich, daß ich den Unbekannten kommen und fortgehen ließ, ohne zu fragen, wer er ſey, oder wer ihn ſende. Ich öfne das Papier und leſe folgendes:

„Gehen Sie auf der Stelle nach der Laube auf der linken Seite des Gartens, welche an die Kaſtanienallee ſtoßt. Seyn Sie behutſam, und Sie werden ſich überzeugen, wie ſchändlich man Sie betrügt.“ „Ihr Freund, den Sie im Augenblike der Gefahr kennen lernen.“

Ich war ſeit einiger Zeit ſo ſehr an das Geheimnißvolle gewöhnt, daß dieſe Zeilen durchaus ihre Wirkung verfehlten, und mich äuſſerſt gleichgültig ließen. Aus Neugierde wollte ich doch den namenloſen Freund auf die Probe ſtellen. Ich gieng darum in den Garten, und nahm einen kleinen Umweg gegen die bezeichnete Laube hin, um nicht bemerkt zu werden, wenn ſich jemand in ihr befinden ſollte.

Eine öde Stille herrſchte in der weiten Gegend. Am Himmel funkelten einige Sterne durch gebrochene Wolken. Ein kühler Nachtwind flatterte in den Gebüſchen. Ich war unbemerkt gegen die Laube gekommen, als ich ein leiſes Fliſtern in ihr zu hören glaubte. Ich trat noch einige Schritte näher, und erkannte Eliſens Stimme.

Gewiß, ſagte ſie, du wirſt glücklich ſeyn; und wenn du es einſt biſt, und Eliſe vielleicht nicht, dann vergeſſe nie, welchen Antheil ſie an deinem Schikſal nimmt! Ein ſo ſchönes Leben voll treuer Liebe, wie das deinige, muß die Liebe dankbar belohnen. — In dieſem Augenblike trat ſie aus der

Laube mit **Lindau**. Er ſchlang ſeine Arme um ihren holden Leib, und preßte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. Bewahre mir eine Stelle in dieſem Heiligthume, edle Seele, ſagte er mit dem einſchmeichelnden, andächtigen Tone ſeiner Stimme, indem er ſeine Hand auf ihre Bruſt legte, und lebe wohl!

Kochend ſtürmte mir das Blut durch alle Adern. Glühende Flammen ſchlugen mir aus dem Geſichte. Die beleidigte, verrathene Freundſchaft erwachte in ihrem ganzen Grimme.

Eliſe und **Lindau** wandten ſich links um die Laube, und traten gerade vor mich. Ruhig und voll geheuchelter Sanftmuth und Liebe begegnete ſein Blik dem meinigen voll Wuth. Du noch hier, Nachtwandler? fragte er. Und das recht zur Unzeit, nicht wahr? rief ich lachend. Was iſt dir, ſprach er befremdet, und ſah mir tiefer ins Geſicht. Die Stimme verſagte mir, ich zitterte. Was! ſtotterte ich, o du vollendeter Böſewicht! Die Wuth lähmte mir die Zunge. Thränen drangen mir in die Augen. Ich wollte nicht, daß ſich ihre Seele an meiner Schwäche weiden ſollte, und eilte aus dem Garten. Da flos der zurückgehaltene Strom im Freien, und ich weinte laut.

Ach, ich hatte ja einen Freund, eine Geliebte, alle meine Hofnungen verlohren, und das Leben lag öde vor mir, wie eine grenzenloſe ſchreckliche Wüſte. Die Natur trauerte mit mir. Schwarze Wolken umzogen den Himmel, und die Erde hatte ſich in tiefes Dunkel gehüllt. Ermüdet ruhete ich nach langem Umherſchweifen auf einem Hügel aus, und da die Dämmerung wieder die Welt voll Leben aus dem Chaos der Nacht hob, da lag das geträumte Paradies, in dem mir eine beſſere Zukunft aufblühen ſollte, verwüſtet unter mir. Ich ſah auf Eliſens Zimmer hin, in dem ſie wahrſcheinlich itzt in ſüßem Schlummer ruhete. Der Anblick riß noch einmal alle blutenden Wunden auf. Ich eilte in die wilden Gebirge zurück, um im Gewühle des Heeres meinen Schmerz zu betäuben, der wüthend an meinem Herzen frißt, und ich dulde hier einſam alle die namenloſen Qualen des unglücklichen Prometheus.

Den 2. Juni.

Freude dir, Geliebter meiner geliebten Schweſter!

O, wie hat ſich alles geändert, ſeitdem du entfernt biſt! Du gabſt mir den Auftrag, deinen Freund aufzuklären und zu beſänftigen, aber ſeit jener furchtbaren Minute, wo der große Genius eurer Freundſchaft trauernd von euch wich, habe ich ihn nicht mehr geſehen.

O des kläglichen Mißverſtändniſſes, das die heiligen Bande löſen mußte, die für die Ewigkeit eines Menſchenlebens geknüpft waren! Das Schikſal des edlen Mannes drükt mein Gewiſſen, wie eine Sünde. Und doch, was hab ich gethan, das ich zu bereuen hätte? Ich habe die Natur dieſes Menſchen verkannt; darin fehlte ich, wenn Irren Fehlen heißt. Seine leichte, muntere Laune verbarg mir die Tiefe ſeines Gefühls. Du wirſt es wiſſen, Lindau, daß er mich liebte, daß er mir ſeine Liebe geſtand. Aber du weißt wohl nicht, daß ich einſt deinen Freund verkannte, da ich in dir noch den Fremdling ſah: daß ich damals mein hoffendes Auge zu dir aufſchlug, da Nacht noch meinen Blik umdämmerte, und mein Herz ſich mit einem ſüßen Wahne nährte, den die Zukunft auflöſte. Warum ſoll ich es leugnen, daß ich an deiner Seite deinen Freund meiner nicht würdig fand? Die Binde iſt gefallen. Ich ſehe in dir den Geliebten meiner Freundin, der herrlichen Emilie, und finde, daß ſich meine Liebe nur in dem Namen geirrt hat, den ſie dir damals gab, und daß dich mein Herz lieben darf, wie eine Schweſter ihren Bruder liebt. In jenem Augenblicke der Verblendung war es, wo er mir in einer feierlichen Nacht, damals als ſich meine Neigung mit einer wärmeren Sehnſucht gegen dich wandte, geſtand, daß er mich liebe. — Ich liebte ihn nicht.

Du haſt es oft geſagt, das Schickſal ſpiele mit unſern Wünſchen, mit unſern Hoffnungen und mit unſerm ganzen Herzen. Du ſagteſt es, und ich darf es wieder ſagen, ohne zu fürchten, daß die Schwäche des Weibes ſich mit der Allmacht des Schickſals zu rechtfertigen ſuche. Dein längerer Aufenthalt bei uns gab mir Gelegenheit, dich und deinen Freund näher zu prüfen. Dein abgezogenes

Leben, deine unbiegſame Strenge rükten dich immer weiter aus dem engen Kreiſe der fröhlichen Häuslichkeit, da dein Freund mit ſeiner gewöhnlichen Aufmerkſamkeit, mit ſeiner heiteren Laune und duldenden Liebe dem Ideale näher kam, das ich mir von dem Manne entworfen hatte, geſchaffen zum Glüke des Weibes.

Die Erklärung meines Oheims gab meinen ungewiſſen Wünſchen eine beſtimmte Richtung. Er mochte mich beobachtet, und meine Schwäche bemerkt haben. Er erzählte mir den Inhalt deines Lebens, ſagte mir, Emilie, meine ewige Freundin, ſeye deine Braut, und heiligte dich ſo in dem Herzen ihrer Freundin, für die du nicht beſtimmt warſt. Izt verſtand ich das Räthſel meiner Liebe. Achten ſollte ich dich, achten in dir den langebeweinten Geliebten meiner Emilie, und dich lieben, wie eine Schweſter ihren Bruder liebt. Von dieſem Augenblike an trat ich vor dich ohne Furcht und ohne Scham, und grüßte dich als meinen Bruder, und bot dir die Liebe einer Schweſter an.

Von dieſen veränderten Verhältniſſen wußte dein Freund nichts. Wie ſollte er die unſchuldige Vertraulichkeit deuten, die zwiſchen uns beiden herrſchte? Wie ſollte er ſich meine Aufrichtigkeit ohne Zurückhaltung gegen dich erklären, da er zugleich bemerken konnte, daß er mir mit jedem Tage werther ward? Ich habe ihm dieß nicht geſagt, und habe es ihm nicht verborgen. Im Vertrauen auf meine Unſchuld, auf die Stärke eurer Freundſchaft wollte ich es der Zeit überlaſſen, dieſe verworrenen Verhältniſſe zu ordnen. Seine muntere Laune, ſeine fröhliche Geſelligkeit verbargen mir die edelſte Seite ſeines Herzens, das innige, kräftige Gefühl, deſſen Opfer nun er ſelbſt, und wir geworden ſind.

Ein Zufall, ſein böſes Verhängniß und das meinige, der Todesengel eurer Freundſchaft führte ihn an jenem Abend nach der Laube, wo ich dich zum Abſchied noch ſprechen wollte, um dich mit einem gewiſſen Theile der Geſchichte meines Oheims näher bekannt zu machen. Er ſah uns. — Du weißt es ſelbſt. Ach wie tief müſſen wir in ſeinen Augen gefallen ſeyn! Du ſein einziger Freund, für den ſein Herz nie ein Geheimniß hatte! Ich —! Ja er verachtet uns.

Mein Oheim gab ſich alle Mühe, ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt zu entdeken, aber vergebens. Ich lebe ſeit jenem ſchreklichen Abend in einer unbeſchreiblichen Angſt. Ich glaubte ehemals Muth zu beſizen. Ich habe vieles ertragen gelernt. Aber mein ganzes Weſen ſcheint ſich umgeſtaltet zu haben. Ich finde nirgends Ruhe. Das Bild deines edlen Freundes verfolgt mich allenthalben. Bange Ahnungen ſchrecken mich. Ich fürchte die Einſamkeit, und fliehe die Geſellſchaft.

Ich weis nicht, wo und wann dich dieſer Brief erreichen wird. Aber ich hoffe auf eine Antwort von dir, als ſtünde es in deiner Macht, alles ſo zu ändern und zu bilden, wie es ſeyn ſollte. — Lebe wohl!

Den 8. Juni.

Eliſe an Lindau.

Gott, welche bange Tage habe ich durchlebt. Endlich ſah ich ihn. Soll ich mich freuen? ſoll ich weinen über mein Schikſal und das ſeinige? Wirſt auch du ihn wiederſehen? Ich weis es nicht. Ich kenne mich nicht mehr. Alles iſt anders geworden, als es war. Es iſt nicht mehr derſelbe Himmel, nicht mehr dieſelbe Erde. Wie oft ſaß ich ſchon an dieſer Stelle im Gartenhauſe, wo ich dich und ihn zum erſtenmal ſah, da ein Gewitter euch nöthigte, einen Zufluchtsort bei uns zu ſuchen! Da ſchreibe ich dir; da faltete ich ſchon tauſendmal die Hände gegen den Himmel, und betete für ſeine Erhaltung. Ach, er iſt ſehr krank.

Geſtern kam mein Oheim mit der Nachricht von der Jagd zurük, er wiſſe, wo dein Freund ſich aufhalte. Er ließ mir kaum die Zeit, mich umzukleiden, und ſchnell genug in den Wagen zu kommen, der ſchon vor der Thüre bereit ſtund.

Da wir auf dem Wege waren, ſagte mein Oheim: Der gute Menſch iſt krank, aber doch nicht ohne alle Hofnung. — Dieſer Eingang, mit der gewöhnlichen Kälte meines Oheims vorgetragen, ergrif mich mit ſtarrem Entſezen.

Ich habe ihn dieſen Morgen geſehen, fuhr er fort: aber er kannte mich nicht, weil er in der Fieberhize lag. Die edle, kräftige Natur dauerte mich, die in ihrer Stärke ſelbſt der wüthenden Krankheit reicheren Stof giebt. Er nennt, wie ich hörte, deinen Namen ſehr oft. Ich glaube, was ich ſchon länger vermuthete, daß er dich liebt; und ich wünſchte, daß du ihn wieder liebteſt.

Glüklicherweiſe ſah mein Oheim durch das Wagenfenſter, in ſich ſelbſt verlohren, nach der waldigen, gebirgigen Gegend, er hätte ſonſt leicht bemerkt, daß die Flamme mir glühend aus dem Geſichte ſchlug.

Er iſt ein herrlicher Mann, ſprach er nach einer kleinen Pauſe, kühn und beſcheiden, von königlichem Wuchſe und voll männlicher Kraft; und wenn du ihn auch nicht wirklich liebſt, ſo wünſchte ich doch, daß er es glauben möge. — Bei dieſen Worten ſah er mir ſcharf ins Auge, und er konnte in ihm den ganzen Ausdruk des Unwillens geleſen haben, mit welchem mich dieſe Wendung empörte; denn er nahm meine Hand, und ſprach in einem ſanfteren Tone: Euch Weibern und Eures gleichen iſt die Quelle des ewigen Daſeyns ein Herz, und die Schöpfräder, welche die Ströme des Lebens in das Univerſum vertheilen, werden durch Gefühle getrieben. Uns Männern von roherem Gefühle iſt's ein Geiſt, und an die Stelle der Gefühle treten Gedanken. Dem ſeye aber wie ihm wolle, Eliſe! uns beiden geht es, wie es den Menſchen gewöhnlich geht: unſre Ideen und Wünſche ſind dieſelben, nur drüken wir ſie verſchieden aus. Indem ich dir ſagte, Lindau's Freund liebe dich, ſagte ich dir wahrſcheinlich nichts Neues; denn das Gefühl des Weibes beobachtet ungleich beſſer, als der Scharfſinn des Mannes. Der Kranke muß gerettet werden, und zwar durch die Mittel, die gerade der Urſache entgegengeſezt ſind, welche ihn zu Grunde gerichtet haben. Die Hofnung wird ihn heilen, weil die Verzweiflung wahrſcheinlich die Veranlaſſung ſeiner Krankheit war. Darum laſſe ihn hoffen, Eliſe. Ach er hat eben noch ſo viel jugendliche Gutmüthigkeit, daß ihn die Liebe eines Menſchen glüklich machen kann!

Bei dieſen Worten ſah er wieder ſtarr mit einem zermalmenden Blike in die öde, gebirgige Gegend hin. Ich antwortete nicht. Die Mordluſt, welche die Senſe des Todes in den Händen dieſes ſonſt ſo achtungswerthen Mannes über alles ſchwingt, was lebt, thut meinem Herzen, obgleich ich ihn kannte, unendlich wehe.

Wir fuhren raſch den unebnen, ungebahnten Weg hin, der bald auf- bald abwärts gieng, bis wir endlich beim Ausgange aus einem jungen Buchenwalde in ein unbedeutendes aber helles Dorf kamen. Wir hielten vor einem kleinen Hauſe, das Weinreben, die um die Wände geleitet waren, bis an das Dach verſteckten.

Hier iſt's, ſagte mein Oheim beim Ausſteigen. Wir giengen durch einen mit dichten Bäumen beſetzten Hof, in welchem mehrere Officiere verſammelt waren. Ich zitterte, und konnte mich kaum aufrecht erhalten, als wir die enge Stiege hinaufgiengen. Meine Angſt war unbeſchreiblich, da ſich eine Thüre vor uns öfnete, die in ein tiefes Stübchen führte. Hier fanden wir den Arzt, einen Aufwärter, aber keinen Kranken. Dieſer lag im einem Nebenzimmer. Wie iſt's? fragte mein Oheim. Es ſchläft, war die Antwort des Arztes. Uebrigens hoffe ich, es ſoll ſich beſſern. Der Aufwärter entfernte ſich. Mein Oheim ſprach ins Geheim mit dem Arzte, und nach einigen Minuten, in denen ich auf die Einladung des Arztes Plaz genommen hatte, verlieſſen beide das Zimmer.

Da war ich nun allein, vielleicht fünf Schritte von einem theuren Menſchen, der mit dem Tode rang. Kann ich dir ſagen, welche unnennbare Gefühle mich beſtürmten? Ich trat leiſe in das zweite Zimmer. Gütiger, ewiger Gott! Nein, Lindau, ich kann dir es nicht nachmahlen das unvergeßliche Bild. Er ſchlummerte wie ein Verklärter, den der Engel des Friedens aus dem Schlachtgewühle dieſer Welt in eine beſſere der ewigen Liebe führt, die ſeiner würdig iſt. Ja, in dieſem Augenblike trat ein heiliger Genius vor mich, und berührte mein Herz, daß es ſich auflöſte in Wehmuth, und ich konnte weinen. Auf den Knien vor ſeinem Bette faßte ich ſeine glühende Hand, und drükte ſie an mein Herz, und benezte ſie mit Thränen. Du unſchuldiger Leidender, ſeufzete ich, könnte und dürfte ich dir es ſagen, wie ſehr ich dich liebe! Aber du ſchlummerſt, und höreſt mich nicht. — Ein Krampf zukte durch ſeine Hand, welche die meinige feſthielt. Ich ſah erſchroken nach dem Geſichte, und die Lippen ſchienen ſich zu bewegen, und die gelähmte Zunge ſtammelte meinen Namen. Ich hörte meinen Oheim vor der Thüre, und eilte aus dem Zimmer nach dem Fenſter, um meine Thränen zu verbergen. Der Arzt gieng mit meinem Oheim an mir vorüber zum Kranken. Welche allmächtige Liebe, ſagte ich, da ich wieder allein war, und weinte; o ſie iſt zu groß und zu heilig für dieſe Erde, und ich bin ihrer nicht würdig!

Wie gern hätte ich in dieſem Augenblike mein Leben hingegeben, nicht um das Leben dieſes Menſchen zu retten: nein, dieſes Daſeyn mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen und Freuden lag zu tief unter mir, ſondern um mit ihm zu ſterben aus Liebe.

Mein Oheim kam mit dem Arzte zurük. Er

ſchien ruhig und ſogar heiter, was mein Herz mit neuer Hofnung erfüllte. Die Sonne, ſagte er ungewöhnlich ſanft zu mir, naht ſich ſchon den weſtlichen Gebirgen. Ich verſtand ihn, und folgte ihm in den Wagen. Mit zarter Schonung unterbrach er die feierliche Stille auf dem ganzen Wege auch nicht einen Augenblik.

Strasburg, den 10. Juni.

Lindau an Eliſe.

Ich wollte mit meinen ungünſtigen Verhältniſſen zürnen, die mich hier zurükhielten, und da ich nun in dem Augenblike, wo ich abzureiſen im Begriffe bin, deinen Brief erhalte, wird dieſe Verzögerung eine Wohlthat.

Du liebſt ihn, Eliſe, den Glüklichen! O wie wird der Gute ſich freuen, wenn er dies Geſtändniß von deinen Lippen hört! Ja, du wirſt glüklich ſeyn, und er wird es ſeyn, und ich bin es durch euer Glük; denn einer meiner theuerſten Wünſche iſt erfüllt. Er verdient dich; er oder keiner. In ſeinem ungetheilten Herzen brennt noch die heilige Flamme der Liebe rein. Selige Menſchen, euch wird ein Leben, wie es der gütige Himmel ſelten noch Sterblichen beſchied!

Die kräftige Jugend wird über die Krankheit ſiegen, und die beſſere Ueberzeugung über die Verirrung ſeiner Leidenſchaft. Dieſen Fleken ahndete ich an dem reinen Bilde ſeines Geiſtes nicht. Eine geprüfte Freundſchaft von mehr als zehen Jahren konnte mir ihn verbergen! Sollte ich mich in dieſem Menſchen getäuſcht haben? Nein, eine geprüfte Freundſchaft heiſt auch den leiſeſten Argwohn ſchweigen. Dieſe wunde kranke Stelle ſeines Herzens, ſoll an dem meinigen wieder heilen; und ſie wird es.

Wie kam dieſer unedle Verdacht in dieſe edle Seele? Meine Welt, das Glük meines ganzen Lebens hätte ich voll Vertrauen auf ſeine Redlichkeit gebaut. — Und er konnte es nicht! Das ſchmerzt. Wenn Menſchen wie dieſer fehlen, wer darf noch hoffen, daß er ohne Fehler ſeye?

Liebe ich ihn nicht, wie ſich noch ſelten Brüder liebten? Und er konnte zur Schwäche herabſinken, mich eines ſchändlichen Verraths an dieſer Bruderliebe fähig zu glauben! Ja, das ſchmerzt!

Aber dieſe Verirrung geht ſein Herz nichts an. Nie, nie werde ich das glauben können. Das freundliche Zwillingsgeſtirn unſerer Freundſchaft iſt nicht untergegangen. Fürchte es nicht, Eliſe. Die dunkle Wolke, die es augenblicklich verbirgt, wird vorüberziehen, und es tritt glänzend wie vorher, und ohne Flecken hervor. Könnte ich deine Furcht theilen, dann müßte ich meinen Glauben an die beſſere Menſchheit aufgeben. Das kann ich nicht.

Liebe ihn, Eliſe, mit der unendlichen Liebe deines großen Herzens, denn er iſt deiner Liebe werth, und wird ſie belohnen. Sage ihm, wie ſehr du ihn liebſt, und das Vertrauen, welches nur Menſchen verlieren, die keines verdienen, wird in ſeine Seele zurükkehren.

Ich eile nach Bern, und wenn ich glüklichen Vorbedeutungen glauben darf, dann ſchließe ich euch bald in meine Arme, ihr theuren Menſchen.

Ich habe Eponymos geſehen und geſprochen. Welche Größe der Seele, welcher Adel des Geiſtes bei dieſer Unſchuld! Eine neue, bisher nur geahnte Welt geht vor mir auf.

Den 18. Juni.

Welch ein ſchöner, lieblicher Tag war der heutige? Die grüne lebendige Erde mit ihren Bergen und Wäldern, mit ihren Thälern und Wieſen, mit ihren Blumen und Freuden ruhete unter der erwärmenden freundlichen Sonne, die mit einem Auge voll Liebe auf ſie, wie eine zärtliche Mutter auf ihr Kind herabſah; und die Vögel ſangen und jagten ſich durch die Gebüſche, und die Käfer und Mücken ſummten vor Luſt, und der Menſch jauchzete vor Freude bei ſeiner Tagesarbeit auf dem Felde.

Zum erſtenmal verſuchte ich meine wiederkehrende Kraft. Das Leben erſchien mir unter tauſend neuen reizenden Geſtalten, und jedes freudige Geſchöpf hieng ſich mit Polypenarmen an mein

Herz. Es iſt eine unausſprechliche Empfindung, aus dem Todesſchlummer aufzuwachen zum fröhlichen Daſeyn in der üppigen freundlichen Natur.

Wie hat ſich alles geändert! Die Bäume breiten ihre mit Früchten beladenen Aeſte über die aufgeſchoſſene Saat aus. Alles Lebendige hat ſich kräftiger aufgerichtet, und die Hofnungen des Menſchen ſind reifer geworden.

Ja, dieſe Erde iſt ſchön, und das Leben auf ihr: und ich freue mich dieſes ſchönen Lebens auf dieſer ſchönen Erde. Wie glüklich könnte der Menſch ſeyn, ohne Haß, ohne Groll und ohne Neid! Aber er ſoll es nicht ſeyn. Den Pfad, welchen die Natur ihm mit Blumen beſtreute, beflekt er mit Blut, und ſtatt die verwandte Bruſt voll Liebe tröſtend an die ſeinige zu ziehen, ſtößt er den Dolch des Brudermörders in ſie.

Ein Menſchenleben iſt ſo klein, ſo wenig. Wie können wir uns haſſen, verfolgen und verläumden in dieſem engen flüchtigen Leben?

Mir iſt ſo wunderbar. Eine unnennbare Sehnſucht zieht mich zu jedem lebendigen Geſchöpfe hin.

Ich möchte die ganze Natur voll Liebe an dies Herz drüken. Ich würde unendlich glüklich ſeyn, wenn ich eine ganze Welt beglüken könnte. Mir iſt, als hätte mich die Nähe des Grabes veredelt und geheiligt.

Ach! und ich habe meinen älteſten, meinen einzigen Freund von dieſem Herzen geſtoßen, das nach Liebe dürſtet. Lindau, könnteſt du dieſe Thräne ſehen! o, ſie ſchmerzt mehr, als dich die unfreundliche Härte ſchmerzen konnte, mit der ich deine ewig treue Liebe von mir wies! und was hatteſt du verbrochen, edler Menſch, daß ich fähig war, dich ſo tief zu kränken? Iſt deine Liebe zu Eliſen ein Vergehen, bin ich dann nicht ſtrafbarer als du? — Reiche mir die theure, bekannte Hand zur Verſöhnung, Freund meiner Jugend! Ich will dir meine Liebe opfern. Liebe entbehrt der Mann ja leichter als Freundſchaft. Ich will dein und ihr Freund ſeyn. Ich will euch glüklich ſehen, und euer Glük nicht beneiden. Du verdienſt die Herrliche doch mehr als ich.

Es war ein ſüßer Traum, dieſe Liebe. Ich wäre ſehr glüklich geweſen. Es war ein Traum, ein ſüßer Traum; ſüßer als das Erwachen, das ihm folgt. Aber ich will dir meine Liebe opfern, und euch glüklich ſehen, und euer Glük nicht beneiden.

Den 1ten Juni.

Eine rauſchende Janitſcharenmuſik hat mich dieſen Morgen aus einem langen, tiefen Schlafe geweckt, und da ich erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch am heiteren blauen Himmel. Die Muſik ſtellte ſich mit meiner Brigade unter meinem Fenſter auf, um dem Freudigen ihre Freude über ſeine Geneſung zu bezeugen.

Mich hob das Gefühl meiner wiedererlangten Kraft, und die feierliche ſtarke Harmonie ſchien mich ins neue Daſeyn, zu dem ich kaum erwacht war, einzuführen.

Die Muſik allein löſet das Räthſel unſerer namenloſen Gefühle, unſerer ewigen Wünſche und unerfüllten Hofnungen. Sie hebt das Herz voll Sehnſucht aus dem dunkeln Staube empor in eine lichte Welt.

Die bezaubernden Töne eines klagenden Adagio zerſchmolzen meine Seele in ſüße Wehmuth. Die vergangenen Tage einer ſchönen Jugend zogen mit ihren lieblichen Träumen, mit ihren Freunden und Geſpielen an mir vorüber. Ach die meiſten von ihnen ſind nicht mehr. Sie ruhen ſanft. Ihr Daſeyn ſelbſt war nur ein kurzer Traum, und ſie giengen wie ein fliehender Schatten über die Erde, und dann mit ihren unerhörten Wünſchen unter dieſelbe.

Die zitternden Töne des klagenden Adagio ſprachen noch leiſe in der Ferne, wie die Erinnerung einer verlohrnen untergegangenen Liebe; da erhob ſich der feierliche vollſtimmige Chor, wie ein Seraph gegen die Sonne, und trug auf ſeinen kräftigen Schwingen die verirrten Hoffnungen des armen Menſchen nach den höhern Regionen einer beſſern Welt.

Die Muſik verſtummte, aber die Flamme, die das Wehen ihrer begeiſternden Töne in meinem

Inneren angefacht hatte, loderte immer höher auf. Ich dachte an Eliſe.

Wie ſchwer habe ich dich gekränkt, du Herrliche! Denke ich an jenen Abend, an dem ich mit frecher Hand die Bande einer heiligen Freundſchaft verwegen zerriß, dann ſtehe ich vor mir ſelbſt wie vor einem fremden, mir verhaßten Weſen. — Ja, es giebt Augenblicke, in denen unſer böſer Genius über den beſſeren Geiſt in uns durch Ueberraſchung ſiegt. Ich war nicht ich.

Eine unbegreifliche Unruhe trieb mich unſtet umher. Ich verließ meine Wohnung und das enge Dorf. Ich ſchweifte über Berge und durch Thäler, ohne Zweck und in mich ſelbſt verlohren; und da ich endlich ermüdet auf einer freien Anhöhe, welche die weite Gegend überſah, anlangte, da glänzte Wilſons Wohnung im Sonnenlichte aus dem dichten Kaſtanienwäldchen hervor.

Mir pochte das Herz. Ich wollte zurückkehren, aber eine unwiderſtehliche Macht hielt mich an dem bekannten Boden feſt. Ich gieng auf der Anhöhe weiter, um unbemerkt das Kaſtanienwäldchen zu erreichen. Wer wird mich bemerken? Wer wird mich izt in dieſer Stunde hier vermuthen? ſprach ich zu mir ſelbſt. Sollteſt du dann das heilige Land nie wieder ſehen, nie mehr das Paradies betreten, aus dem dich dein böſes Verhängniß trieb?

Unbemerkt kam ich in das Dunkel der dichten Bäume, das mich verbarg, und ich athmete freier. Leiſe gieng ich die bedekten Gänge auf und nieder, und da ich an das äuſſerſte Ende des Wäldchens gekommen war, da ſtand ich an dem Eingange des Gartens, in deſſen Mitte der Pavillon ruhete, in welchem ich Eliſen zum erſtenmal geſehen hatte.

Meine Liebe erwachte in ihrer ganzen Stärke. Der Anblik riß alle verbluteten Wunden wieder auf, und der ſchlummernde Schmerz wurde lebendig. O, was hab ich verlohren! rief ich, und weinte heftig. Die Thränen fielen kühlend und beſänftigend auf meine heiſe Bruſt, und mein guter Geiſt richtete ſich ſiegend in mir auf. Nein, ich will dich nie wieder ſehen, ſagte ich entſchloſſen:

ich werde dich nie wieder ſehen. — Lebe wohl, und ſeye glüklich, glüklicher als ich!

Ich richtete mich auf, um zurükzukehren, und da ich mich geſtärkt von dem Pavillon wegwendete, da ſtand Eliſe unter einem nahen Baume vor mir. Meine Füße wurzelten am Boden feſt, und die Stimme verſagte mir; nur anſehen konnte ich die theure Geliebte.

Du guter Menſch! ſprach ſie, und verbarg ihre Thränen.

O dieſen Ton nicht! rief ich. Er kehrt mein Innerſtes um, und ich leide nur ſtärker.

Das wollte ich nicht, erwiederte ſie. Gott weis es, ich wollte es nicht. Es iſt ein Irthum. O was hat er mich ſchon gekoſtet. Aber nun iſt ja alles wieder gut. Du biſt geſund, und auſſer Gefahr.

Wer ſagte dann, daß ich krank war, fragte ich befremdet, wenn es dieſe Geſtalt nicht verräth? Ja, ich habe viel gelitten; denn ich habe viel verlohren. O ſehe mich nicht ſo an, mit dieſem Blike der Theilnahme! Er richtet alle meine geſunkenen Hofnungen wieder auf. — Heiliger Genius der Freundſchaft wache nur in dieſem Augenblike über mich!

Ich habe wohl ſehr gefehlt, Eliſe. Nie komme eine ähnliche Stunde wieder! und wenn ich meinem beſſeren Vorſaze getreu bleiben ſoll, dann darf ich dich nie wieder ſehen. Glüklicher Lindau! Nicht wahr, ohne ihn hätteſt du mich geliebt? O ſage ja — ja! Am Altare der Freundſchaft ſoll ſich dieſes Herz verbluten. Ich habe es geſchworen, ihr dies Opfer zu bringen; aber mache mich einen Augenblik glüklich, und ſage ja!

Eliſe ſtand ſprachlos vor mir, und Thränen rollten über ihre Wangen. Der unſeligen Verblendung! erwiederte ſie dann mit gebrochener Stimme. Welcher Wahn hält deine Seele gefeſſelt! Leſe ſelbſt, und lerne deine Freunde achten! Bei dieſen Worten gab ſie mir einen offenen Brief. Es war Lindau's Hand.

Gerechter Gott! rief ich, da ich geleſen hatte. Er bittet bei dir um Liebe für mich. Welchen Irrthum! Jzt fängt es an Tag zu werden vor mir.

O der heilige groſe Menſch! und er vergibt mir; und du liebteſt mich, und es wäre kein Traum!

Ich habe vor deinem Krankenbette gekniet, und für deine Erhaltung gebetet; aber du ſchlieſſt und hörteſt mich nicht; ſagte Eliſe beſchämt.

O du Herrliche! Ich ſank vor ihr auf die Knie nieder. Nein, ſagte ich, es iſt kein Traum. Ich halte deine Hand in der meinigen. Ich höre deine Stimme. O, es iſt Wahrheit! ich werde geliebt!

Ja, ſprach ſie mit ſanfter Rührung, ich liebe dich: und die Herzen, die ſich ſo lange geſucht und verkannt hatten, ruheten an einander, und das innige Entzüken fand keine Worte mehr, um ſich auszuſprechen.

Den 26. Juni.

Wir werden von hier nach der Schweiz gehen, wo Wilſon noch einige Geſchäfte zu ordnen hat, und Eliſe und ich begleiten ihn. Wie freue ich mich, Lindau wieder zu ſehen, um ihm ſagen zu können, wie ſehr ich ihn liebe, und wie glüklich ich nun bin!

Alle Vorkehrungen zu unſrer Abreiſe ſind getroffen, die auf Morgen feſtgeſezt iſt. Lindau erwartet uns in Zürch. Geſtern erhielten wir Nachrichten von ihm, denen nachſtehender Brief von Eponymos in Abſchrift beigelegt war. Der Inhalt deſſelben bezieht ſich, wie mein Freund bemerkt, auf eine Unterhaltung, die er mit dem großen Menſchen hatte.

Eponymos an Lindau.

Zwei Tage bin ich nun im Schooſe der Meinigen bei Viareggio, und hier ruhe ich im dunklen Schatten duftender Pomeranzenbäume. Vor mir breitet ſich die unermeßliche See aus, und zu meiner Rechten ſtehen in der blauen Ferne die Rieſenalpen, als Wachter am Eingange in das ſchöne Italien. An meiner Bruſt ruhet mein treues Weib, und zu meinen Füßen ſpielt die kleine Agnola, das Ebenbild ihrer guten Mutter.

In dieſem Augenblike kann ich ſagen, ich bin glüklich. Ob ich es morgen, ob ich es den folgenden Tag, oder das folgende Jahr noch ſeyn werde, das frage ich nicht. Der Menſch ſoll das nie fragen; denn nur die Gegenwart iſt ſein. Die Welt, in der wir leben, gehört fremden Mächten an. Unſer Werk, aber nicht unſer Glük iſt unſer Werth.

Welche Beſtimmung hat dieſes ſonderbare Weſen, der Bürger zweier Welten, der Menſch? An der Auflöſung dieſes Räthſels haben ſich alle Jahrhunderte verſucht. Ob ſie es aufgelöſt? Ich zweifle. Du richteſt dieſe Frage an mich, lieber Lindau; aber ich kann ſie dir nicht beantworten. Ein Menſch kann es wohl nicht, dem der Zwek dieſer Welt überhaupt ein ewiges Räthſel bleiben muß. Meine Beſtimmung ahne, fühle ich, und das genügt mir.

Wir ſind Diener eines höheren Schikſals. Es wird freilich unſerem Stolze ſchwer, ſich von dem ſchmeichelnden Gefühle zu trennen, Schöpfer ſeiner Welt zu ſeyn; aber der hat wenig gelernt, der noch nicht weiß, daß oft unſre ganze Klugheit darin beſteht, unſre Hände willig in die große

Kette der eiſernen Nothwendigkeit zu legen, an der das mächtige Verhängniß das Schikſal der Welten, der Völker und des Menſchen leitet. Wir werfen in jeder unſrer Handlungen einen Tropfen Waſſer in den Strom der Zeit, aber wiſſen können wir nicht, ob dieſer Tropfen ſich zu einer Woge geſellt, die einen unglüklichen Geſcheiterten ohne Rettung verſchlingt, ob ſie eines Durſtigen Gaumen kühlt, eine Pflanzung befruchten oder zerſtören hilft. Oft hat der nächſte Augenblik vernichtet, was für die Ewigkeit mühſam erzogen war; oft hat Jahrhunderte gelehrt, was dem Augenblik unbemerkt entfiel. Wenn unſer inneres Weſen auch der Boden iſt, auf dem die Kräfte und Tugenden gedeihen, ſo iſt doch der Zufall, oder die von unſerem Willen unabhängige Verkettung der Verhältniſſe, Pflanzerin und Sonne, welche den Samen des Guten und Böſen für die äuſſere Welt in dieſen Boden ſtreuet, und auf ihm zur Reife bringt.

Es iſt gewiß der kleinſte Theil ſeines Schikſals, den der Menſch ſich bilden kann. Wie eine Woge in dem lebendigen Meere von unzählbaren Kräfken wird er gedrängt und getrieben; und wie die Entwickelung ſeiner Anlagen vom Einwirken fremder Gegenſtände auf ihn abhängt, ſo bilden und üben ſich ſeine Kräfte in dem freundlichen und feindlichen Berühren andrer Kräfte, die ſich wieder an den ſeinigen bilden und üben.

Uns gehört nur unſer Wille an. Unſer Herz, unſer kindliches Vertrauen auf eine höhere, lenkende Macht, unſre Güte und Unſchuld machen unſeren ganzen Werth. Unſer Weſen, mein Lindau, und umfaßte es alle Syſteme der Sonnen, und die Monde, die das Licht des Lebens von ihnen trinken, iſt ein ernſtes — Spiel. Die höchſte Tugend iſt die größte Weisheit, und unſer Adel, unſre Gottähnlichkeit liegt einzig in unſerem Willen. Der beſte Menſch iſt der größte Weiſe. Ich tadle mein Zeitalter nicht, und verachte es nicht, daß es der Vernunft alles, und dem Gefühle nichts zugeſteht. Aber nur in dem Jahrhunderte, wo die Liebe der Tugend zum Bedürfniſſe des Herzens geworden, gleich einer Sonne unſern Geiſt belebend erwärmt, wird ewige reine Wahrheit leuchtengend und befruchtend aufblühen. Nur ſie keimt das Zaubermittel, ſelbſt das Unkraut der menſchlichen Irthümer zur ſchönen Pflanzung ſchöner, menſchlicher Handlungen und menſchlicher Glükſeligkeit anzulegen.

Du verſtehſt mich, Lindau, und wirſt mich im Namen unſerer Philoſophie nicht verdammen. Unſre Ueberzeugung iſt nur zu oft eine Frucht unſerer Wünſche, und nicht ſelten ſtehen unſre Grundſäze gleich dienſtwilligen Höflingen um den Thron unſrer Leidenſchaften. Was hat der Menſch nicht ſchon alles bewieſen und geglaubt! Aber hoch über dem Meere, wo Meinen und Glauben, Hoffen und Wünſchen ſich im Sturme aufgeregter Leidenſchaften wie Wogen treiben und verſchlingen, ſteht die ewigblühende Inſel des reinen tugendhaften Willens. Plato, Ariſtoteles, Bako, Leibniz, Loke und Wolf ſind widerlegt und vertheidigt; aber wer widerlegt das Leben eines Phocion, Chriſtus, Mark-Aurel und Sokrates?

Unſre Beſtimmung kann nur von uns ſelbſt gewählt werden, und die Erreichung derſelben iſt unſer eignes ſelbſtgeſchaffenes Werk. Unſre Freuden, unſre geiſtigen und ſinnlichen Genüſſe ſind ſo wenig einem fremden Maaßſtabe unterworfen, als unſere innere Güte, unſre wirkliche Größe, welche in der Reinheit unſres Willens und dem Umfange unſrer geiſtigen Kräfte beſteht.

Wir haben alle eine Beſtimmung als Menſchen; denn wir haben alle Sinnlichkeit, Anlagen zur Vernunft und Sittlichkeit. Aber wie mannigfaltig ſind dieſe Anlagen! wie verſchieden iſt ihre Entwickelung! Schon in ſeiner feineren oder ſtumpferen Organiſation empfängt der Menſch von dem Klima, in dem er ward, eine eigne Weiſung, wie er ſeine Beſtimmung erreichen kann und ſoll. Welch ein Abſtand von dem harmoniſchen vollſtimmigen Spiele der mannigfaltigen Kräfte des Griechen, bis zur gedankenloſen Indolenz des Grönländers, von dem genügſamen Thranmale des Letzteren bis zur verfeinerten Schwelgerei des Erſten! Warf die Natur dieſem nur eine ſchmutzige Broſame von dem Ueberfluſſe zu, den ſie jenem in den unzähligen Früchten ſeines Landes gab, dann entſchädigte ſie zugleich ihre Kargheit und Verſchwendung, indem ſie das Leben des einen mit einigen ſtumpfen Bedürfniſſen abfand, und in das Herz des andern den tauſendfachen Stachel des Entbehrens trieb. Wie die erſchöpfte Natur hier nur wenige Geſträuche mühſam hervortreibt, das über einen unfruchtbaren Boden hinkriecht, und dort unter einem lachenden ewigen Himmel den organiſchen Stoff in Millionen Formen goß, und zum regen kräftigen Leben rief, ſo hat ſie den Menſchen hier auch nur mit einigen genügſamen Forderungen der Sinne an ſein Daſeyn und die Erde feſtgeknüpft, da er dort voll Muth und Kraft gegen eine höhere Region hinanſtrebt. Gehe von dem ſtumpfſinnigen Peſcheräs alle Stufen hindurch bis zum gebildeten Europäer! Steige von dem engen Kreiſe der Kenntniſſe des Karaiben bis zur ausgebreiteten Gelehrtheit eines Deutſchen; welche Mannigfaltigkeit! und doch welche Einheit! Welche Mannigfaltigkeit in den Mitteln, und welche Einheit im Zwecke! Allenthalben finden wir Verſuche einer ausſchweifenden Vernunft, die Uebung, ein Ideal der Schönheit nachzubilden, und das Gefühl und den Begriff von Gut und Böſe, von Recht und Unrecht, und das Sterben glücklich zu ſeyn. Es iſt gleichgültig, an welchem Grade die Kraft im Menſchen ſich übt. Sie hat allenthalben ein Höheres, ein Unendliches, nach dem ſie hinſtrebt; und in der Annäherung an dieſes Höhere und Unendliche, welches in der Bruſt eines jeden Menſchen als Ideal des Wahren, Guten und Schönen, und als Ideal ſeiner Glückſeligkeit wohnt, was nur ihm angehört, geht er dem Weg ſeiner Beſtimmung.

Die Wege, welche der Menſch wählt, um ſich ſeinem Ideale zu nähern, liegen ſo weit auseinander als die Ideale ſelbſt. Der Hottentotte, welcher arm und unbekümmert in dem Kreiſe von eingeſchränkten Genüſſen hauſet, und ſich nach der Einförmigkeit ſeiner Heimath ſehnt, hat gewiß nicht weniger Recht, als der Europäer, der dieſes Wanſtes des Hottentotten ſpottet, und nur da Beſchäftigung hofft, wo er Europa findet. Jeder würde auf der Bahn des andern ſeine Beſtimmung verfehlen. Dies gilt von Individuen, wie von Völkern.

Selbſt das Leben des einzelnen Menſchen bleibt dem Wege nicht getreu, auf dem es ſich ſeinem Ideale zu nähern ſucht; wie ſich denn auch dieſe Ideale in einem Leben oft ablöſen. Der Jüngling findet mehr Wahrheit in einem glühenden Gefühle, der kältere Geiſt des Mannes im abgezogenen Begriffe. Dieſen freuet ſchönes Ebenmaas, ruhige Kraft und geräuſchloſe Thätigkeit. Jenen ergözt mehr wilde Gröſe, regelloſe Kraftverſchwendung und lermende Pracht. Der abgekühlte Mann ſehnt ſich aus dem geſchäftigen Kampfe des Jugendalters unbefriedigt in den ſtillen Kreis einer kleinen Familie zurük. Ruhe, häusliches Glük, gemächlicher Ueberfluß, und die ſtille Achtung von Seinesgleichen ſind die Reſte der endloſen Wünſche, der groſen Hofnungen, mit welchen ihn die üppige Kraft ſeiner Jugend ins groſe Weltmeer des ungeſtümen, von Leidenſchaften durchwühlten Lebens warf.

Der künftige Jüngling überſchreitet den engen Kreis der dürftigen Gegenwart. Seine dürſtende Seele verachtet den kurzen Genuß der Wirklichkeit.

und trägt die Schäze einer idealiſchen Welt zuſammen, um in ihnen zu ſchwelgen. Endlich erſchöpfen ſich die Kräfte. Im müden Alter verſiegt die Quelle der Lebensfülle, und mit jedem ausgetrokneten Tropfen fällt eine verwelkte Blüthe von dem dichten Baume ſeines ſchönen Daſeyns, bis die Natur arm und nakt vor ſeiner armen und nakten Seele ſteht.

Aber wo iſt Einheit in dieſem Chaos von widerſprechenden Wünſchen und Meinungen? Nicht in den Gegenſtänden um uns, ſondern in uns. Liebe der Wahrheit iſt dem Menſchen die Wahrheit ſelbſt. Liebe der Tugend iſt Tugend, und der Glaube und die Hofnung, glüklich zu ſeyn, machen unſer Glük. Dieſes liegt ſo wenig im Beſiz, als die Tugend in einer Reihe verdienſtlicher Werke, oder in einem Leben ohne Tadel und ohne Verſuchung zu ihm, und die Wahrheit in den Reſultaten tauſendjähriger Nachforſchungen und Entdekungen.

Was darum auch immer die allein wahrheitlehrende Schule und die alleinſeligmachende Kirche ſagen mögen, jeder Menſch hat ſeine eigne Beſtimmung, ſein eignes Schikſal und ſeine eigne Philoſophie, wie ſein Zenith und Nadir.

Ueber unſre Beſtimmung, und die Mittel, dieſelbe zu erreichen, hat der Staat keine Stimme, und die Geſchichte und die Nachwelt können über unſern Werth nicht abſprechen. Wir ſind in und durch uns was wir ſind. Das Schikſal führet Völker und die Menſchheit ihre eigne Bahn, die ſelten mit der unſrer Beſtimmung zuſammenläuft. Was wir für dieſe ſind und ſeyn können, hängt nicht immer von uns ab. Wo iſt im Staate der Genuß dem Fleiße geſichert, und der Ruhm der edlen That? Tauſende arbeiten und hungern, daß einer müßig gehe und ſchwelge. Hundert Würdige dienen, daß ein Unwürdiger herrſche. Werdende Nationen erkämpfen ſich Wohnſiz und Bildung, daß eine ſpäte Nachkommenſchaft ſich derſelben freue. So hat das Schikſal oft das gewürgte Glük und die Irthümer der Völker zum Fußſchemel des Wohlſeyns und beglükender Erfahrung ſpäterer Generationen gebraucht.

Der Staat ſowohl als die Natur haben mit unſerer Beſtimmung, mit unſerm Werthe nichts zu thun. Sie ſind zwei fremde Reiche, die ihren eignen Geſetzen gehorchen. Wir ſehen die Größe in einem Nero den Erdkreis beherrſchen, und den Gottmenſchen am Kreuze ſterben. Seit Jahrtauſenden geht die Sonne ihre Bahn, lächelt die Gräber der Todten und die Wiege der Neugebornen mit gleichem Blicke an. Da brütet ſie erwärmend über dem Leben eines Tygers, und dort ſengt ſie die Hoffnung einer reichen Erndte zu Staub. Die Zeit geht gebährend und vernichtend über das Weltall, trägt hier ein vollendetes Leben zu Ruhe, und pflegt dort eines kränkelnden mit zarter Sorgfalt. Nur in ſich iſt der Menſch Selbſtſchöpfer. Hier trägt ihm jede That, jedes Gefühl, jeder Gedanke ſeine Frucht. Schon der Wille des Beſſern und der Wunſch des Guten wird ihm hier vergolten. Im Staate aber reihet eine höhere Macht an ſeine Tugend oft das Verderben ſeiner Brüder und ſein eignes, und an ein Verbrechen das Glück von Tauſenden. Der Erfolg macht den

Feigen oft zum Helden, den Schwächling zum Herrſcher, und den Starken zum Sklaven.

In uns ſelbſt vollendet ſich der Kreis unſrer Beſtimmung. Als Bürger treten wir ſchon in eine uns fremde Welt, in der wir unbekümmert um den Erfolg nach unſrer Ueberzeugung das Beſte thun.

Es iſt ein Gemeinſpruch, daß die Tugend ſich hier ſchon lohne, und das Laſter ſtrafe; aber es iſt nicht wahr. Das Verbrechen und die Dummheit vermiſchen ſich in ſchwindelnden Gemälden, und der beſte Menſch entbehrt. Wer mag leugnen, daß Auguſt und Cromwell glücklicher ſtarben, als Heinrich IV. und Beliſar? Kann das Schickſal dem heiligſten Menſchen den Stoff zu einem ſchönern Leben geben, als es ihn den ärgſten Böſewichtern, einem Thamas Kulikan, einem Aurengzeb und ſo vielen Ihresgleichen gab?

Was ich dir ſagte, Lieber, ſagt dir dein beſter Geiſt beſſer, als ich dir es ſagen konnte. Aber ich gebe dir, theurer Menſch, ein theures Andenken, indem ich dir die Gefühle des merkwürtrübſten Tag meines Lebens auszeichne, an dem die Ueberzeugung in voller Klarheit vor mich trat. Der Menſch ſeye in ſich alles; außer ſich und als Bürger eines Staates ſey nur das Werkzeug einer höheren Macht. Dieſe Ueberzeugung gab mir Kraft zu handeln und zu dulden, ſtille Ruhe bei der Ungewißheit des Erfolges, und Beharrlichkeit des Willens.

Deine Tage ſeyen wie dein Herz, rein und heiter!

Zürich, den 20. Juli.

Da wäre ich dann in dem Lande, das nach dem großen Rom und Griechenland die größten Menſchen zeugte; wo die Freiheit ſo lange auf undankbarem Boden bei guten Sitten wohnte. In der Ferne ſtehen die Gebirge wie Titanen, mit ihren glänzenden Schilden von Eisfeldern gegen den Himmel aufgerichtet, und aus den ewigen Schneemaſſen ſtürzen ſich rauſchende Bäche in die lachenden blühenden Thäler.

Meine Tage gleichen den ſchönen Tagen des Maies. Die Liebe windet uns Kränze von unvergänglichen Blumen, und die Freude lächelt ihre Lieblinge mit ſeligen Bliken an. Das Glük des Mannes kann nur das liebende und geliebte Weib vollenden. Nur an das Weib ſchließt ſich die Liebe des Mannes ungetheilt und ohne Grenzen an.

Meine Sinne ſchwelgen im Genuſſe tauſend wohllüſtiger Empfindungen. In den Armen der Liebe wekt mich die aufgehende Sonne, wenn ſie ihr Ebenbild mit flammenden Zügen in den ſtillen, klaren See mahlt, und im leichten Tanze der Horen wetteifern die flüchtigen Minuten, die Glüklichen in die Geheimniſſe ungekannter, nie geahnter Genüſſe einzuweihen.

In meinem vollendeten Glüke fehlt nur Lindau. Wir fanden ihn bei unſrer Ankunft nicht mehr hier. Wie man uns ſagte, war er vor einer Woche ſchon auf das andere Ufer des Zürcher Sees gegangen, und wird ſeit mehreren Tagen vergebens zurükerwartet. Wilſon ſucht unſre Beſorgniſſe um den theuren Menſchen durch das Verſprechen zu beruhigen, daß wir ihn morgen ſehen würden. O wie gern wäre ich dem geprüften Freunde an die treue Bruſt voll alter Liebe geſunken, mit der einzigen Bitte, ſie mir ewig zu erhalten!

Wir wohnen hier in einem angenehmen Landhauſe an dem See, von Menſchen umgeben, die Wilſon genau zu kennen ſcheinen. Es ſind Männer von Bildung, über deren Verhältniſſe man ſich vergebens bemüht, einen geheimnißvollen Schleier zu werfen. Ich habe Gründe zu glauben, daß ſie zu jenem großen Bunde gehören, deſſen Zwecke und Mittel wir ſchon zum Theil kennen lernten. Wenn mich nicht alles täuſcht, dann darf ich der nahen Enthüllung dieſes Geheimniſſes entgegenſehen; wenigſtens laſſen mich es Aeußerungen von Wilſon hoffen.

Den 12. Juli.

Der Schleier iſt gefallen und das große Geheimniß enthüllt. Da ſtehe ich vor dem Rieſenwerke, von Bewunderung durchdrungen gegen den kühnen ſchöpferiſchen Geiſt, der den umfaſſenden Plan entwarf, und den Muth hatte, die Ausführung deſſelben zu verſuchen. Welch ein Unternehmen, den Menſchen durch eine ſtete gleichmäßige Ausbildung ſeiner Kräfte, ohne Geräuſch und ohne Blutvergießen, empfänglich für Vernunft und Freiheit zu erziehen, ihm die Erfüllung ſeiner Pflicht zum Bedürfniſſe, und die Tugend zur ſüßen Angewöhnung zu machen, und das Reich der Freiheit auf die unerſchütterliche Grundlage einer geſetzmäßigen Gleichheit zu befeſtigen! Auch wenn man die ausgebreiteten Mittel kennt, welche dieſen Menſchen zu Gebote ſtehen, dann ſcheint doch der Zweck, welcher ſo wenig auf die Leidenſchaften und die Schwäche der Sterblichen berechnet iſt, deſſen glücklichem Erfolge die Erfahrung von ſechs Jahrtauſenden widerſpricht, noch ungeheuer. Aber welchen Ausgang die Sache auch haben wird, ſie iſt edel und groß. Der Sieg mag einſt die Unternehmung rechtfertigen, oder ihr Untergang einſt gegen die Brüder des Bundes zeugen. Nur tugendhafte Menſchen ſchloſſen den heiligen Kreis, in den ich trat, und den feierlichen Schwur ausſprach, zu wirken nach Kräften für die Sache der Menſchheit, die auch die Sache des Bundes iſt.

Geſtern gegen Abend trat Wilſon mit der Aufforderung zu mir ins Zimmer, mich umzukleiden. Ich habe Ihnen, ſagte er nach einigen ſtillen Minuten, von einer Verbrüderung gewiſſer Menſchen, von ihrem Zwecke und ihren Mitteln geſprochen. Ich gab Ihnen nur Winke. Heute noch treten Sie dem Heiligthume näher. Ich überlaſſe Sie Ihrem guten Genius. Eine feierliche Stunde naht. Sie bringt Ihnen vielleicht den wichtigſten Augenblick Ihres Lebens. So lange Sie nicht geſchworen, können Sie noch zurücktreten. Er ſchloß mich in ſeine Arme. Nie ſah ich den ernſten Menſchen ſo tief bewegt. Nachdem er mich mit ſichtbarer Rührung an ſein Herz gedrückt hatte, ſprach er: Sie ſind frei; Sie ſind glücklich. Folgen Sie Ihrer Ueberzeugung. Was Sie auch thun mögen, meine Achtung gegen Sie bleibt dieſelbe!

Ein leichter Nachen lag am Ufer. Wilſon, zwei Unbekannte, [illegible], ein fremder [illegible] ger Genueſer, dem die Geſellſchaft viel Aufmerkſamkeit bewies, und ich, wir ſetzten uns ein. Ein gelinder Nordweſt trug uns leicht und ſchnell über die plätſchernden Wogen.

Das Geſpräch fiel auf Frankreichs Thaten und Hoffnungen. Einer der Unbekannten ſchien große Erwartungen zu nähren. Ich, ſagte Donazano, hoffe noch etwas, aber nicht viel. Die günſtigſten Augenblike ſind unbenutzt vorübergegangen. Das Volk wird, des Kampfes und der lügneriſchen Verheißungen müde, ſich endlich einem gewaltigen Menſchen in die Arme werfen; und wer kann, was er will, will ſelten das Beſte. Eine glükliche beſſere Zukunft ſollte aufblühen über der Zerſtörung, und kommende Jahrhunderte von Freiheit, Tugend und Wohlſtand ſollten uns mit den Verbrechen, der Erniedrigung und dem Elende der Vergangenheit und Gegenwart verſöhnen! O der frommen Träume des Menſchenfreundes und ſeiner ſchönen Hoffnungen! Wie wenig wurde gethan, um ſie zu rechtfertigen!

Regieren iſt mehr als Geſetze geben: es iſt ſoger werde, als gute Geſetze geben, was doch gewiß ſchon ſehr viel iſt. Es iſt, dem Bürger die Achtung von dem Inhalte derſelben zum Bedürfniſſe machen; ihn ſo erziehen, daß er des Zügels der Geſetze immer weniger bedarf; ſeine Lage und Verhältniſſe ſo beſtimmen, daß er das Rechte wollen muß.

Die häuslichen, geſellſchaftlichen und bürgerlichen Tugenden des Menſchen ſind größtentheils die Frucht der Verhältniſſe, in welche ihn die Lage des Staates, deſſen Bürger er iſt, die Verfaſſung deſſelben, und der Geiſt des Zeitalters, in welchem er lebt, verſetzen. Wer pflanzte und erzog die ſtolze Vaterlandsliebe in der Bruſt der erſten Römer? Wer lehrte ſie Frugalität, die geſchätzte Mutter vieler Tugenden, und machte ſie ihnen zum Vergnügen? Was gab ihrer Seele jene Energie, die der Gefahr und den Verſuchungen des Verbrechens trotzte? Die Verhältniſſe, in denen ſie ſich befanden. Da der Reichthum ein wünſchenswerthes Gut ward, und werden mußte, weil der Menſch mit ihm alles und ohne ihn nichts gilt;

da Gewalt ſich alles erlauben durfte, weil ſie die Stelle des Geſezes eingenommen hatte, da muſte Camillus ein Sylla, Regulus ein Marius, Grachus ein Antonius, und Scipio ein Cäſar werden. Der Ehrgeiz, der Lebensgenuß hatten izt eine andere Sphäre, andre Mittel und ein andres Ziel.

Die Leidenſchaften und Neigungen des Menſchen, fuhr Demaino nach einigem Schweigen fort, da ihm niemand widerſprach, ſind ewig dieſelben, nur ihre Gegenſtände wechſeln; und es iſt die Sache des Geſezgebers, ihre Thätigkeit auf jene Gegenſtände zu leiten, die den Menſchen aufrichten, mit Kraft und Muth erfüllen, und ihn der Geſellſchaft nüzlich machen. Da Rom die Lebensart und die Sitten ſeiner Väter verlaſſen hatte, ſezte ſich Cato vergebens dem andringenden Strome des Verderbens, dem allgemeinen Rennen nach blos ſinnlichen Genüſſen und der Weichlichkeit entgegen. Das Zeitalter der ſchönen Werke und Schriften war auf das der ſchönen Handlungen gefolgt. Darum aber iſt der [illegible], weil geſinnten Cäſar, trug dem Anathema der ſogenannten Republikaner doch. Er hat Rom nicht unterjocht, ſondern die geſunkene, ſklaviſche Weltbeherrſcherin brauchte einen Beherrſcher, und ſie hätte dem heldenmüthigen Manne auf den Knieen danken ſollen, daß er die undankbare Mühe über ſich nahm, ihr Regent zu ſeyn. Rom war verlohren, und es wünſchte nur einen Cäſar, um ihn gegen den ſchlechtern Ausgang umzuwenden.

Cäſar, fiel Wilſon ein, fand, mit Falſtaff zu reden, die Herrſchaft Roms zu ſeinen Füßen, und er hob ſie nur auf.

Fraget die Weltgeſchichte, ſprach Domenico weiter, ob die Menſchen, die ſie euch zeigt, nicht das Gepräge ihrer Tage und ihres Jahrhunderts waren? Jede Epoche in ihr iſt das Reſultat der Vorhergehenden. Darum wollen die Gelehrten, welche den Menſchen blos dadurch glücklich und beſſer zu machen glauben, daß ſie ihn aufklären, im Grunde nichts. Unſre Einſichten mögen immerhin unſern Glauben beſtimmen, ſo beſtimmen doch unſre Bedürfniſſe, und die Verhältniſſe, in welchen wir uns befinden, meiſtens unſre Handlungen. Wer darum den Menſchen beherrſchen, lebendig und mit Schöpferkraft auf ihn wirken will, muß die Verhältniſſe, die ihn umgeben, mit Schöpferkraft zu beherrſchen wiſſen. Ihr wollt die uneigennützige Tugend von dem Himmel auf die Erde rufen! aber wie vermögt ihr das, ſo lange das kühne Verbrechen ſich in ſchwelgenden Genüſſen ſättigt, und das Laſter ſich des gewiſſen Sieges über die gerade Tugend freut? Ihr wollt, daß der Menſch wohlthätig und freundlich neben dem Menſchen wohne? Aber ſo lang die Schande und das Elend des einen der Auszeichnung und dem Wohlſeyn des andern zur erhöhenden Stufe dient; ſo lang in dem Menſchen der innere Krieg zwiſchen ſeinen Bedürfniſſen, Wünſchen und ſeiner Sittlichkeit beſteht, weil der Vortheil die Pflicht, und dieſe jenen bekämpft, ſo lang könnt ihr ſicher ſeyn, daß die erhabenen Maximen von Uneigennützigkeit, Großmuth und Aufopferung nur in Schriften und Reden leben, wie denn überhaupt das verderbende Jahrhundert am beſten ſpricht. — Wir werden ſo ſo unſern doppelten Menſchen, wie die Chineſer, einen doppelten Glauben haben, den erhabenen des Konfutſe für das feſtliche Gepränge im öffentlichen beobachteten Leben, und den ſchmiegſamen des Foe für unſern täglichen Hausgebrauch. In dem Menſchen ſoll keine Kraft der andern feindlich ausgebildet werden. Der Genuß muß ſich mit unſerer moraliſchen Würde, und der Vortheil mit der Pflicht vertragen. Es ſind Betrüger oder Betrogene, die in unſerm Buſen einen ewigen Kampf unterhalten, und den Menſchen mit ſich ſelbſt entzweien. Der Aberglaube gründete immer ſeine Herrſchaft auf dieſen Bürgerkrieg in dem inneren Menſchen, wie der weltliche Despotismus auf die Entgegenſetzung der Bürger eines Staates. Das Geheimniß dieſer machiavelliſtiſchen Politik beſteht in der großen Kunſt zu theilen, um über die getheilten feindlichen Elemente herrſchen zu können. Sie erhalten im Menſchen und im Staate nur darum ein böſes Princip zum guten, weil ſie ſich als verſöhnende Vermittler zwiſchen denſelben unentbehrlich machen wollen.

Wenn es je einem kräftigen Manne, den das Schikſal an die Spize der Angelegenheiten eines Volkes ſtellt, Ernſt wäre, daſſelbe glüklich und tugendhaft zu machen, dann würde er damit anfangen, die Menſchen zu verbinden, ſtatt ſie zu theilen; ſie gleich nebeneinander zu ſtellen, ſtatt ſie ungleich einander entgegenzuſezen. Dadurch, daß ein Volk durch den angebohrenen Unterſchied der Stände und des Vermögens, in Kaſten geſchieden iſt, findet ein Deſpot das Mittel, daſſelbe zu theilen, und einen Theil durch den andren zu beherrſchen. Der Vortheil der einen Klaſſe iſt dem der andren entgegengeſezt. Der Ueberfluß und das Anſehen des einen ruhet auf der Armuth und Verachtung von hundert andern. Begünſtigende Privilegien werden nur durch beraubende Bedrükungen erhalten. Was ſich freundlich aufrichten und unterſtüzen ſollte, muß ſich in dieſer Lage bekämpfen; und nur weil ſo der Staat ein aufgelöſtes durcheinandergährendes Chaos iſt, wo nie ein Wille und ein Intereſſe ſeyn kann, wird ſein Beherrſcher ein Gott in ihm, der allmächtig wirkt.

Nicht nur das entgegengeſetzte Intereſſe verſchiedener Völker führt dieſe würgend gegeneinander, auch das verſchiedene Intereſſe verſchiedener Stände macht jede Klaſſe eines Volks zu einem beſondern Staate, und das ganze Leben zu einem ununterbrochenen Kriege; und ſelbſt das Gebet des Menſchen wird ein Fluch gegen ſeinen Bruder, den er zu beneiden, zu unterdrücken, zu plündern und zu übervortheilen hat, wenn er anders ſein eignes Beſte will. Alle Revolutionen, ſie mögen einer Nation die Freiheit oder einen Tyrannen gegeben haben, waren nur durch die Entgegenſetzung eines Volkstheils gegen den andern möglich. Fand die zahlreichere, von allen Vorzügen und Begünſtigungen ausgeſchloſſene Klaſſe der Plebeier Mittel, ſich von dem Joche zu befreien, das ihr die Ueberlegenheit der privilegirten Minorität an Kraft und Einſicht und ihr Reichthum aufgelegt hatte, dann nannte man dieſen Sieg den der Freiheit. Perikles bauete auf die Trennung der verſchiedenen Partheien, in welche Attika aufgelöſt war, ſeine wohlthätige aber doch willkührliche Herrſchaft. Cäſar opferte das Intereſſe der Patrizier dem des Volkes auf, führte dieſes gegen jene zum Sieg, und befeſtigte ſeine Diktatur auf die Liebe des Pöbels, dem er Gaſtmähler und Schauſpiele gab. Gregor VII. ſetzte ſeinen geiſtlichen Stuhl über die Throne der Monarchen Europa's, und gab ihm einen zahlloſen Orden zur Stütze, den er durch das Zölibat von der Menſchheit losriß, und ihr entgegenſetzte. Karl V. von Frankreich endlich fand den königlichen Stein der Weiſen, die Willkühr des Thrones dauerhaft auf dem ſtehenden Soldaten aufzurichten, dem er ein eignes Intereſſe, ein eignes Ehrgefühl zu geben wußte, und deſſen Beſtimmung er ganz von der des Bürgers ſchied. Wollten wir der Entſtehung, der Ausbildung und dem Untergange des Lehnweſens in Europa nachgehen, dann würden wir dieſe politiſchen Operationen wieder unter andern mannigfaltigen Geſtalten ſehen.

Dieſe Bemerkungen, nahm Wilſon das Wort, ſind eben ſo ſcharfſinnig als wahr. Wir finden eine Ungleichheit der Stände, eine Abtheilung der Menſchen in Edle und Unedle, in Herrn und Sklaven nur an der Seite der angebohrnen Ungleichheit des Vermögens. Nie iſt eine Tugend, ein Laſter allein; ſie geſellen ſich zu mannigfaltigen Verwandten. Der Reichthum dürſtet nach Auszeichnung, die Macht nach Vergrößerung; der Reiche ſtrebt auch der Mächtige, und der Mächtige reich zu werden. Bei den roheſten Völkern fanden wir ſchon gewiſſermaßen Claſſen, wenn ſie in den Fortſchritten des bürgerlichen Lebens bis zur Einführung eines bleibenden angeerbten Reichthums gekommen waren. Da finden wir auch Familien unter ihnen, in denen ſich das Vorrecht eines größeren Beſitzes und einer größeren Macht bei gewiſſen Geſchlechtern forterbt. In den nördlicheren Ländereien von Amerika und auf den weſtindiſchen Inſeln, wo ein Familien-Eigenthumsrecht auf den Boden, und das Vermögen zu vermachen und zu erben noch unbekannt war, gab es unter den Menſchen keinen Unterſchied, als den des Alters, einer reiferen Erfahrung und des Muthes. Zu Mexiko erbte ſich der Boden in gewiſſen Familien fort; auch waren da die Menſchen in erhabene

Herren und Sklaven abgetheilt. Die Manentes — unſre glebae adscripti — wurden mit den Feldern, deren Anbau ihnen übertragen war, verkauft und verſchenkt. Es gab da Edle und Unedle. Die erſten beſaßen große Ländereien, und dieſe von rechtswegen — Nichts. Bei allen kultivirten Nationen waren die Menſchen von jeher, wie bei den Natches, einem Volke, das am Miſſiſippi wohnt, in gebohrne Verehrungswürdige und Stinker abgetheilt; man nennt ſie aber ſonſt Adel und Pöbel, Braminen und Parias.

Uns konnte, fiel Donnians ein, darum auch nichts retten, als eine Nationalerziehung, die allein den Genius eines Volkes ohne Zwang umzuſchaffen, und ihm jene Richtung zu geben vermag, welche die Beſtimmung des Menſchen und des Bürgers fodert; die allein die Fortſchritte, welche der menſchliche Geiſt ohne ihre Hülfe kaum in Jahrhunderten zu machen fähig iſt, in ein Jahrzehend zuſammendrängt; die allein ein Volk in ſeinen Sitten, Gebräuchen und Begriffen beherrſcht, und durch die gleichmäßige Ausbildung der Kräfte der

Bürger die ſicherſte Stütze ihrer Freiheit wird. Das zweite eben ſo weſentliche Rettungsmittel war die Einführung einer gewiſſen Gleichheit der Güter, nicht durch das verrufene Ackergeſetz oder durch gewaltſame Maaßregeln erzwungen, ſondern durch weiſe bürgerliche Geſetze und ein kluges Steuerſyſtem allmählig herbeigeführt.

Wir hatten ein neues Beiſpiel an Nordamerika, das einſtens ſeine früheren Beherrſcher beneiden wird. Die vereinigten Staaten, ſagt John Adams, waren ſchon vor ihrer Trennung von Großbritannien frei, weil man in ihnen eine große Gleichheit der Güter fand. Wer da geſund war und arbeitete, konnte wegen der Mittel zu leben nicht in der geringſten Verlegenheit ſeyn. Aus dieſen Gründen war ihre Verfaſſung auch eine natürliche Demokratie, und ſo einfach als die Sitten und Glücksumſtände der Einwohner. Die königlichen Befehlshaber und ihr Rath mußten auch in allen wichtigen Angelegenheiten, ihrer Stellen und Ehre ungeachtet, dem Willen des Volkes nachgeben.

Wenn im Alterthum weiſe Geſetzgeber einen

Staat dauerhaft gründen, oder einen, der im Verfalle war, wieder aufrichten wollten, dann führten ſie, wiewohl oft auf eine gewaltſame und ungerechte Art, eine Gleichheit der Güter ein, und ſie erreichten ihren Zweck. Romulus und Numa bemühten ſich, jedem Bürger einen gewiſſen Antheil am Boden zu geben und zu ſichern. Lykurgs Republik ruhete auf dem Grundpfeiler der Gleichheit des Vermögens. Selbſt Solon, der ſeinem Naturell, ſeiner Lebensart und vielleicht auch ſeinen Grundſätzen nach, dem weichlichen, feineren, wollüſtigern Geiſte unſers Zeitalters ziemlich verwandt war, kannte gegen das Elend und die Unordnungen, die Athen quälten, kein anderes Heilmittel, als die Wiederherſtellung einer größern Gütergleichheit. Ueberhaupt blieb das ſichre unverdorbene Gefühl der Geſetzgeber und Staatsmänner Griechenlands und Roms der Wahrheit getreuer, als ihr die verſchlagene Politik unſrer Tage bleibt; ein Beweis, daß die Fülle erworbener Kenntniſſe nicht erſetzt, was uns die Leidenſchaften, die kurzſichtigen Vorurtheile und der unwiderſtehliche Zug der Gewohnheit rauben.

Die meiſten Völker im Stande der Wildheit beweiſen nicht, daß der Menſch ein geborner Sklave des Menſchen ſey, oder zum Nachtheil aller übrigen Erdbewohner für ſich und ſeine Nachkommen den Boden wo ſeine Früchte, als ſein ausſchließliches Eigenthum in Beſitz nehmen kann. Aber, in der Reihe unſrer großen Schriftſteller, beweiſen die Realität des Gegentheils nicht. Wir verſtehen es, die Rechte des Menſchen aus Grundſätzen herzuleiten, welche die Alten nicht kannten. Dieſe aber waren gerechter gegen ſeine Bedürfniſſe und ſeine angeborne Würde, als wir es ſind; ihre häusliche Sklaverei abgerechnet, die doch kaum ſchlimmer war als unſre Knechtſchaft. Sie thaten, durch ein gebietendes Gefühl geleitet, was uns die Wiſſenſchaft nur glauben lehrt. Fragen wir itzt nach Gründen, dann zeigt man uns Syſteme der Moralphiloſophie. Suchen wir Vertrauen auf Gott, auf eine leitende Vorſehung, und die unerſchütterliche Hoffnung eines beſſern künftigen Daſeyns, dann finden wir einzigmögliche Beweiſe für das Daſeyn Gottes, die uns nicht überzeugen, und die Auflöſung des Problems, ob ſich ein künftiges Leben ſpekulativ beweiſen laſſe. Statt der Herrſchaft des Rechts finden wir eine Deduktion der Rechte. O wir Griechen ſind doch ewig Kinder; — und oft noch etwas ſchlimmeres.

Unſer metaphyſiſches Zeitalter, deſſen Kälte und Geſchwätzigkeit mich erbittert, will alles rein und unverfälſcht, und will im Grunde darum nichts, weil man das Menſchliche nur menſchlich wollen darf. Die Freiheit wäre ihm ſchon recht, wenn ſie nichts koſtete als eine Demonſtration, keinen Kampf und kein Opfer. In der wirklichen Welt drängt und treibt ſich alles. Man muß angreifen und Widerſtand leiſten, das Gute ſuchen, aber ſich mit dem Beſſeren begnügen. Ich ärgere mich über die Menſchen, welche die Liebe wollen ohne ſinnlichen Genuß, und die Freiheit ohne alle Unart und ohne Muthwillen, und Handlungen, die im Sturme und Gewühl auf der Goldwage des kleinen Neides abgewogen werden.

Soll es beſſer werden, dann muß der Krieg aufhören zwiſchen der Vernunft und der Sinnlichkeit, und der Menſch muß frei ſeyn, nicht weil er ſeine Rechte beweiſen, ſondern ſie ausüben kann in ſeiner Unabhängigkeit von fremder Gnade. Wir laſſen ihn hungern, und ſagen er ſolle nicht betteln; wir ſchlagen ihm die Beine unter, und wollen ihn mit dem Beweiſe aufrichten, daß es gegen ſeine Würde ſey, zu kriechen. Es wird eine Zeit kommen, wo die Entdekung eines vorher unbekannten erlaubten Genuſſes, und einer ungekannten Wahrheit für gleich wichtig gehalten wird; wo die Pſychologie die Seelenkräfte ſo wenig in höhere und niedere, als die Politik die Staatsbürger in edle und unedle abtheilen wird, und wo endlich der zu lang verachtete geiſtige tiers état — die Sinnlichkeit, — wie der politiſche — der Bauer — für die wahre feſte Grundlage der Glükſeligkeit des Menſchen und des Staates wird gehalten werden.

Unter dieſem Geſpräche, an dem wir alle mehr oder weniger Antheil genommen hatten, kamen wir auf dem jenſeitigen Ufer an.

Die Sonne war hinter die weſtlichen Gebirge gegangen. Die Nacht richtete ſich in den Thälern auf, und gieng ſchweigend und verhüllt über die Erde. Die lezten Strahlen des untergegangenen Tages brannten noch auf den Spizen der entfernten Gletſcher.

Die brauſenden Wogen der ſtürmiſchen Redſeligkeit Donaiano's hatten ſich gelegt. Wir wandelten ſtille und in uns ſelbſt verlohren über ſchmale Fußſteige, und drängten uns durch dichtes verſchlungenes Buſchwerk, bis wir endlich an einem nicht ſehr weitſchichtigen Gebäude ankamen, das, ſo viel ich unterſcheiden konnte, ſich nicht ſehr durch ſein Aeuſſeres empfahl.

Wir giengen durch einen engen Gang, an deſſen Ende wir von einigen Menſchen empfangen wurden, die das Anſehen von Aufwärtern hatten. Am Ende eines zweiten Ganges ſtiegen wir einige Stufen einer Treppe hinab. Hier ſchieden die Uebrigen von mir. Wilſon drükte mir im Vorübergehen die Hand, und ſagte leiſe: Bleiben Sie ſich gleich!

Zwei Menſchen in ſchwarzer Kleidung führten mich in einen benachbarten Saal, wo wir einen Vorrath von weißen langen Gewändern und mehrere Maſken fanden. Sie kleideten mich in eines von den Gewändern, und reichten mir eine von den Maſken, die ich auf ihren Wink vors Geſicht nahm. An der Thüre übergaben mich meine Begleiter vier andren, die mich noch einige Stufen hinab und dann wieder aufwärts führten. Die langen Gänge waren ſparſam erleuchtet, und die dumpfen Gewölbe gaben jeden, auch den leiſeſten Tritt in einem furchtbaren Wiederhalle zurük.

Beim Eingange in einen großen hellen Saal blieben meine vier Begleiter zurük. Ein Greis in einem langen weißen Gewande, das dem ähnlich ſah, in welches ich gekleidet war, trat mir entgegen. Ein himmelblauer Gürtel hielt das weite Gewand unter der Bruſt zuſammen. Eine Maſke verbarg ſein Geſicht. Zwei Knaben, himmelblau gekleidet, giengen ihm zur Seite; jeder trug eine brennende Fakel. Rechts beim Eingange blieben wir ſtehen, und mein Begleiter rollte ſchweigend einen Vorhang auf, hinter dem ein großes Gemälde hieng. Die beiden Knaben traten mit ihren Fakeln neben mich.

Auf dem Gemälde war **Arnold von Winkelried**, wie er die Speere der Feinde mit ſeinen Armen umfaßt, und ſich in die Bruſt drükt, und ſo die Heldenſchlacht bei Sempach entſcheidet.

Die Sonne ſtand hoch, der Tag war ſchwül. Herzog Leopold von Oeſterreich hielt mit ſeinem übermächtigen Heere, das ſich eines gewiſſen Sieges freuete, dem kleinen Häufchen von Schweizern gegenüber, die für ihre Freiheit fochten. Das Häufchen erhob ſich von den Knien, auf denen es zu Gott gebetet hatte, und ſtürmte dann gegen den trozigen Feind los. Da wurden die freien Männer empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spiezen, wie von einem eiſernen Walde, und die feindliche Reihe wankte nicht. Sechzig Schweizer waren ſchon erſchlagen worden, und die feindliche Reihe wankte nicht, und war nicht zu durchbrechen, und die freien Schweizer ſollten das Opfer werden von des Feindes Liſt und ſeiner furchtbaren Ueberlegenheit, und ſie ſahen mit Ruhe dem entſcheidenden Augenblike entgegen, und dachten an ihr Vaterland, und an ihre Weiber, und Väter und Kinder!

Dieſen Augenblik banger Unſchlüſſigkeit entſchied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold von Winkelried; er ſprach zu ſeinen Kriegsgeſellen, „ich will euch eine Gaſſe machen“ ſprang plözlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und für meine Kinder; und gedenkt meines Geſchlechts“, war an dem Feind, umſchlang mit ſeinen Armen einige Spieße, begrub ſie in ſeine Brust, und drükte im Falle ſie mit ſich auf den Boden. Seine Kriegsgeſellen eilten über ſeinem Leichname hin, dem Siege entgegen. Unter dem Gemälde las man: „Der Muthige kann überwunden, aber nicht beſiegt werden.“

Der Vorhang fiel, und ein zweiter flog an der andern Seite in die Höhe. Es war Mucius Scävola.

Nach Vertreibung Tarquins des Uebermüthigen ward das befreite Rom gedrängt, und die verbundenen Heere lagen vor ſeinen Mauern, den etruriſchen König Porſena an ihrer Spitze, der den jungen Freiſtaat zwingen wollte, den verjagten Tyrannen wieder aufzunehmen; und die Noth war groß in Rom, und Porſena zog täglich friſche Verſtärkung an ſich. Da entſchloß ſich ein junger Mann von unerſchrocknem Muthe, ſein Vaterland von einem Feinde zu befreien, der ihm immer furchtbarer wurde. Zu dieſer Abſicht zog er das Kleid eines etruriſchen Bauern an, und gieng ſo in das feindliche Lager, den feſten Entſchluß im Buſen, den König zu tödten oder ſelbſt zu ſterben. Er begab ſich an den Ort, wo Porſena ſeinen Truppen den Sold auszahlte, und an Porſena's Seite ſtand unter dem prunkenden Hofgeſinde ſein Secretair, prächtiger geputzt als der König, ſein Herr, und den Diener nahm Mucius für den Herrn, welchen er nicht kannte, und durchbohrte ihm die Bruſt. Da Porſena ihn fragte, wer er ſeye, und was ihn zu dieſer That bewogen, hielt er ſeine rechte

Hand in ein Feuer, das auf dem Altare vor ihm brannte, und ſagte: „Ich fürchte deine Rache nicht; ich bin ein Römer, und verſtehe groß zu dulden wie groß zu handeln. Noch ſind dreihundert Jünglinge in Rom, die mir gleichen, und deinen Untergang geſchworen haben.“ Porſena hoffte einen Feind, der ſolche Männer zählte, nicht zu beſiegen, und that Friedensvorſchläge, die auch angenommen wurden.

Unter dem Gemälde ſtund: „Nicht allein groß zu handeln, auch groß zu dulden ziemt dem Manne.“

Der Vorhang rollte nieder, und ein dritter wurde aufgezogen: Es war Leäna.

Auf Piſiſtratus, durch den Athen ſeine Freiheit verlohren hatte, folgten deſſen beide Söhne, Hippias und Hipparchus, weniger verſchlagen und mild als ihr Vater. Sie trieben mit dem Glücke friedlicher Bürger ihr Spiel, und ſchändeten ihre Töchter. Aber noch war der Geiſt der Freiheit nicht erſtorben; er ſchlummerte nur, um furchtbar zu erwachen. Zwei edle Bürger, Harmodius und

Ariſtogiton, des Drukes müde, unter dem ihr Vaterland ſeufzete, faßten den Entſchluß, die Tyrannen zu ermorden. Jeder bewaffnete ſich mit einem Dolche, und ſo ſuchten ſie ihre Feinde auf. Da ſie die beiden Brüder nicht beiſammen fanden, griffen ſie Hipparchus zuerſt an, und ſtieſen ihn nieder. Wer ſich der Sache des Volkes weiht, muß den Muth haben, ſich ſelbſt zu opfern. Harmodius und Ariſtogiton kämpften gegen die Geſellen des gefallenen Tyrannen, und verlohren ihr Leben im Gedränge.

Unter ihren Freunden war Leána, ſchön wie das ſchönſte Weib, und muthig wie der muthigſte Mann. Hippias, der nach dem Morde ſeines Bruders Athen allein beherrſchte, ſchwur den Manen des Gemordeten blutige Rache. Von Leána hoffte er die Namen der Verſchwornen zu erfahren, und lies ſie, da ſie nicht willig geſtehen wollte, auf die Folter bringen. Alle Qualen ertrug ſie mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit, und da ſie fürchtete, der wüthende Schmerz möge über ihren Muth ſiegen, und ſie in einem ſchwachen Augenblike zum Bekenntniſſe zwingen, bis ſie ſich ſelbſt die Zunge ab, und ſpie ſie dem Wütherich ins Geſicht.

Unter dem Gemälde las man: „Reden, wo es gilt, iſt Silber; aber Schweigen Gold.“

Ein unnennbares Gefühl ergrif mich. Die groſſen Menſchen der Vergangenheit richteten ſich vor mir auf, und füllten meine Seele mit erhabner Begeiſterung.

Weiter darf keiner der Ungeweiheten, ſagte mein Führer; du kannſt noch zurük. Willſt du vorwärts? — Ich will es, war meine Antwort. So ſchlage dreimal, verſezte er, mit dieſem Hammer auf dieſe Gloke. Ich muß dich verlaſſen. Er überreichte mir einen Hammer, und entfernte ſich; und ich ſchlug dreimal auf eine ſilberne Gloke, und vor meinen Füßen öfnete ſich der Boden, und ein wohlriechender Dampf ſtieg aus der weiten Oefnung hervor.

Steige herab! rief eine Stimme aus der Tiefe, und ich ſtieg hinab bis an eine hohe verſchloſſene Pforte. Auf der einen Seite derſelben ſah ich einen Tiſch, auf welchem ein Todtenkopf zwiſchen einer blühenden Roſe und einer blühenden Lilie ſtand, und auf der andren Seite einen zweiten mit einem Schwerdt und einem Kruzifixe, in deren Mitte eine helle Flamme loderte.

Es iſt nur Zeichen nicht Sache, rief eine Stimme. Aber in deſſen Bruſt ein Geheimniß nicht ſicher wie im Grabe ruht, der kehre zurük!

Ich blieb ſtehen. Schwöre ewiges Schweigen! ſprach dieſelbe Stimme. Ich ſchwöre es! war meine Antwort, und die Pforte ſchloß ſich vor mir auf . . . . — — — — — — — — — — — — . . .

Die Weihe war vollendet, und ich verließ die Verſammlung der Höheren des unſichtbaren Bundes. Ein dunkler Gang, den die anbrechende Dämmerung durch wenige trübe Fenſter ſparſam erhellte, führte mich einige Stufen aufwärts. Eine Fallthüre ſchlug dann hinter mir zu; und ich ſtand in der lebendigen, duftenden, blühenden Schöpfung. Vor mir breitete ein großer Garten ſeine Schäze, ſeine Blumen und Früchte aus. In dem dunkeln Gebüſche und in den Gipfeln der Bäume regte ſich das erwachende Leben, und die Vögel taumelten von Aſt zu Aſt, und ſangen nur leiſe und abgebrochen wie im Schlafe. Die Morgenröthe hatte die weſtlichen Gebirge mit gediegenem Golde belegt, und ihre Spizen brannten und ſprüheten Flammen. Auf den Zweigen und Graßhalmen wiegten ſich glänzende Perlenſchnüre, und ein friſcher Oſtwind, der durch die ſtillen belaubten Gänge ſäuſelte, warf die naſſen Diamante umher. Statüen großer Verſtorbenen ſtunden ſchweigend, wie die Geiſter der Abgeſchiedenen im Schatten, und ſcheinen die Gegenwart anzureden aus der dunkeln Vergangenheit mit der Erinnerung an ihre Thaten.

Ich wandelte die Gänge auf und nieder, an dem Bilde des großen Pythagoras, Themiſtokles, Cimon, Ariſtides, Miltiades, Lykurg, Perikles, Regulus, Scipio und ihrer verewigten Geiſtesverwandten vorüber. Es war mir, als ſähen die erhabenen Menſchen aus der Tiefe von Jahrtauſenden auf mich herab.

Ja, alle Seelen, die für das Beſte der Menſchheit wirken, und ſich ihr und der Sache ihres Vaterlands großmüthig weihen, ſo weit auch die Zeit und der Raum den Kreis ihrer Thätigkeit auseinanderwirft, ſind Brüder eines großen unſichtbaren Bundes; ſie gehören einander an, ohne ſich zu kennen; ſie wirken alle für einen großen Zwek, ohne ſich ihn zu nennen. Ueber dem weiten Grabe, das die untergegangenen Völker und Geſchlechter bedekt, ſtehen ſie aufrecht, unvergänglich unter dem Vergänglichen, wie ihr Wille und ihre Thaten. Durch das, was der Menſch thut, iſt er allein unſterblich.

Da ich mich an dem Ende eines Ganges gegen den See hin kehrte, ſtand eine große kräftige Geſtalt, das Geſicht gegen Sonnenaufgang gerichtet, an das Piedeſtal einer Bildſäule gelehnt, vor mir. Die Haltung des Mannes ſchien mir bekannt. Er war mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und bemerkte mich nicht. Er blikte nach der Statüe auf, und dann wieder gegen Oſten. — Ja, ſagte er endlich, ſich aufrichtend, das Leben iſt klein; aber der beſſre

Menſch ſteht groß in dieſem kleinen Leben. — Epaminondas! —

Da trat die Sonne in ihrem Glanze über die Gebirge in Oſten, und ein Strahl des Lebens zukte durch die Natur. Die Schöpfung richtete ſich auf, verklärt und freudig erwachend von dem Brautkuſſe des jungen Tags, und im Thale glühete der ſtille See im Wiederſcheine der Sonne.

Es war Lindau's Stimme. Die Bildſäule des Thebaniſchen Helden ſtand im Morgenglanze neben ihm, wie ſein leichtender Genius.

Lindau! rief ich, und breitete meine Arme nach dem edlen Menſchen aus. Er kehrte ſich raſch um, und ich fiel an ſeine Bruſt, und er drükte mich mit inniger Liebe an ſein großes Herz.

Du biſt es noch, Lindau? fragte ich. — Freund meiner Seele! ſprach er, und umſchlang mich feſter. Es war ein feierlicher Augenblik, in dem die ewige Freundſchaft ſich erkannte, und ihre Unvergänglichkeit fühlte.

Wir finden uns hier, ſagte er nach einer ſtillen Pauſe; du biſt alſo glüklich.

Nun bin ich es, war meine Antwort. Nun; aber vor wenigen Augenbliken noch war eine leere Stelle in meinem Herzen. Du zürneſt doch nicht? O ſieh den herrlichen Tag und die ſchöne Natur, unterbrach er mich. Ich könnte eine erſtarrte Welt an meinem Buſen beleben; und eine alte Liebe eine alte Freundſchaft ſollte in ihr ſterben! — Ja, du biſt glüklich. Die Auflöſung meines räthſelhaften Schikſals läſt mich die Entſcheidung des deinigen ahnen. Eliſe iſt dein Weib.

Ich bejahete es. Gott ſey gedankt! rief er mit Entzüken. Jzt kann der Glükliche dem Glüklichen erfreut ins Auge ſehen. Auch ich habe meine Emilie gefunden, mein Weib, und — o du Armer gegen einen Vater! — und ein Kind!

Emilie? fragte ich; Emilie! wie war das möglich?

Durch Wilſon, war Lindau's Antwort; durch jenen Bund, deſſen Macht du kennſt. O wie wird die Freundin ſich freuen, die Freundin, die langentbehrte wiederzuſehen! Nicht wahr, wir werden uns lieben, wie ſie ſich lieben, die Guten, und wir werden uns treu bleiben, wie ſie?

Gewiß! rief ich, gewiß! Du biſt ja meinem Herzen theurer geworden als je, und Freundſchaft entbehrt der Mann ſchwerer, als Liebe.

Frankfurth,
gedrukt bei Johann Peter Bayrhoffer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Drukfehler.

Seite 3 Zeile 3 von unten, ſtatt allmählich leſe: allmächtig.
— 7 — 2 — — ſtatt fühlen leſe: weinen.
— 21 — 6 von oben — allmählich leſe: allmächtig.
— 39 — 6 — — ſtatt weltlichen leſe: weltbürgerlichen.
— 67 — 7 — — ſtatt Schreibens leſe: Schreibers.
— 70 — 6 von unten, ſtatt hebt leſe: hobt.
— 75 — 10 — — ſtatt lauſchend leſe: rauſchend.
— — — 4 wird welche ausgelaſſen.
— 76 — 5 von unten ſtatt ſtatte leſe: hatte.
— 84 — 8 — — ſtatt Tiefen leſe: Ufer.
— 85 — 4 — — ſtatt Hiobus leſe: Hindus.
— 88 — 12 — — ſtatt Gewölbe leſe: Gewölke.
— 92 — 3 — — ſtatt fuhr leſe: fiel.
— 96 — 10 — — ſtatt des erſten leſe: des letzteren.
— 104 — 10 — — ſtatt mange leſe: mußge.
— — — 7 — — — verachtenden leſe: verachteten.
— 106 — 4 — — ſtatt Schickſal leſe: Räthſel.
— 111 — 6 — — ſtatt Herren leſe: Heeren.
— 139 — 11 — — ſtatt hervorgebrachten leſe: hergebrachten.
— 167 — 8 von oben ſtatt liegt. Um leſe: liegt, um.
— 184 — 8 von unten ſtatt die ſich, leſe: ſich die.
— 198 — 1 — — ſtatt harmoniren will, leſe: zu vertragen ſcheint.
— 215 — 10 — — ſtatt umgeſtrickt leſe: umſtrickt.
— 234 — 8 von oben ſtatt kindiſchen leſe: kindlichen.
259 — 6 leſe man: Unſer Werk, aber nicht unſer Sinn iſt unſer Werk.
— 271 — 4 von oben ſtatt ausbuben leſe: aufuben.

J. Weitzel

das Merkwürdigſte

aus

meinem Leben.

Erſter Band.

Gedruckt bei
F. Brockhaus
in Leipzig.

Das Merkwürdigſte

aus

meinem Leben und aus meiner Zeit.

Von

J. Weitzel.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1821.

Meiner Frau
Margaretha Weitzel,
geborne
Dieterich,
und
meiner Tochter
Auguſte
gewidmet.

Einleitung.

Ich bin nicht ſo eitel zu glauben, mein Leben, das weder große Ereigniſſe darbietet, noch mit beſonders wichtigen Begebenheiten in naher Verbindung ſteht, könne eine große Theilnahme erregen. Doch iſt es auch an manchen auffallenden pſychologiſchen Erſcheinungen ſo reich, und hängt mit einer höchſt merkwürdigen und thatenreichen Zeit ſo eng zuſammen, daß es ſchon dadurch ſowohl Intereſſe für diejenigen hat, die an Pope's Ausſpruch glauben, daß der Menſch das wichtigſte Studium des Menſchen ſey, als auch für ſolche, die ihr Urtheil über höchſt bedeutende und folgereiche Ereigniſſe, wie ſie die letzten vierzig Jahre dargeboten, berichtigen und beſtimmen wollen. Nur in dieſer zwiefachen Beziehung mag mein Leben für Andere einiges Intereſſe haben, und ich werde darum auch nur von mir ſelbſt reden, wo meine Perſönlichkeit mich auf Züge und Bemerkungen führt, die für die Kenntniß des Menſchen oder der Zeit, in der ich gelebt, wichtig ſind.

Man verzeiht es dem Menſchen, an dem man nicht einen beſondern Antheil nimmt, ſelten, wenn er von ſich ſelbſt ſpricht. Der eigenen Eigenliebe wird nichts läſtiger, als die Eigenliebe Anderer. Darum finden auch die Geſtändniſſe und Autobiographien nicht leicht Beifall und Glauben, weil man ſich die Eitelkeit und Selbſtliebe ihrer Verfaſſer am liebſten, als den Grund derſelben, denkt. Cäſar und Friedrich II ſprachen in der dritten Perſon von ſich, vielleicht um dem Vorwurfe des Egoismus zu entgehen, an dem das ewig wiederholte „ich" zu ſehr erinnern könnte: Ich zweifle indeſſen, ob man es beſcheiden finden würde, wenn gewöhnliche Menſchen dieſem Beiſpiel folgen wollten. Die Beſcheidenheit ſähe faſt wie Anmaßung aus.

Ich kann nicht leugnen, daß es mir einige Ueberwindung gekoſtet hat, bekannt zu machen, was ich in meinem Leben für wichtig halte. Die Abneigung dagegen war faſt ſo groß, als das Vergnügen, mit dem ich es geſchrieben. Ich begreife wohl, daß für mich, als Erinnerung aus meiner Kindheit oder Jugend, unendlich wichtig ſeyn kann, was für Andere höchſt unbedeutend iſt. Da zähle ich auf den Menſchen, an den ich auch allein mich wende, nicht an den Geſchäftsmann und Gelehrten. Wer ſo unglücklich iſt, von einem verlornen Paradieſe ſeines früheſten Lebens nichts zu wiſſen, der kann mich nicht verſtehen. Nur wer auch eine Kindheit und Jugend hatte, wird, in der Erinnerung an dieſelbe, die meinige ehren oder liebgewinnen. In den beiden erſten Abſchnitten iſt darum faſt immer nur von mir die Rede, und wem das zuwider iſt, der darf ſie unbedenklich überſchlagen; er verliert nichts dabei. Hier finde ich meine Welt noch in mir und in meinem klein en Kreiſe. Später wird es anders. Der Strom der Begebenheiten ergreift uns, und reißt uns mit ſich fort, und was uns umgibt, wird uns oft wichtiger, als wir ſelbſt. Da iſt die Welt nicht mehr für uns; wir ſind für die Welt. Hier fängt das Merkwürdigſte aus meiner Zeit an; dort gebe ich das Merkwürdigſte aus meinem Leben. Doch will ich weder hier, wie dort, die Erwartung irgend eines Menſchen täuſchen. Wer Aufſchluß über Hof- und Staatsintriguen und Actionen, pikante und boshafte Anekdoten und Charakterzüge, entſtellende ſogenannte Darſtellungen des öffentlichen oder Privatlebens bedeutender Menſchen, durch welche die Erbärmlichkeit und Mittelmäßigkeit ſich und ihr zahlreiches Geſchlecht an dem Vorzüglicheren ſich zu rächen pflegt, in dieſer Schrift ſuchen ſollte, der würde ſich betrogen ſehen.

Welchen Antheil mag übrigens die Welt an dem Schickſale eines Menſchen nehmen, der mehr ſich ſelbſt als der Welt zu leben wünſchte? Nur großen Namen geben wir ein Recht auf unſere Aufmerkſamkeit, und bei bedeutenden Menſchen allein wird uns, was ſie thun und ſagen, bedeutend. Wer die Erde mit dem Rufe ſeiner Thaten erfüllt hat, darf bei der Erzählung ſeines Schickſals auf ein geneigtes Gehör rechnen. Eine ausgebreitete, tiefgreifende Wirkſamkeit, ſie ſey wohlthätig oder verderblich in ihren Folgen, gibt Ruf. Die Furcht flößet ſogar den meiſten Menſchen ein höheres und bleibenderes Intereſſe ein, als die Liebe, und ſie vergeſſen ihre Wohlthäter leichter, als ſolche, die ihnen Böſes gethan. Wenn das Gewitter wetterleuchtend und donnernd über die zitternde Erde geht, dann denkt die Menge an Gott, und ſinkt in den Staub, um den Furchtbaren anzubeten. Die Schönheit der auflebenden Natur im Frühling, wenn das fröhliche Leben erwacht, und die Erde ſich wie eine glückliche Braut ſchmückt vor dem freundlichen Blicke des Himmels; der Ueberfluß des Sommers und der Reichthum des Herbſtes, und die ſtille hehre Nacht, in der tauſend und tauſend Sonnen in der dunkeln Tiefe des Firmaments glühen, erinnern den Menſchen weniger an Gott, als der Aufruhr der Elemente, der zürnende Donner und der wüthende Sturm. Das iſt für unſer Geſchlecht eben nicht beſonders ehrenvoll; aber es iſt wahr. Conſequente Herrſcher haben auch immer mit Erfolg auf dieſe Wahrheit gebauet, wo nicht zum Glück ihrer Völker, doch zu ihrer eigenen Luſt. Man erzählt von wilden Stämmen, daß ſie nur dem böſen Geiſte, und nicht dem guten opfern. Das iſt menſchlich, und den Dienſt derjenigen, die dem Teufel ihre Huldigung darbringen, wo ſie ihn von größerem Einfluß als die Gottheit glauben, iſt wohl ausgebreiteter, als uns Reiſebeſchreiber zu erzählen wußten. In meinem kleinen Kreiſe konnte ich der Welt eben nicht viel Gutes oder Böſes thun. Die Wirkſamkeit und der Ruhm unſerer Handlungen hängen mehr von dem Standpuncte ab, auf dem wir uns befinden, als von der Kraft, die wir dazu angewendet. Gewiß gehört mehr Muth und Anſtrengung dazu, ein ſchmerzenvolles Leben mit Geduld zu tragen, die vielfältigen Pflichten als Vater, Sohn und Gatte mit gewiſſenhafter Treue zu erfüllen, als an der Spitze eines Heeres in die feindlichen Reihen zu dringen; und doch bringen die größere Kraft und Anſtrengung weniger Ruhm, wie überhaupt das beſcheidene Verdienſt und die anſpruchloſe Tugend. Der Mann, der an einem weitgeſehenen Platze glänzt, thut nichts unbemerkt. Das Unbedeutende wird durch ſeine Stelle wichtig. Millionen Eichen ſtehen in den unermeßlichen Wäldern, ihren gaſtfreundlichen Schatten weit um ſich her verbreitend, den aber kein Wanderer ſucht. Sie ſterben unbekannt, wie ſie unbemerkt gelebt, gleich ſo mancher großen Kraft der Menſchen, denen das Schickſal einen Wirkungskreis verſagte, während die Platane, die geiſtreiche Zecher unter ihre dichtbelaubten Aeſte ſammelt, ein Gegenſtand dichteriſcher Begeiſterung wird. Doch begreife ich, wie man lieber die unbemerkte Eiche, als die beſungene Platane ſeyn mag. Nie gewährte mir die Geſellſchaft die Fülle des reinen Vergnügens, die ich immer in der Einſamkeit gefunden habe. Von meiner früheſten Jugend an gehörten die Stunden zu meinen ſchönſten, wo ich, bei aufgehender Sonne oder bei dem ſcheidenden Tage, von einem Berge in das breite, offene Land ſah, bei dem Sturme, unter dem die Bäume ſeufzeten, durch den einſamen Wald ging, in einem leichten Kahne, mit Wind und Wellen kämpfend, auf dem herrlichen Rheine ſchiffte, oder auf einer Anhöhe das Gewitter über mir hinziehen ließ. Eine ruhige ſternhelle Nacht ſtillte oft alle Wunden, die der geräuſchvolle Tag geſchlagen, oder wieder aufgeriſſen hatte, und in der freien Natur fand ich gewöhnlich den Frieden wieder, den ich im Gewühl eines von Bedürfniſſen und Leidenſchaften ſtürmiſch bewegten Lebens zu verlieren fürchten mußte. Daher zum Theil die treue, liebevolle Anhänglichkeit an ein Land, in welchem die Umgebung mich an ſo viele Genüſſe meines Lebens erinnert, an das ſchöne Rheingau, das ſchon ein Paradies für Fremde, um ſo mehr eines für mich iſt. In meiner früheſten Jugend zog ich ganze Tage durch ſeine Wälder und über ſeine Berge mit einer armen Mahlzeit, die ich leicht bei mir trug, und kam ich an eine Stelle, wo ſich mir eine weite Ausſicht darbot, dann verweilte ich Stunden lang daſelbſt, oft auf dem Rücken liegend, den Blick gegen den Himmel gerichtet, an dem ſich die Wolken jagten, wie auf der Erde die wechſelnden Verhältniſſe der Menſchen und die Menſchen ſelbſt. Dann fühlte ich mich einem höchſten Weſen näher, das die Welten und ihre Geſchlechter, den Menſchen wie den Wurm an ſeinem Herzen voll ewiger Liebe und Güte trägt. Dann verlor, vor meinem Blicke, das Einzelne ſich im Ganzen, unſer fliehendes Leben in der Ewigkeit, wie eine hüpfende Woge im Ocean. In ſolchen Augenblicken erhielt und befeſtigte ſich in meinem Gemüthe, was man im Umgange mit Menſchen, beſonders wenn man unglücklich iſt, ſo ſchwer erhält: Glaube, Hoffnung und Liebe, dieſe Engel des Himmels, die, wo ſie wohnen, auch die Erde zum Himmel machen. Dann ſah ich ohne Haß in das tiefe Gewühl des Lebens voll Eitelkeit, Herrſchſucht, Geldbegierde, Lüge und Betrug; betrachtete faſt mit gleichem

Gefühle den Krieg der Ameiſen von verſchiedener Farbe und Größe, die ihr Schlachtfeld auf einer Erdſcholle finden, wie den der Völker und Staaten, die Reiche verwüſten und Generationen vernichten. Man muß manche Umſtände meines Lebens kennen, die für jeden andern, als für mich, vielleicht höchſt unbedeutend ſind, um zu begreifen, warum ich mit einigen Anlagen, die mir die Natur geſchenkt, keine Laufbahn, oder was man in der Welt Glück nennt, machte; warum mein Leben, das eine beinahe ununterbrochene Aufopferung für Andere war, nie weder beſondern Dank noch Belohnung brachte; und wie ich endlich, bei den Unannehmlichkeiten ohne Zahl, die ich von der Bosheit oder dem Leichtſinne der Menſchen zu ertragen hatte, mich doch glücklich fühlen und die Menſchen lieben konnte.

Von Geburt, wie in meiner ganzen Art ein Deutſcher, habe ich wahrſcheinlich Frankreich am längſten gedient. So hat ſich gar Vieles vereinigt, um mich mit meiner Zeit und der jedesmaligen Lage der Dinge in Widerſpruch zu ſetzen; meine angeborne Natur, meine früheſte Bildung und — ich weiß es nicht anders auszudrücken — die Laune des Schickſals. In den Strudel der revolutionairen Bewegung mit Gewalt geworfen, rettete ich mich mit eigner Kraft aus ihm wieder hinaus. Aber ſelbſt dieſer Umſtand hat mein Leben zerſtückelt, weil er es mit einem feindlichen Elemente verbunden hat, mit dem ich mich hätte befreunden müſſen, wollte ich etwas leiſten. Mit dem Herzen gehörte ich Deutſchland, mit dem Geiſte Frankreich an; hier war ich mit meiner Ueberzeugung, dort mit meiner Neigung, und die Franzoſen konnten mir ſo wenig meinen deutſchen Sinn vergeben, als die Deutſchen die politiſchen Anſichten und Grundſätze des neuen Frankreichs. So habe ich es denn auch hier, wie faſt in meinem ganzen Leben, mit Allen verdorben, die einer Schule, einer Kaſte, einer Secte, einer Partei, einer Kirche oder einem Volke unbedingt und ausſchließlich ergeben waren. Niemand ſah mich darum als den Seinigen an, und Jeder ließ mich, wo ich Schutz und Beiſtand brauchte, verlaſſen ſtehen, weil er auch für ſeine Sache nicht unbedingt auf meinen Beiſtand zählen konnte.

Doch ich komme in Gefahr, den Begebenheiten vorauszueilen, und die Zeiten, und was ſie herbeigeführt, zu verlieren. Da der Leſer nun im Allgemeinen weiß, mit wem er zu thun, und was er in dieſer Schrift zu erwarten hat, ſo will ich den Faden aufnehmen und verfolgen, wie ſich an ihm das Merkwürdigſte aus meinem Leben und aus meiner Zeit zuſammenreiht.

Erſter Abſchnitt.

Aus meiner Kindheit.

Die Natur vertheilt die moraliſchen Anlagen ſo ungleich, wie die des Geiſtes und Körpers, und ſchafft nicht weniger großherzige und edle, boshafte und niederträchtige, als talentvolle und blödſinnige, ſtarke und ſchwache Menſchen. Man ſagt, in uns fände ſich verbunden, was in den übrigen Weſen zerſplittert und zerſtückelt liegt, und wir vereinigten die Gaben, welche die Thiere nur einzeln und in geringerem Maße haben. Daß wir, in gewiſſer Hinſicht, dem Pflanzen- und Thierreiche angehören, wird nicht beſtritten. Wir ſind eine veredelte Fortſetzung von beiden, und beiden verwandt. Durch die Fähigkeit, ſeine Anlagen auszubilden und die größere Freiheit ihres Gebrauchs erhebt der Menſch ſich über das Thier; aber auch Thier iſt er, und als ſolches aus der ſchaffenden Hand der Natur gekommen. Dieſe wiederholt im Menſchen den Adler und Löwen, den Tiger und die Hyäne, die Taube und das Lamm, den Fuchs und die Dohle. Er iſt kühn, edelmüthig, blutdürſtig, räuberiſch, feig, ſanft, theilnehmend, verſchlagen und falſch von Natur, wie er von Natur geiſtreich oder ſtumpfſinnig, mit phyſiſcher Kraft ausgerüſtet oder ſchwach iſt. Dadurch wird ihm aber keineswegs das Verdienſt der Tugend und Vorzüglichkeit genommen, weil ihm das Vermögen gegeben iſt, ſeine natürlichen Anlagen auszubilden, ſeine angeborne Neigung zu bekämpfen, ſich zum höhern Menſchen aufzurichten durch die Kraft und Freiheit ſeines Willens, oder von dem Allem das Gegentheil zu thun, und ſich, gerade durch die ihm eigne Bildungsfähigkeit und Freiheit, bis zum Thier und unter dieſes herabzuwürdigen.

Daß dem ſo ſey, läßt ſchon die Art der Wirkſamkeit der Natur vermuthen, die, unendlich reich und groß, auch unendlich mannichfaltig iſt. Wo ſie Millionen Weſen verſchwenderiſch aufgehäuft, ſind auch nicht zwei ſich gleich. Die Beobachtung der Kinder, zu der mich Neigung und Beſtimmung führte, hat die Vermuthung bis zur Ueberzeugung bei mir beſtätigt. Eine unbeſonnene Andacht, die Gott in ſeinen Werken vertheidigen zu müſſen glaubt, und ſich berufen fühlt, ſeine Weisheit, Güte und Gerechtigkeit in Schutz zu nehmen, verketzert dieſe Meinung. Das aber ändert an der Wahrheit nichts, die von ihm verketzert worden iſt. Welch' frommer Uebermuth, der ſich getraut, den Zweck und die Mittel der Schöpfung zu begreifen! Welch' ſcheinheilige Gottesläſterung, die glauben kann, Gott brauche des Menſchen Beiſtand, damit ſeine Allmacht und Weisheit die verdiente Anerkennung finde! Die andächtige Heuchelei, die in aller Demuth ſich zum Anwald des höchſten Weſens beſtellt, und in beſcheidener Unterwürfigkeit ſich zum Erklärer und Vollſtrecker ſeines Willens macht! Könnt ihr denn vielleicht ſagen, warum geſtattet iſt, daß der Geier die Taube, der Wolf das Schaf würgt? Daß frecher Uebermuth, Betrug und Liſt die ſchwache Unſchuld, die Wahrheit und Tugend unterdrücken? Daß der Teufel in dem Menſchen, zur Ehre Gottes und durch deſſen Vollmacht, die Menſchen, welche anders denken und glauben, verbrennt, einkerkert, des Landes verweiſt und mit Hunden hetzt?

Wie fände aber Zurechnung und Strafbarkeit Statt, wenn die Neigung zum Böſen den Menſchen angeboren iſt? Was kann ich dazu, wird mein Gemüth von wilder Leidenſchaft beſtürmt, treibt mich es innerlich zu Grauſamkeit und roher Luſt? Aber kannſt du dazu, wenn die Natur dich, mit ausgezeichneten Talenten, mit Schönheit und Stärke ausgeſtattet, in einer glücklichen Zeit mit einem tüchtigen Geſchlechte ins Daſeyn ruft, oder dich blödſinnig, ſchwach und häßlich geſtaltet, in einer furchtbaren Zeit unter furchtbaren Menſchen ins Leben wirft? Seyd nur ſelbſt gerecht, gut und weiſe. Die Rechtfertigung der Gerechtigkeit, Güte und Weisheit Gottes oder der Natur überlaßt dem, der allein wiſſen mag, warum er die Welt, und warum er ſie ſo und nicht anders geſchaffen hat.

Es iſt wirklich ein trotzig verzagtes Ding, des Menſchen Herz, in dem der Uebermuth und die Verzweiflung ſich die Hände bieten. Warum auch das Unerklärbare und Entfernte erklären wollen, da wir mit dem Erklärlichen und Nahen noch lange nicht im Reinen ſind! Löſet das Räthſel des Menſchen und ſeines Lebens, wenn ihr könnt! Ich kann es nicht, und weiß den Zweck meines Lebens und meiner Beſtimmung nicht, als in wie weit mir mein Herz ſie ſagt, und der Glaube und die Hoffnung ſich in ihm erhalten haben. Das indeſſen weiß ich, daß der nur ein armes, verdienſtloſes Leben haben kann, der den Kampf zwiſchen dem Guten und Böſen nicht zu beſtehen hat. Wen die Luſt und die Lüge nie verſuchten, kann nichts von dem Werthe der Tugend und der Wahrheit wiſſen. Der Menſch iſt nur ſtark im Kampfe und groß in der Entſagung. Wer von Natur nur das Gute wollte, das Wahre erkennte, und folglich das Rechte thun müßte, würde die Frucht der Tugend tragen, wie die Rebe die Trauben und der Aprikoſenbaum die Aprikoſen. Doch kehren wir zu unſerm Gegenſtand zurück.

Wirkten die Regeln und Grundſätze der Erziehung, wie die Theorie derſelben es meint und verſichert, dann müßte in mir jede geiſtige und moraliſche Kraft, durch die Willkühr und Inconſequenz meiner Behandlung in der Kindheit und Jugend, gebrochen oder erſtickt worden ſeyn. Aber die Natur geht gar oft ihren eigenen Weg, um die Vorſchriften und Verhaltungsbefehle der Pädagogik und Regierungskunſt unbekümmert, und erreicht nicht ſelten ihren Zweck durch Mittel, die mit dieſem ſogar im Widerſpruche zu ſtehen ſcheinen. Wie ſie durch Entbehren zum Genuſſe führt, und die Luſt durch den Schmerz erhöht, ſo entwickelt ſie die Kraft auch durch Druck und Widerſtand und macht die Dienſtbarkeit zur Schule der Freiheit. Ein guter Erzieher iſt, wie ein guter Geſetzgeber, ein ſeltener Menſch, und wie wir beide gewöhnlich haben, würden ſie unendlich viel verderben, wäre ihr Einfluß auf Kinder und Völker ſo groß, als man gewöhnlich glaubt. In unſerer Natur iſt glücklicher Weiſe eine zähe Unverwüſtlichkeit, die ſich gegen fremden verletzenden Einfluß leicht verwahrt, und, auch verſtümmelt, ſich voll friſcher Lebenskraft ergänzt. Unſre vorzüglichſten Männer haben ſich faſt alle ſelbſt erzogen, oder ſind, im Widerſpruche mit den Abſichten und Prognoſtiken ihrer Erzieher und Lehrer geworden, was ſie waren. Andächtelei macht eher einen Freigeiſt, als Philoſophie, und aus der Schule des Unglaubens iſt vielleicht mehr wahre Frömmigkeit hervorgegangen, als aus zu ſtrenger Kloſterzucht. Wie oft war, auch in der Geſchichte, die Freiheit das Pflegekind der Tyrannei, und eine Meinung gerade durch den Druck und die Verfolgung geheiligt und verbreitet worden, die ſie entehren und erſticken ſollten? Kennten wir aber auch die Mittel und Wege, wie die Natur auf Menſchen und Völker wirkt und ſie erzieht, dann hätten die Verſuche unſerer Tauſendkünſtler von Geſetzgebern, Regierern und Pädagogen ſchon längſt die letzte Spur unſerer urſprünglichen Würde und Beſtimmung verwiſcht. Die Spartaner flößten ihren Kindern Liebe zur Nüchternheit ein, indem ſie ihnen betrunkene Heloten zeigten, und die Natur iſt, in dieſem Puncte, wie in der Geſundheitsprobe, die ſie Einzelne und Nationen beſtehen läßt, ſpartaniſcher, als wir wiſſen, und die Zärtlichkeit der Mütter und zarter Philanthropen billigen würde. Ein neuerer König iſt unter dem Stocke ſeines königlichen Vaters ſo groß geworden, wie ihn noch kein Erziehungsrath mit geſchickten Gehülfen bilden konnte. Der Profeſſor, welcher dem jungen Napoleon das Zeugniß ausſtellte, er ſey nicht ohne Talent, und könne einmal ein guter Marine-Officier werden, ſtand darum an Scharfſinn und Divinationsgabe keinem ſeiner Collegen nach. Der gute

Jean Jacques galt für einen ziemlich dummen Jungen, und geſcheidte Leute glaubten, da er ſchon geſchrieben hatte, ihm eine große Schmeichelei zu ſagen, da ſie ihn aufmunterten, beharrlich fortzuſchreiten, weil es ihm noch gelingen könne, ſeinen Namen einſt neben den ſeines Namensvetters Jean Baptiſte zu erheben. Wird jetzt Rouſſeau genannt, dann denkt man nur an jenen. Selbſt Fenelon — und wahrhaftig ich ſpreche von einem hochverehrten Manne — hätte ſchwerlich einen Heinrich IV erzogen. Schon der Umſtand, daß Kinder ſo ſelten zum Stande ihrer Aeltern Luſt tragen, und daß es Vätern nicht leicht gelingt, ihre Söhne zu bilden, könnte und ſollte uns zu einigem Nachdenken über die Wirkſamkeit poſitiver Erziehungsmaßregeln führen. Dadurch will ich nun durchaus nicht zu verſtehen geben, daß die Erziehung überflüſſig ſey, ſondern nur, daß ſich Wenige darauf verſtehen. Ich halte die Erziehung der Menſchen und Völker im Gegentheil für ſo wichtig, daß die, welche dieſe große Kunſt beſitzen, die wahren Pädagogen und Geſetzgeber, in meinen Augen die verdienteſten Männer ſind. Aus dem ſelbſt, was die Erziehung verdirbt, läßt ſich ſchließen, was ſie gut machen könnte. Sie und die Regierungskunſt gehen etwas langſam, und werden ſchon weit gekommen ſeyn, wenn ſie begreifen, daß Unterlaſſen ſehr oft das Beſte iſt, was ſie thun können, und daß man eine Sache oft am glücklichſten führt, wenn man ſie gehen läßt. Die zweckmäßigſte Erziehung mag in den meiſten Fällen die negative ſeyn, die von dem Menſchen zu entfernen ſucht, was ihn nicht nur phyſiſch, ſondern auch geiſtig und moraliſch feſſelt, beſchädigt und verletzt. Sokrates hat ihr Geſchäft bildlich ausgedrückt, wenn er ſie die Hebammenkunſt an Geiſt und Gemüth üben läßt.

Mein Geburtsort iſt der Johannesberg, die ſchönſte Stelle in dem ſchönen Rheingau. Ich ward im October 1771 oder 1772 geboren. Da meine Mutter ſelbſt das Jahr nicht beſtimmt wußte, ich auch im Hauſe darüber nichts ſchriftlich aufgezeichnet fand und meinen Taufſchein nur einmal geſehen habe, ſo bin ich meiner Sache nicht gewiß. Für Ziffern habe ich ohnedies das unglücklichſte Gedächtniß von der Welt. Am Tage meiner Geburt ſetzte die Bewohner vom Johannesberg eine Erſcheinung in Schrecken, die man in frühern Zeiten, oder bei Menſchen von hohem Stande oder großem

Rufe, als eine Vorbedeutung würde angeſehen haben. Da am Abend die Gäſte beim Kindtaufsſchmauſe fröhlich beiſammen ſaßen, zog ein großer, feuriger Drache leuchtend über das Dorf. Nach dem ziemlich allgemeinen Glauben war es der Böſe, der einem benachbarten Gerber Schätze brachte. Noch lebende Perſonen, die mir die Sache umſtändlich erzählt, wollen die ſchweren Geldſäcke ganz deutlich haben fallen hören. So viel kann ich in Wahrheit ſagen, daß von dem Reichthum, der über dem Hauſe meiner Aeltern ſo nahe vorübergekommen iſt, in demſelben keine Spur zu finden war.

Wie die Natur die Beſtandtheile meines Weſens gemiſcht, und zu was ſie mich geſchaffen, zeigen vielleicht am beſten die erſten Aeußerungen meines Strebens. Ich beurtheile mich nicht; ich will mich weder rechtfertigen noch anklagen; ich erzähle. Gegen die Meinung Anderer keineswegs unempfindlich gab ich doch ſchon in meiner Jugend fremdem Lobe oder Tadel wenig Herrſchaft über mich. Um den gewöhnlichen Ruhm des Menſchen iſt es ein ſo eitles, gebrechliches Ding, und er wird oft auf ſo unrühmliche Art erworben, daß ich frühe ſchon die Luſt verloren habe, den Preis zu geben, um den die Waare losgeſchlagen wird. War ich mit mir ſelbſt im Reinen, dann mochten die Leute von mir reden und denken, was ſie wollten; ich folgte meiner Einſicht und Neigung, vielleicht oft aus Eigenſinn, doch gewiß öfter aus Ueberzeugung. Was ich von mir ſage, iſt darum auch ſo wahr und unverſtellt, als ſagte ich es nur mir. Hat die Meinung Anderer, wenn ſie nichts als Meinung war, ſelten viel Gewalt über mich gehabt, dann wird doch wohl nicht zu fürchten ſeyn, daß ich, in meinen Jahren, einem eigenſinnigen, ränkeſüchtigen und leichtſinnigen Weibe den Hof machen ſollte, dem ich, im Alter des Ehrgeizes, eben nicht beſonders zu gefallen ſtrebte. Ein armer Menſch iſt, der ſich von der wechſelnden Luft der Meinung Anderer, wie eine Windfahne drehen läßt. Um Allen recht zu thun, thut er nie das Rechte, und den äußern Frieden, der ihm doch nicht werden kann, will er um den innern erkaufen.

Ich war kaum vier Jahre alt, als mein Vater ſtarb, ein ſanfter geſitteter Mann, der, ohne alle Anleitung und wiſſenſchaftliche Bildung, die Muſik und Dichtkunſt lieb gewonnen hatte und übte. Man hat mir oft geſagt, wie er, wegen ſeiner freundlichen Gefälligkeit gegen Jedermann, von Jedermann geſchätzt und wohlgelitten war. Man hatte ihn nie betrunken geſehen, was in meinem Geburtslande als eine Merkwürdigkeit angeſehen werden darf. Bei dem Anblicke fröhlicher Betrunkenen ſoll er indeſſen oft den Wunſch geäußert haben, man möge einen armen Mann nicht nüchtern werden laſſen. Meine Mutter, heftig, ihres Willens gewiß, ſtreng bis zur Härte und ſehr fromm, war nach ihres Mannes Tode, mit vier noch unerzogenen Kindern in nicht geringer Verlegenheit. Durch Proceſſe, betrügeriſche Verwandte und die Habſucht gewiſſenloſer Beamten verlor ſie einen großen Theil ihres Vermögens nicht ohne eigne Schuld, weil ſie feſt an dem hielt, was ſie für recht erkannte, aus Religioſität nie zu einem Eide zu bringen war, und weder ſchreiben noch Geſchriebenes leſen konnte. Wenn man in ſie drang zu beſchwören, was ſie doch zuverläſſig wiſſe, pflegte ſie zu antworten: Ich weiß gewiß, daß ich heute gegeſſen habe, beſchwöre es aber um keinen Preis. Ja, ja! Nein, nein! ſollt ihr antworten, wenn man euch fragt, ſagt Chriſtus der Herr. Sie hat faſt Uebermenſchliches gethan und gelitten, aber dabei unſer nicht unbeträchtliches Gütchen theils verloren, theils verſchuldet. Entſchieden im Wollen und Handeln war ſie unbiegſam, und nur die Religion hatte Gewalt über ſie. Aus dieſer Quelle ſchöpfte ſie Troſt und Stärkung in ihrem leidenvolien Leben. Ihr Glaube aber war von eigner Art, und hatte, bei ihrem gänzlichen Mangel an Unterricht und Bildung und bei ihrem Charakter, eine eigne Geſtalt. Folgender Zug ſchildert ihre Sinnesart und Frömmigkeit. Da ſie in der Zeit, wo ich ſchon als Beamter in einem rheiniſchen Departemente angeſtellt war, bei mir lebte, machte ſie mir Vorwürfe darüber, daß ich, als Katholik, Freitags und Samſtags Fleiſch auf den Tiſch bringen ließ. Ich bediente mich ihrer Waffen, um ſie zu bekämpfen. Es war ein Kirchengebot, ſagte ich, ſich an dieſen Tagen des Fleiſches zu enthalten.— Ganz recht! war ihre Antwort. — Nun, fuhr ich fort, kann die Kirche löſen und binden nach Gefallen, und was ſie befohlen hat, auch wieder zurücknehmen. Das iſt geſchehen. Von der Verbindlichkeit zu faſten ſpricht ſie diejenigen frei, die ſich darum an ihre Pfarrer wenden. — Wer iſt denn die Kirche? fragte ſie. — Der Papſt, antwortete ich in ihrem Sinne; denn der war ihr das Heiligſte und Höchſte auf der Erde. Der Papſt aber hat die Gewalt, von den Faſten zu dispenſiren, den Biſchöfen gegeben, von denen ſie den Pfarrern übertragen ward. Ihr könnt darüber unſern Pfarrer fragen. — Iſt das wahr? rief ſie erſtaunt. Das hätte der Papſt gethan? Verhält ſich's ſo, dann iſt er auch ein Klubbiſt, und man darf ihm weder glauben noch gehorchen. — Man muß wiſſen, was die Frau ſich Hohes unter dem heiligen Vater, und was ſie ſich Verworfenes unter einem Klubbiſten dachte, um die Antwort ganz zu faſſen. Sie aß auch nie Freitags und Samſtags Fleiſch.

Oft waren wir in harter Noth und litten an den erſten Bedürfniſſen des Lebens Mangel. Eines Tages, erinnere ich mich, hatte ich meine Mutter auf das Feld begleitet, wo ſie arbeitete. Ich ſah ſie im Stillen weinen. Was fehlt euch, Mutter? fragte ich. Ach! antwortete ſie ſeufzend, ich bin ſo hungrig, und habe noch nichts gegeſſen. Mich hungerte ſelbſt, und ich weinte auch. Mein Blick fiel auf das Nonnenkloſter Gottesthal, das eine gute halbe Stunde von uns lag. Ich will dahin, ſagte ich, und zeigte mit der Hand nach dem Kloſter. Meine Mutter verſtand mich, weinte heftiger und antwortete endlich halblaut: Meinetwegen. Ich flog, fand gleich beim Eingang einige Nonnen, die eben heraustraten, und ſpazieren gehen wollten. Dieſen trug ich mein Anliegen vor, und beſtimmte ſie, durch die Art meiner Vorſtellung und mein Benehmen, das ihnen zu gefallen ſchien, wieder zurückzukehren. Sie ließen mir Bier vorſtellen; ich aber erklärte ganz aufrichtig, ich tränke lieber Wein. Man fand dieſen Geſchmack dem Lande und ſeinen Bewohnern angemeſſen, und lachte über die unbefangene Offenherzigkeit. Ich erhielt ein wenig Wein und ein ſchönes Stück Brot. Sogleich machte ich mich wieder auf den Weg, und war ſchnell bei meiner Mutter. Dieſe nahm das Brot, aß mit ſolchem Heißhunger unter Thränen, daß ihr Blut aus dem Zahnfleiſche floß und die Biſſen färbte. Ich war ſehr glücklich; denn ich liebte meine Mutter über Alles. Den Beſuch im Kloſter habe ich öfter wiederholt, und ward immer freundlich aufgenommen.

Das Kindesalter kennt keine Noth und Leiden, oder ſie ſind für daſſelbe vorübergehend. Ich bildete mir meine eigene Welt, in der ich lebte. Mit alter, frommer Geſinnung ſtiftete ich für die Knaben und Mädchen von meinen Jahren Klöſter, und hob ſie bald darauf, mit neuer Freigeiſterei, nach dem Beiſpiel unſeres Churfürſten, wieder auf. Die Güter derſelben, die in zuſammen getragenen Knöpfen und Nadeln beſtanden, zog ich, wie ſich das von ſelbſt verſteht, zu meinem Vortheil ein. Ich hatte zu Hauſe einen zum Altar eingerichteten Tiſch, für den meine fromme Mutter Sorge trug. Mit großer Freude ſah ſie mich an demſelben Meſſe leſen, und viele Kinder in Andacht vor ihm knieen. Den Altar ſchmückten Bilder beliebter Heiligen, in deren Mitte ſich eine kleine bleierne Monſtranz befand, mit der ich den Anweſenden den Segen gab. Meiner Mutter machte das unendlich viel Vergnügen, und ihre größte und ſchönſte Hoffnung war ſpäter, mich als Geiſtlichen zu ſehen. Daß ſie nicht in Erfüllung gehen konnte, ſchmerzte ſie unendlich. Zu dem Stande, für den ſie mich nachher beſtimmte, zeigte ich früher Anlage und Neigung, und in die heiligen Verrichtungen deſſelben wußte ich mich gut zu finden. Eines Tages, als der Schulmeiſter mehrere Knaben und Mädchen in die Kirche zur Beichte ſchickte, gab er mir den Auftrag, die andern vorzubereiten. Ich that es auf die kürzeſte und einfachſte Weiſe, ſetzte mich, an des Pfarrers Stelle, in den Beichtſtuhl, und hörte jedem Kinde ſeine Sünden ab. Wo ein Wort der Belehrung nöthig war, wurde es mit Ernſt und Würde angebracht. Dieſer Act machte mir viel Vergnügen, ſetzte aber den ängſtlichen Pfarrer in nicht geringe Verlegenheit, weil er nicht wußte, wie er ſolchen Mißbrauch der geiſtlichen Gewalt zu nehmen habe.

Indeſſen ward bei dieſen frommen Beſchäftigungen das Irdiſche nicht vergeſſen. Unter den Knaben hatte ich mir eine Wache ausgehoben. Vier von ihnen zogen mich auf einem Kinderwagen, und vor, neben und hinter mir ritten die Leibgardiſten mit blanken Säbeln von Holz. Ich ſaß baarfuß mit einer rothen wollenen Mütze in der Staatskarroſſe, und jagte vornehm durch das Dorf. Es hat ſich meiner Erinnerung tief eingeprägt, wie der Triumphzug einmal von dem Schulmeiſter angehalten wurde, weil ich, ohne ihn zu grüßen, bei ihm vorüberfuhr. Flegel! ſchalt er, und ſchlug mir die rothe Mütze vom Kopf, Flegel! haſt du Spazen unter der Kappe? Mich verdroß der Vorfall ſehr.

Die Jungen lachten ſchadenfroh, und fanden in dem Beiſpiel des Schulmeiſters eine Aufmunterung, es mit dem Gehorſam und Reſpect nicht mehr ſo genau wie vorher zu nehmen. Ich war in Verlegenheit, doch wußte ich mir zu helfen. An einem Spieltage führte ich mein kleines Heer etwas weiter als ſonſt vom Dorfe, und hielt es lange mit Exercieren und Spielen auf. Einer von den Knaben hatte Befehl von ſeinen Aeltern, bei guter Zeit wieder zu Hauſe zu ſeyn. Er wollte ſich entfernen; ich gebot ihm zu bleiben. Er ging indeſſen, ohne auf meinen Befehl zu achten. Ich ließ den Ungehorſamen einholen, zurückbringen und hart beſtrafen. Das Regiment war wieder hergeſtellt. Das Verfahren hatte gewirkt, aber, wie gewöhnlich alle Gewaltmaßregeln, nur auf kurze Zeit, und dann ward das Uebel ärger. Der Knabe klagte bei ſeinen Aeltern und dieſe bei dem Schulmeiſter, der einen meiner Triumphzüge eben erſt auf eine ſo demüthigende Weiſe unterbrochen hatte. Meine Mutter, die des militäriſchen Treibens im Hauſe müde war, ſchloß ſich ebenfalls der Coalition an. Einige Nachbarsleute hatten Beſchwerde geführt über die Art, wie ſie von der rohen Soldateske waren empfangen worden. Es mochte allerdings manchmal bedenklich ſeyn, einen Beſuch bei uns zu machen, denn am Eingange des Hauſes waren zwei Wachen aufgeſtellt, die den Befehl hatten, ohne genaue Prüfung Niemand einzulaſſen, als meine Mutter und meine Schweſtern. Ich ſaß gewöhnlich auf der oberſten Stufe der hölzernen Stiege, bei welcher wieder zwei Gardiſten ſtanden. Das Spiel war mir lieb, gegen das ſich nun Alles vereinigte. Ich mußte das Heer wirklich entlaſſen.

Nach dieſer Kataſtrophe entſagte ich aller weltlichen Herrlichkeit, und zog mich mit frommen Entwürfen zurück. Da der Graf Oſtein, zum Aerger aller guten Gläubigen der Umgegend, die Kirche von Marienthal, in der Nähe vom Johannesberg, hatte abbrechen laſſen, ſo machte ich, zur allgemeinen Erbauung, dieſen Fehler wieder gut, und führte, mit einem Theile meiner ſo eben entlaſſenen Truppen, in meinem Hofe Marienthal, freilich in ſehr verjüngtem Maßſtabe, wieder auf. Dabei blieb ich, von meinem heiligen Berufe fortgeriſſen, nicht ſtehen. Eine ſonſt wohlhabende Nachbarsfamilie war durch Leichtſinn, Unverſtand, und Verſchwendung faſt ganz verarmt. Zu ihr gehörte ein Knabe, der mir gern in Allem zu Gefallen war, den Staatswagen in gutem Stande hielt und rüſtig ziehen half. Den gefälligen, ſtarken und nicht ungeſchickten Jungen hatte ich beſonders lieb. Ich beſchloß, zum Heil dieſer Leute, das Beiſpiel des Erlöſers nachzuahmen. Im Garten ward ein Kreuz aufgeſtellt, an das ich mich mit Strohſtricken hängen ließ. Von dem Knaben ertrug ich, mit exemplariſcher Geduld, allen Schimpf und alle Schmach, die ich ihm mir anzuthun befohlen hatte, um das Werk der Erlöſung zu vollbringen. Es war von meiner Seite recht gut gemeint; aber die ſündige Familie ging ihren Weg, wie das ſündige Menſchengeſchlecht durch den Meſſias ſo wenig, als durch eine koſtſpielige Erfahrung gebeſſert.

In dem Hauſe derſelben Familie ließ ſich ſeit langer Zeit ein Geſpenſt ſehen, und in dem Keller lag, ſicheren Anzeichen zufolge, ein Schatz vergraben. Die Sache litt keinen Zweifel; denn nicht blos die Bewohner hatten ſich mit offenen, hellen Augen davon überzeugt, ſondern faſt Jedermann im Dorfe wußte davon zu erzählen. Ich verſah mich mit geweiheten Sachen, betete inbrünſtig, ließ den Jungen, für deſſen Haus ich den Scheintod des

Erlöſers geſtorben war, die nöthigen Geräthe zum Graben in den Keller bringen, und fing mit ihm an, den Boden umzuwühlen. Bei der ganzen langen Arbeit, die wir mit großer Angſt betrieben, weil wir den Teufel, wie herkömmlich, mit jedem Augenblick erwarteten, wurde, nach Vorſchrift, kein Laut geſprochen. In dem tiefen dunkeln Keller brannte ein geſegneter Wachsſtock, der allmählig zu Ende ging, ohne daß wir den gefürchteten Teufel oder den gehofften Schatz zu Geſicht bekamen. Die Aeltern ſahen ſich noch mit größerm Verdruß, als wir uns ſelbſt getäuſcht. Sie hatten mit Zuverſicht die Hoffnung ausgeſprochen, daß Gott das Unternehmen der unſchuldigen Kindheit ſegnen werde. Meine Mutter ließ die Arbeit ſchweigend vor ſich gehen. Sie war zufrieden, im eigenen Hauſe Ruhe zu haben, mochte den Erfolg des Schatzgrabens nicht für unmöglich halten, und hatte unverkennbar ihre Freude an meiner Frömmigkeit, an meiner Neigung für geheimnißvolle Dinge, und an meinem Bemühen, mit Geiſtern Bekanntſchaft zu machen. An Gelegenheit dazu konnte es in dem frommen Rheingau nicht fehlen, wo man mit Klöſtern, Wundern, Geſpenſtern und einem ſtarken Glauben daran reichlich geſegnet war. Ich hatte auch von allen dieſen Dingen den Kopf ſo voll, daß ich faſt in einer ewigen Ebbe und Fluth von Angſt und Hoffnung lebte. Doch befiel mich die Furcht nur in der engen, dunkeln Wohnung. In Geſellſchaft aber, oder im Freien hatte ich nicht nur Muth, ſondern Verwegenheit. Mehr als einmal ſuchte ich, bei finſterer Nacht und im Felde, Geſpenſter auf, und lud ſie mit lauter Stimme vor, um ihnen Erlöſung anzubieten, wenn ſie noch möglich ſey. Ich habe damals außerordentlich viel gebetet, keine Kirche verſäumt, und beſonders das eine Stunde entfernte Kapuzinerkloſter Nothgottes fleißig beſucht. Den geiſtlichen Herren daſelbſt diente ich oft in einem Morgen zwei auch drei Meſſen. Doch war meine Frömmigkeit nicht ohne allen Eigennutz, und mein geiſtliches Wirken nicht ganz ohne irdiſches Streben. Den Mönchen trank ich verſtohlen, wo es anging, den Meßwein, und aß ihnen die Hoſtien aus der Schachtel, in der ſie dieſelben aufbewahrten. Das höchſte Ziel meines Ehrgeizes ging in dieſer Zeit nicht über die Würde eines Kapuziners. Aber wo blieben je die Hoffnungen und Wünſche des Menſchen ſtehen? Später wollte ich Dorfpfarrer werden, ſah aber keine Möglichkeit, dieſes Ideal aller irdiſchen Hoheit zu erreichen.

Einige Blätter eines zerriſſenen Buches, die mir aus dem kleinen literariſchen Nachlaſſe meines Vaters in die Hände fielen, gaben meinem Ehrgeize eine andere Richtung. Ich las von einem Karl XII, König von Schweden, der mir doch ein ganz anderer Mann, als ein Dorfpfarrer oder Kapuziner ſchien. Das Bild dieſes Kriegers, den ich mit ſeinen langen Sporen zu Pferde vor mir ſah, wie er das Pfeiſen der Kugeln für ſeine Lieblingsmuſik erklärte, ſeine zahlreichen Feinde tapfer ſchlug, und den murrenden Senat abweſend durch ſeinen Stiefel regieren laſſen wollte, erfüllte mich mit Bewunderung. Das war mein Mann. Ich dachte und träumte nichts als den kühnen Karl von Schweden. Stiefel hatte ich nun, leider! nicht, aber doch ein Paar Schuhe. Durch jeden derſelben ſchlug ich, hinten über den Abſatz, einen langen Nagel, von dem die Spitze auswärts ging. Die beiden Nägel dienten mir als Sporen. Der dicke Kopf derſelben drückte mir, im Gehen, die Ferſe ſchmerzlich; doch ließ ich mir um keinen Preis das Ritter- und Heldenzeichen nehmen, ſo ſehr auch über die Narrheit, deren Grund Niemand errathen konnte, gelacht und geſcholten ward. Die Größe und der Ruhm haben auch ihr Unbequemes, und ſitzt nur das Herz am rechten Fleck, dann weiß man ſich ſchon in die Ungemächlichkeit zu finden.

Jetzt fehlte das Pferd, das aber auf keine Weiſe zu haben war. Ein Eſel half als Surrogat dem Bedürfniß ab. Was der Menſch beſtimmt und entſchloſſen will, iſt ihm nicht zu hoch und nicht zu tief. Ein armer Mann unterhielt das Thier, das regelmäßig ſeine Laſten ſchwalbacher Waſſer trug, um die angeſehenen Familien des Rheingaues damit zu verſorgen. Ihm ſollte die Ehre werden, den neuen Karl XII zu tragen. Mit dem Knaben des Eigenthümers ſchloß ich einen Vertrag, dem zufolge er mir den Eſel überließ, ſo oft er ihn auf die Weide trieb. Dafür trat ich ihm den Genuß des Klees auf einem unſerer Aecker ab. Nichts ging über das Glück des Pſeudo-Karls. Ich ritt das Thier mit dem ganzen Stolze des kühnen Schweden, bis meine Mutter, für die der Artikel des Vertrags, ihren Kleeacker betreffend, ein geheimer ſeyn ſollte, die faſt tägliche Vollziehung ſeines Inhalts erfuhr, mir als ein Peter I entgegentrat, und mich noch nachdrücklicher ſchlug, als dieſer mein großes Vorbild bei Pultawa geſchlagen hatte.

Meine Mutter behandelte mich überhaupt nicht beſonders zärtlich, und ſie hatte ſo ihre eigenen Grundſätze im Fache der Erziehung. Die Buben, ſagte ſie, müſſen Schläge haben, wenn etwas aus ihnen werden ſoll. Mit dieſer Maxime war es ihr ſehr Ernſt, und der Vernachläſſigung derſelben wäre es keineswegs zuzuſchreiben, wenn aus mir nichts geworden iſt. Sie geſtand mir ſpäter, das Herz habe ihr oft wehe gethan, wenn ſie mich ſo hart geſchlagen, und ſie ſey genöthigt geweſen, die Augen abzuwenden, um nicht dem Mitleide zu erliegen. Aber, fügte ſie hinzu, was ſollte ich machen? Die Buben müſſen Schläge haben, und die vaterloſen doppelt ſo viel, als die andern, ſonſt gehen ſie zu Grunde. Allerdings war die ſchlimme Behandlung recht gut gemeint, und meine Mutter mochte durch ſie ſo ſehr leiden, als ich ſelbſt. Obgleich jede unverdiente Züchtigung mich ſchrecklich empörte, ſo verminderte ſie doch meine Liebe gegen die Mutter nicht. Die Bemerkung, daß uns alles Theure um ſo theurer wird, je mehr es uns koſtet, iſt wahr. Die Entbehrungen und Opfer, welche wir uns für einen werthen Gegenſtand auferlegen, erhöhen ſeinen Werth. Das gilt von der Liebe, von der Religion und von dem Staate, wie uns Liebende, die Juden, Spartaner und ſtrengen Mönchsorden bezeugen. Mich erbitterte das Unrecht, das ich leiden mußte; aber ich fühlte doch, daß meine Mutter mein Beſtes aufrichtig wollte, und nur nicht die beſten Mittel zu ihrem Zwecke fand. Ich ſah, daß ich es in gar Vielem ſchlimmer hatte, als Andere; daß meine Mutter daſſelbe unverdiente Schickſal mit mir trug, und daß wir betrogen und mißhandelt wurden, weil wir wehrlos waren. Mein Zorn darüber ging manchmal wirklich bis zur Raſerei. War uns Unrecht geſchehen, litten wir harten Mangel, hörte ich meine Mutter klagen, oder ſah ſie weinen, dann faßte mich ein unendlicher Grimm gegen Gott und Menſchen. In ſolcher Stimmung ſtellte ich mich mehr als einmal unter freien Himmel, die geballte Fauſt gegen ihn gerichtet, und ſtieß Flüche und Verwünſchungen aus. Ja, rief ich, unſer Herr Gott ſoll die Schwerenoth kriegen! Die heilige Mutter Gottes ſoll die Schwerenoth kriegen! In der Ueberzeugung, daß die Geläſterten gegen mich aufgebracht ſeyn müßten, forderte ich ſie heraus, mit dem Wunſche, daß mich ein Blitz treffen und zerſchmettern möge. Thue mir was! rief ich. Mache mich todt! wenn du das Herz haſt! War, wie das gewöhnlich ſchnell geſchah, der Zorn vorüber, dann folgten Angſt und Reue. Ich weinte und betete, um mir den Himmel wieder zu verſöhnen.

Die Ueberzeugung, daß es kein Recht gebe, ſetzte ſich indeſſen tief in meiner Seele feſt, und ſchlug, wie ein wildes Thier, ſeine Krallen und Zähne in mein Herz. Der Schulmeiſter prügelte die Armen, der Pfarrer ſchalt die Armen, der Schultheiß ſtrafte die Armen, und allenthalben ſah ich die Armen zurückgeſetzt und gequält. In der Schule hatte ich mich bis zum dritten Platze hinaufgearbeitet, konnte es aber nie bis zum zweiten oder erſten bringen, die von den Söhnen der beiden reichſten Männer des Orts, wie von Rechts wegen, eingenommen waren. Um der Väter willen ſaßen die Buben oben an, und mein Bemühen, die jungen Dorf=Patricier durch Fleiß und Fortſchritte auszuſtechen, war vergebens. Wenn einer von den vornehmen Jungen etwas that, was dem Schulmeiſter nicht gefiel, dann reichte dieſer nicht ſelten mit dem Stocke über ſie nach mir hinaus, um mich dafür zu ſtrafen. Glück und Gunſt ſah ich allenthalben, nirgends aber Gerechtigkeit. So trieben es die Herren, wie ich behaupten hörte, in der Amtsſtube und auf dem Rathhauſe; ſo ging es, wie ich mit eigenen Augen ſah, in der Kirche und Schule, und auf der Straße zu. Ich war neun Jahre alt; aber ich erinnere mich der dunkeln, widerſtreitenden Gefühle, die meine Bruſt bewegten noch ſo genau, als hätte ich das neunte Jahr erſt geſtern zurückgelegt. Da ward die Seele des Knaben vor den Altar des Ewigen geſtellt, und ihr der Schwur des unverſöhnlichen Römerhaſſes ſchweigend abgenommen. Großer Hannibal, vor deſſen Schatten Rom zitterte, das nicht ruhig werden konnte, bis es den alten Mann unter den Todten wußte, du mußteſt Hand an dich ſelbſt legen. Sieh nicht ſo finſter auf die elenden Punier herab! Sie ſind deinen Zorn nicht werth! Scipio und ſeine Römer waren doch wenigſtens großherzige Räuber.... Ich bin meinem Schwure treu geblieben; und was auch kommen mag, das weiß ich, daß bis zum letzten Athemzuge mich daſſelbe Gefühl der Erbitterung gegen die Härte und den Uebermuth der Pleonekten jeder Art beſeelen wird.

Ich nahm mir ſpäter einmal die Freiheit, dem Herrn Schulmeiſter über das ſeltſame Recht, das mir in der Welt zu herrſchen ſchien, mein Befremden auszudrücken. Der alte erfahrene Mann, der bei den Jeſuiten ſtudirt hatte, antwortete lächelnd: Lieber Hanſel! — (Ein Diminutiv von Johann.) — Es gibt ein dreifaches Recht. Recht an ſich iſt Recht; Unrecht wird auch Recht, und wie es gewiſſe Leute machen, iſt es immer Recht. Ich verſtand damals ſeine ſehr wahre Antwort nur zur Hälfte; aber was ich davon verſtand, hatte nichts Tröſtliches und Erbauliches für mich. Manchmal drang ſich mir die verfängliche Frage auf, wie Gott, der die Allwiſſenheit, Güte und Gerechtigkeit ſelbſt ſey, die heilloſe Wirthſchaft dulden könne; aber die Frömmigkeit meiner Mutter, und die religiöſe Erziehung, die ich erhalten, ſchlugen ſolche und ähnliche Gedanken, ſogleich als Anfechtungen des Böſen in mir nieder. Doch konnte ich die oft wiederkehrende Vorſtellung, als ſcheine ſich der Himmel der Dinge auf Erden gar zu wenig anzunehmen, nicht immer ſogleich los werden.

Die Jungen, die mit mir nicht auf freundſchaftlichem Fuße ſtanden, neckten und verfolgten mich. Die Stärkern prügelten und beraubten die Schwächern, und die Alten, ſah ich bald, trieben es gerade wie die Jungen, wenn auch nicht auf dieſelbe Weiſe. Die Methode macht oft den ganzen Unterſchied zwiſchen dem Dummen und Geſcheuten, dem Rohen und Gebildeten, dem Vornehmen und Gemeinen. Drei Knaben waren vor andern meine geſchwornen Feinde; wo ſie mir eins verſetzen konnten, thaten ſie es mit Freuden. Unglücklicher Weiſe beſaßen ſie mehr körperliche Kraft als ich, und ich konnte mich weder gegen ſie vertheidigen, noch an ihnen rächen. Das ſonderbare Recht ging mir gewaltig durch den Kopf. Fragte ich meine Mutter, warum wir ſo arm ſeyen, dann befriedigte mich ihre Antwort keineswegs. Wollte ich wiſſen, warum man die Dürftigen und Schwachen hudele, quäle und verachte, dann wollte mir es auch durch die umſtändlichſte Erklärung nicht deutlich werden. Die erſten marternden Zweifel, die meine Seele zerriſſen, die erſten peinigenden Gefühle, die meine Bruſt zuſammendrückten, bezogen ſich auf die Ordnung der Dinge, in welcher es, nach Vernunft und Recht, unverdienten Reichthum, unverdiente Ehre und Auszeichnung, und unverſchuldete Armuth, Schande und Erniedrigung geben kann. Ich muß geſtehen, daß mich Betrachtungen über dieſen mißlichen Gegenſtand faſt an der Wiege empfangen haben, und mich wahrſcheinlich bis zum Grabe begleiten werden. Sehr frühe ſchon fühlte ich dunkel, was ich ſpäter klar erkannte.

In dieſer Zeit ſpielte ich mit mehreren Knaben in der Nähe des Schulgartens. Meine drei Gegner waren unter ihnen, und ſchonten mich, wie gewöhnlich, nicht. Da ging der Schulmeiſter gerade an uns vorüber in das Feld. Er warf einen Blick auf die Buben, dann auf die zeitigen Aprikoſen in ſeinem Garten, für die er in unſerer Nähe zu fürchten ſchien. Er rief mich zu ſich. Hanſel, ſagte er, gib mir auf die Aprikoſen Acht, bis ich wiederkomme. Ich that es. Keiner wagte ſich an die verbotene Frucht. Da der Lehrer zurückkam, forderte er Bericht. Ich klagte die drei verhaßten Buben an, daß ſie von dem Baume genaſcht hätten, und ſie wurden, zu meiner größten Zufriedenheit, nachdrücklich beſtraft. Die Rache war ſüß, die Aeußerung meiner Schadenfreude ein köſtlicher

Genuß; doch fühlte ich bald eine gewiſſe Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, beruhigte mich aber mit der Vorſtellung, die ich mir freilich nicht ganz deutlich machen konnte, daß ich eigentlich wie der Lehrer und die Jungen gehandelt, und ſie mit ihrer eigenen Münze bezahlt hätte. Es gab ja ein dreifaches Recht, und was gewiſſe Leute thun, iſt immer Recht. Ich konnte mich ja auch einmal zu den gewiſſen Leuten zählen. Als die Aprikoſen gebrochen wurden, belohnte der Schulmeiſter meine treue Hut öffentlich in der Schule mit den angeſteckten und halbfaulen. Meine drei Gegner ſahen mit hungriger Betrübniß auf das Geſchenk, das ſie ungleich mehr zu verletzen ſchien, als die ungerecht erduldete Züchtigung. Ich lud die Unzufriedenen, die, wegen des Genuſſes verbotener Frucht, zur Strafe gekommen waren, wie das ganze menſchliche Geſchlecht zur Erbſünde und ihren Folgen, freundlich ein, zuzugreifen. Der Appetit ſiegte über jedes andere Gefühl; vergnügt griffen ſie zu, und ſpeiſ'ten mit mir verſöhnt. Dies Benehmen machte einen ſonderbaren Eindruck auf mich. Meine falſche Anklage ſchien mir kaum mehr ſtrafbar. Es war mir, als könnte man Leuten nichts ſchuldig ſeyn, die ſich ſelbſt nichts ſchuldig zu ſeyn glauben. Ich dachte das wohl nicht beſtimmt, und hätte es noch weniger vermocht auszuſprechen; aber in meinem Gefühle lag ſo etwas, das ſagte: Achtet euch ſelbſt, wenn ihr geachtet ſeyn wollt; werdet ihr mit Füßen getreten, dann kommt es daher, weil ihr euch in knechtiſcher Demuth oder voll hungriger Begierde auf den Boden niederwerft. In der Theilung des ſchmählichen Lohnes meiner falſchen Angabe lag in der That ein Zug von Niederträchtigkeit, den ich in vielen Verhältniſſen des Lebens gar oft wieder gefunden habe. Es iſt wirklich etwas Hündiſches in den meiſten Geſchöpfen, die ſich Ebenbilder Gottes nennen; wer ſie füttern und prügeln kann, iſt ihr Herr. Was die drei Buben für halbfaule Aprikoſen gethan, das und noch Schlechteres thun Männer oft für Stellen, Penſionen, Stern und Ordensband, für ein Lebe hoch oder eine günſtige Recenſion.

Ich weiß mich noch ſehr gut zu erinnern, wie ich ſchon damals faſt allenthalben anſtieß, und vor dem Gange der Welt, wie dieſe ſich in meinem engen Geſichtskreiſe geſtaltete, verwirrt, beſchämt, erzürnt, mit finſtern Zweifeln und unauflöslichen

Räthſeln kämpfend ſtand. Ich ſah die Lüge und Verſtellung ſich glücklich zu ihrem Ziele winden, wo die Wahrheit und Aufrichtigkeit mit dem erſten Schritte anlief und ſich feſtfuhr. Ich ſah, daß, wer etwas konnte, es auch durfte; daß man die Sachen nach den Perſonen, die ſie angingen, unterſchied, und bei dieſem geſtraft und getadelt ward, was man an jenem duldete oder pries. In der Kirche hörte ich die Gebete und Geſänge voll Andacht und Menſchenliebe, die, nach der Lehre des Erlöſers, alle Menſchen gleich ſtellten, ja den Leidenden und Bedrückten ſogar zunächſt an das Herz des himmliſchen Vaters zogen. Wie aber die Menſchen ſich vor der Thür begegneten, galt ſchon eine ganz andere Lehre, die dem Reichthum und Anſehen, der Gewalt und Liſt allen Vorzug und Vortheil gab. Dieſe ewig wiederkehrende Bemerkung legte den Keim von Mißmuth, Haß und Verachtung in mein Gemüth, ohne daß ich die Urſache und den Gegenſtand dieſer peinlichen und ungeſelligen Gefühle kannte. Auf der andern Seite zogen mich die Menſchen, denen ich ohne Ausnahme wohl wollte, ſo freundlich an, daß ich mich allen, die ich für gut hielt, ohne Rückhalt hingab. Dieſer Zwieſpalt zwiſchen Kopf und Herz, dieſer Kampf zwiſchen entgegengeſetzten Empfindungen, die ſich wechſelſeitig mein Gemüth, ich möchte ſagen, ſpielend zuwarfen, weil jedes getäuſchte Vertrauen meinem Haſſe friſche Nahrung gab, hat mir manche Stunde verbittert. Durch die Zeit und das Alter bin ich in dieſer Hinſicht, wie in mancher andern, klüger und beſonnener im Urtheilen, aber nicht viel geſcheuter im Handeln geworden. Mag die Cultur noch ſo eifrig an uns waſchen und coloriren, in entſcheidenden Augenblicken, wo die angeborne Natur die Schranken der angelernten Kunſt durchbricht, tritt die Grundfarbe des Charakters, wenn nämlich eine da iſt, gewöhnlich hervor. So weiß ich ſehr gut, wie die Menſchen unter gegebenen Umſtänden handeln, und der Schlaueſte dürfte ſchwerlich meinen Kopf betrügen, da der Einfältigſte mein Herz bethört. Ich liebe und verehre Mäßigung und Gleichmuth, und gehe die Bahn meines Lebens mit faſt immer gleichen Schritten. Der Außenwelt nicht dienen, ſondern ſich dieſelbe, wo es geſchehen kann, dienſtbar machen, iſt mein Wahlſpruch und war, von früheſter Zeit an, mein Bemühen. Auch liegt über meinem Daſeyn eine heitere Ruhe, wie der geſtirnte Himmel über der Erde. Ueberraſcht mich eher ein Gefühl, Haß oder Liebe, beſonders der aufflammende Zorn, dann reißt es mich im erſten Augenblick unwiderſtehlich mit ſich fort. Was mir in den Weg tritt, geht in den Kampf auf Tod und Leben, in den ich ſo gleichgültig bluten ſehe als ſelbſt verblute. Ich werde wohl hundertmal angeführt, ohne daß es mich einmal befremdete. Ich kenne die Menſchen, gehe aber mit ihnen um, als ſey mir ihr Weſen gänzlich fremd. Auch das iſt ein Grund, aus dem ich mich in der Lage, wo ich das öffentliche Leben fand, an einer bedeutenden Stelle nicht lange würde erhalten haben. Ich kannte das Spiel und die Spieler, war zu ehrlich, um gewinnen, und zu geſcheut, um verlieren zu wollen, und blieb alſo einſam und unbeachtet in der Ferne ſtehen. Spielte ich aber auch nicht ſelbſt, dann konnte mich doch ein Bekannter, der gerade ſeinen Glücksſtern über ſich aufgegangen glaubte, leicht dazu bringen, daß ich ihm den Einſatz borgte; und ſo ſpielten Andere manchmal auf meine Rechnung, und ich hatte die Nachtheile des Spiels ohne einen ſeiner Vortheile. Zweimal wenigſtens öffneten ſich mir Wege, — wie man es zu nennen pflegt, — mein Glück zu machen; ich mochte ſie nicht gehen. Ich wollte als Augur nicht täuſchen, und konnte mit der gläubigen Menge nicht leicht getäuſcht werden, entbehrte alſo das Glück Beider, und war von Beiden nicht gern geſehen.

Die Quälereien, die ich in und außer dem Hauſe zu erdulden hatte, vermehrten meine Sehnſucht nach Unabhängigkeit. Ich fühlte die Laſt des Drucks um ſo ſchwerer, weil ich, nach meiner Gemüthsanlage, mich lieber zu den Unterdrückern als zu den Unterdrückten zählte. Das Gehorchen war mir in der Seele zuwider; das Gebieten würde ich mir ohne Zweifel haben gefallen laſſen. Darum umging ich auch den Schulbeſuch, wo es nur möglich war, durchſtrich am liebſten den Wald, beneidete Robinſon um ſeine einſame Inſel, und hörte von nichts lieber als den freien Wilden. Dieſer Geſchmack für Reiſen und Reiſebeſchreibungen unter uncultivirten und unabhängigen Völkern iſt mir geblieben, und letztere nebſt Plutarch zog ich jeder Geſchichte vor. Einmal glaubte ich meine Selbſtändigkeit ſichern zu können, und ergriff die Gelegenheit dazu mit großer Freude. In der Abtei Ebenbach wurde, an dem Tage des Stifters ihres Ordens, des heiligen

Bernardus, an Jeden, der ſich einſtellte, ein Laib Brot, ein Schoppen Wein und ein Mäßchen gekochter Erbſen ausgetheilt. Das Gedränge um dieſe Gaben war ſehr groß. Ich zog auch dahin, ohne meiner Mutter etwas davon zu ſagen, blieb den ganzen Tag aus, und kam ſpät am Abend mit meinem Reichthum vergnügt zurück. Nachdem meine Mutter über die Entfernung ohne Anfrage und Erlaubniß, dem Herkommen gemäß, mit mir abgerechnet hatte, hörte ſie meine trotzige Independenzerklärungen, und nahm ſie gleichgültiger auf, als ich erwartet hatte. Ich aß nun von meinem Brote und von meinen Erbſen und trank von meinem Wein, that, den verhaßten Schulbeſuch abgerechnet, was ich wollte, und war demnach ſo frei, als es der Menſch ſeyn kann. Zwei Tage ging das trefflich; aber den dritten merkte ich, daß Wein und Brot merklich abnahmen, ſo ſelten ich auch dem Vorrathe zugeſprochen. Ich war, wie Menſchen und Völker überhaupt, die ohne den Beiſtand anderer nicht beſtehen können, außer Stand, meine Freiheit zu behaupten. Mit einem ſchmerzlichen Gefühle und großer Beſchämung erbat ich mir, da der Hunger mich zu quälen anfing, meine alte Dienſtbarkeit.

Meine Mutter geſtand ſie mir lachend zu, und fügte die Bemerkung bei: Wenn du nicht beſſer rechnen lernſt, dann bringſt du es auch nicht weit. Viel beſſer habe ich das Rechnen nicht gelernt, und in ihrem Sinne iſt die Prophezeihung eingetroffen.

Da ich zehn Jahre alt geworden war, ſprach man in der Familie davon, was aus mir werden ſollte. Man befand ſich in einiger Verlegenheit, weil ich zu der harten Arbeit des Weinbaues untauglich ſchien. Was wollt ihr aus dem ſchwachgliedrigen Bübchen machen? ſagte ein verſtändiger Nachbar, der Rathgeber meiner Mutter; zum Schneider iſt es gut, und ſonſt zu nichts. Das war auch ſo ziemlich die Meinung Aller, nur nicht die meinige. Ein jedes Handwerk hätte ich mir gefallen laſſen, wenn es ſo ſeyn mußte, vorzüglich das eines Schreiners; nur gegen den Schneider, über den mir ſo mancher beißende Spott und neckende Schwank zu Ohren gekommen war, hatte ich einen unüberwindlichen Widerwillen. Indeſſen war ich wirklich zu jeder harten Arbeit zu ſchwach. Obgleich von Kindheit auf geſund, entwickelte ich doch gar wenig körperliche Kraft. Uebung, Anſtrengungen und Entbehrungen gaben mir aber ſpäter ſo viele Gewandtheit und Stärke, daß mir, im Laufen und Ringen nur wenige Jungen meines Alters überlegen waren. Drei bis vier Jahre nachher führte ich, auf dem Bruche bei Mainz, mit einigen meiner Mitſchüler oft den ſiebenjährigen Krieg auf, in welchem ich die Rolle des großen Friedrich übernahm. Ich hatte demnach immer mehrere Gegner zugleich zu ſchlagen, ward aber mit ihnen fertig, ſo wie auch als Alexander mit dem weichlichen Darius und deſſen Satrapen. Meine Feinde ſelbſt ließen mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich Alexander und Friedrich auf eine Weiſe vertrat, als hätte ich ihre Ehre und die meinige zu retten. Wie oft habe ich, an dem Tage von Roßbach, für den deutſchen Namen, mehr aber noch für den eines großen Mannes gekämpft! Meine Geſundheit befeſtigte ſich auch ſo ſehr, daß ich ſie im Uebermuthe friſcher Jugend für unverwüſtlich hielt.

In der Zeit, wo meine künftige Beſtimmung zum Schneider oft zur Sprache kam, ward meine älteſte Schweſter nach Mainz geſchickt. Ich begegnete ihr auf dem Wege dahin in der Nähe des Dorfs, und bot mich ihr ſogleich zur Begleitung an. Sie wollte es nicht zugeben, weil die Mutter nichts davon wußte, und beſonders, weil ich baarfuß war. Um dieſe Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, eilte ich nach Haus. Die Mutter fand ich nicht. Zum Ueberlegen war indeſſen keine Zeit; ich nahm alſo meine Schuhe, eilte meiner Schweſter nach, holte ſie glücklich ein, und folgte ihr, aller Bedenklichkeiten und Widerſprüche ungeachtet, die Schuhe in der Hand, nach Mainz. Mein Aufzug war nicht ſtädtiſch, wie man denken kann, und meine Schweſter mochte ſich mädchenhaft ihres Bruders ein wenig ſchämen. Sie ließ mich darum, beinahe am Eingang der Stadt an dem Karmeliterkloſter ſtehen, wo ich ſie erwarten ſollte. Es währte etwas lange, bis ſie mit ihren Geſchäften fertig wurde. Aus Neugierde und Langeweile ging ich in die Kloſterkirche, wo gerade ein feierliches Hochamt gehalten wurde. Eine ſolche Pracht hatte ich nie geſehen. Die Muſik, der Aufzug der Geiſtlichen, die reichgezierte Kirche, wo, im wohlriechenden Dufte des Weihrauchs, tauſend Kerzen brannten, und die ſchön geputzte Welt: Alles ſetzte mich in ein freudiges Erſtaunen. Ich konnte mich nicht ſatt hören und ſehen, und war in einer Art Rauſch vor Ueberraſchung und Entzücken. Gar wunderbare Ahnungen und Gefühle durchzogen meine Bruſt. Eine unbeſtimmte Sehnſucht erfüllte ſie. In der Kirche konnte ich nicht bleiben, ſo bis ins Innerſte war ich aufgeregt. Ich ſchlich mich leiſe fort, und legte mich, der ganzen Länge nach, auf die ſteinerne Treppe vor der Kirchenthür, wo ich den Geſang, die Orgel und die übrigen Inſtrumente hörte, aber Niemand ſah und von Niemand geſehen ward. Seltſame, freundliche Bilder zogen an meiner träumenden Seele vorüber. Der Gedanke an meine Zukunft erfüllte mich mit Wehmuth. Meine Hoffnungen und Wünſche richteten ſich an dem großen und feierlichen Augenblick in die Höhe; ein Blick auf meine ausgeſtreckten nackten Füße und die Erinnerung an die Dürftigkeit in der Heimath zogen ſie aber wieder tief herab. In dem ſchmerzlich ſüßen Kampfe ſiegte das kindliche Gemüth voll unverſiegbarer Hoffnung. Mein Gedächtniß vergegenwärtigte mir, was ich von Päpſten gehört oder geleſen hatte, die von der tiefſten Stufe des geſellſchaftlichen Lebens bis zur höchſten Würde eines Stattbalters Gottes auf Erden emporgeſtiegen waren. Stand nicht einmal ein kräftiger Menſch an der Spitze der chriſtlichen Welt, der früher Schweine gehütet hatte? Ich dachte an den ſchwediſchen Karl und die Helden, deren Namen mir in den alten Büchern meines Vaters vorgekommen waren. Und dem herrlichen Triumphzuge großer Männer ſollte ich unbemerkt, in aller Demuth, aus dunkler Ferne als Schneider zuſehen! Ich weinte, aber nicht vor Zorn, ſondern vor Rührung und Sehnſucht. Die Umgebung hatte mich weich geſtimmt, und ich wäre in dieſem Augenblicke gern geſtorben.

Die Andacht war zu Ende, und die ſchöne glänzende Stadtwelt zog an mir vorüber aus der Kirche. Ich blieb auf der Treppe ungeſtört liegen, meine Augen auf die leicht ſchwebenden weiblichen Geſtalten gerichtet, von denen manche mich lächelnd betrachteten. Das Rauſchen der langen faltenreichen Damenkleider, die mich im Vorbeigehen ſtreiften, machten einen eignen Eindruck auf mich, und meine Augen waren mit dem Lieblichen und Schönen, das ſich vor mir mit nie geſehener Grazie und Anſtändigkeit bewegte, ſo ſehr beſchäftigt, daß ich meine Schweſter, den Hunger, den ich früher gefühlt, mich ſelbſt vergaß. In eine ſolche Welt mußt du, ſagte ich geſtärkt und wie begeiſtert zu mir, als die Menſchen ſich verloren hatten. Was iſt der Johannesberg, was Nothgottes mit ſeinen ehrwürdigen

Capuzinern, was Gottesthal mit den guten Nonnen gegen dieſe Herrlichkeit? Während die geputzten Frauen und Herren auf der Straße noch auf und nieder wogten, flog dann und wann eine glänzende Kutſche raſſelnd über das Pflaſter, und ich blickte erſtaunt den vornehmen Geſichtern nach.

Mein Entſchluß war gefaßt, Schneider wurde ich um keinen Preis; lieber wollte ich ſterben. Bei der erſten Gelegenheit eröffnete ich meiner Mutter den Wunſch zu ſtudiren, und führte ihr einige Beiſpiele aus der Nähe an, wie arme Studenten angeſehene Männer geworden ſeyen. Mein Vorſchlag fand kein geneigtes Gehör. Du biſt nicht geſcheut, war die Antwort. Fällt mir es doch unendlich ſchwer, dich mit deinen drei Geſchwiſtern zu ernähern! Die Studenten koſten Geld. Es gelang mir indeſſen, für meine Abſicht den Schulmeiſter zu gewinnen, der als ſtudirter Mann in großem Anſehen ſtand, und bei dem faſt die ganze lebendige Gemeinde in die Schule gegangen war. Er erbot ſich, mich unentgeldlich zu unterrichten, ſprach viel von meinen vorzüglichen Anlagen und von der Weisheit und Güte der Vorſehung, der man ſich und mich anvertrauen müſſe. So geſchah, was ich wünſchte. Zwei andere Knaben vermögender Aeltern ſchloſſen ſich ſogleich an, und es begann der gelehrte Unterricht des alten Schulmeiſters, der auch leiſtete, was in ſeinen Kräften ſtand. Wir lernten ſogleich ein ganzes lateiniſches Rudiment auswendig, ehe wir noch ein Zeitwort abwandeln konnten. Die Gegenſtände und die Methode des Unterrichts waren in der That merkwürdig. Wir prägten, mit unendlicher Mühe, unſerm Gedächtniſſe lateiniſche Verſe und Sprüche ein, von denen wir nichts verſtanden. Der Lehrer war faſt einzig damit beſchäftigt, uns die Stückchen, die wir den Tag vorher einſtudirt hatten, ableiern zu laſſen. Dabei lernten wir doch nach und nach die lateiniſchen Abänderungen und Abwandelungen, und kleine Exempel aus dem Deutſchen überſetzen. Ich war zwölf Jahre alt, als ich auf ein Gymnaſium kam, und noch ſehr unwiſſend. An deutſche Sprache, Rechtſchreibung, Geſchichte, Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und dergleichen Gegenſtände hatte man bei unſerm Unterrichte gar nicht gedacht. Von ſolchen weltfremden Dingen wußte man in unſerm Dorfe nichts. Dafür hatte ich fleißig Choral geſungen, wußte den Katechismus des Jeſuiten Caniſius von einem Ende bis zum andern, die lateiniſchen Pſalmen und hundert Geſänge und Gebete in derſelben Sprache auswendig. Wären mir unter den Büchern meines Vaters nicht einige Hiſtorien in die Hände gefallen, und hätte ich mit meiner Schweſter nicht Mainz geſehen, warlich, der Gedanke würde bei mir ſehr natürlich geweſen ſeyn, die Welt beſtehe aus einem Dutzend Ortſchaften des Rheingau's und der Pfalz, ſie habe mit dieſen angefangen, und gehe auch mit ihnen unter. Meine Unwiſſenheit war ſo groß, daß ich in meinem vierzehnten Jahre, als ich nach Mainz kam, nicht wußte, was ein Phäder mit Noten ſey. Wir ſollten uns des Dichters Fabeln zum Ueberſetzen anſchaffen, und ich wollte das Büchelchen durchaus nicht nehmen, weil ich in ihm keine Noten ſah, wie es doch vorgeſchrieben war. Ich wußte nämlich von keinen Noten, als die ich beim Choralſingen kennen gelernt hatte, und erwartete meinen Phäder wie unſern Kirchengeſang in Muſik geſetzt.

Jetzt ſteht es mit dem Unterricht ganz anders. Welche Männer müſſen unſere Knaben werden, die in dem fünften Jahre ſchon wiſſen, was für uns im vierzehnten noch Hieroglyphe und Sanſcrit war?

Wie leicht wird es ihnen, durch die zweckmäßigſte Methode und geſchickten Unterricht, in kurzer Zeit die mannigfaltigſten Kenntniſſe zu erwerben! Wie raſch führt ſie der ſichere Lehrer auf dem kürzeſten Wege, den man auch leicht und eben zu machen verſteht, an das erſehnte Ziel! Welche Männer müſſen unſere Knaben und Jünglinge werden, ſage ich zu mir ſelbſt, wenn ich von meinem Fenſter mit Tägesanbruch, die Kinder, unter der Laſt aufgepackter Bücher und Papiere faſt erliegend, in die Schule eilen ſehe, wo ſie an die Bänke geſchmiedet mit gekrümmtem Rücken unter Buchſtaben und Ziffern bis zum Abend ſitzen? Wenigſtens müſſen ſie ganz erſtaunliche Kenntniſſe erwerben. Das iſt wohl nicht zu leugnen; aber eben ſo wenig, daß Vielwiſſen den Mann nicht macht. Sind wir vielleicht tüchtiger und beſſer als Curius, Camillus, Fabricius, Phocion und Epaminondas waren, denen wir an gelehrtem Wiſſen weit überlegen ſind? Auch ſcheint mir nicht gerade, was der junge Menſch lernt, die vorzüglichſte Frucht des Lernens zu ſeyn. Bedeutender iſt, was er dadurch zu lernen fähig wird, die geübte Kraft. Darum halte ich auch für das Nützlichſte der Anſtrengung oft dieſe ſelbſt, ohne irgend ein anderes Reſultat, als die Stärke, die Gewandtheit und das Selbſtvertrauen, die ſie gibt. Ich will auf die Fortſchritte, welche die Erziehungskunſt und der Unterricht ſeit vierzig Jahren gemacht, keineswegs ein nachtheiliges Licht zu werfen ſuchen, ſondern erkenne das Verdienſt, welches ſie ſich um unſer Geſchlecht erwerben, mit Vergnügen an. Doch ſcheint mir, als habe die Natur ſich auch bei Erziehung und Unterricht, wie in gar vielen Dingen, gewiſſe Geheimniſſe vorbehalten, die wir ſchwer oder nie errathen. Das Werk muß den Meiſter loben, die Frucht den Baum uns kennen lehren. Sind aber unſere Männer wirklich männlicher, treuer, wahrhafter, ſtärker und weiſer, als unſere Väter, oder die Alten waren? Was der Menſch in der Schule und aus Büchern lernt, macht wohl den geringſten Theil ſeines Gehaltes aus. Ein Dorfſchüler würde ſich freilich jetzt in die Seele ſchämen, wie Joſua auszurufen: Sonne ſtehe ſtill! Er lacht über den Aberglauben, der den Curtius treibt, ſich als das Edelſte, was Rom beſitzt, in den Abgrund zu ſtürzen, um den Verheerungen der Peſt, die, wie die Pfaffen ſagten, in giftigen Dünſten aufſtieg und dies Opfer forderte, ein Ende zu machen. Wir haben als Studenten ſchon das Ei des Columbus auf die Spitze geſtellt; aber doch fühlen wir, daß uns das noch lange nicht zu Joſua, Curtius und Columbus macht. Unſere Jungen wiſſen gar viel; das iſt wahr. Nützt es ihnen auch, und wiſſen ſie dabei, wie viel ihnen noch, bei allem Wiſſen, an Weisheit fehlt, und die Gelehrſamkeit wird von Beſcheidenheit, Sittſamkeit, Wahrhaftigkeit und Treue begleitet, dann ſind ſie im Beſitze wahrer Schätze, ächten Goldes und ächter Steine, denen die prunkende Vielwiſſerei gar leicht Flitterſtaat und falſche Juwelen unterſchiebt.

Unſere Nachkommen müſſen einmal unendlich gelehrt ſeyn, wenn ſie, wie wir, ſtudirte Leute heißen wollen. Nach tauſend Jahren ſchon muß ein funfzehnjähriger Schüler wenigſtens ſo viel wiſſen, als jetzt ein funfzigjähriger Profeſſor weiß; nach tauſend Jahren, wenn die Geſchichte noch zweimal ſo groß iſt, zehen jetzt lebende Sprachen todt, junge Völker alt, alle Welttheile cultivirt, hundert neue Verfaſſungen verſucht, die meiſten Wiſſenſchaften erweitert und umgebildet, einige untergegangen, dagegen viele neue erſtanden, und jetzt noch unbekannte Sprachen und Nationen auf der Erde herrſchend geworden ſind. Dieſe Zeit wird und muß kommen ohne eine zweite Sündfluth oder den jüngſten Tag. Selbſt ein Omar — wenn noch Omare möglich ſind — würde durch den Brand von dreißig Alexandriniſchen Bibliotheken, die Nachwelt gegen dieſe Zukunft nicht ſichern können. Nimmt mit der geiſtigen Ausbildung, wie bisher, die körperliche Erſchlaffung zu, und mit dem Umfange des Wiſſens die gelehrte Kränklichkeit, wie mögen ſich dann unſere ſpäten Enkel befinden, und wie wird es mit ihrem Frohſinn und ihrer Lebensluſt ſtehen? Man nehme das nicht für unzeitigen Scherz! Bedenken wir doch ernſthaft, was aus dem Menſchen werden muß, wenn ihn die Außenwelt immer enger und drückender ergreift und endlich ganz ausfüllt; wenn er nichts mehr iſt und ſeyn kann als durch Werkzeuge, die ihm die Organe ergänzen und erſetzen; wenn er ohne Gläſer nicht mehr ſieht, ohne Waffen wehrlos iſt, ohne Thiere, die ihn fahren oder tragen, nicht von der Stelle kann, und, um ein vollſtändiger Menſch zu ſeyn, ſich von einem Wagen mit Apparaten begleiten laſſen muß! Ohne Zweifel wird man ſich dann auch zu helfen wiſſen, wenn wir auch gerade jetzt nicht begreifen, auf welche Weiſe. Die Gegenwart macht ſich gewöhnlich gern mit der Zukunſt zu viel zu ſchaffen, gegen den Rath eines alten verſtändigen Sprichworts, das weislich empfiehlt, für ungelegte Eier nicht beſorgt zu ſeyn. Indeſſen kann ich mich doch oft des Gedankens nicht erwehren, es möge, bei der immer weiter gehenden Vertheilung der Arbeit, die bei unſerm wiſſenſchaftlichen Fabrikweſen ſich ebenfalls mehr ausbilden und weiter verzweigen muß, endlich dahin kommen, daß ein einzelner Menſch keinen ganzen Schluß mehr macht, ſondern dieſer, wie eine Nadel, durch achtzehn Hände geht, bis er fertig wird.

Bei Erziehung und Unterricht kommt oft weniger darauf an, was als wie erworben wird. Die Kinder ſollen ſo wenig lernen, um etwas zu wiſſen, als ſie laufen und ſpringen, um weiter zu kommen. Zwei Menſchen können dieſelbe Reiſe machen, der eine zu Fuß, und der andre im Wagen. Iſt es nun einzig darum zu thun, in der kürzeſten Zeit an Ort und Stelle zu gelangen, dann trifft man im Wagen viel leichter und früher ein, ſelbſt im Schlafe, wenn man will. Der Fußgänger aber hat durch die anſtrengende Bewegung ſich geſtärkt und Gelegenheit gehabt, ſich Genüſſe und Beobachtungen zu ſammeln, die jenem entgangen ſind. So verhält es ſich mit Erziehung und Unterricht, mit der Bildung durch das Leben, oder durch Bücher und in der Schule. Das Leben kann nur durch das Leben gewonnen werden. Unſer ganzes Wiſſen trägt das Gepräge der Art, wie wir es erwerben; Vielerlei und leicht, aber ohne Tiefe und Gehalt. Wir lernen, wie wir reiſen, gemächlich und ſchnell. Die Alten, denen unſere vielfältigen Mittel unbekannt waren; die Wagen, Poſten, Charten, Gaſthäuſer und Landſtraßen, die Preſſen, Bibliotheken, Schulen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten aller Art, reiſ'ten und lernten langſam und beſchwerlich, ſahen aber und lernten Viel, wenn auch nicht Vielerlei. Man bedenke nur, wie jetzt geleſen und geſchrieben, und das Geleſene und Geſchriebene beurtheilt wird! Alles das Werk eines Tags, zum Leben eines Tags beſtimmt! Das Heute iſt Morgen rein vergeſſen. Raſch und leicht geht es in Poſtchaiſen durch die Welt, mit Encyclopädien und Wörterbüchern durch das Reich des Wiſſens. In Kurzem ſind wir ſo weit, daß wir als Reiſende und Weiſe die Tour der Wiſſenſchaft, wie manche reiche Engländer, die von Europa, zwiſchen Trinken und Schlafen im Wagen machen. So leicht iſt es Pythagoras und den Sieben

Griechenlands nicht geworden! Alle moraliſche Wahrheiten, alle jene Grundſätze, Maximen und Gefühle, die unſere Handlungsweiſe beſtimmen, und das Weſen von dem bilden, was wir Charakter nennen, werden nicht mitgetheilt, ſondern nur erworben. So gibt es für das praktiſche Leben eigentlich keine Erfahrung, als die man ſelbſt gemacht, wie denn die wichtigſten und folgereichſten Wahrheiten und das Leben überhaupt erſt durch das Leben erkannt und begriffen werden. Der Menſch wird nicht durch das Wort gebildet, in einem gewiſſen Sinne auch nicht der Künſtler, der Weiſe und Geſchäftsmann, wohl aber der Techniker und Gelehrte. Methode und Unterricht ſind bei dieſem von entſchiedenem, großem Werthe, und Männer, die zu deren Vervollkommnung beigetragen, was ſich von mehrern in unſern Tagen rühmen läßt, haben ſich dadurch um ihr Geſchlecht wahrhaft und wirklich verdient gemacht.

Ich bin in letzter Hinſicht überaus unglücklich geweſen, hatte faſt nie eigene Bücher oder taugliche Lehrer, und entbehrte überhaupt alle Hülfsmittel, die dem Talente immer zu ſeiner Ausbildung unentbehrlich ſind. Ich habe die Reiſe nicht als Fußgänger gemacht, der, obgleich mit eigner Kraft, doch auf eine übrigens bequeme Weiſe, den nächſten Weg verfolgt, und an Ort und Stelle Stärkung und Ruhe findet, ſondern wie ein Irrender, der ſein Ziel auf hundert Pfaden ſucht, ſich oft von ihm entfernt, wo er ſich ihm zu nähern glaubt, und einen Weg nur macht, um ihn wieder zurückzumachen. Bei meiner großen Freude an Muſik, für die ich mehr als gewöhnliche Anlagen gehabt zu haben glaube, konnte ich es in meiner Jugend nie zur Anſchaffung eines Inſtruments bringen; an Lehrer war gar nicht zu denken. Die Befriedigung meiner körperlichen Bedürfniſſe nahm meine Zeit ſo in Anſpruch, daß ich allen Erwerb dafür verwenden mußte, und für Bücher, Charten und eigenen Unterricht nichts übrig behielt. Das muß man wiſſen und bedenken, wenn man ſich erklären will, warum ich, bei einem Leben voll Anſtrengung und Thätigkeit, wie es vielleicht Wenigen beſchieden war, nichts ganz geworden bin, nichts als vielleicht ein ganzer Menſch und Mann.

Viel wußte ich nicht, und konnte nicht viel wiſſen, als ich meinen Geburtsort verließ, um auf ein Gymnaſium zu gehen; aber meine Kräfte waren vielſeitig angeregt und geübt, ſo daß ich faſt ſelbſtändig aufzutreten im Stande war, und in meinem Kreiſe mich ziemlich frei bewegte. Mich kümmerte es übrigens auch wenig, ob ich viel wußte oder nicht, wußten Andere nur weniger. Sobald ich mich unter Meinesgleichen des erſten Platzes verſichert ſah, ward ich gleichgültig gegen die Schule, und was ſie anging, und beſchäftigte mich mit ganz andern Dingen.

Zweiter Abſchnitt.

Aus meiner frühern Jugend.

Ich kam mit den zwei Knaben aus meinem Orte, die mit mir zum Studiren beſtimmt worden waren, nach Kreuznach, wo Karmeliter den Unterricht ertheilten, der in jeder Hinſicht ſchlecht geweſen iſt. Man hatte aber der Schule von Kreuznach den Vorzug gegeben, weil ſie im Rufe der alten Rechtgläubigkeit ſtand, und unſer Schulmeiſter, der für einen competenten Richter galt, die unverfälſchte, wahre Lehre daſelbſt finden wollte. Das uns ſo nahe und gemächlich gelegene Mainz, wo die Schulen ſehr gut waren, hatte in dem ſtrengkatholiſchen, erzfrommen Rheingau den böſen Namen der Gottloſigkeit und Freigeiſterei. Ich verlor alſo in Kreuznach noch ein Jahr mit unglücklichen Verſuchen, ein ſchlechtes Deutſch in ein ſchlechtes Latein zu überſetzen; denn ſonſt thaten wir faſt nichts. Das Leben war übrigens gemächlich genug. Ich ſetzte mich ſogleich in den Beſitz des erſten Platzes, den ich auch ohne große Anſtrengung zu behaupten wußte. Bei den ehrwürdigen Vätern, die wir Profeſſoren nannten, galt ich für ein gelehrtes Wunder, obgleich ich mich durch ſie nicht gehörig beſchäftigt ſah, und mit Verdruß bemerkte, wie wenig gethan ward. In der Verzweiflung und aus Mangel an zweckmäßigen Büchern fing ich an, ein lateiniſches Wörterbuch, nach ſeinem Verfaſſer Bayer genannt, auswendig zu lernen, um wenigſtens nicht alle Zeit und Koſten zu verlieren. Am Ende des Jahres ward mir, bei der Preisvertheilung, zur beſondern Auszeichnung ein praemium extraordinarium zuerkannt, das man mir mit einem pomphaſten Lobe überreichen ließ. Die lateiniſche Apotheoſe fing mit folgendem Hexameter an: Quae poterit meritam Weitzel vox dicere laudem? Mit dem Lobe, das unſer alter Schulmeiſter, der ſich ſelbſt vor Freude nicht zu faſſen wußte, meiner Mutter und den anweſenden Johannesbergern ins Deutſche überſetzte, und mit dem davon getragenen Preiſe war man zufrieden. Aber das Jahr hatte meiner Mutter an funfzig

Gulden gekoſtet; und ſo konnte es nicht mehr geben. Mit dem ſchmerzlichſten Gefühle ſah ich mich, bei Eröffnung meiner glänzenden Laufbahn, ſchon am Schluſſe. Meine Mutter erklärte mir beſtimmt und feſt, daß ich auf ihren Beiſtand nicht im Geringſten zählen könne. Ich, meiner Seits, begriff auch ſehr gut, daß ich nicht nur von Haus nichts erwarten dürfe, ſondern auch, daß, bei dem ſchlechten Unterricht in Kreuznach, das Geld verſchleudert werde. Die doppelte Verlegenheit beſchäftigte mich die ſogenannte Herbſtvacanz, und ich habe mich mit einer Beſonnenheit und Beharrlichkeit aus ihr gezogen, die meinem Alter von dreizehn Jahren Ehre macht.

In Mainz hatte ich ein Familienſtipendium zu genießen, das freilich zu meinem Unterhalte nicht hinreichte, aber doch einen nicht zu verachtenden Beitrag gab. Auf dieſen Grund fing ich an zu bauen. In Mainz, dachte ich dann, ſey es leichter, als in Kreuznach, ſich durch den Unterricht vermögender Kinder etwas zu verdienen. Mainz hatte überhaupt ſo viel Anziehendes für mich, daß ich beſchloß, daſelbſt meine Studien fortzuſetzen. Von meiner Mutter hatte ich nicht nur keine Unterſtützung, ſondern ſelbſt Widerſpruch zu erwarten, weil ſie, wie der alte Schulmeiſter, von der durch die neue Lehre verpeſteten Stadt nichts wiſſen wollte. Da in derſelben Vacanz unſer Profeſſor in Kreuznach, der mich durchaus in der Lehre behalten wollte, ſich zu einem Beſuche auf dem Johannesberg angekündigt hatte, ſo war dies ein Grund mehr, meinen Plan geheim zu halten. Auch führte ich, was ich beſchloſſen, ohne eines Menſchen Mitwiſſen oder Beiſtand aus. Indeſſen wußte ich weder den Weg nach Mainz, noch war ich daſelbſt bekannt. Außer der ſteinernen Treppe am Karmeliterkloſter war mir Alles fremd. Es fügte ſich, daß ein Hofkammerrath Lind, der auf dem Johannesberge Güter hatte, nach Frankfurt fuhr; da ich nun hörte, daß er nahe an Mainz vorbeikäme, ſo bat ich ihn, mich bis dieſe Gegend mitzunehmen. Es ward mir erlaubt, hinten auf ſeinem Wagen Platz zu nehmen. Zu Kaſſel ſtieg ich ab. Da fiel es dem guten Manne erſt ein zu fragen, was ich in Mainz denn eigentlich wolle, und ob ich auch mit Geld verſehen ſey. Ich habe, war meine Antwort, ſechs Kreuzer, und damit gedenke ich bis Nacht wieder zu Hauſe zu ſeyn. Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte: Wenn dir was fehlen ſollte, dann gehe zu dem Herrn Vicarius Wagner auf dem Stephansberge, und vermelde ihm ein Compliment von mir. Ueber die Brücke kommſt du ohne Geld; die Studenten zahlen nichts. Mit dieſem Troſte und meinen ſechs Kreuzern ging ich raſch und guten Muthes gegen Mainz. Als ich an dem Brückenzoll, ohne mich umzuſehen, vorübergehen wollte, rief mich eine rauhe Stimme, das Wort des Hofkammerraths nicht achtend, um die Erlegung der Gebühr an. Ich bin ein Student, ſagte ich barſch, und zahle nichts. Meinen Weg ſetzte ich raſchen Schrittes fort, und bekümmerte mich wenig um den derben Fluch, den mir der Zöllner nachſchickte.

Mein erſter Gang war zu dem empfohlnen Vicarius Wagner, den ich auch, nach einer mühſeligen Entdeckungsreiſe durch eine mir fremde Welt, auf dem Stephansberge fand. Ich gab das mir aufgetragene Compliment ab, welches zu einem umſtändlichen Verhöre über den Zweck meines Beſuchs führte. Ich erzählte dem Geiſtlichen, der ſich freundlich gegen mich benahm, aufrichtig, wie es ſich verhielt. Der brave Mann wußte nicht recht, was er aus mir und meiner Geſchichte machen ſollte, bedachte indeſſen das Dringendſte für mich, und ließ mir zu Eſſen geben. Zum Abſchied ſchenkte er mir ſechs Batzen, und erlaubte mir wiederzukommen, wenn es mir an etwas fehlen ſollte. Was konnte mir aber noch fehlen, da ich gegeſſen und getrunken und einen halben Gulden im Sacke hatte? Ich ſuchte ein Wirthshaus, um in ihm zu übernachten; man wieß mich in die nahe gelegene neue Pfalz, wo ich abermals eine Prüfung beſtehen mußte. Das Glück blieb mir den ganzen Tag gewogen. Die Wirthsleute hatten einen Sohn von meinem Alter, der ebenfalls ſtudirte. Der Junge war gerade an der Arbeit. Wir ſprachen vom Handwerk, und die Aeltern wurden mir, ihres Kindes wegen, bald geneigt. Der neue Kamerad führte mich vor die rechte Schmiede. Ich erſchien vor einer anſehnlichen Commiſſion von Profeſſoren und Präfecten, ward geprüft und angenommen.

Jetzt mußte ich für eine wohlfeile Wohnung ſorgen, die ich auch in einem Dachſtübchen in dem ſogenannten Pulverhofe auf der Kapuzinergaſſe fand. Meine künftige Pflegemutter war eine alte Wittwe, die ſich, nach dem Tode ihres Mannes, eines gemeinen Soldaten, damit ernährte, daß ſie ledigen

Leuten die Wäſche beſorgte und ein Stück von einem Speicher mit Betten vermiethete. In dem engen Raume, wo auch ich hauſen ſollte, waren ſchon zwei Handwerker, ein Theolog und ein Juriſt, eingepfercht. Mit den letztern ſchlief ich in einem Bette, wo meine Bettgenoſſen mich ganz ordentlich in die Preſſe nahmen. Glücklicher Weiſe kamen wir fünf Inſaſſen nur in der Nacht zuſammen, wo jeder doch ſeine Stelle zum Liegen fand und auch ſogleich einnahm; denn zum Stehen oder Sitzen war der Raum, außer den Betten, für die zahlreiche Bevölkerung zu klein. Es wäre mir Alles noch erträglich vorgekommen, hätten ſich zwei Stubenkameraden, ein Maurer und der Theolog, nicht faſt täglich betrunken, wo es denn kaum einen Abend ohne Spektakel abging. Dabei ſchienen die Wanzen gehegt, und, auch ohne Miethe, ein größeres Recht auf unſer Stübchen zu haben, als wir ſelbſt.

So war denn das Schwerſte abgethan, und ich in Mainz. Ich kehrte nun auf den Johannesberg zurück, um meine Mutter und die zwei ſtudirenden Landsleute, die wieder nach Kreuznach gingen, mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Außer mir war kein Menſch damit zufrieden. Ich aber packte, um alles Gerede und die Zukunſt unbekümmert, meine Habe zuſammen, und zog, wie ich ſpäter noch mit Vorwürfen hören mußte, pfeifend ab, nach der Stadt, der Wiege meiner Hoffnungen. Meine Mutter, die mich mit zwölf Kreuzern ausgeſtattet hatte, blickte mir durch das Fenſter nach. Das Herz hätte mir ſpringen mögen, da ich dich ſo gehen ſah, ſagte ſie öfter noch viele Jahre ſpäter.

Es war auch in der That ein Wageſtück eigner Art. Es hieß im Grunde nichts anders, als einen Menſchen, der ſich im Schwimmen nicht verſucht hat, ins Waſſer werfen, wo er ertrinken, oder auch wohlbehalten ans Ufer treiben konnte. Wenige junge Leute mögen je in einer ſolchen Lage geweſen ſeyn. Ich hatte einen ſehr harten Stand, legte mich mehr als ein Hundertmal ermüdet in ein ſchlechtes Bett, ſchlief kerngeſund, und wachte mit der Frage auf: Was wirſt du heute zu eſſen haben? Fleiß, Muth und Beharrlichkeit halfen mir indeſſen durch alle Schwierigkeiten. Ich lernte mich rühren, und die Menſchen kennen und behandeln. Wer aber nichts hat, der Eitelkeit, Habſucht, Furcht und Hoffnung keine Nahrung gibt, lernt die Menſchen ſelten von der erfreulichſten Seite kennen.

An den beiden Extremen der Geſellſchaft kommt man am leichteſten dahin, ſie zu verachten. Der Arme und Schwache begegnet gewöhnlich nur Uebermüthigen, Aufgeblaſenen und Eigenwilligen, der Reiche und Mächtige nur Niederträchtigen und Elenden; denn der Despot und der Sclave ſind aus einem und demſelben Teig geknetet, und es hängt von Verhältniſſen ab, ob aus ihm ein übermüthiger Tyrann oder ein feiger Knecht gebacken wird. Doch fand ich auch gute Menſchen, die ſich mir gern wohlthätig erzeigten. Dieſe wußte ich nur nicht immer zu benutzen, und ich bin der gefälligen Gaſtfreundſchaft und Freigebigkeit, wenn es nur zu machen war, immer lieber ausgewichen, als daß ich ſie aufgeſucht hätte. Ich erinnere mich noch ſehr gut, wie wir in der Schule einer nach dem andern aufgerufen wurden, um zu erklären, ob wir das silentium, welchen Namen die Repetition des in der Schule Vorgekommenen führte, bezahlen könnten oder nicht. Iſt er pauper oder solvens? fragte der Lehrer, und der Schüler antwortete nach ſeinen Umſtänden. Da der Aufruf nach dem Alphabet geſchah, ſo war ich einer der Letzten, und hätte Zeit gehabt, mich durch die Erklärung anderer Schüler, die ſich auch nicht ſchlecht dünkten, zu ſtärken. Weitzel! hieß es, pauper oder solvens? Ich erhob mich, eine Flamme ſchlug mir durch das Geſicht. Solvens, antwortete ich. Der Lehrer ſah mich ſcharf an. Solvens, ſprach er, iſt einer, der bezahlt. Der bin ich, erwiederte ich mit erzwungener Feſtigkeit, und ſetzte mich. Die Augen des Profeſſors lagen lange forſchend und tadelnd auf mir. Der Mann war ein harter Mönch und verſtand mich nicht. Was mir ſeine Neigung hätte gewinnen ſollen, zog mir ſeinen Haß zu. Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß er mir nicht beſonders gewogen war. Ich breche ihm noch ſeinen Kopf, ſagte er oft mit recht grimmigen, funkelnden Augen zu mir. Er war ſonſt kein ungeſchickter Mann, und hielt ſeine zahlreiche Claſſe gut. Sein Name war Oswald. Es ſind nach ihm noch härtere, als er an dieſem Kopfe geweſen, um ihn zu brechen; ein Beweis, daß es ihm nicht ganz gelungen war. In unſerer Zeit iſt es für manchen Menſchen ein wahres Unglück, wenn er noch einen Willen hat. Der Wagen des Schickſals iſt ſchwer beladen mit allen ſeinen Rädern über mich gegangen, und hat in mir Manches ſchmerzlich gebrochen, doch nicht den Willen und das Herz.

Ich war nun solvens, und habe das mir ſehr unnöthige silentium die Zeit hindurch, die es gewährt, redlich bezahlt, ſo ſchwer mir es auch geworden iſt, das Geld dafür aufzubringen. Die vier Jahre, die ich auf dem Gymnaſium von Mainz geweſen, waren für mich ſo wichtig, als eine Beſchreibung davon für Andere unbedeutend und langweilig ſeyn würde. Ich lernte und lehrte, und lernte auch noch, wo ich durch Lehren mir etwas zu verdienen ſuchte. Hier fand ich es anders, als in Kreuznach, und unter den achtzig Schülern meiner Claſſe zeichneten ſich ſo viele gute Köpfe aus, daß ich nicht feiern durfte, wenn ich mich unter den Erſten behaupten wollte. Das that ich indeſſen, und am Ende eines jeden Jahres trug ich meine Preiſe davon, obgleich ich ſelten die vorgeſchriebenen Schulbücher gehabt und noch ſeltner dem Lehrer etwas nachgeſchrieben hatte. Von keiner Seite fand ich Aufmunterung als in mir ſelbſt, und meine Mutter machte ſich ſo wenig aus den Preiſen, die ich erhielt, daß ich ſie gewöhnlich nach dem Empfang ſogleich an einen Büchertrödler, Namens Krebs, verkaufte, um das nöthige Geld für die Ferien zu erhalten. Meine Schulgegenſtände beſchäftigten mich nur einen Theil des Tags, und die übrige Zeit las ich, was ich haben konnte, alles durch einander, Theaterſtücke, Romane, Geſchichte, Reiſebeſchreibungen, Rouſſeau, Helvetius, Hume, Voltaire und Spinoza, mir verſtändlich oder nicht, toll oder klug, das war eben viel, aber je paradoxer, deſto lieber. Ich hing an großen Namen, und las die Werke berühmter Männer ihres Ruhmes wegen. Fur einen alten Wiſch von einigen Bogen, der eine Art Lebensbeſchreibung des gefeierten Leibnitz enthielt, bezahlte ich dem Bücherverleiher Ingelheim ſechs und dreißig Kreuzer; eine gewaltige Summe für das ſchlechte Ding, und beſonders ſur den ſchlechten Zuſtand meiner Caſſe. In vier bis fünf Jahren hatte ich dieſes Juden ziemlich bedeutende Bibliothek durchgeleſen. Dabei verſäumte ich nicht gern ein gutes Schauſpiel, am wenigſten die Oper, und brachte einige Stunden des Abends in guter Geſellſchaſt, bei Bier oder Wein und einer Pfeife Tabak, oder auch beim Tanze zu. Ueberhaupt war mein Leben ein ſeltſames Gemiſch von Dürftigkeit und Wohlſtand, von Entbehrung und Genuß, von ungewöhnlicher Anſtrengung und oft leichtfertiger Zerſtreuung. Da der Tag für meine gewöhnte Lebensweiſe ſelten hinreichte, ſo ward ein großer Theil der Nacht dazu verwendet. Der Preis des Lichtes ſetzte mich zwar in Verlegenheit, doch wußte ich mir auch hier zu helfen. Zufällig fand ich Mittel, mich auf eine lange Zeit mit dieſem Bedürfniſſe zu verſehen.

Die Wahl des früher ſo hoch geprieſenen und ſpäter ſo ſchmählich herabgewürdigten Dalberg zum Coadjutor des Churfürſten veranlaßte Feſte, bei denen ſich die allgemeine Freude über dieſes Ereigniß auf mannichfaltige Weiſe offenbarte. Unter andern ward eine der glänzendſten Beleuchtungen gegeben, die ich je geſehen habe. Mainz ſtand damals auf einer hohen Stufe von Bildung und Wohlſtand, und Dalberg genoß daſelbſt eine faſt ungetheilte Liebe und Achtung. Er war Schriftſteller und von den Schriftſtellern als ein Herr von Geburt und Stand, der mit ihnen in gleiche Linie treten wollte, vorzüglich ausgezeichnet. An gelehrter Bildung übertrafen die Proteſtanten in Deutſchland die Katholiken, und entſchieden über den Ruf in der gelehrten Welt, weil ſie im Beſitze der geleſenſten Zeitſchriften und Blätter waren. Darum wurde es auch als ein Zeichen der Aufklärung und Toleranz angeſehen, wenn man ſich zum Proteſtantismus neigte. Der Mainzer

Hof ſelbſt gab dieſer Stimmung nach, ohne indeſſen ſeine Würde zu gefährden. Man lebte in der Aufklärungsperiode, und glaubte die erſten Männer des Jahrhunderts, wie das Jahrhundert ſelbſt, nicht höher ehren zu können, als durch die Benennung philoſophiſch. Das hat ſich ſpäter auch, wie Vieles, ſehr verändert. An die Stelle der Aufklärung trat die Frömmigkeit, mit jener ohne Zweifel von gleichem Werthe. Die zum Katholicismus übergegangen ſind, mögen leicht denen die Waage halten, die ſich zum Proteſtantismus haben bekehren laſſen. Dieſe Proſelytenmacherei iſt das Spiel, bei dem gewinnt, wer verliert. Es gab keinen größern Ruhm, als ein Philoſoph zu ſeyn, und das Beiſpiel des großen Friedrich war geſetzgebend in dem aufgeklärten Deutſchland geworden. Dalberg galt über dies für einen freundlichen, lebensfrohen Mann, deſſen gefälliges Benehmen gegen den vornehmen Ernſt des übrigens trefflichen Churfürſten ſehr abſtach. Auch gehörte ſchon damals faſt nichts dazu, als ein regierender Herr zu ſeyn, um reichen Stoff zu Unzufriedenheit und Tadel darzubieten. Der Geiſt, der ſich bald darauf in allen Verhältniſſen des Lebens offenbarte, hat ſich in jener Zeit öffentlich und verborgen ausgebildet. Die Kluft ward immer weiter, die Herrſcher und Beherrſchte ſchied, und es vereinigte ſich beinahe Alles auf beiden Seiten, um die Geſchiedenen unvereinbar zu trennen. Bei großem Wohlſtande herrſchte ziemlich allgemeines Mißvergnügen, und bei einer wirklich ſeltenen und ungewohnten Freiheit hörte man Klagen und Murren über Druck und Willkühr. Selbſt Leute, die bei jedem Wechſel nur verlieren konnten, ſchienen ſich nach einer Veränderung zu ſehnen, die das langweilige Einerlei ihres Wohlſeyns unterbreche, und ſtatt des wirklichen Glücks in der hellen Gegenwart ihren phantaſtiſchen Wünſchen und Hoffnungen ein eingebildetes in der dunkeln Ferne zeigte. Man hat wahrlich Unrecht, wenn man glaubt, bei einem größern Vermögen laſſe ſich ſichrer auf Anhänglichkeit an die beſtehende Ordnung der Dinge zählen, und unſere zahlreichen Conſtitutionenmacher, die das Wahlrecht einzig auf dieſen Grundſatz bauen zu müſſen glauben, beweiſen, daß ſie den Menſchen wenig kennen. Wem das Vermögen ſehr viel iſt, der verſteht ſich auch zu ſehr Vielem, um es zu erwerben und zu vergrößern. Bliebe aus unſerer Zeit auch nichts übrig, als unſere Wahlgeſetze, dann würde die Aengſtlichkeit, mit der dieſe die Wahlfähigkeit und Wählbarkeit an das Einkommen knüpften, hinlänglich zeigen, welchen Geiſtes Kind ſie war. Wie richtig dieſe Leute ſehen, die vor lauter Finanzwiſſenſchaft und Staatswirthſchaft den menſchlichen Herzbeutel für einen Geldbeutel halten, beweiſet auch die Geſchichte des letzten Churfürſten von Mainz, wie die Napoleons. In dem einfältigſten Dorfe haben ſie mehr Anhänglichkeit gefunden, als bei irgend einer hohen Schule, und die Armuth blieb treu und ehrlich, wo der Reichthum nur an ſeine Erhaltung dachte. Die Regenten verſtehen ſich ſchlecht auf ihren Vortheil — wenn es denn doch nichts Höheres für ſie geben ſoll — die ſich ſchämen Bauernfürſten zu ſeyn. Guſtav Waſa, Heinrich IV und ſelbſt Friedrich der Große verſtanden das beſſer. Auch Dalberg verſtand es, und hatte dieſem Umſtande größtentheils ſeine Popularität zu verdanken. Das Feſt ſeiner Wahl zum Coadjutor war nicht nur glänzend, ſondern auch ein wahres Volksfeſt. Wenn wir Fürſten oft mit Bedauern vom Volke verlaſſen ſehen, dann dürfen wir nicht vergeſſen, daß dieſes einem Beiſpiele folgt, welches jene gaben. Ein Volk verläßt keinen König, der es nicht ſchon früher verlaſſen hat und ihm fremd geworden iſt. Wer nur ſeinen Hof in guten Tagen kennt, darf auch in ſchlimmen nur auf ihn zählen. Die aſiatiſche Zurückgezogenheit und Herrſcherluſt bei Regenten muß nothwendig zur aſiatiſchen Treue und Ergebung bei ihren Unterthanen führen. Ich genoß die herrlichen Feſte und die prächtige Beleuchtung, wie das übrige genußſüchtige Publicum, und zog aus dieſer noch den beſondern Vortheil, daß ich mir auf ein ganzes Jahr das Ankaufen des Lichts erſparte. Ich trug nämlich mehrere hundert Lampen, die bei der Illumination dienten, nach Hauſe, und gebrauchte ſie bei meinen nächtlichen Arbeiten. Dieſer Vortheil für meinen Beutel war ein großer Nachtheil für meine Augen. Ich hatte mich ſo ſehr daran gewöhnt, in der Nacht zu arbeiten, daß ich beim Tage dem Schlafe nicht mehr widerſtehen konnte. Es begegnete mir öfter, daß ich gegen Abend, über meinen Büchern eingeſchlummert, erwachte, in der Angſt, die Morgenandacht und die Schule zu verſäumen, nach dem Gymnaſium eilte, und meinen Irrthum erſt nach manchem lächerlichen Auftritt erkannte.

Da ich in der Regel Alles, was mir vorkam, las, ſo konnte es nicht fehlen, daß es ſich in mir etwas bunt geſtaltete. Ich ward abwechſelnd ſo ſehr angezogen und abgeſtoßen, fühlte oft einen ſo heftigen Widerſtreit in meinem Kopfe und in meiner Bruſt, daß ich mir vor Angſt und Unruhe nicht zu helfen wußte. Am tiefſten ward ich erſchüttert durch die Angriffe auf meinen feſten, mit dem ganzen Kindesalter innig verwachſenen religiöſen Glauben. Bis zum funfzehnten Jahre waren alle Zweifel, wenn auch deren kamen, leiſe vorübergegangen. Jetzt fing das Gebäude in den Grundfeſten zu wanken an. Ich litt unendlich, kämpfte lange und heftig mit mir ſelbſt, und ſuchte Troſt und Belehrung bei den Profeſſoren, die mein beſonderes Vertrauen hatten. Alles vergebens. Der Sturm mußte auswüthen, die Krankheit zu ihrer kritiſchen Entſcheidung kommen, dem Empfangen das Gebären folgen. Mit den Geſpenſtergeſchichten, Legenden der Heiligen und dem tollen Volkswahne aller Art, den ich mit der Muttermilch getrunken, faſt mit jedem Athemzuge meines Lebens eingeſogen hatte, ward ich fertig. Da ich aber auf dem Wege dahin gekommen war, wo ſich der Katholicismus von dem Proteſtantismus ſcheidet, und ich endlich gar jeden poſitiven Glauben verdächtig fand, da wußte ich mir weder Rath noch Hülfe. Wie oft bin ich ſinnend und forſchend durch die dunkeln Gänge der Favorite geſchlichen, oder habe an dem ſchattigen Ufer des Rheins geſeſſen, den ſtarren Blick auf das plätſchernde Spiel der Wellen geheftet, habe die rauſchenden Bäume, den wogenden Strom, die ſternhelle Nacht, die auf- und untergehende Sonne und das zürnende Gewitter um die Auflöſung der Zweifel, die mich marterten, gefragt! Die Natur blieb ſtumm; ſie antwortet nur durch unſer Herz, und das meinige war zerriſſen. Am meiſten machte mir die Anweſenheit Gottes in der Hoſtie zu ſchaffen. Mit dieſem Glauben gab ich ja mein Geburtsland, meine Aeltern und Verwandte, meine Kindheit auf; er war mit allen Wurzeln des Lebens in mich verwachſen. Nicht weniger quälte mich das Räthſel der Fortdauer nach dem Tode. Was ich darüber las und hörte, ließ mich unbefriedigt. Ich beſuchte in der Nacht den Gottesacker, ſetzte mich am Beinhauſe nieder, nahm einen Schädel in die Hand, und ſann und fragte. Der Gedanke an meinen Vater und an werthe Todte löſte dann gewöhnlich Schmerz und Angſt in heiße Thränen auf.

Natürlich wurden dieſe Gegenſtände auch mit gleichgeſtimmten Freunden beſprochen. Ein Landsmann von beinahe demſelben Alter, Endres von Oeſtrich, ein tüchtiger Junge von Kopf und Herz, theilte meine Wißbegierde, ohne gerade meine Zweifel und Beſorgniſſe zu theilen. Wir gaben uns in einer begeiſterten Stunde das Wort, daß, wer vor dem Andern ſterben würde, zurückkommen wolle zu dem noch lebenden Freunde, um ihm zu ſagen, wie es jenſeits ſtehe.

Die Anſtrengungen, der innere Kampf, vielleicht auch meine unregelmäßige Lebensweiſe zogen mir ein Fieber zu. Ich ging auf den Johannesberg, um von meiner Mutter gepflegt zu werden. Ich hatte dieſer ſchon im dritten Jahre meines Aufenthalts zu Mainz kleine Unterſtützungen an Geld geſchickt, und ihr auch ſpäter mitgetheilt, was ich entbehren konnte. Es gab für mich kaum einen größern Genuß, als wenn ich meiner Mutter einen verſchaffen konnte. Sie liebte mich ſehr; doch zweifle ich, daß die mütterliche Liebe hier der kindlichen gleich gekommen. Die Nähe der Meinigen, die Erinnerungen der Kindheit, die mich aus jedem Gegenſtande befreundet anſprachen, wirkten beſänftigend auf mich. Mein Zuſtand ſchien mir Aehnlichkeit mit dem des unglücklichen Oreſtes zu haben, da er der lieben Schweſter nahe, im Haine der Diana, der Geißel der Furien entging. Obgleich mein Geiſt mit der Auflöſung der Zweifel, die mich quälten, beſchäftigt war, ſo ward meinem Gemüthe doch eine Ruhe, die es lange nicht gekannt.

In dieſer Zeit erhielt ich die Nachricht von Mainz, mein Freund Endres ſey im Rhein ertrunken. Morgens hatte er dem Gottesdienſte beigewohnt, und war zur Communion gegangen. Abends badete er ſich mit einigen ſeiner Mitſchüler, war ungemein vergnügt, ſpielte, am bedeckten Ufer, die Flöte, trug einen Weidenkranz auf dem Kopfe, ſchickte mir Grüße mit den hüpfenden Wellen den Rhein hinab, und überließ ſich ganz dem Zuge der ihm natürlichen Fröhlichkeit. Unter Muſik, Geſang und Scherz ſtürzte er ſich ins Waſſer, verlor ſich im Schwimmen zu weit vom Ufer, und ward, da er dieſes vergebens wieder zu erreichen ſuchte, von einer Strömung fortgeriſſen. Zweimal tauchte er, mit der Fluth ringend, auf, den Weidenkranz auf dem Kopfe, und verſchwand auf immer.

Die erſte Nachricht davon traf mich hart. Später wußte ich nicht, ob ich meinen Freund beklagen oder beneiden ſollte. Ich hielt ihn wenigſtens nicht für unglücklicher als mich. Den ganzen Tag glaubte ich ihn in meiner Nähe, und des Nachts erwartete ich ihn mit Zuverſicht. Wir hatten es einander feierlich zugeſagt, der erſte, der von uns ſterben würde, ſolle dem andern Nachricht bringen von dem Leben jenſeits. Ich ſchlief wenig. Der Vollmond erhellte mein enges Zimmer, und meine Augen waren auf die Thür gerichtet, durch die ich meinen Freund eintreten zu ſehen hoffte. Ich rief ihn bei ſeinem Namen, und erinnerte ihn an ſeinen Eid; er kam nicht.

In mir war unterdeſſen eine große Veränderung vorgegangen. Nach langem Kampfe beſchloß ich, zu dem ganzen Glauben meiner Aeltern wieder zurückzukehren, alle Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand aufzugeben und mich ſtreng an das zu halten, was unſere Religion gebietet. Ich wollte kein Wiſſen mehr auf Koſten der Ruhe meiner Seele. Nach dieſem Entſchluſſe fühlte ich mich ſehr erleichtert. Um den ganzen alten ſündigen Menſchen abzulegen, beſchloß ich, in einer Generalbeichte alle meine Verirrungen zu bekennen, ſie aufrichtig zu bereuen und für das künftige Leben abzuſchwören. Mit meiner Bekehrung war mir es Ernſt, und ich ſchritt ſogleich vom Vorſatz zur That. An einem Sonntag ging ich nach Nothgottes, um an dieſer Stelle, die mir ſo viele religiöſe Erinnerungen werth machten, das Werk meines Heils zu vollbringen. Der einſame Gang durch den dunkeln Wald, an einem ſchönen ſonnigen Morgen, der Gedanke, wie oft ich mit meiner Mutter denſelben Weg betend zurückgelegt, wie heiter und vergnügt ich damals geweſen, wie gut und fromm mein Vater gelebt, und wie der liebe Endres an ſeinem Todestage noch zum Tiſche des Herrn gegangen, wirkten wunderbar auf mich. Da ich die bekannte Kirche betrat, fühlte ich mich wie geheiligt. In einem der Beichtſtühle bemerkte ich ſogleich einen alten Kapuziner. Sein kahler Kopf und der lange, weiße Bart gaben ihm ein ehrwürdiges Anſehen. Ich nähere mich dem heiligen Manne mit frommem, herzlichem Vertrauen, erkläre ihm in Demuth meine Abſicht, durch eine Generalbeichte die Laſt meines vergangenen Lebens von mir abzuwälzen, und in Zukunft meinen Glauben wie meine Sitten rein zu bewahren. Wer weiß nicht, wie oft der flüchtige Augenblick eine lange Zukunft beſtimmt? Ein ſolcher Augenblick war für mich gekommen. Mein ganzes künftiges Daſeyn lag auf der Wagſchale. Die Bahn, die ich von nun an verfolgte, hing von dem Pfade ab, den ich jetzt betrat. Meine Abſicht war rein, mein Entſchluß feſt. Es ſollte anders kommen.

Der Kapuziner mochte des langweiligen Beichthörens müde ſeyn, und erklärte mir kalt und trokken, er habe keine Luſt, eine lange Litanei von Bubenſtreichen anzuhören. Da er nun gar meine Zweifel an der wirklichen Anweſenheit Gottes in der Hoſtie vernahm, da konnte er ſeinen Zorn nicht mäßigen; ſtieß Schimpfworte gegen mich aus, erklärte, ich ſey verdammt und der Abſolution nicht werth, die er mir auch verſagen müſſe. Das fuhr wie ein Donnerſchlag auf mich herab. Mein Herz, das ſich vertrauensvoll geöffnet hatte, zog ſich unter Krämpfen zuſammen. Ich ſtürzte aus dem Beichtſtuhle, aus der Kirche, ſchwindelnd, wankend; und da ich, außer Athem, in den Wald gekommen war, blieb ich ſtehen, um mich zu erholen. Da ſah ich in Gottes freundliche, lichte Welt, die Augen voll Thränen gegen den Himmel gerichtet. Du kennſt mich, rief ich mit herzlichem Vertrauen, du all=

wiſſender, allgerechter, gütiger Gott! Was haben ſie mit dir gemein? Trug und Heuchelei iſt ihre Andacht, ihre Frömmigkeit. Dann ſah ich wieder auf die Erde, gegen das Kloſter hin, und der Zorn ſtieß die Worte über meine Lippen: Elendes Volk! erbärmliches Geſchlecht! — Ich hatte mich mit meinem Menſchenhaß zu Gott geflüchtet, den ich zum Richter nahm, indem ich ſagte: Du kennſt mich. Ich habe es ſpäter noch oft wiederholt, dieſes Du kennſt mich! und in dem Gefühle Stärke und Beruhigung gefunden.

Stillſtehen konnte ich nicht, das war gegen die Natur des Menſchen. Hätte aber der Kapuziner mich, meiner Stimmung gemäß, behandelt, dann wäre ich vielleicht auf die entgegengeſetzte Seite übergeſprungen und ſehr andächtig und ein frommer Eiferer geworden. Jetzt war ich von der Bahn zurückgeworfen, die ich eben betreten wollte. Deſto beharrlicher verfolgte ich die, von der ich mich auf immer zu entfernen ſo feſt beſchloſſen hatte. Da ich körperlich geneſen wieder nach Mainz kam, ſetzte ich meine früheren Studien und meine frühere Lebensweiſe fort. Voltaire war mir nicht mehr, wie ſonſt, zuwider. Sein Spott gegen die Prieſter und die Religion, der mich empört hatte, ſchien mir verzeihlich. Mein Skepticismus erweiterte und befeſtigte ſich mit jedem Tage. Bis zum eigentlichen Unglauben brachte ich es indeſſen nie; und wenn mein Geiſt ſich auch im wilden Zerſtören gefiel, dann ſchlug ſich doch mein Gemüth wieder beſänftigend und erhaltend ins Mittel. Meine Lieblingsſchriftſteller blieben Herder und Rouſſeau, zu denen ich immer wieder zurückkehrte. Ueber die Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit hielt ich meinen Freunden und vertrauten Bekannten Vorleſungen, in denen ich die Grundſätze und Anſichten des vortrefflichen Mannes zu erklären und zu entwickeln ſuchte. Ich arbeitete beſtändig mit demſelben Fleiße, aber für die Schule nur, was durchaus nöthig war, um mich an meinem Platze zu behaupten. Mein vorzüglichſtes Beſtreben war, mit meinem religiöſen Glauben ins Reine zu kommen. Ich ordnete die Reſultate meines Nachdenkens über dieſen Gegenſtand, und drückte ſie in kurzen, beſtimmten Sätzen aus, nach dem Muſter der alten Weiſen. Mit dieſer für mich äußerſt wichtigen und ſchweren Arbeit ward ich in meinem achtzehnten Jahre fertig, und ich machte daraus ein eignes Heft, das ich „Meine Grundſätze" überſchrieb. Ich bedauere, daß von dieſer kleinen Schrift, deren Inhalt meinem Gedächtniſſe noch gegenwärtig iſt, ſo wie von Allem, was ich in dieſem Alter geſchrieben, ſich nichts erhalten hat. So wenig auch dieſe Papiere an ſich bedeuten mögen, ſo wichtig würden ſie mir für die Geſchichte meiner eigenen Entwickelung ſeyn. Ich hatte damals ſchon angefangen, wiſſenſchaftliche Abhandlungen, Romane, Schau= und Trauerſpiele und Opern zu ſchreiben. Einige meiner Jugendfreunde haben Bruchſtücke davon erhalten, und mir unlängſt mitgetheilt. Alles Uebrige übergab ich ſelbſt dem Feuer, weil ich nie, ſelbſt bis auf dieſen Tag, mit dem, was ich ausgearbeitet hatte, zufrieden war. So lange mich der Gegenſtand beſchäftigt, zieht er mich an. Das Schreiben gewährt mir einen Genuß, den ich ſelten beim Leſen habe, aber nur ſo lange der Stoff in mir noch nicht verarbeitet iſt. Sobald die Sache ſich in meinem Geiſte geſtaltet hat und ich nichts mehr daran zu bilden finde, hört ſie auf mich anzuziehen. Darum bin ich auch faſt nie mit einer Arbeit auf dem Papier zu Ende gekommen, oder habe den Schluß in Eile, wohl auch mit Widerwillen hinzu=

gefügt. Nur was ich während der Ausarbeitung drucken ließ, konnte ſich erhalten. Fertige Manuſcripte wurden bald wieder vernichtet oder vergeſſen. So lange ich das Kind bei mir trage, gibt es mir Mutterfreuden; iſt es aber einmal geboren, dann finde ich es unter meiner Erwartung. Meine Unzufriedenheit damit wächſt mit jedem Tage, und ich ſchaffe es gewöhnlich mir ſchnell aus den Augen. Nie entſprach, was ich geſchrieben, in der Ausführung der Idee, die ich mir davon gemacht. Dieſe Gleichgültigkeit gegen meine Schriften mag wohl daher kommen, daß ich bei jeder Arbeit nur meine eigene Ausbildung, nie aber das Publicum im Auge habe. Ich ſuche mit mir klar zu werden, an der eigenen Verbeſſerung und Vervollkommnung zu arbeiten. Was Andere von mir denken oder ſprechen, iſt mir, in Beziehung auf mich ſelbſt, ziemlich einerlei, und intereſſirt mich nur der Sache wegen. Daſſelbe gilt auch bei mir im handelnden Leben. Bin ich unzufrieden mit mir ſelbſt, dann beruhigt mich fremder Beifall nicht. Habe ich aber gethan, was ich, nach meiner Ueberzeugung, thun mußte, dann bin ich ruhig, wenn auch Freunde und Feinde mich verdammen. So war es mir immer um die Sache zu thun, und Schein, Trug, Liſt und Lüge in der Seele zuwider. Darum führte ich auch jeden Streit mit allen Waffen, die mir zu Gebote ſtanden, nur den Gegenſtand aufrichtig und ehrlich im Auge haltend, da bei Vielen dieſer oft nur Mittel iſt, eine ſelbſtſüchtige Abſicht zu erreichen. Darum verzieh ich auch jede Sünde lieber als die der Niederträchtigkeit, die Kriecherei und Gefallſucht. Darum war mir aufrichtiger Tadel immer angenehmer, als unverdientes, geheucheltes Lob. Darum ekelte es mich an, wenn ich einem Buchhändler auch nur eine gleichgültige Anzeige einer meiner Schriften machen ſollte. Ich glaube ſogar, daß ich aus Haß gegen die beliebten Sünden der Eitelkeit, Gefallſucht und Demuth mehr als einmal die entgegengeſetzten Sünden begangen habe. Gegen Menſchen, die mich zu freundlich, wie mir es ſchien, oder gar mit übertriebenem Lobe empfingen, war ich kalt und mißtrauiſch. Manche Große kamen mir mit Güte und Nachſicht entgegen, entſchloſſen, ſich mir wohlthätig zu erweiſen, gegen die ich mich, aus Furcht kriechend und bettelnd zu ſeyn, übermüthig oder menſchenſcheu benahm. Ich weiß nicht, durch welchen unwiderſtehlichen Zug ich faſt immer getrieben ward, gegen Vornehme mich rauh und wild, gegen gemeine Leute aber gefällig zu geberden. Geberden nenne ich es; denn ich konnte mir das Anſehen geben, das höhere Verdienſt zu verſchmähen, und die niedriggeborne Mittelmäßigkeit in Ehren zu halten. Darin war ich manchmal unbeſchreiblich albern, habe den lächerlichen Fehler aber auch gebüßt.

Meine Grundſätze, die ich in ein Heft zuſammengetragen hatte, theilte ich dem kleinen Kreiſe meiner Freunde mit; und es war mir leicht, ſie von der Wahrheit derſelben zu überzeugen, und dafür zu begeiſtern. Das geheime Treiben ward von unſern Lehrern nicht ſogleich bemerkt, weil wir einander ſehr zugethan und verſchwiegen waren. Man vernahm wohl leiſe Vermuthungen und ſelbſt Klagen, beſonders von Geiſtlichen aus den Familien meiner Freunde; da dieſe aber, in der Regel, zu den ausgezeichneteſten Schülern gehörten, und gerade von der Zeit an, wo ſie mit mir bekannt geworden, raſchere Fortſchritte zu machen ſchienen, ſo hatten die Aeltern nichts dagegen, daß ihre Kinder ſich mit Wärme an mich ſchloſſen. Es würde ihnen auch ſchwer geworden ſeyn, die von mir zu trennen, mit denen ich einmal befreundet war; ſie hingen mir, meiner gewaltthätigen, heftigen Gemüthsart ungeachtet, mit ſeltner Treue und Ergebung an.

Meine Lage wurde indeſſen doch bedenklich. Es konnte nicht verborgen bleiben, daß ich manche Schulregeln häufig übertrat, mich öffentlich badete, das Schauſpielhaus beſuchte und dergleichen verbotene Dinge that. Ein junger Menſch, der in demſelben Zimmer mit mir wohnte, ganz verträglich mit mir lebte, ohne eben vertraut mit mir zu ſeyn, hatte das Heft meiner Grundſätze entdeckt und heimlich abgeſchrieben. Erſt kam es unter einigen Schülern herum, dann den Lehrern zu Ohren und endlich in die Hände. Jetzt ſammelten ſich die finſtern Wolken eines ſchweren Gewitters über mir. Man forſchte und entdeckte mit jedem Tage mehr. Einer meiner Mitſchüler ſagte aus, ich hätte unter der Meſſe, und gerade ehe ich zum Abendmahl gegangen, Rouſſeau's einſame Spaziergänge geleſen. Der Name ſchon ergriff die Geiſtlichen mit Entſetzen. Der Lärm war fürchterlich. Rouſſeau und einſame Spaziergänge! Ungeheureres ließ ſich nicht denken. Die Herren mußten auf die Einſamkeit nicht gut zu ſprechen ſeyn. Welche Dinge mögen in einem ſolchen Buche ſtehen! rief einer der geiſtlichen Lehrer, ein Mitglied der Commiſſion, vor die ich geladen war, mit Abſcheu aus. Ich hatte die Stirn zu antworten: Um das zu wiſſen, und das Recht zu haben, darüber zu ſprechen, ſollte man das Buch eigentlich erſt geleſen haben. Durch Repliken ſolcher Art verſöhnte ich mir meine Richter nicht. Auch war mir nicht beſonders viel daran gelegen; denn die tolle Uebertreibung und das Geſchrei eines dummen Eifers hatten mich ſteif und ſtarr gemacht. Endlich ſprach man davon, mich in den Kirchenbann zu thun, und von der Schule zu verweiſen. Ob ich die Excommunication wirklich zu fürchten hatte, weiß ich nicht; aber die Verweiſung aus der Schule hatte Wahrſcheinlichkeit. Ich dachte an meine Mutter, und war zerſchmettert. Bei ihr und auf dem Johannesberge durfte ich mich nie wieder ſehen laſſen. Das war härter als der Tod.

Bei und nach dem Verhöre wurde ich von einigen Commiſſionsgliedern auf jede Weiſe gedemüthigt und gequält, verlor durch ſie beinahe alle Unterſtützung, die mir von mancher Seite zu Theil geworden war, und den Unterricht in den Häuſern, wo ſie Einfluß hatten. Ich weiß nicht, welchen

Ausgang die mir höchſt unangenehme Sache genommen haben würde, wäre das Schuljahr nicht faſt zu Ende geweſen, wo die Claſſe, in der ich mich befand, von dem Gymnaſium entlaſſen werden mußte. Die Preisvertheilung ſollte ſehr feierlich ſeyn, und bei derſelben von einem Schüler eine Abſchiedsrede gehalten werden. Die Rede mußte natürlich den Lehrern und der Anſtalt Ehre machen. Man berathſchlagte, ſuchte, prüfte und wählte, und wählte — mich. Ich war gerettet, und ein gewiſſer Uebermuth trat an die Stelle der Niedergeſchlagenheit. Ich begriff, daß der, den man braucht, etwas wagen darf. Ein dunkles Gefühl ſagte mir, was ſpäter Mirabeau ausgeſprochen haben ſoll: „Mein Kopf iſt auch eine Macht.“ Beſitzt man nur Gewalt, dann gibt ſich das Recht von ſelbſt. So etwas dachte ich, und die, welche mich eben erſt ſo bitter angefeindet hatten, und jetzt auf eine gewiſſe Art, ihre Zuflucht zu mir nahmen, ſtiegen nicht in meiner Achtung.

Die ſo verdrüßliche Angelegenheit ſchien ſich demnach gut für mich zu wenden; aber mein Verdienſt war es keineswegs, wenn ſie nicht noch ſchlimmer ward. Ich wollte die Gelegenheiten benutzen, um in der Rede, die ich zu halten hatte, ſtarke Wahrheiten zu ſagen, und zweifelte nicht einen Augenblick, daß ſie einen tiefen, erſchütternden Eindruck machen würden. Den Sündern und Heuchlern, ſprach ich mir zu, mußt du wie ein Gericht des Herrn in die Seele donnern. Ich war ziemlich nahe daran zu glauben, meine Rede müſſe eine gewaltige Reform bewirken. Gutmüthige Einfalt, über die man lächeln konn, und die man doch achten und lieben muß! Das Schönſte, was die Jugend hat, iſt der Glaube an ihre Kraft, und an die glückliche Wirkſamkeit derſelben für das Heil der Welt. Nur dieſem Alter iſt die reine Begeiſterung für alles Gute, Edle und Große eigen. Nur dieſes Alter gibt ſich ungetheilt mit Liebe und Vertrauen hin, und liebt die Tugend um der Tugend willen. Nur dieſem Alter iſt die Selbſtaufopferung und die Uebung einer ſchweren Pflicht keine Anſtrengung, ſondern ein Bedürfniß, ein Genuß. Wer die Menſchen kennen gelernt hat, ihr Treiben, und was ſie dazu treibt, dem fehlt der Muth, von ſeiner Thätigkeit für ihr Beſtes einigen Erfolg zu hoffen. Der Jugend gelingt auch Vieles, weil ſie unternehmend iſt; und ſie unternimmt, weil ſie die Kraft, die bei ihr überſprudelt, nicht zu ſchonen braucht. Später hat man Gründe, damit Haus zu halten. Sind überdies im Spiele des Lebens einem auch viele Nieten in die Hand gefallen, dann ſetzt man endlich ungern ein; und doch iſt das Glück nur mit dem Kühnen. Nicht leicht enthält ein Sprichwort mehr Wahrheit als dieſes: „Wolle und wage!“ das iſt faſt die ganze Weisheit, die ein geſcheuter Kerl nöthig hat, um ſich das Glück geneigt zu machen. Man kann es unendlich weit mit den Menſchen treiben und bringen, wenn man ihnen wenig und ſich viel vertraut. Es gibt allerdings kaum ein Band, das dauerhafter knüpft, als das der Gewohnheit und des Herkommens. Auf dieſer breiten Grundlage ruht vorzüglich die alte Ordnung der Dinge, die Erhaltung des Beſtehenden; aber wie dieſe durch das Gewöhnliche und Gewohnte gehütet wird, ſo bringt es auch nie zum Außerordentlichen, wer ſich über ihre Markſteine zu verirren fürchtet. Wie es ungewöhnlichen Menſchen erlaubt, ja nöthig iſt, den gebahnten Weg zu verlaſſen, ſo iſt es für gewöhnliche gefährlich. Wer auf dem Meere eine neue Bahn verſucht, muß ein geprüfter Steuermann von Muth und Einſicht ſeyn. Das konnte ich von mir auf keine Weiſe ſagen, und war alſo im Begriffe, mich als Abentheurer einzuſchiffen. Ich dachte und träumte nichts mehr, als die Rede, die ich halten ſollte. Die Gelegenheit ſchien mir die behaarte Stelle ihres ſonſt kahlen Kopfes darzubieten; ich wollte die unbeſtändige in ihrem Fluge über der Schneide des Meſſers greifen und feſthalten.

Ich beſchloß über die Vorzüge des Naturſtandes zu reden. Der Gegenſtand begeiſterte mich. Was ließ ſich da in meinem Vortrage nicht Alles ſagen? Mein ganzes Leben ſpiegelte ſich in demſelben ab: was ich erfahren und empfunden, was mich mit Freude und Schmerz ergriffen, was mich umgeben und begleitet hatte von der Wiege an, meine Kindheit und Jugend, fand in ihm eine Stelle. Die Unſchuld und das Glück des früheſten Lebens, wo der Menſch ſeine wenigen Bedürfniſſe noch leicht befriedigte, keines Menſchen Herr und keines Menſchen Diener war, nicht hungern mußte, um den vornehmen Müßiggang mit dem Ertrage ſeines Fleißes zu mäſten; wo, ehe wir geboren, die Willkühr das Loos unſers Lebens noch nicht beſtimmt, uns nicht in Dürftige und Reiche, in Knechte und Gebieter geſchieden hatte. Die Heuchelei, die Falſchheit und Armuth unſeres feinen, gebildeten Lebens, wo man ſich ſchöne, freundliche Worte ſagt, ohne dabei etwas zu denken oder zu fühlen; wo man der Leute wegen, in die Kirche wie in das Schauſpiel geht, mit den Lippen betet, mit den Lippen liebevoll, keuſch, hülfreich, tugendhaft und edel iſt, während Haß, Neid, Unzucht, Geiz und alle Laſter in den Herzen wühlen; wo man aus dem Leben ein Rechnungsexempel macht, um für ſich ein vortheilhaftes Facit herauszubringen; wo Jeder, wie ein Komödiant, des Ertrags oder Applauſes wegen, eine Rolle ſpielt, als Gelehrter, als Prieſter, als Beamter, Hofmann, Günſtling des Volks oder des Fürſten. Ich gedachte Allen einen Spiegel vorzuhalten, in dem ſie ſich mit Abſcheu erkennen ſollten. Die Blitze meiner Rede ſollten in ihrer Seele zünden, die Donner derſelben ſchmetternd in die tauben Gewiſſen ſchlagen. Zugleich konnte ich den guten Rouſſeau rächen, den die Erbärmlichen in meinem Verhöre ſo ſchändlich mißhandelt hatten. Man ſieht, ich war auf gutem Wege zum frühen Martyrthum.

Die Arbeit ward fertig, und ich fand ſie gut gelungen. Ich declamirte ſie mir ſelbſt mit großem Nachdruck vor, und war davon ergriffen und erſchüttert. Um keinen Preis hätte ich ſie in den erſten Tagen aufgegeben. Der Hauptlehrer meiner Claſſe, ein Auguſtiner, aber kein Mönch im gewöhnlichen Sinne, Chryſoſtomus Hiller, ein verſtändiger, gutgeſinnter Mann, wollte meines Geiſtes Kind, ehe es der Welt ſich zeigte, doch ſehen. Die erſte Wärme der Vaterfreude hatte ſich ſchon merklich abgekühlt; doch ward es ihm nicht leicht, mir begreiflich zu machen, wie durchaus unpaſſend der Gegenſtand ſey, den ich behandelt. Die Alternative, daß ich eine der Feierlichkeit angemeſſene Rede, oder keine halten würde, brachte mich zu mir; und obgleich wir nur noch zwei Tage bis zur Preisvertheilung hatten, ſo brachte ich doch eine andre Rede fertig, die ſich mein Lehrer, der angeführte Auguſtiner, ebenfalls mittheilen ließ, ehe ich ſie halten durfte. Er war damit zufrieden, und ermahnte mich, ſie vorzutragen, wie ich ſie ihm geleſen hatte, herzlich, unbefangen und mit feſter Stimme. Das geſchah, und der Erfolg übertraf alle Erwartung. Selbſt Lehrer weinten. Ich mußte wohl in mancher Stelle den Weg zum Herzen gefunden haben. Wo ich von der Religion ſprach, von dem Bedürfniſſe des Menſchen, ſich mit ſeinen Hoffnungen und

Wünſchen, die im Vergänglichen dieſer Erde fremd und unſtät umherirren, und ſich von Täuſchung zu Täuſchung unbefriedigt weiter ſehnen, an das Ewige, Unvergängliche zu wenden, und das Gebrechliche und Ungewiſſe dieſes flüchtigen Lebens auf die bleibenden Grundfeſten der Ewigkeit zu bauen; da ich redete von der Ruhe und Zufriedenheit, die in dem reinen Gewiſſen wohne, das den allwiſſenden, allgerechten Gott, dem Vater Aller, immer gegenwärtig hat, da ward eine tiefe Rührung in der zahlreichen Verſammlung ſichtbar.

Der Oberpräfect des Gymnaſiums, der geiſtliche Rath Ladrone, antwortete mir: Er ließ meinen Talenten und gemachten Fortſchritten Gerechtigkeit widerfahren, ſagte, was ich geſprochen, ſey gedacht und gefühlt, aus eignem Geiſte und Gemüth hervorgegangen, nicht als ungleicher Raub flüchtiger Streifzüge einer ungeregelten Leſewuth zuſammengetragen, und was man über meinen irreligiöſen Sinn verbreitet, hätte ich ſiegreich widerlegt. Dieſe öffentliche Erklärung, bei einer ſo feierlichen Gelegenheit, war mir ſehr wohlthätig. Sie hatte einen weit größern Werth für mich, als der übrige Erfolg der Rede. Allerdings war dieſe aus meinem tiefſten

Innern hervorgegangen, aber nicht ganz ſo, wie es der Herr geiſtliche Rath verſtand. Ich ſprach ein ſchmerzlich gefühltes Bedürfniß meines Herzens aus; das war meine Beredtſamkeit. Die Sehnſucht, die mich erfüllte, die dem Worte die Seele gab, hätte ihm ſagen können, was ich entbehrte. Der feſte Glaube, ſo wie die ruhige, ſichere Liebe ſind weniger beredt. Der Tag war für mich ein Triumphtag. Darum mochte wohl auch der Präfect Haus, der mir nie beſonders gewogen war, es zu meinem Seelenheil für nöthig erachtet haben, nach römiſcher Sitte, mich an meine Menſchlichkeit zu erinnern. Er rief mich zu ſich, und ſagte: „Er hat's gut gemacht, ſieht aber mit ſeinem Zopfe aus, wie ein Schuhknecht. Pfui, ſchäm' er ſich!" — Ich hatte nämlich, auf eine etwas einfache Weiſe, meine Haare mit einem Bindfaden in einen Zopf gebunden. Ich antwortete nichts, weil ich ein ſo unweſentliches Ding, wie ein Zopf, bei einer ſo weſentlichen Sache, wie eine Rede, recht zur Unzeit und wahrhaft mit den Haaren herbeigezogen fand. An Neckereien dieſer Art war ich übrigens ſchon gewöhnt; denn ſeit Jahren hatte ich auf der Schule den Namen Philoſoph, den ich meiner abgezogenen und abſtoßenden Lebensart eben ſo ſehr, als meiner gar einfachen Kleidung verdankte.

Die Rede, welche ich gehalten, ſollte im Mainzer Wochenblatte abgedruckt werden. Ob ihr dieſe Ehre wirklich zu Theil geworden, weiß ich nicht, weil ich nach der Preisvertheilung ſogleich in die Ferien ging. Unter meinen Papieren iſt von ihr ſo wenig, als von der geliebten Abhandlung über die Vorzüge des Naturſtandes eine Spur zu finden. Hätte ich über das Glück, das meine Rede gemacht, ernſter nachgedacht, und mir eine praktiſche Wahrheit für mein künftiges Leben daraus entwickelt, dann wäre mir wohl nicht entgangen, daß man die Menſchen für ſich gewinnt, wenn man ſie an ihrer ſchwachen Seite faßt. Die Anſtalt war gelobt, die Profeſſoren waren es; die Schüler zeigte ich gegen dieſe und jene von herzlichem Dank erfüllt. Wenige mochten wohl etwas davon wiſſen; aber ich that als Repräſentant meiner Claſſe, was Repräſentanten oft, in wichtigern Angelegenheiten, im Namen und ohne Wiſſen und Willen ihrer Committenten thun. Ich hatte der Religion das Wort geredet, unter der die zahlreiche Geiſtlichkeit ſich keine andre, als ihre Pflegetochter, die allein ſeligmachende denken konnte.

Das goldne Mainz in corpore war nicht leer ausgegangen, wie ſich das von ſelbſt verſteht, da bei allen ſolchen und ähnlichen Paradefeierlichkeiten der kunſtreiche Pudel für die allerhöchſten, höchſten und hohen, und dann auch für das verehrungswürdige gemeine Publicum ſeine Sprünge machen muß. Meine Rede hatte das Verdienſt des à propos, das man nicht genug empfehlen und ſuchen kann. Da ich geſprochen hatte, was man hören wollte, ſo hatte ich gut geſprochen. Wer thut, was ſich für Zeit und Ort ſchickt und den Leuten ſchmeichelt, der kommt, auch mit ganz gewöhnlicher Kraft und Anſtrengung, ſchnell und leicht zum Ziel. Dieſe goldne Regel der glückſeligen Mittelmäßigkeit ſchien mir, im Uebermuth der Jugend, Schwäche, Feigheit, Heuchelei. Ich wollte nicht erſchleichen, was ich nicht ertrotzen konnte. Lange nachher habe ich noch bedauert, daß meinem Naturſtande das Glück des öffentlichen Vortrags nicht zu Theil geworden; und ſicher wäre ich damit übel angekommen. Aus den Menſchen iſt Alles zu machen, Alles iſt von ihnen zu erlangen, wenn man ſie zu behandeln weiß; aber wer ſich zum Herrn derſelben erheben will, darf es ſich nicht verdrießen laſſen, ſich erſt zu ihren Sclaven zu erniedrigen.

Welchen Antheil Rouſſeau an meiner damaligen Denk- und Handlungsweiſe gehabt, weiß ich nicht zu ſagen; aber wenn ich dieſelbe auch, durch den berühmten Namen, auf eine gewiſſe Art gerechtfertiget fand, dann war ſie doch aus meiner Eigenthümlichkeit und aus allen frühern Verhältniſſen meines Lebens hervorgegangen. Von Rouſſeau kannte ich nur die neue Heloiſe, die einſamen Spaziergänge und einige kleinere Sachen in deutſcher Ueberſetzung, da ich das Franzöſiſche nicht verſtand. Ich erinnere mich noch ſehr genau, welchen Eindruck ſein Discours sur l'inégalité parmi les hommes, den ich mehrere Jahre ſpäter in der Urſprache las, auf mich machte. Es war vielleicht das erſte Buch, das mich durchaus erfüllte, in dem ich mich, und das ich in mir ganz wiederfand.

Wieland, der ſich über den Bürger von Genf manchen Scherz erlaubte, mißfiel mir darum ſehr. Er ſtand ohne dies nicht beſonders in meiner Gunſt, weil die einſeitige Jugend des Mannes vielſeitige und ausgebreitete Gelehrtheit weder zu faſſen noch zu ſchätzen wußte. Sein Agathon war mir ein ſchöner Hermaphrodit an Geiſt und Körper, und ſeine meiſten Helden und Menſchen ſchienen mir zu viel Menſchen zu ſeyn. Ueberhaupt vermißte ich in ſeinen Schriften jene Originalität und Kraft, die ſich, auch roh und ungeregelt, der Jugend empfiehlt, ſo wie die gutmüthige Schwärmerei, die ſich in Idealen gefällt. Da er ſich nun gar erlaubte, über meinen Rouſſeau und den Naturſtand zu ſpotten, konnten mich ſelbſt ſeine Muſarion und ſein Diogenes von Sinope, die ich noch am meiſten ſchätzte, nicht mit ihm verſöhnen. Meine frühe Bewunderung für Rouſſeau iſt ſeinen Meiſterwerken geblieben. Als ich aber ſpäter ihn ſelbſt, durch ſeine Confessions, näher kennen lernte, bedauerte ich ihn zu ſehr, als daß ich ihn noch wie ſonſt hätte verehren können. Dem größten Manne vergab ich nie den kleinen Menſchen, wie dem herrlichſten Talente nie das ſchlechte Herz. Darum haben auch Richelieu, Peter der Große, Ludwig XIV und andre ihres Gleichen nie bei mir gegolten, was ſie der Geſchichte gelten; und was dieſe groß nennt, erſchien mir oft ſehr klein.

Unter den Büchern, die ich damals las, war auch Telemach. Für die wohlthätige Staatsweisheit und die anſpruchloſe Tugend, die dieſes ſchöne Werk beſeelen, hatte mich die Zeit noch nicht gereift. Der würdige Prieſter der heiligſten Religion ſteht mit ſeiner reinen Menſchenliebe und wahrhaft chriſtlichen Sanftmuth, wie ſein Talemach mit den großen Wahrheiten, die, wie alles Große, ſich einfach zeigen, der brauſenden Jugend zu hoch. Indeſſen las ich doch viele Stellen dieſes Buches öfter, überſchlug aber die, wo Telemach, wie mir es vorkam, ſich mit Zittern und Zagen auf die eignen Beine wagt, und Mentor, ihn immer am Leitband haltend, dem zarten Zögling auf der Ferſe folgt. Laß ihn doch gehen! rief ich dem zu beſorgten Informator zu. Laß ihn nur fallen, wenn er ſich nicht halten kann oder will! Er ſteht wieder auf, und lernt ſo laufen. Trägſt du das zarte Mutterſöhnchen über jede Scholle Erde, über jede Pfütze Waſſer, wie ſoll es denn einmal mit eigner Kraft über Berge und Meere kommen? Dein Telemach wird kein Mann.

Mein Held, und der Held meiner vertrauten Geſellſchaft war Göthe. Wir liebten ihn, warum man oft Andere liebt: wegen der Aehnlichkeit, die man mit ihnen hat, oder zu haben glaubt. Wir ahmten ihm nach, wie die Kleinen die Großen nachzuahmen pflegen. Dünkt ſich doch Mancher dem macedoniſchen Alexander und Preußens Friedrich verwandt, wenn ihm der Kopf nicht gerade zwiſchen den Schultern ſitzt! Das Entſchiedene und Kräftige des großen Mannes, der um ſo höher bei uns ſtand, weil er, als geborner Frankfurter, zu den Unſrigen zu gehören ſchien, ſprach uns in ſeinen Schriften an, vielleicht noch mehr das Extravagante, das man in denſelben und in ſeinem Leben finden wollte. Wir ſetzten ſeinen Werther und Götz von Berlichingen freilich über Alles, was je in dieſer Art geſchrieben worden, fühlten uns aber doch durch ſeine ſatyriſche Poſſe: Götter, Helden und Wieland, und was wir in den Briefen eines reiſenden Franzoſen über den Verfaſſer fanden, beſonders freundlich angezogen. Es ging dieſem großen Manne mit ſeinen Bewunderern nicht beſſer, als gewöhnlich den Meiſtern mit ihren Jüngern. Zu jeder Uebertreibung und dem Mißbrauch unſerer Kraft und Freiheit ſchon zu geneigt, parodirten wir Göthe's Bild, das wir, aus den Händen ſeiner Freunde und Feinde, wahrſcheinlich ſchon als eine Parodie empfangen hatten. Ich trieb alle Thorheiten der freien, kräftigen, genialen Zeit, zog Tage lang durch die Wälder ohne andere Nahrung als Kartoffeln und Waſſer, badete mich in der kalten Jahreszeit in Bächen, ſchlief auf dem nackten Boden unter einem Baume, und fragte nach Gebrauch, Regel, Herkommen und Ordnung wenig. Dieſer Lebensweiſe konnte ich mich nun um ſo leichter hingeben, da ich von dem Gymnaſium entlaſſen, und auf die Univerſität übergetreten war, wo mehr Freiheit herrſchte.

Mit dieſem Wechſel beginnt eine neue Periode meines Lebens, die ſich von der frühern, durch Ton und Inhalt, merklich unterſcheidet. Ich ſchließe alſo dieſen Abſchnitt, und mit ihm meine Kindheit und früheſte Jugend. Die Sonne, die mit ihrem Morgenglanze die Pforten des Lebens vergoldet, unter denen wir in glücklicher Unwiſſenheit mit Allem ſpielen, ſelbſt mit den Gefahren des Todes; die ihr freundliches, belebendes Licht Allem leiht, ſelbſt der Dürftigkeit und dem Grabe, iſt höher geſtiegen, und ſcheint mit größerer Klarheit, aber auch heißer und drückender auf uns und unſer Tagwerk nieder.

Indem ich mich noch einmal umſehe nach einer lieben Zeit, die nie wiederkehrt, zähle ich die befreundeten Menſchen, die mit mir aus jenen Jahren der frühern, gemeinſchaftlichen Entwickelung bis auf die Gegenwart gekommen ſind, und finde die Reihe ſehr gelichtet. Von der reichen Ausſaat iſt wenig zur Reiſe gekommen. Nur einer lebt noch von den beiden jungen Leuten, die mit mir auf dem Johannesberge, unter der Leitung unſeres alten verſtändigen Schulmeiſters, die Bahn der Gelehrten betreten haben, ein braver Bürger in Rüdesheim, Namens Kilian. In Kreuznach ſteht der katholiſche Pfarrer Stanger, ein wackerer Mann, mit dem ich zwar nur eine kurze, aber ſchöne Zeit verbunden war. Oefter ſehe ich auch jetzt noch meinen älteſten Freund nach Stanger, den geſchätzten Arzt Krancher im Rheingau. In Germersheim iſt als baieriſcher Landcommiſſair angeſtellt, P. A. Müller, mit dem ich am längſten und vertrauteſten gelebt habe. Unſere Sterne werden, hoffe ich, als Zwillingsgeſtirne untergehen, wie ſie aufgegangen ſind. Eine frühe Freundſchaft wird durch eine ſpätere vielleicht noch ſeltner erſetzt, als die erſte Liebe durch eine zweite. Mit Lehne in Mainz ging ich, von früher Jugend an, einen ziemlich langen Weg, mit deſſen Erinnerung angenehme Gefühle verbunden ſind. Später ſcheint er auf dieſe Erinnerung wenig Werth gelegt zu haben. Es iſt traurig, wenn Menſchen, die eine weite Reiſe mit einander, wo nicht immer freundlich, doch friedlich gemacht, ſich faſt am Ziele derſelben unzufrieden trennen.

Man muß bedauern, daß wir in Deutſchland noch nicht ſo weit gekommen ſind, einen Streit über politiſche Grundſätze und Meinungen führen zu können, ohne uns perſönlich anzufeinden. Das iſt einer der vielen Beweiſe von unſerer geringen Bildung für das öffentliche Leben, die nicht nur Schriftſteller, ſondern auch ſtändiſche Verſammlungen gar zu häufig liefern. Wir ſind in dieſer Hinſicht noch jung, und der Verſtand kommt nicht vor den Jahren, wie man zu ſagen pflegt. Das aber gilt beſonders, wo ihn nur Uebung und Erfahrung geben kann.

Bei dieſen ſchriftſtelleriſchen Streitigkeiten wünſchte ich ein Beiſpiel befolgt zu haben, das Montesquieu gegeben, den es wohl erlaubt iſt nachzuahmen. Der edle Mann, der zu groß war, um nicht Neider und Verleumder zu haben, gerieth, unter Andern, mit dem bekannten Jeſuiten Tournemine in eine Fehde, die, wie das ſo leicht geſchieht, eine gemeine Wendung zu nehmen drohete. Montesquieu ließ etwa Folgendes in öffentliche Blätter ſetzen: „Da Herr Tournemine und ich Freunde geweſen, nun aber Feinde geworden ſind, ſo bitte ich das Publicum, von Allem, was wir Böſes von einander ſagen könnten, nichts zu glauben.“ Dieſe Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht. Da Montesquieu für ſich ſelbſt, in dieſem Verhältniſſe, aller Glaubwürdigkeit entſagte, ſo konnte ſie ſein Gegner für ſich eben ſo wenig in Anſpruch nehmen. Der Proceß war aus, und der Verſtändigſte und Billigſte hatte ihn, wie das immer ſeyn ſollte, aber nicht immer iſt, gewonnen. Auch der deutſche Hamann gibt für ähnliche Fälle einen guten Rath, indem er ſagt: „Man muß nicht jedem Narren zu Gebot ſtehen, der ſich um eine halbe oder viertel Wahrheit mit uns balgen will. Mit Leuten, die gegen die Wahrheit ſtreiten, verliert man immer durch Worte, und je mehr man glaubt, dergleichen nöthig zu haben, deſto mehr gibt man ihrer Geſchicklichkeit, ſelbige zu verdrehen, Handhaben.“

Dritter Abſchnitt.

Die hohe Schule in Mainz. — Zeichen der Zeit.

Die Mainzer Univerſität war gut eingerichtet, und hatte für manche Fächer vorzügliche Lehrer. Die beiden Vogt, Heinrich und Niklas, ſtanden in großer Achtung, waren bei den Studenten beliebt, auch im Auslande geehrt, und noch, was bei Gelehrten nicht immer der Fall iſt, größer und beſſer als ihr Ruf. Heinrich, der nichts hat drucken laſſen, iſt auch weniger bekannt. Selbſt in ſeiner Nähe ward mehr von ſeinen wirklich ſonderbaren Eigenheiten, als von ſeinem ſeltnen Geiſte und Gemüthe geſprochen. Man hat Fragmente von ihm, da er geſtorben war, aus ſeinen hinterlaſſenen Papierſchnitzeln zuſammengeleſen und herausgegeben. Selbſt dieſe Bruchſtücke, die als Broſamen von einer reichen Tafel geſammelt worden, beweiſen, wie hoch der Mann in ſeiner Zeit, vielleicht über ihr geſtanden iſt. Hätte Heinrich ſchreiben wollen, oder ſchreiben können — was nicht immer die Sache ſehr trefflicher und tüchtiger Männer iſt — dann würde ſein Name Viele überſtrahlen, die am gelehrten Himmel als Sternbilder erſter Größe glänzen. Niklas, ein reiner Menſch, ſeit vielen Jahren mein Freund, iſt der Welt bekannt genug. Mit Eikemeyer und Hofmann, die beide berufen waren, eine große Rolle zu ſpielen, hätten ſie für ihre Talente immer einen angemeſſenen Schauplatz gefunden, bin ich beſtändig in freundlichem Vernehmen geblieben. Ergel, ein Philolog, hatte Verdienſte. Ich rede nur von dieſen, weil ſie meine Lehrer geweſen ſind, und mir immer Theilnahme und Wohlwollen gezeigt haben. Die Facultäten der Heilkunde, Rechtsgelahrtheit und Theologie zählten nicht weniger berühmte Männer in ihren Fächern. Manche Univerſitäten haben ſich durch die Trümmer der hohen Schule von Mainz, wie manche Theater durch die Trümmer der Mainzer Bühne bereichert. Die Wiſſenſchaften und Künſte fanden an dem damaligen Churfürſten einen aufgeklärten und großmüthigen Beſchützer. Das Schulweſen war vielleicht in keinem deutſchen Lande beſſer eingerichtet, und beſonders entſprachen die Landſchulen ihrem Zwecke. Der erſte geiſtliche Fürſt des katholiſchen Deutſchlands trug kein Bedenken, berühmte Proteſtanten mit Auszeichnung in ſeine Dienſte zu berufen. Ich nenne nur den Geſchichtſchreiber Johann von Müller, Georg Forſter und Wedekind. Mir iſt kein Beiſpiel bekannt, daß damals ein proteſtantiſcher Fürſt katholiſche Männer von Verdienſt auf gleiche Weiſe ausgezeichnet hätte. Zu den Schriftſtellern, die einen Namen haben, gehört auch Heinſe, der ſich, in der Nähe des Churfürſten, eines angenehmen Looſes zu erfreuen hatte.

Die Univerſität war nicht, wie die proteſtantiſchen Hochſchulen Göttingen, Jena und andere eingerichtet. Die Profeſſoren erhielten von ihren Zuhörern kein Honorar, und lehrten nicht in ihren Häuſern. Alle Collegien wurden in einem großen dazu beſtimmten Gebäude geleſen, und die Lehrer bezogen einen angemeſſenen Gehalt vom Staate. Die Studenten und der Unterricht ſtanden unter näherer Aufſicht, und jene waren nicht nur zum regelmäßigen Beſuche der Lehrſtunden verpflichtet, ſondern mußten den Vorgeſetzten auch über ihr moraliſches Verhalten und die Fortſchritte, die ſie machten, Rede ſtehen. Es herrſchte eine anſtändige Freiheit, weil die Oberen, wie man von verſtändigen Männern erwarten durfte, ſich ohne Noth nicht in die häuslichen oder blos perſönlichen Angelegenheiten der Studenten miſchten. Eine ſolche Aufſicht ohne läſtigen Zwang hatte für junge Leute ihren Vortheil, die, im Alter erwachender Leidenſchaft und einer leichtſinnigen Sorgloſigkeit, eben erſt der Hut des väterlichen Hauſes oder des Gymnaſiums entlaſſen, ſich auf einmal in die Zerſtreuungen und Vergnügen einer fröhlichen Stadt verſetzt ſahen. Daß die verſchiedenen Collegien in demſelben Gebäude geleſen wurden, gewährte den Vortheil einer größern Ordnung und Zeiterſparniß. Die Studenten waren bei der Ankunft des Lehrers ſogleich verſammelt, und der Vortrag ward durch den Eintritt von Nachzüglern nicht unterbrochen. Man rühmt an unſern großen Univerſitäten die Anordnung, vermöge welcher die Profeſſoren den größten Theil ihres Einkommens von den Studenten als Lehrgeld erhalten. Ohne Zweifel wird dadurch die Nacheiferung geweckt, und die Lehrer müſſen die Liebe und Achtung ihrer Zuhörer, auch ihres Vortheils wegen, zu gewinnen ſuchen. Aus gleichem Grunde iſt der Profeſſor auf den Ruf der Schule, wie auf den eigenen bedacht. Der Name des Einzelnen gibt dem Ganzen einen Namen, und was die Anſtalt im Allgemeinen gewinnt, kommt wieder Jedem ins Beſondere zu gut.

Dieſe Vortheile laſſen ſich keineswegs verkennen. Sie ſind ſogar wichtiger, als Mancher, beim erſten Anblick, glauben mag. Ein Lehrer, der immerdar und allein das Wort zu führen hat, und zwar ohne Widerſpruch, wird gern dogmatiſch, herriſch, zur Pedanterie und Einſeitigkeit geneigt. Auch bewegt er ſich, nach Jahren, auf der breit getretenen Bahn in alter Gewohnheit fort, und trägt am Ende das häufig Vorgetragene wie zwiſchen Wachen und Träumen vor. Hängt ſein Vortheil nun von ſeinem Rufe, ſein Ruf aber von ſeinem wirklichen Werthe und von dem Anſehen ab, in dem er bei ſeinen Schülern ſteht, dann iſt er genöthigt, in ſeiner Wiſſenſchaft fortzuſchreiten, die Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Zuhörer durch ein gefälliges Betragen, und ihre Achtung durch einen gehaltreichen und fruchtbringenden Vortrag zu gewinnen. Keine Aufſicht, keine Aufmunterung erſetzt dieſe heilſame Abhängigkeit, in der die Profeſſoren von den Studenten ſtehen. Sie iſt, wenn man mir den Ausdruck geſtatten will, das demokratiſche Element, das in jede Vereinigung, in den Staat, wie in Corporationen Leben und Bewegung bringt. Wo es nicht wirkt, tritt Schlaffucht, Schlendrian, Buchſtaben- und Formenkram, Feſthalten am Alten, Erſtarrung, Eigenmacht und Willkühr ein. Dagegen darf man nicht vergeſſen, daß, wo nur dieſes Element vorherrſcht, es auch große Nachtheile mit ſich führt, als: zu große Regſamkeit, und darum Mangel an Würde und Stetigkeit, Neigung zur Ochlokratie, Gemeinheit und Rohheit. Müſſen die Lehrer den Studenten zu Gefallen leben, weil ſie von ihnen abhängig ſind, dann werden ſie vielleicht auch ihre Gunſt durch verderbliche Nachſicht und noch verderblichere Schmeichelei zu gewinnen ſuchen. Man wird ſich durch Mittel, die eben nicht alle zu billigen ſind, wie Schauſpieler, eine Partei zu machen ſtreben. Sträfliche Gefälligkeit wird bei dem einen oder andern Profeſſor die Stelle des Verdienſtes und Talentes vertreten, und hier, wie anderswo, wird der Gerber Kleon nicht ohne Beifall den Perikles erſetzen. Die niedrigſten Leidenſchaften, Eiferſucht, Haß und Brotneid zeigen ſich auch gar oft in ihrer ganzen häßlichen Naktheit, und gebrauchen Verleumdung, *Läſterungen und Klatſchereien als Mittel* zu ihrem Zweck. Die Lehranſtalten ſind allerdings für die Lernenden, und ſo auch die Lehrer für ſie da. Auf dieſelbe Weiſe iſt der Staat der Staatsgenoſſen, die Regierung der Regierten wegen da, und nicht umgekehrt. Man wird gern zugeſtehen, daß die Gerichtsſtellen für die ſind, welche Recht wollen geſprochen haben; daraus folgt aber keineswegs, daß die Parteien ſich ſelbſt Recht zu ſprechen geeignet ſeyen. Es möchte alſo bei der Einrichtung der hohen Schulen, wie bei der des Staates, eine zweckmäßige Verſchmelzung von Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie für jetzt noch zu empfehlen ſeyn. Unter Ariſtokratie will ich aber nichts anders verſtanden wiſſen, als was das Wort in ſeiner urſprünglichen Bedeutung heißt: Einfluß der Trefflichen, Vorzüglichen und Beſten.

Bei den mannichfaltigen Vorzügen, welche die Mainzer Univerſität auszeichneten, hatte ſie allerdings auch ihre Mängel und Gebrechen. Da die Profeſſoren von dem Landesherrn angeſtellt und beſoldet wurden, ſo konnte man auch durch andere

Mittel an eine ſolche Stelle kommen, als die im Intereſſe des Unterrichts und der Studirenden waren. Gunſt oder dem Lehrſache ganz fremde Rückſichten mochten das Lehramt manchmal in die Hände eines Mannes geben, der keineswegs die Gabe beſaß, ſich die Achtung und Liebe der Lernenden zu erwerben. Dieſe mußten indeſſen alle Collegien beſuchen, die für die Claſſe geleſen wurden, zu der ſie gehörten. Die Vorleſungen fader, oberflächlicher Profeſſoren, die keinen Beruf zu dieſem Fache hatten, als den ihnen ihre Anſtellung gab, brachten nothwendig in den Geiſt der Zuhörer eine Erſchlaffung, Gleichgültigkeit und Zerſtreuung, der auch auf die Vorleſungen tüchtiger Männer nachtheilig wirkte. Noch ſchlimmer ward die Sache dadurch, daß man ſelbſt die Vorleſungen beſuchen mußte, deren Entbehrlichkeit außer Zweifel war. So durfte ſich ein junger Menſch, der ſeinen Racine, Voltaire und Moliere geläufig las, von dem Beſuche der Stunden des franzöſiſchen Lehrers nicht losſagen, der den Telemach mittelmäßig genug überſetzte und grammatikaliſch zerlegte. Man mußte in ſolchem Falle, um nicht ganz müßig zu ſeyn, zu Mitteln der Unterhaltung ſeine Zuflucht nehmen, die den Unterricht nicht immer förderten. So waren denn die Lehrſtunden des Chriſtenthums, und anderer Gegenſtände, die von nicht geliebten oder geachteten Profeſſoren vorgetragen wurden, keine Stunden der Andacht und Erbauung. Es gibt nicht leicht einen Spuk, den die jungen Leute in denſelben nicht getrieben hätten. Sie ſpielten mit Charten, laſen Romane und Schauſpiele, verabredeten Luſtpartien, erzählten ſich ihre verliebten Abentheuer und tollen Streiche, und neckten ſich und den Lehrer auf jede Weiſe. So vertrieben wir einmal einen Profeſſor, der ſehr beiſichtig war, aus den Verſchanzungen ſeines Katheders durch ein gut unterhaltenes Kreuzfeuer mit Kirſchkernen. Ein wildes Siegsgeſchrei ſchallte höhnend dem Fliehenden nach. Indeſſen mußten die Studirenden derſelben Claſſe die vorgeſchriebenen Stunden ohne Ausnahme beſuchen. So haben die Regierungen lange das Auswandern verboten, als wenn es ein Vortheil wäre, unzufriedene Menſchen in einem Staate zu haben, die ſich unglücklich fühlen, und dies Gefühl ihres Unglücks und ihr Mißvergnügen wie eine Peſt verbreiten. Wenn die Gewalt nichts darnach fragt, ein Recht zu verletzen, dann ſollte es ihr wenigſtens nicht gleichgültig ſeyn, die Zahl ihrer Feinde ohne Noth zu vermehren.

Uebrigens konnte man in Mainz auf eine recht angenehme Weiſe leben. Das Theater gehörte, wie das Orcheſter, zu den beſten in Deutſchland. In dem geſelligen Umgange herrſchte wenig Zwang. Ein fröhliches Wohlleben war allgemein verbreitet, und die angeborne Offenheit und das ſorgenloſe Weſen des Rheinländers, wie die herrliche Natur, die ihn umgibt, unterhielten eine rege Bewegung in Luſt und Freude. Dem Bürger war es leicht, ſich und die Seinigen ohne beſondere Anſtrengung zu nähren. Der Hof, der Adel, die zahlreiche Geiſtlichkeit, die es ſich alle bequem und angenehm zu machen wußten, die verſchiedenen Collegien der Verwaltung, die Univerſität und das Militair ſetzten ein ſchönes Geld in Umlauf, und gaben Jedem, der beſchäftigt ſeyn wollte, ein gemächliches Auskommen. Ueberdies war die Stadt von vielen Laſten frei, die auf dem Lande lagen, und die Einwohner durften ſich wahrhaftig nicht über Druck beſchweren. Und doch vernahm man von allen Seiten die bitterſten Klagen und ſtrengen Tadel. Da war nichts an ſeiner Stelle, Jeder am unrechten Platze, Keiner nach Verdienſt belohnt, oder nach ſeinem Werthe geſchätzt. Die ſorgenloſe Behaglichkeit ſchien ſchwerer zu ertragen, als Angſt und Noth. Ich war ſehr oft Zeuge, daß Bürger und Handwerker, in geſchwätziger Vertraulichkeit, den köſtlichen Wein der achtziger Jahre eben nicht ſparſam tranken, und den Zuſtand der Dinge, in dem ſie lebten, recht herzlich verwünſchten. Es ward auf den Churfürſten und die Regierung geſchimpft, als herrſche eine ſultaniſche Willkühr und der Druck der Barbarei. Keinem war es recht, dem Beneideten ſo wenig als dem Neider, dem Tadler ſo wenig als dem Getadelten, und die Beſchwerden fanden in allen Verhältniſſen und Ständen gegenſeitig Stoff und Nahrung; der Adel, über den man klagen hörte, hatte ebenfalls zu klagen; die Geiſtlichkeit, über die man ſich unzufrieden äußerte, war auch nicht ganz zufrieden; der Churfürſt, der über Allen ſtand, war auch der Gegenſtand des Tadels und der Klagen Aller. Es hat ſich ſpäter, bei der Beſetzung der Stadt durch die Franzoſen gezeigt, daß Viele von denen, die er ſich beſonders verpflichtet zu haben glaubte, ihm nicht beſonders ergeben waren. Man würde dieſe Sonderbarkeiten und Eigenheiten vergebens anders zu erklären ſuchen, als durch die Sonderbarkeit der Natur des Menſchen und durch die Eigenheit der Zeit, in der man lebte, und die von Wenigen verſtanden ward, und die jetzt ſogar noch Wenige verſtehen. In jener Zeit ſchon löſten ſich die Bande, welche die alte Ordnung der Dinge nur noch ſchlaff zuſammenhielten. Durch die Fortſchritte der Aufklärung, beſonders durch die Unterſuchungen über den Staat und die Verhältniſſe der Geſellſchaft, durch erweiterten Gewerbfleiß und Handel war ein anderer Geiſt in die Welt gekommen. Die Art, wie der Aufſtand der engliſchen Colonien in Nordamerika, und ſpäter die franzöſiſche Revolution und andere Erſcheinungen dieſer Art aufgenommen worden, zeigte die Natur dieſes Geiſtes, der ſchon früher da war, und durch dieſe Ereigniſſe nicht, wie Viele behaupteten, erſt erzeugt worden iſt. Die häufigen Fehlſchlüſſe und Irrthümer, welche die hergebrachte Politik ſich vorzuwerfen hat, kamen größtentheils daher, daß ſie die Wirkungen für die Urſache hielt. Die Frucht, die man an den Zweigen friſch und ſaftig geſehen hatte, war morſch geworden, und der Baum warf die alten Blätter ab, um neues Laub und neue Blüthen hervorzutreiben, die neue Früchte bringen ſollten. Unwiſſenheit, Selbſtſucht und Eigennutz, die ſich bei dem Beſtehenden wohl befanden, nahmen die Wehen der Geburt für Symptome die Auflöſung, und machten ſie wohl auch dazu, da ſie den neuen Zuſtand nicht zu erkennen und zu behandeln wußten.

Der Geiſt der Reform, der allenthalben in Europa erwachte, iſt durch den unvernünftigen Widerſtand, den er gefunden, ein revolutionairer Geiſt geworden. Das unzeitige Feſthalten der privilegirten Stände an dem lange Beſtandenen, das ſich nicht mehr halten läßt, hat den Unwillen zum Zorn, das Mißvergnügen zum Aufſtande geſteigert, und die fieberhafte Stimmung bis zum Wahnſinne gereizt. Mit Klugheit, Mäßigung und Billigkeit hätte man den Convulſionen, die Europa quälen und zerreißen, vorgebeugt, und ohne Blutvergießen zum Theil erhalten, was mit Blut und Thränen ganz verloren geht. Die drückenden Privilegien der Geburt und die Vorrechte der Erbariſtokratie ſind nicht mehr zu retten, als durch einen Sieg, der den dritten Stand zu Heloten macht. Die Einſicht und das Gefühl der cultivirteren Welt hat ſie gerichtet und — verworfen. Nur die Gewalt könnte ſie erhalten, und wird ſie ohne Zweifel zu erhalten ſuchen, wenn es auch, wie wir ſicher ſind, ihr nie gelingt. Das Kunſtſtück, durch welches die Geburtsariſtokratie ſich zu behaupten ſucht, iſt die Verwechſelung ihres Princips mit dem monarchiſchen. Das letztere, wenn man darunter nicht abſolute Herrſchergewalt verſtehen will, wird von keinem Verſtändigen angefochten. Theoretiker mögen darüber nach Belieben ſtreiten; in der Wirklichkeit wird und muß Europa, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, die Form der erblichen Monarchie beibehalten, und darüber iſt man auch, denke ich, in Europa ziemlich einig.

Das monarchiſche Princip iſt factiſch begründet; es beſteht und wird beſtehen, weil man es noch nicht entbehren kann. Laßt die Vertheidiger des Geſellſchaftsvertrags die Legitimität der Erbmonarchie beſtreiten, die keinen andern Boden als den hiſtoriſchen hat, und den ſtrengen Republicaner die Vorzüge ſeines Syſtems beweiſen! So ſchnell und leicht ſie ſich auch in der Theorie über den Werth und die Rechtmäßigkeit der demokratiſchen Form vereinigen, eben ſo raſch und feſt ſehen ſie ſich in der Anwendung derſelben aufgehalten. Erklären ſie auch die Monarchie für ein Uebel, dann geſtehen ſie doch, wie die Weiberfeinde von dem Gegenſtande ihres Haſſes ein, daß ſie ein nothwendiges Uebel ſey. Mehr brauchen ja die Monarchiſten nicht. Mag ihnen a priori immer beſtritten werden, was man ihnen a posteriori zugeſtehen muß. Sie ſind im glücklichen Beſitze, im Beſitze der Art, daß die Monarchie wirklich ihren Untergang verdiente, wenn ſie ſich nicht in Würde und mit Zufriedenheit zu behaupten wüßte. Allerdings gehört mehr dazu, als die ſervilen Blätter und Menſchen meinen, mehr als die beliebte Formel: von Gottes Gnaden, die ihre Zauberkraft verloren hat; ſie braucht Weisheit und Feſtigkeit. Ein Monarch muß jetzt das Gewicht einer großen Perſönlichkeit in die Wagſchale legen, um ſie zu ſeinem Vortheil niederzuziehen; er muß ſein Recht durch ſeine Kraft beweiſen, ſich als Fürſt auch durch die That bewähren, indem er Andere zu führen weiß. Wort und Schein thun es nicht mehr. In der erſchütterten, unentſchiedenen, mit ſich ſelbſt entzweiten Zeit will man Handlung, Wirklichkeit, Stärke des Geiſtes und Kraft des Willens, wodurch das Unſichere Haltung und das Schwankende Feſtigkeit erhält. Ein Alfred, ein

Harun-al-Raſchid, ein Guſtav Waſa, ein Heinrich IV, ein Regent, wie die Deutſchen deren manche hatten, und wie dies Jahrhundert und Europa ſie haben kann und haben will, würden jetzt den Ausſchlag geben. Selbſt Friedrich der Große würde es, ſo wenig auch die freie Stimmung der Zeit dem eigenwilligen Herrſcher gewogen ſeyn mag. Aber das perſönliche Hervortreten eines Mannes iſt der unmännlichen Gegenwart ſo ſehr Bedürfniß geworden, daß ſie ſich der Kraft Friedrichs anvertrauete, wenn ſie auch ſeinem bürgerlichen Sinn mißtrauen dürfte. Er hat es ja ſo gut als einer verſtanden, der Eigenmacht eine liberale Form zu geben. Begünſtiger des Adels war er ein Liebling des Volks, und das Blut des Kriegers wenig achtend von den Soldaten angebetet. Daß er einen Anti-Machiavell geſchrieben, gewann ihm die ſchriftgelehrte Welt, wenn er auch in ſeiner Regierung gar oft wieder einen Anti-Anti-Machiavell geliefert hat. Das monarchiſche Princip hat ſicher keine ernſtliche Gefahr zu fürchten, wenn es ſich nicht — was indeſſen ſehr zu beſorgen iſt — von dem ariſtokratiſchen in die ſeinige verſtricken läßt. Mit dieſem ſteht es anders. Die Arzenei iſt noch zu erfinden, die den

Todten wieder Leben gibt. Die Ariſtokratie, wie ſie ſich bisher auf dem feſten Lande von Europa zu erhalten ſuchte, kann ſo wenig als ein Bedürfniß angeſehen werden, daß man ihre Entfernung vielmehr allgemein als ein ſolches anerkennt. Was ſoll, was kann ſie halten? Nach meiner Ueberzeugung — nichts.

Man wunderte ſich, wie leicht, faſt ohne Verabredung und Anſtrengung, geſchehen konnte, was wir geſchehen ſahen. Warum wundert man ſich aber nicht, daß die Kindheit fröhlich, die Jugend ungeſtüm, das Alter mürriſch iſt, und der entblätterte Wald ſich im Frühling mit friſchem Laube ſchmückt? Es iſt ewige Ordnung der Natur, welcher der Menſch gehorcht wie das Weltall, die Sterne am Himmel, wie das Moos am Boden, das Steigen und Fallen des Meeres, wie der Pulsſchlag der Milbe. Die menſchliche Geſellſchaft entwickelt und bildet ſich, wird jugendlich ſtark und altert, wie der Menſch. Dieſen aber und jene kennen unſere Staatsmänner ſelten. Da ſie und ihre Weisheit in gemächlicher Ruhe ſtehen geblieben ſind, ſo wollen ſie auch nicht, daß Andere, ohne ihr Beiſpiel und gegen ihren Willen, fortgeſchritten ſeyen. Stets in den officiellen Kreis gebannt, wo ſie nur die alten Redensarten hören und die alten Bücklinge ſehen, nehmen ſie die übrige Welt für eine entlegenere, große Antichambre. Ungeſchickte Staatsmänner haben unſere Revolutionen gemacht, darüber iſt kein Zweifel; und wenn ſich das Königthum in einen verderblichen Kampf verwickelt ſehen ſollte, dann ward er durch dieſelbe Ungeſchicklichkeit herbeigeführt. Böſer Wille war und iſt es weniger, als gänzliche Unbekanntſchaft mit den Mächten, die, mehr als ſie, die Welt regieren. Mit Epimenides haben ſie nur den langen Schlaf getheilt, in dem dieſer aber, wie wir wiſſen, ſeine Weisheit nicht gefunden hat. Könnte ſich ein Vornehmer, der über Land und Leute befehlen ſoll, dazu verſtehen, dem diplomatiſchen Menuet, in dem ſie ſich täglich in zierlichen Pas auf- und niederſchieben, um an der Stelle aufzuhören, wo ſie angefangen, wöchentlich nur eine Stunde abzuziehen, und ſie unter dem Volke, wäre es auch nur in einer Kneipe, zuzubringen, dann würde er hier mehr als in vielen Conferenzen lernen. Ich bin bei den falſchen Schritten, die von beiden Seiten gethan worden ſind, über die Zukunft nie in Unruhe oder Ungewißheit geweſen. Was der Menſch auch verſuchen und thun mag, immer ſiegt doch endlich die Natur. Darum hält auch keine Macht die politiſche Umgeſtaltung der Welt, die Reform der angeerbten Verhältniſſe der Geſellſchaft auf. Keine menſchliche Macht vermag ſie aufzuhalten, weil ſie die Wirkung der Fortſchritte, der Aufklärung und Civiliſation, des Gewerbfleißes und Handels iſt, welche außer dem Bereiche aller Gewaltmaßregeln liegen. Gebote und Bajonnette vermögen nichts gegen Gefühl und Ueberzeugung. Der Kampf zwiſchen dem Alten und Neuen muß mit jedem Tage ungleicher werden, weil der Geiſt, der ihn erzeugt hat, die Vertheidiger des erſten für dieſes gewinnt, und zu ihm überführt. Man hat ſich bei dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, von der Verſtändige vorausſahen, ſie müſſe eine europäiſche werden, ſehr allgemein verwundert, daß ſie den Frevel ſo weit getrieben, als Grundſatz aufzuſtellen, alle Gewalt über die Geſellſchaft gehe von dieſer ſelbſt aus, und kein Volk gehöre einem Menſchen oder einer Familie an. Dieſe Ketzerei nahm aber, nach und nach, die Stelle des wahren Glaubens ein. Man wundert ſich jetzt über hundert Dinge, die man in funfzig Jahren ſehr natürlich finden wird. In funfzig Jahren werden ſich die Menſchen wieder über manche Dinge wundern, die uns ungeheuer ſcheinen, und dürften unbegreiflich finden, von dem in hundert Jahren das Gegentheil unbegreiflich iſt. Was heute noch heftig beſtritten wird, verſteht ſich morgen vielleicht von ſelbſt. Es gehört keine groſe Sehergabe dazu, um jetzt beſtimmt zu wiſſen, daß unſere Enkel manches Capitel unſeres Staats- und Völkerrechts, unſerer peinlichen und bürgerlichen Geſetzgebung leſen werden, wie gegenwärtig das Verfahren der Inquiſition und die Proceſſe der Zauberer und Hexen geleſen werden.

Freiheit und Gleichheit, von Thoren und Schurken ſo oft entſtellt und mißbraucht, werden dem Weiſen und Edeln ewig ein Bedürfniß ſeyn, auf deſſen Befriedigung Jeder ein Recht hat, der Andere nicht darin ſtört. Freiheit und Gleichheit ſind das Höchſte, was die Geſellſchaft ſichern kann; und wo ſie es ſichert, da kann es als ein vollgültiger Beweis von der Güte der Verfaſſung des Staates, ſeiner Geſetze und Inſtitutionen, und, was wenigſtens eben ſo viel werth iſt, des Geiſtes und Charakters ſeiner Bürger angeſehen werden. Freiheit und Gleichheit ſprechen den Verſtand, das Gemüth und das Intereſſe Aller zu lebendig an, und haben das Recht und den Vortheil zugleich zu ſehr auf ihrer Seite, als daß ſie nicht von Allen verſtanden, gefühlt und gefordert werden ſollten. Gehörten Jahrtauſende von Verwirrung, Gewaltthat, Liſt und Betrug dazu, um die heilige Urkunde der Beſtimmung und der Rechte des Menſchen zu verfälſchen und zu verſtümmeln, dann wird ein Jahrhundert, das erkennt was wahr, und will was recht iſt, hinreichen, um den ächten Grundtext derſelben wieder herzuſtellen.

Bei dem allgemeinen Mißbehagen, das ſich in der Zeit, wovon hier die Rede iſt, nach Veränderung ſehnte, bei der Erſchlaffung aller Bande, die ſonſt die alte Ordnung zuſammenhielten, herrſchte eine Weichheit und Weichlichkeit, eine Empfindſamkeit und falſche Philanthropie, die nur Worte und Thränen, aber keine Thaten, nur Mitleid, aber keine Hülfe hatte. Die Wiſſenſchaften und wiſſenſchaftlichen Anſtalten kränkelten an dieſen Schwächen und Gebrechen der Zeit ſo gut, wie die Stände und Inſtitute jeder Art. Ein an ſich unbedeutender Vorgang zeigte uns dieſen Zuſtand der Dinge in ſeiner ganzen Nacktheit recht in der Nähe, und ließ ahnen und fühlen, was man noch nicht begriff, oder ſich nicht erklären konnte.

Die Geſellen und Arbeiter der zahlreichen Handwerker in Mainz trafen, wie das auch anderswo der Fall iſt, mit den Studenten öfter unfreundlich zuſammen. Dieſe hatten, ſo erzählte man, einigen Schreinern auf dem Tanzboden ihre Mädchen abgenommen, und ſie ſelbſt vor die Thür geworfen. Die Handwerker klagten, fanden aber gegen die vornehmeren Begünſtigten kein Gehör. Was an der Sache war, wußte ich nicht, kümmerte mich auch wenig darum, weil ich in einem ganz andern Kreiſe lebte. Die abgewieſenen Handwerker beſchloſſen, im Geiſte der Zeit, zu nehmen, was man ihnen, wider Geſetz und Recht, nicht geben wollte. Eines Nachmittags ſitzen wir Schüler der erſten philoſophiſchen Claſſe beiſammen, um die am Ende des Schuljahrs gewöhnliche Prüfung zu beſtehen. Es war in den letzten Tagen des Septembers 1791. Der Decan der Facultät und die Profeſſoren der Claſſe waren verſammelt, und bilde- das Gericht, welches über die gemachten Fortſchritte der Schüler und ihr Aufſteigen in eine höhere Claſſe zu entſcheiden hatte. Da die Prüfung an die Studenten, nach der Folge des Anfangsbuchſtabens ihres Namens im Alphabet kam, ſo blieb mir, der ich unter den Letzten war, Zeit genug mich zu langweilen. Ich unterhielt mich, indem ich ab- und zuging, und bei einer Obſthändlerin, die ihre gefüllten Körbe in der Nähe hatte, für mich und meine Nachbaren die nöthigen Einkäufe zum Vesperſtück beſorgte. Die Frau kannte mich, und war mir als einem guten Kunden nicht abgeneigt. Sie erzählte mir, die Handwerksburſchen ſammelten ſich eben, nach den verſchiedenen Zünften, auf dem Markte, um das Univerſitätsgebäude zu ſtürmen, und beſchwor mich, nach Haus zu eilen und mich verſteckt zu halten, um der Mißhandlung, die allen Studenten drohe, zu entgehen. Ich lachte, ging in die Claſſe zurück, und theilte mit dem eingekauften Vorrath die in den Kauf erhaltene Nachricht aus. Andere mochten von der Sache mehr wiſſen, als ich. Erſt ging ein Ziſcheln von Mund zu Mund, dann ward ein vollſtimmigeres Summen daraus, das von einer unruhigen Bewegung auf allen Bänken begleitet war. Was gibts? fragte endlich der Decan, ein breiter, wohlgenährter Canonicus. Der Nächſte erzählte, was er gehört, und gab ſeine Quelle an.

Da man weiter forſchte, kam man endlich bis zu mir, von dem die Kunde ausgegangen war. Ich ward zur Berichterſtattung vorgefordert, und ſagte, was ich wußte. Poſſen! rief der Decan. So lange wir da ſind, wird ſich keiner an dieſe Stelle wagen. Nur ruhig, meine Herren! Auf dieſe zuverſichtliche Erklärung ward zur Tagsordnung geſchritten.

Nach einiger Zeit wiederholte ich der Obſthändlerin meinen Beſuch. Sie war erſtaunt, mich noch zu ſehen, und bat mich ſehr dringend, meine Rettung in ſchleuniger Flucht zu ſuchen, da die wüthenden Handwerksburſchen ſchon im Anzuge ſeyen. Dabei packte ſie ihren Vorrath eilig zuſammen, und trug ihn mit ihrem Manne fort. Aus der Ferne hörte ich ein wildes Geſchrei, und mitunter Geſang wie von Beſoffenen. Ich kehrte in die Claſſe zurück, und ſtattete einen kurzen Bericht mit meinem bedenklichen Gutachten ab. Narrheit! rief der Herr Decan; wo wir ſind, wagt ſich keiner hin. Nur ruhig! Der geiſtliche Herr wiegte ſich in dem ſelbſtgefälligen Wahne alter heiliger Unverletzbarkeit, der alle Ariſtokratie befangen hält. Kaum aber war das breite Wort über die etwas ſchwere Zunge, als ſich ein wüthiges Gebrüll vor dem Univerſitätsgebäude erhob. In demſelben Augenblick fielen die Fenſter klirrend ein, und es regnete Steine und Prügel in den Saal. Die Thüren, die man ſchnell verriegelt hatte, flogen krachend auf. Ohne Drohung oder ſonſtige Erörterung ward ſogleich auf die Nächſten zugeſchlagen. Der Herr Decan war von ſeiner ſtolzen Zuverſicht auf einmal zum bedauernswürdigen Kleinmuth herabgefallen. Er ſah ſteif und ſtarr in das wilde Treffen, und der offene, kreiſende Mund konnte von keinem Laut entbunden werden. Vogt, der, von der Gefahr nicht übermüthig geſprochen hatte, zeigte ſich auch in derſelben nicht kleinmüthig. Er verwies den rohen Geſellen ihr unſinniges Betragen, und ſtürzte, von mehreren Schlägen auf den Kopf getroffen, blutend zu ihren Füßen nieder. Lange litt er an ſeinen Wunden. In unſerm Saal, wie in andern Theilen des Univerſitätsgebäudes, war das Gefecht allgemein, aber ungleich. Die Studenten hatten keine Waffen, und vertheidigtén ſich mit den Stacheln ihrer Dintenfäſſer und den Trümmern der Bänke. Die ehrenwerthen Glieder der Facultät, unter denen ſich mehrere Geiſtliche befanden, erhielten freien Abzug.

Ich hatte mich mit meinen Nachbaren durch ein Fenſter in den Hof geflüchtet. Das Holzhaus ward erbrochen, um das vorräthige Holz als Waffen zu gebrauchen. Ich hielt es für's Beſte, den hohen Holzſtoß zu beſteigen, um uns von ihm herab, wie von einem Bollwerke, zu vertheidigen. Das war in einem Augenblick geſchehen. Der Menſch weiß nicht, was er vermag. Die Leidenſchaft und die Gefahr lehren ihn erſt ſeine Kräfte kennen. Wir ſahen uns in zwei Minuten auf dem Holzſtoße beiſammen, den, in ruhigem Zuſtande, auch nicht einer von uns erſtiegen hätte. Da ſtanden wir nun in der Höhe, und erwarteten unſern Feind, der noch im Innern des Gebäudes beſchäftigt war, und hörten die Schläge, das Schreien der Mißhandelten und die Flüche der Beſoffenen. Wir hielten uns ſchlagfertig. An meiner Seite befand ſich ein alter, munterer Camerad, ein fröhlicher Junge voll Muth, Kraft und Laune, ebenfalls ein Rheingauer, Weber von Hattenheim. Wir ſahen einander an, ein bekannter, paſſender Scherz war ſein Gruß, und wir lachten recht von Herzen. Warum bleiben der fröhliche Leichtſinn und der heitere Muth, die dieſem

Alter angehören und es glücklich machen, nicht dem ganzen Leben!

Unſere Stellung, die Anfangs die beſte ſchien, war die ſchlimmſte; denn nachdem die Handwerksburſchen das Univerſitätsgebäude geſäubert hatten, kamen ſie in den eingeſchloſſenen Hof, und wir Wenige, acht bis zehn, hatten nun die ganze Schaar der Wüthigen gegen uns. Dieſe verſuchten den Sturm; wir ſchlugen ihn mit Klafterſcheiden ab. Mehr als ein heldenmüthiger Handwerksburſche, der den Holzſtoß ſchon bis zur Hälfte erklettert hatte, rollte mit dem Stücke Holz, das wir ihm zum Empfang entgegenſchickten, wieder hinab. Indeſſen fing das Bollwerk an unter unſern Füßen zu ſinken. Die Waffen, die uns gedient hatten, befanden ſich in den Händen unſerer Feinde und dienten treulos gegen uns. Unſer Boden war dem zu vergleichen, auf welchem ſpäter die Ariſtokraten, Illiberalen und Servilen ſtanden, und auf dem immer die ſtehen, denen die Stimmung der Zeit entgegen iſt. Selbſt der Sieg mußte nach und nach zu unſerer Niederlage führen. Die Klafterſcheide kamen in die Hände unſerer Feinde, und der Holzſtoß ward ſo tief, daß man uns auf demſelben greifen konnte. Ich ward hinabgezogen, und es hagelte Prügel auf mich. Ein hoher dreieckiger Hut deckte mir glücklicher Weiſe den Kopf ein wenig. Ich ſuchte mich vertheidigend zurückzuziehen, und kam ſo durch den Hof und den Gang des Univerſitätsgebäudes. Ich war ſchrecklich zugerichtet, doch hielt ich mich noch aufrecht. Die Menge und die Wuth der Gegner, die ſich ſelbſt im Wege ſtanden, kam mir trefflich zu Statten. Beim Ausgang aus der Thür aber traf mich ein Schlag betäubend, und ich ſtürzte nieder. Auch da ich lag, prügelten die Handwerksburſchen noch wacker zu. Zerſchmettere dem Hund den Kopf, ſonſt krepirt er doch nicht! hörte ich ſchreien, gewann den Augenblick wieder Beſinnung und Kraft, ſprang auf und lief davon. Die Prügel rollten mir noch unter den Füßen weg, und ich ſuchte ſie ſpringend zu vermeiden. Die Abſicht der Feinde war, daß ich darüber ſtürzen ſollte; aber wie ſie ihre Waffen ſchleuderten, riefen mir theilnehmende Stimmen aus den nahen Fenſtern zu: Hoch! Hoch! und ich hüpfte, was ich konnte, um die nachgeworfenen Prügel unter mir durchzulaſſen. Ich muß ſchrecklich ausgeſehen haben. Meine Kleider hingen mir in Fetzen vom Leibe. Jetzt, da ich vom Schlachtfeld entfernt war, ging ich langſam nach meiner Wohnung, die ziemlich entfernt lag. Ich fand die Straßen leer und die Läden verſchloſſen. Auf dem Wege überdachte ich den Vorgang, und ſtieß brummend Flüche aus, von Zorn und Wuth im Innerſten zerriſſen. Ich wußte von keinem Schmerz und dachte an keine Gefahr. Da ich, ſo in mich verſunken, um die Auguſtinerkirche bog, ſtieß mir ein Handwerksburſche auf. Wie dieſer mich in meinem kläglichen Zuſtande anſichtig ward, ſchrie er: Das iß och äner, uf'n! (Das iſt auch einer, auf ihn!) Ich ſah mich ſpähend um, ob es ſicher ſey, und maß mein Kerlchen mit einem Blicke; es hatte die rechte Größe. Mit einem feſten Griffe packte ich den Unverſchämten am Hals, drückte ihn gegen die Kloſtermauer, und hämmerte ihm mit der Fauſt ſo wacker ins Geſicht, daß er fürchterlich ſchrie. Das Viertel gerieth in Aufruhr, und ich hielt es für gut, den ordentlich Gezeichneten zu entlaſſen, und nach Haus zu eilen.

Der ſchmähliche Auftritt währte mehrere Tage. Die Handwerksburſchen zogen, nach Zünften geordnet, mit ihren Fahnen an der Spitze, durch die Straßen, ſtellten Wachen an den Thoren und bei der Brücke aus, und mißhandelten die Studenten, die ſie ſelbſt in ihren Wohnungen aufſuchten. Alle Behörden waren ohne Einfluß, und wurden, wo ſie die Ordnung wieder herzuſtellen ſuchten, beſchimpft. Und Mainz hatte eine Beſatzung, hatte eine Polizei und eine zahlreiche Bürgerſchaft. Das leere Namen- und Formenweſen fuhr erſchrocken vor dem Ausbruche der rohen Kraft zurück. Jetzt begriff ich manche Stelle der franzöſiſchen Revolution, die ich mir nicht hatte erklären können. Der Gouverneur, ein bejahrter Officier, von dem man ſagte, er habe im ſiebenjährigen Kriege nicht ohne Auszeichnung gedient, zeigte ſich dem meuteriſchen Haufen in der impoſanten Haltung ſeiner Würde, und bot alle Mittel der Ueberredung auf, um Ruhe zu ſtiften. Die wüſten Geſellen ſcherzten auf eine ekelhaft vertrauliche Weiſe mit dem ſonſt ſo vornehmen Herrn, den man ſelten anders als in der ganzen Glorie ſeiner Stelle, mit Band und Orden geſchmückt geſehen hatte. Die Schloſſer, Schreiner und Zimmerleute unterhandelten mit ihm förmlich, machten ihm Bedingungen, und verſuchten dabei, ihn, zum allgemeinen Spott, vom Pferde herabzuziehen. Das währte, bis bei ſtiller Nacht, auf klug gewähltem

Wege, Truppen aus dem Darmſtädtiſchen der Ordnung zu Hülfe kamen. Die Handwerksburſchen, welche, in doppelter Trunkenheit von Sieg und Branntewein, ſorglos ſchnarchten oder lärmten, waren nicht wenig erſtaunt, als ſie, am frühen Morgen, bei der Nachricht von der Ankunft fremder Truppen, ſich die Augen rieben, und die ungebetenen Gäſte ſahen. Da war denn die Faſtnacht zu Ende. Keine Frage, daß ſpäter ein franzöſiſcher Capitain, an der Spitze ſeiner Compagnie, mit dieſem kleinen 13. und 14. Vendemiaire fertig geworden wäre. Der Vorgang, ich geſtehe es, hat einen ſtarken Eindruck auf mich gemacht. Er gehörte zu den Zeichen der Zeit und konnte ſie erklären helfen. Eine nahe Thatſache gab mir einen Commentar zu der entfernten franzöſiſchen Revolution, die mich ſehr beſchäftigte. Der Unterſchied war freilich groß, allenfalls wie der zwiſchen einer Naturerſcheinung und dem Stuben-Experimente, das ſie nachahmen und deutlich machen ſoll. So wird uns, beſonders im frühern Alter, oft eine wichtige moraliſche Wahrheit durch eine Fabel anſchaulich, in der ſich Thiere unterhalten.

Meine Achtung gegen unſere Lehranſtalt und die bürgerliche Ordnung überhaupt war durch dieſe widerlichen Auftritte nicht vermehrt worden. Vorher ſchon mag ſie nicht beſonders groß geweſen ſeyn, und galt vorzüglich Einzelnen, die durch ihren Charakter, oder durch ihre Kenntniſſe ſich und ihr Anſehen zu behaupten wußten. Ich bildete mit meinen Vertrauten eine engere Verbindung, in der ſich, auf eine ganz eigene Weiſe, Fleiß und ein höheres Streben mit Unordnung und Uebertreibung paarten! Es ward nicht ſelten bis in die ſpäte Nacht geſchwärmt; aber dabei gewöhnlich von den höhern Intereſſen der Menſchheit, von der Unſterblichkeit der Seele, dem Daſeyn Gottes, der Beſtimmung des Menſchen und des Bürgers und Gegenſtänden dieſer Art geſprochen. Von einem rauſchenden Walzer. kamen wir leicht zu einer ernſten Unterhaltung über die Zwecke und Mittel der franzöſiſchen Revolution zurück, und ſehr oft legten wir die Tarokkarte bei Seite, um ein Capitel aus Herders beliebten Ideen vorzuleſen und zu erläutern. Mit der Univerſität ſtand ich, wie ſchlechte Eheleute zuſammen ſtehen, die noch nicht förmlich geſchieden ſind.

Den dritten Tag nach dem Sturme auf das Univerſitätsgebäude ſuchte ich, auf Umwegen, nach meinem Geburtsorte zu kommen; denn die ſiegreichen Handwerksburſchen lauerten an den Thoren und in den nahen Orten den flüchtigen Studenten auf. Ich erreichte glücklich den Johannesberg, wo die Nachricht von meiner Ermordung vor mir eingetroffen war. Zu meinem Vergnügen und zur Ergötzlichkeit meiner Freunde traveſtirte ich das erſte Buch der Ilias, und theilte, nicht ſowohl ungeſchickt, als ungerecht, den Studenten die Rolle der Griechen, unſern Feinden aber die der Trojaner zu. Ich trat als Achilles auf, und mein munterer Gefährte Weber, der die ſchwerſten Klafterſcheide geſchleudert hatte, als der gewaltige Ajar. Ich war, wie man ſieht, ſo beſcheiden und ſo billig gegen mich und Andere, wie es jede perſönliche und Nationaleitelkeit gewöhnlich ſogar in der Geſchichte iſt.

Das nächſte Schuljahr trieben wir es wieder auf die alte Weiſe, nur etwas toller. Es wurde über Alles geſprochen, geleſen und geſchrieben, doch am wenigſten über Gegenſtände, die zum Schulunterricht gehörten. Mit dieſen gaben wir uns gerade ſo viel ab, daß wir uns mit den Uebrigen der Claſſe nothdürftig forthalfen. Die Ankunft der Franzoſen vor Mainz, im Spätjahr 1792, machte endlich dem ganzen lahmen, unzuſammenhängenden Weſen ein Ende. Nach einigem leeren Hin- und Widerreden räumten die Deutſchen die geprieſene Feſtung, eines der Bollwerke des heiligen römiſchen deutſchen Reichs. Es war überhaupt gut verſorgt, dieſes Reich, das, wie eben ſo witzig als wahr bemerkt worden, weder heilig, noch römiſch oder reich geweſen iſt. Der deutſche Bund fängt faſt da an, wo das deutſche Reich aufgehört hat, und wird eben ſo ſehr bedauert werden. Man war ſehr erſtaunt, den kläglichen Zuſtand zu ſehen, in welchem ſich die leichtigen, luftigen Ohnehoſen befanden, die triumphirend in die Stadt einzogen, deren Uebergabe ſie in wenigen Tagen erzwungen hatten. Der raſche Wechſel mußte doch auffallen, ſo leichtſinnig die Zeit auch das Ernſthafteſte und Bedeutendſte zu nehmen pflegte. Man lebte noch in der ganz friſchen Erinnerung der glänzenden Feſte, welche die Anweſenheit des deutſchen Kaiſers, des Königs von Preußen und der franzöſiſchen Prinzen verherrlicht hatten. Unſer Churfürſt, ein kluger Herr, war an den Thoren des bewegten Frankreichs ſo entſchieden, als ſein Gegner aufgetreten, und die Ausgewanderten ſprachen ſo beſtimmt von der nahen Züchtigung des aufgeſtandenen Helotenvolks, daß wir gemeinen, gutherzigen Leute am wenigſten eine Gefahr von dieſer Seite fürchteten. Jetzt ſahen wir den Churfürſten aus ſeiner Reſidenz verwieſen, die Emigranten mit ihrer vornehmen Prahlerei auf ſchneller Flucht, und den empörten Pöbel ſich ſiegreich über das benachbarte Land ergießen. Bei uns war die ganze alte Ordnung der Dinge auf einmal umgekehrt, ja der grelleſte, ſchneidendſte Widerſpruch an ihre Stelle getreten, und das ſo leicht und luſtig, wie durch das Kunſtſtück eines Taſchenſpielers. Alle Welt, ich nehme gewiß mit Recht nur Wenige aus, war mit der Veränderung zufrieden, weil es doch einmal anders geworden war. Ein Landsmann von mir zog mit ſeinen Kameraden, die Mainz hatten vertheidigen ſollen, aus der übergebenen Feſtung, und rief mir, da er mich erkannte, lachend zu: Wir haben die Stadt verſpielt. Mir konnte die Veränderung ziemlich gleichgültig ſeyn, auch war ich nichts weniger als zu ſtrengem Ernſt und Aengſtlichkeit geſtimmt; doch fiel mir der ungeheure Leichtſinn widerlich auf, mit dem ein ſo entſcheidendes Ereigniß aufgenommen ward. Das aber lag in der ſchlaffen, trägen Zeit voll wohlhabiger Gemächlichkeit und gutmüthiger Weichlichkeit. Wer mag überhaupt das Räthſel des menſchlichen Lebens löſen, in das der Widerſpruch nur Einklang bringt, das die Entbehrung nur zu Genüſſen führt? Auf dieſem wunderbaren und wunderlichen Inſtrumente gibt es ohne Diſſonanzen keine Harmonie. Das, wornach wir ſtreben, Einzelne und Nationen, das Höchſte und Beſte, was wir kennen, Friede, Wohlſtand, Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſüßen Früchte der Ruhe und des Ueberfluſſes, wirken oft verderblicher, als Dürſtigkeit, Krieg und Barbarei. Der Menſch wird mit allen jenen Vorzügen gewöhnlich ein ſo mattes, feiges, leeres, lebensſattes Weſen, daß man es nur mit Ekel und Bedauern ſieht. Es gibt Zeiten — die ewige Vorſehung hat es ſo geordnet, mögen wir auch bei dem Gedanken ſchaudern — es gibt Zeiten, denen der Krieg eine Wohlthat wird; Zeiten, die ſich nur in einem Blut- und Thränenbade die verlorne Kraſt und Würde des Menſchen wieder erlangen. In dem Herzen, das der Schmerz nie zerriſſen, ſchlägt die Blume der Freude keine tiefe Wurzeln, und die Bruſt, die nie ein gerechter Zorn durchglüht, wird ſchwerlich je von wahrer Liebe bewegt. Wen das Räthſel verlegen macht, und mit ſeinen Syſtemen und Theorien in Widerſpruch ſetzt, der mag ſich an den halten, von dem es aufgegeben worden. Dieſſeits und jenſeits liegen noch gar viele unbekannte Länder, obgleich ihr ſie, wie ihr verſichert, ſchon ſeit Jahrtauſenden mit eurer Vernunft und Wiſſenſchaft umſchifft und gemeſſen habt.

Vierter Abſchnitt.

Die franzöſiſche Revolution. — Die Franzoſen in Mainz. — Aufenthalt in Jena.

Mit dem Ausbruche der Gährungen in Frankreich hatte ich einen warmen Antheil an der Sache der Nation genommen, weil ſie, nach meiner Ueberzeugung, die Sache der Gerechtigkeit und der Vernunft geweſen. Die erſten Jahre der Revolution mußten ein jugendliches Gemüth mit heiliger Begeiſterung erfüllen. Das Erwachen einer zahlreichen Nation aus dem Todesſchlummer einer harten Sclaverei, und der Enthuſiasmus eines ganzen Volkes, das kein Opfer zu ſchwer und keine Anſtrengung zu groß fand, um eine geſetzmäßige Freiheit zu gründen, mußte jedes gut geborne Gemüth gewinnen. War dieſe neue Epoche nicht eine Fortſetzung der

Geſchichte von Rom und Griechenland, der geheiligten Erde claſſiſcher Menſchen? Konnte man in der Wirklichkeit gleichgültig gegen das bleiben, was uns in der Erzählung ſo oft mit tiefer Bewunderung erfüllte? Sahen wir nicht Athen, Rom und Sparta, nach einem zweitauſendjährigen Todesſchlafe, unter einem andern Himmelsſtriche, mächtiger und wohlthätiger als die geprieſenen Vorbilder ſelbſt, wieder aufleben? Man ſollte nicht darüber erſtaunen, daß die Revolution ſo viele junge Gemüther für ſich gewann. Führt nicht unſere ganze literariſche Laufbahn durch die ſchönen Gefilde der alten Republiken, den heimiſchen Boden der Freiheit und Humanität? Iſt alles Lehren und Lernen auf unſern höhern und niedern Schulen etwas anders, als ein Commentar der Sitten, Sprachen und Heldenthaten jener Wundermenſchen, denen allein die Weltgeſchichte anzugehören ſcheint? So lange der gelehrte Unterricht auf das Studium der Alten gegründet iſt, haben wir den Untergang der erhabenen Ideen und Gefühle, welche das Herz zur Liebe für Freiheit und Vaterland entflammen, nicht zu fürchten; und obgleich von der Theorie bis zu der Anwendung, beſonders in moraliſcher Hinſicht, noch ein großer Schritt iſt, ſo ſieht der Menſch, der ſich von der Erhabenheit großer Ideen durchdrungen fühlt, doch wenigſtens ein Vorbild über ſich, nach deſſen Erreichung er ſtrebt.

Die erſten Jahre der Revolution, einige pöbelhafte Auftritte abgerechnet, boten ein großes, rührendes Schauſpiel dar, das in der Entfernung noch größer erſchien. Die Entfernung, ſie liege in der Zeit oder in dem Orte, leiht Allem ein glänzendes Colorit. Das Auge des Menſchen hängt voll Sehnſucht an der Vergangenheit und Zukunft. Seine größten Genüſſe findet er in der Hoffnung und Erinnerung. Gegen die aufgehende und untergehende Sonne richtet er ſeinen Blick mit Andacht. Dieſem Zauber der Entfernung verdankt auch das Alterthum einen großen Theil ſeiner Vergötterung. Gewiß bewundern wir in der Geſchichte Vieles, das uns mit Abſcheu erfüllen würde, hätten wir es erlebt; und was wir davon erlebten, haben wir in der Wirklichkeit verdammt, obgleich wir es in der Idee geprieſen hatten. Rückt uns manche eurer großen Ereigniſſe und Menſchen näher, und ſie werden gemein; und manchem Idole iſt in der Geſchichte, als einer wohlthätigen Gottheit, ein Altar gebaut, das ſeine Zeitgenoſſen als einen falſchen Götzen verachtet haben.

Ich war für die Revolution. Aber auch bei mir verlor ſich die Täuſchung, wie ich dem Gegenſtande derſelben näher kam. Uebrigens hatte ſich auch die Sache ſelbſt ſchon zu ihrem Nachtheile verändert, als Cuſtine, im Spätjahre von 1792, vor Mainz erſchien. Ich zählte damals zwanzig Jahre, und hatte meine Studien noch nicht vollendet, die durch dieſes Ereigniß unterbrochen wurden. Die Franzoſen beſetzten Mainz und die benachbarte Gegend, und dieſe Stadt ward der Mittelpunct ihrer politiſchen Wirkſamkeit, wie ihrer kriegeriſchen Operationen gegen Deutſchland. Eine der erſten Früchte der neuen Ordnung der Dinge war der Clubb, dieſer Tummelplatz wilder Leidenſchaften, und öfter der Unverſchämtheit und Unwiſſenheit als der Redlichkeit und Talente. Die beſſere Minorität ward auch hier von der lärmenden Menge gewöhnlich überſchrien. Ich beſuchte die Geſellſchaft der Jacobiner zweimal, und ſah in ihr viele Bekannte, und ſogar einige meiner ehemaligen Mitſchüler eine Rolle ſpielen. Zu den Trefflichen und Guten, die ich immer ehrte, hatte ſich eine Rotte von Habſüchtigen und Ehrgeizigen geſellt, die bei einer gänzlichen Verwirrung, bei der Anarchie und dem Siege des Schlechten ihre Rechnung finden konnten. An Verſuchungen, in dieſe große, vielvermögende Geſellſchaft zu treten, um mir durch ihren Einfluß eine glänzende Laufbahn zu eröffnen, fehlte es nicht. Ich war einer von denjenigen, die an Glücksgütern nur gewinnen, aber nichts verlieren konnten. Mannichfaltige Ausſichten und Hoffnungen weckten meinen Ehrgeiz. Aufmerkſam wohnte ich einigen Verſammlungen bei, um meine Meinung zu beſtimmen, und mich dann zu entſchließen. Ich hörte Schmähungen auf die alte Regierung, pöbelhafte Ausfälle auf Habsburg und Hohenzollern, und Studenten, die kaum noch in Schulprüfungen ſich ängſtlich Fragen zu entziehen geſucht hatten, denen ſie ihre Kenntniſſe nicht gewachſen fühlten, mit unverſchämter Verwegenheit über die Kräfte und das Intereſſe der Staaten, das Heil der Völker und das Wohl der Menſchheit abſprechen. Gerechter Gott, rief ich, in welchen Händen iſt auch hier eine reine, heilige Sache! Schweigend kehrte ich nach dem Rheingau, meinem Geburtslande, zurück, feſt entſchloſſen, auch ſelbſt das Glück, wenn ich es Unwürdigen verdanken oder mit ihnen theilen ſollte, zu verſchmähen. Noch jetzt muß ich mich wundern, wie ich, in dieſem Alter, allen glänzenden Ausſichten mit ſo ſchneller Entſchloſſenheit entſagen konnte. Jeder beſſere Menſch hat, wie Sokrates, einen Genius, der ihm den Weg zum Guten zeigt, wenn er nur den Muth hat, ihm zu folgen; ich folgte ihm, und zwar ohne ſchweren Kampf. So oft ich mich von meinem Gefühle leiten ließ, über welches keine Betrachtung des Ehrgeizes oder Eigennutzes je etwas vermochte, war ich ſicher, den beſten Entſchluß gefaßt zu haben, der aber ſelten der vortheilhafteſte geweſen iſt.

An den Menſchen und ihren Handlungen habe ich die moraliſche Größe beſonders bewundert. Die kühnſte That, welche die höchſte Kraft des Geiſtes vorausſetzte, ließ mich kalt und gleichgültig, wenn ihr Zweck nicht edel war. Von allem Schlechten ſchien mir Niederträchtigkeit, Heuchelei und Undank das Schlechteſte. Darum habe ich auch Mirabeau und manche andere Führer des Volks, die wegen ihrer hervorragenden Talente mit Recht in großem Rufe ſtanden, nie ſehr geachtet. Der Kopf kann, nach meiner Ueberzeugung, nicht erſetzen, was dem

Gemüthe fehlt. In keinem Weſen der Natur leckt der Verrath uns freundlich verführend an. Allenthalben ſtößt das Verabſcheuungswürdige uns zurück. Nur in dem Menſchen ſprechen dich oft Geſtalt und Zunge freundlich mit Vertrauen und Liebe an, während der Argwohn und der Haß im tiefen Herzen wohnen; in ihm kann das Genie Achtung gebieten, und das Gemüth Abſcheu erregen, jenes dich heuchleriſch zu Kuß und Umarmung verführen, damit dieſes dich deſto ſicherer vergifte und erdrücke. Ich kann ſelbſt das größte Genie nicht achten, geſellt ſich zu ihm nicht das Edlere und Höhere im Menſchen — ein Herz voll Großmuth und Liebe.

Gegen einige Coryphäen der Revolution, ſo laut ſie auch die Blätter des Tages prieſen, hatte ich eine entſchiedene Abneigung. Ich ſah, daß beinahe allenthalben das öffentliche Wohl, die Sache des Volks und der Menſchheit, den perſönlichen Leidenſchaften, der Habſucht und der Herrſchſucht zum Deckmantel dienen mußte. Für viele ausgezeichnete Glieder der Gironde hatte ich eine tiefe Verehrung; auch zählte ſie die edelſten Menſchen unter ihren Anhängern. Hätte es ihnen nicht an jener Menſchenkenntniß, die der Gelehrte in ſeinem abgezogenen Leben ſo ſelten erwirbt, an jenem Scharfblicke, der den entſcheidenden Augenblick ſchnell zu erkennen weiß, und an jener Entſchloſſenheit gefehlt, welche die Menſchen und durch ſie die Ereigniſſe beſtimmt, dann würden die Angelegenheiten von Frankreich gewiß eine andere Wendung genommen haben. Nur dann iſt das Genie des Sieges gewiß, wenn es ſich mit der plumpen Kraft zur Erreichung ſeines Zweckes zu verbinden weiß. Robespierre verabſcheuete ich nicht, wie die meiſten ſeiner verworfenen Gehülfen, weil ich ihn wenigſtens für aufrichtig und ehrlich hielt. Auf Koſten des Staates oder der unglücklichen Schlachtopfer ſeiner Politik hatte er ſich nicht bereichert; auch war er ſeiner einfachen, frugalen Lebensart unter allen Verhältniſſen treu geblieben. Ich hielt ſeine Verbrechen mehr für Wirkungen einer politiſchen Verrücktheit als der Herrſchſucht oder Bosheit.

Daß der Kopf des Menſchen, dem man nichts vorwerfen konnte, als daß er das Unglück hatte, ein König zu ſeyn, unter der Hand des Henkers fiel, erſchütterte mich nicht ſehr; da aber die Königin, ein Weib, das Opfer der Wuth dieſer grauſamen Menſchen ward, da erfüllte ein tiefer Unwille mein Herz. Den Monarchen, deſſen Schwäche mich oft bis zum Zorn gereizt hatte, konnte ich nur bedauern. Mehr als einmal lag ſein Schickſal und das des ganzen Volkes, ſelbſt noch zu der Zeit, in ſeinen Händen, wo der Strom der Revolution ſchon zerſtörend über Frankreich ging, wäre er nur eines männlichen Entſchluſſes fähig geweſen. Mit feſtem Willen und Einſicht hätte er wenigſtens ſich, wahrſcheinlich aber ſich und den Staat gerettet. Der unglückliche Ludwig hatte alle Eigenſchaften eines guten Gemüthes, welche Liebe und Vertrauen erwerben, aber keine eines beſtimmten Charakters, der Achtung und Folgſamkeit gebietet. Auf die Liebe des Volks läßt ſich indeſſen ſelten zählen, wenn man nicht auch ſeines Gehorſams gewiß iſt. Das tragiſche Ende der Königin erregte Schaudern. Sie war ein Weib und Mutter, und Männer fällten das Urtheil!!

Auf das jugendliche Gemüth wirkte, wie man ſieht, die Revolution in mancher Hinſicht ganz anders, als ſie der Verſtand des Mannes nimmt. Unter Ereigniſſen, wie ſie dieſe ungeheuere Erſcheinung herbeigeführt, iſt es auch dem Beſten nicht immer möglich, mit Tugenden, wie ſie das Privatleben zieren und beglücken, den Ruhm ſeines Volks und das Wohl des Staates zu begründen. Ich bin damals, wie es gemüthlichen Leuten, die weder die Welt noch die Menſchen kennen, leicht begegnet, gegen die Revolution und die meiſten ihrer Helden nicht ganz gerecht geweſen. Dieſe wie jene wurden gar zu oft verdammt, weil ſie das Ungewöhnliche nicht auf die hergebrachte, gewöhnliche Weiſe gewirkt. Es gehören allerdings ganz andere Eigenſchaften dazu, um einem Reiche, als um einer Familie, Ruhe, Sicherheit und Wohlſtand zu geben und zu erhalten. Ganz andere Tugenden braucht ein Staat, der ſich, von innern und äußern Feinden bedroht, retten will, andere der, welcher in unangefochtener Ruhe nur zu genießen und klug zu bewahren braucht. Wenn ein Schiff, in Sturm und Wellen, dem gewiſſen Verderben nicht entgehen könnte, als indem ein Theil der Ladung und ſelbſt der Mannſchaft über Bord geworfen würde, dann möchte ich zwar der nicht ſeyn, der das harte Urtheil auszuſprechen und zu vollziehen hätte; aber dem Schiffe mit ſeinen Leuten iſt er wichtig. Wenn mir auch die Römerſeele fehlte, die den Vater das Todesurtheil an den eigenen Söhnen vollſtrecken läßt, die ſich gegen das Vaterland verſchworen, oder gegen den Befehl des Feldherrn, den Feind beſiegt haben; dann kann und muß ich ſie doch bewundern. Nicht was der Menſch thut, beſtimmt gerade ſeinen Werth, man muß auch bedenken, was ihm zu thun möglich oder geboten iſt. Uebrigens war in jener Zeit eine falſche Beurtheilung der franzöſiſchen Revolution den Fremden zu verzeihen, weil man ſich in dem übrigen Europa das Wort darauf gegeben zu haben ſchien, ſie mit den häßlichſten Farben darzuſtellen. Wird es doch ſelbſt jetzt noch manchem aufrichtigen Freunde der Wahrheit ſchwer, dieſe ſogleich zu erkennen, und von der Heuchelei und Lüge zu unterſcheiden!

Das Glück, welches ſich die jungen Republicaner in Mainz geträumt hatten, wollte ſich indeſſen nicht verwirklichen, und die ſchönen Täuſchungen und die glänzenden Hoffnungen währten nicht lange. Die deutſchen Heere drängten die franzöſiſchen zurück, und endlich ward ſelbſt Mainz eingeſchloſſen und dann zur Uebergabe genöthigt. Während dieſer Zeit lebte ich ruhig im Rheingau, das ich auch wahrſcheinlich noch nicht würde verlaſſen haben, hätte ich ohne Gefahr daſelbſt bleiben können.

Manche Preußen entehrten ſich durch die Verfolgung der ſogenannten Patrioten, gegen die ſie mehr zum Kampfe berufen ſchienen, als gegen die feindlichen Armeen. Es koſtete einem Hauptmann, der in ſeinem Dorfe den Befehlshaber machte, nichts, einen unſchuldigen Menſchen aus dem Schoße ſeiner trauernden Familie zu reißen, und ohne Verhör und Urtheil auf eine unbeſtimmte Zeit zu verhaften. In Rüdesheim, wo ich mich aufhielt, waren mehrere junge Leute eingezogen, und unter militairiſcher Bedeckung abgeführt worden, weil ſie, wie man vorgab, Freunde der franzöſiſchen Sache ſeyn ſollten.

Ich lebte in der ſorgenloſeſten Sicherheit, weil ich mir nichts vorzuwerfen hatte. Eines Tags ging ich, wie jede Woche wenigſtens einmal, von Rüdesheim auf den Johannesberg, um meine Mutter zu beſuchen. Auf dem Wege, der nur eine Stunde beträgt, überfiel mich ein Hunger, dem ich nicht widerſtehen konnte. In Eibingen kehrte ich, was mir noch nie begegnet war, bei dem Schultheiß des Ortes ein, der zugleich Wein ſchenkte. In demſelben Hauſe wohnte ein preußiſcher Major, welcher das Commando über die umliegende Gegend führte. Während dem ich meine kleine Mahlzeit hielt, befand ich mich mit meiner Wirthin allein, die mich nach Kräften zu unterhalten ſuchte. Wir ſprachen, wie alle Welt, von den Angelegenheiten des Tages, von denen alle Welt mitſprechen zu können glaubt, und ich erzählte ihr als das merkwürdigſte Ereigniß, von dem ich wußte, die Abführung einiger jungen Leute aus Rüdesheim, die den Preußen als Patrioten verdächtig waren. Ja, ſagte meine Wirthin in einem wichtigen Tone, der mir wahrſcheinlich beweiſen ſollte, wie ſehr ſie in die Geheimniſſe ihres erhabenen Gaſtes eingeweiht ſey, der über die Ruhe und das Glück ſo vieler Familien verfügen konnte; ja, der Herr Commandant wird ſicher das Land von den Patrioten ſäubern. Dieſe Nacht läßt er wieder einen von den Schelmen in Rüdesheim ausheben. — In Rüdesheim? fragte ich. — Ja wohl, fuhr ſie geſchwätzig fort; und zwar trifft es diesmal einen Hauptſpitzbuben, der zwar nicht ſo viel Gerede macht, wie viele andere, aber darum nur, wie der Herr Major ſagt, um ſo gefährlicher iſt. Den Vogel wünſchte ich zu kennen, ohne eine beſondere Neugierde zu verrathen; es iſt gut vor ſolchen Menſchen gewarnt zu ſeyn, die das

Land verrathen. — Er iſt nicht aus Rüdesheim, erwiederte meine geſprächige Wirthin, wo er ſich jetzt aufhält, ſondern vom Johannesberg, und heißt .... ſie ſuchte lange in dem Vorrathe ihres Gedächtniſſes den Namen, ohne ihn zu finden. — Vielleicht Weitzel. — So iſt's, fiel ſie haſtig ein. Dieſe Nacht noch werden ſie ihn holen. — Avis au lecteur, dachte ich, bezahlte meine Zeche, nahm höflichen Abſchied, und ging nach Rüdesheim, wo ich meine Maßregeln ſo gut nahm, daß mich auch ein ganzes Bataillon nicht entdeckt haben würde, obgleich ich in dem Hauſe verborgen war, in dem ich wohnte. Nachts um zwölf Uhr donnerten Kolbenſchläge und Flüche an dem Thore. Man öffnete; alle Ausgänge wurden beſetzt, und endlich der Herr des Hauſes abgeführt. Dieſer hatte bis zum folgenden Morgen Zeit genug, mit dem Commandanten zu unterhandeln. Die Negociationen gingen gut von Statten, und Herr Jett — ſo hieß der Verhaftete, ein entfernter Anverwandter, bei dem ich Hauslehrer war — erhielt einen Paß für ſich, ſeine Frau und drei Söhne, um zu Aßmannshauſen über den Rhein zu gehen, deſſen linkes Ufer von den Franzoſen beſetzt war. Ich galt für den dritten

Sohn. Wir gingen zu Fuß und ohne Geräuſch nach Aßmannshauſen. Wo ich einen Preußen bemerkte, wich ich ihm vorſichtig aus; denn für ſicher konnte ich mich unter dieſen Umſtänden gewiß nicht halten. Wir kamen beim Orte der Ueberfahrt an. Am Ufer hielt ein Piket. Das Herz ſchlug mir. Der Officier empfing den Paß, muſterte die Geſellſchaft, zählte die Köpfe, und — ließ uns überſetzen. Da ich das andere Ufer erreicht hatte, küßte ich den fremden Boden, und weinte vor Schmerz und Freude. . . . Meine Mutter und Geſchwiſter waren jenſeits in der geliebten Heimath, allein unter dem wilden Volke, unter drückenden Verhältniſſen, und ich unter dem Feinde flüchtig! Die Deutſchen hatten wir verlaſſen; die Franzoſen, die unſern Beſuch verdächtig fanden, trugen Bedenken, uns anzunehmen. Mit Thränen in den Augen ſah ich ins deutſche Vaterland, und dachte, Gott weiß es, nicht an mich, ſondern an die Meinigen. Endlich erhielten wir die Erlaubniß, von Bingen nach Mainz zu gehen, wo wir auch nicht freundlicher empfangen wurden.

Ein Partei- und Meinungskrieg iſt ſchrecklich, ungeheuer, hölliſch. Alle Uebel, welche die Menſchheit quälen, lindert das Mitgefühl des Menſchen, ſeine Theilnahme, die uns im Unglücke tröſtet und aufrichtet; aber da regt ſich kein Gefühl der Menſchlichkeit. Da ſind alle Bande aufgelößt, die den Bruder ſonſt an den Bruder, den Freund an den Freund knüpfen. Wer ſich nicht zum herrſchenden Glauben bekennt, iſt aus der Reihe der Menſchen ausgeſtoßen; er hat kein Recht, gegen ihn gibt es keine Pflicht. Ihn verfolgen iſt ein Verdienſt, ihn ſchonen ein Verbrechen; und der Menſch vergiftet das an ſich ſchon ſcharfe Geſetz mit der Wuth ſeiner Leidenſchaften. Mäßigung, — wahrlich die ſchönſte Tugend, weil alles Uebermaß zerſtört, willkührlich wirkt, und kein Geſetz achtet, durch das nur beſtehen kann, was beſteht und beſtehen ſoll — iſt hier Schwäche, Sünde, Verrath. Nur wenige, ſeltne Menſchen von einer edleren Natur geben den Becher, aus dem das Jahrhundert ſeine Kinder mit dem Wahn der Zeit tränkt, unberauſcht zurück, und richten ihren nüchternen Blick von der drängenden, flüchtigen Gegenwart auf die Ewigkeit, und von einem Volke oder einer Menſchenclaſſe, deren Angelegenheiten uns in ihren Strudel ziehen, auf die ganze Menſchheit. Ich ertrug Alles, um bleiben zu können; und doch war für mich und die Meinigen die Gefahr vielleicht größer, wenn ich blieb, als wenn ich zurückkehrte. Aber ich liebte die Sache der Menſchen, unter denen ich mich befand, ſo entſtellt ſie auch, nach meiner Anſicht, war; und ſo fand ich eine gewiſſe Sicherheit in mir ſelbſt, die mir die äußern Verhältniſſe nicht gewährten. Nie habe ich einen Glauben mit ſeinen Anhängern verwechſelt, und in dem Aberwitz der letztern einen Scheingrund geſucht, jenen ohne Vorwurf verläugnen zu dürfen.

Unbedeutende Vorfälle entſcheiden oft über die Beſtimmung und das Schickſal eines ganzen Lebens. Nach der Eroberung von Mainz durch Cuſtine wollte ich, bei einigen günſtigen Ausſichten, mit denen ich mir ſchmeicheln durfte, an den Angelegenheiten der Franzoſen keinen Antheil nehmen, und zog mich in das Rheingau zurück. Jetzt befand ich mich unter ihnen, ohne das Verdienſt einer freien Wahl zu haben. Dieſer Wechſel war das Werk eines Mannes, der mich nie geſehen hatte, und deſſen Namen ich nicht kannte. Ich beſann mich, ob ich mir, bei meinem ſtillen und zurückgezogenen Leben, doch nicht vielleicht eine Unvorſichtigkeit ſollte vorzuwerfen haben; und das war wirklich der Fall.

Ein preußiſcher Officier war in Rüdesheim einige Tage in dem Hauſe einquartiert geweſen, in welchem ich mich befand. Wir aßen miteinander an einem Tiſche. Nach der Mahlzeit wurde ein guter Rheinwein aufgetragen. Der Preuße brachte die Geſundheit ſeines Königs aus, die wir Alle tranken. Die Gläſer wurden wieder gefüllt; ich hob das meinige empor, und rief: die Freiheit und das franzöſiſche Volk! Alle Anweſende waren über dieſe Unbeſonnenheit betroffen. Am Tiſche fiel eine plötzliche Stille ein. Wiſſen Sie, junger Menſch, fuhr mich der Officier an, wo Spandau liegt? — Wiſſen Sie, fragte ich in demſelben Tone, wo die Baſtille ſtand? — Man erhitzte und beſänftigte ſich bei dem Wein, und ich zweifelte nicht, die ganze Sache ſey als eine unſchuldige Neckerei vergeſſen. Ob der preußiſche Officier dieſes Vorfalls bei ſeinen Vorgeſetzten erwähnt, und den nächtlichen Beſuch und die gezwungene Auswanderung bewirkt hat, weiß ich nicht beſtimmt, darf es aber wohl vermuthen.

Unbeſonnenheiten dieſer Art habe ich mehr als eine auf dem Gewiſſen. Im Zorn und Unwillen unterdrückte ich nicht leicht das verwegenſte Wort. Einige Zeit ſpäter ſetzte ich mich in Germersheim, durch ein noch unverzeihlicheres Benehmen, einer augenſcheinlichen Gefahr aus. Nach dem Mittageſſen unterhielt ſich eine Geſellſchaft, bei welcher ſich franzöſiſche Emigranten von hohem Range befanden, in dem Garten der Frau Hofgerichtsräthin Pfeifer, in welchem ich ebenfalls als ein Freund vom Hauſe war. Von den Fremden entfernt, nahm ich an der Unterhaltung keinen Theil. Man ſprach von dem, was Allen am nächſten lag, dem Kriege. Eine deutſche Zeitung, welche, weiß ich nicht mehr, kündigte einen großen über die Republicaner erfochtenen Sieg an. Die Damen ermangelten nicht, dieſe wichtige Nachricht den Emigranten mit ſchmeichelhaften Glückwünſchen mitzutheilen. Die Franzoſen frohlockten über das Unglück der Franzoſen, und freueten ſich der Zerfleiſchung ihres unglücklichen Vaterlands. Sie wünſchten eine wörtliche Ueberſetzung des intereſſanten Artikels. Man ließ mich kommen, und erklärte mir den Wunſch der hohen Gäſte, die den verlegenen Dollmetſcher auch ſogleich voll Neugierde umringten. Ich las den

Siegsbericht flüchtig durch, um mich mit ſeinem ganzen Inhalte bekannt zu machen; er war in jenen beleidigenden Ausdrücken abgefaßt, welche die Parteiwuth damals beiden Theilen eingab. Schweigend und düſter gab ich die Zeitung zurück, drängte mich haſtig durch den Kreis der Fremden, die mir auch, ohne ein Wort zu reden, Platz machten, und verlor mich in einen Seitengang. — Gnädigſter Herr, ſagte eine von den Damen franzöſiſch zu einem der Ausgewanderten, er iſt krank, und ſelten recht bei ſich. Dieſe Entſchuldigung, die eben nicht das beſte Zeugniß für meinen Kopf enthielt, und beſonders die Achtung, welche man für die Familie hatte, bei der ich war, retteten mich von dem Zorne der Emigranten, denen es damals ein Leichtes geweſen wäre, mich zu verderben. Die Zeit und eine koſtſpielige Erfahrung haben mich vorſichtiger und klüger gemacht. Ich lernte Schweigen und Ertragen; und wenn ich es auch vielleicht nicht immer vermag, wie ich es zu meinem eignen Beſten ſollte, dann liegt die Urſache darin, weil doch alle Kunſt die Natur nicht leicht ganz überwindet.

Am Rhein wüthete der Krieg; ſeine Schrecken und Verwüſtungen hatte ich in der Nähe geſehen.

Weder die Menſchen noch die Ereigniſſe entſprachen meiner Erwartung. Es war mir unbegreiflich, wie man einer guten Sache anders als aus guten Gründen und mit guten Mitteln dienen könne: ein Beweis meiner Jugend und meines gänzlichen Mangels an Erfahrung. Ich hatte nur mit mir ſelbſt, aber nicht mit der Welt gelebt. Nichts fand ich, wie ich mir es vorgeſtellt hatte, weil meine Vorſtellungen nicht aus dem wirklichen Leben, durch die Anſicht der Dinge, ſondern aus mir ſelbſt oder aus Büchern geſchöpft waren. Unter dieſen Umſtänden ergriff ich die Gelegenheit, die ſich mir darbot, einige deutſche Univerſitäten zu beſuchen, mit Vergnügen. Durch die Ankunft der Franzoſen in Mainz waren meine Studien unterbrochen worden. Ich hatte keine ſogenannte Brotwiſſenſchaft gelernt; und doch iſt das Brot in dieſem dürftigen Leben der letzte Zweck unſerer Thätigkeit und ſogar der Wiſſenſchaft und Kunſt. Ich mußte, wenn auch nicht wegen mir ſelbſt, doch wegen meiner Familie, deren einzige, letzte Hoffnung ich war, auf eine künftige Verſorgung denken. Die Ausſicht meiner guten Mutter, nach einem Leben voll Mangel und Beſchwerden, in ihrem müden Alter ein angenehmes Loos zu bereiten, belebte in mir Kraft und Muth, wenn ich, im Kampfe mit allen feindlichen Verhältniſſen, zu unterliegen in Gefahr kam. Vaterlos und ohne alles Vermögen war ich in meiner früheſten Jugend, von dem Augenblicke an, wo ich meine Familie verließ, mit allen meinen Hoffnungen auf mich ſelbſt angewieſen. Wollte ich leben, dann mußte ich mir die Mittel dazu erwerben: ein hartes Loos für einen Menſchen, der in ſeinem zwölften Jahre unter der ſchrecklichen Bedingung ſein Herr ward, auch ſich Vater, Lehrer und Führer werden zu müſſen. So lernte ich im Kampfe mit allen Bedürfniſſen meine Kräfte üben. Mit den Entbehrungen aller Art vertraut, auf die Hülfsquellen eingeſchränkt, die ich mir zu eröffnen verſtand, erwarb ich jene Zuverſicht auf mich ſelbſt, die mich auch in den verwickelteſten Verhältniſſen des Lebens nicht verließ, und jenen Muth, den nicht leicht ein Ungemach erſchüttert. Der Erwerb iſt wohl der Anſtrengung werth, die er gekoſtet hat. Sehe ich aber jetzt noch auf die vergangenen Tage zurück, in denen ich, wie ein Schiffbrüchiger im Sturme mit den empörten Wogen, zu ringen hatte, dann begreife ich kaum, wie ich gerettet ward, oder vielmehr mich ſelbſt rettete von einem beinahe gewiſſen Untergang. Nach den Geſetzen Sparta's mußte jedes neugeborne Kind, das mehr dem Staate als ſeinen Aeltern angehörte, eine Probe aushalten, die ſeine geſunde Leibesbeſchaffenheit bewährte, oder, im entgegengeſetzten Falle, ſterben. Ich beſtand meine Geſundheitsprobe; aber ſie war hart und gefährlich, und der Vorſehung bin ich Dank ſchuldig, daß ſie nicht nachtheiliger auf meinen Charakter gewirkt.

Um meine Studien fortzuſetzen, konnte ich unter den Univerſitäten in Deutſchland wählen. Ich entſchied mich für Jena. Die Hoffnung, jene Männer, für die ich eine abgöttiſche Verehrung hatte, die ich in ihren unſterblichen Schriften bewunderte, und wie höhere Weſen, mit der ganzen Begeiſterung der Jugend achtete und liebte, **Schiller**, **Wieland**, **Goethe** und **Herder**, in der Nähe zu ſehen, füllte meine ganze Seele. Hier fand ich meine Ideale verwirklicht, die ich irrig in dem rohen Leben der Läger, oder auf der ſchlüpfrigen Bahn der Demagogie oder der Hofgunſt geſucht hatte. Ich konnte es kaum erwarten, den heiligen Boden von Weimar zu betreten, auf dem die Verfaſſer der Muſarion, der

Iphigenie und der Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit lebten. Welch' ein Mann mußte Schiller ſeyn, der das Bild des Marquis Poſa in ſeiner Seele fand!

Es iſt der jugendlichen Gutmüthigkeit ohne Erfahrung eigen, daß ſie den Schriftſteller mit ſeinen Werken, den Mann mit dem Platze, an dem er ſteht, und die Wirkungen mit ihren Urſachen, und umgekehrt, verwechſelt; ſie glaubt, ein Autor müſſe ſeinem Buche gleichen, einen hohen Poſten könne nur ein hoher Menſch bekleiden, und wichtige Ereigniſſe müßten von wichtigen Urſachen erzeugt werden. Ein großer Menſch iſt gewöhnlich größer als ſein Werk, das er geſchrieben, und erhabener, als die erhabene Stelle, an welcher er ſteht, da die Mittelmäßigkeit hingegen ihre Blöße mit dem Schmucke geborgter Gedanken und Gefühle oder geſchenkter Würden und Auszeichnungen bedeckt.

Im Spätjahr 1795 kam ich nach Jena. Nachdem ich die Collegien, die ich beſuchen wollte, geordnet, und mit der umliegenden Gegend Bekanntſchaft gemacht hatte, war meine größte Angelegenheit, Schiller zu ſehen. Die Sache hatte große Schwierigkeiten; denn ſeit mehreren Jahren war der kränkliche Mann für die Welt unſichtbar. An läſtigen Beſuchen, welche die Neugierde herbeizog, konnte es bei einem ſo berühmten Namen auch nicht fehlen, und es war zu erwarten, daß er einen Menſchen ohne Anſprüche und Empfehlung nicht empfangen würde. Ich machte indeſſen den Verſuch, bat ihn ſchriftlich um die Erlaubniß, ihn beſuchen zu dürfen, und legte dem Geſuche eine kleine hiſtoriſche Abhandlung bei, durch welche ich mich bei dem Verfaſſer der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande und des dreißigjährigen Kriegs zu empfehlen hoffte.

Tage und Wochen ſah ich einer Antwort entgegen. Tage und Wochen vergingen, und ich erhielt keine Antwort. Endlich klagte ich, in einer Unterredung mit Fichte, über dieſe Behandlung, die ich nicht zu verdienen glaubte. Fichte war Schillers Freund, und konnte mir in meiner Angelegenheit den beſten Rath ertheilen. Daß ich keine Antwort erhielt, war meine Schuld. In meinem Briefe hatte ich weder meine Wohnung, noch meinen Stand oder meine Beſchäftigung angegeben. Es war ſehr natürlich, daß ich in meiner Begeiſterung ſo etwas Gemeines und Alltägliches überſah.

Nun hörte ich, zu welcher Stunde ich Schiller beſuchen könnte; und einer meiner größten Wünſche ſollte in Erfüllung gehen. Die Zeit ſchlich träge, als theile ſie die Erſtarrung der ganzen Natur im Winterfroſte. Endlich ward es Abend, und es ſchlug ſechs, die ſehnlich erwartete Stunde. Ich eile nach Schillers Wohnung, ſteige, nach der erhaltenen Beſchreibung, die Treppe hinauf, wähle unbekannt unter den Thüren, kann mich nicht entſchließen eine zu öffnen, horche, und vernehme auch in dem ganzen Gebäude keinen Laut, als meinen ſcheuen Tritt und den ſchnelleren Athem. Ich öffne eine Saalthür; der Saal iſt dunkel, doch unterſcheide ich zwei Thüren, die rechts und links in Zimmer führen. Aber an welcher ſoll ich pochen? Unwillkührlich gehe ich nach der linken, und klopfe an; keine Antwort. Ich horche und vernehme eine Bewegung. Da ich die Thür öffnen will, geht ſie auf, und meine Hand berührt eine andere an der Thür. Ich ſtand vor Schiller.

Ohne Zweifel lächelt Mancher über mich und meine Beſchreibung, und über mich vielleicht mit Recht. Ich habe dieſen Auftritt, der für jeden Andern als für mich eine komiſche Seite haben mag, mit aller Umſtändlichkeit beſchrieben, um eine Schwäche meines Gemüthes heraus zu heben, wenn dieſe exaltirte Stimmung, die mich oft über die Wahrheit hinwegführte, um mich wieder unter dieſelbe zurückfallen zu laſſen, nicht einen andern Namen verdient. Von einem großen Menſchen erwartete ich das Größte, und den Starken wollte ich frei von aller Schwäche. So mußte ich mich nothwendig oft täuſchen, und die fehlgeſchlagene Hoffnung mir und denen, die meinem Ideale nicht entſprachen, wehe thun. Von dem Menſchen das Menſchliche erwarten, an das Leben keine größere Anſprüche machen, als ein Erdeleben voll Schwächen, Mängel und Gebrechen befriedigen kann; es wie ein Gemälde betrachten, in welchem ein nothwendiger Wechſel von Licht und Schatten ſeiner Schönheit nichts benimmt, weil das Schöne auch wahr ſeyn muß, iſt eine Klugheitsregel, die ich der Erfahrung zu danken habe.

Uebrigens gilt dieſe Bemerkung nicht Schiller, für den ich immer dieſelbe hohe Verehrung hatte, ſondern mir. Mit welchen großen Hoffnungen ſah ich in die Zukunft! Welche ſchöne Ausſichten bot mir das Leben mit ſeinen mannigfaltigen Genüſſen dar, unter denen ein wohlthätiger Wirkungskreis die erſte Stelle einnahm! Was träumte ich nicht Alles zum Beſten des Vaterlandes und der Menſchheit zu wirken, da ich die Kraft und den Muth in mir fühlte, alle Hinderniſſe zu beſiegen, alle Gefahren zu bekämpfen! Wenige, ſehr wenige dieſer ſchönen Hoffnungen wurden erfüllt. Wie ſchrecklich täuſchte die Wirklichkeit die gutmüthigen Erwartungen der unerfahrnen Jugend! Wer mir in jenem Alter geſagt hätte, der Menſch brauche weniger die Tugend, als den Schein derſelben; die Welt ſey der rohen Gewalt Preis gegeben, und den ſchmutzigſten Leidenſchaften, der Eitelkeit, der Habſucht und der frechen Luſt; der gute Wille ſchon ſey oft gefährlich, noch mehr aber das Vermögen und der Muth ihm zu folgen, und das größte Verdienſt beſtehe darin, zu gefallen, und Kriecherei und Heuchelei führe ſicherer und ſchneller zum Glück, als Talent und Rechtlichkeit, den hätte ich als einen Läſterer gegen die menſchliche und die ganze Natur verabſcheuet. Klüger macht uns die Erfahrung, aber nicht beſſer; und ich begreife, wie der Menſch, durch das Verkehren mit dem Menſchen, ſelbſtſüchtig wird, feig oder gewaltthätig, und daß, wenn ihm noch der Muth bleibt, das Gute zu thun, er es mehr aus Achtung für ſich ſelbſt thut, als aus Liebe zu Andern. Der wäre ein Günſtling des Schickſals, der unter den ewigen Klatſchereien ſeines öffentlichen und Privatlebens nichts von ſeinem Glauben an den Menſchen und ſeiner Ruhe verlöre. Wohl dem, der eine andere Erfahrung gemacht hat! — Doch kehren wir zu einem angenehmern Gegenſtande zurück!

Eine ähnliche Empfindung, wie ich ſie in der Nähe von Schiller hatte, nahm meine ganze Seele ein, als ich Napoleon, nach ſeinen glorreichen italieniſchen Feldzügen, zum erſtenmal ſah. Gegen keine Schätze der Welt hätte ich das Glück vertauſcht, den Rieſenmenſchen ſprechen zu hören, und alle ſeine Bewegungen zu belauſchen. Nie konnte ich in meiner Jugend die edeln Züge aus dem Leben des Epaminondas und des ältern Scipio, die mir die erſten Heroen der Weltgeſchichte ſind, leſen, ohne ein mit einer gewiſſen Rührung vermiſchtes Vergnügen zu empfinden, mit dem ich an Innigkeit kein andres zu vergleichen weiß. Wenn ich Züge aus dem Leben großer Menſchen las, begegnete es mir oft, daß ein heftiges Herzklopfen mich aufzuhören nöthigte. Nie hat das Schöne ſo mächtig auf mein Gemüth gewirkt, als das Große.

Bei Schiller mag ich wohl eine Stunde geblieben ſeyn. Wir ſprachen über die kritiſche Philoſophie, über einige der berühmteſten deutſchen Schriftſteller, über die Griechen, die franzöſiſche und engliſche Literatur, die franzöſiſche Revolution, über ihn ſelbſt und meine Ausſichten in die Zukunft. Er rieth mir, mich vorzüglich dem hiſtoriſchen Fache zu widmen. Da ich mit ihm von meiner Anſicht des Lebens ſprach, und ihm verſicherte, meine Grundſätze ſtänden unwandelbar feſt, erwiederte er lächelnd, er ſelbſt habe in dieſen Jahren beiläufig eben ſo gedacht, aber noch gar Vieles zu verändern gefunden. Er ſchien mit mir zufrieden zu ſeyn, weil er mir erlaubte, ihn zu beſuchen.

Wieland ſah ich einmal in Weimar, wo ich nur eine Nacht verweilte. So viel mir die Herrlichkeit des Städtchens in der Idee verheißen hatte, ſo wenig hielt es mir in der Wirklichkeit; und das konnte, nach meinem ganzen Weſen, nicht anders ſeyn. Wie durfte ein junger Menſch, den nichts empfahl, weder Geburt, Stand, oder Name, nicht einmal ein freundliches Wort irgend eines Bekannten dieſer großen Männer, hoffen, Zugang bei denſelben zu finden? Es zu verſuchen, auf die Gefahr abgewieſen zu werden, war meine Sache nicht. Hätten ſie freilich etwas von der Verehrung gewußt, die ich für ſie im Herzen trug, dann würden ſie wahrſcheinlich darin einigen Grund gefunden haben, mich liebreich zu empfangen. Ich begnügte mich alſo damit, Wieland, mit dem ich Rouſſeau's und des Naturſtandes wegen, noch nicht ganz verſöhnt war, aus ehrfurchtsvoller Ferne zu verehren. Herder ſtand in meiner Achtung unendlich hoch. Ich dachte mir ihn als ein Weſen edlerer Art, als einen Genius der Menſchheit in menſchlicher Geſtalt, zart doch groß und ſtark gebaut, und im Benehmen freundlich ernſt. Der Zufall wollte, daß ich ihn das erſtemal bei der Promotion eines ſeiner Söhne in Jena ſah, wo ein Profeſſor allerlei beliebte Scherze, nicht alle von der feinſten Art, zum Beſten gab. Es wurde viel gelacht, und Herder lachte mit. Das verdroß mich ſehr. Lächeln durfte der Mann, aber nimmer lachen, am wenigſten über ſolche Späße. Ich war recht kindiſch erzürnt über die alltägliche Menſchlichkeit; und dieſer einzige Zug beweiſet, in welcher ſonderbaren jugendlich exaltirten

Stimmung ich damals war. Mit Goethe fand ich Gelegenheit, einige Worte bei dem Eislaufe auf der Saale zu wechſeln, wo ich einem Knaben, der ſich nicht feſt auf ſeinen Schlittſchuhen zu halten wußte und öfter fiel, hülfreich an die Hand gehen wollte. Der Junge war, wie ich hörte, Goethe's Sohn, und quälte ſich verlaſſen auf der glatten Bahn, während der Vater in dem Gewühle rüſtiger Läufer ſich auf ihr noch ziemlich gewandt bewegte. Der große Mann ſah mir etwas vornehm aus, und das Vornehme iſt, wie ich in ſeinen Schriften geleſen zu haben glaube, abſtoßend. War ich verſtändig, dann mußte ich geſtehen, daß er ſich gegen mich benahm, wie er ſich gegen einen Menſchen von meinem Stande und Alter benehmen konnte. Warum ſollte er anders als vorübergehend und auf eine gleichgültige Weiſe Notiz von meiner Erſcheinung nehmen? Unglücklicher Weiſe wußte er nicht, wie lange wir ſchon bekannt geweſen, und wie nahe er mir und meinem befreundeten Kreiſe ſchon ſeit Jahren geſtanden. Ich habe dieſen außerordentlichen Mann ſpäter noch einigemal geſehen, und ſo viel ich es vermochte, zu beobachten geſucht. Sein ganzes Weſen, redend oder ſchweigend, in Ruhe oder in

Bewegung, erfüllte mich mit einer gewiſſen Scheu. Auch dem Gefühle ſchon kündigt die Natur ſich an, die herrſchen will, ohne beherrſcht zu werden. Alles um ihn wird, in des Meiſters Hand, zum Stoff. Ich wüßte nicht, worin Goethe ſich nicht ausgezeichnet hätte, wenn er nur wollte. In dem Verſchiedenartigſten, faſt Widerſprechenden hat er ſehr viel geleiſtet. Er kann, was er will, und ſcheint die Welt in ſich aufzunehmen, ohne ſich von der Welt aufnehmen zu laſſen. Er iſt ein großer Künſtler, ſelbſt in der Wiſſenſchaft und im Leben. Seiner Ueberlegenheit gewiß, gibt er ſich mit Manchem nur ſpielend ab, treibt es auch wohl mit einem nachläſſigen Uebermuth, der zeigt, daß er die Menſchen kennt und weiß, wie ein Fürſt ſein Volk behandeln darf. In ſeinen Werken herrſcht die reiche Mannigfaltigkeit der Schöpfung. Man vergleiche nur Werther und die Wahlverwandtſchaften, Götz von Berlichingen und Iphigenie, Torquato Taſſo und Hermann und Dorothea, die natürliche Tochter, und Fauſt! Da ſind die Früchte aller Jahreszeiten und Climate. Im Fauſt hat er ſeine univerſale Individualität am treueſten wieder gegeben, wie Mozart in ſeinem Don Juan. In neuerer Zeit ward Goethe oft vorgeworfen, er ſey der gemeinen Eitelkeit, in der vornehmen Welt durch vornehme Lappalien etwas gelten zu wollen, nicht unzugänglich. Wäre das wirklich der Fall, dann bewieſe es abermals die Schwäche der menſchlichen Natur, die ſich auch in dem Stärkſten nicht verleugnet. Selbſt der Gebildetſte wird unter Wilden oft ein Wilder, der für den glänzenden Tand von Glasperlen und Rauſchgold wahre Güter gibt. Wenn Goethe ſich gern mit Orden und Titeln ſchmückte, dann wäre er doch weniger darum zu tadeln, als Napoleon, daß er ſich ſo gern von einem altadelichen Hofe umgeben ſah.

Mein vorzüglichſtes Beſtreben war nun, die kritiſche Philoſophie gründlich zu ſtudiren. Seit mehrern Jahren ſchon hatte ich mich mit derſelben beſchäftigt, ohne, nach meiner Ueberzeugung, beſondere Fortſchritte zu machen. Ich las Kant und ſeine zahlreichen Commentatoren mit einer Beharrlichkeit, die ich mir um ſo mehr als ein Verdienſt anrechnen durfte, weil meine Ausbeute mit meiner Anſtrengung in keinem Verhältniſſe zu ſtehen ſchien. Endlich dachte ich, es fehle nur an einem in die Geheimniſſe der Schule eingeweihten Manne, um mich in ihr Heiligthum zu führen. Konnte ich einen würdigern Prieſter der göttlich geprieſenen Weisheit finden, als Fichte, der mit eben ſo großem Ruhme als Erfolg in Jena lehrte? Ich ward ſein fleißiger Schüler, und verdoppelte meine Anſtrengungen, um das lang erſehnte Ziel zu erreichen. Vergebens; meiner ausdauernden Geduld ungeachtet machte ich nur langſame Fortſchritte, und meinem Auge war es verſagt, das Licht der Sonne, die an dem Himmel des gelehrten Deutſchlands aufgegangen war, in ſeinem ganzen Glanze zu ſchauen. So zufrieden Fichte, nach ſeinen Aeußerungen, mit mir war, ſo wenig war ich es ſelbſt. Ich überzeugte mich, daß es mir für dieſe Philoſophie an jenem Berufe fehlte, ohne den kein Menſch, in was es immer ſey, es über das Mittelmäßige bringt. Indeſſen hatte ich die Werke Kant's nicht ohne großen Nutzen für mich geleſen; und dankbar muß ich bekennen, daß ich dieſem in ſeinem Fache gewiß ſehr verdienſtvollen Manne zum Theil die Berichtigung meiner Anſicht der Außenwelt und der geiſtigen Natur des Menſchen verdanke. Fichte's Scharfſinn erregte oft meine Bewunderung; und wenn ich es in dieſer Philoſophie nicht bis zu einem gewiſſen

Grade von Vollkommenheit gebracht habe, dann ich geſtehe es aufrichtig, lag die Schuld einzig an meiner Unfähigkeit.

Nach einer langen Anſtrengung, meine Ideen nach den Grundſätzen der kritiſchen Schule zu ordnen und zu berichtigen, fühlte ich meinen Geiſt erſchöpft. Da war kaum ein Gedanke, der meine Seele erhob, kein Gefühl, das mein Gemüth bewegte. Warum, ſagte ich oft zu mir ſelbſt, ſollte die Wahrheit nicht auch einfach ſeyn, da alles Große es iſt? Beinahe kommt es mir wie eine Täuſchung vor, wenn die Jünger dieſer Schule aus einer kunſtmäßigen Zuſammenſetzung neuer Worte neue Begriffe zu ziehen glauben. Welche Früchte ſehe ich übrigens eine Lehre bringen, die dieſe Jünglinge ohne Erfahrung und eignes Denken mit einer prahlenden Anmaßung aufbläht, daß ſie ſchnell und kühn über die verwickelteſten Probleme des Lebens abſprechen, und die großen Reſultate, welche die größten Denker aller Jahrhunderte beſchäftigt haben, in dem ſchulgerechten Gebrauche einer neuen Terminologie zu finden verſichern? Liegt der Sinn und Gedanke nicht im lebendigen Anſchauen und Gefühle, ſondern im todten

Worte? Mit beſcheidenem Mißtrauen auf ſich ſelbſt ſprachen oft Männer, die ein großer Genius durch ein großes Leben geführt hatte, ihre Meinung über das Räthſel deſſelben aus; wie dürfen Knaben mit dieſer gebieteriſchen Beſtimmtheit reden? Lehrt die Frucht den Baum kennen, der ſie trug, dann könnte ich mich ja tröſten, daß dieſer der verbotene Baum der Erkenntniß für mich war und blieb. Ich weiß übrigens wohl, daß der Mißbrauch einer Sache nicht gegen die Sache ſelbſt zeugt, und muß geſtehen, daß ich auch unter den Philoſophen von der neuern und der neueſten Schule ſehr ſchätzbare und unterrichtete Menſchen gefunden habe. Vielleicht lege ich einen zu geringen Werth auf einen Gegenſtand, den ich ſelbſt nicht beſitze, und theile hierin eine ſehr allgemeine menſchliche Schwäche, gegen die ich mich ſonſt zu verwahren ſuche.

Die ausdauernde Anſtrengung, mit der ich zu arbeiten gewohnt war, vielleicht auch der häufige Gebrauch des Kaffees, durch den ich mich während der Nacht gegen den Schlaf zu verwahren ſuchte, hatten einen nachtheiligen Einfluß auf meine Geſundheit. Ich zog den berühmten Hufeland, dieſen geſchickten und humanen Arzt, zu Rathe, Hufeland fand die wirkſamſte Arzenei in einer veränderten Lebensart, zu der ich mich auch entſchloß.

Der Winter war vorüber. Der Frühling löſte die Bande des gefeſſelten Lebens, das ſich freudig in der erwachenden Natur regte. Die Bäche rauſchten; die Lerche wiegte ſich ſingend in der blauen, heitern Luft; das kaum noch öde Feld bevölkerte ſich; die Gebüſche grünten; die Bäume trieben Knospen und Blüthen, und in der Bruſt des Menſchen erwachten, mit der neuen Schöpfung, die Hoffnung und die Sehnſucht. Mein Auge hing an den blauen Gebirgen in der Ferne, die wie ſchützende Rieſen vor dem gelobten Lande zu ſtehen ſchienen, wo ich zu finden hoffte, was ich noch vergebens ſuchte. Immer weiter ſehnt ſich der Menſch, von Ahnungen und Wünſchen getrieben, die keine Gegenwart befriedigt, bis er, an den Grenzen des Lebens ſtehend, noch jenſeits hofft, was ihm dies Daſeyn nicht gewähren konnte.

Ich nahm meinen Wanderſtab, um mit Jett und meinem alten Freunde Müller über das Erzgebirge nach Dresden zu gehen. Die Silbergruben jener Berge, die Art, wie das Metall, der Abgott der Zeit, aus der Unterwelt ans Licht gebracht wird, und Freiberg mit ſeinen bewundernswürdigen Anſtalten für den Bergbau und die damit verwandten Künſte, waren für mich eine neue Welt. Allenthalben, in der Natur und in den Werken des Menſchen, fand ich Stoff zu Belehrung und Unterhaltung; und obgleich wir den Weg, bei einer ſehr ungünſtigen Witterung, zu Fuß machten, ſo hatten wir doch nicht eine einzige unangenehme Stunde: ſo wahr iſt es, daß wir die Freude und den wahren Genuß des Lebens mehr in uns ſelbſt, als in der Außenwelt finden!

Dresden mit ſeinen reichen Kunſtſchätzen und ſchönen Umgebungen gefiel mir ſehr. Die Bildergallerie, die Antiken und die Mengs'ſchen Abgüſſe beſuchte ich öfters, und das koſtbare grüne Gewölbe und die übrigen Seltenheiten einmal. Ich konnte mich kaum ſättigen an alle dem Schönen und Reizenden, das dieſe Stadt mir darbot. Die italieniſche Oper, die prächtige Elbebrücke, der muſikaliſche Gottesdienſt in der Hofkirche, und überhaupt das ganze Leben und Treiben unter den gebildeten Bewohnern Sachſens hatte ſehr viel Anziehendes für mich. Meine beliebten Excurſionen trieb ich nicht über das Seifersdorfer Thal und die Veſte Königſtein. Monate hätte ich mich da aufhalten mögen; aber wie viele Menſchen können, was ſie wollen, in einem andern Sinne nämlich, als in dem moraliſchen? Das ganze Leben iſt ja eine ewige Flucht, ein ewiger Wechſel von Gewinnen und Verlieren. Was muß der Menſch nicht endlich verlaſſen? — Ich verließ auch Dresden.

Meine Spaziergänge auf der Elbebrücke hatten mir alle lieblichen Bilder meines theuern Vaterlandes vor die Seele gebracht. Ich glaubte, von der Schiffbrücke bei Mainz, die nahen und fernen Gebirge zu ſehen, die das ſchöne Land umſchließen, den Spiel- und Uebungsplatz meiner Kindheit und erſten Jugend, wo ſo viele werthe Menſchen und meine Mutter wohnten. Das Gewitter des Kriegs ging verwüſtend über die liebe Heimath, und ich war fern, und hatte reiche Genüſſe, da dort vielleicht, ſogar wahrſcheinlich, drückender Mangel herrſchte. Dieſer Gedanke verfolgte mich quälend, und erleichterte mir den Entſchluß zur Rückkehr.

Wir ſchlugen den Weg über Meißen und Leipzig ein; und ſo lange wir dem Lauf der Elbe folgten, träumte ich mich an die Ufer des vaterländiſchen Rheins. Was ſoll ich über die ſächſiſchen Städte dieſer Gegend, ihren Handel und Gewerbfleiß ſagen? Viele haben ſie beſchrieben, noch mehrere geſehen; und nach dem, was darüber iſt geſagt worden, darf ich kaum hoffen, etwas Neues zu ſagen. Ich bin dem nördlichen Deutſchland gewiß nicht böſe; aber wahr iſt, daß man die Gemächlichkeiten des Lebens dort nicht kennt, wie am Rhein, am Main oder in Frankreich. Auf der Rückreiſe nach Jena beſtand ich mit meinen zwei Gefährten ein kleines Abentheuer, das uns in der Erinnerung oft beluſtigte, obgleich es in der Gegenwart nichts weniger als angenehm war. Nach einem beſchwerlichen Tagmarſche trafen wir in einem Wirthshauſe, einige Stunden von Meißen, ein, das ſchon bei dem erſten Anblick keinen vortheilhaften Eindruck auf uns machte. In einer engen, rauchigen Stube ſaßen ſieben bis acht Kerls mit einigen Weibsleuten an einem langen Tiſche, wo ſie ſpielten und zechten. Die viehiſche Rohheit dieſer Menſchen, der freche Blick, die unzüchtigen Neckereien, die ganze ekelhafte Unterhaltung, die Flüche der Verlierenden und die beſtialiſche Freude derer, die gewannen, hätten uns auf der Stelle beſtimmt, weiter zu gehen, wenn es nur möglich geweſen wäre. Aber wo ſollten wir hin, ermüdet von dem langen Wege, bei der finſtern Nacht, in einer uns unbekannten Gegend? Wir blieben alſo unter den ſaubern Gäſten, die wir von dem Wirthe und ſeiner ſchönen Hälfte nur auf ihre eigne Erklärung unterſcheiden lernten. Da wir einen Thee begehrten, ward von der Geſellſchaft großer Rath gehalten, was das Ding wohl ſey. Nach einigen Erörterungen rief der Klügſte aus: De (Thee) iſt's! Das iſt De, wie die Herren Poſtillons trinken! Und an dem ganzen Tiſche erſcholl ein lautes Gelächter. Wir ſtanden verlegen an der Thür, den Bündel noch auf dem Rücken, und ſahen uns fragend an. Wir hatten wohl alle denſelben Wunſch, weiter zu gehen, aber auch daſſelbe Gefühl der Nothwendigkeit zu bleiben. Still und beſcheiden nahmen wir an dem Ende der Bänke an demſelben Tiſche Platz, wo das Geſindel hauſete, ließen uns mit frechen Blicken muſtern, und warteten auf den Thee und Butterbrot.

Dem Hunger verdankten wir es, daß wir die ſchlechte Mahlzeit köſtlich fanden. Nach und nach, wie wir bekannter wurden, ſuchten wir eine feſtere Haltung zu gewinnen, ſteckten, nach dem Beiſpiel der Geſellſchaft, unſere Pfeifen an, und rauchten, bis wir uns vor Müdigkeit nicht mehr aufrecht halten konnten. Nun wurden einige Bunde Stroh in der Stube ausgebreitet, auf die wir unſere Reiſebündel als Kiſſen unter den Kopf legten. Meine beiden Gefährten ſchliefen ein; ich konnte nicht ſchlafen. Die Augen halb geſchloſſen, ſah ich dem tollen Weſen der verdächtigen Geſellſchaft zu. Man mußte uns im tiefſten Schlafe glauben, weil einer von den Kerls die laute Frage that: Was mögen das wohl für Gäſte ſeyn? Ein anderer, ohne ſich zu beſinnen, nahm die Oellampe von dem Tiſche, ſchritt über uns hin, beleuchtete unſern Anzug vom Kopfe bis zu den Füßen, und ertheilte den Beſcheid: es ſeye nichts dran, wahrſcheinlich wären es Handwerksburſchen. Die Uebrigen ſtimmten dieſem Gutachten bei; und es ward wieder geſoffen, geflucht und geſpielt, ohne daß man ſich weiter um uns bekümmerte. Was ſpäter noch vorging, weiß ich nicht; denn dem Schlafe, der wie Blei auf meinen Augen lag, konnte ich nicht länger widerſtehen. Da wir am Morgen erwachten, ſah die Sonne freundlich durch die engen Fenſter in die finſtere Stube, die im Kleinen das Bild eines aufgebrochenen Lagers gab. Wir rafften uns zuſammen, und eilten fröhlich weiter. Nach wenigen Tagen trafen wir wieder in Jena ein.

Schönes Alter der Jugend, daß wie die Biene nur Blumen ſucht, und aus den Blumen nur den ſüßen Honig ſaugt! Mit der Gefahr unbekannt, macht es ſeine Unwiſſenheit ſicher, und die Gefahr achtet dieſe Unwiſſenheit wie den Muth, und geht an ihr vorüber.

Da mir die Philoſophie in Jena nicht nach Wunſch zuſchlagen wollte, ſo dachte ich mit Ernſt daran, mir poſitive Kenntniſſe zu erwerben. Göttingen ſchien mir mehr als irgend eine andere Univerſität zu dieſem Zwecke geeignet, und ich beſchloß, nach Göttingen zu gehen. Ich beſuchte noch einmal meine Lieblingsorte, und nahm Abſchied von Ketſchaus Garten und meinen Freunden. Die meiſten habe ich nicht wieder geſehen, den wackern Juch, die braven Dürfeld und den guten Loſſius. Jeden rief ſeine Beſtimmung auf eine andere Bahn, die wahrſcheinlich nie mehr Menſchen zuſammenführt, welche ſich in dem flüchtigen Leben die Hände reichten, als ſie ſich freudig erkannten, um ſich ſchmerzlich zu trennen. Die beiden Sieboldе traten mit Ehre in die Fußtapfen ihres berühmten Vaters.

Mit Manchen erneuere ich von Zeit zu Zeit die alte Freundſchaft, wenn ich ihre Namen in Meßcatalogen, in Literaturzeitungen oder auf dem Titelblatte ihrer Werke leſe.

Zu der Zeit, da ich in Jena war, kam Iffland nach Weimar, wo er einige Gaſtrollen ſpielte. Ich hatte den großen Künſtler, vor mehreren Jahren, einen ganzen Winter in Mannheim geſehen; und doch glaubte ich ihn hier zum erſtenmal zu ſehen. Es gibt wenig Menſchen und Werke, die bei einer näheren Bekanntſchaft gewinnen, und auch dann noch das erſte lebendige Intereſſe erregen, wenn der Reiz der Neuheit für ſie verloren iſt; aber gewiß gehört Iffland, als Künſtler, unter dieſe ſeltenen Menſchen. Es ſchien mir, als habe er ſich in Weimar ſelbſt übertroffen. Vielleicht hatte er aber auch nie ein Publicum, wie in dieſem kleinen Athen von Deutſchland. Außer den Perſonen des ſehr gebildeten Hofes wohnten Schiller, Göthe, Wieland, Herder und andere Gelehrte von Jena und Weimar den Vorſtellungen bei.

Göttingen übertraf meine hohe Erwartung. Hier fand ich eine Welt von Gelehrſamkeit. Kaum hatte ich einen Begriff von dem unermeßlichen

Reichthume an poſitivem Wiſſen, den dieſe hohe Schule damals in ſich vereinigte. Unter Schlözer und Spittler ſetzte ich das Studium der Geſchichte, Statiſtik und Politik (dieſe in der weiteſten Bedeutung des Wortes genommen) fort, und folgte auch darin wieder mehr meiner Neigung, als meiner wahrſcheinlichen künftigen Beſtimmung. Es mag ſchwer ſeyn, einen Mann zu finden, der mehr wußte und geſehen hatte als Schlözer; doch war mir Spittler, wegen der größern Verwandtſchaft ſeiner Anſichten und Ideen mit den meinigen, lieber. Keiner ſprach mich indeſſen befreundeter an, als der geniale, humoriſtiſche Lichtenberg, der einzige Menſch, den Deutſchland in dieſer Art aufzuweiſen hat. Erfreulich für mich war es, die perſönliche Bekanntſchaft mit Bouterwek zu machen, was ich ſchon früher gewünſcht hatte, da er, bei ſeinem Aufenhalt in Darmſtadt, meiner Heimath, ſo nahe geweſen war. Die reiche Bibliothek, die ich nach Wunſch benutzen konnte, bot mir ihre unermeßlichen Hülfsquellen zu meinem Unterrichte dar.

Indeſſen fühlte ich vielleicht nie mehr als damals, daß ich nicht zum Gelehrten geboren ſey. Und obgleich ich dieſes Gefühl ſtets in mir trug, ſo ward es doch jetzt erſt zur Ueberzeugung, die mich auch nie wieder verlaſſen hat. In dem thätigen, handelnden Leben konnte ich nur einen mir angemeſſenen Wirkungskreis finden. Hatte mir die mütterliche Natur einige Talente gegeben, dann konnte ich ſie nur in ihm bilden und anwenden; und ſie, wie meine geſammelten Kenntniſſe, und mein Charakter, der beſonders den Menſchen zu dem macht, was er iſt und ſeyn ſoll, bis auf meine körperliche Conſtitution, die zu meinem Wohlbefinden eine ſtete, anſtrengende Bewegung nöthig macht, beſtimmten mich zu einer ganz andern Laufbahn, als die iſt, welche mir mein Verhängniß anwies. Oft, ſehr oft empfand ich es ſchmerzlich, daß ich meine Beſtimmung verfehlt habe, und mit Bedauern ſehe ich auf mein zwar nicht unthätiges, aber doch thatenloſes Daſeyn zurück, glücklich genug, in dem Schoße meiner Famllie eine Entſchädigung für die betrogenen Anſprüche zu finden, die ich an das öffentliche Leben machen zu dürfen mich für berechtigt hielt. Der Menſch gehorcht einem unerbittlichen Schickſale; und Thorheit iſt es, dem zu widerſtreben, was er nicht ändern kann. Dies unbehagliche Gefühl machte mir manche trübe Stunde, und ich entgehe meinem böſen Geiſte, der mich in ihm verfolgt, nur wenn ich mich aus dem leeren Gewühle und den Klatſchereien des geſellſchaftlichen Lebens in die freie Natur rette. Das that ich auch hier. Der ſitzenden, eingeſchloſſenen Thätigkeit müde, ließ ich Collegien und Bibliotheken, ſetzte mich zu Pferde, und durchſtrich den Harz. Auf dem Brocken, der mir noch, aus den Sagen der Kindheit, als Blocksberg wichtig war, ſah ich die Sonne auf- und untergehen, wie nie wieder, auch ſelbſt nicht auf den Gebirgen der Schweiz: für mich ein großes, erhabenes Schauſpiel.

Das Schuljahr ging zu Ende, und wir trafen Anſtalten zur Rückkehr nach der geliebten Heimath. Unſer Weg führte uns über Caſſel, das mir gefiel. Die ganze Fußreiſe machte ich mit einem ſeligen Vergnügen, obgleich ſie uns nicht ohne Gefahr durch die Vorpoſten der öſterreichiſchen Armee führte, welche die Franzoſen gegen den Rhein verfolgte. Eine unglückliche Vorbedeutung für mein Vaterland und meinen Aufenthalt in ihm!

Da ich eines Morgens mit meinen zwei Reiſegefährten aus einem Gehölze kam, ſtießen wir auf eine Zigeunerfamilie, die ihr Weſen in dieſer Gegend trieb. Ich folgte meiner Geſellſchaft in einiger Entfernung, mit Gedanken an die Ereigniſſe des Tags und meine Zukunft beſchäftigt; da trat die Mutter der ſorgenloſen Nomaden mir in den Weg. Oeffne mir deine Hand, ſprach ſie mit Zuverſicht, daß ich dir gute Wahrheit ſage! — Ich öffnete meine Hand, die ſie in die ihrige legte, und aufmerkſam betrachtete. — Recht durch einander! rief ſie bedenklich und in geheimnißvollem Tone; doch, was du eben gedacht haſt, wird in Erfüllung gehen. Da, nehme dies; und ſo lange du es bei dir trägſt, widerſteht dir kein Weiberherz. — Ich betrachtete den Talisman, es war ein braunes Steinchen. Lächelnd entrichtete ich die Gebühr, ging weiter, und warf den Schatz, der mich zum erſten Sultan der Welt gemacht hätte, auf den nächſten Rübenacker. — Seltſames Treiben der Menſchen! ſagte ich, launiges Schickſal! Der Zufall der Geburt macht Fürſten und Bettler, gewerbſame Bürger und Nomaden, Chriſten und Heiden. Was ich indeſſen damals gedacht, ging, der Verſicherung meiner Sibylle ungeachtet, nicht in Erfüllung.

Endlich kam ich, nach einer Abweſenheit von mehr als einem Jahre auf den vaterländiſchen Boden zurück, den ich nie ohne eine tiefe Rührung betrete. Unter den Gewitterſtürmen des Kriegs hatte ich ihn verlaſſen; unter den Gewitterſtürmen des Kriegs fand ich ihn wieder. Ich benutzte die Muße, die ich nun hatte, um das Studium des Natur- und Staatsrechts und der Staatswirthſchaft fortzuſetzen. Ich hatte immer eine große Vorliebe für dieſe Wiſſenſchaften, obgleich ich, für meine künftige Verſorgung, keinen beſondern Vortheil aus ihnen zu ziehen hoffen konnte.

Mit dem Frühling erwachten auch wieder neue Entwürfe und Hoffnungen in meiner Bruſt, und ich entwarf den Plan zu einer Reiſe durch die Schweiz, den ich auch denſelben Sommer (1797) noch ausführte.

Fünfter Abſchnitt.

Reiſe nach der Schweiz.

Eine Veränderung meiner Lage und gewohnten Lebensweiſe war durchaus nothwendig geworden, ſollte ich mich nicht ſelbſt aufreiben und von Innen zerſtören. Meine Bruſt theilten die ſeltſamſten Widerſprüche zwiſchen Menſchenliebe und Menſchenhaß. Ich hätte mich gern Allem, was Leben athmete, wohlthätig erwieſen, half freudig mit Aufopferung meiner ſelbſt, wo ich helfen konnte, und wollte auch denen noch wohl, die ich für meine Feinde hielt. Solchen Geſinnungen entſprach aber keineswegs die Härte im Ausdruck und Benehmen, und nicht ſelten ſchalt die Zunge den in dem Augenblicke, wo die Hand ihm gab. Mein Inneres dehnte eine unbeſtimmte, ins Unendliche gehende Sehnſucht aus. Mit Liebe wünſchte ich die ganze Menſchheit an das heiße Herz zu ziehen, und preßte die nackte Bruſt mehr als einmal auf meinen einſamen Wanderungen gegen das feuchte Moos der Bäume, die ich umſchlungen hielt, um ihr Glühen abzukühlen und die ſchwellende Sehnſucht in ihr zu erdrücken. So ſtand ich oft am frühen Morgen, am ſpäten Abend und in der Nacht auf der alten Burg oder im Tempel des Niederwaldes, den Blick gegen den Himmel gerichtet, die Arme gegen das Land in der Tiefe ausgebreitet, wenn die Sonne ſich flammend über den Purpurwogen des Rheins erhob, oder die Sterne in der Nacht brannten. Bei dieſem Gefühle waren die Menſchen um mich und ihr gewöhnliches Treiben mir gleichgültig, wo nicht zuwider. Ich mied ſie, wo ich konnte, und verbarg, wo ich mit ihnen zuſammentreffen mußte, meine Gleichgültigkeit oder meinen finſtern Grimm auf keine Weiſe. Mich ekelte, nach einem beliebten Ausdrucke, die Gemeinheit und Erbärmlichkeit an, welche die Welt regiert. Nur im Kreiſe weniger Freunde und meiner nächſten Verwandten hatte ich vergnügte Stunden.

Wie ich die Dinge ſah, galt das Verdienſt und die Tugend Nichts, dagegen Macht und Reichthum Alles. Die Noth mochte ſich mit den beſten Zeugniſſen vor der Thür der Begüterten melden; brachte ſie nicht von irgend einem angeſehenen Vetter oder einer einflußreichen Baſe eine eigennützige Empfehlung mit, oder unterſtützten ſie nicht Vorurtheile und Gauklerkünſte, dann konnte ſie ſich hungernd nur immer weiter betteln. Gerechtigkeit ſah ich im Großen wie im Kleinen walten, Heere die blutenden, zertretenen Länder an ſich reißen, hier Polen mit ſchauderhafter Gewaltthat theilen, dort das friedliche Frankreich, das nur ſeinen verzweifelten Zuſtand verbeſſern wollte, mit ſchrecklichem Untergang bedrohen, dem feindlichen, aber ſtark gewordenen Staate dagegen, nachdem er ſich mit Verbrechen und Verwünſchungen beladen hatte, Frieden und Freundſchaft antragen. Hier darbt die Thätigkeit in Armuth, dort ſchwelgt das Laſter in Müßiggang. Der Zufall der Geburt verleiht nicht ſelten der Nichtswürdigkeit Auszeichnung und Ueberfluß, Gunſt oder Laune dem Schmeichler und Intrikanten Glück. Die Empfehlung eines ſchlechten Weibes oder eines Luſtigmachers bringt ihren Schützling oft in einer Stunde weiter, als rühmliche Anſtrengung es in Jahren bringen kann. Das Recht iſt dem Schlendrian, der Rabuliſterei, der pedantiſchen Form und geiſtloſem Actendreſchen überlaſſen, wenn es nicht offenbarer Beſtechung und gemeinen Advocatenkünſten hingegeben iſt. So finden wir es allenthalben, im Staate wie im geſelligen Leben, bei Hofe wie in der Amtsſtube, in der Akademie wie in einer Dorfſchenke. Zeigt mir, wo der Menſch, ſein wahrer innerer Werth, ſeine Tugend und ſein Verdienſt nur ſo viel gilt, wie Reichthum, Geburt, Gunſt oder Macht; wo Recht und Vernunft ſo viel vermögen, als Gewalt und Ränke. Wahn, Thorheit, Selbſtſucht und Eigennutz treiben Völker und Menſchen, und ſind die Geißel, mit der ſie, in blinder Wuth, ſich ſelbſt und Andere zerfleiſchen. Welchem Stande du auch angehörſt, ſind dein Name, deine Ehre und Wirkſamkeit nicht von elenden Klatſchereien, von Vetter- und Baſenſchaften abhängig, in der Spinnſtube, am Theetiſche, in Zeitungen und gelehrten Blättern, in Seſſionszimmern und in Conferenz- und Audienzſälen? Zeigt mir die Religion ſtatt des Aberglaubens, das Recht ſtatt der Herrſchaft von Gewalt und Liſt, die Vernunft ſtatt der Begierde und Leidenſchaft, beſonnene, billige Prüfung ſtatt des Wahns und der Vorurtheile, zeigt mir ſie, und ich will mich zu eurem Glauben, daß Alles gut ſey, weil es euch gut geht, bekehren laſſen. Die Seltenen, die eine Ausnahme von der Regel machen, wie Chriſtus, Sokrates, die Gracchen, Thomas Morus, Galilei, Kosciusco und Ihresgleichen, wurden ſie nicht verhöhnt, geläſtert, eingekerkert, des Landes verwieſen oder hingerichtet?

So war es; ſo iſt es noch. Die franzöſiſche Revolution ſollte, wie es hieß, die Bande löſen, welche die Nationen in Schmach und Elend gefangen hielten. Was geſchah? Alle Leidenſchaften und Vorurtheile wurden zum Kampfe aufgereizt. Ströme von Blut und Thränen floſſen. Der Krieg wüthete in Familien und Staaten; und über die einfachſten Wahrheiten und Intereſſen können oder wollen ſelbſt die Gebildeten nicht einig werden. Das Heiligſte und Höchſte ward entſtellt, entehrt, im Namen der Freiheit und Vernunft, wie ſonſt im Dienſte der Tyrannei und des Aberglaubens. Das Ehrwürdigſte dient zum Vorwande der Entehrung, das Ernſteſte zum Gegenſtande trivialen Spottes. Unter Jauchzen und Beifallklatſchen ward das Würdigſte durch den Koth geſchleift, und aus dem fürchterlichen Kampfe rettet ſich auch hier, wie allenthalben, faſt nur das Schlechte und Gemeine, und die behalten Recht, die ſich pfiffig und gewandt mit Reichthum und Ehren aus dem Streite zu ziehen wiſſen. Sagt, iſt es anders? Wo hätten die Menſchen ſich dem ſchweren Druck des Unrechts und der Vorurtheile je entzogen? Und dieſe Unordnung, dieſe ſchreckliche Verwirrung, dieſe Umkehrung alles Rechts, dieſe Verleugnung aller Wahrheit und Wahrhaftigkeit nennen uns Schriftſteller und Redner die göttliche, legitime Ordnung der Dinge, gegen welche, wie ſie ſagen, Bosheit und Unſinn ſich verſchwören. Dazu gehört wirklich ein hoher Grad von Bosheit oder Unſinn!

Der Streit, ſelbſt unter den Beſſern und Unterrichteten, um den Vorzug, taube Nüſſe aufzuknakken, iſt wahrhaft jämmerlich. Von dem, was der Menſch für ſein Wiſſen ausgibt, ſind drei Viertel ohne Prüfung, vom Hörenſagen angenommen, und von dem letzten Viertel theilen die Wenigſten etwas mit. Faſt immer iſt die Wahrheit gefährlicher, als die Lüge. Aber wo auch dies der Fall nicht wäre, ſagt doch ſelbſt der Ehrlichſte ſeinem Freunde ſelten, was er fühlt und denkt. Wer ſpricht von einem

Andern ihm ins Geſicht, wie er im Rücken von ihm zu ſprechen kein Bedenken trägt? Wenn aber die Freundſchaft und Ehrlichkeit ſich das erlauben, was darf man von der Lüge, dem Haſſe und der Verleumdung erwarten? Seht doch um euch, auf die Schande und das Elend, das Werk der Herrſchbegierde, Habſucht und Eitelkeit! Seht den Uebermuth der Geburt und des Reichthums, die das Verdienſt und den Vorzug haben, ohne Verdienſt und Vorzug alle Vorzüge und Verdienſte ſchon in der Wiege zu beſitzen! Seht den frechen Hohn der Gewalt, die ſcheinheilige Frömmigkeit, den dummen Aberglauben, den lauernden Betrug, den giftigen Neid, und wie die ſcheußlichen Ungeheuer alle heißen, die in der Bruſt des Menſchen ihre Höhle haben, Staaten und Familien zu einem ewigen Schlachtfelde, das öffentliche und häusliche Leben zu einem ewigen Kriege, und faſt jede Wohnung zu einem Lager oder Sieghauſe machen! Und man hat noch Lobreden für ſo viel Jammer, für dieſe Schmach, für den Sieg der rohen Stärke und der feigen Hinterliſt, und ihr nennt einen rechtmäßigen Zuſtand, eine geſetzliche Ordnung der Dinge, wo die Geſetze und frechen Begierden um die Wette morden; wo plumpe Gewalt und verſchlagene Bosheit ununterbrochen Triumphe feiern!

Dieſe und ähnliche Vorſtellungen lagen wie ein finſteres Gewitter über meiner Seele, durch deſſen Nacht nur Blitze von ausgelaſſener Fröhlichkeit zuckten. Aus dem ſtummen Abgrunde des tiefſten Kummers tauchte ich vorübergehend zur lauteſten Fröhlichkeit auf. Dort wie hier gab es für mich weder Maß noch Ziel. Was mir von Briefen und abgeriſſenen Papieren aus jener Zeit übrig geblieben iſt, ſpricht, nur in verſchiedenen Wendungen und Ausdrücken, die eben angeführten Klagen aus. Ein Gebet enthält folgende Stelle: Gib mir, o Gott, im Leben das Höchſte und Tiefſte in raſchem Wechſel. Mögen der ſtrenge Ernſt und die leichtſinnige Freude, Genuß und Entbehrung, Königsſchmuck und Bettlerlumpen, die Tiare und die Schellenkappe, Tragödien und Jahrmarktsſpiele, Kindtaufsfeſte und Schlachtfelder ſich im bunten, flüchtigen Reihentanze folgen! Ein reiches, mannigfaltiges Jugendleben gib mir, und dann die Kraft, dies Leben und was ich in ihm genoſſen und erworben, mit Shakespeare's Geiſt, durch Worte oder Töne, mit dem Pinſel oder der Feder, als Angelo oder Mozart, als Schiller oder Cervantes darzuſtellen. Willſt du mir aber ſchenken, um was die Verdienteſten nur bitten dürfen, dann gib mir die Seele und das Herz und den Tod des Epaminondas!....

Um was ich gebeten, das konnte mir nicht wohl werden. Ich hoffte auf dem Theater, in Scherz und Spiel zu finden, was ich in der Welt im Ernſte nicht erwarten durfte. Ich reiſ'te wirklich nach Frankfurt, um mich daſelbſt unter die Schauſpieler aufnehmen zu laſſen. Der damalige Director der Bühne, — er nannte ſich Büchner, wenn ich nicht irre — war ſo verſtändig, mich durch gute Gründe von meinem Vorſatz abzubringen, und hat ſich dadurch ohne Zweifel nicht nur um mich, ſondern auch um die Bühne ein Verdienſt erworben. Wahrſcheinlich erkannte er mit geübtem Auge ſogleich, welche Acquiſition er an mir machen würde. Später bin ich einmal mit Bekannten in einer Rolle, die mir angemeſſen ſchien, öffentlich aufgetreten. Dieſer Verſuch überzeugte mich und Alle, daß ich zum Rollenſpielen durchaus verdorben ſey. Da ich auf die Bühne zwiſchen die Lichter trat, in dem geborgten Schmucke, mit geborgten Stellungen und Redensarten, und die Menſchen anſah, die, zum Zeitvertreibe, ſich von mir wollten beluſtigen oder rühren laſſen, da ergriff mich ein widerliches Gefühl. Auch beſann ich mich gar nicht, ſondern machte mich, bei dem Schluſſe des erſten Aufzugs, ſogleich auf den Weg nach Hauſe, um das Schickſal der übrigen vier Acte ganz unbekümmert. An der Thür holten mich einige Bekannte ein, und brachten mich mit Mühe durch die Vorſtellung des Scandals zurück, ein verehrtes Publicum und die befreundete Geſellſchaft, mit der ich ſpielte, ſo ſchändlich zu narren. Ich gab nach. So lange ich auf der Bühne war, und meine Rolle eben nicht mit beſonderer Wärme gab, herrſchte ringsum die tiefſte Stille. Der Spieler hatte die ſchonenden Rückſichten dem Menſchen zu verdanken. Ich ſprach ſonſt öffentlich, und es ging ganz anders. So war ich öfter vor dem verſammelten Volke, vor Beamten, auf öffentlichen Plätzen, in Kirchen, Stadt- und Gemeindehäuſern aufgetreten, und durfte mit dem Erfolge zufrieden ſeyn.

Es war natürlich, daß die Unzufriedenheit mit den Menſchen und den menſchlichen Verhältniſſen, wie ich ſie nach und nach kennen lernte, mich mit meinen Wünſchen, Entwürfen und Hoffnungen aus einem Stande in den andern trieb. Erſt wollte ich Kapuziner, dann Pfarrer, ſpäter Profeſſor und Schriftſteller werden. In jedem dieſer Stände glaubte ich, zu ſeiner Zeit, das Höchſte zu finden, was das Leben geben kann. Gelehrt wie Leibnitz zu ſeyn, ſchien mir das äußerſte Ziel des Ehrgeizes. Im Laufe der franzöſiſchen Revolution wurden Bailly, einige Glieder der Gironde und Pichegru meine Helden. Aber auch da blieb ich nicht ſtehen, ſondern kehrte, voll Verdruß über die unzuverläſſige, wortreiche Gegenwart, zu dem einfachen Alterthum zurück. Das Leben eines Phocion, Lycurg, Chriſtus, Antonin, Sokrates und Scipio hielt ich allein des Lebens werth. Ja, ich hatte Augenblicke, wo mir es ganz gleichgültig vorkam, ob man für Andere thätig ſey, oder nicht. Was iſt es denn am Ende auch mit einem ſolchen Leben, mit dieſer Unſterblichkeit? rief ich. Blieb nicht die Wirkſamkeit der heiligſten und größten Menſchen ohne beſondern Erfolg? Ihre Zeitgenoſſen haben ſie verkannt, verleumdet, mißhandelt und verfolgt, und die Nachwelt hat ihre Lehren und Beiſpiele zur Rechtfertigung ihrer Schlechtigkeit mißbraucht. Soll die Entvölkerung der neuen Welt, die Bluthochzeit und die Inquiſition nicht auf Rechnung der ſanften, menſchenfreundlichen Chriſtuslehre kommen? Wie lange hat man darüber geſtritten, und Bücher über die Frage geſchrieben, ob der Heide Sokrates im Himmel ſeyn könne? Was hat das Leben der Gottmenſchen auf der Welt für dieſe und für ſie ſelbſt Gedeihliches gehabt? Wenn es gut ging, wurden ſie in natura gemartert und hingerichtet, um ſpäter in effigie angebetet zu werden. Und ſelbſt dieſe ſterile Anbetung und Verehrung iſt mehr Heuchelei und Aberglauben, als wahre Andacht. Wenige von denen, die dem Heldentode des Weiſeſten der Griechen für die Wahrheit, kunſtreiche Lobreden halten, möchten der Verſuchung widerſtehen, ihre Ueberzeugung für eine mäßige Beſoldung oder eine Auszeichnung zu verkaufen.

Wie ſelten bricht ein Lichtſtrahl von Vernunft und Billigkeit in die Jahrhunderte lange Nacht von Unſinn, Aberglauben und Gewaltthat! Wie mühſam muß ſich das einſame Beſſere durch das erdrückende Gewühl von Schlechtem und Gemeinem drängen, und ſich ſeinen Athem zum dürftigen Leben erhaſchen! Hat ſich nicht faſt jede wohlthätige Erfindung als Schwarzkunſt und Zauberei Verfolgung zugezogen? und war es nicht einträglicher, der Quäler als der Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn? Wo wir uns hinwenden, begegnen wir der Lüge und Heuchelei. Willſt du deinen perſönlichen Werth, was er der Welt iſt, kennen lernen, dann kleide dich, an einem und demſelben Tage, als Mönch, als Bettler, als Mann von Geburt und Einfluß oder von Vermögen. An einem und demſelben Tage wirſt du, einer und derſelbe Menſch, in der Kutte, in Lumpen, mit Stern und Ordensband oder in reichen Kleidern, von denſelben Menſchen mit Ehrerbietung, grobem Uebermuthe, gebeugter Demuth oder Verachtung empfangen und behandelt. Dein Rock, dein Stand biſt du; du ſelbſt biſt nichts.

Ich war ſchwach genug, über dieſe Verkehrtheit und Erbärmlichkeit, über den Unſinn und die Dummheit, zwar nicht, wie Heraklit, zu weinen, aber mich doch herzlich zu erboßen. Der größte Gewinn, den mir mein Umgang mit Menſchen gebracht hat, iſt meine Annäherung zur Schule des verſtändigen Demokrit. Lachen muß man über Groß- und Klein-Abdera und über alle Abderiten von allen Farben, Ständen, Secten und Orden.

Lachen muß man über die leere, aufgeblaſene Eitelkeit, die ihre Würde im Bettelſchmuck geſchenkter Ehren und Auszeichnungen findet; über die dumme Anmaßung der plumpen Gewalt, die durch Schergen und Miethlinge, mit Bajonnetten und Flintenkolben im Geiſterreiche herrſchen will; über den frechen Uebermuth des Menſchen, der den Gedanken des Menſchen zu richten, die Wahrheit mit ſeinem Bilde auszuprägen und als allein gültig in Umlauf zu ſetzen, den Gewiſſen und den Geiſt zu feſſeln ſich erdreiſtet. Lachen muß man über allen hohen Wahnſinn und die thieriſche Stumpfheit, die nur Rechte für jenen, und nur Pflichten für dieſe anerkennen; über die Lumpengottheit der Sterblichen, die, ſelbſt von Staub und Aſche, wie ihre Brüder, dieſen des Himmels Stellvertreter zu ſeyn ſich brüſten. Das Alles iſt nur zum Lachen. Die Perle einer Thräne, die nur ein großer Schmerz dem männlichen Auge auspreſſen darf, iſt ein viel zu reicher Schatz, als daß es erlaubt wäre, ihn an ſolche Albernheiten zu ſetzen. Mit der Zeit wird man klüger, und lernt, daß Lachen wenigſtens geſünder iſt, als Weinen, und auch eben ſo viel hilft. Später habe ich es wohl auch manchmal zum Lachen gebracht; damals aber ging es nicht.

Eine ſolche Stimmung mußte quälend für mich und für meine Freunde und Bekannte ſeyn. Dazu kam noch meine auffahrende Heftigkeit, über die ich ſelten Meiſter ward. Die Menſchen, mit denen ich einigen Umgang hatte, konnten natürlich wenig Geſchmack an meiner Geſellſchaft finden; ich dagegen fiel auch ſelten Jemand durch Zudringlichkeit beſchwerlich. Ich ſuchte die Einſamkeit, die ich liebte. Zum Unglück vereinigte ſich Alles, um meinen Zuſtand zu verſchlimmern, die ernſte, zurückgezogene Lebensweiſe, mein gelehrter Müßiggang, die dürftige Lage meiner nächſten Verwandten, die Ungewißheit über meine Zukunft, der Gang der Angelegenheiten in Frankreich, und vorzüglich der Tod einer theuern Freundin, der Mutter meiner Zöglinge, die mich mit zarter Hand zu leiten wußte. Es war darum ein guter Einfall, eine Reiſe durch die Schweiz zu machen, die mich beſchäftigen und zerſtreuen, auf Geiſt und Körper vortheilhaft wirken konnte.

Selbſt die Menſchen, denen ich werth war, und die mich liebten, wünſchten, zu meinem wie zu ihrem Beſten, ich möchte von meiner wilden Unabhängigkeit und heftigen Aufrichtigkeit etwas verlieren, da ſie ſtörend in das geſellige Leben griffen, und mich mancher Unannehmlichkeit ausſetzten. Ich muß jetzt noch erſtaunen, wenn ich bedenke, wie vielen böſen Folgen widriger Händel, die ich mir zugezogen, ich glücklich entgangen bin. Es kam wohl daher, daß ich es in entſcheidenden Fällen mit feigen, oder auch mit großmüthigen Menſchen zu thun gehabt. Da ich immer Alles zu wagen bereit war, Alles an mein Wort, mein geglaubtes Recht und meinen beſtimmten Willen ſetzte, ſo imponirte ich denen, die es ſo weit zu treiben nicht Luſt hatten. Edle und kräftige Menſchen dagegen wollten ihre Ueberlegenheit zu meinem Verderben nicht benutzen. Bei jedem Streite, den ich ernſtlich führte, ließ ich Freunden und Bekannten nur die Alternative, nachzugeben oder mit mir zu brechen. Meinen Vorgeſetzten im Dienſte ſetzte ich die Wahl zwiſchen Wahrheit und Recht, wie ich ſie nämlich erkannte, und meiner Entlaſſung. Es begegnete mir einmal, daß ich gefordert ward. Ich nahm die Herausforderung unter der Bedingung an, daß wir auf drei Schritte Kugeln wechſelten. Der Spaß ging meinem Gegner zu weit, und er fügte ſich. Nicht leicht entſchließt ſich der Menſch zum Aeußerſten, wenn er nicht vom Aeußerſten getrieben wird; da ich es indeſſen gewöhnlich that, behielt ich auch gewöhnlich Recht. Von meiner eigenen Art nur einige Proben!

Kaum war ich den dritten Tag in dem Hauſe des Herrn Jett, als Lehrer ſeiner Söhne, und der gute Mann hatte ſchon eine ſchwere Prüfung zu beſtehen. Wir ſaßen bei Tiſche, und er ließ ſich nach ſeiner Weiſe, etwas hart gegen Frau und Kinder aus. Er war recht im Zuge, den Haustyrannen durchzuſpielen, als ich heftig aufſtand mit der Erklärung: Das muß aufhören, wofern ich bleiben ſoll. Dabei faßte ich meinen Stuhl mit beiden Händen, um der ertheilten Declaration den gehörigen Nachdruck zu geben, im Falle ſie Widerſpruch finden ſollte. Der gute alte Herr ſah mich eine Weile mit ſtarren Augen und offenem Munde an. Setzen Sie ſich! ſprach er endlich ziemlich ruhig und beruhigend. Ich ſetzte mich, und hatte ſelten mehr Urſache, aus gleichem Grunde wieder aufzuſtehen.

Beinahe in derſelben Zeit kam ich zufällig in eine Geſellſchaft von Bekannten, die Kaufleuten Wein zu verſuchen gaben. Man ſtellte mir die Probe vor, mit der Einladung, auch mein Gutachten abzugeben. Den Kaufherren aus Frankfurt war ich, wie dem ganzen verzinſenden und Alles nach Procenten berechnenden Geſchlechte nicht ſehr gewogen, und der Mann, der ſeinen Wein verkaufen wollte, gehörte zu meinen werthen Bekannten. Ich hatte drei Gläſer verſucht, ſah den Verkäufer fragend an und ſagte: der Wein iſt geſchmiert. Der Erſchrockene zertrat mir unter dem Tiſche faſt die Füße, um mich zu einem andern Gutachten, oder doch wenigſtens zum Schweigen zu beſtimmen. Ich ſtand auf, wiederholte: ja, er iſt geſchmiert, und verließ die Geſellſchaft.

Manchmal trieb ich es wirklich bis zur Verrücktheit, ſelbſt noch im männlichen Alter. Etwa funfzehn Jahre nach dem angeführten Vorgang kam Napoleon nach Mainz und ließ ſich, wie gewöhnlich, die Behörden vorſtellen. Auf dem Wege nach dem kaiſerlichen Palaſte ſprach ich mit einem Richter über den Charakter des Kaiſers, und der Richter erzählte mir, Se. Maj. hätten mit allerhöchſt eigenen Händen Herrn Chaptal im verſammelten

Staatsrathe eine Ohrfeige gegeben. Und Chaptal? rief ich. Was ſollte er machen? erwiederte mein Geſellſchafter lachend, vielleicht über den richtigen Empfang eine Quittung ausſtellen? Alle Teufel! knirſchte ich, und ging ſchweigend an des Richters Seite. Der Kaiſer hatte Urſache, mit mir unzufrieden zu ſeyn, wenn er anders wußte, daß ich einen Auftrag abgelehnt, den mir Savary, ſpäter Herzog von Rovigo, unter Androhung der kaiſerlichen Ungnade, wenn ich ihn nicht annehmen würde, geben wollte. Der Auftrag, von dem ſpäter die Rede ſeyn wird, bot mir ſchöne Ausſichten dar, ſchien mir aber nicht beſonders ehrenvoll. Savary meinte, meine Bedenklichkeit ſey doch gar zu deutſch, und verſicherte mich, ich würde es bereuen, das flüchtige Glück, welches ſich ſelten zum zweitenmal melde, nicht feſtgehalten zu haben. Vielleicht wußte Napoleon von der ganzen Sache nichts, oder hatte ſie rein vergeſſen. Ich ſtellte mir indeſſen vor, er müſſe in dem Augenblick den Kopf davon voll haben, wie ich ſelbſt, über meine ungehorſame Weigerung mich zur Rede ſtellen, und meine Replik, wenn ſie ihm nicht gefallen ſollte, wie die Gegenrede Chaptals beantworten. Da er vor uns auf- und niederging und freundlich ſprach, dachte ich immer: Wie! wenn er dir eine Ohrfeige gebe! Der Gedanke, den ich nicht los werden konnte, erhitzte mich. Was thäteſt du in dieſem Falle? fragte ich mich im Stillen. In demſelben Augenblicke machte Napoleon eine raſche Wendung nach der Seite, wo ich ſtand, und mechaniſch hielt ich ihm die geballte Fauſt entgegen.

Doch muß ich auch zu meinem Lobe ſagen, daß ich ſehr eifrig an meiner Bekehrung gearbeitet habe. Ward die Bemühung nicht mit günſtigerem Erfolg gekrönt, dann war es wahrhaftig nicht meine Schuld. Oft machte ich mir die vernünftigſten Vorſtellungen, und ſagte zu mir ſelbſt: „Sey doch nicht ſo ſonderbar.“ Die Menſchen muß man nehmen, wie ſie ſind, nicht eigenſinnig gegen den Strom ſchwimmen, ſondern ſich gemächlich von ihm führen laſſen, und mit dem Segel ſeines leichten Lebensbootes aufmerkſam jeden günſtigen Wind zu gewinnen ſuchen; ſo, und nur ſo iſt man ſicher, weiter zu kommen. Achtet der kluge Landmann auf Jahreszeit und Witterung, um zur Saat und Aerndte die rechte Zeit zu wählen, ſoll dann nicht der kluge Menſch, der in der Welt etwas will, eine

Saat von Hoffnungen und Wünſchen dem Schooße der Zeit anvertraut, damit ſie ihm einſt reiche Früchte trage, auf Alles achten, was ihr Gedeihen befördern oder hindern kann? Es iſt eine große Kunſt, die Schwächen der Menſchen zu errathen und zu benutzen. Jeder — ſehr ſeltene Ausnahmen mag es vielleicht geben — hat ſeine Oeffnung in der Naſe, in welche ſich leicht der Ring einlegen läßt, an dem man ihn folgſam nach ſeinem Zwecke führt. Nehme dieſen Ring! Die Welt gehört dem, der ſie zu faſſen und zu halten weiß; und Klugheit, das glaube mir, geht noch über Stärke. Fiel nicht der mächtige Herkules als ein Opfer von Dejanirens Schlauheit? Führte nicht die verſchlagene Ariadne den heldenmüthigen Theſeus aus dem Labyrinthe, dem er weder durch Kraft noch Muth entkommen wäre? Was kümmert's dich, ob die Menſchen gut oder böſe ſind? Brauchbar zu einem Zwecke ſind ſie immer. Man hat das Leben ſehr treffend mit einem Spiele verglichen; haſt du je einen Spieler geſehen, der ſich an die Tafel drängte, um großmüthig zu verlieren? Alle beſeelt derſelbe Wunſch zu gewinnen; und *den* würde man für einen Thoren halten, der ſich es einfallen ließe, darüber zu klagen. Lerne deswegen geſchickt die Karten miſchen und die Würfel legen! Das Spiel iſt leicht für den, der die Kunſt verſteht, zu ſcheinen, für was er gelten will. Alle Menſchen und Völker haben Neigungen, Leidenſchaften, Liebhabereien, Vorurtheile und Bedürfniſſe, ſo viele Oeffnungen in der Naſe, daß es kaum Ringe genug für ſie gibt.

So ſagte ich zu mir ſelbſt; aber mein Gemüth kehrte ſich in ſeiner ganzen Tiefe bei dieſen Rathſchlägen der Politik um, gegen welche ſich die Moral ſo laut erklärt. Und wäre ich auch fein genug, um die Schwäche eines Mannes oder Weibes zu errathen, von denen mein Schickſal abhinge, nie könnte ich ſie benutzen zu meinem Glück. Lieber würde ich vor ſie treten und ſagen: „Ich habe vielleicht das Mittel, durch welches ich bei Ihnen, auf unerlaubtem Wege, zu meinem Zweck gelangen könnte; aber ich achte Sie und mich zu ſehr, als daß ich im Stande wäre, davon Gebrauch zu machen.“ — Wahrſcheinlich hätte ich zweckwidrig gehandelt; aber dem Geiſte wäre ich gefolgt, der mich führt. Ich mag Unrecht haben, nach der Meinung Andrer unklug handeln, anders kann ich doch nicht handeln, ohne daß ich aufhörte zu ſeyn, was ich nun einmal bin. Eine ehrliche Niederlage wäre mir lieber als ein geſtohlner Sieg; und vor der ganzen Welt kann ich ohne Schmerz erröthen, nur vor mir ſelbſt nicht. Es gibt keinen Teufel ohne Heuchelei und Lüge, und der wildeſte und gewaltthätigſte iſt ein Engel gegen den der Verſtellung.

Doch die Vorkehrungen, um nach der Schweiz zu gehen, ſind getroffen. Wir wollen nicht auf uns warten laſſen.

Im Frühling des Jahrs 1797 trat ich, mit einem jungen Freunde, meine Reiſe an. Ich durchſtrich die Rheindepartemente von Frankreich bis in die Nähe von Baſel. In Straßburg entſchädigte mich der Münſter und das Grabmal des Marſchalls von Sachſen für die hundert Unannehmlichkeiten, denen ein Reiſender damals an den Grenzen des franzöſiſchen Gebietes ausgeſetzt war. Noch hatte der Sturm der Revolution nicht ausgewüthet, und Parteien kämpften um die Herrſchaft über ein gutes und braves, aber müdes und erſchöpftes Volk. Mäßigere Geſinnungen waren dem Schrecken gefolgt, der eine große Nation mit der Guillotine, mit Kartätſchen und Noyaden beherrſcht hatte. Aber nicht der Geiſt der Mäßigung gab ſie ein, ſondern die Ermüdung und jene flüchtige Unbeſtimmtheit, die mit Grundſätzen und Meinungen, wie mit der Mode wechſelt, und das Beſſere eben ſo leicht gegen das Schlimmere, als dieſes gegen jenes vertauſcht, weil ſie beides, wenn es lange währt, müde wird.

Das Volk gleicht ſich, in den Hauptzügen, ſo ziemlich unter allen Himmelſtrichen. Zu getheilt und unbeſtimmt, um ſelbſt einen Willen zu haben, läßt es ſich von denen leiten, die ſein Vertrauen zu gewinnen wiſſen, das übrigens eben ſo ſchnell und unverdient erworben als verloren werden kann. Darin ſehen die Pariſer den Athenienſern ſo ähnlich, als die Londoner den Römern. Man wollte in der alten Geſchichte oft nicht begreifen, wie Millionen ſonſt rechtlicher und geſcheuter Leute ſich von einem halben Dutzend böſer Buben konnten hudeln laſſen; daſſelbe erlebten wir mehr als einmal in der Revolution, wo Wenige wollten was geſchah, und doch Jeder mehr oder weniger dazu mitwirkte. Allenthalben finden wir, unter ähnlichen Verhältniſſen, dieſelben Menſchen, in Peking und Liſſabon, wie in Boſton und Mainz. Die Maſſe, als ſolche, taugt eben nicht beſonders viel; aber Einzelne gibt es, die gut ſind.

Uebermüthig im Glück, feig und kriechend im Unglück iſt der gewöhnliche Menſch, in ſeinem Kreiſe Tyrann oder Sclave, wie es der Zufall will, der die Güter des Lebens vertheilt. Geſättigt iſt er ohne Mitgefühl, aber hungrig voll Barmherzigkeit gegen den Hungernden. Das Böſe thut er nicht ſowohl aus Neigung zum Böſen, als aus Langeweile, Eitelkeit, Leichtſinn und Indolenz. So wird der Friede zwiſchen Staaten, Familien und Freunden gebrochen; ſo die Bevölkerung einer Provinz oder eine Unſchuld gewürgt; ſo eine Liebe oder ein guter Name geopfert! Wenn der Menſch das Böſe, das er thut, mit Beſinnung thäte, wahrhaftig dann ſtände er dem Teufel näher als dem Engel. Aber ziehen wir von ſeinen Handlungen ab, was er der Gewohnheit, ſeinen Verhältniſſen, der Unbeſonnenheit ſchuldig iſt, dann bleibt ihm wenig übrig.

In Straßburg, wie in den rheiniſchen Departementen überhaupt, fand ich einen entſchiedenen Haß gegen die Jacobiner; und obgleich ich mit St. Juſt, Lebas und Schneider in keiner Art von Verkehr oder Verwandtſchaft geſtanden hatte, ſo mußte ich doch, weil ich runde Haare trug, in ihrem Namen Manches leiden. Einen komiſchen Auftritt hatte ich in

Straßburg, der mich auch in der Erinnerung noch jetzt ſehr beluſtigt. Ich ließ nämlich, da meine Meſſer nicht in Ordnung waren, mir einen Barbier beſtellen. Er kam: ein leichtes, ſchnellfüßiges Männchen, das ſich mit einer unbeſchreiblichen Behendigkeit auf dem Abſatze ſeines Schuhes drehete, und eben ſo ſchnell parlirte. Nach hundert Bücklingen und einer mit eignen Anſichten und politiſchen Maximen reich ausgeſtatteten Revolutionsgeſchichte von Straßburg, das nach Paris, wie billig, ihm die erſte Stadt in der Welt war, rückte das leicht bewegliche Weſen endlich bis in die Nähe meines Bartes vor. Das glänzende Meſſer ſchwang es in der gewandten Hand, daß ich eigentlich nicht wußte, welchem Theile meines Kopfes die vorzunehmende Operation gelten ſollte. Doch that es endlich, was ſeines Amtes war, unter mannigfaltigen Bemerkungen über die untergegangene Herrſchaft der Jacobiner, und die Gefahr, in den gegenwärtigen beſſern Zeiten dafür zu gelten. Ich gab dem Redner in Allem Recht, weil ich ſonſt kein Mittel kenne, mit Schwätzern und Dummköpfen fertig zu werden.

Sein Geſchäft vollbrachte er mit einer Geläufigkeit, welche nur die ſeiner Zunge übertraf, und ich bezahlte ihn für ſeine Mühe, bei der ich auch ſeine Philippiken gegen die Revolution und die Jacobiner in Rechnung brachte. Gerechter Gott! warum ſollte ich das nicht? Sein Haß war ja ſo natürlich. Hatte die Staatsumwälzung nicht die Grundfeſten ſeiner ganzen Exiſtenz erſchüttert, und unter die Trümmern der alten Verfaſſung ſein ganzes irdiſches Glück vergraben? Waren nicht Zöpfe und künſtliche Locken mit der Monarchie untergegangen? Lieber Himmel! wie viele Menſchen urtheilen ihr ganzes Leben hindurch, wie der fertige Haarkünſtler in Straßburg, und tadeln ihn doch! Da er die Silbermünze in ſeiner Hand glänzen ſah, wirkte der Metallreiz mächtig auf Gemüth und Zunge. Mit dankbarer Rührung bewies er mir, in welcher Gefahr ich mich befinde mit meinen runden dunkelbraunen Haaren; wie er es für ſeine erſte, heiligſte Pflicht halte, einen ſo liebenswürdigen, vortrefflichen, guten, jungen Menſchen, der ſeine ſtandesmäßige Abkunft nicht verläugnen könne, vor tauſend Unannehmlichkeiten zu warnen, die ſeiner harreten; wie er in Verzweiflung kommen würde, ſollte er je erfahren, daß ich, meiner Haare wegen, unglücklich geworden ſey. Während dieſer Rede, die alle Hülfs=

mittel der Mimik und Declamation unterſtützten, war mir der Menſch, durch eine leichte Bewegung, aus dem Geſichte auf den Rücken gekommen, zog einen falſchen Zopf, zum Anſetzen ganz fertig, aus der Taſche, und faßte meine Haare mit der Conclusion: pour vous garantir de tous ces dangers, permettez, de grace, que je vous attache une fausse queue! Was Teufel, rief ich, ſind Sie toll? ſprang vom Stuhle auf, und nahm mit meiner rechten Hand eine Richtung gegen ſeine Kehle. Etwas erſchrocken, aber doch ſeiner Zunge noch vollkommen mächtig, ſetzte er, mit einer dieſem Volke eignen Redſeligkeit, ſeine gute Abſicht mir zu dienen auseinander. Da indeſſen der Fluß ſeiner Beredtſamkeit ſich an dem Felſen meiner Einſylbigkeit zerſchlug, trat er endlich, unter hundert Bücklingen, mit der klärſten, freundlichſten Miene ſeinen Rückzug an, und betheuerte noch an der Thür, er nehme den herzlichſten Antheil an meinem Schickſal, und es könne ihn in Verzweiflung ſtürzen, wenn mir etwas Unangenehmes begegnen ſollte, der runden, ſchwarzbraunen Haare wegen.

Sollte man die Beſchreibung meines Aufenthalts in Straßburg arm und langweilig finden, dann gibt die Beſchreibung nur wieder, was ich bei meinem Aufenthalte ſelbſt gefunden habe. Schon die Art, wie wir in dieſer übrigens ſchönen Stadt empfangen wurden, war ganz geeignet, mich zu verſtimmen. Unſer Reiſebündel auf dem Rücken kamen wir in dem Gaſthauſe au vigneron an, und ich gab bei dem Oberkellner unſer Geſuch um Koſt und Herberge auf einige Tage geziemend ein. Der Menſch ſtellte uns bedenklich unter das Recrutenmaß, ob es ſich wohl der Mühe lohne, uns für ſein Hotel zu werben. Er ſelbſt traute in dieſem äußerſt kritiſchen Falle ſeinen geübten Augen ſo wenig, daß er, unter mancherlei Vorwänden, in dem Eingange des Hauſes, wo wir Quarantaine hielten, einen förmlichen Rath verſammelte. Nach einer ziemlich langen Deliberation, bei welcher das Gutachten, das man ſich in die Ohren flüſterte, durch geheime Abſtimmung gegeben wurde, publicirte der Oberkellner das Reſultat: drei Stiegen hoch ſey zum Glücke wirklich noch ein Zimmer frei. Wir ſteuerten alſo, nach ausgehaltener Quarantaine, unter dem Geleite einer Magd, auf den uns angewieſenen Ankerplatz zu. Von den Fenſtern hatten wir wenigſtens Ausſicht; und das war für mich mehr, als mir vielleicht eine vornehme Wohnung einige Stockwerke tiefer geben konnte.

Nachdem wir von dem uns zugetheilten Gebiete Beſitz ergriffen, zog ich etwas unſanft die Schelle an. Aus Erfahrung wußte ich, daß bei den meiſten Menſchen ſchüchterne Höflichkeit für ein unverkennbares Zeichen von Armuth oder ſchlechter Abkunft gilt. So ſehr iſt man daran gewöhnt, den ſchwachen Sterblichen jeden Vorzug, den er beſitzt, mißbrauchen zu ſehen! Wirklich kam auch, auf das vernehmliche Signal, ein Kellner die vierzig Treppen heraufgeeilt. Eine Bouteille Champagner! rief ich etwas herriſcher, als ich es ſonſt im Gebrauch habe, aber ächten! Aecht, ſagte der Kellner langſam und beinahe ſtotternd, ächt iſt er wohl, koſtet aber — fünf Livres. Nie, erwiederte ich, kann man, was gut iſt, zu theuer kaufen. Der Menſch machte große Augen, maß mich noch einmal, aber viel höflicher, von dem Kopfe bis zu den Füßen, machte eine Verbeugung, und holte den Champagner.

So wie unſere Conſumtion ſtärker, und die Zeche größer ward, veränderte ſich die Haltung unſerer Bedienung gegen uns. In dem Gypsabguſſe des

Geſichtes unſers Kellners bildeten die Achtung vor den nicht ſparſam Zehrenden und die Furcht vor ihrer Inſolvenz die herrſchenden Züge. Der Menſch machte mir wirklich vielen Spaß.

Nach einigen Tagen ſchnallte ich mein Bündel wieder auf den Rücken, und ließ reiſefertig den Oberkellner kommen, um meine Zeche zu bezahlen. Er ſchlug ſein Buch auf, und rechnete, und — rechnete, als habe er ein mathematiſches Problem zu löſen. Ich ſah dem armen Menſchen an, daß ihm die Zeche mit meiner Art zu reiſen in keinem Verhältniſſe zu ſtehen ſchien. Endlich ſprach er die Summe wie eine betrübte Nachricht aus.

Die Rechnung, ſagte ich, iſt billig, und ich bin mit dem Hauſe zufrieden.

Ich bezahlte in Gold, und behielt an acht Livres zu gut, die er herauszugeben eilte. Behalten Sie es als Trinkgeld! ſagte ich. Nein, Ovid's Genie würde nicht hinreichen, die Metamorphoſe würdig zu beſchreiben, die das Spottgeld, wie ein Schöpfungswort, bewirkte. Von unterthäniger Achtung in einen Halbzirkel gebogen ſtand der Menſch vor mir, ſich, das enge Zimmer, die drei Stiegen und das ganze Haus entſchuldigend. Er ſtreckte die beiden

Hände nach meinem Reiſebündel aus, um es wenigſtens bis vor die Stadt zu tragen. Es ſey doch gar zu niederträchtig für Herren von unſerm Schlage, meinte er, ſo belaſtet von Menſchen geſehen zu werden. — Dieſe meine Geſchichte mit dem Kellner in Straßburg iſt die Geſchichte manches Volkes und vieler tauſend und tauſend Menſchen. Gegen vier Todſünden hege ich einen grimmigen Haß: gegen die Heuchelei, die Verleumdung, die Lüge und die Anbetung des Geldes, dieſen abſcheulichen Götzendienſt, den ſchlechteſten, dem ſchlechte Menſchen ſich ergeben. Die Zeit, welche dieſer Krebs angefreſſen, iſt unheilbar. Gegen Geld verſchreibt, nach dem Volksglauben, der Menſch dem Teufel ſeine Seele; iſt Geld ihr das Höchſte, dann iſt die Verſchreibung überflüſſig: ſie gehört dem Böſen als ſein rechtmäßiges Eigenthum.

Gern wird man mir die Erzählung meiner andern, übrigens auch gewöhnlichen Reiſeabentheuer ſchenken, der Neckereien, die wir wegen unſeres Paſſes, und, da wir das franzöſiſche Gebiet verließen, bei der Mauth auszuhalten hatten. Kann ich wählen zwiſchen einem Staate, wo gute Geſetze aber ſchlechte Menſchen, und einem andern, wo gute

Menſchen aber ſchlechte Geſetze ſind, dann entſcheide ich mich, ohne Bedenken, für den letzteren. Die große Kunſt des Geſetzgebers beſteht darin, den Menſchen zu bilden, daß er wohlthätig und freundlich neben dem Menſchen wohne. Wer durch den Buchſtaben des Geſetzes den Zweck des geſellſchaftlichen und bürgerlichen Lebens zu erreichen ſtrebt, trägt Waſſer in das Faß der Danaiden. Die Franzoſen ſind gewiß ein gutes und liebenswürdiges Volk; aber nicht immer waren die, welche über die Ausübung ſeiner Geſetze wachten, oder ſie auch gaben, ſeine würdigen Stellvertreter. Ungeheueres hat die Revolution erzeugt, Vortreffliches wie Schlechtes.

Da ich in das Innere der Schweiz kam, zum Theil wenigſtens das Land der Freiheit und der einfachen, guten Sitten, und eine große Natur mich umgab, da war ich glücklich. Die Tage, die ich dort gelebt, gehören zu den ſchönſten meines Lebens. Ich beſchiffte alle Seen, beſtieg alle Berge, in deren Nähe ich mich befand, beſuchte alle Waſſerfälle; und kam ich an eine Stelle, wo es mir vorzüglich gefiel, dann pflanzte ich meinen Wanderſtab in den Boden, und nahm Beſitz von dem Lande auf längere Zeit, aber gerechter und menſchlicher, als es die Spanier und Portugieſen in der neuen Welt, im Namen ihrer Höfe, gethan. Meine ganze Reiſe durch die Schweiz war ein ununterbrochenes Feſt. Ich bedauere, daß die Briefe an meine Freunde, in welche ich meine Gefühle und Empfindungen an Ort und Stelle, lebendig und treu, wie ſie ſich in meinem Innern regten, niedergelegt, wahrſcheinlich verloren ſind. Ich ſelbſt beſitze nichts mehr aus dieſem goldnen Zeitalter meines Lebens, als die ewig friſche Erinnerung.

Was könnte ich aber auch Neues ſagen über dieſes viel beſuchte, viel beſungene und viel beſchriebene Land? Wo fände man, was ich darüber ſagen würde, nicht beſſer oder doch eben ſo gut geſagt? Wo nähme ich die Farben, um meinen bezaubernden Aufenthalt an den Ufern des Züricher Sees, in Meyringen und auf dem Engelsberge zu malen? Wie könnte ich meinen Gang über den Titlis und die Mahlzeit beſchreiben, die ich auf der Scheidegg hielt? Tief unter mir breitete ſich hier ein ſchönes, freundliches Land aus. Vor mir erhoben das Finſteraarhorn, die Wetter- und Schreckhörner und die Eiger ihre unermeßlichen Felſenmaſſen, welche die ſteilen Ufer eines furchtbaren, ſtarren Eismeeres bilden, hoch über die Wolken, und mehr rechts glänzte die ewig reine Jungfrau in dem Lichte der Sonne. Eine tiefe einförmige Stille herrſchte weit umher in dieſer von der übrigen Schöpfung losgeriſſenen Welt, die nur das Krachen der Eisfelder unterbrach. Einen halben Tag ſaß ich da, ſchweigend, an einer Stelle, und ungeſättigt von dem neuen großen Schauſpiele: und da ich endlich, bei herannahendem Abend, doch hinabſteigen mußte in die von Menſchen bewohnte Welt, und Abſchied nahm von der mir unvergeßlichen Stelle, da riß ſich von einem benachbarten Gletſcher eine Lavine los, und ſtürzte donnernd in das nahe Thal.

In meiner Erzählung herrſcht wenig Ordnung. Aber es iſt auch keineswegs meine Abſicht, meine Reiſe chronologiſch zu beſchreiben; ſonſt hätte ich von Zürich unmittelbar auf den Albis wandern müſſen, von dem man eine wunderſchöne Ausſicht hat. Ehe ich in die gebirgigen Gegenden der vier Waldſtädte und des Berner Landes vordrang, hatte ich mich mehrere Tage in Stanz feſtgeſetzt, von wo aus ich meine Excurſionen nach allen Richtungen unternahm. Meine Fahrt über den vierwaldſtädter See war äußerſt günſtig. Drei rüſtige Schweizer führten mich in ihrem Kahne, und erzählten mir, mit Begeiſterung die Geſchichte der Befreiung ihres Landes, ſo gut ſie dieſelbe kannten. Am Rütli, wo die drei Männer ſchwuren, das bedrängte, gequälte Vaterland zu retten, und an jener denkwürdigen Stelle, wo Tell, ſich flüchtend, das Schiff des verruchten Geßlers in die wüthende See ſtieß, hielt ich voll Andacht, des Looſes der Völker und Menſchen gedenkend. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich meiner Seele. Ich hätte zürnen können, daß der See, ſo klar und ſtill, zwiſchen den himmelanſtrebenden Felſenufern, wie im Kerker, lag.

Die Aeußerungen des Schweizers zeigen, daß er ein Vaterland hat; ein Vaterland, das Theuerſte und Heiligſte, was der Bürger eines freien Staates kennt. Wie! ſind die Menſchen nicht mehr dieſelben, die ſie im Alterthum waren? Gedeihet Vaterlandsliebe nur unter einem gewiſſen Himmelsſtrich und zu gewiſſen Zeiten? Warum werden die Wunder, die ſie gewirkt, und von denen wir auch in der neuern Geſchichte einige ſehen, ſo oft als unglaublich in das Reich der Romane verwieſen? Weil der Menſch nur von dem Menſchen glaubt, wozu er ſich ſelbſt fähig fühlt; weil gemeine Seelen, für die es keinen andern Beweggrund zu handeln gibt, als den

Eigennutz, nicht begreifen, wie man ſich ſelbſt aufopfern kann. Ihr ganzes Leben iſt ein ewiger Wucher; ſie leihen ihre Worte und Werke um die höchſten Procente auf Zinſen, und der Verſtändige iſt, der ſeinen Vortheil verſteht, und der Glückliche der wahre Weiſe. Wer ſich wehe thun kann, um Andern wohl zu thun, muß, nach ihnen, ein Dummkopf oder ein Verrückter ſeyn. Wo die Sache fehlt, da iſt das Wort ein leerer Schall. Vaterlandsliebe kann nur da ſeyn, wo der Menſch ein Vaterland zu lieben findet. Und was iſt dieſes Vaterland, für das er ſich ſtark genug fühlt, Alles, ſich ſelbſt zu opfern? Der Boden iſt es nicht, den er mit ſeinem Schweiße düngt, damit er ihm die Mittel biete, eine armſelige Exiſtenz zu verlängern, ſondern ſein ganzes geſellſchaftliches und bürgerliches Leben, die Geſetze, ſeine Sitten und Gebräuche, das Andenken der Väter, und darum eine Geſchichte der Vorzeit, welche die Geſchichte ſeines Landes und ſeiner Ahnen, ſeiner Verfaſſung und ſeines Glaubens iſt. Darum hat auch nur der freie Menſch ein Vaterland und nicht der Sclave. Dieſer kann eine Heimath haben, und im ſchwelgenden Ueberfluſſe, den er für den höchſten Erwerb des Lebens hält, den einfachen Menſchen, wie jener Sybarit den Spartaner, bedauern. Der Spartaner darf ihm aber auch mit gerechtem Stolze antworten: Ich kenne deine Genüſſe, aber du kennſt die meinigen nicht. Wäre der Menſch nichts als Thier, und beſtände der Werth ſeines Lebens einzig in ſeinem körperlichen Wohlſeyn, dann fände er das liebe, theure Vaterland an jeder gefüllten Krippe.

Indeſſen iſt der Satz: Ubi bene, ibi patria, faſt eben ſo wahr, als der: Ubi patria, ibi bene; denn nur da iſt für uns ein Vaterland, wo Geſetze und Regierung väterlich für Alle, als gleiche Kinder des Landes, ſind. Der Bürger muß das Gefühl und die Ueberzeugung haben, in ſeinem Staate nur könne man ganz glücklich ſeyn, und kein Reich der Welt vermöge ihm zu erſetzen, was er mit ſeinem Vaterland verlöre. Dies Gefühl und dieſe Ueberzeugung können aber nicht von dem Bürger ausgehen, wenn nicht Geſetze, Verwaltung, Sitten und Gewohnheiten, Erziehung und Unterricht zuſammenſtimmen, um ſie in ihn zu legen.

Den Grund von aller Tugend finden wir in dem Familienleben. In ihm gewöhnt das junge Gemüth ſich an Ordnung und Gehorſam, und die zarten Fäden der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit, der Kinder-, Aeltern- und Geſchwiſterliebe wachſen zu Banden, welche die ſüße Gewohnheit für eine Ewigkeit befeſtigt. In dem Familienleben ſteht der Stamm mit allen ſeinen Wurzeln feſt, deſſen Aeſte ſich mit den Blüthen und Früchten unſerer Tugenden und Genüſſe über das geſellſchaftliche und bürgerliche Leben ausbreiten. In einigen alten Republiken, wo die Kinder dem Staate angehörten, wurden treffliche Bürger erzogen, weil der Staat ſelbſt Familie war, aber gewiß nicht die trefflichſten Menſchen. Gerade in ihnen bildete man den Bürger auf Unkoſten des Menſchen aus; und die Menſchheit begrenzten die Markſteine der Stadt oder des Staates. Die größten Männer von Rom und Sparta waren doch nur Römer und Spartaner. Aber gewiß gibt es noch etwas Höheres und Größeres, als der Staat iſt, nämlich die Menſchheit; und darum ſollte er auch mit dieſer nicht im Widerſpruche ſtehen. Nie kann ich aber glauben, ein Menſch liebe ſein Vaterland oder die Menſchheit, der keinen Vater, keine Mutter, keine Geſchwiſter oder keinen Freund geliebt hat und liebt. Die häuslichen Tugenden ſind die Vorſchule der öffentlichen, und der wahre Probierſtein derſelben, der das ächte Gold von der falſchen Münze geheuchelter Tugenden unterſcheiden lehrt. Wie Mancher gibt vor, ſein Vaterland oder die Menſchheit zu lieben, der in ihnen doch nur ſich, ſeinen Vortheil und ſeine Größe liebt? Sucht ihn in ſeinem häuslichen Leben auf, und findet man dort den wahren Vater ſeiner Familie, den treuen Freund und den guten Sohn, dann darf man auch glauben, er ſey, mit aufrichtigem Herzen, ein gehorſamer, ergebener Sohn des Vaterlandes, ein Freund der öffentlichen Sache, und er habe den Beruf, auch dem Vaterlande Vater zu ſeyn. — Da ich dieſe Bemerkungen auf dem Vierwaldſtädterſee gemacht habe, ſo mögen ſie auch hier ihre Stelle finden.

Ich landete in Flüelen, und übernachtete in Altorf. Den folgenden Tag ſetzte ich meine Reiſe, an der Seite der brauſenden, ſchäumenden Reuß, nach dem Gotthard fort. So wie man hinaufſteigt, richten ſich die Berge höher auf. Ein ſchmaler Pfad führet an dem ſchroffen Abhange derſelben hin. Ewige Tannenwälder erheben ſich aus der Tiefe bis zu den ſteilen Gipfeln, die ſich in den Wolken verlieren. Durch einander geworfene Felſenmaſſen, wo man auch keine Spur mehr von Leben findet, thürmen ſich in unförmlicher Größe auf. Hier iſt Alles öde, todt. Trümmer ſteigen ſchauerlich wild auf Trümmer empor, und die nackten Felſen, die in wilder Verwirrung übereinander liegen, ſcheinen das Grabmal einer eingeäſcherten Schöpfung zu ſeyn. Es war ein glühend heißer Tag, die Luft ſchwül und ohne alle Bewegung; und wo ich mich von dem donnernden Gebrülle der Reuß entfernte, die ſich brauſend im engen Thale über Felſen ſtürzt, herrſchte Todesſtille.

Gegen Abend ſammelten ſich finſtere Wolken über den nahen Bergen, und ferne Donnerſchläge kündigten ein herannahendes Gewitter an. Nichts war mehr in dieſer wilden Einöde lebendig, als die brauſenden Waldbäche, die ſich in die Thäler herabſtürzten. Zu Zeiten ward die furchtbare Stille durch das Geläute der Schellen einiger Saumthiere unterbrochen, welche die Schätze des friedlichen Handels von den Grenzen Italiens nach der Schweiz trugen. Ich grüßte ſie und ihre Führer, in dieſer ſchauerlichen Einſamkeit, als freundliche Bekannte. Eilends ſuchten ſie in einem nahen Dorfe Schutz gegen das drohende Gewitter. Ich verfolgte, in ſtiller Erwartung, meinen Weg, der dem ihrigen entgegengeſetzt war.

Endlich zog das Gewitter von dem Gotthard herab; es war fürchterlich. Schwarze Nacht bedeckte die Gegend. Der Sturm warf ſich heulend über die Tannenwälder, und die Bäume bogen ſich unter ihm, und manche ſtürzten krachend in den nahen Abgrund. Eine unſichtbare Hand ſäete die flammenden Blitze in die dunkeln Wolken; der Donner ging zürnend durch das Thal, und die Reuß verſtummte vor der Gewalt ſeiner Stimme, und die Berge gaben zitternd ſeinen Wiederhall zurück. Ich flüchtete mich unter einen Felſen, der in der Nähe meines Pfades eine Wölbung bildete, und ſah auf das furchtbare Schauſpiel mit einem ſtummen Entzücken. Wie klein iſt der Menſch in der großen Natur! Und wie klein iſt doch die große Natur gegen den denkenden, fühlenden Menſchen! Unvergeßlicher Moment! Wenn du einſt, ſagte ich zu mir, handelnd in der Welt erſcheineſt, und Stürme um dich heulen, und Gewitter um dich donnern, und es Nacht um dich wird, behältſt du dann auch den Muth, dir ſelbſt getreu zu bleiben? Von heiliger Begeiſterung ergriffen, ſtreckte ich meine Hand aus dem Felſen in die Gewitternacht, und ſchwur es. — Die gutmüthige, unerfahrne Jugend voll Muth und Hoffnung! Ihre Welt iſt nicht dieſe. — Aber leichter ſteht auch der Mann aufrecht in Sturm und Gewitter, als unter der drückenden Mittagshitze, von der Laſt der Tagesarbeit erſchöpft; muthiger wehrt er ſich gegen einen Kolbenſchlag, den das Schickſal oder die Gewalt nach ihm führet, als gegen die ewig wiederkehrenden Nadelſtiche hungriger Bedürfniſſe und kleinlicher Leidenſchaften.

Die Alten glaubten, nur die Lieblinge Jupiters treffe der Blitz, und ſprenge ſo die Bande, die den Gottverwandten an das tiefe Leben der Erde feſſeln. Auch daran erkenne ich die Alten.

Das Gewitter donnerte noch auf dem Vierwaldſtädterſee; aber über mir waren die Wolken vertheilt, und der Sturm hatte ſich gelegt. Die Sonne war untergegangen, und ich ſetzte meinen Weg in der Dämmerung fort. Ich wünſchte ein Dorf zu erreichen, um auszuruhen von den Anſtrengungen des Tages. Ich erreichte es bald, fand freundliche Menſchen, eine gute Bewirthung, und einen ruhigen feſten Schlaf, von dem ich erſt ſpät den folgenden Morgen erwachte.

Mittag machte ich in Urſern, deſſen freundliches Thal ein Zauberwort in dieſer ſchrecklichen Einöde ins Daſeyn gerufen zu haben ſcheint. Mein geſprächiger Wirth, der viele Länder und Menſchen geſehen hatte, trug mir von dem geprieſenen Urſerenkäſe auf, mit der Bemerkung, er ſchicke regelmäßig davon an den Herzog von Sachſen-Weimar, der, wie auch der berühmte Göthe, ihn ſehr liebe. Von dem Käſe mußte ich wohl eſſen.

Ich ſage ihnen nichts von den Schöllenen, der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, die alle auf meinem Wege lagen. Mehr als eine Feder hat ſich an ihrer Beſchreibung verſucht. Alle Malerei der großen, und beſonders der furchtbaren Natur, auf Leinwand oder Papier, iſt Spielwerk.

Nach dem Mittagsmahl beſtieg ich den Gotthard. Als ich bei dem Hoſpitium der Kapuziner, das auf der Höhe deſſelben liegt, die Schelle anzog, öffnete ein junges Weib mir die Pforte, und fragte mich auf Italieniſch, was ich verlange. Durch die harmoniſchen Laute dieſer muſikaliſchen Sprache, die mir in dieſer wilden, erſtarrten Gegend wie verirrte Fremdlinge vorkamen, war ich ſo überraſcht, daß ich einige Minuten die Antwort ſchuldig blieb. Da ſie meine Abſicht kannte, führte ſie mich höflich in meine neue Wohnung ein, und ſagte mir, der geiſtliche Herr ſey jetzt nicht zu Hauſe, werde aber gegen Abend unfehlbar eintreffen. In der Stube ſpielte ein ſchöner, kräftiger Knabe mit einer Katze. Da ich Beſitz genommen hatte, kletterte ich auf die benachbarten Berge, die das Hoſpitium umgeben. Es war ein ſchöner, heiterer Abend. Die Blicke voll Sehnſucht nach dem ſchönen Italien gerichtet, betete ich mit Virgil: *)

Heil dir, Mutter der Früchte, ſaturniſches Land, und
der Männer.
Pflegerin! Dir, du Hohe! — —
Dieſes erzog zu Helden der Marſer Geſchlecht und
Sabeller;
Decier dies, und der Marier Stamm und große Camille,
Streitbare Scipiaden, und dich, o erhabener Cäſar!

Nach Voß

*) Salve, magna parens frugum, Saturnia tellus,
Magna virum. — — —
Haec genus acre virum, Marsos pubemque Sabellam
Extulit; haec Decios, Marios, magnosque Camillos,
Scipiadasque duros bello; et te maxime Caesar!
Georg., lib. II.

Wie lange ſchon trage ich den unerfüllten Wunſch in meinem Herzen, das herrliche Land zu ſehen mit ſeinen Wundern der Natur und der Kunſt; die ſtolze Roma und das liebliche Parthenope, *), reich an großen Erinnerungen und Genüſſen! Werde ich es nie ſehen?

> — — Das Land, wo die Citronen blühn,
> Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
> Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?
> Dahin! dahin!
> Möcht' ich zieh'n

---

*) Dulcis Parthenope nennt ſchon Virgil das holde Neapel.

Sechster Abſchnitt.

Meine erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche.

Aus der Schweiz, von der mir nur angenehme Erinnerungen geblieben ſind, kehrte ich, auf der rechten Rheinſeite, nach der lieben Heimath zurück. Von den höchſten Gebirgen hatte ich, auf meiner Wanderung, immer mit einem ſehnſüchtigen Blicke nach meinem Geburtslande geſehen, und da ich dort war, fand ich nicht mehr jene Befriedigung, die mir ſonſt kaum mehr einen Wunſch übrig gelaſſen. Die Lage der Dinge um mich war verändert, und ich ſelbſt war es noch mehr. Es trieb mich unwiderſtehlich in das thätige Leben nach einem Wirkungskreis, in dem ich Theil nehmen könnte an den großen Ereigniſſen, welche die Zeit ſtürmiſch bewegten, Europa erfüllten und erſchütterten, und der

Welt eine andere Geſtalt verkündeten. Was mir aber meine ſonſt ſo angenehme Lage peinlich, oder doch weniger genügend machte, war der Tod der höchſt achtungswerthen Frau des Herrn Jett, bei dem ich mich als Lehrer ſeiner Söhne befand. Ich hatte in ihr meine erſte Freundin verloren, ein Weib von Bildung, fromm und gut. Sie allein übte, durch eine gefällige, wohlmeinende Behandlung, einige Gewalt über mich, und beſchwor oft den Sturm meines leidenſchaftlichen Gemüthes mit freundlichen Worten. Durch ihren Tod, der mich beſonders beſtimmt hatte, das Rheingau zu verlaſſen und nach der Schweiz zu gehen, war mir viel geſtorben. Endlich kam ich in die Jahre, wo man ernſtlicher an die Zukunft denkt, und für ſeine unbeſtimmte Thätigkeit ſich einen Zweck ſucht. Die Franzoſen, die ſich auf dem linken Rheinufer feſtgeſetzt hatten, fingen an, dieſes Land nach ihrer Weiſe zu organiſiren, und ich erhielt den Ruf als Verwaltungscommiſſair dahin, dem ich auch ohne Bedenken folgte. Hier beginnt mein öffentliches Leben, das einen beſondern Abſchnitt bildet, und auf das ich zurückzukommen gedenke, nachdem ich von meinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuchen, die zum Theil in eine frühere Zeit fallen, geſprochen haben werde.

Bis zu dem Jahre 1791, wo mich die franzöſiſche Revolution ſehr zu beſchäftigen anfing, hatte ich, wie ſchon früher erzählt worden, Schau-, Sing- und Trauerſpiele, Abhandlungen und Romane geſchrieben, von denen ich verſtändig genug geweſen bin, nicht einmal etwas zum Drucke anzubieten. Von dieſem entſcheidenden Jahre an war an keine Kunſt, an keine Wiſſenſchaft mehr zu denken, wenn ſie nicht mit dem großen Gegenſtand, der allein mich unwiderſtehlich anzog, mit der franzöſiſchen Revolution in Verbindung ſtand. Meine Freunde, beſonders Müller und Wittmann, theilten mehr oder weniger dieſelbe Neigung. Unſere Geſpräche, Briefe, Entwürfe, Feſte und Spiele, was wir in Ernſt oder Scherz verſuchten und unternahmen, Alles bezog ſich auf das Weltereigniß. Welche Thorheiten und Uebertreibungen mit untergelaufen ſind, mag nur dem begreiflich ſeyn, der dieſe Jahre unter ähnlichen Verhältniſſen gelebt hat. Wehe uns, wären unſere Briefe von dem ſcheuen Argwohne der Polizei erbrochen, oder unſere Reden von ihr belauſcht werden! Sie hätte nichts weniger als Hochverrath gefunden. Auf welch eine Zukunft durfte man von einer ſolchen Gegenwart ſchließen! Es iſt ſo arg nicht mit dem fröhlichen Leichtſinn und dem kecken Uebermuthe der unbeſonnenen Jugend. Das unruhige Gähren und Treiben gehört zur Entwickelung dieſes Alters, und bringt, wo es gefährlich wird, gewöhnlich nur ſich ſelbſt Gefahr. Wir ſprachen in unſerm Kreiſe das Verdammungsurtheil über mehr als einen Fürſten aus, und machten aus der ganzen Welt eine einzige und untheilbare Republik. Ohne Bedenken warfen wir das geſammte menſchliche Geſchlecht in den revolutionairen Tiegel, und tauften die Völker in Strömen von Blut und Thränen zu Spartanern um. In Wort und Schrift kannte die leichtſinnige Verwegenheit weder Ziel noch Maß; ſie übte ſich aber gewöhnlich nur im Reiche der Ideen, und in der Wirklichkeit benahmen wir uns nicht viel anders als andere Leute, oder wohl auch beſſer. Wir ſprachen **Robespierre** und ſeinen Freunden die ſchrecklichſten revolutionairen Gemeinſprüche nach, ſtimmten mit **Sieyes** à la mort sans phrase, wiederholten mit **St. Juſt**, que les grands hommes marchent entre la roue et l'immortalité, und ſagten mit wildem Trotz: Was liegt an dem Leben von zwanzig tauſend Menſchen, wenn es die Aufrechthaltung eines ewigen Grundſatzes gilt? Zu derſelben Zeit bezahlte ich den Buben die gefundenen Vogelneſter, um den trauernden Alten ihre Jungen zu erhalten, konnte der zudringlichſten Bettelfrau kein Gotthelf ſagen, und den Huad nicht einmal für eine Unart ſtrafen.

Ueber die Jugend ſteht dem Alter nicht wohl ein Urtheil zu, weil auch es ſich den menſchlichen Fehler nicht abgewöhnen kann, Andere nach ſich zu richten. Wir hatten unſere Independenz-Acte ſo nachdrücklich und kräftig aufgeſetzt, als es jetzt vielleicht die jungen Leute thun, die man darum in Unterſuchung nimmt. Nur den Unterſchied finde ich zwiſchen der damaligen und heutigen Jugend, daß jene fröhlich war und offen, dieſe aber düſter und verſchloſſen iſt. Den Unterſchied ſoll man allerdings nicht überſehen. Alles Unnatürliche darf Bedenklichkeit erregen; der finſtere Ernſt und die ſchroffe Abgeſchloſſenheit unſerer Jünglinge aber iſt nicht natürlich. Laßt immerhin die kräftige Jugend ſich auf den Schwingen der Einbildungskraft zum Himmel der Ideale erheben; das kältere Alter, das ſelbſt ein Gewicht iſt, und an das ſich die Mühſeligkeiten und die Erfahrung des Lebens als Gewichte hängen, und die rauhe Wirklichkeit ziehen ſie doch wieder, wie Briareus mit hundert Armen, auf die ſchwere Erde zurück, und halten ſie da feſt. Die Bande der Ehe binden ihr die kühnen Flügel, wenn das Mühl- und Hammerwerk der bürgerlichen Geſchäfte ſie nicht gar zerbricht. Wirft der Jüngling auch, im fröhlichen Muthwillen, etwas von eurer hergebrachten Staats- und Geſellſchaftsordnung als zu ſchweren Ballaſt aus ſeiner Gondel, um ſich leichter und freier in den heiteren Räumen der Phantaſie zu bewegen; er ſteigt doch wieder herab, und vertauſcht endlich ſein Luftſchiff gegen ein Laſtſchiff, an dem er als Geſchäftsmann bedächtig und gehorſam zieht. Wie keine Secte und keine Religion gegen die andere gerecht iſt, ſo iſt es auch kein Alter gegen das andere. Darf man es aber einem verzeihen, wenn es gegen die übrigen ungerecht wird, dann iſt es doch wohl das jugendliche, als das weniger verſtändige ohne Einſicht und Einfluß. Die Geſcheuteſten ſehen und geben, einem deutſchen Sprichworte zufolge, immer nach. Seyen wir Alten alſo geſcheut, wenigſtens geſcheuter als die Jungen!

Was die Jugend unſerer Zeit beſonders in böſen Ruf gebracht, iſt der Mord Kotzebue's und Lönings Verſuch, dem Beiſpiel Sand's zu folgen. Eine durch den raſcheſten Glückswechſel betäubte, an Schande und Ruhm gewöhnte, durch die widerſprechendſten Gefühle vielfach aufgeregte, geängſtigte und gequälte Zeit kann und muß Manches erklären und entſchuldigen. Die Jugend, der gewöhnlich das Uebermaß das rechte Maß iſt, begriff ich auch in ihren wildeſten Verirrungen; aber das reifere Alter, das kindiſch geworden zu ſeyn ſchien, Andächtelei für Andacht, Raſerei für Gemüthlichkeit, Wahnſinn für Begeiſterung und Dummheit für Unſchuld nahm, war mir unbegreiflich. Alles zeigte eine ſchreckliche Verwirrung der Begriffe und Intereſſen, eine gänzliche Verblendung oder bodenloſe Schlechtigkeit, und ließ die raſcheſten Rückſchritte zur Verfinſterung und Willkühr fürchten. Zum erſtenmal, ich geſtehe es, verließ mich alles Vertrauen auf die Gegenwart, alle Hoffnung auf die nächſte Zukunft. Mit Ekel oder Erbitterung ſah ich auf das, was vorging. Die Ahnung einer furchtbar böſen Zeit, die verlieren würde, was der Gegenſtand des Kampfs von langen Jahren, der Lohn der Anſtrengung der Beſſern geweſen, verfolgte mich wie ein ängſtigendes Geſpenſt. Mir kamen Schillers Verſe nicht aus dem Sinn, die er den ſterbenden Talbot ſprechen läßt:

> Unſinn, du ſiegſt und ich muß untergehn!
> Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
> Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
> Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin
> Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
> Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
> Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
> Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
> Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!
> Verflucht ſey, wer ſein Leben an das Große
> Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
> Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
> Gehört die Welt. —

Ja, wiederholte ich, dem Narrenkönig gehört die Welt. — Vergebens ſuchte ich mich mit der Vorſtellung aufzurichten: Iſt's nicht jämmerlicher Kleinmuth, an allem Guten zu verzweifeln, am Siege der Wahrheit und des Rechts, weil der Verſtand einige Tage Faſtnacht hat? Liegt in dem Leben des Menſchen und des menſchlichen Geſchlechts überhaupt ein Zweck, kann die Entſcheidung ihres Looſes dann einigen Narren- und Bubenſtreichen hingegeben ſeyn? Jede Kriſe läuft ihre Periode aus; laß ſie vorübergehen! Haſt du nicht ſelbſt geſagt, die Einzelnen ſeyen nur Kärner und Handlanger bei dem Tempelbau der Menſchheit, und den Plan kenne nur der ewige Meiſter, der das verworrene Zerſtreute zum einträchtigen Ganzen ordne? Wie oft ſpielt die Vorſehung mit den tollen Entwürfen des Menſchen, verwandelt in Arznei, was wir für Gift, und in Gift, was wir für Arznei gehalten! Iſt nicht faſt Alles anders geworden, als es die gewollt, welche das Schickſal der Völker zu beſtimmen glauben? Werfe doch nur einen Blick auf die Geſchichte deiner Zeit, von Ludwig XVI bis auf Napoleon! Thuen wir unſere Pflicht, für das Uebrige mag der Himmel ſorgen. Vertrauen und Muth! Nur wer ſich ſelbſt verliert, für den iſt Alles verloren.

Während dem ich mit dieſen und ähnlichen Vorſtellungen mich, ohne beſondern Erfolg, aufzurichten ſuchte, fiel mir ein Schreiben Voltaire's an Friedrich den Großen in die Hände, in dem einige

Stellen beruhigend auf mich wirkten. Hier ſtehen ſie: „Die da glauben, die Zeiten ſchändlicher Verbrechen, wie ſie der Aberglaube und Fanatismus verübt haben, ſeyen vorüber, erweiſen der menſchlichen Natur zu viel Ehre. Der Giftſtoff iſt noch da, wenn auch gerade das Gift nicht wirkt. Die Zeit kann ihn entwickeln, und als verheerende Peſt wieder über die Erde ſenden. Haben wir nicht in unſern Tagen die Propheten der Cevennen, im Namen Gottes, diejenigen von ihrer Secte morden geſehen, die ſich nicht unterwürfig genug erwieſen?

„Mazarin erzählt, zu Melun habe ein Vater, der Religion wegen, ſeinen Sohn mit eigner Hand getödtet, und darüber nicht die geringſte Reue empfunden. Man kennt die Geſchichte der beiden Brüder Diaz, von denen der eine ſich in Rom und der andere in Deutſchland befand, als die Unruhen, wegen der Lehre Luthers, daſelbſt ausbrachen. Da Diaz in Rom erfährt, daß ſein Bruder in Frankfurt die Meinungen Luthers angenommen, macht er ſich auf den Weg, um den Bruder zu ermorden, kommt an, und ermordet ihn. Herrera, ein ſpaniſcher Schriftſteller, ſagt: Diaz habe durch dieſe Handlung viel gewagt; nichts aber vermöge einen Mann von Ehre zu erſchüttern, wenn die Rechtſchaffenheit ihn leite. Herrera, einer durchaus heiligen Religion zugethan, die alle Grauſamkeit verdammt, die Duldung, aber keineswegs Rache lehrt, glaubte demnach, die Rechtſchaffenheit könne einen Mann von Ehre zum Meuchel- und Brudermorde führen! Das ſind die Geſinnungen, welche den Dolch in die Hand des Ungeheuers gaben, das Frankreich ſeinen großen Heinrich geraubt, die das Bild von Jacques Clement auf den Altar geſtellt und ſeinen Namen unter die Seligen geſetzt; die Wilhelm, dem Prinzen von Oranien, dem Gründer von Hollands Freiheit und Größe das Leben gekoſtet haben. Erſt verwundete ihn Salcede mit einem Piſtolenſchuſſe an der Stirn; und Strada erzählt, dieſer Menſch habe die That nicht zu unternehmen gewagt, ehe er ſeine Seele durch die Beichte gereinigt und mit dem himmliſchen Brote geſtärkt gehabt. Balthaſar Girard, der den großen Mann endlich gemordet, machte es eben ſo.

„Ich bemerke, daß alle die, welche ſolche Verbrechen mit aufrichtigem Herzen begangen haben, junge Leute geweſen ſind. Balthaſar Girard war ungefähr zwanzig Jahre alt. Vier Spanier, die mit ihm geſchworen hatten, den Prinzen zu ermorden, waren von gleichem Alter. Das Ungeheuer, welches Heinrich III getödtet, hatte vier und zwanzig Jahre. Poltrot, der den großen Herzog von Guiſe gemordet, hatte deren fünf und zwanzig. In England war ich faſt Zeuge deſſen, was die Gewalt des Fanatismus über eine jugendliche und ſchwache Einbildungskraft vermag. Ein Kind von ſechzehn Jahren, Namens Shepherd, übernahm es, den König Georg I zu ermorden. Und was trieb Shepherd zu dieſem raſenden Unternehmen? Einzig die Verſchiedenheit der Religion. Man hatte Mitleid mit ſeiner Jugend, bot ihm Gnade an und ſuchte lange ihn zur Reue zu bewegen. Vergebens, immer blieb er dabei, daß es beſſer ſey, Gott zu gehorchen, als den Menſchen, und daß, wenn er frei wäre, der erſte Gebrauch, den er von ſeiner Freiheit machte, der ſeyn würde, den König zu ermorden. Man mußte ihn zum Tode führen."

Wir haben geſehen, daß nicht blos die Religion ihre Fanatiker hat, und daß es deren auch von andrer Art gibt, die um kein Haar beſſer ſind. In Voltaire's Erzählung liegt eben nicht viel Erbauliches; aber es gewährt doch eine Art Beruhigung, wenn man ſieht, daß die Welt ſchon öfter in einer ähnlichen, oder noch ſchlimmern Lage geweſen iſt, ohne darum untergegangen zu ſeyn. Dieſer an ſich ſchlechte Troſt hatte indeſſen für mich ſein Gutes.

Nach dieſer Ausſchweifung, die man mir, wie ich hoffe, ihres Gegenſtandes wegen, vergeben wird, komme ich auf meine früheſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche. Die einzigen Reſte, die ſich zufällig davon erhalten haben, ſind ein Geſpräch zwiſchen mehrern jungen Leuten, Freunden der Wahrheit und des Rechts. Sie unterhalten ſich über die Angelegenheiten des Tags und jene Gegenſtände der Philoſophie, deren Theorie ſich ſo ſelten mit der Anwendung vertragen will. Was mich gerade damals am meiſten beſchäftigt hat, wird in dieſer Schrift erörtert und abgehandelt: Natur-, Staats- und Völkerrecht, Unſterblichkeit der Seele, Erziehung, Unterricht und die neueſte Literatur. Bruchſtücke des Manuſcripts erhielt ich, im Sommer 1820 von meinem Freunde Müller in Rüdesheim, der ſie unter ſeinen Papieren gefunden.

Es würde mir ſchwer werden, dem Leſer von dieſer ſeltſamen Schrift, die, nach Form und Inhalt, zu keiner beſtimmten Gattung gehört, einen Begriff zu geben. Am zweckmäßigſten mag es vielleicht ſeyn, einen kleinen Auszug zur Probe mitzutheilen. Einige unbedeutende Veränderungen, die indeſſen mehr den Ausdruck als die Sache betreffen, habe ich damit vorgenommen, weil ich es in den vierziger Jahren nicht über mich gewinnen konnte, Manches noch ſo zu ſagen, wie ich es in dem achtzehnten oder neunzehnten Jahre geſagt hatte.

Die Freunde ſind im Geſpräche, und gerade da, wo der nachſtehende Auszug anfängt, an dem deutſchen Theater. Einer derſelben, der ſich Walter nennt, replicirt auf eine feurige Lobrede, die dem großen Schiller gehalten worden, und bemerkt unter Anderem: Ich habe vor dem Schriftſteller unendliche Achtung; eben ſo viele vor dem Menſchen. Schiller's Individualität tritt allenthalben hervor; ihn ſelbſt findet man in ſeinen Stücken und ſchönſten Charakteren wieder. Mit ſeinen Schriften gibt er ſich. Wie er in ſeiner Ausbildung vorgeſchritten, ſelbſt beſſer und edler geworden, haben auch ſeine Helden Theil daran. Der entſcheidende Uebergang ſcheint in die Epoche des Don Carlos zu fallen. Poſa iſt ein herrlicher Mann, aber doch kein rechter Mann. Er macht noch zu viel Worte, übertreibt gern und gibt ſich Illuſionen hin, wie es der Jugend eigen iſt. Aber die aufgehende Sonne kündigt den Tag in ſeinem Glanze an. Früher gefällt mir Schiller nur in einzelnen Stellen. Die Räuber, Fiesco und Cabale und Liebe laſſen mich im Ganzen ſehr unbefriedigt. Allenthalben ſtoße ich auf gewaltſame Ueberſpannung, Unnatur, Großmannſucht ohne wahre männliche Größe. Nichts hat das rechte Maß, kein Charakter, kein Gefühl; Alles geht ins Ungeheuere, und wird Verzerrung. Schwulſt ſoll Kraft, und Raſerei Stärke des Gefühls ſeyn. Mich ärgern der Räuber Moor und Ferdinand in ihrem witzigen Affecte, dem, zum Beiſpiel, der arme Menſch als ein Tübinger Nachdruck des ſechsten Schöpfungstags auf Löſchpapier erſcheint. Noch hohler und aufgeblaſener iſt der unausſtehliche Fiesco. „Mein Name, ſagt er ſelbſt, iſt ſo leicht zu behalten, als er ſchwer zu machen war; hat Genua mehr als den Einzigen?" Da der ſchurkiſche Mohr ihm das Gift zeigt, das ihm Donna Julia gegeben, damit er es der Gemahlin Fiesco's in der Chocolade beibringe, ruft dieſer: „Lügſt du Canaille, dann laß ich dich lebendig an den Wetterbahn des Lorenzothurms ſchmieden, wo dich der Wind in einem Athemzuge neunmal herumtreibt.“ Das iſt ſtark.

Auch die Sonne hat Flecken, fällt Simon ein, und iſt doch die Königin der Natur. Doch, vergeſſen wir nicht, nach dem heutigen Weltbrauch, den wir ſo oft getadelt haben, über den Worten die Sache. Wollen wir ſeyn, wie das Volk, das an ſich entſchuldigt oder rühmt, was es an Andern verdammt? Laßt uns nach dem Schauſpielhauſe gehen! Es iſt ſchon ſpät. Zu rechten Zeit werden wir den abgebrochenen Faden unſerer Unterhaltung ſchon wiederfinden.

Simon wird wegen ſeiner zeitgemäßen Erinnerung gelobt. Die Burſche ſuchen Stock und Hut und poltern in wilder Verwirrung zur Thür hinaus. Darauf verändert ſich die Scene und man iſt im Schauſpielhauſe. Der Vorhang wird aufgezogen, und ein Magiſter der Philoſophie tritt als Prolog hervor und ſpricht:

Ihr Herren und Damen allzugleich,
Groß oder klein, arm oder reich,
Das ſchöne Stück, das wir hier geben,
Iſt völlig nach des Menſchen Leben.

Ein Theaterdichter iſt der Verfaſſer,
Drum fließt es auch wie lauter Waſſer.
Der Stoff paßt recht in unſre Zeit,
Iſt nicht zu eng und nicht zu weit;
Er zeigt uns groß' und kleine Geiſter,
In ihrem Fache lauter Meiſter.
Herrn Bahrdt mit ſeinem polemiſchen Meſſer,
Dann Kraftgenies und wilde Eiſenfreſſer;
Den zärtlichen Müller *) in Mondesſtrahlen,
Und Doctor Schmieder **) in Geburtsqualen.
Vor Allen merkt den großen Kant,
Den Allzermalmenden genannt.
Und ſeht! Die ihm die Schleppe tragen,
Sind lauter Männer im Doctorskragen,
Die können Alle demonſtriren,
Euch peroriren und dociren,
Gelehrtes Hocus Pocus machen,
Verwirren die einfachſten Sachen,
Euch zeigen mit recht viel Geſchrei,
Daß Hinze nimmer Kunze ſey.

---

*) Ich meinte den Verfaſſer des Siegwart.

**) Damals Theaterdichter in Mainz.

Seht nur die ſchöne Rarität,
Die Herren von der Facultät:
Da kommen die Idealiſten,
Die Skeptiker und Monadiſten,
Wolf und Materialiſten,
Spiritualiſten, Spinoziſten
Myſtiker und Antichriſten,
Entianer und Dualiſten,
Platoniker und dann Ramiſten,
Epikuräer, Newtonianer,
Papiſten und Febronianer.
Es iſt ein Schattenſpiel an der Wand,
Auch in der Welt uns ſo bekannt;
Das Stück hat die Cenſur paſſirt
Iſt drum gar jämmerlich caſtrirt.
Es fehlt nur, daß wir ſchimpfen könnten,
Wie die beliebten Recenſenten,
Denn wer die Leute jetzt will rühren,
Muß einen ſchweren Schlägel führen.
Wo du ſchlägſt grob und plump hinein,
Muß, glaubt man, Kraft und Wahrheit ſeyn.
Das macht Effect
Und gibt Reſpect. (geht ab.)

Der Director.

Ich bin doch wirklich ganz verduzt,
Wie ſich der Herr herausgepuzt.
Ja, hat der Menſch ein Bethaus noch ſo klein,
Gleich pflanzt er ſich als lieben Gott hinein.
Sich hat der Herr herausgeſtellt,
Als wär' ſonſt Niemand auf der Welt.
Iſt es denn nicht ein ſündliches Vermeſſen,
Die andern Facultäten zu vergeſſen?
Wie ſtänd' es ohne Theologen,
Die uns zur Gottesfurcht erzogen?
Und wie ging' es mit Pflicht und Recht
Und ohne Jus ſo herzlich ſchlecht?
Vergeſſen ward ja ſelbſt die edle Politik,
Der pfiffige Patron, der feine Galgenſtrick.
So iſt das ſchlechte Volk; es denkt nur an ſein Ich,
Und läßt für ſeinen Bauch, Gott und die Welt im Stich.
Hat einer an den Ofen ſich gedrängt,
Gleich wird der Platz des Nachbars eingeengt.
Der Spitzbub' flicht, aus eurem eignen Zwirn,
Den Strick für euren Hals, ein Band für ſeine
Stirn.
Alle haſſen das sic volo, sic jubeo,
Und Jeder, kann er anders, macht es ſo. (geht ab.)

Vorſpiel.

Der dritte Stand. (Mit Illuminationen und Proclamationen.)

Juchhe! Juchhe! Daß Gott erbarm!
Wir ſind vor Freud' und Freiheit arm.

Der Pleonekt.

Schön! Allerliebſt! Das höre ich gern.

Der Patriot.

Les aristocrates à la lanterne!

Der Geiſt Montesquieu's.

Dans ces jours pervers, dans ces tems corcompus,
Faut-il des noms au monde? il lui ſaut des vertus.

Der Hofmann.

Was ſchwätzt der Narr?

Der Finanzier.

Es iſt das Geld
Das Leib und Seel' zuſammenhält.

Der Soldat.

Der Degen gibt's. Ich will Gewalt.

Der Sinecuriſt.
Ich keine Arbeit, nur Gehalt.

Heraklit.
Wo ſoll es mit der Schlechtigkeit hinaus?
Es preßt die Noth mir bittre Thränen aus.

Demokrit.
Weinen! ja, das ſag' ich auch.
Vor Lachen halt' ich mir den Bauch.
Daß es die Narr'n wie Narren treiben,
War immer ſo, und wird ſo bleiben.

Der Philoſoph.
Wer ſeine Sach' auf nichts geſtellt,
Dem nichts dann auch zuſammenfällt.

(Alle ab.)

König Lear.

Erſter Aufzug.

König Lear. — Regan (der hohe Adel.) — Gonerill (die hohe Geiſtlichkeit.) — Cordelia (das Volk.)

Lear.

Geliebte Kinder kommt herbei!
Kommt Adel, Volk und Clerisei!
Ich merk', es iſt euch ſehr ums Erben;
Und, ach! der Alte will nicht ſterben.
Hübſch ſtark und groß, wünſcht Ihr ein eignes Haus;
Drum ſeyd ihr nicht zu gut, und werft mich ſelbſt heraus.
Doch merkt's euch wohl! Den treffe Schmach und Noth,
Der meinem Regiment den kleinſten Abbruch droht!
Das iſt ein zarter Punct, wo Keiner Spaß verſteht,
Und ſeinem liebſten Kind, thut's Noth, den Hals umdreht.

(Sich beſinnend.)

Doch halt! ich faſſe mich. Ihr wißt, ich bin ein Mann,
Der — ſich gefallen läßt, was er nicht ändern kann.
Da's ſeyn muß, theilen wir, und zwar nach ſtrengem Rechte!
Wer's Beſte haben kann, nimmt nimmermehr das Schlechte.
Der Starke ſucht mit Recht den ſchönſten Theil ſich aus,
Schließt auch, wenn er's vermag, die andern alle aus.

Ich aber bin nicht ſo. Ihr ſollt die beſten Gaben,
Die ich nicht ſelber mag, zu eurem Erbtheil haben.
Getroſt an's Werk, wir ſchließen den Vertrag,
Den Jeder halten wird, ſo lang' er muß und mag.
Doch, Kinder merkt, eh' es an's Theilen geht,
Sagt mir, wie es mit eurer Liebe ſteht.
Den ſchönſten Theil erhält, wie mir es billig ſcheint,
Wer mit dem Vater es am beſten meint.

Regan.

Frau Gonerill und ich wir ſind die erſten Stände,
Drum haben wir mit Recht in Allem auch die Hände.
Wie's ſonſt getrieben ward, ſo wollen wir es treiben.
Wo wir im Vortheil ſind, ſoll es beim Alten bleiben.
Geſchichte heißt fürwahr das warme, weiche Neſt,
In dem es ſich für uns am beſten hauſen läßt.
Wir ſind im glücklichen Beſitz, und bleiben bei dem
Alten,
Und Jacobiner ſind's, die es nicht mit uns halten.
Das alte gute Recht, das die Geſchichte lehrt,
Iſt, daß der Bauer gibt, der Adel nimmt und zehrt.
Das iſt der feſte Grund, auf dem die Ordnung
ſteht,
Und die mit dieſem Grund auch ſicher untergeht.

Wer keinen Stammbaum produciren kann,
Iſt, wer er immer ſey, ein ſchlechter Mann.
Was unſre Lieb' betrifft zu eurem Königthum,
So grenzt ſie faſt an die für's Privilegium.
Schützt Eure Majeſtät nur uns und unſre Rechte,
Dann, will er weiter nichts, ſind wir des Königs
Knechte.

Lear.

Das iſt ein wahres Wort; das läßt ſich wirklich hören.

Regan.

Ja wohl! Das denk' ich auch. Nun will man ſie bethören
Durch tolles Volksgeſchrei, durch Schreiber und Clubbiſten,
Und ſolches Pöbelvolk.

Lear.

Ich halt's mit den Juriſten.
Nun liebes Töchterchen, ſprich, Fräulein Gonerill,
Friſch von der Leber weg, ſag' ſie nun, was ſie will.

Gonerill.

Erhabenſter Papa, was ich will, das iſt wenig.
Das Erſte nach mir ſelbſt iſt — Gott, und dann der König.

Für fette Pfründen und Präbenden
Gedenk' den Himmel ich zu ſpenden.
Den Wechſel auf die andre Welt
Hab' ich für dieſe ausgeſtellt.

Lear.

Das läßt ſich hören, allerliebſtes Kind!
Der Tauſch iſt billig. Handeln wir geſchwind!
(Cordelia gewahrend.)
Doch hier ſteht in der Eck' auch die Cordelia.
Du guter, armer Narr! Biſt treues Herz auch da?
Wie ich dich liebe, Liebchen, iſt dir wohl bekannt,
Trägſt ja die Laſten alle für das ganze Land,
Gibſt Steuern, Mannſchaft, Früchte, frohneſt und entbehrſt,
Damit, in eigner Noth, du fremdes Gut vermehrſt.
Sprich nun, du gutes Kind, wie denkſt du gegen mich?

Cordelia.

Mehr als die Tochter du, liebt dieſe, Vater, dich.
Ich kenne meine Pflicht, doch kenn' ich auch mein Recht:
Ich bin des Vaters Kind, und nicht der Schweſtern Knecht.

Nicht länger dulde ich der Harten Uebermuth,
Ihr Pochen auf Geburt und auf ein beſſres Blut.
Vor Gott und der Vernunft ſind alle Menſchen gleich.

Regan.

Entſetzlich! Mir wird weh', ich bin vor Schrecken bleich.
Furchtbarer Hochverrath! Fluchwürdige Empörung!

Gonerill.

Des Reiches Untergang, die gräßlichſte Zerſtörung!
Der Thron ſtürzt krachend ein, es wüthet Mord und Tod.

Lear.

Ach! du mein lieber Gott! Wer hilft in dieſer Noth?
(Heftig zu Cordelia)
Du garſt'ge Bettel du! So willſt du mit uns ſprechen!
Es wär' kein Wunder nicht, ich thät' den Hals dir brechen. u. ſ. w.

Vor dem Schauſpielhauſe.

Lärm und Gedränge, Volk und Wagen.

Student und Mamſell.

Student. Gefällt es Ihnen mitzugehen?
Mamſell. Ich bleibe noch ein wenig ſtehen.

Student. Belieben Sie den Arm?
Mamſell. Es iſt mir gar zu warm.

Ich habe die prophetiſche Poſſe abgebrochen, um den Leſer damit nicht zu ermüden. Auf dieſe Weiſe iſt das Stück, nach Shakespeare, bis ans Ende durchgeführt. Der alte, gute König, der ſich dem ſüßen Geſchwätze ſeiner beiden ränkevollen Töchter hingibt, und die gute und wahre Cordelia enterbt und verflucht, theilt ſein Reich unter Regan und Goneriß. Wie es weiter gegangen, leſen wir in Shakespeare, ſpäter wohl auch in der Geſchichte. Der König, durch die harte Behandlung ſeiner unnatürlichen Töchter, die Cordelia nicht mehr zu fürchten haben, zur Verzweiflung gebracht, wird durch die Erinnerung des Unrechts, das er ſeiner verkannten Cordelia zugefügt, aufs ſchrecklichſte gepeinigt. Dieſe, ihrer edeln Natur getreu, wird, da ſie des Vaters Jammer vernimmt, deſſen Troſt und Stütze. Der Narr ſpielt ſehr glücklich die Rolle der mäßigen und beſonnenen Männer, die keine Leidenſchaft, keiner Partei und keinem Intereſſe ſchmeicheln, ſondern das Gute, Wahre und Rechte wollen und dafür ſprechen. Wo er ſich hinwendet, wird er von blinder Leidenſchaftlichkeit gehöhnt und mißhandelt; hier wird er in den Stock gelegt, dort droht man ihm mit der Peitſche. Faſt dürfte man den glücklich preiſen, der in ſolcher Lage ein Narr iſt, weil er nicht erſt einer werden muß.

Schon im Sommer des Jahres 1795, alſo ehe ich auf die hohe Schule nach Jena abgegangen war, hatte ich, unter dem Titel: *Geiſt der fränkiſchen Revolution*, in Frankfurt eine Schrift drucken laſſen, ohne mich auf ihr zu nennen. Das Ding war größtentheils in den luſtigen Winterabenden, nach hergebrachter Weiſe, bei einem Glaſe Wein oder einer Pfeife Taback, beſprochen worden. Meine nächſten Freunde trugen das Ihrige in einer Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, oder was ſie ſonſt für gut fanden, bei. Die Schrift iſt in gewiſſer Beziehung merkwürdig genug, daß es ſich wohl der Mühe lohnt, auf ſie zurückzukommen. Ich theile hier Auszüge aus drei Briefen und einer Rede mit, die ich über die damaligen Angelegenheiten in Frankreich geſchrieben habe, und welche ſich in der angeführten Schrift befinden, von der wenige Menſchen etwas wiſſen mögen.

Auszug aus dem erſten Briefe.

Paris, den 18. Meſſidor, Jahr 2.

Dieſes Jahrhundert ſchien ſich loszureißen von den Jahrtauſenden der Vorzeit; und das ganze Geſchlecht harrete der Entſcheidung des Kampfes zwiſchen der Freiheit und der Tyrannei, der Tugend und dem Laſter entgegen, in zwei heterogene Maſſen aufgelöſt. Erlöſung des Menſchengeſchlechtes — Erlöſung aus den zweifachen Banden, in die der Aberglaube und die Willkühr das Volk geſchlagen hatte, war nun das große Loſungswort. Lichtvoller ſchien das hinſterbende Jahrhundert in dem Purpur ſeiner Abendröthe zu glänzen. Freiheit war der hohe Preis, um den wir rangen.

Auch mich warf der heiße Drang nach Thaten raſtlos umher. Ich glaubte der Stimme meines Herzens, dem Rufe meines Zeitalters folgen zu müſſen. Aber ich ſah, wie der Wahn die gedankenloſe Menge in dem Wirbel ſich drängender Vorurtheile fortriß. Ich prüfte, und der Peſthauch der Seuche dieſes Jahrhunderts ging an mir vorüber.

Nein, ich verſündige mich nicht an der Menſchheit, wenn ich ihren Rechtshandel jetzt noch verloren gebe, den ſie durch Schwäche und Laſter zu gewinnen ſucht, wo die Tugend das Urtheil ſpricht. Wehe dem, der kalt und ſtumm iſt bei dem Namen Freiheit und Vaterland! Er weiß von keiner Aufopferung. Der beſchränkte Egoismus hat die Grenzen der Welt in ſein Ich zuſammengezogen. 'Aber doppelt wehe über jene, welche die Freiheit zur Kupplerin ihres Eigennutzes und Ehrgeizes erniedrigen und ihre perſönlichen Leidenſchaften zur Sache des Vaterlandes machen!

Vaterland! was denken fünf und zwanzig Millionen Menſchen bei dieſem großen Namen? Sie lieben ihr Vaterland, und der Bürger an der Loire kann das Band nicht finden, das ihn mit dem Bürger an der Seine vereinigt. Sie lieben ihr Vaterland, und wiſſen nicht, gibt dieſes Vaterland ihnen Frieden oder Krieg, Duldung oder Aberglauben; wiſſen nicht, ob ſie dem Götzen, dem ſie heute noch huldigen, morgen fluchen müſſen. Sie wollen genährt ſeyn. Sie wollen nicht darben, weil ſie kein größeres Unglück kennen, als Mangel leiden. Liebe zur Gemächlichkeit, zu fröhlichem Genuſſe beſeelt auch den Sybariten; Epaminondas und Fabricius dachten anders. Da gedeihet Freiheit nicht, wo der

Bürger von den Bedürfniſſen ſeines Magens auf Sclaverei ſchließt. Ein Treiber ſoll die müde Heerde unter den Schatten kühlender Ruhe, auf die reiche Weide eines Lebens voll Ueberfluß führen, und ſie küßt die Peitſche, die ſie trieb, und ruft Freiheit an beſetzten Tafeln.

Der Menſch, ſagen unſere Schriftſteller, iſt zur Freiheit geboren. Aber die Geſchichte ſtraft ſie Lügen, welche uns die Despotie auf dem ganzen Erdkreiſe im ungeſtörten Siege zeigt, da die Freiheit ſich kaum einige Jahrhunderte in einem Winkel ſicherte.

Der Menſch iſt von den Polen bis zum Aequator mehr oder weniger ſinnliches Thier. Die Bedürfniſſe des Körpers waren faſt immer das erſte wirkende Motiv der Handlungen einzelner Menſchen und ganzer Völker. Wenn das Thier den geraden Weg ſeiner Beſtimmung wandelt, ſo iſt es deswegen, weil ſeine Bedürfniſſe und die Art, dieſelben zu befriedigen, einfacher ſind.

Die Stufe, welche der Menſch über ſeinen Brüdern, den Thieren, ſteht, verdankt er großentheils dem ausgebreiteteren Vermögen, genießen zu können. Der Grönländer, Braſilier und der Nachtmenſch waren ſich ſehr ähnlich von ihrer Mahlzeit bis zu ihrer Sittenlehre und Aeſthetik. Die Griechen unter Perikles waren das gebildeteſte Volk der Erde; aber auch dasjenige, welches die Genüſſe des Lebens am meiſten verfeinert und vervielfältigt hatte. Gehen wir von Welttheil zu Welttheil, von Jahrhundert zu Jahrhundert, Künſte und Bildung folgten den Bedürfniſſen in gleichem Schritte.

Der Trieb der Sinnlichkeit iſt ohne Zweifel der ſtärkſte. Alle edleren Leidenſchaften, die Wonne einer idealiſchen Liebe, und das Gefühl für den Zauber der Künſte ſind jenem erſten Triebe untergeordnet. Panis und Circenses entſchädigten den verdorbenen Römer für den Verluſt ſeiner Freiheit, und der Neger wird ewiger Sclave, um den Rauſch einiger Stunden, den er ſich durch den Branntewein verſchafft. Allenthalben iſt dem Menſchen nichts ſo theuer, das er nicht feil trägt, um den Heißhunger ſeiner Sinnlichkeit zu ſtillen. Erſt wenn dieſe geſättigt ſeine Kräfte nicht mehr beſchäftigt, führt ihn der Hang, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, reineren Wünſchen und einer höheren Anwendung ſeiner Kräfte entgegen. Die Philoſophie ſchien im 18. Jahrhunderte die Freiheit vom Himmel wieder auf die Erde gerufen zu haben. Die Nachwelt kann es glauben, wenn ſie nicht weiß, daß eine wirkliche oder veranſtaltete Theurung mehr wirkte, als ſelbſt die Rednertalente eines Rabaut, Vergniaud und Condorcet, und daß die Bäckerläden wenigſtens eben ſo viel Epoche machen, als einige der wichtigſten Sitzungen der Stellvertreter des Volkes.

Ja, ich fühle es, alle Menſchen ſind mit gleichen Anſprüchen auf den Genuß dieſes Lebens geboren; wir ſind gleiche Kinder eines Vaters, alle — Menſchen. Freiheit iſt unſer unveräußerliches Eigenthum. Aber, wenn der Menſch durch Laſter, Feigheit oder Schwäche ein Gut verliert, das er ſo lange ſein eigen nennen konnte! Wie dann! Wird der wohl ſeine und Andrer Rechte kennen, der nichts von Pflichten wiſſen will?

Wenn die Tugend und die Aufklärung im ſchweſterlichen Bunde erſcheinen, und die Freiheit vom Himmel rufen, dann, und dann erſt iſt der Zeitpunct der Erlöſung erſchienen; wenn der Bürger ſeine Rechte mit den Pflichten gegen ſeine Brüder zu paaren verſteht; wenn man Größe höher ſchätzt, als Reichthümer, und den Tadel eines freien Mannes mehr fürchtet als Strafe. — Aber jetzt! Ein gefallenes Volk ſteht ſelten wieder auf. Eine Empörung gegen die Mißhandlungen der Despotie iſt kaum der erſte Schritt zur Unabhängigkeit. Eine Revolution iſt der Kampf der Tugend und des Laſters, der Vaterlandsliebe und des Eigennutzes.

Wehe dem Freiſtaate! der zu verdorben iſt, als daß die Mehrheit das Beſſere will; deſſen Bürger nicht aufgeklärt genug ſind, um den großen Mann in ſeinem einfachen Gewande zu erkennen, und ihm die Sorge über ihr Wohl zu übertragen. Geſetzloſigkeit gilt für Freiheit. Das Verderben der Menge vergiftet ihre Repräſentanten. Demagogen, die dem entarteten Volke ſchmeicheln, erheben ſich über den ſtillen Weiſen, und der Weg iſt offen zur Anarchie — Ariſtokratie oder dem fürchterlichſten Despotismus.

Sitten ſind die Stützen eines Freiſtaates; Sitten ſiegen über die Geſetze. Eine wichtige, warnende Wahrheit! Geſetzgeber und Philoſophen, eure Weisheit löſet das Problem der jetzigen Revolution nicht, ſondern die Bildung und der Charakter der Völker.

Wir predigen Freiheit, wir donnern gegen die Sclaverei der Neger; als wenn wir unſere Menſchenliebe in Guinea erſchöpfen wollten, um in unſerem Vaterlande Barbaren ſeyn zu können. Wir lieben unſere ſchwarzen Brüder mit ſo viel Wärme, mit ſo inniger Theilnahme; aber den Muth haben wir nicht, uns von einem überflüſſigen Leckerbiſſen zu entwöhnen; und doch ſind es unſere eingebildeten Bedürfniſſe, die ſie aus ihrem Vaterlande, aus den Armen ihrer Weiber, Kinder und Väter unbarmherzig reißen. Wir fluchen einem Cortez und Pizarro, die Peru und Mexico des Goldes wegen entvölkerten. Und wir? Was iſt unſerm Jahrhunderte nicht um baare Münze feil? O der Heuchlertugend, die für das Unglück Thränen, aber zur Rettung keinen Willen hat! Jammern wir nicht über die Kriege am Indus und brechen den Frieden unſeres Hauſes, eine lange bewährte Freundſchaft um eine Kleinigkeit? So will der Menſch, der nicht einmal Vater ſeiner Familie zu ſeyn verſteht, Vater ſeines Vaterlandes heißen. — O laßt beſſere Jahrhunderte um den Beſitz eines Gutes ringen, das Bildung und Tugend nur erwerben, und Mäßigkeit nur ſichert. Das Vermögen, ſich ſelbſt zu beherrſchen, entläßt allein den Menſchen der Vormundſchaft eines billigen Regenten. Freiheit, die der Wahnſinn eines tollkühnen Haufens mit Greuelthaten erficht, iſt die Freiheit eines Wüthenden, gegen die ſich beſſere Menſchen wegen ihrer eigenen Sicherheit verbinden.

Der Blinden, Selbſtſüchtigen! Sie klagen ihre Despoten und Prieſter wegen ihres Verderbens an; und ſind es nicht ihre eignen Laſter und Thorheiten, iſt es nicht ihre eigene Schwäche, die ſie ihrem Elende entgegen führten? Jahrhunderte verſchwenden ihre Bewunderung an Ungeheuer, welche über unzählbare Leichen, über das hingewürgte Glück unterdrückter Nationen ihre Triumphe feierten. Ueber ein Jahrtauſend huldigt der Menſch den glänzenden Talenten eines Cäſars und Alexanders; und doch fragt der Blinde, was ihm die Feſſeln eines elenden Sclavenlebens ſchmiedete? Siehe von Pol zu Pol, was iſt der Menſch? Der Großlama wohnt an der Tyber und herrſcht zu Potola. Der Aberglaube hat ſeine Tempel, Moſcheen und Pagoden; und doch will der Menſch nicht ſehen, daß er es iſt, der ſich betrog; daß er es iſt, der ſich in Ketten legte.

Traue dem Jahrhunderte nicht, das Nationen mit dem Fieberwahne vergiftet, Freiheit ſich erwüthen zu können. Sie iſt die goldene Frucht, die durch Bildung und durch ſtrenge Tugend reift. Wo ſtrahlt die reine Wahrheit dem Bürger ins unbewölkte Antlitz? Wo hat er angefangen, ſich von Bild und Schatten zu trennen? Wo regt der Buſen ſich, in ſanfteren bruderliebenden Gefühlen ſchlagend, bei einem Volke? Zeige mir nur eine Tugend, welche aus freier Seele, und nicht aus dem unreinen Sumpfe der Eigenliebe — Furcht oder Hoffnung ſich, einem Irrlichte gleich, erhebt. Verbanne erſt das Heer von unmenſchlichen Vorurtheilen — Schwäche und Laſter aus dem Herzen der Völker. Entwurzele den Eigennutz, die Habſucht und die gemächliche Ruhe ihres Häuslerſinnes, der nur für ſeine Tafel zu wuchern gewohnt iſt, ehe du Nationen ihrer Minderjährigkeit entlaſſen willſt.

Alſo ſchweigen und dulden, wo die leidende Menſchheit uns zu Thaten auffordert? Schweigen und dulden, wo wir im Gefühle unſerer Rechte, die man kühn mit Füßen trat, uns ein glücklicheres Daſeyn erringen könnten? Da die Schmach durch Jahrtauſende unterdrückter Nationen, das Elend gebeugter mißhandelter Völker uns zur Rache ruft? Ja, auch dulden, wo Empörung die Bande der

Unterdrückung enger noch zuſammenzöge, und über das geſunkene Volk Schmach und Elend doppelt häufte. Die Freiheit nicht zur Dienerin unſeres Ehrgeizes erniedrigen, im Stillen wirken, an ſeinem Bruder bilden, und Schöpferfreuden fühlen in einem engen Bunde.

Gib dein Jahrhundert auf, Einziger, in deſſen Buſen ich das Heiligthum meiner ſtillen Wünſche, meiner verborgendſten Gefühle niederlege. Gib dies Jahrhundert auf. Eine beſſere Welt wird dir in deinem Herzen und in dem Herzen derer, die dich lieben. Unbefriedigt läßt dich das bunte Spiel eines künſtlichen Marionettenlebens, wo der heuchelnde Betrüger, der feile Schmeichler und der unverſchämte Demagoge, den biederen Mann, der auf ſeinen unverfälſchten Werth und auf ſeine Unſchuld trotzt, verdrängt. Zu ſpät würde dich der Tauſch gereuen, wenn du den heiteren Sinn, für die ſanften Freuden der Natur empfänglich, eine Seele ohne Falſch in dem trüben Strudel unnatürlicher Leidenſchaften und erkünſtelter Bedürfniſſe verlöreſt. Du haſt Freunde. Wie reich, wie viel mehr als König wirſt du ſeyn durch der Liebe und durch der Freundſchaft heiliges Gefühl. Gewiß! du fühleſt es wie ich: Freundſchaft iſt das erſte Geſchenk des Himmels, ein fruchtbarer Boden ſchöner reiner Freuden für ein unverdorbenes Herz! Wie glücklich, dem ein Freund geblieben, wenn das Glück mit allen Gütern dieſer Erde ihn verrätheriſch verließ.

Auszug aus dem zweiten Briefe.

Paris, den 2. Thermidor, Jahr 2.

Heute verließ ich die Stadt, und lagerte mich auf einem Hügel, von dem ich die weite Gegend überſah. Der junge Morgen kam ſo herrlich über die vergoldeten Berge von Oſten. Nacht und Verweſung eilte hin mit der fliehenden Dämmerung und das Leben erwachte in dem erweckenden Strahle des Lichtes.

Auf dem ſtillen Strome röthete ſich das Waſſer einer gediegenen Goldplatte gleich. Der Thau perlte auf den Halmen und die Blume öffnete ihren Schooß dem lieblichen Strahle des Morgens, als ihrem Bräutigam. Der Thiere unzählige Geſchlechter wimmelten auf und grüßten den neugebornen Tag. Der Menſch erwachte und ging ſeinem Tagwerke entgegen.

So kam ſie von Oſten vor Jahrtauſenden; ſo kommt die Sonne ſpäten Enkeln wieder. Ueber Millionen ziehet ſie hin, und Millionen kommen ihr dankbar entgegen, denen ſie Licht und Leben gibt — dem Samojeden wie mir! Das iſt Gottes Bild, des Allgütigen Bild.

Mit leichtem Herzen legt ſich der Menſch zum ruhigen Schlummer nieder, hat ſie für uns ihre Bahn vollendet; und er fühlt nicht, daß der Tag ihm abgezogen iſt an ſeinem Leben, daß dieſe auf- und untergehende Sonne ihm die Pulsſchläge ſeines Daſeyns abzählt, daß er mit jeder Stunde dem ungewiſſen Schritte näher rückt, mit der er ſein Leben an die Natur zurückgibt, die über die Zerſtörung eine neue Auferſtehung ruft und nur auf Gräbern neues Leben ſchafft.

Neues Erwachen! Alles iſt froh. Freude iſt der Preis dieſes Lebens. — Und wenn ſie der letzte Zweck dieſes Lebens wäre! wenn mit dieſem erſtorbenen Hauche alle Hoffnungen — Wünſche und Träume erſtürben. Wenn die tauſend Rieſenpläne

— der Kummer eines freudenloſen Daſeyns, der Drang nach Thaten — der heiße Durſt des unbefriedigten Geiſtes unter dieſem Bischen Erde vermoderten, — in dieſer Gruft verweſten — und Millionen, Millionen wären betrogen um dieſen ſchönen Preis — um alle ihre Freude; betrogen die Tugend und das Laſter ſiegend!

Aber es kann nicht aus ſeyn mit dieſem Leben. Und wenn es doch wäre? Wer ſah die Eiche ſich je wieder erheben, die im Sturme fiel? Sproß je die Blume wieder auf, die hingewelkt vergangen war? Und wenn der Menſch nicht mehr iſt als Pflanze, als ſeine Geſchwiſter alle auf dieſer Erde!

Jahrtauſende ging dieſe Sonne auf und nieder. Wenn nun ein Rad nur im großen Schöpfungswerke bräche! wenn — wer fürchtet es? Das große Inſtrument der Schöpfung ſpielt Aeonen ſchon die herrlichen Akkorde, und kein Mißton ſtörte je die ſchöne Harmonie. Die Sonne gehet ihre Bahn nach ewigen Geſetzen. Der Weltgeiſt, der mit einem Hauche den lebenreichen Frühling über die Erde ruft, der dieſe Myriaden von Sonnen im Kreiſe auf und nieder führt — ſchuf auch mich.

Wer mir das Räthſel löſte, zu was der Menſch geboren iſt? Wer mir die tauſend Widerſprüche vereinigte, welche die moraliſche Welt verheeren! Die gekränkte Unſchuld, das triumphirende Verbrechen — Lechzen nach Freiheit und ein ewig eiſerner Druck der Uebermacht, Achtung für das Gute und der unwiderſtehliche Zug nach des Laſters täuſchender Luſt. Die ganze Welt ſo ſchön, nur der Menſch — — —

Unbegreifliches, namenloſes Weſen, von deſſen Munde die Welten- und Sonnenſyſteme durch ein allmächtiges Werde! ausgingen! Wenn du den Wurm im Staube, und die Milbe kenneſt, die ſich freuen im Sonnenblicke deiner Güte, dann kennſt, dann hörſt du auch mich! O, warum mußte ich werden, auch ich, um die Laſt eines Daſeyns zu fühlen, deſſen Qualen vielleicht nur ewiges Vergeſſen endet? Aber du hörſt mich nicht; die ſtrengen ewigen Geſetze der Natur antworten mir.

Auch der eitle Menſch, der ſich für die Krone der Schöpfung hielt, wußte die Widerſprüche nicht zu löſen, welche ihm hier Wohlſeyn, dort Elend zeigten. Er ſchuf neben dem Ormuzd einen Arihman, und bevölkerte die Hölle mit unfreundlichen Weſen, wie der Dichter ſeine Epopee mit Dämonen, um dem Gotte des Lichtes — der Güte und Wahrheit den Triumph der Bosheit nicht aufzubürden.

Vulcane begraben Tauſende im Schutte ihrer zertrümmerten Wohnungen. Ein Peſthauch eilt über Länder, um Generationen der Verweſung zu übergeben. Der Hagel ſchmettert die Saat nieder, und achtet der Thränen des Leidenden nicht, der ſeinen Schweiß an die Hoffnung einer Aerndte ſetzte. Das gekrönte Laſter triumphirt, und die Tugend hungert neben den Wolluſtmahlen eines ſchwelgenden Wütherichs. Der ſtille Weiſe wird mit Verachtung zurückgewieſen, und die blinde Menge jauchzt dem witzelnden Schwätzer zu. So kniet ein feiles Volk vor dem Bilde des vergötterten Alexanders und zwingt einen Sokrates zum Schierling.

Unſere Cultur ſoll der hohe Preis ſeyn, um den vergangene Jahrhunderte alle die Revolutionen der Staaten und des menſchlichen Geiſtes durchirrten. Ja, laßt uns den großen Vorrath von Wiſſenſchaften bewundern, an dem die vergangenen Geſchlechter ermüdet ſammelten. Ein Menſchenleben iſt nicht hinreichend, auch nur den hundertſten Theil dieſer wichtigen Verlaſſenſchaft nachzuzählen. Aber ſchade, daß dem Herzen abgezogen wurde, was der Verſtand erwucherte! Schade, daß der Menſch in dem Maße ärmer ward, in welchem der Staat ſich bereicherte! Der gerade unverfälſchte Sinn, die Stärke der Grundſätze der Billigkeit und Tugend, der raſche Entſchluß zum Handeln wurden von dem feigen Skepticiſmus verdrängt. Was der Mann thut iſt keine Frage, er — ſchreibt.

Was ſollte aber auch das leidende Volk, Vaterland und Menſchheit den Gelehrten anfügen? Er ſitzt auf ſeinem Armſtuhle ſanft und ruhig, wie der Gott der Winde auf ſeinen aufgeblähten Schläuchen in genügſamer Selbſtzufriedenheit. Wer nach Jahrhunderten doch unſere Schriften durchginge, könnte der wohl glauben, daß alle Weisheit und alle die Bücher zu Tauſenden nur des bloßen Handels wegen da geweſen ſeyen?

Was ſind die Weiſen unſerer Zeit in ihren ehrwürdigen Schlafmützen? Die meiſten haben ſich wie die Prieſter aus der wirklichen Welt in eine geträumte geflüchtet, um ihren Brüdern in jener nichts mehr ſchuldig zu ſeyn. Dann aber erſcheinen ſie unter den Erdenſöhnen und Evens Töchtern, wenn ſie von ihrer Aerndte und von ihrem Herbſte ſich ſättigen wollen, und wenn menſchliche Bedürfniſſe ſie auf Augenblicke unter Menſchen zurückführen.

Die Philoſophie hat ſich aus dem Gedränge des thätigen Lebens an den ſtillen ruhigen Pult zurückgezogen. Ihr Orakel ſpricht wie ein Sophiſt, den die Wünſche eines verdorbenen Herzens zu einem gewiſſenloſen Richter beſtachen.

Die Religion erſcheint dann auch zu Zeiten um den irrenden Geiſt mit den Machtſprüchen des Himmels zu rechte zu weiſen. Die Prieſter allein wußten von jeher das große Problem zu löſen, zu was der Menſch hienieden geſchaffen ſey, und nur ihnen kam das Recht zu, eine Heerde zu leiten, deren Beſtimmung ſie kannten. Sie machten den armen Sterblichen zum Schooßkinde der Gottheit, und betrogen ihn zum elendeſten Sclaven, welcher der Hölle nur durch die Qualen eines freudenloſen Lebens entgeht. Sie haben einen eigenen Gott geſchaffen, um ihn zur dienſtfertigen Maſchine ihrer Abſichten zu gebrauchen. Den Gott brauchten ſie nicht, der die Freude mit dem Erwachen des Maies über die Erde ruft, der die belebenden Strahlen der Sonne dem Neger und dem Grönländer ſendet.

Dieſer Gott iſt der Gott der Güte und Duldung. Dieſer Gott, der das Gebet des Braminen und Parſen hört, und den Peruaner wie den Spanier mit gleicher Milde an ſeinem väterlichen Herzen trägt, iſt Liebe, iſt Barmherzigkeit, der hätte auf ihren Altären nicht gewuchert.

Auch unſere Sitten hat die Kunſt abgeſchliffen. Sie haben gar nichts mehr von der barbariſchen Rohheit des ungeſchliffenen Halbmenſchen. Leider, abgemeſſener Gang iſt — Alles. Unſere Leidenſchaften und Vergnügen gehen in einer feſten tactiſchen Bewegung. Ceremoniell und Formalitäten ſind unſere Sitten, Weisheit und Gerechtigkeit. Nur noch wenige Schritte, und wir ſind dem lange bewunderten Ideale des ſchlaffen chineſiſchen Mechanismus nahe. In der ganzen moraliſchen Welt herrſcht jetzt Einheit. Es iſt der Kampf und das Ringen ungebundener Kräfte nicht mehr. Das Herz liegt ſo methodiſch unter der Schnürbruſt zuſammengepreßt, daß es ſich der Luſt noch freuet, die es in einem bangen Athemzuge ſchöpft. Iſt dieſe Einheit Harmonie? Ja die harmoniſche Einheit des Winters, der die lebendige Natur in kalter Erſtarrung zum Tode niederlegt. Welche Schönheit, gegen die ſchöpferiſche Fülle des Frühlings, der in Millionen Formen freies wonniges Daſeyn hervorruft! Welch ein regelloſer Wechſel für den äſthetiſchen Kunſtſinn!

Alles ſcheint ſich gegen die Freiheit des Menſchen verſchworen zu haben. Die Entwickelung ſeiner Talente und Bedürfniſſe, die Gebrechen des geſellſchaftlichen Lebens, welche ſich mit der anwachſenden Menge in wiederholten Colliſionen häuften, zogen die Bande, in die er ſelbſt ſeinen Nacken ſchlug, feſter zuſammen. Und die Zeit, die Lehrerin des Weiſen, machte Völker nicht klüger. Im ewigen Einerlei ihrer Thorheiten, Wünſche, Neigungen und Launen führet die Natur ſie auf der Schaubühne dieſes Lebens auf und nieder, und wiederholt dieſes abwechſelnde bunte Spiel durch Jahrtauſende. Wie ſie in dem Greiſe vollendete, fängt ſie in dem Knaben wieder an.

Da Leidenſchaften gegen Leidenſchaften ſtürmten; da Neigungen und Wünſche gegeneinander kämpften, da gebar dieſe wogende geſetzloſe Unruhe, wo der rohe Naturmenſch, gewohnt nur ſeinem Willen zu folgen, in tauſendfachen Colliſionen gegen ſeinen Nachbar ſtieß — Liebe zur Ordnung. Da wurden Geſetze — da forderte die Geſellſchaft einen aus ihrer Mitte auf, im Namen Aller über ihr gemeinſchaftliches Wohl zu wachen. Mißbräuche traten bald an die Stelle einer geſetzlichen Verfaſſung. Herrſchſucht wandte die der Weisheit und Stärke anvertraute Macht zur Unterdrückung an. Die Gemächlichkeit von der Arbeit Anderer zu ſchwelgen, zog ein Heer von Menſchen zuſammen, die eine eigene Claſſe von Müſſiggängern bildeten, die ſich in Fächer theilten, und die getäuſchten, unterdrückten Bürger plünderten. Räthe und Prieſter, Helfer und Helfershelfer drängten ſich in eine Maſſe zuſammen, und bildeten einen eigenen Staat im Staate. Der Krieger gab ſeine Stärke, die Religion ihr heiliges Anſehen, der Gelehrte den ganzen Aufwand ſeiner Kenntniſſe, der Künſtler den Zauber ſeiner Kunſt hin, um eine Verfaſſung zu verewigen, die ihnen ein gemächliches Leben voll Ueberfluß und Ehre ſicherte. So war es immer, ſo wird es ewig ſeyn, ſo lange die Eigenliebe und der Eigennutz über Vaterlandes- und Menſchenliebe ſiegen; ſo lange die Leidenſchaften über die Geſetze herrſchen; ſo lange dieſe nicht ihre Kraft durch ſich ſelbſt, ſondern durch jene, die ſie bewachen, haben. Der Menſch muß nicht unterdrücken und betrügen wollen oder nicht mehr können; dann erſt wird er aufhören Despot oder Sclave zu ſeyn.

Auszug aus dem dritten Briefe.

Paris, den 15. Thermidor, Jahr 2.

Wie oft ſehne ich mich zurück in deine Arme! Wie glücklich waren wir! Wie glücklich von den einfach-jugendlichen Spielen, in denen das ſchuldloſe Knabenherz ſich freuete, bis zur ernſten Unterſuchung: Wie wir der Welt unſer Daſeyn in großen herrlichen Thaten ankündigen wollten! Welche Wonne, als beim trauten Mahle, der Rheingauer Herz und Geiſt öffnete, als der Pocal beim Rundgeſang von Hand zu Hand eilte! Und da wir ſchieden mit dem ungewiſſen Blicke in die Zukunft, da zum letztenmal wir uns umſchlangen an den ſchönen Ufern des Rheins, und in dem Vorgefühle unſerer zukünftigen Thaten in geſchloſſener Runde den feierlichen Eid ſchwuren — Männer zu werden! Gewiß, das war eine ſchöne Zeit.

In unſerer Hauptſtadt herrſcht wieder Ruhe nach einem fürchterlichen Sturme. Robespierre und ſeine Freunde ſind dem allgemeinen Unwillen des Volkes gegen die Schreckensregierung aufgeopfert. Sie fielen unter der Hand des Henkers, die vor wenig Tagen mit unbeſchränkter Gewalt Millionen beherrſchten. Der Convent rächte ſich fürchterlich an ſeinem Despoten, dem er vor einigen Dekaden noch als der erſten Stütze der wankenden Republik huldigte. So treibt ein ewig wogendes Meer das Schiff, in welchem das Schickſal unſeres Vaterlandes einen ſichern Hafen ſucht, auf und nieder. Meinungen und Syſteme verſchlingen ſich wie Wellen; und das getäuſchte, unruhige Volk hofft einen glücklicheren Zuſtand nach dem Sturze einer jeden herrſchenden Faction. Die Stellvertreter der Nation übergeben dieſem Minotaurus von Zeit zu Zeit ſeine Opfer; er zehrt ſie auf und hofft. Aber der Convent nur wechſelt ſeine Tyrannen, die des Volks ſind ewig. Wie Briſſot, Danton und Robespierre werden Collot d'Herbois, Billaud — Varennes und Barrère der Doppelzüngige untergehen.

Freiheit und Gleichheit war das große Loſungswort, mit welchem man eine reizbare unbeſtändige

Nation unter das Panier der Republik ſammeln wollte. Und was that unſere Geſetzgebung, um einen Freiſtaat zu gründen, den man auf Tribunen und in Schriften als ein Ideal darzuſtellen wußte?

Eine Revolution, die den Tyrannen von dem Throne ſeiner Allmacht niederſtürzt, und den Götzen, vor dem die Sclaverei ſich im Staube krümmte, der Verachtung des Volkes hingibt, iſt Uebergang zur Freiheit, die aber nur in der Bildung des Volkes und in den Sitten der Bürger ihre dauerhafte Stütze hat. O möchten die Geſetzgeber einer muthigen Nation dieſe ewige Wahrheit beherzigen, dann würden ſie Millionen Menſchen nicht durch alle die endloſen Schrecken und Gefahren leiten, um ſie einem drückenderen Despotismus, als der erſte war, zu übergeben! Bange fürchterliche Ahnung, möchteſt du an der Zukunft zur Lügnerin werden! Aber umſonſt ſuchte die muthvolle Tugend eines Brutus, den erſchlafften Geiſt der ſittenloſen Römer in dem Blute des Tyrannen, zur ehemaligen Kraft zu ſtärken. Die Freiheit war vorübergegangen mit der Tugend. Philippi hörte das letzte Röcheln der hinſterbenden Republik. „Tugend, eitles Phantom, mein Herz verehrte dich als ein wahres Gut, aber du biſt die feile Buhlerin des Glückes," ſprach der letzte Römer, und ſtarb den ſchönen beneidenswerthen Tod für Vaterland und Freiheit, da er den Triumph des Laſters nicht überleben wollte! Die Empörung eines Tages kann den Thron des Herrſchers ſtürzen; aber vernichten können ihn nur Aufklärung, Tugend und weiſe Geſetze.

Wolluſt und Elend, Ueberfluß und Armuth, Unglaube und Aberglaube, rohe Unwiſſenheit und eine ſchulgerechte Weisheit ſind Extreme, welche die meiſten Völker Europa's in ſich vereinigen. Keine Einheit des Charakters, keine Energie, kein Gemeingeiſt; aber Müſſiggang hier, da ewiges Anſtrengen um den kargen Unterhalt des Tages! Despoten durch angehäufte Güter, und Sclaven aus Mangel! In einem Staate, wo Luxus herrſcht und eine auffallende Ungleichheit der Güter die zahlreiche Claſſe der Armen, den Reichen als Sclaven hingibt, iſt Freiheit, Chimäre. *) Der

---

*) Der große Montesquieu ſagt: Les fondateurs des anciennes républiques avaient également partagé les terres: cela seul faisait un peuple puissant, c'est-à-dire une société bien réglée; cela faisait

Weg zur Gewalt iſt dem Reichthume offen, dem der Mangel und die Noth demüthig fröhnt. Talent und Tugend werden durch Gold verdrängt und Vorzüge erſteigert.

Wenn Freiheit und Eigenthum den Menſchen veredeln, ſo erniedrigen ihn Sclaverei und Dürftigkeit. Nicht gerade der Ueberfluß hat die Sitten verdorben, nicht der Luxus für ſich, den Bürger zu einem weichlichen Knechte der Despotie und des Laſters entnervt. Nein, ſinnlicher Genuß iſt Beſtimmung des ſinnlichen Menſchen, und Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe auch Zweck ſeines Daſeyns. Der Menſch ging ſo oft im Bürger verloren, daß am Ende die weiſeſten Männer nicht mehr wußten, wie man den einen retten könnte ohne den andern zu verderben. Armuth und Enthaltſamkeit waren die Stützen der Freiheit in Sparta.

---

aussi une bonne armée, chacun ayant un égal intérêt et très grand, à défendre sa patrie. — Der tolle Geiſt der Revolution ſcheint den tiefen Forſcherſinn dieſes Lehrers der Völker verdrängen zu wollen. Descartes und Voltaire erhielten die Ehre des Pantheons; Montesquieu iſt über alle Denkmahle erhaben.

Die Geſetzgeber von Griechenland und Rom ſahen wohl ein, wie nothwendig eine gleiche Vertheilung der Güter ſey, um dem Freiſtaate einige Dauer zu ſichern. Sie ſahen es wohl ein, daß die Freiheit ſich nicht mit einer Verfaſſung verträgt, welche den Dürftigen zu einem folgſamen Dienſtboten des Begüterten macht. Ihre Geſetzgebung ſtützte ſich auf die beiden nothwendigen Grundpfeiler eines republikaniſchen Staates — Gleichheit der Güter und Gleichheit des Charakters. Lykurg theilte Lakonien unter ſeine Mitbürger; und er konnte ſich mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln ſagen: „Sehet mein Vaterland iſt das Gut einer Familie!“ Sparta behauptete ſeine Freiheit länger, als irgend ein Staat. Sparta war aber auch am längſten dem Geſetze der Gleichheit der Güter treu geblieben.

Solon, welchen ſein Vaterland in der äußerſten Verwirrung, die ihm den Untergang drohete, zu ſeiner Rettung aufforderte, fing ſeine Verbeſſerung damit an; daß er den Gläubigern ihre ausgeliehenen Schulden für nichtig erklärte, und durch dieſe weiſe Verordnung das Gleichgewicht der Güter wieder einigermaßen herzuſtellen ſuchte. Numa verſchenkte das von Romulus eroberte Land an die armen

Bürger, und durch dieſe kluge und menſchenfreundliche Handlung trug er mehr zum Wohl und zur Stärke ſeines Reiches bei, als durch die religiöſen Anordnungen von Veſtalinnen und Saliern.

Rom, nach Vertreibung ſeiner Könige kämpfte mit angeſtrengter Kraft gegen den wachſenden Ueberfluß der Patricier. Das arme verſchuldete Volk weigerte ſich kühn, gegen die Feinde des Vaterlandes zu Felde zu ziehen, ſo lange ſeine unbarmherzigſten Feinde es innerhalb ſeiner Mauern unterdrückten; und die Achtung, welche ihm Agrippa gegen den erlauchten gefräßigen Magen durch ſein ſchönes Mährchen abnöthigte, war von keiner Dauer. Volksherrſchaft und Ariſtokratie rangen wechſelweis um das Uebergewicht, bis einzelne Menſchen ſich durch auswärtige Kriege Schätze aufhäuften und ſo den Samen des Verderbens in ihre Vaterſtadt zurückbrachten. Das Gleichgewicht hob ſich jetzt auf. Bürger und Soldaten verkauften ſich dem Vermögenden und trugen ſich dem Meiſtbietenden feil. *) So mußten die ſchrecklichen Zeiten eines

---

*) Siehe über die Römer ein Buch, reich an großen Bemerkungen: Considérations sur les causes de la

Sylla und Marius, denen eines Craſſus, Pompejus und Cäſar vorangehen, bis die wechſelnde Oligarchie nach den Geſetzen der Natur in die Herrſchaft eines Einzigen überging.

Der Menſch wollte ſich ſeine Menſchheit — ſeine Rechte und Anſprüche ſichern, und er ward Bürger. Ohne etwas aufzuopfern, was ihm nicht eine gegenſeitige Pflicht zum Opfer bringt, trat er in ein Bündniß mit ſeinen Brüdern zu ſeinem eignen Beſten. Das Individuum ging hier in die Gattung über; aber des Individuums und nicht der Gattung wegen. Hier iſt das Zuſammengeſetzte wegen des Einfachen, der Staat wegen des Menſchen, nicht der Menſch wegen des Staates. Dieſer iſt ein zuſammengeſetztes Weſen, in dem jedes einzelne Glied den Zweck des Ganzen in ſich trägt. Die Geſetzgebung eines freien Staates darf alſo nichts Anderes ſeyn, als der Ausdruck der Geſetzgebung jedes beſondern Weſens, das ein Glied von der Geſellſchaft iſt. Iſt das nicht, dann lebt der Menſch mit dem Bürger im ewigen Kampfe, oder der Staat unter-

---

grandeur des romains et de leur décadence, par Montesquieu.

drückt die Individuen, wegen deren er doch iſt. Wo der collective Menſch dem individuellen widerſpricht, zerſtört einer den andern und es herrſcht Sclaverei, wo Freiheit ſeyn ſollte. Die Umſchaffung einer unter dem Joche der Despotie entarteten Geſellſchaft zu einer Republik beſtehet alſo in einer neuen Schöpfung der Individuen, welche dieſe Geſellſchaft bilden.

Selbſt die Römer und Griechen, welche als iſolirte Staaten in mancher Hinſicht als Ideale da ſtehen, hatten keine Begriffe von der Würde und den Rechten der Menſchheit. Ihre Humanität war beſchränkter Bürgerſinn. Der Grieche kannte nur den Griechen, der Römer nur den Römer, und in die Grenzen ihres Gebietes ſchloß ſich die Menſchheit. Was nicht Römer oder Grieche war, bezeichnete der Eitle mit dem Namen Barbar. Der Menſch war ihm fremd, nur der Bürger, in eine Zunft mit ihm zuſammengedrängt, war ſeiner würdig. Wenn wir uns auch an unſern Brüdern von Guinea ſchrecklicher verſündigen, als die grauſamen Spartaner einſt an den Heloten, ſo iſt doch der Sclavenhandel vor dem Richterſtuhle der Vernunft als ein Verbrechen gegen die Menſchheit verdammt worden; und gewiß wird der Zeitpunct erſcheinen, in welchem der Menſch in dem Menſchen ſeinen Bruder erkennt, den keine Glaubenslehre, keine Regierung, kein Wohnort weder Aufklärung noch Farbe von ihm trennt; der ihm gleich iſt, er trinke aus dem Ganges, Miſſiſippi oder der Wolga. Menſchenrechte werden über die barbariſchen Vorurtheile ſiegen, mit denen Staat und Kirche uns nährten.

Wir ſcheinen einem Irrthum zu entſagen, um uns dem entgegengeſetzten zu übergeben. Hat man ſich auch von Worten eine Erklärung abgefordert, mit denen man die Welt in Flammen ſetzt? Iſt man hier frei? Iſt man in Stambul ein größerer Sclave? Wir ſind Republicaner. In Venedig thront eine finſtere Ariſtokratie. Dürfen wir wohl freier ſprechen als der Venetianer, über dem die wache Hand einer allgegenwärtigen Staatsinquiſition liegt. Ich habe noch keine Erklärung von Freiheit gefunden, die mir genügte. *)

---

*) Unter allen Definitionen der Freiheit bleibt wohl die von Montesquieu, bei ihrer Unvollkommenheit, die richtigſte. Er ſagte: La liberté est le droit de faire tout ce que les loix permettent.

Wir ſind gleich. Wir genießen den Schutz der Geſetze, denen Jeder unterworfen iſt; mehr darf, mehr kann das Wort nicht heißen. Aber wir ſind nicht mit gleichen Anſprüchen auf Genüſſe und Vorzüge geboren. Völker und einzelne Menſchen unterſcheiden ſich durch Anlagen und Kräfte. Die Natur hat jenem mit verſchwenderiſchen Händen Gaben ertheilt, die ſie dieſem verſagte. Wandert von Grönland bis zum Feuerlande, von Nova-Zembla bis zum Gebiete der Hottentotten; welch ein buntes Spiel von Völkern und Individuen! Hier hat die ſtrenge Tugend und der Muth ſeine einfache Hütte zwiſchen Schneebergen. Da ſchwelgt das feige Laſter in reichen Gefilden. Was wirkte ſchon das Clima, was that die Natur? Hier hat ſie ein kleines Eiland an das Meer geworfen, und ſeinen Schiffen die Herrſchaft über die See gegeben; dort iſt ein zahlloſes Volk in Bergketten eingeſchloſſen, und von der übrigen Welt geſchieden.

Gleichheit iſt alſo ein Grundſatz der Sittlichkeit. Der Menſch muß in dem Menſchen ſeinen ebenbürtigen Bruder erkennen.

Wir können keine Araber ſeyn, und keine Canadier. Aber die Philoſophie muß die Quelle unſers

Verderbens aufſuchen, wenn eine weiſe Geſetzgebung denſelben vorbeugen will. Wir ſollen keine Barbaren werden, um eine wilde Unabhängigkeit gegen unſere Bildung und geſellige Tugend umzutauſchen. Aber wir müſſen das Problem löſen, wie Cultur und Reichthum ſich mit der Freiheit vereinigen laſſen, oder wir müſſen ihr als einer eitlen Hoffnung entſagen lernen.

Philoſophen und Geſetzgeber ſuchten in der Verfaſſung von Sparta, Athen und Rom ein Muſter für unſer Jahrhundert, um die ſchwer errungene Freiheit unſerer Republik zu ſichern. Aber Lykurg, Solon und die Staatsmänner Roms hatten ein unbedeutendes Volk, von einer Mauer umſchloſſen, in ſeiner empfänglichen Kindheit zu bilden. Wir kämpfen mit religiöſem Wahne, mit den Vorurtheilen der Gewohnheit. Weichlichkeit und Luxus, die Ungleichheit der Güter und der Kenntniſſe haben die verſchiedenen Stände getrennt. Griechiſches und römiſches Stadtintereſſe, muß das Intereſſe eines großen Staates werden.

Wir ringen nach Freiheit in der Epoche, in welcher ſich andere Völker dem Scepter eines Alleinherrſchers übergaben. Auguſt und Perikles wirkten in dem Jahrhunderte Ludwigs des XIV. Wir fangen an frei zu werden, wo die Griechen und Römer Sclaven wurden.

Was wird unſer Loos ſeyn, wenn die größte Begebenheit der Welt ſich nach dem blutigen Kampfe mit einem Gaukelſpiel endigen ſollte, das eine Million Menſchen, fünf Jahre Elend, und was ſchrecklicher iſt, Europa auch die Hoffnung der Freiheit koſtet?

O Menſchheit! Der Sieg deiner Rechte iſt noch fern, wenn die Tugend nicht mit dem Muthe, ein Leben ohne Freiheit willig hinzugeben, verbunden iſt. Völker! Euer Loos iſt — Elend, wenn jene Menſchen, denen ihr euer Leben und Gut anvertrauet, nicht ſo edel als weiſe ſind. Ihr habt eure Tyrannen gewechſelt, aber ihr habt nie aufgehört, die Feſſeln der Sclaverei zu tragen, in denen euch bald die Uebermacht, bald der Betrug eigennütziger und feiler Seelen feſthielt. Freiheit! Wenige kannten dich, Wenige liebten dich. Die Geſchichte der Nationen hat die Laſter und Verbrechen kühner Böſewichte verewigt; aber du wareſt nur, wo Menſchenliebe, edler Muth und brüderliche Duldung war. Dein Reich umfaßte keine Staaten; Völker kennen dich nur durch eine liebenswürdige Tradition aus ihrer ſchuldloſen Kindheit.

Die Wahrheit hat ein höheres Tribunal, als den Beifall und den Tadel unſeres Zeitalters. Die Ehre eines Mannes hat eine mächtigere Stütze, als die Laune einer leidenſchaftlichen Geſellſchaft. Er ſagt nicht was gefällt, aber was er als wahr erkennt. — Parteigeiſt, Eigenliebe, perſönlicher Stolz hat, ſo lange Menſchen ſind, auch die Harmonie des engſten Bundes geſtört. Haben wir wohl glücklichere Zufälle zu erwarten, ohne daß wir beſſere Menſchen ſind? Freiheit, ich wiederhole es, Freiheit iſt nur, wo Humanität, Mäßigung und Tugend iſt.

Auszug aus einer Rede,

gehalten am 18. Floreal, J. 5.

Die Freiheit des Volkes hat gefährlichere Feinde, als die Despoten und Pfaffen. Es ſind diejenigen, die das Laſter und die Trägheit unterſtützen; die euch ſagen, das große Werk der Revolution ſey geendet, wenn die Tyrannen und ihre untergebenen Helfer vernichtet ſind. Dieſe ſind die gefährlichſten Feinde der Freiheit, die uns überreden wollen, Siege ſicherten eine Republik, da ſie ihre einzige wahre Stütze in der Tugend und der Bildung ihrer Bürger hat.

Sparta war den verbundenen Staaten von Griechenland und ſelbſt den Despoten von Aſien furchtbar. Sparta beſiegte ſeine Feinde, und beherrſchte ſeine Nachbaren. Hatte wohl der Zufall den Spartanern dieſe große Rolle ertheilt, die ſie uns in der Weltgeſchichte zum Gegenſtand der Bewunderung macht? Der Spartaner war tugendhaft, und er war es durch Lykurgs ſtrenge Geſetze. Und doch verging Sparta. Rom ſtürzte unter dem coloſſalen Gebäude ſeiner eigenen Größe zuſammen, Rom, das in zwei Jahrhunderten mehr Helden zeigte, als die ganze übrige Welt durch Jahrtauſende; Rom, das die Freiheit mit dem wärmſten Enthuſiasmus liebte, das ihr größere Opfer brachte, als irgend ein Volk der Erde. Oder hätten wir ein Beiſpiel einer großmüthigeren Vaterlandsliebe aufzuweiſen, als die kaltblütige Strenge des Brutus, der ſeine entarteten Söhne dem Tode übergab? Kennen wir einen größeren Heroiſmus als jenen des Mutius Scävola und des Regulus? Und der freie Römer, der keine verächtliche Erniedrigung kannte als Sclaverei, beugte ſich willig unter den Scepter der Cäſaren. Woher dieſe Erſcheinung? Der Menſch liebt die Unabhängigkeit, er will die Früchte der Freiheit, und doch hat er ſich dieſes edle Kleinod kaum in einer politiſchen Geſellſchaft erhalten.

Was die Grundſätze von Individuen verdirbt, richtet auch die öffentliche Moral und die Sitten des Staates zu Grunde; und Sittenloſigkeit führet unmittelbar zur Anarchie und dann zum Deſpotismus.

Jene Weiſen, welche behaupteten, die Tugend allein mache den Menſchen glücklich, hatten in dieſer einzigen Wahrheit ſeine Beſtimmung feſtgeſetzt. Enthaltſamkeit macht uns frei, weil derjenige, der mit Wenigem zufrieden iſt, der Andern nicht bedarf; weil derjenige, der wenig braucht, unbeſtechlich iſt, und die Gerechtigkeit ausüben wird. Nicht Deſpoten haben durch Jahrtauſende den Menſchen in Ketten gelegt, ſondern ſeine eigenen Laſter und Wünſche. Wer ſeine Rechte will, darf die ſeines Bruders nicht kränken. Wer frei ſeyn will, muß ſich der Sclaverei ſeiner eigenen Leidenſchaften entziehen, denn durch ſie werden wir entweder Sclaven oder Tyrannen.

Der Egoismus, den die verdorbene Gelehrſamkeit zu einem Syſteme machte, in welchem der Menſch zu einem Wucherer und Betrüger erniedrigt wird, iſt die Stütze des Laſters und der Despotie. In ihm wird der Unterdrücker gerechtfertigt und die Sclaverei vertheidigt. Nach ihm kennt der Menſch keine edle Handlung, als die Zinſen trägt, kein Motiv zu großen Unternehmungen als ſeinen eigenen Vortheil. Nach den troſtreichen Maximen dieſes Lehrgebäudes iſt Tarquin ein unglücklicher Spieler und Brutus ein Wahnſinniger. Dieſe verworfenen Grundſätze ſind es, die den Menſchen von dem Menſchen entfernen, die uns lehren auch das verächtlichſte Leben einem rühmlichen Tode vorzuziehen; die uns anweiſen, den Vortheil, welchen der Stärkere über den Schwächern, der Kluge über den Dummen hat zum Nachtheile des Ueberliſteten und Schwachen zu gebrauchen. So iſt die Philoſophie jener beſchaffen, die ſtatt dem Volke Wahrheiten zu verkünden, ihm ſchmeicheln, um es zu betrügen; die ſtatt der gerechten Sache, nur dem Glücke folgen; die bei jedem Wechſel der herrſchenden Meinungen ſich in einem andern Gewande zeigen. Das iſt die Philoſophie aller jener Heuchler und Parteigänger, welche die Revolution als ein Mittel gebrauchen, ihre unedlen Leidenſchaften zu befriedigen und ihrem Ehrgeize einen Schauplatz zu eröffnen, welche die Gefahren vergrößern und die Angelegenheiten verwirren, um ihre eigennützigen Dienſte nothwendig zu machen; welche nur darum gegen den Despotismus und ſeine Anhänger donnern, um ſich, unter einem andern Namen, an ihre Stelle zu ſetzen. Dies iſt die Philoſophie aller Factionen, die ſich gegen das Wohl des Volks verſchworen.

Ein Jahrhundert führet uns alle vorüber. Künftige werden Männer aufwecken, die uns nicht verkennen; und wenn dann in glücklichern Zeiten glücklichere Menſchen leben, dann wird der Genius unſeres Geſchlechtes die blutigen Siege gefühlloſer Menſchenwürger und die Thaten glänzender Räuber aus der Tafel des Nachruhms ausmerzen, und die edlen Tugenden des Bürgers an die Stelle eingraben, wo man nur Apologien jener fand.

Dieſe Zeiten ſind nicht mehr fern, wenn wir nur die Grundſätze befolgen, welche die Menſchen beſſer machen und die Freiheit befeſtigen.

Strenge gegen uns ſelbſt, und Strenge der Geſetze gegen den Bürger iſt ihre dauerhafteſte Stütze. Wer dem Drange ſeiner eignen Wünſche nicht widerſtehen kann, werden dem die Rechte ſeines Mitbürgers unverletzlich ſeyn? Wird der die Freiheit ſeiner Brüder achten, der ein Sclave ſeiner Leidenſchaften iſt?

Weichlichkeit war immer die Mutter der Sclaverei. Weichlichkeit zeugt Schwäche; und ein entkräftetes, ſieches Volk erzwingt ſich einen Tyrannen. Deswegen waren ſchlaffe Geſetze immer gefährlicher als Geſetzloſigkeit, und verdorbene Sitten dem Staate ſchädlicher als unbillige Geſetze. Die Geſchichte bürgt mir für die Wahrheit dieſer Behauptung. Ein laſterhafter, ſchwelgender Bürger iſt einem Freiſtaate ſchädlicher als ein Verbrecher. Strenge der Geſetze befeſtigt und erhält die Freiheit. Sie müſſen gerecht, jeden Bürger gleich behandeln, und ohne Schonung jeden Verbrecher ſtrafen. Auch geleiſtete Dienſte können kein Vorrecht ertheilen. Wenn der verdienſtvollſte Mann, der mit ſeinem Blute für das Wohl ſeines Vaterlandes wucherte, den tauſend Narben zieren, die er im Gefechte für ſeine Brüder erhielt, mehr als Bürger ſeyn will, dann iſt er des Todes ſchuldig.

Vergeſſet nie, daß die erſten Tyrannen immer ſolche Menſchen waren, die durch ihre Talente und Scheintugenden, die Geſetze und das Urtheil der Bürger beſtachen, und dem Volke ein ruhiges, frohes Leben voll Genuß als den wahren Gegenſtand ſeiner Wünſche ankündigten. Da war es um die Freiheit von Athen geſchehen, als Perikles durch die Sophiſtereien ſeiner feinen Demagogenkünſte der Ahndung der Geſetze entging; als der unverſchämte Muthwille eines Alcibiades ungeſtraft den Sitten ſeiner Vaterſtadt Hohn ſprach; als die Athenienſer die Laſter ſeines Herzens ſeinem Genie vergaben. Auch Piſiſtratus war ein großer Mann. Er beſchützte die Wiſſenſchaften und gab den Bürgern den Homer. Da die Römer anfingen, den Talenten ihrer Feldherren, ihren Uebermuth und ihre Ausſchweifungen zu verzeihen; da der Bürger gegen Spiele und Geſchenke die Geſetzloſigkeit ſeiner Heerführer verkaufte, da bildete er ſich einen Auguſt und Nero im Stillen zu ſeinem Herrſcher.

Dieſes Alles lehret uns, daß es noch nicht genug ſey, die öffentlichen Feinde des Staates vernichtet zu haben, um den Triumph der Freiheit feiern zu können. Der gefährlichſte Feind der Freiheit iſt in uns ſelbſt. Eigennutz, Herrſchbegierde, Rangſucht, Weichlichkeit, Trägheit und jede Art von Laſter ſind ihre gefährlichſten Gegner. Es iſt eine ewige Wahrheit: Intereſſe, Bedürfniſſe, und der Hang zum Vergnügen haben die Menſchen in Geſellſchaften vereinigt, und dieſe nämlichen Triebfedern ſtören das Wohl derſelben. Immer wird es Menſchen geben, die den Vortheil des geſellſchaftlichen Lebens an ſich zu ziehen ſuchen, ohne die Laſten deſſelben tragen zu wollen. Sehet hier den Grund des ewigen Kampfes gegen die Gleichheit.

Nicht argliſtige Prieſter und kühne Regenten ſchlugen den Menſchen in Feſſeln; der Bürger ſelbſt war es, der die Ruthe eines Treibers durch ſeine Thorheit, Schwäche und Laſter nothwendig machte. Er war frei, aber er war es nur ſo lange, als er es zu ſeyn verdiente. Dann erſt ſchloſſen Mächtige und Verſchmitzte den Bund, den Raub der Geplünderten unter ſich zu theilen. Da erſt gingen Pfaffen unter das Volk und predigten den Gott des ewigen Zorns, den das Blut der unſchuldig Geopferten freue. Ihr müßt Alles entbehren, ſprachen ſie; denn Menſchenelend wuchert um neun und neunzig Procent an dem ewigen Heil. Der euch ſchuf, will Sclaven. Die Unmenſchen wieſen einen Freibrief vom Himmel vor, und eine Anweiſung an der Unterthanen Schweiß und Blut, und ſicherten die Zahlung mit einem Lande, das noch Keiner bereiſet hatte, aus dem noch Niemand zurückgekommen iſt, und das zu betreten, Jeder ſich fürchtet. Der Bürger glaubte und duldete.

Fünftauſend Jahre wiederholt uns die Geſchichte den Wechſel der Völker; und an fünftauſend Jahre ſehen wir den Menſchen in Ketten. Die wenigen freien Staaten, die ſich auf der Erde zu gründen ſchienen, verlieren ſich in der Weltgeſchichte wie eine hervorſtrebende Woge in dem Laufe eines Stromes. Wir ſahen wenige Republiken, und immer nur von der Dauer einiger Menſchenalter. Aber von Labrador bis zum Feuerlande, vom Atlas bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, vom Tajo bis zum Ganges, von Nimrod bis auf den Convent, war der Menſch mehr oder weniger Sclave.

Die Despotie hat ihre Gewalt durch Heere, Baſtillen und Schaffotte geſichert. Aber das war ein ſchwacher Damm gegen die aufbrauſende Wuth des mißhandelten Bürgers, der ſeine Rechte kennt. Der Himmel mußte für die Herrſchſucht kuppeln, und Sclaverei — ward Dienſt Gottes, und Elend ein Mittel dieſem Gotte ähnlich zu werden. Der Menſch mußte ſeinen Neigungen und den Wünſchen ſeines Herzens entſagen, und mit einem feierlichen Eide auf ſeine Beſtimmung verzichten. Laune oder Willkühr entſchied über Verdienſt und Verbrechen; Sclaverei ward Ehre. Die Moral predigte ſie: Sclaverei ward Tugend. Die Wiſſenſchaften lehrten ſie; und Sclaverei ward Weisheit.

Wir ſcheinen in der Cultur nur darum fortgeſchritten zu ſeyn, um unſere Laſter zu entwickeln. Wir heißen civiliſirt, weil wir unſere Mängel zu verbergen und alle Tugenden zu heucheln wiſſen, ohne eine ganz zu beſitzen.

Der Verſtand hat ſich die Herrſchaft über unſer Herz angemaßt; ſtatt beſſer zu werden, wurden wir klüger. Wir haben Wiſſenſchaften und Künſte ausgebildet, um unſere Laſter und Thorheiten zu beſchönigen, um an ſchalen Speculationen zu gewinnen, was wir am handelnden Leben verloren. Wo iſt eine wichtige Wahrheit, die der natürliche Verſtand nicht leichter und inniger faßt, als unſere Philoſophie? Was ſoll dieſe barbariſche Gelehrtheit, die den geſunden Menſchenverſtand unterdrückt, und die leichte Munterkeit unſeres Herzens und unſere Thätigkeit engbrüſtig zuſammenſchnürt?

Der Sieg der Freiheit iſt auch der Sieg der Humanität. Freiheit ohne Menſchenliebe und Menſchenachtung iſt ein Ungeheuer. Der freie Mann erkennt in jedem Menſchen ſeinen Bruder. Für ihn gibt es keinen Unterſchied zwiſchen ſeinen Mitbürgern dieſer Welt, als den der Tugend und des Laſters, der Talente und der Dummheit. Wo die Stimme der Natur ſich durch den Ausdruck menſchlicher Gefühle hören läßt, da findet er ſeinen gleichgebornen Bruder; und wo die Freiheit die angebornen Rechte ſchützt, die er nie veräußern kann, da iſt ſein Vaterland. In welcher Sprache er bete, welches Bild er auch als ein Zeichen ſeines Schöpfers auf den Altar erhebe, er iſt ihm nicht fremd.

Dieſe Betrachtungen dienen, uns zu lehren, auf welchen Wegen wir zu dieſer Stufe von Elend herabgeſunken; ſie dienen, uns zu warnen, daß wir nicht durch ähnliche Fehler auf ähnliche Abwege gerathen; ſie beſtimmen uns den Geſichtspunct, aus welchem wir Alles betrachten müſſen, was die Stellvertreter des Volkes gethan, um die Freiheit zu gründen oder zu vernichten. Ich ſchränke mich blos auf Grundſätze ein, und ihr werdet ſie mit der Geſchichte unſeres Vaterlandes ſeit der Revolution zuſammenhalten. Ihr werdet dadurch ſehen, wie man ſich bemühete, durch tauſend ſchiefe Maximen, welche die Menſchlichkeit in Schutz nehmen ſollte, die Moralität zu verpeſten. Aber laßt uns vorſichtig ſeyn! Es iſt eine der größten Schwächen des Menſchen, von dem einen Extreme auf das andere überzuſpringen.

Schulweisheit und todte Buchſtabenkenntniſſe haben den menſchlichen Geiſt verdorben. Aber die gebildete Vernunft ſoll ihn zurechtweiſen, nicht unterdrücken. Es gab Menſchen, während der Revolution, die dem Genie den Krieg erklärten, und es als eine despotiſche Anmaßung betrachteten, einen großen Vorzug in Künſten und Wiſſenſchaften zu beſitzen, die, ohne Mißbrauch, nützlich ſind, oder uns doch das Leben angenehm machen. Ich begreife nicht, welche Abſicht man haben konnte, eine ſo lächerliche Abgeſchmacktheit zu vertheidigen; ob man durch dieſe übertriebene Popularität der Gleichheit ein Opfer bringen wollte, oder ob man wirklich glaubte, gemeiner Menſchenſinn und einfache häusliche und bürgerliche Tugend ſeyen ſchon hinreichend, die Freiheit gegen alle Gefahren zu ſichern, und das Wohl des Staates feſt zu gründen. Oder ob dieſe Menſchen die Uebermacht des Genies, der Freiheit gefährlich glaubten, weil ſie ſich ſo entſchieden gegen ausgezeichnete Talente erklärten! O, dann wußten ſie ja wohl nicht, daß nur Genie ohne Tugend fähig iſt, ſich durch Erniedrigung Anderer zu erheben; daß ein Scipio, Ariſtides, Camillus und Fabricius ihrem Vaterlande Achtung erwarben; daß ſie es oft von ſeinem Untergange retteten, ohne daß ſie nach einem höheren Ruhme ſtrebten, als die beſten und nützlichſten Bürger des Staates zu ſeyn.

Wir werden große Talente ſchätzen. Wir werden die Tugend lieben und die Güte des Herzens. Aber verehren werden wir ſie, ſind ſie mit hohen Kräften des Geiſtes vereint. Die Geſchichte der Welt iſt die Geſchichte großer Männer. Epaminondas war es, der Theben das Uebergewicht über die andern Staaten Griechenlands verſchaffte. Brutus befreiete Rom von ſeinen Unterdrückern. Das Genie hat die Revolution vorbereitet. Das Genie hat das zweifelhafte Schickſal des noch unkräftigen Freiſtaates gegen die boshaften Angriffe innerer und äußerer Feinde beſtimmt, wo Muth und Tugend allein vielleicht einen rühmlichen Tod gefunden hätten.

Auch hat man unſern Grundſätzen den Vorwurf gemacht, ſie verdammten jene Gefühle, die den Menſchen mit ſeinem Schöpfer verbinden; Alles, was der gefühlvollen Andacht heilig, ſey ihnen lächerlich oder verächtlich. Alle jene Regungen einer zärtlichen Seele, die ſüßen Erwartungen einer beſſern lohnenden Zukunft, die im Unglücke uns ſtärken, dem Leidenden ſeine Leiden erträglicher, dem Unglücklichen ſein Unglück weniger fühlbar machen, ſeyen ihnen fremd. Wir hätten der duldenden Seele den ſtützenden Stab entwunden, den ſie in der Religion gefunden. Nein, das ſind die Grundſätze der Freiheit nicht. Heilig iſt uns die ſtille Ahnung, die deine Bruſt durchſchauert, wenn Erde dumpf über die verſenkte Bahre deines Freundes, deines Bruders rollet, den du hinbegleiteſt, wo ewige Trennung iſt.

Der Freiheit iſt unverletzlich, was den Menſchen tröſtet und aufrichtet und ſeinem Herzen theuer iſt.

Keine Verfaſſung darf ſich zwiſchen das Geſchöpf und ſeinen Schöpfer drängen. Und ſollte es die Freiheit, die jede Art von Uſurpation verdammt?

Wir beten einen Gott an; den Gott der Chriſten und Parſen, des Braminen und des Esquimeaux; den Gott, der die Welt hervorzog aus Nichts; der Leben hervorruft mit dem erwärmenden Frühlinge; der den Sommer mit Früchten belaſtet, und für die Nahrung des Menſchen ſorgt und der Milbe. Dieſen Gott beten wir an, der allgegenwärtig iſt, und keines Unterhändlers bedarf; der allſegend iſt, und die liſtigen Geſchäftsträger nicht braucht, die einen andern Gott ſchufen, der ihrer Herrſchſucht und Eitelkeit dienſtbar iſt, den ſie auf den Altar erhoben, damit er auf ihre ſelbſtſüchtigen Forderungen, das Siegel der Gerechtigkeit präge. Nein dieſen Götzen kennen wir nicht, und nicht den Aberglauben, der ſich vom Blute mäſtet.

Wenn es aber doch wahr wäre, daß der Zeitpunct noch nicht erſchienen ſey, die Freiheit zu gründen! Wenn die Geſchichte nicht zur Lügnerin würde, die uns warnend auf alle Nationen vergangener Zeiten zurückweiſt, die in dem Zuſtande, in welchem wir uns befinden, vergebens frei zu ſeyn verſuchten. Wenn es wäre! Wenn das ganze feierliche Drama ſich mit der Schöpfung eines neuen Cromwells, Piſiſtratus oder Cäſars endete! Wenn die gegenwärtige Stimmung des Volkes, ſeine Laſter und Thorheiten uns nichts Beſſeres ahnen ließen! Wenn wir uns reuevoll vor einem Bourbon krümmen müßten mit dem demüthigen Bekenntniſſe unſerer Sünden: Empörung — Königsmord — Hochverrath. — Wenn der Gang unſerer Angelegenheiten — —

Gerechter Gott!

Ich ſagte damals, wo ich das Große und Edle ſo oft in der gemeinen Allgemeinheit untergehen ſah: Die Natur hat allerdings weder Sultane noch Sclaven geſchaffen; aber an die Herrſchaft großer Seelen müſſen wir glauben.

Ueber Robespierre habe ich mich, in der angeführten Schrift, auf folgende Weiſe geäußert:

In der Mitte der Verſammlungen, welche die franzöſiſche Nation vertreten ſollten, hatte Ehrgeiz, Eigennutz und Herrſchſucht Factionen auf Factionen gezeigt. Die Gährung war ein Mittel ſich geltend zu machen; und die Revolution ſchien Jedem den Weg geebnet zu haben, auf dem er dem Ziele ſeiner Leidenſchaften entgegen eilen konnte. Hier warb man für Orleans, da für den gekränkten König. Jede mächtige Partei ſah das Volk als den Lohn ihrer mühevollen Anſtrengungen an. Man beſtritt ſich Alles, nur den Untergang und die Sclaverei der Nation nicht. Mirabeau und la Fayette, die beiden größten Helden der Revolution wollten nichts weniger, als eine demokratiſche Verfaſſung. Der erſte ſtarb zu ſpät für ſeinen republicaniſchen Ruhm; der zweite wucherte mit dem Zutrauen des Volkes, mit ſeinem großen Namen und dem Vertrauen ſeiner Armee für die Aufrechthaltung des Königthums als ein getreuer Anhänger ſeines Monarchen.

Die gemäßigte Monarchie hatte in allen Theilen des Reichs für ſich geworben; aber die wenigen muthigen Kämpfer der Revolution, welche an der Gründung eines Freiſtaates nicht verzweifelten, ſtanden vereinzelt. Der Adel und die Geiſtlichkeit waren ihre unverſöhnlichen Feinde. Die Gelehrſamkeit, welche eine Demokratie mit der Theorie ihrer Staatswiſſenſchaft unvereinbar fand; die Menſchenliebe, welche ſich vor den nothwendigen Opfern der Revolution entſetzte, mochte mit den Wenigen keine gemeine Sache machen, die eine Republik wollten, und mit dem Namen der Wüthenden bezeichnet waren. Das Volk haßte die Despotie, weil es ihre Schwere in dem drückenden Gefühle ſeines Elendes, Mangels und ſeiner Erniedrigung empfand. Es haßte die Freiheit eben ſo ſehr, welche es nicht von dieſen Qualen erlöſte. Aber eine Revolution iſt nicht die Zeit des trägen Genuſſes, ſondern der großmüthigen Aufopferung. Wo iſt der Mann, der ſich in dieſer ſchrecklichen Epoche zum Retter ſeines Vaterlandes berufen fühlte? der das Schiff des Staates kühn durch Stürme und Klippen führen wollte, und doch im Kampfe gegen zahlloſe Feinde noch eine Republik zu ſchaffen ſich erkühnte? Durch welches Mittel ſollte man die Freiheit vom Himmel auf die Erde beſchwören? Anarchie ſollte es ſeyn. Man ſtürzte eine ganze Generation mit ihren Vorzügen und Gebrechen, mit ihren Tugenden und Laſtern in den Abgrund, weil der Geiſt der gegenwärtigen Zeit oder die Freiheit untergehen mußte. Man löſte alle Bande der geſellſchaftlichen Ordnung, um aus dem Chaos eine neue, ſchönere Schöpfung hervorzurufen. Muth und Raſerei, Talente und

Unſinn, warmes Gefühl für Freiheit und zügelloſe Frechheit, alle feindlichen Extreme von Gut und Schlecht gohren durcheinander; und an dieſer Maſſe von Widerſprüchen — dem Jacobinerclubb ſcheiterte das Königthum. Der Mann, welcher dieſe Geſellſchaft lenkte, blieb dem unparteiiſchen Beobachter ſelbſt ein Räthſel. In der kurzen aber thatenreichen Periode der politiſchen Exiſtenz dieſes Meteors häuften ſich Tugenden und Verbrechen, römiſcher unnachahmlicher Heroismus und feige Niederträchtigkeit der Kaiſerſtadt des Orients würdig. Robespierre ſelbſt ſchien ſo muthig als feig, unbiegſam und geſchmeidig, großmüthig und barbariſch, eben ſo heldenmüthig als ränkevoll, dem kein Feind zu furchtbar und keine Intrigue zu niedrig war. So ward er verabſcheut und bewundert, und vielleicht eben ſo wohlthätig für ſein Vaterland als ſchrecklich.

Laßt ſie die Nachwelt richten, ſie, die den König zum Tode führten! Viele von ihnen ſtarben wie Verbrecher, und der Fluch und die Verachtung ihres Zeitalters folgte ihnen. Laßt ſie die Nachwelt richten!

Der Mann reinen Herzens bebt bei den Greuelthaten zurück, welche der guten Sache zum Vorwande dienen mußten. Er trete hinweg von einem Schauplatze, auf dem Kühnheit, Unverſchämtheit und ein ränkevoller Geiſt ſo oft über den Muth, das ſtille Verdienſt und die geräuſchloſe Tugend ſiegen. „Gehe hin, ſagte der große Oxenſtiern zu ſeinem Sohne, als er zu dem Friedenscongreß nach Weſtphalen ging, gehe hin, und ſiehe, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird!“

Robespierre werden alle Tugenden und Talente abgeſprochen. Aber er bewies der Welt bei mehr als einer Gelegenheit, daß er Muth beſaß, und alle Mittel zu gebrauchen wußte, die ihm zu ſeinem Ziele leiten konnten.

Mäßig und ſtreng gegen ſich ſelbſt war er ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der ſpartaniſchen rauhen Tugend. Mehr Schwärmer als Betrüger beſaß er das Zaubermittel, die Herzen durch den Ausdruck erhabener Gefühle zu beſtechen.

Die hier mitgetheilten Auszüge ſind nicht nur ein weſentlicher Beitrag zur Geſchichte meiner Ausbildung, ſondern auch zur Charakteriſtik der damaligen Zeit. Ich war dem Schwindel der Revolution keineswegs entgangen, und hatte einige ihrer beliebten Redensarten und Uebertreibungen angenommen; aber verkennen läßt ſich doch nicht, daß die Gemeinheit und Schlechtigkeit, welche die gute Sache entſtellten, meine ehrliche Gemüthlichkeit ſchmerzlich verletzten. Ich wollte, jugendlich unbefangen, das Wahre, Gute und Rechte aufrichtig; aber wie ſelten und auf welchen Wegen man bei uns dazu gelangt, das war mir unbekannt. Ich ſpielte gegen die Freiheit und alles Edle und Große, die Rolle eines platoniſchen Liebhabers, und verehrte meine angebetete Schöne mit keuſchen Seufzern und verliebten Klagen. In der rohen, ſinnlichen Welt aber macht man mit dieſer reinen Liebe, die höchſtens einige Sonette erzeugt, eine alberne Figur. Staatsmann war ich nicht, und würde auch, bei dem beſten Willen, ſchwerlich im Stande geweſen ſeyn, etwas Erſprießliches zu leiſten. Aber meine Abſicht war gut, und worüber man ſich billig wundern darf, ich zeigte eine ſeltene Mäßigung. In dem Alter von zwei und zwanzig Jahren ſprach ich wenigſtens beſonnener und billiger als gereifte, ſonſt auch achtungswerthe Männer, wie Petion und Gregoire. Niemand wird erwarten, daß ich die angeführten

Proben meiner damaligen poetiſchen Politik zurücknehme oder widerlege. Wie ich jetzt über dieſelben Gegenſtände denke, habe ich an andern Orten freimüthig ausgeſprochen. Der Jüngling iſt Mann geworden; das macht den ganzen Unterſchied, ſo bedeutend er auch iſt. In meinen Schreibereien der damaligen Zeit finden ſich, bei allem wilden Auswuchſe, doch die Geſinnungen und Gefühle, wenn auch oft nur im Keime, und mehr angedeutet als entwickelt, auf denen auch jetzt noch mein Glaube und mein Leben ruhen.

Die großen und furchtbaren Ereigniſſe, denen ich ſo nahe war, führten mich natürlich zum Nachdenken über ihre Urſachen. Ich gab mich dieſem Gegenſtande, der mich ſo innig anſprach, und mir für das Wohl der Völker ſo wichtig ſchien, mit einer Art Begeiſterung hin. Was ich in Jahren darüber gedacht, ſchrieb ich einigen Monaten nieder, und theilte es ſpäter, in einer Zeitſchrift, die ich im Jahre 1801, unter dem Titel: Egeria, herausgab, dem Publicum mit. Die Egeria hatte einen ſehr kleinen Kreis von Leſern, und iſt in Deutſchland gar nicht, oder wenig bekannt geworden. Die ziemlich große Abhandlung, in der ich meine Anſichten und Grundſätze niederlegte, und die in der ſtürmiſch bewegten Zeit nicht beachtet ward, befindet ſich in den erſten vier Heften der eben genannten Zeitſchrift, unter dem Titel: Betrachtungen über die Urſachen großer Staats-Revolutionen, mit beſonderer Hinſicht auf die franzöſiſche. Paſſender wäre ohne Zweifel der Zweck und Inhalt des Aufſatzes bezeichnet, wenn ich ihm die Aufſchrift gegeben hätte: Ueber die wichtigſten innern Urſachen der Erſchütterungen und des Verfalls der Staaten. Ich kann nicht leugnen, daß ich auf dieſe Abhandlung immer einigen Werth gelegt habe, und mit ihr ſelbſt jetzt noch zufrieden bin, ſo wenig ich auch geneigt ſeyn möchte, ſie in allen ihren Theilen zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Man darf bei ihr, wie bei den oben mitgetheilten Auszügen, will man anders billig ſeyn, weder die wilde, tief aufgeregte Zeit und das Alter, in denen, noch den Ort, wo ich damals noch geſchrieben habe, vergeſſen. Dieſe Schrift, der eine andere, über die Beſtimmung des Menſchen und des Bürgers vorausgegangen war, von der ich aber faſt nichts mehr weiß, und die ich mir auch eben jetzt nicht verſchaffen konnte, unterſcheidet ſich merklich von allem früher Geſchriebenen zu ihrem Vortheil. Dem unbeſtimmten, umherſchweifenden Gefühle kommt ein klarer feſter Begriff zu Hülfe, und die Idee wird an die Wirklichkeit gehalten, ob ſie auch das Maß der Anwendbarkeit in dem gegebenen Falle habe. Meine Geſinnungen und Grundſätze gewinnen beſtimmtere Umriſſe und eine ſichere Haltung. Dieſe Abhandlung über die Urſachen großer Staatsrevolutionen iſt, wenn ich ſo ſagen darf, der Keim, aus dem ſich faſt Alles, was ich ſpäter im Fache der Staatswiſſenſchaft geſchrieben, entwickelt und geſtaltet hat; ſie bildet das erſte Capital, das nur durch glückliches Anlegen und Umſchlagen gewachſen iſt. Es ſind ganze Stellen aus dieſer Schrift, Auszüge von mehrern Blättern in meine ſpätern Arbeiten unverändert übergegangen, und von den Kritikern unter dem Vorzüglichen angeführt worden. Ich hatte das acht und zwanzigſte Jahr zurückgelegt, da ich ſie, mit unangenehmen Geſchäften überladen, unter den drückendſten Verhältniſſen meines Lebens ſchrieb. Es befremdete mich, daß ſie, bei ihrer Erſcheinung im Jahre 1801, keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt ward. Man ſieht auch daraus, daß ich in den gewöhnlichſten Dingen noch ſehr unwiſſend und unſchuldig geweſen bin. Um Eingang und Aufnahme zu finden, bedarf man in Allem des Schutzes und der Empfehlung; und in der Literatur nicht weniger als in den Geſellſchaften und bei Hofe thun Gevatterſchaften, Connexionen und Protectionen unendlich viel. Das Reich der Literatur iſt ſo groß und bevölkert geworden, daß es, wie faſt alle große Reiche, durch Satrapen, Günſtlinge und Maitreſſen, die wieder ihre Günſtlinge haben, oder — was nicht viel beſſer iſt — durch Ariſtokraten und Büreaukraten regiert werden muß. Es wird ſo ungeheuer viel geſchrieben, daß nicht einmal die Kritiker und Recenſenten Alles, ſondern nur das durch den Namen des Verfaſſers oder einen einflußreichen Freund Empfohlene, mit einiger Aufmerkſamkeit zu leſen Geduld und Muße haben. Natürlich werden nur ſolche Unbekannte und Fremde eingeführt, die durch eine freundliche Vorſtellung Verwandter oder Bekannter Zutritt finden. Es menſchelt, wo nur immer Menſchen ſind. Die recenſirenden Inſtitute und kritiſchen Blätter haben auch ihre Zwecke, Abſichten, Schwächen, Bedürfniſſe, Launen und Vetterſchaften. Man will Aufſehen machen, Abſatz finden, ſeine Anſichten in Umlauf bringen, und iſt der Furcht und Hoffnung, der Schmeichelei und den Gefühlen der Dankbarkeit nicht unzugänglich. Ich bin überzeugt, daß es hier um kein Haar beſſer als bei Hofe geht. Ja Stern und Ordensband mögen leicht mit größerer Umſicht verliehen werden, als günſtige Anzeigen und Kritiken. Bettelei und Zudringlichkeit verſchaffen auch hier oft der Erbärmlichkeit und Mittelmäßigkeit ein ſchnelles Glück, das, obgleich nur vorübergehend, dem beſcheidenen oder ſtolzen Verdienſte doch nicht leicht zu Theil wird. Iſt es Einem in der Welt einzig um den Erfolg zu thun, dann wird ein wenig Charlatanerie ganz unentbehrlich; ein wenig, ſage ich, wo nicht ſehr viel, oder auch noch Schlimmeres. Die bauen ihr zeitliches Heil auf guten Grund, die ihre Fundamente auf das jeſuitiſche mundus vult decipi legen. Die Welt läßt ſich gern betrügen und will, daß man ſie täuſche. Auch der beſte Arzt, der Prediger, der Philoſoph, der Hof- und Staatsmann muß, wenn er Effect machen will, ſich ein wenig auf die Kunſt der Gauner und Gaukler verſtehen. Sie iſt auch nicht immer zu tadeln und zu verwerfen; denn Rock, Vortrag, Geberdenſpiel, Redensarten, Wendungen und Manieren gehören ebenfalls dazu. Der Mantel des Diogenes, Numa's Hain der Egeria, des Sertorius zahmes Wild und Gall's Befühlen der Schädel ſind eine unſchuldige Charlatanerie, wie gar viele Sprüche, Werke und Winke großer Weiſen und Helden. Fabel und Schauſpiel wirken auf's Volk.

Dadurch will ich nun auf keine Weiſe ſagen, es ſey Folge der Ungerechtigkeit der Kritiker, daß ich mit meinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen kein Glück gemacht. Ich weiß ſehr gut, was ich in dieſer Hinſicht werth bin, und laufe ſchwerlich Gefahr, mich zu überſchätzen. Daß es ſich mit der Kritik im Allgemeinen verhält, wie ich geſagt, läßt ſich nicht leugnen, und der Wunſch iſt wohl erlaubt, es möge auch hier, wie in noch gar Vielem, anders ſeyn. Mein Ehrgeiz trieb mich früher, ein angeſehener Schriftſteller zu werden; er währte aber nicht viel länger als jener, mich eines Tags als Capuziner zu Nothgottes vor dem hohen Altar oder auf der Canzel zu ſehen. Beinahe immer habe ich das größte Glück vorausgenoſſen, in der Hoffnung nämlich und in dem Streben. In der Welt wollte ich auch Manches wirken und werden. Sah ich aber in der Nähe, wie man nur gewöhnlich Manches wirken und werden kann, dann trat ich wieder gern zurück. Eine unglückliche Stimmung, die mich beherrſchte, verdammte mich zur Unthätigkeit. Ich hatte in einer ſchweren, verhängnißvollen Zeit ſo viel Herrliches und Gemeines, ſo viel Edles und Schlechtes ſich in flüchtiger Eile verdrängen, ein gleiches Schickſal theilen, entſtehen und untergehen geſehen, daß mir das menſchliche Streben recht eitel und fruchtlos vorkam, und ich das Dauernde und Begründete nur in unſerm Innern ſuchte. Dieſe unglückliche Stimmung drängte mich, in allen entſcheidenden Momenten meines Lebens, von der Außenwelt in mich ſelbſt zurück, und die Herrlichkeiten des öffentlichen Lebens voll Schein und Trug ließen mich ſo gleichgültig, wie ſeine Armſeligkeiten und ſein Jammer. So fehlte mir der Trieb, mich auszuzeichnen, und folglich der Sporn zur Thätigkeit. Daher größtentheils meine Abgezogenheit und mein Müßiggang, wozu allerdings mein Schreiben gehört, wie ich es getrieben habe. Da ich nicht ganz unthätig ſeyn konnte, zeichnete ich gewöhnlich, was ich auf Spaziergängen dachte, mit Bleiſeder auf. So ſind meine meiſten Schriften entſtanden.

Beim Schreiben blieb mir wenigſtens die Hoffnung, es könnte von dem Saamen, den ich auszuſtreuen gedachte, vielleicht doch einmal ein Korn aufgehen und Früchte tragen.

Die Zeiten waren nicht mehr, wo die Großen der Erde ſich in dem Umgange mit Gelehrten gefielen, oder zu gefallen ſich das Anſehen gaben, ihre Geſellſchaft ſuchten, und ſich in die Verehrung der Völker mit ihnen theilten. Kein Descartes ward mehr von ſeiner königlichen Freundin gepflegt, kein Leibnitz von Fürſten wie ein Fürſt geehrt, kein Voltaire von dem größten Könige eines vertrauten Umgangs gewürdigt, kein Rouſſeau von dem erſten Monarchen Europa's aufgeſucht. Es war noch nicht gar lange, daß Friedrich von Preußen im Umgange mit Gelehrten Belehrung und Erholung ſuchte, Catharina von Rußland ſich um ihre Achtung bewarb, und Joſeph II in dem freundlichen Schutz, den er der Aufklärung und denen, die ſie beförderten, gewährte, einen weſentlichen Theil ſeines Ruhmes ſuchte. Das hatte ſich geändert. Durch die Menge von Schriftſtellern war ihr Anſehen geſunken, und die Wiſſenſchaften, jetzt verbreiteter und allgemeiner, erregten nicht mehr jene

Bewunderung, die nur dem zu Theil wird, was ſelten iſt. Die Streitigkeiten und Zänkereien von Philoſophen und Literatoren, die ſich in ihrer Art von der des Pöbels wenig unterſcheiden, wirkten verderblich auf ihren Ruf, und dieſe Wirkung fiel ſelbſt auf die Philoſophie und Literatur zurück. Aber auch ohne dieſe traurige Erſcheinung hätte das Anſehen ſinken müſſen, in dem die Gelehrten bei Fürſten und Großen ſtanden, und die Art von Vertraulichkeit, aufrichtig oder angenommen, konnte nicht mehr beſtehen, ſobald die Wiſſenſchaft ſich mit dem Staate und dem Staatshaushalte ernſtlich beſchäftigte. Entweder mußte die gelehrte Forſchung die Anſprüche, Gewohnheiten und Rechte der Beherrſcher und die Pflichten der Bürger unberührt laſſen, oder ſich mit dem Eigenſinn, der Willkühr und den Vorurtheilen der Gewalt entzweien. Natürlich geſchah das Letzte, wo Wahrheitsliebe und Freiheitsſinn, Gefühl für das Edle und Große den Schriftſteller beſeelten. So lange die Wiſſenſchaft ſich im leichten Reiche der Ideen hielt, in höheren Regionen wirkte, mit dem Ueberirdiſchen ſich begnügte, und die rohe Wirklichkeit den irdiſchen Mächten überließ, herrſchte zwiſchen ihnen Eintracht und Friede. Da aber die Idee den Körper beleben, der Begriff auch wirklich werden wollte, und die Forderungen der Vernunft ſich bei denen geltend zu machen ſuchten, wo nur das Herkommen, eine lange Gewohnheit und die angeerbte Sitte bisher gegolten hatten, da brach Feindſchaft zwiſchen ihnen aus. Man hatte gehofft, die goldenen Jahrhunderte Auguſt's und Ludwig's würden dem Ehrgeize der Nationen als ewige Muſter glänzen, und Kunſt und Wiſſenſchaft keinen höhern Stolz als die Zufriedenheit eines freigebigen Beherrſchers kennen. Schöne Verſe und Reden, an denen jene goldenen Zeitalter ſo fruchtbar waren, verjüngten und verſchönerten das Leben, erhoben Gemüth und Geiſt und hielten ſich in achtungsvoller Ferne von Allem, was die fürſtliche Gewalt betraf. Ja, die Beherrſcher verdankten den größten Theil ihres Ruhmes den Eingebungen des Genies. Kunſt und Wiſſenſchaft gaben ihrem Hofe Glanz und ihrem Leben Reize, gewannen ihnen die Verehrung der Gegenwart und ſicherten ihnen die der Zukunft. Virgil und Horaz hatten den gemeinen Auguſt zum Halbgott erhoben, und Ludwig war mehr durch die Meiſterwerke von Racine, Moliere, Boileau, Boſſuet und Fenelon als durch die glänzenden Siege ſeiner Feldherren zum Großen geworden.

So hätte man es ſich immer gefallen laſſen; aber es kam anders, und mußte anders kommen. Der Richtung, welche das öffentliche Leben, ſeit der Erfindung des Schießpulvers und der Druckerpreſſe und der Entdeckung der neuen Welt genommen, konnte der forſchende Geiſt des Menſchen nicht fremd bleiben. Kunſt und Wiſſenſchaft vermögen ſich nicht dem Einfluſſe des Jahrhunderts zu entziehen, ſondern müſſen ſeiner Leitung folgen. Dürfen wir uns verwundern, daß ſie dem gewaltigen Streben nachgaben, welches die gebildete Welt ergriff und nach dem Ziele einer beſſern Geſtaltung des geſellſchaftlichen und politiſchen Lebens riß? Es war von etwas Anderem und von etwas mehr die Rede, als in ſchönen Verſen die Freuden und Leiden des Lebens zu beſingen, mit ſchöpferiſchem Geiſte eine ideale Welt auf der Bühne oder auf Leinwand darzuſtellen, und ſich an der ſcharfſinnigen Auflöſung ſpitzfindiger Fragen einer oft müßigen und unfruchtbaren Wißbegierde zu üben. Näheres und Wichtigeres, des Menſchen Beſtimmung und Rechte, die Mittel ſeine Freiheit und ſein Wohlſeyn in der Geſellſchaft zu begründen, war der Gegenſtand der Forſchung. Dadurch konnte man ſich begreiflich bei denen wenig Beifall und Dank verdienen, die es mit dem Beſtehenden hielten, blos weil es beſtand, und ſie bei ſeinem Fortbeſtehen ſich wohl befanden. Muthige Schriftſteller kamen in den Fall, mehr nach der Zufriedenheit einer aufgeklärten Nation als eines in Vorurtheilen befangenen Hofs zu ſtreben. Standen dieſe nun ſich feindlich entgegen, dann ward der friedliche Forſcher ebenfalls in den Krieg verwickelt, und mußte ſeine Gefahren theilen, wofür er aber auch an den Früchten und dem Ruhm des Sieges Theil erhielt. Der Zwieſpalt indeſſen wird ſich heben. Sind Fürſten und Völker einmal über ihren wahren Vortheil und ihre Rechte aufgeklärt, und haben die ihrer Würde und ihrem Beſten angemeſſene Stellung, dann werden auch Kunſt und Wiſſenſchaft dieſelbe wiederfinden. Sie haben den Launen und Schwächen des Volks oft mit ſo viel Unrecht geſchmeichelt, als ſonſt den Höfen, und ſich im Dienſte des Pöbels und pöbelhafter Geſinnung nicht weniger herabgewürdigt, als früher im Solde vornehmer Schlechtigkeit. Auch hier wird ſich Alles nach der Natur der Dinge und dem Bedürfniſſe der Zeit geſtalten, das Edle ſich zu dem Edlen, und das Gemeine zu dem Gemeinen finden. Iſt die Gewalt gerecht, groß und weiſe, dann wird ſich auch das höhere Gefühl in der Bruſt des Menſchen, dann werden Kunſt und Wiſſenſchaft ſich geehrt in ihrem Gefolge ſehen.

◆

Druckfehler.

Seite	XII	Zeile	7	leſe man verwirren ſtatt verlieren.
—	—	—	8	fehlt nach: mit wem er — es.
—	3	—	7	leſe man von ihr ſtatt von ihm.
—	5	—	4	— — Herz ihr ſagt ſtatt Herz ſie ſagt.
—	36	—	6	— — in dem ſtatt in den.
—	59	—	16	— — bis in dieſe ſtatt bis dieſe.
—	80	—	2	— — gemein ſtatt gemeint.
—	90	—	7	folgt auf: als dieſes ein . anſtatt des :
—	97	—	5	fehlt nach hohen das Wort Perſonen.
—	100	—	3	von unten leſe man ihn ſtatt ihm.
—	125	—	3	leſe man und ſie dürften ſtatt und durften.
—	130	—	12	— — von ſtatt vom.
—	206	—	10	— — das Gewiſſen ſtatt den Gewiſſen.

J. Weitzel

das Merkwürdigſte
aus
meinem Leben.

Zweiter Band.

Das Merkwürdigſte
aus
# meinem Leben und aus meiner Zeit.

Von
J. Weitzel.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1823.

Siebenter Abſchnitt.

Ueber die Urſachen und den Zweck der franzöſiſchen Revolution.

Hätte mein Leben etwas Merkwürdiges darzubieten, dann gehörte es doch größtentheils der Zeit, in welcher ich gelebt. Dieſelben Keime von Kraft, Talent und Tugend ſind wohl in allen Geſchlechtern über die Erde ausgeſtreut; nur hängt es von Verhältniſſen und Umſtänden, über die wir ſelten etwas vermögen, von der Bildung des Volks, dem man angehört, von ſeiner Verfaſſung und Verwaltung, von der Culturſtufe, auf welcher die Menſchheit im Ganzen und im Einzelnen ſteht, und von hundert Zufällen ab, ob und wie dieſe Keime ſich entwickeln, und welche Blüthen und Früchte die Pflanze trägt, die aus ihnen aufgegangen.

In dem Menſchen iſt die Anlage und Kraft gegeben; aber dieſe fällt in die Zeit, wie der Same auf die Erde, und ſein Aufkommen und Gedeihen beſtimmen Boden, Jahreszeit, Himmelsſtrich und Witterung. Der Weinſtock trägt freilich, wo er tragen kann, nur Trauben, und weder Ananas noch Feigen, aber wie verſchieden ſind dieſe Trauben!

Es bleiben ungleich mehr Anlagen unentwickelt, als entwickelt werden, und die Art der Entwickelung iſt das Werk von Ort und Zeit und den Verhältniſſen, welche Ort und Zeit herbeiführen. Daher faſt der ganze Unterſchied zwiſchen Jahrhunderten und Völkern, und den Individuen in dieſen. Daher Wilde, Barbaren und Civiliſirte; daher die Verſchiedenheit des religiöſen Glaubens, des politiſchen Zuſtandes, der Meinungen, Sitten, Gebräuche und der Lebensweiſe. Ob ein Volk Handel treibt, Viehzucht oder Ackerbau, ob es in Häuſern und Paläſten oder in Hütten wohnt, der Lehre Moſes, Confucius, Chriſtus oder Mahomets folgt, den Befehlen eines Königs, den Beſchlüſſen eines Senats oder ſeinen eigenen gehorcht, im Stande verfeinerter Aufklärung oder finſterer Rohheit lebt, iſt vielleicht nie, wenigſtens höchſt ſelten das Werk ſeiner Wahl.

Eben ſo verhält es ſich mit den Einzelnen im Volke. Was Jedem durch den Stand und die Lage dieſes Volks, durch die Geburt, das Vermögen, die körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften ſeiner Aeltern und durch ſeine Umgebung geworden iſt, entſcheidet gewöhnlich über ſein ganzes Leben. Man darf nur Zeit und Ort wechſeln, und Peter der Große kann ein Brutus, Cäſar ein Regulus, und Catilina ein Camillus werden. Es war ſo unmöglich, daß die römiſche Republik einen Caligula und Commodus, als das verdorbene Kaiſerreich einen Numa Pompilius und Servius Tullius hatte.

Perikles läßt ſich nicht nach Benares, und Athen nicht nach Indien verſetzen. Die Kreuzzüge paſſen ſo wenig in unſre Zeit, als die franzöſiſche Revolution in die Gregors VII paſſen würde, und Kukupeter und Mirabeau können unmöglich ihre Stellen tauſchen.

In den Verhältniſſen, die mich umgaben, lag es, daß mein Leben ſich ſo geſtaltete, wie ich es lebte und lebe. Daß ich es nun gerade ſo gelebt, iſt Folge meines eigenthümlichen, mir angebornen Weſens; aber unter andern Verhältniſſen hätte dies Leben doch anders werden müſſen, obgleich auch wieder nach meiner Weiſe. Dem Merkwürdigſten, was mein Leben darzubieten hat, fehlt darum, in hiſtoriſcher Beziehung, noch viel, um nur merkwürdig zu ſeyn; was meinem Leben abgeht, muß meine Zeit erſetzen. Ich bin mit einer neuen Ordnung der Dinge in Europa, ſo zu ſagen, aufgewachſen. Die franzöſiſche Revolution, welche Reſultate ſie auch haben mag, bildet eine Markſcheidung zwiſchen zwei verſchiedenen Welten. Das vermögen die Anſtrengungen derer, die es nicht wollen, ſo wenig zu verhindern, als man dieſen Welttheil verhindern konnte, zu werden, was er geworden iſt. Darüber dürfen wir, der Zukunft wegen, ganz ruhig ſeyn. In dem Spinnengewebe, in welchem die Politik die Zeit einzuwickeln und feſtzuhalten hofft, fangen ſich wohl einige ſchwache Opfer, aber größere Kräfte durchbrechen es, und vor dem Hauche des Schickſals, der über der kleinen Erde ein Orkan wird, reißen die dünnen Fäden auseinander. Alexander, Cäſar, Karl der Große, Karl V. Ludwig XIV und Napoleon hatten auch ihre Zwecke, an deren Erreichung ſie ein thatenreiches Leben ſetzten; haben ſie erreicht, was ſie gewollt?

Die eitle Zuverſicht der Großen, von der hungrigen Schmeichelei und Niederträchtigkeit genährt, währt nicht länger, als ihre Macht, die geben und nehmen kann. Richelieu hat mit einer Kühnheit und Kraft, wie ſie nicht allen Miniſtern zu Theil geworden, an dem franzöſiſchen Throne gebaut, um ihn frei und feſt zu ſtellen, und er gerade hat die feſteſten Stützen unter ihm weggezogen.

Das Merkwürdigſte in meiner Zeit, das durch ſeinen Einfluß auf meine Geſinnungen und Grundſätze und auf mein ganzes Schickſal auch das Merkwürdigſte in meinem Leben geworden, iſt die franzöſiſche Revolution. Will ich mich ſelbſt erklären, dann muß ich mit der Erklärung anfangen, wie dieſes große Ereigniß auf mich gewirkt, und wie ich es in ſeiner furchtbaren Entwickelung angeſehen und beurtheilt habe. Nein, von mir, von einem Menſchen iſt hier nicht mehr die Rede, ſondern von einem Gegenſtande, über dem nur eine ungemeſſene Eigenliebe ſich nicht ſelbſt vergeſſen könnte.

Was iſt der Einzelne in dieſer rieſenhaften Bewegung der Völker und Reiche, in ihrem gährenden Streben und Ringen, das wie eine furchtbare, räthſelhafte Naturerſcheinung, von keinem menſchlichen Scharfſinne berechnet, von keiner menſchlichen Kraft aufgehalten oder geleitet werden kann! Einem wild zürnenden Strome vergleichbar, der aus ſeinem Bette getrieben, ſich über das angebaute und bewohnte Land mit ungeſtümer, brauſender Fluth ergießt, iſt keine Gewalt und Kunſt im Stande, ihren unwiderſtehlichen Lauf zu hemmen. Das einmal losgebundene Ungeheuer zähmt ſich nur ſelbſt durch die eigne Erſchöpfung. Der Strom fließt wieder freundlich und ruhig, ſobald er zwiſchen angemeſſenen Ufern ein ebenes Bett gefunden hat. Mirabeau, La Fayette, Dumouriez, Potien, Vergniaud, Guadet, Danton, Robespierre, Pichegru und viele hundert Beſſere und Schlechtere bis auf Napoleon, dieſen gewaltigen ſchwachen Menſchen mit der Kraft des Willens und der Größe des Geiſtes der alten Heldentage und der Kleinheit der Seele und den Vorurtheilen und Leidenſchaften der neuern Zeit, alle haben ſich in den Strom geworfen, um auf ſeinem Rücken mit kühner Kraft ein großes Ziel zu ſuchen. Sie ſind untergegangen in ſeinen Fluthen oder wurden weit von dem Orte hingetrieben, wo ſie zu landen hofften. Wer könnte hier von ſich, wie könnte ich von mir reden in der verhängnißvollen, folgereichen Zeit, wo es ſolchen Männern, ſolchen Anſtrengungen und ſolchen Reſultaten galt? wo die Kraft des Menſchen, in ihrer ganzen noch unerforſchten Tiefe aufgeregt, das Höchſte und Niedrigſte, deſſen unſre Natur fähig iſt, dem erſtaunten Blicke zeigte? wo die Beſchlüſſe der Geſetzgebung, die Thaten der Krieger, die Opfer und Anſtrengungen der Völker das Schickſal derſelben vielleicht auf Jahrhunderte entſchieden. Welche noch ſo ſelbſtgefällige Eigenliebe könnte es über ſich gewinnen, hier von ihrem Thun und Laſſen, Wirken und Leiden zu reden? Später mag es mir erlaubt ſeyn, zu dem Merkwürdigſten aus meinem Leben zurückzukehren; jetzt gehört meine ganze Aufmerkſamkeit dem Merkwürdigſten aus meiner Zeit.

Man hat mannichfaltige Unterſuchungen über die Urſachen der franzöſiſchen Revolution angeſtellt, die, nach der Verſchiedenheit der Einſichten und Intereſſen ihrer Urheber, verſchieden ausgefallen ſind. Die meiſten zeichnen ſich mehr durch Scharfſinn als durch Wahrheit aus, weil es denen, die ſie geſchrieben, weniger an Talent als an Aufrichtigkeit gefehlt hat. Das ließ ſich auch nicht anders in einer Sache erwarten, die ſo viele Intereſſen, Verhältniſſe und Meinungen ſo ſcharf berührte. In der franzöſiſchen Revolution fand jeder etwas zu vertheidigen oder anzufeinden, Gewalt, Anſehen, Vermögen, Gewohnheiten, Gebräuche, alten Glauben und neue Grundſätze, Neigungen, Vortheile und Vorurtheile, und jeder trug natürlich das Gehäſſige oder Angenehme, das er für ſich in der Erſcheinung fand, auf dieſe ſelbſt und auf ihre Urſachen über. Solcher Menſchlichkeit wird ſich der Menſch nicht leicht erwehren. Wie die furchtbare Umwälzung dieſem ein glückliches Ereigniß, der Uebergang zu einem angenehmern Zuſtande, zu einer beſſern Ordnung der Dinge, jenem aber eine unheilſchwangere Begebenheit, der Vorbote einer gewaltſamen Zerſtörung oder dieſe ſelbſt war, ſo ließ der Eine ſie aus der Aufklärung, den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes und den Gebrechen der Regierung, der Andre aber aus dem Verderben des Volks und den gefährlichen Lehren der Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts entſtehen.

Die, ſo behaupten, die franzöſiſche Revolution ſey eine Folge des ſchweren Drucks, der auf dem Volke gelaſtet, und der Mißbräuche aller Art, die ſich in der Verfaſſung und Verwaltung, in der Geſetzgebung, in den politiſchen und geſellſchaftlichen Anordnungen vorgefunden, haben ohne Zweifel recht. Wäre es den Franzoſen wohl gegangen, ſchwerlich würden ſie ſich nach einer Veränderung geſehnt und ſie mit Gefahr ihres Lebens und Vermögens herbeigeführt haben. Der allgemeine Druck bewirkte einen allgemeinen Widerſtand. Die leichtfertige Verſchwendung des Hofes und der höhern Stände, der empörende Widerſpruch, der ſich in dem üppigen Leben der Großen und der nackten Dürftigkeit des Volks zeigte und alles menſchliche Gefühl erbitterte, die Erpreſſungen, die nöthig geworden waren, um die wollüſtige Schwelgerei zu befriedigen, und mit ihr ſtiegen, die Willkür der Regierung, bei der es kaum mehr Sicherheit der Perſon und des Eigenthums gab, und der Uebermuth und die Vorrechte der begünſtigten Kaſten machten dem dritten Stande ſeine Lage unerträglich. Doch hatte dieſer Gleiches oder Aehnliches zu verſchiedenen Zeiten an vielen Orten ſchon erduldet. Wir haben das Volk auch früher und öfter nicht weniger gequält und gedrückt geſehen, und es ertrug noch härteren Druck und noch tiefere Erniedrigung mit thieriſcher Geduld. Wenn man die franzöſiſche Geſchichte der letzten Zeiten lieſt, dann iſt man allerdings über die Schmach und die Gräuel betroffen, die von der verdorbenen Hofhaltung ausgingen oder mit Nachſicht behandelt wurden. Aber man hatte in andern Staaten nicht minder Schreckliches geſehen. Die angegebenen Urſachen allein konnten alſo nicht dieſe Wirkung haben, und der Widerſtand war nicht einzig die Folge des ſchweren Drucks.

Die, ſo behaupten, die Revolution ſey das Reſultat der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, der Aufklärung und Verſittlichung, und die Schriftſteller des 17ten und 18ten Jahrhunderts hätten ſie vorbereitet und kräftig zu ihr mitgewirkt, ſagen wahr. Herrſchte der alte Glaube noch, alle Gewalt komme von Gott, auch in ihrem ſchrecklichſten Mißbrauch bleibe ſie göttlich, und dem Unterthan gezieme nur blinde Unterthänigkeit, dann würde dieſer geſchwiegen und geduldet haben. Aber der gute Glaube war verſchwunden. Die Geiſtlichkeit, die ihn ſo willig und glücklich genährt und verbreitet hatte, ſah ſich ſelbſt ohne Anſehen und oft bitterm Spott und Tadel blosgegeben. Unterſuchungen über den Urſprung der Gewalt im Staate und die Rechte und Pflichten des Regenten und des Bürgers hatten den geheimnißvollen Schleier vor dem Throne weggezogen und zeigten ihn auf dem Willen und dem Wohl der Völker ruhend. Staatswirthſchaftliche Prüfungen wieſen die Urſachen der Noth des Landes und der Verarmung der Unterthanen nach, während ſtaatsrechtliche Erörterungen die Gründe prüften, die ſolchen Haushalt rechtfertigen ſollten.

Man ſah das Uebel, die Quelle, aus der es floß, und dachte auf die Mittel, ihm abzuhelfen. Daß man dies wollte, lag in der Natur des Menſchen, der ſeinen Zuſtand zu verbeſſern ſucht, ſobald er es zu können und zu dürfen glaubt. Daß man es wirklich konnte, lag in den Veränderungen, die Jahrhunderte hindurch in die Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens faſt unbeachtet gekommen waren. Handel und Gewerbfleiß hatten einen großen Theil des Reichthums in die Hände des dritten Standes gebracht. In ihm lag eigentlich das Vermögen hervorzubringen und das Hervorgebrachte zu veredeln, alſo die Quelle des Erwerbes, da die höhern Stände größtentheils ſich mit dem Vorrechte des müßigen Verzehrens zufrieden gaben. Wie die verſchiedenen Erwerbszweige, ſo waren auch die Waffen dem Bürger anheimgefallen. Aber indem man ihn abrichtete und ihm auftrug, das Beſtehende zu ſchützen, gab man es auch in ſeine Gewalt, es anzugreifen.

Einſicht, Gewalt und Reichthum waren durch die Druckerpreſſe, durch eine neue Kriegskunſt ſeit der Erfindung des Schießpulvers und durch Induſtrie und Handel vorzüglich an den dritten Stand gekommen. Wir finden darum bei ihm Kenntniß, Kraft und Willen; die drei Elemente, welche eine Veränderung bewirken, ſobald ſie nöthig wird. In Frankreich war ſie es geworden durch den Mißbrauch der Gewalt und die Leiden des Volks. Wären freilich die beiden Stände der Prieſter und der Krieger allein im Beſitze der Wiſſenſchaft, aller Bildung des Geiſtes und der Kunſt und des Rechts, die Waffen zu führen, geblieben, dann würde eine Revolution, wie die franzöſiſche, nicht möglich geweſen ſeyn. Die Prieſter waren als Dolmetſcher des Himmels, als Vermittler zwiſchen ihm und der Erde, Herren des Gewiſſens, beſaßen faſt ausſchließlich, wie die Braminen, die Macht des Kopfs, und die Krieger die des Arms. Da fand ſich bei dieſen Kaſten Einſicht und Stärke, bei den übrigen aber Stumpfſinn, Aberglaube, Schwäche und Unterwürfigkeit. Das war in unſrer Zeit alles anders geworden. Auf dieſe Weiſe müſſen wir den Urſprung der franzöſiſchen Revolution erklären, und anders können wir auch nicht.

Wendet man nun dieſe Grundſätze und Anſichten, deren Wahrheit nicht leicht jemand beſtreiten mag, auf die übrigen Staaten an, dann wird die Antwort auf die oft wiederholte Frage leicht, ob ſich dieſes oder jenes Volk in revolutionärem Zuſtande befinde.

Offenbar iſt dies der Fall, wo ſich die oben angeführten Erſcheinungen, wie in Frankreich, zeigen, nämlich Druck und Willkür von oben und Einſicht und Kraft von unten. Dieſer revolutionäre Zuſtand iſt nichts anders als der Widerſpruch, in dem die Verfaſſung, die Geſetze und Inſtitutionen mit den Begriffen, Bedürfniſſen und Wünſchen der Völker ſtehen.

Die Löſung des Räthſels iſt nicht ſchwer, welches nur darum nicht immer und allenthalben ſeinen Oedip findet, weil man die Wahrheit, wo ſie uns nicht ſchmeichelt oder gar ſchmerzlich wird, gern als läſtig und zudringlich abweiſet, des Räthſels, meine ich, wie ſich den Revolutionen, die uns drohen, vorbeugen laſſe. Dem Volke muß entweder der Wunſch oder die Kraft genommen werden, eine Veränderung ſeines Zuſtandes, wo es ihn unerträglich findet, zu bewirken. Jenes geſchieht, wird gerechten Beſchwerden abgeholfen, und die veraltete Geſetzgebung durch eine zeitgemäße erſetzt, kurz, werden Verfaſſung, Verwaltung und Inſtitutionen mit den Begriffen und Bedürfniſſen der Völker in Einklang gebracht. Auf dieſem Wege wird das Verlangen nach Veränderung geſtillt. Will man das aber nicht, dann muß das

Volk wieder in jenen Zuſtand von Dummheit, Aberglauben, geiſtiger und körperlicher Schwäche und Abhängigkeit zurückgeworfen werden, daß ihm die Kenntniß des Beſſern fehlt und die Kraft, es zu bewirken. Das ſind die beiden Wege, die ſich betreten laſſen; einen dritten gibt es nicht.

Den erſtern rathen Gerechtigkeit und Klugheit an; den zweiten werden die Anmaßung, der Dünkel und Uebermuth verſuchen. Dieſer führt durch Stürme, blutige Kämpfe und furchtbare Zerſtörung. Man müßte die Menſchen wenig kennen, wenn man nicht vorausſehen ſollte, auf welchem Wege ſie ſich fortſtoßen und fortſtoßen laſſen werden. Noch weniger zweifelhaft aber iſt das Ziel, zu dem wir endlich gelangen. Aber wer mag ſagen, wie viele Jahre, Jahrzehnde, vielleicht Jahrhunderte noch vorübergehen, wie viele tauſend, wie viele Millionen Opfer noch bluten müſſen, bis die Sache, deren Entſcheidung es gilt, entſchieden wird? Jahrhunderte haben den großen Proceß eingeleitet, und in Jahrhunderten mag er erſt zum Spruche kommen, von dem keine Berufung mehr möglich iſt. Manche glaubten, die, welche behaupteten, die franzöſiſche Revolution müſſe eine europäiſche werden, hätten zu viel geſagt. Die mögen indeſſen der Wahrheit näher ſeyn, die meinen, es ſey nicht genug geſagt, und ſie werde eine Revolution der Welt, der geſammten Menſchheit, und ende erſt nach ihrem Laufe über die ganze Erde. Was ſie will, der Zweck derſelben, iſt Bedürfniß, Wunſch, Beſtimmung aller Völker. Alle werden, haben ſie einmal denſelben Grad von Bildung und Entwickelung erreicht, dieſelben Forderungen machen. Das liegt in der Natur des Menſchen und der Geſellſchaft und läßt ſich ſo wenig verhindern, als das Ablaufen des Waſſers nach der Tiefe oder das Aufwachſen der Pflanzen in die Höhe. Nur die Macht, welche der Welt ihre Geſetze gegeben hat, könnte ſie auch wieder aufheben oder ändern.

Daraus folgt nun aber keineswegs, daß alle Völker, wie die Franzoſen, eine lange blutige Bahn der Revolution durchgehen müſſen, daß ſich bei allen das furchtbare Schauſpiel der Schreckensregierung, des Königsmordes, der Septembertage, Vendee- und Bürgerkriege erneuern werde. Nein, nur die Reſultate, welche die franzöſiſche Revolution, dem Geiſte und Charakter ihres Urſprungs nach, haben ſollte und endlich auch haben wird, müſſen allen Völkern werden. Dem läßt ſich ſo wenig vorbeugen, als daß der Jüngling zum Manne wächſt. Je mehr Widerſtand die Völker in ihrem Streben zu dieſem Ziele finden, deſto blutiger wird der Weg dahin. Die Hinderniſſe aber werden ſich mit der Zeit vermindern, weil mit der Zeit die Vorurtheile und Intereſſen, die der Wahrheit und dem Rechte entgegen ſind, an Kraft verlieren, die Wahrheit und das Recht aber durch die Fortſchritte der Aufklärung daran gewinnen, und die Erfahrung die Irrthümer und Täuſchungen nach und nach zerſtreuen muß, welche die Freunde der Freiheit und ihre Feinde auf Abwege geleitet haben. Dieſe und jene werden Fehler nicht mehr begehen, von denen ſie einſehen, daß ſie ihnen nur Nachtheil ſtatt des gehofften Vortheils bringen. Die Regierungen ſelbſt, durch dieſe Erfahrung belehrt, werden die Völker zum Ziele führen helfen und ihnen, gegen Dank und Segen, geben, was ſie ihnen, gegen Haß und Fluch, doch nicht verſagen können. Daß die Fürſten für ihre unumſchränkte Gewalt und die privilegirten Stände für ihre Privilegien kämpfen, kommt daher, weil ſie glauben, daß ſich behaupten laſſe, was ſie behaupten wollen. Sie kennen den Gegenſtand und die Art des Kampfs, ihre Gegner oder die, ſo ſie für ihre Gegner halten, und deren Macht ſo wenig, daß ſie ihres guten Rechts und ihres Siegs ſich ſicher glauben. Erſt wenn ſie einſehen, daß ſie durch Zugeſtehen mehr gewinnen als durch Verſagen, und daß man wohl thut, ſich in das Unvermeidliche mit Würde zu finden, beſonders wo man ſich, wie ſie, ſogar mit Vortheil darein finden kann, werden ſie ſich ſelbſt an die Spitze der Bewegung ſtellen, die, wenn ſie es nicht anders wollen, die Welt als Revolution durchſtürmt. Die Natur dieſer Bewegung wird von denen, die ſie bekämpfen, durchaus verkannt, ſonſt würden ſie nicht fruchtlos Kraft und Zeit verſchwenden, um Unmögliches zu erreichen; ſie würden nicht Alles daran ſetzen, um Alles zu verlieren, wo ohne Kampf ſich wenigſtens ein Theil erhalten ließe. Was ſie verhindern wollen, das muß geſchehen, und die ſich dem in Weg ſtellen, was ihn zu gehen gezwungen iſt, können es nur nöthigen, über ſie hinwegzuſchreiten.

Die geiſtige Welt hat ihre Geſetze, wie die phyſiſche, und in jener herrſcht, wie in dieſer, eine unabwendbare Nothwendigkeit. Der Geiſt hat ſeine ſtufenweiſe Entwickelung, wie der Körper, und es gibt ein beſtimmtes Alter für gewiſſe Neigungen und Meinungen, wie für Schönheit und Stärke. Was den

Geſetzen der Natur gemäß iſt, muß geſchehen, nur langſamer oder ſchneller, ſchlechter oder beſſer, je nachdem Verhältniſſe und Umſtände fördernd oder ſtörend darauf wirken. Die Pflanzen wachſen aufwärts, das Waſſer fällt, und jedes Weſen hat ſeine Bildung und Wirkſamkeit nach den ihm inwohnenden Geſetzen. Dem Empfangen folgt das Gebären, und der Geburt der Tod. Daß dies geſchieht, iſt Naturnothwendigkeit; aber Geburt und Tod können auch unnatürlich beſchleunigt, dieſer künſtlich verzögert werden. Das Treibhaus vermag die beſſere Jahreszeit ärmlich zu erſetzen. Dämme halten den Strom ſtellenweiſe auf, oder verändern auch ſeine Richtung. Aber immer und allenthalben tritt die Natur am Ende wieder in ihre Rechte, die nie verjähren, und aus denen man ſie nur vorübergehend verdrängen kann. Die abwärts gebogene Pflanze richtet ſich, ſo wie der Druck aufhört, wieder in die Höhe, und das Waſſer folgt der Niederung, wo es nicht aufgehalten wird.

So hat auch die geiſtige Natur ihre ewigen Geſetze, denen die Entwickelung der Völker, der ganzen Menſchheit und des einzelnen Menſchen folgt. Auc in ihr iſt das Folgende durch das Vorhergegangen bedingt, und aus der Gegenwart geſtaltet ſich die Zukunft, wie jene ſich aus der Vergangenheit geſtaltet hat. Die Kette des Cauſalitätsgeſetzes geht durch die geiſtige, wie durch die Körperwelt. Ring greift in Ring, und einer ſchließt ſich an den andern als Urſache und Wirkung an. Die Gegenwart läßt ſich nicht aus der verketteten Reihenfolge der Zeiten reißen; ſie iſt die Tochter der Vergangenheit und wird Mutter der Zukunft. So iſt der Wechſel mit der Beſtändigkeit, das Vorübergehende mit dem Bleibenden gemiſcht, und ſo muß es ſeyn, und es kann nicht anders werden. Da iſt kein Stillſtehen möglich im Sinne der Harthiſtoriſchen, aber auch kein iſolirtes Schaffen, kein willkürliches Abreißen und Fortſpinnen ohne anzuknüpfen, wie gewiſſe Revolutionaire meinen. Da iſt ewiger Wechſel, aber nach Geſetzen, durch die das Fernſte mit dem Nächſten, um ſo mehr alſo das Nahe mit dem Nahen zuſammenhängt. Was iſt, kann nur ſo ſeyn durch das, was es geweſen, und hilft auch wieder das beſtimmen, was ſeyn wird. Nichts bleibt daſſelbe, nichts ſteht ſtill in der Natur. Alles Leben iſt Entwickelung; Stillſtand iſt Tod.

Die Stufe der Entwickelung, auf der ſich Völker und Menſchen befinden, zu erkennen, ſo wie die

Geſetze, nach denen ſie geſchieht, das iſt die große Aufgabe für Staatsmänner, Regenten und Erzieher. Aus dem, was ich ſo eben auseinandergeſetzt, wird klar, daß die Kenntniß der Gegenwart und eine zweckmäßige Wirkſamkeit auf dieſelbe und in ihr eine Kenntniß der Vergangenheit, wenigſtens im Allgemeinen, ja ſelbſt eine Kenntniß der Zukunft, was nämlich ihre Richtung betrifft, inwieweit dieſelbe aus der Vergangenheit und Gegenwart hervorgeht, nothwendig macht. Dieſe Forderung iſt freilich groß, wird aber auch ſelten befriedigt. Wir tragen das Bauzeug zuſammen, wie es uns zur Hand liegt, und verarbeiten es nach unſrer Einſicht, Kraft und Luſt, und laſſen den großen Werkmeiſter, den man Gott, Vorſehung, Schickſal oder Natur heißen mag, für die Anordnung und Fügung des Ganzen ſorgen. Dieſem allein verdanken wir es auch, daß ſich das Streben und Schaffen der Bauluſtigen nicht jedes halbe Jahrhundert mit einem unterbrochenen Thurmbau von Babel endet. Es iſt ſehr gut, daß ſich die Natur in ihrem ewigen feſten Gange durch unſer Wollen und Wirken nicht irren läßt; daß ſie, unbekümmert um unſre Thorheit und Weisheit, ihren eigenen Geſetzen folgt. Aufhalten kann auch keine menſchliche Macht den naturgemäßen Gang, die Entwickelung der Menſchheit, der Völker und Einzelnen; aber ſie kann, wie geſagt, fördernd oder hemmend eingreifen, beſchleunigen oder verzögern. Wir gehen, einzeln und in Maſſe, Individuen und Nationen, verſchiedene Lebensalter durch. Was unſre Erzieher und Pfleger im Hauſe, in Schulen, auf Thronen, Kanzeln und Kathedern handelnd, ſchreibend und ſprechend vermögen, iſt, daß ſie uns ſtark, geſund und frei bilden helfen, oder ſklaviſch und kränklich verbilden und verkrüppeln. Letzteres iſt leichter, auch mehr im Intereſſe ſchlechter Vorgeſetzten, und darum häufiger. Es ſtünde gewiß ſehr ſchlimm mit uns, wenn die Natur in gar vielen Fällen nicht klüger und ſtärker wäre als unſre Führer und Lehrer, wenn ſie nicht oft zum Heilmittel machte, was, nach menſchlicher Berechnung, uns verderben ſollte. Wie oft ward dem Druck, der Willkür und dem Verbrechen die Pflege des Muths, der Freiheit und der Tugend anvertraut? So verdanken wir Tarquin den ältern Brutus, ſeinem Sohne Sextus die Lucretia, dem ſpartaniſchen Uebermuthe den Pelopidas, den dreißig Tyrannen den Thraſybul und dem frechen Geßler den Tell.

Sehr oft iſt es ein Glück für uns, daß die Natur nach einem andern Plane ſchafft und wirkt, als unſere Weisheit; daß der Erfolg unſere ſinnreichſten Anſchläge vereitelt und unſre liebſten Hoffnungen täuſcht. Wäre der Plan des guten Heinrich IV. in Vollzug gegangen, oder der ähnliche Entwurf des wohlwollenden Saint-Pierre, in Europa einen ewigen Frieden zu begründen, wirklich geworden, ſchwerlich würde dann von den Rechten des dritten Standes, von conſtitutionellen Monarchien, von der Gleichheit aller Staatsgenoſſen vor dem Geſetze, von einer franzöſiſchen Revolution und der Verfaſſung der Cortes vom Jahre 1812 jetzt noch die Rede ſeyn. Wir hätten einen Staaten- und Fürſtenbund gehabt zur Erhaltung des Beſtehenden, da es noch leicht zu erhalten war. Die unfehlbare Lehre wäre die der Wiener Concordia auch ohne ſie geblieben, und Hr. v. Haller würde ohne den ewigen Ruhm ſeiner Reſtauration geſtorben ſeyn, weil er nichts zu reſtauriren gefunden hätte. Der freundliche Wunſch des beſten Königs, daß am Sonntag jeder Bauer ein Huhn im Topfe habe, wäre wahrſcheinlich durch ſeinen Staatenbund unerfüllt geblieben, deſſen ſich die Ariſtokratie bemächtigt haben würde, um jeden Tag ſich ſelbſt mit Faſanen zu bewirthen. Iſt es für den Einzelnen oft gut, daß er nicht in die Zukunft ſieht, dann iſt es für das Ganze gewiß noch beſſer. Wüßte die Staatsklugheit immer, welche Ernte der Same bringt, den ſie mit vollen Händen ausſtreut, wahrhaftig, ſie ließe den Boden oft unbeſtellt. Der Troſt bleibt darum in vielen Fällen den Hülfloſen und Schwachen, daß ſie von dem Unverſtande und den Fehlern der Mächtigen und Großen erwarten dürfen, um was ſie ſich vergebens an ihre Weisheit und Gerechtigkeit gewendet haben. Es gibt Triumphe, die ſchlimmer ſind als Niederlagen, und Niederlagen, die den Werth von Siegen haben. Das begreifen die nicht, die nur der Gewalt vertrauen. Es iſt nicht leicht, bei großen Ereigniſſen das Zufällige und Vorübergehende von dem Nothwendigen und Bleibenden zu unterſcheiden; und hätten wir auch immer Einſicht genug, um das zu können, dann würden unſre Neigungen und Intereſſen uns doch oft irre führen und uns die abſtoßende oder anziehende Seite der Dinge zukehren, je nachdem ſie mit unſerm Vortheil oder Vorurtheil, mit unſerm Haſſe oder mit unſrer Liebe zuſammenhängen. So iſt es natürlich, daß Wenige die franzöſiſche Revolution begriffen haben. Dieſer ſah nur den

Uebermuth der privilegirten Stände, das Unrecht und die Schwäche eines von Herzen guten Königs und den Mißbrauch der Gewalt; Jener nichts als die wilden Ausſchweifungen eines geſetzloſen Pöbels, die Wuth der Parteien und die Schlechtigkeit ihrer Führer. Das Alles iſt vorübergegangen, Ludwig XVI., die Ariſtokraten in Koblenz, die Septembertage, der Berg und der Sumpf. Das Alles hätte ſeyn oder nicht ſeyn, ſo oder auch anders kommen können, und die Revolution und ihr Zweck wären doch geblieben. Das Stehende und Feſte iſt der Geiſt des Königthums, die Ariſtokratie mit ihren Anſprüchen und das Volk mit ſeinen Rechten. Der Königsmord, das Abſchlachten der Geſangenen, die Revolutionsgerichte, Noyaden und Plünderungen erfüllen das Gemüth mit Rührung und Abſcheu, erbittern und empören. Aber was haben ſie mit den Fragen gemein, auf die man immer wieder zurückkommen muß, auf die Fragen nämlich: Was iſt das Volk, was iſt der Adel und was der König? Welches ſind die Rechte des Bürgers? Was gelten die Prärogative der Geburt? Auf was gründet ſich die königliche Gewalt, und was bedeutet Legitimität? Es kann noch eine Revolution kommen und noch eine, und ſie können Gräuel und

Verwüſtungen herbeiführen, die das Gefühl des Menſchen mit noch größerem Rechte in Anſpruch nehmen. Die Umwandlung kann auch ſtill und friedlich vor ſich gehen, immer aber kehren die angeführten Fragen wieder. Der Mord des Königs iſt ſo wenig die Revolution, als der 31ſte Mai, der 9te Thermidor, der 18te Frúktidor oder der 18te Brúmaire. Es ſind Erſcheinungen der Revolution, die ſo, aber auch anders kommen konnten nach der Bildung und dem Charakter der Zeit und der handelnden Perſonen. Dieſe gehören zu dem Vorübergehenden und Zufälligen; der Gegenſtand der Revolution aber, das, was ſie erzeugt hat und immer wieder erzeugen wird, ſo lange der Stoff vorhanden iſt, aus dem ſie ſich entwickelt, zum Weſentlichen und Bleibenden. Durch das Gewebe der Geſchichte geht allerdings ein zuſammenhängender Faden, der die Theile zu einem Ganzen verbindet und nicht unſer Werk iſt. An dem Gewebe ſelbſt aber erkennt man die Meiſter und Arbeiter, die ſich verdrängen und ablöſen, und in ihm Proben von Fleiß und Geſchicklichkeit, von Kraft und Redlichkeit, oder vom Gegentheil geben. Nur die, welche das Zufällige von dem Nothwendigen zu ſondern wiſſen, verſtehen die Revolution.

Dümouriez hat 1794 Manches geſagt, was ſeine gekränkte oder geſchmeichelte Perſönlichkeit ihn ſagen ließ; er gab aber auch in mehr als einer Stelle Beweiſe von Scharfſinn und ſichrer Kenntniß ſeiner Zeit. So ſagte er unter Andern: „Die fremden Heere können in Frankreich den Deſpotism und die Ariſtokratie wiederherſtellen, aber das wird nicht dauern, weil der Geiſt der Freiheit zu tiefe Wurzeln geſchlagen hat, als daß er gänzlich auszurotten wäre. Der neue Zuſtand der Dinge wird eine neue Revolution herbeiführen, ſobald die fremden Truppen, die nicht ewig in Frankreich bleiben können, daſſelbe wieder räumen, und den Adel in geringer Anzahl auf der Fläche des weiten Reichs zerſtreut zurücklaſſen, der Rache des Volks hingegeben, die er durch den Mißbrauch ſeines nur kurzen Siegs auf ſich laden wird.“ An einem Orte ſagte derſelbe: „Die Ungeheuer haben Ludwig XVI getödtet, aber den König wieder eingeſetzt. Sie werden einen haben, wer er auch immer ſey, und dieſelbe leichtfertige, unbeſtändige und in Allem zum Uebermaß geneigte Nation wird ſelbſt alle die ungerechten Richter, alle wüthige Jacobiner morden oder ausliefern, und, indem ſie von einem Extrem

„zum andern überſpringt, wird ſie neue Könige an„beten. Alles, was in drei Jahren Vernünftiges „für die Freiheit geſchehen iſt, wird verloren ſeyn. „Der härteſte Deſpotism wird lange mit der zerſtö„renden Anarchie kämpfen, bis es gelingt, die Herr„ſchaft von Geſetzen zu begründen, die das Volk „nicht geben wird.“ *)

Was Dümouriez damals geſagt, gilt noch und wird immer gelten, wenn ſich auch die Zeit, in welcher der Grundſatz ins Leben tritt, nicht immer genau beſtimmen läßt. Noch verdient folgende Stelle derſelben Schrift ausgehoben zu werden: „Einige „wollten das Königthum vergöttern; Andere fingen „damit an, es herabzuwürdigen, und endeten damit, „es abzuſchaffen. Es wird wiederhergeſtellt. Da „aber beſtändig zwei Factionen um daſſelbe geſchäf„tig ſind, die eine, um es auf Abwege zu führen, „indem ſie ſeine Macht übertreibt, die andere, um „es zu zerſtören, indem ſie ſein Anſehen untergräbt, „ſo kann man nur namenloſes Elend erwarten, wo„hin auch der Sieg ſich neigt, es ſey denn, der Kö„nig ſelbſt, durch das Unglück ſeines Vorgängers

---

*) Mémoires du Général Dumouriez.

„belehrt, rufe jene heilſame Conſtitution zu Hülfe, „um ſich daraus ſeine Stütze und ſeine Aegide zu „machen und ſich ſelbſt Schranken zu ſetzen. Ein „freies Volk kann nur die Macht des Geſetzes anerkennen, und der König eines ſolchen Volks, will „er deſſen Glück, muß der erſte Diener dieſer wohlthätigen Gottheit ſeyn.“

Die Revolution ward gar vielfältig entſtellt, weil Niemand ihre Lehren zu ſeiner Beſſerung, ſondern Jeder zur Rechtfertigung ſeiner Anſprüche benutzen wollte. Der Mißbrauch der Freiheit ſollte die unumſchränkte Gewalt begründen. Wahr iſt, daß die Freiheit an mehr als Einem Orte Vorwand und Deckmantel der ruchloſeſten Schlechtigkeit geweſen. Wie! Soll aber darum der Mißbrauch der Freiheit den der Gewalt rechtfertigen? Wer den Deſpotism für ein Mittel gegen die Anarchie hält, muß wohl auch die Anarchie als ein Mittel gegen den Deſpotism gelten laſſen. Wenn die Willkür der Gewalt ihr Recht auf den Mißbrauch der Freiheit gründen will, dann darf die Zügelloſigkeit der Menge das ihrige nicht weniger auf die gemißbrauchte Herrſchaft des Regenten grunden. Verhielte das ſich ſo, dann freilich wären die Völker dazu verdammt, es ſich gefallen zu laſſen, daß die beiden Ungeheuer dieſelben ſich ſpielend zuwerfen, und das eine ſie zum Verſchlingen auffängt, wenn das andere ſie geſättigt ausſpeit. Können Verbrechen Verbrechen, Unrecht Unrecht und Wahnſinn Wahnſinn rechtfertigen, dann gehört ihnen die Welt, und das Reich der Tugend, des Rechts und der Vernunft iſt ein Traum der Thoren. Wenn, wie man oft ſagen hört, das menſchliche Geſchlecht ſo verdorben iſt, daß es die Freiheit nicht ertragen kann, wie kommen dann Wenige, die bis jetzt noch nicht bewieſen haben, daß ſie beſſer ſind als die Uebrigen, dazu, dieſe beherrſchen zu wollen? Sind dieſe zu ſchlecht, um frei zu ſeyn, ſind dann Jene gut genug, um dieſen zu befehlen? So Viele ſollen weniger als Menſchen ſeyn, wie kommen dann die Wenigen dazu, mehr als Menſchen ſeyn zu wollen? Ließe ſich ein Mißbrauch rechtfertigen, dann wäre es eher der Mißbrauch der Freiheit als der Mißbrauch der Gewalt, weil jener doch nur eine Folge von dieſem und ein Aufſtand dagegen iſt. Der Mißbrauch der Gewalt iſt Druck, Angriff; der Mißbrauch der Freiheit oft nur Gegendruck, Nothwehr. Iſt der Menſch wirklich ſo ſehr verdorben, dann hat es wenigſtens die Freiheit nicht verſchuldet. Er war lange genug in den Händen der Gewalt, und ſeine Schlechtigkeit hätte dieſe zu verantworten, wenn die Gebrechen des Zöglings anders dem Erzieher zugerechnet werden können. Die Wenigen aber, die ihre Vorrechte und die Rechtloſigkeit Vieler auf das Verderben dieſer gründen, möchten kein beſonderes Vertrauen verdienen, wenn ſie für ſich und gegen Andere ſprechen und in eigner Sache Partei und Richter ſind. Schwerlich dürfte auch von ihnen eine ſchnelle Verbeſſerung der vielen Schlechten zu erwarten ſeyn, weil ein Vormund, der von der Verwaltung der Güter ſeines Mündels lebt, die gute Meinung nicht für ſich hat, daß es ihm beſonders darum zu thun ſey, die Volljährigkeitserklärung des Minderjährigen zu beſchleunigen. Die Pflege und Erziehung des Thronerben wird, aus kluger Vorſicht, der Regentſchaft nicht gern anvertraut.

Unter den flüchtigen Erſcheinungen der Geſchichte, die ſich verfolgen, verdrängen und ablöſen, uns oft mit Abſcheu und Ekel erfüllen; unter dem, was in ſeinem Glück und Glanze die augenblickliche Vergötterung einer ſelbſtſüchtigen und eigennützigen Gegenwart, dagegen aber den Fluch und die Verachtung der unparteiiſchen Nachwelt erhält, unter der Herrſchaft der plumpen Gewalt, dem Siege raſender Parteien, dem Triumphe des Fanatismus, der Herrſch- und Habſucht, der Willkür, dem Aberglauben, den Anſtrengungen wilder Leidenſchaften und den Berechnungen verſchmitzter Bosheit ſteht doch etwas feſt, unwandelbar, wie die Natur des Menſchen und erhaben wie ſein Glaube an Gott, etwas, das uns aufrichtet und tröſtet, nämlich Vernunft, Recht und Freiheit. Die Verehrung und Achtung derſelben iſt die Religion, die wir unter den Beſſern aller Völker, zu allen Zeiten, unter jedem Himmelsſtriche und auf jeder Stufe von Bildung finden. Dieſer Gottesdienſt — denn er iſt der Dienſt des Göttlichen im Menſchen — zählt die Tugendhaften und Weiſen, wann und wo ſie auch lebten und leben, unter ſeine Gläubigen. Er iſt derſelbe, iſt immer und allenthalben, wo nicht als herrſchende und Staatsreligion, doch als Gegenſtand frommer Verehrung und heißer Wünſche anerkannt.

Die Geſchichte, das kann man nicht leugnen, iſt ſonſt nicht ſehr geeignet, uns Achtung gegen die Menſchen einzuflößen. Aber es muß, es wird anders werden. Ich bin gewiß, daß eine Zeit kommt, in der man eher begreifen wird, wie wir an Zauberer und Hexen glauben konnten, als an ein Recht auf angebornen Ueberfluß und angeborne Würden. Man wird dann unſre Aufklärung, unſre Religion und unſre Sitten würdigen, welche die Abſonderung in geborne Herren und Diener, in geborne Reiche und Arme, in geborne Geehrte und Verachtete, in geborne Elende und Glückliche rechtfertigen, heiligen und rühmen konnten. Manches Andere wird dieſe Zeit noch ſchwerer begreifen, an was wir glauben oder glauben müſſen, unter der Strafe, hier zeitlich geächtet, dort ewig verdammt zu ſeyn. Dieſe Zeit muß kommen, weil der Menſch aufgeklärter, wenn auch nicht beſſer wird; weil er wenigſtens in der Einſicht fortſchreitet, wenn auch in allem Uebrigen ſich mit ihm das traurige Einerlei wiederholen ſollte. Die Zeit iſt noch fern, ich gebe es zu, und bis ſie kommt, wird noch mehr als Ein Märtyrer für den wahren Glauben dulden, der in ihr erſt gelten wird. Seltſames Geſchick der Menſchen! Die ihnen dienten, die ſich für ſie aufgeopfert haben, die nichts wollten, als ihr Wohl, die nichts ſuchten, als Wahrheit und Recht, haben ihr Leben unter der Hand des Henkers, in der Verbannung oder in verachteter Dürftigkeit geendet. Leſet die Geſchichte der Völker mit ihren Heiligen und Helden! Man ſchaudert bei dem Anblick. Es giebt kaum einen Menſchen, der das Gebiet wichtiger Erfindungen und nützlicher Kenntniſſe erweitert, der ſich durch große Gaben des Geiſtes, durch große Tugenden und Thaten ausgezeichnet, den nicht Haß, Neid, Bosheit, Aberglaube oder Dummheit, ſo viel ſie es vermocht, unglücklich gemacht hätten. Alles Vorzügliche iſt immer ein Gegenſtand der Verfolgung geweſen. Wollen wir die größten und edelſten Menſchen kennen lernen, dann dürfen wir nur nach denen fragen, die von Ihresgleichen am meiſten zu leiden hatten: Pythagoras, Sokrates, Phocion, Chriſtus, Columb, Algernon Sidney, Galiläi, Fenelon. Der Gewalt und Liſt, der Heuchelei und Niederträchtigkeit ſind die größten Güter und Huldigungen dieſer Welt zu Theil geworden.

Jetzt, ſagt man, iſt es doch in Vielem anders. Die Vernunft hat ihr Reich begründet, in dem Wahn und Willkür keinen Schutz mehr finden. Ja, die Vernunft, wie wir ſie haben. Kein Wahn und keine Willkür haben ſich je dafür gehalten, ſie gerade hielten ſich vorzugsweiſe für Vernunft und Recht. Freilich iſt es nach unerhörten Anſtrengungen hier und da gelungen, die Inquiſition, die Tortur, die Verbannung ſolcher, die anders denken, das Verbrennen der Hexen und Irrgläubigen aus unſrer Strafgeſetzgebung zu entfernen. Aber noch währt der Wahnſinn fort, als habe der Menſch das Recht, den Glauben des Menſchen zu richten und ſeinen Gedanken Feſſeln anzulegen. Noch theilt der Zufall der Geburt faſt alle Vorzüge und Güter des Lebens aus. — Es würde mir ſchmerzlich ſeyn, den Glauben aufzugeben, daß man, vielleicht ſchon in Jahrhunderten, die Ueberzeugung haben werde, wir, wir ſelbſt ſeyen Barbaren geweſen mit unſern geſellſchaftlichen und bürgerlichen Einrichtungen, mit unſerm Staats- und Völkerrechte, mit unſrer peinlichen Juſtiz und dummen Vielwiſſerei.

Es iſt auch in unſrer aufgeklärten Zeit noch Gefahr dabei, Geſinnungen ohne Rückhalt auszuſprechen, die nicht die herrſchenden und beliebten ſind. Ich tadle Niemand, wenn er dieſe Gefahr ſcheut und ihr auszuweichen ſucht. Ich aber habe keine Gründe, es zu thun, am wenigſten jetzt noch, da ich ſie früher nicht ſehr auf mich wirken ließ, wo eine zeitgemäße Geſchmeidigkeit mein Glück hätte machen können. Das Leben mit ſeinem täglichen Hunger und Durſt, mit ſeinen Gewohnheiten, Bedürfniſſen, Entbehrungen und Genüſſen, mit ſeinem Schlafe oder ſeiner Schlafloſigkeit, iſt ſo wenig, wenn ihm öffentliche Thätigkeit nicht Inhalt und Bedeutung giebt, daß ich mich ſchämen würde, dies Wenige nicht an das zu ſetzen, was ich für ſo viel halte, was mein Gewiſſen und meinen Ehrgeiz zugleich befriedigt, an die Sache der Menſchheit, an die des Volks, an das Recht. Ich war ſelten in dem Falle, zu viel gehofft oder gefürchtet zu haben; aber ſo oft ich darin war, büßte ich die Verirrung mit Schaam und Reue. Ein Mann ſollte durch die Zeit gehen mit ihren Zufällen und Launen, ſtatt daß er ſie durch ſich gehen läßt. Die Welt iſt ihm eine Herberge, und er ſoll ſich in ihr als Gaſt betrachten. Er ziehe in ſie ein, ſie aber nicht in ihn! Das nicht zu viel und nicht zu wenig iſt eine ſchwere Aufgabe, die ſelten verſtanden und noch ſeltener gelöſt wird. Es giebt nur ein Gleichgewicht, das ein Sandkorn, ein Thautropfen mehr oder weniger aufhebt. Das Gleichgewicht iſt nur einmal, das Darüber und Darunter aber tauſendmal. Zum Uebermaas gehört nur Fülle, Kraft, zum Gleichmaas aber auch, was die Fülle und Kraft regelt und ordnet, Beſonnenheit, Gerechtigkeit, Selbſtverleugnung, Selbſtaufopferung, Selbſtüberwindung. Das wollen Wenige begreifen, wie der Verſtand ſelbſt zum Unſinn, die Begeiſterung zur Naſerei und die Tugend zum Verbrechen werden kann.

Was ich bisher geſagt, mag Manchem als dem Gegenſtande, den ich behandle, fremd erſcheinen. Es iſt es nicht und dient dazu, meine Anſicht der franzöſiſchen Revolution zu rechtfertigen oder wenigſtens zu erklären. Die Begebenheiten dieſer merkwürdigen Erſcheinung ſind bekannt, oft genug beſchrieben und erläutert. Daß ſie ſo höchſt verſchieden beurtheilt wird, liegt alſo in der Verſchiedenheit der Grundſätze, auf welche man die Begebenheiten zurückführen muß, wenn man entſcheiden will, ob ſie recht oder unrecht, zu loben oder zu tadeln, verderblich oder wohlthätig ſind. Um alſo mein Urtheil über die franzöſiſche Revolution zu begründen, ſehe ich mich genöthigt, bis auf die erſten Grundſätze des Staatsrechts zurückzugehen. Der gedrängten Auseinanderſetzung derſelben werde ich demnach einen eigenen Abſchnitt widmen, den ich diejenigen zu überſchlagen bitte, die Unterſuchungen dieſer Art trocken und langweilig finden. Vielleicht hätte ich wohl daran gethan, dieſe Warnung ſchon gegenwärtigem Abſchnitte, den ich damit ſchließe, vorauszuſchicken.

Achter Abſchnitt.

Naturſtand — Geſellſchaftsvertrag — Allgemeiner Wille — Urſprung der Rechte und Pflichten — Grenzen der Staatsgewalt — Nothſtaat und Vernunftſtaat.

Der Naturſtand und der Geſellſchaftsvertrag ſollen, nach manchen Staatsrechtsgelehrten, bloſe Ideen ſeyn, denen in der Natur nichts Wirkliches entſpricht, weil man ſie nicht hiſtoriſch nachweiſen kann. Iſt aber darum nie etwas da geweſen, weil ſein Daſeyn ſich nicht von ſolchen, die es erlebt, bezeugen läßt? Wir ſehen keine Menſchen mehr, die nackt gehen; wem aber fällt darum zu behaupten ein, ſie ſeyen immer mit den Kleidern auf dem Leibe gegangen? So gewiß es Menſchen in der Geſellſchaft giebt, ſo gewiß muß der Menſch vor der Geſellſchaft dageweſen ſeyn, denn das Zuſammengeſetzte kann nur aus dem Einzelnen entſtehen, wie eins und wieder eins dazu gehören, um zwei zu machen. Es mußten erſt Menſchen daſeyn, ehe es Bürger gab, und jene mußten außer der Geſellſchaft leben, ehe ſie ſich dazu vereinigen konnten. Den Zuſtand aber, in dem ſie lebten, ehe ſie ſich zu einem poſitiv-rechtlichen Verhältniſſe, zu irgend einer Art von geſetzlicher Unterordnung und Abhängigkeit verbanden, nennen wir den Naturſtand. Dieſe negative Bezeichnung ſagt blos, was dem Poſitiven vorausgegangen ſeyn muß.

Das Poſitive, das Beiſammen- und Nebeneinanderleben Mehrerer unter der Herrſchaft des äußern Geſetzes ward nur durch den Willen der Einzelnen möglich, die ſich zu dieſem Vereine verſtanden. Was konnte ſie anders vereinigen, als ihr Wille? Vielleicht die Gewalt? Geſetzt aber, dem wäre ſo, dann könnte doch die Wirkung nicht weiter reichen, als die wirkende Kraft, und was die Gewalt geſchaffen hätte, könnte ſie allein erhalten, aber auch zerſtören. Die das Recht auf die Gewalt und den rechtmäßigen Beſitz auf den glücklichen Beſitzſtand, das Dürfen alſo auf das Können gründen, ſagen nichts anders, als: Werde du der Stärkere, und deinen Herrn machſt du zu deinem Knechte; nimm, um mit

Recht zu haben; thue, was du willſt, nur ſey in der Lage, jeden Einſpruch ſiegreich abzuweiſen!

Kann aber eine Vereinigung von Mehreren nur durch den Willen der Einzelnen entſtehen, dann iſt es auch an dieſen, die Bedingungen und die Art dieſer Vereinigung feſtzuſetzen; und wie die Geſellſchaft durch den Willen der Theilnehmer entſtanden iſt, ſo kann ſie auch nur durch ihn dauern. Der allgemeine Wille iſt ſouverain, und er beſtimmt nicht blos die Bedingungen des Zuſammenſeyns, das heißt, er iſt nicht blos geſetzgebend für die Art und Wirkſamkeit des Vereins, ſondern er kann auch wieder trennen, was er verbunden hat. Die Geſellſchaft hört auf, wenn die Einzelnen, die ſie bilden, auseinandergehen. Der Staatsverein beſteht alſo durch einen Vertrag, und zwar, *wie* und *wie lange* die Vertragenden es wollen. Bei dieſem Vertrage ſind Alle gleich, weil der Wille eines Jeden, und auch nur dieſer Wille dazu gehört, um ihn abzuſchließen.

Ein andrer Urſprung des Staates und der Gewalten in ihm iſt nicht rechtlich nachzuweiſen. Ihn auf die Stärke gründen heißt ſeine Art und Dauer auch davon abhängig machen. Das können ſelbſt die Sclaven ſich gefallen laſſen, da es ihrer Mehrzahl in einem despotiſchen Staate nicht an Mitteln fehlen kann, die Herren ihrer Herren zu werden. Alle Gewalt im Staate geht von den Staatsgliedern aus. Wer dagegen den Urſprung der Herrſchergewalt im Himmel ſuchte, dürfte einen unſichern Boden auf der Erde haben. Der Act, auf den ein ſolches Recht gegründet wird, müßte vorgezeigt, und die Entſtehung einer Geſellſchaft auf dieſem Wege hiſtoriſch nachgewieſen werden. Da ſie nicht in der Natur gegründet iſt, ſo könnte ſie ſich nur als Thatſache durch unverwerfliche Zeugen oder Urkunden außer Zweifel ſetzen. In einem gewiſſen Sinne kommt freilich, wie alles, auch alle Gewalt von Gott, weil, wenn Gott es nicht wollte, die Gewalt weder entſtehen noch beſtehen könnte. So käme denn auch die Unterdrückung von Gott, ja alles Unrecht und alles Böſe. Dieſer göttliche Urſprung der Gewalt dient aber denen nicht weniger, die zum Beſitze der Herrſchaft gelangen wollen, als denen, die ſich wirklich darin befinden. Gott iſt mit den Starken, und er darf uns nur die Kraft und den Willen geben, wie Napoleon ſie zu haben gegen die Spanier ſich gerühmt, um uns zu Herren zu machen. Ein Regent, der nur in dieſer Bedeutung von Gottes Gnaden wäre, verlöre das

Reich und die Gnade Gottes mit der Macht. Durch die Gnade Gottes beſteht allerdings, was iſt; denn wenn Gott es ungnädig aufnehmen ſollte, ſo hörte es auf zu ſeyn. In dieſem Sinne aber iſt Jeder von Gottes Gnaden, geſund oder krank, reich oder arm, glücklich oder unglücklich.

Es iſt nichts alberner, als die Einwendungen, die man gegen Grundſätze, welche ſich mit der Vernunft nicht bekämpfen laſſen, aus einer möglichen Erfahrung aufzutreiben ſucht. Wie? ſagt man, wenn die Geſellſchaft das Recht hätte, die Art, in der ſie beſteht, nach Gefallen zu wechſeln, dann könnte es ihr ja einfallen, ihre Verfaſſung und Verwaltung mit jedem Tage umzuändern! Wo wäre da Sicherheit in der Gegenwart und eine Bürgſchaft für die Zukunft? Würde bei ewigem Wechſel nicht Unordnung und Verwirrung, Krieg, Hader und Anarchie an die Stelle der Ordnung, des Friedens und der Herrſchaft des Geſetzes treten? So iſt es allerdings; aber gerade darum könnt ihr auch ruhig ſeyn und ſicher darauf zählen, daß die Geſellſchaft von einem Rechte, das ſie täglich hat, zu ihrem Nachtheil und Verderben nicht täglich Gebrauch machen wird. Wir haben täglich und ſtündlich das Recht, uns zu ſchaden, das Unſrige zu verſchenken; aber es iſt noch Niemandem eingefallen, uns dieſes Recht zu beſtreiten, weil wir es gar zu häufig ausüben könnten. Es klingt kläglich, wie man die Regierungen gegen die Gefahr nachtheiliger Lehren zu verwahren ſucht. Man ſollte meinen, bei Revolutionen und Aufſtänden ſetze das Volk gar nichts aufs Spiel, es mache ſie aus bloſem Muthwillen zum Scherz und Zeitvertreibe, und nur die Regierungen hätten dabei zu wagen, zu fürchten und zu verlieren. Solche Aeußerungen ſind ſo leichtſinnig als ſträflich, weil ſie gerade über die Urſachen revolutionairer Bewegungen diejenigen täuſchen, die allein im Stande ſind, ihnen durch Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit vorzubeugen. Endlich ſcheint mir, als wenn ein Regent, der fürchten muß, von dem Volke entſetzt zu werden, ſelten verdiene Regent zu ſeyn.

Eine Nation, fragt man weiter, ſollte das Recht haben, ſich von einem Herrſcher loszuſagen, von dem ſie nicht weiter ſich beherrſchen laſſen will? Iſt ſie denn nicht gegen ihn wenigſtens durch einen Vertrag gebunden, der unmöglich einſeitig aufgehoben werden darf? Das Geſinde ſchickt man nicht nach Gefallen fort, und ein Regent wäre in dem Falle, nach Belieden entlaſſen zu werden? Darauf läßt ſich erwiedern: Der Vertrag kann wohl nicht anders lauten, als daß der Regent ſein Volk regiere zu des Volkes Zufriedenheit und Glück. Nun muß doch wohl dem Volke die Entſcheidung zuſtehen, ob es zufrieden ſey, ſich glücklich fühle. Die Beſorgniß aber, es möge aus der Anerkennung ſolcher Grundſätze gar zu großes Unheil entſtehen, iſt eitel. Auf wen würde denn das Unheil fallen? Wen würden die Nachtheile treffen? Doch auch das Volk, und zwar dieſes mehr, als ſeinen Herrſcher. Was berechtigt zu dem Glauben, daß ſich das Volk mit muthwilligem Leichtſinn ins Verderben ſtürzen, jeden Tag mit neuem Scharfſinn zu ſeiner Qual ſich erfinderiſch zeigen werde? Oder ſind die Nationen bisher ſo überaus glücklich geweſen, daß man fürchten muß, ſie möchten nun, aus eigener Schuld, auf einmal des großen Glücks verluſtig werden? Dieſe zärtliche Sorgfalt hat man denen kaum früher angemerkt, die ſich ſo theilnehmend und bedenklich äußern, wenn die Rede davon iſt, dem Bürger einige Freiheit zu bewilligen. Dieſer iſt weder ſo böſe, noch ſo neuerungsſüchtig, wie ihr zu glauben euch das Anſehen gebt. Das Volk hängt ſo ſehr an der Religion und der Sitte der

Väter, das Angeerbte iſt ihm durch den langen Gebrauch ſo lieb geworden, es behilft ſich ſo gern mit dem Beſtehenden, wenn es nur erträglich iſt, und bleibt dem Geſchlechte, an das es Pflicht, Verehrung, Dankbarkeit und Gewohnheit von frühern Zeiten her knüpfen, ſo zugethan, daß ein Regent oder die Regierung in ſeinem Namen mit dem Bürger ſehr ſchlimm verfahren muß, bis dieſer ſich entſchließt, ſo viele Bande unnatürlich zu zerreißen. Vergeſſen darf man nicht, daß hier immer nur von der Nation die Rede iſt, nicht von Mißvergnügten, Neuerungsſüchtigen, von Parteien oder Factionen, die ihre eigenen Zwecke haben.

Heißt es aber nicht die Völker zum Aufſtande reizen und die Empörung billigen, wenn man ſagt, es brauche einer nur der Mächtigere zu ſeyn, um auch Recht zu haben; Gewalt ſichre gegen jede Verantwortlichkeit, und man dürfe ſich nur des Erfolgs vergewiſſern, um die That gerechtfertigt zu ſehen, der man den Erfolg verdankt? Allerdings iſt dies der Fall. Aber wer verdient den Vorwurf? auf wem liegt die Schuld? Auf dem dummen Lobredner der Gewalt, der dieſer keine Grundlage zu geben weiß, als wieder Gewalt; der ſie an die Stelle des Rechts zu ſetzen ſich erdreiſtet und behauptet, wer ſie habe, dürfe ſie auch nach Gefallen üben. Gerade die Freunde der Willkür ſind es, die dieſe hölliſche Lehre predigen und, indem ſie der Macht alles einräumen, den Grundſatz aufſtellen, man brauche nur der Mächtigere zu ſeyn, um der Herr der Schwächeren zu werden. Ehret nur ſelbſt das Recht in Andern und kommt den Pflichten nach, die ſich an eure Rechte knüpfen und ſie bedingen, und ihr werdet geachtet ſehen, was eure Achtung heiligt. Wundert euch nicht, wenn eure Moral, die ganz Politik geworden iſt, Nachahmer in denen findet, die dieſe Moral ihrem Vortheil angemeſſen ſehen! — Ich kehre zur Erörterung der erſten Grundſätze des Staatsrechts zurück.

Der allgemeine Wille iſt der Wille Aller, und das nicht blos formal, ſondern materiell. Der Wille einer Mehrheit, der mit dem Willen der Einzelnen, die dieſe Mehrheit bilden, im Widerſpruch ſtände, wäre ein höchſt ſeltſames Ding, ein Ganzes, in dem ſich nichts von der Natur ſeiner Theile fände. Ein übereinſtimmender Wille iſt nur da, wo ſich eine Uebereinſtimmung der Wollenden in dem Gewollten findet.

Der allgemeine Wille iſt rechtmäßig, aber nur inwieweit er ſich auf die Allgemeinheit bezieht, von der er ausgeht. Da ihm die Geſetzgebung zuſteht, welche die Bedingungen und die Art des Vereins zu beſtimmen hat, ſo kann er in dieſer Sphäre, wo er nur über dieſen Verein verfügt, nie Unrecht thun.

Unfehlbar aber iſt dieſer allgemeine Wille nicht; er kann irren und Unrecht haben, aber, wie geſagt, nicht Unrecht thun. Unbeſchränkt aber — immer in Beziehung auf den Verein — iſt er, weil, wenn er Schranken haben ſollte, er ſelbſt ſich dieſelben nur ſetzen könnte. Jeder hat das Recht, über ſich zu verfügen, wie es ihm gefällt, und es iſt keine Art von Abhängigkeit, als durch Zuſtimmung zu derſelben, alſo durch freiwillige Selbſtbeſchränkung denkbar. Der Menſch iſt ſein eigner und zwar unumſchränkter Herr. Könnte irgend Jemand ohne ſeine Zuſtimmung über ihn verfügen, dann müßte er dieſen als ſeinen Herrn erkennen. Die Menſchen aber ſind von Natur gleich, jeder alſo ſelbſtſtändig und frei, oder einer müßte von dem andern abhängig, alſo zugleich der Herr ſeines Dieners und deſſelben Dieners Diener ſeyn. Von beſondern Rechten Einzelner, von Vorrechten weiß die Natur nichts. Dieſe müßten alſo erworben, durch Zuſtimmung derer, auf die ſie ſich beziehen, zu deren Vortheil und Nachtheil ſie beſtehen, erlangt werden.

Da der Wille des Einzelnen, in Beziehung auf ſich, unbeſchränkt iſt, der Einzelne aber in die Geſammtheit übergeht, ſo iſt der Geſammtwille, in Beziehung auf die Geſammtheit, ebenfalls unbeſchränkt. Von der Geſammtheit hängt es ab, die Bedingungen des Beiſammenſeyns der Einzelnen feſtzuſetzen. Sie mag das nun ſelbſt thun, oder es auf Andere, mit oder ohne Einſchränkung, übertragen. Eine despotiſche Regierung kann darum allerdings rechtmäßig ſeyn, und die däniſche iſt faſt auf dieſe Weiſe entſtanden. Wer macht dem Einzelnen das Recht ſtreitig, über ſich nach Belieben zu verfügen, ſich als Sclaven hinzugeben, ſich zu entleiben? Das Recht aber, welches der Einzelne auf ſich hat, beſitzt die Geſellſchaft auf die Geſammtheit, aus der ſie beſteht.

Der freie Deutſche pflegte ſeine Freiheit in der Leidenſchaft des Spiels auf einen Glückswurf zu ſetzen. Manche haben ſich als Sclaven verkauft, um mit dem Preiſe ihrer Freiheit die Freiheit oder das Leben theurer Perſonen zu bezahlen. Es iſt keinem verſtändigen Menſchen eingefallen, ihnen das Recht dazu ſtreitig zu machen. Die Einwendungen, die man dagegen wie gegen den Selbſtmord erheben hört, ſind nur von moraliſchem Gewichte und beziehen ſich auf Pflichten, die der Menſch gegen ſich ſelbſt hat. Es iſt aber, ſagt man, unſinnig und abgeſchmackt, über ſich ſelbſt zu ſeinem Nachtheil zu verfügen. Was kann der Herr geben, das der Freiheit, die ihm der Sclave opfert, würdig wäre! Nichts — damit bin ich einverſtanden. Wenn aber ein Menſch oder ein Volk einen ſolchen ſchlechten Handel machen wollte, wer dürfte es daran verhindern? Wer hat das Recht, Andern zu verbieten, abgeſchmackt und unſinnig zu ſeyn, ſo lange ſie es auf ihre Rechnung ſind? Die moraliſchen Verpflichtungen, die ich gegen mich habe, geben keinen Andern etwas an. Was ich mir ſelbſt ſchuldig bin, dazu kann mich niemand zwingen. Freundliche Zurechtweiſung und Belehrung iſt jedem geſtattet, aber keine Nöthigung. Rouſſeau, einer der Wenigen, die geſunde Begriffe von Natur- und Staatsrecht hatten, giebt nicht zu, daß der Menſch, einzeln oder in Geſellſchaft, über ſich nach Gefallen verfügen könne. Aus Liebe zur Freiheit hört er hier auf conſequent zu ſeyn. Um zu verhüten, daß der Menſch nicht ſeiner Unabhängigkeit entſage, nimmt er ſie ihm. Damit er ſich nicht mit ſeinem Willen binde, glaubt er ihn gegen denſelben binden zu müſſen.

Der Menſch tritt in den Staat und wird Bürger. Was er als ſolcher empfängt und giebt, muß er demnach ſchon als Menſch beſitzen können. Was er durch den Verein ſichern will, muß er vor und außer demſelben haben. Als ein moraliſches und Vernunftweſen erkennt er, daß, in ſeinen Verhältniſſen zu andern moraliſchen und Vernunftweſen, ihm und dieſen, wo ſie ſich berühren, auf eine gewiſſe Art zu handeln erlaubt oder verboten, recht oder unrecht iſt. Solches Berühren geht aber dem Staate voraus, und gerade dieſes beſtimmt die Menſchen, in einen Staat zu treten. Es führt ſie auf das Bedürfniß, einen politiſchen Verein zu ſchließen. Das Bedürfniß geht der Bildung des Vereins, wie die Urſache ihrer Wirkung voraus. Als moraliſches und Vernunftweſen iſt der Menſch Perſon; als Sinnenweſen hängt er mit der Sinnenwelt thätig und leidend zuſammen. Er erkennt, daß er nur unter Bedingungen ſeyn und haben kann, nämlich wenn Andere ſein Daſeyn und die Mittel deſſelben achten. Die Bedingungen aber, unter denen ein Weſen beſtehen kann, geben die Geſetze deſſelben. Auf die

Unverletzlichkeit ſeines Daſeyns und auf die Mittel der Erhaltung deſſelben macht der Menſch Anſpruch; er behauptet, wie wir uns ausdrücken, ein Recht darauf zu haben. Daſſelbe Recht geſteht er aber auch Andern Seinesgleichen zu, wie ſich ſelbſt, weil derſelbe Grund für ſie, wie für ihn gilt. Das Begründete reicht ſo weit, als ſein Grund, und nur ſo weit. Darum erkennt der Menſch auch, daß nur der ein Recht auf die Unverletzlichkeit ſeiner Perſon und auf die Mittel der Erhaltung ſeines Daſeyns habe, der daſſelbe Recht in Andern achtet. Außer dem Staate giebt es alſo Rechte, die wir, nach Verſchiedenheit der Gegenſtände, auf die ſie ſich beziehen, nach einer bekannten Eintheilung, perſönliche und Sachen-Rechte nennen. Das Recht aber, welches jemand für ſich in Anſpruch nimmt, muß er auch Andern zugeſtehen, ſo gewiß er will, daß ihm daſſelbe von ihnen zugeſtanden werde. An das Recht für ſich ſchließt ſich demnach ſogleich die Pflicht gegen Andere an.

Es giebt alſo Rechte und Pflichten des Menſchen, die aus ſeiner Natur eines moraliſchen, Vernunft- und Sinnenweſens hervorgehen, ſo wie er mit Seinesgleichen zuſammentrifft; und dieſe Rechte und Pflichten ſind älter, als die des Bürgers, da das Einzelweſen der Viel- oder Geſammtheit vorausgeht. Auch ſind ſie heiliger, als die Anſtalt des Staates ſelbſt, weil ihre Gewährleiſtung die Urſache dieſer Anſtalt iſt. Der Staat, welcher ſie verletzte oder ihnen entgegenwirkte, würde ein Mittel gegen den Zweck, ſtatt für ihn ſeyn. Wenn **Rouſſeau** behauptet *), der Staat ſetze die Gerechtigkeit in dem Benehmen des Menſchen an die Stelle des Inſtincts und gebe ſeinen Handlungen Moralität, die ſie außerhalb deſſelben nicht gehabt, dann iſt dieſe Behauptung nicht nur irrig, wie wir gezeigt, ſondern auch höchſt gefährlich, wie wir noch zeigen werden. Wir glauben Pflichten gegen Unſersgleichen zu haben, ohne zu fragen, in welchem Staate, oder ob ſie überhaupt in einem Staate leben. Wir haben und üben Pflichten gegen Kinder, Wilde und Fremde, ohne zu unterſuchen, ob ſie irgend einem politiſchen Vereine angehören, oder von denen uns ſogar das Gegentheil bekannt iſt. Es giebt Rechte, die, nach unſrer Ueberzeugung, kein Staat verletzen darf, und wir haben einen Inbegriff derſelben, den wir als Muſter zur Prüfung an jeden Staat halten, um ſeine größere oder geringere Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit darnach zu beurtheilen. Dieſe Rechte müſſen alſo wohl über den Staat erhaben ſeyn und auch außer ihm gelten. Indem der Menſch in den Staat tritt, ändert er keineswegs ſeine Natur, ſondern nur ſeinen Zuſtand. Die Anerkennung und Achtung der Menſchenrechte wurde auch nie als von einem Staate abhängig angeſehen. So hat man die Nichtachtung derſelben in den Schwarzen dadurch zu rechtfertigen geglaubt, daß man ſie nicht als uns ebenbürtige Menſchen, ſondern als eine Abart unſers Geſchlechts darzuſtellen ſuchte. Ob ſie in einem Staate lebten und in welchem, darnach wurde nie gefragt. Das ſchöne Capitel in Monteſquieu's Geiſte der Geſetze *), welches der Sclaverei der Neger eine Schutzrede voll beißenden Spottes hält, und in dem alles angeführt iſt, was egoiſtiſche Sophiſterei gegen das unverdorbene Gefühl und den geraden Verſtand je aufzubringen vermochte, gründet ſeine ironiſchen Beweiſe darauf, daß ſolche ungeſtaltete Weſen mit ſchwarzer Haut, krauswolligem Haare, ſtumpfer Naſe

---

*) Du contrat social, M. p. VIII.

---

*) De l'Esprit des loix, Liv. XV. Cap. V.

und aufgeworfenen Lippen unmöglich Menſchen ſeyn könnten.

Große Rechts- und Staatsrechtslehrer haben die Verſchiedenheit der Rechte bei verſchiedenen Stämmen und Ständen mit abgeſchmackter und unmenſchlicher Gelehrtheit aus der verſchiedenen Herkunft von begünſtigten oder verworfenen Racen abgeleitet, und die Rechtloſigkeit der Schwächern und Unterdrückten auf ihre Abkunft von ſchlechten Vorfahren gegründet. Auch hier iſt keine Rede vom Staate und dem Leben in demſelben. Eben ſo wenig bezogen ſich die Spanier bei ihrem Treibjagen und Ausrottungsſyſtem in der neuen Welt auf die politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe der unglücklichen Bewohner derſelben, ſondern darauf, daß dieſe keine rechten Menſchen und noch weniger Chriſten wären.

Da die Menſchen in einen bürgerlichen Verein zuſammentraten, mußten ſie wohl durch dieſe Anſtalt gewiſſe Vortheile zu erlangen oder zu ſichern glauben; man ſucht aber nicht, wovon man nichts weiß, und kann nur ſichern wollen, was man hat. Vor aller politiſchen Geſellſchaft kannte und beſaß der Menſch ſeine Selbſtſtändigkeit und ſein Leben. Rechte darauf konnte der Staat nicht geben, ſondern nur dieſe Rechte und ihre Ausübung ſichern. Sollte der Staat erſt dieſe Rechte geben, dann mußte er es entweder als Geſammtheit, und in dieſem Falle hätte das Ganze gehabt, was jedem ſeiner Theile abging, oder die Einzelnen hätten ſich die Rechte wechſelſeitig gegeben, wo dann einer von dem andern erhalten haben müßte, was keiner hatte.

Soll der Staat nun dem Menſchen ſeine Rechte ſichern, dann geht ſein Gebiet ſo weit, als Menſchen ſind, die dieſe Rechte verletzen können. Jeder einzelne Staat, der ein beſonderes Volk umſchließt, iſt in ſeinem Umfange unbeſtimmt und wandelbar. Gewalt und Liſt dehnen ihn aus, und Schwäche und Einfalt ziehen ihn zuſammen. Die Aufgabe der Sicherung der Menſchenrechte iſt erſt gelöſt, wenn derſelbe geſetzgebende Wille Alle verbindet, und dieſelbe vollziehende Gewalt die Befolgung der Ausſprüche des geſetzgebenden Willens von Allen erzwingt.

Iſt der Staat ein Verein von Menſchen, die ſich durch denſelben ihre Rechte ſichern wollen, dann hängt es, wie geſagt, von den Gliedern des Vereins ab, zu beſtimmen, auf welche Weiſe ſie in dieſem Verbande leben wollen — Verfaſſung. — Die Mittel, die Rechte eines Jeden auf die zweckmäßigſte Art zu ſichern und zu ſchützen, giebt die geſetzgebende Gewalt, welche nur von dem allgemeinen Willen ausgehen kann. Der Wille der Mehrheit, ſelbſt der einer phyſiſchen oder moraliſchen Perſon, kann den allgemeinen Willen vertreten und geſetzgebend werden, wenn die Geſammtheit übereingekommen iſt, ihn dafür anzuerkennen. Durch die geſetzgebende Gewalt werden die Bedingungen des Genuſſes der verſchiedenen Rechte feſtgeſetzt und die Anordnungen getroffen, durch welche dieſer Genuß geſichert wird. Die Anwendung dieſer Mittel gehört der vollziehenden Gewalt. Ueber den Genuß der Rechte können unter den Gliedern des Vereins entweder Streitigkeiten entſtehen, oder die Glieder ſich in dem Genuſſe derſelben verletzen und kränken, wodurch die Nothwendigkeit einer richterlichen und ſtrafenden Gewalt gegeben iſt. Der Beſtand des Bundes, nach dem Willen der Verbundenen, findet in der vereinten Kraft der Letztern ſeine Garantie. Dieſe Kraft wirkt nach innen oder nach außen, nachdem von da- oder dorther das Wohl und der Beſtand des Bundes bedroht wird.

Hat der Staat die Beſtimmung, die Rechte des Menſchen zu wahren, dann wird auch nicht der ganze Menſch Bürger, ſondern inſoweit die Rechte deſſelben verletzt und geſichert werden können, wenn es anders richtig iſt, daß die Mittel nicht weiter gehen ſollen, als bis zur Erreichung des Zwecks. Dieſer Grundſatz, den große Staatsrechtsgelehrte, unter andern auch der Verfaſſer des Geſellſchafts-Vertrags, keineswegs anerkennen, iſt reich an wichtigen Folgerungen, wie ſich weiter unten zeigen wird. Am vollkommenſten iſt eine Einrichtung, die mit den wenigſten Mitteln auf die leichteſte Art den Zweck erreicht. Der Zweck des Staates aber iſt die Sicherung der Rechte des Menſchen. Je gewiſſer alſo dieſe gewahrt werden, und je weniger im Staate zu deſſen Beſtande und Gedeihen an Freiheit und Gütern geopfert werden muß, deſto vollkommener iſt derſelbe. Im rohen Zuſtande der Geſellſchaft werden rohe Mittel zur Erreichung ihrer Beſtimmung angewendet: Gewalt, blutige Geſetze, grauſame Strafen. So wie aber der Menſch und mit ihm der geſellſchaftliche Verein ſich ausbildet und ſich moraliſch und intellectuell entwickelt, wird man den Staatszweck durch Mittel der Freiheit, und nicht blos durch ſolche des Zwangs, wie früher, ſondern durch geiſtige Bildung, durch Erziehung, Unterricht, Religion, Umtauſch der Ideen und Kenntniſſe zu erreichen wiſſen.

Durch einen ausdrücklichen Vertrag iſt wohl ſelten ein Staat entſtanden, aber er wird bei demſelben vorausgeſetzt, um ihm den Charakter der Rechtmäßigkeit zu geben. Sollen wir die Entſtehung des Staates befriedigend erklären, dann muß ein ſolcher Vertrag ſchon aus logiſcher Nothwendigkeit angenommen werden. Er muß der Bildung des politiſchen Vereins vorausgehen, der Menſch dem Bürger, der iſolirte Zuſtand dem geſellſchaftlichen, dem Geſammtweſen das Einzelne, der moraliſchen oder myſtiſchen Perſon die phyſiſche. Es läßt ſich auch annehmen und ſogar geſchichtlich nachweiſen, daß Staaten ſich vertragsmäßig, wenigſtens durch die ſtillſchweigende Einwilligung der Staatsglieder, durch ein glückliches Zuſammentreffen von Umſtänden und Convenienzen gebildet haben und beſtanden ſind. Die Huldigung, die ſonſt der Regierung eines Fürſten voranging, und bei welcher der Regent dem Volke ſchwur, es bei ſeinen Rechten und Freiheiten zu erhalten, wie dieſes dem Fürſten dagegen Gehorſam und treue Erfüllung der Unterthanenpflicht eidlich gelobte, war doch nichts anders, als die Erneuerung des zwiſchen Volk und Fürſten abgeſchloſſenen Vertrags. Die, welche „geſchichtlich" und „rechtmäßig" für gleichbedeutend halten und die Nothwendigkeit des Beſtehens einer Sache darauf gründen, daß ſie einmal entſtanden, verlieren jeden haltbaren Grund unter ihren Füßen. Die hiſtoriſchen Staatsleute wiſſen die Gewalt nur durch die Gewalt zu ſtützen und befinden ſich, wie die Gewalt ſelbſt, in einer ſchlimmen Lage, wenn ſie nachdrücklich angefochten werden. Verſteht man denſelben Boden zu gewinnen, nämlich Gewalt, dann hat man auch daſſelbe Recht. Wenn man durch den Beſitz in dem Beſitze geſichert iſt, dann darf man ſich ja nur des Beſitzes verſichern. Soll beſtehen, was entſtanden iſt, und weil es einmal entſtanden, dann darf man nur für das Entſtehen deſſen ſorgen, dem man einen rechtmäßigen Beſtand verſchaffen will. Die Hiſtoriſchen ſcheinen gar nicht zu begreifen, daß man gerade die Werkzeuge, mit denen ſie ihr altes Gebäude ſtützen, gebrauchen kann, um es abzubrechen und ein neues an ſeiner Stelle aufzuführen. Ihre Lehre iſt gemächlich, reicht aber nur in den Zeiten einer ruhigen Unwiſſenheit und des leidenden Gehorſams aus, wo man ohne Ueberlegung glaubt und ohne Prüfung gehorcht. Angefochten und beſtritten fällt ſie ohne Stütze in ſich ſelbſt zuſammen.

Mit Wahrheit kann man wohl im Allgemeinen ſagen, die Noth habe bisher die Staaten gebildet und das Schickſal derſelben beſtimmt. Der Menſch erträgt, was er nicht ändern, und duldet, was er nicht abwenden kann, und was ſich einmal als unabänderlich dargeſtellt, wird leicht für ihn zu Geſetz und Recht. Auf ſolchem Wege iſt faſt alles rechtmäßig geworden, was wir ſo nennen, das römiſche Reich mit ſeiner erdrückenden Weltherrſchaft, die zahlreichen bevorrechteten Geſchlechter, in Frankreich die Dynaſtie Chlodewigs, die Pipins des Kleinen und ſpäter die von Hugo-Capet. So iſt es faſt mit allem Beſitz im Großen und im Kleinen. Der politiſche und bürgerliche Zuſtand der Völker war ſehr ſelten ein Werk ihrer überlegten und freien Wahl, ſondern gewöhnlich das Reſultat der innern und äußern Umſtände und Verhältniſſe, in denen ſie ſich befunden, alſo der Noth. Der Staat war ſo ein Product der Natur und blieb auch den Einwirkungen derſelben hingegeben, die bald ſeinem Gedeihen günſtig waren, bald ſeine Schwäche und ſeine Auflöſung herbeiführten. Die Staatengeſchichte iſt bis jetzt die Darſtellung einer Art chemiſcher Operation geweſen, in der die Völker, Staaten, Reiche und Welttheile nach den Kräften und Geſetzen, die dieſen Maſſen und ihren Elementen inwohnen, ſich anzogen, abſtießen, befreundeten, flohen, ſchieden, abſorbirten, niederſchlugen und vereinigten. Das wird noch fortwähren, bis die moraliſche Kraft ſtärker geworden iſt, als die phyſiſche, die Vernunft die Noth beſiegt, und die freie Kunſt dem durch Revolutionen, Krieg, Cultur und Handel verſchmolzenen und zum Guſſe fertig gewordenen Stoffe eine geſetzmäßige Form geben kann.

So hat bisher die Noth geherrſcht, von oben herab wie von unten herauf, in den Geſetzen wie in der Geſetzloſigkeit, in der Regierung wie im Aufſtande. So hat ſich Macht, Anſehen und Reichthum gebildet, und ward auch ſo wieder aufgehoben. So hat ſich die Gewalt befeſtigt, ſo konnte man ſie wieder brechen und los werden. Alles ging, ſo weit es gehen konnte. Bach, Fluß und Strom zogen immer fort, bald befruchtend, bald verheerend, bis ſie einen Damm oder den Ausgang verſchloſſen fanden, da brachen ſie mit wildem Getöſe durch, blieben auch ſumpfig ſtehen oder ſuchten ſich einen andern Weg. So zeigt es uns die Geſchichte in den erſten und älteſten Staaten Aſiens, in Griechenland, in Rom, bei der Völkerwanderung, im Mittelalter, bei und nach der Reformation, mit ſeltenen Ausnahmen, bis auf die ſpäteſte Zeit. Da iſt ewiges Wogen, Drängen und Treiben, Auf- und Niederſteigen, Druck und Gegendruck, Angriff und Widerſtand, Sieg und Niederlage, im Innern der Staaten wie nach außen, innere Spaltungen, Parteien, Factionen, Stände und Kaſten, und auswärtige Kriege; hier Babylonier, Meder, Perſer, Griechen, hier Drako, Lykurg, Solon, Piſiſtrat, Pelopidas bis auf Philipp und Alexander. So bei den Römern vom Anbeginn ihrer kleinen Macht bis zum Falle derſelben, die drei Welttheile erſchüttert und die Aufklärung, Kunſt und Bildung ein Jahrtauſend unter ſeinen Trümmern vergraben hat. Im Innern der Kampf der Patricier und Plebejer, nach außen ewiger Krieg von Romulus bis Auguſt und von der Schlacht bei Actium bis zu der in den Ebenen bei Chalons, im Emporſteigen angreifend, im Sinken vertheidigend. So trieb immer und allenthalben die Menſchen, im Ganzen wie im Einzelnen, die Noth, hier zum Herrſchen, dort zum Gehorchen oder zum Aufſtande. So wird die Noth das furchtbare

Spiel in blinden Würfen immer weiter treiben, endlich alle Kräfte getheilt in die beiden Schalen der Wage des Brennus werfen, die jedem Theile ſein Loos, hier in dem vae victis! dort in dem salve Imperator! zuwiegt. Endlich wird dann ein größrer Dictator, als Camillus, die Vernunft nämlich, die Wage des Geſetzes aufhängen, in deren Schalen nur Recht und Unrecht ziehen und den Ausſchlag geben.

Da auf die Weiſe, wie wir geſehen, die Gewalt ſich gründete und durch Gewalt ſich ſicherte, ſo konnte auch Gewalt nur gegen ſie auftreten und ſie beſchränken oder zerſtören. So war jede Veränderung zum Beſſern wie zum Schlimmern ein Kampf, jede Neuerung ein Aufſtand und jede Reformation eine Revolution. Das Beſtehende allein war rechtmäßig, und jeder Verſuch, es anders zu geſtalten, Empörung, bis das Neue ſich mit Gewalt feſtgeſtellt hatte und ſeinerſeits auch legitim geworden war. Staaten, Stände und Individuen mußten ſich ihre Rechte und Vorrechte erkämpfen und durch den Sieg bewahren. So wurden, im Einzelnen wie im Ganzen, Eigenthum und Wohnſitz, Staatsverfaſſungen und Geſetze erworben und verloren. Ich wüßte nicht, wo es je viel anders gegangen und geweſen wäre, nur hier ſchlechter, dort beſſer, hier feiner und geſcheidter, dort plumper und dümmer. Das aber darf nicht ſeyn, wenn wir anders für vernünftige Menſchen gelten wollen. An die Stelle der Noth muß die Freiheit, an die Stelle der Gewalt muß das Recht treten. Das Schickſal der Menſchen und Nationen ſoll nicht dem Strome der Ereigniſſe überlaſſen bleiben, ſondern die Vernunft ſoll das Schiff, welches das Schickſal derſelben trägt, durch die Fluten nach einem beſtimmten Ziele ſteuern. Davon ſind wir freilich noch fern, und die hiſtoriſchen Staatsgelehrten und die Staatsmänner des Herkommens werden dieſe Aeußerungen, als leere Träumereien weltunerfahrner Ideologen, höchſt lächerlich und albern finden. Die Erfahrung iſt allerdings für ſie. Wer für Wahrheit und Recht zu ſprechen wagt, ſpricht für Schwache und Unterdrückte, denn der Starke und Siegreiche bedarf der Vertretung nicht. Zu ſolcher Sprache gehört Muth und Selbſtverleugnung, weil ſogar der Mißhandelte nicht ſelten den verdammt, der ſich ſeinem Schutze weiht. Wir wiſſen von lange her, daß das Volk gern ſeine eignen Erlöſer kreuzigt. Wer bei ſeinem redlichen Streben und Bemühen auf Dank und Anerkennung rechnet, kann ſich leicht betrogen ſehen. Aber von allen denen, die mit ihrem Wollen und Vermögen einen Handel treiben, ſcheine er auch noch ſo rein und ehrbar, hat die Willkür ſo wenig zu fürchten, als das Recht zu hoffen. Indeſſen fehlte es dieſem ſelten an großmüthigen Vertheidigern und wird ihm wohl nie an ſolchen fehlen. Es muß in der Tugend eine göttliche Kraft liegen, weil es noch Menſchen giebt, die ſich und ihr zeitliches Glück der Sache der Wahrheit und des Rechts opfern, wo ſie Macht, Reichthum und Anſehen erlangen könnten, wenn ſie die Wahrheit und das Recht dieſen Götzen opfern wollten.

Das iſt eigentlich der Gegenſtand des Streites, der die gegenwärtige Zeit theilt, ob der Noth, der blinden Naturgewalt und der phyſiſchen Macht die Herrſchaft gebühre, oder der Vernunft. Die Vertheidiger der erſten, Hiſtoriſche genannt, ſchließen von dem, was iſt, auf das, was ſeyn ſoll, und gründen das Recht auf die That. Die Vertheidiger der letztern, die Rationaliſten dagegen, wollen die That nach den Vorſchriften der Vernunft geſtaltet wiſſen. Das Geſchehene findet bei ihnen nur Anerkennung und Billigung, wenn es mit Recht geſchehen iſt. Die Vernunft bezeichnet das Ziel, das erreicht werden ſoll; ob es wirklich erreicht werden könne, hängt von Umſtänden ab, die nicht immer in der Macht des Menſchen liegen. So ſagt auch die Moral, was der Menſch thun und laſſen muß. Daß er von Leidenſchaften beherrſcht, von Bedürfniſſen gedrängt, von Vorurtheilen eingenommen, den Geboten der Sittenlehre keine Folge leiſtet, beweiſt nichts gegen die Heiligkeit derſelben und kann unmöglich eine Erlaubniß begründen, ſie zu verletzen. Hätte die Moral vielleicht auch ihre geſetzgebende Gewalt verloren, weil es von jeher Menſchen gab, die ſich ihr entzogen haben? Wenn der Eigennutz und die Selbſtſucht immer vorherrſchend waren, ſoll ihnen darum von Rechtswegen die Herrſchaft der Welt gehören, und die Billigkeit und Mäßigung davon ausgeſchloſſen ſeyn? Was die Hiſtoriſchen von der politiſchen und bürgerlichen Geſetzgebung behaupten, müßte das nicht auch von der moraliſchen gelten? Erbt ein unrechtmäßiger Beſitz und eine uſurpirte Gewalt ſich fort und wird rechtmäßig, dann hätte ja auch der Brudermord unter den Nachkommen Cains zu einem wohlerworbenen Rechte werden können.

Daß und wie der Staat den Grundſätzen des Rechts gemäß gebildet werden ſoll, ſagt das Staatsrecht, ob er aber in allen ſeinen Theilen, und durch welche Mittel er ſo gebildet werden könne, hängt von dem Charakter und der Einſicht der Menſchen, aus denen er beſteht, von ihren Beſchäftigungen, der Lage und dem Umfange des Gebietes, ſelbſt von dem Zuſtande der Nachbarſtaaten und von hundert Verhältniſſen ab, die der Geſetzgeber vorfindet und entweder gar nicht, oder erſt mit der Zeit ändern kann. Das Ziel und der nächſte, bequemſte und ſicherſte Weg zum Ziele ſind ganz verſchiedene Dinge. Jenes iſt eines und unverrückt daſſelbe. Dieſer muß ſich nach den Schwierigkeiten der Localitäten und Jahreszeiten richten, bald winden und krümmen, bald auf-, bald abwärts ſteigen, auch ſich von ihm entfernen, wenn er ihm nur ſo näher kommen kann. Man unterſcheidet darum nothwendig *Staatsrecht* und *Politik*. Jene iſt Wiſſenſchaft, dieſe nur, wenn ſie auf Grundſätzen, Klugheit aber, wenn ſie auf Erfahrungsregeln und Maximen, genauer Kenntniß der Umſtände und Menſchen und ihrer geſchickten Benutzung beruht. *Staatsgelehrtheit* weiſet die Bildung beſtandener und beſtehender Staaten rechtlich und hiſtoriſch nach. Die Staatskunſt giebt die zweckmäßigen Mittel zur Bildung und Leitung des Staats an. An dieſen Ausdruck knüpft ſich gern der Nebenbegriff von leichtfertigen Verſuchen und vornehmen Marktſchreierkünſten, wodurch alle Kunſt ſo oft und leicht in Künſtelei ausartet. Zwiſchen Staatsweisheit, Staatsgelehrtheit und Staatsklugheit finden wir den großen Unterſchied, der zwiſchen einem Weiſen, Gelehrten und Klugen iſt. Der erſte vereinigt auch die beiden letztern auf die würdigſte und zweckmäßigſte Weiſe in ſich.

Man wird mir nach dieſer Auseinanderſetzung hoffentlich die Thorheit nicht zutrauen, daß ich jeden Staat ſogleich nach den hier aufgeſtellten Grundſätzen geſtalten würde oder gar verlange, daß dies von Andern geſchehe. Man muß dieſe Blöſe nicht benutzen wollen, um meine Lehre lächerlich zu machen, denn ſie iſt nicht an mir. Dagegen verlange ich allerdings, daß die gegebene Lehre der Leitſtern jedes Geſetzgebers und Staatsmanns ſey, daß er ſie immer feſt im Auge habe, ſtets auf das bezeichnete Ziel losgehe und ſich auch einen nothwendigen Umweg nur erlaube, um demſelben Ziele näher zu kommen.

Ich zeige, was ſeyn ſoll, was Recht und was Unrecht iſt. Ich behandle eine Wiſſenſchaft und ſtelle die Grundſätze derſelben auf, wie ich ſie beweiſen zu können glaube. Ob darnach gehandelt wird, geht mich nichts an. Ich kenne manche Wahrheit, von der ich die innigſte Ueberzeugung habe, deren voreilige Anwendung ich indeſſen nicht auf mich nehmen möchte. Selbſt mein Staatsrecht, das wahrhaftig kein Unheil ſtiften kann, würde ich Bedenken tragen, ſogleich und unbedingt ins Leben einzuführen. Aber die Zukunft wird es thun, davon bin ich überzeugt. Sie wird es thun, ob ich dafür geſchrieben, oder nicht. Sehr wahr ſagt Garat: „Man glaube ja „nicht, daß eine Theorie der geſellſchaftlichen Ord„nung, aus der Natur des Menſchen und der Dinge „geſchöpft, ohne alle Gefahr für die Staaten ſey, „welche lange despotiſch beherrſcht worden ſind, und „auf die ſie angewendet werden ſoll, aber man muß „die Theorie begründen, die Gefahren ſehen und die „Heilmittel ſuchen: man findet dieſe in der Auf„klärung und der Tugend.“

Unter Regierung kann man nach dem faſt allgemeinen Sprachgebrauche nur die geſetzgebende Gewalt, verbunden mit der vollziehenden, verſtehen; wo beide Gewalten nicht vereinigt ſind, die vollziehende aber doch Antheil an der geſetzgebenden hat, ſo daß jene die überwiegende iſt, erhält die Regierungsform den Namen von derſelben als der vorherrſchenden, und darum heißt England eine Monarchie. Wo ſich die Sache indeſſen ſo ſehr verändert hat, und die Namen geblieben ſind, wie bei den neuern Staatsverfaſſungen, muß natürlich viel Willkürliches und Schwankendes in die Ausdrücke und Begriffe gekommen ſeyn. Wir nennen Spanien mit ſeiner Conſtitution der Cortes vom Jahre 12 eine Monarchie, obgleich es, im ſtrengſten Verſtande, zu dieſer Art Regierungsform nicht mehr gehört. Würde aber die Form der Regierung allein von der vollziehenden Gewalt beſtimmt, dann wären die vereinigten Staaten von Nordamerika eine Monarchie. Es wird ſchwer ſeyn, die gegenwärtig beſtehenden Regierungen mit den Benennungen, die ſie haben, unter einen beſtimmten Grundſatz der Eintheilung zu bringen. In einer repräſentativen Monarchie hat der Monarch Antheil an der geſetzgebenden Gewalt, der aber wieder ſo verſchieden iſt, daß Staaten mit gleichen Benennungen höchſt ungleich ſind. Wie ganz anders verhält es ſich damit in Frankreich, England, Spanien und Portugal, und endlich in einigen deutſchen Ländern, die ſich ebenfalls zu den conſtitutionellen Monarchien zählen? Iſt das Geſetz der Ausdruck des Eigenwillens Eines oder Einiger im Staate, dann iſt die Regierung willkürlich, unumſchränkt, dort monarchiſch, hier ariſtokratiſch. Beſchränkt oder gemäßigt ſind beide, wenn in ihnen der geſetzgebende Wille durch Geſetze oder Inſtitutionen gebunden iſt. In Rückſicht ihres Urſprungs ſind die Regierungen entweder rechtmäßig, oder unrechtmäßig, nämlich entſprungen aus dem allgemeinen Willen und durch ihn beſtehend, oder nicht. Jede Regierungsform, ſelbſt die deſpotiſche, kann, wie wir oben geſehen, rechtmäßig ſeyn. Spricht der allgemeine Wille ſich unmittelbar durch die Staatsglieder aus, dann iſt die Regierung demokratiſch, offenbart er ſich aber durch Stellvertreter, die dieſe ſich gewählt, dann heißt ſie repräſentativ. Sind die Stellvertreter an die Aufträge ihrer Committenten gebunden, dann nannte man ſie nach einem frühern Sprachgebrauche, der nicht mehr beobachtet wird, Deputirte; wo ſie aber nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen ſtimmten, Repräſentanten. Iſt das Geſetz der Ausdruck des allgemeinen Willens, der ſich mittelbar durch Stellvertreter, die das Volk gewählt, oder unmittelbar durch dieſes ſelbſt ausſpricht, dann nennen wir die Regierungsform republikaniſch. Die republikaniſche ſteht jeder andern gegenüber, in welcher der einſeitige Wille Eines oder Mehrerer, und nicht der Wille der Geſammtheit geſetzgebend iſt. Eine Regierung, in welche Elemente verſchiedener Regierungsformen aufgenommen ſind, nennt man vermiſcht. In den meiſten findet man eine Miſchung von Monarchie und Ariſtokratie, in manchen auch einen demokratiſchen Beſtandtheil. Ganz rein mag ſich keine Regierungsform erhalten haben, ſelbſt die despotiſche nicht, weil der Wille des Alleinherrſchers in Religion, Gebräuchen und Herkommen Schranken findet. Dieſe Miſchung verſchiedener Regierungsformen zu einer macht es ſchwer, jede nach dem in ihr vorherrſchenden Elemente richtig zu benennen. Auch liegen dieſe Elemente gewöhnlich miteinander um die Vorherrſchaft im Streit, und dieſe geht von einem derſelben zum andern über, ohne daß der Name wechſelt, obgleich die Form der Regierung gewechſelt hat. So heißt Rom eine Republik — was es vielleicht nie geweſen — zu den Zeiten des Camillus und des

Sylla, und England eine Monarchie unter Heinrich VIII. und Georg III. Bleibt die Regierung bei den Nachkommen derer, die ſie beſitzen, dann iſt ſie erblich; wo aber beim Abgange des Regenten ſein Nachfolger gewählt wird, da iſt es ein Wahlſtaat. Die Wahl kann Einem, Mehreren oder der Geſammtheit zuſtehen, alſo monarchiſch, ariſtokratiſch oder demokratiſch ſeyn. Keine unbedingte Erbregierung iſt rechtmäßig, weil zum Beſtehen einer jeden der einwilligende Ausſpruch des allgemeinen Willens nöthig iſt. Die Einwilligung kann ausdrücklich oder ſtillſchweigend ſeyn. Das Letztere iſt ſie, wenn der allgemeine Wille ſich hätte ausſprechen können und ſollen, aber geſchwiegen hat. Hängt die Beſtimmung der Bedingungen, unter denen der Staatsverein beſteht, von den Staatsgliedern ab, die den Verein bilden, wie oben gezeigt worden, dann beſteht nur die Regierung rechtmäßig, welche von dem Staatsverein, den ſie regiert, anerkannt worden iſt. Eigentlich kann eine Verfaſſung ſo wenig, als eine Regierung, unbedingt erblich ſeyn, da der allgemeine Wille zu jeder Zeit Herr der Bedingungen des Staatsvereins bleibt, dieſer Wille aber mit den Wollenden wechſeln kann. Eine Generation darf ſich binden, aber nicht ihre Nachkommen bilden wollen. Der Einzelne, wie die Geſellſchaft, kann über ſich, aber nicht über Andere verfügen. Forterben mag ſich eine Verfaſſung und Regierung immerhin, nur nicht unbedingt erblich ſeyn, das heißt: beide können fortbeſtehen, wenn der allgemeine Wille ihre Beibehaltung ausdrücklich oder ſtillſchweigend ausgeſprochen hat. Stillſchweigend ſpricht er ſie aus, wenn er von dem Rechte, ſie zu ändern oder abzuſchaffen, keinen Gebrauch macht. Soll eine Verfaſſung und Regierung mit Recht beſtehen und die Nation verbinden, dann muß dieſe ſie, wie geſagt, anerkannt und angenommen haben. Darum iſt es aber eben nicht gerade nothwendig — indeſſen aus guten Gründen zu empfehlen — daß die Geſammtheit ſich ausdrücklich darüber erkläre, nur muß ihr das Recht, ſich darüber zu erklären, zuſtehen, ſie freiwillig darauf verzichtet und ſo die Beibehaltung des Beſtehenden eingewilligt haben. Um den rechtmäßigen Beſtand der Verfaſſung und Regierung zu ſichern, ſollte in dem Staatsgrundgeſetze beſtimmt ſeyn, wenn und wie der Nationalwille ſich darüber auszuſprechen hat, z. B. bei jedem Regentenwechſel, oder alle dreißig Jahre, in denen, wie angenommen wird, ein Geſchlecht das andre ablöſt. Iſt dieſe Genehmigung und die Möglichkeit einer Veränderung und Reform der Verfaſſung und Regierung auf geſetzliche Weiſe nicht vorgeſehen, dann haben beide nur für die Generation, die ſie angenommen, einen rechtlichen Beſtand. Die nachfolgenden Geſchlechter gehorchen der Gewalt, die ſich wieder nur durch Gewalt, die man ihr entgegenſetzt, beſchränken läßt. Auf dieſem Wege werden dann, wie wir ſchon früher bemerkt, Verbeſſerungsverſuche Empörungen und Reformen Revolutionen.

Ich kann indeſſen bei aller Liebe zum Guten mir nicht verbergen, wie gefahrvoll es oft für Staaten iſt, daſſelbe immer und allenthalben in ihnen erreichen zu wollen. Jede Uebereilung in der Staatskunſt wird ſchwer gebüßt, und bei der Eigenthümlichkeit unſrer Natur, die Andre nach Belieben auch Schwäche und Beſchränktheit nennen mögen, beruhen Ordnung und Eintracht, Treue und Glaube, Anhänglichkeit und Ergebung ſo ſehr auf Gewohnheit, auf angeerbter Sitte und Meinung und auf hergebrachter geehrter Ueberlieferung, daß man nur mit ſcheuer Umſicht, nach reifer Ueberlegung und ſtrenger Prüfung das Zuſammenhängende auseinanderreißen und das Beſtehende zerſtören ſoll. Es wird von der Theorie nicht immer genug beachtet, wie viel von Zeit und Ort und von dem, was damit verbunden iſt, abhängt. Wir mögen das oft beſtreiten und dagegen die Behauptung wiederholen hören, das Wahre und Gute ſey daſſelbe und immer und allenthalben nur einmal da, ſie iſt oft, und in der Geſetzgebung und Politik ſehr oft nicht wahr. Es kann nach Verſchiedenheit von Zeit und Ort, dem Geiſte und der Bildung der Völker, hier Raſerei und Thorheit werden, was dort Weisheit und Vernunft geweſen iſt. Verwechſelt Sparta und Neufrankreich, das Mittelalter und das neunzehnte Jahrhundert, die Bergcantone der Schweiz und England, tauſcht ihre Geſetze und Inſtitutionen um, und ihr habt Ungleichartiges gepaart und Befreundetes zerriſſen. Das Wahlreich, ſollte man denken, würde alle Bedürfniſſe des Staats am leichteſten befriedigen und allen Gebrechen deſſelben am zuverläſſigſten begegnen, weil die Wahl zur Regierung den Tüchtigſten beruft, und man bei dem Wechſel der Regenten die unter dem Vorgänger bemerkten Mißbräuche bei der Ernennung ſeines Nachfolgers verbeſſern kann. Die Erfahrung dagegen hat die Wahlregierungen faſt immer als die ſchlechteſten gezeigt. So armſeelig iſt das Loos der

Menſchen, daß der blinde Zufall gewöhnlich beſſer für ihn ſorgt, als die eigne Klugheit, und ſo wenig mag er ſich ſelbſt vertrauen, daß er ſein Schickſal mit größerer Sicherheit jenem, als dieſer übergiebt. Das wäre nun der Boden, auf dem die Hiſtoriſchen ſich behaupten könnten, wenn ſie nicht weiter, viel weiter gehen wollten. Aber weil etwas Feſtes und Stetes in der Natur des Menſchen und der Dinge iſt, wollen ſie dieſelbe unbeweglich machen. Sie mögen das Bleibende von dem, was wechſeln muß, nicht unterſcheiden. Der Menſch iſt immer derſelbe, aber in jedem andern Lebensalter auch wieder anders. Die Natur iſt nur eine, aber wie höchſt verſchieden in verſchiedenen Jahrszeiten und Klimaten. Allenthalben finden wir Einheit bei Mannichfaltigkeit, Beſtändigkeit bei Wechſel, und es iſt keine geringe Gabe, die Grenzen zu finden und zu achten, wo das Bleibende an das Veränderliche ſich ſchließt und ſich wieder von ihm ſcheidet.

Alles das beweiſt die Nothwendigkeit, jedem Volke eine Verfaſſung zu geben, die es ihm möglich macht, die Weiſeſten und Beſten aus ſeiner Mitte, die ſein Vertrauen haben und ſeine Bedürfniſſe, ſeinen Charakter, ſeine Wünſche, Tugenden, Fehler, Gebrechen und Lebensweiſe kennen, in jenen hohen Rath zu berufen, der über ſein Schickſal zu entſcheiden hat. Dieſe werden einſehen, was Zeit und Ort und die obwaltenden Verhältniſſe ertragen und fordern; und da das Wohl des Volks, zu dem ſie gehören, auch das ihrige iſt, ſo läßt ſich erwarten, daß ſie für dieſes, wie für ſich ſelbſt, Sorge tragen. Kein Volk, auf welcher Stufe von Bildung es ſich auch befindet, ſollte ohne Stellvertreter ſeyn, nur verſteht ſich, daß die Wirkſamkeit ſeiner Repräſentanten nach der Verſchiedenheit ſeines Culturſtandes verſchieden ſeyn kann.

Das Zweckmäßige und Gute werden wir immer bei dem Rechte finden, wenn fremde Bosheit oder eigne Schuld es nicht zu weit auseinandergeriſſen haben. Pope's bekannter Spruch, den die mit Vergnügen wiederholen, welchen die Gewalt und das Herkommen am Herzen liegt, und nach dem nur Thoren ſich über die beſte Form der Regierung ſtreiten, weil die beſte ſey, wo am beſten regiert werde, mag leider ſehr wahr geweſen ſeyn, aber ſie iſt es doch nur da, wo, wie bis jetzt, faſt allenthalben zufällige Verfaſſungen und Regierungen beſtanden haben. An die Stelle des Nothſtaats aber muß, wie wir gezeigt, der Vernunftſtaat treten. Wir können und ſollen Verfaſſungen haben, die es jeder Regierung, gut zu regieren, nicht nur möglich, ſondern das Gegentheil ihr auch unmöglich machen oder doch ſehr erſchweren.

Der Zweck des Staats iſt Bewahrung der Rechte der Staatsglieder vor innerer und äußerer Verletzung, und dieſe Bewahrung kann nur ſtattfinden, wenn ein geſetzgebender Wille Alle verbindet, welche dieſe Rechte zu verletzen in der Lage ſind, und wenn eine garantirende Macht dieſelben ſchützt. Ohne Zweifel iſt es zu ihrem Beſten, daß die Menſchen ſich in einen Staat vereinen, und dabei haben ſie ihren Vortheil im Auge und keineswegs ihren Schaden. Aber darum kann doch der Vortheil nicht der oberſte Grundſatz ſeyn, auf dem die Bildung des Staats ruhet. Erſtens ſind Vortheil und Nachtheil ſo willkürliche, relative Begriffe, daß eine Uebereinſtimmung in denſelben weder erwartet, noch bewirkt werden kann. Zweitens brauche ich Niemandem die Verpflichtung aufzulegen, ſeinen Vortheil zu beſorgen, weil im Allgemeinen Jeder nur eine zu große Neigung dazu hat. Ich dürfte aber auch keinen Menſchen zwingen, ſelbſt wenn ich es vermöchte, ſein Beſtes in allem zu bewahren, da dies einzig ſeiner Einſicht und Neigung überlaſſen werden muß. Gar oft iſt das Streben nach eignem Vortheil mit der moraliſchen Würde des Menſchen unvereinbar, die gerade in der Verläugnung deſſelben beſteht, auch wo er auf erlaubtem Wege erlangt werden kann. Drittens mag es leicht geſchehen, daß die Erreichung des Staatszwecks, nämlich die Sicherung der Rechte Aller, mit dem Vortheil Einzelner oder auch der Geſammtheit in Widerſpruch geräth, wo es weder jenem noch dieſer erlaubt iſt, ihr Beſtes durch Verletzung einer Pflicht zu fördern. Der beliebte Wahlſpruch: das öffentliche Wohl iſt höchſtes Geſetz, kann demnach nicht unbedingt gelten, weil das Wohl und deſſen Beförderung nicht als Gegenſtand eines Geſetzes angeſehen werden darf, und Fälle ſich ereignen, wo es mit der Pflichterfüllung ſtreitet. Das Wohl des Einen verträgt ſich gar gut mit dem Wehe des Andern. Ein Bürger im Staate darf aber ſeinen Vortheil ſo wenig zum Nachtheil eines andern Bürgers oder eines Staates, als dieſer den ſeinigen zum Nachtheil ſeiner einzelnen Bürger oder eines andern Staates ſuchen. In dem Verhältniſſe eines Staats zum andern ſoll beſonders der Grundſatz gelten: das

Wohl des Staats iſt höchſtes Geſetz. In dieſem Falle gäbe es eine Pflicht im Staate oder für den Staat, ſich auf Koſten jedes andern Staats, wo es angeht, zu vergrößern und zu bereichern, überhaupt ſein Wohl, oder was man dafür hält oder ausgiebt, auf deſſen Koſten zu befördern. Und ſo wüßte ich denn nicht, welches Verbrechen und Bubenſtück ſich nicht durch das höchſte Geſetz des Staatswohls rechtfertigen ließe. Auf dieſe Weiſe wäre ſelbſt eine Schutzſchrift für die Zerreißung von Polen überflüßig.

Das waren in gedrängter Kürze meine ſtaatsrechtlichen Grundſätze, die ich auch einige Jahre ſpäter in einer Zeitſchrift, die ich unter dem Titel *Egeria* herausgegeben, und beſonders in der Abhandlung *über die Urſachen großer Staats-Revolutionen* niedergelegt habe. Man ſieht, daß ich in ſehr weſentlichen Puncten von *Rouſſeau's* Geſellſchaftsvertrage, den ich übrigens ohne Bedenken für das beſte Werk in dieſem Fache hielt, abgewichen bin. Meine Grundſätze des Naturrechts und der Staatswirthſchaft ſtanden, wie meine ſo eben angeführten Schriften zeigen, mit denen, welche in der Theorie und Anwendung galten, in noch grellerem

Widerſpruch. Auch hat man wenig Werth darauf gelegt und ſie kaum einer flüchtigen Beachtung gewürdigt. Der Abſchnitt, den ich zu ſchließen im Begriffe bin, mag daſſelbe Schickſal haben. Ich werde darum nicht an die Nachwelt appelliren, obgleich ich in funfzig oder hundert Jahren für manche meiner Anſichten und Ideen, die man jetzt noch für ziemlich abgeſchmackt und albern halten mag, geneigtere Leſer finden dürfte.

Neunter Abſchnitt.

Ueber die Beſtimmung des Menſchen zur Freiheit. — Allgemeine Bemerkungen über die franzöſiſche Revolution. — Geiſt und Form der Verfaſſungen. — Frau von Stael Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution.

Wenn von Anwendung philoſophiſcher Lehren und Grundſätze auf das wirkliche Leben die Rede iſt, dann äußern ſich die, welche Urſache haben, mit dem Beſtehenden zufrieden zu ſeyn, oft gar bedenklich über die nachtheiligen Folgen verwegener Neuerungen. Alles Unangenehme und auch das Unbequeme, das nothwendig mit jeder Veränderung verbunden iſt, ſelbſt das Verderbliche, das aus Uebertreibung und falſcher Anwendung entſteht, wird herausgehoben und den Freunden von Verbeſſerungen und Reformen mit dem Vorwurfe entgegengehalten: ſeht, Neuerer, Unzufriedene, Ideologen und Philoſophen! das iſt euer Werk, das die Frucht abſtracter Lehren und luſtiger Ideale, die ihr unnatürlich mit der rohen Wirklichkeit zu vermählen ſucht! Solche Kinder müſſen die Frucht ſolcher Ehen ſeyn. — Aber die Tadler ſind entweder unwiſſend oder nicht aufrichtig. Was ſie tadeln, iſt nicht das Werk der menſchenfreundlichen Philoſophie, nicht die [illegible] der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes und der Aufklärung. Wer den vernünftigen Gebrauch deſſen will, was unſerm Geſchlechte dient, kann nicht für den Mißbrauch verantwortlich ſeyn, den Uebelgeſinnte oder Ungeſchickte davon machen. Soll der vielleicht, der den belebenden Funken von der Sonne nahm, um die kalte Erde damit zu erwärmen und zu befruchten, dafür verantwortlich ſeyn, daß Unſinn und Aberglaube ſich deſſelben bedienen, um auf Scheiterhaufen Irrgläubige oder Ungläubige, Ketzer und Wittwen zu verbrennen? Aber ſelbſt angenommen, was doch nicht anzunehmen iſt, Guttenberg und Fauſt hätten die ſchlechten Bücher auf ihren Gewiſſen, welche die Preſſe vervielfältigt und in Umlauf ſetzt; die göttliche Lehre Jeſu hätte ſich die Gräuel der Inquiſition, die Bluthochzeiten, die Cevennenkriege und die Entvölkerung von Amerika vorzuwerfen, und die Schandthaten der Revolution fielen ſo auch auf die zurück, welche die große Umwälzung durch Schrift, Wort und That vorbereitet haben, in der Abſicht, eine beſſere Ordnung der Dinge herbeizuführen, war denn das Beſtehende immer und allenthalben ſo vortrefflich, daß man es zu erhalten ſtreben mußte? Sagt ſelbſt, wenn wir in einem andern Zuſtande lebten, eine andere bürgerliche und politiſche Verfaſſung hätten, und es ſollten die eingeführt werden, welche uns zu Theil geworden, würde man ſich nicht ſchon gegen den Gedanken einer ſolchen Schöpfung wehren? Würden nicht Alle, vielleicht Wenige ausgenommen, die ihr Glück in dem Unglück Anderer, ihren Ueberfluß in der Verarmung und ihre Größe in der Herabwürdigung der Mehrzahl finden, würden nicht alle Uebrigen ſagen: Wie! was gedenkt ihr zu thun? Wählet ihr nicht das Schlechteſte, zu dem man ſich entſchließen kann? Nennt ihr Geſetz, Ordnung und Friede, wo die Willkür, die Verwirrung und der Krieg ſogar durch die Geſetze und Inſtitutionen begründet und geheiligt ſind? Wie wollt ihr hier die hungrige Dürftigkeit, die Arbeit ohne Lohn, die Verarmung der Menge und dort den Ueberfluß und die

Schwelgerei bei Müßiggang, die Auszeichnung ohne Verdienſt und die ererbten Vorzüge, die ſich doch nur erwerben laſſen, verantworten? Ich bin gewiß, hätten wir den Zuſtand der Dinge nicht, wie wir ihn haben, und ſollten uns zu ihm entſchließen, ein Gefühl des Schreckens würde uns ergreifen. Aber, Dank ſey es unſrer geſchmeidigen, duldſamen Natur! Gewohnheit, Erziehung und Unterricht machen uns auch das Unnatürliche natürlich, das Drückende leicht und das Erträgliche ſogar werth. Ein Mißbrauch, der ſich lange erhalten, iſt kein Mißbrauch; die Härte, an der wir uns erſt wund, dann ſtumpf und gefühllos gerieben, keine Härte; und eine Thorheit, die von den Vätern auf die Kinder herabgekommen, keine Thorheit mehr. Auch das könnte man noch gelten laſſen, wenn nur die ewige Weisheit ſelbſt vor dieſer Thorheit der Zeit nicht zur Thorheit, die ewige Ordnung, die in der Natur begründet iſt, vor dieſer gewaltſamen Ordnung der Macht und des Betrugs nicht zur Unordnung werden ſollte.

Alle Neuerung, das iſt unvermeidlich, ſelbſt die zweckmäßigſte und beſte, hat ihr Unbequemes, wenn ſie auch nur die gewohnte Lage verändert, das Hergebrachte, mit dem wir groß geworden ſind, von der bekannten Stelle rückt. Jede Reform greift einen Mißbrauch an, für deſſen Erhaltung ſich wenigſtens diejenigen verwenden, die Vortheil aus ihm ziehen. Jede Verbeſſerung hat ihre Feinde, weil das Schlechte doch Einigen nützlich war.

Es iſt darum auch ganz begreiflich, daß die franzöſiſche Revolution zahlreiche und erbitterte Feinde haben mußte und noch hat. Der Uebergang war übrigens auch raſch für ein Geſchlecht, das in Friedrich II., mit ſeinem Rekrutirungs- und Militairſyſteme, mit ſeiner Gerechtigkeitspflege, mit ſeinen indirecten Steuern und ſeiner Mauth, mit ſeiner auswärtigen Politik, wie ſie ſich beſonders bei der Theilung Polens gezeigt hat, den Großen und Einzigen verehrte. Man glaube ja nicht, daß ich gegen dieſen Charakter ungerecht ſey oder ihn verkenne. Ich halte im Gegentheil viel auf ihn und zähle dieſen kräftigen Menſchen unter die ſeltenen Naturen, die meine Bewunderung vielleicht mehr, als billig, in Anſpruch nehmen. Aber gerade die Achtung, die ich dem Könige zolle, muß ich dem Geſchlechte entziehen, das ihn als ſolchen vergöttern wollte. Napoleon hat ſich auf dem Throne nicht alles erlaubt, was Friedrich gethan, und Napoleon wurde als ein Scheuſal der Schöpfung dargeſtellt. Man wird mir nicht übel nehmen, daß ich beide verwandte Geiſter auf einer Wage mit gleichem Gewichte wäge.' Ich habe ſie nie zum Himmel erhoben und nie zur Hölle hinabgeſtoßen. Sie waren in gar vielem größer und beſſer, als ihre Zeit, und würden gewiß größer und beſſer in einer größern und beſſern Zeit geweſen ſeyn. Das Urtheil der Menſchen iſt im Allgemeinen ſo gerecht, daß, um ihren Beifall zu buhlen, man den Ehrgeiz Alexanders haben muß, der eine Belohnung darin fand, wenn das atheniensiſche Volk auf dem Markte von ihm ſprach.

Man könnte behaupten, Europa ſey für die franzöſiſche Revolution noch nicht reif geweſen, wenn man ſich mit ſolcher Behauptung nicht in einem Cirkel drehte. Sollte die Freiheit und Vernunft den Menſchen zur Freiheit und Vernunft erziehen, dann müßte die Tochter ihre eigne Mutter ſeyn. Und doch können es auch der Aberglaube und die Willkür nicht, denn gerade ſie haben das Geſchlecht in den Stand der Thierheit verſetzt. Man muß alſo vor allem die Urſache entfernen, wenn man die Wirkung nicht haben will. Wahr iſt indeſſen auch, daß der Menſch bei uns zur Freiheit erzogen werden muß, dieſe Erziehung ſich aber von dem Despotismus und der Dummheit nicht erwarten läßt. Der Menſch ſoll alſo frei ſeyn, um frei zu werden, und er ſoll haben, was er noch nicht hat, um ſich im Stande zu ſehen, es zu erlangen. Der Widerſpruch, der in der Sache liegt, fällt auf, und doch iſt es ſchwer, ihm auszuweichen. Was wollt ihr mit dieſem Volke? hört man öfter fragen; frei ſoll es werden, da es doch die Freiheit nicht ertragen kann! Für freie Menſchen iſt die Freiheit, aber nicht für Sclaven, die ſie unerträglicher finden, als die Launen eines Herrn.

Die Einwendung iſt nicht ohne Grund. Haben aber vielleicht des Volks Treiber und Quäler Luſt, es zur Freiheit zu erziehen? Sie gerade ſind es, die es ſo dumm und träge, ſo feig und ſchlecht gemacht. Wie nun dieſen Widerſpruch löſen? Wie aus dieſem ewigen Cirkel kommen, wenn man nicht an dem Menſchen und ſeiner Beſtimmung verzweifeln ſoll? Oft hilft die Natur ſich ſelbſt, wo unſre Weisheit ſie im Stiche läßt. Eine ſolche kritiſche Selbſthülfe nennen wir Revolution. Die unverträglichen Elemente löſen ſich und fallen auseinander. Das Befreundete zieht ſich an und flieht das ihm feindlich

Geſinnte. Wo das Ungleichartige und Widerſprechende ſich begegnet, kommt es zum Kampfe. Da gilt weder Geſetz noch Recht, wie es die Menſchen eingeführt. Jedes Weſen iſt auf ſich geſtellt, und die Kraft entſcheidet. Die Freiheit kann nun freilich nicht aus der Willkür hervorgehen, der Friede nicht aus dem Kriege, die Natur nicht aus der Unnatur. Darum entſteht auch ein Zwiſchenreich, ein Mittelzuſtand, in dem jede Kraft nach ihrer Eigenthümlichkeit ihre Stelle ſucht und alſo den Geſetzen der Natur gehorcht. Es iſt hier keine Freiheit, aber auch keine legitime Willkür. Es iſt kein beſtimmter Zuſtand, ſondern Uebergang, Tod des Alten, Geburt des Neuen.

Das Schickſal der Völker und Regierungen iſt in dieſer Lage dem wilden Kampfe roher Kräfte hingegeben, über welche des Menſchen Weisheit wenig vermag. Darum iſt auch der Gang der Revolutionen nicht vorauszuſehen, und ihr Reſultat höchſt ungewiß. Daß es ſo gekommen und ſo kommen muß, das darf man ein Unglück nennen. Aber es ſteht bei uns, es zu vermeiden. Daß es ſo gekommen iſt, davon tragen gerade diejenigen die größte Schuld, die ſich am bitterſten darüber beklagen. Wollten die

Mächtigen und Großen mit Gerechtigkeit und Klugheit zu Werke gehen, dann ſetzten ſie das Volk nicht in die Lage, ſich ſelbſt zu helfen, da es von keiner Seite mehr Hülfe zu erwarten hat. Nur Reformen beugen Revolutionen vor. Die Vorurtheile und Leidenſchaften, die ſo oft das Urtheil über die franzöſiſche Revolution geſprochen, haben von ihrem alten Anſehen und frühern Einfluſſe viel verloren. Die Feinde und Verleumder derſelben konnten nicht lange genug verbergen, was ſie gegen dieſe Umkehrung der göttlichen und menſchlichen Satzungen, wie ſie die Umwälzung der Dinge in Frankreich nannten, ſo ſehr erbittert hatte. An Geſetz und Recht, an Gott und Menſchlichkeit ſcheinen ſie wenig, deſto mehr aber an den Verluſt von Vorrechten und Begünſtigungen, von Gemächlichkeiten und Auszeichnungen, die ſie Geburt und Stand verdankten, gedacht zu haben. Bei allen Verſuchen, die alte Ordnung der Dinge wiederherzuſtellen, zeigten ſich der Adel und die Geiſtlichkeit nur zur Wiederherſtellung ihrer Privilegien thätig. Wem der Geiſt und der Zweck der Revolution nicht durch ſich ſelbſt deutlich geworden war, dem iſt er es durch die Beſtrebungen der Gegenrevolution geworden, die aus dem, was ſie gewollt, kein

Geheimniß mehr machte, ſo wie ſie ſich ſtärker fühlte. In den letzten Jahren beſonders, da ſie durch den Sieg in Frankreich über die liberalen Geſetze und Inſtitutionen auf dem Wege zu ihrem Ziele kein bedeutendes Hinderniß mehr zu finden glaubte, hat ſie die Maske abgenommen, mit der ſie ſo lange zu täuſchen wußte. Sie fing nun an jede Verſtellung als überflüſſig zu verſchmähen und die Sache bei ihrem Namen zu nennen, den man ſich wohl gehütet hatte auszuſprechen. Jetzt, im Jahre 1821, ſind wir wenigſtens ſo weit, daß Freunde und Feinde ſich erkennen, und Religion, geheiligte Sitte der Väter und Wohl des Volks, die das Loſungswort aller Parteien waren, in dem Munde derer nicht mehr irre führen, die unter Religion, Sitte der Väter und Wohl des Volks nur ihren Vortheil oder ſcheinheilige Mittel, ihn zu ſichern, verſtehen. Die ewigen Declamationen gegen Pöbelherrſchaft, Pöbellaune, Pöbelſtolz und Pöbelwuth und gegen Demagogie ſind wie ſchlechte Münze, der man einen augenblicklichen Credit zu geben weiß, auf ihren wahren Werth herabgekommen. Es iſt nicht mehr unbekannt, wem die Ausſchweifungen des Volks, die übrigens kein Verſtändiger loben wird, größtentheils zugeſchrieben werden müſſen, und wie die, welche den Mißbrauch der Gewalt bei Andern tadeln, ſie ſelbſt zu üben fertig ſind, ſobald ſie dieſelbe in Händen haben. Hätten die, welche über Unrecht klagten, da ſie die Schwächern waren und die Verirrungen der Revolution verdammten, Recht gethan und Mäßigung gezeigt, als ſie ſelbſt wieder der Revolution Meiſter wurden, wie ſie wenigſtens geglaubt, dann konnte ihr Vorwurf für gerecht und ihre Abſicht für rein gehalten werden. Aber die Ariſtokratie iſt ſo grauſam mit Ueberlegung, wo es darum zu thun iſt, ihre Vorrechte zu behaupten, als das Volk in ſeiner Leidenſchaft, wenn es ſeine Rechte wieder zu erlangen ſtrebt. Bei dem Abſcheu, den die Septembertage, die Hinrichtung des Königs und die Frevel des ruchloſen Carrier an der Loire einflößen, kann man nicht ſtumpf gegen den Abſcheu werden, mit dem ähnliche Gräuel, im Namen der königlichen Gewalt verübt, das Gemüth erfüllen. Man wurde nicht müde, von jenen Blutſcenen, von den Noyaden und Proſcriptionen, von dem Heilsausſchuſſe und Robespierre zu reden, als wenn nur dieſe außer der Regel, nur Verbrechen, im Namen des Volks begangen, Verbrechen, die

Bartholomäusnächte aber, die lettres-de-cachet und Juſtizmorde, die Widerrufung des Edicts von Nantes, Ludwig XI., Louvois und Pompadour ganz in der Ordnung wären. Sind vielleicht die Ausſchweifungen und der Muthwille der Großen, mit Beſonnenheit und in Luſt verübt, den göttlichen und menſchlichen Geſetzen gemäß, die Nothwehr aber, die dem Volke in Verzweiflung abgedrungen wird, ihnen entgegen? „Wie!“ möchte man mit jenem bürgerlich gebornen Franzoſen den Edelmann fragen: „unſer Blut, iſt es denn Waſſer?“ Sie gehen noch weiter, ſie ſehen nicht nur unſer Blut für Waſſer, ſondern auch ihr Waſſer für Blut an.

Die erſten Jahre der franzöſiſchen Revolution bilden eine der ſchönſten Epochen in der Geſchichte der Völker. Man müßte im höchſten Grade ungerecht oder unwiſſend ſeyn, um das nicht zu erkennen. Dieſe Begeiſterung für das Rechte und Gute, dem ſie jeden perſönlichen Vortheil, jedes Vorurtheil zu opfern fähig war, dieſe warme, lebendige Theilnahme für die Sache des Vaterlandes, in der Tauſende und Tauſende ihre eigne Sache ſahen, dieſen Muth für Wahrheit und Gerechtigkeit, dieſe aufgeklärte Menſchenliebe, die ohne Rückſicht auf Stände und Nationen für die Rechte und Intereſſen der Menſchheit ſprach und wirkte, findet man in keinem Jahrhundert, bei keinem Volke wieder. Die Neger und Juden wurden von den Weißen und Chriſten als Menſchen in Schutz genommen und dieſen als gleich und ebenbürtig anerkannt. Die Freiheit in Nordamerika und Franklin konnten in Frankreich nicht mehr Theilnahme erregen, wenn ſie dieſem Lande angehörten. Auch in ihren Täuſchungen erſcheint dieſe philanthropiſche Weisheit ehrwürdiger und ſchöner, als die Klugheit mancher andern Zeit, die nur darum Recht behält, weil mit der Gemeinheit und Schlechtigkeit, auf die ſich faſt immer rechnen läßt, man ſich ſelten verrechnet. Gewiß preiſen wir manches Ereigniß in der frühern Geſchichte, das mit ähnlichen der franzöſiſchen Revolution weder an innerem Gehalte noch an folgereicher Wichtigkeit verglichen werden kann, und tadeln dieſe. Große Begebenheiten haben das Schickſal großer Menſchen: erſt, wenn ſie nicht mehr ſind, werden ſie erkannt. Die erſten Jahre dieſer denkwürdigen Revolution ſind der Triumph der Aufklärung und Bildung der neuern Zeit. Da kann man ſehen, was ſie, ſelbſt bei einem in vieler Hinſicht verdorbenen Volke, vermag. Was das achtzehnte

Jahrhundert an Blüthen und Früchten trug, der Anfang der Revolution hat es in ihrer ganzen Schönheit und Fülle gezeigt. Alle Stände und Confeſſionen, die ſonſt Verſchiedenheit der Geburt, des Vermögens und Glaubens trennte, alle Beſſern vereinigten ſich zu einem großen Zweck, der nicht blos der eines Landes oder eines Volkes, ſondern der aller Länder und aller Völker war oder werden ſollte. Alle Geſinnungen und Gefühle, alle Grundſätze und Ideen, die den Menſchen erheben, ihn größer und beſſer machen, ſeinem Daſeyn Werth und Würde geben und ſeine Natur veredeln, hatten noch ihre ganze jungfräuliche Reinheit. Der edlere Theil des Adels trat ſelbſt gegen die Vorrechte des Adels auf, und die Prieſter ſprachen gegen die Mißbräuche ihres Standes. Welche Talente und Charaktere hat die einzige conſtituirende Verſammlung in und um ſich vereinigt: Bailly, Clermont-Tonnere, Lally-Tolendal, la Fayette, Mallouet, Necker, Mirabeau, Sieyes, Barnave, Talleyrand, Gregoire und ſo viele Andere, die in ihrer Reihe oder Nähe ſtehen! Schwerlich dürften wir eine ſolche Zeit bei irgend einem unſrer jetzigen Völker wiederkehren ſehen. Im Kampfe haben die

Gemüther ſich erbittert, im wilden Taumel aufgeregter Leidenſchaft ward das Heiligſte herabgewürdigt und das Reinſte beſchmuzt. Durch den Sieg der rohen Gemeinheit oder pfiffigen Schlechtigkeit wurden Talent und Tugend ſchüchtern. Was den Menſchen beſonders zum Großen und Edeln erhebt, was ihm Kraft zum Wollen und Thun giebt, Glaube und Vertrauen, Vertrauen auf ſich und ſeine gute Sache und Glaube an den Menſchen und das Göttliche in ihm, iſt gelähmt oder vernichtet. Ja, es war eine ſchöne Zeit, eine freundliche, glänzende Morgenröthe, die aber zu bald an dem Himmel voll ſchwarzer Gewitterwolken mit Sturm und Donner unterging. Wie das ſo gekommen, ward vielfältig unterſucht und beſchrieben. Ich will mich hier darauf beſchränken, einige Wahrheiten auseinanderzuſetzen, die man nie ungeſtraft verkennt. Theils ſind manche Hoffnungen der Revolution geſcheitert, weil dieſe Wahrheiten nicht beachtet wurden, theils haben die geſcheiterten Hoffnungen ſie erſt recht anſchaulich ins Licht geſtellt. Was wir ſo ſchwer erworben und ſo theuer erkauft haben, iſt, denke ich, des Aufbewahrens werth.

Bei uns, wo ſo vieles Form und Förmlichkeit geworden, legt man auch bei Verfaſſungen auf die

Form einen zu großen Werth. Sie kann wohl der Thätigkeit des Geiſtes, die ſich in ihr bewegt, eine gewiſſe Richtung geben und die Thätigkeit erleichtern oder erſchweren. Dagegen wird der Geiſt auch die Form nach ſeinem Bedürfniſſe geſtalten, ſie erweitern oder zuſammenziehen, oder im Falle der Unverträglichkeit zerſtören. Die alte, in vieler Hinſicht gerechte Verehrung für die Freiheit Englands hat die Nothwendigkeit von zwei Kammern der Geſetzgebung, und namentlich einer Pairskammer, zum Axiom in der Politik gemacht. Man glaubt, zwei Kammern bei der Nationalverſammlung hätten dem Strome der Revolution einen Damm geſetzt. Dieſer Meinung bin ich nicht. Hier würde vielmehr der Fall eingetreten ſeyn, daß der Geiſt ſich der Form bemächtigt hätte. Dieſer Geiſt machte damals in Frankreich nur Eine Kammer möglich, und eben darum traten die drei Stände, aus denen Anfangs die Nationalrepräſentation beſtand, in Einen Stand zuſammen. Ein ähnlicher Geiſt hat in England unter Karl I. die vorgefundene Pairskammer aufgelöſt und nur das Haus der Gemeinen als Parlament beſtehen laſſen. Eine Pairskammer erſcheint bei dem Kampfe der Ariſtokratie gegen die Rechte des Volks gefährlich, verlän gert dieſen Kampf, der doch früher oder ſpäter mit dem Untergange der Privilegien der Geburt enden muß, und macht ihn ſogar geſetzmäßig. Warum findet die Conſtitution der Cortes vom Jahre 12, gegen die ſich angeſehene und liberale Staatsmänner erklärt haben, dennoch allenthalben ſo großen Beifall? Darum, weil der Glaube faſt allgemein geworden iſt, man habe ſich gegen die Völker verbunden, die ſpaniſche Conſtitution aber könne die königliche Macht neutraliſiren und von dem Bunde, wenn er beſtehen ſollte, entfernt halten. Es iſt allerdings nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Conſtitution Frankreich die chambre introuvable, die blutigen Auftritte im Mittag, die Proſcriptionen und Epurationen und ſein Preß- und Wahlgeſetz von 1819 erſpart und die innere Geſetzgebung von dem Einfluſſe der auswärtigen Politik frei erhalten haben würde. Die Franzoſen hätten dann weder die ſchmählichen Auftritte in der Deputirtenkammer noch den Sieg der Ariſtokratie über den Nationalwillen geſehen. Darum ſollte die königliche Gewalt bedenken, daß nicht jede Vergrößerung für ſie ein Gewinn iſt, daß ſie vielmehr dadurch in den Fall der engliſchen Schatzkammer kommen kann, die durch die Verdoppelung des

Briefportos dieſe Einnahme um die Hälfte vermehren wollte und ſie um die Hälfte vermindert ſah. Solche ſchlechte Rechner findet man in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Die ſpaniſche Verfaſſung hat wirklich vieles gegen ſich. Um ſo dringender und wichtiger mag die Unterſuchung ſeyn, warum ſie, beſonders unter dem Volke, ſo großen Beifall gefunden hat.

Es giebt einen politiſchen Aberglauben wie einen religiöſen, der den Geiſt und die Sache dem Buchſtaben und der Form aufopfert, und in beiden, in der Politik wie in der Religion, iſt der Aberglaube gefährlicher, als der Unglaube; dieſer hat ſelten Fanatiker, jener aber hat Fanatiker und Heuchler zugleich. Mit der Form allein iſt es nicht gethan, aber auch der Geiſt reicht nicht aus, wo ihn die Form verläßt. Beide müſſen ſich zuſammenfinden, und wo das der Fall nicht iſt, ſich wechſelſeitig ausbilden. Die Seele kann ſo wenig den Körper, als dieſer jene entbehren. Die Weisheit und Gerechtigkeit der Inſtitutionen und Geſetze macht den Menſchen weiſer und gerechter, aber es gehören ſchon weiſe und gerechte Menſchen dazu, um weiſe und gerechte Geſetze zu geben und dieſen angemeſſene Inſtitutionen ins Leben zu rufen. Darum, ſagen die, welche bei der Sclaverei der Völker ihren Vortheil finden, iſt der Menſch zur Freiheit nicht geboren, denn, wollt ihr die Freiheit nach euerm Sinne begründen, muß dann die Wirkung nicht Urſache, und die Urſache zugleich Wirkung ſeyn? Die Geſetze und Inſtitutionen ſollen die Menſchen bilden, und die gebildeten Menſchen doch erſt die Geſetze und Inſtitutionen ſchaffen; iſt das nicht abgeſchmackt? Nicht ſo ganz, wie ihr uns glauben machen wollt. Das iſt nicht abgeſchmackter, als daß einer eine Flöte braucht, um ſie ſpielen zu lernen, einer aber, der das Flötenſpiel nicht kennt, unmöglich auf den Gedanken, eine Flöte zu machen, kommen kann. Und doch haben wir ſehr gute Flöten und Flötenſpieler; wie iſt das nun zugegangen? In demſelben Sinne hörte ich einen gelehrten Mann behaupten: wolle man deutſchgeborne Kinder eine fremde Sprache lernen laſſen, dann müſſe der Lehrer, von dem das Kind die fremde Sprache lernen ſoll, nothwendig deutſch verſtehen, weil er ſich nur dieſer Sprache bei dem deutſchen Kinde bedienen könne, um es in der fremden zu unterrichten. Der gelehrte Mann hatte vergeſſen, wie er und wie alle

Menſchen ihre Mutterſprache gelernt. So was kann auch Gelehrten begegnen.

Die Geſetze und Inſtitutionen allein thun es nicht. Das vollkommenſte Werkzeug arbeitet nicht allein, und das beſte Inſtrument braucht einen Spieler. Landſtraßen, Küſten und Canäle machen keinen Handel, aber es kann ohne ſie auch keinen bedeutenden Handel geben. Wir haben freie Inſtitutionen bei der Sclaverei geſehen. Noch mehr, weiß die Willkür ſich der Organe und Mittel der Freiheit geſchickt zu bedienen, dann wird ſie nur um ſo zügelloſer und ſchrecklicher. Ein Despot, der einen gefälligen geſetzgebenden Körper von Volksrepräſentanten hat, iſt der unumſchränkteſte. Das Schwert des Tyrannen wird zweiſchneidig, und die Kraft der Inſtitutionen ſtärkt und ſichert den Arm des Scharfrichters, der es führt. Keine Willkür iſt furchtbarer, als die im Namen und nach den Formen des Geſetzes geübt wird. So iſt auch das gänzliche Verſtummen der Preſſe eine Wohlthat gegen das einſeitige künſtliche Gerede derſelben im Dienſte einer ſchlechten Gewalt. Die Bosheit und Verworfenheit hat hier das Mittel gefunden, die Arznei ſelbſt in Gift zu verwandeln und das, was retten und erhalten ſollte, zum Verderben und Zerſtören zu gebrauchen. Am beklagenswertheſten würde die Menſchheit ſeyn, wenn die größte Schlechtigkeit ſich zur höchſten Ausbildung geſellte, und der Despotism ſich der Inſtitutionen der Freiheit, der ſtellvertretenden Körper und der Preſſe zu verſichern wüßte.

Die römiſchen Kaiſer gründeten die abſcheulichſte Willkür, die je die Welt geſchändet und verwüſtet hat, auf die Stellen, Einrichtungen und Geſetze aus den Zeiten der Republik, und konnten ſie nur durch ſie und in ihrem Namen üben. Davon kann ſich Jeder überzeugen, der einen Blick auf jene Zeiten der römiſchen Herrſchaft werfen will. Heinrich VII. und VIII. hatten in dem Parlamente ein Werkzeug ihrer Gewaltthaten und Thorheiten. Dieſes bot ſich ſogar zum Diener der grauſamen Lüſte des Letztern an, indem es ſich die Erlaubniß erflehte, die Geliebten, deren der König müde war, zu verſtoßen und zu verurtheilen. Viermal haben die Parlamente die Religion Englands nach den Launen der Beherrſcher verändert. So war es unter Eliſabeth, unter Karl II. und Jacob II. Unter Karl II. fielen Ruſſel und Algernon Sidney durch die Hand des Henkers. Jefferies mordete durch die Geſchwornen nur um ſo ſicherer. **Napoleon** konnte die Conſtitution durch den Senat, der von der Beſtimmung, dieſelbe zu erhalten, ſeinen Namen hatte, am leichteſten verletzen und zerſtören. Ohne dieſe Behörde und den geſetzgebenden Körper, der die Geſetze von dem Kaiſer nahm, hätte es **Napoleon** wahrſcheinlich nie gewagt, ſeinen Willen an die Stelle des Geſetzes zu erheben.

„Die Regierung Karls II., ſagt **Fox**, war
„eine Zeit guter Geſetze und ſchlechter Verwaltung.
„Jene, zu denen die **Habeas-Corpus-Acte**
„gehört, haben einen neuern Schriftſteller erſter
„Größe veranlaßt, das Jahr 1679 als die Epoche
„anzugeben, in der unſre Conſtitution ihre größte
„theoretiſche Vollkommenheit erreicht habe. In einer
„kurzen Note aber geſteht derſelbe Schriftſteller, die
„Zeit, welche auf das angeführte Jahr gefolgt, ſey
„die des größten praktiſchen Drucks geweſen. Welchen
„Stoff zum Nachdenken giebt dieſe lakoniſche
„Bemerkung eines ſolchen Mannes, und welche
„Quelle von Betrachtungen über die Unzulänglichkeit
„der Geſetze und Inſtitutionen finden wir in ihr!
„Wie eitel, leer und anmaßend iſt die Meinung,
„daß Geſetze alles thun! Wie unhaltbar und ver-

„derblich iſt der Schluß, den man daraus zieht, daß
„man ſich nur mit den Sachen, nicht aber mit den
„Menſchen beſchäftigen müſſe!"

Hat die Nationalverſammlung und noch mehr die geſetzgebende, welche ihr gefolgt iſt, Tadel gefunden, den ich indeſſen nicht immer billigen kann, hier aber nicht widerlegen will, dann ſind dem Convente und ſeinem Heilsausſchuſſe Abſcheu und Verwünſchungen gefolgt. Wenn ich auch die widrigen Gefühle theile, welche die Schreckensregierung einflößt, dann möchte ich doch nicht behaupten, daß ohne ſie Frankreich in ſeiner Integrität, und ihm die Früchte der erſten Jahre der Revolution erhalten worden wären. Man mag ſich von dem Gräuel der furchtbaren Zeit mit Entſetzen abwenden und doch begreifen, daß der Staat in der furchtbaren Lage und der furchtbaren Zeit ſich vielleicht nur durch ſolche Menſchen helfen konnte. Es giebt ungeheure Verhältniſſe, unter denen das Ungeheure geſchehen kann, wie ſonſt das Uebliche, und wo das größte Verbrechen ſo nahe an die größte Tugend grenzt, daß der Menſch ohne Vermeſſenheit die ſchmale Linie, die ſie ſcheidet, nicht zu ziehen wagt. Das mag eine traurige, unglückſelige Wahrheit ſeyn, die zur Lüge werden ſollte und auch zur Lüge werden müßte, wäre der Menſch ſo gut und fromm, wie die Moral oder das Chriſtenthum ihn will; aber eine Wahrheit iſt es, die wir ſelbſt in dem Leben der Regenten, welche wir die Großen nennen, anzuerkennen genöthigt ſind. Ich möchte um keinen Preis Mitglied vom Heilsausſchuſſe geweſen ſeyn, aber mehr als einen Mann, den die furchtbare Zeit in eine furchtbare Lage gedrängt hat, kann ich nur bedauern und nicht verdammen. Daß dies Bedauern indeſſen weder Carrier noch Marat oder ihren blutigen Helfern gilt, bitte ich mir aufs Wort zu glauben. Mancher Sylla hat das Brevier gebetet, und mancher Cäſar iſt dem Pfluge nachgegangen, wie auch veränderte Verhältniſſe aus jenem Römer einen Mönch und aus dieſem einen Dorfſchulzen hätten machen können. Dem Menſchen wird es in einer ruhigen, ſichern Zeit gar leicht, zu ſagen: ich bin ruhig und ſicher, mir immer gleich und ſtets derſelbe; aber es gehört keine Umwälzung der Dinge dazu, die, wie die franzöſiſche Revolution, nichts an ſeiner Stelle läßt, wie ein fluthender Strom, der ſeine Dämme durchbrochen hat, wie ein wüthender Orkan, wie ein Erdbeben morſche Hütten zuſammenwirft, um den, der ſich ſeiner ſelbſt ſo ſicher glaubt, eines Andern zu belehren. Die Weiſeſten ſind es nicht, die viel zu wiſſen meinen. So ſind es auch nicht die Stärkſten und Muthigſten, die allenthalben zu ſiegen und nie zu zagen glauben. Die Beſchränktheit iſt am zuverläſſigſten und darum abſprechend und unduldſam.

Man findet manchmal, daß Völker wie einzelne Menſchen, die einen gewiſſen Grad von Leichtſinn mit etwas Unverſchämtheit verbinden und geiſtig und ökonomiſch von der Hand zum Munde leben, ſich beſſer dabei befinden, als Andre bei ängſtlicher Vor- und Umſicht. Der Zufall ſpielt eine ſo große Rolle in allen Angelegenheiten dieſer Welt, daß, wer ſich gewandt in ihn zu finden und ihn geſchickt zu benutzen weiß, gewöhnlich weiter kommt, als wer ſeine Berechnungen auf einen logiſchen Gang und eine methodiſche Entwickelung der Ereigniſſe gründet. Nach der Natur des Menſchen und der Dinge hat der, welcher gemeinſchaftliche Sache mit der Unbeſtändigkeit macht, einen treuern Verbündeten, als wer auf Dauer zählt.

Es iſt faſt unmöglich, in manchen Puncten den Unſinn, die Tollheit und Raſerei weiter zu treiben, als ſie in Frankreich nach den drei erſten Jahren der

Revolution getrieben worden ſind, und doch hat ſich Frankreich bei der allgemeinen Auflöſung inniger verbunden, bei der ungeheuern Verblutung geſtärkt und iſt mit Mitteln der Wuth und des Aberwitzes zum Ziele gelangt, an deſſen Erreichung die Weisheit, Vorſicht und ſtrengſte Conſequenz verzweifelt wären. So ſcharfſinnig auch Montesquieu, Polybius, Macchiavelli, Frau von Stael, Bailleul und alle Geſchichtſchreiber und Politiker, die über Rom und die franzöſiſche Revolution geſchrieben, die Ereigniſſe folgerecht verbunden und von einander abgeleitet haben, ſo iſt doch gewiß, daß die Laune des Zufalls ſie eher auf dieſe Weiſe zuſammenwürfeln konnte, als daß es der menſchlichen Klugheit und Vorſicht möglich geweſen wäre, ſie ſo zu ordnen.

Das, was wir die öffentliche Meinung nennen, und ſelbſt die Geſchichte, iſt gewöhnlich nur eine Apologie des Erfolgs. Der, dem eine Unternehmung gelungen, iſt nicht nur moraliſch, ſondern auch logiſch gerechtfertigt, und der Ausgang gilt für ein Gottesurtheil. Da Terentius Varro die Schlacht bei Cannä verloren, war er ein unſinniger Verwegener. Der zaudernde Fabius dagegen, der ſich mit dem ſiegreichen Hannibal nicht einließ, war höchſt verſtändig, und alle verſtändige Leute temporiſirten mit dem Verſtändigen. Derſelbe Fabius wollte auch nicht, daß Scipio nach Africa überſchiffte, und Scipio hätte groß Unrecht gehabt, den klugen Rath des erfahrnen Fabius nicht zu befolgen, wäre er bei Zama geſchlagen worden. Er aber ſchlug den großen Hannibal, ward dadurch ſo groß, wie er, und größer, als Fabius. Was würde die Geſchichte alle Jahrhunderte hindurch von dem Zuge des Karthaginenſers nach Italien ſagen, um entfernt von ſeinem Vaterlande und allen Hülfsquellen, die es ihm darbieten konnte, mit ſeinen geringen Mitteln, im Kampfe mit den größten Schwierigkeiten und Hinderniſſen Rom im Herzen ſeiner Macht anzugreifen, hätte er die Römer nicht beim Teſſino, beim Trebia, dem traſimeniſchen See und bei Cannä geſchlagen! Er wagte es, der tolleſte Abenteurer oder der erſte Feldherr der Welt zu heißen, und er ward dieſer. Alle, die Außerordentliches unternehmen, ſetzen ihren Namen ein, der mit ewiger Schande verloren oder mit ewigem Ruhme gewonnen wird. Das hängt von dem Ausgange des Wageſtücks ab; gelingt es, dann hat der, welcher es unternommen, nicht nur Recht, ſondern auch Muth und Einſicht. Das ehrliche Publicum findet alles Geſchehene ſehr einfach und natürlich, und das Verwickeltſte und Schwerſte wird für den Einfältigſten zum Ei des Columbus, das auch er auf die Spitze geſtellt haben würde. Ich glaube, daß Napoleon um kein Haar klüger war, da er ſein beiſpielloſes Glück in Italien gründete, als da er es in Rußland verlor. Wäre er bei Milleſimo und Lodi geſchlagen worden, dann war er ſchon 1796 der Thor, zu dem geſcheidte Leute ihn nach der Schlacht von Leipzig und Waterloo machen wollten. Nach dem Ereigniſſe geht die Welt ſehr verſtändig vom Rathhauſe, wenn ſie vor demſelben auch noch ſo verblüfft und dumm hinaufgegangen war. Das iſt die Geſchichte, das iſt ihre Gerechtigkeit! Sie wartet mit ihrem Urtheil über eine Handlung, bis ſie dem, der ſie gethan, kaum mehr angehört.

Ich liebe darum die Geſchichte, in der die Zeitgenoſſen die Thaten ihrer Zeit, noch mehr, in der ſie die eignen oder die, woran ſie Theil genommen, beſchreiben. In ihr iſt Wahrheit und Leben, Wahrheit ſelbſt, wo ſie ſich irren und täuſchen, in den geſcheiterten Entwürfen, in den vereitelten Anſchlägen, in der betrogenen Hoffnung und Furcht; ſie iſt eine

Geſchichte der Menſchen und des Menſchen. Die Geſchichte aber, wie wir ſie gewöhnlich wollen und ſchreiben, iſt leer und todt, wie unſre Lebensweisheit, Menſchenkenntniß und Staatsklugheit, die wir aus ihr ſchöpfen. Was wir Unparteilichkeit nennen, iſt Entfremdung, Mangel an Theilnahme. Wir ſchreiben der Zeit nach, was ſie aus den Handlungen der Menſchen entwickelt, was ſich in ihr als folgereich dargeſtellt und bewährt hat. Wir warten die Ernte ab, um nach dem Ertrage derſelben den Fleiß und die Geſchicklichkeit des Pflanzers zu ſchätzen. Was der Boden, der Himmel, Regen und Sonnenſchein, Sturm, Hagel, Froſt und Ueberſchwemmung dabei gethan, kommt auf des Pflanzers Rechnung, um ihm nachzuweiſen, wie er beſſer und vortheilhafter gepflanzt haben würde, wäre er vor der Zeit ſo klug geweſen, wie wir erſt durch ſie geworden ſind. Wir haben auf dieſe Weiſe allerdings eine pragmatiſche Geſchichte, die, was geſchehen iſt, zu einem Stammbaum ordnet und eine Thatſache als Wirkung der andern als Urſache, wie eine gehorſame Tochter ihrer Mutter, zuführt. In dieſer zurückgehenden Vorausſehung ſind wir ſtark, wenn wir auch mit ihr keinen Schritt vorwärts kommen. Eine ſolche Geſchichte iſt keine Geſchichte des Menſchen, ſondern des Schickſals, ſie zeigt uns, was dieſes gewirkt, nicht aber, was jener gewollt und gethan hat.

Die Vorſehung, das Schickſal oder die Natur verfährt gar oft nach einem andern Plane, als der Menſch, und läßt nicht ſelten die Thorheit zur Mutter der Weisheit werden und die Freiheit aus Druck und Willkür entſtehen. Wie oft geſchieht das Gegentheil von dem, was auch der klügſte und kräftigſte Menſch mit den Anſtrengungen eines ganzen Lebens erſtrebt? Wie oft führt dieſer gerade durch ſein Benehmen herbei, was er vermeiden wollte? Die Gewaltthätigkeit Napoleons hat Spanien in Revolutionszuſtand verſetzt, der Nation einen Willen gegeben und ſie zu der gewaltigen Kraftäußerung genöthigt, die ſie im Kampfe für äußere Freiheit zum Siege für die innere erzog. So entſtand die Conſtitution der Cortes vom Jahre 1812. Der König ächtete ſie mit denen, die ſie geſchaffen und ihm ſelbſt den Thron ſeiner Väter errungen hatten. Seine Erklärung von Valencia im Jahre 1814 ward von Gelehrten und Staatsmännern für ächt national gehalten oder doch ausgegeben. Die ſpaniſche Regierung war in ihrer Willkür, die bis zum Unſinn ging, den reinen Royaliſten und Legitimiſten ein Muſter bis 1820, wo mit andern Ereigniſſen auch eine veränderte Anſicht der Dinge gegeben wurde. Aehnliche Erſcheinungen ſehen wir faſt allenthalben, bei allen Völkern, in dieſem und im entgegengeſetzten Sinne. Fünf Jahre nach Sidney's Tode, der für die gute alte Sache Englands geſtorben iſt, in der Zeit, wo man der Willkür alles hingegeben ſah, kein Strahl von Hoffnung durch die düſtern Wolken brach, in denen der Thron des Königs wie ein Gewitter über dem Lande ſtand; in der Zeit, wo die Univerſität Oxford am Todestage des edlen Ruſſel die Grundſätze förmlich verdammte, auf welchen die Freiheit und die Verfaſſung Englands ruhen, wo Locke als freiſinnig ſeine Stelle verlor, und das nunquam libertas gratior extat, quam sub rege pio das Thema aller Lieder und Predigten war, erſchien die glänzendſte Epoche der engliſchen Freiheit. — Dem Menſchen ziemt weder übermüthige Zuverſicht noch engherzige Verzweiflung. Selten geſtalten ſich die Dinge nach ſeiner Hoffnung oder Furcht.

Was uns zu gar vielen und gefährlichen Irrthümern verleitet, iſt die Neigung, Erſcheinungen zu Grundſätzen zu erheben, da wir jene dieſen unterordnen, ſie aus ihnen ableiten und durch ſie erklären ſollten. Sehen wir gewiſſe Erſcheinungen beiſammen, gleich ſchließen wir voreilig auf eine natürliche Verwandtſchaft und nothwendige Verbindung zwiſchen ihnen. So mußte die Ausdehnung und Blüthe des engliſchen Handels für die Vorzüge des Prohibitivſyſtems zeugen, da doch beide zuſammenhängen, wie der Heldenmuth Alexanders und ſeine Neigung zur Völlerei. Wie oft wurde rühmlich erwähnt, daß bei den Britten die größten und wohlthätigſten Unternehmungen durch Privatanſtalten gelingen, daß Tauſende von Dürftigen durch den Beiſtand von hundert Reichen die nöthige Unterſtützung finden! Bei der übrigens gerechten Bewunderung wird aber überſehen, daß gerade das, was England auszeichnet, Urſache und Wirkung ſeines Verderbens iſt, daß, wo Wenige ſo unermeßlich viel haben, Viele nichts haben müſſen.

Wenn man Thatſachen zu Grundſätzen erhebt, dann iſt man in dem Falle derer, welche die Stärke zum Geſetze machen und aus dem wirklichen Seyn das Seyn ſollen ableiten. Wechſelt die Kraft, und ihr wechſelt das Geſetz; macht ein andres Seyn, und es iſt, wie es ſeyn ſoll. Werdet Beſitzer, und der Beſitzſtand ſpricht für euch. Einzelne Erſcheinungen haben viele Redensarten veranlaßt, die Geſetzes kraft erhielten und wie Grundſätze ausſehen. So wurde oft geſagt, der Katholicism begünſtige die abſolute Monarchie, der Proteſtantism dagegen die Freiheit; das ſtehende Heer ſey ein blindes Werkzeug der Gewalt; der Norden erziehe freie Männer, der Süden Sclaven. Von allem dem haben wir in unſrer Zeit das Gegentheil erfahren.

Aus dem, was wir bisher geſagt, läßt ſich leicht erklären, wie höchſt verſchieden und gar oft widerſprechend die Urtheile über die franzöſiſche Revolution ausfallen mußten. Wir ſprechen hier nicht von Urtheilen, die Eigennutz oder Vorurtheil beſtochen, oder Leidenſchaft eingegeben hat. Daß der Adel und die Geiſtlichkeit, ſelbſt der gelehrte Stand, dem das Poſitive, Hiſtoriſche und Beſtehende die Grundlage alles Wiſſens und aller Weisheit iſt, daß die Höfe, und was ſie umgiebt und in ihrer Nähe lebt, mit ſeltenen Ausnahmen, ſich mit der franzöſiſchen Revolution im Kriege oder doch im Widerſpruch ſahen, konnte wohl kaum anders ſeyn. Eben ſo wenig reden wir von ihren enthuſiaſtiſchen Verehrern und Lobrednern, die ihr eignes Werk in ihr lieben und vertheidigen, oder von ihren erbitterten Feinden, die ſie verdammen, weil ſie feindlich und ſtörend in ihr Leben gegriffen hat. Aber ſelbſt Männer, die durch ihre Stellung, durch ihren Charakter und ihre Einſicht zu den wenigen ſelbſtſtändigen und aufgeklärten gehören, denen die Geſchichte eines Menſchenalters nicht gerade die Geſchichte der Menſchheit iſt, wußten ſich in dies große Ereigniß nicht zu finden. Wir übergehen Burke, d'Ivernois, Thomas Payne, Kotzebue, Girtanner und ſelbſt den kräftigen und geraden Klinger und wollen nur einige Augenblicke bei einem Werke ſtehen bleiben, das vielleicht am weiteſten verbreitet worden iſt und den allgemeinſten Beifall gefunden hat. Wenigen Schriften über dieſen Gegenſtand iſt eine ſo gute Aufnahme geworden, wie den Betrachtungen über die wichtigſten Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution von der Frau von Stael. Obgleich nun Bailleul ſich das Verdienſt erworben, dieſes Werk der berühmten Frau in vielen Puncten zu berichtigen, ſo halte ich es doch nicht für überflüßig, noch einige Worte über die Verfaſſerin und ihre Schrift zu ſagen.

Frau von Stael, die Tochter eines Vaters mit vielen Millionen, der zugleich erſter Miniſter in Frankreich war, iſt im Ueberfluſſe, in der Nähe des Hofs, in feinen Zirkeln, wo Artigkeit und Schmeichelei einheimiſch ſind, aufgewachſen. Die Republiken und republikaniſchen Sitten kennt und liebt ſie, wie vornehme Stadtleute das Land und die Natur, für deren Schönheiten ſie nicht als gefühllos verſchrieen werden wollen. Zur Abwechſelung iſt eine Landpartie ganz vortrefflich und ſpricht mit ihrer Stille, mit der Pracht der aufgehenden Sonne oder dem Vollmonde, wie mit der einfachen Größe ohne Prunk und gekünſtelten Schmuck die Einbildungskraft und das Gemüth belebend und erhebend an, aber die Lecture, das Spiel, die Concerte und Zirkel mit dem Putz und der leeren Eitelkeit der Stadt kann man, aus ſüßer Angewöhnung, nicht entbehren. Für alles, was ſich in den höhern Kreiſen bewegt, hat die geiſtreiche Frau einen geübten und ſichern Blick, ſo für die Tugend und Größe von la Fayette und für das mächtige Talent von Mirabeau. Der Marquis und der Graf machten ihr die Menſchen zugänglich, aber zu Robespierre und Pichegru iſt ihr die Brücke abgeworfen über den unüberſteiglichen Abgrund, den das Plebejerweſen dieſer Leute vor ihr öffnet. Selbſt von Napoleon, deſſen Nähe ſie drückt und beengt, — ein Geſtändniß, das ihr Verhältniß zu ihm, ohne daß ſie es will, verräth, — iſt ſie durch dieſe Kluft geſchieden.

Ueber Robespierre, dem Frau von Stael die Ehre der Unterhaltung ſchenkte, äußert ſie ſich auf folgende Weiſe: „In der conſtituirenden Verſammlung widerſetzte er ſich dem Vorſchlage, die Wählbarkeit in die Geſetzgebung an ein bedeutendes Eigenthum zu knüpfen.“ — „Er verband eine dunkle Metaphyſik mit ganz gemeinen Declamationen und bildete ſich daraus eine Beredſamkeit. Seine Geſichtszüge waren gemein. Die allerabgeſchmackteſten Sätze behauptete er mit einer Kälte, die das Anſehen von Ueberzeugung hatte, und ich will wohl glauben, daß er im Anfange der Revolution gewiſſe aus Büchern aufgegriffene Ideen über die Gleichheit des Vermögens und des Ranges angenommen hatte, mit denen ſein neidiſcher und boshafter Charakter ſich mit Vergnügen waffnete.“

Wenige Menſchen wiſſen, was Natur und Verhältniſſe aus uns machen, oder ſie wollen es nicht wiſſen, weil ſie, was ſie ſind und haben, nur ſich verdanken möchten. Wüßten und bedächten wir immer, was an uns eignes Werk, und was fremdes Geſchenk iſt, wir ſelbſt würden beſcheidener und gegen Andere gerechter ſeyn, für Verirrungen und Schwächen mehr Nachſicht, für gewiſſe Talente und Thaten aber weniger Bewunderung haben. Vergißt man nun, wie billig, bei der Frau von Stael nicht, zu was der Menſch ſich ſelbſt macht, und zu was er gemacht wird, dann verzeiht man es der vornehmen Dame gern, daß ſie den Menſchen wenig, das Volk noch weniger und von den verſchiedenen Ständen nur die höhern kennt. Das zeigt ſie beſonders in ihrem mehr glänzenden, als gediegenen Werke über die franzöſiſche Revolution. Was in demſelben von Vielen bewundert worden, ſind gerade philoſophiſche Gemeinplätze, wohlklingende Sentenzen und ſchöne allgemeine Redensarten, die, wenn man die Namen der Perſonen wechſeln will, auf die ſie angewendet werden, für oder gegen jede Partei dienen. Die wahre, menſchliche und männliche Größe kannte ſie faſt nicht, wie das auch ihre ſonſt herrlichen Romane beweiſen. Leicht überſieht ſie, was nicht durch Form, Manier und Kleid das verwöhnte Auge beſticht oder was, ſich feſt und in beſtimmten Umriſſen haltend, die Phantaſie nicht durch eine geheimnißvolle Verwirrung anregt. Das Vorzügliche findet ſie gern im Vornehmen, das Gemeine aber in dem Einſachen und ſo das königliche Gemüth nur im Purpur. In ihrem Urtheil über Männer kann ſie ihr Geſchlecht nicht verläugnen, und in der Geſchichte ſelbſt fühlt ſie ſich wie in Salons weiblich angezogen oder zurückgeſtoßen. Bei Würdigung des andern Geſchlechts geben wir dem gern den Vorzug, was wir lieben könnten. Den Frauen wird es übrigens noch ſchwerer, als uns Männern, die Größe ohne eine imposante Geſtalt mit einiger Großthuerei, und das Verdienſt ohne einen Rock voll Orden zu denken. Daß Santerre in ſeiner Uniform als Befehlshaber der Nationalgarde in ihrer Abweſenheit ihren bepackten Wagen vom Bocke herab gegen die Zudringlichkeit des Pöbels vertheidigt, und zwar aus dankbarer Erinnerung an ihren Vater, der das Volk in der Hungersnoth genährt, ſcheint blos ihrer Eigen- und Elternliebe wohlzuthun. Manuel, den ſie durch ſeine Eitelkeit zu gewinnen hofft, weil ſie ſein Bild unter ſeinem Spiegel hängen ſah, benahm ſich beſſer gegen ſie, als ſie es um ihn verdiente.

Eins der merkwürdigſten Capitel in ihren Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution iſt das funfzehnte, der politiſche Fanatismus überſchrieben, von dem ich einige Stellen aus der Ueberſetzung anführe, weil ich das Original nicht bei der Hand habe. „Die geſellſchaftliche Ordnung,“ heißt es daſelbſt, „iſt ein eignes Gebäude, doch kann man „ſie nicht anders verſtehen, als ſie iſt. Die Begünſtigungen, zu denen man ſich entſchließen muß, damit ſie beſtehe, quälen erhabene Seelen durch Mitleiden, befriedigen die Eitelkeit Einiger und erregen „den Mißmuth und die Begierde des großen Haufens. Eine Art Wuth bemächtigte ſich der Armen „beim Anblick der Reichen, und da die Adelsunterſcheidungen die durch das Grundeigenthum eingeflößte Eiferſucht vermehrten, wurde das Volk ſtolz „auf ſeine Zahl, und alles, was die Macht und den „Glanz der Minorität ausmachte, ſchien ihm eine ungerechte und unerträgliche Anmaaßung zu ſeyn. Daher die ſchreckliche Kriſis, auf die kein Menſch die „Aufmerkſamkeit richten ſoll, von der kein Umſtand „Theilnahme erregen kann. Man müßte beinahe über „ſich ſchaamroth werden, wenn man die rohen Abſcheulichkeiten dieſer Zeit nahe genug betrachten „könnte, um ſie im Einzelnen zu beſchreiben.“ — Was man wohl eines Tags zu ſolchen Aeußerungen ſagen mag, die in unſrer Zeit ausgezeichnete Menſchen ausgeſprochen haben, welche im Rufe der höchſten

Aufklärung und eines freundlichen Wohlwollens gegen Ihresgleichen ſtanden! Was ſich mir in dem unverſtändlichen Phraſengewirre verſtändlich darbietet, iſt die Behauptung, „daß, wenn eine geſellſchaftliche Ordnung beſtehen ſolle, Einigen Begünſtigungen zugeſtanden werden müſſen, die erhabene Gemüther quälen, die Eitelkeit der Begünſtigten befriedigen und den Mißmuth des Volks erregen.“ — Eine ſonderbare Ordnung der Dinge, deren Verdienſt darin beſteht, daß ſie die Unordnung geſetzmäßig macht und das ſonſt vorübergehende Unrecht zum bleibenden Rechte erheben will!

„Das Geheimniß der geſellſchaftlichen Ordnung,“ ſagt die Frau von Stael in demſelben Capitel, „beſteht in der Geduld der Menge.“ Wahrhaftig ein ſchönes Geheimniß, das man vorſichtig für die hätte bewahren ſollen, denen es ſo oft begegnet, dieſe Geduld auf eine zu harte Probe zu ſtellen! Welch ein erbärmliches Ding wäre es um die menſchliche Beſtimmung, wenn wir die geſellſchaftliche Ordnung nicht entbehren könnten, deren ganzes Geheimniß in dem Gehorſam der Mehrzahl beſteht, welche Einigen aufgeopfert werden muß, um dieſe zu begünſtigen! Das mag die geiſtreiche Frau vielleicht ſelbſt gefühlt haben, und ſie verſöhnt uns gleich darauf beinahe mit dieſen Abgeſchmacktheiten durch Aeußerungen, die ihrer würdiger ſind. So ſagt ſie unter andern: „Die Wuth der Empörungen giebt „den Maaßſtab für die Fehler der Inſtitutionen, und „in Anſehung des moraliſchen Zuſtandes einer Na„tion muß man ſich nicht an die Regierung halten, „die man haben will, ſondern an die, welche man „lange gehabt hat. Wenn die Schwarzen von St. „Domingo noch größere Gräuelthaten verübt haben, „als die Franzoſen, dann kommt das daher, weil ſie „noch mehr unterdrückt worden waren. Die Freiheit „allein vermag den politiſchen Fanatismus zu be„ſänftigen, dem man alle Verbrechen der Revolution „zuſchreiben muß.“ In der Frage, welche nach der Frau von Stael hinreichte, um den Convent zu ſtürzen, in der Frage nämlich: wieviele ſind ihrer? hat ſie ihr zweites Geheimniß der geſellſchaftlichen Ordnung verrathen. Welche Regierungen aber dürften vor dieſer Frage beſtehen? Im Convente waren es doch ihrer zwölf. Wenn es für die beſtehende Gewalt bedenkliche Aeußerungen giebt, dann ſind es ohne Zweifel ſolche, die der Menge ſagen, worin ihre Kraft und ihre Schwäche und die der Regierungen liegt. Freilich hat die Frau von Stael die Frage: wieviel ſind ihrer? nur gegen die Uſurpation des Convents geltend machen wollen; aber wird ſie nicht jede Majorität gegen jede Minorität, deren Einfluß, Gewalt und Beſitz ſie für Uſurpation hält, mit Recht anwenden zu können glauben, beſonders wenn das erſte Geheimniß der geſellſchaftlichen Ordnung, das in der Geduld der Menge beſteht, ausgeplaudert iſt? Aber das ſind immer die Folgen der Parteilichkeit unſrer Gefühle, wo man nur Grundſätze haben ſollte, daß ſie denen, welchen ſie wohl will, verbotene Waffen in die Hände giebt, ohne zu bedenken, daß dieſelben auch bei veränderten Umſtänden gegen die dienen, für welche ſie zu dienen beſtimmt waren.

An einer andern Stelle, wo Frau von Stael des 10. Auguſts erwähnt, an dem der Thron gefallen iſt, äußert ſie: „Es iſt weder das erſte noch „das letzte Mal, daß wir uns berufen fühlen zu zei„gen, wie das Gute nicht anders, als durch eine „aufrichtige Vereinigung der Royaliſten von der „alten Ordnung mit den conſtitutionellen Royaliſten „zu Stande kommen kann. Aber wieviel iſt in dem „Worte aufrichtig enthalten?“ Ja wohl, mehr, als man vernünftigerweiſe erwarten darf. Dem frommen Gemüthe iſt jeder wohlgemeinte Wunſch erlaubt, aber der Kopf hat es zu verantworten, wenn der Wunſch ſich unbeſcheiden oder unverſtändig in das Unſtatthafte oder Unmögliche verſteigt. Eine der thörichten Hoffnungen, welche unſre hoffnungsreiche Zeit genährt hat und vielleicht noch nährt, iſt die, doch endlich die alte Ariſtokratie zu dem conſtitutionellen Grundſatze einer erblichen Pairſchaft ohne weitere Privilegien zu bekehren. Dieſe Ariſtokratie hält ſich allein für chriſtlich und die Bürgerlichen für Heiden. Wo ſie im Nachtheil iſt, wird ſie ſich in die böſen Zeiten fügen, aber mit dem alten Glücke und der alten Kraft kommen immer die alten Anſprüche wieder. Die Frau von Stael, die durch alle Verhältniſſe ihres frühern Lebens, durch Reichthum, Umgang und Beſchäftigung der Ariſtokratie angehörte, durch ihre Einſicht und Geiſtesüberlegenheit aber ſich zur Demokratie hingezogen fühlte; die zum Glücke ihres Daſeyns den Glanz und den guten Ton nicht entbehren konnte, welche man nur in Salons und am Hofe findet, ihre Zeit aber zu gut kannte, als daß ſie nicht vorausgeſehen hätte, welchen Geſinnungen und Grundſätzen am Ende der Sieg bleiben muß, und die Republikanerin war aus Seelengröße, und weil es ihrem Ehrgeize ſchmeichelte, auch im Reiche der Freiheit durch ihren perſönlichen Werth eine ausgezeichnete Stelle zu behaupten, konnte eine aufrichtige Verbindung zwiſchen den alten und den conſtitutionellen Royaliſten für möglich halten. Sie beſtand aber bisher ſo wenig, als ſie je beſtehen wird. Allenthalben zeigt ſich vielmehr ihre Unverträglichkeit, die auch in der Natur der Sache und des Menſchen liegt. Der Haß zwiſchen den alten und den conſtitutionellen Royaliſten iſt, wie zwiſchen verwandten Religionen, Secten und Stämmen, ſogar oft größer, als zwiſchen den reinen Royaliſten und den Republikanern. Die Aehnlichkeit, die ſie mit einander haben, erbittert ſie um ſo mehr gegen die Verſchiedenheit, die unter ihnen herrſcht. Jeder ſieht, daß der Andre nur wenige Schritte zu thun hätte, um ſich mit ihm zu vereinigen, und entrüſtet ſich darüber, daß er die wenigen Schritte zur gänzlichen Vereinigung nicht thun mag. Wäre dieſe aufrichtige Vereinigung zwiſchen den alten und den conſtitutionellen Royaliſten zu bewirken, dann würden wir freilich Hoffnung haben, die innere Ruhe mancher Staaten auf lange Zeit geſichert zu ſehen. Aber die alte Ariſtokratie, die nur durch die Vergangenheit lebt, und der die Geburt die Stelle perſönlicher Vorzüge und Verdienſte vertritt, ſteht mit der neuen in geradem Widerſpruch, die das wirkliche Seyn dem hiſtoriſchen, die That der Erinnerung und die Kraft dem Andenken derſelben vorgezogen wiſſen will. Der Uebermuth der Geburt empört das Verdienſt und zwingt es nicht ſelten, durch verächtliche Behandlung und Verfolgung ſich den Feinden des Königthums anzuſchließen, wo dieſes ſich mit den Begünſtigungen des Erbadels verbunden glaubt. Die, welche nichts wollten, als eine gemäßigte Monarchie mit einer Stellvertretung der Nation, wurden ſo gezwungen, die Ariſtokratie in der Monarchie ſelbſt anzugreifen, wie Leute manchmal wider ihren Willen zu Mördern werden, die nur das Recht der Nothwehr üben und ſich vertheidigen wollten. Und auf dieſe Weiſe laſſen ſich ſelbſt der zehnte Auguſt, der Sturz des Königthums und die meiſten Verirrungen und Verbrechen der Revolution allein erklären.

Ich habe mich bei dem Werke der Frau von Stael für die Beſtimmung und den Umfang dieſer meiner Schrift vielleicht zu lange aufgehalten, aber das Anſehen, in welchem die berühmte Frau ſteht, der Einfluß, welchen ihr Urtheil über die öffentliche Meinung ausübt, und das ausgezeichnete Talent, welches ich in ihr bewundere, mögen dieſe Umſtändlichkeit entſchuldigen. Ich habe nur einige Stellen angeführt, über deren Inhalt ich nicht mit ihr einverſtanden bin. Mich über das zu erklären, was ſie ſo oft und ſo ſchön in meinem Sinne ſagt, hielt ich für überflüßig. Tadelſucht hat wahrhaftig keinen Antheil an dem, was ich gegen ſie geäußert. Manche wollten in der Frau den Geiſt eines Mannes finden; es könnte aber mit ihm auch mehr als ein Mann noch reichlich ausgeſtattet werden. Geiſt, Kenntniſſe und beſonders eine reiche, glänzende Einbildungskraft beſitzt ſie in vorzüglich hohem Grade. Dabei aber kann ſie manche Fehler und Gebrechen ihres Geſchlechts nicht verleugnen. Allenthalben zeigt ſich die Frau, und zwar die vornehme, verwöhnte Frau. In ſehr vielem mag ich die Gültigkeit ihres Urtheils anerkennen, nur nicht, wo ſie über einen großen Mann und einen guten Staat entſcheiden will. Nach dem bisher Geſagten wird man es ſehr begreiflich finden, daß ich mit der Frau von Stael über Napoleon gar ſelten derſelben Meinung bin. Selbſt wo wir in ſeinem Lobe oder Tadel zuſammenſtimmen, haben wir durchaus verſchiedene Gründe. Napoleon, deſſen größte Sünde die iſt, daß er das menſchliche Geſchlecht um die ſchönſte ſeiner Hoffnungen betrogen, der ſeinen wahren Ruhm, das Vertrauen der Völker, die größte Beſtimmung, die je einem Menſchen geworden war, der gemeinen Herrſchſucht und Eitelkeit aufgeopfert hat, Napoleon trägt die ganze Schuld des Unglücks ſeiner Zeit und der faſt hoffnungsloſen Erniedrigung und Verwirrung, die ihn ein Vierteljahrhundert und länger überleben kann. Es gehörte wirklich der ganze Umfang und die Größe ſeines Genies dazu, um den Gemüthern, in denen das Gefühl für Recht und Freiheit lebendig war, nichts übrig zu laſſen, als die Verzweiflung. Er hat nicht blos einen großen Theil der Früchte der Revolution vernichtet, er, der ein Kind der Revolution geweſen und der Nation alles zu verdanken hatte, er hat ſogar, was er der Nation und dem Volke verdankte, zu ihrem Verderben gebraucht und die Blutſchuld eines Aelternmordes auf ſich geladen. Er hat der Nation die ſchreckliche Erfahrung wiederholt, daß der Aufſtand für Freiheit das Gewiſſen mit Verbrechen beſchwert, die keinen Zweck haben, als einen gemachten Herrn an die Stelle des gebornen zu ſetzen. Man muß die ganze Bedeutung der Zeit kennen, der er ſich bemächtigt hatte, um zu begreifen, was er dieſer und der Nachwelt geleiſtet hat. Je mehr man die Größe ſeines Geiſtes bewundert, deſto tiefer wird die Erbitterung gegen die Kleinheit ſeiner Seele. Hätte Napoleon ſich nicht den Haß der Völker zugezogen, nie ward er von den Regierungen beſiegt. Die Begeiſterung der ſeines Druckes müden Nationen ſpricht das Verdammungsurtheil über ihn und konnte auch allein ihn ſtürzen. Ja, der Krieg von 1813 und 1814 war ein heiliger Krieg für das Heiligſte und Höchſte, was es für Menſchen giebt, für Freiheit und Recht.

So iſt nun ausgeſprochen, was mir das Herz zuſammenpreßt, wenn ich an dieſen Menſchen denke, dem meine ungetheilte Bewunderung geworden war. Ich fühle mein Inneres zerriſſen bei dem Anblicke ſo vieler Kraft, ſo vieler Größe bei dieſer Gemeinheit; wenn ich bedenke, daß er das Glück und den Segen von Jahrhunderten in ſeiner Hand trug und ſie ausſtreckte nach den Erbärmlichkeiten, die kein erhabenes Gemüth verſuchen; wenn ich erwäge, daß vielleicht in tauſend Jahren ein ſolcher Mann nicht wieder kommt, dem die Natur, die Vorſehung das Vertrauen der Völker, Zeit und Umſtände alles gegeben hatten, um das ſchönſte Werk zu vollenden, wozu der Himmel nur ſelten ſeine Günſtlinge beruft. Er konnte es nicht vollenden wegen der Schlechtigkeit der meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, mag man nicht grundlos ſagen. Es ſey! Konnte er nicht thun, was er unterlaſſen hat, dann hätte er auch unterlaſſen ſollen, was er gethan. Er hätte es geſollt aus Achtung gegen ſich, wenn er auch die Menſchen, die er vielleicht zu ſehr nach ſeiner nächſten Umgebung beurtheilte, nicht achten konnte; er hätte es geſollt, um den gefallenen Glauben an das Große und Edle im Menſchen wieder aufzurichten. Sonſt trägt Napoleon von dem, was unter ſeiner Regierung geſchehen und nicht geſchehen iſt, kaum die halbe Schuld. Wäre ſeine Zeit beſſer geweſen, dann würde ihr auch ein beſſeres Loos geworden ſeyn. So lange die Völker vor dieſer falſchen Größe eines Alexander, Conſtantin und Karl anbetend im Staube liegen, verdienen ſie keine wahrhaft großen Männer.

Und wollte der Himmel, der Götzendienſt, der die Gewalt als Gottheit auf den Altar erhebt, wäre der einzige oder auch nur der größte Fehler der Zeitgenoſſen Napoleons geweſen! Man kann den gegenwärtigen Zuſtand von Europa nicht ohne tiefen Schmerz und das innigſte Bedauern ſehen, das Sehnen und Streben nach geſetzmäßiger Freiheit und das Unvermögen, ſie zu erringen oder zu behaupten. Ja, hätte dieſe Freiheit keine Feinde als die Ariſtokratie der Geburt, die das Anſehen, die Würden und Ehren und den Reichthum an gewiſſe begünſtigte Geſchlechter geknüpft wiſſen will, und die abſolute Monarchie, die eine Macht ohne alle Schranken fordert und nur den paſſiven Gehorſam den Völkern zur Pflicht macht, nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen, dann wäre Rettung nicht nur möglich, ſondern auch gewiß. Sie würde endlich durch die Ueberlegenheit des dritten Standes an Zahl, phyſiſcher Kraft und geiſtiger Bildung, und durch die Vernunft entſchieden, die den dunkeln Urſprung der Rechte und Pflichten aufgeklärt und die Quelle der rechtmäßigen Gewalt und des rechtmäßigen Gehorſams, die Jahrhunderte von Betrug und Willkür verſchüttet hatten, wieder aufgefunden. Aber die Gefahr liegt nicht ſowohl in der Stärke der Feinde, als in unſrer Schwäche, in den Mitteln ſelbſt, durch die wir ſie bekämpfen ſollen, in unſrer falſchen Aufklärung, in unſern Sitten und Gewohnheiten und in der Ungleichheit der Güter und der Bildung. Unſre Zeit iſt wahrhaft durch die zwei Seelen des Araspes feindlich getheilt, von denen die eine das Gute erkennt, die andre aber dem Schlechten folgt. Wir wiſſen ſehr wohl, was wir ſollen, vermögen aber dem nicht zu widerſtehen, was wir wollen, und zu unſerm Verderben ſind wir ſo vielſeitig ausgebildet, daß wir zu rechtfertigen wiſſen, was unſern Neigungen und Leidenſchaften ſchmeichelt. Mit gleicher Fertigkeit verſtehen wir zu verdammen und herabzuwürdigen, was ſich mit unſerm Vortheil nicht verträgt. Hat man je ſolchen Widerſpruch der Anſichten, Meinungen, Grundſätze, Wünſche und Intereſſen geſehen? dieſe Zwietracht mit ſich ſelbſt, die Schamloſigkeit, mit der man den Meineid und die eigne moraliſche Vernichtung zur Schau trägt? die Vergötterung Napoleons hier, und dort ſeine Herabwürdigung unter die Menſchen, die begeiſterten Siegsgeſänge der Freiheit und die ſtumme Verbeugung der Sclaverei vor dem Machtworte der Gewalt? die Heldenſchwüre der neapolitaniſchen Republikaner und ihre feige Buberei im Handeln? das feierliche Epos ihrer Befreiung und die elende Poſſe ihrer Unterwerfung? die merkwürdige Legitimität der türkiſchen Barbarei und Grauſamkeit und den eben ſo merkwürdigen jacobiniſchen Aufſtand der Griechen? Zur Vollendung des Widerſpruchs endlich die treue, heldenmüthige Ergebung gegen das ſogenannte Ungeheuer, welches Europa auf einen nackten Felſen in der Einöde des Meeres ausgeſpieen hat, und die hungrige Anhänglichkeit der Blutigel an die Gewalt, um ſich an ihr zu ſättigen und geſättigt abzufallen!

Die Zeit hat ſo wenig, als der einzelne Menſch in ihr, einen beſtimmten Glauben und Charakter. Alles wankt, wechſelt und flieht, nur der wechſelnde Vortheil nicht, der das einzige Haltbare und Feſte geblieben iſt. In der ganzen gebildeten Welt drängt ſich ein Ruf des Abſcheus aus der Bruſt der Unterdrückten gegen die Anmaaßung der Ariſtokratie und die Tyrannei der willkürlichen Regierungen, aber die Ariſtokratie und die Tyrannen erheben ſich ſelbſt aus der Reihe der klagenden Unterdrückten, wo dieſe Unterdrücker werden können. So verwandelten ſich einige Sieger in Befreiungskriegen ſelbſt in Tyrannen, und der, welcher uns das alte Joch angeerbter Willkürherrſchaft abnehmen ſoll, findet hie und da nichts natürlicher, als uns das neue ſeiner erworbenen Gewalt dafür aufzulegen. So treiben wir uns in einem Kreiſe ohne

Anfang und Ende, von widerſprechenden Wünſchen und Hoffnungen getrieben, herum, und da uns nichts gelingt, klagen wir mit ſelbſtgefälliger Eitelkeit uns wechſelſeitig darum an. Bald hat es das Königthum verſchuldet, bald der Geiſt des Aufruhrs im Volke, bei den Ungläubigen der Aberglaube, bei den Abergläubigen der Unglaube, bei den Finſterlingen das Licht, bei den Erleuchteten die Finſterniß. Die Nationen beſchuldigen die Regenten, dieſe jene. Der Prieſter ſeufzt über den Verfall der wahren Religion, der Gläubige über die weltlichen Gelüſte, die Sitten und Lebensweiſe der Geiſtlichkeit. Was, in ſolcher Stimmung und mit ſolcher Anlage, der Menſch auch verſucht, wohin er auch flieht, er findet es nicht beſſer, weil er ſich nicht ſelbſt entfliehen kann. Nach dem gelungenen Kreuzzuge gegen den Welttyrannen hat man ihn mit allen Sünden und Gebrechen, die auf der Erde gelaſtet, in das weite Meer verbannt. Indeſſen drückte die Laſt auf unſern Welttheil fort und ward faſt noch drückender, ein Zeichen, daß der böſe Geiſt, den wir nach St. Helena verſchwören wollten, unter uns geblieben war.

Hätte Frankreich, wird oft behauptet, in Napoleon einen Washington gefunden, dann wäre es ihm ſo wohl, wie den Freiſtaaten von Nordamerica geworden. Das iſt ein großer Irrthum. Einem Volke werden ſelten die Männer fehlen, die es braucht und verdient. Allerdings hätte **Napoleon** ein Andrer ſeyn ſollen, als er war. Daß er es nicht geweſen, iſt wenigſtens eben ſo ſehr die Schuld der Franzoſen, als die ſeinige. Jeder Zeit wird, was ſie werth iſt. In manchen europäiſchen Staaten hätten es **Washington** und **Franklin** vielleicht mit Mühe zur Rolle eines **Pepe** und **Minichini** gebracht. Es iſt ein ſolcher Widerſpruch zwiſchen dem Alten und dem Neuen, zwiſchen dem, was beſteht, und dem, was nach unſrer Ueberzeugung beſtehen ſollte, zwiſchen unſerm Wollen und unſerm Können, zwiſchen dem Rechte und der Freiheit, wie die Vernunft ſie fordert, und den wirklich vorhandenen Elementen, aus denen ſie gebildet werden ſollen; es iſt ein ſolch verworrenes Durcheinandergähren von Vorurtheilen und Aufklärung, Freigeiſterei und Aberglauben, vornehmen Redensarten und gemeinen Geſinnungen und von unzähligen widerſtreitenden Intereſſen: kurz Europa bietet in allem, was es zu dem heutigen Europa macht, ſo viele ſchneidende, unverträgliche Gegenſätze dar, daß ſich nur ein langer, heftiger Kampf, mehr eine gänzliche Trennung und Auflöſung, als eine Geſtaltung vorausſehen läßt. Konnte uns jemand ohne große Gefahr und langen Schmerz durch dieſe Kriſe führen, ſo war Napoleon dazu fähig, und daß er es nicht, vielmehr das Gegentheil gethan, das iſt ſeine größte Sünde.

Stillſtand oder Rückgang iſt auch nicht möglich. Einſicht und Bedürfniſſe drängen uns vorwärts. Das, was wir erkennen und wollen, zieht uns unwiderſtehlich weiter, und was wir, von der andern Seite, ſind und haben, hält uns mit Eiſenarmen feſt. Was endlich ſiegen wird, iſt wohl nicht zweifelhaft, man müßte denn an allem Beſſern im Menſchen zweifeln und ihn für die Hölle geſchaffen glauben, zu der er ſich ſelbſt verdammt; aber wie viel bis zur Entſcheidung bei dem Hin- und Herziehen noch blutig geriſſen wird, das iſt eine andre Frage. Da mag Gott helfen oder ein Gottmenſch, dem mit großer Macht eine große Seele gegeben iſt!

Nach einem dreißigjährigen beiſpielloſen Kampfe ſteht es mit Frankreich, wie es 1790 geſtanden, in vieler Hinſicht noch ſchlimmer. Liegen nicht die Lehren einer Weltgeſchichte in den dreißig Jahren? In was ſind die, an denen ſie warnend und züchtigend vorübergegangen, beſſer und verſtändiger geworden? Lebt der Menſch denn nur in dem Augenblicke und für den Augenblick? Die Ariſtokratie iſt einig und verſchlagen, das Volk aber keines von beiden. Auf was bauen wir? Was kann uns Hoffnung geben? Zu was ſoll uns die alberne Beleſenheit führen, die aus jeder Zeit einen Grund zum Losſprechen und Verdammen, zum Lobe oder Tadel, aus jedem Buche ein Beiſpiel, in jedem berühmten Namen eine Autorität ſowohl für als gegen zu finden weiß? die herz- und geiſtloſe Gelehrſamkeit, welche die Wiſſenſchaft wie Affenkünſte treibt, die dem Thiere wohl die verzerrten Geberden des Menſchen geben, aber ihm ſeine Affennatur nicht nehmen? Zu was ſoll ſie uns führen mit unſrer beweglichen Mimik, die jedem Volke, jedem Jahrhundert, den alten Römern und dem Mittelalter, den Indiern und den Griechen das Geſicht nachzumachen verſteht? Hat unſre Cultur uns nicht wahrhaft zum Spottvogel entſtellt, der den Geſang aller Vögel, aber keinen eignen hat? Wem über das elende, erbärmliche Komödiantenweſen unſrer Zeit ein Zweifel geblieben wäre, den müßte das Faſtnachtsſpiel der Freiheit, der traveſtirte Republikanism der Franzoſen und unlängſt noch der Neapolitaner überzeugen. Die Brutus, Caſſius und Anacharſis in Frankreich werden wie die Fabier in Neapel zur lächerlichen Unſterblichkeit verurtheilt ſeyn. Was kommt der Schmach der neuen Vorgänge in dieſem Königreiche gleich? Auf allen Seiten welche Falſchheit, welcher Hohn, welche Niederträchtigkeit, welche Feigheit! Hätte uns die Zeit nicht an das Ungeheuerſte gewöhnt, und wüßte die gelehrte Beleſenheit nicht alles zu erklären und geſchichtlich zu belegen, wie widerlich müßten uns die Affenkünſte erſcheinen, die mit thieriſchen Fratzen menſchliche Geſichter ſchneiden! Höchſt beweglich und charakterlos drücken dieſe jede Maske aus, eine ſpartaniſche, eine römiſche oder engliſche, eine philoſophiſche oder auch eine ſehr andächtige und deutſche des Mittelalters.

Man kann in dieſer Lage von unſrer Politik mit Wahrheit ſagen, daß ſie, verarmt und ohne Mittel, von der Hand zum Munde lebt. Sie gleicht der bedenklichen Wirthſchaft, die der Noth des Augenblicks durch das Opfer einer langen Zukunft ſteuert und Geld zu immer höhern Zinſen aufnimmt, um mit neuern größern Schulden die alten zu bezahlen. Je ſchneller ſie ſich hilft, deſto ſchwerer wird die Hülfe, bis durch einen vollſtändigen Bankerot durchaus keine Hülfe mehr möglich iſt. Die Monarchie erhält ſich nur durch die Liebe und Achtung, womit der Thron ſich zu umgeben weiß. Was hat man in der letzten Zeit gethan, um demſelben dieſe feſten Stützen zu ſichern? Alles, was ſich bisher Tröſtliches herausgeſtellt, iſt, daß ſich die Parteien ſcheiden, daß Intereſſen und Abſichten, Zweck und Mittel ſich offen ausſprechen, wo ſie, in der Gewißheit des Siegs, die verſtellte Mäßigung entbehren zu können glauben. Auf dieſem Wege werden der Betrüger und der Betrogenen mit jedem Tage weniger, und eine klare Sache findet am Ende auch klare und entſchiedene Vertheidiger oder Feinde. Das iſt ſehr viel gewonnen, weil dieſe Sache, für welche die Mehrheit iſt, nur durch den Irrthum oder die Uneinigkeit derer, die ſie ſchützen ſollen, verloren werden kann.

Schon am 28. März 1791 hat *Thouret* folgende merkwürdige Worte geſprochen: „Wollt ihr „das Anſehen und die Gewalt der Könige bei aufgeklärten Nationen dauernd begründen, dann giebt „es dazu nur *ein* Mittel: macht, daß das Königthum nicht mit den ewigen Grundſätzen der Ge-

„rechtigkeit im Widerſpruche ſteht, und daß freie „und vernünftige Menſchen nichts abhält, ſich demſelben zu unterwerfen. Der Strom des Lichts ſchwillt „immer höher an. Es iſt ſehr an der Zeit, alles „zu reinigen, was man erhalten will; und um die „Könige zu erhalten, muß man es ſo einrichten, daß „ſie ihren Völkern nicht untreu werden. Sollte jemand die Kühnheit meiner Rede tadeln, dann würde ich ihm ſagen: dieſe Kühnheit iſt nicht die Verwegenheit des Factionsgeiſtes, der zerſtört; es iſt „der Muth des Eifers, der verbeſſert, um zu retten „und zu erhalten. Was für Augen ſind das, die „nicht ſehen, daß das Reich der Täuſchung in jedem „Sinne vorüber iſt? Falſche Hoheit, falſches Eigenthum, falſche Lehren, falſches Anſehen, falſche „Talente, alles, was die Probe der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Vernunft nicht aushält, „iſt untergegangen.“ — Und welche Augen muß man haben, um das nicht zu ſehen? fragt man noch nach dreißig Jahren mit Thouret.

Was auch die Zukunft an unſrer Zeit Rühmliches finden mag, die Seelengröße in ihr wird ſie wenigſtens nicht rühmen. Die erhabenen, menſchenfreundlichen Ideen, welche einen Theil des achtzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet, ſind ihr ein Gegenſtand des Spottes und der Laſterung geworden. Was die Menſchheit in den ſchönſten Epochen ihrer Geſchichte, in den erhabenſten Charakteren ihrer Weiſen und Helden ehrt, wird hie und da durch Wort und That herabgewürdigt und öffentlich als Raſerei oder Hochverrath dargeſtellt. Im Gegenſatze mit der Kunſt Pygmalions, die ihrem Werke in der liebevollen Umarmung Wärme und Leben gab, kann, was der froſtige Hauch der Politik berührt, leblos erſtarren. Welcher große Entwurf, welche erhabene Idee, welch hochherziges Gefühl iſt in unſrer Zeit von da, woher man es erwartete, im Allgemeinen ausgegangen? Die Politik bezeichnen vielmehr gar oft Geſinnungen, die das Privatleben entſtellen und herabwürdigen: Eiferſucht, Eitelkeit und Eigennutz. Die heilige Allianz war in ihrer Grundanlage ein erhabener Gedanke, über deſſen Ausführung aber erſt die Nachwelt urtheilen kann. In den meiſten accreditirten Schriftſtellern des Tags fand nur das Gemeine und Erbärmliche Lobredner und Vertheidiger, alles Edle und Große aber ward von ihnen als Einfalt oder Verrücktheit lächerlich gemacht. Selbſt was die Gewalt nicht wagte, wo ihr Ehrgeiz vielmehr in der öffentlichen

Meinung Beifall und Unterſtützung gefunden hatte, wo man den allgemeinen Unwillen durch eine Unternehmung verſöhnen konnte, die ſogar Mittel darbot, gefährliche Unzufriedene zu entfernen, ſelbſt da vermochte die Staatskunſt nicht ſich aus dem tiefgefahrnen Geleiſe des Gewöhnlichen zu erheben. Einige europäiſche Cabinete und Völker, außer Rußland, mögen allerdings ihre Gründe haben, die Eroberung der Türkei durch dieſe Macht nicht gern zu ſehen, weil dadurch vielleicht eine bedenkliche Suprematie der Moskowiten über unſern Welttheil begünſtigt würde; aber warum ſprechen ſie nicht aus, was ihr Herz beſchwert? Durch ſchlechte Gründe ſchadet man, wo man nützen will, und man ſollte ſich ſolcher wenigſtens nicht da bedienen, wo man gute hat.

Die größte Erfindungskraft der Politik hat ſich an manchen Orten nur in ängſtlichen Anſtalten der Mauth gegen die Freiheit des Gedankens und des Verkehrs gezeigt. Gewiß wird eine höchſt traurige Erfahrung lehren, daß man nur lähmte und zerſtörte, wo man, ſelbſt im Sinne der Monarchie, ſtärken und erhalten wollte.

Wird es mir ſchwer, meinen Unmuth gegen manche politiſche Schritte zu unterdrücken, dann iſt es eine Wirkung des tiefen Schmerzens, mit dem mich die Ueberzeugung quält, daß manche ſogenannte Freunde der Ordnung, der Throne und des Altars, die ſich als ſolche rühmen, ſich als ſolche decoriren, bezahlen und auszeichnen laſſen, gerade die Ordnung, den Thron und den Altar in ihren Grundfeſten untergraben.

Zehnter Abſchnitt.

Vorzeichen der franzöſiſchen Revolution und Ausbruch derſelben. — Was iſt der dritte Stand?

Will man die Urſachen der franzöſiſchen Revolution aufſuchen, dann muß man wenigſtens bis auf Ludwig XIV. zurückgehen, denn ſchon Richelieu und Mazarin haben den Grund dazu gelegt. Die Kriege und Hofränke, der Glanz und das Unglück, die ſeine Bildung und religiöſe Intoleranz, die Verſchwendung und Willkür der langen Regierung des weit überſchätzten Königs haben faſt gleichviel dazu beigetragen, die Bande zu löſen, welche das Volk mit Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit an ſeine Regenten knüpften. Die Vermehrung des ſtehenden Soldaten und die vermehrten Ausgaben, die Eigenmacht des Königs, der in ſeinem Dünkel auszuſprechen wagte, was auch ein Mächtigerer, als er, ſich nicht einmal zu denken erlauben ſollte: Ich bin der Staat (l'état c'est moi), die Heuchelei und Niederträchtigkeit des Hofes, in deſſen Mitte ſich der König auf aſiatiſche Weiſe vom Volke zurückgezogen hatte, dabei die Fortſchritte der Aufklärung, die Ludwig mit Freigebigkeit aufmunterte, damit auch Künſte und Wiſſenſchaften ſeine glänzende Regierung verherrlichten, alles vereinigte ſich und ward vereinigt, um eine Ordnung der Dinge zu untergraben, die man eben recht feſt begründen wollte. Ludwig würde die Majeſtät des Throns zu erniedrigen geglaubt haben, wenn er, wie der gute Heinrich IV., ein König der Bauern geheißen und ſich darum bekümmert hätte, daß ſie des Sonntags ein Huhn im Topfe haben. In vornehmer Unzugänglichkeit entfremdete ſich der Fürſt den Unterthanen, die ſich ihm darum auch entfremden mußten.

Es iſt kaum zu begreifen, wie man ſich damals und ſpäter ſchmeicheln konnte, die Allmacht des Throns, die Verſchwendung, der Leichtſinn und Uebermuth des Hofs und der Großen, und der Druck und die Erniedrigung des Volks würden ſich freundlich mit den Geſinnungen und Grundſätzen freier und glücklicher Zeiten vertragen, die man durch Erziehung und Unterricht einzuprägen und fortzupflanzen ſuchte. Wie konnte man die Erſcheinung der Heldenſeelen Roms und Griechenlands in den Meiſterwerken von Corneille und Racine ohne Theilnahme auf der Bühne ſehen? Jetzt und damals, die Republiken und republikaniſchen Monarchien mit dem unumſchränkten Königthum nicht vergleichend zuſammenſtellen? Wie war es möglich zu glauben, der feurige, für alles Edle und Große empfängliche Jüngling werde kalt und unbedacht, blos der Zierde des Styls wegen, den Plutarch, Livius, Tacitus, Demoſthenes, Cicero und Thucydides, deren Studium man dem gelehrten Unterricht zum Grunde legte, leſen? Wie tief erniedrigt und verworfen müßte das Geſchlecht ſeyn, in dem die männliche Sprache der Freiheit und des Seelenadels nicht eine verwandte Bruſt fände, die ſie mit Begeiſterung durchglüht! Man ſage nicht, daß durch alle Verhältniſſe des Staates und der Geſellſchaft, wie beide damals auf dem feſten Lande von Europa beſtanden, ſolche Anſichten, welche die Alten gaben, abenteuerlich, die Wünſche, die ſie einflößten, lächerlich und die Verſuche, dieſe zu erfüllen, verbrecheriſch waren! Gerade um ſo gefährlicher iſt es geweſen, Träume und

Hoffnungen zu wecken, die mit der Wirklichkeit im grelleſten Widerſpruche ſtanden, weil ſie mit dieſer unzufrieden machten und eine Sehnſucht nach Veränderung erzeugen mußten. Es iſt nicht rathſam, den Baum der Erkenntniß unter ein Volk zu ſtellen mit dem Verbote, von ſeiner Frucht zu koſten, weil ſie Verderben bringe; die Völker werden, wie ihre erſten Aeltern, der Verſuchung nicht widerſtehen. Es ſchläft in der tiefſten Bruſt des Menſchen, wenn ihn auch Jahrhunderte von Sclaverei zum thieriſchen Blödſinne entkräftet und erniedrigt haben, eine Ahnung ſeiner höhern Beſtimmung, die gleich einem ſüßen Traum aus glücklichen Kindesjahren durch ſeine Seele geht. Es iſt ein Blitz, der aus weiter Ferne durch die Nacht ſeines Lebens zuckt. Auch wenn er nicht werden kann, zu was er ſich berufen fühlt, dann quält ihn doch das ſchmerzliche Gefühl, daß ſein Beruf ein anderer war, als der ihm geworden iſt. Es braucht, wie bei dem Schweizer in der Fremde, oft nur die Klänge eines Liedes, die mit Sehnſucht ſeine Seele füllen, daß er am Heimweh nach dem verlornen geliebten Vaterlande erkrankt oder ſtirbt.

Nicht mit derſelben Kraft wie Corneille, der gleich Schiller das Gemüth für alles Große und Edle gewinnt, aber noch einwirkender auf die Franzoſen, welche Form und Anſtand gar leicht beſticht, ſchrieb Racine. Die Fabeln Lafontaine's trugen die Wahrheiten der Moral und Politik bildlich und ſo dem Verſtande des Volks und der Kindheit faßlich vor. Telemach endlich ward ein Lieblingsbuch aller Stände. Die franzöſiſche Jugend wie die des gebildeten Auslandes begann gewöhnlich ihren Unterricht mit dieſem Werke des unſterblichen Fenelon. Selbſt Boſſuet, Maſſillon und Bourdaloue wirkten, obgleich auf ganz anderm Wege, in demſelben Geiſte und ſtellten die Macht und den Zorn der Könige, gebrechlich und ſchwach, der Allmacht Gottes und dem Zorne des Himmels gegenüber. Endlich erſchien Montesquieu und legte mit kluger und für ſeine Zeit kühner Hand die Triebfedern der Regierungen auseinander, zeigte ihre Vorzüge und Gebrechen und ließ beſſere Verfaſſungen hoffen, indem er die Mängel der beſtehenden vermeiden lehrte. Zu gleichem Zwecke, doch nicht immer mit gleicher Weisheit und Mäßigung, waren Voltaire, die Encyklopädiſten Raynal, Mably und beſonders Rouſſeau thätig, deſſen Einfluß auf ſein

Jahrhundert ſo bedeutend geworden iſt, daß er mehr als jeder Andre verdiente, ihm ſeinen Namen zu geben. Gegen dieſe Lehre, die immer weiter und tiefer ſich verbreitete, konnte die Monarchie, wie ſie in Frankreich geſtaltet war, ſich unmöglich lange ohne heftigen Widerſpruch behaupten. Der feindliche Gegenſatz war da, erſt im Werke, dann im Leben, und ward immer größer mit der Zeit. Die Laſten, welche die Regierung dem Volke auflegte, vermehrten ſich in dem Verhältniſſe, in welchem das Vermögen und die Neigung, dieſelben zu tragen, ſich bei dieſem verminderten. Wie der Leichtſinn und Uebermuth der Großen und des Hofes zunahmen, nahm die Liebe und Achtung der Gemeinen und Untergebenen ab. Je geſetzloſer die Willkür ward, deſto mehr verbreiteten und befeſtigten ſich die Begriffe von Freiheit, von Volksrechten und Herrſcherpflichten. Unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans ſtiegen Frivolität, Verſchwendung und Sittenloſigkeit zu einer furchtbaren, bis jetzt noch nicht gekannten Höhe, und unter dem ſchwachen Ludwig XV. vermehrte ſich wo möglich das Uebel noch. Hofgunſt, ſchlechte Weiber und Intrikanten ſchalteten auf eine unerhörte Weiſe mit der Freiheit und dem Vermögen des Volks, Ohne Gründe und Urtheil ſchloß ein Machtwort jeden Mißfälligen in die ewige Nacht des Kerkers ein. Welche Wirthſchaft man mit dem Gelde des Landes trieb, bezeugen die Rechnungen, Briefe und Schriften aus jener Zeit. Der Miniſter Dupois bezog allein von ſeinen Stellen, deren Verwaltung ihm eben nicht beſonders am Herzen lag, jährlich die Summe von faſt einer und einer halben Million (1,454,000) Livres. Alles Elend, alle Schmach, welche Maitreſſenherrſchaft und die Launen von Günſtlingen einem Staate bringen können, ward über Frankreich gehäuft. Die ſchändliche Dubarry verſchleuderte in fünf Jahren 180 Millionen. Auf dieſelbe Weiſe trieb es die Pompadour zwanzig volle Jahre. Die Erniedrigung und Armuth des Bürgers, die Schwelgerei der Großen, die Geſetz- und Sittenloſigkeit überſtiegen allen Glauben, wären ſie nicht in der Zeitgeſchichte durch unverwerfliche Zeugniſſe dargethan.

In dieſem Zuſtande kam Ludwig XVI. an die Regierung. Je größer die Noth des Volks war, deſto größer war die Hoffnung, die man auf den neuen König gründete, aber gerade darum hatte auch die Erfüllung derſelben größere Schwierigkeiten. In dem Namen des Erſehnten (le désiré), den die Nation dem jungen Fürſten bei ſeiner Thronbeſteigung gab, ſprach ſie ihr Mißvergnügen mit der Vergangenheit und ihre Erwartung von der Zukunft aus. Ludwig XVI. beſaß guten Willen und Tugenden eines achtungswerthen Mannes, aber weder die Kraft des Geiſtes noch die Stärke des Charakters, die das Reich in der verzweifelten Lage hätten retten können. Die Ausgabe überſtieg die Einnahme im Jahre 1786 um 110 Millionen Livres. Man wußte kein Mittel, das Deficit zu decken. Zu dem einfachſten, der Beſchränkung übermäßiger Ausgaben, der Aufhebung unverdienter Penſionen und Gnadengehalte, zur Sparſamkeit wollte man ſich nicht verſtehen. Calonne ſchlug eine Zuſammenberufung der Notabeln vor, die aus den Prinzen, dem hohen Adel, der hohen Geiſtlichkeit, Parlamentsgliedern und den Abgeordneten der vorzüglichſten Städte beſtanden. Da man ihnen den Vorſchlag that, eine Abgabe von allem Grundeigenthum ohne Rückſicht auf den Stand des Beſitzers zu erheben, da nahmen die Privilegirten den Antrag nicht gar freundlich auf. Sie meinten, es ſtreite gegen ihr wohlerworbenes Recht, dem Volke einen Theil der Laſt, die es zu Boden drückte, abzunehmen. Die Notabeln, denen die Löſung der Aufgabe zugedacht war, Einnahme und Ausgabe mit einander ins Gleichgewicht zu ſetzen, gingen unverrichteter Sache auseinander.

Ein neuer Miniſter — denn ſie wechſelten wie die Aerzte am Bette des hoffnungsloſen Kranken — Graf von Brienne, mit der ganzen königlichen Gewalt bekleidet, um in der ſchweren Zeit voll Unzufriedenheit und Widerſpruch mit Kraft und Nachdruck zu verfahren, wollte auf dem kürzeſten Wege, durch neue Steuern und Anleihen, zum Ziele kommen, aber er ſcheiterte an der Unbiegſamkeit der Parlamente. Brienne ward durch Necker erſetzt, der zur Berufung eines Reichstags rieth, auf welche ſein Vorgänger und das pariſer Parlament ſchon angetragen hatten. Der Reichstag verſammelte ſich am 5. Mai 1789. Nach ſeiner frühern Einrichtung beſtand er aus der Geiſtlichkeit, dem Adel und dem dritten Stande. Waren zwei dieſer Stände über eine Maßregel einverſtanden, dann mußte ſie der dritte ſich gefallen laſſen. Jeder derſelben zählte eine gleiche Anzahl von Gliedern, unter denen die Stimmenmehrheit entſchied. Da nun der Adel und die Geiſtlichkeit dieſelben Vortheile zu wahren, dieſelben Privilegien zu ſchützen hatten, ſo war natürlich, daß ihnen der dritte Stand bedeutungslos gegenüberſtand. Beſonders konnte das bei den Steuern nicht anders ſeyn, deren Laſt die Begünſtigten, welche zwei Kammern bildeten und demnach die Mehrheit der Stimmen hatten, auf die Plebejer wälzten. Schon Calonne und Brienne hatten die Abſicht gehabt, die Privilegirten bei der Beſteurung gleich dem dritten Stande anzuziehen, weil ſie auf eine andre Weiſe die nöthigen Summen nicht aufzubringen wußten. Necker theilte dieſelbe Anſicht, obwohl aus eignen Gründen, zu denen bei ihm wohl auch die Gerechtigkeit gehörte. Da er aber bei der hergebrachten Zuſammenſetzung und Abſtimmung des Reichstags, der ohne Zweifel das Reſultat der Notabeln gegeben hätte, ſeine Abſicht nicht erreichen konnte, ſo zeigte er ſich dem Grundſatze geneigt, daß nach Köpfen und nicht nach Ständen zu ſtimmen ſey, und der dritte Stand beiden übrigen in der Zahl der Glieder gleichgeſtellt werden müſſe. Die Verdoppelung des dritten Standes ward auch, des Widerſpruchs der Notabeln, die der König zur Entſcheidung dieſer Frage abermals zuſammenberufen hatte, des Widerſpruchs der Geiſtlichkeit und des Adels ungeachtet, angenommen.

Die Reichsſtände verſammelten ſich nach hergebrachter Weiſe in drei Abtheilungen. Die erſte Frage, welche die Natur der Sache darbot, war die, auf welche Weiſe die Vollmachten der Abgeordneten zu prüfen ſeyen. Die beiden privilegirten Stände wollten, dieſe Prüfung ſolle von jeder Kammer insbeſondere vorgenommen werden, da der dritte Stand, ſeine wahre Lage vom erſten Augenblicke an ſehr gut erkennend, dagegen behauptete, dieſelbe ſtehe einem gemeinſchaftlichen Ausſchuſſe der drei Stände zu. Im Streite über dieſe Vorfrage, deren Entſcheidung allerdings ſehr wichtig war, verſtrich fruchtlos die Zeit; da lud der dritte Stand die andern förmlich zu gemeinſchaftlicher Berathung ein. Auch begaben ſich viele Geiſtliche, der Einladung folgend, zu derſelben. Die Privilegirten, welche die Stellung des dritten Standes und die Stimmung der Gemüther ſahen, fingen an ihre wahre Lage beſſer zu begreifen und erboten ſich, auf die Steuerfreiheit Verzicht zu thun. Es war zu ſpät. Was vor kurzer Zeit als ein großmüthiges Opfer mit Dank wäre aufgenommen worden, fand jetzt, von der Noth erpreßt, nur

Gleichgültigkeit. Ohne beſonders auf das Thun und Treiben der beiden andern Kammern zu achten, nahm der dritte Stand am 17. Juni den Namen Nationalverſammlung an. Dieſer Schritt war entſcheidend und mußte der Angelegenheit des Reichstags eine beſtimmte Wendung geben. Behauptete ſich die Nationalverſammlung als ſolche, dann war von Reichsſtänden nach alter Form und mit früherer Wirkſamkeit nicht mehr die Rede.

Als Urheber der Revolution wird von vielen Calonne angeklagt, weil er die Zuſammenberufung der Notabeln veranlaßt hatte. Der König ſollte ſich ſelbſt helfen, ſo gut es gehen konnte, ohne fremde Einmiſchung aufzurufen oder auch nur zu geſtatten, dann wäre es, meinen ſie, zum Ausbruche des öffentlichen Unwillens und gar zum Widerſtande nie gekommen. Daß man dieſem ein Organ gegeben und ſeine eigne Hülfloſigkeit geſtanden, das war der große Fehler, den man nach ihrer Anſicht beging.

Nach Andern hat Necker die Revolution dadurch hervorgerufen, daß er die Glieder des dritten Standes verdoppelt und ſomit die Zahl derſelben der Zahl der Abgeordneten des Adels und der Geiſtlichkeit gleichgeſtellt hat. Dieſe Meinung hat ſich ziemlich allgemein verbreitet und erhalten. Die, welche die Zuſammenſetzung und den innern Mechaniſm einer Uhr nicht kennen, mögen glauben, es liege an dem Zeiger, der auf die Stunde weiſt, daß dieſe eben ſchlägt. Weder Calonne noch Necker haben die Revolution gemacht, die lange ſchon vorbereitet im Staate lag und ſpäter oder früher auf dieſe oder eine andre Weiſe zum Ausbruche kommen mußte. Nicht der Geburt kann der Fluch oder der Segen gelten, der auf dem Daſeyn eines Weſens ruht, ſondern der Zeugung. Iſt der befruchtete Keim in den Schoos gelegt, dann reift er von ſelbſt zum Leben, und wo empfangen ward, wird nothwendig auch geboren. Es gab wohl ein Mittel, der Revolution vorzubeugen, welches darin beſtand, daß man die Urſachen entfernte, die ſie herbeiführen mußten. Man durfte die Nation nur in ihren billigſten Forderungen zufrieden ſtellen, die härteſten Mißbräuche heben und im gemeinen Weſen Zucht und Ordnung halten. Niemand aber, der das konnte, hatte es gewollt, und die es wollten, denen fehlte der Beruf und die Kraft, es zu vollbringen, wie das ſich zum Unglück der Welt gewöhnlich zuzutragen pflegt. Calonne war darauf bedacht, das jährliche Deficit zu decken. Ein jeder

Andre an ſeiner Stelle hätte das auch gethan. Der Hof wollte Geld, und Alle wollten es, die auf Rechnung des Staats lebten. Der Miniſter, welcher auf Einſchränkung beſtanden hätte, würde eben dadurch ſeine Entlaſſung gegeben haben. Das fällt an jeder Stelle ſchwer und an der höchſten auch am ſchwerſten. Wer am Amte bleiben will, muß thun, was ſeines Amtes iſt, und der Miniſter hatte Geld zu ſchaffen, nicht aber Entbehrungen aufzulegen. War nun von denen, welche das Geld empfingen, keine Hülfe zu erwarten, dann konnte ſie nur von denen kommen, die es geben ſollten. Die Notabeln aber hielten es nicht für räthlich, die privilegirten Stände zur Beſteuerung anzuziehen. Was Calonne aber dabei verſchuldet haben ſoll, iſt ſchwer zu begreifen.

Eben ſo wenig hat Necker durch die Verdoppelung der Glieder des dritten Standes die Revolution gemacht. Der Adel und die Geiſtlichkeit konnten ja, wie ſie es auch verſuchten, auf der hergebrachten Form beſtehen, nach Ständen oder Kammern abzuſtimmen, wo ſie die Mehrheit hatten. Daß ihnen aber auch dieſer Verſuch mißlungen iſt, und keiner gelingen wollte, das beweiſt, wie ſich alle Verhältniſſe zu ihrem Nachtheil verändert hatten, und das

Mißlingen nicht im Willen einiger Menſchen, ſondern in der Natur der Dinge lag. Allerdings nahmen die Angelegenheiten auch darum eine ſolche Wendung, weil ſie von Einzelnen auf ſolche Weiſe betrieben wurden. Würden aber die Einzelnen auf ſolche Weiſe haben handeln können, hätte ſie die Stimmung der Gemüther und die ihnen günſtige Lage der Dinge dabei nicht unterſtützt? Es verräth wenig Kenntniß der Geſchichte, wenn man die Begebenheiten abgebrochen und für ſich beſtehend beurtheilen will, die nur in Verbindung beſtehen, nur im Zuſammenhange erklärt werden können. Luther hat die Reformation ſo wenig aus eigner Kraft gemacht, als der Papſt Gregor VII. den römiſchen Stuhl über die Throne der Könige und Kaiſer ſetzte. Beide haben die Stimmung der Gemüther benutzt und ausgeſprochen, den herrſchenden Willen beſtärkt und in Vollzug geſetzt, dem Geiſte der Zeit, wenn man ſo ſagen darf, ſeinen Leib gegeben. Unterließen ſie, was ſie gethan, dann thaten es Andre, vielleicht nur auf andre Weiſe und in einer andern Zeit. Jetzt wird kein ſolcher Gregor ſich erheben, kein Bernhard oder Peter der Einſiedler die Chriſtenheit zur Befreiung des heiligen Grabes in Bewegung ſetzen.

Verſuchte es einer, dann würde er an derſelben Sache ein verhöhnter Thor, ein lächerlicher Abenteurer, an welcher Andre in andrer Zeit gefeierte Heilige und Helden geworden ſind. Daß die Dinge auf ſolche Weiſe und etwas früher oder ſpäter kamen, das lag freilich auch in den Anlagen, den Kenntniſſen und dem Charakter der Menſchen, welche die Zeit gerade zur Behandlung ihrer Angelegenheiten fand. Wie viele Märtyrer zählte die Chriſtuslehre, bis ſie endlich ſich ſiegreich befeſtigt ſah? Mehrere muthige Männer haben den Verſuch, die römiſche Kirche zu reformiren, mit dem Leben gebüßt, bis die rechte Zeit und der rechte Mann gekommen ſind, denen das Unternehmen gelungen iſt. Porlier und Lacy ſtarben als Verräther, Quiroga und Riego wurden als Befreier des Vaterlandes ausgerufen. Nordamerica wäre ohne Zweifel frei geworden, auch wenn die Engländer Waſhington und ſeine Truppen aufgerieben hätten. Ein glücklicher Waſhington trat dann an die Stelle des unglücklichen und ward der Gründer der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten.

Mit kühner Entſchloſſenheit und kräftigem Widerſtande, behaupten Manche, habe man dem Ausbruche der Revolution begegnen können; ein Karl XII., ein Friedrich II. würden mit den Mißvergnügten fertig geworden ſeyn. Es iſt möglich, obgleich ſehr zu bezweifeln. Wahrſcheinlicher hätten es ſolche Männer zu keinem Kampfe kommen laſſen. Aber auch den Fall angenommen, daß ihnen die Neuerer unterlagen, was hätte Frankreich, was das Königthum dabei gewonnen? Konnten auf dem Throne immer nur Männer wie Karl XII. und Friedrich der Große ſitzen? Und wenn das Mißvergnügen fortbeſtand, ſich vermehrte, was mußte aus Regenten werden, wie ſie gar oft auf ſolche Helden folgen? So lange der Grund eines Uebels, einer Gefahr beſteht, kommen Gefahr und Uebel wieder, und hundertmal mit Erfolg abgewieſen, erzwingen ſie ſich in einem unbewahrten Augenblicke den Eingang. Es wäre vielleicht eine Wohlthat, wenn die erſten Verſuche einer Umänderung gelängen, und ſelbſt die, welche ſich der Veränderung zu widerſetzen ein Intereſſe zu haben glauben, würden dabei gewinnen. Die Reformation eines Johann Huß und Hieronymus von Prag wären dem römiſchen Stuhl nicht ſo theuer zu ſtehen gekommen, als die von Luther. Ehe es bei dem Heere von St. Leon zum Aufſtande kam, hing es von Ferdinand VII. ab, als conſtitutioneller König mächtig und der Wohlthäter eines dankbaren Volks zu ſeyn. Auch Ludwig XVI. befand ſich noch 1789 in derſelben Lage. Hätten ſie den rechten Augenblick gewählt, um großmüthig zu ſchenken, was ihnen bald darauf gewaltthätig genommen ward, dann würde die freiwillige Gabe Erkenntlichkeit und Liebe gefunden haben. Dieſer Gang der Dinge liegt in der Natur des Menſchen. Das Mißvergnügen ſteigt mit der vereitelten Anſtrengung, das Uebel los zu werden, bis zur Erbitterung. Die Leidenſchaften erhitzen ſich beim Widerſtande, den ſie leiſten und finden. Man gewöhnt ſich an gegenſeitigen Haß, Mißtrauen und Verfolgung. Die erſte Aeußerung der Unzufriedenheit, die man nie überhören ſollte, iſt beſcheidene Klage; vornehm abgewieſen, kann ſie dringende Beſchwerde, dann Aufſtand und endlich Krieg werden. Der Ueberſchwemmung eines Baches, des Brandes einer Wohnung kann man Meiſter werden, aber man hüte ſich, den Bach zum Strome anzuſchwellen und die Flamme nach allen Richtungen zu verbreiten, will man nicht im Verſuche zu retten ſcheitern oder untergehen.

Uebrigens hat es weder die Regierung **Ludwigs** XVI., noch viel weniger die **Ferdinands** VII. ſpäter, an Gewaltmaaßregeln fehlen laſſen, die in ſolchen Fällen als die wirkſamſten empfohlen werden. Widerſpenſtige Parlamentsglieder wurden in ihrem Sitzungsſaale verhaftet, und **Necker** erhielt die Weiſung, Frankreich zu verlaſſen. Es ward ſogar in der Nähe von Paris und Verſailles ein Heer verſammelt, und der Befehl darüber dem Krieger vom größten Rufe, dem Marſchall von **Broglio**, übertragen. Aber alles ſchlug ganz anders aus. **Necker** ward zurückberufen, das Heer entfernt. Man hatte den Schritt vorwärts gethan, um ihn zurückzuthun, und bewies ſo nur üblen Willen und zugleich die Ohnmacht, ihn durchzuſetzen. Darum aber war der Hof weder ungeſchickter noch ſchwächer, als vorher, er war derſelbe, nur die Nation hatte ſich verändert. Da lag das Geheimniß, das der Hof nicht begriff und nicht glauben wollte. Indeſſen konnten ſich doch die Dinge auf dieſe Weiſe nur in Frankreich machen, in Frankreich, wo das Volk, höchſt beweglich und lebendig, den Eindruck raſch empfängt und mittheilt und, kriegeriſch von Natur, ſich leicht zum

Soldaten bildet; in Frankreich, das eine Hauptſtadt hat, die in ſechs Stunden 200,000 Mann zu Rath und That verſammeln kann. Das mußte wie noch manches Andre ſeyn, um die Revolution in dieſem Reiche durchzuführen und es an die Spitze der Bewegung der neuern Zeit zu ſtellen.

Gewiß hat der Hof ſein Mögliches gethan, um dieſer Bewegung Herr zu werden und ſie zu unterdrücken. Beſonders war es ihm Ernſt, die abgeſonderte Verſammlung und Berathung des dritten Standes, wovon ſehr viel abhing, nicht zu dulden. Den 20. Juni fand dieſer auch den Ort ſeiner Zuſammenkunft geſchloſſen und mit Truppen beſetzt, weil, wie man ſagte, Anſtalten zu einer königlichen Sitzung gemacht werden müßten, die den 22. ſtatt haben ſolle. Die Nationalverſammlung ließ ſich nicht irren und zog, ihren Präſidenten, den würdigen Bailly, an der Spitze, nach dem Ballhauſe, um dort ihre Arbeit fortzuſetzen. Hier faßte ſie ſogleich folgenden Beſchluß:

„Die Nationalverſammlung, in Erwägung, daß „ſie berufen, die Verfaſſung des Königreichs zu begründen, die Wiederherſtellung der öffentlichen Ord-

„nung zu bewirken und die wahren Grundſätze der „Monarchie aufrecht zu erhalten, durch nichts ver„hindert werden kann, ihre Berathung fortzuſetzen, „an welchem Orte ſie auch gezwungen ſeyn mag „ihren Sitz zu nehmen, und daß endlich die Natio„nalverſammlung iſt, wo immer die Mitglieder der„ſelben ſind, beſchließt: 1) daß alle Mitglieder den „feierlichen Eid leiſten, ſich nicht zu trennen, ſich „allenthalben zu verſammeln, wo die Umſtände es „erfordern, bis die Conſtitution des Reichs, auf fe„ſten Grundlagen ruhend, eingeführt iſt; und 2) daß „nach Leiſtung des angeführten Eides alle Mitglie„der, und jedes derſelben insbeſondere, durch ihre „Unterſchrift dieſen unabänderlichen Entſchluß bekräf„tigen.“ Der Beſchluß ward einſtimmig angenommen, und ſomit war die Revolution entſchieden.

Der König that noch mehr, um auch das Aeußerſte nicht unverſucht zu laſſen. In feierlichem Zuge, von allem Glanze der Majeſtät umgeben, verfügte er ſich den 23. Juni — die königliche Sitzung hatte ſich um einen Tag verſpätet — in die Verſammlung der Reichsſtände, erklärte den Beſchluß vom 17., durch welchen der dritte Stand den Namen Nationalverſammlung angenommen hatte, für geſetz- und conſtitutionswidrig, vernichtete die Beſchlüſſe, welche ſie in dieſer Eigenſchaft genommen hatte, befahl die Abhaltung des Reichstags in der hergebrachten Form und gebot den drei Ständen, daß jeder ſich in den ihm angewieſenen Sitzungsſaal zurückziehen ſolle. Die andern thaten, wie befohlen worden, die ſogenannte Nationalverſammlung aber blieb unbeweglich an ihrer Stelle. Doch hatte die beſtimmte und feſte Erklärung des Königs ſie in keine geringe Verlegenheit geſetzt. Man erzählt, da der König ſeinen Willen ausgeſprochen, hätten die Glieder des dritten Standes ſich rathlos und entmuthigt einander angeſehen. Da bemerkte Mirabeau, daß alle für die Miniſter beſtimmten Plätze beſetzt waren, mit Ausnahme des Herrn Necker angewieſenen Sitzes. Die Abweſenheit des vielgeltenden und bei dem Volke ſo beliebten Mannes ließ vermuthen, daß er mit der Erklärung des Königs nicht einverſtanden ſey. Schnell begriff Mirabeau, welcher Vortheil ſich aus dieſem Umſtande ziehen ließ. Er ſtieß ſeinen Nachbar und wies bedeutungsvoll mit einem Blicke auf den leeren Sitz. Auf dieſelbe Weiſe gab der Nachbar ſeinem Nachbar einen Wink, und ſchnell machte die Bemerkung die Runde und richtete die Niedergeſchlagenen mit neuer Hoffnung auf.

Da die Nationalverſammlung gegen den Befehl des Königs in demſelben Saale verſammelt blieb, ward der Oberceremonienmeiſter an ſie abgeſchickt, um ihr den königlichen Befehl zu wiederholen. Mirabeau antwortete im Namen Aller: „Sagen Sie Ihrem Herrn, der Sie geſendet hat, daß wir hier ſind durch die Macht des Volks, und daß uns nur die Gewalt der Bajonnete von hier vertreiben kann.“ Mit dieſen Worten war die Revolution auch ausgeſprochen. Wahrſcheinlich hätte kein Andrer ſich die Aeußerung Mirabeau's erlaubt, aber wie ſie gethan war, betrachtete ſie Jeder als die ſeinige. Gleich darauf faßte die Verſammlung mit 493 Stimmen gegen 34 den Beſchluß, „der die Mitglieder derſelben für unverletzlich und Jeden, der es wagen ſollte, ſie ihrer Reden oder ihres Benehmens wegen in der Verſammlung zu verfolgen, zu verhaften oder auf irgend eine Weiſe dazu beizutragen, ſey es ein Einzelner, eine Corporation, ein Gerichtshof oder eine Commiſſion, für ehrlos und des Verraths ſchuldig erklärte.“ Es gehörte ohne Zweifel das Talent und der Charakter Mirabeau's dazu, um der Nationalverſammlung dieſe Haltung mitzutheilen. Nur ein ſolcher Mann, für deſſen Geiſt, Muth und Sittlichkeit es keine Verlegenheit gab, konnte ſich den Gefahren einer Revolution gewachſen fühlen und die Verantwortlichkeit für ihre Folgen übernehmen.

Sollten ſich die Urſachen der Revolution, außer in dem Verderben des Volks, nicht auch bisweilen in dem der Regierungen finden? Aber wären ſie auch jenem zuzuſchreiben, ſollte dann nicht einige Veranlaſſung auf die Regierung zurückfallen, die des Volkes Bildung in Händen hat? Sollte man gänzlich zu läugnen vermögen, daß nicht einige Miniſterien durch Verwaltungsfehler ihre Macht und ihr Anſehn ſelbſt untergruben? Wie darf man jetzt an Andern mit ſolcher Strenge rügen, was man früher ſelbſt gethan und wozu man aufgemuntert hat? Sah man doch den Allerchriſtlichſten König ſich in Deutſchland mit den Proteſtanten, die er in ſeinen Staaten martern und verfolgen ließ, ja mit dem Erzfeinde der Chriſtenheit ſelbſt verbinden, um ſeinen katholiſchen Brüdern und Vettern etwas Land und Leute abzunehmen. Schloß ſich England nicht befreundet dem Papſte an, den es auf eignem Grund und Boden zur frommen Erbauung des Volks verbrennen ließ, und ſtritt in Spanien für die Erhaltung eines Glaubens, dem es in Irland nicht einmal die Rechte des Menſchen, vielweniger die des Bürgers zugeſteht? Sollte die Diplomatik immer den Völkern ein Beiſpiel von Gerechtigkeit und redlichem Verfahren gegeben haben? Hat Frankreich nicht den Aufſtand der engliſchen Kolonieen unterſtützt, und England, das ſich mit großem Rechte darüber beſchweren zu dürfen glaubte, nicht den Abfall der ſpaniſchen Beſitzungen in der neuen Welt begünſtigt? Die Empörung der Niederlande fand in manchen Cabineten Freunde, wo man Oeſterreich nicht gewogen war, und war Pugatſchew's Rebellion andern Regierungen ganz unwillkommen, ſobald er Katharina II. in Verlegenheit ſetzen konnte? Von wem gingen die erſten Umtriebe aus, und wer waren die erſten und gefährlichſten Carbonari?

Die flachen Empiriker haben gegen jede Krankheit ihr beſtimmtes Mittel, das ſie in jedem vorkommenden Falle verſchreiben, ohne Rückſicht auf Perſonen und Umſtände, die das Uebel ſo höchſt verſchieden machen. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß hier retten kann, was dort tödtlich iſt. Energie und Strenge, meinen dieſe Leute, hätten Frankreich vor der Revolution bewahrt. Augenblicklich vielleicht, aber auf die Dauer zuverläſſig nicht. Das Uebel, deſſen

Urſache man beſtehen läßt, dürfte ewig wiederkehren, ſo lange die Urſache nicht gehoben wird. Wer ſich erinnerte, wie ein ſogenannter großer König dem Parlamente mit der Reitpeitſche in der Hand ſeinen Willen zu thun befahl, dem mochte es wohl gelüſten, den ſpaßigen Auftritt wiederholt zu ſehen. Es kam auf eine Probe an. Bedenkt man indeſſen, welcher Geiſt in Frankreich herrſchend geworden war, welche Geſinnungen faſt alle Stande ohne Unterſchied belebten, dann ließ ſich an einem glücklichen Erfolge der angerühmten Mittel zweifeln. Alle Verſuche zeigten, daß der König nicht einmal auf die Geiſtlichkeit, den Adel und ſelbſt den Soldaten zählen konnte. Wo der Hof befahl, da rührte ſich kein Leben, alles blieb wie in Starrſucht befangen ſtehen. Zur Antwort hatte man nur Klagen und Forderungen, zur Hülfe auch nicht das geringſte Mittel. Ward dagegen im Namen der Freiheit, der Nation geſprochen, dann löſte ſich die Erſtarrung in freudige Bewegung auf. Man bedenke nur, in welcher kurzen Zeit die Nationalgarde, wie durch ein Zauberwort, in ganz Frankreich gebildet, bewaffnet und gekleidet war! Wohl gab es ein Mittel, der Revolution vorzubeugen, ein unfehlbares Mittel, von dem wir ſchon ſprachen und noch öfter ſprechen werden: man durfte nur die Urſachen entfernen, die ſie herbeiführten.

Man muß ſich billig wundern, daß ſonſt geſcheidte Leute bei Erklärung einer ſo ernſten, ſo tief begründeten Erſcheinung, wie die franzöſiſche Revolution iſt, ſich mit flachen Gemeinſprüchen und Redensarten abfinden und abfinden laſſen. Da der König, hört man oft ſagen, die Americaner gegen England unterſtützte, den empörten Kolonien Hülfe ſandte gegen den Mutterſtaat, da ließ er den Saamen der Revolution aus der neuen Welt nach Frankreich bringen. Ich bin weit entfernt, das Benehmen des Königs bei dieſer Gelegenheit im Geiſte und Intereſſe der Monarchie zu finden, aber ſicher iſt hier die Quelle des Uebels nicht. Man bedenke doch, daß der Erklärung des Königs die der Nation vorausgegangen war; daß die Americaner bei allen Ständen Theilnahme und Unterſtützung fanden; daß junge Leute die Hoffnung einer glänzenden Laufbahn am Hofe oder bei dem Heere aufgaben, um der Sache der Freiheit mit ihrem Vermögen, mit ihrem Blute zu dienen. Was die Franzoſen nach den vereinigten Staaten führte, das brauchten ſie alſo, ſollte ich denken, nicht erſt dort zu holen. Sollte es aus ähnlicher Urſache auch jetzt bedenklich erſcheinen, junge Leute nach Griechenland ziehen zu laſſen?

Mit welcher Gründlichkeit Aufgaben, von deren Löſung das Wohl der Völker, oft die Zukunft abhängt, nicht ſelten behandelt werden, davon giebt ſelbſt der geiſtreiche Prinz von Ligne ein Beiſpiel. Der ſonſt ſcharfſichtige Beobachter meint, ohne die Aufhebung der Jeſuiten würde es in Europa zu keiner Revolution gekommen ſeyn.*) Sollte dies witzige Wort auch mehr als witziges ſeyn? Auch hier wird die einfache Berechnung vergeſſen, daß gerade das Geſchlecht, welches die americaniſche Unabhängigkeit begünſtigt und mit ſo großem Beifall aufgenommen hat, durch das die franzöſiſche Revolution eingeleitet, ja ins Leben geführt worden iſt, unter der Zucht und

---

*) Im Jahre 1790 ſchrieb der Prinz von Ligne in einem Briefe an die ruſſiſche Kaiſerin: Si l'on n'avoit pas chassé les Jesuites, l'on ne verroit pas ce maudit Esprit d'indépendance, de chicane, de définition, de sécheresse se répandre comme un torrent, qui renverse ou ménace les trônes de toute l'Europe, excepté la Russie.

Pflege der Geſellſchaft Jeſu aufgewachſen war. Gab es, da Pascal, Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau, d'Alembert, Diderot, Helvetius, Mably, Raynal und ſo viele ihrer Geiſtesverwandten gebildet wurden, keine Jeſuiten? Als der Papſt Ganganelli den Orden 1773 aufhob, hatte er viel von ſeinem frühern Anſehen und Einfluſſe verloren. Wäre die Stimmung nicht ſo allgemein gegen ihn geweſen, würde er ſich behauptet haben oder behauptet worden ſeyn. Die Zeit gab auch ihn auf, weil er ſie aufgegeben hatte, in mancher Hinſicht mit ihr in Widerſpruch gekommen war. Gar oft werden bei Beurtheilung der Ereigniſſe die Urſachen mit den Wirkungen verwechſelt. Es iſt, als ſagte man: Ja, wären nur die Bäume grün, die Blumen friſch geblieben, dann hätten wir noch keinen Winter. Ich laſſe es gelten, aber gerade weil der Winter kam, mußten das Grün und die Blumen gehen; nicht umgekehrt.

In der Sitzung vom 24. Juni vereinigte ſich die Mehrheit der Geiſtlichen, hundert und funfzig an der Zahl, und den 25. ein Theil des Adels mit der Nationalverſammlung. Den 27. endlich folgten die Uebrigen von dem Adel und der Geiſtlichkeit auf die ausdrückliche Einladung des Königs dieſem Beiſpiel, und ſo waren denn die drei Stände vereinigt.

Als am 25. ſieben und vierzig Adeliche mit dem dritten Stande ſich vereinigten, ſagte ein Hofmann mit auffallender Aufrichtigkeit: „Ich bedaure ſie; da haben wir nun ſieben und vierzig entehrte Familien, in die Niemand mehr heirathen mag.“ Ueberhaupt gewährt der Widerſpruch zwiſchen dem glänzenden und glatten Hofe und dem einfachen und etwas derben dritten Stande ein eigenes Schauſpiel, das, obgleich klein und manchmal poſſenhaft, in dem großen und furchtbaren Drama nicht überſehen werden darf. Die Natur arbeitet mehr in der Manier von Shakſpeare, als von Racine, und wenn uns Herder ſich ſelbſt und die Menſchheit achten lehrt, dann lernen wir durch Voltaire die Menſchen und beſonders die Menſchen der Geſchichte doch beſſer kennen. Die leere Leichtigkeit und hohle Aufgeblaſenheit des luſtigen Hofvolkes ſpielte der etwas linkiſchen Schwerfälligkeit des Bürgerſtandes, dem ſie ſich auf dem glatten Boden der feinern Welt überlegen fühlte, gar boshaft mit. Man erlaubte ſich alberne Neckereien, die keinen Zweck haben konnten, als ſich in der Demüthigung und Verlegenheit der Gemeinen einen vornehmen Spaß zu machen. Den aber ſoll ſich keiner und am wenigſten der erlauben, dem die Ueberlegenheit an Kraft nicht Sicherheit gewährt. Hier finden wir nur Leichtſinn und Uebermuth, und die Neckereien, zu denen er die kleinliche Eitelkeit verleitet, ſind ſo erbärmlich, daß man nur über ſie lachen könnte, hätten ſie nicht oft beweinenswerthe Folgen.

Als die Reichsſtände nach ihrer Ankunft in Verſailles dem Könige vorgeſtellt wurden, öffnete man dem Adel und der Geiſtlichkeit zum Eintritt in den Saal die beiden Flügel der Thür, dem dritten Stande aber nur den einen. Auch ward ihm die Ehre des beengten Einzugs erſt zu Theil, als man ihn eine ſchöne Zeit hatte darauf warten laſſen. Bei der Eröffnung des Reichstags ward dem dritten Stande eine Hinterthür zum Eingang angewieſen, während der Adel und die Geiſtlichkeit ihren prunkenden Einzug durch die Hauptthür hielten. Bei der königl. Sitzung vom 23. machte man es eben ſo, nur fiel es noch etwas ſchlimmer aus. Es regnete ſtark, als die Deputirten ſich bei dem Eingang zuſammenpreßten, der nur von oben bedeckt war, von allen Seiten aber dem Wind und Wetter offen ſtand. Welchen Einfluß ſolch läppiſches Benehmen auf die Revolution gehabt haben mag, will ich weder unterſuchen noch entſcheiden. Aber wer die Menſchen kennt und weiß, welche große Folgen oft kleine Urſachen haben, der wird beurtheilen, wie die Perſönlichkeit Einzelner auch hier auf das Allgemeine wirken mußte. Nicht blos bei Hofe finden wir die einflußreichen Handſchuhe und das Fenſter von Trianon. Es leiden noch Andre, als Königinnen und Könige an ſolchen Schwächen.

Mit Bedauern ſieht man, wie der wohlwollende Ludwig XVI. ſich durch ſeine eitle und leichtfertige Umgebung von einer Inconſequenz zur andern verleiten läßt. Das anmaaßende Hofvolk wußte nur zu reizen und herauszufordern und dann, wenn es allenthalben an der nöthigen Einſicht und Kraft gebrach, kleinmüthig nachzugeben. So hatte nun der König die Vereinigung der drei Stände befohlen, die einige Tage vorher in feierlicher Sitzung von ihm war verboten worden. Dieſe Unzuverläſſigkeit gab dem Regenten ein falſches und treuloſes Anſehen, ließ ihn alle Fehler der Gewalt begehen, um ſie mit denen der Schwäche, welche ſie wieder gut machen ſollten, zu verſchlimmern, verſetzte ihn beſtändig in den Zuſtand des Kriegs und nahm ihm alle Mittel, ihn zu führen. Dieſe unentſchiedene, zweideutige Haltung war das Verderben des Königs und das Unglück der Revolution.

Jetzt, mit der Vereinigung der drei Stände, beginnt für Frankreich eine ganz andere Geſchichte. Die Schranken ſind aufgethan zum furchtbaren, heißen und blutigen Kampfe zwiſchen den beiden Gegenſätzen, die man die alte und die neue Ordnung der Dinge, Sklaverei und Freiheit, Willkür und Geſetz, Servilität und Liberalität, am richtigſten wohl Ariſtokratie und Volk zu nennen pflegt.

Sieves hat den Gegenſtand des Streites ſehr richtig aufgefaßt und die öffentliche Meinung darüber aufgeklärt. In ſeiner Schrift: Qu'est-ce que le tiers-état? hat er ein rechtes Wort, und zwar zu rechter Zeit (1789) geſprochen. Was iſt der dritte Stand? In der Beantwortung dieſer Frage liegt eigentlich der Inbegriff aller Forderungen der Gegenwart. Iſt ſie praktiſch gelöſt, dann wird der Streit ſich legen, der die gebildete Welt theilt, denn alle Erörterungen und Zwiſtigkeiten, welche in ſo verſchiedener Geſtalt die geſetzgebenden Verſammlungen und die Politiker beſchäftigen, um für das Gebäude des Staates und des geſellſchaftlichen Lebens ein ſichres Fundament zu finden, hängen mit der Frage zuſammen: Was iſt der dritte Stand? Da die Schrift ſelten geworden ſeyn mag, ſo wollen wir aus ihr anführen, was dem Verfaſſer der dritte Stand bedeutet:

„Was gehört dazu," ſagt Sieyes, „damit eine „Nation beſtehe und gedeihe? Privatarbeiten und „öffentliche Dienſte. Alle Privatarbeiten laſſen ſich „in vier Claſſen bringen: 1) Da die Erde und das „Waſſer den erſten Stoff der menſchlichen Bedürfniſſe „liefern, ſo begreift die erſte Claſſe alle Familien, „welche ſich mit dem Feldbau beſchäftigen. 2) Von „dem erſten Verkauf der Naturerzeugniſſe bis zu ihrem „Verbrauche giebt eine mehr oder weniger zuſammengeſetzte „Arbeit denſelben einen zweiten, größern „oder geringern Werth. So gelingt es der „menſchlichen Induſtrie, die Wohlthaten der Natur „zu vervollkommnen und den Werth des rohen Stoffes „zwei-, zehn- ja hundertfach zu vermehren. „Darin beſtehen die Arbeiten der zweiten Claſſe. 3) „Zwiſchen der Production und Conſumtion, wie auch „zwiſchen den verſchiedenen Abſtufungen der Produc-

„ſion bildet ſich eine Menge ſowohl den Conſumenten als den Producenten nützlicher Zwiſchenagenten, das ſind die Krämer, Kauf- und Handelsleute. Die Handelsleute, die beſtändig die Bedürfniſſe der verſchiedenen Gegenſtände und Zeiten berechnen und vergleichen und auf den Gewinn, den ihnen das Aufbewahren und der Transport bringt, ſpeculiren; die Kaufleute und Krämer, die ſich mit dem Abſatze an die Verzehrer, ſey es nun im Großen oder im Kleinen, beſchäftigen, bilden die dritte Claſſe. 4) Außer dieſen drei Claſſen arbeitſamer und nützlicher Bürger, die ſich mit den Gegenſtänden des Verbrauchs beſchäftigen, braucht man in der Geſellſchaft noch eine Menge Arbeiten und Beſchäftigungen, die ſich unmittelbar auf die Perſon beziehen und ihr angenehm oder nützlich ſind. Dieſe vierte Claſſe begreift die Arbeiten von den ausgezeichnetſten wiſſenſchaftlichen und liberalen bis zu den gemeinſten des Hausdienſtes in ſich.“

„Das ſind die Arbeiten, durch welche die Geſellſchaft beſteht. Wer verrichtet ſie? Der dritte Stand.“

„Die öffentlichen Dienſtverrichtungen können auch, wie die Sachen jetzt ſtehen, unter vier bekannte Be-

„nennungen gebracht werden: Soldat, Richter, Prieſter und Verwalter. Es wäre überflüſſig, ſie einzeln durchzugehen, um zu zeigen, daß der dritte Stand allenthalben neunzehn Zwanzigtheile davon ausmacht, mit dem Unterſchiede, daß er die Beſchwerlichkeiten und die Mühe dabei übernimmt, denen der privilegirte Stand ſich entzieht. Die einträglichen Plätze und Ehrenſtellen nehmen Glieder dieſes Standes ein. Sollen wir ihnen ein Verdienſt daraus machen? Dann müßte der dritte Stand dieſe Stellen entweder nicht annehmen wollen oder weniger geſchickt ſeyn, ſie zu bekleiden. Wie es damit ſteht, wiſſen wir. Indeſſen wagte man es doch, den dritten Stand auszuſchließen. Man ſagte zu ihm: „„Welches auch deine Dienſte, deine Talente ſeyn mögen, ſo weit gehſt du und nicht weiter. Es iſt nicht gut, daß du zu Ehren gelangſt."" Seltne Ausnahmen, die man würdigt, wie ſie es verdienen, ſind eigentlich nur Spott, und die Sprache, die man ſich bei dieſen Gelegenheiten erlaubt, iſt eine Beleidigung mehr."

„Wenn dieſes Ausſchließen ein geſellſchaftliches Verbrechen gegen den dritten Stand iſt, dürfte man dann wenigſtens ſagen, es ſey der öffentlichen Sache nützlich? Wie, kennt man vielleicht die Wirkung der

„Monopolien nicht? Weiß man nicht, daß ſie diejenigen unfähig und ungeſchickt machen, für welche „die Begünſtigungen beſtehen? Weiß man nicht, daß „jedes Werk, zu deſſen Hervorbringung die freie „Concurrenz fehlt, theurer und ſchlechter wird?“

„Macht man irgend einen öffentlichen Dienſt zur „Ausſtattung eines beſondern Standes, dann muß „nicht nur der Menſch, welcher arbeitet, beſoldet „werden, ſondern auch alle Uebrigen von derſelben „Kaſte, die nicht angeſtellt ſind, die Familien jener, „die eine Anſtellung haben, und die derjenigen, welche ohne Anſtellung geblieben. Bedenkt man auch, „daß eine ſolche Ordnung der Dinge, für die wir „eine ſeltſame Achtung haben, uns in der Geſchichte „von Altägypten und in den Reiſeberichten von Oſtindien verächtlich erſcheint? . . . Doch übergehen wir „Betrachtungen, die den Gegenſtand weiter ausführen, vielleicht auch aufklären, aber unſern Gang „doch zu ſehr aufhalten würden. Nur die Bemerkung erlaube man uns noch, wie abgeſchmackt es „iſt, wenn man ſagt, die Nation ſey nicht für den „Beherrſcher da, doch zu behaupten, ſie ſey für einige ihrer Glieder.“

„Es genügt hier, gezeigt zu haben, daß der an-

„gebliche Nutzen eines privilegirten Standes für den „öffentlichen Dienſt nur eine Chimäre iſt; daß ohne „denſelben der dritte Stand alle Beſchwerden dieſes „Dienſtes übernimmt; daß ohne ihn die höhern Stellen ungleich beſſer beſetzt würden; daß dieſe eigentlich eine Belohnung der Talente und anerkannten „Dienſte ſeyn ſollten, und daß, wenn es den Privilegirten gelungen iſt, alle Stellen, mit denen bedeutende Einkünfte und Auszeichnungen verbunden „ſind, an ſich zu bringen, dies ein gehäſſiges Unrecht „gegen die Geſammtheit der Bürger und ein Verrath an der öffentlichen Sache ſey."

„Wer möchte demnach die Behauptung wagen, „der dritte Stand vereinige nicht alles in ſich, was „eine Nation macht? Er gleicht einem rüſtigen, ſtarken Manne, deſſen einer Arm noch gefeſſelt iſt. „Nähme man den privilegirten Stand hinweg, dann „würde die Nation nicht etwas weniger, ſondern etwas mehr. Was iſt alſo der dritte Stand? Alles, „aber noch gefeſſelt und unterdrückt. Was würde er „ohne den privilegirten Stand ſeyn? Alles, aber „frei und blühend. Ohne ihn kann im Staate nichts „beſtehen und gehen, ohne die übrigen beſtände und „ginge alles beſſer."

„Es iſt nicht genug, gezeigt zu haben, daß die
„Privilegirten, weit entfernt der Nation nützlich zu
„ſeyn, ſie nur ſchwächen und ihr ſchaden, man muß
„noch beweiſen, daß ſie durchaus nicht zur geſellſchaftlichen
„Organiſation gehören, daß ſie wohl eine
„Laſt für die Nation ſeyn mögen, nie aber einen
„Theil davon ausmachen können.“

„Von der Geiſtlichkeit rede ich nicht. Nach meiner
„Anſicht iſt ſie kein beſonderer Stand, ſondern
„eine Claſſe Staatsbürger, die mit einem öffentlichen
„Dienſte bekleidet iſt, und gerade darum iſt und gilt
„ſie etwas. Wäre die Geiſtlichkeit nichts als ein
„Stand, dann wäre ſie nichts Wirkliches, nichts
„Reelles. In einer politiſchen Geſellſchaft giebt es
„nur öffentliche und Privatgeſchäfte. Alles Weitere
„ſind alberne oder gefährliche Chimären. Bei der
„Geiſtlichkeit giebt es keine privilegirte Perſonen,
„ſondern eine privilegirte Dienſtverrichtung, was
„etwas ganz Verſchiedenes iſt. Hat die Kirche müßige
„Benefizien, dann iſt das ein Mißbrauch. Alle
„Geiſtlichen ſollen nützlich ſeyn, entweder bei dem
„öffentlichen Unterrichte, oder bei den gottesdienſtlichen
„Verrichtungen. Weil man eine lange Reihe
„von Prüfungen beſtehen muß, ehe man Geiſtlicher

„werden kann, darf man die Geiſtlichkeit nicht als
„eine beſondere Kaſte anſehen. Dieſe Benennung
„(Kaſte) bezeichnet eine Claſſe Menſchen, die, ohne
„Dienſtverrichtungen und ohne Nutzen, nur dadurch,
„daß ſie exiſtiren, Privilegien genießen, welche mit
„ihrer Perſon verbunden ſind. Von dieſem Geſichtspuncte,
„welches der wahre iſt, giebt es nur *einen*
„privilegirten Stand — den Adel. Die Geiſtlichkeit,
„die richterliche Partei, der Soldat und die Verwaltungsbehörde
„ſind vier Claſſen Bedienſteter, ohne
„die kein gemeines Weſen beſtehen kann. Man klagt
„ſie in Frankreich (1789) des ariſtokratiſchen Geiſtes
„an, weil die adeliche Kaſte ſich aller guten Stellen
„bei denſelben bemächtigt hat."

„Es iſt gar nicht möglich, bei der Aufzählung
„der Elemente, aus denen eine Nation beſteht, eine
„Stelle für die privilegirte Kaſte zu finden. Allerdings
„giebt es Individuen, die wegen körperlicher
„oder geiſtiger Gebrechen unfähig ſind, an den Arbeiten
„der Geſellſchaft Theil zu nehmen. Ausnahmen
„und Mißbräuche findet man bei jeder Regel
„und beſonders in einem großen Reiche. Aber man
„wird doch wenigſtens eingeſtehen, daß ein Staat
„um ſo vollkommener iſt, je weniger Mißbräuche es

„in ihm giebt. Der unvollkommenſte von allen wäre „aber doch wohl derjenige, wo nicht blos einzelne „Menſchen unthätig blieben, ſondern eine ganze Claſſe „von Bürgern ihren Stolz darin fände, mitten in „der allgemeinen Bewegung unbeweglich zu ſeyn, und „die Erzeugniſſe nur verzehrte, an deren Hervorbrin„gung ſie keinen Theil genommen.“

„Was iſt eine Nation? Eine Vereinigung von „Menſchen, die unter einem gemeinſchaftlichen Ge„ſetze leben und durch dieſelbe Geſetzgebung vertreten „werden. Ein privilegirter Stand, der beſondere „Rechte und Begünſtigungen hat, tritt aus der ge„meinſchaftlichen Ordnung, aus dem gemeinſchaftli„chen Geſetze. So machen ſeine bürgerlichen Rechte „dieſen Stand zu einem beſondern Volke in der Na„tion. Es iſt wahrhaft imperium in imperio.“

„Auch ſeine politiſchen Rechte übt er beſonders „aus. Er hat ſeine eignen Repräſentanten, die durch„aus keine Vollmacht vom Volke haben. Seine De„putirten ſitzen beſonders und haben auch ein beſon„deres Intereſſe zu wahren.“

„Der dritte Stand umfaßt demnach alles, was „zu einer Nation gehört, und alles, was nicht „dritten Stande gehört, kann ſich nicht als zur

„tion gehörig betrachten. Was iſt der dritte Stand? „Alles.“

„Wir wollen den Zuſtand der Sklaverei nicht „unterſuchen, in dem das Volk ſo lange geſchmachtet, auch den des Zwanges und der Erniedrigung „nicht, in welchem es noch feſtgehalten wird. Sein „bürgerliches Verhältniß hat ſich verändert; es muß „ſich noch verändern. Keine Nation, ja nicht einmal „ein einzelner Zweig derſelben, kann frei werden, wenn „es der dritte Stand nicht iſt. Durch Privilegien „wird man nicht frei, wohl aber durch die Rechte „des Bürgers, Rechte, die Allen gehören.“

„Wenn die Ariſtokraten es verſuchten, das Volk „in der Unterdrückung zu erhalten, dann dürfte dieſes fragen: mit welchem Rechte? Sagt man: durch „das Recht der Eroberung, dann freilich geht es etwas weit zurück. Doch braucht der dritte Stand „ſich nicht zu fürchten, ins graue Alterthum hinaufzuſteigen. Er verſetzt ſich in das Jahr, das gerade „der Eroberung vorausgegangen iſt; und da er jetzt „ſtark genug ſeyn mag, ſich nicht erobern zu laſſen, „ſo dürfte ſein Widerſtand ohne Zweifel einige Wirkung thun. Warum ſollte er nicht alle Familien, „welche die thörichte Anmaßung nähren, von dem

„Geſchlechte der Eroberer abzuſtammen und ihre Rechte
„geerbt zu haben, in die fränkiſchen Wälder zurück-
„ſchicken? Die Nation würde ſich wohl mit dem Glau-
„ben tröſten können, daß ſie nur aus Nachkommen
„von Galliern und Römern beſtehe. Wirklich, wenn
„man doch einen ſo großen Werth darauf legt, zwi-
„ſchen Geburt und Geburt zu unterſcheiden, könnte
„man unſern armen Mitbürgern dann nicht offen-
„baren, daß die Abkunft von Galliern und Römern
„leicht ſo viel werth ſeyn möge, als die von Sigam-
„bern und andern Wilden, die aus den germaniſchen
„Wäldern und Moräſten gekommen ſind? Gut, ſagt
„man; aber die Eroberung hat alle Verhältniſſe ge-
„ändert, und der Geburtsadel ſteht mit dem Erobe-
„rer auf einer Seite. Auch gut, dann läßt man ihn
„wieder auf die andre Seite treten; der dritte Stand
„muß, wenn er erobernd wird, auch ſeiner Seits
„adelich werden.“

„Haben ſich aber die Geſchlechter verſchmolzen,
„und fließt das fränkiſche Blut, das in ſeiner Rein-
„heit eben nicht beſſer ſeyn möchte, mit dem galliſchen
„vermiſcht, und ſind die Ahnen des dritten Standes
„die Väter der ganzen Nation, darf man dann nicht
„hoffen, einmal den Hauszwiſt und Brudermord enden

„zu ſehen, zu dem ſich eine Claſſe berechtigt glaubt? „Warum ſollten die Vernunft und Gerechtigkeit, die „eines Tags doch eben ſo ſtark werden können als „die Eitelkeit, die Privilegirten nicht beſtimmen, aus „einem neuen, aber wahreren und geſellſchaftlicheren „Intereſſe, ſelbſt um ihre Wiederaufnahme in den „dritten Stand anzuſuchen?“

„Unter dem dritten Stande muß man die geſammten „Bürger verſtehen, die einem gemeinſchaftlichen „Geſetze unterworfen ſind. Alles, was geſetzmäßig privilegirt iſt, tritt aus der gemeinſchaftlichen Ordnung „heraus, macht eine Ausnahme von dem Geſetze und „gehört demnach nicht zum dritten Stande. Wir haben „es ſchon geſagt: ein gemeinſchaftliches Geſetz und eine „gemeinſchaftliche Repräſentation machen eine Nation.“

Ich habe mich bei den Vorzeichen und dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution etwas lange aufgehalten, weil mir die Unterſuchung wichtig ſchien, wie ſie hätte vermieden werden können. Die Kunſt, Revolutionen vorzubeugen, auf die man ſich ſchlecht zu verſtehen ſcheint, halte ich für weit nützlicher und leichter als die, ſie zu machen und zu leiten. Auch iſt die Aufgabe ſehr an der Zeit.

Eilfter Abſchnitt.

Die Nationalverſammlung — Geſetzgebende Verſammlung.

Die conſtituirende Verſammlung fand bei Vollendung des Werks, wie ſie es verheißen hatte, unendliche Schwierigkeiten. Für ſie waren allerdings der Wunſch des Volks im Allgemeinen und ſein Bedürfniß, die herrſchenden Ideen, durch die Fortſchritte der Aufklärung in Umlauf geſetzt, mit einem Worte, die öffentliche Meinung. Aber es iſt noch weit von der Erkenntniß einer Wahrheit zu ihrer Anwendung, von der beſſern Einſicht zur beſſern That, beſonders, wenn Gewohnheit, Sitte, oft ſelbſt Intereſſe ſie feindlich ſcheiden. Es gehört etwas mehr als eine Proclamation, ja ſogar mehr als eine Conſtitution dazu, ein Volk frei zu machen. Mit den Trümmern des Deſpotismus das Gebäude einer geſetzlichen Ordnung aufzuführen, erſcheint immer und allenthalben als ein ſchweres Unternehmen, um ſo mehr, wo die Wurzeln der Sklaverei und Willkür in die Elemente des bürgerlichen und geſelligen Lebens eingewachſen ſind. Nicht nur Geſetze, Gewohnheiten, Sitten, Herkommen und Lebensweiſe, ſondern auch ökonomiſche Beziehungen, die Theilung des Vermögens und der Arbeit erſchwerten die Einführung einer beſſern Ordnung der Dinge. Sechzig tauſend Edelleute mit ihrem zahlreichen Gefolge von Bedienſteten und Schützlingen, die Officiere und angeſehenſten Beamten, die dem bevorrechteten Stande angehörten, hunderttauſend Privilegirte, die nicht, wie das Volk, Abgaben zu entrichten hatten, zweimalhunderttauſend Geiſtliche, die immer noch einen großen Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten und beſonders auf die Gewiſſen hatten, fanden ihren Vortheil beim Beſtehen des Hergekommenen. Dazu rechne man noch ein müßiges Volk von Arbeitſcheuen und Dürftigen, die Diener des Luxus und Handlanger der Künſte, wie ſie unſere Städte brauchen und unterhalten, Tauſende von Menſchen, die nichts haben und Niemand angehören, die ihren Unterhalt in dem Geſchäfte finden, für die Bedürfniſſe und Launen eines weichlichen, gekünſtelten, wohl auch ſchlechten Lebens zu ſorgen, wie man es nach unſrer Weiſe lebt, Taugenichtſe, Unwiſſende, Gewiſſenloſe, die ſich von Jedem brauchen laſſen, der ſie bezahlen oder verführen kann, Leute ſolcher Art, wie ſie jede Stadt, Paris aber in größerer Anzahl als alle andere zählt, das ſind wohl Werkzeuge zum Zerſtören, aber nicht zum Bauen, Elemente der Verwirrung, aber nicht der Ordnung, tauglich eine Revolution zu machen, aber nicht eine geſetzliche Verfaſſung einzuführen.

Man hat die Einführung einer freien Verfaſſung in Frankreich mit der Begründung der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten zuſammenſtellen wollen. Die aber, für welche der Geiſt und das Weſen mehr ſind als Wort und Form, werden zwiſchen beiden weniger Aehnlichkeit als Verſchiedenheit finden. In Nordamerika gab es nichts zu zerſtören, es war nur aufzubauen. Da wußte man nichts von alten Rechten, Anſprüchen, Auszeichnungen, Vorurtheilen und Begünſtigungen, die man bekämpfen oder ſchonen mußte, nichts von verſchiedenen Standen, beſtehenden Verhältniſſen, die, wenn auch noch ſo unverträglich mit einer gerechten und vernünftigen bürgerlichen Einrichtung, ſich zu behaupten ſuchten, nichts von überwiegendem Einfluſſe des Reichthums und der Geburt, nichts von mächtigen Nachbarn, die man durch innere Anordnungen verletzen, deren Eiferſucht, Haß oder Neid man auf ſich ziehen konnte. Hier galt Jeder, was er war, beſaß, was er erworben hatte, und fand in Geſchicklichkeit und Fleiß die Mittel eines ehrbaren Auskommens. In Amerika begann die Bahn des bürgerlichen Lebens; in Frankreich, wie in den meiſten Staaten Europa's, war ſie faſt ausgelaufen, und nach allen Verirrungen, Thorheiten und Ausſchweifungen ſoll uns die Kunſt hier geben, was die Natur dort giebt. „In Amerika, „ſagt Rabaut, konnte die Freiheit ſich leicht begründen, weil es daſelbſt weder Könige, noch Prieſter, weder Doctoren, noch Edelleute gab. Anders „verhielt es ſich dagegen in der alten Welt unter „großen, volkreichen Städten, wo der Boden mit „Domkirchen, Stiften, Gefängniſſen, Kaſernen, Klöſtern, Gerichts- und Kapitelſtuben überſäet iſt, und „wo ſie eigentlich Niemand als die Weiſen und Völker für ſich hat.“ Die Völker? guter Rabaut! Das Bedürfniß quält ſie allerdings, doch kennen ſie das Mittel nicht, es zu befriedigen. Die Völker haben das Loos der Fürſten; in ihrem Namen wird gar viel verlangt, verheißen und befohlen. Wären wir mit unſrer Hoffnung auf die Weisheit der Völker und die Kraft der Weiſen angewieſen, dann thäten wir wohl, auf ihre Erfüllung noch eine geraume Zeit Verzicht zu leiſten.

Eine der größten Schwierigkeiten fand die Nationalverſammlung darin, daß ſie eine conſtitutionelle Monarchie mit einem ſchon vorhandenen Könige, der überdieß unumſchränkt geweſen war, einführen ſollte. Dieſem, der verlieren mußte, blieb das Recht, zu geben, oder zu verſagen. Er konnte die Decrete der National-Verſammlung genehmigen oder verwerfen. Mußte er nicht in jedem Vorſchlage von dem Alten, das er als ſein wohlerworbenes Recht betrachtete, etwas aufzuheben, einen Angriff auf ſich, eine Beleidigung und Herausforderung ſehen? War er auch ſelbſt geneigt, zu geben, dann legten ihm Andere die eigene Beraubung oder die der erſten Stände an das leicht verwundbare Herz. Wollte er dagegen verſagen, dann ſchrieen Volk und Volksvertreter über feindſelige Eigenmacht. Der Verſuch, auf dem Wege der Unterhandlung mit dem alten Regenten eine neue Verfaſſung einzuführen, iſt unendlich ſchwer. Bei uns mag er in die lange Reihe der politiſchen Geckereien und Myſtificationen, mit denen wir uns ergötzt oder hintergangen haben, gehören. Die Fälle laſſen ſich wohl zählen, wo eine ſolche Uebereinkunft zwiſchen Fürſt und Volk aufrichtig unternommen und zu beiderſeitiger Zufriedenheit abgeſchloſſen worden iſt. Es iſt mehr ein Schauſpiel, eine Redensart des ſchauſpielluſtigen und redensartigen Geſchlechts, das davon mit Andacht und Salbung ſpricht, große Hoffnungen darauf gründet, die, wie die Sache ſelbſt, im Drange der Begebenheiten, bald vergehen und vergeſſen werden.

Die conſtituirende Verſammlung hat mit aufrichtigem Eifer alles gethan, um eine neue beſſere Ordnung der Dinge einzuführen. Zu ihren denkwürdigſten Sitzungen gehört gewiß die in der Nacht vom 4ten Auguſt, wo auf den Antrag des Vicomte von Noailles, den der Herzog von Aiguillon unterſtützte, alle Privilegien, alle drückende Rechte und Abgaben, die auf dem Unterſchied der Stände oder der Geburt beruheten, aufgehoben wurden. Es war ein ſchönes Schauſpiel, die Begünſtigten des Adels und der Geiſtlichkeit zu ſehen, wie ſie, von heiliger Begeiſterung ergriffen, alle ihre Privilegien auf dem Altare des Vaterlands zum Opfer brachten. Dem erhebenden Beiſpiele folgten die Länder und

Städte, welche im Beſitze beſonderer Vorrechte und Freiheiten waren, und legten die Pergamente und Urkunden, die ihnen dieſelben ſicherten, vor dem Sitze des Präſidenten mit der Erklärung nieder, ſie wollten Eines ſein mit allen Andern, eine Nation, eine Familie.

Mit dem großmüthigen Opfer, das einige Edelleute in der National-Verſammlung ſo bereitwillig gebracht hatten, zeigte ſich der Adel nicht zufrieden. Ueberhaupt iſt es ein großer und gefährlicher Irrthum, der die Tyrannei kaum weniger begünſtigt, als der Grundſatz des göttlichen Rechts der Könige, wenn man die Committirten und ihre Committenten, die Stellvertreter des Volks und das Volk als identiſch und gleichbedeutend nimmt. So wie die Repräſentanten einer Nation in dieſer Eigenſchaft beiſammen ſind, beſeelt ſie ein neuer, eigner Geiſt, der keineswegs von der Nation ausgeht, ſondern von der Corporation geboren wird und dieſe ſogar dem Volke feindlich gegenüberſtellen kann. Nicht einmal von den Individuen iſt hier die Rede, von den An- und Abſichten, Wünſchen und Intereſſen, die Jedem beſonders eigen ſind: nicht davon, daß er ſeiner Eitelkeit, ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Habſucht die Pflichten ſeines Berufs opfern kann, wie jeder Beamte und Angeſtellte; daß er ſogar, was häufig genug geſchieht, die Stelle eines Repräſentanten darum ſucht, um ſeine Talente und ſeinen Einfluß an den Preis zu bringen und ſeine Committenten zu verkaufen. Nein, darauf will ich aufmerkſam machen, daß die Repräſentanten, als Verſammlung, als politiſche Inſtitution, ihr Intereſſe und Streben haben, das mit dem Intereſſe und den Wünſchen des Volks im Widerſpruche ſteht; und daß eine National-Verſammlung, ein geſetzgebender Körper, oder ein Parlament ſich darin von einem Könige oder Senat nicht unterſcheidet. Ob Einer oder Mehrere die Gewalt üben, geſetzmäßig oder mit Willkür üben, in der Ausübung derſelben ſich zu befeſtigen und zu behaupten, ſie zu perſönlichen Zwecken auszuüben ſuchen, das iſt wohl einerlei. Ein Tarquin oder zehn Tarquine in den Decemvirn, geſetzloſes Herrſchen durch Furcht und Schrecken, es komme von einem Könige, von einem Rathe der Inquiſitoren, oder dem Heilsausſchuſſe, das macht für die Unterdrückten keinen Unterſchied. Mit welchem Parlamente iſt das engliſche Volk im Willen und Intereſſe Eins geweſen? mit jenem, das mit Cromwell

Karl I. gerichtet und das Königthum abgeſchworen, oder mit dem, das mit Monk Karl II zurückberufen und die alte Regierung wieder hergeſtellt? Welche Repräſentanten erkannte es als ſeine wirklichen und wahren an, wenn die Repräſentation ſich feindlich theilte, ſich verfolgte, unterdrückte, proſcribirte, aufs Blutgerüſt ſchickte, die Schlächter oder die Geſchlachteten, die Aechter oder die Geächteten? Dieſe und jene ſind aus ſeiner Wahl hervorgegangen, erhielten gleiche Beweiſe ſeines Vertrauens, eine gleiche Sendung. Welche waren die Stellvertreter der Nation am 31. Mai, am 9. Thermidor, am 18. Fructidor und an ſo manchen andern Tagen? die Sieger oder die Beſiegten, die Opferer oder die Geopferten? Jede Macht glaubt Eigenmacht zu werden, und jede Gewalt neigt zur Willkür hin, ſie wirke durch Einen oder Mehrere, durch Wenige oder Viele. Einer Stellvertretung, und iſt ſie noch ſo rein vom Volke ausgegangen, wohnt die unreine Neigung bei, ſich zu erweitern, zu vergrößern, zu befeſtigen und zu verewigen. Der Trieb, der das Einzelne bewegt, bewegt und treibt auch Mehrere, Viele, die Geſammtheit, und was erhaltend, vertheidigend, um ſich greifend, wir Selbſt- und Eigenliebe oder Selbſtſucht bei Individuen heißen, heißt Standes- und Corporationsgeiſt bei Ständen und Körperſchaften, Nationalgeiſt bei Nationen. Die Neigung, ſich die Vortheile anzueignen, die Nachtheile aber Andern zuzuweiſen, darf, ja muß man, in der Regel, bei jedem Menſchen, bei jeder Stelle vorausſetzen, man nenne ſie Conſulat, Directorium, Senat, König, Kaiſer, Reichsſtände, oder Parlament; ſie ſtreben alle nach Unabhängigkeit. Der Wille iſt bei allen, nur mehr oder minder ſtark, und nicht von gleicher Kraft gehalten. Bei einer Verſammlung, die gewählt wird, ſind beide darum geringer anzunehmen, weil Mehrere, die ſich leicht widerſprechen und hindern, nicht mit der Beharrlichkeit und Anſtrengung einen Zweck verfolgen, wie der Einzelne, der nur durch und für ſich handelt und die Sache auch nur mit ſich zu berathen hat. Wegen der kurzen Dauer der ſtellvertretenden Wirkſamkeit hat eine ſolche Verſammlung nicht Zeit genug, ſelbſtſüchtige Entwürfe durchzuſetzen, und da die Wahl ihrer Glieder von dem Vertrauen des Volks abhängt, ſo müſſen ſie dieſes vor allem zu verdienen und zu erhalten ſuchen. Uebrigens würden ſie auch, was ſie an Macht und Anſehen gewinnen, bei dem öfteren Wechſel der Stellvertreter, nicht lange beſitzen, und gäben ihren Nachfolgern, wenn ſie ſelbſt wieder in die Maſſe des Volks treten, die Waffen gegen ſich in die Hand, welche ſie für ſich gebrauchen wollten. Darum wird ſich auch eine Nation um ſo beſſer vertreten ſehen, je mehr die Zahl der Repräſentanten mit der Volkszahl im Verhältniß ſteht, je unmittelbarer der Antheil iſt, den das Volk an der Wahl hat, und je öfter ſich dieſe wiederholt. Doch darf man dieſe Vortheile nicht zu weit verfolgen, wenn ſie nicht Nachtheile werden ſollen. Alles hat ſein rechtes Maaß, ſogar die Tugend, die Andacht, Gerechtigkeit und Weisheit; und ſelbſt die Schönheit, wenn ſie es überſchreitet, wird ein Zerrbild. Alles, was darunter oder darüber iſt, wird Mangel hier, dort Uebermaaß, und darum Fehler und Gebrechen. Mit Verſtand, Klugheit und gutem Willen läßt ſich das vermeiden, und das Schickliche, Gute und Wahre finden.

Eine Verſammlung von Abgeordneten der Nation wird ſich immer mit dieſer zu identifiziren ſuchen, eben weil ſie dadurch unwiderſtehlich, allmächtig werden kann. Dieſe täuſchende Verwechſelung benutzt ſie oft, wie die Geſchichte zeigt, um ihre Gebieterin zur Sclavin zu machen und die Nation in ihrem Namen und in ihrem Auftrage zu mißhandeln. Die geſetzgebenden Verſammlungen vom Anfange der Revolution an haben, mit ſeltnen Ausnahmen, die Wahrheit dieſer Bemerkung, die ich für wichtig halte, hinlänglich dargethan. Bedürfte ſie indeſſen noch anderer Beweiſe, dann würden ſie auch die römiſchen Volkstribunen und die engliſchen Parlamente in großer Anzahl liefern. Erſt iſt von nichts die Rede, als von dem Wohle des Volks, von der Heiligkeit ſeiner Rechte und dem ungemeſſenen Umfange ſeiner Macht. Freiheit der Wahlen und der Preſſe iſt die erſte und unerlaßliche Bedingung aller Freiheit im Staate. Das ſind lauter Sproſſen in der Leiter, auf der man in die Höhe will. Wer oben iſt, zieht die Leiter nach, damit ihm Niemand auf derſelben nahe kommen oder ihn verdrängen könne. Welche Macht in Frankreich, die conſtituirende Verſammlung ausgenommen, hat die Freiheit der Preſſe geachtet? Welcher war die Freiheit der Wahlen heilig? Welche brauchte nicht ein außerordentliches Gericht, Revolutionstribunal, Militaircommiſſion, Special- oder Prävotalgericht genannt?

Mit dem Ausſpruche: wir handeln im Namen der Nation, der Quelle aller Gewalt im Staate, der ſouverainen Macht; wir und dieſe Nation ſind Eins; wir vertreten ihre Stelle, wird jeder Widerſtand Aufruhr, Hochverrath. Die Verſammlung iſt heilig, unverletzlich und hat alle Eigenſchaften von Rouſſeau's allgemeinem Willen. Als Quelle des Geſetzes und Organ der ſouverainen Macht, ſteht ſie über dem Geſetze. So wird die Willkürherrſchaft mit dem beſten Willen für das allgemeine Wohl, für die Gerechtigkeit und Freiheit, nach den Grundſätzen des populärſten Staatsrechts, gegründet. Das wird durch den einzigen Zug der politiſchen Taſchenſpielerkunſt bewirkt, der die Delegirten einer Nation der Nation ſelbſt unterſchiebt. Die gehorſamen Diener des allgemeinen Willens ſehen ſich ſo auf einmal in ſeine Herren verwandelt. So pflegt der Hochmuth mit gutem Erfolge den Weg der Demuth einzuſchlagen. Der heilige Vater hat ſich, als Knecht der Knechte Gottes, eine dreifache Krone aufs Haupt geſetzt und, als Statthalter des Allmächtigen, ſeine Stelle auf der Erde eingenommen. Eine National-Verſammlung iſt ſo wenig mit der Nation dieſelbe, als ein König oder Senat, und dieſe ſind ſo heilig und unverletzlich, wie jene. Sie haben alle eine übertragene Gewalt, die ſie auch alle zu ihrem eignen

Vortheil, nach perſönlichen Rückſichten oder im Intereſſe ihrer Stelle mißbrauchen können. Der Unterſchied, der die Eigenmacht einer Verſammlung oder einer nur auf einige Zeit verliehenen Gewalt weniger fürchten läßt, als die eines Einzigen, oder einer erblichen Regierung, liegt, wie wir ſchon geſagt, darin, daß bei der Mehrheit der Individuen, die jene bilden, jeder perſönlichen Neigung, Leidenſchaft und Gewalt leicht eine andere ſtörend und hemmend entgegentritt, auch eine prekäre Herrſchaft weder die Zeit noch das Intereſſe hat, ſich ungebührlich zu vergrößern. Wo der Gewalthaber nach vollbrachter Amtsführung wieder in die Reihe der Bürger tritt, da könnte er in der Willkür ſeiner Stelle nur ſeine künftige Sclaverei begründen.

Um der unwiderſtehlichen Gewalt einer National-Verſammlung oder geſetzgebenden Behörde Schranken zu ſetzen, bildet man ſie heilſam aus zwei Kammern, von denen aber die eine weder aus gebornen Mitgliedern beſtehen, noch einem eigenen begünſtigten Stande angehören muß. Nur um die Gewalt und Schnelligkeit der Bewegung zu brechen, mit der eine Kammer hinreißt und ſich hinreißen läßt, macht man deren zwei. Hätte die National-Verſammlung ſich auf dieſe Art getheilt, dann würde die Revolution in vielem ſich anders geſtaltet haben. Aber dieſe Theilung lag ſo wenig in der Neigung und den Anſichten der Zeit, daß in der National-Verſammlung ihre Einheit und Untheilbarkeit mit 911 Stimmen gegen 89 beſchloſſen ward. Eine Pairskammer, wie die engliſche, fand bei ihr wie bei dem Volke ſchon darum keinen Beifall, weil man in ihr einen conſtitutionellen Zufluchtsort für die Ariſtokratie und das Feudalweſen ſehen wollte. Die warmen Lobſprüche, welche Montesquieu und Delolme der brittiſchen Conſtitution ertheilt hatten, kühlte die Erfahrung mit jedem Tage merklicher ab. Das gerühmte Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Gewalten und die abgemeſſene Vertheilung des Einfluſſes auf die Geſetzgebung und die öffentlichen Angelegenheiten unter den König, die Pairs und die Gemeinen, an der das ſchöne Ebenmaas bewundert wurde, wollte ſich auch nicht ganz bewähren. Allerdings verdiente die engliſche Conſtitution, daß Montesquieu ſie rühmte, daß andere Völker, in ihrer Lage, mit Sehnſucht nach dem glücklichern Zuſtande von Großbritannien ſahen. Doch lohnte es ſich der Mühe, die Unterſuchung anzuſtellen, ob England die Vorzüge, deren es ſich erfreut, allein ſeiner Conſtitution verdanke; ob andere Völker ſich mit derſelben eben ſo wohl befinden würden; endlich und vor allem, ob die Lage Englands wirklich ſo beneidenswerth und glänzend ſey, wie ſie von ſo vielen Schriftſtellern geſchildert wird. Darüber belehrt uns vielleicht die nahe Zukunft; denn ſchwerlich läßt ſich die Unnatur ſeines künſtlichen Zuſtandes, ſeine Sirenengeſtalt, welche die ſchöne Hälfte des menſchlichen Leibes dem bezauberten Auge über dem Waſſer zeigt, den abſchreckenden thieriſchen Theil aber in der Fluth verſteckt, auf die Dauer verbergen.

Wie dem indeſſen auch immer ſey, ich möchte wenigſtens nicht behaupten, daß die Nationalverſammlung mit Unrecht ein Oberhaus nach dem Muſter des engliſchen abgewieſen habe. England kommt mit ſeiner Pairſchaft zurecht; das iſt gut für daſſelbe. Ohne ſie wäre es vielleicht nicht ſchlimmer, vielleicht auch beſſer daran. Da ſie indeſſen in ſeine Verfaſſung eingeflochten, ja verwachſen iſt, ſo kann es ohne gefahrvolle Störung einen Verſuch nicht machen, bei dem Frankreich nichts wagte. Hier war die Stimmung auf keine Weiſe für den Adel. Der Widerſpruch, in den ſich der größte Theil deſſelben mit den Wünſchen und Forderungen der Nation geſetzt, die friſche Erinnerung alles Segens, den die Feudalariſtokratie über das Reich gebracht, die Zögerung des Königs endlich, die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung vom 4. Auguſt zu ſanctioniren, welche dem Einfluſſe der Edelleute zugeſchrieben ward, die ihre Privilegien durchaus behaupten wollten, das alles verbeſſerte dieſe Stimmung nicht.

Es iſt nur zu gewiß, daß die unſelige Stellung, welche der Hof und die Ariſtokratie dem Könige gegen die Nation und ihre Sache gaben, einen höchſt nachtheiligen Einfluß auf die Verfaſſung und die Rolle hatte, die das Königthum in ihr erhielt. Wie ließ ſich erwarten, den Thron mit der Macht und dem Glanze bekleidet zu ſehen, die ihm oft zum Vortheil des Staates gegeben worden, da man mit dem, der auf ihm ſaß, im Kriege lebte? da man fürchten mußte, er werde alle Mittel, die ihm zu Gebote ſtänden, benutzen, um die alte Ordnung der Dinge wiederherzuſtellen und die Nation und ihre Stellvertreter zu unterdrücken? Daß dieſe Furcht nicht ungegründet war, bewieſen Wort und That, des Hofes ganzes Benehmen und die Aeußerungen und Schritte der fremden Cabinete. Was konnte aus dem Köniathum in einer Verfaſſung werden, als deren gefährlichſten Feind man den König ſelbſt betrachtete? Sollte man ihm und dem Adel Waffen gegen ſich in die Hände geben, die Feinde des neuen Zuſtandes in die Lage ſetzen, die Nation wieder in die alten Feſſeln zu ſchlagen? Der größte Theil des Adels war keineswegs geneigt, ſeinen Vorrechten zu entſagen. Selbſt den leeren Prunk der Eitelkeit, den geborgten Putz der Namengröße wollte man durchaus erhalten. Ein Decret der National-Verſammlung, vom 19. Juni, das die Titel: Marquis, Graf, Herzog, Baron und dergleichen, wie auch die Wapen und Livreen verbot, erregte eine komiſche Verzweiflung. Adeliche hatten darauf angetragen oder dazu mitgewirkt, namentlich Karl und Alexander von Lameth, der Marquis de Lafayette, der Vicomte de Noailles, le Pelletier de St. Sargeau; und ſelbſt ein Montmorency, Nekker, dem nichts über Montesquieu und die engliſche Verfaſſung ging, wollte den Unterſchied der Stände, die Auszeichnungen der Geburt erhalten wiſſen. Das verwünſchte Decret verſetzte, nach der Verſicherung eines achtungswerthen gleichzeitigen Geſchichtſchreibers, die vornehmen Leute in eine wahre

Wuth. Größeres gab das kleine Geſchlecht mit Faſſung hin; aber von dem Spielwerke der Eitelkeit konnte es ſich nicht trennen. Seine Titel, Wapen und Livreen! Wie wäre es möglich geweſen, ſo großer Herrlichkeit mit Gleichmuth zu entſagen? Vielen war ſie das halbe, Manchen das ganze Leben. In was ſoll die leere Aufgeblaſenheit, die Theatergröße ſich kleiden, zieht man ihr den geborgten Schmuck der Garderobe aus? Die zahmen Wilden wollen ſich ſo gut wie ihre wilden Brüder tatowiren, und die anſtändigſte und angenehmſte Art iſt doch mit Titel, Stern und Orden. Laſſe man dem kindiſchen Volke ſeinen Bettelſtolz, ſeinen Wahn und ſeine frivole Ergötzlichkeit; nur rede es nicht von Weisheit und Republiken!

„Von dieſem Tage an, wo das furchtbare De„cret erlaſſen worden,“ ſagt der angeführte Geſchichtſchreiber, „zeigte der größte Theil des „Adels eine unverſöhnliche Feindſchaft gegen die „Conſtitution; ja, man hörte oft behaupten, „dieſes Decret habe ihn beſtimmt, den Bürger„krieg zu entzünden und lieber auf den Trüm„mern von Frankreich zu ſterben, als der Ehre „zu entſagen. Der Ehre! Denkwürdiges und ſelt-

„ſames Beiſpiel der Verkehrtheit des menſch„lichen Geſchlechts und der Macht der Vorur„theile!“

Es iſt dieſen Feinden der neuen Ordnung der Dinge nur zu gut gelungen, die glückliche Befeſtigung derſelben zu verhindern, die Hoffnungen der Nation zu vereiteln, Frankreich mit ſich ſelbſt zu entzweien, den heimiſchen Boden mit Blut zu tränken und die Waffen des Auslandes gegen die Bruſt des eignen Volks zu kehren. Zweimalhunderttauſend Menſchen, die ihr Glück in dem Unglück, ihren Stolz in der Erniedrigung, ihren Reichthum in der Armuth von ſechsundzwanzig Millionen fanden, ſetzten ſich mit Erfolg den Forderungen und Wünſchen dieſer ſechsundzwanzig Millionen entgegen. Ein merkwürdiges Beiſpiel, was Wenige vermögen, wenn ſie, verbunden durch Intereſſe und Vorurtheile, einig und verſchlagen ſind, ein noch merkwürdigeres Beiſpiel der Einfalt und Hülfloſigkeit der leicht zu täuſchenden Menge! Die Geiſtlichen predigten, die Religion ſey geſchändet, weil man von ihnen bürgerliche Geſinnungen verlangte, und ſie den Zehnten, fette Pfründen und irdiſche Begünſtigungen verloren hatten. Die Edelleute verſicherten, mit ihren Vorrechten und

Standesprivilegien ſey alle Ehre von Frankreich gewichen. Die Gönner und Günſtlinge der alten Mißbräuche, der frühern Gewaltthätigkeit, Verſchwendung und Liederlichkeit betheuerten, die verhaßte Neuerung ſchände den franzöſiſchen Namen, mache denſelben zum Abſcheu der cultivirten Welt, die nur beſtehen könne, wie ſie bisher beſtanden, mit Feudalherrſchaft, Baſtillen, lettres de cachet, Privilegien, Salzſteuer und Mauth. Und alle dieſe Leute fanden Glauben, fanden Glauben bei denen, auf deren Elend und Erniedrigung ſich das ſogenannte Glück und der Ruhm des Staates gründeten! Die fremde Diplomatie ſah erſt mit Spott und Hohn, dann mit Zorn und Durſt nach Rache auf die Vorgänge in Frankreich, die ſie nicht verſtand und darum auch nicht zu behandeln wußte.

Die Nationalverſammlung that, was ſich von ihr erwarten ließ, und gelangte, alles geheimen und offenen Widerſtandes ungeachtet, zum Ziele, inwieweit es nämlich in ihren Kräften ſtand, es zu erreichen. Frankreich bildete einen Staat, aus dem jede Verſchiedenheit und aller Widerſpruch verſchwunden ſchien, die Induſtrie und Handel lähmten und verſchiedene Reiche aus einem Reiche machten. Statt der alten Provinzen, die ſich in Geſetzen, Gewohnheiten, Rechten und Abgaben unterſchieden, war die Eintheilung in 83 Departemente, und eine dieſer Eintheilung entſprechende Organiſation der Verwaltung, der Gerechtigkeitspflege, der geiſtlichen Behörden und des Militairweſens eingeführt. Die Gleichheit der Rechte und Pflichten für Alle, ohne Unterſchied der Geburt, des Standes, der Stellen und Würden war anerkannt. Dem Talente und der Induſtrie war freie Bahn gegeben, da jeder Platz im Staate, jeder Erwerb das Verdienſt und den Fleiß belohnen konnten. Die Klöſter und Stifter, Zünfte und Corporationen waren aufgehoben, der Zehntz, die Frohndienſte, Jagd= und Fiſchereigerechtigkeiten abgeſchafft, die Freiheit des Gottesdienſtes und der Preſſe zugeſichert, die Militairmacht auf das Vaterlandsgefühl des freien Bürgers gegründet, die Dienſtpflicht beim Heere, als Laſt oder Auszeichnung, jedem Dienſtfähigen zuerkannt, und die Abgaben auf das Vermögen gleich vertheilt.

Die Verfaſſung, in manchen Theilen vielleicht mangelhaft, übertraf doch die Erwartung derer, welche die Schwierigkeiten kannten, mit denen die Nationalverſammlung zu kämpfen hatte. Die Conſtitution begann mit der Erklärung der Rechte des Menſchen und des Bürgers, die von einer gewiſſen Seite ſo heftig angefeindet ward, daß man daraus ſchließen ſollte, ſie hätte dieſelbe ſehr gefürchtet. „Die Nationalverſammlung,“ ſagt Rabaut, „hat dieſe Erklärung unter Umſtänden verkündet, wo ſie, noch keineswegs befeſtigt, nicht wiſſen konnte, ob ſie die Zeit haben würde, die Geſetze aufzuſtellen, die aus der Erklärung hervorgehen. Sie theilte den Bürgern die Kenntniß ihrer Rechte mit, wie ein kranker Vater, ſeines längern Lebens ungewiß, dem Erben die Urkunden ſeines Beſitzthums und ſeiner Schulden übergiebt.“ Die geſetzgebende Gewalt war einer Verſammlung von Volksrepräſentanten und dem Könige anvertraut; jene hatten zu beſchließen, dieſer den Beſchlüſſen durch ſeine Genehmigung Geſetzeskraft zu geben, oder ſie ihnen zu verſagen. Die vollziehende Gewalt war in den Händen des Königs, die richterliche aber Beamten übergeben, die das Volk auf eine beſtimmte Zeit erwählte. Es gab Geſchworne und Oeffentlichkeit. Die Abgaben verwilligte der geſetzgebende Körper, und der König ließ ſie durch ſeine Agenten erheben und verwenden.

Das waren die Grundzüge einer Verfaſſung, die dem Zuſtande und den Wünſchen Frankreichs zu entſprechen ſchienen. Die National-Verſammlung hatte den Zweck der Revolution erreicht und die gerechten Erwartungen der Franzoſen und des Auslandes übertroffen. In dieſem erklärten ſich alle einſichtsvolle Gebildete, alle Wohlwollende, deren Meinung nicht Vorurtheile oder Intereſſe irre leiteten, für die denkwürdige Umwandlung, die ein ſchwer gedrücktes und herabgebändigtes Volk wieder in den Genuß der Rechte ſetzte, die kein Menſch, ſo lange er dieſes Namens würdig iſt, verlieren kann. Archenholz, deſſen Verdienſte um Deutſchland und die theuerſten Intereſſen der Menſchheit, für die er ſich mit Muth und Aufopferung thätig zeigte, man nicht genug erkennt; der bei kleinen Schwächen, über denen der Neid und die Bösartigkeit gern das Ausgezeichnete und Vorzügliche vergißt, große Talente und Kenntniſſe beſaß; Archenholz begrüßte die Franzoſen mit Begeiſterung als ein großes Volk. „Sie,“ ſagte er, „ſind „frei, freier, im eigentlichen Sinne des Worts, als „es Griechen und Römer waren, als es Britten „und Amerikaner ſind, und zwar zu einer Zeit, wo „die brittiſche Freiheit immer mehr und mehr von

„ihren Beſtandtheilen verliert.“ An einer andern Stelle äußert er ſich in folgenden Worten: „Nie „erlangte ein Staat ſo wohlfeil ſeine Freiheit. Grie„chen und Römer, Schweizer, Holländer und Eng„länder, alle konnten nur, durch Ströme Bluts und „über zahlloſe Leichen ſteigend, den Altar der Frei„heitsgöttin erreichen.“ Klopſtock und Wieland, deren Urtheil wohl als vollgültig und unverdächtig angeſehen werden mag, und Campe, in dem ſich Manche, mit Unrecht, nur einen Schulmann denken, ſprachen ſich in demſelben Geiſte aus. Gleiche Stimmung herrſchte in England, das auch bei dieſer Gelegenheit ſeine angeborne Selbſtſucht vergeſſen und an fremdem Ruhm und Wohl Antheil nehmen konnte. Die zur Feier der Revolution von 1688 geſtiftete Geſellſchaft ſchrieb an die National-Verſammlung und wünſchte ihr Glück zu dem ſegenreichen Bemühen, die Freiheit in Frankreich zu begründen. „Die Repräſentan„ten der franzöſiſchen Nation,“ heißt es in dem merkwürdigen Briefe, „arbeiten nicht allein für Frank„reich, ſondern für die Welt, und darum intereſſirt „der Erfolg ihrer Unternehmungen alle Völker der „Erde.“ For, Grey, Sheridan und viele Namen, die in der brittiſchen Geſchichte der Staatskunſt und Beredtſamkeit glänzen, haben Zeugniß für die gute Sache der Franzoſen und die Verdienſte ihrer Stellvertreter abgelegt. Indeſſen zählten ſie auch Feinde in England, wie in andern Ländern; vor allen die Cabinete, welche gar oft ihre eigene Moral, ihre Rechts- und Glückſeligkeitslehre haben, die mit den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution nicht recht zuſammenſtimmen wollten; **Pitt**, der den Unruhen und Unordnungen in Frankreich, ſo lange er ſie nur für dieſen Staat gefährlich glaubte, geſchäftig Nahrung gab, und **Burke** endlich, der ſeine Beredtſamkeit, welche die Leidenſchaften aufregt und die Einbildungskraft erhitzt, aus ſeiner wilden Leidenſchaftlichkeit und Einbildungskraft ſchöpfte. **Burke** hat ſich ſelten als Mann, als Staatsmann nie gezeigt. Der Majeſtät des Throns, die er in einem deſpotiſchen Staate ſchützen wollte, ſprach er in ſeinem eignen Könige Hohn, als der ehrwürdige Monarch den Verſtand verloren hatte. Die zarteſten Verhältniſſe der Freundſchaft trat er mit Füßen, weil ſeine Freunde an die Wahrheit der Gemälde nicht glauben wollten, die er als politiſcher **Höllen-Breugel** auftrug. Die Ausſchweifungen des Pöbels ergriffen und erbitterten ihn ſo ſehr, daß er die Nation lieber in

Ketten, als einige rohe Haufen die Freiheit mißbrauchen und entehren ſehen wollte. Zufällige Erſcheinungen der Revolution mit dieſer ſelbſt verwechſelnd, begriff er dieſe ſo wenig als ihre Folgen, und wie er Frankreich vergebens auf der Charte von Europa ſuchte, wo Europa ſich auf dem Wege ſah, Frankreich zu werden, ſo war das Nächſte und Natürlichſte ihm gar oft unverſtändlich, und er ſuchte, was man lange gefunden hatte, oder fand, was Niemand ſuchte. Die engliſche Conſtitution erhob er durch ausſchweifendes Lob, während er die Franzoſen zu den ſcheußlichſten Ungeheuern machte, weil ſie auf ähnlichem Wege, wie die Britten, zu einem ähnlichen, vielleicht noch ſchönern Ziel gelangen wollten.

Eigentlich war die Revolution mit der conſtituirenden Verſammlung (1791) geſchloſſen. Frankreich hatte, was der Gegenſtand der Wünſche der aufgeklärten und wohlwollenden Franzoſen geweſen war, eine erbliche conſtitutionelle Monarchie mit einer kräftigen Stellvertretung, fähig, die politiſche und bürgerliche Freiheit zu erhalten. Die ärgſten Mißbräuche, über die das Volk ſich mit nur zu großem Rechte beſchweren durfte, ſah man abgeſchafft. Die Geſetze und Inſtitutionen, welche die Aufklärung und das Bedürfniß der Zeit verlangten, waren wirklich, oder die Möglichkeit und nahe Hoffnung dazu gegeben. Unter ſolchen Umſtänden war es erlaubt, die Revolution als geſchloſſen anzuſehen; auch erklärte die Nationalverſammlung, daß ſie geendigt ſey. Aber es giebt eine Macht, die ſich die Genehmigung ſelbſt der Beſchlüſſe der National-Verſammlungen, der kaiſerlichen Decrete, Senatsconſulte, Plebiſcite vorbehalten hat, und dieſe Macht, welche oft ganz anders verfügt, als die Mächte dieſer Erde, genehmigte die Entſcheidung der National-Verſammlung nicht. Die Revolution nahm im Gegentheil erſt ihren furchtbaren zerſtörenden Charakter an. Es wird behauptet, das habe die Nationalverſammlung ſelbſt verſchuldet und durch übel verſtandenen Edelmuth Frankreich in den Revolutionszuſtand zurückgeſtoßen, weil ſie ihre Mitglieder von der Wahl in die geſetzgebende Verſammlung ausgeſchloſſen. Das ſcheint mir keineswegs der Fall zu ſeyn. Wäre auch die National-Verſammlung, wie ſie geweſen, fortbeſtanden, ſie hätte den Gang der Revolution, der mit jedem Tage drohender und wilder ward, nicht aufgehalten. Es war in keine menſchliche Macht gegeben, Thron, Adel und Volk miteinander zu verſöhnen, ihre ſtreitenden Intereſſen auszugleichen und die wüthig entbrannten Leidenſchaften zu beruhigen. Die Nationalverſammlung hatte von ihrem Anſehen und Einfluſſe immer mehr verloren, und ſie ſelbſt fühlte, erſchöpft und müde, daß ſie dem Andrange der Ereigniſſe nicht mehr gewachſen ſey. Auch ſie riß der Strom derſelben mit ſich fort, und vergebens kämpfte ſie mit ihm, um ſich in ihrer Bewegung frei zu erhalten.

In der Nationalverſammlung und bei Hofe war man damals überzeugt, der Sache des Königs und der alten Ordnung der Dinge, durch die ſchleunige Auflöſung der conſtituirenden Verſammlung und die Ausſchließung ihrer Glieder von der Wahl in die geſetzgebende, einen großen Dienſt zu leiſten. Auch wurden beide Maßregeln durch den Einfluß der rechten Seite, unter der Benennung der ariſtokratiſchen bekannt, mit Eifer verfochten und durchgeſetzt. Auf dieſelbe Weiſe haben die Girondiſten, am Schluſſe der geſetzgebenden Verſammlung, ſich nach der Eröffnung des Convents geſehnt, der gerade ihren Fall und die revolutionaire Bewegung, die er mäßigen ſollte, beſchleunigt hat.

Ich ſah das vergebliche Abmühen der conſtituirenden Verſammlung um Freiheit und Wohlſtand bei großer Kraft und feſtem, reinem Willen. In gleichem Streben mit ſtets geringerem Erfolge beobachtete ich die geſetzgebende Verſammlung, die, auf ihrem mühevollen Wege noch ferner vom Ziele, mit ſtürmiſcher Haſt zu dem Convente führte.

Man glaubte, ein ſchöner Tag ſey über Frankreich aufgegangen, ein Tag des innern Friedens, des Wohlſtandes und der Zufriedenheit. Aber was Morgenröthe ſchien, die einen heitern, freundlichen Himmel verkündete, war Abendröthe, Vorbote einer ſtürmiſchen Gewitternacht. Eine neue Ordnung der Dinge war allerdings geſchaffen, aber aus den Elementen der alten und mit den alten Menſchen. Der Buchſtabe des Friedens und der Freiheit war geſchrieben; aber anders lag es im Geiſte und Gemüthe derer, die den Buchſtaben zu deuten und anzuwenden hatten. Die Menſchen prieſen die Eintracht; aber der Zwieſpalt lag in den Dingen, welche den Willen und die Thätigkeit des Menſchen in Bewegung ſetzen. Fielen auch die Hände freundlich in einander, dann wendeten ſich doch die Herzen feindlich ab. Niemand war mit dem ihm gefallenen Looſe zufrieden, weil man hier zu viel gegeben und dort zu wenig erhalten zu haben glaubte und ſelbſt den Antheil, den man beſaß, nicht geſichert ſah. Der Friede konnte nur ſcheinbar ſeyn, weil der Krieg in der Natur der Dinge lag; doch wollte Jeder gern den Schein für ſich haben und den Vorwurf des Treubruchs nicht auf ſich laden. Es ließ ſich voraus ſagen, daß die neue Ordnung der Dinge nur ſo lange beſtehen würde, als die, welche ſie zu bewahren und zu erhalten hatten, ſich zu dieſem Ende Gewalt anthaten. Das aber thut der Menſch nur, ſo lange er muß oder ſeinen Vortheil dabei findet. Daß ſie nicht fortbeſtand, lag weder in den Fehlern der Verfaſſung, noch in der Unfähigkeit oder Bosheit derjenigen, die an der Spitze der Angelegenheiten von Frankreich ſtanden. Es lag in den Verhältniſſen, die ſelbſt aus den Mitteln der Erhaltung und Eintracht Mittel der Zerſtörung und des Zwieſpaltes machten.

Der alte Hof konnte mit dem Einfluſſe, der ihm geblieben, nicht zufrieden ſeyn. Was die Conſtitution ihm von der frühern Macht gelaſſen, verwendete er, um wieder zu erlangen, was er davon verloren, und ſo beſaß er ſelbſt in dem zu Wenig, für das Volk und ſeine Freunde noch zu Viel. Da man ſich den Stand der Dinge wechſelſeitig abgerungen hatte, ſo hielt man ihn für ungerecht und fürchtete auf keine Weiſe ſein Gewiſſen zu beſchweren, wenn man zu ändern ſuchte, was aus Noth zugegeben worden war. Aus ſolchen Stoffen des Haders, der Verwirrung und des Haſſes konnte keine menſchliche Kunſt Freundſchaft, Ordnung und Liebe bereiten. Die Gegenſätze und feindlichen Elemente mußten ſich bekämpfen und ſich im Kampfe aufreiben oder unterwerfen. Es gehörte gar viel Einfalt zu dem Glauben, daß der König, der Adel und die Geiſtlichkeit, die alle verloren hatten, den Verluſt großmüthig überſehen oder gleichmüthig verſchmerzen würden. Das ging über das Menſchliche hinaus. Mit Feſtigkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit konnte indeſſen, auch unter ſolchen allerdings ſehr bedenklichen Verhältniſſen, geholfen werden; aber dieſe Tugenden helfen immer und allenthalben, beſäße ſie nur der Menſch, wo ſie ihm unentbehrlich ſind. Dem Könige, der vielleicht am wenigſten böſen Willen hatte, waren ſie kaum, dem Adel und der Geiſtlichkeit, dem pariſer Volke und ſeinen Führern aber gar nicht zuzutrauen. Der Zwieſpalt großer Intereſſen und der Kampf mächtiger Leidenſchaften wird nicht durch Worte ausgeglichen. Selbſt die Opfer, welche die

Großmuth Einzelner willig zugeſteht, ſucht die Selbſtſucht und der Eigennutz der Maſſe bei jeder günſtigen Gelegenheit wieder zurück zu nehmen. Das Geiſtige und Göttliche in dem Menſchen erhebt ihn wohl vorübergehend über die Noth und das Bedürfniß des Augenblicks; das Irdiſche aber, der rohe Stoff, aus dem er gebildet, wird nur zu bald wieder Herr und drückt ihn vom kühnen Aufſchwung in das ſchleppende Joch des Gemeinen und Hergebrachten nieder.

Wenn indeſſen auch Wenige mit dem, was beſtand, zufrieden waren, ſo wollte doch gewiß Keiner, was ſpäter geſchehen iſt, und was ſie herbeizuführen faſt alle geholfen haben. Die Ereigniſſe wurden mächtiger, als die Menſchen, und führten dieſe in wilder Strömung fort, wo ſie jene zu leiten und zu beherrſchen hofften. Die Monarchie hatte ſich nach und nach um alles Anſehen gebracht. Die gutmüthige aber ſchwache Perſönlichkeit Ludwigs war der tiefen und heftigen Bewegung der Zeit nicht gewachſen und mußte in dem Kampfe mit derſelben unterliegen. Bei der beſten Meinung, die man von dem Könige haben kann, iſt man genöthigt, einzugeſtehen, daß der Leichtſinn und Uebermuth des

Hofs faſt muthwillig die Gefahren herbeigerufen hat, die nicht blos den Monarchen, ſondern auch die Monarchie verderben mußten. Die Revolution, welche ſelbſt ihre Führer nicht ganz verſtanden, konnte von der vornehmen Flachheit voll Dünkel noch weniger begriffen werden, und ſo kam es denn, daß von allen Seiten Brennſtoff zum Feuer trugen, die das freſſende Element in ihrem Dienſte zu haben glaubten. Es iſt ein höchſt eigenes Schauſpiel, zu ſehen, wie der Menſch oft, von der Macht der Umſtände gewaltſam fortgezogen, gleichſam von einem inſtinctartigen Gefühl gewarnt, ſich von dem Abgrunde zu wenden ſucht, dem er ſich ſchwindelnd nähert. Der 7te Juli 1792 gab ein merkwürdiges Beiſpiel davon. Die republicaniſchen Grundſätze und Geſinnungen hatten ſchon ziemlich tiefe Wurzeln geſchlagen und fanden, wo ſie ſich äußerten, lauten Beifall. Der Sturz der Monarchie war vorauszuſehen. An jenem Tage nun erhoben ſich alle Mitglieder der geſetzgebenden Verſammlung, von einſtimmiger Begeiſterung ergriffen, und ſchwuren die Erhaltung der beſtehenden Verfaſſung und Haß der Republik. Die Verwünſchung gegen Alle, die dieſe einzuführen verſucht ſeyn könnten, ward feierlich ausgeſprochen. Iſt es nicht, als wehre ſich der Menſch gegen die Ueberzeugung, die ſich ihm aufzudringen ſcheint, und als wolle er ſich gegen die Verſuchung ſtärken und verwahren, der er zu unterliegen fürchtet? Der Schwur des Haſſes der Republik war wie der des Haſſes des Königthums, gerade ein Zeichen der Erſcheinung des Geiſtes, den man verſchwören wollte. Daß man es nöthig fand, den Strom zu dämmen, bewies, daß man fürchtete, er möge übertreten. Der Eid, durch den der ſchwache Menſch, mit ſich ſelbſt im Streite, in ſolcher Lage ſich aufrecht zu erhalten ſucht, verkündet gewöhnlich ſeinen nahen Fall. Betheuerung, Schwüre und Verſprechen gleichen hier ziemlich den Nothſignalen eines lecken Schiffs, das zu ſinken droht.

Man hat oft bedauern gehört, daß Frankreich in ſeinem Freiheitskampfe keinen Washington gefunden. So begriffen die Meiſten die Geſchichte und den Geiſt der Völker und der Zeiten! Einen Regulus und Camillus durfte Rom eben ſo gut unter ſeinen Triumvirn ſuchen, als das heutige Frankreich unter ſeinen Bürgern einen Washington. Lafayette, der übrigens ſein Volk kennen mußte, glaubte mit der Einfachheit und Geradheit des Freiſtaates der neuen Welt, deſſen Unabhängigkeit er, ein Freund und Zögling Washington's hatte erkämpfen helfen, unter ſeinen Landsleuten auszureichen. Wie ſehr er ſich betrogen, hat der Erfolg gezeigt. Der gefeierte Held des Tags, im Beſitze der höchſten Gunſt der Nation, iſt er ſchnell ein Gegenſtand des Haſſes und allgemeiner Verfolgung geworden. Gezwungen ſich aus Frankreich zu flüchten, wo er, ſelbſt an der Spitze ſeines Heeres, als Vertheidiger der Monarchie, ein hartes Urtheil zu erwarten hatte, ließen die Monarchen ihn, als Begünſtiger der Geſetzloſigkeit und Anarchie, in die Nacht des Kerkers von Olmütz werfen. Lafayette war nicht der Mann Frankreichs; er war es ſogar weniger, als Mirabeau, der mit Washington nichts gemein hatte.

Mirabeau genoß eine andere Art von Ruhm und Popularität; auch war er von Lafayette höchſt verſchieden und faſt das Gegentheil. An umfaſſender Gelehrſamkeit ward er in der conſtituirenden Verſammlung von Mehrern übertroffen; aber Keiner erkannte, wie er, mit dem Adlerblicke, was der Augenblick gebot, und wußte ſo ſchnell und leicht dem Gebote nachzukommen. Mit großer Kraft des Geiſtes verband er eine große Verwegenheit; und wie er alle Verhältniſſe in einer verwickelten Lage mit feſtem Auge überſah, ſo erkannte ſein ſicherer Verſtand auch ſogleich das rechte Auskunftmittel, und ſeine Entſchloſſenheit, die nicht leicht irgend eine Rückſicht verlegen machte, zeigte ſich behend, es anzuwenden. Er beſaß vorzügliche Kenntniſſe und eine Beredtſamkeit, die, wie eine gewaltige Naturkraft, unwiderſtehlich wirkte. Mirabeau war ein großer Kopf, Lafayette ein ſchöner Charakter. Jener iſt des Erfolges wegen theuer, dem er zu gebieten ſcheint. Den Dienſten, die er leiſtet, zollt man Dankbarkeit, den Talenten, die er entfaltet, Bewunderung. Lafayette ehrt und liebt man ſchon ſeiner ſelbſt wegen, und das Unglück, welches der Feldherr und Staatsmann nicht von ſich abwenden kann oder mag, vermindert unſere Verehrung für den Menſchen keineswegs. Mirabeau war noch mehr als Lafayette der Abgott des Volks. In der letzten Zeit ſeines Lebens ſah man auf ihn als auf die feſteſte Stütze der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich, und mit ihm ging eine große Hoffnung der Nation zu Grabe. Mit Begeiſterung ward ihm die Ehre des Pantheons zuerkannt. Die Unſterblichkeit aber, die er von der Gunſt ſeines Volks empfangen, war vergänglicher Natur, die Tochter ganz der Mutter gleich. Dieſe Gunſt, ſchon öfter an andere Idole ſeiner flüchtigen Vergötterung übergegangen, hat ſich endlich ſelbſt an Marat weggeworfen, der, an Mirabeau's Stelle, die Ehre des Pantheons erhielt. Daß dieſer ſich vom Hofe bezahlen laſſen, iſt wohl auch dem Ungläubigſten erwieſen. Ob er darum aber, wenn er länger gelebt, die Sache des Volks verrathen haben würde, das macht gerade ſeine Gewiſſenloſigkeit wieder zweifelhaft. Welche Vorausſetzung man indeſſen gelten laſſen mag; er wird durch keine beſſer. Mirabeau hatte, vielleicht in gerechter Würdigung ſeiner ſelbſt, geſagt: Vom Capitol zum Tarpejiſchen Felſen iſt nicht weit; er ſteht in vieler Hinſicht zwiſchen beiden. Ihm hat das Gefühl gefehlt, welches aller wahren Größe Pflegerin und Mutter iſt, das Gefühl nämlich, daß es ein Capitol giebt, welches keine Menſchengunſt öffnen oder ſchließen kann, und in dem der Edle ſeine Stelle findet, auch wenn ihn ſeine Zeitgenoſſen vom Tarpejiſchen Felſen ſtürzen. Mirabeau wußte von dieſer Größe nichts, die, über das Urtheil des Volks erhaben, auf der befriedigenden Ueberzeugung ruht, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſeine Pflicht gethan zu haben. Nie konnte ich ohne ein tiefes, ſchmerzliches Gefühl daran denken, daß die National-Verſammlung durch einen förmlichen Beſchluß in ihrer Mitte das Bild des Mannes verhüllen ließ, deſſen Tod die Bürger ſich, mit Thränen im Auge, wie ein Unglück, das jede Familie traf, verkündet hatten. Er iſt nicht mehr! war die Anrede, die man nach ſeinem Hinſcheiden, ſtatt des Grußes hörte. Er iſt nicht mehr! Als hätte Frankreich nur den Einzigen gehabt! Die verhüllte Geſtalt zeigte die Trauer des Vaterlands, dem ein Sohn, den es unter die Unſterblichen zählen zu können glaubte, geſtorben war.

Mit ganzer Ueberzeugung trete ich dem bei, was Chénier über Mirabeau geſagt *). „Es „ſchmerzt," ſprach er, „den Menſchen, der nicht ganz „gefühllos iſt, wenn er ſich gezwungen ſieht, die Be„wunderung von der Achtung zu trennen und dieſe „den herrlichſten Gaben der Natur zu entziehen;

---

*) Rapport sur l'exclusion de Mirabeau du Panthéon, fait per Chénier au nom du comité d'instruction publique du 25 Nov. 1793.

„aber auch wehe dem Manne, der, ſchmählicher Ver„führung zugänglich, in ſich ſelbſt die Sittlichkeit „von der Geiſtesgröße geſchieden hat! Wehe dem „Freiſtaate, der die Ehrenbezeugungen, welche dem „beredten Laſter zu Theil geworden, beibehalten „könnte! Wehe dem Bürger, der nicht fühlt, daß „Talente ohne Tugend nur ein glänzendes Verderben „ſind! Ich habe Ihnen von Geiſtesgröße ohne Sitt„lichkeit und von Talenten ohne Tugend geſprochen; „das iſt wohl genug, um Ihnen Mirabeau zu be„zeichnen, ja es heiſt ihn nennen,“

Wenn der Hof Mirabeau wirklich für ſich zu gewinnen wußte, dann darf uns das weniger an Mirabeau als an dem Hofe befremden. Dieſer kannte ſeine Lage, die Verhältniſſe, in denen ſich Frankreich befand, und ſelbſt ſeine Freunde und Feinde ſo wenig, daß er gewöhnlich das Unſtatthafte wollte, das Unverſtändige that und das Nachtheilige wählte. Mirabeau fand bei ihm einiges Vertrauen; ſelbſt Danton kaufte er um ſchweres Geld, und ließ ſich mit Menſchen von ſchlechtem Rufe und ſchlechten Sitten ein, deren Dienſte, wenn ſie auch ſolche zu leiſten fähig waren, man ſchon aus Selbſtachtung verſchmähen mußte. Unglücklicher Weiſe aber durfte man ſo ſehr an ihrer Ehrlichkeit und an ihrem guten Willen, als an ihrem Vermögen zweifeln. In allen redenden Verſammlungen ſaß ſchwerlich ein Mann, der den Thron aufrecht halten konnte, wenn dieſer ſelbſt ſich nicht anders dabei benahm. Lafayette verdiente es vor Allen, daß der König ihm vertraute. Er allein konnte retten, wenn Rettung möglich war, und er wollte es auch, wollte es mit ganzem Willen. Keiner ſetzte für die conſtitutionelle Monarchie ſo viel aufs Spiel. Keiner aber hatte auch ſo viel aufs Spiel zu ſetzen, wie Lafayette, und keiner ward kälter aufgenommen und abſtoßender behandelt. Beſonders konnte es die Königin nicht über ſich gewinnen, dieſem Manne eine Verbindlichkeit zu haben, der, ein Mann von Ehre und Grundſätzen, dem Könige und der Verfaſſung treu ergeben war. Lieber ließ man ſich von liederlichem Geſindel täuſchen, als von rechtlichen Männern rathen. In dem Charakter Ludwigs lag wenigſtens die Maxime nicht, die einem berühmten Staatsminiſter zugeſchrieben wird, daß ehrliche Leute für den Hof unbrauchbar ſeyen; eine Maxime, die den Hof und den Miniſter auf gleiche Weiſe ehrt. Ich möchte dieſe Abneigung gegen Lafayette lieber und leichter pſychologiſch als hiſtoriſch erklären. Schwer zu beantworten bleibt die Frage immer: warum ſtieß man eine reine Hand zurück, die geben konnte, und zog unreine Hände an ſich, die nur nehmen wollten? Mit Anarchiſten und Jakobinern verſuchte es der Hof, nur nicht mit Lafayette, der ſeine Hülfe anbot und auch mehr als irgend jemand helfen konnte.

Ich möchte wiſſen, was aus der Revolution geworden wäre, wenn der König ſich der Führung Lafayettes überlaſſen hätte. Unterdrücken konnte man dieſelbe freilich keineswegs, aber leiten. Zum Ziele mußte Frankreich kommen, die Reſultate der Revolution erlangen; aber das konnte auch auf einem andern Wege geſchehen. Der 14. Juli, der 26. Juni, der 10te Auguſt und die ſcheußlichen Septembertage gehörten nicht zum Weſen der Revolution; dieſelbe konnte auch ohne ſie zum Ziele führen. Die Beſtürmung der Baſtille, die Abführung des Königs von Verſailles nach Paris, das gewaltſame Eindringen in die Tuillerien und der Mord der Schweizer, ſo wie das Abſchlachten der Gefangenen durch den Pöbel ſind Vorgänge, die man hätte vermeiden können. Mit Klugheit, Muth und Feſtigkeit bei der vollzie henden Gewalt wären ſie auch vermieden worden. Noch am 10. Auguſt konnte der König ſiegen, nicht über die Revolution, nicht über die Geſinnungen, Grundſätze und Bedürfniſſe der Zeit und ſeines Volks, aber doch über die Uebelgeſinnten, Ehrgeizigen und Habſüchtigen, die jene Geſinnungen, Grundſätze und Bedürfniſſe zu entſtellen und zu mißbrauchen ſuchten; über die Frechheit des Pöbels, den meuteriſchen Unfug der Sectionen und die Anmaßung des pariſer Gemeinderaths. Ich bin vollkommen überzeugt, daß ein König von Einſicht und Kraft, der die Revolution verſtand, ſich auf dem Throne als conſtitutioneller König behauptet und Frankreich durch die große Kriſe, ohne die Verbrechen und Schandthaten, die ſie entſtellen, geführt haben würde. Aber nur im Sinne der Revolution war die Revolution zu leiten und zu enden; nur indem man gab, was ſie forderte, war ihr vorzubeugen. Sie im Geiſte der Ariſtokratie behandeln, wie der Hof es that; ſie im Geiſte der Ariſtokratie bekämpfen, wie man es bisher in Europa verſucht hat, das konnte nur zum Gegenſtande eines langen blutigen Kriegs machen, was ſich unblutig, für die Monarchie ohne Gefahr und ſelbſt für die Ariſtokratie vortheilhafter entſcheiden ließ, als es mit dem Aufwande an Blut und Thränen entſchieden ward.

Selbſt im Geiſte der Ariſtokratie konnte der König am 10ten Auguſt noch ſiegen. Er konnte die Unzufriedenen unterwerfen, die Aufrührer ſtrafen und ſich Gehorſam erzwingen; aber, auch bei den größten Talenten, doch nur vorübergehend. Er konnte, wie ſpäter das Direktorium, ſeinen 18. Fructidor, oder wie der Kaiſer ſeine Siege bei Auſterlitz und Jena haben, ohne darum ſeinen 18. Brúmair und ſeinen Niederlagen bei Leipzig und Waterloo zu entgehen. Man muß, wie ich ſchon öfter wiederholt, die zufälligen und flüchtigen Erſcheinungen der Revolution von dem Nothwendigen und Bleibenden in ihr trennen. Jene würden ſich wohl ganz anders geſtaltet haben, hätte der König ſich mit Lafayette verſtanden.

Unleugbar hatte die geſetzgebende Verſammlung weder die würdevolle Haltung und Feſtigkeit, noch die großen Talente der conſtituirenden. Es war viel Wohlredenheit und wiſſenſchaftliche Bildung in ihr, aber weniger Charakter und praktiſche Kenntniß der Menſchen und der Geſchäfte. Auch nahmen die Verhandlungen in ihr eine theatraliſche Wendung, und der Redner ſpielte öfter um den Beifall der Verſammlung und der Gallerien, als er wegen der Sache und für ſie ſprach. So kam die Verſammlung denn auch am Ende unter die Herrſchaft ihrer Zuhörer. Erſt nahm ſie aus Eitelkeit und Schwäche Geſetze von dem Publicum, dann von dem pariſer Gemeinderath und endlich von dem Pöbel der Sectionen an. Daß ſie ihre Unabhängigkeit, beſonders gegen das Ende ihrer Sitzung, nicht zu behaupten wußte, fällt in die Augen, und eben ſo ſehr, daß ſie dadurch einen großen Theil der Schuld des Unglücks der folgenden Zeit auf ſich geladen hat.

Welchen Antheil die Schriftſteller, beſonders die politiſchen, im Laufe der Revolution, und namentlich in dieſer Zeit, an dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten gehabt, mag kein Unparteiiſcher verkennen. Ohne Zweifel wird die Frage, ob die Preſſe mehr Nutzen als Schaden bringe, einſt ſelbſt unter den Freiſinnigſten nicht mehr für boshaft oder albern gelten. Die Preſſe iſt ein Werkzeug, das der Lüge wie der Wahrheit, der Verleumdung wie der Rechtfertigung, dem Böſen wie dem Guten dienen kann. Es kommt alſo darauf an, ob das Mittel in Hände fällt, die es zum Vortheil Anderer, oder zu ihrem

Verderben brauchen, ob die Zahl der Beſſern, die es anwenden, die der Schlechten übertrifft, und ob die Maſſe der Leſer ſich lieber zu dieſen oder zu jenen hält. Darauf kommt es an, und wie es damit ſtehe, will ich Jeden ſelbſt entſcheiden laſſen. Auf welche Art die gemeine Bosheit und Schlechtigkeit dieſes Werkzeug zu behandeln weiß, hat uns die Revolution gezeigt, in der man nur Marat und Hebert zu nennen braucht. Wie aber die miniſterielle Gewalt damit verfährt, davon braucht man wenigſtens kein Beiſpiel anzuführen.

Uebrigens hat die Fluth von Druckſchriften, welche die Welt zu überſchwemmen droht, ſchon, ohne Rückſicht auf deren Zweck und Inhalt, den Nachtheil, daß eine flüchtige Seichtigkeit alles Tiefe, Gründliche und Ernſte verdrängen muß. Die Leſewelt iſt ein Gaſthaus an der Heerſtraße geworden, in das alles einkehrt, Geſindel und vornehme Leute, Stände und Zungen jeder Art. Da drängt und treibt einer den andern, und es wogt in beſtändigem Wechſel durcheinander. Was kann da heimiſch werden bei dem ewigen Ab- und Zugehen? Was kann da Wurzeln der Neigung und Liebe, der Anhänglichkeit und Treue, der Selbſtſtändigkeit und Feſtigkeit in dem Boden treiben, der ewig umgewühlt und mit Geſäme jeder Gattung überſchüttet wird? Faſt von den Kinderjahren an, wo der Menſch leſen gelernt, lebt er in fremden Gefühlen, Geſinnungen und Verhältniſſen, die aus Romanen, Schauſpielen, Gedichten, Mährchen und Geſchichten bunt abwechſelnd durch ſeine Seele ziehen. Alle Zeiten und Völker, alle Meinungen und Grundſätze werden von und in ihm aufgenommen. Er iſt in jedem Jahrhundert, in jedem Lande, bei jedem Volke eingewohnt. Für ihn giebt es nicht leicht etwas Fremdes, aber darum auch nicht leicht etwas Eignes. Einig mit ſich und in ſich geſchloſſen, können, unter ſolchen Verhältniſſen und bei dieſer Lebens- und Bildungsweiſe, nur wenige ganz vorzügliche Menſchen ſeyn. Einem Spiegel ſind die andern zu vergleichen, in dem ſich alle Geſtalten zeigen, die eben in bunter Reihe in allem Geleſenen und Gehörten vorüberziehen. Gehalt- und formloſer Stoff iſt der Menſch ſo in jedes Meiſters, wie in jedes Pfuſchers Hand, der an ihm kneten und bilden will. Dieſe Stunde mit Götz von Berlichingen ein biederer Ritter, wird er in der nächſten mit Karl Moor ein Räuber. Ein Römer mit den Römern, iſt er mit den Griechen Grieche. Fouqué und

Wieland, Herder und Lafontaine, Voltaire und Rouſſeau, Chateaubriand und Mirabeau, das Syſtem der Natur und Phädon, Ardinghello und die Stunden der Andacht ziehen gaſtlich aus und ein. Dabei iſt das Gedächtniß ein volles Zeughaus alter und neuer Sprachen; und da wir auf dieſe Weiſe alles ſind und haben, ſo haben und ſind wir nichts. Ich frage, ob es nicht wenigſtens zum Theil darin liegen mag, daß wir ohne Gehalt und Feſtigkeit einen uns von dem Aeußerſten auf das andere werfen und werfen laſſen, daß wir alle Schwüre ſchwören, zu allen Confeſſionen uns bekennen, heute den Eid dem Königthum, morgen der Republik, jetzt Napoleon und dann den Bourbons leiſten; daß unſer leichtfertiges Comödiantenweſen täuſchend alle Zeiten, Sitten, Grundſätze und Charaktere ſpielt und die feile Advocatenkunſt alles anzuklagen und zu vertheidigen verſteht?? Ich frage nur, und nehme Lehre an.

Ich übergehe einzelne Erſcheinungen der Revolution, die zu ihrer Erklärung nicht weſentlich beitragen, auch wenn ſie in der Geſchichte derſelben wichtig ſind. Ich ſpreche nicht von der Beſtürmung der Baſtille, von dem 20. Juni, von der Flucht des Königs und ſeiner Gefangennehmung zu Varennes, von dem 10. Auguſt, weder von den diplomatiſchen Verhältniſſen Frankreichs mit dem Auslande, noch von ſeinen kriegeriſchen Ereigniſſen, durch welche es endlich zum höchſten Grade von Ruhm und Macht gelangt iſt, wie unſre Zeit ſie kennt und ſucht. Nur eines Tags muß ich erwähnen, des ſchönſten und herrlichſten, den je ein Volk gefeiert hat. Ich meine den 14. Juli 1790, das Bundesfeſt genannt, den Gedächtnißtag der Beſtürmung der Baſtille, an dem die Conſtitution von dem Könige, der Nationalverſammlung, den Deputationen der bewaffneten Macht jeder Gattung und den Abgeordneten der Städte, im Angeſichte des Himmels, vor einer unendlichen Menge Volks beſchworen ward.

Zur Feier des Feſtes richtete man das Marsfeld ein. Zwölf tauſend Menſchen waren damit beſchäftigt. An vielen Stellen mußte die Erde mehrere Fuß tief abgetragen werden, um den Boden gleich zu machen, und rings um das weite Marsfeld eine Erhöhung von Raſen aufzuführen, auf dem ſich viermalhunderttauſend Zuſchauer niederlaſſen konnten. Man fürchtete, die Arbeit möchte an dem beſtimmten Tage nicht vollendet ſeyn, und die Bewohner von

Paris eilten, ſich derſelben freiwillig zu unterziehen. Zwei und zwei begaben ſich die Bürger dieſer unermeßlichen Hauptſtadt in langen Zügen, wehende Fahnen und Muſik an ihrer Spitze, mit Spaten und Schaufeln nach dem Marsfelde. Weiber und Kinder pflegten ſie häufig zu begleiten. Menſchen von jedem Stande und Geſchlechte, Künſtler, Handwerker, Geiſtliche, Gelehrte, Kaufleute, Beamte, Mädchen und Weiber, Vornehme und Gemeine, Reiche und Arme drängten ſich zur Arbeit und munterten ſich in freundlichen, heitern Geſprächen dazu auf. Zarte Hände, nur gewohnt mit der Nadel an dem Stickrahmen umzugehen, führten Spaten oder Schaufel, und Mönche und Geſchäftsleute ſchoben an Karren. Ein Gefühl begeiſterte die Gemüther: das Gefühl der errungenen Freiheit nach langer, harter Knechtſchaft, das Gefühl der Liebe fürs Vaterland. In wenigen Tagen war die Arbeit fertig, und der geräumige ſchöne Platz zur Feier des Feſtes eingerichtet.

Drei und achtzig aufgeſtellte Lanzen, von denen die Fahnen der drei und achtzig Departements weheten, bildeten einen großen Kreis, in dem das Amphitheater für die königliche Familie aufgenommen war. In der Mitte des Feldes erhob ſich der Vaterlandsalter. Auf beiden Seiten des Thrones breiteten ſich die Sitze der Nationalverſammlung aus. Im Innern des weiten Umfangs ſtanden die Abtheilungen der Nationalgarde aus den verſchiedenen Departementen, die Deputationen der Soldaten aller Waffengattungen und der Marine unter dem Gewehr, und die Abgeordneten der Städte und die bürgerlichen Beamten. Fremde aus allen Theilen von Europa und Neugierige aus den entfernteſten Gegenden Frankreichs hatten ſich eingefunden. An eine Million Menſchen ſah man an dieſem Orte verſammelt.

Die Feierlichkeit begann mit dem Gottesdienſte. Der Biſchof von Autun las die Meſſe. Zweihundert Geiſtliche in weißen Chorhemden, die ein dreifarbiger Gürtel unter der Bruſt zuſammenhielt, waren auf den Stufen vor dem Altare vertheilt und dienten bei dem Meßopfer. Nach demſelben weihete der Biſchof die Oriflamme des Reichs und die Fahnen der drei und achtzig Departemente. Dann erhob ſich der König auf ſeinem Throne und ſprach: „Ich, „erſter Bürger, König der Franzoſen, ſchwöre der „Nation, alle mir durch das conſtitutionelle Geſetz „des Staates übertragene Gewalt zur Aufrechthal-

„tung der Verfaſſung anzuwenden, welche von der „Nationalverſammlung beſchloſſen und von mir angenommen worden iſt, wie auch die Geſetze vollziehen zu laſſen.“ Nach dem Könige leiſtete der Präſident der Nationalverſammlung mit lauter, feierlicher Stimme den Eid, die Verfaſſung aufrecht zu erhalten, und alle Mitglieder der Verſammlung, die Rechte gegen den Himmel ausgeſtreckt, ſprachen: Ich ſchwöre es. Dann ſchritt Lafayette, der Befehlshaber der pariſer Nationalgarde, in Begleitung eines zahlreichen Stabes und vieler Officiere, über das Marsfeld, den Degen in der Hand, nach dem Vaterlandsaltare, legte ihn auf demſelben nieder und ſchwur, das Vaterland und die Verfaſſung mit Blut und Leben zu vertheidigen. Die ganze bewaffnete Macht wiederholte denſelben Schwur. Der Donner der Kanonen verkündigte die Eidesleiſtung. Muſik, frohes Jauchzen des Volks und lautes Beifallrufen ließ ſich von allen Seiten hören.

Denſelben Tag in derſelben Stunde ward derſelbe Eid in dem ganzen Umfange des Reichs geſchworen. — Wer dieſem Feſte beigewohnt und alle Herrlichkeit der frühern und ſpätern Zeit, ſelbſt die der glänzenden Kaiſerregierung geſehen hat, geſteht, es ſey einzig geweſen, bei weitem das Schönſte und Herrlichſte, ein wahres Nationalfeſt einer großen Nation. Ja, es war ein ſchöner Tag; Frankreich hat keinen ſolchen mehr erlebt und wird ſobald keinen ſolchen mehr erleben. Es war ein ſchönes Schauſpiel, ſagt man jetzt, wo ſo vieles ein Spiel geworden und blos zum Schauen iſt.

Wenn man aus der ſpätern Zeit zurückſieht auf dieſes große und ſchöne Feſt, aus der Zeit, wo man ſchon erfahren hat, was aus dem ſo feierlich geſchwornen Eide geworden iſt, aus dieſem guten, aber ſchwachen Könige, der die Art, wie er behandelt worden, ſo wenig um die Franzoſen verdiente, aus dem verehrten Lafayette, dem Befehlshaber der pariſer Nationalgarde, aus dem geachteten und höchſt achtungswürdigen Bailly, der, als Maire von Paris, die erſte Anregung zu dieſem Feſte gegeben, und endlich aus dem Biſchofe von Autun, der die Meſſe las, dem berühmten Talleyrand, dem es gelungen iſt, ſo höchſt verſchiedene Rollen mit Glück durchzuführen; dann freilich gewinnt das Bundesfeſt das Anſehen eines Schauſpiels. Damals aber war wirkliches Gefühl, was ſich ſo rein, ſo laut und ſo allgemein ausgeſprochen hat.

Mit dem Schluſſe der geſetzgebenden Verſammlung reißt ſich Frankreich von dem übrigen Europa immer weiter los, bis die Kluft endlich, die ſie trennt, unermeßlich wird. Die wärmſten Freunde ſeiner Sache wenden ſich kalt und fremd, wo nicht mit Abſcheu, von ihm weg, und es ſcheint, als ſollten die, ſo gegen die Revolution von ihrem Entſtehen an das große Wort geführt, die Burke, Mallet, Dupan und Kotzebue, Recht behalten. In Deutſchland, wo man ſelbſt bis auf dieſen Tag in politiſcher Bildung nicht beſonders vorgeſchritten iſt, wagte es keine Seele mehr, für das verdorbene Frankreich nur im Stillen zu hoffen, viel weniger laut zu ſprechen. In England, wo alles Große und Kühne, ja das gewagte Abenteuerliche von jeher Bewunderer und Vertheidiger, ſelbſt der Aufſtand von America Lobredner im Senate, und die heldenmüthige Revolution in Polen und ſeine neue Verfaſſung ſo warme Theilnahme und Unterſtützung gefunden hat, in England blieben auch dem ausgearteten Frankreich einige alte Freunde, Männer von Geiſt und Urtheilskraft, die zufällige Erſcheinungen der Revolution von dem Zwecke und Weſen derſelben zu unterſcheiden wußten, vor allen Fox, der oft nur darum über die größten Männer ſeiner Zeit hinausragt und in den öffentlichen Angelegenheiten richtiger ſieht, als ſie, weil er mit einem hellen Kopfe ein aufrichtiges, wohlwollendes Gemüth verbindet. Unter den Engländern hat die franzöſiſche Revolution immer die tüchtigſten Beurtheiler gefunden. Außer Fox nenne ich nur Erskine, Prieſtley, Makintoſh und Sheridan.

Zwölfter Abſchnitt.

Nationalconvent — Directorialregierung, bis zu meiner Anſtellung in franzöſiſchen Dienſten.

Im September des Jahres 1792 trat der Nationalconvent an die Stelle der geſetzgebenden Verſammlung. Die Aufgabe, die er zu löſen fand, war wohl eine der ſchwerſten, die je menſchlicher Weisheit und menſchlichem Muthe aufgegeben worden; und er hat ſie gelöſt, wenn auch nicht durch das, was wir Weisheit nennen, doch mit einem Erfolge, an dem alle menſchliche Weisheit verzweifelt wäre. Der König mit der Verfaſſung beſtand noch dem Namen nach, war aber in der That vernichtet, und alle Gewalt an die Repräſentanten des Volks übergegangen. Der Drang der Verhältniſſe und die Noth der Umſtände kannten kein Geſetz. Der Haß der Parteien hatte den höchſten Grad erreicht. Der

Hof und der Adel, von dem Auslande unterſtützt und von einem zahlreichen Anhange im Innern begünſtigt, bemühten ſich die neue Ordnung der Dinge umzuſtürzen, oder zu untergraben, um auf ihren Trümmern die alte wieder herzuſtellen. Alle Elemente der geſellſchaftlichen Ordnung waren aufgelöſt und mit ſich ſelbſt im Streit. Mißtrauen, Erbitterung und alle gehäſſige Leidenſchaften, die der Kampf entgegengeſetzter Intereſſen und Meinungen zu erzeugen pflegt, erfüllten die Gemüther, und der ſchleichende Verrath zeigte ſich bei den Heeren wie bei den verſchiedenen Gewalten des Landes geſchäftig. Eine neue Welt hatte ſich von der alten weit größern losgeriſſen und rang nach eignem, ſelbſtſtändigem Seyn im Kriege mit der letztern. Schneidendere Gegenſätze laſſen ſich kaum denken, als Frankreich damals mit dem übrigen Europa bildete. Einer finſtern Gewitterwolke glich es am weiten ſtillen Himmel, einem einſamen Vulcane, der in ſeinen Eingeweiden verwüſtende Lava kocht, und in dem zum Titanenkampfe die Donner geſchmiedet werden. Der Convent aber ging, durch den Gewitterſturm unerſchüttert, mit feſtem Schritte. Auch hier hat es ſich bewieſen, daß in jedem Volke die Kraft ruht, die es zu ſeiner Erhaltung und Rettung braucht, wird ſie nur aufgeregt und ihr ein großes Ziel gegeben. Wenige Epochen in der Geſchichte mögen ſich ſolcher Charakterſtärke und kühner Feſtigkeit rühmen können. Man ſah mit Erſtaunen die ungeheure Kraft ſich entfalten, von der allein in der ungeheuern Zeit einiger Erfolg zu erwarten war. Der Menſch weiß weder, wer er iſt, noch was er kann, bis die Verhältniſſe, die ihn umgeben, es ihm zeigen. Groß, wo ſie ihn aufrichten und ſeine Erfindungskraft und Thätigkeit in Anſpruch nehmen, wird er klein, wo ſie ihn niederdrücken.

Mit furchtbarer Kraft erſtickte der Convent die Factionen im Innern und die Wuth des Bürgerkrieges, in dem das Land ſich mit ſelbſtmörderiſchen Händen zerfleiſchte, und wälzte die vereinte Macht des Staates an die Grenzen zum Siege über halb Europa, das ſich gegen Frankreich verbunden hatte. Wie Herakles, erdrückte er die Rieſenſchlange, die ſich um die Wiege des jungen Freiſtaates wand. Gleich in ſeiner erſten Sitzung (am 21. September) beſchloß er, im Angeſichte der ſiegreichen königlichen Heere, die Abſchaffung des Königthums und erklärte Frankreich für eine Republik. Aus der ſtreitbaren Bevölkerung bildete er eine eherne Mauer gegen das feindſelige Ausland. Die Begeiſterung gab oder erſetzte Waffen, Lebensmittel und Kleidungsſtücke. Der Schrecken hielt jeden verrätheriſchen Verſuch gelähmt, oder erſtickte ihn im Blute des Verräthers. Schade, daß ſolchen Heldenmuth und ſo viele Tugend eben ſo große Verbrechen entſtellten. Von dieſer Epoche gilt beſonders, was Péthion von der Revolution überhaupt geſagt. „Man „muß dieſelbe," war ſeine Meinung, „aus der Ferne „betrachten. Die Jahrhunderte verwiſchen die Flek„ken, die ſie entſtellen, und die Nachwelt ſieht nur „die Reſultate. Unſere Enkel werden von uns glau„ben, wir ſeyen groß geweſen; ſorgen wir dafür, „daß ſie beſſer ſind, als wir."

In ſeiner erſten Sitzung, am 21. September, beſchloß der Convent die Abſchaffung des Königthums in Frankreich, und ſogleich darauf die Einführung der Republik. Den 21. Januar 1793 ward der König hingerichtet. Von 721 Stimmen waren 387 unbedingt für ſeinen Tod geweſen. Das alles geſchah im Angeſichte der ſiegreichen Heere der verbündeten Mächte, in deren Namen der Herzog von Braunſchweig in ſeinem nur zu bekannten Manifeſte das aufrühreriſche Frankreich nach dem Kriegsrechte zu behandeln gedroht hatte.

Die Hinrichtung des Königs machte einen tiefen, erſchütternden Eindruck. Gefühlvolle und rechtſchaffene Leute nannten ſie ein Verbrechen. Staatsmänner, die noch etwas Schlimmeres kennen wollen, ſagten, ſie ſey mehr als ein Verbrechen, ſie ſey ein Fehler. Wofür man ſie indeſſen halten mag, meine Meinung darüber war beſtimmt. Und obgleich der Menſch ſelten weiß, was er unter veränderten Umſtänden zu thun fähig iſt, ſo glaube ich doch feſt, daß mich nichts auf der Welt beſtimmt haben würde, den Tod dieſes Königs zu wollen. In ganz Europa erhob ſich ein furchtbares Geſchrei über die gräßliche That. Aber die verſchiedenen Gegner hätten nur dann ein Recht, die Republiken und Demokratien unerlaubter Handlungen wegen vor Gericht zu fordern, wenn ſie ſelbſt ſich rein davon erhielten. Gerade ſie indeſſen haben den Grundſatz aufgeſtellt, die kleine Moral der Menſchen könne die große der Staaten nicht ſeyn, und in der Politik wiſſe man nichts von Recht und Sittlichkeit, nur von Vortheil und höchſtens von Schicklichkeit. Auch in Demokratien und Republiken geſchieht Ungeheures; doch vermöchte ſelbſt das Talent eines Macchiavelli nicht, aus ihnen ein Ungeheuer zu geſtalten, zu dem er ſeinen Principe gemacht, und wie die Geſchichte ſie in großer Anzahl zeigt. Man ſollte ſelbſt rein ſeyn, um den Muth zu haben, gegen Unreine aufzutreten. Es hatte übrigens ſeine guten Gründe, daß man gegen die Ausſchweifungen der franzöſiſchen Revolution den gewaltigen Lärm erhob. Was beharrlich und mit Zuverſicht behauptet wird, findet am Ende bei ſehr Vielen Glauben. Wahrhaftig, ich würde mich ſelbſt verabſcheuen, könnte ich die Gräuel, welche die franzöſiſche Revolution entſtellen, zu rechtfertigen verſuchen; aber es ſind deren bei der Zerreißung von Polen, ohne Herausforderung und Beleidigung, mehr, mit Ueberlegung und Beſonnenheit, mit Wahl und Abſicht begangen worden, als während der Revolution von dem gereizten und mißhandelten Volke in der Verzweiflung, oder der Wuth der Leidenſchaft. Ueber die Abſcheulichkeiten, deren Schauplatz Griechenland gegenwärtig iſt, bringen dieſelben Menſchen, welche die Revolution für den Inbegriff alles Böſen der Hölle ausgeben, es kaum zu einem mitleidigen Achſelzucken. Warum dies ungleiche Gewicht und Maß? Wir verſtehen ſie. Aber die Zeit wird kommen, wo die Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Verbrechen, von Ehre und Schande ſich ſchrecklich an denen rächt, die ſie zu ihrem Vortheil einzuführen glaubten. Das Schickſal des Königs ging mir zu Herzen, weniger, ich geſtehe es, des einzelnen Menſchen, als der Sache der Menſchheit wegen, die ich in der des Monarchen und des Staates verhandelt ſah. In meiner Seele lag eine Ahnung, daß die finſtern Mächte, die den unglücklichen Ludwig bis auf das Blutgerüſt gedrängt hatten, ſichtbar oder unſichtbar über dem größten Theile der Erde thätig ſeyen. Zu der Partei der Royaliſten gehörte ich eben nicht. Weder der Gegenſtand, den ſie vertheidigten, noch die Art, wie ſie es thaten, am wenigſten aber die Vertheidiger ſelbſt konnten einen Unbefangenen dafür gewinnen. Aber ich fühlte doch, daß es für einen Mann von Ehre noch einen andern und heiligern Glauben geben müſſe, als den politiſchen; daß erhabene Seelen in Monarchien und Republiken Grundſätze und Regeln des Benehmens anerkennen, von denen ſie ſich nie entfernen, und daß man endlich dem Vaterlande habe dienen können, ohne den König zu verrathen oder niederträchtig aufzuopfern.

Ich war frei, hatte weder einem Fürſten, noch einem Lande zugeſchworen und durfte alſo meinen Grundſätzen und meiner Neigung folgen. Im Dienſte des Königs, hätte ich ihm mein Wort gegeben, und er es angenommen, ſo wäre ich mit ihm aus Frankreich gezogen oder daſelbſt mit ihm gefallen, wenn er ſich nicht als conſtitutioneller König behaupten konnte. Wahrlich, ſtand ich als Vertrauter des Monarchen ihm zur Seite, da er in Varennes angehalten wurde, er machte ſich Bahn, oder ward wenigſtens nicht im erniedrigenden Triumphe nach der Hauptſtadt zurückgeführt. Ich würde ſo wenig einen Thron errichten, als beſteigen; aber das fühle ich doch, daß ich den Mann achten muß, der einen Thron beſitzt und ſich mit Ehren auf ihm behauptet, oder unter ſeinen Trümmern begraben läßt. Auch mit meiner Ueberzeugung durfte ich ein Freund des Königs ſeyn, mußte es ſeyn, wenn mich Wort, Eid oder auch nur geſchenktes Vertrauen an ihn band. Politiſche Grundſäze ſchließen moraliſche nicht aus, ſondern erhalten erſt durch dieſe ihre Heiligung und Bürgſchaft. Nur ein ehrlicher Mann iſt auch ein guter

Patriot. Es zeichnet die Spartaner, wie noch manches, als das einzige Volk in der Geſchichte aus, daß ſelbſt der nützlichſte und klügſte Antrag nicht von einem übel berufenen Manne vor die Verſammlung gebracht werden durfte. Das glänzendſte Talent ohne Tugend iſt ein ſcharfes Schwerdt in unzuverläſſiger Hand; es zückt oder ſucht deine Bruſt, nachdem es von Leidenſchaft oder Vortheil geleitet wird. Sagt mir, worin liegt denn der Unterſchied zwiſchen einem Catilina und Camillus, einem Curtius und Coriolan, einem Sully und Richelieu, als in dem ihres moraliſchen Gehaltes? Daher kommt, zum großen Theile, das Elend und die Schande unſrer Zeit, daß ſie der Brauchbarkeit, dem Vermögen und Talente den Vorzug giebt vor Redlichkeit, Treue und Wahrhaftigkeit. Darum haben die Fürſten gewöhnlich Schmeichler, das Volk Verführer, wo ſie Freunde brauchen. Der ehrliche Mann mag in dem Weltkampfe nicht mitringen, wo Hiſtrionenkünſte den Preis erhalten, wo es vor allem, zu gefallen, zu unterhalten, zu ergötzen und zu beluſtigen gilt. Fürſten und Völker finden, was ſie ſuchen, und erhalten, was ſie wollen: Freunde und Rathgeber, oder Schönredner und Luſtigmacher, Auguſt einen Mäcen, Ludwig XIV einen **Louvois**, die Athener einen **Ariſtides** oder **Kleon**, die Römer einen **Regulus** oder **Sylla**, Nordamerica einen **Washington** und **Franklin**, die Franzoſen einen **Mirabeau** und **Napoleon**.

Ich mag die Menſchen nicht, die, ohne Rückſicht auf Vaterland, Sprache, Religion, Sitte, Wort, Treue und Glauben, ſich nach Zeit und Umſtänden abwechſelnd vom Widerſprechenden und Entgegengeſetzten angezogen und wieder abgeſtoßen fühlen; die heute Republiken und morgen Monarchien gründen, **Napoleon** in ſeinem Glücke vergöttern und, unglücklich, unter den verworfenſten der Teufel ſetzen; die jetzt alles Heil und die Welterlöſung von den Franzoſen, dann von affectirtem Deutſchthume erwarten. Ich möchte ſie nicht und kann ſie nicht achten, und regte ihre dunkle Beredtſamkeit die Gemüther wie der Orcan die Wogen des Meeres auf, und trieben ſie mit der Begeiſterung der Kreuzzugsprediger die Völker wie im Wahnſinn zum Tode vor ſich her, und ſtürzten ſie Throne und führten ſie wieder auf mit der Geſchwindigkeit des Teufels, der vor **Fauſt's** Wagen, welcher im Galoppe ging, die Straßen vor ihm pflaſtern und das Pflaſter hinter ihm aufreißen mußte.

Sind und können ſie nur das, was unterſcheidet ſie dann von dem Sturme, von Kukupeter und dem Teufel? Auch die mag ich nicht und kann ſie nicht achten, die, Royaliſten, mit dem Könige, mit dem Kaiſer kaiſerlich, in der Volksverſammlung für das Volk, die Farbe der wechſelnden Zeit tragen, das Loosungswort der ſiegenden Schaar im Munde führen, alles wiſſen und alles ſind, nur keine ehrlichen Leute. Sie folgen ihren Grundſätzen, wie ſie ſagen, ihrer Ueberzeugung, der großen Moral, die ſich nur mit Staaten und Völkern abgiebt, unbekümmert um die kleine, die nur zu den ſpießbürgerlichen Pflichten gegen Vater und Mutter, Frau und Kind heruntersteigen muß.

Ich weiß nicht, ob der König Freunde hatte, ob überhaupt ein König deren haben kann, wenn er nicht mehr als ein König iſt, nämlich ein ſeltener Menſch. Aber das weiß ich, daß ihm ſeine Feinde nicht mehr ſchaden konnten, als ihm die geſchadet haben, die ſich ſeine Freunde und Freunde der königlichen Sache nannten. Das weiß ich, daß es für Volk, Altar und Thron nichts Verderblicheres giebt, als jene feilen Weſen, die, in allem wandelbar, nur unwandelbar ihrem Vortheile dienen; die dem Könige ergeben ſind wie der Freiheit, dem Aberglauben wie der Freigeiſterei, wenn ſie in ihnen nur Werkzeuge ihres Eigennutzes und ihrer Selbſtſucht finden. Schmarozer ſind es, die es mit dem Hauſe halten, wo der Tiſch für ſie gedeckt iſt.

Es giebt Thaten, die als die höchſte Tugend dem Verbrechen ſo nahe liegen, daß ein ſchüchternes Gewiſſen, das ſeinen Frieden liebt, dieſen unſichern Boden mit heiliger Scheu meidet. Ich erinnere nur an das, was der ältere Brutus, Harmodius, Timoleon und Tell gethan. Aber das Ungeheure, das den Menſchen an dieſes Aeußerſte der Menſchheit drängt, iſt ſelten, und noch ſeltener ſind die Charaktere, die es übernehmen mögen und übernehmen dürfen, an der Schneide des Abgrundes hinzuwandeln, wo Tod und Leben, ewige Ehre und ewige Schande, wie neben der ſcharfen Klinge eines Meſſers, kaum zu unterſcheiden beiſammen liegen. In ſolcher Lage iſt etwas an der furchtbaren Phraſe, die, wenn ich nicht irre, St.-Juſt angehört, daß der große Mann zwiſchen dem Rade und der Unſterblichkeit wandele. Das ſchmale Bret, das über eine bodenloſe Tiefe führt, ſollen keine Schwindler betreten.

Selbſt der Meuchelmord, die ungeheure That, kann durch ungeheure Noth entſchuldigt werden. Wie, wenn die freche Willkür, die kein Verbrechen ſcheut, zwiſchen Schande oder eigene Vernichtung und ein Verbrechen ſtellt und in der Todesangſt und Verzweiflung nur *einen* Ausweg durch dieſes Verbrechen übrig läßt, darf ſie ſich wundern, wenn der einzige Ausweg genommen wird? Man dränge den Menſchen nicht zum Aeußerſten, oder erwarte auch das Aeußerſte von ihm! Man darf mit dem Heiligſten in ihm keinen Spott treiben, will man, daß er dies Heiligſte in ſich und Andern achte. Wenn die Bosheit und Schlechtigkeit die Gutmüthigkeit der Tugend, die ſie für Einfalt oder Schwäche hält, immer mißbraucht, gegen ſie keine Pflicht kennt, darf ſie darüber klagen, wenn auch die endlich ihre Pflicht vergeſſen, gegen welche ſie nie etwas von Pflichten hat wiſſen wollen? Es iſt ganz recht, daß man den Menſchen Moral und Religion predigt; aber die ſollten es wenigſtens unterlaſſen, deren Handlungen die Worte ewig Lügen ſtrafen. Wie mag man ſich beſchweren, wenn Andere gegen uns vergeſſen, woran wir nie gegen ſie gedacht? Jede

Lehre, die man nur zu ſeinem Vortheil übt und predigt, wird denen leicht verdächtig, die durch ſie immer im Nachtheil ſind. Wo der mit Unrecht Gequälte und Verfolgte ſich nur auf einem Wege retten kann, den ihm ſeine Quäler und Verfolger offen laſſen, da mögen ihm auch die Religion und Moral dieſen Weg nicht leicht vertreten. Es giebt furchtbare, entſcheidende Augenblicke, in denen alles auf dem Spiele ſteht, in denen man alles wagt, um nicht alles zu verlieren. Die Römer hoben in ſolcher Lage die Herrſchaft der beſtehenden Geſetze und die Gewalt der Beamten auf; auch für die Moral und Religion giebt es vielleicht ſolche Augenblicke und eine Dictatur der Noth. Wenn Tell den Landvogt tödtet, dann regt ſich auch in der Bruſt des reinſten Menſchen kein Gefühl von Abſcheu, das ſonſt den Mörder trifft. Es giebt Handlungen, die ich nicht verdammen kann und doch nicht thun möchte. Man wendet ſich mit verhülltem Geſichte wie Timoleon ab, da er ſein Vaterland gegen die verbrecheriſchen Verſuche ſeines Bruders ſichern ließ.

Es giebt Wahrheiten, die man kaum auszuſprechen wagt, weil Größe der Seele und des Geiſtes dazu gehört, um ſie zu verſtehen und anzuwenden, der Unverſtand aber und die Unbeſonnenheit, die ein blinder Eifer oder Ehrgeiz treibt, ſich ihrer gern zu ihrem und Andrer Verderben bemächtigen. Dieſe Wahrheiten haben Aehnliches mit dem Sonnenwagen, von Apollo zur Freude und zum Glück der Welt geführt, mit dem aber der eitle und unerfahrne Phaeton dieſelbe in Flammen ſetzt. Die Parodien des Höchſten und Heiligſten haben dieſem unendlich viel, und beſonders in unſrer Zeit, geſchadet, die ſo reich an lächerlichen Copien von Fabiern und Brutus, von derbem Deutſch- und freiem Römerthum geweſen iſt.

Niemand wird behaupten, daß der Convent in ſeinen Beſchlüſſen immer frei geweſen ſey. Das Murren oder Händeklatſchen der Galerien und die Bittſchriften meuteriſcher Sectionen, die vor den Schranken als Befehl ausgeſprochen wurden, hatten vielmehr einen entſcheidenden Einfluß auf dieſelben. Man kann mit dem göttlichen Rechte der Könige kaum einen ſchändlichern Mißbrauch treiben, als mit der Souverainetät des Volks getrieben ward, in deſſen Namen das Geſindel eines Stadtviertels, von einem liederlichen Schreier angeführt, zu handeln vorgab. Ein nicht weniger trauriges Schauſpiel war es, zu ſehen, wie der Convent, um mit den ausgearteten Grundſätzen und Maximen der Revolution nicht in Widerſpruch zu kommen, öfter aber, weil Ehrgeizige ſich dieſes Mittels bedienten, um die Schwachen zu ſchrecken und zu unterjochen, die Souverainetät der Pflaſtertreter und ihrer Sprecher auszeichnete und ehrte.

Der 24. April 1793 bot ein ſolches ekelhaftes Schauſpiel dar. Marat, von dem ſelbſt Pétion ſagte: „es könne kein Weſen geben, das lächerlicher wäre, als dieſer Volksfreund, wie er ſich nannte und unterſchrieb, dem die Natur recht abſichtlich den Stempel der Verwerfung aufgedrückt habe, wäre ſeine Narrheit nicht ſo grauſam;“ dieſer Marat war, wegen ſeiner ewigen Aufforderungen zu Mord und Raub, in denen er die angeſehenſten Glieder des Convents der Wuth des Pöbels als Opfer bezeichnete, in Anklageſtand erklärt worden. Das Revolutionsgericht ſprach den ekelhaften Volksfreund frei. Den 24. April ward die Sitzung der Repräſentanten der Nation durch das vieltauſendſtimmige Geſchrei unterbrochen: es lebe Marat! es lebe die Republik! Ein gemeiner Freiwilliger erſchien vor den Schranken und führte das Wort. Er erklärte den Vätern des Vaterlands, „Marat ſey „immer mit dem Volke geweſen, und das Volk werde „immer mit Marat ſeyn;" er ſchloß mit dem Geſuche um die Erlaubniß für den Zug, vor dem Convente zu defiliren. Das konnte natürlich nicht verweigert werden. Die Menge ergoß ſich wie ein Strom in die Verſammlung. Geſang und Freudengeſchrei erfüllte die Luft. Marat, einen Eichenkranz auf dem Kopfe, ward von Bürgern im Triumphe getragen. Municipalbeamten bildeten ſein Gefolge. Man ſchwang die Hüthe und Freiheitsmützen unter dem fürchterlichſten Geſchrei: es lebe Marat, der Volksfreund! es lebe der Berg! Aus den Umarmungen der Bürger, die ihn begleitet hatten, fiel Marat in die ſeiner Collegen auf der linken Seite, und der Gefeierte ward unter Liebkoſungen faſt erſtickt.

Man wendet ſeine Augen voll Mitleid von dem Volke, das ſich in ſeiner Verehrung ſo verirren kann, und voll Abſcheu von ſeinem Götzen weg, über den eines der ausgezeichnetſten Mitglieder des Convents nur im Zweifel war, ob er der unſinnigſte oder der verruchteſte der Menſchen ſey. Und dieſer Marat trug weſentlich zur Entſcheidung des 31. Mai und des 2. Juni bei, wo die Girondiſten fielen oder geächtet wurden, die ausgezeichnetſten Männer des Convents, Pétion, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Lanjuinais und noch manche Ihresgleichen; Pétion, den das Volk vergöttert hatte und an die Stelle ſeines Königs geſetzt zu haben ſchien; Pétion, den mehr als einmal der Freudentaumel einer trunkenen Menge mit dem Rufe: es lebe Pétion! es lebe die Freiheit! empfangen hatte; Vergniaud, der beredteſte Mann ſeiner Nation und ein tugendhafter Bürger; der unerſchrockene Guadet, der muthige Lanjuinais, den man ſeit mehr als dreißig Jahren ohne Menſchenfurcht auf der Seite des Rechts und der Wahrheit ſieht.

Dieſe Vorfälle zerriſſen mein Inneres mit einem unendlichen Schmerze. Von nun an ging der Triumphwagen der Republik durch Blut und über Leichen, bis ſchwache Hände ihn nicht mehr zu führen wußten. Dann beſtieg ihn ein kaiſerlicher Triumphator und ließ ihn durch dienſtbare Fürſten und Völker über die Erde ziehen, bis er ſich endlich, mit Trophäen überladen, in unbeſonnenem Laufe ſelbſt zerſchmetterte. Den 16. October ward die Königin hingerichtet. Höher ließ ſich das Maas von feiger Grauſamkeit nicht füllen.

Jetzt folgt Mord auf Mord. Der Wahnſinn und die Verruchtheit ſcheinen nur Sättigung im Blut zu finden, und mit dem Blute doch immer neuen Durſt zu trinken. Alle Menſchlichkeit iſt dem Tiger-Menſchen fremd, ja ein Verbrechen. Das Leben und Wohl von Tauſenden, die Ehre und das Glück einer großen Nation iſt Verworfenen, wie **Hebert**, **Collot**, **d'Herbois**, **Billaud-Varennes**, **Chabot**, **Carrier**, **Couthen** und **Chaumette** überlaſſen. Zweiundzwanzig Deputirte der Gironde oder Freunde derſelben werden hingerichtet, zwanzig Andere, die entflohen waren, in die Acht erklärt. Da die zweiundzwanzig ihr Todesurtheil vernahmen, empfingen ſie es mit dem Rufe: es lebe die Republik! und die Jüngeren ſtimmten patriotiſche Geſänge an. **Vergniaud** trug ein ſicheres Gift bei ſich, machte aber keinen Gebrauch davon, weil er mit ſeinem jungen Freunde **Ducas**, der vor dem Tode zu zagen ſchien, ſterben wollte, um ihn durch Wort und Beiſpiel aufzumuntern. **Rabaut-Saint-Etienne**, ein tugendhafter und aufgeklärter Mann, wie wenige zu ſeiner Zeit, entdeckte ſich einem ehemaligen Collegen, der ihm einen Zufluchtsort bei ſich verſprach. In der Nacht ſollte dieſer kommen, um den Hülfloſen abzuholen. Mit Ungeduld erwartet man den Retter. Er erſcheint — aber mit der Wache, die den Verrathenen in den Kerker führt, den er bald verläßt, um das Blutgerüſt zu beſteigen. Mann und Frau, die Rabaut aufgenommen hatten, theilen auch ſein Loos. Seine Gattin nimmt ſich in der Verzweiflung das Leben. Roland, ein Republikaner, wenn Frankreich einen hatte, einfach, redlich und unerſchütterlich feſt in ſeinen Grundſätzen, ward auf der Straße von Rouen nach Paris todt gefunden. Seine Gattin ſtarb mit Heldenmuth unter dem Beil des Henkers. In dem Gefängniſſe hatte ſie mit flüchtiger Hand die Denkwürdigkeiten ihres Lebens geſchrieben, die von der Stärke und Anmuth ihres Geiſtes zeugen. Ein junger Menſch ward mit ihr zum Tode geführt, den die frühe Trennung von dem ſchönen Leben ſchmerzte. Die freundliche Begleiterin ſuchte ihn zu tröſten und aufzurichten. Mit heiterer Gefälligkeit trat ſie ihm das Vorrecht ab, zuerſt zu ſterben. Der die Aufſicht bei der Hinrichtung führte, wollte das nicht zugeben, und ſie fragte, mehr ſeiner franzöſiſchen Artigkeit als ſeiner Menſchlichkeit vertrauend: „Wie, Sie könnten einer Frau ihr letztes Geſuch abſchlagen?“ Er konnte es wirklich nicht. Da ſie auf dem Richtplatze die coloſſale Bildſäule der Freiheit erblickte, ſagte ſie mit lauter Stimme, das Auge auf die geſchändete Göttin gerichtet: „Wie viele Verbrechen begehen ſie in deinem Namen!“ Guadet wurde mit ſeiner Schweſter, die ihn verſteckt gehalten hatte, hingerichtet. Pétion's Leiche fand man von Wölfen zerfleiſcht. Condorcet kehrte, nach gefahrvollem Umherirren, in zerriſſenen Kleidern und langem Barte, von Hunger getrieben, in einem Wirthshauſe ein, ward erkannt und tödtete ſich mit Gift. Geächtet, von Henkern aufgeſucht, von blutdürſtigen Feinden verfolgt, in der furchtbaren Zeit, wo Frankreich allen Gräueln innerer und auswärtiger Kriege preisgegeben war, wo Vernunft, Recht und Menſchlichkeit aus ſeinem unglücklichen Vaterlande verbannt ſchienen, hatte er den Muth und die Seelengröße, über die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes zu denken und zu ſchreiben. Bailly, der edle Bailly, dem die Auszeichnung zu Theil geworden, der erſte Präſident der National-Verſammlung und der erſte Maire von Paris zu ſeyn, mußte den Tod des Verbrechers ſterben. Mit erfinderiſcher Grauſamkeit ſuchten ſeine Henker alle Umſtände zu vereinigen, die ſeine Qualen vermehren konnten. Für ihn ward das Schaffot auf dem Marsfelde aufgeſchlagen, wo das Bundesfeſt gefeiert worden war, zu welchem er, im Namen der pariſer Gemeinde, den Entwurf eingegeben hatte. Zwei Stunden war Bailly auf dem Wege, bei ſchrecklichem Wetter unbeweglich auf dem Henkerskarren ſitzend, und als er auf dem Richtplatze eingetroffen, ſchob man noch ſeine Hinrichtung auf, um ſeine Leiden zu verlängern. Da der ehrwürdige Greis, von Froſt und Alter zuſammengedrückt durch die Menge fuhr, rief ihm eine Stimme aus derſelben zu: Du zitterſt, Bailly? Dieſer antwortete: Ja, vor Froſt. Gleiches Schickſal hatten, nebſt tauſend und tauſend Andern, die man aufzuzählen müde wird: Barnave, der in der conſtituirenden Verſammlung, ein Jüngling von 25 Jahren, mit Mirabeau um den Preis der Beredtſamkeit nicht ohne Erfolg gerungen hat, Chapelier und der geiſtvolle und verſtändige Thouret, beide aus der National-Verſammlung rühmlich bekannt.

Der Sturz der Girondiſten und die wilde Grauſamkeit, die nach ihrem Falle über Frankreich eine unerhörte Herrſchaft übte, bewaffnete die Charlotte Corday mit dem Stahl des Meuchelmords gegen

Marat. Mit Beſonnenheit und Ruhe ſtieß das fünfundzwanzigjährige Mädchen dem Ungeheuer das Meſſer, das ſie eben mit prüfendem Blick um den genaueſten Preis erhandelt hatte, in die Bruſt. Mit gleicher Beſonnenheit und Ruhe antwortete ſie vor Gericht und ſtarb auf dem Blutgerüſte. Das Verbrechen gegen die bürgerliche Ordnung büßte ſie mit dem Leben, das ſie ihr auch ohne Zögerung und Widerſpruch zum Opfer brachte. So hat ſie den Buchſtaben des Geſetzes, der gelten muß, wo der Geiſt durch Deuteln ein Spiel der Bosheit oder Unwiſſenheit werden kann, durch ihren Tod verſöhnt, der ſie in die Reihe um die Menſchheit verdienter Helden ſetzte, wäre der kleine Zweck des großen Mittels werth geweſen. Charlotte Corday hatte den Enthuſiasmus, aber nicht den Geiſt der großen Menſchen. Daſſelbe gilt auch von Adam Lux, der ſich mit Georg Forſter als Mainzer Deputirter in Paris befand und die Rechtfertigung der Charlotte Corday übernahm. Er ſchlug ſogar vor, die Bildſäule der Mörderin Marat's mit der Inſchrift aufzuſtellen: Größer, als Brutus. Ohne Zweifel war der kleinere Brutus gemeint, der Rom und der römiſchen Freiheit in der That einen ſchlechten Dienſt geleiſtet hat. Brutus war gewiß ein edler Menſch; aber ihm fehlte gerade, was Cäſar hatte und was Rom retten konnte, wenn es überhaupt zu retten war. Nur eine ſchöne Seele iſt der Begeiſterung für das Edle und Große fähig; aber die Begeiſterung allein reicht ſelten hin, um das Edle und Große auszuführen. In Charlotte Corday und Adam Lux gab ſie zwei reine Leben für ein ſchlechtes. Beide haben Marat überſchätzt; dieſer gehörte zu den Menſchen, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie keine Gefahr laufen zu ertrinken, weil ſie ihrer Beſtimmung zum Galgen nicht entgehen. Charlotte Corday hat den verruchteſten der Narren ins Pantheon gebracht.

Der ehrwürdige Malesherbes ward mit ſeiner Schweſter und Tochter zum Tode geführt, weil ſie, wie es hieß, einen jungen Ausgewanderten bei ſich verborgen hielten. Malesherbes hatte achtzig Jahre und ſtand, ſeiner Talente, Tugenden und Verdienſte wegen, in der höchſten Achtung. Mit Muth hatte er gegen die Ausſchweifungen und Wilkür der letzten Regierungsjahre Ludwigs XV. angekämpft. Mit beſſerem Erfolge hoffte er, mit Turgot, ſeinem Freunde, unter Ludwig XVI., deſſen Vertrauen ſie beſaßen, thätig zu ſeyn. Aber beide konnten ſich gegen die Ränke des Hofs nicht halten, der die Schwäche Ludwigs zum allgemeinen Verderben zu mißbrauchen wußte. Malesherbes zog ſich in die Einſamkeit zurück, wo er der Natur, den Wiſſenſchaften, ſeiner Familie und dem Wohlthun lebte. Da die Erklärung des Convents, er werde Ludwig richten, zu Malesherbes in ſeine Abgeſchiedenheit gelangte, ſchrieb er an den Präſidenten deſſelben, daß er ſich erbiete, die Vertheidigung des Königs zu übernehmen, und wünſche, denſelben davon in Kenntniß geſetzt zu ſehen, im Falle dem Monarchen die Wahl ſeines Vertheidigers überlaſſen ſey. „Ich war“, hieß es in dem Briefe, „zweimal in den Rath desjenigen „berufen worden, der mein Herr geweſen iſt, und „das zu einer Zeit, wo Alle nach dieſer Stelle ſtrebten. Ich bin ihm denſelben Dienſt ſchuldig, wo „Viele dieſe Stelle für gefährlich halten.“ Der Wunſch des edeln Mannes ward erhört, und er eilte nach Paris, um für den unglücklichen Ludwig das Unmögliche zu verſuchen. Er that, was Einſicht und Ergebung vermögen; aber vergebens; der Tod des Königs war beſchloſſen. Malesherbes, edel und einfach, wie wir uns die großen Alten denken, ward mit den Seinigen nach Paris geſchleppt. Da er daſelbſt in das Gefängniß trat, waren gerade Alle, die ein gleiches Schickſal mit ihm theilten und ein gleiches Loos erwarteten, in einem gemeinſchaftlichen Saal verſammelt. Sie ſtanden, wie ſie ihn anſichtig wurden, voll Ehrfurcht auf. Man ſuchte in Eile den brauchbarſten Stuhl aus und bot ihm denſelben an. Malesherbes ſagte lächelnd: „Ihr gebt dem „Aelteſten den Präſidentenſitz; aber ich bin meines „Anſpruchs nicht ſo ganz gewiß und glaube dort „einen Aelteren zu ſehen, der mir vorgeht.“ Da er die Treppe hinabſtieg, um ſich nach dem Revolutionsgerichte zu begeben, ſtrauchelte er. „Das iſt“, ſagte er, „eine ſchlimme Vorbedeutung. Ein Römer würde „umkehren.“ Malesherbes folgten noch Tauſende von blutigen Opfern, wie ihm ſchon Tauſende vorausgegangen waren. Unter denen, die den Tod am wenigſten verdienten, befand ſich des Königs Schweſter Eliſabeth. Die blinde Mordwuth hatte einen Grad erreicht, dem nur die Schamloſigkeit und der Unſinn gleich kommen konnten.

Den 7ten November erſchien der Biſchof von Paris, Gobet, die rothe Mütze auf dem Kopfe, an der Spitze ſeiner Geiſtlichkeit, vor den Schranken des Convents und erklärte: „der Wille des ſouve-

„rainen Volks ſey ihm höchſtes Geſetz, und ſeine „erſte Pflicht Unterwerfung unter deſſen Willen. Da „es nun keinen andern öffentlichen und National„gottesdienſt mehr geben dürfe, als den der Freiheit „und der heiligen Gleichheit, weil der Souverain es „alſo wolle, ſo komme er, um laut und feierlich zu „erklären, daß er von nun an ſeinen Verrichtungen „als katholiſcher Geiſtlicher entſage. Die Bürger, „ſeine Vicarien, die hier anweſend, ſchlöſſen ſich „mit dieſer Erklärung ihm an." In gleichem Sinne äußerten ſich mehrere andere Biſchöfe und Pfarrer. Der Biſchof Lindet rühmte von ſich, „die Geiſtlichen „ſeines Sprengels müßten ihm bezeugen, daß er „ſchon früher der Gerechtigkeit des höchſten Weſens „durch die Behauptung gehuldigt habe, daſſelbe „Loos erwarte den tugendhaften Menſchen, er möge „nun den Gott von Genf oder von Rom, den des „Mahomet oder des Confucius anbeten."

Die ſchriftliche Entſagung eines Pfarrers bei Melun, Namens Parent, drückte ſich noch offener und beſtimmter aus. „Ich bin," ſagte dieſer Prieſter, „ich bin Pfarrer, das heißt ein Charlatan. Es iſt „Zeit, daß man das Volk unterrichte, wie es keine „andere wahre Religion, als die natürliche, giebt, und

„wie alle die Träume, alle die Mummereien und Ge„bräuche, die man mit dem Namen Religion beehrt, „nur Mährchen vom Blaubarte ſind.“

Dieſe und ähnliche Aeußerungen wurden mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Auch der berühmte Sieyes gab in einer Sitzung des Convents, in Beziehung auf ſeinen Stand, eine Erklärung, die folgende Stellen enthält: „Meine Wünſche waren „ſchon lange für den Triumph der Vernunft über „den Aberglauben und Fanatismus; der Tag deſſel„ben iſt angekommen; ich freue mich deſſen, als ei„ner der größten Wohlthaten der franzöſiſchen Re„volution. Obgleich ich ſeit vielen Jahren jeden „geiſtlichen Charakter abgelegt habe, und in dieſer „Hinſicht mein Glaubensbekenntniß alt und bekannt „genug iſt, ſo möge mir es doch vergönnt ſeyn, die „neue Gelegenheit, die ſich darbietet, zu benutzen, „um noch einmal, und, wenn es ſeyn muß, hundert„mal zu erklären, daß ich keinen andern Gottesdienſt „kenne, als den der Freiheit und Gleichheit, keine „andere Religion, als die Liebe der Menſchheit und „des Vaterlands. Als plebejiſcher Volksdeputirter „und nicht als Geiſtlicher — denn ich bin es nicht „mehr geweſen — ward ich in die Nationalverſamm-

„lung berufen, und ich erinnere mich nicht mehr, „einen andern Charakter als den eines Volksde„putirten gehabt zu haben. Ich kann nicht, wie „viele unſrer Collegen, Ihnen die Papiere oder Ti„tel meines ehemaligen Standes ausliefern; ſie exi„ſtiren ſchon lange nicht mehr. Ich habe Ihnen „keine Entlaſſung einzureichen, weil ich kein geiſtli„ches Amt bekleide; aber es bleibt mir ein Opfer „dem Vaterlande darzubringen, das Opfer von zehn„tauſend Livres Leibrenten, die das Geſetz mir als „Entſchädigung für ehemalige Beneficien zugeſtan„den hat." In der Sitzung vom 7. November war man ſo recht im Zuge, den alten Glauben zu verhöhnen und abzuſchwören. Der ehrwürdige Biſchof von Paris, Bürger Gobet, hatte von dem Präſidenten des Nationalconvents, auf lautes Begehren, den Bruderkuß empfangen. Der Jubel über den endlichen Sieg der Vernunft war allgemein. Da kam Gregoire, der Biſchof von Blois an, ein Mann, der zu den entſchiedenſten Gegnern der Monarchie gehörte. In der erſten Sitzung des Convents, am 20. September 1792, hatte er ſein politiſches Glaubensbekenntniß in dieſer Hinſicht auf eine unzweideutige Weiſe in folgenden Worten abgelegt: „Wahr-

„haftig, keiner von uns wird je den Vorſchlag thun, die verderbliche Inſtitution der Könige in Frankreich beizubehalten; wir wiſſen zu gut, daß alle Dynaſtien nie etwas anders geweſen ſind, als reißende Geſchlechter, die nur von dem Blute der Völker lebten.“ *)

Da Gregoire eingetreten war, drängte man ihn von allen Seiten, das Beiſpiel Gobet's nachzuahmen. Er fragt, ſieht und hört, begreift endlich, was vorgegangen und was man von ihm will. Haſtig beſteigt er die Rednerbühne und ſpricht mit Unwillen: „Ich trete hier ein und weiß nur unbeſtimmt, was vor meiner Ankunft ſich zugetragen hat. Man redet mir von Opfern für das Vaterland. Ich bin daran gewöhnt. Gilt es Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit? Seit lange habe ich Beweiſe davon gegeben. Gilt es die Einkünfte, welche mit dem biſchöflichen Amte verbunden ſind? Ich überlaſſe ſie Ihnen gern. Gilt es die Religion? Dieſer Gegenſtand liegt außer Ih-

---

*) Was von Gobet über das Königthum weiter geſagt wurde, erſcheint in unſrer mehr befriedigten Zeit ſo ungebürlich, daß wir es nicht einmal als Citat hier aufnehmen mögen. D. H.

„rem Bereiche, und Sie haben kein Recht, ihn an„zugreifen. Ich höre von Fanatismus, von Aber„glauben reden. Ich habe ſie immer bekämpft. „Aber man erkläre dieſe Worte, und man wird ſehen, „daß der Aberglaube und der Fanatismus der Re„ligion gerade entgegen ſind. Was mich betrifft, „ſo ward ich, Katholik durch Ueberzeugung und Ge„ſinnung und Prieſter aus Wahl, von dem Volke „beſtimmt, das biſchöfliche Amt zu verwalten, aber „weder von ihm noch von Ihnen habe ich meine „Sendung. Ich verſtand mich dazu, die Bürde des „Epiſcopats zu einer Zeit auf mich zu nehmen, wo „ſie mit Dornen durchſäet war; man hat mich ge„quält, bis ich mich ihr unterzogen; jetzt quält man „mich, um mich zu einer Entſagung zu nöthigen, die „mir kein Menſch entreißen wird. Nach heiligen „Grundſätzen handelnd, die mir theuer ſind, und die „ich Sie herausfordere mir zu rauben, war ich be„müht, in meinem Sprengel Gutes zu thun; ich „bleibe Biſchof, um deſſen noch mehr zu thun. Ich „ſpreche die Freiheit des Gottesdienſtes an.“

Der Lärm war während der Rede ſo laut geworden, daß nur Wenige ſie ganz verſtehen konnten. **Gregoire**, dem bisher nur Beifall und Billigung zu heil geworden, hatte es von nun an mit den ſo- enannten Freunden der Aufklärung und der Freiheit urchaus verdorben. Auf den Straßen verhöhnt und leidigt, in den Volksgeſellſchaften angeklagt und den öffentlichen Blättern gemißhandelt, ging er in- eſſen ruhig und gefaßt, nach gewohnter Weiſe, ſei- n Weg, ſeinem Gewiſſen und ſeiner Ueberzeugung lgend. Dieſer einzige Zug hat mir den Mann, n ich ſonſt wenig kannte, werth gemacht; und eine Achtung iſt ihm auch, unter allen wechſelnden erhältniſſen des öffentlichen Lebens, die ihn bald ben, bald aber und öfter fallen ließen, geblieben. regoire war derſelbe vom Anfange der Revolu- n bis unter Ludwig XVIII. Deſſen mögen ſich, ßer ihm, Lafayette, Carnot und Lanjuinais, Frankreich Wenige rühmen. Ich habe Gregoire äter geſehen und befand mich mit ihm in einer rche. Die Andacht, mit der er ſich, unbekümmert das Urtheil der Gelehrten und Aufgeklärten, die gegen waren, vor dem hohen Altare niederließ von allem Aeußern abgezogen, in ſich geſam- lt betete, befreundete mich dem Manne, obgleich an dieſem Orte weder mit ihm niederknien, noch ihm beten konnte. Da er in der demüthigen

Stellung einige Minuten verweilt hatte, erhob er ſich unbefangen und heiter, das Geſpräch da wieder aufnehmend, wo wir abgebrochen hatten.

Da Gregoire unter heftigen Aeußerungen eines allgemeinen Mißvergnügens die Rednerbühne verließ, zerſtreuete ſich der Zug der Geiſtlichen, den würdigen Ex-Biſchof von Paris in der rothen Mütze und die Mitglieder des Gemeinderaths an ihrer Spitze und von einem zahlreichen Volke begleitet, durch die Stadt, um den Sieg der Vernunft über den Fanatismus zu feiern. Die Kirchen wurden unter Spott und Hohn ihrer Geräthe und Bilder beraubt, die Altäre umgeſtürzt, und die heiligen Bücher auf den öffentlichen Plätzen verbrannt. Den 10. November hatte die entweihende Einweihung der Kirche Notre-Dame zum Tempel der Vernunft und der Freiheit ſtatt. Die Vernunft, von einem Weibe dargeſtellt, wurde in feierlichem Zuge durch Paris herumgeführt und dann nach dem Convente gebracht, wo ſie von dem Präſidenten den Bruderkuß empfing. Sie ſoll ſchön geweſen ſeyn.

Der Wahnſinn und die Tollheit hatten den höchſten Grad erreicht. Die abgeſchmackteſten Anträge wurden vor den Convent gebracht, daß er ihnen Geſetzeskraft geben möge. In Bittſchriften verlangte man von ihm, die Stellvertreter des franzöſiſchen Volks ſollten ſich für Prieſter des höchſten Weſens erklären und die Todesſtrafe gegen Jeden erkennen, der den geheiligten Namen Gottes durch einen den Franzoſen gewöhnlichen Fluch läſtern würde. Ein Anderer hatte die Verwegenheit, vor den Schranken des Convents zu fordern, dieſer ſolle den Tod an der Tagesordnung erklären. Alles ſchien ſich vereinigen zu wollen, eine Ordnung der Dinge lächerlich und verächtlich zu machen, gegen die jede andere Gattung von Waffen fruchtlos verſucht worden war; und der Uebertreibung und dem Aberwitze iſt wirklich gelungen, was die vereinigten Heere von Europa nicht bewirken konnten. Die Franzoſen beſchuldigen das Ausland, beſonders Großbritannien, es habe ie Raſerei und die Narrheiten, an denen die Repulik ſo ſchnell geſcheitert iſt, bezahlt. Ohne Zweifel at die Ariſtokratie und ihre Freunde gern geſehen, was ihnen diente, und die ultra-revolutionaire Bewegung, die eben dadurch eine gegenrevolutionaire werden mußte, lieber beſchleunigt als aufgehalten. ber die tolle Uebertreibung lag ſo ſehr in dem Charakter des Volks, in dem Geiſte ſeiner meiſten Führer und Sprecher und in dem Vortheil der Factionen und Parteien, daß fremder Einfluß — der indeſſen nicht müßig geblieben iſt — kaum nöthig war, um die traurige und verderbliche Rückwirkung herbeizuführen, wie ſie eingetreten iſt.

Robespierre, das einflußreichſte Mitglied des Convents und des Heilsausſchuſſes, wollte ſich dem Strome des Verderbens und der Verkehrtheit widerſetzen. Vergebliches Bemühen! Schaffen läßt ſich wohl ein Volk, aber nicht umſchaffen. Er wußte, daß die Freiheit, die wahre nämlich, von der die gewöhnlichen Staatsmänner und Conſtitutionenmacher wenig wiſſen, mit den Bedürfniſſen, der Theilung des Vermögens, den Laſtern und Künſten der neuen Zeit nicht beſtehen könne; daß es unmöglich ſey, aus den faulen Beſtandtheilen der aufgelöſten Monarchie eine Republik zu machen; und darin hatte er ohne Zweifel recht. Daß er es ſich aber einfallen ließ, die Tugenden und die einfache Lebensweiſe der alten Zeit in die neue einführen und die ganz fertige Nation wieder umbilden zu wollen, darin hatte er unrecht. Der 9. Thermidor (27. Juli 1794) mag alle diejenigen, die ſeines Glaubens ſind, eines andern belehren. Robespierre fiel durch dieſelben Mittel, durch welche die Girondiſten, durch welche Danton, Hebert und ſo viele Andere gefallen waren. Wie er ſeine Gegner gerichtet hatte, ſo richteten ihn dieſe. Aber zwiſchen ihm und ihnen und zwiſchen ihrem Ziele und dem ſeinigen war ein großer Unterſchied. Er wollte aufrichtig und ehrlich die Republik, und alles, was er Böſes und Schreckliches gethan, war ihm Mittel zu dieſem Zweck. Uebrigens iſt erwieſen, daß er den meiſten Proſcriptionen fremd geblieben, ſelbſt die Girondiſten in Schutz genommen, das Laſter und Verbrechen mit einer Art Fanatismus zu verfolgen, ſich berufen geglaubt und beſonders gegen Orleans, Hebert, Danton und ſolche Leute perſönlich oder mit ſeinem ganzen Einfluſſe aufgetreten. Der 9. Thermidor iſt ein merkwürdiger Tag in der Geſchichte; für mich war er es beſonders. Er machte mir es recht anſchaulich, daß Volksgunſt wenigſtens ſo unzuverläßig und gebrechlich ſey, wie Fürſtengunſt. Auch die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution mag warnend vor Jeden treten, der es mit der Freiheit und den Rechten Aller ernſtlich meint. Sie mag ihn erinnern, daß es noch keinem wahren Freunde des Volks, von Lykurg bis auf unſere Zeit, gelungen iſt, ſich ſelbſt vor Verfolgung und Mißhandlung, oder ſeinen Namen vor Herabwürdigung und Schändung zu bewahren. Die Ariſtokratie, die alles zum Vortheil und Vorzug für ſich zu machen wußte, Geburt und Reichthum und ſelbſt Religion und Wiſſenſchaft, hat die Volksfreunde, wie die Schlange den Laokoon, umwunden. Was ich mit Entſetzen bei den Gracchen geſehen, ſah ich auch hier, aber nicht wie dort im todten Buchſtaben, ſondern in der lebendigen Wirklichkeit, und das in einer Zeit, wo wir uns rühmten, zweitauſend Jahre in Weisheit, Wiſſenſchaft und wahrer Bildung vorgeſchritten zu ſeyn. Wie dort, war auch hier mit der Acht jede Entſetzung von Verdienſt und Ehre ausgeſprochen. Es iſt auffallend, wie leicht es den Feinden der ewigen Rechte des Menſchen hier und dort und immer geworden iſt, und mit welch ſclaviſcher Gefälligkeit die Geſchichte das Urtheil des ſiegreichen Unrechts nachgeſchrieben hat. Selbſt Cicero, dieſer homo novus, auf den die Patricier von ächtrömiſchem Schrot und Korn mit vornehmer Verachtung herunter ſahen, war Pleonekte genug, um in den Gracchen Aufrührer zu ſehen. Du große Cornelia, größer, als ſo viele große Männer Roms, du fandeſt mehr Ruhm darin, den Gracchen, als den

Scipionen anzugehören, aber du ſtandeſt auch höher, als dein Volk und deine Zeit, ja höher, als unſere Zeit und unſere Völker! An den Namen Robespierre ſind nur Erinnerungen des Schreckens und des Abſcheues geknüpft. Mit Schaudern hört ihn ſelbſt der Bürger nennen. Ein blutiges Geſpenſt ſteht er als das Schrecklichſte, ſogar in der Zeit, die vom Schrecken genannt iſt. Ich fühle mich auf keine Weiſe berufen, Robespierre in dem zu vertheidigen, was er Böſes gethan; und wahrhaftig, es fällt ihm deſſen viel zur Laſt. Aber noch weniger vermöchte ich die zu loben, ſo ihn geſtürzt: den Convent, der ihm knechtiſch gedient und ihn dann tyranniſch geopfert; das Volk, das ihn zum Halbgotte erhoben und zum Teufel herabgewürdigt hat; die Zeit, die ihn, auf Treue und Glauben ſeiner Feinde, richten konnte. Bei allem Ungeheuern, das dieſem Manne vorgeworfen wird, bleibt doch von ihm wahr: daß er die Freiheit aufrichtig liebte und wollte; daß er ſeinem Vaterlande mit treuem Herzen ergeben war; daß er durch ſeine Maßregeln die Republik zu begründen dachte; daß ſein Privatleben tadellos geblieben, und er ſich keiner Leidenſchaft oder verderblichen Schwäche hingegeben. Wenn ihm alle Talente abgeſprochen wurden, dann darf uns das nicht wundern. Daſſelbe iſt, in unſrer Zeit, einem Manne begegnet, der kräftiger, entſchloſſener und glücklicher, als er, die halbe Welt ſich zu ſeinen Füßen legte. Man hat ihn der Feigheit beſchuldigt. Ein Gleiches widerfuhr Napoleon und ſelbſt Friedrich dem Großen. Hört man von Robespierre reden, oder lieſt, was über ihn geſchrieben iſt, ſollte man dann nicht meinen, wir ſeyen durch viele Jahrhunderte von ihm getrennt? Und doch iſt ſeine Geſchichte ein Theil der Geſchichte unſrer Zeit; Tauſende und Tauſende, die noch leben, waren ſeine Zeitgenoſſen, und was er gewirkt und gewollt, iſt in den Annalen Frankreichs, in ſeinen Schriften und Reden aufgezeichnet. Das Revolutionsgericht mit ſeinen expeditiven Formen war nicht ſein, ſondern Danton's Werk. Danton hat den 31. Mai gemacht, da Robespierre dagegen für die Girondiſten ſprach. Robespierre ſuchte Eliſabeth zu retten und ſprach in dem Convente zuerſt das Wort Milde und Gnade aus, und ward mit Unwillen angehört. Ja Vadier hat ihn am 8. Thermidor förmlich angeklagt, die Gegenrevolutionaire ſeyen durch ihn der Strafe entzogen worden. Preiſet immerhin die ſtrenge Unparteilichkeit der Geſchichte! Sie iſt gerecht, wie die Menſchen, die ſie geſchrieben, theilt ihre Beſchränktheit, Einfalt und Leichtgläubigkeit, ihre Vorurtheile und Leidenſchaften, betrügt ſich ſelbſt und wird wenigſtens eben ſo oft betrogen.

Man hat Robespierre der Herrſchſucht und der Grauſamkeit angeklagt. Als Zeichen ſeines unerträglichen Uebermuths wird angeführt, daß er am Feſte der Gottheit (den 20. Prairial), wo er, nach dem Ausdrucke eines berühmten Schriftſtellers, die Huldigung des franzöſiſchen Volks mit dem höchſten Weſen zu theilen ſchien, bei dem feierlichen Zuge, als Präſident des Convents mit ſtolzem Schritte dieſem vorangegangen ſey, abſichtlich einigen Raum zwiſchen ſich und ſeinen Collegen laſſend. Das war allerdings für dieſe kränkend, und ſo viel Anmaßung konnte nicht vergeben werden. Bekannt iſt, daß Robespierre während der vierzig Tage, die ſeinem Falle vorausgingen, ſelten im Convente erſchienen war, keinen Antheil an den Berathungen des Heilsausſchuſſes genommen und die Rednerbühne auch nicht ein einziges Mal betreten hatte. Indeſſen wurde in dieſen vierzig Tagen mehr Blut vergoſſen, als in gleicher Zeit vorher, wo er noch die Seele des Convents geweſen war. Auch zeigte man bei und nach ſeinem Falle keine beſondere Mäßigung. Den 10. Thermidor wurden zwei und zwanzig, den 11. drei und ſiebenzig und den folgenden Tag wieder zwölf Menſchen hingerichtet. Eine zwecklose, oft muthwillige Grauſamkeit trat an die Stelle der furchtbaren Strenge, die wenigſtens ein Ziel kannte und wollte, wenn dieſes Ziel auch nicht ganz zu erreichen war. Wollte übrigens Robespierre ſich im Beſitze der Gewalt behaupten, dann konnte er es ohne Zweifel; für ihn war das Volk. Indem er ſich aber jeder Theilnahme an den Geſchäften entzog, ward er denen fremd, die ſich mit ihm zu ſtimmen gewöhnt hatten, und ließ der Thätigkeit ſeiner Feinde ein freies Feld. Dieſe benutzten die Gelegenheit, um die Leidenſchaften gegen ihn aufzureizen, die ſich bisher mißmuthig verborgen, feig geſchwiegen oder niederträchtig geſchmeichelt hatten: die Eitelkeit, die ſich durch die größere Volksgunſt Robespierre's gekränkt fühlte; der Neid, den ſeine Triumphe erbitterten; die Habſucht und Schwelgerei und alle Laſter, die ſeinen Ernſt, ſeine Mäßigung und Strenge fürchteten. So bildete ſich in den vierzig Tagen, die Robespierre von den Geſchäften zurückgezogen lebte, aus den verſchiedenartigſten Menſchen eine Partei gegen ihn aus, der er Zeit ließ, ihre Maßregeln zu nehmen und auf die öffentliche Meinung zu wirken. Das Ausland unterſtützte dieſe Bewegung mit ſchlauer Kunſt. Es ſchrieb und ſprach nur von dem Convente Robespierre's, von den Armeen Robespierre's, von Robespierre's Frankreich und ſeiner Dictatur. Das reizte die Eitelkeit und den Stolz der unedlen und edlen Gemüther, die frei und ſelbſtſtändig ſcheinen und die es ſeyn wollten. Dann liegt in allen Menſchen etwas von des Natur jenes Athenienſers, der ſich den Namen des Ariſtides zur Verbannung aufzeichnen ließ. „Ich habe nichts gegen den „Mann," ſagte der ehrliche Bürger, „ich kenne ihn „nicht einmal: aber es ärgert mich, daß man ihn „immer und immer nur den Gerechten nennt." Ueber die pariſer Gemeinde konnte Robespierre verfügen, eben ſo über den Stab und den Commandanten der Nationalgarde. Er war indeſſen nicht dahin zu bringen, die Vortheile ſeiner Lage zu benutzen. Schon als der Convent auf eine Weiſe, die man umſtändlich in den Berichten der Tagsblätter leſen muß, um ihre ganze Erbärmlichkeit zu fühlen, ihn in Anklageſtand verſetzt hatte, rieth ihm der entſchloſſene Saint-

Juſt, ſich an die Spitze des Volks zu ſtellen und ſeine Feinde zu vernichten. „Das," erwiederte Robespierre, „hieße handeln, wie ein Tyrann. Ich „will nicht in die Lage kommen, Bürgerblut vergießen zu müſſen, um mich zu rächen. Es liegt in „meinen Grundſätzen, mich dem Willen des ſouverainen Volks zu fügen; bei dieſem ſteht es nun, „mich zu vertheidigen oder aufzugeben." Solche Geſinnung und Sprache muß die Klugheit, die nichts will, als den Erfolg, der ihr alles iſt, ſehr einfältig finden. Es iſt wenigſtens nicht die Geſinnung und Sprache eines Sylla oder Catilina, eines Ehrgeizigen und Meuterers, und ſein Wort beſiegelte die That. Mit der Verwegenheit eines großen Verbrechers wäre er — es iſt ſchrecklich, aber wahr — in der öffentlichen Meinung und der Geſchichte ein großer Mann geworden, und der größern aber glücklichen Schlechtigkeit hätten ſie nicht nur vergeben, ſondern auch gehuldigt.

Robespierre war ſich in ſeinem öffentlichen Leben immer gleich geblieben. In der conſtituirenden Verſammlung ſprach er wie im Convente. Daß ihn welterfahrne Staatsleute und die Frau von Staël für überſpannt und revolutionair gehalten, iſt ſehr natürlich, denn er war es in der That. Das Schickſal der Monarchie aber und die nahe Zukunft Frankreichs hat er beſſer vorausgeſehen, als alle die vornehmen und welterfahrnen Leute, die ſich weit über ihn erhaben dünkten. Er war überzeugt, daß ſich der alte franzöſiſche Thron und die Ariſtokratie nie mit einer Ordnung der Dinge befreunden würden, welche die Souverainetät im Volke ſindet und die Gleichheit aller Staatsgenoſſen anerkennt. Das wußte er und erſparte ſich die vergebliche Mühe des Verſuchs, durch den berühmte Staatsleute außer dieſem Ruhm auch noch den der Aufklärung und des Wohlwollens erworben haben, des Verſuchs nämlich, Waſſer und Feuer zu einem Elemente freundlich zu verbinden. Wir können ja faſt allenthalben davon reden, wie dieſer Verſuch gelungen. Der Dichter, meint Horaz, ſolle keinen Pferdekopf auf einen Frauenhals, nicht Flügel an den Körper eines Fiſches ſetzen. Dem Geſetzgeber aber und dem Staatsmanne, denkt man, möge es gelingen, Widerſprechendes zu vereinen und Unnatürliches zu paaren. Widerſprechendes und Unnatürliches ſind nothwendig auch die Kinder ſolcher unnatürlichen Ehen. Daß der Convent ihn der Tyrannei beſchuldigte, konnte nur den Convent herabwürdigen. Auf dieſelbe Weiſe hat ſich die Feigheit und Schlechtigkeit immer, wie auch bald nachher wieder, zu rechtfertigen geſucht. Hatte Robespierre vielleicht ein ſiegreiches, ihm ergebnes Heer, wie Marius, Sylla, Cromwell und Buonaparte? Zwölfmal wollte der Heilsausſchuß, der, wie man ſagt, von Robespierre regiert, Frankreich im Namen des Convents regierte, ſeine Macht an dieſen zurückgeben, und zwölfmal ward er von ihm mit lautem, einſtimmigem Beifall beſtätigt. Wer hat dem Convente Gewalt angethan, wo es bei ihm ſtand, zu geben oder zu nehmen? Was konnte mehr als ſechshundert Menſchen zwingen, ſich dem Willen eines Einzigen zu unterwerfen? Robespierre hatte weder Geburt, noch Geld oder Truppen; ſeine Waffen waren ſeine Grundſätze, ſeine Beredtſamkeit, ſein unbeſcholtenes Leben und das Vertrauen, welches das Volk auf ihn geſetzt. Auf dieſelbe einfache Weiſe lebte er, da er über das Schickſal Frankreichs, und durch dies über das eines ſchönen Theils der Welt entſchied, gleich dem ſchlichteſten Bürger bei dem Schreiner Dupleix, deſſen Tochtermann er zu werden hoffte. Was er erworben und zu erwerben ſuchte, iſt bekannt. Er ſtarb nicht reicher, als er nach Paris gekommen war, und ein Präfect möchte ſich ſchwerlich mit dem begnügen, was er für Ueberfluß und Reichthum hielt. Aber gerade darum war er ſehr zu fürchten; denn gewiſſe Geſinnungen und Beiſpiele ſind in einem gewiſſen Sinne gefährlicher, als die glänzendſten Talente, die ſich oft in ihrer ganzen Größe zeigen, um an den höchſten Preis zu kommen.

Für den 9. Thermidor waren ächte Patrioten, beſonders aber die ſchönen geputzten Leute, die vornehmen Müßiggänger, die gern an einem Hofe leben oder ſelbſt ein Höfchen haben, die gepuderten Haare und gefältelten Hemdkrauſen, die Zierbengel und lebensartigen Perſonen, die Lispeler und Lorbſer, die Freunde der guten Tafel und der ſchlechten Weiber, die, welche reich geworden oder es noch zu werden hofften. Daß auch ehrliche und tüchtige Männer ſich gegen Robespierre erklärten und ſeine Entfernung wünſchten, gebe ich gern zu; aber ſie thaten es weder im Geiſte, noch mit dem Zwecke und den Mitteln der Koryphäen des 9. Thermidor. Die verſtändigen und rechtlichen Leute ſahen ein, daß Robespierre die Republik nicht retten konnte, und daß alle Opfer, die er ſeinem Syſteme brachte, eine vergeblich grauſame Verſchwendung waren. Mit dem hohen Preiſe, den er an das Höchſte auf Erden ſetzte, meinte er es ehrlich; aber er verſtand ſich weder auf die Waare, noch auf den Handel. Es war, als hätte er ſich in eine ihm fremde Zeit, unter ein ihm fremdes Volk verirrt, und in dieſem Sinne war er wirklich ein Verrückter. Daß er ſich ſelbſt wie Andere an ſeine Ueberzeugung geſetzt und ihr ſich wie Andere geopfert hat, beweiſet wenigſtens ſeine Aufrichtigkeit. Und wenn man auch ſeine Vertheidigung nicht übernehmen kann, dann darf man doch zeigen, daß die, ſo ſich auf ſeine Koſten rechtfertigen wollten, tief unter ihm geſtanden ſind. Das kann man von Robespierre wie von Napoleon ſagen, den man auch verdammte, weil man die Hölle, der man ſich verpfändet fühlte, mit dieſem Opfer abzufinden hoffte. Robespierre bietet eines der vielen Beiſpiele dar, wie gefährlich es iſt, Völker nach Abſtractionen und Theorien zu behandeln, und wie die erhabenen Grundſätze der Freiheit und Gerechtigkeit bei denen, welche die Menſchen, ihre Zeit und ihr Volk nicht kennen, gleich der Willkür und dem Despotismus wirken. Man kann das Beſte wollen und, wo die

Einſicht und die Klugheit fehlen, die zum rechten Zwecke auch die rechten Mittel zeigen, doch das Schlimmſte thun. Ohne Zweifel iſt die Betriebſamkeit wohl gemeint, welche die Früchte des ſüdlichen Himmels im rauhen Norden und die Blüthen des Frühlings im Winter ziehen will. Auch der Bär hat es gut gemeint, der ſeinem Freunde und Wohlthäter den Schädel zerſchmetterte, um ihm eine Fliege zu verjagen.

Robespierre war fünf und dreißig, und Saint-Juſt ſechs und zwanzig Jahre alt, als ſie fielen. Saint Juſt beſaß größere Talente, mehr Thätigkeit und Unternehmungsgeiſt, als Robespierre. Was dieſer junge Menſch geleiſtet hat, überſteigt faſt allen Glauben. Robespierre, den er an Tiefe und Umfang der Kenntniſſe und an Entſchloſſenheit übertraf, war ihm an Charakter, was vorzüglich den Mann und den Menſchen macht, überlegen.

Wie ich damals ſchon den 9. Thermidor ſeine Helden und ſeine Opfer angeſehen, beweiſet eine Schrift, die ich im Sommer des Jahres 1795, unter dem Titel: Geiſt der fränkiſchen Revolution, herausgegeben habe. In derſelben findet ſich eine kleine Abhandlung über Robespierre, die ſich über den Zweck und die Mittel dieſes merkwürdigen Mannes auf dieſelbe Weiſe ausſpricht, wie ich es hier gethan. Von dem Geiſte der fränkiſchen Revolution, den, wenn ich nicht irre, ein Buchhändler Pech in Frankfurt verlegt hat, war ſchon gegen das Ende des erſten Theils des Merkwürdigſten aus meinem Leben die Rede, wo ich auch mehrere Stellen daraus angeführt habe. Auf dieſe kleine Schrift muß ich mich hier beziehen, die, wenn auch ſonſt ohne beſondern Werth, mir doch bezeugt, daß ich auf die Dauer der Republik aus Gründen kein Vertrauen ſetzte, aus denen ich auch jetzt noch glaube, daß die Freiheit bei uns ſchwer zu erhalten ſey; daß ich in Robespierre und ſeinen Freunden Männer erkannte, die es aufrichtig mit der Sache des Volks und mit Frankreich meinten, aber die Mittel nicht beſaßen, dieſer Sache weſentliche und bleibende Dienſte zu leiſten; daß ich fürchtete und die Furcht auch ausſprach, die Revolution möge ſich mit einem Piſiſtrat oder Cromwell enden; und daß ich es endlich nicht für unmöglich hielt, die Bourbons einſt wieder auf dem Thron von Frankreich zu ſehen.

Die Thermidorianer waren größtentheils Leute von zweideutigem Rufe und ſchlechten Sitten, welche die Verbrechen der Revolution getheilt hatten, ohne eine Tugend zu beſitzen. Wenn man auch Frankreich Glück wünſchen darf, daß es von einer furchtbaren Gewalt befreit wurde, die durch ſchreckliche Mittel einen Zweck zu erreichen ſuchte, der nicht zu erreichen war; dann muß man doch bedauern, daß es auf ſolche Weiſe und durch ſolche Menſchen geſchehen iſt: durch dieſen Tallien, dem die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt und eine ſchöne Frau zu retten, den Muth und die Kraft eines Verſchwornen gab; durch dieſen Billaud-Varennes und Collet-d'Herbois, die grauſamer, als Robespierre, die Grauſamkeit nur zu ihrem Vortheil und Vergnügen übten; durch dieſen vielzüngigen Barrère endlich, den Berichterſtatter aller ſiegenden Factionen und Parteien, dieſes Muſterbild unſerer gewandten, allſeitigen, aber charakterloſen Bildung, die für und gegen alles Gründe und Beweiſe hat, wie das Bedürfniß, die Neigung oder Leidenſchaft ſie fordern. Wahrlich! ſolche Retter gaben eine ſchlechte Bürgſchaft für das Glück der Zukunft. Am ſicherſten erkennt man die gemeine Erbärmlichkeit einer Zeit daran, wenn Jeder in ihr den Vorwurf der Schlechtigkeit und des Ver-

verbens auf den Nacken wälzt, die Sclaven über den Tyrannen klagen, der ſie unterdrückt, da er doch kein anderes Werkzeug ihrer Unterdrückung, als ſie ſelber, hat. Die Thermidorianer feierten ihren Siegestag mit Lobreden auf die Freiheit, die, wie ſie klagten, an Robespierre verloren und durch ſeinen Sturz wieder gewonnen worden war. Die armen Republikaner, die da glauben, die Freiheit gehöre zu den Gütern, die man wie einen Treffer aus dem Glücksrade zieht! Werden die, welche Sclaven, Schmeichler und Gehülfen der Tyrannei geweſen ſind, nicht ſelbſt Tyrannen ſeyn, ſobald ſie es zu ſeyn vermögen? Und ſie waren es. Grauſamer, als die Gewalt, die ſie geſtürzt hatten, wendeten ſie ihre Grauſamkeit in blinder Wuth gegen Alle, von denen ſie glaubten, ſie ſtünden ihrer Macht im Wege, gegen Republikaner wie gegen Royaliſten. Dem Sanſculotism ſchmeichelten ſie durch die Apotheoſe Marats, die der Convent unbeſonnen beſchloſſen, aber vorſichtig nicht vollzogen hatte. Dem Königthum und der europäiſchen Diplomatie glaubten ſie ſich durch die Verfolgung der ſtrengen Republikaner gefällig zu nähern, die Intereſſen und Leidenſchaften der Revolution aber durch die Aufopferung der königlich Geſinnten zu beruhigen oder zu gewinnen.

Das Beiſpiel von Menſchen, die noch an die Freiheit glauben, wenn ſie auch nirgends mehr als in ihrem Herzen eine Stelle hat, iſt zugleich rührend und erhebend. Ein ſolches Beiſpiel gaben **Romme**, **Goujon**, **Duquesnoy**, **Bourbotte**, **Soubrany** und **Duroy**. Von einer Militair-Commiſſion zum Tode verurtheilt, weil ſie an dem Aufſtande in den Tagen des Prärial Antheil gehabt haben ſollten, kamen ſie der Vollziehung des Ausſpruchs ihrer Henker durch freiwilligen Tod zuvor, indem ſie ſich im Gefängniſſe mit einer Scheere und einem Meſſer, die ſie ſich abwechſelnd liehen, das Leben nahmen. **Bourbotte** durchbohrte ſich zuerſt mit den Worten: **Mein letzter Wunſch, mein letzter Hauch iſt für mein Vaterland.** Die Andern folgten ſeinem Beiſpiel mit Ruhe. **Goujon** hatte noch wenige Stunden vor ſeinem Tode eine Hymne gedichtet. **Duquesnoy** erſtach ſich mit den Worten: **Möge mein Blut das letzte der Unſchuld ſeyn, welches vergoſſen wird!** Fänden wir dieſe Heldenzüge in der alten Geſchichte, die einen **Agis** und eine **Arria** verewigt hat, wir würden ſie um ihren

Reichthum beneiden und die Namen der Märtyrer der Freiheit der Nachwelt mit Bewunderung überliefern, wie ſie uns von der Vorwelt zugekommen ſind. So aber kennen Wenige die angeführten Namen.

Der Sieg der Thermidorianer trug dieſen die Früchte nicht, die ſie ſich davon verſprochen haben mochten. Sie beſaßen weder die Talente noch den Charakter, weder das Vertrauen noch die Achtung des Volks, wodurch ſie ihren Einfluß hätten begründen und behaupten können. Die Macht der Ereigniſſe, denen ſie nicht gewachſen waren, ließ ſie ſchnell wieder fallen, um ſich tauglichere Werkzeuge auszuſuchen. Iſt dem Talente und der Anſtrengung freie Bahn gegeben, und der Menſch muß ſich mit eigner Kraft heben und halten, und ſein Werth liegt einzig in ſeiner Perſönlichkeit, und Jeder kann ihn geltend machen, dann — das bewährt ſich faſt immer — gelangen gehaltloſe Weſen ſelten zu einiger Bedeutung. Wenn auch nicht gerade edle, große Menſchen an die Spitze der Angelegenheiten kommen, dann ſind es doch fähige oder gewandte, die Verſchlagenheit oder Muth beſitzen, aber keine leeren, nichtigen Pagoden, welche die warme Luft der Hofgunſt aufbläht und in Bewegung ſetzt.

Bei manchem Regierungs- und Regentenwechſel thut der Nachfolger gern das Gegentheil von dem, was ſein Vorgänger gethan. Dadurch gedenkt er ſeine Eigenthümlichkeit und Selbſtändigkeit zu beurkunden, die Hoffnung aufs neue zu beleben und die Veränderung, ward ſie gewaltſam durchgeführt, legitim zu machen; denn wollte man es beim Alten laſſen, dann war es überflüſſig, ſich an die Stelle derer zu ſetzen, die man verdrängte. Das geſchah, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, auch nach dem 9. Thermidor. Auf die Regierung des Schreckens ſollte eine der Duldung, der Milde folgen. Die Duldung nahm ſich aber faſt wie Gleichgültigkeit, und die Milde wie Schwäche aus. Ward das Uebel dann doch zu drohend und die Gefahr bedenklich, dann ſchlug die Gewalt mit der Unſicherheit und reizbaren Heftigkeit, die der Schwäche eigen ſind, im blinden Grimme nach allen Seiten aus. Die Verwaltung hatte etwas von jenem Fanatism der Freiheit und Toleranz, der ſeine Lehren auch mit Feuer und Schwert verbreitet. Aller Verheißungen ungeachtet, mit denen um ſo verſchwenderiſcher umgegangen wird, je weniger man ſie zu erfüllen gedenkt, verfiel der Staat ſichtbar in einen Zuſtand von Anarchie und Schwäche, der die Gegenrevolution, die mit ihren Abſichten ohne Scheu hervortrat, begünſtigte.

In dieſer Lage nahm man ſeine Zuflucht wieder zu einer neuen Conſtitution, der dritten ſeit 1791. Dieſe führte zwei Kammern der Geſetzgebung ein, wodurch, wie die geprieſenſten Staatsmänner verſicherten, eine Verfaſſung Feſtigkeit und die Regierung Stätigkeit erhält. Die vollziehende Gewalt ward einem Directorium von fünf Mitgliedern anvertraut. Gegen die Verfaſſung von 1795 (vom 1. Vendemiaire des Jahres 4) iſt eigentlich nichts Erhebliches einzuwenden. Wenige Staaten hatten oder haben ſich einer vollkommnern zu erfreuen. Frankreich gab ſie indeſſen weder Glück noch Ruhe.

Herr Necker, ein vortrefflicher Menſch und tüchtiger Staatsmann, ſagte voraus, daß dieſe Conſtitution nicht lange beſtehen würde. Die Prophezeiung iſt eingetroffen, ohne daß Necker darum ein Prophet geweſen wäre. Was er verkündete, geſchah; aber die Gründe, aus denen es ſo kam und ſo kommen mußte, waren die des Herrn Necker nicht. Dieſer Mann verſtand weder die Revolution noch überhaupt die Zeit. Was ſich bis zum Jahre 1789 vorgefunden, war ihm geläufig. Alles Treffliche, das beſtand, alles Vorzügliche, das die Staatskunſt bis dahin darbot, hatte er ſich zugeeignet. Montesquieu und die engliſche Verfaſſung waren ihm das Höchſte, nur daß er, als ein guter Staatswirth, das Princip des Staatenlebens vorzüglich in dem Zuſtande der Finanzen fand. Die Urſachen der franzöſiſchen Revolution und ſomit auch der Zweck derſelben lagen größtentheils außer ſeinem Geſichtskreiſe. Darf man ſich darüber wundern, da noch jetzt, bei einem lehrreichen Commentar von mehr als dreißig Jahren, ſehr berühmte Staatsleute in demſelben Falle ſind? Necker hielt den nahen Untergang der Verfaſſung von 1795 beſonders darum für unvermeidlich, weil die vollziehende Gewalt, wie er meinte, nicht Kraft genug gegen die geſetzgebende gehabt. Die Einſeitigkeit ſeiner Anſicht und ſeines Urtheils kam daher, daß er faſt nur das Techniſche der Staatskunſt beſaß. Da er in dem Staate nur eine complicirte Maſchine ſah, ſo mußte ihm der Mechanism alles, wenigſtes das Höchſte ſeyn. In Zeiten der ruhigen Gewohnheit, und wo das ſtarke Räderwerk der Verfaſſung und der Inſtitutionen, lange eingeübt, ohne harte Reibung in einander greift, hätte er Recht gehabt. Aber ſolche Zeiten waren damals nicht, ſind noch nicht und werden auch nicht wieder kehren, bis die politiſche Welt, unter der die frühern Stützen und Unterlagen morſch geworden und gebrochen ſind, ihren Schwerpunct und auf ihm ihr Gleichgewicht wieder gefunden hat. Hr. Necker hielt ſich feſt an dem beliebten Axiome der Theilung der Gewalten; und es ſtand ja geſchrieben und war oft geſagt, daß die vollziehende Gewalt, um frei und ſtark zu ſeyn, die Bewegung der geſetzgebenden müſſe aufhalten können. Darum hat auch der König von England, dem Muſterſtaate der damaligen Zeit, das Recht, ſein Parlament zu berufen, zu prorogiren und aufzulöſen.

Allerdings iſt die vollziehende Gewalt ſtark und frei, wo die Geſetzgebung ſchwach und untergeben iſt. Heißt dieſer Zuſtand nun Recht und Ordnung, dann finden wir aller Orten gut dafür geſorgt. Immer und allenthalben, mit ſeltenen Ausnahmen, hat die ausübende Gewalt die geſetzgebende nach und nach in ſich aufgenommen. Die Willkür eines Einzigen war faſt die einzige Regierungsform geworden. Selbſt England zeigt uns in der Regel ein miniſterielles

Unterhaus, in dem die Krone ſich der Mehrheit der Stimmen verſichert hat. Was die Vorzeit von Maifeldern, Ständen, Cortes und Parlamenten aufzuweiſen hatte zum Schutze der Freiheit der Nationen und der Rechte des Volks, war durch die Monarchie vernichtet worden. Das ſcheint in der Ordnung zu ſeyn, wenn man für die Unabhängigkeit der vollziehenden Gewalt immer ſo ängſtlich beſorgt geweſen iſt. Will man Reibungen zwiſchen ihr und der geſetzgebenden vermeiden, dann erreicht man freilich ſeinen Zweck, wenn man dieſe jener unterordnet. Durch ſolche Unterordnung iſt aller Eiferſucht und jedem feindſeligen Begegnen zwiſchen beiden vorgebeugt, aber auch jede Freiheit und jede Garantie der Volksrechte aufgehoben. Was der Nation von dieſen erſten unſchätzbaren Gütern der geſellſchaftlichen Ordnung zu Theil wird, iſt ein Geſchenk der Regierung. Was aber Jemand verſchenken kann, darf er auch verſagen.

Es gab übrigens viele Staaten, in denen die vollziehende Gewalt keine größere Macht beſaß, als dem Directorium durch die Verfaſſung zugeſtanden war, und die ſich doch nicht übel dabei befanden. Wir nennen nur Sparta, die Schweiz, Holland und Nordamerica. In Frankreich konnte ſich dieſe Verfaſſung nicht behaupten, wie ſich auch jede andere ſchwerlich behauptet haben würde, nicht wohl behaupten konnte, ehe die widerſtreitenden Intereſſen ausgeglichen, die feindſeligen Geſinnungen verſöhnt, und die Grundlagen der neuen Ordnung der Dinge befeſtigt waren. Das aber kann eine Verfaſſung nicht, wenigſtens nicht allein, und wäre ſie die beſte. Das iſt vorzüglich das Werk der Zeit, der oft gelingt, was menſchliche Kraft umſonſt verſucht. In jedem Zuſtande des Mißbehagens will der Menſch Veränderung. Hat ſich der geſunde Körper müde gelegen auf der einen Seite, dann findet er wieder Ruhe auf der andern; aber ein kranker und wunder Leib mag ſich ewig wenden, ihm wird keine bequeme Lage. Unſere meiſten europäiſchen Staaten aber ſind bedenklich krank. Herr Necker und Frau von Stael haben ganz Recht, wenn ſie behaupten, es würde zu keinem 18. Fructidor gekommen ſeyn, hätte das Directorium durch die Verfaſſung die Gewalt gehabt, den geſetzgebenden Körper aufzulöſen. Das iſt allerdings gewiß und wahr; denn ſo konnte die vollziehende Behörde jeden Tag für ſich zum 18. Fructidor, ohne Verletzung der Geſetze, machen. Was man freiwillig zugeſtanden erhält, braucht man nicht mit Gewalt zu nehmen. Faſt ſollte man jedoch glauben, das Directorium habe noch eine zu große Macht gehabt, weil es die Geſetzgebung auf eine ſo unwürdige Weiſe ſprengen und zerfleiſchen konnte.

Der 18. Fructidor (4. September 1797), an welchem drei von den fünf Directoren, in ihrem Geiſte und Sinne, die geſetzgebende und die vollziehende Gewalt durch Proſcriptionen reinigten, iſt verſchieden beurtheilt worden. Das begegnet wohl jedem Ereigniß, welches den Kampf der Parteien mit dem Siege der einen und der Niederlage der andern endet. Daß von den drei Directoren auf eine höchſt willkürliche und geſetzwidrige Weiſe verfahren worden, wie früher an keinem Tage der Revolution, der das Schickſal einer Partei entſchieden hat, iſt anerkannt. Man zog hier zum erſten Mal die Feldherrn und Armeen ins Spiel, um über die Beſchlüſſe der geſetzgebenden Verſammlungen Herr zu werden, und bereitete ſich ſelbſt den 18. Brumaire vor.

Man ſagt, die Partei, welche am 18. Fructidor gefallen iſt, habe die Wiederherſtellung des Königthums gewollt. Das mag zugegeben werden, obgleich über dieſem Tage noch ein Dunkel liegt, das ich mir gänzlich aufzuklären nie vermochte, vorausgeſetzt, daß er einen andern als blos perſönlichen Zweck der Gewalthaber gehabt haben ſoll. Darf man ſich verwundern, wenn nach Begebenheiten, wie ſie ſich ſeit der Revolution in Frankreich zugetragen, man endlich an der Begründung einer Republik verzweifelte? Nach den ewigen Stürmen und Kämpfen, die das Land erſchüttert und mit Blut gedüngt, das Leben und den Wohlſtand von Millionen vernichtet hatten, mußten die Mäßigen und Verſtändigen begreifen, daß man bei der Verfaſſung von 1791, wenn es möglich geweſen wäre, hätte ſtehen bleiben ſollen. Auch hat der Erfolg gezeigt, daß die Männer, welche ſo urtheilten, Frankreich und die Franzoſen kannten. Was dieſe wünſchen durften, das Höchſte, nach dem ſie ſtreben mochten, war eine conſtitutionelle Monarchie.

Hätte die Partei, welche am 18. Fructidor gefallen iſt, geſiegt, wäre ihre Sache dann nicht die rechtmäßige, die Sache der Nation geweſen? Wie am 31. Mai, wie am 9. Thermidor, am 18. Brumaire und an vielen andern Tagen, wo das Schickſal des Staates durch das Schickſal einer Partei entſchieden ward, hätte der Sieg auch das Recht gegeben. Ohne den Beiſtand der bewaffneten Macht aber war die Niederlage der drei Directoren, die weder im Rufe großer Talente, noch großer Tugenden ſtanden, nicht unwahrſcheinlich. Und was hat Frankreich durch ihren Sieg gewonnen? Welche Früchte ſind ihm aus dem Samen aufgegangen, der durch dieſen Tag ausgeſtreuet worden iſt?

Wenn man alſo auch die Vorwürfe gelten laſſen will, die den Opfern des 18. Fructidor gemacht zu werden pflegen, dann läßt ſich dieſer Tag doch auf keine Weiſe rechtfertigen. Die Anklagen aber, mit denen die Sieger gegen die Beſiegten aufzutreten wagten, beruhen noch auf weit ſchlechtern Gründen, als die ſind, mit denen man den 31. Mai, den 9. Thermidor und den 18. Brumaire zu entſchuldigen geſucht. Es muß in der That eine recht ſeltſame royaliſtiſche Verſchwörung geweſen ſeyn, in der man Carnot, Camille-Jordan, Paſtoret, Boiſſy-d'Anglas, Barbé-Marbois, Barthélemy und Miranda mit einigen ſechzig mehr oder weniger bekannten Menſchen, die zur Deportation verurtheilt worden ſind, befreundet nach einem Zwecke ſtreben ſah!

Mir kam es vor, als meine die Regierung ſich durch Mittel zu helfen, die, zum zweiten Mal verſucht, keine Wirkung thun. Bald nahm ſie ihre Zuflucht zum Schrecken, bald wieder zur Milde, ſchlug dieſen Tag auf die Ariſtokraten los, den andern auf die ſogenannten Anarchiſten, und kam dennoch, bei aller Bewegung vor- und rückwärts, nicht von der Stelle. Die Begeiſterung gebot ſie durch Beſchlüſſe, und über die Gefühle wollte ſie durch Geſetze herrſchen. Man ſah, die Maſchine war abgenutzt, oder die Werkmeiſter wußten nicht damit umzugehen.

Ich weiß wohl, daß ſich auch das Nützlichſte und Beſte unter den Menſchen nicht ohne Widerſpruch einführen läßt. Träge Gewohnheit, Aberglaube, Vorurtheile und Eigennutz feinden jede Neuerung an, machen die Vernunft ſelbſt zur Ketzerei und die Ausübung des unbeſtreitbarſten Rechts zum Aufſtande. Selten wurde ein großer Menſch der Wohlthäter ſeines Geſchlechts ohne deſſen heftigſten Widerſpruch, und die Stelle im Pantheon der Ewigkeit wird gewöhnlich mit dem Opfer des zeitlichen Glücks erkauft. Wollte man immer nur mit der Zuſtimmung Anderer für ſie handeln und nichts thun, als was ſich der Billigung der Mehrheit zu erfreuen hat, wahrhaftig, man würde gar nichts, oder doch ſelten etwas

Rechtes thun. Die Maſſe wird, in der Regel, gegen ihren Willen und nicht ohne Jammer fortgeſchoben. Es gehört das Erdbeben einer Revolution oder irgend einer gewaltigen Kataſtrophe dazu, um ſie zu vermögen, die morſche, rauchige Hütte, mit dem veralteten Hausrath, aufzugeben und gegen freundliche Wohnungen mit zeitgemäßer Einrichtung zu vertauſchen. Hat aber ein mächtiger, kühner Menſch das Geſchlecht in Angſt und Noth mit ſtarkem Arm über den Abgrund hinweggehoben, den es doch auf ſeinem Wege, welchen die Natur ihm vorgezeichnet, einmal hinter ſich ſehen muß, dann iſt es auch gut, und gegen was man ſich im Anfange klagend geſträubt, das wird am Ende dankbar anerkannt. Iſt die Menge, wie die Juden einſt von Moſes, durch das rothe Meer geführt, daß ſie an die Rückkehr nach dem fruchtbaren Aegypten, dem Lande der Sclaverei und der faulen Angewöhnung nicht mehr denken darf, dann läßt ſie es ſich auch gefallen. Beſteht etwas nur einmal, dann betrachtet man es nach und nach, als ſey es immer da geweſen. Das Neue wird auch ſeiner Seits wieder alt, das Unbekannte bekannt, und das Ungewohnte gewohnt. Ich will die Art nicht gerade loben, wie Peter der Große Cultur unter ſeine Ruſſen brachte; aber gewiß würden noch Jahrhunderte darüber hingegangen ſeyn, bis der Bart ihnen ausgefallen oder haarweiſe ohne Schmerz und Widerſpruch abgenommen worden wäre. Der gewaltige Czar that einen kräftigen Schnitt, und es war geſchehen. Wollte er ſich durch die Geſichter ſtören laſſen, die es bei dem Schnitte gab, dann mußte er die Bärte ſtehen laſſen. So ging es, etwas ſanfter oder härter, mit allen Reformationen und Reformen. Selbſt Chriſtus mußte die größte und ſchönſte mit dem Tode am Kreuz, Lykurg aber die gerechteſte und kühnſte mit dem Verluſte eines Auges büßen. Jede Reform und Reformation, jede Verbeſſerung und Veränderung muß ſich indeſſen, ſoll ſie anders von Wirkung und Dauer ſeyn, auf irgend eine Anlage, auf irgend ein Bedürfniß im Volke gründen, muß durch den Geiſt der Nation oder der Zeit geboten ſeyn, oder ſie iſt eitles Spiel, wo nicht gar zweckloſe Quälerei, wie die Theophilanthropie und die republikaniſchen Formen, Feſte und Redensarten. Davon ſcheint das Directorium nicht viel gewußt zu haben, und es hielt es mit den Geſetzen und Inſtitutionen, wie mit den Freiheitsbäumen, die hübſch groß gewachſen, aber wurzellos in den Boden kamen, der ihnen keine Nahrung gab.

Die Verwaltung des Directoriums, ſo verderblich und ſchmachvoll in mancher Hinſicht, beſonders nach dem 18. Fructidor, war doch nicht ohne Ruhm und Glanz, wenn es auch ſelbſt oder ſeine Mehrheit keinen Antheil daran hatte. Die Waffenthaten Buonaparte's, der unter ihm ſeine wundervolle Laufbahn in Italien begonnen hat, und die Siege des unerſchrocknen und verſtändigen Hoche, des braven Moreau und des muthigen und glücklichen Maſſena verherrlichten die Geſchichte ihres Volks. Aber die Großthaten der Helden konnten ſo wenig, als die muthigen Anſtrengungen einiger ausgezeichneten Glieder der Geſetzgebung den Staat in ſeinem immer raſcheren Falle aufhalten.

Doch das alles wird ſich am beſten und ſicherſten in der Geſchichte ſelbſt finden. Da in dieſe Zeit meine Anſtellung in franzöſiſchen Dienſten fällt, ſo ſteht mein Leben mit den Ereigniſſen der Zeit von nun an in näherer Verbindung, und ſie erklären ſich öfters wechſelſeitig. Behalte ich Luſt und Muße, — die Stimmung in Deutſchland läßt mich es kaum erwarten — dann ſetze ich die Erzählung des Merkwürdigſten meines Lebens fort, welches in der Folge vielleicht einiges Merkwürdige enthalten mag. Geſchieht es nicht, dann iſt's ein Zeichen, daß Schriftſteller und Publicum an einander nicht viel zu gewinnen oder zu verlieren haben. Dieſes wird ja ohnedies durch tauſend Merkwürdigkeiten des Tags, durch Haller'ſche Bekehrungen, Hohenlohe'ſche Wunder, Erzeugniſſe der Myſtik und Romantik hinlänglich beſchäftigt ſeyn. Ich muß geſtehen, daß bei der Ueberlegung, was die nahe Zukunft uns bringen dürfte, was wir von ihr zu hoffen oder zu fürchten haben könnten, der Geiſt, der Geſchmack, oder das Gegentheil davon, die immer wuchernder um ſich greifen, mich mit größerer Beſorgniß erfüllten, als die Beſchlüſſe von Karlsbad.

Damit indeſſen die Lehren, welche die eben berührte Vergangenheit uns giebt, in der Gegenwart und Zukunft uns warnend und zurechtweiſend zur Seite ſtehen mögen, erlaube ich mir, ſie im nächſten Abſchnitte umſtändlicher zu erörtern und denen, die ſie benutzen können, dringend ans Herz zu legen.

Dreizehnter Abſchnitt.

Lehren, die ſich aus der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft ergeben.

Eine Revolution iſt ein Unglück, oft ein großes Unglück. Frankreich hat das Gute, das es der ſeinigen verdankt, ſehr theuer bezahlen müſſen. Und was thut man, um ſolches Unglück zu vermeiden, und das Gute, welches Frankreich um einen ſo hohen Preis zu Theil geworden, billig zu erhalten? Von allem, was man thun ſollte, hier und da das Gegentheil. So geſchieht es denn, daß Regierungen und Regierte ſich immer weiter trennen, ſich einander feindlich gegenübertreten, dieſe in jenen nur läſtige Machthaber, jene in dieſen nur unruhige Mißvergnügte und Aufrührer zu ſehen ſich gewöhnen.

Die vornehme Entfremdung und Abgeſchiedenheit der Regenten kann in der Bruſt des Bürgers kein Gefühl von perſönlicher Anhänglichkeit, Liebe und Achtung erzeugen und unterhalten. Gar vieles, was Menſchen befreundet, zuſammenführt und an einander ſchließt, hat zwiſchen Fürſten und Volk, auch wo es früher beſtanden, zu beſtehen aufgehört. Die kalte, todte Legitimität ſoll das warme, lebendige Gefühl erſetzen. Darum wird es auch als eine Heldenthat geprieſen, wenn ein Unterthan für ſeinen Fürſten thut, was hundert Sclaven für ihre römiſchen, und hundert Neger für ihre weißen Herren gethan; und ſelbſt ſolche Beiſpiele perſönlicher Ergebung ſind in unſern Tagen äußerſt ſelten. Durch die Legitimität konnte das ausgeartete Geſchlecht der Merovinger und Karolinger ſich nicht auf dem Thron behaupten, den Pipin, Karl Martel und Hugo Capet ſich und ihren Nachkommen zu erwerben wußten. Mit Namen und Namenmenſchen iſt der Welt nicht geholfen; ſie braucht Sache und That. Selbſt die Kirche hat entſchieden, daß Regent ſey, wer regiert, nicht aber den Namen dazu giebt. So will es auch die ewige Ordnung der Natur. Die Legitimität vermochte die Herrſchaft Karls I, Jakobs II, Ludwigs XVI und ſo vieler Andrer, denen es an der Kraft zu herrſchen fehlte, nicht zu ſichern. Darum iſt es auch ein unglücklicher, verderblicher Gedanke, allein durch die Bande von Recht und Pflicht zuſammenhalten zu wollen, was nur Liebe, Achtung und Vertrauen zuſammenhält. Bloßes Recht und bloße Pflicht haben noch keine gute Ehe geſtiftet, kein Familienglück gegründet, keine Mutter zur zärtlichen Pflegerin ihres Kindes gemacht, in keinem Verhältniſſe des Lebens ein ſchweres Opfer gebracht, eine große That gethan. Durch bloßes Recht wären Alfred und Karl der Große nicht Stifter ihres Reichs geworden, hätte ſich Guſtav Waſa keinen Thron gegründet, Heinrich IV. den ſeiner Väter nie beſtiegen, und Maria Thereſia die Ungarn nicht zu treuer, heldenmüthiger Aufopferung entflammt. Was dem Recht und der Pflicht nimmermehr gelungen wäre, das gelang dem Verdienſte, der Klugheit, dem Muthe, dem Einfluſſe der Perſönlichkeit. Der König, der ſeinen Thron nicht ehrt, ihm durch die Vorzüge ſeines Geiſtes und Herzens nicht Achtung und Liebe zu gewinnen weiß, wird dieſe vergebens von dem Thron erwarten. Das iſt das ungeheure Verſehen, — wenn es nicht etwas Schlimmeres iſt — daß man die Gewalt von der Perſon des Fürſten trennte, jene aufrecht erhalten und befeſtigen wollte, wo man dieſe zu zerſtören kein Bedenken trug. Die Wiſſenſchaft ſcheidet wohl vieles, was im Leben nur verbunden beſtehen kann. Dort thun Begriffe, was hier das Gefühl allein zu Stande bringt. So lange der Thron und der Altar den Wünſchen, Hoffnungen und Anliegen des Menſchen zugänglich waren, haben ſie den Menſchen mit Hoffnung und Vertrauen angezogen. So wie ſie aber ſeinen Schwächen fremd wurden, ſich mit ihm gemein zu machen, und dadurch ihrer Würde etwas zu vergeben fürchteten und in vornehmer Entfernung ſich ſeiner Anbetung zu verſichern meinten, da trat an die Stelle innigen Vertrauens und wahrer Andacht höchſtens eine ſcheue, kalte Ehrfurcht, öfter eine gehaltloſe Förmlichkeit, eine Etiquette ohne Herz und Seele. Dadurch haben ſie den Thron und den Altar erſchüttert, weil ſie unter ihnen die Stützen weggezogen, die ſie tragen, und die erſten Jakobiner ſind gerade die Höflinge, fürſtlichen Rathgeber und Prieſter geweſen, die den Thron und den Altar aus dem Geſichtskreiſe des Volks in eine geheimnißvolle Ferne entrücken wollten. Das bloße Recht, das die Erfüllung der Pflicht gebieten und im Nothfalle erzwingen muß, wird übrigens nothwendiger Weiſe widerlich und verhaßt. Es gehört eine Macht dazu, um ſich der Folgſamkeit zu verſichern. Wo aber kann der Fürſt dieſe Macht ſonſt, als im Volke nehmen? Und doch ſoll und will man ſie auch gegen das Volk gebrauchen. So weit ſind wir, und man wundert ſich, daß dieſer Zuſtand der Dinge nur Gefahren hat und unmöglich dauern kann. Von dieſem Wege, der uns zum Verderben geführt hat, müſſen wir uns entfernen. Alle die Mittel, durch welche wir vom Zwecke abgekommen ſind, müſſen wir aufgeben und andere wählen, wollen wir zu ihm gelangen. Der Begriff, der todte Buchſtabe, das ſtumme Geſetz thun es nicht allein; es gehören Gefühl, lebendiger Geiſt und Menſchen dazu, die den Begriff entwickeln, den Buchſtaben ausſprechen und das Geſetz anwenden. Nur weil es allenthalben an dem Gehalte fehlt, nimmt man ſeine Zuflucht zu der Form. Hätte die Verwaltung geleiſtet, was man von ihr zu fordern ſich berechtigt glaubte, dann wäre das Sehnen nach Verfaſſungen nicht ſo ungeſtüm und laut geworden. Nur weil manche Regierungen den Erwartungen der Völker nicht entſprachen, erhob ſich das Geſchrei nach Conſtitutionen. Der Unterthan will gutes Regiment; auf welche Weiſe und durch welche Mittel es ihm wird, unterſucht er nicht. Wird er mit Gerechtigkeit, Klugheit und Feſtigkeit regiert, dann nimmt er es ohne neugierige Prüfung wie ein Geſchenk des Himmels an. Nur wenn er ſeinen Zuſtand drückend, unerträglich findet, und ihm keine Hülfe von denen wird, die er als die Quelle alles Guten und Böſen im Staate betrachtet, dann fragt er, woher das Uebel komme und wie ihm abzuhelfen ſey. Um allen Gebrechen der Verwaltung zu begegnen, hieß es, ſey eine ſtellvertretende Verfaſſung nöthig, und von allen Seiten erhob ſich der Ruf nach ihr. Sie verlangte man als das ſichere Mittel, gerechten Beſchwerden abzuhelfen und gerechte Forderungen und Wünſche zu erfüllen.

Die ſchlechte Verwaltung hat in Frankreich die Revolution erzeugt. Daſſelbe gilt von Spanien, Portugal und Italien. Die nämlichen Spanier, die mit Heldenmuth ſich ihren König erobert und beharrlich jede Neuerung abgewieſen hatten, lehnten ſich gegen den nämlichen König auf und zwangen ihn zur Sanction einer Verfaſſung, die früher wenige Freunde zählte. Wäre das geſchehen, hätte das geſchehen können, ohne die unverſtändige, undankbare und grauſame Verwaltung nach ſeiner Rückkehr? Wenn man in England, in manchen deutſchen und andern Staaten Aeußerungen von Unzufriedenheit oder laute Klagen hörte, dann betrafen ſie das Verfahren der Regierung. Zu derſelben Zeit, wo man in halb Europa, bei liberalen Formen und bei Inſtitutionen und Geſetzen, durch die man der Freiheit zu huldigen ſich das Anſehen gab, ein allgemeines Streben nach Veränderung bemerkte, war Dänemark ruhig, obgleich hier die Verfaſſung ſich von der despotiſchen wenig unterſcheidet. Der Grund lag ohne Zweifel darin, daß die däniſche Regierung, unter Bernſtorffs weiſer Verwaltung, den Dänen gewährte, was andere Völker vergebens in Anſpruch nahmen. Hat Frankreich ſeine Verfaſſung nicht beſtändig gewechſelt? In jeder war die Nationalrepräſentation angenommen, die Souverainetät des Volks ausgeſprochen, ſeine Freiheit und ſein Glück als der Zweck des Staates anerkannt; und unter allen herrſchten Einige, hielten das Volk, in des Volks Namen, unterworfen und übten für die Freiheit jede Gewaltthätigkeit aus. Eben ſo erhielten Holland, die Schweiz und Italien eine Verfaſſung nach der andern. Sie hatten alle, wie die franzöſiſchen, das Wohl des Volks zum Zweck und erreichten ihn, wie dieſe. So wurden Conſtitutionen angenommen und aufgegeben, verändert und verbeſſert, ohne daß man ſich viel glücklicher oder unglücklicher dabei fühlte. Man verſuchte jedes Mittel, das Uebel los zu werden. Die Mittel wechſelten, das Uebel blieb. Auch das beweiſet, daß es nicht der Buchſtabe der Verfaſſung, das Wort des Geſetzes iſt, was uns helfen kann. Man will ſich von der Laſt befreien, die uns beſchwert, man will einen Zuſtand der Dinge, eine geſellſchaftliche und bürgerliche Ordnung, die unſerer Denkweiſe und unſern Bedürfniſſen entſpricht. Die Verfaſſung verlangt man nicht, wie ich ſchon geſagt, der Verfaſſung, ſondern des Zwecks wegen, zu dem ſie als Mittel führen ſoll. Dieſer Zweck aber iſt der eben bezeichnete Zuſtand, die angegebene Ordnung der Dinge, die wir unſern Begriffen und Bedürfniſſen angemeſſen finden.

In England dringen Alle, welche die Noth und die Mißbräuche gehoben wünſchen, unter deren Laſt ein Theil des Volks erliegt, auf eine Parlamentsreform. Sie glauben, eine geſetzgebende Behörde, die aus dem Willen der Nation hervorgegangen iſt, müſſe die Bedürfniſſe derſelben kennen und ihnen abzuhelfen ſuchen. Thäte ſie das nicht, oder vermöchte es nicht zu thun, dann würde das Mißvergnügen und der Unwille des Volks das Parlament der Nation, wie jetzt das Parlament der Krone treffen. So iſt in Deutſchland der Ruf nach ſtändiſcher Verfaſſung dringend und allgemein geweſen. Es war, als müſſe mit ihr alle Noth aus dem vielgeplagten Lande weichen. Man führte hier und dort eine ſolche Verfaſſung ein und iſt nicht wenig betroffen, daß ſich im Weſentlichen nicht viel geändert hat. Das Geſchrei nach etwas Anderem, was helfen ſoll, wäre gewiß ſchon wieder laut geworden, ſchämte man ſich des Vorwurfs nicht, man wiſſe eigentlich ſelbſt nicht, was man wolle, und ſtehe mit ſich im Widerſpruch. Indeſſen ward es doch ſchon öffentlich ausgeſprochen, die repräſentative Verfaſſung ſey das Mittel nicht, uns aus der Noth zu helfen. Ob ſie uns helfen werde, will ich nicht entſcheiden; aber durch ſie nur kann es geſchehen, wenn es geſchehen ſoll. In ihr ſehen wir den letzten Anker, an dem das Schiff im Sturme zwiſchen Klippen liegt. Was von den abſoluten Regierungen zu erwarten iſt, zeigt die Geſchichte wie die tägliche Erfahrung. Wäre nun auch von den ſtellvertretenden Verfaſſungen nichts zu hoffen; wohin dann ſich wenden? Nach allem, was man ſeit dreißig Jahren verſucht, eingeführt und abgeſchafft, gewollt und zurückgewieſen, gewählt und wieder verworfen, erſt gerühmt und dann getadelt hat, ſollte man faſt fürchten, es bliebe uns nichts, als die Reſignation der Verzweiflung. So viel ſcheint gewiß, daß uns die Mittel, von denen man bisher Gebrauch gemacht, oder doch wenigſtens dieſe Mittel allein nicht zum erwünſchten Ziele führen.

Die monarchiſche Regierungsform iſt, nach der Ueberzeugung aller Einſichtsvollen, diejenige, die Europa nicht entbehren kann, von der allein die größern Staaten Glück und Ruhe zu erwarten haben. Manchem mag es zweifelhaft vorkommen, daß den meiſten Völkern dieſes Welttheils ein anderes Glück, als das des phyſiſchen Wohlſeyns, eine andere Ruhe, als die der Sättigung oder Erſchöpfung, werden könne. Wie dem auch ſey, ſo viel iſt gewiß, daß die Monarchie, wenn ſie ſich in ihrer Würde behaupten und die Dienſte leiſten ſoll, welche wir uns von ihr verſprechen, auf etwas mehr, als auf den todten Begriff der Legitimität, nämlich auf das lebendige Gefühl, das Gefühl wechſelſeitigen Vertrauens, der Achtung, Dankbarkeit und Liebe, gegründet ſeyn muß. Perſönlich müſſen die Fürſten ſich geltend machen, wenn die Fürſtengewalt gelten ſoll. Dagegen hat ſich aber, wie es ſcheint, alles verbunden, die, welche die Fürſten ihre Freunde, und die ſie ihre Feinde nennen; und ſo arbeiten ſie auch alle an ihrem Untergang. Die ſtrengen Conſtitutionellen ſchieben den König mit großer Verehrung auf die Seite, aus lauter Achtung, wie ſie ſagen, gegen die königliche Perſon, die, heilig, unverletzlich und unfehlbar, nie in die Lage kommen darf, irgend einen Widerſtand oder Widerſpruch zu finden. Auf gleiche Weiſe verfahren mit ihr die Ariſtokratie, der Ehrgeiz der Miniſter und die Eiferſucht des Hofs. Durch ſie wird der Fürſt unſichtbar und unzugänglich in den Kreis derjenigen gebannt, die ihn gerade ſo viel ſehen, hören und wiſſen laſſen, als er ſehen, hören und wiſſen darf. Alle machen die königliche Würde zu einer epikuriſchen Gottheit, die ſich und in ſich lebt, um alles, was außer ihr vorgeht, unbekümmert. Das iſt die rechte Gottheit für die hohen Prieſter, welche die Gewalt in ihrem Namen üben wollen. Die Fürſten können ſich und ihren Völkern helfen, ſie können den Revolutionsſtoff entfernen, den Grund des Mißvergnügens heben und die Sehnſucht nach einer beſſern Ordnung der Dinge ſtillen; ſie nur können es ohne Gefahr und große Schwierigkeit. Die Verwaltung kann und muß dem Streben nach Veränderung ein Ende machen und das Geſchrei nach Verfaſſungen zum Schweigen bringen. Der König mag es immer von Gottes Gnaden ſeyn, wenn er es auch nur durch die Liebe, Achtung und das Vertrauen ſeiner Unterthanen iſt. Es müſſen die Völker noch andere Bande an ihre Regenten knüpfen, als das der Erbfolge, ſoll dieſes werth und heilig geachtet werden *).

Damit will ich keineswegs ſagen, daß die Perſönlichkeit des Fürſten an die Stelle der Verfaſſung, ſein Wille an die des Geſetzes treten, und es für die Rechte des Bürgers keine Garantie, als die Tugend des Regenten, geben ſolle. Im Gegentheil muß ſich ſeine ganze öffentliche Wirkſamkeit in der von der Verfaſſung vorgezeichneten Bahn bewegen, ohne die conſtitutionellen Schranken je zu überſchreiten. Aber in dieſe Bewegung ſelbſt, in den Gebrauch der Gewalt, in die Anwendung der Mittel, welche die Verfaſſung ihm, zur Erreichung des Staatszwecks, zu Gebote ſtellt, darf er alle Vorzüge ſeiner Perſönlich-

---

*) Le gouvernement, ſagt Montesquieu, est comme toutes les choses de ce monde: pour conserver, il faut l'aimer.

keit legen. Hier gilt es, Weisheit, Muth, Kraft und Ausdauer zu zeigen und die Zuneigung der Gemüther zu gewinnen. Das, was er als Menſch iſt, entſcheidet, was er als Fürſt ſeyn kann. Mag einer durch die Wahl der Nation, das Recht der Erbfolge, oder die Gewalt der Waffen auf den Thron der Cäſaren, auf den der Könige von Frankreich oder von Preußen gelangen, ſeine Perſönlichkeit allein macht ihn zum Julius Cäſar, Trajan, Heinrich IV., Napoleon und Friedrich II. Das nur will ich ſagen, daß ein Fürſt auch der That nach ſeyn ſoll, was ſein Name urſprünglich bedeutet, der Erſte, einer, der ſich auszeichnet durch Talent und Tugend, der die Kraft zu führen hat. Es iſt gegen die Ordnung der Natur, und noch mehr gegen alles menſchliche Gefühl, daß man dem Schwachen an Geiſt und Herz, dem Unwiſſenden, Feigen oder Laſterhaften mit Ehrfurcht und Vertrauen entgegenkomme, ihm mit treuer Anhänglichkeit ergeben ſey, und keine Verfaſſung, keine Gewalt und Täuſchung vermag den Mangel einer ausgezeichneten Perſönlichkeit zu erſezzen. Auch hat die Perſönlichkeit der Fürſten mehr, als Conſtitutionen, das Glück oder Unglück der Völker gemacht, Staaten begründet, erweitert, zu Ruhm und Glanz erhoben, oder erniedrigt, geſchwächt und zertrümmert. So war es wenigſtens bisher, und ſo wird es noch lange, wo nicht immer, ſeyn. Der Gedanke, durch den Mechanism der Verfaſſung die Perſönlichkeit des Fürſten auszuſchließen, iſt weder glücklich noch ausführbar, wenn man nicht alle fürſtliche Gewalt aufheben will. Geſchähe aber das, dann würde an die Stelle der Gewalt des Fürſten eine andere treten, in der auch die Perſönlichkeit des Gewalthabers wieder entſcheidend iſt.

Die Monarchen nur können die Monarchie erhalten; dieſe aber erhält jene nicht. Das erſte und wirkſamſte, wo nicht das einzige Mittel, den Thron zu begründen, ihn mit Achtung, Glanz und Liebe zu umgeben, iſt, daß die Feſtigkeit, der Muth, die Talente und Tugenden derjenigen, die auf ihm ſitzen, Achtung, Liebe und Anhänglichkeit zu verdienen und zu erwerben wiſſen. Wer mir ein anderes Mittel angiebt, mit dem wir in unſrer Zeit oder gar ſpäter ausreichen, den will ich für den Weiſeſten erklären, der, uns zu rathen und zu helfen, berufen iſt. Das mögen die beherzigen, denen die Geburt einen Thron beſtimmt, ſo wie die, welche dieſe bilden und erziehen! Das mögen die beherzigen, welche ſich nicht bloſs Räthe und Freunde der Fürſten nennen, ſondern es auch wirklich ſind! Verfaſſungen und Geſetze, die bei uns, wie der Buchſtabe überhaupt, immer und allenthalben helfen ſollen, ſind doch nur ſtumme Wegweiſer, Methode, wenn man will. Dieſe erleichtert allerdings das Werk dem Werkverſtändigen, führt mit zweckmäßigen Mitteln am leichteſten und ſicherſten zum Ziele, vorausgeſetzt, daß man den Zweck erkennt und will und die Mittel zu gebrauchen weiß. Das aber gerade liegt in der Perſönlichkeit. Die Methode allein macht keinen Meiſter, keinen Lehrer und Erzieher. Mit der beſten bleibt der Geiſtloſe ein Pedant, der Ungeſchickte, Verkehrte, Boshafte und Dumme ungeſchickt, verkehrt, boshaft und dumm.

Wie jetzt die Dinge ſtehen, darf man nicht viel hoffen. Selbſt, wenn guter Wille und Kraft vorhanden wären, — was ich keineswegs verſichern mag — würden wir doch ſchwerlich zum gewünſchten und gehofften Ziele kommen. Was ich ſo oft angedeutet, an mehr als einer Stelle auch ausgeſprochen habe, das iſt meine innigſte Ueberzeugung: Bei dem gegenwärtigen Stande unſers politiſchen, bürgerlichen und geſellſchaftlichen Lebens, bei unſrer Aufklärung und Bildung, bei unſern Bedürfniſſen, Sitten und Gewohnheiten, bei der Theilung des Vermögens und der Arbeit können uns Verfaſſungen, Inſtitutionen und Geſetze allein nicht helfen. Das alles ſind Worte, die erſt durch die Menſchen That werden. Seht zu, was ihr von dieſen zu erwarten habt! — Ich laſſe mir es gern gefallen, wenn ich Unrecht habe; ich wünſche es ſogar. Verſucht es mit allen Verfaſſungen von 1791 bis 1820, mit conſtituirenden Verſammlungen und Nationalconventen, mit Cortes und Parlamenten, mit Mirabeau, Robespierre und Napoleon, mit Bündniſſen, Tractaten, Congreſſen und Friedensſchlüſſen, mit dem Geſellſchafts-Vertrage im Sinne und mit den Folgen des Hobbes oder des Rouſſeau, mit der Reſtauration des Herrn v. Haller, die nicht reſtauriren wird! Der Zauber muß noch erfunden werden, der dem abgeſtorbenen Baume Lebensſäfte, dem Alter Jugend und dem Thoren Weisheit giebt *).

---

*) Wie ich das meine, was ich mir von der Gegenwart verſpreche und von der Zukunft hoffe, das habe ich, wie

Was indeſſen die Vergangenheit an Lehren für uns enthält, mag uns wenigſtens auf beſſere Wege und dem Ziele näher führen, wiſſen wir ſie, was ich bezweifle, zu benutzen.

Man kann nicht bezweifeln, daß die erſchütternde Bewegung, die durch ſo viele Staaten geht, eine Fortſetzung von jener ſey, welche man übereingekom-

---

meine politiſchen Grundſätze und Anſichten überhaupt, in meinen vermiſchten Schriften auseinander geſetzt. Doch wage ich es nicht, darauf zurückzuweiſen; denn wer hat in dem Courierleben mit Meilenſtiefeln, in dem auf haſtiger Flucht ſich alles drängt und treibt, Zeit und Geduld, drei Bände zu leſen? Nein, das muthe ich auch keinem Menſchen zu. Statt aller Geſchichte leſe ich ſelbſt nur Zeitungen, und in dieſen nur die Miscellen, das Mancher- und Allerlei, die bouches de fer, wenn ſie nicht zu lang ſind. So iſt unſere Welt und Zeit; groß im Kleinen und klein im Großen; ſo liebe ich ſie; denn ſo iſt ſie liebenswürdig. Selbſt der ſcharfſinnige Condorcet war weit entfernt, vorauszuſehen, in welch kurzer Zeit wir es in unſerer unendlichen Perfectibilität bis zu jenem Grade von Perfection bringen würden, daß wir ein Syſtem gemächlich in ein Epigramm ſchieben, alles Wiſſenswürdige, ja omne scibile in ein mäßiges Handwörterbuch, in ein Dictionnaire de poche, und einen ganzen Hausrath in ein niedliches Etui einquartieren.

men iſt, die franzöſiſche Revolution zu nennen. Denſelben Urſachen müſſen dieſelben Wirkungen folgen, nur in veränderter Geſtalt, in die veränderte Verhältniſſe ſie kleiden. Was in Frankreich zu dem furchtbaren Kampfe geführt hat, der noch weit entfernt iſt, ausgekämpft zu ſeyn, das wird nach und nach ein Gegenſtand des Streites der Welt. Die merkwürdige Erſcheinung, die uns in Frankreich überraſcht und unvorbereitet gefunden hat, verdient ſchon darum die aufmerkſamſte Unterſuchung und eine unparteiiſche Prüfung, damit wir leiten lernen, was uns vom Zufall oder von einer unabwendbaren Nothwendigkeit zu kommen ſchien. Das aber wird möglich, wenn wir die Geſetze kennen, nach denen die Ereigniſſe ſich geſtalten. Auf dieſem Wege kann es uns gelingen, dem Uebel vorzubeugen, wenn wir entfernen, was es erzeugt. Kennen wir die Geſetze, nach denen die Erſcheinungen ſich bilden und folgen, die Urſachen, die ſie ins Daſeyn rufen, dann haben ſie ſchon die Herrſchaft verloren, welche die unbekannten Naturkräfte über uns zu üben pflegen. Das Gewitter hat aufgehört, für uns eine unwiderſtehliche Macht zu ſeyn, ſeitdem wir die Geſetze deſſelben kennen. Durch dieſe Kenntniß iſt es uns gelungen, den zündenden und zermalmenden Blitz gehorſam und unſchädlich abzuleiten. Es möchte wohl noch leichter ſeyn, über die politiſchen Gewitter Herr zu werden, ihren zerſtörenden Einwirkungen vorzubeugen, oder die donnerſchwangeren Wolken gefahrlos vorbeizuführen. Begreifen und befolgen wir, was uns die Geſchichte und eigene Erfahrung lehrt, dann ſind die Leiden und Opfer der Vergangenheit ein für die Gegenwart und Zukunft zurückgelegter Schatz. Begreifen oder befolgen wir es nicht, dann freilich muß über uns kommen, was wir durch Unwiſſenheit, Sorgloſigkeit, oder böſen Willen verſchulden.

Für uns, die wir den Gang der franzöſiſchen Revolution durch ſeine verſchlungenen Wege vor Augen haben, iſt wenigſtens klar, wie gekommen iſt, was wir kommen ſahen, und wie es hätte anders kommen können und kommen müſſen, wenn die ſich anders benommen hätten, denen von dem Schickſal die Leitung der Angelegenheiten der Staaten übertragen war. Offenbar mußte der König ſich an die Spitze der großen Bewegung in Frankreich ſtellen, wollte er ſie anders in der Hand behalten.

Im Jahr 1787 beſprachen ſich Katharina und Joſeph II. über den damaligen Stand der

Dinge. „Ich, äußerte die Kaiſerin, würde mir lieber eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen, als mich, wie mein Bruder Georg, dazu verſtanden haben, die Losreißung der dreizehn Provinzen (Nordamerica) zu unterzeichnen.“ „Und ich, ſagte Joſeph II., ich weiß nicht, zu welchem Aeußerſten ich mich lieber entſchloſſen haben würde, als daß ich, wie mein Bruder und Schwager Ludwig XVI., meine Entlaſſung gegeben hätte, indem ich die Nation zuſammenberufen, um von Mißbräuchen zu reden.“ Beide, Katharina und Joſeph, waren durch Geiſt und Kenntniſſe ausgezeichnete Menſchen, beſaßen großen Scharfſinn und viel Verſtand. So wahr iſt es, daß man gewiſſe Einſichten nur von der Zeit, wie die Früchte von den Jahreszeiten, gereift erhält. Damals führten alle gekrönte Häupter Europa's dieſelbe Sprache; doch drückten ſich die größten an Geiſt und Macht am mildeſten aus. Katharina, vielleicht auch Joſeph, meinten, ſie hätten ſich ſelbſt erſchoſſen; kleinere Geiſter dagegen meinen, man könne die Nationen erſchießen laſſen. Daß jene ſo dachten, dieſe ſo denken, und alle, in gleicher Lage, ſo gedacht haben und ſo denken werden, darin liegt eben die unglückliche Nothwendigkeit der Revolutionen.

Was die franzöſiſche Revolution forderte, war durch die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, durch die Bildung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe und den Zuſtand überhaupt, in welchem ſich Frankreich und die übrige Welt befand, unerläßlich geworden. Ueber das Ziel, an dem man früher oder ſpäter eintreffen mußte, war keine Wahl gelaſſen, nur über die Wege, auf denen man zu ihm gelangen konnte, auf blutiger Bahn mit Opfern und Leiden ohne Zahl und in Zank und Streit, oder ohne Aufwand an Gut und Blut und in Frieden und Eintracht.

Trat der König von Frankreich der Bewegung feindlich entgegen, ohne die Ausſicht, ihrer Herr zu werden, dann war ſein Untergang entſchieden. Entweder die alte oder die neue Ordnung der Dinge mußte ſiegen. Durch den Sieg der erſten hätte man die rückgängige Bewegung der Zeit mit allem, was dieſe in Jahrhunderten geſchaffen, die Herrſchaft der Vorrechte, der Geburt und die Unterjochung des dritten Standes bewirkt. Das wollte man wohl und will es noch. Darum wird fortdauernd gekämpft. Aber ſelbſt in dem Augenblick, wo die Erb-Ariſtokratie ſich durch eine Verkettung der ſeltſamſten Ereigniſſe im Beſitze aller Vortheile glaubt, wird keinem unbefangenen Kenner der Geſchichte und ſeiner Zeit über die endliche Entſcheidung des Streits der geringſte Zweifel bleiben. Erklärte ſich der König gegen die Neuerung, wie ſie von dem Volke oder ſeinen Stellvertretern gefordert war, dann konnten ihn dieſe nur in der Reihe ihrer Gegner ſehen. Die National-Bewegung ging nicht allein von ihm nicht aus, ſondern blieb ihm ganz fremd, oder wirkte ihm ſogar entgegen. Ludwig XVI. aber benahm ſich, wie es menſchlicher Weiſe von ihm zu erwarten war. Er konnte ſich nicht in die Neuerung finden, die allen ſeinen Gefühlen und Begriffen, ſeiner ganzen Erziehung und Angewöhnung, allen Verhältniſſen, in denen er gelebt, aufs grellſte widerſprach. Mußte er nicht die Ehre und Pflicht des Vaters und Königs darin finden, ſeinen Nachkommen das Reich ungeſchmälert zu hinterlaſſen, wie er es von ſeinen Vorfahren empfangen hatte? Es war ein ihm anvertrautes Gut, das er zu bewahren hatte. In demſelben Sinne ſprachen und handelten der Adel und die hohe Geiſtlichkeit. Sie, die mit dem Königthum Jahrhunderte hindurch den langen Weg in befreundeter Nähe zurückgelegt, ſollten im Augenblicke der Gefahr und Noth ſich trennen! Gleiche Vortheile floßten ihnen gleiche Geſinnungen und Grundſätze ein. So hoch auch der König über den Herzogen, Grafen und Erzbiſchöfen ſtand, ſie ſtanden ihm doch näher, als das Volk, und waren alle in dem gleichen Falle, ihren Reichthum, ihre Macht und ihren Einfluß auf Koſten des dritten Standes, oft bis zur höchſten Ungebühr, vergrößert zu haben. Es gehörte kein gewöhnlicher Geiſt dazu, um den Unterſchied zwiſchen der Lage und dem Intereſſe der Monarchie und des Feudal-Adels einzuſehen; um zu begreifen, wie jene, ſtatt ihrer morſchen, zuſammengebrochenen Stützen, auf denen ſie ruhete, in dem Willen und der Kraft der Nation dauerhafte und ſtarke finden konnte, während dem die Erb-Ariſtokratie nur als ein glänzendes Meteor in der Ferne, aber in der Gegenwart ohne Haltung ſtand. Gehörte ein ungewöhnlicher Geiſt dazu, um dieſe neue Stellung zu begreifen, dann bedurfte es nicht weniger eines kräftigen Charakters, um ſie frei von Vorurtheilen jeder Art, unabhängig von dem Einfluſſe verſchlagener Umgebung, geltend zu machen und zu benutzen. Dazu war Ludwig XVI. nicht, vielleicht kein König in der Welt gemacht. Der alte Thron, glaubte man, ſtehe nur feſt auf ſeinen alten Fundamenten, welche die Zeit indeſſen untergraben hatte, und jeder Neuerung, die ein Bedürfniß geworden war, müſſe er ſich als einem gefährlichen Eingriffe in ſeine Rechte widerſetzen. Der Feudal-Adel unterhielt nach Kräften dieſen Glauben und verſicherte, das Königthum, mit dem er ſich in früherer Zeit nicht immer ſo befreundet gefühlt, könne ſich mit ihm nur erhalten, oder müſſe mit ihm untergehen. An dieſer Klippe, die keineswegs in ſeinem Wege lag, iſt der Thron geſcheitert. Bei derſelben Anſicht und demſelben Glauben werden wir dieſelbe Erſcheinung ſich wiederholen ſehen.

Wer mag dem Könige in ſeiner Lage darüber einen Vorwurf machen? Als Vater, Gatte und Regent fühlte er ſich von allen Banden des häuslichen und öffentlichen Lebens feſt umſtrickt. Er war im Glauben aufgewachſen und erzogen, ein Monarch beſitze ſein Reich, wie ein Privatmann Haus und Hof, und nichts könne ihn vermögen, gegen ſeine Einſicht und ſeinen Willen irgend eine Veränderung mit demſelben vorzunehmen. **Ludwig XVI.** konnte ſeine Stellung kaum erkennen, die für ihn und ſelbſt für die überraſchte Welt ſo neu war. Die übermüthige Aeußerung des ſogenannten großen **Ludwig**: **ich bin der Staat**, war, praktiſch wenigſtens, als Grundſatz anerkannt. Was aber vor dreißig Jahren zu verzeihen war, das würde es gegenwärtig nicht mehr ſeyn. Eine belehrende Erfahrung hat uns in ſtrengen Unterricht genommen. Das Räthſel, das die Sphinx der Zeit dem Könige der Franzoſen und ſeinem Volke aufgegeben, ward ſeitdem von ihr ſelbſt gelöſt. Wir können nicht mehr in verzeihlichem Irrthum, nur in ſträflicher Verblendung ſeyn.

So waren die Anſichten und Geſinnungen des Königs. Doch konnte er ihnen nur ſelten folgen, weil er ſich der Macht der Neuerung nicht gewachſen fühlte. Die Regierung handelte in gewohnter Weiſe, gab nach, wo ſie Widerſtand zu leiſten nicht im Stande war, bewilligte, wo abzuſchlagen bedenklich ſchien, um bei Gelegenheit das Bewilligte zurückzunehmen. Da man im guten Rechte zu ſeyn und nur verbrecheriſcher Uebermacht nachzugeben glaubte, ſo hielt man das unredliche Spiel für erlaubt, in welchem man zu übervortheilen und zu überliſten ſuchte. Da mußte natürlich auch der arme Reſt von Vertrauen unwiederbringlich verloren gehen, und Argwohn und Eiferſucht an ſeine Stelle treten. Selbſt das Gute, zu dem der König ſich, aus gutem

Willen bewogen fühlte, ward nicht als ſolches anerkannt, weil der Verdacht ſchon die Quelle vergiftet hatte, aus der er floß.

Wenn aber auch der König ſeine veränderte Stellung begriff; was konnte, was ſollte er thun, um den Schrecken und Verwüſtungen der Revolution vorzubeugen? Die Antwort iſt einfach und leicht. Er durfte nur die Urſachen entfernen, welche eine gewaltſame Umwälzung herbeigeführt hatten und beſchleunigten, und ſo durch Reformen die Revolution entbehrlich machen. Um das zu können, mußte er freilich den Entſchluß und die Kraft haben, der König der Nation, und nicht einiger Stände in ihr, zu ſeyn. Die Verbeſſerungen in der Geſetzgebung, Beſteuerung, Staatsverwaltung und Gerechtigkeitspflege, welche die fortgeſchrittene Wiſſenſchaft und der veränderte Zuſtand der Geſellſchaft forderten, mußten eingeführt, die erkannten Mißbräuche, Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, über welche die Nation ſchon ſo lange Klage führte, abgeſchafft werden. Die Regierung, welche auf dieſe Weiſe ihren Beruf erkannte und erfüllte, fand in der neuen Ordnung der Dinge zwei ſtarke Pfeiler, auf die ſie ſich mit Sicherheit ſtützen konnte, die repräſentative Verfaſſung nämlich und die öffentliche Meinung. Bei jener mag man die Fähigkeit, zu wählen, an den Beſitz eines gewiſſen Vermögens knüpfen, nicht aber die Fähigkeit, gewählt zu werden. Dazu gehört nichts, als das Vertrauen der Committenten, die ihre Anſichten und ihren Willen in den Anſichten und dem Willen ihrer Committirten am treueſten wiederzufinden glauben. Alle Spitzfindigkeiten, mit denen man ſich ſeit Jahren über die Vorzüge und Mängel der Wahlgeſetze bis zum Ekel geſtritten hat, bezwecken nichts anders, als die Abgeordneten der Nation in Delegirte der Regierung zu verwandeln. Man geſtand auch hier, wie ſonſt gar oft, das Recht und das Bedürfniß ein, und gab ſich das Anſehen, was beide forderten, zu bewilligen. Der erſte Artikel des Geſetzes, der ſich auf dieſen Gegenſtand bezog, führte eine Kammer der Geſetzgebung aus den Repräſentanten des Volks ein; die folgenden aber ſetzten dem erſten ſo viel Fremdartiges bei, oder zogen von ihm ſo viel ab, daß an ihm ſelbſt nichts übrig blieb. Ein ſo gemachter Repräſentant des Volks mochte vieles ſeyn, nur das nicht, was ſein Name ſagte. In dieſem Geiſte geheuchelter Großmuth und Gerechtigkeit ſind die meiſten Verfügungen abgefaßt, die dem Volke die Anerkennung eines ſeiner Rechte zugeſtehen. Man mag nicht bewilligen, wagt aber auch nicht zu verweigern, und flüchtet ſich hinter Zweideutigkeit und Schein, um mit der einen Hand zu nehmen, was die andere gegeben hat. Es iſt, verkündet die Bewilligungsacte mit feierlichem Ernſte, es iſt Freiheit der Preſſe, des Gottesdienſtes und des Handels. Dann kommen einige jedoch und unter nachſtehenden Bedingungen, die nichts anderes ſagen, als daß weder Freiheit der Preſſe, noch des Gottesdienſtes, oder des Handels ſey. Durch alle dieſe Sophiſtereien gelingt es einige Zeit, verſchlagen und kaum bemerkt wieder wegzunehmen, was man mit Gepränge verſchenkt zu haben, ſich das Anſehen giebt. Aber die Täuſchung währt nicht länger, als der Glaube und das Vertrauen, und der Verluſt deſſelben überlebt den böſen Willen, der ihn zugezogen hat. Nie kann eine Regierung, ſelbſt durch die größten Vortheile, gewinnen, wenn ſie dadurch die Achtung und Zufriedenheit des Volks verliert. Der Hohn, der dem Hungernden das Brot, das er ihm zu geben ſich anſtellt, vor dem Munde in Stein verwandelt, muß eine tiefe, unheilbare Erbitterung erzeugen. So war indeſſen größtentheils das Benchmen der Regierung Ludwigs XVI. ſeit 1789, und durch dieſes beſonders ward der Revolution der furchtbare Charakter gegeben, der ſie zum Fluche und Abſcheu der Mit- und Nachwelt machen ſollte. Aehnliches haben wir ſpäter in Spanien und Italien geſehen, und Aehnliches wird — es iſt wenigſtens von vielen Seiten darauf angelegt — noch öfter wiederkommen.

Die Regierung muß die öffentliche Meinung für ſich haben, wenn ſie ihre Beſtimmung erfüllen, oder auch nur auf die Dauer beſtehen will. Iſt aber das ihre Abſicht, dann muß ſich in ihr an Kenntniſſen und Aufklärung wenigſtens eben ſo viel, als in der Maſſe des geſammten Volks finden. Iſt mehr Einſicht bei irgend einem Theile der Nation als im Kreiſe der Geſetzgebung und Regierung, dann tritt das unnatürliche Verhältniß ein, daß der Schwächere gebietet und der Stärkere gehorcht, was nie von Dauer iſt. Die Regierung kommt in Gefahr, hinter dem Volke zurückzubleiben und ſo die Achtung und das Vertrauen zu verlieren, die man gern größern Talenten und reiferer Einſicht ſchenkt. Darin beſteht gegenwärtig das größte und wichtigſte Geheimniß der Regierungskunſt, daß der Regent ſich die

Kraft und den Willen der Wahrheit anzueignen weiß. Solches aber wird er nie, wenn er nicht perſönlich, oder durch die Organe, die ihn darſtellen, der Geſammtheit an geiſtigen Vorzügen überlegen, oder wenigſtens gleich iſt. Will eine Regierung der gebildeten Staaten ſich auf die Dauer begründen und ihr Anſehen und ihren Einfluß behaupten, dann muß ſie ſich im Geiſte des Volks bewegen und in ihren Anſichten und Maßregeln mit den Anſichten und Wünſchen deſſelben zuſammenſtimmen. Das aber kann ſie nur, wenn ihr eine ſtellvertretende Behörde zur Seite ſteht, die wirklich und wahrhaft aus dem Volke hervorgegangen und daſſelbe in allem zu vertreten fähig iſt. Man nenne dieſe Behörde geſetzgebenden Körper, Parlament, Landſtände oder Cortes; das Vertrauen der Nation allein darf ihren Gliedern den erhabenen Beruf ertheilen, mit den Einſichten, Bedürfniſſen, Hoffnungen und Wünſchen der Mehrheit des Volks vor die Regierung zu treten, mit ihr das Wohl des Staates zu berathen und die zweckdienlichſten Mittel, die zu ihm führen, zu beſchließen. In den Repräſentanten der Nation findet die Regierung nicht nur, was ſie in den Stand ſetzt, im Geiſte des Volkes zu handeln, ſondern auch Theilnehmer der Verantwortlichkeit, die den Tadel und das Mißvergnügen der Menge, wo ſie mit dem Verfahren der Regierung unzufrieden iſt, auf ſich laden.

Es iſt ehemals faſt alles geſchehen, was geſchehen konnte, um Regenten und Regierte, Fürſten und Völker ſich zu entfremden, oder gar mit einander in Widerſpruch zu ſetzen. Was man für einen Vortheil jener ausgab, war gewöhnlich ein Nachtheil für dieſe. Ihr Intereſſe, weit entfernt, im Einklang gleichen Weg zu gehen, lief feindlich auseinander, oder ſchloß ſich gegenſeitig aus. Was die Regierung wollte, hatte gewöhnlich die Meinung des Volks gegen ſich. In allem zeigte man ſich gern recht abſichtlich und auffallend verſchieden und getrennt. Der Hof hatte ſeine eigene Ehre, ſeine eigene Moral und Religion. Hier ward nicht ſelten mit Orden und Würden ausgezeichnet, was das Geſetz an dem Bürger ſtrafte, oder dieſer vor ſeinem Gewiſſen nicht verantworten zu können glaubte. Dem Volke gebot man als ſtrenge Pflicht, was die höhern und höchſten Kreiſe mit leichtfertigem Spott behandelten. So ward, auf mancherlei Weiſe, erſt ein Zuſtand der Entfremdung, dann offener Feindſeligkeit zwiſchen Regierungen und Regierten herbeigeführt. Dazu kam noch das Elend der Menge, der Uebermuth des Reichthums und der Geburt, der Mißbrauch der Gewalt, der Hohn des Anſehens, die nackte, verachtete Dürftigkeit und die unbelohnte Anſtrengung auf der einen, und der prahlende Reichthum und der müßige Ueberfluß auf der andern Seite; hier die leere, aufgeblaſene Anmaßung, dort die Zurückſetzung des Verdienſtes und der Thätigkeit. Um den äußern und innern Widerſpruch und Krieg zu vollenden, billigte das poſitive Geſetz, was das ethiſche verdammt, und umgekehrt; und die Pflicht, welche der Staat auferlegt, iſt vor dem Gewiſſen oft eine Pflichtverletzung. Die Aufmunterung des Staates zu heimlichem Auflauern, zu Angeberei und Verrath, wobei die heiligen Bande der Freundſchaft und Verwandtſchaft nicht geachtet werden; das Spionenweſen der Polizei; die heilloſen Mauth-Anſtalten, die den Wohlſtand, das Rechtsgefühl und die Sittlichkeit wetteifernd zerſtören; die Salzſteuer im alten Frankreich, und ſo manche Gaunerei der Finanz-Speculation, die nur Geld will, um welchen Preis es auch zu haben iſt; und die furchtbaren Strafgeſetze, die in der Uebung der eben nicht ſinnreichen Kunſt beſtehen, zuzuſchlagen, wo eine Hand nach Verbotenem greift, und welche ſich größtentheils damit beſchäftigen, die Diebe, Räuber, Bettler, Smuggler, Verbrecher und Sünder jeder Art zu züchtigen, die eine ſchlechte Verfaſſung und Verwaltung gemacht haben, gehören zu dieſen Staatsmitteln, die den Menſchen verderben, um einen Bürger aus ihm zu machen. Man bedenke einen ſolchen Zuſtand der Dinge, erwäge mit Ernſt, was ihn herbeigeführt, ja erzwungen hat, und erſtaune, daß nun das Unausbleibliche erfolgt; erſtaune über die erbitterte und allerdings bedenkliche Stimmung der Gemüther, über den revolutionairen Geiſt, den man allenthalben wie ein Geſpenſt zu ſehen glaubt, das auch wirklich umgeht, Unheil verkündend und Unheil bringend, wenn man es nicht zu beſchwören verſteht. Wahrhaftig, ein Spuk launigen Muthwillens iſt dieſer Geiſt keineswegs, nicht die Folge wollüſtigen Uebermuths. Sully, der vielleicht gegen den Vorwurf, er gehöre zu den Jakobinern und Carbonari, geſichert iſt, ſagte: „Das Volk ſteht nicht auf aus Luſt zu feindlichem Angriffe, ſondern, weil es die aufgelegte Laſt nicht tragen kann.“ Pour la populace, ce n'est jamais par envie d'attaquer qu'elle se soulève mais par impatience de souffrir.)

Wenn eine Regierung ſich gegen das Volk ſo geſtellt hat, wie ſo eben iſt beſchrieben worden, dann freilich bleibt ihr kaum etwas anderes übrig, um ſich zu behaupten, als Mandate, Prevotal- und Martial-Gerichte, blutige Geſetze, Strang und Schwert, Gefängniſſe, Landesverweiſung, eine hohe und geheime Polizei, Zuchthäuſer und Bajonette. Wie zuverläſſig aber alle dieſe Werkzeuge geworden ſind, und wie weit ſolche Mittel reichen, lehrt die Geſchichte, und beſonders die der neuern Zeit. Auf dem Wege, den man zu verfolgen ſtarrſinnig entſchloſſen ſcheint, wandern wir ohne die größte und dringendſte Gefahr nicht weiter. Der ungeſchickte Krieg mit der öffentlichen Meinung, den Bedürfniſſen und Wünſchen der Völker, mit der allgemeinen Einſicht und Ueberzeugung, die man nicht erkennen will, oder mit verdächtigen Namen zu ächten ſucht, muß ſchreckliche Folgen haben.

Die Gewalt war ſonſt, obgleich faſt immer zur Anmaßung und Willkür geneigt, doch vorſichtiger und billiger. Riß die Ariſtokratie auch alle Ehre und Auszeichnung in der Geſellſchaft an ſich und betrachtete ſich als die Seele des Staates, das gemeine Volk aber als den Leib, dann gönnte ſie dieſem doch des Leibes Nothdurft. Man ſorgte dafür, oder litt es wenigſtens, daß die Sinne des ſinnlichen Weſens abgefüttert wurden, und ſah es gern, wenn der Bürger in unwiſſender Beſchränktheit, aber gut genährt, die höhern Anſprüche vergaß, die er hätte machen können. Die edlen Geſchlechter Roms, die ſich zur Herrſchaft über die Weltbeherrſcherin berechtigt glaubten und die Plebejer eiferſüchtig von jedem Antheil an der höhern Staatsgewalt auszuſchließen ſuchten, ſteuerten doch und ſprachen keine Befreiung vom Kriegsdienſte und von öffentlichen Laſten an. Im Gegentheil ſtieg die Pflicht der Leiſtung, wie billig, mit dem Vermögen. Die letzte Claſſe, die nichts hatte und nichts war, brauchte auch weder zu dienen, noch zu bezahlen; ſie ging der Krieg nichts an, in dem ſie nichts verlieren nnd nichts gewinnen konnte. Und wie oft wurde erobertes Land unter die Unbegüterten vertheilt, und die Tilgung ihrer Schulden ausgeſprochen! Man ſuchte denjenigen, denen die bürgerliche Ordnung weder Vorzug, noch Vortheil gewährte, wenigſtens das Leben in ihr erträglich zu machen. Selbſt, da in der verdorbenen, geſetzloſen Zeit von altem Recht und alter Sitte nichts mehr übrig war, fand man das Volk mit Brot und Spielen ab. Auch der Feudal-Adel betrachtete den

Kriegsdienſt auf eigene Koſten als den Beruf ſeines Standes. Maßte er ſich Auszeichnung und Begünſtigungen an, dann verweigerte er dafür auch nicht größere Laſt, für höheres Recht auch härtere Pflicht. Wollte er an Rang der Erſte ſeyn, dann war er auch der Erſte an Tüchtigkeit und Muth.

Die Ariſtokratie von Venedig konnte, wegen ihres ächt ariſtokratiſchen Geiſtes, für claſſiſch gelten. Sie aber ſorgte für ſinnliches Wohlleben unter dem Volke und für ſtrenge Gerechtigkeit. Sie wachte mit furchtbarem Ernſt über das Betragen der Nobili, die ſich hüten mußten, durch freches Benehmen, Uebermuth und vornehme Neckereien den dritten Stand zu reizen, oder zur Unzeit an ſeine Abhängigkeit zu erinnern. Der Wahlſpruch der Regierung war: Brot auf dem Markte und Gerechtigkeit im Palaſte. (Pane in piazza, giustizia in palazzo.) Für den Verluſt der politiſchen Freiheit und ehrenvoller Rechte fand der plebejiſche Hauſe eine gewiſſe Entſchädigung in Sicherheit, Müßiggang und Maskenfreiheit. Die lange Dauer dieſes Staates beweiſet übrigens, daß ſich die Verwaltung deſſelben mit einiger Geſchicklichkeit benommen haben muß.

Später und an andern Orten hat man ſich über die kleinliche Sorge, das Volk wenigſtens in ſeinem animaliſchen Leben zu ſchonen, hinausgeſetzt. Die höhern Stände trugen kein Bedenken, ſich alles anzueignen, Auszeichnung, Macht, Ehre, Wohlleben und Müßiggang, und dem niedern Volke nichts zu laſſen, als Arbeit und Entbehrung. Solche löwenartige Theilung mag man ſich mit Löwen gefallen laſſen, oder da, wo man es nicht anders weiß oder kann. In dem Anderswiſſen und Anderskönnen des dritten Standes liegt, wie wir ſchon oben geſagt, der weſentliche Grund des ſo weit verbreiteten revolutionairen Geiſtes.

Der Menſch, beſonders in ſeiner Rohheit, hat eine hohe Achtung vor jeder großen Kraft, die höchſte oft vor der, welche am verderblichſten für ihn iſt: ein Zeichen, daß die Furcht bei ihm vorherrſcht, die ihn der Sclaverei entgegenführt. Er betrachtet es als eine Art Naturrecht, daß der Starke herrſcht und der Schwache dient. Ethiſch iſt freilich dieſe Herrſchaft ſchlecht begründet, aber phyſiſch deſto ſicherer und bleibender. Der Boden, den die Moral in der Sinnenwelt behauptet, iſt klein, um ſo größer das Gebiet der rohen Körperkraft. Selbſt in der geiſtloſen Natur unterjocht ſie den Geiſt des

Menſchen, im Gewitterſturm, der wetterleuchtend und donnernd über die bebende Erde zieht, im brennenden Vulcane, im Sturze des Stromes über Felſenmaſſen. Doch iſt in ſolchen Erſcheinungen nichts, was den Menſchen mit einer ihn demüthigenden Ehrfurcht erfüllen ſollte; denn auch in ſeiner phyſiſchen Schwäche erſcheint er, der ſeinem Streben und Wirken, den Leidenſchaften und Begierden die Schranken ſetzt, welche die Pflicht vorzeichnet, unendlich größer, als die gewaltigſte Naturkraft, die geſetz- und willenlos zerſtört. Aber ſo iſt der Menſch nun einmal geartet, daß er jeder Stärke unterwürfig entgegenkommt. Die Völker glauben ihre Sclaverei gerechtfertigt, wenn ſie die Freiheit an die überlegene Kraft ihrer Unterdrücker verloren haben. Die Geſchichte ſelbſt, ſchwach wie der Menſch, der ſie ſchreibt, findet in der Schande der willenloſen Unterwürfigkeit von Millionen unter die Gewalt eines tüchtigen Deſpoten eine gewiſſe Ehre, und in dem kühnen, deſpotiſchen Gebrauche einer ſolchen Gewalt eine gewiſſe Ehre; Zeugen ſind: Seſoſtris, Cyrus, Alexander, Sulla, Marius, Cäſar, Attila, Karl der Große, Karl XII, Gengis-Khan, Tamerlan, Napoleon und ihres gleichen.

Wenn unſere Väter ſich nun auf ſolche Weiſe der Gewalt mächtiger Menſchen und geprieſener Geſchlechter unterworfen haben, dann war das im Gange der Natur. Die Schwäche lehnte ſich an die Stärke; der Wehrloſe flüchtete ſich unter den Schutz der Gerüſteten; bei größerer Klugheit und reiferer Erfahrung erholte man ſich Raths; dem Weiſen und Gerechten übertrug man die Schlichtung ſeiner Streitigkeiten, wie man im Kriege der Führung des Tapferſten und Klügſten folgte. Dieſe Ariſtokratie iſt, wie geſagt, in der Natur gegründet und wird durch die Anerkennung der Untergeordneten und den wohlthätigen Einfluß auf dieſelben legitim. Unſere Erb-Ariſtokratie iſt dagegen von ganz anderer Art und gegen die Natur. Sie will nicht geben, nur empfangen, nicht ſchützen, ſondern ſich ſchützen laſſen, und thut, wenn auch ſchwach, wie die Stärke, macht die Anſprüche der Tugenden und Talente, der Verdienſte und des Muthes, weil ihre Ahnen ſich dadurch ausgezeichnet haben. Sie verhält ſich gegen den dritten Stand, wie, bei gewiſſen wilden Stämmen, die Männer ſich gegen ihre Weiber verhalten. Haben dieſe die Anſtrengungen und Schmerzen der Niederkunft ausgeſtanden, dann erholen ſich jene, an ihrer

Stelle, in gemächlicher Ruhe und gütlicher Pflege, als hätten ſie geboren. Wohin alle dieſe unnatürlichen Verhältniſſe geführt haben, das ſahen wir; wohin ſie noch führen werden, das muß ſich entſcheiden.

Die Ausſicht auf die nahe Zukunft iſt für die, welche die Beſtimmung des Lebens in dem ruhigen Genuſſe deſſelben finden, nicht erfreulich. Das Meiſte von dem, was die alte Ordnung der Dinge in dem Staate ſtützte, iſt zuſammengebrochen oder wankt. Die Stellung der Völker und Regierungen gegen einander iſt an vielen Orten feindlich geworden. Anders konnte es kaum kommen bei der Art, wie man ſich von beiden Seiten benommen hat. Tauſch und Kauf, der mit dem Menſchen, ſeinem Leben und ſeiner Thätigkeit einen offenen Handel trieb, das gewaltthätige Zerreißen lange verbundener Theile, und das eben ſo gewaltthätige Zuſammenfügen ſich durchaus fremder oder doch nicht befreundeter und verwandter, hat das Verhältniß des Regenten zu dem Unterthan, die ſonſt Gewohnheit und angeerbte Sitte als nothwendig verbunden, als Glieder einer großen Familie zuſammenhielt, zum Spiel des Zufalls oder der Willkür gemacht. Da kann von Anhänglichkeit und Treue, die von dem Vater auf den Sohn übergeht und in dem Sohne die Verdienſte und Tugenden des Vaters ehrt und belohnt, nicht mehr die Rede ſeyn. Ohne Rückſicht auf Herkommen und Gebrauch, auf Religion, Sprache und Lebensweiſe, wurden Völker, Fürſten und Länder durcheinander- und zuſammengewürfelt. Wie es die Laune der Macht oder das augenblickliche Intereſſe wollte, ward hier ein Staat vernichtet, um ihn einem andern anzuſchließen; dort ein alter Fürſt verdrängt, um ihn durch einen neuen zu erſetzen; bald ein Stück von einem Lande losgeriſſen, um es einem andern anzuſchmieden; bald eine Verfaſſung aufgehoben, um eine andere einzuführen. Und bei allem dem war von den Wünſchen und Bedürfniſſen der Völker, deren Wohl es galt, keineswegs die Rede. Als Waare und roher Stoff ward der Menſch behandelt; und da Gewalt und Politik lieblos mit ihm verfuhren, wie mit todter Maſſe, ſo konnte er auch zu denen, die ihm auf ſolche Weiſe ohne Achtung und Rückſicht begegneten, keine Liebe faſſen. Man bedenke nur, was in Polen, Deutſchland, Italien, Spanien, Frankreich, Portugal und auf den joniſchen Inſeln geſchehen iſt! Der Natur und den Geſetzen, nach denen ſie trennt und einigt, hat man auf alle Weiſe Hohn geſprochen und wundert ſich, wie Unnatürliches daraus entſtanden iſt! Wo man Gewaltthat, Betrug und Wortbruch geſäet, darf es befremden, wenn ſie aufgegangen ſind? Soll dem Kleinen und Schwachen als heiliger Ernſt erſcheinen, woraus die Großen und Mächtigen ein leichtfertiges Spiel gemacht? Was konnte in dem lockern Boden, den Jeder, der ihn als Sieger betrat, umwühlte, um ihn in ſeinem Sinne zu bepflanzen, Wurzeln ſchlagen und Nahrung ſaugend ſich in ihm befeſtigen? Natürlich muß, was ein Tag in flüchtiger Eile ſchafft, den andern eben ſo flüchtig wieder untergehen. Die Natur, die geiſtige wie die körperliche, hat ihre ewigen Geſetze, und erhalten kann ſich nur, was ihnen angemeſſen iſt.

Die blutige Zerreißung Polens, das Schickſal Venedigs gleich nach dem erſten Feldzuge Buonaparte's, die Behandlung des linken Rheinufers, die gewaltthätige, oft muthwillige Umwandlung der Verfaſſungen und Regierungen der Staaten in Italien, der Schweiz und Holland, die Säculariſationen, der Rheinbund, die franzöſiſchen Occupationen, dann der Sieg über die Anmaßung Napoleons, die darauf folgenden Reſtaurationen, das ewige Ab- und Zuſchwören, ſo wie Fürſten und Verfaſſungen ſich in buntem Wechſel folgten, alles das war der Moral nicht günſtig und flößte für Recht und Ordnung keine Achtung ein. Unter den beſtändigen Erſchütterungen mußte ſelbſt der Glaube an ein feſtes Beſtehen und das Vertrauen auf das Beſtehende untergehen. Gleich den Ständen, die in der gefahrvollen Unſicherheit ihres Lebens ſich ganz dem Glücke und Genuſſe des Augenblicks hingeben, weil ſie nicht wiſſen, ob die nächſte Zukunft noch ihnen iſt, gleich Matroſen und Soldaten, hatten die Völker ſich gewöhnt, von dem Tage zu nehmen, was er giebt, und nur an die Gegenwart und ſich ſelbſt zu denken. Aehnliches, wie in den angeführten Staaten, war freilich auch früher ſchon geſchehen; aber doch nicht Gleiches, nicht in ſo betäubender Schnelligkeit und in ſolchem Umfang. Auch hatte das Volk früher in ſtumpfer Unwiſſenheit die Regierungen als die Stellvertreterinnen der Vorſehung ſchalten laſſen. Man ertrug, was man als unabänderlich betrachtete, und unterwarf ſich in Unterthänigkeit dem, was man für ſeine Pflicht erkannte. Aber auch in dieſem Puncte hat ſich viel verändert. Jetzt unterſucht man die

Befugniſſe der Gewalt und prüft ihr Verfahren an den Begriffen von Recht und Pflicht, die dem geſellſchaftlichen Verein zum Grunde liegen. Der leidende Gehorſam, dem alle Gewalt von Gott geſetzt war, der er ſich dann auch wie dem Schickſal unterwarf, iſt aus den Glaubensartikeln ſelbſt der monarchiſchen Confeſſion verſchwunden.

Man fühlte von beiden Seiten, daß es nicht mehr, wie ehemals, war; doch wollte man es von keiner Seite verſchuldet haben und gab dem Gegner den Vorwurf zurück — ein Beweis, daß man ſich ſobald nicht verſtehen und noch weniger beſſern werde. Man ſtritt und klagte über Mangel an Gehorſam, an Liebe und Vertrauen, dort über verletzte Pflicht, hier über gemißbrauchtes, angemaßtes Recht. Die gegenſeitigen Beſchuldigungen konnten nur erbittern, die Erörterungen nur die Parteien ſchroffer ſondern und ſich feindlich gegenüberſtellen. So iſt man zu dem ekelhaften Streit gekommen, in dem die Liberalen und Servilen ſich mit Wuth bekämpfen, und die reinen Royaliſten das Königthum ſo oft herabwürdigen und beſchmutzen, als viele ſogenannte Freigeſinnte die wahre Freiheit. Mit Belehrung und Zurechtweiſung wird nichts gewonnen, weil es Intereſſen gilt, und in der Streitſache ſelbſt auch mehr das Gefühl, als der Begriff, entſcheidet. Was die Angewöhnung, die alte Neigung und angeerbte Ergebung leicht und fröhlich that, das ward, da die Neigung und Gewohnheit fehlte, ſchwer, unmöglich; und was die Einfalt ſich gefallen ließ, dem wollte ſich das beſſere Wiſſen nicht mehr fügen. Der Verſuch, den geſtörten Ehefrieden durch Verweiſe wieder herzuſtellen und das verlorne Vertrauen durch Vorwürfe zu gewinnen, gelang hier, wie allenthalben. Die Neigung findet ſchön, was dem Widerwillen häßlich iſt, und jene kann ohne Anſtrengung vergeben, was dieſen mit ewigem Haſſe erfüllt. Auf ganz anderem Wege mußte das freundliche Verhältniß zwiſchen Volk und Regierung erneuert werden, als durch die vornehmen Buß- und Strafpredigten amtlicher Blätter, denen man ſchon darum Unrecht gab, weil ſie allein das Recht zu reden hatten.

Den andern Weg aber mochte man nicht nehmen, weil man auf dem kürzern zum Ziele kommen wollte. Nicht ſehr geſchickt ließ man ſich in Unterſuchungen über die Rechte und Pflichten der Fürſten und Unterthanen ein. Man ſpürte der Quelle der Gewalt im Staate nach, die dieſe viel beſſer in geheimnißvoller Verborgenheit gelaſſen hätte. Wo die Trennung einmal geſchehen iſt, und die geſchiedenen Theile ſich eiferſüchtig bewachen und gegen Uebervortheilung ſichern zu müſſen glauben, da kann jede Erörterung, ſtatt zu beruhigen und zu verſöhnen, nur reizen und erbittern. Auf beiden Seiten glaubt man ſich, iſt man anders ehrlich, im Beſitze der Wahrheit und des Rechts und wirft ſeinem Gegentheil Irrthum und Falſchheit vor. Den Frieden kann hier nur die gebieteriſche Nothwendigkeit erhalten. Der natürliche Zuſtand iſt der des Kriegs, und Jeder bedient ſich in ihm der Waffen, die ihm zu Gebote ſtehen. Die Gewalt befiehlt und verbietet, und wo ſie von der Erörterung keinen günſtigen Erfolg erwartet, unterſagt ſie Zweifel und Widerſpruch, und erſpart ſich ſo die Mühe des Widerlegens. Preßzwang, Martialgeſetze, Inquiſitionen, Specialgerichte, Proſcriptionen, Dienſtentlaſſungen, Bannflüche und Einkerkerung ſchlagen jede Einrede nieder. Oeffentlich wird es auch ruhig, und ſcheinbar herrſcht Friede und Einigkeit. Die Schwäche nimmt ihre Zuflucht zu Liſt und Verſtellung, und wer im Nachtheil iſt, erlauſcht den günſtigen Augenblick, um ſich auf jede Weiſe des Vortheils zu verſichern. So ſehen wir es jetzt.

Das gemeine Volk hat ſich, gelehriger, als zu wünſchen war, bis zur vornehmen Politik erhoben. Es hat auch ſeine Redensarten, die nichts ſagen, ſeine Verſprechen, die nicht binden, ſeine Verſicherungen, durch die es täuſchen will. Nach höherm Beiſpiel ehrt es öffentlich die Moral und lebt insgeheim mit dem ſündigen Vortheil auf vertrautem Fuße. Wie manche Cabinete ihre Manifeſte und Proclamationen, ſo haben die Völker nun ihre Adreſſen und Huldigungen. So oft auch in der letzten Zeit die Fürſten gewechſelt wurden, der letzte war der beſte, und nach der Landeszeitung fing mit jeder neuen Regierung ein neues goldenes Zeitalter an. Die Glückwünſche, Beleuchtungen und Gelage drückten jedesmal die unwandelbaren Geſinnungen der Bürger aus. Alles iſt Liebe und Anhänglichkeit, bis zur Stunde der Prüfung, wo es Opfer gilt. Da tritt der furchtbare Ernſt ein. Am Tage der Entſcheidung endet das Spiel, in dem man, das Heiligſte und Würdigſte zu Hohn und Spott verzerrend, ſich gegenſeitig zum Beſten hatte. Unſelige Verblendung! Die das Spiel gegen Andere ſpielten, ſcheinen dennoch daran zu glauben, wo es ihrer Eigenliebe ſchmeichelt. In Sicherheit ſchläft der bethörte Fürſt im Gefühle ſeiner Allmacht ein und erwacht unter den Verwünſchungen derer, die ihm eben noch ewige Treue ſchwuren. Oder war es anders in Frankreich, Spanien, Neapel und andern Staaten? und die Lehre, welche die Gewalt aus dieſen furchtbaren Erſcheinungen gezogen, dieſe Lehre — unglaublich! — wäre, daß man, was das Uebel herbeigeführt, doppelt und dreifach wiederholen müſſe, um es in Zukunft zu vermeiden! Wenn die Maßregeln der Strenge und Beſchränkung das Gegentheil von dem bewirken, was man gewollt, dann glaubt man, ſie ſeyen nicht ſtreng, die Beſchränkung nicht hart genug. Auf dieſe Weiſe muß nothwendig kommen, was wir leider hier und da ſehen. Der Unmuth, der ſich oft leichtfertig und unbeſonnen geäußert haben mag, aber ſich doch unſchädlich in Worten entladen konnte, wird, in der engen Bruſt zuſammengepreßt, zum grimmigen Haſſe geſteigert. Die Erbitterung lauert verſteckt auf ihre Beute; der offene Kampf, der eine Erklärung oder doch eine Vertheidigung möglich machte, wird Meuchelmord; und insgeheim bildet ſich zur Verſchwörung aus, was nur Beſchwerde und Klage geweſen war. Auf der leichten Oberfläche erzwingt man eine freundliche Spiegelglätte, aber in der Tiefe nimmt die gewaltige

Strömung unwiderſtehlich ihre Richtung. Die Gefahr wird erſt offenbar, wenn ihr nicht mehr zu begegnen iſt. Mit ſtolzer Heiterkeit ſehen manche Gewalthaber über das ſtille Meer, das ſie, nach ihrer Meinung, mit Gottes Kraft, wie Neptun einſt, zur Ruhe brachten. In orientaliſcher Abgeſchiedenheit haben Fürſten ihren Thron dem Volke fern geſtellt. Die Großen und Mächtigen, von hungrigen Schmeichlern oder feigen Höflingen umlagert, hören nur, was ſie hören wollen, das Lob ihrer Vorzüge und Tugenden, das ihrer Macht und Einſicht ſchmeichelt und ihre Gemächlichkeit nicht ſtört. Natürlich geht dann alles ganz vortrefflich, und es bleibt nichts zu wünſchen übrig. So ſtehen die, von denen Hülfe kommen ſollte, in einer ſchwarzen Nacht von Rauch und Wolken, in die der Opferdampf der Schmeichelei und der eingebildeten Selbſtgenügſamkeit ſie hüllt, nichts wiſſend, nichts ahnend, voll Uebermuth vor der Gefahr, in ihr kleinmüthig und hülflos. Blitzesſchläge, wie der 20. März, wie der Aufſtand in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und Griechenland, fahren wohl erhellend durch das Dunkel und erleuchten den Abgrund, über den ſie ſich immer tiefer hinüberbeugen; aber das Licht des Augenblicks wird von der langen Nacht verſchlungen, und die flüchtige, unheimliche Warnung ſpottet der Witz der Schmeichler hinweg, die Bequemlichkeit mag ihrer nicht achten, oder über ſie lacht die ſtolze Zuverſicht. Was in Frankreich den 20. März herbeigeführt, wird gerade angewendet, um ihn anderswo zu entfernen. Was in der alten und neuen Welt die furchtbare Kataſtrophe ins Daſeyn rief, ſoll andere Staaten dagegen ſichern. In ſolcher Verblendung wird mit Gewalt beſchleunigt, was man verzögern will, und der Haß und die Erbitterung wachſen. Mit jedem Tage wird die Scheidung der Parteien ſchroffer. Man fühlt, daß Regierung und Regierte ſich feindlich gegenüberſtehen; ſie fühlen es ſelbſt, auch wenn ſie ſich durch lebensartige Redensarten zu täuſchen ſuchen.

So iſt es; aber ſo ſollte es nicht ſeyn. Die den verderblichen Zuſtand der Dinge erkennen, billigen ihn darum nicht. Aber ſo weit geht die leidenſchaftliche Verblendung, daß die Warnung für Anfeindung genommen, und der als verdächtig und der Regierung abgeneigt behandelt wird, dem ſo viel Herz im Buſen ſchlägt, daß er bittend und mahnend den Weg zu vertreten ſucht, der zum Verderben führt. Natürlich ſteigt die Erbitterung, die Verfolgung wird grauſamer, und die Gewalt, argwöhniſch und ſcheu, ſieht allenthalben den böſen Geiſt, mit dem ſie kämpfend ſich abmüdet, ohne ihn mit allen dienſtfertigen Händen der Polizei zu faſſen. Der Geiſt der Neuerung aber, der verborgen oder ſichtbar über zwei Welttheilen ſchwebt, würde, wenn man es nur wollte und verſtände, ein Geiſt der Verbeſſerung und Beglückung werden. Vergebens verbinden ſich ſeine Feinde, um die Mißbräuche der alten Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten. Sie wird untergehen, wie alles, was den Kreis ſeiner Wirkſamkeit ausgelaufen iſt; wie alles, was die Zeit bewahrt, ſo lange ſie es brauchen kann, aber ſelbſt zerſtört, wenn es ihren Zwecken nicht mehr dient; wie das mächtige Rom untergegangen iſt, an deſſen Erhaltung Helden und Weiſe fruchtlos ihr thätiges Leben verſchwendet haben. Die alten Götter finden nicht mehr den alten Glauben, und obgleich noch ihre Altäre und Tempel ſtehen, ſo iſt doch ihr Reich vorüber, das mit ſeinen Fundamenten nur in der Meinung der Menſchen einen feſten Boden hat. Der Kaiſer Julian, wie ein ſcharfſinniger Schriftſteller bemerkt, der tüchtige, kräftige und weiſe, der große Julian, der mit ſeinem Geiſte den halb entſeelten Körper zu beleben ſucht, wird ein Abtrünniger und Verdammter; Conſtantin dagegen, der gemeine Conſtantin, weil er für den neuen Glauben ficht, ein glücklicher Herrſcher, Held und Heiliger. Vergebens floſſen die Ströme von Märtyrerblut für die Götter von Rom und Griechenland, vergebens ſtarben die Bekenner des neuen Glaubens in den Flammen, durch wilde Thiere oder Henkers Hand; das Kreuz ward ſiegreich in Rom und Byzanz aufgerichtet, um ſich ſiegreich über die halbe Erde zu erheben.

Die moraliſchen Bande, welche die alte Ordnung im Staate bisher zuſammenhielten, ſind, wie geſagt, erſchlafft oder aufgelöſt. Daß es geſchehen und beſonders auf eine ſchmerzliche Art geſchehen iſt und geſchieht, haben gerade diejenigen ſich vorzuwerfen, die mit Recht darüber klagen zu dürfen glauben, die Großen in ihrem Uebermuth, die Willkür der Gewalt, die Anmaßung bei Unfähigkeit, die weichliche Erſchlaffung und Unwiſſenheit, wozu ſo viele der erſten Stände in ſtolzem Müßiggang herabgeſunken ſind. Selbſt in guter Abſicht haben Regierungen zu ihrem eignen Verderben beigetragen, wo ſie ſich zu erhalten und zu befeſtigen gedachten, beſonders durch das Allregieren, das allen Geiſt, jede Gewandtheit und jede

Theilnahme für das Gemeinheitliche und Oeffentliche zerſtört. Es mag kaum etwas Verderblicheres im Staate geben, als das Einmiſchen der Staatsbehörden in die häusliche und Gemeindethätigkeit des Bürgers, und wäre es noch ſo wohl gemeint. Solche anmaßende Vormundſchaft erhält den Menſchen ewig minderjährig, erſtickt jede beſſere Anlage in ihm, oder läßt ſie unentwickelt, weil ſeiner Ueberlegung, ſeinem Entſchluſſe und Willen nichts anheimgegeben iſt. Wer ſtets wie blödſinnig behandelt wird, muß es endlich werden. Das iſt eine der verkehrteſten Verkehrtheiten der ſpätern Zeit, daß die Regierungen in ihrem Dünkel wähnten, ſie müßten dem Bürger bis an den Tiſch und in das Bett, in Küche und Keller hülfreich unter die Arme greifen, damit er ordentlich beſtehen könne, nach Vorſchrift eſſe, trinke, ſeine Arbeit thue und der Ruhe pflege. So unbeſcheidenes Einmiſchen in Dinge, die außer dem Geſichtskreiſe der Staatsbehörden liegen, verletzt und erdrückt jedes edlere Gefühl von Freiheit und Selbſtändigkeit und vermehrt das Heer von Beamten und Angeſtellten, um mit ſtudirter Förmlichkeit ſchlecht zu thun, was dem einfachen, geſunden Verſtande und kräftigen Sinne des Bürgers in der Regel gut genug gelingt.

Und dabei hört man die Klage von allen Seiten wiederholen, es fehle an Gemeingeiſt, an jeder Theilnahme für das Oeffentliche, da man allen Geiſt tödtet, nichts von einem gemeinen Weſen weiß und keine Oeffentlichkeit duldet. Der Tadel ſieht dem Spotte ähnlich; doch meint es die Einfalt damit ganz ernſtlich und wundert ſich, daß der Menſch, den ſie krumm geſchloſſen hat, nicht aufrecht geht.

Sind die moraliſchen Verhältniſſe von ungünſtiger Vorbedeutung, dann ſind es die ökonomiſchen nicht weniger. Die Armuth eines großen Theils des Volks kündigt ſich in ſeinen bleichen, halbnackten Geſtalten, hier in dem Aufſtande einer brotloſen Menge, dort in Auswanderungen an. Von einer Minderung der Abgaben kann keine Rede ſeyn, wenn man, wozu es kein Anſehen hat, die Bedürfniſſe nicht beſchränken will. Die Auflagen haben in vielen Staaten eine Höhe erreicht, die zu überſteigen auch die herzloſeſte Plusmacherei nicht wagt. Es dürfte der Gegenwart ſchwer fallen, ihre eigenen Forderungen zu befriedigen, und ſchon hat die Vergangenheit einen Theil ihrer Hülfsmittel aufgezehrt. Die meiſten europäiſchen Staaten ſind ſchwer verſchuldet, und auch nicht einer, der borgen konnte, hat ſein Einkommen frei. Die Vergangenheit fand es gemächlich, auf Rechnung der Gegenwart und Zukunft zu leben; aber an wen werden ſich in ihrer Noth die Gegenwart und Zukunft wenden, wenn ſie bei verminderter Einnahme ihre Ausgaben nicht zu beſchränken wiſſen?

Daß aber die Einnahme ſich vermindern werde, iſt vorauszuſehen. Was Europa an der neuen Welt gewonnen hat, hört nach und nach auf in ſeinen Schatz zu fließen. Amerika und Weſtindien erwerben oder befeſtigen ihre Unabhängigkeit, und was das Ausland ihnen zugeführt, das werden ſie ſelbſt erzeugen. Kein Zweifel, daß die neue Welt bald auf eignem Boden zieht und mit eigner Hand bereitet, was ſie, freiwillig oder gezwungen, von uns bezogen hat. Die eigenen Fabriken und Manufacturen werden ihnen die unſrigen entbehrlich machen, und unſer leichter Gewinn im Handel, der, wie man weiß, bedeutend war, geht größtentheils verloren.

Dann bleiben auch die Sendungen von Gold und Silber aus, welche die Gallionen jährlich nach der pyrenäiſchen Halbinſel brachten. Das wird unter andern die Folge haben, daß der Werth der edlen Metalle ſteigt, und der Preis der käuflichen

Dinge in demſelben Verhältniſſe fällt. Man wird dieſelben Abgaben zu erheben, dieſelbe Summe abzutragen glauben, und hier mehr geben und dort mehr nehmen, als vorher, bis nach unſicherm Schwanken der Vorrath des Geldes und der verkäuflichen Gegenſtände ſein Gleichgewicht wieder gefunden hat. Die Staatsgläubiger werden den Nominal-Werth der dargeliehenen Summen fordern, vielleicht auch, ſo lange die Abgaben einzutreiben ſind, erhalten. Da aber der relative Werth des Geldes, wegen ſeiner größern Seltenheit, geſtiegen, das heißt, für dieſelbe Summe eine größere Menge Waaren oder Arbeit zu erhalten iſt, ſo bezahlt der Staat in dem gemachten Darlehen mehr, als ſeine Schuld, wenn anders der innere Werth der Münze keine Veränderung erlitten hat. In gleichem Falle befinden ſich die Steuerpflichtigen, die mit demſelben Steueranſatze höher beſteuert ſind. Schmidt-Phiſeldek, von dem ſo manches Wort zu ſeiner Zeit geſprochen, und, wie von andern wohlmeinenden und aufgeklärten Männern, vergebens geſprochen worden iſt, hat dies ſehr gut gezeigt.

Unter ſolchen Verhältniſſen wird das Einkommen der Einzelnen und der Staaten ſich vermindern. Ob man ſogleich auch ſich eine Beſchränkung der Genüſſe wird gefallen laſſen, iſt zu bezweifeln. Ohne Noth legt ſich der Menſch keine Entbehrung auf. Freilich wird die ungeſtüme Mahnerin, die Noth, die keine ſchnöde Abweiſung zu fürchten hat, ſich melden und Gehör finden. Aber erſt nach ſchwerem Kampfe verſteht man ſich zu dem, was nicht zu ändern iſt. Den Nachtheilen des verminderten Abſatzes nach der neuen Welt und des geringeren Einkommens der alten wäre auf mancherlei Weiſe zu begegnen, ſowohl durch eine allgemeinere und erhöhte Thätigkeit und demnach vermehrte Production, durch die Vermehrung der Mittel alſo, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, als auch durch Beſchränkung dieſer. Das Erſtere würde eine größere Einnahme, das Zweite eine geringere Ausgabe zur Folge haben.

Dieſen Mitteln eines allgemeinern Wohlſtandes aber iſt die herrſchende Stimmung und die rückgängige Bewegung der Regierungen entgegen. Eigennutz und Beſchränktheit der Einſicht erhebt ſich von allen Seiten gegen die Gewerb- und Handelsfreiheit, wie überhaupt gegen jeden Grundſatz natürlicher Freiheit und Gerechtigkeit, der den Anlagen Gelegenheit ſich zu entwickeln und der entwickelten Kraft einen Wirkungskreis giebt. Bei der natürlichen Ordnung der Dinge, nach welcher nur Fleiß und Geſchicklichkeit erwerben, Verdienſte auszeichnen, und Talente und Tugenden Anſprüche auf Stellen und Würden ertheilen, findet die Geburts-Ariſtokratie ihre Rechnung nicht, die ſich auch ohne Anſtrengung zum Beſitze, ohne Verdienſt zur Auszeichnung, und ohne Werth zu Würden berufen und berechtigt glaubt. Dieſe Pleonexie, die wahre Erbſünde des Menſchen, die Quelle der meiſten Uebel in der Geſellſchaft, die Sucht nämlich, mehr als Andere zu gelten und zu haben, und zwar auf ihre Koſten, hat die Unnatur und Verkehrtheit, ſo viel ſie es vermochte, zur natürlichen Ordnung gemacht. Sie hat auch in das bürgerliche und Gewerbsleben die Meiſterſchaften, Innungen und Zünfte als eine Art von Ahnenprobe, Orden und Stiftern des dritten Standes eingeführt. Die Regierungen glaubten von jeher auf dieſes Gebrechen der menſchlichen Natur am ſicherſten zu bauen und in ihm die feſteſte Stütze der Einrichtungen des Staates zu finden. Darum ſollte, was haben und gelten wollte, den Beſtallungsbrief dazu vom Staate, und, wo der Fürſt der Staat geworden, vom Fürſten haben. Sie machten Vornehme und Gemeine, Begünſtigte und Zurückgeſetzte, Doctoren, Meiſter und Lehrer.

Was der Menſch an und durch ſich war, zu was die Natur ihn und er ſich ſelbſt gebildet, kam kaum in Anſchlag. In der Münze des Staates ward er zum Courſe ausgeprägt, in dem Pack- und Speditionshofe von geſchwornen Taxatoren, nach dem beliebten Tarif, abgeſchätzt, bezeichnet und, nach dem Bedürfniſſe des Landes, verſchrieben und verſendet. Von uns brauchte die Nachwelt nichts zu erfahren, als den langen, noch unentſchiedenen Streit zwiſchen den Weiſen und Schriftgelehrten über die Vorzüge und Vortheile der Oeffentlichkeit und Handelsfreiheit, und ſie weiß, weſſen Geiſteskinder wir geweſen ſind. Freilich iſt es zweifelhaft, ob mit der Sonne der Tag erſcheint und auch mit ihr verſchwindet! Aufrichtiger und ehrlicher wäre die Frage ſo geſtellt: Iſt jedem für das, was er treibt, und die Art, wie es geſchieht, mit der Sonnenklarheit und dem Lichte des Tags gedient?

In gleichem Geiſte und zu demſelben Zwecke wird den Fideicommiſſen und Majoraten das Wort geredet, und das Zerſchlagen und Vereinzeln der großen Güter zu den Vorzeichen und Urſachen der böſen Zeit gezählt, deren Gefahren man nach Kräften begegnen muß. Angeſehene politiſche Schriftſteller, die auch unter den Staatswirthſchaftsgelehrten einen Namen haben, beklagen ſehr, daß „der Grundbeſitz ſich „nicht mehr größtentheils in den Händen der alten „Geſchlechter befindet, ſondern zu einer gemein verkäuflichen Waare herabgeſunken iſt.“ Bewundernswürdige Gelehrſamkeit, menſchenfreundliche Weisheit, der nicht nur der Staat zum Beſten einiger begünſtigten Geſchlechter errichtet, ſondern ſogar die Erde geſchaffen worden!

Von Erſparung ſcheinen manche Regierungen ungern zu hören. Die Meinung, daß der ſtehende Soldat, deſſen Unterhaltung im Frieden ein Drittheil, ja faſt die Hälfte der Geſammteinnahme koſtet, zu vermindern ſey, kann nur noch auf die Gefahr, für einen Feind des Thrones und der geſellſchaftlichen Ordnung zu gelten, ausgeſprochen werden. Das haben penſionirte Zeitſchriftſteller, die gerade Geiſt und Muth genug haben, um einen Gegner dadurch zu widerlegen, daß ſie, im Schutz der Gewalt, ihn beleidigen oder verdächtig machen, in dürren Worten hingeſagt. Indeſſen ſind vielleicht die ungeheuren Summen, welche die Truppen koſten, für die Geſellſchaft noch nicht der ſchmerzlichſte Verluſt. Daß die Leute in längerem Dienſte, deſſen ehrenvoller Beruf es iſt, ſich von jeder häuslichen und bürgerlichen Beſchäftigung entfernt zu halten, ſich jedes nährenden Geſchäfts entwöhnen, und ſo ſpäter nur ſelten und mit Mühe oder auf unerlaubtem Wege ſich ihren Unterhalt verſchaffen können, daß ihre kräftigen Arme für den Landbau und die Gewerbe verloren gehen, und ihre Lebensweiſe der Sittlichkeit nichts weniger als günſtig iſt, das mag auf die Geſellſchaft noch nachtheiliger wirken, als das müßige Verzehren eines bedeutenden Theils der Staatseinkünfte.

Nicht weniger verderblich iſt das Heer beſoldeter Beamten, die einen eignen Stand im Staate bilden und, obgleich für das Volk beſtellt und von ihm bezahlt, in allem ſich demſelben vornehm entfremden. Die Beamten, wenn auch ihre Stellen nicht erblich ſind, beſeelt ein Standesgeiſt, der ſie als eine Art von Adel dem Bürger gegenüberſtellt, und ſie ſetzen oft noch leichter, als der Geburts-Adel, ihre ungebührlichen Forderungen und Anſprüche durch, weil die Gewalt mit ihnen iſt, und ſie jedes Verſehen gegen ihre Perſonen in ein Vergehen gegen den Staat verwandeln können. Durch keine Anſtalt ward das öffentliche Leben im Volke, jedes Gefühl von Selbſtändigkeit und Freiheit ſo ganz in ſeinen Herzwurzeln durchſchnitten, als gerade durch die Beamtenhierarchie, die, vom letzten Copiſten bis zum erſten Präſidenten, einen Stand mit gleichen Anſichten, mit gleichem Intereſſe und in gleicher Lage bildet. Die untern Beamten und Angeſtellten, die dem Volke am nächſten ſtehen, ſcheinen gewöhnlich nur darum durch lange Studien ihre ſogenannte Berufsbildung erlangt zu haben, damit ſie, denen unverſtändlich, die ſie wieder nicht verſtehen, auf gelehrte Weiſe einfache Geſchäfte ſchlecht beſorgen, mit denen der ſchlichte Verſtand des Bürgers, den eine genaue Kenntniß der perſönlichen und Localverhältniſſe unterſtützt, recht gut fertig würde.

Man könnte noch die Summen überſehen, welche die große Anzahl der Beamten koſtet, wären ihre Dienſte nur nicht gewöhnlich von der Art, daß ſie mehr ſchaden, als nützen. Man könnte überſehen, daß ſo viele junge Leute von geringem oder mäßigem Talente jedem Wege und Mittel entſagen, ſich durch ihrer Hände Arbeit zu nähren, um die Kunſt, Land und Leute zu regieren, handwerksmäßig zu erlernen, da dieſe ſich beſſer ſelbſt regierten; daß die Beamtenwelt mit ihrem und der Ihrigen Leben an den Erwerb des Bürgers angewieſen iſt, den ſie dafür zu verachten, nicht ſelten ein Recht zu haben glauben; daß die Kinder der Beamten auch gewöhnlich für jede Art von Production verloren ſind und in einer blos verzehrenden Lebensweiſe auferzogen werden, weil die Eltern meinen, ihre Söhne ſtiegen, zur Unehre ihrer ſtandesmäßigen Abkunft, herunter, wenn ſie Handwerker oder Bauern würden; daß die Beamten, als Penſioniſten und Quiescenten, für ſich drückende Invalidenanſtalten, und, im Falle ſie Weiber und unverſorgte Kinder hinterlaſſen, für dieſe Wittwen- und Waiſenkaſſen nothwendig machen. Ueberſehen läßt ſich dabei nicht, daß beſonders die untern Beamten und Angeſtellten den Bürger aus einem Wirkungskreis verdrängen, in welchem nur dieſer ſich mit Freude und Sachkenntniß bewegt. Die Gemeinde iſt die Welt der Gemeindeglieder. Durch die Gemeinde hängt der Bürger mit dem Staate zuſammen. Was hier zu ordnen und zu verwalten iſt, gehört ihm an, iſt ſeine Sache, und ihn berührt unmittelbar, was hier geſchieht, im Guten wie im Böſen. Der Gemeindeglieder Vortheil iſt es, daß man in Gemeindeangelegenheiten das Beſte wolle und verfüge, ihr Nachtheil, wenn durch Irrthum, Trägheit oder Schlechtigkeit das Gegentheil geſchieht. Die

Gemeinde iſt der Staat für die Mehrheit der Bevölkerung, deren Wirken und Streben nicht über die Gemarkung reicht; und für die, welche mit ihren Entwürfen und ihrer Thätigkeit weiter gehen, iſt ſie eine Schule, die ſie zum Staatsdienſte vorbereitet. Wollen wir kräftige und rührige Bürger haben, die ihre und der Gemeinde Geſchäfte mit Erfolg zu führen geſchickt und bereit ſind; wollen wir, daß ſie mit dem Staate zuſammenhängen als organiſche Theile eines lebendigen Ganzen; daß ſie Antheil nehmen an dem Gemeinſamen und Vaterländiſchen, dann gebe man ihnen eine freie, zweckmäßige Gemeinde-Verfaſſung. In ihr liegen die Wurzeln, mit denen der Baum, der dem Staate Früchte bringen ſoll, im mütterlichen Boden ſteht, aus dem er Nahrung ſaugt. Hier iſt die Quelle des öffentlichen Lebens, die, getrübt oder vergiftet, Schlamm oder Tod im ganzen Laufe mit ſich führen kann. Hier iſt das Kindes- und Jugendalter des Staatsbürgers, der in reiferen Jahren wenig taugen und leiſten wird, haben ihn Erziehung, Unterricht und Lebensweiſe nicht dazu gebildet.

Was in den obern Regionen des Staats geſchieht, bleibt dem Bürger in der Tiefe fremd, berührt ihn gar nicht oder nur auf eine leichte, entfernte Weiſe. Ihn ficht es wenig an, wie ein Collegium gebildet iſt, ſeine Glieder referiren und ſtimmen läßt, wer als tafelfähig bei Hofe ſpeiſt, die Neuigkeiten von da aus der erſten Hand bezieht, bei Beförderungen den meiſten Einfluß hat. Was das leere Leben von tauſend vielbeſchäftigten Müßiggängern, vornehmen Abenteurern und Intriguanten ausfüllt, aber auch achtbare Staats- und Hofleute beſchäftigen kann, iſt dem Bürger ziemlich gleichgültig. Selbſt die Art, wie man zu Stellen und Ehren gelangt, ſeinen Vorder- und Nebenmann bei Seite ſchafft, um über ihn hinwegzukommen, und die ganze feine, verwikkelte Taktik der Habſüchtigen, Ehrgeizigen und Heuchler, durch die man die Tugend zur Kupplerin des Laſters macht, zum allgemeinen Beſten für ſein eignes Beſtes ſorgt, zum Wohle des Staates und mit Selbſtaufopferung ſich an die einflußreichſten und ergiebigſten Plätze drängt, und in den Kammern ſeine Talente im ſchönſten Lichte oder in der furchtbarſten Haltung zeigt, um die Regierung zu einem kräftigen Verſuche auf dieſelben aufzumuntern, das alles hat ſelten und wenig Intereſſe für das Volk. Was den Bürger dagegen anſpricht, was er verſteht und woran er Antheil nimmt, das iſt ſein und der Gemeinde Haushalt, zu deſſen Führung er Geſchick und Neigung hat.

Es ward in unſerer Zeit ſo viel über die beſte Staatsverfaſſung geſprochen und geſchrieben; Verſuche wurden auf Verſuche wiederholt. Man hat die Staatsgewalt zerſplittert, wo ſie verbunden bleiben ſollte, und verbunden, wo man ſie ſonſt mit kluger Vorſicht theilt. Dem Volke wollte man einen unmittelbaren oder mittelbaren Antheil an der Geſetzgebung geſtatten, damit es ſeine Freiheit und ſeine Rechte ſelbſt bewahren möge. Das aber ging in einem großen Staate nicht, oder wenigſtens nicht nach Wunſch. Der Bürger hat in demſelben höchſt ſelten einige Kenntniß der ſo verwickelt gewordenen öffentlichen Angelegenheiten, die auch gewöhnlich ſo weit aus ſeinem Geſichtskreiſe liegen, daß es ihm ſowohl an Luſt als an Fähigkeit, ſie zu behandeln, fehlt. Von dem dagegen, was er beſſer, als Andere, verſteht, den Angelegenheiten ſeiner Gemeinde nämlich, ward er ausgeſchloſſen. Wo er ſich mit Einſicht bewegen konnte, und ſeine Bewegung ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe und Ordnung war, da wurde ihm die Bewegung unterſagt.

Gegen den großen Despotismus, der mit Kolbenſchlägen, aber ſelten trifft, der nicht anders, als mit Geräuſch und öffentlich verfahren kann, wodurch er ſich alſo beobachtet und in Schranken gehalten ſieht, ward viel und mit Recht gekämpft; den kleinen aber der hunderttauſend Beamten und Angeſtellten, der täglich faſt in allen Verhältniſſen des Lebens mit Nadelſtichen im Verborgenen quält, ließ man, mit Unrecht, ſo ziemlich nach Belieben ſchalten. Damit Fürſten und Miniſter ſich keine Gewaltſtreiche, die ihrer Natur nach vorübergehend ſind, erlauben könnten, hat man allerlei Maaßregeln vorgeſchlagen und angewendet; Beamte aber, die wie Vampyren an dem Volke hängen und ſein Blut unbemerkt im Stillen trinken, ſchienen in ihrem Berufe zu wirken. Und giebt es einen ſchrecklichern Despotismus, als den von einigen tauſend oder hunderttauſend Angeſtellten, die unter der Leitung eines Vorgeſetzten ſtehen, dem ſie verantwortlich ſind, und von welchem ſie ihre Beförderung zu erwarten haben, in alle Theile des Landes zerſtreut, in gleichzeitiger und ununterbrochener Thätigkeit?

Gegen den Druck und die Willkür der untern Beamten, meint man, müßten die höhern, aufſehenden Behörden ſchützen. Steht den Bedrückten nicht die Klage frei, oder wird ihnen Gehör verſagt? Was für den Klagenden zu erreichen iſt, wiſſen die, welche unſre Gerichts- und Verwaltungsordnung kennen. Alle Geſchäfte werden auf dem Papier und ſo heimlich als möglich gemacht. Auf die Klage des Bürgers berichtet der Beamte, ein zweiter berichtet über den Bericht, und Beamte ſprechen das Urtheil aus. Allenthalben liegt Papier vor, auf das man ſich bezieht, und das Papier iſt auch das Werk von Beamten, Angeſtellten, ihnen Ergebenen oder Untergebenen, die es behandeln und faſt allein nach Vorſchrift zu behandeln wiſſen. Die Sache möchte ich ſehen, und wäre ſie weiß, wie die weißeſte Frühlings-Blüthe, welche ſich auf dieſem Wege nicht ſchwarz berichten, begutachten und referiren ließe. Uebrigens ſind wir mit ſo vielen Geſetzen, Verordnungen und Förmlichkeiten geſegnet, daß nicht alle Richter und Advocaten ſie in ihrem ganzen Umfang kennen. Sollte ſich der in ſolchen Dingen unwiſſende und unerfahrne Bürger nicht in einem der tauſend Netze fangen laſſen, wenn man ihn abſichtlich damit umſtrickt? Es iſt keineswegs geſagt, daß alle Beamten Tyrannen ſeyen. Dieſe Behauptung wäre lächerlich und abgeſchmackt.

Aber es iſt genug, daß ſie es ſeyn können, treibt ſie der böſe Geiſt, oder daß es von der höchſten Verwaltungsbehörde abhängt, ſie als Mittel der Tyrannei zu gebrauchen, um die Inſtitution, wie ſie beſteht, verwerflich zu finden. Es fehlt viel, daß die unumſchränkteſten Gewalthaber immer die ſchlechteſten wären. Auf dem Throne der Scheuſale, Tiber, Nero und Commodus, ſaßen Zierden des menſchlichen Geſchlechts, Trajan, Titus und Antonin. Aber darum iſt jede willkürliche Gewalt nicht weniger ein Ungeheuer. Es darf keinem Sterblichen erlaubt ſeyn, ſeinen Willen an die Stelle von Geſetz und Recht zu ſetzen, weil man einen Menſchen nicht über die Menſchheit erheben kann, ohne alle übrige unter dieſelbe herabzuwürdigen.

Dieß ſtehende Heer von Beamten, behauptet man, ſey nicht zu entbehren, der Bürger keineswegs im Stande, ſeinem und ſeiner Gemeinde Haushalt vorzuſtehen, und die Leute müßten an ihrer Stelle die Waid- und Handwerks-Sprüche derſelben kennen. Dem iſt auch leider ſo, ſeitdem alle Verwaltung, ein Umſatz von Papier, die lebendige Anſicht und Sprache durch todte Schreiberei verdrängt, und im Gegenſatze der Erlöſung, das Fleiſch noch weniger, als Wort, ſeitdem es Buchſtabe geworden iſt. Wenn man freilich die einfachſte Wahrheit in räthſelhafte Hieroglyphen hüllt, für die bekannteſten und nächſten Dinge fremde Namen wählt, dann braucht man auch eine Schaar von Prieſtern, die den Sanſkrit bewahren und deuten. Man darf es in der complicirten Vervollkommnung unſers Verwaltungsweſens nur ſo weit bringen, die Fertigung einer Gemeinde-Almoſen- und Kirchenrechnung zu einer algebraiſchen Aufgabe zu erheben, und es kann Niemand mehr Rechner und Reviſor werden, ohne Akademiker zu ſeyn.

Daß der ſchlichte Bürger ſeinen und ſeiner Gemeinde Geſchäften gewachſen iſt, zeigt uns mehr als ein Staat der alten und neuen Zeit. Es zeigt es Nordamerika. Dagegen verſichert man, das Beiſpiel aus einem fremden Welttheil, über breite Meere hergeholt, beweiſe nichts für uns. Man begreift den Grund dieſer Behauptung, und ich will auch auf Amerika nicht eigenſinnig beſtehen. England aber, das für manches eine Autorität geworden iſt, was ſich nur durch Autoritäten halten läßt, wird man doch als anwendbares Beiſpiel gelten laſſen. Hier aber verſehen die meiſten Stellen der Beamten ſolche Leute, die mit ihrem Lebensunterhalte nicht an dieſelben angewieſen ſind, unentgeldlich oder mit geringen Koſten. Ich darf nur an die Scherifs, die ſo höchſt wichtige Inſtitution der Friedensrichter, welche mit der in Frankreich kaum eine Aehnlichkeit hat, an die Coroners und Konſtabels erinnern. Der Britte mag mit Recht ſeine treffliche Verfaſſung rühmen, die indeſſen durch die Einwirkung von Zeit und Menſchen ſehr gelitten hat; das wahre Bollwerk ſeiner Selbſtändigkeit iſt, nebſt der Preſſe, ſeine Rechtspflege und Verwaltung, ſo mangelhaft ſie auch in manchen Puncten ſind. Außer dem Engländer hat, unter allen chriſtlichen Völkern Europas, der Spanier vielleicht am meiſten National-Charakter, innere Selbſtändigkeit und bezeichnende Eigenthümlichkeit. Aber auch in Spanien war eine früh ausgebildete Municipal-Verfaſſung, die ſich von dem generaliſirenden Einfluſſe der Regierung, der nur verflachen und lähmen kann, unabhängig erhalten hat. Dieſer Umſtand allein erklärt ſo manche auffallende Erſcheinung der neuern Zeit in dieſem Lande.

Jede Verbeſſerung, ſoll ſie es wirklich und auf die Dauer ſeyn, muß das häusliche und Gemeindeleben zur ſichern Grundlage haben. Die beſte Verfaſſung mit der richtigſten Abwägung und Theilung der Gewalten ſichert keine Freiheit, das Geſetz keine Ehre und kein Eigenthum, wo man gewiſſenlos ſeiner Eitelkeit und Habſucht fröhnt, weiß man nur den Geſetzen auszuweichen. Ich begreife übrigens nicht ganz, wie jemand ſein Vaterland lieben kann, der in ihm nichts liebt oder nichts zu lieben hat. Dieſer abſtracte Patriotismus iſt ganz jener überſchwenglichen Menſchenliebe, welche die geſammte Menſchheit, aber keinen Menſchen im Herzen tragen will, jenem univerſellen Kosmopolitismus, der nur darum allenthalben zu Hauſe iſt, weil er nirgends eine Heimath hat, zu vergleichen. Man hat freilich ſchon öfter das Kunſtſtück zeigen wollen, das einen guten Bürger aus einem ſchlechten Menſchen macht; aber es iſt noch nicht gelungen, und gelingt auch ſchwerlich je.

Bei unſern Verbeſſerungen und Reformen haben wir, nach unſerer Weiſe, vorzüglich Rückſicht auf das genommen, was ins Auge fällt, was glänzt und überraſcht, am Morgen Knospen treibt, den Mittag blüht, und am Abend Früchte trägt, die wir vor dem Schlafengehen noch verzehren wollen. Darum ward nur das Aeußere geputzt und übertüncht. Die morſchen

Wände hat man freundlich angeſtrichen, die Façade in gutem Stande erhalten, dafür aber das Fundament verfallen laſſen. Da nun die Bäume ſo ſchnell nicht wachſen, ſo ſetzen wir ſie hübſch ſtark und groß, aber ohne Wurzeln aus. Die Gipfel und Zweige werden mit Blumen und Bändern geſchmückt, und ſo die Feſt- und Freiheitsbäume aufgeſtellt, die grün und lebendig, wie unſere Freiheit und die Freuden unſerer Feſte, ſind.

Wir werden es mit allen unſeren Reformen, bei dem beſten Willen und den größten Anſtrengungen, zu keinem befriedigenden Erfolge bringen, erziehen wir den tüchtigen Bürger nicht durch den tüchtigen Menſchen und gründen das Staatsweſen nicht auf das Gemeindeweſen. Von dem Einfachen geht man, der Natur gemäß, zum Zuſammengeſetzten, von der Einheit zur Mehr- oder Vielheit über, und in den Theilen muß, wenigſtens theilweis, zu finden ſeyn, was man im Ganzen haben will. Wird der Menſch im Familien- und Gemeindeleben verkrüppelt und mißbildet, dann ſtellt der Staat ſchwerlich deſſen verlorne Geſundheit, Kraft und Schönheit wieder her. Erziehung, Unterricht, die frühe Lebensweiſe, Beiſpiel und Sitte, die durch die erſten Eindrücke ſich tief in die weiche Seele prägen, Gewohnheit, die mit Recht eine andere Natur des Menſchen heißt, ſind die Mittel, durch die wir in dieſer Hinſicht unendlich viel gewinnen oder verlieren, gut machen oder verderben können. Aber dieſer Unterricht, dieſe Erziehung iſt nicht blos das Werk der Schule; ich erwarte ſogar das Wenigſte von ihr. Unſer öffentlicher Unterricht trägt das Gepräge aller unſerer Staatseinrichtungen, die, ſtatt die Natur zu unterſtützen, ſie gewöhnlich durch menſchliche Willkür verkümmern oder verdrängen. Der Staat ſtellt die Lehrer als ſeine Untergebenen an und läßt ſie nach ſeiner Vorſchrift zu ſeinen Zwecken thätig ſeyn. Es iſt auch hier wieder das Maſchinenweſen, das den Geiſt durch den Buchſtaben tödtet, den Menſchen wie einen Weberſtuhl, und das Beſte und Edelſte, wozu er es bringen kann, wie ein Fabricat behandelt. Wir ſehen auch hier nur eine fortgeſetzte Beamtenwirkſamkeit, die im Allgemeinen ſo verderblich iſt, daß Regenten ſchon darum als Väter des Volkes geprieſen wurden, weil ſie Tyrannen ihrer Beamten waren und das Benehmen derſelben durch die Furcht in Maaß und Schranken hielten. Und wirklich giebt es nur zwei Mittel, die Willkür der Beamten zu zügeln, und dieſe im Intereſſe des Bürgers thätig zu erhalten; ſie ſind Freiheit oder Tyrannei, Freiheit von unten, oder Tyrannei von oben. Der Zorn des Sultans muß, wie das Schwert des Damokles an einem Haare, über dem Haupte der Paſchas drohen, die kein Geſetz, keinen Widerſpruch zu fürchten haben. Am unglücklichſten iſt das Volk, wo der Beamte, nur unter Gott und dem Kaiſer ſtehend, wie einſt jener ruſſiſche Statthalter ſagen darf: Was vermögen die Klagen der Unzufriedenen gegen mich? Der Himmel iſt hoch, die Hauptſtadt fern.

In dem Unterricht und der Erziehung iſt es auch früher nicht geweſen, wie wir es gegenwärtig ſehen. Bei den Alten lehrte, wer ſich durch Wiſſenſchaft und Neigung dazu berufen fühlte. Das Recht zu einer Anſtellung in dieſem Fache fand Jeder in ſeiner Fähigkeit, und ſeine Beförderung hing von der Art ab, wie er dieſe Fähigkeit bewährte. Die Weiſen und großen Muſter des Alterthums beſtellten ſich ſelbſt zu dem Amte, Lehrer der Jugend und der Nationen zu ſeyn, und bedurften dazu keines vollzogenen Patents. Es herrſchte Freiheit in der Uebung und Anwendung der Kräfte, und der Wetteifer, die größere Ehre oder der größere Vortheil, die dem beſten Erfolg zu Theil wurden, unterhielten, ſpornten die Thätigkeit mit ewig regem Stachel. Sie lehrten und lernten nicht nothwendig in der engen Stube aus todtem Buche, was auch ein enges und todtes Wiſſen giebt. Märkte, Gärten, Hallen und ſelbſt Straßen fanden ſie zum Unterricht geeignet. In Geſchäften bildete man zum Geſchäfte, im Leben erzog man zum Leben. So war bei ihnen auch Wort und That, Wiſſen und Können verwandt, die bei uns ſo fremdartig auseinander liegen, und es erhob ſich als friſcher, kräftiger Baum, im Sonnenlicht und in freier Luft erzogen, was wir als matte, kränkliche Treibhauspflanze ziehen. Die Reden des Demoſthenes, Aeſchines, Phocion, Perikles und Cicero, in Sachen des Vaterlands oder ihrer Mitbürger vor dem verſammelten Volke geſprochen, wirkten wohl anders auf Geiſt und Herz, als jetzt ein Curſus der Beredtſamkeit, des öffentlichen oder Privatrechts, im dumpfen Hörſaale vorgetragen. Selbſt bei unſern Vätern noch war mehr Freiheit im Unterricht, als bei uns, wo die Schulen Anſtalten im Dienſte und zum Zwecke des Staates, und die Lehrer ſeine Bedienſtete, unter der Aufſicht der Polizei, und von der Schatzkammer abhängig geworden ſind.

So viel von der innern Politik, über die ich vielleicht zu lange geſprochen habe, ohne indeſſen den ſo höchſt wichtigen Gegenſtand nach ſeinem Werthe und nach ſeinem Verdienſte zu erſchöpfen. Was die äußere Politik betrifft, ſo will ich nur einiges von dem wiederholen, was Garat einſt im Angeſichte Napoleons ſo ſchön und wahr geſprochen hat.

„Das neuere Europa thut ſich viel auf ſeine Diplomatie zu gut; es hat wirklich eine, und die übrige Welt nicht. Es iſt ein Fortſchritt, aber ein ſolcher, wie jene Scholaſtik geweſen, die Europa zu der Methode von Descartes und der Philoſophie des Galiläi führen ſollte; das heißt, wir werden erſt gewiß ſeyn, daß ſie etwas Gutes geweſen, wenn ſie nicht mehr iſt, und eine Diplomatie, auf andern Grundſätzen der Ausgleichung und beſonders auf einer andern Moral ruhend, die Stelle derſelben eingenommen hat. Bis jetzt beſtand das ganze ſo gefeierte diplomatiſche Genie darin, daß man gut zu unterſcheiden verſtand, was man nehmen und ſich zueignen konnte, und was man Andern laſſen oder zurück geben mußte. Das iſt das ganze Wunder der geprieſenen Kunſt der Richelieu, der Mazarin, und ſelbſt der Davaux und Oxenſtiern, die doch alle, ſelbſt **Mazarin**, ſeiner Feinheit ungeachtet, nicht ausgenommen, viel Geiſt hatten, die Geſchäfte kannten und einen großen Fleiß darauf verwendeten. Nun aber giebt es vielleicht keine leipziger und avignoner Meſſe, keinen großen Jahrmarkt in Europa, wo die kleinſten Kaufleute zum Beſten ihrer Butiken und Magazine, nicht einen ſo großen Scharfblick, ſo viel Einſicht und Verſtand zeigen, als man bei dieſer Art Diplomatie für die Intereſſen von Europa braucht. Hier und dort, bei den Kaufleuten und bei den Diplomaten, ſind die Intereſſen, welche berechnet und abgewogen werden, faſt eben ſo beſchränkt, wie die perſönlichen, und haben auch, in jeder andern Hinſicht, den Charakter derſelben.“

„Es iſt durch alle Thatſachen erwieſen, daß keine der großen Veränderungen, die in den Verhältniſſen und der Lage der Nationen und Mächte von Europa eingetreten ſind, das Reſultat irgend einer diplomatiſchen Verhandlung geweſen; alle bedeutende Veränderungen in dem neuern Europa waren die Folgen von Umwälzungen in dem religiöſen Glauben und in den Meinungen der Völker über die Grundſätze und Anſprüche der Regierungen. Was dieſe Revolutionen bewirkt, das haben die Diplomaten unterzeichnet; und darin beſteht der ganze Antheil, den ſie daran gehabt.“

„Es gab in Europa, auf den Thronen und in ihrer Nähe, wo es nicht durchaus unmöglich iſt, auf das Glück der Menſchlichkeit bedacht zu ſeyn, vier oder fünf von jenen erhabenen Seelen, für welche dieſes Glück ſogar das erſte ihrer perſönlichen Intereſſen iſt: ſie waren im Ernſt und wirklich damit beſchäftigt, in Europa an die Stelle jener Diplomatie, die ſich mit Feuer und Schwert Schollen Erde und Handelszweige ſtreitig macht, eine ſolche zu ſezzen, die unſerer Aufklärung und höhern Bildung würdig iſt; die zum Zwecke hat, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe auf eine gerechte und unwandelbare Weiſe und ſo zu beſtimmen, daß die verwegenen Wünſche des Ehrgeizes der Regierenden unterdrückt würden, die Verſuche zum Glücke der Völker aber Gehör und Unterſtützung fänden, und daß endlich die Mächte nicht mehr der kleinen Intereſſen der Staaten, ſondern nur der großen des menſchlichen Geſchlechts wegen zu unterhandeln brauchten.“

„Wäre dieſe ſo neue Diplomatie ein Einfall von vier oder fünf Philoſophen, dann müßte man ſich gefallen laſſen, daß ſie für einen menſchenfreundlichen

Traum, für eine wohlwollende Chimaire gälte; aber Heinrich IV. hat den Entwurf gemacht, Sully hat ihn aufgeſetzt, und Eliſabeth angenommen. Seitdem kam er wieder in mehreren Ausdrücken von Guſtav Adolph und Oxenſtiern vor."

„Daß man ſo wenig Gutes von den Menſchen hofft, iſt oft die einzige Urſache, daß man ſo wenig von ihnen erlangt; in dem Unglauben an das, was groß und ſchön, das heißt, allgemein nützlich iſt, liegt oft die einzige Unmöglichkeit deſſelben. Man ſagt, das iſt nicht möglich, um ſich von der Verbindlichkeit loszuſagen, es zu verſuchen; und es wird wirklich unmöglich, weil man es nicht verſucht."

Eine erhabene und menſchenfreundliche Idee war indeſſen doch in die Politik gekommen, die der heiligen Allianz. Aber wie eine zarte Pflanze, in einen fremden, kalten Himmelsſtrich verſetzt, trauernd kränkelt und vor Sehnſucht nach der ſchönen Heimath ſtirbt, ſo dieſe erhabene, freundliche Idee in der Stickluft mancher Cabinete. Es war wirklich ein ſchöner Gedanke, bei Anordnung der Verhältniſſe der Staaten, die Lehren des Evangeliums zur Richtſchnur zu nehmen und die eigennützige, ſelbſtſüchtige und willkürliche Politik der Aufſicht der chriſtlichen

Moral, die aller Zeiten und aller Orte iſt, zu übergeben. Der Religion, durfte man wohl hoffen, werde es noch am erſten gelingen, das wilde Thier zu zähmen, ſeit lange gewohnt, ſich von Raub und Mord zu nähren. Aber wie konnte die Diplomatie mit ihren alten Pfiffen und Gelüſten zur Einfachheit und Reinheit der Chriſtenlehre paſſen? Natürlich mußte die Politik in der Heiligkeit der Religion ſelbſt ein Mittel und Werkzeug zu ihren profanen Zwecken ſuchen, wenn dieſe jene nicht zu ihrem Glauben bekehren konnte. Derſelbe Stoff geſtaltet ſich in der Hand verſchiedner Künſtler auf höchſt verſchiedene Weiſe. Schillers hehres Mädchen von Orleans wird bei dem Satyr Voltaire zu einer Metze. Der Menſch trägt ſeine Luſt, ſein Streben und Verlangen, kurz, ſich ſelbſt in ſeine Umgebung über, und ſeine äußere Welt ſteht im Lichte oder Dunkel, das von der innern auf ſie fällt. In jenem Biſchof und ſeinem jungen Neffen, von denen der erſte im vollen Monde die ſtolzen Thürme einer Kathedrale, dieſer aber das freundliche Angeſicht eines Mädchens ſah, mögen wir uns alle ſelber erkennen.

Man ſagt, ein berühmter Staatsmann, dem der Erfolg ein Gottesurtheil, das nützliche Verbrechen eine Tugend, und die gefährliche Tugend ein Verbrechen iſt, habe die heilige Allianz eine diplomatiſche Idylle genannt. Der Hof- und Weltmann, der mit allen Tugenden auch den Glauben an ſie verloren hat, verweiſet die Unſchuld und Aufrichtigkeit ins romantiſche Schäferreich. Für politiſche Klopſtocke lag in der heiligen Allianz Stoff zu einer Meſſiade, für Andere dagegen auch zu einem Epigramm, oder gar zu einer Poſſe.

Die europäiſchen Monarchen hatten bald eine gefährliche Prüfung zu beſtehen, da der Aufſtand der Griechen ſie zwiſchen die ewigen Intereſſen der Wahrheit und Gerechtigkeit, und die zeitlichen der Gewalt und eines vorübergehenden Vortheils ſtellte. Der Großherr war gewiß nicht wenig überraſcht, ſich in den erhabenen Kreis legitimer Herrſcher aufgenommen zu ſehen. Die eingedrungenen, ewig fremden und feindſelig ſcheinenden Aſiaten wurden in Europa heimiſch eingebürgert, der Islam unter den Schutz des chriſtlichen Bundes geſtellt, und die unglücklichen chriſtlichen Griechen als verdächtige Carbonari mit dem Mißtrauen der Kirche und mancher chriſtlichen Staaten belaſtet. Die unnatürliche Verwendung, zu der man ſich verſtehen zu müſſen glaubte, um in ſeinen politiſchen Anſichten conſequent zu bleiben, konnte ſchwerlich der europäiſchen Familie Segen bringen. Es ſchien Uebertreibung, unſere Regenten mit dem Großherrn auf eine Linie zu ſtellen. Hatte man auch bedacht, daß dieſer dabei nichts gewinnen konnte, jene aber ſehr viel verlieren mußten? Bringt das Reinſte mit dem Schmuz zuſammen, und ihr macht das Reinſte wohl ſchmuzig, aber den Schmuz nie rein. Es iſt gefährlicher, als man glaubt, eine gute Sache mit ſchlechten Gründen zu unterſtützen. In dem, der aus grundfalſchen Anſichten ſein öffentliches Verfahren zu rechtfertigen befliſſen iſt, ſucht man keinen Prieſter der Wahrheit und des Rechts. Klug war es wohl nicht, ausſprechen zu laſſen, daß der Feind der Chriſtenheit, um deſſen Ausrottung die frommen Gläubigen im Kirchengebete flehten, nach demſelben Rechte regiere, wie die Könige des Abendlandes.

Ich begreife übrigens ſehr gut, daß vielen europäiſchen Staaten daran gelegen ſeyn kann, die Türkei nicht in der Gewalt von Rußland zu ſehen. Man mag allerdings Gründe haben, dieſe ungeheure Macht zu fürchten, die, im Beſitze von Conſtantinopel, der Suprematie über Europa um vieles näher wäre. Warum aber ſpricht man dieſe Furcht nicht gerade und offen aus? Schwerlich hat man bedacht, welche Dienſte man durch das falſche Benehmen, das bisher befolgt worden iſt, Rußland leiſtet. Es hat ihm in der öffentlichen Meinung eine mächtige Verbündete erworben, die ihm gerade zu der gefürchteten Suprematie die Wege bahnen kann.

Es wäre eine zu weit getriebene Duldung der Deſpotie, wenn die Griechen der Wuth der Türken überlaſſen bleiben ſollten. Noch verwerflicher aber, als die That ſelbſt, ſind die Gründe, mit denen man ſie zu rechtfertigen ſich bemühet. In derſelben Zeit, wo die Staatskunſt ſo feine Sinne für die leiſeſte Aeußerung des Unmuths gegen die beſtehende Gewalt in allen Ländern hatte, daß ſie die aufrühreriſchen Klagen und verderblichen Anſchläge aus vertraulichen Unterhaltungen herauszuhorchen oder aus freundlichem Briefwechſel herauszufühlen wußte; wo ſie Stellen und Verfügungen anordnete, um das freie Wort zu hüten und zu binden; wo beſondere Gerichte nahe ſchienen, um den Leichtſinn und Muthwillen einer unbeſonnenen Jugend zu beſtrafen, und eiferſüchtig über alles zu wachen, was die Gewalt verletzen konnte: in derſelben Zeit blieb dieſelbe Staatskunſt taub und ungerührt bei dem Angſtgeſchrei und dem Flehen nach Hülfe eines von fanatiſchen Barbaren gequälten Volks. Die Nationen ſtellte man in Kriegsſtand, welche die Willkür bei ſich beſchränken wollten. Das war keine unerlaubte unzeitige Einmiſchung in die Angelegenheiten fremder Staaten; aber die Rechte des Sultans fürchtete man durch eine kräftige Verwendung für die unglücklichen Griechen zu verletzen!

Es giebt Ereigniſſe, die auf die Einſicht und den Entſchluß der Völker wirken, wie es Schrift und Rede nie vermag. Es ſprechen die Thatſachen zu ihnen laut und verſtändlich, wo das Wort der Deutung unterliegt und vielfach beſtritten werden kann; ſie ſprechen zu dem Gefühl, woraus beſonders die Seele des Volks beſteht. Solche Ereigniſſe bringen daſſelbe durch gewaltſame Erſchütterung in einem Jahre in manchen Ueberzeugungen weiter, als ſonſt Jahrhunderte auf dem gewohnten Wege langſamer Entwickelung. In der Reihe ſolcher Ereigniſſe nimmt die franzöſiſche Revolution und dann der Kampf der Griechen mit den Türken eine ausgezeichnete Stelle ein. Für das unglückliche, unterdrückte Volk iſt in allen chriſtlichen Staaten die tiefſte Theilnahme aufgeregt. Dieſes Volk, das dem Chriſtenthum ergeben iſt, blieb dem wilden Fanatism der Mahomedaner überlaſſen; das Volk, das Europa angehört, wird von eingedrungenen Horden roher Aſiaten auf ſeinem väterlichen Boden gemißhandelt und gemordet, ehe es aufſtand. Alle Gefühle und Intereſſen, die dem Menſchen theuer ſind, die ſeine Bruſt für das Gute, Große und Edle erheben, Religion, gleiche Abkunft, Liebe und Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft, der Name des Landes und des Volks, durch die größten Erinnerungen, welche die Geſchichte hinterlaſſen hat, verherrlicht und geheiligt, alle Regungen und Begriffe, die den Menſchen über das Thier ſetzen, ſchienen für die Griechen zu ſprechen. Und dieſes Volk, für das ſich ſchon das natürliche Gefühl, auch ohne jede nähere Beziehung, die es uns befreundet und werth macht, aus dem Grunde erklärt, weil es, unglücklich, der ſchwächere Theil und gemißhandelt, Verwendung zu verdienen ſchien, wies die chriſtliche, europäiſche Politik in der Noth und Todesangſt grauſam zurück. Das geſchah Chriſten von ihren Glaubensbrüdern, Europäern von ihren Stammgenoſſen, dem Reſte der gebildetſten Nation der Erde, der wir unſre Bildung verdanken, die uns noch jetzt Lehrerin und Muſter iſt, den Erben des Ruhms, den Heldenmuth, Wiſſenſchaft und Kunſt verleihen, wie er wenig Völker der Erde mehr umſtrahlte! Und für wen? Für Ungläubige, Ausländer, Barbaren, Feinde unſers Glaubens, unſers Namens, die uns mit Hohn und Uebermuth als Weſen ſchlechterer Art behandeln und, um alles Niedrige und Verächtliche in ein Wort zu faſſen, uns Hunde nennen! Das alſo, ſagten manche Gereizte, gelten der Politik Religion, Sitte, Bildung, Verwandtſchaft, Dankbarkeit und Gerechtigkeit, alles, was den beſſern Menſchen befreundet anſpricht, erhebt, begeiſtert, auf was ſich die ſittliche und bürgerliche Ordnung in der Geſellſchaft gründet! Was iſt denn dieſe Politik, die nicht achtet, was dem Menſchen, der dieſen Namen verdient und ehrt, achtungswerth erſcheint, was ſie mit Recht von uns geachtet wiſſen will? Das Volk kümmert der gelehrte Streit über Legitimität und politiſches Gleichgewicht, wovon es nichts verſteht, ſehr wenig. Aber welchen Begriff kann ihm der praktiſche Commentar mancher Cabinete von dieſen Worten und Dingen geben, wenn ihm bedeutet wird, die Sultansherrſchaft ohne Geſetz und Recht ſey legitim, ſtehe mit Mord und Raub unter dem Schutze des öffentlichen Rechts, die Griechen dagegen ſeyen Aufrührer, von der Peſt der Jakobiner und Carbonari angeſteckt? Wahrlich durch ſolche Behauptung leiſtet man dem Königthum einen ſchlechten Dienſt; und hätten ſeine Feinde ſie anzuſtellen gewagt, ſie würde als Verleumdung, als boshafte Lüge aufgenommen worden ſeyn. Indeſſen ward ſie in officiellen Zeitungen, ſelbſt in diplomatiſchen Actenſtücken unvorſichtig ohne Rückhalt mit dürren Worten ausgeſprochen.

Man hat viel gerathen und geſtritten, was einige große Mächte allenfalls beſtimmen könne, die Griechen der Mißhandlung der Türken zu überlaſſen. Einige wollten die Urſache davon in dem überwiegenden Einfluſſe Englands finden, das die Vernichtung der Griechen und die Erhaltung der Türkei, als ſeinem Handelsintereſſe günſtig, wünſche. Ob die Politik Englands fähig ſey, dem Eigennutze und der Selbſtſucht weniger Handelshäuſer die Pflichten der Sittlichkeit und die Vorſchriften des Rechts zu opfern, das mag das frühere Benehmen des brittiſchen Cabinets entſcheiden. Ich bin geneigt, zu glauben, daß es ſich, aus den angeführten und noch andern Urſachen von gleichem Gehalte, der Sache der Griechen feindſelig bewieſen habe. Wie kam es aber, daß es andere große Mächte ſeinem Anſinnen ſo gefällig fand, da dieſe kaum die nemlichen Gründe haben konnten, in demſelben Geiſte mit ihm zu handeln? Dachte England nur an ſeinen Vortheil, konnten Rückſichten für denſelben Oeſtreich, Rußland und Frankreich beſtimmen, ihr Intereſſe dem engliſchen unterzuordnen?

Andere meinten, das Immobilitätsſyſtem eines gewiſſen Staats habe die thätige Theilnahme der übrigen Cabinete für die Sache der Griechen gelähmt. Dieſer Staat übt allerdings einen großen Einfluß auf die Politik des feſten Landes aus. Im Kampfe des Alten gegen das Neue ehrt es die Rolle der Hegemonie, die es mit Verſtand und Conſequenz bisher durchzuführen wußte, zu welcher es auch durch ſeine inneren und äußeren Verhältniſſe mehr, als eine andere Macht, geeignet iſt. Geſetzt aber, die übrigen Mächte hätten mit jener Macht, nicht gleichen Vortheil und gleiche Gründe, wenigſtens nicht in demſelben Grade, darf man glauben, daß ſie von dieſer Macht ſich ſo unbedingt würden führen laſſen? So glücklich auch die Stellung jener Macht gegenwärtig iſt, die es mit Feſtigkeit zu behaupten und mit Klugheit zu benutzen weiß, die von einer gewiſſen anderen iſt doch glücklicher. Keine Macht kann aus der jetzigen Lage von Europa größern Vortheil ziehen, als eben dieſe; keine wagt bei jedem Glücksſpiele weniger, und keine hat, bei einem geringen Einſatz, vielleicht mehr Theilnahme zu hoffen?

Die Gründe, aus welchen die Griechen den Türken geopfert wurden, mußten demnach allgemeiner ſeyn, mußten auf Alle wirken, ſo verſchieden auch ſonſt ihre Anſichten und Intereſſen ſind; und dieſe Gründe glaube ich in dem Bedürfniſſe zu finden, das Beſtehende zu erhalten, und in der Furcht vor dem Geiſte der Neuerung, der Europa in allen Richtungen unaufhörlich zu erſchüttern droht. Das Immobilitätsſyſtem, welches da, wo die Neuerung in dem Sinne mancher Regierung zu weit gegangen iſt, ſogar auf eine rückgängige Bewegung dringt, haben die Staaten, wie es ſcheint, ziemlich allgemein anerkannt und angenommen. Man betrachtet jetzt die Politik wie die Kunſt des Steuermanns auf einem Schiffe, an deſſen Rand die Wogen reichen. Jede innere und äußere Erſchütterung bringt Gefahr. So lange das Fahrzeug über die ebene Waſſerfläche ruhig und im Gleichgewichte gleitet, fürchtet es nichts; aber das Andringen einer Woge ſo wie inneres Schwanken ſcheint es umwerfen oder in die Fluth begraben zu können.

Dieſe Furcht, ſo lächerlich man ſie auch von vielen Seiten machen will, ſcheint nichts weniger als ungegründet. An dem morſchen Baum ſoll man nicht rütteln, auch nicht einen Stein aus dem lockern

Mauerwerke ziehen; dem einen könnten viele, den vielen endlich alle folgen. In ihrem Sinne haben die Regierungen ohne Zweifel recht, wenn ſie anders das gebrechliche Werk erhalten und es nicht lieber durch ein ſicheres und bequemes erſetzen wollen. Die Politik, die wie die Kunſt des Steuermanns das angeführte Schiff zu leiten hat, wählt das einzige Mittel der Selbſterhaltung, wenn ſie das Fahrzeug nicht ſo bauen, einrichten und befrachten will, daß es auch in Sturm und Wellen, wie bei ſtillem Waſſer und heiterem Himmel die Flut durchſchneiden kann.

Die Gefahr iſt da. Die, welche ſie nicht ſehen, oder ſehen wollen, mögen es immerhin beſtreiten. Sie wird von denen, die ſie fürchten, wie von denen, die ſie wünſchen, mit gleicher Hartnäckigkeit, wie wohl aus entgegengeſetzter Abſicht, geläugnet. Sie iſt da, wird aber durch die Vorſicht, die man braucht, durch das Immobilitäts- und Rückgängigkeitsſyſtem nur verzögert, nicht abgehalten. Die Regierungen begreifen ſehr gut, was ſie zu fürchten haben. Sie kennen ihren Feind, der es nämlich in ihrem Sinne iſt, und haben in dieſer Hinſicht, wie es ſcheint, jede leichtfertige Täuſchung aufgegeben. Die Umwälzung, die in einem großen Theile Europas vorbereitet iſt, und mit jeder Stunde, in jeder Geſtalt, bei jeder Veranlaſſung auszubrechen droht, denen furchtbar, die ſie aufhalten wollen, denen am furchtbarſten, die es mit Gewalt verſuchen, iſt kein Geſpenſt, das nur dem erſcheint, der an dieſes glaubt. Die Gefahr iſt da, aber nur darum gefährlich, weil man nicht erkennt, woher ſie kommt, und noch weniger, wie ihr begegnet werden kann. Der revolutionaire Geiſt — ich behalte den Ausdruck bei, ohne den beliebten Sinn damit zu verbinden — geht wirklich um und kündigt ſich durch ſolche Zeichen an, daß es die höchſte Vermeſſenheit, oder der höchſte Leichtſinn wäre, ihn abzuläugnen. Nur der könnte auch hier mißverſtehen, der mich bis jetzt nicht verſtanden hat. Seyen wir aufrichtig! Wer möchte es auf ſich nehmen, die Ruhe in Europa zu verbürgen? Wer ſollte es auch? vielleicht England, in welchem ſieben Millionen Menſchen, die nichts ſind und nichts haben, einer Minorität von zwei Millionen, die alles iſt und alles hat, feindlich gegenüberſtehen; das, durch Mißhandlungen und Quälereien aller Art, durch Druck und Willkür ſich in den Irländern, in den Bewohnern der joniſchen Inſeln und der meiſten ſeiner auswärtigen Beſitzungen, unverſöhnliche Feinde erzogen hat?

Frankreich, aus dem man das Waffengeräuſch und die Verkehrungen zweier Lager hört, wie am Vorabend einer Schlacht! Italien, das nun geworden iſt, wie man fürchtete, daß es ſey? Spanien, das auf ſeiner revolutionairen Bahn, zu dem furchtbaren Puncte gekommen ſcheint, auf dem Frankreich im Jahre 93 ſtand? Die Stimmung Polens? Deutſchland, das nichts anfängt, aber gewöhnlich alles entſcheiden hilft; das ſich die Initiative vergeben hat, im Guten wie im Böſen; das daſteht, in ſich kalt und unbeweglich, wie ein Eisberg, der aber, durch eine fremde Gewalt erſchüttert, als eine Lawine fallen kann? Ich übertreibe nicht; ich zeige nur die finſtere Schattenſeite. An ſolchen, welche nur die freundliche Lichtſeite zukehren, hat es nie gefehlt, wird es nie fehlen.

Sind die nun, welche ſich nach einem beſſern Zuſtande ſehnen, wie man ſo oft behaupten hört, Aufrührer und Meuterer; die aber, welche damit zufrieden ſind, wie es früher war, allein gute Bürger und treue Unterthanen, dann wehe Europa! Das aufrühreriſche Mißvergnügen iſt ſein natürlicher Zuſtand geworden; die ſtrafbaren Meuterer machen die überwiegende Mehrzahl ſeiner Bevölkerung aus und es giebt kaum mehr gute Unterthanen, als am Hofe, an gutbezahlten Stellen und in der Reihe der Privilegirten. Aber glücklicher Weiſe iſt die Eintheilung ſo abgeſchmackt als ungerecht. Der Faktionsgeiſt der Ariſtokratie hat ſie gemacht, und zwar ſich zum Vortheil und zur Ehre. Es heißt bisweilen Aufſtand gegen die fürſtliche Gewalt und die Legitimität, was nur Unzufriedenheit mit der Anmaßung und Willkür der bevorrechteten Stände und den Mißbräuchen iſt. Da liegt der Irrthum der Cabinete, die entweder ſelbſt getäuſcht ſind, oder täuſchen wollen. Da finden wir den Grund des Unfriedens und der Mißverſtändniſſe, da die Quelle des Unglücks, das die Welt ſchon Ströme von Blut und Thränen gekoſtet hat und noch koſten wird.

So brach, wie wir ſahen, das Beſtehende zuſammen, oder wurde wankend, weil der Geiſt, der es belebte und beleben ſoll, auch ihm gewichen war. Der Adel, der geiſtliche Stand, ſonſt geachtete Corporationen, hatten ſich ſelbſt aufgegeben, ehe ſie aufgegeben wurden. Hätten die Verwaltungen ihre Pflichten erfüllt, der Beſtimmung entſprochen, zu der ſie dageweſen, nie wäre der Ruf um Verfaſſungen ſo laut geworden, durch die man die Regierungen verbeſſern will. Hätte das Beſtehende die gerechten

Anſprüche erfüllt, und die wirklichen Bedürfniſſe befriedigt, nie wäre die Sehnſucht nach Veränderung in die Gemüther, das Geſchrei um Abſtellung der Mißbräuche und Einführung einer beſſern Ordnung der Dinge in die Welt gekommen. Man geſtaltet an den Formen, weil man durch ſie die Sache zu geſtalten hofft. Aber der Buchſtabe und das Wort ſind todt, und Leben giebt ihnen nur der Geiſt, der Gedanke, das Gefühl. Alle Umänderungen und Verwandlungen werden uns nicht befriedigen, alle wiederholte Verſuche unſer vergebliches Hoffen und Streben zeigen, weil Formen, Geſetze und Inſtitutionen uns nicht geben, was allein uns helfen kann und immer hilft, Wahrheit nämlich und Wahrhaftigkeit, Treue und Glaube, Gerechtigkeit und Sitte.

Wir können Landſtände ſchaffen, aber keine Freunde des Volks, des Vaterlandes und des Fürſten, der das Land regiert. Wir können Parlamente einführen, geſetzgebende Körper mit einer oder zwei Kammern, Pairſchaften mit oder ohne Majorate; aber was gewinnen wir dabei, wenn Parteigeiſt, Selbſtſucht und Eitelkeit ſich auf die Rednerbühne drängen, wenn Habſucht, Vorurtheile und Leidenſchaften aller Art in der Verſammlung ſitzen, und das Wohl der

Nationen berathen? Wir können Tempel und Altäre bauen, aber die Andacht, den frommen Glauben, wo ſie geſtorben ſind, nicht dadurch beleben. Wir ſtreiten vergebens über die Gerichts- und Verwaltungsordnungen, und wählen unter ihnen, wenn es den Richtern und Beamten an Einſicht, Gerechtigkeit und gutem Willen fehlt. Man kann Achtung und Ehrfurcht gegen den Thron gebieten; aber ohne Erfolg, wo ſie nicht die Kraft und Weisheit des Regenten ſelbſt gebietet, und das Vertrauen und die Liebe der Unterthanen ihm nicht entgegen kommt. Formen und Worte rufen wir ins Leben, aber nicht, was dieſen erſt Leben gibt. Da liegt der Knoten; und wer ihn löſen will, muß es auf eine andere Art verſuchen, als es bisher geſchehen iſt. Napoleon, den Viele erſt vergöttert, dann in die tiefſte Hölle hinabgeſtoßen haben, und nun unter die Heiligen zu verſetzen, wieder auf dem Wege ſind, hätte ihn mit ſeinem Schwerte Alexanders auch nicht gelößt. Es iſt ein Beweis unſrer Noth, daß wir uns von einem Aeußerſten zum andern müde rennen, heute in gewiſſer Hoffnung übermüthig ſind, morgen, in wilder Verzweiflung alles verloren glauben, nach einem Arzte ſuchen, und, wenn er nicht augenblicklich hilft, uns einem Quackſalber anvertrauen, verſuchte Mittel aufgeben, und aufgegebene wieder wählen. Seit dreißig Jahren werfen im tollen Fieber uns Froſt und Hitze ſich abwechſelnd zu. Vielleicht hat in keinem Jahrhundert Deutſchland ſo viel gefürchtet und gehofft, iſt ſo vor- und ſo kleinlaut, ſo fromm und ſo freigeiſteriſch, ſo vornehm und ſo gemein, ſo arm und ſo reich, ſo einfältig und ſo gelehrt geweſen, als in einem Jahrzehend, von 1812 bis jetzt.

Wir verbeſſern die Maſchinen, ſuchen die Werkzeuge zu vervollkommnen. Das iſt gut; doch darf es dabei an dem Weſentlichſten nicht fehlen, an dem, was die Maſchine in Bewegung ſetzt, der Werkzeuge ſich bedient. Auch der beſte Künſtler braucht ein gutes Inſtrument, um ſeine Kunſt zu zeigen; aber mit dem beſten Inſtrumente wird kein ſchlechter Künſtler gut. Preßfreiheit, Landſtände, Wahlgeſetze, Oeffentlichkeit, und ſo Vieles, was gefordert und abgelehnt, geprieſen und getadelt, verſucht und verworfen worden, das alles ſind nur Mittel, Arznei oder Gift, heilſam oder verderblich, je nachdem ſie der Einſicht oder dem Unverſtande, dem Wohlwollen oder der Bosheit in die Hände fallen.

Indem ich einen Blick auf das werfe, was ich hier niedergeſchrieben, ſehe ich, daß der Gegenſtand, von deſſen Wichtigkeit ich durchdrungen bin, mich weiter führte, als ich zu geben entſchloſſen war. Ich bin der Zeit vorausgeeilt und habe von Ereigniſſen geſprochen, die von der Epoche meines Lebens, mit der ich beſchäftigt war, noch ſehr entfernt ſind. Ich fühle den Mißſtand dieſer Zuſammenſtellung getrennter Dinge, dies voreilige Ueberſpringen aus der Zeit, die da iſt, in eine, die noch kommen ſoll, ſehr wohl, konnte es aber nicht vermeiden, ohne die Form der Sache, dem Schönen das Nützliche aufzuopfern. Ein vollkommenes Kunſtwerk mag das fordern, aber nicht dieſe Schrift, die keine Anſprüche macht, als einige Wahrheiten zu verbreiten, die für den Menſchen und die Geſellſchaft wichtig ſind. Ich habe von den Ereigniſſen der kaum vergangenen Zeit geſprochen, weil ſie denen der frühern ziemlich gleichen: weil die Mißgriffe und Fehler von damals, uns jetzt vor ähnlichen, in einer ähnlichen Lage bewahren ſollen; weil die Geſchichte, iſt ſie anders nicht ein Spiel müßiger Neugierde, oder ein Gegenſtand prahlender Vielwiſſerei, in der Vergangenheit Lehren für die Gegenwart und Zukunft finden muß. Es iſt unmöglich, die Eigenheiten unſrer Zeit, ihre Vorzüge und Gebrechen, die Beſchränktheit der Politik, den Grad der Einſicht der Cabinete in ein helleres Licht zu ſetzen, als indem man die Gegenwart mit der nahen Vergangenheit, die Jahre 1820 mit denen von 1790 zuſammenſtellt. Nichts zeigt mehr unſere Unverbeſſerlichkeit und den Mangel an jener vorſehenden Weisheit, die, aufmerkſam auf die Geſetze, nach denen die Ereigniſſe ſich geſtalten und aneinanderreihen, Einfluß auf die Gegenwart und Zukunft gewinnen lehrt. Nichts beweiſet auffallender, daß nur die Noth, der Drang der Umſtände, die Macht des Schickſals uns beſſern kann.

Es giebt noch eine andere Ariſtokratie als jene, von der ein witziger Staatsmann in Frankreich behauptete, ſie habe nichts vergeſſen und nichts gelernt; eine andere als jene Ausgewanderten, die zwanzig Jahre in ſtolzem Elende entfernt von dem Vaterlande lebten, das ſie indeß behaupten, mit ſich herumgeführt zu haben; der Ausgewanderten, die unbekannt und vergeſſen in der Fremde umherirrten, während Frankreich die halbe Welt vor ſeinen Siegeswagen ſpannte, und eine Nation von dreißig Millionen Menſchen mit veränderten Meinungen, Intereſſen, Begriffen und Gefühlen aufgewachſen iſt, und die nun zurückkommen und behaupten, ſie ſeyen freilich abweſend, aber doch immer da geweſen, alles müſſe noch daſſelbe wie ehemals ſeyn, weil ſie immer dieſelben geblieben, und kein anderer Menſch habe in ihrer langen Verbannung Frankreich, das ſie nach Kräften zu bekriegen ſuchten, regiert, und mit ihm geſiegt, als ſie ſelbſt. Wollen wir ſie kennen, dieſe Ariſtokraten, die in Paläſten wie in Hütten wohnen, und den Thron umgeben? Es ſind unſere Begierden, Leidenſchaften und Vorurtheile; ſie lernen und vergeſſen nichts.

Darum habe ich auch keineswegs den Dünkel, es werde mir gelingen, uns warnend eine Thorheit, einen Irrthum, eine Gewaltthat mit ihren Folgen zu erſparen. Um das zu glauben, müßte ich die Welt, die Menſchen, mich ſelbſt nicht kennen. Wir löſen den Knoten ſo wenig, als wir ihn geſchürzt und ſind nur das Schwert in der Hand des Schickſals, das ihn zerhauen wird. Vernunft und Tugend haben bis jetzt noch wenig Einfluß auf die Beſtimmung der Angelegenheiten der Welt gehabt. Die Herrſchaft über dieſelbe war faſt immer den Leidenſchaften und Vorurtheilen überlaſſen; und dieſe lernen und vergeſſen nichts.

Habe ich aber für meine Arbeit keinen Lohn zu hoffen, ſtreue ich den Saamen auf dürren Sand und Felſen aus, warum unterziehe ich mich freiwillig der undankbaren Mühe der geplagten Danaïden und trage Waſſer in das bodenloſe Faß? Warum? Muß der Menſch nicht etwas treiben und wählt er nicht zu ſeiner Beſchäftigung — iſt ihm anders die Wahl gelaſſen, — das, wozu ſein Geiſt ihn treibt? Das thue ich dann hier, wie ich es auch ſonſt gethan und trage meine Schuld, ſo gut ich es vermag, an die Geſellſchaft ab.

So wenig Hoffnung ich auch haben mag, mit meinem aufrichtig gemeinten Rathe in einer, von wilden Leidenſchaften, niedriger Habſucht und unverſchämter Herrſchbegierde tief bewegten, von Wahn, Betrug, Liſt und unſchlüſſiger Vielwiſſerei hintergangenen und gelähmten Zeit gehört zu werden; ſo ſehr im Gegentheil zu erwarten iſt, daß man das bange Vorgefühl einer höchſt traurigen Zukunft abgeſchmackt oder gar verbrecheriſch finden, und der Witz ſeine luſtigen Einfälle, Wortſpiele und Epigramme aufbieten dürfte, um die lächerlich zu machen, welche, bei aller Verſchlagenheit unſerer Staatskunſt, bei aller Zuverſicht der Gewalt auf die Unfehlbarkeit ihrer Mittel, auf einem Vulkan zu ſtehen glauben, ſo wollte ich das doch recht gern gewagt haben, und es wieder wagen, wenn es mir gelänge, auch nur auf die entfernteſte Weiſe dazu beizutragen, das Mißverſtändniß aufzuklären, die Vorurtheile zu zerſtreuen, die Intereſſen zu verſöhnen, die Leidenſchaften zu beruhigen und ſo den Frieden zu erhalten, oder wieder herzuſtellen. Und warum ſollte das nicht möglich ſeyn, wenn mein Wort vielleicht durch die Schaar der Knechte, Schmeichler und Schmarozer bis zum Ohre edler Fürſten dringt? Sehr wahr ſagt man, daß, in der Regel, die Diener ſchlimmer ſeyen als ihre Herren; und von ihnen, die mit frecher Lüge, hinterliſtigem Rathe und verderblichen Anſchlägen die Gewalt umſtricken, kommt die Gefahr. Nachdem ſie dafür geſorgt, daß in das Haus, das thörichte Verſchwendung, Leichtſinn und Uebermuth zu Grunde richten, keine Wahrheit dringt, oder daß dieſelbe in ihm als Beleidigung, Hohn und Frevel aufgenommen wird, zechen ſie, bis zum Tage des Bankerutts ganz luſtig, auf Rechnung des getäuſchten Wirths, fort. Dann aber kehren ſie dem Saale den Rücken, in welchem die wohlbeſetzten Tafeln und die reichgefüllten Kaſſen verſchwunden ſind, und pochen mit ihrer feilen Freundſchaft an einer andern Thüre an, hinter der ſie noch Glückliche vermuthen. Dies war das Schickſal des guten Ludwig, das war das Schickſal Ferdinands. Möge kein ſpäteres Beiſpiel mehr das unglückliche Verzeichniß vermehren, das mit blutiger Schrift in der Geſchichte aufgezeichnet iſt!

1202 t/1

Die Rheinreiſe.

Von

J. Weitzel.

Così all' egro fanciul porgiamo aspersi
Di soave licor gli orli del vaso;
Succhi amari, ingannato, intanto ei beve,
E da l'inganno suo vita riceve.
Torquato Tasso.

Erſter Theil.

Wiesbaden,
im Verlage der H. W. Ritterſchen Buchhandlung.
1825.

4B

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite
Kapitel 1. Wiesbaden 1
» 2. Der Pfarrer von Marxheim. — Eppſtein. — Königſtein 14
» 3. Der Feldberg. — Bailly 28
» 4. Die hohe Wurzel. — Schwalbach. — Adolphseck. — Hohenſtein. — Schlangenbad. — Deutſche und franzöſiſche Literatur und Kunſt 39
» 5. Eugen. — Wertheim. — Mathilde. — Johanne Thalburg 67
» 6. Mainz. — Napoleon zu Fontainebleau . . . 83
» 7. Der Rheingau 120
» 8. Der Niederwald 152
» 9. Für und gegen die Titusköpfe 182
» 10. Bingen. — Der Klopp. — Herr Wartetoab . 207
» 11. Edmund Webers Lehrjahre 251
» 12. Ein Beſuch zu Niederingelheim 307

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kapitel 1.

Wiesbaden.

Wen der Himmel reich beſchenken will als ſeinen Liebling, dem giebt er einen aufrichtigen, treuen Freund. Die Freundſchaft verdoppelt den Genuß des Glücks und theilt die Laſt des Unglücks. Wohl mir, ich habe einen Freund wie Wenige! Seit unſerer frühen Jugend umſchlangen ſich unſre Seelen wie zarte Reben, und die Jahre ſchloſſen ſie nur inniger aneinander. Die Zeit, die alles zerſtört, der kein Gefühl, kein Schmerz und keine Freude widerſteht, hat unſre Freundſchaft befeſtigt, und ſie ward größer und ſtärker mit uns.

Ich frage mich oft ſelbſt, warum ich meinen Eugen ſo ſehr liebe, warum ich ihm alles, was ich vermag und beſitze, opfern könnte, und mich durch dieſe Opfer nur noch glücklicher fühlen würde. Dieſe Liebe iſt groß, aber nicht größer als die ſeinige gegen mich, nicht größer als ſein Werth. Wenn ich dieſen in ſeinem ganzen Umfange betrachte, dann ſcheint mir meine innige Freundſchaft nur Eigennutz zu ſeyn. Was ich ihm gebe und geben kann, kommt reicher und größer von ihm wieder zu mir zurück. Meine Freundſchaft iſt nur ein Bach, der ſich in der ſeinigen mit einem königlichen Strome vermiſcht.

Er iſt ein edler, guter Menſch. Wenn ſeine Seele große, hohe Gedanken erheben, große Gefühle ſeine Bruſt erweitern und ſein Herz überſtrömt von Haß und Verachtung gegen die Gleisnerei, die Feigheit, den Lügengeiſt, die Kriecherei, die Habſucht und den Wortkram der Zeit, dann ſchleudert ſeine beredte Zunge den zermalmenden Donner in das Gewiſſen der Schlechten. Sein Auge auf die großen Menſchen von Rom und Griechenland gerichtet, iſt ſein Wort oft ungerecht gegen die Gegenwart. Wollt ihr euch von ſeinem ganzen Werthe überzeugen, dann beobachtet ihn in ſeinem häuslichen Leben, dieſem zuverläßigen Prüfſtein deſſelben. Die Welt findet ihr leicht mit geheuchelten Tugenden und geborgten Vorzügen ab; aber im unbemerkten Kreiſe der Seinigen erkennt ihr den Menſchen, wie er iſt.

Ich ſehne mich recht nach dem alten, theuern Freunde. Seit Jahren ſind wir, die ſonſt Unzertrennlichen, getrennt, da unſere bürgerliche Beſtimmung jedem eine andere Laufbahn gab. Wir haben eine Rheinreiſe verabredet, zu der wir uns in Mainz zuſammenfinden wollen. Nach ſeinem letzten Briefe trifft er aber erſt in acht Tagen daſelbſt ein; eine lange Zeit für die Sehnſucht eines Freundes, der es kaum erwarten kann, an dem treuen Herzen des ſchmerzlich entbehrten Freundes zu ruhen. Um meine Ungeduld zu beſänftigen, beſchloß ich die Bäder am Fuße des Taunus, in einem Streifzuge, zu beſuchen und bin nun ſeit einigen Tagen in Wiesbaden.

Hier iſts nicht übel wohnen! Eine herrliche Natur, die weit umher das freundliche Städtchen umgiebt; Geſichter, die ſich neu ſind; keines von den läſtigen, eckelhaften, bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen, welche den Menſchen gewöhnlich dem Menſchen feindſelig gegenüber ſtellen. Hier lebe ich das Leben eines Philoſophen, wie Pythagoras ihn ſchildert. Am Spieltiſche ſtehe ich, ein nüchterner, kalter Zuſchauer, wenn Gewinnſucht und Verzweiflung die Geſichter verzerren; ein ruhiger Beobachter mache ich meine Spaziergänge, wenn in einſamen Lauben, bei dem Helldunkel des Mondlichtes, Liebende ſich beglückende Geſtändniſſe zuflüſtern; ein gleichgültiger Zeuge der lauten Fröhlichkeit, wenn die Luſt bei einem rauſchenden Walzer die ſich ſuchenden Paare in abgemeſſenen Kreiſen ſchwingt. Ich bin ſonſt nicht für das Philoſophenleben in dem Sinne des großen Weiſen von Samos, und würde bei den olympiſchen Spielen lieber mitkämpfen um den Sieg, auch auf die Gefahr beſiegt zu werden, als die Kämpfer und Sieger unthätig zu beobachten. Das Leben iſt Handlung, und muß es für den ſeyn, der Kraft und Willen zu handeln hat. Schlimm genug, wenn gebieteriſche Verhältniſſe uns verdammen, müßige Zuſchauer zu ſeyn. Indeſſen befinde ich mich, bei meiner Geſchäftloſigkeit, hier beſonders wohl, weil die Menſchen nur einen langen Feier- und

Ruhetag zu halten ſcheinen, und ſich ſtets die freundliche Sonnenſeite ihres Weſens zukehren.

Ich liebe das Land und ſein heiteres, freies Treiben. Hier lebt man ſich, und Anderen nur, wenn man ihre Geſellſchaft ſucht. Den Städten mit Mauern, Gräben, raſſelnden Zugbrücken, Gefängniſſen, Polizeiförmlichkeiten, militäriſchem Lärm und den tauſend andern Zugaben moderner Bildung und Verfeinerung bin ich nie ſehr hold geweſen. Welch ein Leben in dieſen Städten, die durch unzählige gleichgültige oder abgeſchmackte Verhältniſſe den Geiſt mehr noch als den Körper feſſeln! Kaum wüßte man in ihnen, daß es taget, erſetzte die aufgehende Sonne die Lampen nicht. Nur an der ſteigenden Hitze oder Kälte, an dem erſparten oder konſumirten Holze erkennt man den Wechſel der Jahreszeiten. In Städten werden alle dem feinen ziviliſirten Leben eigenthümlichen Fehler größer. Dieſe öden Zirkel, dieſe kalte Höflichkeit, dieſes leere Zeremoniel, die ewige Geſchäftigkeit um nichts zu thun; die ſtets gefällige, lächelnde Meine, die wie eine Schminke auf dem Geſichte liegt; die Honigworte des Anſtandes und guten Tons, die von den Lippen träufeln, wenn das von Zorn und Neid erhitzte Herz Gift und Galle kocht; das ſcheue Umherſehen, daß ein niedriger Stand ſich nicht gegen einen hohen, und dieſer wieder gegen einen höheren vergeſſe; dieſe Jagd nach Genüſſen ohne Genuß und nach dem Scheine aller Tugenden ohne Tugend, alle dieſe Dinge, die, im beſten Falle, gleichgültig, gewöhnlich aber eben ſo ſchlimm in ihren Folgen, als in ihrem Urſprunge ſind, und in Städten wenigſtens am häufigſten geſunden werden, empören, langweilen, tödten mich.

Unſere Väter hielten die Städte für den Siz des Verderbens und der Sklaverei; und doch ſchloſſen ſie damals mehr den Körper mit Gräben und Mauern ein, als ſie den Geiſt, durch die Art zu leben, gefangen hielten. Die alten Deutſchen kannten das Wett- und Ringelrennen der tauſend kleinen erbärmlichen Begierden, Liebhabereien, Neigungen und Leidenſchaften wenig oder nicht, die unſer Daſeyn füllen, uns plan- und zwecklos über die ſtaubige, heiße Bahn des Lebens peitſchen und zu Sklaven von tauſend fremden und eignen Launen und Bedürfniſſen machen.

Das treffliche Gemälde, in dem uns Tacitus die Germanen zeigt, ſoll eine Satyre auf Rom und ſeine Sitte ſeyn! So kennt ihr die Menſchen, ihre Beſtimmung und ihren Werth! Lieber wollte ich das ſchlechte Kaiſerrom für die bitterſte Satyre auf die arme Menſchheit gelten laſſen, wenn uns die Geſchichte, die ſo oft nur das Anſehen einer Satyre hat, nicht die Wahrheit ihres Inhalts unwiderſprechlich bewieſe.

Doch weg davon! Was geht mich jezt Rom an und alles, was ihm gleicht? Hier lebe ich auf dem Lande — und wahrlich es gehört zu den herrlichſten, mit denen die Schöpfung unſere Erde geſchmückt — ich lebe in der Stadt, wie es mir gefällt. Die Annehmlichkeiten des Landes finden ſich hier mit den Gemächlichkeiten der

Stadt zuſammen; es wählt ſich jeder, für was ſein Geſchmack ihn beſtimmt.

Hier iſts gut wohnen! Aus meinem freundlichen Zimmer in den Vier Jahreszeiten habe ich eine gar liebliche Ausſicht. Mit dem Tiſche wechſele ich nach Luſt und Gemächlichkeit, oder wie mich die Geſellſchaft anzieht. Unter guten Gaſthäuſern kann man hier nur wählen. Von dem Adler und ſeinem trefflichen Wirthe darf ich aus Erfahrung alles Gute ſagen. Es iſt ein wahres Schlaraffenleben, das uns auf die angenehmſte Weiſe um die Zeit betrügt und den böſen Geiſt der Langenweile oder der übeln Laune mit dem beſten Erfolge verſcheucht. Die Gäſte drängen ſich. Leute von den verſchiedenſten Ständen treiben ſich in buntem Gemiſche an den öffentlichen Orten und auf den Spaziergängen umher. Beſonders lebhaft iſt es die Sonn- und Feiertage in den ſchönen Anlagen hinter dem Kurgebäude, und Morgens an dem Kochbrunnen, wo täglich das Waſſer getrunken wird. Hier bewegt ſich, von 5 bis 8 Uhr, eine kleine Welt von jedem Stande, Geſchlecht und Alter. Da wogt es auf und nieder bei Muſik und freundlichem Geſpräche. Fürſten und Bürger, Damen und Herren, Einheimiſche und Fremde, Bekannte und Unbekannte berühren und durchkreuzen ſich in anſtändiger Freiheit. Es ſieht ſeltſam aus, wenn die Leute, das Glas mit dem ſiedenden Heiltranke in der Hand, vorſichtigen Schrittes und wie in Andacht wandeln. An einem Morgen habe ich drei regierende Fürſten in dem Gewühle geſehen. Nichts zeichnet ſelbſt fürſtliche Perſonen aus, als bei dem erſten Begegnen eine achtungsvolle Verbeugung derjenigen, die ſie kennen. Es erregt eine eigene Empfindung, wenn man die verſchlungenen Gruppen von verſchiedener Geſichtsbildung und Kleidung in anſcheinender Verwirrung ſich auf- und abbewegen ſieht, und das Summen und Ziſchen der verſchiedenen Sprachen und Dialekte hört. Man glaubt der Feier eines ſittſamen Saturnsfeſtes beizuwohnen, wo weder Stand noch Rang, weder Vermögen noch Geburt die Menſchen ſcheidet, und bei vollkommener Gleichheit nur der Anſtand die Ordnung hütet. Jezt iſt das Waſſertrinken, wovon man früher wenig wußte, ſo allgemein als das Baden. Daran mag der einmal angeſtimmte Ton ſo viel Antheil, als die Pflege der Geſundheit haben; denn auch hier, wie in Allem, ſpielt die Mode, dieſe leichtfertige Tyrannin der Menſchen, ihre Rolle. Manche kommen auch der Geſellſchaft, oder ſelbſt Geſchäfte wegen, weil man zu keiner andern Zeit und an keinem andern Orte die Leute ſo zugänglich und ſo beiſammen findet. Es iſt eine Art Börſe, wo nicht blos kaufmänniſche Spekulation, ſondern auch philoſophiſche und politiſche, die Luſt zu ſehen und geſehen zu werden, die Neugierde und Unterhaltung, wohl auch die Liebe ihre Geſchäfte macht. Man kann aber auch in Wahrheit ſagen, daß hier Alles aufgeboten wird, um die Fremden zu befriedigen und zu vergnügen. Darauf verſteht man ſich, das iſt nicht zu läugnen. Alle Anlagen und Einrichtungen beweiſen es. Es iſt in wenigen Jahren hier außerordentlich viel in neuen Pflanzungen und Bauten geſchehen, und man ſollte faſt glauben, es ſey dabei mit Verſchwendung verfahren worden, wenn man, bei näherer Prüfung, nicht ſogleich fände, daß dieſe Verſchwendung die klügſte Wirthſchaft iſt, die das Kapital auf gute Zinſen leiht.

An ſechstauſend Fremde finden ſich in der Regel jeden Sommer, auf längere oder kürzere Zeit, hier ein, ohne die Durchreiſenden und diejenigen zu zählen, die, des Vergnügens wegen, Wiesbaden aus der Nachbarſchaft auf Sonn- und Feiertage zu beſuchen pflegen. Die Anzahl dieſer iſt ſehr bedeutend, und ſtrömen aus dem lebensluſtigen Mainz, dem reichen Frankfurt und dem fröhlichen Rheingau herbei, um die Reihen an den wohlbeſetzten Mittagstafeln zu verlängern und ſich zum Kaffee in oder bei dem Kurgebäude einzufinden. Die muntere Jugend giebt, wenn es ſonſt geſtattet wird, auch gern die Nacht noch zu, um auf dem Balle, bei ſchöner Muſik, in dem prächtigen Saale, ſich zu vergnügen. Da iſt nur Glanz, Freude und Überfluß. An der ſchwer beladenen Tafel, von der die Wohlgerüche dampfen, herrſcht beim Klirren der Gläſer Scherz und Luſt. Der brauſende Champagner, der gewürzige, ſüße Steinberger, der kräftige Rüdesheimer und die übrigen köſtlichen Gaben des herrlichen Rheins fließen und treiben die Wogen der Freude immer höher. Die Scene wechſelt, und auf grünen Teppichen, vor ängſtlich lauernden Geſichtern, wo man im dichteſten Gewühle die leiſeſten Athemzüge hört, ſchiebt das launige, untreue Glück ſchwere Geldrollen auf und ab, und mit vollen Händen ſtreut Gewinnſucht oder Langeweile das lockende Metall umher. Der leichtfertige Augenblick ſetzt an den Fall eines Würfels, auf die Lage einer Karte, was eine ganze Familie vom Untergang retten könnte. Die geſpannte Erwartung hält die Geſichter in verzerrter Anſtrengung, bis der Würfel ruht und die Karte gefallen iſt; da grinzt Aerger, Verdruß, Verzweiflung aus dem zerſtörten Blicke, oder die Hand fährt, von dem elektriſchen Schlage des Gewinnes durchbebt, mit gieriger Haſt nach dem Gelde, das von dem ſtieren Auge ſchon verſchlungen ward. Nur die Meiſter in der Kunſt laſſen, wie die Meiſter im Leben, ein Geſicht voll Gleichmuth ſehen, auf dem keine Spur des Seelenzuſtandes zu entdecken iſt, wenn auch die Hand unter der reichen Weſte und der feinen Hemdkrauſe, die eine koſtbare Nadel zuſammenhält, in krampfhafter Bewegung die Bruſt zerfleiſcht. Ich habe das leere, nichtswürdige Leben mit ſeinem unverdienten Reichthum ohne Genuß, mit ſeiner Langweile unter allen Zerſtreuungen, mit ſeinem vornehmen Eckel unter Leckerbiſſen, dieſes Loos des Tantalus, der im klaren, friſchen Strome vergebens nach einem Tropfen Kühlung lechzt, recht oft und in der Nähe betrachtet.

Auf den beiden Seiten des Kurſaales ſtehen die edlen Geſtalten alter Götter, Helden und Göttinen, antiken Muſtern nachgebildet, und ſehen aus der tiefen Vergangenheit ernſt auf das tolle Treiben der Gegenwart herab.

Wiesbaden iſt reich an ſchönen Partieen, die ich, wie die übrigen Gäſte, nur fleißiger als die meiſten, beſuche. Da ſind die geſchmackvoll angelegte Umgegend des Kurgebäudes, in bequemer Nähe die freundliche Dietenmühle mit ihrer ländlichen, gefälligen Wirthſchaft, das romantiſche Sonnenberg, der ſchöne Geisberg, die prächtige Platte, wo der edle Herzog ſich ein ſehenswerthes Jagdſchloß hat bauen laſſen, das ſtille Adamsthal, die Faſanerie, das Chauſſeehaus mit ſeiner weiten, hellen Ausſicht, die Walkmühle, ein gemüthlicher Aufenthalt, entſpräche ihm nur die Bedienung, und das herrliche Biebrich mit ſeinem Schloſſe und Garten an dem lieblichſten Punkte des geſegneten Rheins.

Am liebſten gehe ich nach Mosbach, wohin ein angenehmer, mit einer doppelten Reihe von Obſtbäumen beſetzter Weg führt, von dem man abwechſelnd die Ausſicht nach dem herrlichen Rheinſtrom, nach Mainz, über das flache Land und Darmſtadt hinaus bis an die Gebirge, die es begrenzen, und nach dem Eingang in den Rheingau, dann rückwärts und gegen Weſten nach dem Taunus, von dem Altkönige an bis zu den Rabenköpfen und den Bergen jenſeits Bingen hat. In Mosbach ſelbſt unterhält man ſich gut in einem Garten bei einem reinen Glaſe Wein oder einem trefflichen Kaffee.

Fühle ich Luſt zu geiſtigen Genüſſen, dann beſuche ich die Bibliothek, die in den 30,000 Bänden größtentheils vorzügliche Werke zählt, und in dem impoſanten und freundlichen Lokale, das ſie der Großmuth des Herzogs verdankt, den Einheimiſchen und Fremden mit ſeltener Liberalität offen ſteht. Hier finde ich die beſten Werke in allen Zweigen der Kunſt und Wiſſenſchaft, auf einer langen Tafel die neueſten Hefte und Blätter der Zeitſchriften aus allen Fächern aufgelegt und an kleinen Tiſchen bequeme Sitze für die, ſo leſen, Auszüge machen oder auch ſich unterhalten wollen. Gelehrte und Neugierige aus allen Gegenden ſind hier anzutreffen, und manche intereſſante Bekanntſchaft wird gemacht.

Mit der Bibliothek iſt eine Sammlung von Gemälden, Münzen, Alterthümern und andern Gegenſtänden der Kunſt verbunden, die viel Sehenswürdiges enthält. Der Grund dazu ward durch das Muſeum des Geheimenraths von Gerning in Frankfurt gelegt, das die Regierung ankaufen ließ. Dieſer reiche Kunſtſchatz iſt durch Goethe und ſachverſtändige Reiſende, die ihn zu ſehen und zu bewundern Gelegenheit hatten, bekannt genug.

Den Nachmittag habe ich im Kurgebäude dem Spiele eine Zeit lang zugeſehen. Es iſt unterhaltend, wenn reiche Gäſte, unbekümmert um Verluſt oder Gewinn, in der wechſelnden Laune des Glücks Zerſtreuung ſuchen; aber widerlich wird der Anblick derer, die, in der trügeriſchen Hoffnung ſich zu bereichern, ihre arme Baarſchaft zum Opfer bringen. Vor Allen zog ein junger Mann meine Aufmerkſamkeit auf ſich, der mit großer Kaltblütigkeit, faſt zerſtreut, ſeine Napoleone ins Treffen ſchob und die ſchnell geſchlagenen und gefangenen mit friſchen erſetzte. Schön von Wuchs, ſchlank, doch kräftig, ſah er mit einem Adlerblicke, deſſen Stolz eine gewiſſe Schwermuth milderte, um ſich her. Er trug einen blauen Überrock mit dem Bande der Ehrenlegion, und ſchien, nach ſeiner ganzen Haltung, ein Offizier zu ſeyn. Sein Verluſt, der ihn gleichgültig ließ, erregte meine Theilnahme. Ich ſtand in ſeiner Nähe und betrachtete ihn mit bedeutendem Ernſte, als wollte ich ihn vor der Fortſetzung des mißlichen Spieles warnen. Sein Blick ſtreifte wohl von Zeit zu Zeit nachdenkend über mir weg, fiel aber ſogleich wieder auf einen andern Gegenſtand. Da er immer verlohr, verdoppelte er den Einſatz, und ich konnte eine lebhafte, mißbilligende Bewegung nicht unterdrücken. Er ſah mich befremdet an, und ſeine feurigen Augen voll Muth und Milde ruheten prüfend auf mir. — Sie haben Ihren glücklichen Tag nicht, ſagte ich. — Auch der verdoppelte Einſatz ging verlohren, und er erwiederte, indem er etwas zurücktrat: Das Glück hat die Launen des Weibes und iſt leichtfertig; es mag es darum auch leiden, wenn man ihm, das ſich nach Weiber Art zu zieren pflegt, ein wenig Gewalt anthut. Selbſt unbeſtändig liebt es, wie dieſe, an uns Männern die Beſtändigkeit. — Das ſprach er in ziemlich gutem Deutſch, doch ſo, daß man merkte, er ſey kein Deutſcher. Mit dieſer Anſicht, antwortete ich franzöſiſch, hat ein großer Mann das beſte Heer und das ſchönſte Reich verlohren. — Bei dieſen Worten traf mich ſein Blick, als wolle er mir in die Seele dringen, und er trat tiefer zurück, um ſich mir zu nähern. Ein großer Mann, ſprach er halb laut, gewiß das war er; doch ſie haben ihn und ſich zu ſpät begriffen. Er gieng nach dem Fenſter und ich folgte ihm. Sie ſahen ihn in der Nähe? fragte er — Öfter, war meine Antwort.

Jetzt war der Gegenſtand einer lebhaften Unterhaltung gefunden und das Spiel vergeſſen. Wir redeten von den franzöſiſchen Kriegen, von Paris und ſeinen Merkwürdigkeiten, und in dem Gange der Unterredung erfuhr ich, daß der junge Mann, der höchſtens ſeine 21 Jahre haben mogte, als Kapitän in der Kaiſergarde gedient, und, nach der Abdankung Napoleons, ſeine Entlaſſung genommen hatte. Er war ſehr erfreuet, einen Menſchen gefunden zu haben, der die neueſte Geſchichte Frankreichs kannte und ſich mit ihm in ſeiner Mutterſprache unterhielt. Die Bekanntſchaft war gemacht und wir ſchienen uns beide immer mehr zugefallen.

Kapitel 2.

Der Pfarrer von Marxheim. — Eppſtein. — Königſtein.

Wir ſind Freunde geworden, der Franzoſe, den ich am Spieltiſche gefunden, und ich. In der That ein geiſtreicher, ſehr gebildeter und, für ſein Alter, viel erfahrner junger Mann, heißt Bailly, und iſt ein Neffe des berühmten und unglücklichen Schlachtopfers der blinden Volkswuth aus den erſten ſchauderhaften Tagen der Revolution. Ein franzöſiſcher Soldat in der edelſten Bedeutung des Wortes und Offizier jener Kaiſergarde, die an Soldatenehre und Muth vielleicht alles übertraf, was je das furchtbare Kriegshandwerk getrieben hat, kennt er nichts höheres als den Ruhm, Frankreich und Napoleon. Wir machen unſere Spaziergänge zuſammen, eſſen an einem Tiſche, den wir, der Mannichfaltigkeit der Unterhaltung wegen, öfter wechſeln und treiben uns miteinander in dem Kurgebäude oder in ſeiner Nähe umher. Es iſt ihm ſeitdem nicht wieder eingefallen, Zeit und Geld am Spieltiſche zu verliehren. Da ich ihm meine Abſicht erklärte, die merkwürdigſten Stellen am Fuße des gefeierten Taunus zu beſuchen und dann mit einem alten theuern Freunde eine Rheinreiſe zu machen, gab er mir ſeinen Wunſch zu erkennen, mich zu begleiten, wenn anders ſein Anſinnen nicht zudringlich und ſeine Begleitung nicht läſtig ſey. Ich konnte ihm in Aufrichtigkeit und Wahrheit das Gegentheil verſichern, und wir traten geſtern unſere Exkurſion nach Eppſtein und Königſtein zu Pferde an. Den Weg nahmen wir über Marrheim, wo ich bei einem alten Landsmanne und entfernten Vetter, dem daſigen Pfarrer übernachten wollte. Bailly ſollte mit mir dem geiſtlichen Vetter einen Beſuch machen und dann nach Hofheim gehen.

Marrheim mit ſeinem redlichen Pfarrer dürfte man wohl vergebens in Büſching, Stein, Fabri, Caspari, Haſſel und Cannabich, oder in dem alten oder einem neuen Plutarch ſuchen; aber das Liebe und Gute zeigt ſich nicht immer am glänzendſten und wird ſelten am lauteſten geprieſen, und was ſich ſelbſt rühmend am zudringlichſten der Aufmerkſamkeit empfiehlt, iſt darum nicht das Beſte. Kann nicht von Marrheim und ſeinem Pfarrer gelten, was man von Staaten und Weibern ſagt, daß die glücklichſten und beſten ſeyen, von denen am wenigſten geſprochen wird? Und wahrlich es gilt von dir, ſtilles, freundliches Dörfchen, das ſich, in der Nähe der weit geſehenen Hofheimer Kapelle, beſcheiden in einem Walde von Obſtbäumen verbirgt, wie von deinem redlichen Pfarrer!

Bei dieſem traten wir gegen Abend ein. Die hohe, wohlbeleibte Geſtalt im ehrwürdigen ſchwarzen Prieſterkleide empfing uns unter der Thür, einen langen, ſchweren Roſenkranz in der Hand. Er ſchüttelte mir freundlich die Rechte und hieß uns herzlich willkommen. — Mein Freund, ſagte ich auf Bailly deutend.

Unter meinem kleinen Dache ſo gern geſehen, wie Sie ſelbſt, war des Pfarrers Antwort, der Bailly's Hand noch einmal faßte und traulich drückte.

Ein Franzoſe, fuhr ich neckend fort. — Dann bedauere ich nur, daß ich die Pflicht des Wirthes weder ganz erfüllen noch der Unterhaltung des werthen Gaſtes theilhaftig werden kann, war die Antwort.

Zum Glück, fügte ich beruhigend hinzu, ſpricht er deutſch wie wir. — Dann, erwiederte der Pfarrer lächelnd, iſt er ja wie einer von uns. — Aber, fuhr ich fort, um den Unbeweglichen zu reizen, ein Soldat des Napoleon.

Da, antwortete der Geiſtliche mit derſelben ruhigen Heiterkeit, hat er keinem gemeinen Herrn gedient. Unter des Pfarrers kleinem Dache, ſprach er nach einer kleinen Pauſe, iſt es wie in Gottes groſer Welt. Die Sprache und der Glaube der Menſchen ſollen ſie nicht feindlich ſcheiden, da ſie alle von Gott ſind, wie ihre Sprache und ihr Glaube. Darauf öffnete er die Thür und rief mit kräftiger Stimme, die ihren Herrn im ganzen Umfang des Hausgebietes verkündete: Bärbchen! Das Bärbchen entſprach weder durch Wuchs noch Alter dem zärtlichen Diminutiv ihres Namens. Eine ſtämmige, breite Barbara, die Haushälterin, gut in den fünfzig Jahren, trat mit einem: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! ein. In Ewigkeit, Amen! ſprach der Pfarrer. Bärbchen! erhob er die Stimme vernehmlicher, von dem Schwarzgeſiegelten in der Ecke vier, auch ſechs Flaſchen!

Die Flaſchen kamen, der Pfarrer ſchenkte den rheiniſchen Nektar ein. Ein Landsmann, ſagte er, uns die perlenden Römer reichend. Thue nun Jeder nach Pflicht oder Neigung. Alles muß an ſeinem Orte wie zu ſeiner Zeit geſchehen. Sie ſind müde und durſtig, ruhen darum aus und trinken; der Pfarrer aber iſt noch nicht mit ſeinem Gebete fertig. — Damit nahm er ein kleines Buch zu ſeinem gewaltigen Roſenkranz und gieng ſummend und murmelnd in einem Nebenzimmer auf und nieder, ohne ſich weiter um uns zu kümmern. Wir dagegen ließen uns, während der Andacht des geiſtlichen Herrn, den Landsmann trefflich ſchmecken, erhoben dabei hinter dem kleinen Fenſter, das dichtbelaubte Weinranken beſchatteten, den reichen Zoll an ehrerbietigen Grüßen der Dorfbewohner; denn kein Bauer und keine Bäuerin gieng an dem Pfarrhauſe vorüber, ohne daß jener ſeinen Hut abnahm und dieſe ſich mit einem kurzen Knix verneigte und ein andächtiges: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! ſprach. Ich fürchtete ein wenig den Spott des freidenkenden und lebensartigen Franzoſen, dem es ein leichtes geweſen wäre, aus der ganzen geiſtlichen Wirthſchaft eine Karrikatur zu machen. Bailly aber, der meine Beſorgniß zu merken ſchien, ſagte gutmüthig: eine eigne Art, das iſt wahr; aber ein guter Menſch, und darauf kommt es doch an.

Endlich trat der Pfarrer, die beiden Werkzeuge der Andacht, den koloſſalen Roſenkranz und das Büchelchen in der Hand, unter die offene Stubenthür und rief mit gewöhnter Vernehmbarkeit: Bärbchen! — Es erſchien die ſtattliche Barbara und fragte: Ew. Hochwürden? Im Gaſtzimmer, verfügte der Pfarrer, zwei Bette friſch gedeckt, und aus dem Hofe drei Hähnchen auf den Abend! Dabei machte er die Pantomime des Halsumdrehens. Mein Freund aber erhob ſich dankend und ſagte, unſerer Verabredung gemäß, werde er in Hofheim übernachten. Verhüte Gott, ſprach der Pfarrer ernſt, daß ſich ohne Noth zwei Freunde trennen! Es iſt der Segen und der Reichthum des armen Pfarrhauſes, daß kein Beſuch aus ihm geht, ohne Bewirthung, wie es ſein Herr vermag. Übrigens ſtehe ich Ihnen dafür, in Hofheim werden Sie es nicht beſſer finden. Sie bleiben darum hier. Dabei nöthigte er Bailly freundlich, aber mit kräftiger Hand hinter den Weinflaſchen auf ſeinen Sitz. Der Pfarrer nahm zwiſchen uns Platz, füllte unſere Gläſer und eines für ſich und ſprach: die Kirche und der Staat; dort das ächte Chriſtenthum, die Nächſtenliebe, hier der Bürger und der Fürſt, wie es unſer erlauchter Wilhelm iſt! Von ganzem Herzen ſagte ich, und wir ſtießen an. Der Pfarrer, nachdem das Geiſtliche abgethan, verſchmähte das Weltliche keineswegs und ſchien ſich auf beides zu verſtehen. Fröhlich und bei heiteren Geſprächen leerten wir die Römer und nahmen eine einfache aber gute Abendmahlzeit ein. Der Pfarrer erzählte von den Freuden und Beſchwerden ſeines

Standes, der väterlichen Regierung des Landes und der Heerde, deren geiſtliche Hut ihm übergeben war. Seine Bemerkungen waren treffend, ſeine Sprache einfach aber paſſend für den Gegenſtand und ſeine witzigen Einfälle, von der naiven Art, brachten uns oft zum Lachen. Es herrſchte eine anſtändige Fröhlichkeit, die uns vergeſſen ließ, daß es ſchon ſpät ſey. Da pochte es um eilf Uhr an dem Hofthor. Der Pfarrer ſah durchs kleine Fenſter. Das iſt ein anderes Kapitel, ſprach er dann ernſt gegen uns gewendet. Ein Kranker bedarf meines Beiſtandes. Der Dienſt entſchuldigt mich. Bis ich wiederkomme ſind Sie zur Ruhe, fuhr er fort, indem er haſtig das Oberhemd und die Stole anlegte. Ohne Zweifel findet Sie die Frühe des Morgens ſchon auf den Beinen, während ich noch der Ruhe pflege. Jedes nach ſeiner Weiſe! die Jugend iſt rührig, das Alter träg. Nehmen Sie meinen Dank für den angenehmen Beſuch und meine beſten Wünſche für Ihre Zukunft mit. Er drückte uns recht herzlich die Hand und verließ, ſeiner Beſtimmung mit redlichem Eifer folgend, das Haus.

Wie der Pfarrer geſagt, ſo geſchah es. Nach einem ruhigen und feſten Schlafe erhoben wir uns munter, ließen einen kleinen Beweis unſerer Erkenntlichkeit für Bärbchen auf dem Tiſche zurück, beſtiegen unſere Pferde und grüßen zum Abſchiede das gaſtfreie Pfarrhaus, in dem noch alles, wie es ſchien, in tiefem Schlummer lag. Friſch und munter zogen wir durch den jungen Eichenwald jenſeits Hofheim und über den nackten Staufer nach dem romantiſchen Eppſtein; und ehe wir noch auf den Rücken dieſes Berges kamen, war die Sonne glänzend aufgegangen über der weiten herrlichen Gegend, und das unermeßliche Land breitete ſich vor unſern Blicken aus, und allenthalben erwachte das fröhliche Leben, in dem Dunkel der Bäume, auf dem Felde und in den rauchenden Dörfern, und in der Ferne blitzten im Morgenlichte der Rhein und der Main.

Sieh! die erſten Stahlen fallen jetzt auf Unterliederbach! Weiß der verborgene Ort auch, was er in ſich verbirgt? Leugnet, daß dem Menſchen das Schickſal ſeinen Weg mache, wenn ihr bedenkt, welche Kraft hier in einem reich begabten Manne die Einſamkeit zu einer Zeit vergraben hat, die der Kraft und der Männer ſo ſehr bedarf!

Die Nebel waren von dem Gipfel der Berge in die Tiefe hinabgeſtiegen, und füllten die Thäler wie ein ſtiller See, aus dem die Bäume gleich Maſten einer Flotte hervorragten. Die Sonne ſah mit dem hellen, feurigen Auge der Liebe auf die ruhige Erde.

Die Nebel verſchwanden und das liebliche Thal von Fiſchbach lag vor uns, glänzend im Schmucke der Perlenſchnüre, die ein leichter Oſtwind auf den Grashalmen und den Blättern der Bäume und Gebüſche ſchaukelte. Die Vögel jagten ſich neckend von Aſt zu Aſt, und von dem Abhange des Staufers klang das Geläute der Schellen des weidenden Viehes in das ſtille, menſchenleere Thal herab.

Vier ſchöne, romantiſche Thäler, von waldigen Anhöhen umgeben, aus denen von Zeit zu Zeit ein nackter Fels kühn hervorſpringt, und von bald murmelnden, bald brauſenden Bächen durchſchnitten, führen in verſchiedenen Richtungen nach Eppſtein: das Fiſchbacher- Lorſchbacher- Bockenhäuſer und Brennthal. Wir brachten den Morgen damit zu, ſie, ſo viel es die Zeit erlaubte, zu durchſtreifen. Nicht leicht magſt du eine heimlichere Gegend finden.

Unſere Mittagsmahlzeit hielten wir in der Nähe von Eppſtein, bei einer Mühle, die in das Fiſchbacher Thal hinauf und in das Lorſchbacher hinabſieht. Wir aßen im Freien unter ſchattigen Bäumen. Die Geſellſchaft wurde immer zahlreicher, ohne daß wir darum an Vergnügen verlohren.

Da der Tag ſich neigte, und die muntere Geſellſchaft ſich verlohr, brachen wir gegen Königſtein auf, und ritten ſchweigend, von der lauten Fröhlichkeit des Nachmittags ein wenig müde, durch das Thal von Fiſchbach; und da wir auf der Anhöhe hinter dieſem Orte ankamen, ſahen wir nur noch das Abendroth am weſtlichen Himmel glänzen, und die Gegend ruhete in den Armen des Schlummers von dem geſchäftigen Treiben des Tags aus. Hoch über der Erde gieng der ſtille Mond, und einzelne Sterne traten aus der blauen Tiefe des Himmels. Die Trümmer des Schloſſes Königſtein, und höher die von Falkenſtein, richteten ſich vor uns einſam in der ſchweigenden Nacht auf, und hinter ihnen ragten der Feldberg und Altkönig in dem matten Lichte des Mondes hervor.

Da wir in Königſtein eingetroffen waren, ruhete ich einige Augenblicke in dem Gaſthofe aus. Meine Seele war von den abwechſelnden Gedanken und Gefühlen des Tags zu ſehr bewegt, als daß ich in dem engen Zimmer, unter ſo verſchiedenartigen Menſchen hätte bleiben können. Ich nahm meinen Mantel, um mich gegen die Nachtluft, die kühler über die Berge wehete, zu verwahren, und gieng nach dem Schloſſe.

Vor mir breitete ſich das weite Land zu meinen Füßen aus. Hinter mir hatte ich die Ruinen der zerſtörten Feſte. Es iſt ein eignes Gefühl, ſich allein zu ſehen in der einſamen Nacht, auf den Trümmern einer bekannten Vorwelt, von keiner menſchlichen Stimme angeſprochen. Der Strom des Menſchengeſchlechts zieht über die weite Erde. Generationen ſteigen in ihm wie Wogen auf und gehen unter. In einem glänzenden Tropfen glüht ein flüchtiges Leben im Lichte der Sonne und verſchwindet. Nur die Ewigkeit ſteht ernſt und ſchweigend über dem rauſchenden Strome, in dem die Geſchlechter ſich drängen und vergehen, um kommenden Platz zu machen.

Auch hier ſtand eine Feſtung, um das Land zu verwahren! Aber Mauern ſchützen nicht, wo die Kraft fehlt, welche nur Muth und Eintracht geben. Das wußten die Spartaner beſſer. Hier ſaßen Deutſche, von Deutſchen der Freiheit beraubt, weil ſie von einer Freiheit träumten, zu der kein Volk in unſerm Welttheil reif war, ſo bald auch nicht reif wird. Der Traum iſt ausgeträumt, und die den Träumenden verfolgten, ſahen ihre Macht ſelbſt wie einen Traum verſchwinden. Waren es trügeriſche Phantome, die in den letzten dreißig Jahren als Ereigniſſe an uns vorübergiengen? Welche Hoffnungen! Welche Täuſchungen! Welch ein furchtbarer Wechſel des Glücks! Throne und Völker liegen wie dieſe Mauern niedergeworfen, und neue haben ſich erhoben. — — Iſt es wahr, daß wir in der Tiefe der Nacht, in welcher das verhüllte Schickſal die Looſe der Völker und Menſchen aus der dunkeln Urne der Ewigkeit greift, die Hand der furchtbar rächenden Nemeſis mit dem ſtrafenden Blitze glänzen ſehen? —

Eine vergeltende, rächende Nemeſis! Welche Geſchichte irgend eines Volkes, irgend eines Menſchen bewährt dieſen Glauben? Die Welt iſt eine Welt von Kräften. Der Starke herrſcht, und hat keinen Richter, als den Stärkeren zu fürchten. Was der kluge Geiſt mit der eiſernen, unbeweglichen Bruſt beſchließt, iſt für die leicht bewegliche, unſtete Menge Geſetz; und iſt der Wille unwandelbar, auch zum Tode entſchloſſen, wenn das tückiſche Geſchick ſeine Entwürfe täuſcht, dann vermag über ihn ſelbſt das Schickſal nichts, dem ſonſt ſogar die Götter unterthänig waren. Strecke deine flehenden Hände aus gegen den Himmel, leidende Unſchuld, rufe den Donner an gegen deine Räuber und Mörder! Der heitere Himmel ſcheint deines Schmerzes zu ſpotten, wie der bewölkte düſtre, ohne Mitgefühl für deine Freuden iſt. Uns umgiebt Wahn und Irrthum. Unſer eigner, kein fremder Geiſt ſpricht aus der Natur zu uns; wir haben ſie mit den Geſchöpfen unſrer Einbildungskraft bevölkert. Wahn und Irrthum iſts, was uns umgiebt. Nur in uns ſelbſt iſt Wahrheit oder Lüge.

Iſt das Leben ein freundliches Geſchenk, iſt es eine Laſt? Ja, dem Glücklichen eine ſchöne Gabe, eine Bürde dem Unglücklichen, der ſich an daſſelbe wie ein Galeerenſklave an die harte Bank ſeines Schiffes geſchmiedet fühlt. Was könnte uns an dieſes Daſeyn binden, als das, wodurch es Werth erhält, die frohe Lebensluſt der Jugend, der Liebe Zaubermacht, der Freundſchaft heiliges Gefühl, das Bedürfniß theuerer Verwandten, denen unſere Trennung Schmerz oder Mangel bringen würde, und der Dienſt fürs Vaterland? Ohne dieſe Bande, die uns durch Vergnügen oder Pflicht ans Leben feſſeln, was iſt der Tod? Eine Befreiung von fremder Willkührherrſchaft und eigener Hülfloſigkeit. Er entzieht uns dem Drucke der Mächtigen, dem Spotte der Thoren, der Argliſt falſcher Freundſchaft, dem Verrath betrogener Liebe, den Nachſtellungen des Eigennutzes, den Anmaßungen der Selbſtſucht, dem giftigen Neide und der tückiſchen Verleumdung, den zahlloſen Bedürfniſſen, die den Tag mit Anſtrengungen erfüllen, um das Leben den Tag hindurch zu friſten, der Bosheit unſerer Feinde, den Schlingen des Betrugs, den Klatſchereien müßiger Geſchwätzigkeit und der doppelten Tyrannei, die uns im Namen der Macht des Himmels und der Erde zu niederem Sklavendienſt verdammt, von unſerer Entbehrung ſchwelgt, durch unſere Armuth ſich bereichert und ihre Größe und ihr Wohlſeyn in unſerer Herabwürdigung und in unſerm Elend findet. Alles Ungemach endet der Tod, die ſchmerzlichen Erinnerungen der Vergangenheit und die Furcht vor der Zukunft, den Hader und die Feindſchaft, alle Qualen, die den Geiſt und das Gemüth foltern, und die Leiden, die den Körper martern. Drohet dem Manne unverdiente Schande, Elend, Sklaverei, dann bietet der Tod ihm ſeinen Freibrief an. Was vermag über ihn die Welt, der er nur mit ſeinem Willen angehört? Ein männlicher Entſchluß zerreißet wie Sommerfäden die tauſend Bande, durch welche Gewalt, boshafte Liſt oder ſelbſt ein feindſeliges Verhängniß ihn feſſeln wollen. Berauſcht den Übermüthigen ſein Glück, ſchmiedet Habſucht den Geldgierigen an ſeine gefüllte Kiſte, vergißt der Menſch Menſchlichkeit und in ſeinen Wünſchen und Genüſſen ein beſcheidnes Maas, dann ſagt der Tod ihm: »Sieh, ich lege den Herrn der Welt friedlich und gleich neben ſeinen Diener. Wenn hundert Völker vor ſeinem Namen zittern, dann löſet der Gebieter der Erde ſich in eine Handvoll Staub auf, hauche ich ihn an. Nichts iſt dein und bleibend; was ſtrebſt du thöricht nach Vergänglichem, als ſey es ewig, du vergängliches Weſen!«

Gute Nacht!

Kapitel 3.

Der Feldberg. — Bailly.

Bei dem früheſten Morgen habe ich mit Bailly den Feldberg beſtiegen, den höchſten Punkt des waldigen Taunus, der ſich wie ein ſchützender Wall hinter dem herrlichen Rhein- und Maingau erhebt. Der Altkönig, den man beim Hinaufſteigen zur Rechten hat, ſcheint mit dem Feldberge von gleicher Höhe zu ſeyn, iſt aber um mehr als 200 Fuß tiefer, da er deren nur 2400, jener aber 2605 zählt. Die Ausſicht iſt groß und mannichfaltig. Ich habe von dem Rigi, von einem der höchſten Gipfel des Gotthard, dem Titlis, Brocken, Drachenfels und Donnersberg in Gottes ſchöne Welt herabgeſehen, und doch war mir die Ausſicht vom Feldberge noch überraſchend. Es lohnt ſich wirklich der Mühe, dieſen Bergrücken zu beſteigen, wo nichts dem ſchwelgenden Blicke ſtörend entgegen tritt.

Ich will es nicht verſuchen, die weite und prächtige Ausſicht, und was ſie in der Nähe und Ferne darbietet, zu beſchreiben. Dem Verſuche würde auch eine kühnere und kräftigere Feder, als die meinige, nicht gewachſen ſeyn. Worte und Farben malen die Größe und Schönheit der Natur nicht. Man muß ſehen und hören, um zu fühlen. Auf Papier und Leinwand wogen und branſen die Ströme, ſtürmen ſich die Meere im Sturme nicht; du hörſt nicht das Rauſchen der Wälder, die Erde zittert nicht unter den Schlägen des Gewitters. Wer mag es wagen, die Pracht der aufgehenden Sonne, wenn ſie flammend und glühend aus den Purpurwogen ſteigt, den Vulkan, wenn er ſeine düſtern Flammenſäulen gegen den Himmel ſendet und die brennende Lava über das erſchrockene Land ausgießt, zu malen oder zu beſchreiben? Selbſt die in die Farbengluth der ſchöpferiſchen Einbildungskraft eines Jean Paul oder Chateaubriand getauchte Feder giebt von der Natur in ihrer Majeſtät nur ein ſchwaches Bild. Ich beſchreibe nicht; ſehet, fühlet und genießet!

Den Heimweg nahmen wir wieder durch das Fiſchbacher Thal, ritten über die waldigen Höhen rechts, um durch Wildſachſen nach Wiesbaden zurückzukehren. Die Zeit vergieng in vertraulichen, erheiternden und ernſten Geſprächen. Bailly erzählte von ſeinen Schlachten, von ſeinen Märſchen durch ferne Staaten und von Napoleon. — Ich höre und leſe gern, ſagte ich zu ihm, was Ihre Revolution Großes und Schreckliches hervorgebracht; die Geſchichte derſelben wird ewig denkwürdig bleiben. — Mag ſeyn, war die Antwort; doch habe ich das Schrecklichſte in ihr nicht ſelbſt geſehen, kenne es nur aus treuer Überlieferung und verweile am liebſten bei dem Größten, was unſre Geſchichte aufzuweiſen hat, bei dem außerordentlichen Manne, durch den Frankreich wiedergeſchaffen und durch alle Jahrtauſende verherrlicht ward. — Ich bin nicht Soldat, entgegnete ich, und hörte lieber von Ihrem Oheim, dem edlen Bailly reden. — Wiſſen Sie, fiel mein Begleiter lachend ein, wie er die Bekanntſchaft Franklin's gemacht? — Nein, war meine Antwort. — Die närriſchen Kauzen! fuhr er fort. Hören Sie!

Die Art, wie Bailly und Franklin mit einander bekannt geworden, hat etwas Eigenthümliches, was beide bezeichnet. Bailly beſaß ein Landhaus zu Chaillot, wo er ſich öfter aufhielt, um mit Muße zu arbeiten. Der Zufall führte auch Franklin dahin, der damals die Stelle eines Geſandten der vereinigten Staaten von Amerika bei dem franzöſiſchen Hofe bekleidete. Bailly, da er die Anweſenheit des Philoſophen der neuen Welt erfuhr, eilte ihm einen Beſuch zu machen. Er tritt bei Franklin ein, der ihn durch den Ruf und ſeine Schriften kennt, und wird mit herzlicher Freundlichkeit von ihm empfangen. »Guten Tag, Herr Franklin, wie befinden Sie ſich?« — Recht gut, mein Herr. Da blieb die Unterhaltung ſtehen. Bailly nimmt neben Franklin Platz, und da es ihm unhöflich ſcheint, zum zweitenmal an dieſen die Frage zu richten, ſo will er es abwarten, bis der Amerikaner ſpricht. Der aber blieb ſtumm. Von Natur nicht ſehr geſprächig, ſchien die diplomatiſche Laufbahn ihn noch wortkarger gemacht zu haben. Nach einem ziemlich langen Schweigen zieht Bailly die Doſe aus der Taſche und bietet Franklin eine Priſe an. Aber auch dieſes Mittel der geſelligen Annäherung und Unterhaltung wirkte nicht. Franklin macht ein Zeichen mit der Hand, daß er nicht ſchnupfe. Dieſer ſtumme Beſuch währte an zwei Stunden. Bailly ſteht endlich auf; Franklin thut ein Gleiches. Jener empfiehlt ſich mit einer Verbeugung; dieſer begleitet ihn zurück, drückt ihm mit herzlicher Freundlichkeit, wie er ihn empfangen, die Hand, und ſagt: Recht gut! — Recht gut! waren die einzigen Worte, die Bailly von Franklin vernommen hatte.

Ganz eigen, bemerkte ich. Was ſagen Sie aber zu dem unwürdigen Urtheil, das Napoleon über Ihren Oheim gefällt? Die abſprechende Art, mit der Ihr großer Mann fremde Größe herabzuwürdigen ſich erdreiſtet, hat mich empört. In Bailly's edler Natur weiß er nur Simpelhaftes zu entdecken. — So ganz unrecht, erwiederte der Neffe, möchte er doch nicht haben. Was Ihr Deutſchen auch unter Niais denkt, wie Napoleon La Fayette und meinen Oheim nannte, weiß ich nicht beſtimmt; aber ich habe die innigſte Überzeugung, daß alles Volk wetterwendiſch, abergläubig, feig und vermeſſen, ſchwach und grauſam iſt. In allen Zeiten blieb es ſich gleich, ließ ſich von Tollhäuslern und Betrügern führen, opferte ſeine Befreier und Beſchützer auf, ächtete das Verdienſt und die Tugend und huldigte dem Unſinn und der Übertreibung. Wer Freiheit und Recht durch das Volk zu begründen denkt, der iſt ein gutmüthiger Thor. Das wollte Napoleon ohne Zweifel ſagen, und ich gebe ihm ſelbſt gegen meinen verehrten

Oheim Recht. Sein eigenes Leben und Schickſal zeugen gegen ihn. Da Sie verſicherten, Sie hören gern von ihm reden, ſo will ich Ihnen ſeine letzten Tage ſchildern, wie ſie unvergeßlich in dem Andenken ſeiner Verwandten leben.

Wenige Männer, ſelbſt in der franzöſiſchen Revolution, die doch wahrlich ſeltene Beiſpiele von raſchem Glückswechſel und unſteter Volkslaune aufzuweiſen hat, wurden durch das Vertrauen ihrer Mitbürger ſo hoch geehrt und geſtellt, und dann von dem Volke in ſeiner blinden Wuth ſo ſchrecklich mishandelt, wie Bailly. Er lebte ſtill und beſcheiden den Wiſſenſchaften, beſonders der Phyſik und Aſtronomie, in welchen Fächern er auch vorzügliche Werke geliefert hat, als der Strom der Revolution ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt ergriff, wie im Siegsgepränge auf ſeinen Fluten trug, dann in den dunkeln Abgrund zog. Da Ludwig XVI. die Stände des Reichs verſammelte, um ſich mit denſelben über das Wohl des Volks, das ihm wahrhaft am Herzen lag, zu berathen, trat Bailly unter ihnen mit Auszeichnung auf. Er war der erſte, den ſein Diſtrikt zum Wähler, der erſte, den die Wähler ſelbſt zum Deputirten ernannten, der erſte Präſident der Nationalverſammlung und der erſte Mär von Paris. An dieſen bedeutenden Stellen zeigte er eben ſo viel Klugheit, als Mäßigung und Rechtlichkeit. Unter den ſchwierigſten und gefahrvollſten Verhältniſſen blieb er ſich gleich, beſonnen, einfach in ſeiner Lebensweiſe, muthig für das Gute, ſtandhaft in ſeinem

Glauben, warmer Vertheidiger der Unſchuld und Gerechtigkeit, Freund der Unglücklichen und Wohlthäter der Nothleidenden. Bei den mannichfaltigen und wichtigen Dienſtgeſchäften, die ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahmen, ſchrieb er ſeine Abhandlung *über die Gefangenen* und ſeinen Bericht *über die Hoſpitäler*, Zeugen und Denkmäler ſeiner Menſchenliebe. Am Ziele ſeiner mühevollen Laufbahn, in der es ihm leicht geweſen wäre, ſich zu bereichern, hatte er den größten Theil ſeines eigenen Vermögens zugeſetzt. Übrigens läßt ſich Bailly's Unglück leichter, als ſein Glück begreifen. Ein Mann von ſeiner Art, einfach, wahr, ſeinen Grundſätzen unwandelbar ergeben, von ſtrenger Redlichkeit, keiner Schmeichelei und keines Betrugs fähig, konnte am Hofe ſo wenig, als bei dem Volke ſich in Gunſt erhalten. Am wenigſten vertrug ſich ſeine Mäßigung mit der Leidenſchaftlichkeit der Zeit, die in wilder Haſt von einem Äußerſten zum andern überſprang.

Bailly's Fall begann mit der Flucht des Königs, auf der er zu Varennes angehalten und zurückgeführt worden iſt. Durch dieſe Begebenheit kam eine furchtbare Gährung in die Gemüther; das Vertrauen gegen den Monarchen ward ſehr geſchwächt, und den Beſchwerden und Anklagen ſeiner Feinde ein weites Feld gegeben. Die Conſtitutionellen, zu denen Bailly gehörte, bekamen einen harten Stand; ſie konnten, wenn ſie ehrlich waren, ſich nur mit dem Königthum erhalten, oder mußten mit ihm untergehen. Das war denn auch das Loos der

Beſſern unter ihnen. Laut und allgemein erhob ſich ein immer wachſendes Geſchrei. Die Abſetzung des Königs ward hier verlangt, dort wollte man ihn förmlich angeklagt und gerichtet wiſſen. Geſuche wurden in dieſem Sinne aufgeſetzt und Unterſchriften für ſie geſammelt. Ein ſolches Geſuch fand ſich auf dem Vaterlandsaltare aufgelegt, und die Bürger ſollten ſich auf dem Marsfelde verſammeln, um es zu unterzeichnen. Zwei Menſchen, die man für verdächtig hielt, wurden unter dem Vaterlandsaltare hervorgezogen, von dem erbitterten Volke ermordet und ihre Köpfe auf Piken in den Straßen von Paris herumgetragen. Die Nationalverſammlung gab Befehl, die Ruheſtörer zu verfolgen und Ordnung zu erhalten. Drei Mitglieder der Municipalität werden mit einem Bataillon Nationalgarde auf das Marsfeld geſchickt. Statt Gehorſam findet dieſe Beleidigung und Hohn. Sogleich wird das Martialgeſetz verkündet und die rothe Fahne aufgeſteckt. Die ganze Municipalität, der Mär an ihrer Spitze, begiebt ſich, von einer zahlreichen Nationalgarde begleitet, nach dem Marsfelde. Dieſe wird mit einem Hagel von Steinen empfangen. Ein Piſtolenſchuß, der auf Bailly gerichtet war, ſtreckt einen Soldaten hinter ihm zu Boden. Da giebt der Commandant der Nationalgarde Befehl zu feuern. Vier und zwanzig Menſchen bleiben auf dem Platze; das Volk geht auseinander. Aber dieſer Tag koſtet dem Mär das Leben. Man ſucht den Haß des Volks gegen ihn aufzuregen; er wird als der Mörder der auf dem Marsfelde gefallenen Bürger dargeſtellt. Alle feindſelige Leidenſchaften zeigen ſich gegen ihn geſchäftig, und nur zu gut gelingt es ihnen, auf den, ſonſt ſo verehrten Mann den Haß der Menge zu laden. Ermüdet durch Geſchäfte, den Undank und das Alter, über die unerwartete, furchtbare Wendung der Revolution beſtürzt, von düſtern Ahnungen gequält, gab er, zum zweitenmal zum Mär von Paris erwählt, im September 1791 dieſe Stelle auf. Sein Nachfolger war Petion, der, jetzt der Abgott des Volks, ſpäter mit ſeinem Vorgänger ein gleiches Schickſal hatte. »Möge er,« ſprach Bailly, von einem ſchmerzlichen Vorgefühl ergriffen, »beſſer, als ich, verwalten, und das Vaterland durch ihn glücklich werden!«

Bailly, in den Privatſtand zurückgekehrt, lebte auf dem Lande in der Gegend von Nantes. Da ſeine Ruhe hier geſtört ward, ſchrieb er an Laplace, einen der ausgezeichnetſten Gelehrten Frankreichs, ſpäter Pär, der zu Melun in ſtiller Einſamkeit lebte, ob er nicht in dieſer Stadt einen Zufluchtsort und Verborgenheit finden könne. Laplace erbot ſich, ſeine Wohnung mit ihm zu theilen, und Bailly war entſchloſſen, von dieſem freundſchaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Unterdeſſen war der verhängnißvolle 31. Mai gekommen, und die Partei, die an ihm geſiegt, führte die Schreckensregierung ein. Abtheilungen der Revolutionsarmee durchzogen das Land, und eine ſolche traf auch zu Melun ein. Bailly kommt, zur größten Beſtürzung ſeines Freundes, an. Dieſer iſt um ihn und zwar mit Recht beſorgt. Aber für den Verleumdeten und Verfolgten, den die ſpäteren Ereigniſſe mit Abſcheu erfüllten, hatte das Daſeyn keine Reize mehr. »Was kann mir am Leben liegen, ſagte er zu Laplace, wenn ich das alles anſehe, was vorgeht? Und dann iſt es eins, ob ich hier oder anderswo ſterbe.«

Bailly war erkannt worden. Bei ſeinem Namen ſteht der Pöbel auf. Man ſchleppt ihn auf das Gemeindehaus, und obgleich die Municipalität ſeine Papiere in Ordnung fand und ihn in Freiheit ſetzte, ſo gab dies die wüthige Menge doch nicht zu. Die Sache ward an den Ausſchuß der öffentlichen Sicherheit nach Paris berichtet, der den Gefangenen dahin zu bringen befahl. Er ward ins Gefängniß geworfen und vor das Revolutionsgericht geſtellt, das den Schuldloſen, als den Mörder ſeiner, auf dem Marsfelde gefallenen Mitbürger, zum Tode verdammte. Bailly's Vertheidigung, einfach, freimüthig und wahr, wie ſein Leben, hob jeden Zweifel an ſeiner Unſchuld, wenn man ernſtlich an ihr hätte zweifeln können. Aber darauf kam es in dieſer Zeit und vor dieſem Gerichte nicht an. Bailly geſtand aufrichtig, er ſey ein conſtitutioneller Royaliſt und der beſchwornen Verfaſſung treu. Dieſes Geſtändniß allein mußte ihm das Leben koſten. Er verlohr es, und zwar auf eine ſchreckliche, ſchauderhafte Weiſe, die den Menſchen tief unter dem Thiere zeigt.

Am Tage der Hinrichtung beſtieg Bailly, die Hände auf dem Rücken zuſammen gebunden, den Henkerskarren.

Eine von Wuth entbrannte Menge, welche die beliebten Tagsſchriftſteller durch giftige Verleumdungen aufgehetzt hatten, begleitete den Zug und ſtieß gegen den Verurtheilten die gräßlichſten Verwünſchungen aus. Die rothe Fahne, welche an jenem unſeligen Tage auf dem Marsfelde gewehet hatte, war hinten auf dem Karren befeſtigt. Im langſamen Zuge gieng es nun den weiten Weg von der Conciergerie nach dem Marsfelde. Der Regen fiel in Strömen vom Himmel, und es war für die Jahrszeit (im Oktober 1793) ungewöhnlich kalt. Bailly, faſt nackt dem Unwetter ausgeſetzt, von dem Hohngeſchrei des Volks begleitet, das ihn mit Koth warf und nach ihm ſchlug, von ſeinen Henkern gegen die wüthige Menge vertheidigt, die den Zug aufhielt, um die Leiden des Unglücklichen zu verlängern, blieb ruhig, faſt heiter und ließ auch nicht einen Laut der Klage hören. Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden kam der Karren auf dem Richtplatz an. Bailly ſtieg herab; ſchon ſchleppt man ihn nach dem Blutgerüſte, da fällt es einem Tieger ein, der die übrigen an grauſamem Scharfſinn übertraf, die rothe Fahne erſt zu verbrennen. Man bringt Feuer, die Fahne wird angezündet, ein Ungeheuer ſchwingt ſie brennend Bailly ins Geſicht. Der Schmerz erpreßt ihm unwillig einen Schrei, und das Volk klatſcht lauten Beifall. Zum zweitenmal nähert er ſich dem Schaffot. Einer aus dem Haufen ruft, es gezieme ſich nicht, den heiligen Boden des Bundesfeſtes — es war auf den Antrag Bailly's gefeiert worden — mit dem Blute eines ſolchen Böſewichts zu beſchmutzen. Lauter, tauſendſtimmiger Beifall. Das Gerüſt wird abgebrochen, ſtückweis nach einem Graben an dem Ufer der Seine gebracht und wieder aufgeſchlagen; alles unter den Augen Bailly's, den man nöthigte, zu Fuß zu folgen und das hölliſche Treiben mit anzuſehen. Da ſtand er nun, dem Geſpötte und den Mißhandlungen der Menge Preis gegeben, die ihm in das Geſicht ſpeiet, mit Steinen nach ihm wirft, ihn mit Stöcken ſchlägt. Der heftige Regen währte ununterbrochen fort. Bailly mit bloßem Kopfe hält drei entſetzlich lange Stunden alle dieſe Qualen aus. Der Unglückliche ſchauderte, von Regen triefend. **Du zitterſt, Bailly?** rief Einer aus dem Volke ſpottend. **Es iſt der Froſt, mein Freund,** antwortete er ruhig. Endlich unterlag die Natur, ſchwächer als ſein Muth. Er ſank erſchöpft ohne Bewußtſeyn nieder. Da er wieder zu ſich kam, erſuchte er ſeine Henker, die Hinrichtung zu beſchleunigen, mit der heitern Faſſung, als bitte er einen Freund um einen Liebesdienſt. Endlich wird ſein Wunſch erhört. Das Schaffot iſt über einem Haufen Unrath aufgeſchlagen. Bailly ſammelt ſeine letzte Kraft, beſteigt das Blutgerüſt mit ſicherem feſtem Schritte, und hält ſein Haupt dem Todesſtreiche entgegen. Es fällt. Jubelnder Beifall erfüllt die Luft; es iſt, als biete das Frohlocken der Hölle dem Himmel höhnend Trotz. Bailly zählte 57 Jahre.

Entſetzlich! rief ich. Das übertrifft alles, was man je von den Gräueln der Kannibalen hörte.

So iſt das Volk, mein Freund, fuhr **Bailly** fort; ſo war es, ſo wird es ohne Zweifel nach Jahrhunderten noch ſeyn. Wiſſen wir nicht, welches Loos den Edelſten der Menſchen geworden iſt? Denken wir an **Phocion**, **Miltiades**, **Conon**, **Themiſtokles**, **Sokrates**, **Ariſtides**, **Chriſtus**, den ältern **Scipio** und die **Grachen**, an **Cicero**, und wie die lange Reihe der ausgezeichneten Männer heiſſen mag, die der Blödſinn oder die Wuth des dummen oder tollen Volks gemordet, eingekerkert, des Landes verwieſen oder gebrandmarkt hat! Wie endeten in unſerer Zeit die heldenmüthige **Roland** und ihr Gemahl, **Vergniaud**, **Malesherbes**, **Genſonne'**, **Guadet**, **Rabaut**, **Condorcet** und ſo viele Männer, die hervorragten über ihr Zeitalter durch Geiſt, Verdienſt und Tugend?

Alle ſahen auch ihren Irrthum ein, die ihren Dienſt dieſem Götzen geweihet und auf ſeine Dankbarkeit gerechnet hatten. Selbſt **Barbaroux**, einer der ausgezeichnetſten Männer der Gironde, der zu dem 10. Auguſt, welcher den wankenden Thron von Frankreich ſtürzte, mehr als irgend einer mitgewirkt, dieſer feurige Republikaner, ſchrieb am Ziele ſeiner Laufbahn, das er in einem Alter von ſieben und zwanzig Jahren durch einen gewaltſamen Tod fand, folgende väterliche Ermahnung für ſeinen Sohn. »Gelangſt du je wieder zu dem Beſitze des Gütchens, des Erbtheils meiner Väter, deſſen man mich beraubt hat, dann baue es mit eigener Hand; nur da iſt das Glück zu finden. Das Volk verdient nicht, daß man ſich ihm ergiebt; denn es iſt undankbar. Ich habe die Franzoſen geſehen, geſtern voll Gefühl, heute das Blut der rechtlichſten Männer trinken. Wir müſſen unſers Gleichen durch das Beiſpiel unſrer Tugenden dienen; wenn ſie leiden, dann muß man ihnen zu helfen ſuchen. Aber ein ſittenloſes Volk zur Freiheit führen wollen, ein Volk, das Gott läſtert und Marat anbetet, das iſt die abgeſchmackteſte aller Thorheiten. Dieſer Pöbel iſt ſo wenig für eine philoſophiſche Regierung gemacht, als die neapolitaniſchen Lazzaroni und die Antropophagen im Amerika. Baue der Freiheit einen Altar in deinem Hauſe, ſey ein ehrlicher Mann, pflüge das Feld, das dich nährt und beſchäftige dich ein wenig mit den Wiſſenſchaften, die dich zu Gott erheben. Das iſt meine ganze Lehre, mein Sohn! Lebſt du noch, dann empfange die zärtliche Umarmung deines Vaters.«

Der Schmerz, ſagt ihr, iſt ungerecht. Das iſt er; meint ihr aber, daß die Schmeicheleien des Ehrgeizes und der Habſucht der Wahrheit näher ſeyen? Das Volk hat ſeine Höflinge wie die Fürſten, und ſie vergiften die Entſchlüſſe jenes wie dieſer.

Kapitel 4.

Die Platte. — Die hohe Wurzel. — Schwalbach. — Adolphseck. — Hohenſtein. — Schlangenbad. — Deutſche und franzöſiſche Literatur und Kunſt.

Wir ruheten einen Tag in Wiesbaden aus, und ſetzten dann unſere Wanderungen durch die Umgegend fort. Den Morgen brachten wir auf der Platte zu, wo der Herzog ein ſchönes Jagdſchloß hat. Welch eine reizende Ausſicht voll Lieblichkeit und Anmuth in die von fröhlichem Leben bewegte Nähe! Das entzückte Auge ſchweiſt gegen Weſten und Süden bis an die Gebirge unter Bingen, jenſeits Kreuznach und an den Donnersberg. Mehr links erhebt ſich der weitgeſehene Melibokus, von dem in den Strahlen der Sonne der weiße Thurm in die weite Ferne glänzt. Vor dir in der Tiefe brauſen die Wälder und wogen im Sturme, wie ein erzürntes Meer. Gegen Oſten und mehr nördlich überſieht man die waldigen, romantiſchen Thäler und Höhen bei Eppſtein, und die Ruine Falkenſtein ſteigt faſt am Fuße des Altkönigs hervor. Ja, es iſt ein herrlicher Punkt, und in der Wohnung des Oberförſters findeſt du eine freundliche Aufnahme und was, nach den Anſtrengungen des Weges, die Nothdurft des Leibes fordert. Wir bedurften der Erfriſchung und ließen ſie uns ins Freie, von dem Jagdſchloſſe einige hundert Schritte öſtlich bringen, wo man auf bequemen Sitzen, unter dem Schatten dichtbelaubter Bäume, die ſchönſte Ausſicht hat.

Geſtärkt durch Speiße und Trank ſetzten wir unſern Weg auf der Höhe fort, um eine Stelle, die eiſerne Hand geheißen, aufzuſuchen, von der ich die hohe Wurzel, auch Baſilika genannt, zu finden wußte. Hier hat man eine größere Ausſicht, als ſelbſt von der Platte. Am bequemſten und ſicherſten gelangt man dahin, wenn man die Straße von Wiesbaden nach Schwalbach verfolgt, und auf der erſten Höhe hinter jenem Städtchen das Chauſſeehaus vorbei geht, das aus dem Dunkel des Waldes weit geſehen ſchimmert. Doch nein! Ich rathe nicht das Chauſſeehaus vorbeizugehen, ſondern lieber bei dem Oberförſter einzuſprechen und dich in den niedlichen Stübchen, die gar wohlgefällig nach dem Rhein und dem freundlichen Wiesbaden herabſehen, mit einem guten Trunke und ländlicher Koſt zu ſtärken. Haſt du meinen Rath, den du mir Dank wiſſen wirſt, befolgt, dann magſt du vergnügt von dannen ziehen. Merke dir nur, wo die Straße anfängt, wieder tiefer zu gehen, verlaſſe ſie und erſteige rechts den Berg, deſſen Gipfel den höchſten Punkt der Gegend bildet. Biſt du ſo glücklich dieſen zu finden, dann blicke umher. Das unermeßliche Land, das der Hundsrück, der Donnersberg, die Bergkette, die ſich hinter Neuſtadt und Landau hinaufziehet und die, ſo Heidelberg und Aſchaffenburg begrenzt, liegt in ſeiner

Pracht und Herrlichkeit vor dir. Den majeſtätiſchen Rhein und den Main verfolgſt du auf eine große Strecke in ihrem Laufe. Gegen Nordoſten ſchließen der Feldberg und der Altkönig die bezaubernde Ausſicht. Kannſt du dich davon trennen, und deinen Blick gegen Weſten und Norden richten, dann erreicht dein Auge das Ende des Landes nicht, das mit fruchtbaren Ebenen, mit Wäldern und Bergen abwechſelt; der ferne Himmel ſchließt die Ausſicht. Schade, daß ſie in einigen Jahren verwachſen ſeyn wird! So wie die jungen Bäume, die dieſe herrliche Stelle umgeben, größer werden, erheben ſie ſich zwiſchen dem Blicke des Beſchauenden und ſeinem Gegenſtande. Man ſollte daſelbſt eine Erhöhung von Erde anlegen die über den Wald hervorragt und die Ausſicht erhält. Auf dieſe Weiſe würde auch den Fremden der Punkt bezeichnet, von dem man das weite, prächtige Land überſieht. Ich habe dieſen Wunſch öfter ausgeſprochen, wie auch den, nach dem Bierſtädter Wartthurme, auf der öſtlichen Höhe von Wiesbaden, der ſchönſten Stelle in der Nähe dieſer Stadt, einen Weg zu führen, einige Bäume um den Thurm zu pflanzen und ihn ſelbſt zu einem Belvedere einzurichten. Ich hoffe, dieſer eben nicht unbeſcheidene Wunſch ſoll von Einheimiſchen und Fremden ſo oft wiederholt werden, daß er doch endlich in Erfüllung geht. Es fehlt hier keineswegs an Sinn für die Schönheiten der Natur oder an Geſchmack, am wenigſten bei denen, die auf Verſchönerung der Gegend Einfluß haben, und da die von mir vorgeſchlagene nicht koſtſpielig ſeyn kann, ſo wüßte ich nicht, was der Ausführung des Anſchlags beſonders im Wege ſtände.

Von der hohen Wurzel ſtiegen wir nach Schwalbach herab, das, wie das nahe Schlangenbad, wegen der Heilkräfte ſeines Waſſers in großem Rufe ſteht. Wer ſich darüber, und über die Schönheiten des Landes und ſeine Eigenthümlichkeiten, auf eine angenehme Weiſe belehren will, der wende ſich an den Sänger der Heilquellen des Taunus. Der Hülfsbedürftige hat die trefflichen Ärzte, die geheimen Räthe Lehr und von Fenner und die Medizinalräthe Peez und Rullmann in der Nähe. Lehr hat ſich in der Dankbarkeit eines großen Theils ſeiner Mitbürger ein Denkmal geſtiftet, das, rühmlicher und dauerhafter als von Erz, ſeinen Namen in geſegnetem Andenken erhalten wird.

Die anziehenden Geſchichten, Sagen und Legenden, den Rhein, ſein ſchönes Land, ſeine Burgen und Klöſter, ſeine Sitten und Verfaſſung in einer denkwürdigen Vorzeit betreffend, hat der biedere Vogt am fleißigſten geſammelt, am lebendigſten erzählt und am treueſten dargeſtellt. Wen das Großartige, Geheimnißvolle, Geſpenſteriſche des dämmernden Alterthums anzieht und erbauet, der vertraue ſich dieſem gemüthlichen Geſchichtsforſcher an, der die Kunſt mit der Wiſſenſchaft, die Seele mit dem Geiſte in ſchönem, ſeltenem Ebenmaas verbindet, und laſſe ſich von ihm den Rhein hinab begleiten. Auch leſe er bei dieſer Gelegenheit, was ſeine Geſchichten, Sagen und Bilder von Sonnenberg, Clarenthal und Adolphseck erzählen.

Schwalbach ſelbſt bietet, ſein köſtliches Waſſer und die Annehmlichkeiten des Kurortes, Spiel, Muſik, Tanz und geſellige Unterhaltung ausgenommen, wenig dar. Die gebirgige Umgegend iſt ziemlich nackt und nur die dichtbelaubten Gänge in der Nähe gewähren Schatten und laden zu traulichen Spaziergängen ein.

Von Schwalbach ſetzten wir unſere Exkurſion, das Thal aufwärts, nach den alten Veſten Adolphseck und Hohenſtein fort. Jene iſt unbedeutend, dieſe aber auch dem noch merkwürdig, der die verfallenen Burgen an dem Rhein und Neckar geſehen hat. Man erſtaunt über die Kühnheit, mit welcher hier Steinmaſſen auf Felſenmaſſen gethürmt ſind. Mit Grauſen fällt der erſte Blick von der Höhe der zum Theil zertrümmerten Burg, die mit ewiger, altdeutſcher Feſtigkeit, welche der Zeit trotzt, gebaut war, in das freundliche, grüne Thal. Bei Adolphseck, das hiſtoriſch wichtig iſt, beſuchen die Gäſte aus Schwalbach einen Waſſerfall als Merkwürdigkeit der Gegend. Wer den Rheinfall bei Schaffhauſen und den Sturz des Deutſchbachs und Staubbachs geſehen hat, der lächelt bei dem Geplätſcher dieſer ſpielenden Kaskade. Aber alle Größe iſt relativ, und es kommt bei dem Gefühl und Urtheil auf den Maaßſtab an, den man in ſich findet. Vielleicht ſtände ein Menſch, der den Fall von Niagara oder Guayana ſah, mit derſelben Empfindung vor den berühmten Waſſerfällen der Schweiz, mit welcher ich vor dem bei **Adolphseck** geſtanden. Den Fall von **Guayana** in Südamerika bildet, nach dem Berichte von **Don Felix de Azara**, der Strom **Parana**, welcher ſich auf eine Fläche, [illegible] Klafter tief herabſtürzt, dann enger zuſammenzieht und in einen Abgrund fällt. Sein donnerndes Brauſen hört man ſechs Meilen in der Runde. Die Felſen zittern und der ſchäumende Strom ſcheint die Erde in ihren Grundfeſten erſchüttern zu wollen.

Schlangenbad liegt einſam in dem Eingange eines dunkeln Thals verſteckt, ein gar erfriſchender Aufenthalt bei heißem Sonnenbrande. Mir ward es hier etwas eng, und ich ſehnte mich nach der freien, hellen Ausſicht nach dem Rhein und ſeinem ſchönen Lande. Unterhaltung und Zerſtreuung bietet dieſer Kurort wenig dar, weil der Beſuch deſſelben ſelten zahlreich iſt, und ſeine Lage und Umgebung mehr für vertrauliche Partieen, ſtille, geheimnißvolle Freuden und ruhige Betrachtung, als für das laute Geräuſch der Geſellſchaft und lärmende Luſt ſich eignet.

Zu meinem Verdruſſe fiel, da wir kaum zu Schlangenbad angekommen waren, ein Regen ein, der uns die Erneuerung der Sündfluth anzukündigen ſchien. Der Himmel ſoll hier faſt ſo häufig und anhaltend, wie zu Heidelberg und Königſtein, die Erde mit überflüſſigem Waſſer ſegnen. Da ſaßen wir nun in enger Haft, keinen Laut vernehmend, als den unſerer Stimme oder das eintönige Platſchen des herabſtrömenden Regenguſſes, mit den Augen kaum einen der nächſten Berge erreichend, die ſich hier ſo ängſtlich an einander drängen, als wollten ſie die ſparſamen Wohnungen, die in der Tiefe zerſtreuet liegen, erdrücken. Mit einem wilden Grimme ſah ich in das Wetter, das uns in der engen Stube wahrhaft gefangen hielt. Indeſſen mußten wir geſchehen laſſen, was wir nicht ändern konnten, und, waren wir anders klug, aus unſerer Lage jeden möglichen Vortheil zu ziehen ſuchen. Wir fiengen alſo, wie das gewöhnlich Völker und Individuen thun, zu philoſophiren an, und flüchteten uns in die Ideenwelt, da die wirkliche uns aufgegeben hatte. Wir ſprachen von Literatur, Kunſt und Bildung überhaupt, und ſtellten unſere Nationen vergleichend nebeneinander, indem jeder den Anwalt der ſeinigen machte. War ich früher überraſcht geweſen, da ich Bailly ziemlich geläufig und rein Deutſch ſprechen hörte, ſo erſtaunte ich jetzt, ihn mit den Erzeugniſſen unſerer Literatur vertraut zu ſehen. Unſere beſſern Schriftſteller kannte er alle, und nicht blos oberflächlich ihrem Namen und dem Titel ihrer Schriften nach, wie ſelbſt gar viele Deutſche, die ihre geſammte Literatur aus Zeitungen und kritiſchen Blättern ſchöpfen, ſondern er hatte geleſen und geprüft. Ich verbarg ihm über eine ſo ſeltene Erſcheinung meine Verwunderung nicht, und vernahm, daß er mehrere Jahre in Mainz gelebt und den Unterricht in dem kaiſerlichen Lizäum daſelbſt genoſſen hatte. Er benutzte, wie er ſagte, die günſtige Gelegenheit, unſre Sprache zu lernen und ſich mit unſern ausgezeichneten Schriftſtellern bekannt zu machen, was ihm ſpäter, wie er geſtand, ſelbſt im Dienſte, da er mit dem Heere nach Deutſchland kam, großen Vortheil brachte. Mainz ſchien er gut zu kennen, und er ſprach, was mich ſehr freuete, mit Achtung und Liebe von Butenſchön, Lehne und Müller. Von Reeb, ſagte er, habe er manches geleſen. — Alles, bemerkte ich, darf man von dieſem Manne leſen. Hunderte, die ihn an Berühmtheit übertreffen, erreichen ihn nicht an Gehalt. In den geachteten Häuſern Mappes, Dael und Lautern, wo er auch, wie er ſich ausdrückte, die Nachtigall Heilmann gehört, war er gern geſehen.

Da wird gar manches, bemerkte ich, ſeitdem anders geworden und der Johannistag vorüber ſeyn. Ja, ja, aus Jungen werden Leute und aus Jungfern Bräute, wie ein Sprichwort ſagt. In einem Sprichworte liegen doch manchmal große Wahrheiten.

Bailly lachte und fuhr dann fort: Moßdorff — —

Meßdorff! ſagte ich; dieſer Name allein iſt ein Kreditiv; bei ihm nimmt der gute Donnersberger mit Achtung und Dankbarkeit ſeine Mütze ab. Der Name nennt einen hochverdienten Mann von anerkannter Rechtlichkeit und großen Kenntniſſen mit langjährigen Verdienſten um das Land.

Was über deutſche und franzöſiſche Literatur und Kunſt zwiſchen uns verhandelt worden, will ich im Auszuge mittheilen. Wir haben in dieſem Geſpräche eine angenehme Unterhaltung gefunden, und ſollte das bei Anderen vielleicht der Fall nicht ſeyn, dann mag es wohl daran liegen, daß ſie nicht in Schlangenbad bei heftigem Regenwetter von der übrigen Welt rein abgeſchieden, in der dunkeln Stube eines dunkeln Hauſes, das ſelbſt in einem dunkeln Thale liegt, gefangen ſitzen.

Es dürfte der Mühe werth ſeyn, nahm ich das Wort, zu unterſuchen, in wie weit die Vorwürfe, welche Franzoſen und Deutſche ſich gegenſeitig machen, gegründet ſind. Es iſt freilich ſchwer, vermittelnd zwiſchen zwei ſich fremde Zungen zu treten. Nichts führt die Menſchen ſchneller und näher zuſammen, als dieſelbe Sprache, die in bekannten, befreundeten Tönen bekannte, befreundete Geſinnungen ankündigt. In der Sprache findet und liebt der Menſch ſein Volk, ſein Vaterland, ſeine Eltern und Verwandte, ſeine Kindheit und Jugend und ſeine Freunde, kurz alles, was ihn mit ewigen, heiligen Banden an das Leben feſſelt. Ein fremdes Idiom bezeichnet ihm einen fremden Menſchen; und wenn es wahr iſt, daß wir nur in *einer* Sprache denken und fühlen, dann müſſen wir in jeder andern, als unſerer Mutterſprache, das Eigenthümliche unſrer Gedanken und Gefühle, und die Leichtigkeit dieſelben mitzutheilen, verliehren, da wir ſie nur durch eine mühſame Überſetzung wiedergeben. Im Allgemeinen, alſo in Beziehung auf die Maſſe des Volks, iſt dies wahr, obſchon viele Menſchen mit gleicher Fertigkeit mehrere Sprachen ſprechen.

Da der Tadel aber vorzüglich die Sprache, die

Kunſt und den Geſchmack betrifft, und zwar vielleicht aus dem einzigen Grunde, weil es des Tadlers Sprache, Kunſt und Geſchmack nicht iſt, ſo wäre wohl die erſte Frage, ob überhaupt eine Einförmigkeit in dieſen Gegenſtänden nothwendig oder möglich ſey.

Die Sprache iſt der Körper, durch den die Seele der Empfindung und des Gedankens in der Sinnenwelt erſcheint. Iſt der Ausdruck unrichtig, dann läßt er auf eine unrichtige Vorſtellung bei demjenigen ſchließen, der ſich deſſelben bedient, und die Vorſtellung, die er bei andern hervorbringt, iſt es ebenfalls. Es iſt kaum ein richtiger Gedanke und ein reines Gefühl ohne eine richtige und reine Sprache möglich, und in ihr haben wir immer einen zuverläßigen Maasſtab des Kulturſtandes eines Volkes und Individuums. Eine rohe, arme Sprache kündigt uns ein rohes, armes Volk an; und in dem Reichthum, der Kraft und regelloſen Unbeſtimmtheit der Deutſchen finden wir den tief fühlenden und denkenden, aber unbeſtimmten Deutſchen ſo gut, als in der gewandten, leichtfließenden und korrekten franzöſiſchen den geſchmeidigen, feinfühlenden, beſtimmten Franzoſen. Auch in der deutſchen Sprache zeigt ſich der Kosmopolitism des Deutſchen; und ſie ſchließet ſich verträglich und freundlich an jede andre an, und eignet ſich von ihren Worten und Redensarten und von ihrer Konſtruktion zu, was ihr dient. Ich kenne keine große Anzahl deutſcher Schriftſteller, die ein ungemiſchtes, ganz reines Deutſch geſchrieben hätten. Die Sprache hat ſo wenig eine grammatikaliſche Beſtimmtheit, als der Bürger eine politiſche; und in dem Gebiete der Literatur herrſcht eine ſo bunte Polykratie, wie ehemals in den Staaten. Schiller, Wieland, Goethe, Herder, Jean Paul, Fichte, Schelling und noch viele andere, die in großem Anſehen ſtehen, würden einen literäriſchen Senat bilden, der an vielgeſtalteter Zuſammenſetzung dem weiland Regensburger Reichstag wenig nachſtände.

Mir aber ſcheint es, fiel Bailly ein, als ſehe man in Deutſchland die Schreibart eines Schriftſtellers zu ſehr als etwas Gleichgültiges an, weil der Deutſche gern dafür gilt, das Weſen einer Sache ihrer Form vorzuziehen. Er buhlt um den Ruhm der Gründlichkeit, und wird oft weitſchweifig und unverſtändlich, um nicht oberflächlich zu ſcheinen. Aber die Sprache iſt mehr, als was das Kleid dem Körper, und der Styl mehr, als Putz, den man oft männlicher vernachläßigt als ſucht. Eine richtige, beſtimmte Sprache bürgt für eine richtige und beſtimmte Art zu denken und zu fühlen. Dem Schriftſteller, der einen reichen, üppigen Gegenſtand behandelt, muß eine reiche und üppige Diktion zu Gebote ſtehen; und wenn es darum zu thun iſt, Begriffe zu berichtigen und zu entwickeln, dann muß es in einer beſtimmten, deutlichen Sprache geſchehen. Dieſe iſt das repräſentative Zeichen unſerer Gedanken und Gefühle, und um ſo vollkommner, je mehr ſie die Stelle von dem erſetzt, was ſie repräſentirt. Darum fodert, in einer gewiſſen Hinſicht, nicht nur jeder Gegenſtand, den man behandelt, eine eigne Bildung der Sprache, ſondern jeder Menſch wird ſie ſogar nach ſeiner individuellen Art zu ſehen und zu fühlen haben. Ein Rechtsgelehrter wird ſich in der Entwickelung eines ſtreitigen Rechtsfalles weder wie der Dichter ausdrücken, der die Göttin der Liebe beſingt, unter deren Füßen Blumen ſproſſen, und welche die Genien des Scherzes und der Spiele umflattern, noch wie der Redner, der das getheilte und unentſchloſſene Griechenland zur Behauptung ſeiner Freiheit gegen die Liſt und Macht des mazedoniſchen Philipps anfeuert.

Ganz recht, war meine Antwort. Wenn man nun nach Verſchiedenheit des Gegenſtandes anders ſpricht und ſchreibt; wenn die Sprache ſogar in ihrer Bildung den Karakter des Individuums an ſich trägt, das ſich derſelben bedient, dann müſſen ſich Nationen, die ſich, vermöge ihrer Organiſation, ihres Klimas, ihrer Abkunft, ihres Kulturſtandes und ihrer Beſchäftigung, in ihrer Art zu ſehen und zu fühlen noch weiter von einander entfernen, als Individuen von gleicher Bildung, um ſo mehr in der Art ſich auszudrücken unterſcheiden.

Ich glaube genug geſagt zu haben, um die Verſchiedenheit des Geſchmacks und der Schreibart zu rechtfertigen, und vielleicht ſogar ihre Nothwendigkeit zu beweiſen. Es iſt demnach eben ſo widerſinnig als anmaßend, die verſchiedenen Völker zu *einem* Glauben in dieſem Punkte, wie in manchem andern, bekehren zu wollen. Indeſſen leugne ich nicht, daß es allgemeine Regeln giebt, die für alle Sprachen, wie für alle Künſte gelten, in wie weil ſie nämlich alle eine und dieſelbe Beſtimmung haben. Die Sprache iſt ein Mittel, ſeine Gedanken und Gefühle mitzutheilen, und diejenige iſt ohne Zweifel die vollkommenſte, welche dieſe Gedanken und Gefühle am treueſten wiedergiebt, wie denn unter den Mitteln dasjenige das beſte iſt, welches am ſicherſten zu ſeinem Zwecke führt.

Stellt man, nach dieſem Grundſatze, fuhr Bailly fort, zwiſchen dem Franzoſen und Deutſchen eine unpartheiiſche Vergleichung an, dann wird man finden, daß dieſer dem Fleiße eine beſondere Achtung ſchenkt. Werke des Genies ſcheinen ihm weniger zu gelten, als die einer umfaſſenden Erudition. Was ein langes Studium oder mühſame Nachforſchungen erfordert, ſteht bei ihm in großem Anſehen. Eine umſtändliche Stadtgeſchichte, zu deren Aufklärung Bibliotheken durchwühlt und alte Handſchriften entziffert werden mußten, gilt ihm wenigſtens eben ſo viel, als eine mit philoſophiſchem Geiſte geſchriebene Überſicht der Weltgeſchichte. Poſitives Wiſſen achtet und pflegt der Deutſche; und ihm iſt keine Arbeit zu ſchwer, um die zerſtreuten Materialien, die ihm dazu dienen, zuſammen zu tragen und zu vergleichen. Darum gediehen auch in Deutſchland vorzüglich Jurisprudenz, Theologie und jene Geſchichtskenntniß, welche das Geſchehene mit gewiſſenhafter Genauigkeit prüft und ordnet. Der rein hiſtoriſche Theil iſt beinahe alles, der philoſophiſche wenig. Daher die Überladungen mit Zitaten, die ſeine umfaſſende Beleſenheit bezeugen, und nicht ſelten eine geſuchte Schwerfälligkeit, die Mancher mit Gründlichkeit zu verwechſeln geneigt iſt. Der Karakter des Deutſchen muß auch in ſeiner Literatur einige ſeiner Eigenheiten erklären. Ehrlich, wahr und fleißig unterſucht und prüft er mit der größten Mühe den gleichgültigſten Umſtand, ſelbſt wenn er für die Geſchichte ohne Intereſſe iſt, einzig aus Liebe zur Wahrheit. Einfach und aufrichtig verſchmäht er eine blühende, gefällige Schreibart, oft als ein Mittel der Täuſchung, durch das der Leſer beſtochen wird.

Der gelehrte Deutſche weiß außerordentlich viel; ſelten verſteht er, aber, was er weiß, anzuwenden, und noch ſeltener zur rechten Zeit. Das letzte halte ich indeſſen für nicht weniger weſentlich, als das erſte. Es iſt ein Vorzug und Vortheil den Menſchen zu kennen; aber es iſt nicht weniger einer, wenn man die Kenntniß des Menſchen zu ſeiner Behandlung und Leitung zu benutzen weiß. Der Deutſche beſitzt unſchätzbare Eigenſchaften; aber es fehlt ihm die Gabe ſie geltend zu machen; und während dem mancher Franzoſe den Schein einer Tugend oder eines Talents für die Wirklichkeit zu geben weiß, wird es dem Deutſchen ſchwer, die Wirklichkeit ſelbſt ſcheinbar zu machen. Die Vorzüge des Deutſchen gleichen unverarbeiteten, edlen Metallen, da der Franzoſe die ſeinigen in Münzen zum Umlauf auszuprägen weiß.

Es kann unſere Abſicht nicht ſeyn, bemerkte ich, eine Karakteriſtik der beiden Nationen zu geben, ihre Tugenden und Fehler zu zeichnen und zu vergleichen, um zu beſtimmen, welcher von ihnen der Vorzug gebühre. Verſuche dieſer Art ſind immer zwecklos und oft nachtheilig. Die Eitelkeit erzeugt ſie gewöhnlich, und ſie haben auch keine andere Wirkung, als dieſelbe zu reizen. Es iſt der lächerliche Streit um die Ehre der rechten Hand, der alte Kampf der vier Fakultäten; als wenn zwei Weſen nicht höchſt verſchieden, und jedes an ſeiner Stelle und nach ſeiner Beſtimmung doch vollkommen ſeyn könnte!

Obgleich die größte Anzahl der franzöſiſchen Kritiker mit der ganzen deutſchen Art und Kunſt höchſt unzufrieden iſt, ſo ſind ſie es doch am meiſten mit dem deutſchen Trauerſpiel. Kein gebildetes Volk wird die großen Vorzüge eines Corneille, Racine und Voltaire beſtreiten; ihre Werke werden ewig ſeyn, wenn es anders das Genie und der gute Geſchmack ſind. Die franzöſiſche Nation behauptet unter allen Nationen der Welt einen der erſten Plätze, und beinahe in allen Zweigen der Künſte und Wiſſenſchaften hat ſie Männer hervorgebracht, die mit den beſten Muſtern des Alterthums und den größten Gelehrten der ſpäteren Jahrhunderte wetteifern. Aber daraus folgt doch nicht ſo unmittelbar, daß keine Größe mehr neben der ihrigen beſtehen könne; daß die Deutſchen Barbaren ſeyn, und ihre Herabwürdigung zur Behauptung des Ruhmes der Franzoſen nöthig iſt. Ich zweifle, ob ſich Montesquieu, Corneille, Racine und Voltaire ihrer geiſtigen Verwandtſchaft mit Herder, Schiller, Goethe und Leſſing ſchämen würden.

Jedes Volk äußert ſich nach der Art, wie es empfindet. Es bildet ſich und das Leben, das wirkliche ſowohl als das ideale, in ſeinen Künſten nach. Die Ideale verſchiedener Nationen und Menſchen widerſprechen ſich ſogar oft, wie ihre Karaktere und Wünſche. Der ſinnliche Muhamedaner bevölkert ſein Paradies mit ſchönen, gefälligen Huris; der rauhe kriegeriſche Nordländer hat 540 Thore an ſein Walhalla gebauet, und durch jedes ziehen acht Helden zum Kampfe aus. Mit jedem Tage tödten ſie ſich in mörderiſchen Gefechten. Aber ſo wie die Stunde der Mahlzeit nahet, tummeln ſie ſich, vom Tode wieder auferſtanden, auf ihren ſchnaubenden Roſſen und trinken Bier aus den Schädeln ihrer erſchlagenen Feinde. Wer hat Recht? Keiner oder — alle. Die freundliche, von den Genien des Scherzes und Lächelns umflatterte Aphrodite konnte nur unter einem freundlichen, lachenden Himmel erzeugt und gebohren werden. Die Venus des Grönländers kann die des Griechen nicht ſeyn, oder er müßte, feindlich gegen ſich ſelbſt, ſeine eigne Geſtalt zertrümmern.

Wenn wir Völker, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, ſich in Tanz, Geſang, Spiel, Luſt und Schmerz verſchieden äußern ſehen, warum ſollte dieſe Freiheit ihnen nicht bei dem Gebrauche ihrer ſchönſten, freieſten Kräfte, der Imagination und Vernunft, zukommen? Wenn Nationen, wie Individuen, die verſchiedenen Lebensalter durchgehen, und in ihrer Kultur, von Stufe zu Stufe, auf- und niederſteigen, brauchen dann dieſe

Nationen, wie die Individuen, nicht ſogar in dieſen verſchiedenen Epochen ihres Lebens, verſchiedene Spiele, Übungen und Gebräuche? Die Wilden in Amerika haben ihre Schauſpiele. Können wir ſie tadeln, daß ſie die unſrigen nicht ſind? daß ſie ihre Kriegsſpiele und Waffentänze wahrſcheinlich der göttlichen Athalie von Racine vorziehen? Dann müßten wir überhaupt an ihnen tadeln, daß ſie amerikaniſche Wilden und keine Franzoſen dieſer Zeit ſind. Theſpis, der angebliche Erfinder des Trauerſpiels bei den Griechen, der ſeinen tragiſchen Apparat, der ſchauſpielluſtigen Welt zur Freude, auf einem Karren umherführete, war zu ſeiner Zeit ſo gut an ſeiner Stelle, als das heutige théâtre français an der ſeinigen iſt. Mit dieſer Behauptung meine ich es ſogar ſehr ernſtlich; denn gut, zweckmäßig iſt doch nur, was an ſeiner Stelle und zu ſeiner Zeit iſt, was es ſeyn kann und ſoll.

Wozu aber ſollen alle dieſe bekannten Bemerkungen führen? Zu einer großen, koſtbaren Wahrheit: daß Achtung vor Nationalität und Individualität dem Menſchen eine heilige Pflicht ſey. Die Anwendung dieſes Grundſatzes auf das franzöſiſche und deutſche Trauerſpiel iſt, denke ich, leicht: ſie können beide verſchieden und doch vortrefflich, jenes für Franzoſen und dieſes für Deutſche ſeyn. Vielleicht nehmen die franzöſiſchen Kunſtrichter Anſtand, die deutſche Melpomene als eine ebenbürtige Schweſter der ihrigen anzuerkennen; dann bliebe den Deutſchen freilich nichts übrig als, nach dem Wiedervergeltungsrechte, der franzöſiſchen Tragödie eine Ehre zu verſagen, welche die Franzoſen der ihrigen nicht zugeſtehen wollen.

Die meiſten deutſchen Gelehrten ſprechen von der franzöſiſchen Literatur mit Achtung, und kennen ſie. Goethe, der eine Iphigenie und einen Taſſo geſchrieben hat, ſchrieb einen Mahomed und Tancred nach Voltaire. Schiller, der große Verfaſſer von Wallenſtein, Maria Stuart, Wilhelm Tell, der Jungfrau von Orleans und Don Karlos, überſetzte die Phedre von Racine. Ein Franzoſe kann durch ganz Deutſchland reiſen, und ſich in allen gebildeten Geſellſchaften ohne Dolmetſcher unterhalten. In allen Leſezirkeln von Deutſchland findet man wenigſtens ein franzöſiſches Blatt, in jeder, auch nicht anſehnlichen, öffentlichen und Privatbibliothek franzöſiſche Werke. Es fehlt ſehr viel, daß man daſſelbe von Frankreich ſagen könnte. Der Deutſche hätte demnach doch wenigſtens das Verdienſt des guten Willens, ſich zu unterrichten; ein Verdienſt, mit welchem jeder Unterricht anfängt und erſt möglich wird.

Aber die deutſche Tragödie, und überhaupt die deutſche Literatur iſt doch die franzöſiſche nicht! So iſt es wirklich, und zwar aus dem ſehr einfachen und natürlichen Grunde, weil die Deutſchen keine Franzoſen ſind. Wenn die Art zu ſehen und zu fühlen zum Theil von dem Klima, der Organiſation und Erziehung — dieſes Wort in dem umfaſſenden Sinne des Helvetius genommen —

abhängt, dann heißt einem Volke ſeinen Geſchmack übelnehmen, ihm überhaupt übelnehmen, daß es iſt. Jedes ſey an ſeiner Stelle, was ſie ihm zu ſeyn erlaubt! Die Deutſchen entbehren den reizenden Champagner und haben keinen Racine. Aber den Johannisberger, Steinberger und Rüdesheimer pflanzen ſie auf ihrem Boden, und rühmen ſich, einen Klopſtock, Wieland, Schiller, Goethe, Leſſing und Herder erzeugt zu haben. Sollten ſie ihre Reben ausreißen, und den unglücklichen Verſuch machen, einen Burgunder oder Champagner zu erzwingen, wo ihn die Natur verſagt und reichlich erſetzt?

Wenn man auch zugeben wollte, daß die Deutſchen noch ein Jahrhundert hinter dem goldenen Jahrhunderte Ludwigs XIV. zurück wären, was — man doch mit gutem Gewiſſen nicht wohl kann — wozu diente es, daß die franzöſiſchen Kritiker ihren ganzen literäriſchen Reichthum vor ihnen auskramen, wenn ſie keinen empfänglichen Sinn für alle dieſe Schätze finden? Ich will ſogar die Bemerkung übergehen, daß die goldenen Zeiten der Künſte und Wiſſenſchaften, die geprieſenen Jahrhunderte Auguſts und Ludwigs XIV., eiſerne für die Völker waren, und den Werth und die Verdienſte der großen Männer, die ſie erzeugten, und die nicht immer auch große Menſchen ſind, würdigen, wie ſie es verdienen, müſſen wir denn durchaus eine herrſchende Kirche haben, außer der es kein Heil mehr giebt? Der deutſche Geſchmack iſt, ſo wie auch der engliſche, der franzöſiſche nicht. Deſto ſchlimmer! kann ein galliſcher Kunſtrichter ſagen. Deſto beſſer! kann der Deutſche erwiedern; und beide haben auf gleiche Weiſe Recht. Dieſer kann mit jenem Spartaner, dem ein Fremder von den mannichfaltigen Leckerbiſſen ſeines Landes eine prahlende Beſchreibung machte, antworten: »Ich kenne deine Genüſſe, aber du kennſt die meinigen nicht.« Kein gaſtronomiſcher oder äſthetiſcher Koch hat das Recht, Jemand eine Speiſe aufzudringen, die nicht nach ſeinem Geſchmacke iſt. Kein Schneider kann ihn in einen Rock ſtecken, von dem er glaubt, er ſey ihm nicht nach ſeinem Leibe. Der Menſch iſt ohne dies als ein mittelmäßiges Original beſſer, als die beſte Kopie, und keiner iſt verdammt der Affe des andern zu ſeyn, wenn er ſich nicht ſelbſt, in dem Gefühle ſeiner eignen Richtigkeit, dazu verdammen muß und mag.

Indeſſen, fiel Bailly ein, ſind die Deutſchen im Allgemeinen gegen die Franzoſen und ihre Literatur auch nicht ganz gerecht, oft nicht gerechter, als es die Franzoſen gegen ſie ſind. Leſſing ſpricht dem großen Corneille Genie ab, und nennt ihn ſogar einen Stümper. Das iſt doch wirklich ſo ſtark, daß vielleicht nie ein franzöſiſcher Kunſtrichter etwas ſtärkeres gegen einen Deutſchen geſagt hat. Wie konnte ſich der große Leſſing gegen den Vater des Cinna und Cid ein ſolches Urtheil erlauben? Durch eine kleinliche Schwäche verleitet, durch welche die größten Menſchen, die der ganzen Menſchheit und allen Jahrtauſenden angehören ſollten, oft zu Menſchen ihres Volks und ihres Zeitalters herabſinken: durch Nationalvorurtheile und die Vorurtheile ihres Jahrhunderts. So hat die Eitelkeit, in der Nähe Lobredner zu finden, und den Beifall der Gegenwart zu verdienen, ſchon mancher großen Kraft ein kurzes Ziel geſteckt, und ſie in einen engen Wirkungskreis gebannt. Wer ſich über ſeine Zeit erheben will, darf ihren Tadel nicht fürchten; denn der Menſch, der nur der Gewohnheit folgt, wird auch nur Gewöhnliches thun.

Schiller, größer und darum auch gerechter als Leſſing, erkannte die Vorzüge der franzöſiſchen Tragödie an, ohne ihre Fehler, die es nämlich nach ſeiner Meinung waren, zu überſehen. Was er tadelt, ſteht größtentheils mit dem franzöſiſchen Karakter in Verbindung; und ſo tadelt er oft als Deutſcher, was er als Franzoſe billigen würde. Indeſſen zeugen ſeine Bemerkungen von einer tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens und einer großen Seele, welche alle konventionelle Mittel ſich geltend zu machen, in ſeinen Helden und überhaupt in dem Trauerſpiele verſchmäht, wie er ſie in ſeinem Leben verſchmähete.

Was die Deutſchen beſonders, und vielleicht mit Recht, zum Gegenſtande des bittern Spottes der Franzoſen macht, iſt der ewige Wechſel ihrer wiſſenſchaftlichen Syſteme, die auf deutſchem Boden wie Schwämme aufſchießen, und an raſcher Wandelbarkeit die Moden der Pariſer Damen übertreffen. Wie viele Schulen hat das Volk nicht ausgebrütet, die alle den Stein der Weiſen, die unfehlbaren Grundlagen alles menſchlichen Wiſſens, gefunden haben wollten? die wie die egyptiſchen und indiſchen Prieſter, als eine geſchloſſene Kaſte, im ausſchließlichen Beſitze der Wahrheit zu ſeyn vorgaben? die an die Stelle einer reinen, verſtändlichen Sprache ein gelehrtes Rothwälſch ſetzten, durch deſſen Zauberformeln, in denen nur ein von den Adepten zu faſſender Sinn lag, dieſe den Geiſt der Weisheit und Wahrheit zu beſchwören die Macht hatten? Das Ausland konnte den Schwindelgeiſt und die Raſerei eines großen Theils einer ſonſt ſo nüchternen und beſonnenen Nation nicht begreifen, der ſich in dem ſinnloſen Wortkram der Scholaſtik wieder zu gefallen ſchien. Ich leugne keinesweges, daß ſich an der Spitze der Schulen, und ſelbſt in ihnen einige Männer von Geiſt und Scharfſinn befanden; aber ich zweifle, ob ſie der Schule verdankten, was ſie waren. Die Weisheit iſt mit Recht verdächtig, die einer eignen Sprache bedarf, um ſich ihren Lieblingen zu offenbaren. Die Sprache der Wahrheit iſt einfach, wie ſie ſelbſt. Wer ſie in den Kombinationen einer beſondern Terminologie zu finden glaubt, den ſucht ſie in dem Worte und nicht im Geiſt.

Wie es viele Deutſche giebt, erwiederte ich, die in dieſem Punkte nicht Recht haben, ſo finden wir auf der andern Seite gewiß auch nicht wenigere Franzoſen, die Unrecht haben. Sind Sie noch keinen aufgeſtoßen, die, wie die Chineſen glauben, ihr Staat liege im Mittelpunkte der Welt, und alle andere dienten ihm, wie Splitter einem großen Diamante, nur zur verſchönernden Faſſung? die meinen, der Schöpfer habe die große

Nation und das ſchöne Reich in den ſechs Schöpfungstagen zu Stande gebracht, und die übrige Welt nur als eine Zugabe, als eine Art von hors d'oeuvre beigefügt, und Gott der Herr habe mit Adam und Eva im Paradieſe franzöſiſch geſprochen? Nach ihnen läßt ſich in keiner andern Sprache etwas Vernünftiges ſagen, und der bon sens und die belles lettres ſind ſonſt nirgends, als bei ihnen, und am wenigſten im Norden, der nach ihrer Geographie ſchon jenſeits des Rheins anfängt, zu Hauſe. Das ſind Albernheiten des franzöſiſchen vornehmen und gemeinen Pöbels, die der deutſche vornehme und gemeine Pöbel durch ſeinen blinden Haß gegen alles, was er durch die Benennung welſch zu entehren glaubt, wett macht. Dieſer giebt ſich das Anſehen, an die mannichfaltigen Verbeſſerungen in Frankreich und an die Wunder ſeiner Waffen nicht zu glauben, oder hofft doch wenigſtens, das ſchon lange verroſtete Schwert Hermanns herausgraben zu ſehen, um damit die alte Ordnung der Dinge, den alten germaniſchen Kriegsruhm, und, wenn Gott will, die Reichsverfaſſung wieder zu erobern. Ich denke, man kann ſeinen Salat mit mehr Eſſig als Baumöl genießen, ohne eine tête carrée oder bête d'allemand, oder mehr Baumöl als Eſſig nehmen, ohne ein Windbeutel von Franzoſe zu ſeyn.

Der Streit über den Vorzug der Literatur und Kunſt eines Volks vor der des andern beweiſet darum oft gar nichts, als die Beſchränktheit derjenigen, die ſich zu Sachwaltern ihrer reſpektiven Nationen berufen glauben. Es iſt der Streit über den beſten äußern Gottesdienſt, nur in einer andern Geſtalt, aber eben ſo zwecklos und unbeſcheiden. Der äußeren Religion muß, wie der Literatur und Kunſt, etwas Höheres zum Grunde liegen, ein Geiſt inwohnen, der ſich durch die angenommene Form verkörpert. Dieſe Form muß ſo wenig allenthalben dieſelbe ſeyn, da es ja der Geiſt und das Gefühl des Menſchen nicht immer ſind, daß vielmehr jedes Volk, inſofern es ein eignes Volk bildet, ſeine beſondere Form haben und erhalten ſoll, wenn es nicht durch die Annahme einer fremden zum geiſtloſen Anbeten herabſinken will. Ich glaube ſogar, daß eine der vorzüglichſten Urſachen, welche zur ſchönen Entwickelung des Geiſtes der Griechen ſo vortheilhaft zuſammenwirkten, der Umſtand war, daß dies einzige Volk keine Muſter zum Nachahmen hatte. Durch die Verwiſchung aller Nationalität im Ganzen, wie aller Individualität im Einzelnen, wird der geiſtige Menſch eine ſeelenloſe Mumie. Ich kenne nichts Nachtheiligeres und Lächerlicheres zugleich, als den Götzendienſt der gehaltloſen Form und die ſklaviſche Unterwerfung unter den todten Buchſtaben.

Jedes Volk bildet ſich, wie geſagt, nach ſeinen Lokalbedürfniſſen, nach dem Einfluſſe ſeines Klimas, der Natur und Fruchtbarkeit ſeines Bodens und nach ſeinem Stammkarakter, ſeine Sprache, Lebensweiſe, Kunſt und überhaupt die ganze Art ſeines Seyns. Der Menſch, welcher anders fühlt und ſieht, muß ſich auch anders ausdrücken. Die Natur zeigt uns in allen ihren Werken die reichſte Mannichfaltigkeit. Keine zwei Weſen gleichen ſich in der ſeelen- und willenloſen Schöpfung; und der freie Menſch, das vielſeitige Weſen, das allein die Mannichfaltigkeit einer Welt in ſich trägt, ſollte gewaltthätig in eine Form eingepreßt werden, um ſeinem Bruder zu gleichen! Welcher Nation gehörte dann dieſes Münz- und Stempelrecht, die übrigen mit ihrem Bildniſſe auszuprägen und in Kurs zu ſetzen? Der ſtärkeren, oder keiner. Jedes Volk hat ſeine eigene Lebensweiſe, ſeine Sprache und Kultur, wenn es ein eigenes, unabhängiges Volk blieb; und es muß ſeinem eigenthümlichen Karakter, ſeinen Sitten und Gebräuchen, und überhaupt dem, was es zu dieſem beſondern Volke macht, getreu bleiben, oder auf den Namen und Rang eines eignen Volkes Verzicht thun. Was hob die Griechen und Römer, dieſe klaſſiſchen Völker der Weltgeſchichte, ſo hoch über die andern Nationen der Erde, als das ſtolze Selbſtgefühl, daß ſie mehr werth ſeyen, als die Barbaren? und durch dieſes Gefühl der Nationalität, das jede Nation beſeelt und beſeelen muß, wurde das Größte unternommen und vollbracht.

Vollkommen nennen wir, was ſeiner Natur nach und an ſeiner Stelle iſt, was es ſeyn ſoll und kann; und ſo giebt es ohne Mannichfaltigkeit keine Vollkommenheit. Die große, reiche Natur iſt mannichfaltig, und nur der kleine, arme Menſch einſeitig. Freiheit herrſcht im unendlichen All, der Despotism nur in der Bruſt des beſchränkten Sterblichen. Allenthalben bringen der Beden und Himmel hervor, was ſie hervorbringen können und darum ſollen. So wirke und ſchaffe auch der Menſch in geſetzlicher Freiheit, was er allenthalben für das Beſte erkennt. Der alte Römer war ſo gut an ſeiner Stelle als der Egyptier, Lykurg wie Penn, und Sophokles wie Racine, und der Deutſche iſt es ſo gut wie der Franzoſe. Der Berg, der Zedern trägt, iſt nicht beſſer, als der, auf dem wir Eichen fällen. Allenthalben ſoll gedeihen, was gedeihen kann. Pflanze jeder bei ſich, was ſein Boden hervorbringt, und tauſche die Gaben, welche Natur oder Kunſt ihm ſchenken, freundlich gegen die eines andern Himmels aus, und ſo wird ſelbſt unſere Armuth eine Quelle des Reichthums werden. Wollen wir das nicht? Gut, dann bleibe jeder eigenſinnig bei ſeinem Boden und deſſen Erzeugniſſen, und laſſe Gottes Welt an dem Markſteine ſeines Landes wenden!

So iſt es, fiel Bailly herzlich ein. Vollkommen einverſtanden! Durch einen freundlichen Verkehr tauſchen Völker und Menſchen die Erzeugniſſe ihres Bodens und ihrer Induſtrie gegen einander aus, und der Überfluß des einen befriedigt ein Bedürfniß des andern. Wie Handel und Gewerbfleiß, ſo hat ſich auch Kunſt und Wiſſenſchaft über die Erde verbreitet; und wenn jedes Volk ſich hätte auf das einſchränken wollen, was es in ſeiner Heimath ſelbſt erfand, dann würden Kultur und Ziviliſation unbedeutende Fortſchritte gemacht haben. Die Römer giengen bei den Griechen in die Schule, die ſelbſt einen Theil ihrer Weisheit aus dem Oriente und Egypten gewonnen hatten. An dem Funken der erloſchenen Flamme des Genius des Alterthums, den griechiſche Flüchtlinge von Konſtantinopel nach Italien brachten, entzündete ſich das freundliche Licht, welches ſich über das Abendland verbreitet hat. Die Schiffe, welche uns Zucker, Kaffee, Farbeholz und Thee aus fernen Gegenden bringen, und dieſen wieder unſre Erzeugniſſe zuführen, unterhalten auch den geiſtigen Verkehr, und führen Entdeckungen, Werke der Kunſt und des gelehrten Fleißes, Sitten, Gebräuche und Geſetze von einem Lande zum andern.

Unſre geiſtige Kultur, was den Menſchen aufklärt und veredelt, ihn dem Ziele ſeiner Beſtimmung näher bringt, iſt ein Gemeingut des ganzen menſchlichen Geſchlechts, das ſich in dem Verhältniſſe vermehrt, als die ſich vervielfältigen, welche Theil an ihm nehmen. Kein Volk darf ſich ſchämen, ſich den Vorrath eines andern anzueignen, ihn zu ſeinem Beſten zu gebrauchen, und wohl erhalten, oder, wenn es möglich iſt, vermehrt, fortzupflanzen. Die höchſte Beſtimmung des Menſchen, Humanität, das Wort in ſeiner erhabenen Bedeutung genommen, iſt das heilige Feuer, welches das Genie durch ſeine Werke, die edlen Menſchen durch Wort und That erhalten und verbreiten. Es leuchtet nicht ausſchließlich einem Lande oder Volke, ſondern findet ſich, ſo weit es Menſchen giebt, wiewohl in verſchiedener Geſtalt, nach Verſchiedenheit der Einwirkung des Klimas, der Lebensart, des politiſchen Zuſtandes, als Funke oder

Flamme; und jene groſſen, privilegirten Seelen, die über die Vorurtheile und Schwächen ihrer Zeit erhaben, der Ewigkeit und der Menſchheit ſo gut als der Gegenwart und ihrem Volke angehören, ſind die Veſtalen, die Prieſter dieſes heiligen Dienſtes: Lykurg, Epaminondas und Morus, wie Homer, Pythagoras und Montesquieu.

Freiheit alſo, und das Gute, Rechte und Schöne immer und allenthalben, wo es ſich auch findet, ſey es einheimiſch oder fremd, alt oder neu! Und wie wir die Werke des Geiſtes nach ihrem inneren Gehalte würdigen, ſo verfahren wir mit dem Menſchen. Sie, als Deutſcher, können unſern Montesquieu mehr lieben, als Ihren Moſer, und ich ziehe Ihren Schiller unſerm Crebillon vor. So lege ich, ein Franzoſe durch Geburt und Geſinnung, die Hand des Freundes in eine deutſche und faſſe ſie mit der aufrichtigen Achtung und Liebe, wie ich je die eines theuern Landsmannes gefaßt. — Er legte bei dieſen Worten ſeine Hand in die meinige, und wir denken den ſchönen Augenblick nicht zu vergeſſen.

Kapitel 5.

Eugen. — Werthheim. — Johanne Thalburg.

Ich bin in Mainz und bei meinem Eugen. Wer beſchreibt die Freude des Wiederſehens? Wer verſteht ſie, hat er nicht einen Freund, deſſen Leben mit dem ſeinigen zuſammengewachſen iſt, daß ſie nur ein Leben bilden? Der ſtolze, kräftige Eugen, wie ſehr hat er ſich verändert! In dieſem ſchönen, offnen Herzen gab es ſonſt keine verborgene Falte für mich. Bei einem gemeinſchaftlichen Leben waren unſre Gedanken und Gefühle, unſre Wünſche und unſer Vergnügen gemeinſchaftlich geworden. Jetzt kam es mir manchmal vor, als wünſche er meine Geſellſchaft weniger. Sein Blick vermied den meinigen, wenn ich ihn in ſich verſunken überraſchte und ſein düſteres Auge ſuchte, um aus ihm den Grund einer ſo ungewöhnlichen Stimmung zu errathen. Da er ſich vor mir zu verbergen ſchien, ſo wollte ich ihm nicht unbeſcheiden ein Geheimniß zu entlocken ſuchen, das auf ſeinem Herzen laſtet. Ich fühlte dieſen Wechſel ſchmerzlich, aber ſchwieg. War er noch derſelbe, dann mußte er ja wieder zurückkehren, der erſte Freund zu ſeinem erſten Freunde; hatte er aufgehört zu ſeyn, was er mir war, dann hatte ich ihn ohne dies verlohren. Ihn verliehren!

Nein, das konnte ich nicht. Wie hätte ich leben können ohne den Menſchen, der meinem Leben ſonſt ſeinen ſchönſten Werth und ſeine reichſten Genüſſe gab?

Er war nicht mehr derſelbe, doch mir war er es noch. Ich beſuchte ihn an einem Morgen zur ungewöhnlichen Stunde. Da ich ſein Zimmer öffnete, lag er am Fenſter, das gegen den Rhein hinabſieht. Er hatte mich nicht bemerkt, und ich ſchlich mich ihm leiſe näher, hielt ihm rückwärts die beiden Hände vor die Augen, und rief ſcherzend: Rathe, wer! Ich fühlte, daß meine Hände feucht waren, und zog ſie erſchrocken zurück. Schweigend kehrte er ſich gegen mich. Noch glänzten Thränen in ſeinen Augen.

Eugen! ſagte ich bewegt und ſah ihm ins ruhige, duldende Angeſicht. Er öffnete die Arme, und ich ſank an ſeine Bruſt.

Du biſt unglücklich, fragte ich, und dein Emil darf es nicht wiſſen? Eugen, was iſt aus dir, was iſt aus uns geworden?

»Ja, war ſeine Antwort, dieſe Bruſt blutet an einer Wunde, die ſie mit Schmerz und Seligkeit erfüllt. Es iſt mir, als ſtehe ich an einem Abgrund, und kann mich von ihm nicht entfernen; ich weiß, daß eine verderbliche Leidenſchaft in dieſem Herzen wüthet, und kann es nicht losreißen von ihrem Gegenſtande. Und wenn ich könnte, würde ich es wollen? Der frühe Morgen findet mich in dem Gedanken an ſie; in dem Gedanken an ſie verläßt mich der ſpäte Abend. An dem Tage, wo ich ſie nicht ſah, leuchtete mir keine Sonne am Himmel Es giebt für mich keine Freude mehr ohne ſie; und dieſe grenzenloſe Liebe, die meine Seele allmachtig beherrſcht, die mir die Erde zum Himmel umſchaffen könnte? —

Und dieſe Liebe?

»Die Welt wird ſie eine unerlaubte nennen.

Ich verſtehe dich nicht.

»Ich liebe Mathilde. —

Wie! Die Braut Werthheims! die Braut deines Freundes?

»So iſts. Aber du hätteſt Unrecht, mich für leichſinnig oder ſtrafbar zu halten. Ich habe gekämpft. Die Sonne gieng über mir auf und nieder; die Jahrszeiten wechſelten um mich; ich ſah die Bäume ſich mit Blüten ſchmücken und mit Früchten beladen; der Frühling rief Leben und Freude über die Natur; der Sommer ſchüttelte ſeine Schätze in ihren Schoos; der Herbſt breitete ſeinen Reichthum um mich aus, und der Winter trug die erſtorbene Natur zu Grabe; aber mitten in dem Wechſel, der neue Geſtalten an mir vorüberführte, der alles um mich verwandelte, blieb dies Gefühl, dieſe Liebe für Mathilde unwandelbar. Ihr Bild ſprach mich aus der freundlichen, ſternehellen Nacht, wie aus der aufgehenden Sonne an. Ich ſuchte ſie in dem ſtillen Schatten meiner einſamen Spaziergänge. Ich drückte ſie, wenn der Sturm um mich wüthete, das Bild des Zuſtandes meiner Seele, an meine Bruſt. Der Gedanke an ſie belebte die erſtorbene Natur im Winter, und verſchönerte die neugebohrne Welt im Frühling.

»Wenn du wüßteſt, was ich litt, was mich dieſer Kampf gekoſtet hat! — Sollte ich das angebetete Bild aus meinem blutenden Herzen reißen, ihr entſagen, ſchweigen und dulden?

»Aus meinem Herzen reißen, dieſes theure Bild! Nein! das vermag ich nicht. Es kann nur in dieſem Herzen mit ihm ſterben. Aber entſagen könnte ich ihr, und jeder Hoffnung auf ihren Beſitz, und ſo auf meinen Himmel verzichten und alle Anſprüche auf dies Leben vernichten.

Aber du bliebeſt tugendhaft, bemerkte ich.

»Tugendhaft! Emil, tugendhaft! rief er faſt mit Hohn. Was iſt dieſe Tugend? Ein trügeriſches Schattenbild, das der ſchlaue Eigennutz zum Schrecken der Beraubten erfand. Dem Mächtigen gehört der Genuß, den Schwachen findet man mit der Tugend ab. Auch ich kenne die Tugend, und nie wird ſie mein Herz verleugnen. Aber dieſe Tugend iſt wohlthätig wie die Gottheit, deren Bild ich in ihr ſehe. Welche Tugend kann das Glück meines Lebens zum Opfer fordern, darf mir gebieten aufzugeben, was ich unendlich liebe? Was den Menſchen beglückt, kommt allein vom Himmel, das Elend iſt eine Geburt der Hölle.

»Doch muß ich ihr entſagen, wenn ſie es will, oder dieſe Liebe ſie unglücklich macht. Sie iſt die Verlobte eines Andern; ſie kann ihn lieben, und dann will ich nicht feindſelig zwiſchen ihre Liebe treten. Hat ſie ihn aus Pflicht gewählt, dann will ich ihr den Kampf mit einer harten Pflicht nicht erſchweren. Wäre der Bund geſchloſſen zwiſchen unſren Seelen; machte ich ihr Glück wie ſie das meinige machen würde, o, bei Gott! keine menſchliche Gewalt würde ſie mir entreißen!«

In dieſem geſpannten Zuſtande mußte auch der geringſte Widerſpruch meinen Eugen reizen. Ich kannte ihn zu gut, als daß ich auf Rechnung ſeines Herzens hätte ſchreiben ſollen, was die Verirrung ſeiner Leidenſchaft aus ihm ſprach. Die Entdeckung, welche ich ſo eben gemacht, erfüllte mich mit Beſorgniſſen. Mathilde war die Braut Wertheims, und Wertheim mein und Eugens Freund.

Wertheim hatten Geſchäfte beinahe ein halbes Jahr entfernt, und er war vor wenigen Tagen wieder in ſeiner Vaterſtadt eingetroffen. Wahrſcheinlich hatte ſeine Ankunft die Leidenſchaft Eugens durch die nahe Ausſicht auf ſeinen Verluſt geweckt. Er konnte in ſeinem Freunde nur ſeinen Nebenbuhler ſehen. Indeſſen waren ihre Verhältniſſe bis jetzt noch freundſchaftlich geblieben. Wertheim ſchätzte Eugen, den er ſeit Jahren kannte. Ihrer Freundſchaft, die mehr das Werk zufälliger Verhältniſſe und der Gewohnheit eines langen Umganges, als der Übereinſtimmung ihres Karakters war, ſchienen indeſſen dieſe Umſtände keine Dauer zu verſprechen.

Wertheim iſt ein Mann von Welt, liebenswürdig und zuvorkommend. Seine Eigenſchaften ſind mehr glänzend als gediegen. Der Schein gilt ihm oft für die Sache; und obgleich man nicht ſagen kann, er ſey im ſtrengſten Sinne tugendhaft, ſo übt er doch alle Tugenden des geſelligen und bürgerlichen Lebens. Er iſt wahr, weniger aus Liebe zur Wahrheit, als aus einem gewiſſen Gefühle des Schicklichen, das ihn beſtimmt, ſich ſelbſt nie zu widerſprechen. In den meiſten Geſchäften hat er eine große Gewandtheit, und nicht leicht mißlingt ihm ein Entwurf, weil er die Schwäche eines jeden Menſchen ſchnell zu finden und geſchickt zu benutzen weiß. Er liebt das Leben und ſeine Genüſſe, iſt mehr eitel als ſtolz und findet die Ehre nicht ſowohl in dem Gefühle ſeines Werthes, als in der öffentlichen Auszeichnung. Übrigens iſt er reich, ſanft, wohlthätig, nachſichtig gegen Andre, von denen er für ſich ein Gleiches fordert.

Mit ſolchen Eigenſchaften mußte er Glück in der Welt machen. Die Welt hatte ihn gebildet; in dem lärmenden Geräuſche der Welt fand er ſeinen ihm angemeſſenen Wirkungskreis. Er war allenthalben gern geſehen, und beſonders der Liebling der Frauen.

Dieſem Manne biſt du beſtimmt, herrliche Mathilde, werth der Liebe meines Eugens! Sollteſt du der Preis des Würdigſten ſeyn, dann gehörteſt du ihm an, und nur ihm. Das Schickſal hat es anders gewollt. Der Beſte ward dir nicht, aber der Beſſre; auch Wertheim wird dich glücklich machen. Wer verdiente es mehr zu ſeyn als du?

Die Verbindung zwiſchen Mathilde und Wertheim war beſonders das Werk ihrer Tante, einer eiteln, geizigen Frau. Das Mädchen, deſſen Herz frei war, und noch keine andre Eigenſchaften an einem Manne zu unterſcheiden wußte, als die in der Geſellſchaft Kurs haben, konnte dem nicht leicht den Vorzug verſagen, deſſen Vorzüge die Welt ſo einſtimmig pries. Der allenthalben fetirte und reiche Wertheim war für die Tante eine zu lockende Beute, als daß ſie nicht geſucht hätte, ſich derſelben zu verſichern.

Da er im Begriffe war, in Familienangelegenheiten eine weite Reiſe zu machen, ſo traf man die nöthigen Masregeln, um die Verbindung zwiſchen ihm und Mathilde vorläufig zu ſichern. So wurde ſie ſeine Verlobte. Eugen war, da dies vergieng, auf dem Lande. In welchem Verhältniſſe er mit Mathilde ſtand, weiß ich nicht, aber gewiß iſt, daß er ſie öfters geſehen hatte; und ich vermuthe, daß der Keim ſeiner Leidenſchaft ſchon damals in ſeiner Seele lag. Der aufmerkſamen Tante mag dieſe Bemerkung nicht entgangen ſeyn, und wahrſcheinlich hatte ſie aus dieſem Grunde die Verlobung ihrer Nichte beſchleunigt.

Ich befand mich in einer eben nicht beneidenswerthen Lage. So verwickelt mir übrigens der Gegenſtand bei dem erſten Anblick ſchien, ſo glaubte ich doch wenigſtens ſo viel deutlich zu erkennen, daß es weſentlich darauf ankomme, wie Mathilde die Liebe Eugens aufnehmen würde, wenn er ſie bekannt damit machte, oder wie ſie dieſelbe aufgenommen hatte, wenn ſie ſchon davon unterrichtet war. Ich mußte alſo jede Gelegenheit benutzen, um über dieſe Frage eine befriedigende Antwort zu erhalten.

Wie gern gönnte ich deinem ſchönen Herzen dieſe ſchöne Liebe! Unſer kurzes Leben hat kaum eine Freude als dieſen Morgentraum der Jugend, der die dürftige Welt zum freundlichen, reichen Paradieſe umgeſtaltet. Nur wenige ſelige Minuten zählt der glückliche Menſch in dieſem flüchtigen Daſeyn, wenn er im ſüßen Rauſche der Liebe ein geliebtes Weſen an ſein Herz drückt, und den Himmel in ſeinem liebetrunkenen Blicke findet. Wie gern gönnte ich deinem ſchönen Herzen dieſe ſchöne Liebe, wenn ſie ſich mit deiner Pflicht vertrüge!

In der Geſellſchaft der Tante und ihrer vertrautern Umgebung ſah ich ein intereſſantes Weib, Johanne Thalburg. Dieſe Johanne iſt eine junge, reiche Witwe von herrlicher Bildung, groß, ſchön, verwegen und ſchlau. Wie ſie iſt, dachte ich mir immer Kleopatra, die große Geliebte des großen Cäſar. Die Welt der Männer liegt zu ihren Füßen, und ſie ſcheint es nur zu ſehen, um es luſtig zu finden.

Johanne und Mathilde gaben mir Stoff zu manchen Betrachtungen. Johanne iſt ſchöner, ſchlanker, gewandter; und man darf ſie nur ſehen, um ihr ohne Bedenken den Apfel des Paris als den Preis ihrer ſiegenden Schönheit zu ertheilen. Den reizenden Körper voll Ebenmas belebt eine feurige Seele. Auf dem hohen, blendenden Halſe thront ein herrlicher Kopf voll Kraft und Ausdruck.

In den großen ſchwarzen Augen glüht die rege Leidenſchaft des ſüdlichen Himmels. Ihr erſter Anblick erregt Bewunderung. Aber ſie ſcheint mir das Schickſal von allem, was glänzt, zu haben. Man gewinnt Zeit, ſich von ſeinem erſten Erſtaunen zu erholen, und rächt ſich für das demüthigende Gefühl, das jede überlegene Eigenſchaft erregt, durch eine gewiſſe boshafte Bereitwilligkeit, die Schwächen, welche man zu entdecken Gelegenheit hat, zu zergliedern und zu vergrößern. Auch iſt der Triumph der höchſten körperlichen Schönheit nur vorübergehend, wenn der Körper ſelbſt nicht der Spiegel eines ſchönen Gemüthes iſt. Warum kehrt der unbefriedigte Blick immer von der ſtolzen Johanne zu der beſcheidenen Mathilde zurück, und ruht mit Wohlgefallen auf dieſer ſtillen, heiligen Geſtalt? Aus dem klaren, freundlichen Auge ſpricht die Unſchuld eines reinen Herzens und einer ſchönen Seele. Über dieſe zarte Lippe wagt ſich kein unbeſcheidener Wunſch. Die anſpruchloſen Reize, die ſich vor lüſternen Blicken geſchämig zu verbergen ſuchen, gebieten Achtung für die Unſchuld. Sieh in dieſen Blick! Der Himmel einer ewigen Liebe glänzt dem Glücklichen aus ihm entgegen, der ihn zu verdienen weiß!

Man iſt nicht lange in Geſellſchaft von Damen, ohne auf das unerſchöpfliche Kapitel der Mode geführt zu werden. Ich machte dieſe Bemerkung, und fragte Johanne neckend, ob dieſer einzige Umſtand, daß nicht einmal eine Geſellſchaft von zwei Frauen möglich ſey, ohne eine Darſtellung der Lage der Mode herbeizuführen, nicht die ewige Klage der Männer über die Eitelkeit des ſchönen Geſchlechts hinlänglich rechtfertige?

Ihr Männer, erwiederte Johanne, ſeyd höchſt unbillig. Ihr gebraucht das Recht der Stärke auf eine nicht gar großmüthige Weiſe. Nachdem ihr gewaltthätig alles an euch geriſſen, was das geſellſchaftliche und bürgerliche Leben Großes und Ausgezeichnetes hat; da ihr die Kanzeln, Lehr- und Gerichtsſtühle beſetzt, Krieg und Frieden ſchließt und uns zum einförmigen, zurückgezogenen häuslichen Leben verdammt, unſren Wirkungskreis in den engen Raum von einigen Zimmern einſchließt, uns keine höhere Beſtimmung laßt, als die, euch zu gefallen, nehmt ihr es uns noch übel, daß wir uns eurem herriſchen Gebote gehorſam unterwerfen, und uns in dieſem engen Kreis bewegen. Seid ihr vielleicht weniger eitel, wenn ihr von euren gelungenen kaufmänniſchen Spekulationen, von euren literariſchen Meiſterwerken und der Unfehlbarkeit eurer politiſchen Anſichten Tage lang ſprecht, euch um ein Ordensband die Hälſe brecht und um eine günſtige Kritik den Rezenſenten den Hof macht? Ich dächte, das wären doch nur verſchiedene Arten von Eitelkeit, und die unſrige hätte vor der eurigen noch den Vorzug der guten Abſicht, weil wir doch nur den Zweck haben, unſern gebietenden Herren zu gefallen. Dieſe Bemerkung könnte euch unmöglich entgehen, wenn ihr nicht eben ſo undankbar als ungerecht wäret.

Dieſe Rechtfertigung erntete den ungetheilten Beifall des anweſenden ſchönen Geſchlechts. Der Streit wurde lebhafter. Man klagte ſich wechſelſeitig an, und vertheidigte ſich.

Der Krieg, ſprach Werthheim, den die beiden Geſchlechter gegeneinander führen, iſt höchſt unnatürlich, und noch abſcheulicher als der bürgerliche, weil er oft ein Hauskrieg wird. Da wir Männer die ſtärkeren ſind und Unrecht haben, ſo ſollten wir endlich in uns ſelbſt gehen, und unſre Unart ablegen gegen den liebenswürdigſten, ſchönſten und beſten Theil unſres Geſchlechts, der dem andern Theile die Hälfte ſeines Lebens verſüßet oder verbittert. Seitdem die erſte Mutter mit dem erſten Vater die erſte Sünde begieng, für welche die bedauernswürdige Nachkommenſchaft nun im Bußſacke ſtickt, und mit Hunger und Krieg, mit Helden und Straßenräubern, mit Genies und Narren, mit Aberglauben und Unglauben, mit Überfluß und Armuth heimgeſucht, kaſteit und gezüchtigt wird, theilen wir ſo herzlich Freude und Leid, daß der Mann nicht undankbar ſeyn ſollte gegen ſeine beſſre Hälfte — das Weib, und am wenigſten wegen der Mode, die doch zu allen Zeiten Mode war.

In der Welt iſt wirklich mehr Spaß, als ſich die ernſthaften Leute gewöhnlich vorſtellen; und das ſpaſſigſte Ding in ihr iſt, meines unmasgeblichen Erachtens, ein ſehr ernſthafter Menſch. Ich frage Sie ſelbſt, lohnt ſich es in dieſem flüchtigen, vorübereilenden Leben der Mühe, ſtreng, unmäßig ernſthaft oder gar intolerant ſeyn? Warum wollten auch wir uns noch quälen, da ſo vieles, der Schmerz, der Verluſt unſrer Geliebten, die Natur ſelbſt, die ſich oft gegen uns verſchwört, und der Tod, und tauſend und tauſend Übel uns quälen? Und gegen wen ſind wir ſo hart? gegen wen, als gegen den Menſchen, unſren Bruder, der wohl Irrthümer und Fehler hat, wie wir, aber ſelten boshaft iſt, ſo wie auch wir? Glauben Sie mir es, der Menſch iſt der beſte Menſch von der Welt!

Selbſt der ewigen Unbeſtändigkeit, bemerkte Eugen, die im Anzuge, im Putze und in den Manieren herrſcht, liegt das ewige Beſtändige — der Wunſch und die Hoffnung zu gefallen, zum Grunde. Warum wollten wir dieſe unſchuldige Koketterie tadeln, mit welcher das Weib nach der Aufmerkſamkeit und dem Beifalle des Mannes buhlt? Die wenigen Blumen, die wir unter den Dornen auf dem Pfade unſres Lebens finden, hat die Hand des Weibes ausgeſtreut. Selbſt die modiſchen Äffereien dieſes Geſchlechts, die wir oft ſo bitter an ihm rügen, ſind unſchuldig gegen die Wuth, mit der wir uns auf Schlachtfeldern, in Hörſälen und auf Kanzeln rauſen.

Wir ſehen die Menſchen ſich allenthalben in den Mitteln trennen und entzweien; aber in ihren Zwecken ſind ſie einig. Nur in den Wegen, die ſie nehmen, ſcheiden ſie von einander; das Ziel, nach dem ſie ſtreben, iſt daſſelbe. Ach! warum können wir uns wegen der kleinen Unähnlichkeiten, die uns trennen, ſo mörderiſch haſſen, und uns wegen der Gleichheit, die uns verbindet, die uns alle zu Kindern einer großen Familie macht, nicht lieben? — Warum? das fragt man ſchon ſechs tauſend Jahre.

Eugen war bewegt. Er wagte beinahe ſchüchtern die Bitte um Muſik an Mathilde und Johanne. Dieſe eilte an den Flügel, und legte ſich Don Juan vor, dieſen Himmel von Muſik mit ſeiner freundlichen, belebenden Frühlingsſonne und ſeinen flammenden Gewitterſtürmen. Unter der leichten, flüchtigen Hand ſchien bald das erzürnte Meer aufzubrauſen von wüthenden Orkanen gepeitſcht, bald der leichte Zephir das ſüße Fliſtern beglückender und beglückter Liebe über Blumenbeete zu tragen. Die italieniſche Sprache, in der ſie ſang, dieſe Sprache der Muſik, lieh dem tiefen Ausdrucke des Gefühls und der ſchönen, kräftigen Stimme größere Reize. — Johanne hatte geendigt, und noch fürchtete der leiſeſte Athem die himmliſche Harmonie zu unterbrechen.

Mathilde nahm ihre Harfe. Die zarten Finger ſchwebten über den zitternden Saiten. Erſt ſchienen die irrenden, klagenden Töne dem entfernten Geliebten zu rufen; dann erhoben ſie ſich, die Stimme wie ſpielende Engel einen Seraph umgaukelnd, im feierlichen Gebete gegen den Himmel, und kehrten endlich frohlockend, wie eine erhörte Liebe, wieder zur Erde zurück.

Darauf gab uns Mathilde einige der ſchönſten Stellen aus Hayd'ns Schöpfung, und ſchloß mit Mozarts unvergeßlichem Vergiß mein nicht.

Die Klage drang mit dieſer ſeelenvollen Stimme tief in das bewegte Herz, ſchien es abzulöſen von den Leiden dieſes Lebens, und es auf den Flügeln der Sehnſucht emporzutragen in eine beſſre Welt, wo es keine Schmerzen mehr giebt, und nichts die ſtille Liebe ſtört. Da die letzten bittenden Töne, Vergiß mein nicht, ſich wie ſcheidende Freunde weinend ans Herz legten, und noch einmal baten: Vergiß mein nicht! da richtete Mathilde das geſenkte, ſchwermüthige Auge gegen Eugen — und ihre Blicke begegneten und verſtanden ſich.

Sie liebt ihn, gewiß ſie liebt ihn, oder dieſer Blick, aus dem ihre ganze Seele ſprach, müßte lügen.

Welche wechſelnde Gefühle beſtürmten deine Bruſt, guter Eugen? In eine angenehme Betäubung gewiegt hörte er noch den Nachklang der zitternden Töne der klagenden Stimme Mathildens, und er ſah nur in das ſeelenvolle Auge, und hörte nur die Bitte der Liebe: Vergiß mein nicht! Dich vergeſſen! rief er, o wenn ich das könnte! Nie! nie, ſo lange ein Gefühl dies Herz bewegt.

Es war ſchon ſpät, als wir aus der Geſellſchaft zurückkamen. Eugen fühlte ſich überaus glücklich. Er nannte ſeinen Bedienten, der ihn eine Viertelſtunde an der Thür hatte warten laſſen, und den er aus dem Schlafe aufſchellen mußte, ſeinen lieben Jakob, und ſah dem Erſchrockenen freundlich lächelnd ins Geſicht.

Er konnte das Licht in ſeinem Zimmer nicht vertragen; es ſtörte ihn in ſeinen ſeligen Träumen. Er gieng an das Fenſter, das er öffnete. Die Natur lag weit umher in friedlicher Stille; ſie ſchien ihm im Arme ſeliger Liebe zu ruhen. Unzählige Sterne glänzten in der dunklen Tiefe des Himmels; die Liebe glänzte aus dem freundlichen Blicke, mit dem ſie auf die friedliche Erde ſahen. Der Nachtwind fuhr rauſchend durch die Gebüſche und das Laub der Bäume; es war der Hauch der Liebe, der ſie bewegte.

Glückliches Alter! glückliche Stimmung des Herzens! Der Geiſt der Liebe weht durch das Univerſum und belebt es, und füllt jede Bruſt mit ſüßer, namenloſer Wonne. In der Sonne glüht ihm das ewige Feuer der Liebe; in dem Monde ſieht er nur das Bild der heimlichen, ſtillen Liebe; die Woge, die ſpielend auf dem Strome hüpft, bewegt die Liebe, und die ganze Erde beſeelt der Geiſt der Liebe. Er geht im Sturme über die Gipfel der Wälder, ſpricht aus dem rollenden Donner, und plätſchert in der Welle des murmelnden Bachs. Einmal iſt doch der Menſch ganz glücklich in ſeinem Leben, einmal, wenn die Liebe ſeinem Auge Thränen einer ſchmerzlichen Wohlluſt entlockt, und ein ungekanntes Gefühl ſein Herz mit ſüßer Wehmuth füllt. Er iſt von Menſchen entfernt, und nicht einſam; er weiß von keinem Gute der Welt, und iſt reich. Glückliches Gefühl, warum beginnt und endet das Leben nicht mit dir? Warum kehrt dieſer Frühling unſres Daſeyns nicht mit dem der Jahre zurück?

Wenige kennen die wahre Liebe; ſie bezeugt den

Adel eines ſchönen Herzens, wie Großmuth und ein feſter Wille den eines höheren Geiſtes. Zu gern verwechſelt man die Himmliſche mit der irdiſchen Begierde; aber dieſe opfert alles ihrer Befriedigung, jene opfert ſich ſelbſt ihrem geliebten Gegenſtande auf.

Die Liebe iſt eine heilige Flamme, welche nur die Keuſchheit als jungfräuliche Veſtalin in dem unentweiheten Tempel eines reinen Herzens entzünden und unterhalten kann. Die das Weib nur in dem Weibe lieben und in dem Manne nur den Mann, kennen die Göttliche nicht, die mit einem Schöpfungsworte den ewig jungen und blühenden Frühling über die Erde ruft.

Die Liebe erwacht wenigſtens einmal in jedem gutgebohrnen Gemüthe, und macht den Menſchen milder, beſſer und glücklicher. Jeder Jüngling, jedes Mädchen haben in der matten Proſe ihres Lebens wenigſtens ein poetiſches Bruchſtück von dieſem goldnen Zeitalter; aber ein ungleich höheres Intereſſe gewährt der Anblick eines Mannes, der ſein Herz rein und ſeine Seele unbefleckt erhalten hat, der nie an dem Siegeswagen der feilen Wohlluſt zog, an deſſen feſter Bruſt ſich die ſtürmenden Wogen der Leidenſchaften zerſchlugen, wenn die Liebe ihn, einen Granitmenſchen wie Eugen, den Starken an Kraft und Wille, geduldig an ihren Blumenfeſſeln führt.

Kapitel 6.

Mainz. — Napoleon zu Fontainebleau.

Kaum bin ich wieder einige Tage in dieſer Stadt, und ſchon finde ich mich wie bei einem alten Freunde. Alle Straßen, alle öffentliche Plätze und Gebäude ſprechen mich mit tauſend freudigen oder ſchmerzlichen Erinnerungen an. Hier habe ich den größten Theil meines Lebens zugebracht; ſo manche Freude erhob hier mein Herz, ſo mancher Kummer preßte meine Bruſt zuſammen. Hier habe ich genoſſen und gelitten, was das wechſelnde Daſeyn in langen Jahren zu bieten hatte. Unter dieſen Menſchen fand ich Mitgefühl, Beiſtand in der Noth, Troſt im Unglück. Schmerz und Luſt, Hoffnung und Beſorgniß haben wir getheilt, ein gemeinſchaftliches Schickſal in Entbehrung und Genuß getragen. Ja, gute, treffliche Menſchen, mit denen ich durch ſo vielfältige Verhältniſſe des Lebens verbunden war, unzählige Erinnerungen der Dankbarkeit und Liebe knüpfen mich auch entfernt an euch. Möge dieſe Stadt, die ich mit ſo großem Rechte meine Vaterſtadt nennen durfte, der ich durch ſo vielfache Bemühung mich nützlich zu erweiſen ſuchte, der ich mich unter ſo mannichfaltigen Verhältniſſen, auch nicht ohne Gefahr und Aufopferung ergeben zeigte, möge ſie mein Andenken bewahren, wie das ihrige unvergeßlich in meiner Seele lebt!

Freilich iſt hier nicht mehr allenthalben das Alte; aber ich ſelbſt bin ja nicht mehr, der ich vor Jahren war, und nichts iſt es in der großen, weiten Welt. Alles in ihr wechſelt, vergeht und kommt wieder; alles in ihr iſt auf der Flucht, und Leben und Tod und Bauen und Zerſtören löſet ſich ab. Hier eile ich über mit Gras bewachſenen Schutt, wo ich vor drei Jahrzehnden bewundernd vor Paläſten weilte, und dort erhebt ſich ein Palaſt auf der Brandſtätte einer Hütte. Warum ſollte ich dieſe Veränderungen auffallend finden? In derſelben Zeit ſind Reiche untergegangen, Throne zuſammengeſtürzt, ganze Völker mit ihrem Namen verſchwunden und neue an ihre Stelle getreten: das iſt das Daſeyn, die ganze Natur eine fortgehende Palingeneſie. Die Gegenwart wandelt auf den Katakomben der Vergangenheit, und das Leben richtet ſich über Gräbern auf. Warum klagen über den Untergang des Alten? Auch das Alte war neu; auch das Neue wird alt.

Der Sitz des erſten Churfürſten und Erzbiſchofs des deutſchen Reichs, dann eine der guten Städte des gewaltigen Kaiſerſtaates und endlich die Provinzialſtadt eines Großherzogthums! Es iſt freilich ein betäubender Wechſel in der ſchwindelnd rollenden Zeit.

Wenn man Mainz von ſeiner prächtigen Seite ſehen will, dann muß man den Rhein, oder noch beſſer von Koſtheim den Main herabfahren, und ſich beiläufig in der

Mitte halten. Hier vereinigen die beiden Flüſſe ihre Gewäſſer, um ſie als einen Ausdruck der Huldigung zu den Füßen ihrer Gebieterin hinabzuwälzen. Stolz und doch gehorſam trägt der kühne Strom das Joch der ſchwimmenden Schiffbrücke, wie der freie Menſch das des Geſetzes. Die Gebäude an dem Ufer ſpiegeln ſich in dem klaren Waſſer, und hoch ragen die Thürme und Kirchen über die Stadt empor, der das Alterthum ein Anſehen von Ehrfurcht gebietender Würde giebt. In der Nähe der Brücke, die eine ſehr ſchöne Ausſicht gewährt, erheben ſich die Maſten zahlreicher Schiffe, die wie eine ſchützende Flotte an dem linken Ufer liegen. Wenn man Mainz von dieſer Seite ſieht, dann bietet es einen wahrhaft impoſanten Anblick dar.

Ja, in dieſer Gegend gefällt es mir, wie immer. Das Volk am Rhein iſt gar fröhlich geſtimmt, hat Freude am Leben und weiß es zu genießen. Ein glücklicher Leichtſinn hilft ihm über die Unebenheiten auf dem Pfade deſſelben friſch weg, und eine reiche Natur, der ſein Fleiß die köſtlichen Erzeugniſſe mit Glück abzugewinnen verſteht, läßt es an dem Nöthigen ſelten Mangel leiden. Beſonders nimmt es ſeinen Antheil von der herrlichen Gabe Gottes, die, wie wir aus einem frommen Spruche wiſſen, des Menſchen Herz erfreuet. Die Leute hier ſind offen, ja herzlich und gefällig. Freiſinnig, oft verwegen, aber nur mit der Zunge, ſprechen ſie Unzufriedenheit und Tadel faſt unbeſonnen aus, während das Gemüth in aller Unterwürfigkeit ſich dem Gebote fügt. In der geſelligen Unterhaltung kann man Äußerungen hören, vor denen man an andern Orten erſchrecken würde. Das aber hat hier nichts zu ſagen. Der Unmuth geht raſch über die beweglichen Lippen weg und das Innere entladet ſich des bedenklichen Stoffes durch eine lebhafte Expektoration. Laßt ſie nur reden, und es iſt Alles gut. Sie ſtehen durch ihren Karakter den Franzoſen ziemlich nahe, die auch im Allgemeinen von ihnen wohl gelitten ſind. Die glänzende Gabe ihres Geiſtes iſt der Witz, und ſie fertigen Alles, ſich ſelbſt, wenn es an einem bequemern Gegenſtande fehlt, mit einem Wortſpiel oder einem launigen Einfall ab. Das Volk hier und in der katholiſchen Umgegend hat vielleicht mehr Aberglauben als Religion. Der Geiſtlichkeit kann es ſpotten, ſeine Prieſter Pfaffen nennen, es auch mit den reelen Pflichten des Chriſtenthums nicht immer ſehr genau nehmen; aber auf ſeine muſikaliſchen Meſſen, den fleißigen Beſuch der Kirche, die Prozeſſionen und Gnadenbilder hält es viel. Der Luxus der Religion iſt ihm ein wichtiger Theil derſelben; und es mag hier, wie bei dem Luxus des gewöhnlichen Lebens, oft der Fall eintreten, daß der Putzſüchtige Hemdkrauſen ohne Hemde trägt. Sonſt ſcheint mir der häufige Wechſel der Regierungen und der raſche Umſchwung der Dinge in der neuern Zeit auf das Feſte und Gediegene des Karakters nachtheilig gewirkt zu haben. Keine rechte Beharrlichkeit. Der Menſch gleicht in dieſer Hinſicht einer durch den ſchnellen Umlauf abgegriffenen Münze; das Metall iſt gut; aber das Gepräge faſt verwiſcht.

Hier in der Stadt iſt viel Sinn für Literatur und Kunſt, der ſich ſogar tief ins Land, beſonders am Rhein hin, verbreitet hat. Der frühere Geiſt wollte ſich durch alle ungünſtige Verhältniſſe nicht tödten laſſen, und regt ſich immer fort, wenn auch wie der Adler mit gelähmtem Flügel, der den ſehnſüchtigen Blick nach der Sonne gerichtet, den alten Flug verſucht.

Die hieſige Bibliothek iſt ziemlich zahlreich, und ſoll an 80,000 Bände zählen. Ich habe nur weniges von beſonderem Werthe daſelbſt gefunden. Ohne Zweifel würde ſie reicher an neuen Werken ſeyn, wenn dem gelehrten Bibliothekar genügende Mittel zu Gebote ſtänden. Die Gemäldeſammlung, ein Erbſtück aus dem franzöſiſchen Kaiſerreich, iſt weder an Zahl noch an Inhalt bedeutend. Mehr Werth legen manche Fremde auf die Sammlung von Alterthümern. Bei dieſem Kapitel aber bin ich ein verlohrner Mann, weil es mir für die gelehrte Spielerei durchaus an Sinn gebricht. Ich ſitze hungrig und durſtig als Profaner bei dem Freudenmahle, das die Adepten feiern, wenn ſie im Genuſſe der alten köſtlichen Gerichte aus dem Töpferreiche ſchwelgen. Wie ein Ketzer bei dem heiligen Reliquienkaſten oder dem Gnadenbilde, ſtehe ich bei den ehrwürdigen Scherben, vor denen die Gläubigen voll Andacht auf den Knieen liegen. Höre ich den gelehrten Vortrag, in dem ſich die ſchwindelnden Hypotheſen bis zur Höhe und Verwirrung des babyloniſchen Thurmes häufen, dann betrachte ich voll komiſcher Seelenangſt, das Geſicht zwiſchen die Schulen

Demokrits und Heraklits getheilt, die Urnen, Lampen, Thränenfläſchchen, Ringe und Steine, und habe den Muth nicht, dem kühnen Dolmetſcher ins Geſicht zu ſehen. Mit erzwungener Erbauung und erkünſtelter Theilnahme, weil es der Anſtand fordert, belehre ich mich durch die Legionsſteine, daß, dieſen Steinen zufolge, die Römer Legionen und die Legionäre Steine hatten. Ein wichtiger Stein iſt, wie mir berichtet ward, vor einiger Zeit im Rhein mit der Inſchrift L. XI. gefunden worden. Daraus wurde nun mit ſtrenger Konſequenz gefolgert: L. XI. heiße Legio undecima; die eilfte Legion habe alſo an der ſteinernen Brücke bauen helfen, die an der Stelle, wo der Stein gefunden worden, müſſe geſtanden ſeyn. Welche Entdeckungen; und welche Reſultate, die ſich aus ihnen ergeben! Ein Steinhauer meinte aber, das L. könne lapis heißen, und der Stein ſey ſo gezeichnet, um die Ordnung zu beſtimmen, in der er eingefügt werden ſollte; zum Brückenpfeiler ſcheine er indeſſen, ſeiner Form und ſeinem Umfang nach, keineswegs gehört zu haben. Der Barbar! der Vandale! So wenig wußte er das Verdienſt und die Freude glücklicher, gelehrter Forſchung zu würdigen.

Die Stadt hat verlohren, darüber, glaube ich, herrſcht unter aufrichtigen und unterrichteten Menſchen nur eine Stimme. Auf dem Lande fand man einen größern Wohlſtand, in der Stadt größern Reichthum bei Wenigen, obgleich Dürftigkeit bei der Menge. Nach den mannichfaltigen Klagen, die man hört, darf man übrigens die Lage der Einwohner nicht beurtheilen. In den achtziger Jahren konnteſt du den Bürger in den Abendgeſellſchaften, wo er täglich ſeinen guten Wein ohne Gefahr für ſeine Haushaltung trank, eben ſo laut und noch lauter klagen hören. Nicht leicht iſt der Menſch mit dem ihm beſchiedenen Looſe zufrieden; aber der Sklave duldet und ſchweigt, und der freie Menſch klagt und vergißt. Eine geſprächige Unzufriedenheit beweiſet eine liberale Regierung; und wären laute Klagen immer ein Zeichen von Unglück, dann wohnten die unglücklichſten Menſchen in England und die glücklichſten vielleicht in der Türkei. Man dürfte in Großbritannien, wo man die Miniſter manchmal in effigie aufgeknüpft ſieht, dieſelbe Operation nur an der Perſon der ſchreienden Bürger wirklich vornehmen, um jeder Außerung von Unzufriedenheit zu begegnen.

Wenn mir hier ein Menſch anſtößt, der den Verluſt beſſrer Tage bedauert, dann kann ich mich nicht enthalten, ihn mit einer kleinen Strafpredigt abzufertigen. »Wir jammern darüber, ſage ich ihm, daß die Vergangenheit vergangen iſt. Aber ich habe noch keinen Alten gefunden, den es nicht ſchmerzte, daß das Alte veraltet. Er glaubt, die ganze Welt um ihn müſſe ſich verändert haben, wenn auch nur er ſich verändert hat. In den meiſten Dichtern und Geſchichtſchreibern, bis in die entfernteſten Zeiten hinauf, leſe ich von einem verlohrnen Paradieſe und untergegangenen goldenen Zeitalter, von der beſtändigen Verſchlimmerung des Menſchen und ſeinen abnehmenden geiſtigen und phyſiſchen Kräften. Wäre dem ſo, dann müßten wir wahrhaftig an Seele Teufel, und an Geiſt und Körper Krüppel und Zwerge ſeyn. Bei dem Menſchen ſieht allenthalben das Menſchliche heraus. Auf der einen Seite will man uns beweiſen, es werde täglich ſchlechter, und auf der andern, wir ſchritten ewig fort im Beſſern und vervollkommneten uns mit jedem Tage. In dem letztern Falle müßten wir wahre Engel ſeyn; was wir aber, die Geliebte eines Liebhabers ausgenommen, doch auch nicht ſind. Was ſollen wir, mein Theurer! bei dieſem grellen Widerſpruche glauben? Was das Auge ſieht, das glaubt, nach einem alten Sprichworte, das Herz; daß wir nämlich Menſchen ſind, waren und ſeyn werden, nicht ſo gut und nicht ſo ſchlecht, wie uns einige Dichter und Philoſophen machen, aber doch ziemlich erträglich nach Zeit und Umſtänden: mäßig im Mangel, tugendhaft in der Noth, theilnehmend im Unglück, als die Schwächeren Verfechter der Freiheit und angebohrenen Menſchenrechte, und unmäßig im Überfluß, in der Verſuchung zur Sünde geneigt, übermüthig und hart im Glück und als die Stärkeren Deſpoten. Gewiß giebt es Ausnahmen; aber ſie beweiſen die Regel.

»Ihr ſehnt euch zurück nach dem Alten! aber wo findet ihr es noch? Seht ihr denn nicht, daß ſich allenthalben alles verändert hat? Hört ihr nicht dieſelben Klagen in Frankfurt und Mannheim, wie in Leipzig und Dresden, an der Elbe und Weſer wie am Rhein und Neckar? Darum ſeyd keine Kinder, ſondern Männer!«

Gegen Abend machten Bailly, Eugen und ich einen Spaziergang durch das Gartenfeld um die Stadt. Auf der Höhe gegen Weiſenau angelangt, wo früher die Charthauſe geſtanden, ließen wir uns nieder, um uns des herrlichen Anblicks zu erfreuen. Wer je auf dieſem Punkte geruht, von dem er den Rhein, der ſich hier mit dem Maine vereinigt, zu ſeinen Füßen hat, und das weite, herrliche Land, das der Taunus ſchützend umgiebt, mit einem Blicke überſieht, dem muß er unvergeßlich ſeyn. Links gegen die Stadt hin bewunderte man ſonſt den Sommeraufenthalt des Churfürſten, die prächtige Favorite, die der Krieg mit aller ihrer Herrlichkeit zerſtört hat, daß auch nicht mehr eine Spur davon zu entdecken iſt. Lange lag die ſchöne Stelle öde, auf der man über Schutt und Unkraut nur mit Vorſicht wandeln konnte, oder diente wohl auch zum Richtplatze von Verbrechern, wahrhaft der Natur zum Hohn, deren freundliche Schöpfung des Menſchen wilde Zerſtörungsluſt verwüſtet. Die ganze Strecke iſt wieder angepflanzt, und durch das Buſchwerk und die Baumgänge ſind Wege geführt, auf denen man an den ſchönſten Punkten Sitze findet.

Hier ruheten wir in den herrlichen Anblick verlohren. Keiner wagte es, den Genuß oder die Betrachtung des Andern zu ſtören, da ſprach Bailly kaum hörbar, wie für ſich, mit dumpfer Stimme: Hier war einſt die Grenze des erſten Reichs der Welt; hier weilten mit Vergnügen der größte Mann, der ſie je zu beherrſchen berufen war, und die beſte und liebenswürdigſte der Frauen. Hier an dieſer Stelle hielt ich an ſeiner Seite, und ſein Adlerblick ruhete voll düſtern Ernſtes auf dieſer Gegend. Er ſah ſie zum letztenmal. Iſt es möglich, konnte das Herrlichſte und Größte, was die Erde je angeſtaunt, ſo ſchmählich untergehen? Es ſollte nicht möglich ſeyn, und doch iſt dem ſo. Welch eine Welt, gerechter Gott!

Ich ehre Ihren Schmerz, erwiederte Eugen, und theile Ihre Bewunderung, in wie weit ſie der Kraft und der Kühnheit des Helden gilt; wäre er aber der Mann geweſen, wie ihn die Zeit gebraucht, dann hätte ſie ihn nicht fallen laſſen. — Die alſo, rief Bailly, die dieſe Zeit über ihn erhoben hat, wären ihre Leute! Nun gut, dann iſt ihr ja geworden, was ſie verdient und braucht. — Es lag in ſeinem Berufe, der Mann des Volks zu ſeyn, ſprach Eugen ernſt; als dieſer war er groß geworden, als dieſer wäre er groß geblieben. Da er ſich aber auf der erſehnten Höhe ſah, ſchämte er ſich der Stufen, auf denen er dahin gelangt; er warf die Sproſſen ab, die ihn getragen, und mit ihnen fiel das Schaugerüſte, das auf ihnen ſtand. — Ich verſtehe Sie, erwiederte Bailly, obgleich ſie nur in Bildern ſprechen. Er war kein Tyrann; wäre er es geweſen, noch blühete ſein Reich. Hätte er der breiten Redſeligkeit der Kammer, die den gefährlichſten Augenblick zum meuteriſchen Vortrage ihrer oratoriſchen Exerzitien wählte, weil die Gefahr nur Frankreich und nicht ihr galt, mit dem Machtſpruche des Herrſchers

Schweigen geboten, den Verräthern, die ihn täuſchten, das ſchändliche Gewerbe gelegt, gewiß er regierte noch. Frankreich bedurfte alle Kraft der Einheit, da die Fremden zum erſtenmal ſeinen Boden betraten. Die Sprecher des Volks, die ihm von leeren Formen und ſeelenloſen Inſtitutionen plauderten, da es um die Selbſtſtändigkeit des Reichs, die Unabhängigkeit der Nation von dem Joche des Auslandes zu thun war, theilten den Staat und lähmten ſeine Anſtrengungen. Er mußte der Hyder den Kopf abſchlagen; er that es nicht und verdarb, durch ſeine unzeitige Schonung, Frankreich und ſich ſelbſt.

Man merkt Ihnen die Schule an, ſagte ich, die Sie gebildet hat. — Nun, war ſeine Antwort, ſie braucht ſich ihres Meiſters nicht zu ſchämen. Stellt ihm einen Würdigern entgegen, wenn Ihr könnt. O Ihr Gutmüthigen, die Ihr den Rieſengang der Welt, den Lauf des Stromes der Ereigniſſe, nach dem Takte idealer Theorien ordnen und leiten wollt! Ihr ſtellt den ſchön lakirten irdenen Topf dem plumpen eiſernen Gefäß entgegen, den dieſes beim erſten Zuſammentreffen, in tauſend Scherben ſchlägt. Mit Eurer Weisheit wäret Ihr, wie Malesherbes, Vergniaud und mein Onkel auf dem Schaffot geſtorben.

Lieber mit Cato fallen, als mit Cäſar ſiegen, antwortete Eugen. Die Gottheit der Menge iſt der Erfolg; die meinige iſt er nicht, ſondern Wahrheit und Recht. An dieſer Religion müſſen wir halten, wenn es beſſer werden ſoll. Ich ziehe das Loos des ſchuldloſen

Beſiegten dem des ſchuldigen Siegers vor. Die unglücklichen Opfer, die der Wahnſinn des Volks oder ſeiner Tyrannen geſchlachtet hat, ſind für etwas Beſſeres gefallen, als wofür die Glücklichen gelebt. Es liegt in der Natur des Kleinen und Gemeinen, daß es alles Große und Edle, zu dem es ſich nicht erheben kann, zu ſich herabzuziehen ſucht. Bis zum Höchſten, was die Menſchheit ehrt und die Geſchichte kennt, hat die Schlange der Verleumdung ſich kriechend und ſchleichend hinaufgewunden, um es mit ihrem Gifte zu beſpritzen. Zeugen ſind, unter Tauſenden, Demoſthenes, der Redner der Freiheit, Scipio der Afrikaner und Seneca. Am ſchlimmſten ward von jeher mit denen verfahren, die ſich großmüthig der Sache des Volks annahmen und ſich ihr opferten. Ich weiß auch nicht einen, der von dem Vorwurfe und Makel der Verführung und des Aufruhrs rein geblieben wäre. Alle hatten, mehr oder weniger, das Schickſal der Grachen, vor und nach ihnen. »Verleumdet immer, ſagte Philipp zu ſeinen Höflingen; heilt auch die Wunde, dann bleibt doch die Narbe.« Ich ſtehe auf der Seite der Verleumdeten.

Die Weisheit kenne ich, die auf das Verderben der Menſchen das Recht ſie zu verderben gründet. Die Lehre iſt ſo alt wie die Weltgeſchichte. Hat man die Menge durch Gewalt und Betrug zum Stande des Thieres herabgewürdigt, dann leitet ihr die ſaubere Folgerung daraus, ſie ſey ein Thier zum Dienſte des mächtigern und klügern Herrn gebohren. So rechtfertigen der erſte Betrug und die erſte Gewaltthat Betrug und Gewaltthätigkeit auf alle künftige Zeiten. Der Schluß iſt bündig, wie man ſieht. Ihr ſtoßet den Bruder aus dem Hauſe, nehmt ihm ſein väterliches Erbtheil weg, und weil er nun nichts mehr hat und heimathlos in der Fremde irret, da ſagt ihr, er ſey ein Vagabund, euch nicht ebenbürtig und habe, da er nichts iſt und nichts beſitzt, das Recht verwirkt zu ſeyn, was ihr ſeyd, und, wie ihr, zu beſitzen. So war es, ſagt ihr ſehr klug, ſo iſt es, ſo wird es ewig ſeyn. Das iſt ewige Ordnung der Natur, gegen die man nicht vermeſſen kämpfen darf. Nein, nicht ewige Ordnung der Natur iſt es, ſondern die Verkehrtheit und Verwirrung eurer Selbſtſucht, eures Dünkels, eurer ſchlechten Begierden und Leidenſchaften. Der Despotism und die Sklaverei, jener als Recht, dieſe als Pflicht, ſind nicht in der Natur gegründet, ſondern eine menſchliche Erfindung. In der Natur giebt es Kraft und Unvermögen, Stärke und Schwäche, die hier den Räuber, dort den Beraubten, hier den Quäler, dort den Gequälten machen, Wolf und Lamm, Geier und Taube, Fuchs und Huhn; aber auf ſolches Verhältniß läßt ſich kein Syſtem des Rechts und der Moral und kein Glaube gründen; noch weniger geht in der Natur ein ſolches Verhältniß aus dem Rechte, der Moral und dem Glauben hervor, wie das in der Geſellſchaft gelehrt und geübt wird.

Ihr ſagt, und glaubt etwas Großes und Erhabenes damit zu ſagen:

Für große Menſchen iſt das ſchwache Volk gebohren.
Glauben ſoll's, bewundern und gehorchen *).

Ihr ſelbſt aber ſeyd die Schöpfer dieſer Schwäche, damit ihr eure eigennützige Größe darauf gründen könnt. Mag ſolche Sophiſterei der Schlechtigkeit in ewige Zeiten für Weisheit gelten; ich bekenne mich nicht zu ihr, und werde ſie, wo Ort und Verhältniſſe günſtig ſind, nach Kräften bekämpfen.

Doch das ſind der Worte ſchon zu viel. All das eitle Gerede führt zu nichts. Den rechten Punkt braucht ein Archimed, um die Erde aus ihren Angeln zu heben. Der Punkt und der Archimed in meinem Sinne finden ſich zu ſeiner Zeit. Darüber bin ich ruhig.

Was nun Ihren Napoleon betrifft, ſo hat ſein Blondel, Las Caſes, einige Äußerungen deſſelben aufbewahrt, die ſein Geheimniß verrathen, das mich für ihn nicht gewinnen kann. »Das Herz des Staatsmannes, ſagte er, muß in ſeinem Kopfe ſeyn.« Dann ſagte er: »Um zu regieren, muß man Soldat ſeyn; man regiert nur in Stiefeln und Sporen.« Mit der Reitpeitſche, könnte man hinzufügen, und die ſchlimmſte Hälfte von Ludwig XIV. wäre fertig. Karl XII. von Schweden hatte es noch weiter gebracht; er brauchte zum Regieren nur einen Stiefel.

In Stiefeln und Sporen regieren! ſagte Bailly, der Ausdruck iſt allerdings nicht zierlich und gehört mehr dem Lager als dem Kabinete an; aber viel Wahrheit

---

*) Mahomed.

liegt in ihm. Ihr, lieben Freunde, kennt das Volk nicht. Der Einzelne kann redlich, verſtändig und gutmüthig ſeyn, und doch iſt das Ganze argwöhniſch, undankbar, aberglänbig, dumm, rachſüchtig und jeder Art von Thorheit und Verbrechen fähig. Gerade den guten Ludwig XVI. führt es in wilder Verrücktheit zum Blutgerüſte, und liegt Ludwig XIV. zu Füßen. Sie haben der Grachen erwähnt, Eugen, der edelſten Freunde der Volksſache, wenn ſie deren je hatte; wer hat ſie feig und grauſam ihren Feinden überliefert? Das Volk that es als blindes Werkzeug jeder tollen Leidenſchaft, jedes liſtigen Betrugs. Das edelſte Pferd, lernt es die Schwäche ſeines Reiters kennen, ſetzt ihn ab; das edelſte Volk macht es nicht beſſer.

Gut, ſagte ich, wer heißt uns das Thier beſteigen? Hatte Napoleon vielleicht die Verbindlichkeit, ſich der Herrſchaft Frankreichs zu bemächtigen? — Wie Ihr doch redet! erwiederte Bailly. Glaubt Ihr wirklich, das Schickſal laſſe Euch in dem furchtbaren Drama, wie eine ſolche Revolution iſt, die beſonnene Wahl zwiſchen den Rollen, die zu ſpielen es Euch belieben kann? Wer hieß Napoleon das Thier beſteigen? Wenn Euch die Noth die Alternative ſtellt, zu reiten oder geritten zu werden, bückt Ihr in chriſtlicher Demuth den Rücken, um einem Andern das Aufſteigen zu erleichtern? Frankreich aber, das, wie ein edler Renner, von allen Stacheln revolutionärer Wuth gepeinigt, in wildem Laufe abgemüdet, von Anſtrengung erſchöpft, in ſeinem Blut und

Schweiß gebadet, auf der heiſſen, ſtaubigen Bahn zu fallen im Begriffe war, ein Opfer eigener Verrücktheit und fremder Herrſchſucht, Frankreich bot Napoleons feſter Hand die Zügel dar. — Bailly ſchwieg einige Augenblicke, dann rief er in tiefer Rührung: O des großen, ſo vielfältig verkannten Geiſtes! aber die Nachwelt, aufgeklärt durch eine lehrreiche Zeit, wird ihn würdigen. Wenn ich ſeines Falls gedenke, den Niederträchtigkeit und Bosheit herbeigeführt, dann blutet mir das Herz aus tauſend Wunden. Ich war damals mit ihm zu Fontainebleau und habe das ſchmählichſte aller Schauſpiele mit angeſehen. Größer war nie der Mann, als im Augenblicke ſeiner Erniedrigung.

Wollten Sie uns nicht erzählen, ſagte ich, was Sie von dem ungeheuern Ereigniſſe Näheres wiſſen? Wir ſind hier ungeſtört, haben Zeit und nehmen Antheil an dem außerordentlichen Menſchen.

Gern, war Bailly's Antwort; von was könnte ich auch lieber reden, als von dem Manne, deſſen Schickſal mich mit Bewunderung, Freude oder Schmerz erfüllt? Was ich Ihnen berichten werde, iſt Thatſache, von der ich entweder ſelbſt Zeuge war, oder die mir der Baron Fain, der als Kabinetsſekretär des Kaiſers ſich in ſeiner Nähe befand, verbürgt. — Bailly erzählte:

»Den 31. März 1814 war Napoleon zu Fontainebleau, in enger Wohnung, militäriſch eingerichtet. Paris hatte ſich an die Verbündeten durch Kapitulation ergeben; die Kaiſerin mit ihrem Sohne und der Regierung war an die Loire gegangen; es nahte ſich in dem Leben des großen Mannes ein furchtbarer, entſcheidender Augenblick, die Zeit einer ſchweren Prüfung.

»Nach und nach zogen ſich um Fontainebleau die Reſte des zerſtreuten Heeres zuſammen. Der Herzog von Baſſano iſt von den Miniſtern der einzige, der ſich bei Napoleon befindet; der Herzog von Vicenza hat eine Miſſion bei den Alliirten, und die übrigen ſind bei der Kaiſerin an der Loire.

»So wie die Truppen eintrafen, ließ man ſie hinter dem Fluſſe Eſſonne ihre Stellung nehmen. Der Herzog von Raguſa hat ſein Hauptquartier zu Eſſonne, der Herzog von Treviſo zu Mennecy. Was von Paris kommt, wird hinter dieſer Linie aufgeſtellt; was aus der Champagne eintrifft, nimmt ſeine Stellung zwiſchen beiden; das Gepäck und der große Artilleriepark werden nach Orleans abgeſchickt.

»Napoleon hat alſo noch ein Heer .... Während dem er ſeine militäriſche Lage überdenkt, iſt die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Umgebung auf die Vorgänge in Paris gerichtet, und das Geringſte, was von dieſer Seite kommt, wird mit Begierde aufgenommen. Mit großer Beſorgniß zieht man Erkundigung über den Erfolg der Sendung des Herzogs von Vicenza ein, der bei den Verbündeten für Napoleon unterhandeln ſoll. Er war in der Nacht von dem 30. auf den 31. März bei den Vorpoſten der Alliirten eingetroffen, bis zu dem Kaiſer Alexander gekommen und von ihm gut empfangen worden.

Dieſer Monarch aber hatte gerade die Schlüſſel von Paris in der Hand, die ihm eben übergeben worden waren, und beſchäftigte ſich mit den Vorkehrungen zu ſeinem Einzuge; er wollte in Paris ſeyn, ehe er von Geſchäften ſpräche, und alles was der Herzog von Vicenza erlangen konnte, war das Verſprechen, daß ihm die erſten freien Augenblicke nach der militäriſchen Beſetzung der Hauptſtadt gehören ſollten.

»Die feindlichen Heerführer hatten ſich indeſſen ſchon gegen die Regierung Napoleons geäußert, und der Fürſt Schwarzenberg gab den Pariſern deutlich zu verſtehen, man thue wohl, das Beiſpiel von Bordeaux nachzuahmen, wo die Bourbons anerkannt worden waren. Auf dieſe Loſung ſtellten ſich die Anhänger des vertriebenen Königsgeſchlechts offen dar, und da ſie ſehr gut einſahen, wie mächtig das Beiſpiel der Hauptſtadt auf das übrige Frankreich wirken müſſe, boten ſie in dem entſcheidenden Augenblicke alles zum Gelingen ihres Entwurfs auf. Das Volk war betäubt, ohne Führung und ſo ohne Entſchluß. Die Verwaltung und die Polizei hatten zu wirken aufgehört. Da der ruſſiſche Kaiſer und der König von Preußen am 30. März ihren Einzug hielten, ließ ſich der Ruf: es leben die Bourbons! vernehmen, und es zeigten ſich weiße Kokarden. Manche ſuchten in ihrer Beſorgniß und Unentſchloſſenheit den Kaiſer von Öſterreich in dem feierlichen Zuge und erfuhren, nicht zu ihrer Beruhigung, er ſey noch weit entfernt.

»Der ruſſiſche Kaiſer war bei dem Herrn von Talleyrand abgeſtiegen. Dieſer hätte der Kaiſerin an die Loire folgen ſollen, wozu ihm der Befehl gegeben worden war; er that auch dergleichen, ließ ſich aber an dem Thore verhaften und wieder zurückführen. In Paris hatte er dringende Geſchäfte; auch verwendete er ſich für die Bourbons mit großer Thätigkeit. Da über die Masregeln, die in Beziehung auf Frankreich zu ergreifen, Rath gehalten wurde, ſprachen Talleyrand, der Herzog von Dalberg, der Baron Louis und Hr. de Pradt in der Verſammlung, die aus dem Kaiſer von Rußland, dem Könige von Preußen, dem Fürſten Schwarzenberg, den Herren von Neſſelrode, Pozzo-di-Borgo und dem Fürſten Lichtenſtein beſtand, nachdrücklich für die Reſtauration, als das einzige Mittel, Frankreich und Europa den Frieden zu geben. Man wollte freilich auf dem Zuge nach der Hauptſtadt keine große Neigung dazu unter dem Volke geſehen haben und glaubte auch das Heer nicht beſonders dafür geſtimmt. Die Freunde der Bourbons aber wußten dieſe Bedenklichkeiten zu heben und erhielten endlich von dem Kaiſer Alexander die Erklärung, daß er mit Napoleon nicht mehr unterhandeln werde.

»Vergebens bewarb ſich der Herzog von Vicenza um die verſprochene Audienz. Talleyrand und ſeine Vertrauten wußten alle ſeine Anſtrengungen zu vereiteln. Auch war die Sache, für die er ſprechen ſollte, ſchon verlohren. Hr. v. Neſſelrode hatte an den Polizeipräfekten geſchrieben, er ſolle alle Individuen, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den legitimen Suverän gefangen ſäßen, in Freiheit ſetzen, und die Erklärung des Kaiſers Alexander, daß man mit Napoleon nicht mehr unterhandeln werde, ſchmückte die Mauern von Paris. Man wollte die Wiederherſtellung der Bourbons; doch wollte man ſie nicht als einen Gewaltſtreich der Alliirten; ſie ſollte nicht als das Werk der ſiegreichen Waffen, ſondern als das Reſultat des Willens der Nation erſcheinen. Man ließ alſo die gewähren, welche für dieſe Sache geſchäftig waren. Da zeigten ſich denn bald alle Angeſtellte, denen es einzig um die Erhaltung ihrer Plätze zu thun iſt; das verkannte Verdienſt, das ſich ſeit fünfzehn Jahren vergebens um Anſtellung und Auszeichnung beworben hat, und den Grund ſeiner Zurückſetzung nicht in dem eigenen Unwerthe, ſondern in dem Undanke der Gewalthaber findet; alle jene zahlreichen Familien, die den Glanz und die Herrlichkeit, welche die Revolution vernichtet hatte, durch die Gegenrevolution wieder hergeſtellt zu ſehen hofften. Alle fehlgeſchlagne Hoffnungen der vorigen Zeit, die verletzte Eitelkeit, der getäuſchte Ehrgeiz, das beſtrafte Unrecht, die Niederträchtigkeit des Undanks und die Feigheit der Furcht verbanden ſich gegen Napoleon. Dieſe ſeine zahlreichen Feinde unterſtützte der Wankelmuth des dummen Volks, das, ſelten mit dem zufrieden, was es hat, nur mit dem beſchäftigt iſt, was es haben möchte, und jede Veränderung ſchon als ein neues Schauſpiel liebt. Die Eigenliebe der Franzoſen kam dieſer Stimmung ſehr zu Hülfe; denn man ſuchte ſich zu überreden, der Schmach der Eroberung entgehe man durch eine Reſtauration, die ſich als das Werk der Franzoſen und nicht des Auslandes darſtellen laſſe; dieſes trat nur als Bundesgenoſſe des beſſern Theils von Frankreich zur Vollendung des Werkes der Befreiung auf. Als Organ derſelben fand ſich der Senat durch die Verfaſſung und frühere Gewohnheit berufen; derſelbe Senat, der ſich ſo oft als ein gefälliges Werkzeug des kaiſerlichen Willens erwieſen hatte, durch öftere Prüfungen eingeübt, der Herrſchaft gefällig, der er zu folgen gelernt hatte, nicht der Perſon, die dieſe Herrſchaft übte, oder der Sache, die ſie ſchützte. Das gewinnt die Gewalt, die nur blinde Unterthänigkeit will, daß ſie jeder ſtärkern, als ſie ſelbſt iſt, eine bereitwillige Dienerin erzieht. Der Senat, zum Gehorſam abgerichtet, diente ſo fertig gegen ſeinen kaiſerlichen Herrn, als er für ihn gedient. Den 1. April, unter dem Vorſitze des welt- und ſtaatsklugen Talleyrand verſammelt, nahm er die proviſoriſche Regierung an.

»Das gieng in Paris vor, als Napoleon zu Fontainebleau mit kriegeriſchen Entwürfen beſchäftigt war. Er zählt noch 50,000 Mann und gedenkt damit auf Paris loszugehen. Er hofft, der Donner ſeiner Kanonen werde die Hauptſtadt aus ihrer leichtſinnigen Betäubung wecken. Er zählt auf die Nationaleitelkeit, dieſe gewaltige Triebfeder in dem Franzoſen. Der Feind iſt ermüdet und in der ſtolzen Sicherheit ſeines Glücks. Ein Verſuch auf die Hauptſtadt, wenn er gelingt, kann der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung geben; und was vermag ihre unermeßliche Bevölkerung nicht, unter der ſich Tauſende von ſeinen Soldaten befinden? Die Bewegung der Truppen beginnt. Da trifft, in der Nacht vom 2. auf den 3. April, der Herzog von Vicenza ein. Es iſt nicht alles verlohren. Die Verbündeten haben ſich gegen die Perſon Napoleons erklärt, zeigen ſich aber der Kaiſerin, als Regentin, und ihrem Sohne nicht ganz abgeneigt. Um aus dieſer Stimmung Vortheil zu ziehen, iſt ein ſchneller Entſchluß Napoleons nöthig; er muß dem Reiche entſagen; und das verlangt der Herzog von Vicenza von ihm. Der Kaiſer kann ſich nicht ſogleich entſchließen. Er ſteigt zu Pferde und bringt den ganzen 3. April mit Beſichtigung ſeiner Truppen zu. Der Soldat iſt gut geſtimmt und dem alten Führer mit der gewohnten Begeiſterung ergeben. Die jungen Generale befeuert der Ehrgeiz. Das Leben mit ſeinen Ausſichten und Hoffnungen liegt vor ihnen. Sie haben noch viel zu gewinnen und wenig zu verliehren. Anders verhielt es ſich mit den Führern. Was konnte die Zukunft den Marſchällen, Fürſten und Herzogen bieten? Welche Folgen konnte der Verſuch auf Paris haben, wo ihre prächtigen Hotels ſtanden, wo ihre Weiber, Kinder, Verwandte und Freunde lebten? Wenn er mißlang, was ſtand nicht alles auf dem Spiel? Rang, Titel, Überfluß, die theuerſten Güter dieſer Welt, die mit tauſend Anſtrengungen und Gefahren waren erworben worden. Man hat von der Entſagung Napoleons gehört, über die er vielleicht ſelbſt ſich gegen ſeine Vertrauten geäußert haben mag. Das war der Entſchluß, mit dem Viele ſich ſogleich zufrieden zeigten; der half ihnen aus aller Verlegenheit. Auf dieſe Weiſe konnte man Napoleon ohne große Beſchämung aufgeben und ſich an die neue Gewalt anſchließen.

»So ſtanden die Dinge, als man vernahm, der Senat habe die Entſetzung des Kaiſers ausgeſprochen. Napoleon erhielt das Senatsconſult in der Nacht vom 3. auf den 4., und bald wußten die Vornehmen zu Fontainebleau von der Sache. Indeſſen war den 4. der Befehl gegeben, das kaiſerliche Hauptquartier zwiſchen Ponthiery und Eſſonne zu verlegen. Nach der Parade, die täglich um Mittag Statt fand, begleiteten die Angeſehenſten des Heeres Napoleon nach ſeiner Wohnung. Der Fürſt von Neuſchatel, der Fürſt von der Moskwa, die Herzoge von Danzig, Reggio, Tarent, Baſſano und Vicenza, der Großmarſchall Bertrand und einige andre befanden ſich in dem Salon; man ſchien nur das Ende der Audienz zu erwarten, um zu Pferde zu ſteigen und Fontainebleau zu verlaſſen. Es war aber über den Stand der Angelegenheiten eine Konferenz eröffnet worden, die ſich bis den Nachmittag in die Länge zog; am Schluſſe derſelben erfährt man, Napoleon habe entſagt. Eines iſt ihm beſonders aufgefallen, die Muthloſigkeit ſeiner alten Waffengefährten, und er gab dem nach, was man ihm als den Wunſch der Armee vorſtellte. Doch entſagt er nur zum Beſten ſeines Sohnes und der Kaiſerin Regentin. Er ſetzt mit eigener Hand die Urkunde darüber in folgenden Worten auf: »Da die verbündeten Mächte verkündet haben, der Kaiſer Napoleon ſey das einzige Hinderniß der Wiederherſtellung des Friedens in Europa, ſo erklärt derſelbe, ſeinem Schwur getreu, daß er bereit iſt, vom Thron zu ſteigen, Frankreich zu verlaſſen, ja das Leben hinzugeben für das Wohl des Vaterlandes, das von den Rechten ſeines Sohnes, von denen der Regentſchaft der Kaiſerin und der Aufrechthaltung der Geſetze des Reichs unzertrennlich iſt.«

»Ein Sekretär ſchrieb dieſe Urkunde ab, und der Herzog von Vicenza traf ſogleich Anſtalten, ſie nach Paris zu bringen. Napoleon giebt ihm den Fürſten von der Moskwa bei. Er wünſchte auch, den Herzog von Raguſa, den älteſten ſeiner Waffenbrüder, die ihm geblieben ſind, mitzuſchicken. Seine Umgebung aber, beſonders der Herzog von Baſſano, beſtimmen ſeine Wahl für den Herzog von Tarent.

»Die drei Bevollmächtigten erhalten ihre letzten Inſtruktionen und reiſen ab. Endlich erlag Napoleon der Unruhe dieſes entſcheidenden Tages; er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein. Der ſchmerzlichſte Streich ſollte ſein Herz noch treffen. In derſelben Nacht, vom 4. auf den 5., kam der Oberſt Gourgaud in größter Eile von Eſſonne mit der Nachricht zurück, der Herzog von Raguſa habe ſeinen Poſten verlaſſen, mit dem Feinde unterhandelt und ſey nach Paris gegangen; ſeine Truppen, die ſich, auf unbekannten Befehl, in Bewegung geſetzt, zögen eben durch die ruſſiſchen Kantonirungen, und Fontainebleau ſey blos gegeben. Napoleon begreift es nicht, will es nicht glauben; und da ihm endlich kein Zweifel mehr bleibt, breitet ſich ein düſtrer Zug über ſein Geſicht; ſchweigend ſetzt er ſich, als vermöge er nicht die ſchwere Botſchaft aufrecht zu tragen; ſein Blick iſt ſtarr. Der Undankbare! unterbrach er ſchmerzlich ausrufend die ängſtliche Stille, er wird unglücklicher ſeyn als ich!

»In dieſer Stimmung gab er folgenden denkwürdigen Tagsbefehl an ſein Heer; es hatte ihn nie betrogen, und wenn ſich auch im Unglück alle von ihm wendeten, die er im Glücke groß, mächtig und reich gemacht, das Heer, mit dem er nur die Gefahren und Siege getheilt, blieb ihm treu.

An die Armee.

Fontainebleau, den 5. April 1814.

»Der Kaiſer dankt dem Heere für die Anhänglichkeit, die es ihm gezeigt, und beſonders dafür, daß es erkannt, Frankreich ſey in ihm, nicht in dem Volke der Hauptſtadt. Der Soldat folgt dem Glück und Unglück ſeines Führers; ſeine Ehre iſt ſein Glaube. Der Herzog von Raguſa hat ſeinen Waffenbrüdern dieſe Geſinnung nicht eingeflößt; er iſt zu den Verbündeten übergegangen. Der Kaiſer kann die Bedingung nicht billigen, unter der er dieſen Schritt gethan; er kann das Leben und die Freiheit nicht von der Gnade eines Unterthans annehmen. Der Senat hat ſich erlaubt, über die franzöſiſche Regierung zu verfügen; er hat vergeſſen, daß er dem Kaiſer die Gewalt verdankt, die er jetzt mißbraucht; daß der Kaiſer einen Theil ſeiner Mitglieder von den Stürmen der Revolution errettet, den andern aus der Dunkelheit gezogen und gegen den Haß der Nation geſchützt. Der Senat ſtützt ſich auf die Artikel der Konſtitution, um ſie zu vernichten; er erröthet nicht, dem Kaiſer Vorwürfe zu machen, ohne zu bedenken, daß er, als erſtes Corps des Staates, an allen Ereigniſſen Theil genommen. Er iſt ſo weit gegangen, den Kaiſer anzuklagen, daß er die Akten bei der Bekanntmachung verändert habe. Die ganze Welt weiß, daß er ſolchen Betrug nicht nöthig hatte. Ein Wink war ein Befehl für den Senat, der immer mehr that, als man von ihm verlangte. Der Kaiſer war den Vorſtellungen ſeiner Miniſter immer zugänglich, und erwartete unter dieſem Verhältniß von ihnen die unbeſchränkteſte Rechtfertigung der Masregeln, die er genommen hatte. Hat ſich die Begeiſterung in die Adreſſen und die öffentlichen Reden gemiſcht, dann iſt der Kaiſer getäuſcht worden. Aber die, ſo dieſe Sprache führten, müſſen ſich die Folgen ihrer Schmeicheleien ſelbſt zuſchreiben. Der Senat erröthet nicht, von Libellen gegen fremde Regierungen zu ſprechen, und vergißt, daß ſie in ſeinem Schooße gefertigt worden ſind! So lange das Glück ihrem Herrn getreu geblieben, waren auch dieſe Leute es gegen ihn, und es ward keine Klage über die Mißbräuche der Gewalt gehört. Hätte der Kaiſer die Menſchen verachtet, wie man ihm vorgeworfen, dann müßte die Welt jetzt erkennen, daß er Gründe gehabt, die ſeine Verachtung rechtfertigten. Seine Würde hatte er von Gott und der Nation; ſie allein konnten ſie ihm wieder nehmen; er hat ſie immer als eine Bürde betrachtet; und da er ſie annahm, geſchah es in der Überzeugung, daß er allein im Stande ſey, ſie würdig zu tragen. Das Glück von Frankreich ſchien von dem Schickſale des Kaiſers unzertrennlich; jetzt, da ſich das Glück entſchieden, könnte der Wille der Nation allein ihn beſtimmen, länger auf dem Thron zu bleiben. Wenn er ſich als das einzige Hinderniß des Friedens betrachten muß, dann bringt er Frankreich gern das letzte Opfer. Er hat demzufolge den Fürſten von der Moskwa und die Herzoge von Vicenza und Tarent nach Paris geſchickt, um die Unterhandlung anzuknüpfen, Die Armee kann verſichert ſeyn, daß die Ehre des Kaiſers mit dem Glücke Frankreichs nie im Widerſpruche ſtehen wird u. ſ. w.«

»Die drei Bevollmächtigten waren am Abend vom 4. zu Paris eingetroffen und begaben ſich ſogleich zu den verbündeten Monarchen. Bald bemerkten ſie, wie viel Boden für ihre Sache während der Abweſenheit des Herzogs von Vicenza verlohren gegangen war. Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung boten alles auf, um die Ausſchließung der Regentin und ihres Sohnes zu erlangen. Beſonders thätig zeigten ſich Talleyrand, Beurnonville und Deſſoles. Sie wußten, was ſie thaten und was es galt. Die Furcht vor dem Vater läßt ſie keine Sicherheit unter der Regierung der Gemahlin und des Sohnes hoffen. Nur der Sturz der ganzen Familie kann ihnen Straſloſigkeit verbürgen. Darum hielten ſie die verbündeten Monarchen belagert. Sie kamen nicht aus ihren Salons, und an dieſem Poſten fanden ſie die Bevollmächtigten Napoleons. In ihren zufriedenen Mienen konnten dieſe den Stand der Dinge leſen. Ein Menſch zeigt ſich, und es beſteht darüber kein Zweifel mehr. Der Herzog von Raguſa tritt ein; ſein Schritt iſt ſicher, den Kopf trägt er hoch. Aus dem Munde des Kaiſers Alexander erfahren ſie, daß die Truppen des Marſchalls nach Verſailles gezogen ſind. Der General, der ſie führte, hatte ſich noch den Tag vorher zu Fontainebleau zweitauſend Thaler von Napoleon ſchenken laſſen. Durch den Abfall des Herzogs von Raguſa war die Stellung des Kaiſers blos gegeben, und ſeine Perſon der Diskretion der Verbündeten überlaſſen. Auch veränderte ſich ſogleich die Sprache gegen ihn, und die früheren Rückſichten, die man wegen der 50,000 Mann auserleſener Truppen für ihn haben zu müſſen glaubte, hörten auf. Er war nicht mehr zu fürchten und hatte nichts mehr zu hoffen. Fontainebleau war keine militäriſche Stellung mehr, und die Armee ſchien die Sache ihres Führers aufzugeben. Man erklärt den Bevollmächtigten, Napoleon und ſeine Dynaſtie müßten dem Throne gänzlich entſagen. Dazu waren neue Vollmachten nöthig, und der Herzog von Vicenza übernahm abermal den bedenklichen Auftrag und begab ſich nach Fontainebleau.

»Die erſte Bewegung des Kaiſers war, die Unterhandlung abzubrechen, die ſo demüthigend für ihn war. Was konnte der Krieg ihm ſchlimmeres bieten, als der Friede gab? Alle ſeine Gedanken ſind wieder auf den Krieg gerichtet. Der Marſchall Soult hat noch 50,000

Mann unter den Mauern von Toulouſe; der Marſchall Suchet bringt 15,000 Mann aus Catalonien zurück; der Prinz Eugen hat 30,000, Augereau 15,000 Mann, die der Verluſt von Lyon gegen die Sevennen drängte. Die zahlreichen Garniſonen in den Grenzplätzen und das Heer des Generals Maiſon endlich bieten furchtbare Stützpunkte dar, gegen die Napoleon mit dem, was ihm um Fontainebleau blieb, manövriren kann. Er ſpricht davon, ſich an die Loire zurückzuziehen. Alles empört ſich gegen dieſen Entſchluß. Man will das Ende des Kriegs um jeden Preis, und ſagt es laut. Es herrſchte eine allgemeine Abſpannung und Ermüdung; vielleicht fürchtete man auch einen Bürgerkrieg. Übrigens hatten die Angeſehenſten im Heere ſchon Worte der Verſöhnung von Paris und Verſicherungen empfangen, die ihnen die Ausſicht darboten, unter guten Bedingungen ihren beſondern Frieden zu ſchließen. Man ſuchte darum, ſo gut es ging, einen Vorwand nach der Hauptſtadt zu gehen, wo von der neuen Regierung gut aufgenommen wird, was die alte verläßt.

»Doch fühlt man ſich wieder von einem Reſt von Scham zurückgehalten; keiner möchte der Erſte ſeyn und das gehäſſige Beiſpiel geben. Warum aber zögert er ſo lange, der peinlichen Lage ein Ende zu machen? Was ſoll dieſe Unentſchiedenheit? zu was können die verzweifelten Entwürfe führen? Das Murren wird laut und allgemein. Seitdem er unglücklich iſt, hält man ihn nur für fähig, Fehler zu begehen, und mehrere Taktiker von ganz friſchem Datum begreifen nicht, wie ſie in dummer Blindheit ihn ſo lange für ihren Meiſter erkennen mochten. Endlich folgt Jeder dem unwiderſtehlichen Zuge. Alles läuft nach Paris. Der Eine iſt dahin berufen, der Andere dahin geſchickt. Dieſer muß Geld erheben, Jener für die Bedürfniſſe ſeiner Mannſchaft ſorgen. Dieſem iſt eine Frau erkrankt, Jenem ein Kind gebohren. Dem böſen wie dem guten Willen fehlt es nie an Gründen. Wer nicht ſelbſt nach der Hauptſtadt gehen kann, unterhält daſelbſt wenigſtens ſeinen Bevollmächtigten.

»Napoleon fühlte das Mißliche ſeiner Lage; auch ihn ſchreckte der Bürgerkrieg, vor dem man einen ſo großen Abſcheu zu haben ſchien. »Wohlan, ſagte er, wenn wir es aufgeben müſſen, Frankreich länger zu vertheidigen, bietet ſich mir dann Italien nicht dar? Will man mir noch einmal dahin folgen? Brechen wir gegen die Alpen auf!« Tiefes Schweigen. Napoleon verſtand die ſtumme Sprache. »Ihr wollt den Frieden, rief er; Ihr ſollt ihn haben. Wahrlich, Ihr wiſſet nicht, wie viel Kummer und Gefahren Euch auf Eurem Flaumbett erwarten! Einige Jahre dieſes Friedens, den Ihr ſo theuer zu bezahlen im Begriffe ſeyd, werden einer größern Anzahl von Euch das Leben koſten, als der verzweifelteſte Krieg.« Prophetiſche Worte, die in Erfüllung gegangen ſind. Was iſt aus Berthier, Murat, Ney, Maſſena, Augereau, Lefebvre, Brune, Serrurier, Kellermann, Perignon, Beurnonville, Clarke und ſo vielen Andern geworden? —

»Der Kaiſer ſetzte ſich, nahm die Feder und ſchrieb: »Da die verbündeten Mächte verkündet haben, der Kaiſer ſey das einzige Hinderniß des Friedens in Europa, ſo erklärt er, ſeinem Schwur getreu, daß er für ſich und ſeine Kinder auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet, und daß es kein Opfer giebt, ſelbſt das ſeines Lebens, welches er nicht bereit wäre, dem Wohle Frankreichs zu bringen.«

»Der Herzog von Vicenza überbringt dieſe Entſagung den Verbündeten, und ſogleich werden die Feindſeligkeiten eingeſtellt. Die Unterhandlung nimmt nun einen raſchen Gang, und die hohen Alliirten, und beſonders der Kaiſer Alexander, zeigen eine Großmuth, die man kaum erwartet zu haben ſchien. In dem Vertrage, der am 11. April abgeſchloſſen worden, iſt feſtgeſetzt, daß dem Kaiſer und der Kaiſerin ihre Titel und Auszeichnungen bleiben. Napoleon erhält die Inſel Elba als ein eigenthümliches, ſuveränes Fürſtenthum, nebſt einem jährlichen Einkommen von zwei Millionen Franken, die Frankreich zu zahlen hat. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla ſind der Kaiſerin, dem Könige von Rom und deſſen Nachkommen als vollkommenes Eigenthum zugeſichert. Den Prinzen und den Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes, den Brüdern, Schweſtern und der Mutter Napoleons nämlich, ſind jährlich 2,500,000 Fr. angewieſen, und dem Kaiſer zwei Millionen zugeſagt, damit er ſie unter ſeine Offiziere und Angeſtellte als Gratifikationen vertheile. Sogar der Prinz Eugen iſt nicht vergeſſen. Die Bedingungen des Vertrags zeugten wirklich von Edelmuth; nur hatten ſie den Nachtheil, daß ſie nicht gehalten wurden.

»Während dem dieſer Vertrag in Paris unterhandelt wurde, ſchickte Napoleon Kurier auf Kurier an den Herzog von Vicenza, um ſeine Entlaſſung von ihm zurückzufordern. Seitdem er dieſe Urkunde ausgeſtellt, war er unzufrieden mit ſich ſelbſt. Es ſchien ihm nicht ehrenvoll, daß ein Opfer, wie er es gebracht, eine Art Vergütung in den armſeligen Bewilligungen von etwas Geld finden, daß die ungeheure Kataſtrophe, die ſo viel Größe und Herrlichkeit zerſtörte, mit der Ausgleichung ganz gemeiner Intereſſen enden ſollte. »Zu was ein Vertrag? ſagte er. Es gilt einzig meine Perſon, wozu iſt da ein Vertrag vonnöthen? Ich bin beſiegt und gebe der Entſcheidung der Waffen nach. Nur verlange ich, kein Kriegsgefangener zu ſeyn.« Auch da der Herzog von Vicenza mit dem unterzeichneten Vertrage von Paris zurückkam, forderte Napoleon die Entlaſſungsurkunde von ihm zurück. Es war zu ſpät. Merkwürdig iſt, daß Napoleon und die Bourbons gleich unzufrieden mit dieſer Entſagung waren. Beide behaupteten, ſie hätten ſie nicht nöthig, jener, um von dem Thron, dieſe, um auf ihn zu ſteigen. Napoleon nimmt den Vertrag nicht an; aber er iſt zu Fontainebleau ein Gefangener. Alle Zu- und Ausgänge werden ſorgfältig bewacht. Er ſcheint nur ein Mittel zu haben, ſeine Freiheit, vielleicht ſein Leben zu retten, wenn er nämlich unterzeichnet. Indeſſen geht der Tag zu Ende, und er beharrt auf ſeiner Weigerung. Wie glaubt er der Nothwendigkeit, die ihn gefangen hält, zu entgehen? Seit Tagen ſchon ſcheint er mit einem geheimen Entwurfe beſchäftigt. Der Gegenſtand ſeiner vertrauteſten Unterhaltung iſt der freiwillige Tod, den ſich im Alterthum Männer in ähnlicher Lage gaben. Mit ruhiger Faſſung ſpricht er davon, und erörtert die Meinungen für und gegen. Was in ihm vorgieng, war kein Geheimniß, und ein Umſtand beſtätigte die nur zu gegründete Vermuthung. Die Kaiſerin hatte nämlich Blois verlaſſen, um zu Napoleon zu kommen. Schon war ſie zu Orleans eingetroffen, und man erwartete ſie zu Fontainebleau; aber aus dem Munde des Kaiſers ſelbſt vernimmt man, daß Befehle gegeben ſind, ihre Abſicht zu vereiteln. Napoleon, der dieſe Zuſammenkunft fürchtete, wollte Herr ſeines Entſchluſſes bleiben.

»In der Nacht vom 12. auf den 13. wird auf einmal das einſame Schweigen im Palaſte durch ein eilfertiges Hin- und Herlaufen unterbrochen. Es geht Treppe auf, Treppe ab. In den Gemächern des Kaiſers iſt Licht, ſeine Dienerſchaft auf den Beinen. Man pocht an der Thür des Arztes Yvan. Der Großmarſchall Bertrand wird geweckt, der Herzog von Vicenza gerufen, und nach dem Herzoge von Baſſano wird geſchickt; ſie kommen alle, einer nach dem andern an, und werden in das Schlafgemach geführt. Vergebens horcht die beſorgte Neugierde; was ſie vernehmen kann, iſt ein Ächzen und Schluchzen, das durch das Vorzimmer dringt. Auf einmal kommt Yvan heraus, geht haſtig in den Hof, findet ein Pferd, das an das Gitter gebunden iſt, beſteigt es und reitet im Galopp davon. Was in dieſer Nacht ſich zugetragen, iſt kein Geheimniß geblieben.

»Bei dem Rückzuge von Moskau hatte ſich Napoleon durch den Doktor Yvan ein Mittel verſchafft, das ihn gegen die Gefahr ſichern konnte, lebendig in die Hände ſeiner Feinde zu fallen. Es war daſſelbe, deſſen ſich Condorcet bedient hat, der es dem berühmten Cabanis verdankte. So lange die Gefahr dauerte, hatte Napoleon dieſes Mittel an dem Halſe getragen, und es ſpäter ſorgfältig aufbewahrt. Dieſe Nacht, dachte er, ſey der Augenblick gekommen, davon Gebrauch zu machen. Der Kammerdiener, der hinter der halb offenen Thür ſchlief, hatte bemerkt, wie er aufſtand, etwas in einem Glas Waſſer einrührte, es trank und ſich wieder legte. Bald preßten ihm die Schmerzen das Geſtändniß ſeines nahen Endes aus. Er ließ ſeine vertrauteſten Diener rufen. Auch Yvan ward geholt, und da er vernahm, daß Napoleon ſich beklagte, das Gift wirke nicht ſchnell genug, verlohr er den Kopf und entfloh eilends von Fontainebleau. Man fügt hinzu, es ſey ein langer, müder Schlaf erfolgt, und auf einen ſtarken Schweiß hätten die Schmerzen aufgehört. Genug, das Gift that die erwartete Wirkung nicht, ſey es nun, daß die Doſis zu ſchwach geweſen, oder daß es durch die Zeit an ſeiner Kraft verlohren. Napoleon, ſagt man weiter, da er zu ſich gekommen, ſey erſtaunt geweſen noch zu leben, habe einige

Augenblicke nachgedacht und dann die Worte geſprochen: »Gott will es nicht!«

»So viel iſt gewiß, daß er von dieſer Nacht an ſich mit vieler Ergebung in ſeine Lage fand und den abgeſchloſſenen Vertrag unterſchrieb. Er ſelbſt erklärte denen, die ſich ihm näherten, er habe zu regieren aufgehört.

»Jetzt ward es zu Fontainebleau einſam. Den Befehl über die Armee hatte Napoleon dem Fürſten von Neufchatel übergeben, und dieſer unterwarf ſich ſogleich der proviſoriſchen Regierung, blieb in Paris und kommandirte von da aus die Truppen. Bei aller Menſchenkenntniß konnte der Gefallene ſich nicht recht in ſeine neue Lage finden, und begriff kaum, warum er ſo verlaſſen ſey. Hört er im Hofe einen Wagen rollen, dann fragt er, ob nicht Berthier zurückgekommen, ob nicht einer ſeiner ehemaligen Miniſter eingetroffen, um Abſchied von ihm zu nehmen. Wenigſtens erwartet er Molé, Fontanes und ſolche noch zu ſehen, die ihn früher einer unbedingten und grenzenloſen Ergebung ſo laut und warm verſichert hatten. Es kommt Niemand. Nur die geprüften Getreuen ſind um den Verlaſſenen mit gewohntem Eifer thätig: der Herzog von Vicenza, der die Reiſeanſtalten nach Elba beſorgt, um es ſeinem alten Herrn leicht und bequem zu machen, und der Herzog von Baſſano, der in vertraulicher Unterhaltung Napoleon zu zerſtreuen ſucht. Beide waren wie immer, wie in den Zeiten des höchſten Glücks.

»Die Pariſer Blätter las der Kaiſer regelmäßig;

ſie enthielten nur Schmähungen gegen ihn; er ſchien ſich wenig daraus zu machen, und wenn die Bosheit oder Niederträchtigkeit bis zum Abgeſchmackten es übertrieb, dann flog ein mitleidiges Lächeln über ſein Geſicht. Die Abreiſe war auf den 20. April feſtgeſetzt. In der Nacht vom 19. auf den 20. entwichen ſein vertrauter Kammerdiener Conſtant und der Mameluk Ruſtan. Es war die letzte harte Prüfung dieſer Art, die Napoleon zu beſtehen hatte.

»Man war übereingekommen, daß jede der großen Mächte einen Kommiſſär ſchicken würde, um Napoleon nach dem Orte ſeiner Beſtimmung zu begleiten. Von Seite Rußlands war der General Schuwaloff, von Seite Öſterreichs der General Koller, von Seite Englands der Oberſt Campell, von Seite Preußens der General Waldburg-Truchſeß eingetroffen. Die Reiſewagen ordnen ſich bepackt im Hofe. Die Kaiſergarde tritt ins Gewehr. Auf dem Wege, den Napoleon nehmen muß, um einzuſteigen, erwarten ihn der Herzog von Baſſano, der General Belliard, die Oberſten Buſſi und Montesquieu, der Graf Turenne, der General Fouler, Gourgaud, Fain, ich und noch einige andere. Napoleon reicht jedem die Hand, geht raſch die Treppe hinab, an den Wagen vorbei, gerade auf die Garde los. Er giebt ein Zeichen, daß er ſprechen will; es erfolgt eine allgemeine tiefe Stille. »Soldaten meiner alten Garde,« ſpricht er, »ich nehme Abſchied von Euch. Seit zwanzig Jahren habe ich Euch beſtändig auf dem Wege der Ehre und des Ruhms gefunden. In der ſpätern Zeit, wie in jener des Glücks, habt Ihr nicht aufgehört, Muſter der Tapferkeit und der Treue zu ſeyn. Mit Männern, wie Ihr, war unſre Sache nicht verlohren, aber auch das Ende des Kriegs nicht abzuſehen; es wäre ein Bürgerkrieg, und Frankreich nur unglücklicher durch ihn geworden. Ich habe alſo alle unſre Intereſſen denen des Vaterlandes geopfert; ich reiſe ab. Ihr, meine Freunde, fahret fort, Frankreich zu dienen. Sein Glück war mein einziger Gedanke; es wird immer der Gegenſtand meiner Wünſche ſeyn. Beklaget mein Loos nicht; habe ich mich dazu verſtanden, mich ſelbſt zu überleben, dann geſchah es Eures Ruhmes wegen. Ich will beſchreiben, was wir Großes mit einander gethan. Lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte Euch alle an mein Herz ſchließen; laßt mich wenigſtens Eure Fahne umarmen!«

»Bei dieſen Worten ergreift der General Petit den Adler und tritt hervor. Napoleon umarmt den General und küßt den Adler. Es herrſcht eine tiefe, feierliche Stille, nur vom Schluchzen der Krieger unterbrochen. Die Rührung Napoleons war ſichtbar. Er ſucht ſeine Faſſung zu behaupten und mit feſterer Stimme ruft er: »Noch einmal lebet wohl, meine alten Gefährten! Möge dieſer letzte Kuß in Euer Herz dringen!« Mit einer raſchen Wendung ſchwingt er ſich in den Wagen, in dem ſchon Bertrand ſitzt, und der Zug geht nach der Straße von Lyon.

Kapitel 7.

Der Rheingau.

Unſre Vorkehrungen zu der ſehnlichſt erwünſchten Rheinfahrt waren geendigt. Die nöthigen Proviſionen wurden zu Schiffe gebracht, und bei dem ſtilleſten, heiterſten Himmel lichteten wir, Nachmittags um zwei Uhr, fröhlich die Anker. Es war ein freundlicher, warmer Tag. Ein friſcher Oſtwind kräuſelte die blaue Fläche des Stromes. Wir zogen die Segel auf, und die leichte Yacht durchſchnitt die ruhige Fluth. Die Ufer mit ihren Feldern, Bäumen und Hügeln zogen eilend an uns vorüber gen Morgen.

Wir ließen die Petersaue *) links, um der herrlichen Anſicht zu genießen, die das Schloß von Biebrich mit ſeinen Umgebungen gewährt. Es hat eine maleriſche Lage an dem ſchönen, beſchatteten Ufer. Auswärts ſieht man über den königlichen Strom. Mainz mit ſeinen Thürmen und kühnen Befeſtigungen begrenzt die Ausſicht rechts. Auf der linken Seite verliehrt ſich dieſelbe über dem Rhein, den Bollwerken von Kaſtel und tiefer über der Anhöhe von Hochheim. Den Strom hinab

---

*) Die Landeseingebohrenen nennen die kleinen Inſeln auf dem Rhein Auen.

öffnet ſich der Eingang in den paradieſiſchen Rheingau, den Eltville mit ſeinem alten Thurme zu bewachen ſcheint. Vor dir ſchwimmen liebliche, ſtille Auen, von plätſchernden Wogen beſpült, die den Rhein in vier Arme theilen. Die Inſelchen mit ihren ſchattigen Gebüſchen und blumigen Wieſen geben der Gegend ein gar romantiſches, freundliches Anſehen.

Biebrich iſt jetzt die gewöhnliche Reſidenz des Herzogs; ſchöner mag ſie kein Fürſt in Deutſchland haben. Hinter dem Schloſſe zieht ſich der Garten, der geſchmackvoll angelegt und gut unterhalten iſt, gegen die Höhe von Mosbach. Er ſteht jedem Beſuche offen, wie denn überhaupt in Allem hier eine anſtändige Freiheit und eine gefällige Nachſicht gegen das Volk herrſcht.

Tiefer liegt das ſtille Schierſtein gar bequem für Wiesbaden und Mainz, die an Sonn- und Feiertagen einen Theil ihrer Bevölkerung auf Landparthieen ausſenden. Noch weiter unten, auf einem Vorſprunge gegen den Rhein, der den Ort hinterliſtig umgehen zu wollen ſcheint, grüßet uns das helle, freundliche Walluf. Es iſt ein einladender Ort, und ich würde zu einer andern Zeit den Vorſchlag thun, hier zu landen, und ein reizendes Thal zu durchwandeln, das durch reiche Fruchtfelder, über Wieſengründe, an dem Fuße mit hundertjährigen Eichen bewachſener Hügel, nach Schlangenbad führt. Hier fängt der Rheingau an. Verläßt du aber das Thal vor dem Eingange in den Wald, und beſteigſt die Anhöhe, die dir zur Linken liegt, dann kommſt du in das zu wenig gekannte Rauenthal, das ſich vor deinem Blicke hinter Haine von Obſtbäumen verbirgt. Vor Rauenthal erhebt ſich ein Hügel, von dem du die ganze weite, lachende, mit Städtchen und Flecken überſäete Gegend, von Koſtheim bis zum Niederwalde, überſiehſt. Aber einen Theil ſeines Reichthums verbirgt es beſcheiden. Verliehre dich in einſamen Stunden in ſeine friſchen Wälder, in dieſe grünen Thäler, von Felſen und Schluchten bewahrt; verfolge deinen ſtillen Pfad, auf dem dich nur der Geſang zahlloſer Vögel begleitet, bis dich hinter Kiedrich der Anblick des Rheins wieder überraſcht, dann wirſt du nicht leicht die Schweiz um ihre grünen Matten und freundlichen Alpen beneiden.

Das Städtchen, das jezt den Rhein hinab die Ausſicht rechts verſchließt, iſt Eltville, der Hauptort des obern Rheingaus und Amtsſitz. Die beiden Ämter Eltville und Rüdesheim, die ſich von Niederwalluf den Rhein hinab bis nach Lorch ziehen, bilden, mit Ausnahme von wenigen Orten, die über der Höhe, jenſeits der Gebirge liegen, den eigentlichen Rheingau. Auf 19,914 Morgen bebautem Felde, wovon 6,208 Morgen Weinberge ſind, nähren ſich 21,759 Menſchen; eine außerordentliche Bevölkerung, die indeſſen durch den Weinbau hinlänglich beſchäftigt wird.

Man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man die Bewohner dieſes Paradieſes für ſo glücklich hielte, als die Gegend es zu verbürgen ſcheint. Es iſt hier wie allenthalben. Die Sterblichen haben ſich ungleich in den Genuß und die Arbeit getheilt. Alle dieſe Menſchen, welche das ganze unabſehbare Land wenigſtens zweimal im Jahre umwühlen, und noch überdies ſechs ganz verſchiedene Arbeiten in jedem Weinberge verrichten, haben den geringſten Antheil an dem Boden, den ſie mit ihrem Schweiße düngen. Ich glaube nicht, daß die Verſicherung übertrieben iſt, mehr als die Hälfte des Kapitalwerthes von Grund und Boden ſey, von früher Zeit an, ein Eigenthum der Geiſtlichkeit, des Adels und der Fremden geweſen. Dieſe haben ſich hier Güter angekauft, ohne ſie im ganzen Jahre gewöhnlich mehr als einmal, nämlich im fröhlichen Herbſte, zu ſehen.

Es war nie anders, ſagte Eugen bewegt. In dieſer Welt reißt jeder an ſich, was er zu ergreifen und zu behaupten vermag. Die Erde mit allen ihren Genüſſen iſt die Beute des Stärkeren; und damit der zweifelhafte Krieg nicht ewig währe zwiſchen dem der alles, und dem der nichts hat, zwiſchen dem, der müßig geht und es ſich wohl ſeyn läßt, und dem, der arbeitet und hungert, ſo haben die, welche im Beſitz und Genuſſe ſind, wohlweiſe den ſchützenden Zaun des heiligen Geſetzes um ihre Haabe gezogen, auf das die Wiſſenſchaft und der Himmel das Siegel der Unfehlbarkeit gedrückt. Aus der Geſchichte und der lebendigen, täglichen Erfahſahrung ſpringt mir nichts mit ſo wildem Hyänengrimme ans Herz, als die ewig wiederkommende Bemerkung, daß Tauſende hungern müſſen, damit Einige ſchwelgen.

Der Pabſt Alexander VI. verſchenkte mit einem Feverzuge die neue Welt, als wäre ſie menſchenleer. Ach! die alte war eben ſo, nur früher, verſchenkt. Doch wohl denen, die beſitzen!

Nichts mehr davon! Alles das iſt in unſern Tagen eitles Gerede geworden. Ich kenne nur zwei Menſchen die bewieſen, daß ſie es werth geweſen wären, der Welt Geſetze zu geben — Lykurg und Penn. Aber die Pauſe, welche ſie in die Disharmonieen der Welthändel brachten, war kurz.

Da Eugens heftige Expektoration vorüber war, fuhr ich, als leitender und erklärender Cicerone der Geſellſchaft, fort: Der Weinbau in einer bergigen und zum Theil ſteinigen Gegend iſt eine ſchwere Arbeit; und dieſe Arbeit fällt, unter einem warmen Himmel, größtentheils in den heißen Sommer. Der Ackerbauer, der bei weitem nicht die Anſtrengungen des Weinbauers erfordert, hat in dem Thiere noch einen Gehülfen; hier muß der Menſch alles thun. Dieſer iſt mit ſeiner Exiſtenz auf das beinahe einzige Produkt ſeines Bodens, den Wein angewieſen, und ehe der Herbſt eintritt, auf den er nie ſicher rechnen kann, iſt der Ertrag deſſelben gewönlich ſchon verzehrt. Mehrere Fehljahre, die ſich nicht ſelten folgen, ſetzen auch eine an liegenden Gütern vermögende Familie oft in einen Zuſtand von Dürftigkeit. Die Unſicherheit des Gedeihens ſeines Erzeugniſſes theilt ſich ſeiner ganzen Ökonomie mit, und er kann, in zwei verſchiedenen Jahren, wohlhabend und arm bei einem beinahe gleichen Vermögen ſeyn. Wäre der Weinbauer im

Stande, ſeinen Herbſt aufzubewahren, bis er ihn unter den günſtigſten Umſtänden verkaufen kann, dann würden ſich am Ende die fruchtbaren und unfruchtbaren Jahre gegen einander ziemlich ausgleichen, und jene ihm erſetzen, was er an dieſen verliehrt. Aber dazu gehört ein Kapital, welches die wenigſten Weinbauern beſitzen; und da ſie oft genöthigt ſind, ihr Produkt ſogleich nach dem Herbſte zu verkaufen, auf den die öffentlichen Abgaben und ſeine Gläubiger verwieſen ſind, ſo macht ihnen der Käufer den Preis und zieht auch allein den Gewinn, weil er ſeine Weine nicht eher losſchlägt, bis ſie an ihren Werth gekommen ſind.

Mehrere auf einander folgende fruchtbare Jahre geben dem Weinbauer einen ungewöhnlichen Wohlſtand, und er macht ſich mit neuen Genüſſen bekannt, die er ſich bei eintretenden Mißjahren wieder verſagen muß. Der Ackerbauer ſchränkt ſich nie auf die Erzielung eines Produktes ein, und darum giebt es für ihn beinahe nie ein gänzliches Fehljahr. Die Viehzucht ſteht mit ſeinem Geſchäfte in zu genauer Verbindung, als daß er ſie ohne Gefahr für ſeine Ernte vernachläſſigen könnte, und ſo findet er die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens in ſeinem Kreiſe. Seine Erzeugniſſe ſind von einem unmittelbaren Gebrauch für ihn, da der Weinbauer das ſeinige erſt in Geld umſetzen muß, um ſich dafür zu kaufen, was er nöthig hat. Alle dieſe Umſtände haben einen entſchiedenen Einfluß auf die Lebensweiſe und den Karakter. Bei den Weinbauern finden wir abwechſelnd einen größern

Luxus und eine größere Armuth, eine angeſtrengtere Arbeit und, zu ſeiner Erholung, einen größern Aufwand und eine ſtärkere Konſumtion ſeines Produktes, deſſen Werth er weniger hoch anſchlägt, weil es ihm, wie er ſich auszudrücken pflegt, nichts, das heißt kein Geld, koſtet. Da ſeine Arbeit auch nicht in alle Jahreszeiten vertheilt iſt, ſo hat ſeine Lebensweiſe die Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit von der des Ackerbauers nicht. Dieſer kann übrigens viel beſtimmter als der Weinbauer ſagen, er werde jeden Sonntag ſein Huhn im Topfe haben.

Man hätte glauben ſollen, daß dem Weinbau hier eine Beſchränkung bevorſtehen würde, und daß es vortheilhaft für die Einwohner wäre, wenn ſie ſich freiwillig zur Anpflanzung anderer Produkte entſchlöſſen, ehe ſie der erlittene Verluſt zu dieſer Masregel nöthigt. Der Rheinwein von geringerer Güte wird nie mehr den Abſatz finden, den er vor dem Kriege und während deſſelben noch fand, weil durch die Aufhebung der zahlreichen Stifter und Klöſter in den Bundesſtaaten die Konſumtion deſſelben außerordentlich verringert worden iſt. Später haben die Zölle und Mauthen den Abſatz des Weines noch mehr erſchwert. Indeſſen hat ſich die Erzeugung dieſes Produktes bis jetzt noch nicht vermindert.

Die beſten Güter gehören, wie geſagt, nicht dem, der ſie mit eigenen Händen baut. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß der den Wein nicht trinkt, der ihn pflanzt; und auch hier ſtoßen wir, wie allenthalben, auf das fatale sic vos, non vobis. Allenthalben bis in die entfernteſten Gegenden der Erde ſehen wir das Beſtreben des Menſchen, die Beſchwerden des Lebens auf den Andern zu wälzen und ſich die Genüſſe deſſelben vorzubehalten. Der freie Wilde ſogar, der keinen Sklaven kennt, als ſeine Frau, bürdet dem ſchwächeren Weibe die ſchwere Arbeit auf, um ſich des Lebens müßig zu erfreuen. Die ziviliſirten Völker ſind gegen das ſchöne Geſchlecht galanter, aber darum weder menſchlicher noch gerechter, ſondern nur raffinirter. Wir haben freilich keine Plantagen und Schwarzen; aber wir pflanzen auch keinen Zucker, und die Weißen machen bei uns die Schwarzen entbehrlich. Der Menſch iſt nicht immer beſſer, wo es beſſer geht, ſondern die Umſtände ſind es.

Allenthalben ſehen wir dieſelbe Neigung des Menſchen, Andern die Laſt des Lebens aufzubürden und ſich ſeine Genüſſe zuzueignen; und nur in den Mitteln, zu dieſem Zwecke zu gelangen, wechſelt er. Man müßte das Geſchlecht des Prometheus wenig kennen, wenn man nicht wüßte, daß der Despotism ſeine Wurzeln in ſeinem tiefſten Gemüthe hat.

Bailly ſagte: »Wer kennt nicht das weltberühmte Schloß Diderot's? *) Über ſeinem Eingang ſteht geſchrieben: »Ich gehöre keinem Menſchen an und Jedermann. Ihr waret darin, ehe ihr hineingegangen, und ihr werdet noch in ihm ſeyn, da ihr es verlaſſen. In dieſem Schloſſe geht oder ſteht man, wenn man nicht ſizt

---

*) Jacques le fataliste.

oder liegt. Einige Dutzend verwegener oder verſchlagener Leute hatten ſich in ihm die geräumigſten und beſten Gemächer angeeignet, die ſie indeſſen immer zu beſchränkt und nicht bequem genug fanden. Sie behaupteten, gegen den Sinn der Inſchrift am Eingang, das Schloß gehöre ihnen erb- und eigenthümlich zu. Das haben ſie denn auch, mit Hülfe einer Anzahl von Leuten in ihrem Solde, die wieder eine Menge anderer Leute in ihrem Solde haben, die für ein Stück Geld Jeden, der das Gegentheil zu behaupten wagte, zu köpfen, zu hängen, zu erſchießen, zu rädern bereit ſind, weis gemacht,, — Du tückiſcher Diderot! Welche Bosheit! Welche Verleumdung! Da ſeht Ihr die Früchte der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, der Werke eines Voltaire, Rouſſeau und der Encyklopädiſten! Iſt nicht das Ungeheuer von einem Contrat social und der gotteslästerliche discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes mehr noch als die Reformation einem zweiten Sündenfall gleich zu achten?

»Doch weg mit dieſem Stoffe! Ihr macht nichts daraus. Euch gehen Reformen durch den Kopf, Ihr Radikalen, laßt ſie ruhen, wenn Ihr ihn darüber nicht ſelbſt verliehren wollt; denn, wahrlich, eher verliehrt Ihr den eigenen Kopf, als es Euch gelingt, ihn Anderen zurecht zu ſetzen. Helft die Welt nur nicht verbeſſern, wenn Ihr mit den verrufenen Töchtern des Danaus nicht Waſſer in durchlöcherte Gefäßen tragen wollt. Es giebt gute Menſchen; aber, glaubt mir, die Menſchen ſind nicht gut. Die Welt iſt ein Bicetre und Bedlam, ein großes Eberbach, ein Korrektions- und Irrenhaus zugleich. Spitzbuben und Narren bevölkern es. Belehrt mich, ſagt es Euch Erfahrung und die Geſchichte anders! Gauner, Diebe, Heuchler, Blödſinnige und Thoren ſind die Heiligen und Helden der dummen Welt. Sechs Jahrtauſende haben an ihr abgerichtet, um ihr etwas Tugend und Weisheit beizubringen; welche Fortſchritte hat ſie gemacht? Kommen mit jedem neuen Geſchlechte nicht die alte Sünde, die alte Thorheit und der alte Jammer wieder? Iſt es nicht mit allem Unterricht, mit Erziehung, Geſetzen und Religion, als richte man einen Pudel zum Tanzen ab? Minuten hält er ſich auf den Beinen und macht gravitätiſch nach dem Takte ſeine Pas. Aber bald gewinnt die Hundsnatur die Oberhand, die der Prügel oder der Geruch des Bratens auf Augenblicke nur bezwang, und das Thier fällt platt und plump auf alle Vier nieder, wie es Gott geſchaffen hat. So haben die Völker in der Geſchichte vorübergehende Perioden von Verſtand und Redlichkeit; aber es iſt der Pudel auf zwei Beinen; er ſtehet weder lang noch feſt. Und glaubt nur nicht, daß es beſſer werde! Verderbt Euch ſelbſt die Zeit und Laune nicht mit dem Verſuche, in die taube Nuß, oder aus ihr, einen geſunden Kern zu bringen! Die Zähne beißt Ihr Euch an der harten Schaale ſtumpf; aber mit dem Kern iſts nichts. Die Welt wäre, wie Pope, leichter neu zu machen, als auszubeſſern. Damit Ihr mich verſteht, muß ich Euch ſagen, daß dieſer, ein Rieſe an Geiſt, ein Krüppel an Körper, im Zorn ſtatt eines Fluchs den Ausdruck an ſich hatte: Gott beſſere mich! Eines Tags ſetzte ihm ein Bettler zu, der ihn mit ſeinem ungeſtümen Weſen reizte. Gott beſſere mich! fuhr der Dichter den Läſtigen abweiſend an. Der Bettler betrachtete den höckerichten Zwerg mit einem langen Blicke und ſagte dann: »Gott verdamm mich! es wird ihm leichter ſeyn, einen neuen zu machen, als den alten auszubeſſern.« Wahrhaftig ſo iſts mit der Welt, und mit der europäiſchen gar, die in ſich faul und durchgefreſſen, gerade wie ein Auszehrender an Geneſung glaubt, wo die Todesgefahr am nächſten iſt. Die Zeit wird es lehren, hat ſie es anders noch nicht gelehrt.

Es giebt ungleich mehr Dummheit in der Welt als Verſtand; wer alſo von dieſem genug beſitzt, um jene zu gewinnen, der hat ein großes Reich und die Mehrheit für ſich, die in der Hand eines geſcheidten Mannes den Ausſchlag giebt. Faſt alle aber, die bei der Menge in Achtung und Anſehen ſtanden, waren Fanatiker, Betrüger oder Heuchler.

Die Italiener ſagen, um Glück in der Welt zu machen, müſſe man etwas närriſch ſeyn *). Wirklich ſtehet dem Glücke, wie die Erfahrung zeigt, der Verſtand nicht weniger als die Ehrlichkeit im Wege. Wer ſich geltend machen will, der muß die Menſchen betrügen oder unterdrücken. Eine gute Doſis Thorheit macht uns und Andere zufrieden mit uns; ſie läßt ihren Mann nicht untergehen,

---

*) Aver un poco di matto.

darauf kann man zählen; denn mit ihr ſieht man in der Welt nie allein, ſondern gehört dem zahlreichſten Orden an, der ſeine Glieder nicht im Stiche läßt.

Glaubet mir, Freunde, pfleget Eurer Geſundheit und ſorget für des Leibes Nothdurft! Geht aller Metaphyſik, als einem neckenden Irrwiſche, aus dem Wege, der Euch in Sumpf und Moor verlockt. Es iſt mehr Lebensklugheit und Makrobiotik in den drei Regeln jenes ehrlichen Mönchs, als Ihr in allen Schulen und ihren Büchern findet. Von jenem Mönche rede ich, der ſich friſch und munter bis ins hohe Alter erhalten hatte. Wie fiengen Sie das an, ehrwürdiger Vater? fragte ihn ein Bekannter, daß Sie ſelbſt im grämlichen Alter ein rüſtiger Jüngling geblieben ſind, geſund an Leib und Seele? Mein ganzes Geheimniß, erwiederte der Mönch, beſteht in drei Lebensregeln. Die erſte heißt: Rede nur Gutes von deinen Vorgeſetzten. Das iſt ein goldner Spruch. Zweitens: Laſſe die Welt gehen, wie ſie geht. Sie thuet es am Ende doch nicht anders, und ich ſetze ihr, ſo ſehr ich mich auch anſtrenge, keine neue Beine an. Wie ich merke, iſt ſie uneben und ungleich geſchaffen worden, und ich will des Meiſters Werk nicht meiſtern, und mein Leben an die vergebliche Mühe ſetzen, ſie eben und gleich zu machen. Drittens: Thue deine Schuldigkeit, ſo gut es gehen will. Wer leben will, muß leben laſſen. In allen Dingen dir wohl, und Andern nicht übel! Was du nicht tragen kannſt, das lade dir nicht auf. — Ihr ſeht, Freunde, das Rezept iſt gut und ſparet Euch viel

Arbeit, Verdruß und Noth. Freilich wird es wenig Stoff zu Epopeen und Trauerſpielen liefern, auch die Geſchichte mager laſſen; aber die Menſchen, verlaßt Euch darauf, werden deſto fetter. Was wollt Ihr mehr?

In dem Rheingau, fuhr ich fort, fand man ſonſt auf einer Fläche von kaum drei Stunden ſechs Klöſter — Tiefenthal, Eberbach, Gottesthal, Eibingen, Rothgottes und Marienhauſen — die nicht wenig dazu beitrugen, die andächtige Stimmung des Volks zu unterhalten. Andere Religionen als die katholiſche, die allenthalben eingeniſteten Juden ausgenommen, kannte man nur dem Namen nach. Seit dem Revolutionskriege, der viel Gutes zerſtörte, aber auch ſehr oft mit der Frucht das Unkraut vernichtet hat, iſt es anders geworden. Die Frucht wird wieder angebaut, das Unkraut nicht. Das Gemiſch von Völkern mit ihren Sitten, Gebräuchen und Meinungen hat die Rheingauer an das Fremde gewöhnt, und nach und nach lernten ſie die Vorzüge von dem ſchätzen, was ſie erſt haßten, dann ertrugen und endlich liebten. Iſt der Menſch nicht allenthalben Sklave der Gewohnheit? Was wir ewig ſehen und wiederſehen, ſcheint uns allein das Rechte und Wahre, und wir ſind gewiß, mehr als in einer Hinſicht, in dem Falle jenes ſüdlichen Aſiaten, der alles in Europa möglich und begreiflich fand, nur nicht daß daſelbſt die Flüſſe frieren, und es eine andere als monarchiſche Regierungsform geben könne.

Wo ſich verſchiedene Meinungen begegnen, da wird der Menſch zum Zweifel und dann zur Prüfung geführt, und er lernt, im Umgange mit Menſchen von einem andern Glauben, erſt ihre Tugenden und dann den Glauben ſelbſt ſchätzen, mit dem ſich ſolche Tugenden vertragen. Man rühmt mit Recht von Reiſen, daß ſie uns tolerant machen, weil, wer viel geſehen und gehört hat, auch Vieles prüfen und ertragen lernen mußte. Die abwechſelnden Wanderungen der verſchiedenen Völker in dem Revolutionskriege haben die Stellen der Reiſen vertreten.

Was der Krieg begonnen, vollendete der Friede. Klöſter wurden aufgehoben, die drei chriſtlichen Konfeſſionen für gleiche Schweſtern einer Mutter erklärt, und Völker, Verfaſſungen, Sprachen und Gebräuche ſo bunt gemiſcht, daß man kaum mehr, eine Grenze zu erkennen vermogte. Katholiſche Länder erhielten proteſtantiſche Fürſten und umgekehrt, und verſchiedene Mundarten und Sprachen vertrugen ſich geſellig.

Welch ſchönes, geſchmackvolles Landhaus dort unter Eltville! rief Johanne. Und was iſt das tiefer im Lande am Saume des Waldes? Es ſieht ſich wie die Trümmer einer alten Burg an, und aus der Vertiefung erhebt ſich der Thurm einer Kirche. — Das iſt Kiedrich, war die Antwort, ein recht angenehmer Ort, wo die Freiherren von Ritter einen ſchönen Landſitz haben. Auf dem mit Reben bepflanzten Hügel bei der Ruine wächſt der geſuchte Grävenberger, der zu den vorzüglichen Rheinweinen gezählt wird.

Noch tiefer im Hintergrunde, mehr links und faſt ganz ins waldige Thal verſteckt, liegt die ehemalige Abtei Eberbach, reich, gaſtfrei und wohlthätig. Im Rheingau allein beſaßen dieſe Bernadiner mehr, als zur Unterhaltung eines Fürſtenhauſes gehört: in der Nähe den Geisgarten und den Neuhof, am Rhein Reichartshauſen, und bei Eltwille den Steinheimer und den Draiſer Hof, mit Weinbergen, Ackerfeld, Wieſen und Wald, außer den Gütern, die ihnen in den Feldmarken mehrerer Gemeinden angehörten. Bei Eberbach liegt der berühmte Steinberg, auch die Hundert Morgen genannt, rundum durch eine Mauer eingeſchloſſen. Den Wein, der hier wächſt, halten Kenner jetzt für den beſten, den das rheiniſche Vaterland erzeugt. Zu dieſem Ruhme gelangte er aber erſt, ſeitdem der Steinberg mit dem Beſitze der ehemaligen Abtei dem Herzoge von Naſſau als Domäne zugefallen iſt. Unter den eingezogenen, ſtillen Mönchen reifte auch der Steinberger in beſcheidener Eingezogenheit und vergieng unberühmt. Jetzt iſt Eberbach eine Korrektions- und Irrenanſtalt, die in ihrer Art als ein Muſter geprieſen wird.

Erbach hat eine ſchöne Lage. Siehſt du das kleine Häuschen dort, das arm und unbemerkt ſich neben dem reichen Landhauſe verbergen möchte, und ſich nur durch ſeine gelbe Farbe kenntlich macht? Von da haſt du eine der reichſten und ſchönſten Ausſichten im ganzen Rheingau. Das prächtige Landhaus daneben, das ſich wohl Jeder von uns mit Freuden gefallen ließe, gehört dem Grafen von Weſtphalen. — Dort, rief Mathilde, dort iſt er! Wie herrlich!

Man unterſcheidet den Johannisberg ſchon in der Nähe von Mainz und erkennt ihn deutlich unter Walluf. Das Landhaus, von dem Schloſſe links, kündigt ſich ſehr vornehm an. Auch iſt es ſchön gelegen und nimmt ſich, beſonders in der Ferne, vorzüglich aus. Der Handelsmann Mumme hat es ſich gebauet. Sehen Sie auf dem Berge tiefer hinab, und in der Nähe des Rheins, am Rande des Waldes, aus dem Dunkel einen weißen Punkt glänzen? Es iſt der Tempel des Niederwaldes. Jetzt verliehren wir das rechte Rheinufer beinahe ganz aus dem Geſichte, um dem ſchnelleren Strome zwiſchen den freundlichen Inſeln zu folgen. Aber wir verliehren hier nur, was im Leben ſo ſelten iſt, um zu gewinnen. Wenn die Auen dort am Ausgange die verſchloſſene Ausſicht wieder öffnen, und der Strom in ſeiner weiten Spiegelfläche bis an den Rochusberg mit ſeiner Kapelle vor dir liegt, und die freundlichen, bevölkerten Orte ſich in der klaren Fluth beſehen, und die mit Früchten beladenen Bäume und die Rebenhügel ſich um das Ufer drängen, dann laß den trunkenen Blick in dieſem Reichthum ſchwelgen!

Hattenheim tritt dort hinter der zurückfliehenden Inſel hervor. Grüßet mir das freundliche Haus, das einladend ſich dem Rheine zu nähern ſcheint, als wolle es gaſtfrei zum Beſuche bitten; es gehört der achtbaren Familie Mappes.

Oberhalb Hattenheim, auf mehr als halbem Wege nach Erbach wächſt der geſchätzte Markebrunner. Die Aue, hinter der wir herabfuhren, verbarg uns die Weinberge dort, die den milden und feurigen Markebrunner liefern.

Das faſt klöſterliche Gebäude unter Hattenheim iſt Reichartshauſen, früher ein Hof, der zu Eberbach gehörte, dann der Witwenſitz der nun verſtorbenen Herzogin von Naſſau. Nach dem Tode dieſer Fürſtin kaufte das Gut der Graf von Schönborn, ſein gegenwärtiger Beſitzer. Die Lage iſt ganz vorzüglich.

Es hat, rief Bailly lebhaft, Ähnliches mit Malmaiſon. Wirklich ſehr ſchön! — Eugen ſah mich an und lächelte. Der Garten, fuhr ich fort, wie wir ihn jetzt ſehen, iſt von dem Grafen angelegt. Auch findet man eine kleine Gemäldeſammlung daſelbſt, die einige vorzügliche Stücke enthält und den Fremden gern gezeigt wird. Kein Freund der Kunſt, der vorüber kommt, läßt ſie unbeſehen.

Öſtrich, von Fruchtbäumen bekränzt und mit lieblichen Fluren umgeben. Sey mir gegrüßet, Krancher, alter Freund!

Landeinwärts, wenn du dem fruchtbaren Wieſenthale gegen den Wald folgſt, ſiehſt du das ſtille Gottesthal; früher ſtand daſelbſt ein einſames Frauenkloſter. Nur zwei Mühlen entdeckt man noch. Kirche und Kloſter ſind ſpurlos verſchwunden, und auf dem Boden, wo ſie geſtanden, wird jetzt ein guter Wein gebauet. Mehr weſtlich ſteigt das Schloß Vollraths aus der Vertiefung neben einem Kaſtanienhaine hervor. Dieſes Freiherrlich-Greifenklau'ſche Gut gehört zu den angeſehenſten im Rheingau. Die Gebäulichkeiten ſind weder bequem noch freundlich, aber die verſchiedenen Zweige der Landwirthſchaft ſtehen miteinander im ſchönſten Verhältniſſe. Da ſind Weinberge, Ackerland und Wieſen für reiche Ernten und einen beträchtlichen Viehſtand, Obſtzucht, Wald und Gärten.

Die waldigen Berge ſtehen beinahe in einem Halbzirkel, gleich bewaffneten Rieſen, ſchützend um das herrliche, geſegnete Land. Jenſeits dieſer Berge wird die Natur ſchauerlich und wild, und verbirgt reiche Schätze wenig gekannter Schönheiten.

Auf dem höchſten der Berge, die ſich dort erheben und die Rabenköpfe heißen, auf jenem, der dort hinter Hallgarten ſein mit Eichenwäldern bekränztes Haupt in den Wolken trägt, iſt eine freie Stelle, von der man das ganze weite, offne Land überſieht, das in der unermeßlichen Fläche zwiſchen den Gebirgen vom Hundsrück, dem Donnersberg, dem Melibokus und dem Altkönig liegt. Nicht leicht findet man in Deutſchland einen ſchönern Standpunkt, von dem man mehr Reichthum und Pracht der Erde mit einem Blicke überſchaut.

Iſt das nicht der Ort, fragte Wertheim, auf dem Eugen uns Schmauß und Tanz bei ſeiner Hochzeit in einer ſchönen Sommernacht verſprach?

Es iſt derſelbe.

Wahrlich, ein königlicher Gedanke, rief er, beim Fackelſchein von aufgeſchichteten Holzſtößen, in der Nähe des Himmels zu ſchmauſen! Die nackte Fläche auf dem Scheitel iſt zum Tanzſaal geräumig genug. Das zahlreiche Orcheſter vertheilt man ins Thal, rund um den Fuß des Berges, und Muſik und Tanz und Beleuchtung wären in der That ein großes, einziges Schauſpiel. So hatte ein Künſtler des Alterthums die gigantiſche Idee, den Berg Athos zum ähnlichen Bilde Alexanders auszuhauen. Die Wälder waren die Haare ſeines Hauptes, in der Rechten ſollte er eine Stadt tragen, und aus der Linken ſich ein Strom ergießen. Ich ermahne Eugen an die Erfüllung ſeines Verſprechens.

Mittelheim liegt ſo nahe an Winkel, daß es mit dieſem faſt zuſammenhängt. Hier bitte ich, einen Blick auf den Spiegel des Rheins zu werfen. Welch eine zauberiſche Ausſicht den Strom auf- und abwärts! Die Sonne ſteht ſchon über dem Niederwalde. Die helle, glänzende, ebene Waſſerfläche breitet ſich wie ein See bis tief an den Fuß des Rochusberges und die waldige Höhe vor Weiler aus. Die friedlichen Flecken ſtehen am Ufer und beſehen ſich in dem Spiegel des Stromes, und die ſchattigen Auen winken dir freundlich zum Beſuche. Es iſt in der That eine namenloſe Luſt, in dieſer Jahreszeit, bei dieſer Beleuchtung der Gegend, hier über die ſtille, klare Fluth zu ſchwimmen.

Am Fuße vom Johannisberg dehnt ſich Winkel aus, mit größerm Recht das lange genannt, als mancher Held in der Geſchichte der Große heißt.

Der Johannisberg! ſagte Mathilde. — Wir fuhren in der Tiefe an ihm vorüber. Das Schloß und die Kirche glänzten in der Abendſonne.

Deine Kindheit, deine Hoffnungen, deine Träume und Wünſche richten ſich, wie die Geſtalten abgeſchiedener Freunde, vor deiner Seele auf. — Ich verſtehe die Thränen in deinem Auge. Aber das Leben hat noch keinem beſſern Menſchen gehalten, was es ihm verſprach. — —

Der Rheingau iſt doch wirklich ein Paradies, unbedenklich der ſchönſte Fleck Erde in unſerm Deutſchland. Kein Pinſel, kein Grabſtichel, keine Feder giebt ein Bild von dieſer großen und reichen Natur. Von Walluf bis Rüdesheim geht man durch einen Garten mit ſchönen Landhäuſern, den von der einen Seite der ſtolze Fürſt der Ströme, von der andern der hohe waldige Taunus begrenzt.

Die köſtlichſte Perle in dieſem reichen Schmucke iſt der Johannisberg. Man wird es nicht müde, von dem Balkon des Schloſſes herabzuſehen in die gefällige Tiefe, nach dem königlichen Rhein, der ſeine hundert grüne und dunkle Auen ſchwimmend auf dem Rücken trägt. Links das liebliche Biebrich, der Sitz des Herzogs, den ſein fürſtliches Gemüth noch über ſeinen fürſtlichen Stand erhebt, weiter Hochheim, rechts der ſchöne Niederwald, dann mehr vor ſich das ſchöne Nahethal und die fruchtbaren Gefilde der ehemaligen Pfalz bis zum Donnersberge.

Für ſeinen großen Umfang hat das Gebäude wenig bewohnbaren Raum. Die Gemächer des Fürſten, die geſchmackvoll eingerichtet ſind, haben die Ausſicht nach Süden und Oſten. Sie beſtehen aus dem Schlafgemache des Fürſten, ſeinem Kabinete, wo ein ſchöner Kupferſtich, den folgereichen Wiener Kongreß darſtellend, aufgehängt iſt, dann aus einem prächtigen Gemache, in welchem ſich ein treffliches Porträt des Kaiſers Franz befindet und endlich einem Billardzimmer. Die Gemächer der Fürſtin, ebenfalls geſchmackvoll, ſind auf der andern Seite, und haben die Ausſicht nach Süden und Weſten.

Dieſes ſchöne Gut hat mit der Zeit ſo ziemlich gleichen Schritt gehalten und ſeine Beſitzer ſo oft, als viele Menſchen ihre Grundſätze und viele Länder ihre Herren gewechſelt. In der alten legitimen Ordnung, welche durch die franzöſiſche Revolution ſo gewaltig zerrütet ward, gehörte der Johannisberg zu Fulda. Mit dieſem Ländchen kam er, in der Säkulariſations- und Entſchädigungs-Epoche, an Oranien, das gegenwärtig auf dem Throne der Niederlande ſitzt. Napoleon, der ſeine Krieger und Verwandte mit erobertem Gute kaiſerlich zu belohnen pflegte, ſchenkte ihn dem Marſchall Kellermann, den er zum Herzog von Valmy erhoben hatte. Nach dem Untergange des mächtigen Kaiſerreichs, das mit ſeinem Gründer wie ein flammendes Meteor vorübergezogen war, fiel der Johannisberg dem Kaiſer von Öſterreich heim, der ihn dem um die öſterreichiſche Monarchie ſo hoch verdienten Staatsmanne, dem Fürſten Metternich, gab. Wenn hier nicht der beſte Rheinwein gezogen würde, dann könnte man darum wenigſtens der Natur keinen Vorwurf machen. Lage und Boden ſind vortrefflich. Es läßt ſich begreifen, daß der öftere Wechſel der Beſitzer dem Gute nicht zuträglich geweſen iſt.

Jetzt ſcheint man ernſtlich daran zu denken, die Natur durch die Kunſt der Behandlung und Pflege, die der Weinſtock in unſerm Klima nicht entbehren kann, kräftig zu unterſtützen. Der Weinbau ward in der ſpätern Zeit, namentlich in den Herzoglichen Domänen und durch angeſehene Gutsbeſitzer in Rüdesheim, Geiſenheim, Kiedrich, Hattenheim, Eltville und anderen Orten des Rheingaus zu hoher Vollkommenheit gebracht.

Der anſehnliche Ort hier von ſtädtiſchem Anſehen mit Häuſern, die faſt Paläſten gleichen, iſt Geiſenheim. Das helle, große Gebäude öſtlich mit ſeinem geräumigen Garten bewohnt die gräfliche Familie von Ingelheim, wegen ihrer wohlthätigen Menſchenliebe und freundlichen Umgänglichkeit im Lande von alter Zeit her ſehr beliebt. Das ſchloßartige Gebäude nach Weſten gehörte dem Grafen Oſtein, den unter andern auch das Verdienſt auszeichnet, den Niederwald angelegt zu haben. Das Schloß iſt, nach des Grafen Tod, wie viel adeliges Gut in ſpäterer Zeit, an Privatleute gekommen, die, um ihr Eigenthum, wie es ſcheint, unverkennbar zu ſcheiden, es durchbrochen haben. An der Seite dieſes Gebäudes ſteht ein andres, nicht ſo groß, aber freundlich, gegen den Niederwald und Rüdesheim; es gehörte der Familie Metternich, die in unſern Tagen durch den Fürſten dieſes Namens ſo berühmt geworden iſt. Wenige Staatsmänner haben, gleich ihm, ſo einflußreich auf ihre Zeit gewirkt. Wie ſich dies Haus neben dem Johannisberg ausnimmt, ſo ſteht das alte Geſchlecht neben dem Fürſten und Staatskanzler, der es verherrlicht.

Verfolgt man das Thal hinter Geiſenheim landeinwärts durch den Wald, dann kommt man nach Nothgottes, das früher ein Kapuzinerkloſter war. Erinnerſt du dich, Eugen, noch unſeres Beſuchs daſelbſt? — Ich denke wohl, erwiederte dieſer; ſolche Erinnerungen verwiſchen ſich nicht ſo leicht in unſrer Seele.

Laſſen Sie doch hören! rief Johanne. Das muß recht komiſch ſeyn; kaum kann ich mir eine Vorſtellung von einem Weſen machen, das Kapuziner heißt. — Viel Komiſches, war meine Antwort, hatte der Beſuch nun eben nicht; indeſſen iſt er intereſſant genug, um erzählt zu werden.

Vor, ich weiß nicht, wie vielen Jahren, hatten wir, Eugen und ich, uns Morgens auf, einem Streifzuge von Vollraths aus, in dem Walde verirrt. Es war unmöglich, die Gegend, in der wir uns befanden, zu erkennen. Es gieng durch Thäler, es gieng über Berge; aber die Bäume verbargen uns jede Ausſicht. Endlich gewannen wir eine Höhe, von der wir einen Theil des

Rheingaus ſahen. Wenn mich nicht alles trügt, ſagte ich, dann ſind wir vielleicht noch eine Stunde von Johannisberg oder Rothgottes. Verfolgen wir die Richtung nach Süden, und wir treffen zu Geiſenheim oder Winkel ein.

Rothgottes iſt das angeführte Kapuzinerkloſter, das im Walde in einem einſamen, ſchönen Thale liegt. Im Sommer iſt es von blühenden Kaſtanienbäumen und Linden freundlich beſchattet.

Gehen wir nach Rothgottes! rief Eugen. Vielleicht lebt der Pater Anton noch. So lange habe ich den guten Alten nicht geſehen. Wie leicht vergißt doch der undankbare Menſch in dieſem fliehenden Leben, was ihm ſonſt theuer war!

Der Pater Anton? fragte ich lächelnd, und ein Kapuziner! Wahrhaftig eine eigne Verwandtſchaft!

Und warum? erwiederte Eugen. Ein Kapuziner iſt mein Freund; das befremdet dich? Hätte ich einen Türken genannt, du hätteſt es nicht ſeltſam gefunden. O ihr Griechen, ſagte jener Alte, ſeyd doch ewig Kinder!

Dieſer Pater Anton iſt ein ehrwürdiger Greis, dem ich viel verdanke. Er hat mehr als die Hälfte von Europa geſehen, war fünfzehen Jahre in Italien, und kennt, was viel ſagen will, die Menſchen.

In meiner früheſten Jugend gab er mir Unterricht in dem Italieniſchen. An dem Orte, wo meine Eltern wohnten, konnte ich in dieſer Sprache, die ich beſonders liebte, keinen Lehrer haben. Ich ſah ihn zufällig in Geſellſchaft, er hörte meinen Wunſch, und bot mir ſeine Dienſte an. Damals war ich beinahe noch Knabe. Das Eigne der Sache reizte mich. Täglich beſuchte ich den Alten in ſeinem Kloſter, um ſeinen Unterricht zu genießen. Er gewann mich lieb; ich ſchätzte ihn. Als Freunde ſind wir geſchieden. Später hörte ich, er ſey in Rothgottes. Ich hörte es, und vergaß es wieder. Andre Zeiten geben andre Sorgen. Den Menſchen zieht ein Strom gedankenlos mit ſich fort. Die Gegenwart verwiſcht die Vergangenheit.

Nach einer halben Stunde kamen wir bei dem Kloſter an. An der Pforte, die uns ein Bruder öffnete, erkundigte ſich Eugen nach dem Pater Anton. Er führte uns ſchweigend durch den düſtern Kreuzgang, eine Treppe hinauf und pochte an einer kleinen Thür. Sie wurde geöffnet, und der Bruder verſchwand. Ein hoher, ehrwürdiger Greis ſtand vor uns. Der nackte Kopf war ſchön und voll Ausdruck. Sein weißer Bart fiel tief über die Bruſt herab.

Sie kennen mich nicht mehr, mein Vater? fragte Eugen.

Nein, antwortete der Alte. Meine Augen werden ſchwach, und ich ſehe ſelten Menſchen.

Ich bin Ihr Schüler Eugen, mit dem Sie das befreiete Jeruſalem ſo oft geleſen.

Ja, erwiederte der Greis, indem er ihn aufmerkſam betrachtete, dies Geſicht und dieſe Geſtalt trügen nicht. Dieſen Jüngling verſprach der Knabe. Er öffnete ſeine Arme, drückte Eugen an ſein Herz, und küßte ihm die Stirn. Ich habe viel Gutes von dir gehört, und das macht deinem Vater große Freude. — Ich heiße dich noch du, Eugen; denn hoffentlich hat die Welt dich nicht verändert.

»Nein, mein Vater, wenigſtens, wie ich hoffe, nicht verſchlimmert.

So meine ichs, erwiederte er.

Ich wurde endlich vorgeſtellt. Wir ſetzten uns, redeten über die Vergangenheit und Gegenwart, über den Zufall, der uns hergeführt und über Italien, unter deſſen freundlichem, warmem Himmel der Alte ſich zu verjüngen ſchien. Er ſprach mit Kürze und Beſtimmtheit, tadelte oder lobte ſelten, und ſchien wenig Antheil an den Ereigniſſen der Gegenwart zu nehmen, mit denen er übrigens bekannt war. Das Leben lag wie eine vollendete Reiſe hinter ihm, und in der Welt betrachtete er ſich als einen Fremdling, der den Staub von ſeinen Füßen ſchüttelt und weiter geht. Seine Klauſe, in der kaum drei Menſchen Raum fanden, hatte eine liebliche Ausſicht in den Garten und über den Wald ins Wieſenthal hinab. Seine Geräthe beſtanden in zwei Strohſtühlen, einem Bücherſchranke und einer Bettlade mit einem reinlichen aber armen, harten Bette.

Eugen äußerte den Wunſch, in den Garten zu gehen, um ſeine alten bekannten Plätzchen zu beſuchen. — Das thue mein Sohn, ſagte der Greis; der gute Menſch liebt ſeine Kindheit. Ich will Sie unterdeſſen als unſre Gäſte auf dieſen Mittag melden.

Wir bemerkten, daß dies wegen des Weges, den wir noch zu machen hätten, nicht möglich ſey, und baten nur um eine kleine Erfriſchung. Er drang nicht in uns, und verſprach uns einen Kaffee zu beſorgen.

Eugen eilte in den Garten. Ich begleitete den Vater, der den Kaffee beſtellte, und dann folgten wir unſrem Freunde, der in dem Garten umherirrte, und uns allein ließ. So viel ich mich erinnere, war unſre Unterhaltung folgende:

Ich. Ihr Kloſter hat eine ſchöne Lage.

Pater. Sie iſt geſund.

Ich. Wohnen Sie ſchon lange in dieſer Gegend?

Pater. An vierzehen Jahre; ſeitdem ich die härteſten Pflichten meines Ordens für mein Alter zu beſchwerlich finde und ruhig lebe. Über vierzig Jahre war ich in ſeinem Dienſte auf Reiſen.

Ich. Sie ſind alſo ſchon an fünfzig Jahre Prieſter?

Pater. Noch länger.

Ich. Und waren ſtets zufrieden?

Pater. Wie es der Menſch iſt und ſeyn kann. Er ſucht das Glück in ſeiner Jugend, findet es ſelten, und wenn er es vergebens geſucht zu haben glaubt, ſucht es ihn oft im Alter, als ein unerwarteter Gaſt. Die Welt hält nie, was ſich der beſſre Menſch von ihr verſpricht. Erſt wenn er ſie aufgegeben hat, iſt er erſtaunt, in ſich ſelbſt zu finden, nach was er vergebens außer ſich geſtrebt.

Mir war das Kloſter ein ſichrer Hafen, in den mich der Zufall vielleicht, oder meine Beſtimmung, von der hohen See des ſtürmiſchen Lebens trieb. Ich habe die Erde um ihre Güter nie beneidet. Wenig hab ich geſucht, das Wenige gefunden, und von dem Wenigen doch manches ſchmerzlich verlohren.

Ich. Das iſt das Leben.

Pater. Man gewinnt um zu verliehren, und verliehrt nicht ſelten, um zu gewinnen. Was der Menſch heftig wünſcht, hört auf, wünſchenswerth zu ſeyn, wenn er es beſitzt. Was ihm nicht werden kann und ſoll, hat für ihn den größten Reiz. Nie kann er erlangen, was er wünſcht, weil ſeine Wünſche den Köpfen der Hyder gleichen; dem abgeſchlagenen wachſen neue verdoppelt nach. Der befriedigte Wunſch erzeugt andre Wünſche. Darum lernt der Weiſe mehr entbehren, als erwerben; und ſeine Weisheit kann er als Mönch in ſeiner Klauſe ſo gut, wie Mark-Aurel auf dem Throne, oder Diogen in ſeiner Tonne üben.

Ich. Denken alle Ihre Brüder ſo?

Pater. Nicht leicht denken zwei Menſchen gleich.

Ich. Die Klöſter werden gegenwärtig in Europa ſehr vermindert.

Pater. Alles hat ſeine Zeit. Verſchiedene Jahrszeiten und Himmelsſtriche bringen verſchiedene Früchte. Das Irdiſche wechſelt. Was der Menſch gemacht, kann auch der Menſch zerſtören. Seine Werke ſind vergänglich, wie er ſelbſt. Eine lächerliche Gewohnheit wird oft heilige Sitte, und ein drückender Mißbrauch beliebtes Geſetz; ſo kann unter andern Verhältniſſen das Geſetz zum Mißbrauch, und die beſte Sitte zur lächerlichen Gewohnheit werden. Vom Menſchen hängt es ab, gerecht und gut zu ſeyn. Kein Stand ſchließt ein wohlthätiges Wirken und die Erfüllung heiliger Pflichten aus.

Ich. Wenn der Menſch aber durch ſeinen Stand in die Lage käme, gegen ſeine Überzeugung zu handeln?

Pater. Der Menſch iſt nicht ſein Stand. Oft ſpricht der Mund des Richters ein hartes Geſetz aus, das ſein Herz verdammt, und der Krieger ſchlägt ſich für eine Sache, die er mißbilligt. Getrauen Sie ſich, als Bürger eines Staates, die Sünden zu verantworten, mit denen er ſich oft belaſtet?

Ich. Das iſt wahr.

Pater. Selten iſt der Stand, in dem wir leben, das Werk unſrer eignen Wahl. Der Menſch von Ehre ehrt jeden Stand; den ſchlechten macht auch der Beſte nicht beſſer. Der meinige lehrt den Menſchen die größte aller Künſte — die zu gehorchen und zu befehlen.

Ich wollte mir über dieſe Stelle, die mir nicht ganz verſtändlich war, einige Erläuterungen ausbitten, als Eugen zu uns kam. Er ſchien tief bewegt zu ſeyn. Der Greis betrachtete ihn aufmerkſam. Wenn mich dein Äußeres nicht täuſcht, ſagte er zu ihm, dann iſt es in deinem Innern nicht ruhig.

Mein Äußeres täuſcht nicht, erwiederte Eugen.

Der Geiſtliche nahm ſeine Hand. Freude und

Schmerz, ſprach er, folgen ſich auf der Erde wie Licht und Schatten. Der Menſch, mein Sohn, der glücklich zu ſeyn verdient, kann nie ganz unglücklich werden. Wo die Freude reich ausſähen ſoll für fruchtbare Ernten, da muß der Schmerz erſt tiefe Furchen ziehen, um ihren Saamen zu empfangen. Glaube und hoffe!

Ein Bruder meldete, der Kaffee ſey aufgetragen.

Ich will hier von Ihnen Abſchied nehmen, ſagte Eugen. Von den übrigen Herren des Kloſters, die ich nicht kenne, mag ich keinen zum Zeugen haben. Der Alte ſchloß ihn an ſein Herz und küßte ihm die Stirn.

Vielleicht ſehen wir uns zum letztenmal, ſprach mein Freund.

Wie Gott will, Eugen, war des Geiſtlichen Antwort. Was gebohren iſt, muß ſterben. Aber doch ſehen wir uns wieder. Laß die feige Weisheit der Zeit dein Herz nicht vergiften. Glaube und hoffe! Ohne den Willen deſſen, der die Welten ſchuf, und den Menſchen, und den Seraph und den Wurm, fällt auch kein Haar von deinem Haupte.

Wir begaben uns in das Refektorium, wo der Kaffee aufgetragen war. Wir ſahen nur wenige Mönche, die ſchweigend auf und nieder giengen. Bei dem Abſchiede wurden wir dem Guardian des Kloſters vorgeſtellt. Wir eilten weiter. —

Auf einmal, da ich kaum geendet hatte, wendete das Schiff ſich rechts, um das Ufer zu gewinnen, das uns eine lange Aue, hinter der wir herabgefahren waren, verborgen hatte. Da öffnete ſich die Ausſicht über die weite Waſſerfläche. Hier Rüdesheim, das ſich, ſeiner Schönheit bewußt, in der klaren Fluth beſah, der herrliche Niederwald mit ſeinem Tempel, dort der Mausthurm, Bingen und der Rochusberg mit ſeiner freundlichen Kapelle.

Gott! wie prächtig! rief Mathilde. Wir alle waren in den Anblick verlohren. Dort, fuhr ich als Ceremonienmeiſter mit der Präſentation des Landes fort, dort hinter jenem Walde von Obſtbäumen verſteckt ruht Eibingen hinter einem romantiſchen Wieſengrunde. Das adelige Frauenſtift, jetzt zum Zeughauſe eingerichtet, hat eine ſchöne Ausſicht.

Der eigentliche Rheingau, der dieſſeits der waldigen Gebirge auf dem rechten Ufer des Rheins liegt, hat wohl ſeine Sänger gefunden. Gelehrte Reiſende hatten es gemächlich genug, auf ihrem Fahrzeuge den Strich Landes abzureißen und in ihrer Schreibtafel aufzubewahren. Aber dieſe oberflächliche Küſtenfahrt giebt eben nicht die einzige, reiche Ausbeute. Jenſeits dieſer Höhe liegt noch eine neue Welt von unbekannten Schönheiten verborgen. Wäre es nicht eine alte Krankheit des Menſchen, in der fernen Fremde zu hoffen und zu ſuchen, was er in der nahen Heimath verſchmäht, dann könnte man nicht begreifen, wie reiche Reiſende mit ihrem Gelde entlegene Genüſſe einer üppigen und ſchönen Natur kaufen, und dieſen Rheingau, und auf und hinter dem Gebirge das Werk, das Lahn- und Wisperthal, die Ellmach und die hundert herrlichen Gegenden ohne, oder mit unbekannten Namen, geſchenkt nicht mögen. Oder hat für den Menſchen nur Werth, was er theuer bezahlt?

Die rechte Zeit, den Rheingau zu beſuchen, iſt im Juni, wenn das ganze angebaute Land einen prangenden Garten bildet, die dichten Reben dich in ihren Schatten einladen, dir Kühlung zufächeln, und die berauſchenden Wohlgerüche der Blüthen dich umduften. Willſt du größere Genüſſe, oder dich an der lauten Fröhlichkeit eines muntern, kräftigen Volkes ergötzen, dann beſuche es im Oktober, wenn der reiche Herbſt dir ſeine köſtlichen Gaben ſpendet.

Die Sonne ſchiffte ſich hinter dem Niederwalde nach der neuen Welt ein. Die Berge warfen ihren Rieſenſchatten weit über das Land. Nur der Johannisberg glänzte noch wie ein Feenſchloß in dem Golde der untergehenden Sonne. Wir landeten entzückt von der herrlichen Fahrt.

Nun einen Achten vom Berge oder auch vom Hinterhaus! Heute wollen wir uns ſtärken auf morgen zum mühevollen Gang nach dem Niederwalde. Daß unſere Zimmer ja die freie Ausſicht auf den Rhein haben! Es iſt Vollmond, und wir wiſſen den Genuß eines ſolchen Abends, an den Ufern des prächtigen Stroms, zu ſchätzen. Friſch auf zum Engel, oder, wollt ihr lieber, zum Adler, auch zum Darmſtädter Hofe, wenn es euch gefällt! Ich aber muß vor allem einigen Freunden meine Ankunft melden.

Kapitel 8.

Der Niederwald.

Dieſen Nachmittag traten wir unſern Zug nach dem Niederwalde an. Die Karavane war ziemlich ſtark; denn unſre zahlreichen Rüdesheimer Freunde hatten ſich uns gefällig angeſchloſſen. Nach ernſter Berathung über den beſten Weg, entſchieden wir uns für den kürzeſten und beſchwerlichſten, der durch die Weinberge nach dem Tempel führt. Wir hatten alle in unſrem Leben, wie durch die neueſten Erziehungsſchriften, die Erfahrung gemacht, daß der gemächlichſte Weg ſehr oft am ſicherſten — das Ziel verfehlt. Die Frauen verſprachen uns, ſich mit Geduld, der Tugend, die der Mann am Weibe beſonders ſchätzt, zu waffnen, und hielten männlich Wort.

Es war ein heißer Nachmittag. Die Erde lag erſchöpft in der glühenden Umarmung des Himmels. Kein Laut liſpelte in den Blättern des Weinſtocks. Der Gang war ermüdend, aber die frohe Laune, welche uns durch tauſend ſcherzhafte Einfälle unterhielt, ließ uns den ſteilen Weg vergeſſen.

Die Damen hatten ſich mit jungen Reben gegen die Sonnenhitze bewaffnet, und fächelten ſich wechſelſeitig Kühlung zu. Man ſcherzte über die Beſchwerlichkeiten;

und da auch das geringſte Murren die Züchtigung des Spottes fürchtete, ſo langten wir alle, ohne eine Klage zu hören, auf der Höhe an.

Peters muſterhafte Geduld ſtärkte die Geſellſchaft durch ein großes Beiſpiel. Zum zweitenmal war dieſer unermüdliche Menſch ſchon als Proviantwagen an uns vorübergezogen, mit dem Nektar, von dem Berge erzeugt, den wir beſtiegen, auf ſeinem geübten Nacken. Sobald er uns erreicht hatte, übernahm er, außer der Laſt, die ihn vertragsmäßig beſchwerte, auch noch die freiwillige, uns über das Land mit allen ſeinen Merkwürdigkeiten in umſtändlichen Berichten aufzuklären. Von intereſſanten Menſchen und Gegenden darf man nur den Namen nennen, und er allein ſchon iſt ihre würdige Beſchreibung.

So nenne ich dich Peter! Dem gefälligen Fremden, der deine redſelige Unterhaltung nicht vornehm verſchmäht, biſt du ein redſeliger Cicerone und zugleich dein eigner Biograph; und ich glaube dir das Zeugniß ſchuldig zu ſeyn, daß du, beſcheidner, anſpruchsloſer Menſch, von unſern gewöhnlichen Autobiographen und Selbſtrezenſenten eine ſeltne Ausnahme machſt. So tief du auch ſonſt unter Rouſſeau und der Frau von Staël ſtehen magſt, ſo hoch ſtehſt du auch wieder über ihnen; denn deine ehrlichen Geſtändniſſe *) und zehnjährige Verbannung **) würden dir nicht, wie ihnen, einen

---

*) Confessions.

**) Dix années d'exil, par Mad. de Staël-Holstein.

Theil des mühevoll erworbenen und wohlverdienten Heiligenſcheins vom Kopfe nehmen. Welcher Fremde hat je den Niederwald beſucht, ohne ſich deiner treuen Führung anzuvertrauen? Wie viele fröhliche Stunden haſt du nicht ſchon durch den Wein geſchaffen, den du als ein dir anvertrautes Heiligthum an Ort und Stelle brachteſt? Du haſt die Laſt des Tages mit ausharrender Geduld getragen, gutmüthiger, redlicher Peter! du ſollſt auch die Luſt des Abends mit uns theilen. Stelle nur deine ſüße Bürde hier am Tempel nieder. Wir lagern uns rundum auf ſeine Stufen.

Welche liebliche, entzückende Ausſicht gegen Morgen! Das ganze blühende, grünende Land iſt nur eine große, auseinandergerückte, in Gärten vertheilte Stadt. Dort thront der Johannisberg wie ein König unter ſeinen Vaſallen. In der Sonne ſeh ich tiefer Biebrich glänzen. Wie im Triumphe hält der Rhein ſeine hundert Inſeln empor. Prangend ſtellt die üppige Natur ihre Schätze zur Schau aus. Alles ſchweigt in den Anblick dieſes herrlichen Landes verlohren, und läßt das Auge in den ſeltnen Genüſſen ſchwelgen. Wie gut ſich Rüdesheim an dem Fuße des Berges ausnimmt! Die leichten Kähne mit ihren weißen Segeln durchziehen wie Schwäne den Strom.

Welch ein erfriſchender Wind ſäuſelt in dem geſchwätzigen Laube der Bäume! Ein dichter Schatten nimmt uns in ſein heiliges Dunkel auf. Welche feierliche Stille herrſcht hier! Nichts iſt laut, als unſre lärmende Freude.

Stärken wir uns mit einem kräftigen Glaſe! Öffne deinen Vorrath, freundlicher Peter! Es leben unſre fernen Freunde! Es lebe die Freude, und das Leben lebe, das ſie giebt!

Nicht wahr, Peter, es iſt eine ſchöne Welt und dankenswerth in ihr zu ſeyn? — Peter aber ſprach: Das iſt, verehrter Herr, wie es kommt und wie man's nimmt. Auf Regen folgt Sonnenſchein, auf Sonnenſchein folgt Regen. Wer das Gut hat, hat die Sorgen. Wohn' ich in der Miethe, dann brennt mir das Haus nicht ab. Die Diebe und Schuldenmacher ſuchen kein Geld bei mir, und ſo habe ich vor ſolchem läſtigem Beſuche Ruhe. Großes Glück macht große Sorgen. Leicht bepackt geht ſichs am leichteſten durchs Leben, wie auf den Niederwald. So lange dieſer ſtehen bleibt, die Fremden Geld und Luſt ihn zu beſuchen haben, bin ich außer Noth. Mich ſetzt keine Herrſchaft ab; denn ſie hat mich nicht eingeſetzt, und ich bin beſſer daran, als mancher Fürſt und ſein Miniſter. Wer den Peter bezahlen kann, der läßt den Peter kommen. Für das Geld und den Proviant müſſen die ſorgen, die mich dingen; ich gebe zu dem Kapital nur meine Schultern und Beine, die mir hoffentlich bis ans ſelige Ende meines Lebens bleiben, und ſo iſt von meiner Seite kein Bankerot zu fürchten. Das Haus Peter ſteht feſt, wie er ſelbſt und der Niederwald.

— Doch, lieber Peter, iſts ein ſchönes Ding ums Regiment. Kommandirt und ruhet ſichs doch gemächlicher, als man arbeitet und gehorcht.

Das, erwiederte Peter, meint der Herr. Regiert zu werden iſt wohl kein beſonderes Pläſir; aber die ſchlimmſte Hut iſt die der Menſchen. Als Kuhhirt möchte ich nicht mit dem Bürgermeiſter tauſchen. Die Menſchen zufrieden ſtellen, heißt machen, daß das Feuer näßt und brennt, das Waſſer brennt und näßt. Geben Sie ſich nur einmal mit dem Wettermachen ab, ohne der liebe Gott zu ſeyn — den man, wie ſichs verſteht, ſeiner ſelbſt, und beſonders der Geiſtlichkeit wegen, fürchtet; denn das Geſinde iſt in der Regel ſchlimmer als der Herr — und ſehen Sie, wie Sie's als Wettermacher fertig bringen. Ich wette, daß allein die Waſch- und Trockenweiber Sie in vier Wochen mürbe machen, und Sie gern das Handwerk niederlegen; und doch ſind die Waſch- und Trockenweiber die ſchlimmſten nicht, und die Weiber im Punkte des Regiments leichter zu behandeln, als die Männer, die ſich ganz andere Dinge in den Kopf ſetzen, als zu waſchen und zu trocknen, oder es mit Staaten und Völkern ſehr ins Große treiben. Ja, machen Sie es dem Menſchen recht! Der will den Bart los ſeyn und ſich doch nicht raſiren laſſen. Trocken geſchoren thut's ihm zu wehe, ordentlich eingeſeift iſts ihm zu ſchmutzig und zu naß. Macht er Wein, dann klagt er über die theuern Fäſſer, macht er keinen, dann iſts ihm gar nicht recht, weil er weder zu verkaufen, noch zu trinken hat. Eine Mißernte ſetzt ihn in Mangel, der Überfluß in Noth. Gottes Segen wird ihm zur Landplage, weil viele Säcke ihm kaum den Beutel füllen. Hört man dieſe Klage jetzt nicht allenthalben? — Gut geſprochen! Peter. Nun thue noch einmal Beſcheid! Hier ein friſches Glas!

Peter ſprach: Schönen Dank! Nach gethaner Arbeit iſt gut feiern, und leerte das Glas, durch das ſeine Geſprächigkeit geſteigert ward. Der Wein, fuhr er fort, erfreuet des Menſchen Herz, und des Guten thut man nicht leicht zu viel. Aber der Menſch iſt doch, ſo zu ſagen, ein dummer Teufel. Nichts für ungut, da ſie auch gewiſſermaßen dazu gehören! Ich weiß noch recht gut, wie ein neues Geſangbuch, des lutheriſchen Spaltes wegen, von den Rheingauern verworfen ward. Es hat Mord und Todſchlag abgeſetzt. Der Kurfürſt ſchickte Truppen, — man weiß ja, was in dieſer Geſellſchaft kommt, — Bürger wanderten ins Zuchthaus und auf die Schanze. Die närriſchen Menſchen ſollen ſich um noch jämmerlichere Erbärmlichkeiten, als der lutheriſche Spalt im Geſangbuche iſt, die Hälſe gebrochen haben. Wer hatte das angeſtiftet? Die Kapuziner, die das Lutherthum in dem Spalte ſehen wollten. Die Kapuziner ſind nicht mehr, und der Spalt hat ſich bekehrt und iſt nun gut katholiſch. Was gab es doch in alter Zeit für Wunder, Zauberer und Hexen! Wo ſind ſie hingekommen? Mit dem Glauben daran haben ſie aufgehört. Jener trinkt keinen Wein, dieſer ißt kein Schweinenfleiſch. Hier wird der Teufel weiß, dort ſchwarz gemalt. Kurz, den Bären, den ſie dem Kinde aufgebunden, ſchleppt man oft genug, du lieber Gott! in Schweiß und Thränen durchs ganze Leben bis ins Grab, und wäre er noch ſo zottig und unbequem. Und da läßt ſich denn Jeder für das Thier, das man ihm aufgepackt, todt ſchlagen und ſchlägt Andere todt. Ich habe Franzoſen geſehen, die weiße Bänder trugen und den König, dem ſie übrigens mehr mit Worten als mit Thaten gedient haben ſollen, ohne Bedenken neben Gott Vater ſetzten, und wer nicht ihres Glaubens war, den erſchoſſen oder ſperreten ſie als Jakobiner ein. Dann kamen Andre mit dreifarbigen Bändern, denen zu Gefallen man das Königthum haſſen und die Königlichgeſinnten verfolgen mußte, wollte man nicht als Ariſtokrat an einem Stricke baumeln. Nun ſagen Sie mir, — denn hier im Walde darf man noch frei reden, wenn es Niemand hört — ſagen Sie ſelbſt, iſt in allem dem Verſtand? und haben nicht jedes Volk, jede Zeit, jeder Stand und jeder Menſch ſo ihre Ratte, die ſie ganz dumm und unerträglich macht? Unſre gute Zeit hat auch, Gott ſey's geklagt, ihren guten Theil. Man redet nur nicht gern davon, weil es Leute giebt, die es nicht hören mögen; und das ſollen Leute ſeyn, die ihre Mahlzeit nicht in der eigenen Taſche nach dem Niederwalde tragen, und die ſo ganz über der Schnur und aus dem Häuschen ſind, daß ſie — nun Gott vergeb es ihnen! — ſich für mehr als Leute halten.

Peter! verſtändiger Peter, einer der ſieben Weiſen, wo nicht Griechenlands, doch des Rheingaues, noch ein Glas, das dein Herz erwärmt und deine Seele erfreuet! Noch ein Glas, und dann ſprich, und ſage uns, wie die Leute, denen du ordentlich die Tafel für ſo ſchöne Genüſſe deckſt, dich behandeln und belohnen!

Du aber antworteteſt, Peter: Jetzt muß ich für die ſchöne Gottes Gabe danken. Zuviel zerreißt den Sack, und das Übermaas ſchadet auch dem Guten. Das Thier weiß, wann es genug hat, und der Menſch, der es ſo oft nicht weiß, will doch beſſer ſeyn, als es. Was nun die Art betrifft, wie die Herrſchaften, die ich hierher geleite, mit mir umzugehen pflegen, ſo iſt das ſehr verſchieden und ſelten nach Stand und Rang. Aber das Unglück iſt, daß man nicht immer weiß, wen man vor ſich hat. Den Vogel kennt man an den Federn, aber den Menſchen nicht an den Kleidern. Mancher kommt mit Zwei und Drei und mehr gefahren, der nicht werth iſt, daß ihn ſeine Beine tragen. Oft bückt man ſich zum Zerbrechen vor einem Manne, von dem man ſchwören ſollte, daß Land und Leute ihm gehorchen, und was iſts am Ende? Ein Schauſpieler oder Sänger, die, wie man ſagt, jetzt auch außer dem Theater große Rollen ſpielen; denn es ſollen Komödianten für ihren Spaß mehr Geld erhalten, als die erſten Gelehrten und Weiſen für allen Ernſt. Es iſt nicht alles Gold, was glänzt, und die Kühe, die am meiſten ſchreien, geben die wenigſte Milch. Freilich machen Kleider Leute, aber nicht gerade geſcheidte; denn ſonſt hätten die Vornehmen und Reichen allen Verſtand für ſich, das gemeine Volk käme auch hierin wie in Allem zu kurz, und man brauchte, ſtatt Profeſſoren und Erzieher, nur Kaufleute und Schneider.

Oft iſts auch unſere Schuld, wenn wir von Anderen nicht gut behandelt werden; denn wie man in den Wald ruft, ſo ſchallt es wieder zurück. Mir iſt nur ein Fall bekannt, daß ich von einem Fremden, den ich geführt, nicht freundlich geſchieden wäre. Er war aber auch ein Patron darnach.

Und wie hieß die Seltenheit? Peter! Haſt du den merkwürdigen Namen nicht in dein Hausbuch eingetragen?

Peter antwortete: Es ſteht geſchrieben: Verſucht und prüfet alles, das Beſte behaltet. Den Namen habe ich nicht behalten, weil er das Beſte nicht, vielmehr etwas recht Schlechtes bezeichnen ſoll. Wenigſtens hat es ein Geiſtlicher, zu dem ich den Mann führen mußte, ſelbſt geſagt. Er hieß — er hieß — daß ich den Heidenkerl nicht finden kann! Im Namen iſt etwas Feil. Er ſoll ein Buch ſchreiben, einen Mann oder Buben, wie ſie's heißen, der in Offenbach das Licht der Welt erblickt. Dieſer Feil nun wollte mir für meinen Gang nichts geben. Es ſey ſo ſein Brauch, ſagte er, daß er nicht ſelbſt bezahle, wohl aber ſich bezahlen laſſe; doch vergelte er reichlich auf ſeine Weiſe. Du ſollſt, Peter, ſprach er zu mir, eine Stelle in meinen Schriften finden, und unſterblich werden, wie ich ſelbſt. Ich werde dich aufnehmen in die Schaar der Wohlgefälligen und Auserwählten, und dich als einen — ich verſtand politiſchen ordentlichen Ochſen — rühmen und anempfehlen. Das aber war mir doch zu arg. Sie mögen ein ordentlicher Ochs ſeyn, rief ich, Sie, der Leute mit Grobheiten bezahlen will. Sie — Halt! Peter, fiel mir der Geiſtliche ins Wort, du haſts nicht recht verſtanden. Der Herr ſagt einen politiſchen Orthodoxen, das heißt einen Rechtgläubigen, wie er. Ein ſauberer Glaube, erwiederte ich, zu dem der da ſich bekennen mag! An ſeiner Seele, wie an ſeiner Seligkeit mag ich keinen Theil, und verlange nichts von ihm, als meinen verdienten Lohn.

Bei dem Geiſtlichen hatte ich auch ſchlechte Ehre eingelegt, daß ich ihm den Patron ins Haus gebracht; ich konnte nichts dafür. Man hört des Menſchen Worte, ſieht ihm aber nicht das Herz. Der Offenbacher Feil, und wie er weiter heißt, hatte ſich nach dem Geiſtlichen, und um Küche und Keller bei ihm erkundigt, als ſeyen ſie, von Kindes Beinen an, dicke Freunde geweſen. Doch merkte ich bald, dem war nicht ſo. Der Geiſtliche hörte ihm ſehr gleichgültig zu, als er, der Feil nämlich, von ſich rühmte, wie er ſtandhaft für Altar und Thron kämpfe, die nur durch ſpaniſches Regiment zu retten ſeyen; er ſchwur, ſeine Feder nicht niederzulegen, bis die Allmacht des Königs und die Unfehlbarkeit der Kirche allgemein anerkannt und durch ein Ding geſichert ſey, deſſen Namen ich nicht behalten konnte, das aber, wie mir der Geiſtliche erklärte, das lebendige Verbrennen der Andersdenkenden bedeutet. All das Gerede rührte, wie es ſchien, den Geiſtlichen nicht ſehr, und der Wein, den er vorſtellte, mag auch nicht vom beſten Berge geweſen ſeyn; denn der Offenbacher ſchnitt ein Geſicht dazu, als hätten ihn, wie der

Geiſtliche ſich ausdrückte, ſeine Schutzherren verlaſſen, oder als ſey ihm der Miethkontrakt für den Mann oder Buben, den er ſchreibt, aufgekündigt worden. Der ehrliche Geiſtliche war überhaupt nicht gut auf ihn zu ſprechen. Das, lieber Peter, ſagte er unter vier Augen, iſt ein wahrer Judas; nur wäre Chriſtus ihm noch um ein Billigeres, als ſeinem Ahnherrn feil. Auch verräth er, des ſchnöden Geldes wegen, Gott den Herrn, die Wahrheit nämlich und das Recht, ſo oft ihm etwas darauf geboten wird. Ein böſer Menſch, der den Herrn nicht nur verkauft, ſondern wenns bezahlt wird, mit eigenen Händen kreuzigt! Ich habe es ungern geſehen, daß du mir ihn brachteſt; denn, wie die Leute ſagen, es beſchmutzt ſich, wer im Kothe rührt.

Hochwürdiger Herr! entgegnete ich, meine Schuld iſts nicht. Hat der Mann doch ſo bekannt gethan, als ſeyen Sie, von den erſten Hefen an, als Zwillinge miteinander aufgewachſen. Es thut mir nur leid, daß, des ſauern Weines wegen, der Mann Sie vielleicht in ſeinen Buben, oder der Bube in den Mann ſetzen wird, Ihnen und der Welt zum Arger.

Hat nichts auf ſich, lieber Peter, ſagte der Geiſtliche. Von dieſer Seite kommt er nicht bei. Ganz Deutſchland, in wie weit es ihn kennt, kennt ihn, wie er iſt, und weiß, daß ſein Wahlſpruch pro fame, non pro fama heißt. Das Lob der Schlechten iſt bitterer Tadel und ihr Tadel Lob.

So Peter, dem der fröhliche Wein die geläufige

Zunge gelöſt hatte, und der die Redefreiheit, die kein Preßgeſetz in dem Tempel des Niederwaldes erreichte, trefflich zu benutzen geneigt ſchien. Ich aber, ein wachſamer Cenſor, machte einen derben Strich durch das Manuſkript, das er noch zu reden Luſt haben konnte, und verſagte ihm das dicatur. Auf! rief ich. Scheiden wir nun, Freunde! von dieſer Stelle. Für den Menſchen iſt nichts bleibend, alles um ihn iſt auf der Flucht. Werft noch einen Blick auf das herrliche Land, das bald als eine liebliche Erinnerung hinter uns liegen wird. Mit Sonnenuntergang müſſen wir auf der Roſſel ſtehen. Dorthin, williger Peter, bringe uns wohlbehalten den freudegebenden Nektar!

Jeder reiche ſeiner Dame den hülfreichen Arm!

Wertheim eröffnet mit Johanne den Zug. O, wie freut es mich, glücklicher Eugen, daß dir deine Mathilde zu Theil geworden! Siehſt du nicht, daß eine ſtille Wonne ihr Antlitz verklärt, und eine ſelige Freude in ihren Augen glänzt! Glücklicher Eugen!

Der Weg nach der alten Burg, gewöhnlich die Roſſel genannt, führt durch einen dichten Wald, den die Kunſt zu einem engliſchen Garten angelegt. Man glaubt durch einen unendlichen Tempel zu gehen, der auf zahlloſen Säulen ruht. Kein Sonnenſtrahl dringt durch die ineinander geſchlungenen Zweige. Jeder überließ ſich dem Strome der Luſt, der ihn mit ſich fortriß, ungeſtört von der Luſt ſeines Nachbars und ſie nicht ſtörend. Dort ſang ein froher Chor Schillers Lied an die Freude. Hier fliſterte ein unbemerktes Paar in ſtiller Vertraulichkeit, und da ſprachen die Alten über die unerhörten Ereigniſſe der ſich ſtets verſchlimmernden Zeit.

Da wir hinter dem dicht verwachſenen Hügel ankamen, der die Burg verbirgt, ſagte Eugen zu Mathilde: Schließen Sie die Augen, und vertrauen Sie ſich meiner Führung! Gern vertraue ich mich Ihrer Führung, erwiederte das unbefangene Mädchen, und ſchloß die Augen. Eugen nahm ſie feſter in Arm, und führte ſie ſicher. Aus der Tiefe ſtieg ein dumpfes Rauſchen, als woge ein zürnender Strom in einem Abgrunde unter den Füßen. Die unbedeckte Sonne warf von dem Abendhimmel ihren Glanz in das geblendete Auge. Dann verlohr ſich das Licht wieder plötzlich in einem finſtren Gewölbe. Das wilde Braußen des Stromes kam näher. Ein Schauder bebte durch Mathildens Arm. Sie zittern? fragte Eugen. Ich bin ein Kind, antwortete die Unſchuldige. — Sehen Sie! rief er. — Sie ſchlug die Augen auf. O Gott! ſagte ſie. Mehr Worte fand ihr Erſtaunen nicht. Wir ſtanden auf der alten Burg.

Der Rhein wirft tief im Thale ſeine empörten Wogen ſchäumend über Felſenmaſſen. Auf den beiden Ufern erheben ſich Berge, als ewige Vormauern gegen den wüthenden Strom und ſehen ernſt und ſtill auf ſein furchtbares Toſen herab. Der Blick auf den Fluß, wo die erzürnten Wogen mit wildem Geräuſche über die trotzigen Felſen des Binger Loches ſtürzen, und auf den einſamen Mausthurm, der trauernd unter den tobenden Wellen ſieht, iſt ſchauerlich. Mit einer bangen Wohlluſt ſieht man in die ſchwindelnde Tiefe, wo die Fahrzeuge wie Bretter in dem kochenden Abgrunde ſchwimmen und die Männer auf ihnen kaum wie Kinder erſcheinen.

Bingen liegt ſchön dem Rhein und der Nahe, die hier zuſammenfließen, in den Armen. Der Berg von Rüdesheim, dieſes erſtaunenswürdige Kunſtwerk des ausdauernden Fleißes, ſteht wie ein gewaffneter Rieſe, mit ſeinem breiten Gürtel von köſtlichen Weinreben, und ſeinem ſtolzen Eichenkranze auf dem Haupte, dem freundlichen Städtchen gegenüber.

Die Sonne war im Begriffe unterzugehen. Leichtes Gewölk zog kaum bemerkbar gegen Norden und Oſten. Der Donnersberg war in finſtren Rauch gehüllt, und über ihm ſtand unbeweglich eine ſchwarze Wolke.

Peter hatte ſeine Schätze geöffnet. Die Damen ſaßen im Kreiſe und vertheilten das Mahl. Die Männer füllten und leerten die Gläſer. Die Freude wurde lauter und immer lauter. Der Wein begeiſterte die Gemüther. Scherze löſten Scherze ab, und die muntern Einfälle verfolgten ſich. Die Luſt glänzte in den Augen und ſprach von den beredten Zungen.

Einen friſchen Krug, wackerer Peter! und noch einen! Mehr von dieſem Sorgenſtürmer! Ihm widerſteht kein Gram, ihm widerſteht kein Groll! Füllet die Gläſer noch einmal! Die Sonne iſt dort untergegangen; aber heller leuchtet der Himmel, friſcher iſt das Grün, und melodiſch braußet der Strom im Thal. Das Leben iſt Luſt, die Erde ein Himmel. Evohe! Evohe! Es lebe die Freude! Es lebe der Wein!

Am beſten entladet ſich die volle Bruſt durch Geſang. Hat die wohlthätige Natur uns doch die himmliſche Genien, Dichtkunſt und Muſik, zu freundlichen Begleiterinen gegeben, damit ſie uns den Genuß des Lebens veredeln und erhöhen. Laßt uns ein fröhliches Lied anſtimmen! auch der Geſang erfreuet des Menſchen Herz.

Ja, ein Lied! erſchallte es beifällig von allen Seiten, und man ſang:

Eine Stimme.

Ein Lied auf unſern Vater Rhein,
Muß dieſes Feſtes Gabe ſeyn.
Iſt er nicht eines Liedes werth,
Der unſrer Freude Seele nähret?

Alle.

Wohl iſt er eines Liedes werth,
Der unſrer Freude Seele nähret.

Eine Stimme.

Iſt er nicht eines Liedes werth,
Der uns die frohe Luſt gewähret?
Bei dem die Freude höher ſteigt
Und aller Gram und Kummer weicht?

Alle.

Singt! Er iſt eines Liedes werth,
Der uns die frohe Luſt gewähret.

Eine Stimme.

Wenn auf der Bahn der Wandrer keucht,
Von ſchwerer Laſt zur Erd gebeugt,
Dann reicht der Wein ihm Freundes Hand
Und führt ihn ſtark durch's Pilgerland.

Alle.

Hoch ſinget unſerm Vater Rhein!
Er giebt uns dieſen edlen Wein.

Eine Stimme.

Hoch ſinget dieſem Rebenſaft!
Selbſt Greiſen giebt er Jünglingskraft,
Und bei der Liebe krankem Schmerz
Gießt Linderung er in das Herz.

Alle.

Hoch ſinget dieſem Rebenſaft!
Selbſt Greiſen giebt er Jünglingskraft.

Eine Stimme.

Hoch ſinget unſerm Vater Rhein!
Sein Sohn iſt dieſer edle Wein.
Der Deutſche trinkt mit frohem Muth
Von ſeines Landes beſtem Gut.

Alle.

Hoch ſinget unſerm Vater Rhein!
Sein Sohn iſt dieſer edle Wein.

Einige Stimmen.

Freunde! ſucht ihr einſt vergebens
Nach der Freude dieſes Lebens,
Wallet hin zum Vater Rhein,
Freude giebt er mit dem Wein.

Freunde! Wie ſollt ihr verzagen,
Dieſes Lebens Laſt zu tragen;
Habt ihr dieſen deutſchen Wein,
Wird das Leben euch erfreu'n.

Alle.

Hoch ſinget unſerm Vater Rhein!
Es lebe Deutſchland und ſein Wein!

Was war das? ein dumpfes Murmeln, wie das ferne Rollen des Donners! Fürchtet nichts, Freunde! Iſt der Himmel nicht blau, und das Schloß uns nah, wo wir doch zu übernachten gedenken? Der Wein kennt die Furcht nicht. Du ſiehſt bedenklich, zaghafter Peter, nach dem Donnersberge, den eine ſchwarze Wolke verbirgt! Trinke! Der Weg und die Laſt haben dich erſchöpft; und wem die Kraft fehlt, dem fehlt auch der Muth.

Und Peter trank und ſprach dann: »Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit. Erwirbſt du in der Zeit, dann haſt du in der Noth. Früh bedacht iſt beſſer, als ſpät bereut. Im Süden ſteigt ein ſchweres Gewitter auf; aber ich fürchte mich weniger, ſobald ich getrunken habe. Ein leichter Magen macht einen ſchweren Sinn. Die vornehmen Leute haben gut Helden ſeyn, nahe beim Wein und weit vom Schuß. Ein Narr, der fragen darf, ſieht geſcheidter aus, als ein geſcheidter Mann, der antworten muß. Ich fürchte mich nicht, oder höchſtens in der Gefahr; mit ihr aber iſt alle Furcht vorbei. Es iſt ſonderbar und höchſt ſeltſam und doch wirklich, daß ich einen wahren Löwenmuth in einem Haſenherzen trage; nur iſt jener Herr, wenn nichts zu fürchten iſt, und macht ſogleich in der Gefahr dem Haſenherzen Platz. Zwei Peter wohnen in dem Einen, das laß ich mir nicht abſtreiten, zwei ganz verſchiedene Peter, die ſich um das Regiment über ihn ſtreiten und ihn abwechſelnd regieren. Einer warnt den andern, hunzt ihn aus, ſpricht ihm Muth ein, oder Mitleid zu. Der aber gerade am Regiment iſt, ſcheret ſich nicht darum, regiert wie ein König fort, und der Peter Unterthan findet bei dem Peter König kein Gehör. So ſteht es mit dem Regimente. Habe ich getrunken; bin ich ſatt, bei etwas Geld, ein wenig im Glück, dann iſt der wilde Peter Herr; da gehts in Sauß und Brauß, faſt mit Hoch- und Übermuth. Wie mich aber hungert, durſtet und friert, Hans Mangel Küchen- und Kellermeiſter iſt, Gefahr oder Unglück droht, es mit der Geſundheit nicht fort will, dann putzt ſich der tolle Peter weg, und ſein Mitregent beſteigt den Thron, der zaghafte, geduldige, geſchmeidige und mitleidige Peter, dem mit keinem Troſt und Zuſpruch auf die Beine zu helfen iſt. Der Menſch iſt eigentlich ein rechter Narr, daß er ſich im Glück und Unglück ſo leicht übernimmt und ſo unmäßig gebehrdet. Er ſollte bedenken, daß es am Abend eines Tags nicht aller Tage Abend iſt. Nach Leid kommt Freud, nach Freud kommt Leid, wie nach Sonnenſchein Regen und nach Regen Sonnenſchein. Zeit und Stunde ſind ungewiß, und noch ungewiſſer iſt des Menſchen Sinn. Der nackte Baum hat geblüht, blühet wieder und wird auch wieder nackt. Warum ſich alſo über die Gebühr grämen oder freuen, da doch einmal nichts Stich hält in der Welt? So rede ich, der verſtändige Peter, den ſtreitigen Zwillingspetern in mir ſelbſt zu, mahne ſie zu Gleichmuth und Eintracht. Umſonſt! Gelehrten iſt freilich gut predigen; aber die beiden Peter, ſcheint es, gehören nicht dazu. Der dritte Peter aber, der klüger ſeyn will, als die beiden, vielleicht es auch oft iſt, hat wenig Gewalt. Wie ein Profeſſor auf dem Katheder, oder ein Pfarrer auf der Kanzel, ſpricht er einem Buche gleich, und macht auch ſo viel Eindruck. Recht hat er, wie der Mann im Hauſe, der nicht unter dem Pantoffel zu ſtehen ſich das Anſehen giebt; aber es geſchieht, was die Frau will. So ſteht es mit der dreifaltigen Compagnie Peter, die verrückte Geſchäfte macht, und der ſo ziemlich — mit Verlaub zu reden — alle menſchliche Compagnien gleichen. — Haben Sie's gehört? Gott ſey mir gnädig! Das war ein Schlag! Mir ſtockt der Puls.

Ha! Ha! Der andre Peter beſteigt den Thron; der Löwenmuth flieht vor dem Haſenherzen. Aber wirklich es nahet ein Gewitter.

Die Damen dringen aufs Scheiden. Wohlan! ſo brechen wir auf! Flucht und Wechſel iſt alles in dieſem Leben, es ſelbſt nur ein flüchtiger Moment. Eine Minute drängt die andre, ein Tag den andren, ein Leben das andre. Welchen Werth hätte dies Daſeyn mit ſeinen trügeriſchen Verheißungen und Hoffnungen ohne die Freude, die Tochter des Himmels! Die Generationen rauſchen vorüber wie die Wogen im Thal; der Strom der Zeit wälzt ſie hinab ins uferloſe Meer der Ewigkeit. Menſchen vergehen, Geſchlechter, und Völker, und Erden und Welten. Alles iſt Wechſel und Flucht, und Wahn und Traum; nur die Freude iſt wirklich.

Vergeſſen wir nie die köſtliche Stunde und den ſchönen Tag! Jahre können vergehen, und ſie bringen uns keine ſolche Stunde wieder, keinen ſo fröhlichen Tag. Noch ein Glas! dem ewigen, unſichtbaren Weltgeiſte, der die Sonnen und Monde am unermeßlichen Himmel auf und nieder führt und dem Herzen des Menſchen die beglückende Freude giebt! dem verhüllten Genius der Menſchheit, der uns in dieſem einſamen Leben die Liebe und Freundſchaft ſchenkt, als geleitende, tröſtende Engel, und die Hoffnung und die Erinnerung!

Wir ſchloſſen uns in die Arme, innig, herzlich. Freudenthränen glänzten in den Augen. O! wer ſehnte ſich nicht, eine Welt an das Herz voll Liebe zu drücken! Es giebt große Augenblicke, die den Menſchen über das tiefe Leben emporhalten, daß ihn die niedrigen Leidenſchaften und die hungrigen Bedürfniſſe nicht erreichen. Warum ſind es nur Augenblicke?

Sollten wir von dieſer Gegend ſcheiden, in der uns ſo viele Freude ward, ohne uns dafür erkenntlich zu zeigen? Noch ein Dankopfer, meine Freunde! die Gläſer des beſten Nektars voll! — Dem ſchönen Lande und ſeinem edeln Fürſten! Möge dieſer, und ſein Geſchlecht nach ihm, zum Glücke eines braven Volks, lange leben und regieren! — Lange! lange! erſcholl es, wie mit einer Stimme, und die Gläſer klangen. Ein Blitz fuhr leuchtend durch die finſtere Gewitterwolke im Süden und der Donner ſchien das Lange! Lange! murmelnd zu wiederholen.

So recht, Zeus Kronion! Ein Naſſauer nimmt dieſe Vorbedeutung mit Freude an.

Die finſtere Wolke löſte ſich von dem Donnersberge los und ſäete ihre Blitze in die Nacht. Man wollte nach dem Schloſſe gehen, wo ein ſicheres Obdach zu finden war. Wertheim beſtand darauf, die Einſiedelei erſt zu beſuchen. Wertheim ſiegte, und ſie traten den Weg an. Die Freude folgte. Lärmend durchzog man den ſtillen, einſamen Wald. Glänzende Johanniswürmchen ſchwärmten in der Luft, glüheten in Gebüſchen. Man machte Jagd auf die Thierchen, und die Frauenzimmer trugen ſie als funkelnde Juwelenſchnüre im Haar. Alles glühete von Luſt, von Wonne und Wein.

Ich war zurückgeblieben auf der einſamen Stelle vor der Burg. Es herrſchte eine tiefe, ſchauerliche Stille an dem kaum noch ſo belebten Orte. Der Himmel war ſchwarz verhüllt. Durch die Nacht zuckten Blitze und der Donner hallte dumpf in den fernen Gebirgen wieder. In der Tiefe brauſten die wilden Wogen des Stromes, und vom Himmel und von der Erde ſchienen die entfeſſelten Elemente ſich feindſelig zum Kampfe aufzuſuchen.

Mit welcher Zauberkraft wirkt die große Natur auf das Gemüth! Wenn wir über der Erde ſtehen, den Sternen näher, wo wir die ewige Gottheit ſuchen, einſam, nur von den Wäldern umbrauſet, über welche der Sturm wie der Athem des Weltgeiſtes geht, bei ſternheller Nacht, bei dem Aufgang der Sonne, oder im Gewitter, dann iſt das Herz erhaben über die Wünſche und Leidenſchaften, die das tiefe Leben bewegen. Das flüchtige Daſeyn eines Menſchen zerrinnt in dem ewigen Weltall wie ein Tropfen im Meere, und was groß ſchien, und bleibend in dem Wechſel der Zeit, das wird klein und vergänglich in der unendlichen Natur und der Ewigkeit. Wenn das Gewitter über mir ſteht, wetterleuchtend und donnernd, und auf den Flügeln des Sturmes über die Gebirge zieht, wie ſehne ich mich dann mitzuziehen über die Länder und Meere! Wie oft betete ich in der einſamen, ſchweigenden Nacht zu dem Ewigen um ein Zeichen, daß er mich höre; daß die heißen Thränen des Schmerzes nicht ungeſehen fließen, das Herz nicht unbemerkt blute, daß eine allwiſſende Gerechtigkeit die unerfüllten Wünſche und Hoffnungen zähle, den beſſern Willen in die Wagſchaale lege, obgleich ihn der Erfolg betrog, das ſiegende Verbrechen, die ſchlaue Heuchelei und die verkannte Tugend unterſcheide! Aber das Gewitter geht vorüber, und aus der ernſten Nacht antwortet keine Stimme, und der Himmel bleibt ſtumm wie die Gräber, in denen geliebte Menſchen ſchlafen. In einer ſolchen Stunde iſt die Seele zu groß für den Haß und für einen Wunſch um gemeines Gut; nur unendliche Liebe und der Gedanke an Gott und die Ewigkeit kann ſie füllen.

Ewiger, unendlicher Geiſt der Welten, Gott, Schöpfer, wie die Sterblichen dich nennen, Unnennbarer, ſieh, mein Gebet zu dir in dem erſchütterten Herzen, was ich fühle, hoffe und ahne! — — Du richteſt die Menſchen nicht, wie ſie ſich richten. —

Ich werde lange nicht mehr ſeyn, und ſelbſt mein Name wird, lange vergeſſen, nicht mehr genannt werden, in dem ſchönen Lande, das ich ſo ſehr geliebt; es ſelbſt aber wird noch blühen in ſeinem Reichthum und in ſeiner Pracht; der herrliche Strom wird ſeine ſtolzen Gewäſſer dem Weltmeere zuwälzen, wie die Zeit die Jahre und Jahrhunderte der Ewigkeit, und es werden ſich Menſchen hier freuen oder trauern, wie ich jetzt. Was war mein Leben? Ein verhallter Laut, ein Tropfen im Ozean. Es hat nur fromme Wünſche und Hoffnungen; aber keine Thaten. Spurlos iſt mein einſamer, ſtiller Pfad, wie der des Wanderers durch ein Sandmeer, hinter dem ein leichter Wind die flachen Zeichen ſeines Fußes verweht. Arm empfing mich dieſe Welt, arm entläßt ſie mich. Das Gut, nach dem ich geſtrebt, hat unter den Menſchen nur geringen Werth, und was ich den Meinigen erworben, das macht ſie nicht reicher, als ſie geweſen ſind. Ich war nicht zu ſammeln bemüht, was die Welt als das Höchſte achtet: Reichthum, gemächlichen Überfluß, Auszeichnung und Ehren. Ich habe ſie nicht geſucht; ihr dürft es mir glauben, wie das Wort eines Sterbenden, ich habe ſie nicht geſucht, weil ſie für mich nur auf Wegen zu finden waren, die ich nicht wandeln konnte. Hätte ich ſie geſucht, ſie wären mir geworden. Unter den Gewaltigen und Großen einer gewaltigen Zeit, in der ich gelebt, unter den mit Ruhm Gekrönten, welche die Geſchichte nennen wird, und der Dank oder der Fluch der Völker, hätte ich nur einer ſeyn mögen, einer, der, wie die wahre Größe, ſo ſchwer erkannt und ſo leicht vergeſſen wird: Kosciusko! — Vielleicht ſteht ein Verwandter meines Geiſtes auf, den die Sprache, die eine rohe, unedle und ungroßmüthige Zeit als ein Schutzmittel für die eigne Sicherheit gebot, nicht irre macht; der mich erkennt und verſteht, auch durch die Maske des Blödſinns, die Beſſere als ich, in ſchlechten Verhältniſſen, vorzunehmen kein Bedenken trugen.

Werden mich Menſchen überleben, denen mein Andenken theuer iſt? Dürfte ich das nicht hoffen, für was hätte ich dann gelebt? Möge mir wenigſtens mein Grab werden, wo ich meine Wiege hatte! Im ewigen Schlafe möchte ich von dem Gange durch das Leben ruhen, wo ich zu ihm erwacht. Gebt den Todten dem Lande, das der Lebende ſo ſehr geliebt, und tragt die Liebe, das Wohlwollen, oder welches freundliche Gefühl euer Buſen für mich nährt, auf die über, die mir ſo theuer ſind!

Ich war allein. Auch keine Stimme mehr vernahm ich aus der Tiefe des Waldes, den kaum noch das laute Jauchzen der Freude belebte. Die Geſellſchaft hatte ſich in verſchiedenen Richtungen zerſtreut.

Da, bei dem Abgang der Geſellſchaft der Donner näher rollte, hielt ſie ſich in der Dunkelheit und Angſt kaum mehr zuſammen. Wo ſind wir? Der Himmel wird finſter. Wer mag den Weg finden nach der Einſiedelei, die dichte Gebüſche verſtecken? Der Sturm zieht brauſend durch den Wald und biegt die ſeufzenden Bäume. Blitze durchſchneiden den Himmel und der Donner geht zürnend über die erſchrockene Erde.

Mir nach! ſchrie Wertheim. Hier iſt der Weg nach dem Schloſſe. — Dorthin! dorthin! rief Eugen; da ſind wir am Tempel! Man hatte nur Wertheims nähere Stimme gehört, und die Furcht trieb ihm unaufhaltſam die Fliehenden nach. Eugen befand ſich mit Mathilde im Tempel.

Wo ſind ſie? fragte das Mädchen ängſtlich. Das Wetter hat ſie zerſtreut, erwiederte Eugen. Es iſt beinahe unmöglich, in dieſer finſtren Nacht das Schloß zu finden. Auch würden wir nicht wohl thun, es bei dieſem Sturme zu ſuchen. Das Gewitter zieht an uns vorüber, der Himmel klärt ſich auf, und wir treffen vielleicht noch vor ihnen an dem Orte unſrer Beſtimmung ein. — Mathilde ſchwieg.

Fürchten Sie nichts! An dieſem Himmel, der ſich in Gewitter hüllt, iſt mein Stern aufgegangen. Wir ſollten uns ohne Zeugen ſprechen, und mein freundlicher Genius leitete unſre Schritte und trennte uns von der Geſellſchaft. Wenn Sie wüßten, mit welcher unendlichen Liebe ich Sie liebe! mit einer Liebe, die keinem andren Gefühle mehr in meinem Herzen Raum läßt, die das Glück oder die Quaal meines Lebens macht! — Sie ſchweigen Mathilde!

»Was kann, was darf ich Ihnen ſagen? erwiederte ſie. Sind Ihnen meine Verhältniſſe unbekannt?

Ich ſchweige, und bin nur unglücklich. Spräche ich, dann würde ich ſtrafbar ſeyn.«

Alſo Ihre Verhältniſſe! und ohne dieſe feindſeligen Verhältniſſe? Reden Sie! o reden Sie, Mathilde! Sprechen Sie es aus das Wort, das mir den Himmel ſchenkt! Ich habe mich lange geprüft; lange hab ich gekämpft mit dieſer Leidenſchaft, und lange hat ſie geſchwiegen. Es iſt entſchieden. Mein Schickſal iſt auf ewig an das Ihrige geknüpft. Ohne Sie hat dies Daſeyn keinen Werth für mich. Gott weiß es, in meiner Seele lebt kein Gefühl mehr, wie dieſe Liebe.

Ein flammender Blitz fiel vom Himmel, und ein betäubender Donnerſchlag ſtürzte ſich ihm krachend nach.

Mein Gott! rief Mathilde erſchrocken.

Der iſt mein Zeuge, ſagte Eugen ruhig, indem er ſie feſter an ſich ſchloß, daß ich dich ewig liebe! Keine Macht der Erde ſoll dich mir entreißen. Mathilde, kannſt du mich lieben?

Ihr Kopf ſank an ſeine Bruſt, als ſuche ſie das Geſicht geſchämig zu verbergen. Ja, ſagte ſie, ich liebe dich. — Aber wehe mir, daß ich dich liebe! wehe dir, daß du mich liebſt! Mir ahnt großes Unglück.

Du liebſt mich, Mathilde! Ja, du haſt es geſagt, und der Himmel iſt mit dieſen Worten für mich auf die Erde niedergeſtiegen. Wohl mir, daß ich dich liebe! Meine Liebe ſoll dich als ein ſchützender Engel durch das Leben führen. — Sie richtete ſich auf und ſah ihm ins feſte, männliche Auge voll ſtolzer Zuverſicht. Er neigte ſich zu ihr herab, und Lippe ruhete, glühete auf Lippe.

In dieſem Augenblicke zog die letzte ſchwarze Gewitterwolke unter dem Vollmonde vorüber, und er trat glänzend über die ſtille Erde. Das ferne Rollen des Donners verhallte hinter den Gebirgen.

Und ſo iſt der ewige Bund geſchloſſen, ſagte Eugen mit feierlicher Stimme, und keiner menſchlichen Gewalt ſoll es gelingen, ihn aufzulöſen. Der Friede kehrt in meine Bruſt zurück, und ich fühle, daß mich deine Liebe glücklich und gut macht.

Was ich gethan, ſprach Mathilde, werde ich nie bereuen. Ich hätte es nicht thun ſollen; aber ich that, was ich mußte. Es war vorherbeſtimmt, ich ſollte meinem Schickſale nicht entgehen. Tauſendmal hab ich den Himmel angefleht um deine Ruhe, und es erfüllte mich mit Entzücken, daß du ſie an mich verlohren. Ich fürchtete, daß mich deine Liebe unglücklich machen würde, und ich hätte ſie gegen kein Glück der Welt vertauſcht. Aber ich ſage dir, Eugen, in dieſer Stunde, welche die größte und heiligſte meines Lebens iſt: muß ich je vor dir und vor mir ſelbſt erröthen, dann wiſſe, daß ich ewig elend bin.

Werde ich deiner unwürdig, unterbrach ſie Eugen mit Würde; koſtet meine Liebe dir nur eine ſchmerzliche Thräne, dann Mathilde, ſey mein Name ein Fluch auf deiner Zunge. Nie ſoll ein Wunſch von dieſen Lippen kommen, über den du erröthen dürfteſt. Die Furcht, ich könne mein Glück auf Unkoſten des deinigen wollen, kommt nicht aus deiner Seele; ſie iſt meiner unwürdig. Die Zukunft hat ihre Gefahren; ich kenne ſie. Aber vertraue mir. Wir ſchwimmen in einem Kahne auf einem wogenden Strome; mein Muth und meine Kraft werden dich ſicher führen. Vertraue mir!

Das Gewitter war vorüber, und die Natur ruhete wie von einer erſchöpfenden Anſtrengung aus. Eine tiefe Stille herrſchte in der weiten Gegend. Blüten und Blätter dufteten balſamiſche Wohlgerüche. Millionen Sterne glänzten in der blauen Tiefe des Himmels. Die beiden Liebenden eilten von dem Tempel nach dem Schloſſe. Wie viel hatten ſie ſich nicht zu ſagen über ihre frühe und langverſchwiegene Liebe, über ihre Hoffnungen und die bange Vergangenheit, die ſchöne Gegenwart und die gefahrvolle Zukunft?

Da ſie bei dem Schloſſe ankamen, fanden ſie nur den erfreuten Peter, der ſo lange vergebens gewartet hatte, und um die gute Madam bei dem ſchrecklichen Wetter ſehr beſorgt geweſen war. Auf des verſtändigen Peters Betreiben war in einem Saale gedeckt und eine frugale Mahlzeit zubereitet worden. Er wiſſe, fügte er erläuternd hinzu, nach gethaner Arbeit ſey gut feiern; das Beſteigen der Berge und das Laufen durch den Wald mache den Herrſchaften Appetit; was wohl auch mit die Abſicht der häufigen Beſuche des Niederwaldes ſey. Er brauche das nicht.

Ein Jauchzen, von dem geſchwätzigen Echo in dem tiefen Walde wiederholt, kündigte die Nähe der übrigen Geſellſchaft an. Sie hatte ſich immer mehr verirrt, und war endlich dem Zufalle, dem der Menſch überhaupt mehr verdankt, als ſeiner Weisheit, die Entdeckung des ſogenannten Bauernhauſes ſchuldig, in das ſie ſich gegen den Sturm geflüchtet. Man erzählte ſich wechſelſeitig ſeine Abentheuer, ohne Zweifel mit einigen Varianten und mit jener hiſtoriſchen Zuverläßigkeit, der ſich auch die Welt- und Staatengeſchichte zu erfreuen hat. Man ſcherzte, lachte und freuete ſich, daß man ſich wiedergefunden hatte. Peter meldete, es ſey aufgetragen, und man ſetzte ſich fröhlich zu Tiſch.

Ich glaubte an Mathilde eine Veränderung zu bemerken, die gewiß auch den andern nicht entgangen wäre, hätten ſie Zeit zu bemerken gehabt. Gegen Eugen war ſie ſonſt zurückhaltend, beinahe ſchüchtern geweſen, und hatte ihm weniger Vertraulichkeit erwieſen, als ſie den übrigen Männern, die Freunde ihres Hauſes waren, zu erweiſen pflegte. Jetzt errieth ſie mit zarter Feinheit ſeine leiſeſten Wünſche und kam ihnen zuvor. Sie verbarg es nicht, daß ſie ihn auszeichne. Dieſe muthige Offenheit einer ſchönen Seele, die nichts von Verſtellung weiß, erhöhte bei mir noch die Achtung, die ich für das herrliche Mädchen hatte.

Da wir unſre Mahlzeit geendigt und unſre gewöhnliche Toaſten ausgebracht hatten, ſtießen wir noch alle, Frauen und Männer, auf das Andenken des Grafen von Oſtein an, dem der Niederwald in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt das Daſeyn verdankt. Es war eine himmliſche, ſternhelle Nacht, und die Freude blieb unſre treue Begleiterin, bis der Schlaf die müden Augen ſchloß.

Seliger Tag! ſeliger Abend! gleich einer freundlichen Alpe ſteht ihr in der flachen Ebene des Lebens, und wir werden euch noch aus der tiefen Ferne des Alters mit ſeligen Erinnerungen glänzen ſehen.

Kapitel 9.

Für und gegen die Tituskköpfe.

Welch unbeſchreiblichen Genuß gewährt eine ſtille, mondhelle Nacht auf dem Niederwalde! Ich habe doch Vieles in dieſer Welt geſehen, und manches Bild aus dem flüchtigen Leben hat ſich meiner Seele mit tiefen Zügen eingeprägt; aber nicht leicht wird eines meiner Erinnerung ſo gegenwärtig bleiben, wie das der lezten Nacht. Und doch war es nur-eine ruhige, ſternhelle Nacht, mit mir ſelbſt und der großen Natur in ihrer ſtillen Herrlichkeit, in ihrem geheimnißvollen Wirken durchlebt. Ein thörichter Verſuch wäre es, das Unbeſchreibliche beſchreiben zu wollen, dem Nachgeklimper der vollſtimmigen Muſik des Don Juan auf einem Hackbrete zu vergleichen. Ein tobender Gewitterſturm, Laokoon, die Martern der Hölle mögen ſich beſchreiben laſſen, wie aber die Schöpfung in ihrer ſtillen Pracht, in ihrer ruhigen Majeſtät, die Erde mit ihren Wäldern und Strömen vom wechſelnden Zauberlichte des Mondes übergoſſen? Wie eine Madonna von Raphael und die Freuden des Himmels? Stünde mir auch der ſchöpferiſche Pinſel zu Gebote, mit dem der große Milton das erſte Menſchenpaar in ſeiner Unſchuld und das Paradies gemalt, doch würde ich den

Verſuch nicht wagen. Wir haben Schriftſteller, die den merkwürdigſten Tag oder das merkwürdigſte Jahr ihres Lebens niedergeſchrieben; mag einer, der des Stoffes Meiſter iſt, fühlen, genießen wie ich, und die merkwürdigſte Nacht ſeines Lebens ſchreiben, wenn es ihm vergönnt war, ſie wirklich zu erleben, wie ich ſie erlebt!

Den Rückweg nahmen wir dieſen Morgen über Aßmannshauſen, das den deutſchen Burgunder erzeugt, der vielleicht gediegener und kräftiger als der Franzoſe, nur nicht ſo angenehm und gefällig iſt. Wir ſtiegen auf der entgegengeſetzten Seite des Niederwaldes herab, um ihn und die Umgegend auch von dieſer zu ſehen, und den Rhein hinauf durch das Binger Loch zu fahren. Mit freudigem Schreck dachten die Damen an die Gefahr, über die brauſenden Gewäſſer zu ſchiffen, auf die ſie von der Höhe des Niederwaldes nicht ohne Beben herabgeſehen hatten.

Auf dem Berge war der Morgen friſch, aber hell und angenehm. So wie wir in die Tiefe kamen, hüllte uns ein feuchter Nebel ein, der aus den Thälern auf die Gebirge ſtieg; den Kundigen des Landes eine böſe Vorbedeutung. Indeſſen ſchifften wir uns unter Aßmannshauſen ein. Der Schiffer verkündigte uns einen regneriſchen Morgen, und ſeine unſelige Vorherſagung gieng nur zu bald in Erfüllung. Die ganze Geſellſchaft, Damen und Herren, drängten ſich nun in dem Innern des Schiffs zuſammen, um Schutz zu ſuchen gegen die unfreundlichen Regenſchauer und den unſtäten Weſtwind, der immer ſtärker ward. Jedes erzählte in traulichem Kreiſe einen Theil ſeiner Reiſeabentheuer mit jener bekannten und allgemeinen hiſtoriſchen Wahrheitsliebe, die uns zu übergehen erlaubt, was wir nicht gern von uns geſagt haben, und gefällig ausſchmückt, was uns wohlthut. Man kann nicht leicht munterer ſeyn, als wir es in unſerm kleinen, ſchwimmenden Freiſtaate waren, wo ſich eines an das andere um ſo feſter anſchloß, je mehr wir von außen beſchränkt und angefeindet wurden. So haben auch in größeren Staaten äußere Feinde nicht ſelten den inneren Frieden hergeſtellt und befeſtigt. Der Zufall hatte freundlich für uns geſorgt, wie die Natur, nach dem Lobe verſtändiger Männer, im Allgemeinen für das menſchliche Geſchlecht: die Anzahl der Frauen ſtand nämlich mit der unſrigen im ſchönen Verhältniſſe, und ein Paar Mannesaugen konnten das eines Weibes ohne Eiferſucht ſuchen und finden.

Die Bank des ſchönen Geſchlechts, auf der wir im Leben vielleicht eben ſo oft unſre widerſagende Oppoſition als unſre gefällige Miniſterialpartei finden, brachte den Gegenſtand der Mode zu ernſter Berathung, und die Erhaltung oder Abſchaffung der Titusköpfe wurde hier wenigſtens mit eben ſo viel Wärme, und gewiß mit größerem Ernſte verhandelt, als in dem brittiſchen Senate die einer Parlamentsreform und der Emanzipation der Katholiken. Jedes Mitglied ſprach, bei dieſer Diskuſſion über die Köpfe, wie das wohl gar oft zu geſchehen pflegt, nur für ſeinen eigenen Kopf.

Ich weiß nicht, durch welche Mittel ich es bei dem weiblichen Hauſe unſeres wandernden Parlaments zum Anſehen eines Pitt oder Fox gebracht; aber man verlangte von mir eine gründliche Auseinanderſetzung des Gegenſtandes mit einer beſtimmten, zur Entſcheidung führenden Konkluſion. Die Beſcheidenheit, mit der ich, nach allen ſchätzbaren Muſtern in der geiſtlichen und weltlichen Beredſamkeit, meine Talente um ſo tiefer herabſetzte, je mehr ich von ihrer Größe überzeugt war, konnte mich nicht retten. Man behauptete ſogar, die Geringſchätzung, mit der ich von mir ſelbſt ſpräche, ſey ſelbſt eine redneriſche Figur, eine wahre Antitheſe, durch die ich den Effekt meines gewiß meiſterhaften Sermons zu verſtärken hoffe; was auch ganz richtig war und allerdings in meiner Abſicht lag. Eine feierliche Stille folgte meinem Räuſpern, der geziemenden Einleitung zu folgender Rede, die ſich wenigſtens von den meiſten griechiſchen, lateiniſchen, engliſchen und franzöſiſchen dadurch unterſcheidet, daß ſie auf dem Waſſer gehalten wurde. Möge ſie ihr Vaterland verläugnen, das ſie werden ſah, und nicht ſeyn wie das Element, auf dem ſie gebohren ward!

»Wir haben es, ſprach ich, geliebte Zuhörer und noch geliebtere Zuhörerinen, dem Weſtwinde zu verdanken, der unſere Segel ſchwillt, daß wir auf der Gränzlinie zwei benachbarter Staaten, auf dem neutralen Thalwege ſchwimmen, und demnach in keines Herren Lande ſind. Daraus ziehe ich für mich den in unſern Tagen nicht genug zu ſchätzenden Vortheil der Sprech- und Preßfreiheit, die wenigſtens der Weſtwind noch kräftig unterſtützt. Mancher andre würde dieſe vortheilhafte Stelle — denn die Stelle, auf welcher der Mann ſteht, iſt oft wichtiger, als er ſelbſt — benutzen, um in ſeiner Rede über den Haarputz, denen feindlich in die Haare zu fallen, die er für ſeine Feinde hält. Könnte ich hier nicht die ehemalige Mainzer Regierung zu Aſchaffenburg, die nun ſchon ſo lange ausregiert hat, vor mich laden und, im Angeſichte von ganz Deutſchland, ja der Welt, in wie weit ſie mich leſen kann und mag, darüber zur Rede ſtellen, daß ſie mich, 1801, im härteſten Jahre meines Lebens, aus meinem Geburtslande, aus dem Hauſe meiner Mutter verwies, wo ich eine verborgene Zuflucht gegen die Wuth des Parteigeiſtes, die Erbärmlichkeit der franzöſiſchen Verwaltung in den Rheinlanden und gegen drückenden Mangel ſuchte? Dieſe Regierung, ſelbſt vertrieben, faſt heimathlos und von einer ſchweren Zeit gedrückt, gönnte mir, dem Mißhandelten und Bedrückten, die ſtille Verborgenheit in einem Lande nicht, wo ich gebohren war, und das ſie mit ihrem unmächtigen Befehle kaum mehr erreichen konnte! Und zur Beſchönigung des grauſamen Verfahrens führte ſie den nichtigſten aller Gründe an, ich hätte nämlich verderbliche Romane geſchrieben, ich, dem es einen Roman herauszugeben nicht eingefallen war! Arme Menſchen!

Könnte ich hier der gemiſchten proviſoriſchen Regierung in Mainz nicht öffentlich vorwerfen, ſie habe, 1815, ungerecht gegen mich verfahren, da ſie mich als einen Bonapartiſten und Franzoſenfreund mißhandelte, mich, den die Franzoſen unter Bonaparte gedrückt und mißhandelt haben? Dieſelbe Regierung nöthigte mich zu dem Entſchluſſe, eine Stadt zu verlaſſen, in der ich ſeit meiner Kindheit heimiſch war und die ſie ſelbſt verlaſſen mußte, ohne heimiſch in ihr zu werden. Arme Menſchen! Doch weiß ich der oben genannten Regierung Dank, wo nicht für ihren Willen, doch für den Erfolg deſſelben; denn er gab mich dem geliebten Vaterlande wieder, das mir zweimal Vaterland, durch Geburt und Wahl, geworden iſt.

»Könnte ich dem Rezenſenten meines heiligen Bundes in dem Converſationsblatte hier nicht vorwerfen, er habe das Buch, das er beurtheilt, nicht nur nicht verſtanden, was dem ehrlichſten Rezenſenten begegnen mag, ſondern auch nicht einmal geleſen, was ihm doch auf keine Weiſe begegnen ſollte? Es iſt nicht zu tadeln, daß der verſtändige Mann erklärt, er ſey allen geheimen Geſellſchaften abgeneigt. Dazu hatte er — wir begreifen es Alle — viele, ſtarke Gründe. Nicht leicht widerſteht ein Kritiker der lockenden Verſuchung, von ſeinem Richterſtuhl herab, vor den er den Schriftſteller als einen Delinquenten ſtellt, den eignen Verſtand und die eigne Unſchuld auf Koſten des Verſtandes und der Unſchuld des Inkulpaten zu beurkunden und zu proklamiren. Hätte er das Buch, oder wenn die Zumuthung zu ſtark wäre, nur die Vorrede geleſen, wie konnte er äußern, ich ſey vielleicht durch das verführeriſche Beiſpiel des großen Goethe verführt worden, eine geheime Geſellſchaft in meinem Romane zu behandeln? Der große Meiſter habe es allerdings in Wilhelm Meiſters Wanderjahren gethan; aber was dem Meiſter zieme, meint er, ſtehe einem Andern — vielleicht wollte er ſagen: dem Schüler — nicht an. Der Kritiker hat Recht, und weiß wo Höflichkeit an ihrer Stelle iſt. Nur mag ſchwer zu erklären ſeyn, wie das verführeriſche Beiſpiel des großen Goethe, das dieſer achtzehn Jahre nach der Erſcheinung meines Romans gegeben hat, mich achtzehn Jahre früher verführen konnte. Auf welche ſeltſame Weiſe ſoll das zugegangen ſeyn? Das mag der Rezenſent erklären. Die Sache indeſſen verhält ſich ſo: Der Rezenſent, der recht gut zu wiſſen glaubt, mit wem man ſich halten muß, wollte dem vornehmen Goethe eine devote Verbeugung machen, was er in ſeiner linkiſchen Tölpelhaftigkeit nicht zu Stande brachte, ohne einem gemeinen Manne auf den Fuß zu treten. Der gemeine Mann war ich. Da das nun auch andere Leute als Rezenſenten thun, ſo hat der meinige Autoritäten für ſich, was in Deutſchland entſcheidend iſt. In Deutſchland iſt faſt alle Thätigkeit, in gewiſſen Zweigen der Literatur, auf Rezenſiren und Überſetzen beſchränkt. Möchte man doch leidlich thun, was man noch thun will, kann oder darf!

»Könnte ich nicht erzählen, wie man mich auf dem Forſthauſe bei Frankfurt, wo ich zu Mittag eſſen wollte, unter dem Vorwande abwies, eine zahlreiche Schützencompagnie traktire daſelbſt, die ſich mit nichts Fremdartigem verquicke, mit dem ſie ohnedies in keiner Wahlverwandſchaft ſtehe? Könnte ich hier nicht meinen Rezenſenten in der Jenaer Literaturzeitung rezenſiren, der in meinem Lindau die edle Einfalt vermißte? Ich that ihm den billigen Vorſchlag, mit mir in Compagnie zu arbeiten, um den von ihm gerügten Fehler zu vermeiden. Ich dachte, wir beide würden was leiſten, wenn er nur die Lieferung der Einfalt übernähme, was ihm nicht ſchwer fallen könnte, das Übrige beſorgte ich.

»Die Rache iſt ſüß; aber es iſt doch ſüßer zu vergeben; und ich will lieber dem Philoſophen Muſonius *) folgen, als Böſes mit Böſem vergelten. Das ſey fern von mir! Auf der Gränzlinie, die kaum noch Frankreich von Deutſchland ſchied, will ich ſanft auftreten, und vermittelnd und verſöhnend, wie der freundliche Strom, der doch mehr verbindet als trennt, die benachbarten und verwandten Menſchen an einander führen. Macht nicht die Stelle ſelbſt, auf der ich nun ſpreche, mir die ſtrengſte Unparteilichkeit zur heiligen Pflicht? Mit der einen Hand kann ich einen Preußen, und mit der andern einen Naſſauer, bald ſogar, wenn ich Hände genug hätte, einen **Darmſtädter**, Baiern, Badener und Franzoſen, und, Gott weiß, wie viele noch bei der

---

*) Ferae, ſagte er, non hominis est, quaerere, quomodo morsum pro morsu, malum pro malo, reddat.

Hand faſſen; darum ſtehe ich in der Mitte zwiſchen ihnen auf neutralem, wiewohl wäßrigem und unſicherem Boden. Mein Standpunkt iſt, ich weiß es wohl, in mancher Hinſicht eben nicht der beſte. Wo ſich erhitzte Parteien bekämpfen, gilt der unparteiiſche gewöhnlich für einen Feind von allen; und die Steine, welche, zum Beiſpiel, Herr von Kotzebue nach dem linken Ufer wirft, obgleich ſie gegen ein gekröntes Haupt gerichtet ſind, könnten mein unſchuldiges treffen, weil es näher iſt, wie auch die Bolzen, die Pariſer Journaliſten nach der deutſchen Zunge hinüber ſchießen. Doch fahren wir muthig in der Mitte durch, das Gute achtend und das Schöne liebend, das der Zufall oder eine ewige Ordnung der Dinge uns zur Rechten oder Linken geſtellt! Was ſollte ich auch fürchten und zu fürchten haben, ich harmloſer Menſch, der in ſeiner Rede höchſtens den Haaren feindlich in die Haare gerathen kann?

»Hüten wir uns vor Übermuth in dieſer wechſelnden Welt, in der nichts beſtändig iſt als die Unbeſtändigkeit; in der ein Staat ſeinen politiſchen Einfluß eben ſo leicht verliehren kann, als ein Mädchen ſeinen Liebhaber; in der jedes neue Gebäude doch nur von und auf den Trümmern eines alten aufgeführt wird, und ein aufkeimendes Glück auf einem untergehenden emporſteigt; in der man ſogar mit dem errungenen Beſitze eine oft werthere Hoffnung verliehrt, und wo das Grab ſo nahe an der Wiege ſteht! Was könnte ſich auf der vergänglichen Erde auch eine ewige Dauer verſprechen, wenn wir einen Pariſer

Haarkünſtler ſogar den Ruhm des Kaiſers Titus, der ſiebzehn Jahrhunderte unangefochten blieb, feindlich anfallen, und mit ſeiner verwegenen Schere nach der Krone der Unſterblichkeit der Wonne des menſchlichen Geſchlechts greifen ſehen? Und er that es, der berühmte Haarkünſtler in ſeinem Werke, Anti-Titus *) betitelt, in welchem er gegen die Titusköpfe einen Vertilgungskrieg führt. Läßt er uns indeſſen nur die Titusherzen, der Furchtbare, gern laſſen wir ihn dann für ſeine Kundſchaft fechten gegen die beſchnittenen Köpfe. Sind doch ſo viele Redner in Kammern, Parlamenten und Landſtänden in gleichem Falle! Machen es doch Hofleute und Schriftſteller, Liberale und Servile, Radikale und Abſolutiſten gar oft nicht anders, und geben ſich das Anſehen, wie der Haarkünſtler, für Geſchmack, Anſtand, Sitte und Recht zu reden, da ſie doch nur für das Handwerk und gute Kundſchaft ſprechen!

»Ein Weib ohne Haare, ſagt der beredte Haaranwalt, iſt eine entblätterte Roſe. Die deutſchen und galliſchen Frauen ſetzten ihren Stolz in ihre langen Haare; und die Töchter ſollten, ihrer Mütter unwürdig, verſchmähen, was dieſe zierte? Die Weiber der klaſſiſchen Männer des Alterthums entſagten nie ihren Haaren, als im Falle einer Trauer, oder wenn ſie der Welt entſagten; und ſind die Griechen und Römer nicht unſre Geſetzgeber

---

*) L'Anti-Titus, ou la critique de la mode des cheveux coupés pour les femmes. A Paris, chez Mongie ainé.

und unerreichten Muſter, wie in allem, ſo auch im Geſchmack? Wollten unſre Ahnen ein Weib von böſem Rufe ſtrafen, dann nahmen ſie der Geächteten den Schmuck der Haare. Selbſt die amerikaniſchen Wilden, die Creeks und Chachtas, von dem natürlichen Gefühle des Wahren und Schicklichen geleitet, entehren, auf dieſelbe Art, das untreue Weib.

»Die gegenwärtig herrſchende Mode der Titusköpfe iſt in jeder Hinſicht der Schönheit höchſt nachtheilig; ſie beraubt die Frauen einer Zierde, welche die Natur, die nie ohne weiſe Abſichten wirkt, ihnen mütterlich geſinnt gegeben hat. Von jeher gehörten lange, in Locken herabwallende Haare zur weiblichen Schönheit. Nie wagte es ein Maler, Eva, die Mutter der Menſchen, Venus oder die Grazien mit geſchornem Kopfe darzuſtellen. Homer nennt die reizende Helena, die ſchönſte ihres Geſchlechts, Helena mit den ſchönen Haaren, und die Grazien hießen bei ihm die ſchöngelockten. In Burgund war eine Frau, die ſich, ohne Wiſſen und Willen ihres Mannes, die Haare abſchnitt, nach einem alten, löblichen Gebrauche ſogar im geiſtlichen Bann. — Der geiſtliche Bann! Welch eine ſchöne Zeit! Sie iſt vorüber; doch mäßigen wir unſere Klagen! ſie kann wiederkommen, wie gar viel Herrliches, das vorüber ſchien. — Schlagen wir die gelungenſten Stellen der vorzüglichſten Dichter aller Völker nach, und wir werden finden, daß es für ſie keine Schönheit ohne weiches, in kunſtloſen Ringeln über den weißen Nacken fallendes Haar gab.

»Gewiß ſind dieſe Gründe hinreichend, um uns zu einem heiligen Kreuzzuge gegen die unheilige Mode der Titusköpfe zu entflammen. Wehe! rufe ich über das haarloſe Haupt; und wehe! rufen die Haarkünſtler über es und über die nothvolle, brodloſe Zeit der geſchornen Köpfe. — Ich gebe Ihnen nun zu bedenken, meine theuren, vielgelebten Zuhörerinen, ob Sie, entblätterten Roſen gleich, mit Titusköpfen dahin welken, dem Schmucke Ihres Geſchlechts, einem löblichen Gebrauche Ihrer achtungswürdigen Mütter und Großmütter, und der von den Weibern der groſſen Römer und Griechen geheiligten Mode entſagen wollen! Unmöglich kann es Ihre Abſicht ſeyn, durch abgeſchnittene Haare der Welt ankündigen zu wollen, daß Sie für die Freuden und Genüſſe derſelben geſtorben ſeyen. Könnten Sie wohl, durch Ihre Verzichtleiſtung auf lange Haare, mit den alten Gallierinen auf ihren guten Namen verzichten, ſich, wie die Damen der Creeks und Chactas, dem Verdachte einer begangenen Untreue ausſetzen, oder gar, wie die Burgunderinen, ſich im Stande der Exkommunikation erklären wollen? Der Gedanke ſchon erfüllt meine Seele mit bitterem Schmerz. Aber nein! die freundliche Sonne der Hoffnung geht in meinem Inneren auf; ich ſehe Ihre Herzen gerührt, Ihre Gewiſſen erſchüttert, und die Haare gerettet.«

Ich machte eine Pauſe, um den Eindruck meiner ſiegenden Beredſamkeit in dem Ausdrucke der verſchiedenen Geſichter zu leſen. Unter den Titusköpfen herrſchte Verwirrung und Beſchämung. Die, ſo Haare trugen, feierten den Triumph der Haare. Ein freundliches, reizendes Mädchen, das zu der geächteten Sekte der geſchornen Köpfe gehörte, und mir gegenüber ſaß, ſah mich mit ſeinen ſeelenvollen Augen trauernd an. Ihr Gefühl ſchwankte noch unentſchieden zwiſchen dem Schmerze über die ausgeſprochene Verdammung und der Entrüſtung über eine getäuſchte Erwartung. Kaum konnte ſie ſich von der Überraſchung erholen, ihre Sache durch mich verrathen zu ſehen. Es thut mir immer wehe, eine genährte Hoffnung betrogen zu haben. Ich ſah dem Mädchen tiefer ins ſeelenvolle Auge, und richtete mich dann geſtärkt und angefeuert zum Schutze meiner ſchönen Klientin auf.

»An jenem verhängnißvollen Tage von Marengo, fuhr ich mit hohem Ernſte fort, hatte der Schutzgeiſt Öſterreichs ſeinen Kriegern rühmlichen Sieg verliehen. Schon wich das franzöſiſche Heer, nach Wundern der Tapferkeit, von der feindlichen Übermacht gedrängt; ſchon frohlockten die kaiſerlichen Truppen, von ihrem eignen Glücke überraſcht, im Vorgenuſſe des Siegs. Da erſah das Adlerauge des Genies den entſcheidenden Augenblick, — denn für jedes Unternehmen giebt es einen Moment der Reife, der das Gelingen ſichert, und den nur ungewöhnliche Menſchen zu erkennen und zu faſſen wiſſen, — und wie ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel den ſorgloſen Wanderer betäubt zu Boden wirft, ſo ſtürmte das Gewitter der erneuerten Feldſchlacht gegen die ſichern

Öſterreicher, und — die Sieger fliehen beſiegt. Nie überraſche den Glücklichen ein voreiliges Vertrauen auf ſein Glück! Nur die Kraft, die erworben, kann das Erworbene behaupten. Wie die Parther und die theſſaliſchen Reiter, durch eine verſtellte Flucht, den Feind auf günſtigen Boden lockten; wie im Kampfe der Horatier und Kuriatier der ſchlaue Römer fliehend die Stärke ſeiner überlegenen Gegner theilte, ſo gab ich dir, ſtolzer Haarkünſtler, nur den Schein des Siegs, um dir den Sieg deſto gewiſſer zu entreißen. Wie Irion haſt du die verwegnen Hände nach einer betrügeriſchen Wolke ausgeſtreckt, und mir iſt es gelungen, die göttliche Juno in meine Arme zu faſſen.

»Vergebens fleheſt du, um eine einträgliche Kundſchaft zu erhalten, das Beiſpiel der Alten um Hülfe an. In ſich trägt der Menſch den unbeſtechlichen Richter des Guten und Böſen, des Schönen und Häßlichen; und was ein Andrer reizend fand, muß ich darum nicht auch ſo finden. Soll ich irren, weil ich Vorgänger in dem Irrthum habe; oder ſoll ich darum Recht behalten, weil es Andre früher hatten? Ich wäre alſo nur das ſklaviſche Echo einer veralteten Stimme, und mir ſtände nicht die Befugniß zu, die unſre Väter hatten, ſelbſt zu prüfen, zu wählen und zu entſcheiden! Ich hätte keinen Willen, weil unſre Vorgänger ihn hatten; und ſie hätten ihn nicht nur für ſich gehabt, ſondern auch für ihre ſpäteſte Enkel? Dieſe Sprache iſt eurer würdig, Sklaven des Herkommens und des Beiſpiels, ihr Geveſtete, Hiſtoriſehe! In dem, was eure Mütter thaten, findet ihr euer ſtrenges Muſter; und nach eurer Logik gäbe es nur eine ächte Originalausgabe von einem Menſchenpaar, und alle folgende wären nichts als ein armſeliger Nachdruck! Der Menſch ſoll fortſchreiten im Beſſeren; und das kann er nur durch den Gebrauch ſeiner Einſicht und ſeines Willens. Was geht es uns an, wie die Römerinen ihre Haare trugen, ob die Burgunderinen ihnen entſagen durften, und wie Homer ſeine Grazien ſchildert? Dem Römer konnte ſeine Geliebte in ihrem Schmuck gefallen, und der Burgunder ſein Weib einem harten Geſetze unterwerfen; wir haben unſre Sinne für die Reize unſerer Mädchen, und die Weiber unſrer Tage haben ſich mit ihren Männern abzufinden. Homer malte, was er Schönes kannte, weil der Menſch nie, auch mit ſeinen Idealen, aus dem Kreiſe ſeiner Erfahrung zu treten vermag, die er wohl verſchönern, aber nicht ſchaffen kann. Das Weib bei uns iſt frei. Die Alten, die der rohen Kraft des Körpers huldigten, und bei denen Gewalt Geſetze gab, verdammten das ſchwächere Geſchlecht zur Sklaverei. Will der Pariſer Haarkünſtler aus den langen Haaren, die er ſo geſchickt vertheidigt, vielleicht Sklavenfeſſeln für die Weiber flechten? Das ſoll ihm wahrhaftig nicht gelingen in dem Jahrhunderte der Aufklärung und Humanität, dem Erſtgebohrnen des philoſophiſchen Jahrhunderts! Wer ſich zum ſklaviſchen Nachbeter verdammt fühlt, der bleibe Kopie; wir nähren den Ehrgeiz, wir ſelbſt und Original zu ſeyn. Haben wir nicht unſre weiſere Geſetze und unſre mildere Sitten? Wie, und unſre eigne Art die Haare zu behandeln, ſollten wir nicht haben?

»Die Natur, ſagt man, die allenthalben mit kluger Wahl und Abſicht handelt, gab die Haare dem Weibe zum verſchönernden Schmuck. Wirklich! dieſer Grund läßt ſich hören! Gab ſie dem Manne nicht auch den Bart, den er um vieles Geld, und mit dem Verluſte einer koſtbaren Zeit, loszuwerden ſuchen muß? Beſchneiden Sie, Feind des großen Titus, nicht ſelbſt Ihre Nägel, die doch auch ein Werk ſind der nie zwecklos wirkenden Natur, wie ſo manches andre Natürliche, von dem Sie ſich nicht ungern zu trennen ſcheinen? Nichts rettet Sie von Ihrem Untergang. Kein Haar gebe ich für Ihre Apologie der Haare. Auch wenn ich Ihnen den Sieg großmüthig zugeſtehen wollte, müßte ich doch Sieger bleiben; denn ziehe ich den Kürzeren in dieſem Kampfe, nämlich die kürzeren Haare, dann habe ich gerade meinen Zweck erreicht.

»Die Partie der langen Haare ſcheint übrigens kein reines Gewiſſen zu haben. Sollte man nicht mit einigem Grunde vermuthen, ſie verwahre das verdächtige Haupt nur unter dem reichen Haarwuchs, weil ſie den Scharfblick Gall's und ſeiner Schüler fürchtet, die bei einer bloſen Kopfinſpektion die Seelenkräfte, Leidenſchaften, Neigungen und Schwächen des Inſpizirten muſtern? Hätten die Anhänger des Anti-Titus nichts Gefährliches zu verbergen unter den Haaren, warum zögen ſie die Gründe mit Haaren herbei zu ihrer Vertheidigung? Fein iſt übrigens doch der Pariſer, ein ächter Franzoſe, und hat den politiſchen Takt der Zeit. Nur den nackten Damenköpfen erklärt er den Krieg, und krümmt den abgeſchnittenen Haaren der Männer auch kein Haar, obgleich dieſe die täglichen Friſirgebühren ſo gut defraudiren als jene. Aber der Schelm weiß wohl, daß die erſten gekrönten Häupter von Europa und faſt alle Kabinete ſich zu unſerm Syſteme bekennen; und gegen ſolche Autoritäten wagt es der Haarkünſtler nicht, ſich empörend aufzulehnen. Überhaupt begreife ich nicht, wo unſre Gegner noch Gründe finden wollten zur Behauptung ihrer Lehre. Aber hätten ſie auch die Macht und den Willen, uns mit Gewalt zu derſelben zu bekehren; ſtänden ihnen ſelbſt Bann und Acht, Inquiſitionen, Sternkammern, Cenſuren und Spezialkommiſſionen zu Gebote, wollten ſie uns an den Haaren zum Tragen der Haare ziehen, dann beſäßen wir, als Verehrer des großen Titus, den Vortheil, daß wir keine mehr hätten, an denen man uns faſſen könnte; und wo nichts iſt, da hat, nach einem Sprichworte, ſelbſt der Kaiſer das Recht verlohren.

»Ich will den beſiegten Haarkünſtler auch nicht länger verfolgen. Der große Lykurg gab das Geſetz, einem geſchlagenen Feinde nicht nachzuſetzen, ſchon ſeinen Spartanern mit dem noch wichtigern, nur Vertheidigungskriege zu führen, um nie in den Fall zu kommen, einen ungerechten zu unternehmen. Eiferſucht und Rachbegierde ſieht man nur im Gefolge der Schwäche; der Starke übt Großmuth. Wir haben für unſre Titusköpfe einen rechtlichen Kampf gekämpft, und geben unſerm Feinde gern einen billigen und gerechten Frieden. Wir wollen weder dienen noch herrſchen, wie es in dem Karakter eines freien und der Freiheit würdigen Menſchen liegt. Unſre Abſicht war es nicht, den anmaßenden Anti-Titus von dem uſurpirten Throne des Titus zu ſtürzen, um die erledigte Stelle ſelbſt in Beſitz zu nehmen, wie es Andere thun. Wir werden nicht in den Fehler aller Parteien und Sekten verfallen, die erſt nur Toleranz wollen, und endlich gleiche Rechte mit der herrſchenden, ſo lange ſie als die Schwächern unterdrückt und verfolgt werden, aber ſelbſt unterdrücken und verfolgen, wenn ſie die Stärkeren geworden ſind. Wer auch den beſten Zweck mit einem ſchlechten Mittel erreicht, würdigt die Heiligkeit ſeines Zwecks herab, und ſchadet ſeiner Sache durch einen widerrechtlich erkämpften Sieg mehr, als ihr eine Niederlage ſchaden würde; denn ſehr oft iſt ein phyſiſcher Sieg eine moraliſche Niederlage. Wir wollen das Reich der Freiheit nicht durch Gewaltthätigkeit gründen, und die Duldung nicht durch die Verfolgung unſerer Widerſager predigen.

»Friede alſo den langen und kurzen Haaren! Mögen auf einem ſchönen Kopfe ſich niedliche Löckchen kräuſeln, oder der kräftige Haarwuchs in üppigen Ringeln über den blendenden Nacken fallen; mag ein zierlicher Kamm ſie in künſtlichen Flechten an dem Haupte befeſtigen, oder ein freundliches Häubchen, oder auch ein geſchmackvoller Hut ſie dem Auge verbergen; wir kommen dem liebreichen Geſichte liebreich entgegen. Wie, nach einem alten Sprichworte, hundert Wege nach Rom führen, ſo kleidet ſich die Schönheit in hundert Geſtalten. Mannichfaltigkeit herrſcht im Reiche der Freiheit und des Überfluſſes; Einförmigkeit iſt der Wahlſpruch des engbrüſtigen Despotiſms, deſſen beſchränkte und darum argwöhniſche Regierungskunſt die vielſeitigen Kräfte verlegen machen. In mannichfaltigen Geſtalten erſcheint der ſchöne Frühling, der reiche Sommer, der fruchtbare Süden und das fröhliche Leben; einförmig iſt der Winter, der arme Norden und das Grab. Ehren wir die freie Thätigkeit des freien Menſchen, die durch zahlloſe Mittel ſich einem Zwecke nähert! Warum wollteſt du den Bruder verdammen, der mit gefalteten Händen zu dem Gotte der ewigen Barmherzigkeit fleht, weil die deinigen ſich über der Bruſt voll Andacht kreuzen? Der Menſch wende ſich gegen Oſten, um in der aufgehenden Sonne die wohlthätige Wirkſamkeit des ewigen Weltgeiſtes anzubeten, oder gegen Abend, um dem Vater der Schöpfung für das Geſchenk des durchlebten Tags zu danken; er ſuche das Auge des Ewigen in den Sternen, ſeine Stimme in dem Donner des Gewitters, oder in dem Brauſen des von Stürmen gepeitſchten Ozeans, er ſucht in der unermeßlichen, herrlichen Natur ja doch nur ihren Vater und den ſeinigen, und jede untergehende Sonne iſt eine aufgehende, und umgekehrt, wie ſie ſelbſt ein Stern, aber ein näherer. Welcher hölliſche Wahnſinn treibt den Menſchen feindſelig gegen den Menſchen, daß ſie ſich verfolgen wegen Meinen, Glauben und Hoffen? Gott iſt Barmherzigkeit, Güte und Liebe gegen ſeine Geſchöpfe, und ſie ſchleifen die blutdürſtigen Waffen gegen verwandte Herzen, und entſtellen die Erde, die ein Paradies ſeyn könnte durch Liebe, Freundſchaft und Frieden, durch Haß, Habſucht, Mord und Raub zur Hölle.

»Habt ihr euch lange genug herabgewürdigt in dem armſeligen Streite um die Ehre der rechten Hand, Nord- und Süddeutſche, und konntet ihr nur in der gemeinſchaftlichen Schande die gleichen Rechte ebenbürtiger Söhne einer und derſelben Familie wiederfinden? Werdet ihr es endlich müde werden, eure abgeſonderte Kapellen und Altäre für die Nationalheiligen vom Norden und Süden, von dem proteſtantiſchen und katholiſchen Deutſchland, in euren politiſchen und gelehrten Zeitungen zu bauen und zu beräuchern? Eure wechſelſeitige Verdammung hatte die gemeinſchaftliche vorbereitet, und wohl auch verdient. Ich ſchäme mich, es zu ſagen, und doch glaube ich es feſt: hätte einer von euch über den andern, ein Deutſcher über den Deutſchen geſiegt, er wäre weniger großmüthig gegen die Überwundenen geweſen, als das Ausland es gegen euch beide war; und es war es wahrhaftig nicht im Übermaſe. So manches gute Fürſtenhaus, das arme Vaterland, hätten ſchon früher, wo nicht Rettung, doch Troſt in ein wenig Enthuſiasm gefunden; aber wie könnte dem Deutſchen deſſen noch übrig bleiben, da er ihn mit jeder Meſſe an eine neue philoſophiſche Sekte, an eine neue poetiſche Schule, an einen neuen Roman, oder an noch jämmerlichere Lappalien, an Bekehrungen, Wundermänner, Propheten zu verſchwenden hat?

»Ich dächte doch, es wäre Zeit, daß wir einmal klug würden, wenn wir es je werden ſollen und können. Iſt es denn ſo ſchwer zu begreifen, daß jeder ſeinen Rock nach ſeinem Leibe tragen darf? daß der Deutſche ſein deutſches Trauerſpiel haben kann, wie der Franzoſe ſein franzöſiſches? und daß es von verſchiedenen Standpunkten aus eine verſchiedene Anſicht der Dinge giebt, die indeſſen für jeden die wahre iſt? Langes Haar kann einen Kopf zieren, und den andern entſtellen. Wer wird ſich bei einer willkührlichen Form aufhalten, wo es um das Weſentliche der Sache zu thun iſt, wer anders als der engherzige und kleingeiſtige Egoiſt oder der geiſtloſe Pedant? Uns ſoll man dieſen Vorwurf nicht machen; und wir ſchließen darum unſre Rede, wie ſich alle Reden und Predigten ſchließen ſollten, mit der Bekräftigung des Geſagten durch die That. Wir haben für die Sache der Freiheit und Toleranz geſprochen, und den Frieden wiederherzuſtellen geſucht zwiſchen den geſchornen und ungeſchornen Köpfen, und das mächtige Beiſpiel beſiegle nun das gutgemeinte Wort.«

Darauf gieng ich vor den beiden Reihen der Geſellſchaft auf und nieder, und küßte die Frauen, ohne Parteilichkeit für die Freundinen des Titus oder die Schülerinen ſeines Gegners; und gern erlaubte man mir den

Friedenskuß, als eine oratoriſche Lizenz, und entrichtete ſo ein billiges Honorar für meine Verſöhnungspredigt. Täuſchte mich meine Eitelkeit, die einem ungedruckten Schriftſteller doch eben ſo leicht zu verzeihen ſeyn möchte, als einem gedruckten, oder war es wirklich, daß der Mund des liebenswürdigen Mädchens, mit den beredten ſchwarzen Augen, unentſchieden zwiſchen Empfangen und Geben, länger an meinen Lippen verweilte?

Eine laute Fröhlichkeit herrſchte in der ganzen Geſellſchaft. Die Meiſten ſahen ſich nun dem Ziele ihrer Reiſe nahe. Die Gegend wurde offener und freundlicher, und der Himmel heiter. Der Schiffer fragte mit geziemender Höflichkeit an, ob die Herrſchaft in Rüdesheim oder in Bingen Mittag zu machen gedenke. Ich entſchied mich für das letzte Städtchen, weil ich mir den Genuß der Überfahrt über den prächtigen Strom an einem ſchönen Morgen oder an einem ſtillen Abend noch vorbehalten wollte; denn nach Rüdesheim mußte ich doch wieder. Meine Reiſegefährten beſtimmte ich durch Gründe, die eine nähere Beziehung auf ihre Verhältniſſe hatten, und wir erklärten uns einſtimmig für Bingen.

Ein dumpfes Brauſen unterbrach die laute, fröhliche Unterhaltung. Wir waren in der Nähe des Binger Lochs. Schäumend ſtürzten ſich die empörten Wogen über die Felſenmauer, die den Rhein beinahe in ſeiner ganzen Breite durchſchneidet; und die nahen Gebirge wiederholten das Brüllen des ſiedenden Stroms. Der Wind blies heftiger in das Segel und wälzte die tobende

Fluth gegen das Ufer. Der Sturm warf ſich mit Wuth über den Strom; der Strom ſchleuderte ihm zürnend ſeine Wogen entgegen. Von den ſchäumenden Spitzen der Wellen fiel die Jacht in den kochenden Abgrund, der ſie wieder im Steigen einer ſchäumenden Welle zuwarf. Geſchickt nöthigte indeſſen der Steuermann, durch die kluge Führung des Ruders, den unſteten, heftigen Wind, das ſchwankende Schiff unverſehrt durch eine ſchmale Öffnung zwiſchen den Felſen zu tragen. Ein lauter Ruf der Freude ſcholl ihm dankend entgegen; da ſtürzte ſich der heulende Orkan auf das pfeifende Segel, und riß es von der an dem Verdecke befeſtigten Stange los. Es ſchien die letzte Anſtrengung ſeiner erſchöpften Wuth zu ſeyn; denn jetzt trat die Sonne glänzend über einer finſtern Wolke hervor, und der Sturm brauſte nur noch in der Ferne, und die Wogen tanzten ſpielend auf der Fläche des Waſſers. Aber die Gewalt der Strömung riß das Schiff abwärts, und es trieb krachend auf einen Felſen. Ein lauter Schrei entfuhr der geängſtigten Bruſt, Todesbläſſe entſtellte die Geſichter ohne Leben. Fluchend rannten die Schiffer gegen einander, die Arbeit mehr ſtörend als fördernd.

Kaum hatte ich bemerkt, daß die Jacht nur feſt lag, ohne beſchädigt zu ſeyn, da ſprach ich tröſtend zur Geſellſchaft: »Ich bin ein wenig vom Handwerk, und verbürge eine glückliche Heimkehr. Nur mahne ich zur Ordnung und zum ſchnellen Gehorſam. Drängt Menſchen die Noth im Augenblick einer großen Gefahr, dann muß ein Wille ſie leiten, unbedingt gebietend wie das Verhängniß. Viele ſind gut zu langſamer Berathung, doch nur einer zur ſchnellen Ausführung. Das bedenkt, was wir und Andere ſchon lange hätten bedenken ſollen! — Ich bin Diktator und der Steuermann mein magister equitum.«

Da das Schiff, wie leicht zu bemerken war, nur auf einer Seite auflag, ſo ließ ich die ganze Ladung an Menſchen und Gepäcke, von dieſer auf die andere bringen, ſtellte mich lenkend ans Ruder, und hieß die Schiffer mit nervigem Arme und eiſerner Bruſt die Jacht losdrücken von der Spitze des Felſens. Alles gieng nach Wunſch; in einigen Augenblicken waren wir flott, ließen uns zwiſchen den Klippen durchtreiben, und endlich das Schiff wieder eine Strecke zu Berg ziehen.

Ruhe und Heiterkeit lächelte nun von den erfreueten Geſichtern. Wir grüßten auf ſicherer Fahrt, zur Linken, die alte Burg Ehrenfels, zur Rechten die röthliche Nahe. »Der köſtliche Scharlachberger, rief ich den Männern, ſoll uns den Mittag wohl thun auf die Luſt und den Schrecken des Tags!« Die Damen lächelten dankbar, und noch getheilt zwiſchen Freude und Angſt. Manche wünſchten nun an dem gefahrloſen Ufer in Rüdesheim zu bleiben. Ich aber ſagte: »Widrige Zufälle in ſeine überlegten Entſchlüſſe beſtimmend eingreifen laſſen, iſt Schwäche. Was der Mann einmal ernſtlich gewollt, das muß er vollenden; ſo nur wird Großes gethan. Ich übe mein letztes Recht als Diktator und laſſe überſetzen. Dort in Bingen lege ich meine Würde nieder, und Jeder iſt frei.« Wir nahmen auch ſogleich unſre Richtung nach dem jenſeitigen Ufer. Die Ruder peitſchten den beſänftigten Strom. Gegen Oſten öffnete ſich das freie, herrliche Land, durch das der Rhein wie im feierlichen Triumphe zieht. Die freundlichen Inſeln ſchienen ſich auf der klaren, ausgebreiteten Waſſerfläche zu wiegen. Wie ein Koloß richtete ſich der Rüdesheimer Berg, der Vater des Nektars, vor uns auf, ſtolz den Kranz von Eichenwäldern, wie ein König ſeine Krone, auf dem erhabenen Haupte tragend. Wechſelnde Empfindungen erſchütterten meine Bruſt. Ich fühlte mich einſam in dem geſprächigen Kreiſe. An den Maſt gelehnt ſuchte ich die bekannten Stellen in dem gelobten Lande, die mir eine ſelige Erinnerung theuer macht. Die Bilder ſchöner Tage zogen wie die werthen Geſtalten abgeſchiedener Freunde an meiner Seele vorüber. Ach! unſere ſchönſten Hoffnungen, unſre beſten Wünſche gehören nicht dieſer Welt an. Du trägſt das Herz voll Sehnſucht unbefriedigt ins Grab, in dem allein ewige Ruhe wohnt und ungeſtörter Friede.

Wir landeten.

Kapitel 10.

Bingen. — Der Klopp. — Herr Martetdab.

Sucht uns jemand, dann mag er hier nachfragen zu Bingen, im Gaſthauſe zum weißen Roß, wo wir gar vergnügt und munter zuſammen hauſen, frohern Muthes als das Heer der Griechen in Aulis, aber, wie es, einen günſtigen Wind zur glücklichen Fahrt erwartend. Es iſt recht freundlich hier bei dem gefälligen Wirthe in ſeiner angenehmen Wohnung mit der reizenden Ausſicht auf den Rhein und nach dem Niederwalde. Am Tiſche wechſelt bunte Geſellſchaft fröhlicher Menſchen, die den Strom auf- und abziehen in Geſchäften des regen Verkehrs, oder zum Vergnügen, und die alle hier anlegen zur flüchtigen Mahlzeit, oder um mit Muſe ſich der ſchönen Umgegend zu erfreuen. Gleich am erſten Tage haben wir eine intereſſante Bekanntſchaft gemacht, die uns angenehm unterhält und bei dem Beſuche der bemerkenswerthen Stellen in und bei dem Städtchen nützlich iſt. Am Tiſche ſprach mich ein munterer Nachbar, den ich dem Zufall verdankte, mit ſeinem gefälligen und originellen Weſen gar freundlich an. Sein rundes Geſicht ſtrahlte von geſunder Behaglichkeit, und unter den buſchigen Augenbraunen glüheten helle, muntere Blicke, in denen ſich ein unverwüſtlicher Frohſinn und eine boshaft neckende Laune ſpiegelten.

Uns gegenüber ſtritt ein heftiger Jüngling, der, wie es ſchien, von der hohen Schule nach der Heimat wanderte, mit einem ältlichen Manne über die Gegenwart und Zukunft Spaniens. Die Zeitung auf dem Tiſche hatte die politiſche Kontroverſe herbeigeführt. Der finſtere Alte, der abſprechend verſicherte, das unglückliche Land könne die verlorne Ruhe nur in der unangefochtenen Allmacht des Königs und dem überwiegenden Einfluſſe der Geiſtlichkeit wiederfinden, reizte den Widerſpruch des Muſenſohnes, der ſeiner Seits behauptete, nur einer Verfaſſung, die dem Volke ſeine Rechte ſichere und dem Könige die Pflichten des Herrſchers verzeichne, werde Spanien ſein Glück verdanken. Der feurige Scharlachberger erhitzte den Streit, und die Parteien erbitterten ſich ohne ſich zu überzeugen, wie das in der Natur des Menſchen liegt. Mein gleichmüthiger Nachbar aß und trank mit friſchem Appetit, ohne den geringſten Antheil an dem Geſpräche zu nehmen. Die erhitzten Kämpfer mogten einen Ableiter des Gegenſtandes ihres Kampfes ſuchen und machten ſich, vielleicht aus Ärger über meines Nachbars Kälte, der nur ſpöttiſch lächelte, an ihn, um ihm das Schiedsrichteramt in ihrer Sache aufzudringen. Da er unbeweglich blieb, ſtachelten ſie ihn, beſonders der junge Fremde, mit Neckereien, die aber auch nur einen geringen Eindruck machten. Geben Sie doch, rief der Jüngling, unſerer beiderſeitigen Bitte nach, und ſtellen Sie, durch Ihren weiſen Ausſpruch, den Frieden wieder her, Sie, den die Natur ſo recht abſichtlich zum Friedensfürſten gemacht zu haben ſcheint! Was wird aus Spanien unter den vorliegenden Verhältniſſen werden?

Warten Sie es gefälligſt ab, erwiederte mein Nachbar mit immer gleicher Freundlichkeit; von dem Erfolge werden Sie erfahren, was jetzt kein Menſch Ihnen ſagen kann. — Ein weiſer Rath, erwiederte der junge Menſch; nur Schade, daß er uns kein Haarbreit weiter bringt.

»Kennen Sie Spanien? Kennen Sie den König?

Wie!

»Ich kenne Spanien nicht, obgleich ich es geſehen habe; aber ich habe auch Sie geſehen, und ſehe Sie noch; weiß ich aber darum, wer Sie ſind und was Sie morgen thun oder leiden werden? Wer regiert Spanien? der König? Welche Maasregeln wird der König nehmen, und welche Folgen werden dieſe Maasregeln haben? Das weiß kein Menſch, und kein Menſch kann es wiſſen. Darum warten Sie es ab. Es glaubte ſchon Mancher Weizen zu ſäen, und ihm iſt Unkraut aufgegangen, und Vieles, was der Menſch für ſein Unglück hielt, iſt der Saame ſeines Glücks geweſen. Ich bin nicht Thor genug, um in das Dreſchen von leerem Strohe meine Thätigkeit zu ſetzen.«

Ganz gut, fiel der mürriſche Alte unterbrechend ein; aber wem von uns beiden geben Sie Recht?

»Erlauben Sie mir, dieſe Frage unbeantwortet zu laſſen,« erwiederte mein Nachbar höflich.

Die Gegenwart erzeugt die Zukunft und dieſe liegt in jener ſchon, nur unentwickelt, ſagte der Jüngling mit großer Sicherheit. Wiſſen Sie, was darüber der große Leibniz ſagt?

Redensarten, antwortete mein Nachbar. Die Zukunft ruhet im Schooſe der Gegenwart, wie das Kind in dem der Mutter; meinetwegen, wenn Sie durchaus wollen. Wiſſen Sie aber, ob es ein Mädchen oder ein Bübchen iſt? Warten Sie es darum ab! Die Zukunft iſt —

Nun?

»Ein ungelegtes Ei; und um ungelegte Eier, ſoll man ſich, wie ein verſtändiges Sprichwort ſagt, keine Sorge machen. Die Vergangenheit iſt —

Nun?

»Ein zwar gelegtes, aber auch ſchon verzehrtes Ei.

Und es bliebe nichts von der großen Vergangenheit, als Erbtheil für die Nachwelt?

»Ja, die Schaale, die wir als köſtliches Alterthum in den Muſeen andächtig aufbewahren, und aus der die Geſchichtſchreiber einen gelehrten Brei bereiten, um ihre hiſtoriſchen Bilder daraus zu kneten, die der Aberglaube oder die Einfalt als Porträte der Vergangenheit kauft und verehrt.

Der Teufel! fuhr der junge Fremde auf. Doch laſſen wir das gut ſeyn, und ſagen Sie: Wer von uns beiden hat Recht?

»Erlauben Sie mir, die Frage unbeantwortet zu laſſen.

Nein, Sie entgehen uns nicht. Thuen Sie, was

Ihres Amtes iſt, und enden Sie, auf welche Weiſe es ſey, den Streit.

»Sie haben vielleicht geleſen, oder gehört, ſprach mein Nachbar, daß in irgend einem Hauſe einmal zwei Leute beiſammen waren, von denen der eine ſich für Gott den Vater, der andere für Gott den Sohn hielt. Beide ſtritten und zankten und wollten ſich die angemaßte Qualität gegenſeitig nicht zugeſtehen. Ich, Gott der Vater, ſagte dieſer, müßte meinen Sohn doch kennen, wenn er es wäre; aber er iſt ein Betrüger. Ich, Gott der Sohn, ſagte jener, müßte doch meinen Vater kennen, wenn er es wäre; aber er iſt ein Betrüger. Nun entſcheiden Sie, wer von beiden hatte Recht?

Dem Jüngling hatte der Zorn das Blut in das hochrothe Geſicht getrieben; dem Alten zitterte krampfhaft die Unterlippe, und ſie wollten ſich von ihren Sitzen erheben. Achtung vor dem Richter, der that, was ſeines Amtes iſt! fuhr mein Nachbar mit heiterer Ruhe fort. Nehmen Sie mich, wenn Sie wollen, als den dritten Mann in die Geſellſchaft auf, da ich die Narrheit habe, die Narrheit Anderer nicht zu theilen. Halten wir zuſammen! Drei machen ein Collegium.

Ich ſchritt vermittelnd ein, und der Friede ward wieder hergeſtellt. Da neigte mein Nachbar, den wir ſpäter nur den Herrn Wartetsab nannten, welchen Namen er auch hier führen mag, ſich gelaſſen gegen mich und ſagte, als ſey nichts vorgefallen: Ich könnte mich faſt darüber ärgern, daß der Menſch ſich an der Vergangenheit und Zukunft wie an einem Knochen vergebens die Zähne ſtumpf nagt; denn Fleiſch bringt er doch nicht davon, da keines daran iſt. Welch ein Geſchäft, taube Nüſſe aufzuknacken, in der immer getäuſchten Hoffnung oder thörigten Meinung, einen Kern darin zu finden! Nur die Gegenwart iſt Wirklichkeit und unſer, und wer ſie der Zukunft opfert, der läßt, wie der Hund in der Fabel, den Braten fallen, um nach dem Schatten deſſelben zu haſchen. Ein recht trauriges Schauſpiel, das arme Thier zu ſehen, wie es von der vollen Krippe mit Sehnſucht nach dem leeren Neſte, oder von dem vollen Neſte nach der leeren Krippe blickt! Wer ſich mit der ganzen Kraft ſeines Weſens der Wirklichkeit hingiebt, die nur in der Gegenwart liegt, hat drei friſche Pferde vor dem Wagen ſeines Lebens, da der, den die Phantome der Vergangenheit und Zukunft anziehen und necken, zwei davon abgiebt, um mit ihnen leeres Fuhrwerk nachzuſchleppen. Die Vergangenheit iſt ein gedrucktes Buch; da hilft es nichts, die Druckfehler aufzuſpüren, über Satz und Papier zu gloſſiren. Die Zukunft liegt als ungeordnete Schrift im Kaſten, an der nichts zu leſen, nicht einmal zu buchſtabiren iſt. An der Gegenwart aber ſetzen und drucken wir ſelbſt, und da gilt es, wenn wir tüchtige Arbeit liefern wollen. Glauben Sie mir, lieber Freund, was die Leute ſo entſetzlich dumm macht, iſt ihr übermäßiger Verſtand, der erkennen und darthun will, was dem Menſchen zu erkennen und darzuthun nun einmal verſagt iſt. Wie ſieht es jenſeits aus? Dumme Neugierde! Wartets ab! Was die achtbarſten Metaphyſiker, von Plato bis auf Mendelsſohn, darüber faſeln, iſt ſchöne oder gelehrte Faſelei. Alle dieſe Leute und Ihresgleichen werden nicht müde, Waſſer mit dem Sieb zu tragen. Ich verſichere Sie, das wahre Zeichen, daß wir anfangen verſtändiger zu werden, iſt, wenn es keine Metaphyſiker, keine philoſophiſche, religiöſe, politiſche Chironmanten, Horoſkopenmacher und Propheten mehr giebt. Unter allen weiſen Sprüchen der ſieben Weiſen Griechenlands wäre der weiſeſte geweſen: Wartets ab! Wer ihn befolgt, der hat es nicht zu bereuen, und ſein Inhalt iſt die höchſte und ſchwerſte Kunſt des Lebens für den Fürſten, wie für das Volk, für den Reichen und Bettler, für jedes Alter und Geſchlecht, für den Staatsmann beſonders, wie für den Land- und Kaufmann. Hätten Cato, Brutus und ſo viele Andere es abgewartet, wie nützlich würden ſie der Sache geworden ſeyn, an der ſie voreilig verzweifelt ſind? Man darf nichts aufgeben, als die Vergangenheit, und nur mit den Todten iſt nichts mehr anzufangen. Auch das verſtand Napoleon, wie noch vieles, beſſer; er gab nichts auf, bis ihn ſelbſt alles aufgegeben hatte. Da nun freilich war es zu Ende, und nichts mehr abzuwarten. Schade um den grundgeſcheiten Mann!

Meine Geſellſchaft erhob ſich von dem Tiſche, und ſo ward mein freundlicher Nachbar in ſeinen vertraulichen Mittheilungen unterbrochen. Er that uns dafür den Vorſchlag, den Kaffee auf dem Klopp zu trinken und verſprach uns, denſelben zu beſorgen. Das war gerade unſere Abſicht, der er nun zufällig entgegen kam, und wir ließen uns ſeine Begleitung gern gefallen.

Welch eine ſchöne Beſitzung iſt dieſer Klopp und wie ſinnig und geſchmackvoll in allen ſeinen Theilen angelegt! Man könnte ſagen, er ſey der Niederwald im bequemen und niedlichen Taſchenformat zum Gebrauche der Damen und der Herren, die das Schöne, wie ihr Wiſſen, gern ohne Anſtrengung und Weitläufigkeit in gemächlicher Nähe, in einem Wörterbuche oder in einer Encyklopädie beiſamen haben. Doch wäre das mehr witzig als wahr; denn der Klopp iſt weniger und auch wieder mehr als der Niederwald.

Herr Wartetsab war zeigend und erklärend an meiner Seite, ſeltſam und eigen in Anſicht und Gedanken, durch Ausdruck und Sprache, die vom Gewöhnlichen abwichen, oft ans Lächerliche ſtreifend, aber oft voll Sinn und Wahrheit. Um Eugen mit dieſem Manne näher bekannt zu machen, zog ich ihn unbemerkt in unſre Geſellſchaft, und knüpfte mit dem fremden Begleiter den abgebrochenen Faden des Geſpräches wieder an. Wenn Sie ſo wenig auf die Vergangenheit geben, ſagte ich, würdigen Sie dann nicht den Werth der Geſchichte herab, die große Lehrerin der Fürſten und Völker, die weiſe Deuterin der Gegenwart und Zukunft, die uns, was iſt und kommen wird, durch das erklärt, was ſchon geweſen? — Redensarten, erwiederte Wartetsab; Sie ſind zu verſtändig, um daran zu glauben. Man giebt uns Worte wie Aſſignaten, ohne innern Gehalt, wie ohne Hypotheke. Wir finden ſie im Kurſe, und nehmen und geben ſie, weil ſie einmal von Mund zu Munde gehen. Da es nun Alle auf gleiche Weiſe damit halten, ſo betrügt keiner den andern, ſondern jeder nur ſich ſelbſt. So iſt es mit wenigſtens neun Zehntheilen von dem, was man lehrt und glaubt. Wie! Habe ich Unrecht? Die Geſchichte, fuhr er lächelnd fort, das Orakel der Zeit, das uns das Räthſel der Sphinx erklärt? Du arme Pythia! wer fraget dich, und würdeſt du gefragt, wen wieſeſt du zurecht? Geſchichte, ein unförmliches Bild, deſſen Gerippe die Hiſtoriker aus ſogenannten Thatſachen, Staatsaktionen, Staatsſtreichen, Schlachten, Geburts- und Sterberegiſtern, Jahrszahlen, Verträgen, Friedensſchlüſſen und Stammbäumen zuſammenſlicken, die Werke des Zufalls, der Lüge und Eitelkeit zu einem gegliederten Strohmanne geſtalten, dem ſie ihre Anſichten, Maximen und Ideen ſtatt des lebendigen Eingeweides geben! Pauſanias und Livius haben doch ſchön, vielleicht auch ehrlich, gelogen; aber ſo viele Hunderte in Dienſt und Ehren, voll Hoffnung oder Furcht, von einem Syſtem, einem Glauben beengt, von einem Hofe bezahlt, von einer Corporation beherrſcht! Du lieber Gott! Herder hat in ſeinen Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit wenigſtens einen erhebenden Roman gegeben; aber ſo viele Andere! — Ein Gelehrter aus der Gegend, der ſich uns angeſchloſſen hatte und den Sprecher zu kennen ſchien, gab, wie frühher der brave Wirth im Roſſe, uns durch ein Zeichen zu verſtehen, in dem Kopfe des Mannes ſey es nicht ganz richtig, und wir möchten uns an ſeinem tollen Gerede ja nicht ſtoßen. Dieſer aber fuhr um das, was um ihn vergieng, unbekümmert fort: Verſuchen Sie es, lieber Freund, und ſchreiben Sie nur einmal die Geſchichte Ihres Dorfs von einem Tage, den Sie mitten darin als Augen- und Ohrenzeuge, ſogar als mithandelnde Perſon erlebt. Stellen Sie, ein anderer Appelles, Ihr Gemälde vor Ihrem Fenſter auf und ſich dahinter, um zu hören, wie ſich die Leute über die Wahrheit der hiſtoriſchen Compoſition auslaſſen, Schuhmacher, Schneider, Frau Baaſen, Schulze und Büttel, die, wie Sie, dabei, oder noch näher, geweſen ſind. Schreiben Sie die Geſchichte Ihres eigenen Lebens, und wenn ſie einige Jahre fertig iſt, dann ſagen Sie mir aufrichtig, was Sie von der hiſtoriſchen Wahrheit mancher Stellen denken! Und die Geſchichtſchreiber, die uns das Leben der Welt, der Staaten und Völker geben; dieſe Leute, die zwiſchen vier Pfählen das Wogen und Treiben der Ereigniſſe und Menſchen ordnen und ſchlichten, ihre Gedanken und Gefühle mit Citaten belegen! Da ſitzt ein ſolches Weſen und ſieht aus dem Dachfenſter ſeines Hafenſtübchens auf die weite, unendliche See; in der ruhigen Fläche ſpiegelt ſich das heitere Firmament; da kochts und ziſchts. Heulend wirft ſich der Organ darüber; die empörten Wogen ſteigen himmelan; in Bergen richten ſie ſich auf, und ſtürzen in den Abgrund nieder. Das ſoll im Dachſtübchen beobachtet und beſchrieben werden. Es geſchieht. Noch mehr; alle Schiffe, die auf dem Ozean, ein Spiel des Sturmes und der Wogen, umhergetrieben, werden aufgezählt, eingetragen, die Ladung gewogen, die Schiffsmannſchaft zur Rede geſtellt, getadelt, gelobt, befördert oder zurückgeſetzt. Der iſt ein Feiger, jener ein Tyrann, der ſchlecht am Ruder, jener zum Befehlen gut. Nehmen Sie die Geſchichten der Revolution! O des Erbarmens! Der Bär hält Vorleſungen über Ballete; der Maulwurf unterrichtet in der Farbenlehre. Wenn ich ſolche und andere Geſchichten leſe, dann iſt mir oft, als hörte ich auf dem Forum des alten Roms einen Kapuziner predigen.

Die Geſchichte, ſagt man, bildet Weiſe, Staatsmänner und Feldherren; müßten dann die Geſchichtſchreiber nicht ſelbſt ſeyn, zu was ihre Werke die Leſer derſelben machen ſollen? Welches Buch hat Karl den Großen, den großen Alfred, Friedrich den Großen und Napoleon gemacht? Sie haben den Cäſar geleſen; ich auch; was aber hat den Cäſar gemacht, der doch keinen Cäſar leſen konnte? Durch Curtius, ſagt man, ſey Karl XII. von Schweden zum kriegeriſchen Abentheurer geworden; warum aber wurden es Andere nicht, die den Curtius auch geleſen und ſogar kommentirt haben? Man ſollte ſagen, Karl XII. habe ſich in das Leben Alexanders vernarret, weil der kriegeriſche Abentheurer in ihm war. Iſt der kampfluſtige Jüngling vielleicht in den Achilles gefahren, da er, im Kreiſe ſeiner Geſpielinen, ſtatt des Mädchenputzes, die Waffen wählte? oder wählte er nicht vielmehr die Waffen, weil der kampfluſtige Jüngling in ihm war? Von Thucidides, Xenophon, Salluſt, Cäſar, Tacitus, dem Cardinal de Retz mag ſich ohne Zweifel viel lernen laſſen; aber von wem haben die Meiſter es gelernt, bei denen wir uns in die Lehre geben ſollen, um es zur Meiſterſchaft zu bringen? Ich im Gegentheil bin überzeugt, daß gerade das Leſen, wie jetzt geleſen wird, dieſes Verſchlingen ohne zu verdauen, dieſes Aufhäufen ohne zu ordnen, dieſes wilde, chaotiſche Durcheinanderwerfen der Gegenſtände, Zeiten, Völker, Menſchen und Verhältniſſe ſchwächt, verwirret, untauglich macht. Der iſt bald Grieche, bald Römer, bald Indier, bald Amerikaner, jetzt ein Brutus, dann ein Cäſar; heute Alcibiades, morgen Hermann; bald Washington, bald Alexander, allenthalben und alles, nur nicht an ſeiner Stelle und in ſeiner Zeit. Den Weibern ſpuckt eine Cornelia, Eboli, Maria Stuart, Lais und Ninon durch den Kopf. Kurz, Jeder und Jede bauet, durch das Leſen, einen Thurm von Babel in ſich auf, bei dem alle Begriffe und Gefühle ſich verwirren, ſo daß der Menſch ſich ſelbſt nicht mehr verſteht. Alle Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit geht dadurch verlohren; zerſplittert und in ſich getheilt, im Zwieſpalt mit ſeiner Geburt, ſeiner Umgebung und ſeinen Verhältniſſen iſt man nicht, was man ſeyn ſoll, und thut nicht, was man thun ſoll; ſo hört alle Tauglichkeit und Tüchtigkeit am Ende mit dem innern Frieden auf, der auf der Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt beruht. Der dümmſte Dummkopf iſt ſicher der gelehrte. Was wäre es für die Franzoſen werth geweſen, hätten ihre Geſetzgeber von Griechen und Römern nichts gewußt? Ich frage Sie: Hat nicht gerade die unſelige Gelehrſamkeit die Revolution zum blutigen Affenſpiel gemacht? Die Sündfluth, die uns drohet, iſt die des Bücherweſens, in der aller Geiſt, alle ſelbſtſtändige Haltung und perſönliche Tüchtigkeit untergeht. Gerade das Vielwiſſen dient übrigens der Schlechtigkeit; die Thorheit, das Laſter findet Entſchuldigung, wo nicht Aufmunterung, in irgend einem glänzenden Beiſpiel der Vergangenheit. Ich will zugeben, Grundſätze, gelernte Weisheit, großmüthige Entſchlüſſe, die ein Augenblick der Begeiſterung erzeugt, ſind an ſich achtungswerth und zu loben. Aber man hüte ſich, zu feſt darauf zu bauen! Gar leicht wird die angebohrne Natur, oder was durch Gewohnheit dazu geworden iſt, wieder Herr, und dann ſehen wir die Fabel der in eine Frau verwandelten Katze. Das Weib zeigte ſich ganz ordentlich und verſtändig, bis ihr eine Maus in die Nähe kam. Iſt es mit unſern herkömmlichen Philoſophen, Tugendhaften und Republikanern anders? Lauter ehrenwerthe, höchſt geſcheite, gar uneigennützige Männer, beſonders in Wort und Schrift, bis Auszeichnung, Reichthum und Vergnügen ihre Eitelkeit, ihren Eigennutz und ihre Lüſternheit verſuchen; dann überwältigt die Natur die Kunſt, die Katze ſieht die Maus.

Eugen, der einige Zeit nachdenkend dageſtanden, ſagte endlich, wie aus einem Traume erwacht: Ja, es iſt viel Wahrheit in dem, was Sie ſagten. Die Geſinnungen des Menſchen ſind gewöhnlich das Werk ſeiner Neigungen, ſeine Reden das empfangener Lehren und Meinungen, ſeine Handlungen aber ein Reſultat ſeiner Angewöhnung. Keine Macht herrſcht über ihn ſo unbedingt wie die Gewohnheit; ſie wird nicht blos zur andern Natur, ſondern beſiegt und unterwirft ſie auch. Wenn die indiſchen Gymnoſophiſten ſich gelaſſen auf den Scheiterhaufen ſetzen, um ſich dem Feuer zu opfern, das ſie anbeten; wenn ſelbſt die Weiber ſich mit ihren Männern verbrennen laſſen; wenn man die Kinder der Spartaner vor dem Altar der Diana bis aufs Blut geißelte, ohne daß ſie eine Klage, einen Seufzer ausſtießen, dann war das eine Folge der Angewöhnung. Was, ich frage euch, iſt die Religion, die Lebensart, die ganze Moral und alle Weisheit der Meiſten? Daß dem ſo iſt, darin liegt eine große Lehre für Erzieher, Geſetzgeber und Staatsleute, die ſie nicht genug beachten können. Wird die Gewohnheit noch durch das Beiſpiel, durch Nacheiferung geſtärkt, dann thut ſie Wunder. Man ſollte allerdings einen andern Weg verfolgen, wenn es noch Zeit iſt, ihn einzuſchlagen; wir ſind nicht auf dem rechten. Sie führen wohl, wendete er ſich gegen Wartetsab, ein vergnügtes Leben?

Ich komme mit der Welt zurecht, war die Antwort. Von Religion und Regierung rede ich gar nicht, oder lauter Liebes und Gutes, lobe den Eltern ihre Kinder und dem Liebhaber die Geliebte, behaupte, aus dem Paradieſe ſey uns von dem Stande der Unſchuld und des Glücks vor dem Sündenfall nur der Adel und die Geiſtlichkeit geblieben, und Regierungen, Eltern, Liebhaber, Adel und Geiſtlichkeit halten mich in ſo weit für einen recht geſcheiten Mann. Sonſt bin ich klug genug, etwas verrückt zu ſcheinen; denn wir leben in einer Zeit — die übrigens nicht ſelten iſt — wo der Unverſtand für die ſicherſte Bürgſchaft der Unſchuld gilt. Wer wirklich Verſtand hat und ihn nicht verliehren will, der muß oft thun, als habe er keinen.

Sie ſind nicht verehlicht? fragte Eugen.

Leider! nein; zum Glücke bin ichs nicht. Eine glückliche Ehe iſt wohl das höchſte Glück auf Erden; aber ich habe nie ein Glücksſpiel geſpielt. Es giebt Menſchen, für die es, in gewiſſen Zeiten, wie für Thales, entweder zu früh oder zu ſpät iſt, eine Frau zu nehmen. Ich war wohl einmal daran; da ich aber bemerkte, daß der Strom des bürgerlichen Lebens immer ſeichter wurde, hielt ich es für gewagt, Weib und Kinder in meinen Kahn zu nehmen. Allein, dachte ich, ſchaffeſt du dich in deinem Dreiborte über Sand und durch Klippen fort.

Ich bin weder ein Weiberfeind, noch der Philoſoph Thales; aber eine Außerung des letztern hat einigen Eindruck auf mich gemacht. Sie wiſſen, daß Thales ſich nicht beweiben wollte, und ſeine Mutter ihn vergebens zu bereden ſuchte, ſich eine Gefährtin zu der beſchwerlichen Reiſe durch das Leben zu wählen. Da ſie ihn zum erſtenmal mahnte, ſich zu verehlichen, ſagte er: es iſt noch nicht Zeit; und als ſie ſpäter wieder auf denſelben Gegenſtand zurückkam, antwortete er: es iſt nicht mehr Zeit. Nach Thales wäre es alſo immer zu frühe oder zu ſpät, ein Weib zu nehmen.

Als der weiſe Solon, der berühmte Geſetzgeber Athens, nach Mylet kam, beſuchte er Thales, und äußerte ihm ſein Erſtaunen darüber, daß er weder Weib noch Kinder habe, oder zu haben wünſche. Der Hageſtolz ſchwieg, um nachdrücklicher, als mit Worten zu reden. Er gewann einen verſchlagenen Menſchen, daß er ihm einen Beſuch machen, und von Athen zu kommen vorgeben ſolle. Solon war, wie man ſich denken kann, neugierig zu wiſſen, was ſich, während ſeiner Abweſenheit, in ſeiner Vaterſtadt zugetragen. Ich wüßte nichts Beſonderes, antwortete der angebliche Reiſende, als daß ich daſelbſt einen Jüngling beerdigen ſah, deſſen Leichenbegängniß die ganze Bevölkerung der Stadt beiwohnte; denn es war, wie man ſagte, der Sohn eines wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Klugheit unter ſeinen Mitbürgern hochberühmten, damals abweſenden Mannes. Unglücklicher Vater! rief Solon. Aber, fuhr er beſorgt fort, ſage mir doch, ob du ſeinen Namen nicht nennen hörteſt? — Ich hörte ihn wohl nennen, erwiederte der abgerichtete Reiſende, behielt aber ſeinen Namen nicht. Doch erinnere ich mich ſehr wohl, daß viel von der Weisheit und Gerechtigkeit dieſes Mannes geſprochen ward.

— Solon, deſſen Angſt mit jedem Worte des Fremden ſtieg, fragte endlich, ob der verſtorbene Jüngling nicht vielleicht der Sohn Solons ſey. — So iſt es, erwiederte der Reiſende. — Da überließ ſich der unglückliche Vater dem ganzen Ausdrucke ſeines Schmerzes, den Thales endlich nur mit der Verſicherung ſtillen konnte, das Ganze ſey ſeine Erfindung. »Da ſiehſt du nun, fügte er hinzu, was bei mir den Wunſch, mich zu verehlichen und Kinder zu haben, unterdrückte.«

Nach dem weiſen Thales, bemerkte Eugen, dürfte man alſo nichts beſitzen, um nichts verliehren zu können, und der glücklichſte Zuſtand wäre der, in welchem man nichts zu hoffen oder zu fürchten hat. Wahrlich, der unglückliche Vater mußte auch ein ſehr glücklicher Vater geweſen ſeyn! Eine eigne Philoſophie, die das ödeſte, ärmſte Leben als das ſchönſte preiſet! Thales ſprach nicht allein als ein ſchlechter Bürger, ſondern kannte auch den Menſchen, ſeine Beſtimmung und ſelbſt ſeine Genüſſe wenig. Jeder Genuß gründet ſich auf ein Bedürfniß. Jeden Beſitz begleitet die Furcht ſeines Verluſtes. Jede Hoffnung und jeder Wunſch ſetzt ein Entbehren voraus; und wer hofft und wünſcht, der muß nothwendig fürchten, weil es zweifelhaft iſt, ob ſeine Wünſche und Hoffnungen in Erfüllung gehen. Das elendeſte Leben würde der leben, dem nichts mehr zu wünſchen und zu hoffen übrig bliebe, der nichts mehr gewinnen oder verliehren könnte.

Aber ſo iſt es, eine oft geſagte und lange geglaubte

Albernheit gilt endlich für Wahrheit; hat ſie gar ein merkwürdiger Menſch geſagt, dann braucht ſie nicht einmal den Stammbaum einer unangefochtenen, edeln Abkunſt, durch eine lange Reihe von Geſchlechtern, ſondern der Vater adelt ſein Kind, wie die Gründer neuer Dynaſtien ſich und ihre Nachkommen zugleich adeln, ohne ſelbſt von Adel zu ſeyn. Wenn alles Vorurtheil iſt, was der Menſch auf Treue und Glauben, ohne eigene Prüfung, annimmt, dann ſind, wie Sie ſelbſt geſagt, neun Zehntheil ſeines Glaubens und Wiſſens Vorurtheil; und das gilt nicht nur von ſeiner Geſchichte, Rechtslehre, Theologie, Politik und ſeinem übrigen poſitiven Wiſſen, ſondern auch von ſeiner Moral und Lebensklugheit.

Ich will Sie mit einem andern Zuge aus der Geſchichte bewirthen, der Ähnlichkeit mit dem von Ihnen angeführten hat, noch mehr als dieſer bewundert ward und in ſeiner Anwendung eben ſo wahr ſeyn mag. Als Pyrrhus, König von Epirus, ſich zum Kriege gegen die Römer rüſtete, ſoll der weiſe und kluge Cyneas, ſein Vertrauter, durch deſſen Beredſamkeit der König rühmte, mehr Städte erobert zu haben, als durch die Gewalt der Waffen, eine Unterredung mit ihm gehabt haben, deren Inhalt man erzählt, wie folgt: Cyneas wollte den ehrgeizigen Fürſten beſtimmen, ſeinen ehrgeizigen Unternehmungen zu entſagen. Wenn das Glück unſre Waffen begünſtigt, und wir die Römer unterworfen haben, was werden wir dann thun? fragte er ſeinen Herrn. — Dann, erwiederte dieſer, ſchiffen wir nach Sizilien über, und erobern dieſe ſchöne und fruchtbare Inſel. — Welches ſind aber deine Abſichten, wenn du dich im Beſitze von Sizilien ſiehſt? — Dann gehen wir nach Afrika, um das ſtolze und reiche Karthago und die nördlichen Küſten dieſes Welttheils unſerer Herrſchaft zu unterwerfen. — Und wenn wir auch Karthago und die benachbarten Länder unterworfen haben? — Dann, ſprach Pyrrhus, wollen wir uns des Lebens im Genuſſe des Friedens und einer ſüßen Ruhe freuen. — Was hindert dich aber, bemerkte Cyneas, ſogleich da anzufangen, wo du aufhören willſt? Warum durch Kämpfe, Anſtrengungen und Gefahren ſuchen, was wir wirklich ſchon beſitzen können?

Die Geſchichte erzählt uns nicht, ob und wie der König die weiſen Bemerkungen ſeines philoſophiſchen Günſtlings beantwortet hat. Ich fühle auch keineswegs den Beruf in mir, die Apologie des kriegeriſchen Pyrrhus oder irgend eines Eroberers zu ſchreiben. Indeſſen machte die verfängliche Katecheſe des klugen Cyneas den Eindruck nicht auf mich, den ſie auf die meiſten Leſer gemacht haben muß, weil ſie ſo berühmt geworden iſt. Wie! Kann es einen Genuß ohne den Stachel des Bedürfniſſes, eine ſüße Ruhe ohne ermüdende Anſtrengung geben? Jener ſetzt ein Entbehren, und dieſe Thätigkeit voraus. Übrigens hat jedes Alter ſeine Bedürfniſſe und Genüſſe und einen ihm angemeſſenen Wirkungskreis. Der betagte Mann kann nur nach einem Leben voll Anſtrengung mit Zufriedenheit auf daſſelbe zurückſehen, wie am Abend der

Menſch auf den mit einer nützlichen Arbeit angefüllten Tag. Eine edle, rühmliche Ruhe iſt nur der Lohn eines edeln, ruhmvollen Lebens. Washington beſchloß ſeine Tage in ländlicher Zurückgezogenheit gewiß mit andern Gefühlen und Genüſſen, als der nordamerikaniſche Bauer, der auf ſeiner Bahn von der Wiege bis zum Grabe nur dem Pfluge gefolgt iſt. Ruhe ohne vorausgegangene Anſtrengung iſt Müßiggang; und wer nie, von Schmeichlern belagert und von Neidern verfolgt, das glänzende Elend in abhängigem Überfluſſe kennen gelernt hat, der wird auch nie das Glück einer unabhängigen Mittelmäßigkeit zu ſchätzen wiſſen. Jeder Genuß, auch ſelbſt der Genuß der Ruhe muß verdient werden.

Doch das bei Seite! Bei Ihren Grundſätzen und Anſichten muß Ihnen der Staatsdienſt doch manchmal ſauer werden; denn ich ſetze wohl mit Recht voraus —. Ganz mit Unrecht, fiel Wartetsab ein. Ich baue mein Bißchen Feld und bin ein Schreiner.

Ein — fuhren wir alle zugleich heraus. —

Gegen die Grundſätze der Staatswirthſchaft, fuhr er fort; ich weiß es wohl. Nach dieſer ſoll ſich die Arbeit, aber der Menſch nicht theilen. Einer muß, ſo viel als möglich, daſſelbe thun. Ich theile mich zwiſchen den Feldbau und mein Handwerk, und ich und der Feldbau und das Handwerk fahren gut dabei. Manche haben mir freilich zugeredet, ich ſollte Bücher ſchreiben. Ich ſollte, meinte man, Romane, Schauſpiele oder gelehrte Werke, ſtatt Tiſche, Bettſtellen und Schränke machen;

aber mit dieſen werde ich leichter fertig und habe verſtändigere Rezenſenten und ein billigeres Publikum zu erwarten. Zudem bin ich keineswegs geneigt, die babyloniſche Verwirrung der Begriffe und Sprachen zu vermehren und Waſſer zu der Sündfluth beizutragen, die ich mehr, als eine Wiederholung der altteſtamentariſchen unter Noa oder Deukalion fürchte.

Unterdeſſen war der Kaffee aufgetragen. Wir ſetzten uns in vertraulichem Kreiſe nieder und genoſſen des herrlichen Anblicks auf den Rhein und ſeine prächtige Umgebung.

Dieſer königliche Strom, bemerkte ein befreundeter Eingebohrner, könnte in ſeinem Laufe Segen verbreiten und Überfluß durch den lebendigen Verkehr, den ſeine Gewäſſer zwiſchen nahen und fernen Staaten beleben und unterhalten; er würde es auch, wüßte die Verkehrtheit des Menſchen die Wohlthat der Natur nicht in Verderben zu verwandeln. Alle die Mauthen und Zölle erdrücken uns, der Weinbauer ſieht ſeiner gewiſſen Verarmung entgegen —

Man ſollte ſich, fiel Wartetsab ein, das Böſe ſo wenig als das Gute übertreiben; das eine erfüllt mit grundloſer Angſt, das andere nährt Hoffnungen, die nicht in Erfüllung gehen. Sollte indeſſen das Übel den gefürchteten hohen Grad erreichen, dann wird es ſein eigenes Heilmittel, und die Rettung liegt ihm nahe. Wartets ab! ſage ich. Heute Abend iſt nicht aller Tage Abend; auf Tag folgt Nacht, auf Regen Sonnenſchein, und umgekehrt, ſagt der Peter vom Niederwalde.

Sie kennen ihn? fragte ich.

Recht gut, war die Antwort; er iſt mein Vetter. Jeden Frühling ziehen wir zuſammen auf den Niederwald, wo wir philoſophiren und trinken. Er macht den Führer, ich den Fremden, obgleich ich den Niederwald wenigſtens ſo gut, wie er, kenne. Wir beide aber halten auf Legitimität und hergebrachte Ordnung, und laſſen jedem ſeinen Beruf. Ich verſichere, oft brauche ich die Einfalt dieſes Menſchen nur in die Sprache der gebildeten Welt zu überſetzen, um Weisheit daraus zu machen. Peters Wahlſpruch und der meinige iſt probat: Wartets ab! Als die Franzoſen ins Land rückten, verzehrend und verheerend, Freiheitsbäume ſetzten, die Kirchen zu Ställen, die Häuſer zu Kaſernen machten, gegen die Tyrannen waren, die an ihre Freiheit nicht glauben wollten, da ſahen Viele dem Jammer in der Verzweiflung kein Ende. Ich ſagte: Wartets ab! Als Napoleon — Gott ſegne und verdamme ihn! — die halbe Welt in ſeine Eiſenarme nahm, und ſie voll väterlicher Zärtlichkeit, wie der Bär ſein Junges, faſt erdrückte, da ächzete bewundernd das Volk, und die Deutſchen ſahen in der fremden Herrſchaft eine Ewigkeit. Ich ſagte: Wartets ab! Ja, ſchrien Alle: Bis zum jüngſten Tage. Seyd unbekümmert, ermahnte ich, der Bogen, den man zu ſcharf geſpannt, muß erſchlaffen, oder brechen. Wartets ab! Als endlich in furchtbar herrlicher Begeiſterung ſich Deutſchland erhob, die Wiederkehr der Zeiten Saturns verhieß, das verlohrne Paradies wieder gewonnen träumte, da ſagte ich:

Wartets ab! Nach der Schlacht von Leipzig bis — Bailly fuhr mit einem Zucken in der rechten Hand empor, gieng auf die Seite und ſah finſter in die wilde Schlucht, wo der Rhein, ſeine brauſende Wogen an dem Mausthurm und dem Bingerloche brechend, ſich hinter das Gebirg verliehrt. Eugen, Wartetsab und ich folgten Bailly. Schlacht von Leipzig! murmelte dieſer, und ein düſterer Ernſt überzog ſein Geſicht. O, daß ich ſagen muß: Auch ich bin dabei geweſen! Iſt das nicht der Tag, fragte er, indem er uns mit einem ſpöttiſchen Lächeln feſt in die Augen ſah, den Ihr den Tag der Befreiung Deutſchlands nennt? — So iſt es, antwortete Eugen ſtolz. Es war ein großer Tag. Vive l'Allemagne, quand même! —

Hat ſo viel nicht auf ſich, fiel Wartetsab ein; das Stück iſt aus, der Hanswurſt kriegt Prügel. Die Feuer auf den Bergen ſind erloſchen, die deutſchen Bärte ausgefallen und die ſtruppigen Haare glatt gekämmt.

Das Volk, wenn man es und ſeine Sprache verſteht, iſt leicht zu führen und zu verführen. Liſt und Verwegenheit machen ſich ſchnell eine Partei. Ein entſchloſſener Menſch darf nur ſicher auftreten mit einem beſtimmten Zwecke, und die Tauſende, die weder einen feſten Willen noch einen beſtimmten Zweck haben, ſchließen ſich ihm naturgemäß als ihrem Führer an. Es iſt eine wunderbare Biegſamkeit in unſerm Geſchlechte und ein unwiderſtehlicher Trieb der Nachahmung. Was Einer thut, beſonders mit einigem Geſchick und mit Sicherheit, das thun ihm ſogleich Viele nach, und wäre es noch ſo toll; denn, nach einem deutſchen Sprichworte, macht ein Narr zehn Narren, da zehn geſcheite Leute noch nicht einen geſcheiten Menſchen machen. Derſelbe Trieb, der bei dem andern Geſchlechte die langen und kurzen Taillen, die Titusköpfe und falſchen Locken, die Chignons und Culs-de-Paris in und außer Umlauf ſetzt, bringt auch bei dem unſrigen die Syſteme und Methoden, die romantiſche und klaſſiſche Poeſie, ja die monarchiſchen und anarchiſchen Grundſätze in Aufnahme oder Verfall. Es iſt natürlich, daß ſich die Nullen und Ziffern einander ſuchen, da beide gewinnen, wenn ſie ſich zuſammenfinden. In allen Fällen läßt ſich auf das servile pecus rechnen, es mag nun darum zu thun ſeyn, Bilder aufzurichten oder zu ſtürmen. Darum wird es auch nie an Schulen, Sekten, Orden und dergleichen fehlen, und etwas Gaunerei im Verkehr mit Menſchen immer nützlich ſeyn.

Doch, fuhr Eugen fort, war es eine ſchöne, große Zeit. Deutſchland darf ſtolz auf ſie ſeyn, als auf eine der ruhmvolleſten Epochen ſeiner Geſchichte, die in ihrem Laufe dem ſeines herrlichſten Stromes zu gleichen ſcheint, und vielleicht auch — was Gott verhüten wolle! — ſo endet. Der Weizen, der in dieſen Jahren der Begeiſterung und Aufopferung geſäet ward, war gut und rein. Daß nicht ein, ſondern tauſend Teufel Unkraut hineingeworfen, welches die Frucht erſtickte, das iſt nicht die Schuld derer, die es redlich gemeint, und ſich der großen Sache, welche die Sache des Vaterlandes und der Menſchheit war, mit ganzer Seele hingegeben hatten.

Es war eine warme, thatkräftige, Zeit, die aber, leider! weder Gewicht noch Maas kannte, in wilder Begeiſterung Jahrhunderte und Geſchlechter durcheinanderwarf und, die Nemeſis herausfordernd, ihren Zorn auf ſich lud. Was indeſſen auch untergegangen ſeyn mag — und es iſt viel —; die ewige Wahrheit und das ewige Recht ſind geblieben, die ausſchließlich keiner Zeit und keines Volkes ſind, ſondern das Kleinod und Erbtheil des menſchlichen Geſchlechts.

Wie dem auch ſey, jener Zeit gebührt der Ruhm, ſich von dem Joche des Auslandes befreit zu haben. Vor Allem ſorgt ein tüchtiger Mann dafür, daß er Herr in ſeinem Hauſe ſey; und die Fremden ſind wir los. Ich wollte dich nicht kränken, Bailly, fuhr Eugen fort und reichte ihm die Hand. Stellen wir unſre Rechnung zuſammen und ſehen, wer von uns dem Andern herauszugeben hat. Sollteſt du reich geworden ſeyn in dieſer Zeit, dann biſt du wohl auch großmüthig und theileſt den Überfluß mit deinen Freunden.

Der Spott iſt bitter, war Bailly's Antwort; aber er iſt gerecht. Hadern wir nicht um Dinge, zu denen wir nichts können. Was kommen ſoll, es kommt, der Weisheit oder Thorheit des Menſchen ungeachtet. Uns Allen fällt ein gleiches Loos, das unabwendbar iſt. Das alte, ſieche, in ſich verfaulende Europa wird nicht gerettet, in dem man vor lauter Wiſſenſchaft nicht zu

Verſtande, vor lauter Geſetzen nicht zum Rechte, vor lauter Religion nicht zu Frömmigkeit und Andacht und vor lauter Höflichkeit nicht zur Aufrichtigkeit kommt. Glauben, daß hier Freiheit gedeihen werde, heißt erwarten, daß der Schlehdorn Feigen, und die Haſſelſtaude Aprikoſen trage. So wenig man Zuckerſtoff aus der Eſſigmutter zieht, ſo wenig wird man aus den Elementen der Sklaverei, aus unverdientem Reichthum und unverſchuldeter Armuth, aus Hundedemuth und Tyrannenwillkühr, aus geſetzlichen Begünſtigungen, denen geſetzliche Bedrückungen gegenüberſtehen, aus Eitelkeit und Selbſtſucht ein freies bürgerliches Weſen gründen. Das haben ſchon Andere vor mir geſagt. Ja, wäre es mit Erklärungen der Rechte des Menſchen und des Bürgers, mit Geſetzen und Verfaſſungen gethan, dann bliebe nichts zu wünſchen übrig. Aber man kann den Dummkopf für einen geſcheiten Mann, und den Schelm für ehrlich erklären, ohne daß beide darum ihre Natur verändern und aufhören, dumme oder ſchurkiſche Streiche zu begehen. Freilich beweiſen ſie uns in ſchönen Büchern und Reden, in Parlamenten und ſtändiſchen Verſammlungen das Gegentheil. Man muß ſie reden und ſchreiben, ſelbſt hoffen und verheißen laſſen, wenn ſie es ehrlich meinen; aber bis jetzt hat die That gegen das Wort gezeugt und der Erfolg den Verheißungen in Allem widerſprechen; und ſo werden wir es in unſerm Europa immer ſehen.

Ein Volk verdient unſre Theilnahme, eines, das ſich eines beſſern Schickſals würdig zeigt, das ihm, wenn es einig zu ſeyn verſteht, auch werden kann, nur — die Freiheit nicht. Die Griechen lehren uns, was der Menſch vermag, der das Leben entſchloſſen an ſeinen Willen ſetzt. Furchtbar iſt ſelbſt der Eine, der den Tod nicht fürchtet; was aber vermögen Tauſende, was vermag ein ganzes Volk? Nur beſorge ich, iſt das Heldenſtück gegen die Türken ausgeſpielt, dann ſpricht die chriſtliche Unterwerfung den Epilog. Was die Griechen wollen, das bildet einen falſchen Ton in dem europäiſchen Concerte. Indeſſen iſt, was der Geſchichte angehört, für die Menſchheit nie verlohren, und die Neugriechen haben ſich in ihr eine Stelle errungen, auf der ſie neben ihren Vätern von Thermopylä, Salamis und Marathon ſtehen. Wahrlich, eine ſchöne Epiſode in der traurig burlesken Epopee unſerer Zeit! Wie! Ihr widerlegt mich nicht! Behauptet mir das Gegentheil, ich bitte Euch darum. Sagt, was ich geſprochen, ſey nicht wahr, ſagt es zu meiner eigenen Beruhigung!

Biſt du dann fertig? fragte Eugen, wie es ſchien, zum Widerſpruch geneigt. — Nicht ganz, fuhr Bailly lächelnd fort. Jetzt, da ich meinen Mann kommen ſehe, muß ich mich zuſammennehmen. Die Engländer, ſprach er dann, achte ich wenigſtens ſo ſehr, daß ich ſie haſſen kann, dieſes große Fabrik- und Handelsvolk, dem alle andre Völker eine Maſchine und ihr Schickſal eine Waare ſind, die Henker Irrlands, die Mörder Indiens, die Quäler der bekannten Welt. Aber es iſt doch Charakter in dem Volke; das Geſicht hat Ausdruck, das Bild eine

eine Haltung. Ja, ich muß es eingeſtehen, die Britten ſind ein groſses Volk; ſie ſind es bei allen ihren großen Fehlern und Gebrechen. Einzig ſteht es da, durch Sitten, Verfaſſung und Lebensweiſe von den übrigen Völkern unſres Welttheils geſchieden, wie ſeine Inſel durch das Meer, einer lebendigen Oaſe gleich in der todten Wüſte. Auch an Friedrich II., ſelbſt an Napoleon laſſen ſich Fehler finden; aber hat man ſie alle mit gerechtem Tadel aufgezählt, dann müſſen auch ihre Feinde mit dem Geſtändniſſe ſchließen: Und doch war er ein großer Mann. Dagegen ſind die Deutſchen, die allenthalben wie Scheidemünze umlaufen, wie dieſe abgegriffen und verwiſcht; und doch ein guter Schlag, ſo treu und ehrlich. An geduldigem Fleiße und ſchwerfälliger Gelehrſamkeit wird der Deutſche von keinem übertroffen; er gräbt in einen Kirſchkern hundert Köpfe ſo natürlich ein, daß ſie ihn für die mühſelige Schöpfung ordentlich dankend anſprechen. Er ſchreibt über den Kochlöffel ein Buch, in welchem jedes Alter und jedes Land ſogleich den ſeinigen erkennt, als ſey dem Gelehrten, in der Küche ſelbſt, das Original geſeſſen. Er kennt alle Suppen von der ſchwarzen, die der Spartaner aß, bis auf die Rumford'ſche, mit der die reiche Wohlthätigkeit jetzt den Armen ſpeißt, und weiß ihre Zuſammenſetzung und Bereitung mit Citaten zu belegen, in denen ſelbſt ſein voluminöſer Text wie ein mageres Bröckchen in der Fülle der Suppe ſchwimmt. Dagegen ſagt man von ihm, er wiſſe, unbehülflich, den Löffel nicht zum Munde zu bringen, und die eigene Suppe habe er von jeher verſalzen, oder anbrennen laſſen. Euer Wahlſpruch ſcheint zu ſeyn: Groß im Kleinen, klein im Großen. Man rühmt an dem Deutſchen, daß er im ärgſten Hauskreuze und bei öffentlicher Noth, ein Werk zu ſchreiben vermöge, in dem er zu beweiſen ſucht, dieſe Welt ſey unter allen möglichen Welten, die erſchaffen werden konnten, die beſte; daß er unter der Sündfluth einer Völkerwanderung, die alle Kunſt und Bildung von einem Jahrtauſend vernichtet, Gründe für die Fortſchritte unſers Geſchlechtes zum Beſſern finde; daß er, was die Königin Chriſtine von Schweden an einem jungen Gelehrten rühmte, den Stuhl in zehn Sprachen zu nennen, aber ſich nicht ordentlich auf ihn zu ſetzen wiſſe. Ehrlich iſt der Deutſche, nicht gefährlich. Wollte man freilich ſeine metaphyſiſche Träume und Entwürfe zum Gegenſtande eines Prozeſſes machen, dann gäbe es kaum einen tüchtigen Gelehrten, der ſich, durch ſeine Ontologie, Teleologie, Cosmologie, Pneumatologie, natürliche Theologie und Politik nicht, in aller Unſchuld, des Hochverraths gegen die Natur, Gott, die Kirche und den Staat ſchuldig gemacht hätte. Wem aber hat der tiefſinnige Unſinn und die dumme Gelehrſamkeit geſchadet, wenn nicht ihm ſelbſt, der ſeine Zeit und ſeinen geſunden Verſtand dabei verlohr?

Das Alles, bemerkte Eugen, iſt als Scherz recht ſchön. Auch dem Ernſteſten läßt ſich eine lächerliche Seite abgewinnen. Ihr habt nun einmal Eure Freude daran. Ich finde es indeſſen ſeltſam, daß man über die Unfähigkeit des

Menſchen zur Freiheit klagt; daß gerade die, welche die bitterſte Beſchwerde darüber führen, ihm ein Geſchenk aufdringen wollen, das er, wie ſie behaupten, weder zu gebrauchen noch zu erhalten weiß. Gehören ſie übrigens nicht ſelbſt zu dem Geſchlechte, deſſen Mängel und Gebrechen ſie uns ſo wohlgefällig auseinanderſetzen, als ſeyen ſie Weſen höherer Art? Sind die Menſchen wirklich ſo ungeheuer ſchlecht, wie ſie verſichern, was berechtigt ſie, ſich ſelbſt für eine ehrenvolle Ausnahme von der gemeinen Regel zu halten und auszugeben? Erträgt er die Freiheit nicht, wie mögen ſie die undankbare Mühe anwenden, ihn in den Beſitz eines Gutes zu ſetzen, das er weder zu ſchätzen noch zu erhalten weiß? Alle dieſe Klagen ſcheinen mir demnach entweder nicht aufrichtig oder höchſt unverſtändig, am unverſtändigſten aber das Beſtreben nach dem, was, nach ihrer Verſicherung, unerreichbar iſt.

Eure Revolution, vergebe mir den Frevel, Bailly! iſt mir ſo wenig ein Maaßſtab für das Beſtreben anderer Völker, ihr bürgerliches Weſen zu ordnen und die Freiheit auf die Herrſchaft des Geſetzes zu gründen, als ich die meiſten großen Männer derſelben für ſolche gelten laſſen mag. Wer waren ſie von dem Donnerer Mirabeau *) an, der das Gebäude der Monarchie ſo thätig

---

*) Dieſer außerordentliche Mann ward von ſeinem Volke, und noch mehr von ſich ſelbſt überſchätzt. Was ſoll man zu Äußerungen ſagen, wie ſie Mirabeau, wahrhaft übermüthig, bei verſchiedenen Gelegenheiten, ausgeſprochen hat? Nach einer

zerſtören half, um als Wiederherſteller derſelben von dem Hofe gekauft zu werden, bis auf deinen Proteus Napoleon, der die Geſtalten aller Parteien und Meinungen trügeriſch annahm, um ſich in ſeiner wahren endlich auf einen Thron zu ſetzen? Selbſtſüchtige waren es, die in ihrem perſönlichen Vortheil das allgemeine Beſte ſahen und es ihm unbedenklich opferten, wo beide in Widerſtreit geriethen. Ihr huldiget dem glänzenden Talente, das auch ich mit Achtung anerkenne; iſt Euch das aber das Größte und Höchſte, dann erlaubt auch, daß ihm alles Andere, als unbedeutender und von geringerm Werthe, untergeordnet werde. Mit Eurer Anſicht müſſen Eure großen Männer Eure Tyrannen ſeyn. Ihr wiſſet ſo wenig, was wahre Größe, als was Freiheit iſt, und könnt beide weder verdienen noch erlangen. Giebt es aber etwas Höheres als Geiſtesgröße, gewal-

---

Unterredung mit der Königin in dem Garten von St. Cloud, wo die erhabene Fürſtin ihn mit einer Schmeichelei beſtochen hatte, die ſie eben ſo ernſtlich nicht meinte, ſchied er in Begeiſterung mit dem Ausrufe: Madame, la Monarchie est sauvée. Es ſollte ihm ſchwer geworden ſeyn, Wort zu halten, wäre er nicht, für ſeinen Ruhm, zu rechter Zeit geſtorben. Dem Tode nahe ſagte er: J'emporte avec moi le deuil de la monarchie; les factieux s'en portageront les lambeaux. L'homme qui gagnera le plus à ma mort, sera Mr. Pitt; car je ne vois plus personne en Europe qui puisse balancer son ascendant. — Soutiens ma tête, ſoll er, in den letzten Augenblicken, zu ſeinem Kammerdiener geſagt haben, je voudrois pouvoir ta la léguer. Ein ſchönes Erbſtück für einen Kammerdiener!

tiges Talent und mächtiges Genie, wie das wirklich iſt, nämlich jene Seelengröße, durch die alle die herrlichen Kräfte erſt ihre wahre Richtung und Anwendung erhalten; die alle Gaben des Geiſtes, ihre Anlagen und Thätigkeit einem erhabenen Zwecke weihet, der nicht eignes Wohl, ſondern das Beſte des Vaterlands, der Menſchheit iſt, dann adelt die verſchlagene Selbſtſucht, den gewandten Eigennutz, die verwegene und glückliche Herrſchſucht nicht zur wahren Größe. Setzt ihr einen Götzen als Gottheit auf den Altar, dann habt ihr kein Recht, Euch über den Dienſt und die Opfer zu beſchweren, die er fordert.

Auch liebe ich das Volk nicht, und ſollten ihm alle Völker mehr oder weniger gleichen, das jeder gewaltigen Kraftäußerung huldigt, welches auch das Ziel ihres Strebens ſey; das Hinterliſt Klugheit nennt und großmüthige Entſagung Thorheit; dem der Erfolg ein Gottesurtheil iſt und die genügſame Einfachheit ein Zeichen von Einfalt; ein Volk, zum Beiſpiel, das ſeinen gutmüthigen König auf dem Throne vergöttert, und ſein Haupt mit wildem Freudenrufe unter dem Beile des Henkers fallen ſieht; das in Robeſpierre ſeinen Freund und Beſchützer ehrt, und ſeines Schmerzes in der Todesſtunde ſpottet; das ſeinen Helden mit Hohn oder Gleichgültigkeit in die Verbannung ziehen ſieht, den verſtoßenen Zweig ſeines geächteten Königsſtammes, als den Langerſehnten, trunken von Luſt begrüßt, und ſeinem öden Palaſte den Rücken kehrt, um ſich wieder an den Siegeswagen Napoleons zu ſpannen, der den König zu entthronen kommt;

ein Volk .... Ihr kennt es, das ſein Kapitol dicht an den tarpejiſchen Felſen bauet, ſeine Leibfarbe nach der des Unraths des Thronerben nennt, den Thron aber, wo ihn übermächtige Gewalt nicht ſtützt, mit frevelnder Hand in Stücke ſchlägt.

Mit der Artigkeit gegen die Mächtigen hat es ſo viel nicht zu ſagen, bemerkte Bailly; das iſt ein Zug von guter Lebensart, der die nur täuſchen kann, die ſich ſelbſt gern täuſchen. Kein Volk in Europa hat ſo viel politiſche Artigkeit, wie das engliſche. Was man dem Könige auch mitzutheilen haben mag, und wäre es eine Aufkündigung des Gehorſams, es wird ihm auf den Knieen überreicht. Indeſſen iſt es mit dieſer Lebensart, wie mit der konventionellen der Geſellſchaft, die auch keineswegs die Geſinnung und das Gefühl verbürgt. Ein ſpaniſcher Grand, der ſich vor ſeinem Könige bedeckt, iſt oft ein beſſerer Unterthan, als ein brittiſcher Lord, der vor dem ſeinigen kniet.

Vor dem Ausbruche der Feindſeligkeiten zwiſchen Karl I. und ſeinem Parlamente, am 23. April 1642, zeigte jener ſich, in Begleitung einiger Edelleute und eines unbedeutenden Gefolgs, vor den Mauern der Stadt Hull, und begehrte eingelaſſen zu werden; die Thore waren verſchloſſen und die Brücken aufgezogen, wie es Sir John Hotham, Mitglied des Hauſes der Gemeinen, dem von dem Parlamente die Stadt zur Bewahrung übergeben worden war, befohlen hatte. Sir John Hotham kam auf den Wall, um mit dem Könige zu ſprechen. Dieſer befahl, die Thore zu öffnen und ihn einzulaſſen, ſtellte Hotham das Unglück vor, das ſeine Weigerung zur Folge haben könnte, und drohte, ihn als Verräther auszurufen. Sir John Hotham vernahm die königlichen Worte auf den Knieen, bat den Monarchen ganz unterthänig, ihm nicht befehlen zu wollen, was ihm die ſchmerzlichſte Nothwendigkeit zu thun verbiete, und betheuerte vor Gott und der Welt, er ſey ſeiner Majeſtät gehorſamſter und treueſter Unterthan. Auf den Knieen ſchloß er die Unterhandlung [illegible] beſtimmten Erklärung, er laſſe den König ni[illegible]ie Stadt; und dabei blieb es.

Sehr gut, erwiederte Eugen, es iſt eine Förmlichkeit, die man unbedeutend nennen mag, aber in ſo weit höchſt bedeutend iſt, daß ſie ein trügeriſches Spiel aus der Wahrheit macht. Hat man ſich einmal daran gewöhnt, dann zieht man Treue und Verrath, Aufrichtigkeit und Heuchelei aus einem Topfe.

Es iſt bemerkenswerth, ſagte ich, daß europäiſche Völker in unſerer Zeit, oder, wenn ihr lieber wollt, ihre Sprecher eine ſo entſchiedene Neigung für das demokratiſche Element in der Verfaſſung zeigen, da alles, alles ſich vereinigt, ihnen die Unentbehrlichkeit der monarchiſchen Regierung darzuthun. Und in der That, wie die Dinge in unſerm Welttheil ſtehen, brauchen wir die Monarchie wie zum Athmen die Luft, und hätte kein Staat einen Fürſten, und alle wären, wie ſie es nennen, frei, ſie würden die fürſtliche Gewalt aus Noth erſchaffen.

Es iſt noch wenig bemerkt worden — um etwas

Deutſches in unſre Unterhaltung zu miſchen, wenigſtens langweilige Gelehrſamkeit — es iſt noch wenig bemerkt worden, wie oft die politiſchen Schriftſteller des Alterthums ſich gegen die Demokratie erklären, und gerade die am ſtärkſten, welche unter dieſer Art Verfaſſung lebten. Die Ungerechtigkeit, der Leichtſinn und die wechſelnde Laune des Volks, wovon ſie ſo häufige Beiſpiele mit eigenen Augen ſahen, oder in der Geſchichte laſen, machten ihnen eine Ordnung der Dinge zuwider, welche die Quelle ſolcher Verwirrung und ſo großer Übel war. Die Weiſen, wie die Staatsmänner und Helden, liebten das tollverwirrte Treiben der Volksverſammlungen keineswegs. Phocion fühlte ſo wenig Achtung vor dem ſuveränen Haufen, daß, als dieſer ihm bei einer Stelle ſeiner Rede lauten Beifall gab, er betroffen fragte, was er denn Albernes geſprochen habe. Xenophon ſtellte ſein Muſter guter Verfaſſung in der unumſchränkten Herrſchaft eines Königs auf. Ariſtoteles und Andre erklärten ſich unzweideutig gegen die Demokratie; auch war ſie in den berühmteſten Staaten ſo gemildert und gemiſcht, daß in ihr das monarchiſche, oder öfter das ariſtokratiſche Element vorherrſchend blieb, wie zu Sparta und Rom. Selbſt zu Athen ſah man die Zeit als die ſchönſte Epoche des Staates an, in der Perikles faſt wie ein König herrſchte. »Die beſte Staatsform, ſagt Archytas, iſt die, welche aus einer Zuſammenſetzung von Monarchie, Demokratie und Ariſtokratie beſteht.« Noch merkwürdiger iſt folgender Ausſpruch des Pythagoräers Hyppodamos: »Die beſten und dauerhafteſten Verfaſſungen ſind die von gemiſchter Natur, die alle übrigen in ſich vereinigen. Die Grundlage iſt das Königthum, worauf die Ariſtokratie folgt. Das Königthum kann man als eine Nachahmung der göttlichen Vorſehung betrachten, und es fällt der menſchlichen Schwäche ſchwer, ihm dieſen Karakter zu erhalten; denn es artet leicht durch Gewaltthat und Verſchwendung aus. Man darf es darum nicht unumſchränkt einführen, aber doch ſo mächtig als nöthig iſt und in dem Verhältniſſe, aus dem der Staat den größten Vortheil zieht. Eben ſo wichtig iſt es, die Ariſtokratie in die Verfaſſung aufzunehmen, weil ſie die Gewalt unter Mehrere vertheilt, die Theilhaber öfter wechſelt und den Ehrgeiz unter ihnen befeuert. Nicht weniger nothwendig iſt die Demokratie. Der Bürger, als ein Theil des ganzen Staates, hat ein Recht auf ſeinen Antheil Ehre; aber man muß der Menge nicht zu viel zugeſtehen, weil ſie verwegen und übereilt iſt.« Sehen wir hier nicht das Vorbild der engliſchen Verfaſſung?

Cicero war derſelben Meinung, und gab den Vorzug einer gemiſchten Regierungsform, in der die Elemente der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie ſich zweckmäßig verſchmelzen und gegenſeitig beſchränken. Tacitus, ein tiefer Kenner des menſchlichen Herzens, der übrigens die traurige Erfahrung der damaligen Kaiſerherrſchaft für ſich hatte, wollte zu der Dauer einer ſo gemiſchten Verfaſſung wenig Vertrauen faſſen. »Eine

Form der Geſellſchaft, ſagt er, die auf eine ſolche Weiſe entſtanden und zuſammengeſetzt iſt, läßt ſich leichter rühmen als erlangen; oder wenn ſie gefunden wird, dann iſt ſie von keinem Beſtande.« Dieſer große Geſchichtſchreiber ſieht mit einem wehmüthigen Bedauern auf den Untergang der alten freien Zeit zurück, mit der Staatsmänner und Gelehrte, die in ihr lebten, nicht beſonders zufrieden waren. So iſt der Menſch! Er fühlt nur das Übel, das ihn gerade drückt, und ſehnt ſich mehr nach dem Gute, das ihm fehlt, als er das, in deſſen Beſitz er iſt, zu ſchätzen weiß und zu erhalten ſucht.

Plato meinte, die Völker würden glücklich ſeyn, wenn Philoſophen auf den Thronen ſäßen. Die Weiſen des Alterthums machten es zum vorzüglichſten Gegenſtande ihres Nachdenkens, die Mittel aufzufinden, welche das Glück und die Freiheit der Völker ſichern. Damit beſchäftigten ſich Pythagoras, Solon, Plato, Ariſtoteles und die ausgezeichnetſten Männer, die aus ihren Schulen hervorgegangen ſind. Die ſieben Weiſen Griechenlands widmeten einen Theil ihres thätigen Lebens Staatsangelegenheiten, und nach dem Zeugniſſe ihrer Mitbürger, zu derer Wohl. Xenophon und Cicero waren gewiß nicht weniger tüchtige Staatsmänner, weil die Wiſſenſchaft ſie in ihrem ſchweren Berufe aufklärte und unterſtützte. Das iſt in unſerer Zeit anders. Das Kabinet ſieht jetzt gewöhnlich mit Verachtung auf die Schule herab, und der Einfluß der Wiſſenſchaft auf die Regierungskunſt wird nicht ſelten für verderblich gehalten. Die ſich damit abgeben, Mittel aufzufinden, die geeignet ſind, den geſellſchaftlichen Zuſtand zu verbeſſern, können ſogar in Gefahr kommen, als Aufrührer verfolgt und beſtraft zu werden. Ein ſeltſamer Widerſpruch zwiſchen der alten und der neuen Zeit! Und wenn das Geſchlecht wirklich fortſchreitet im Beſſern, wie wohlmeinende Gelehrte glauben, dann iſt die Vervollkommnung hier wirklich von eigner Art.

Freilich haben wir auch einen Schlag Philoſophen, der ſich von den alten weſentlich unterſcheidet. Dieſe hatten Länder und Völker geſehen, die Menſchen beobachtet und ihre Geſetze und Sitten kennen gelernt. Die unſrigen leſen Bücher, wenn ihnen das Schreiben derſelben anders Zeit dazu läßt. Das Wohl der Völker, ich kann es nicht widerſprechen, würde in der Regel ſchlecht berathen ſeyn, wenn die Meiſten unſrer Profeſſoren und Gelehrten eine Stimme im Areopage der Staaten hätten.

Ich bemerkte, daß Herr Wartetsab uns lächelnd zuhörte, ohne auch nur ein Wort zu ſprechen. Wie! ſagte ich zu ihm, Sie wollen nicht als Partei auftreten in der höchſt wichtigen Sache, die verhandelt wird, oder als Schiedsrichter ins Mittel treten? Sie lächeln, als hörten Sie dem Streite zwiſchen Gott Vater und Gott Sohn in einer gewiſſen Anſtalt zu.

So arg iſts nun nicht, erwiederte Wartetsab; aber ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß mir alle dieſe Erörterungen vorkommen, wie das Fiſchen mit zerriſſenem Garn. Man wirft die Netze aus, zieht ſie hin und her, hebt ſie endlich in den Kahn, und hat gefiſcht und — nichts gefangen. Alle Theorie, wo es den Staat und das Leben und Wirken in ihm gilt, iſt ein langweiliges Stoppeln mit vieler Mühe und geringem Ertrage; da leſet man unter dem Weinſtocke einige abgefallene faule oder rohe Beeren auf, findet auf dem Felde, von dem die Ernte eingethan, hier und da eine Ahre, ſucht auf dem abgeleerten Baume eine überſehene ſchlechte Frucht; das macht den ganzen Lohn Eures ſpekulativen Strebens aus. Nur wer handelt, der bauet, ſäet und erntet; ihm reift die Frucht, die er gepflanzt, er beſtellt den Boden, wie es die Natur deſſelben fordert, und vertrauet ſeinem Schooſe den Saamen an, der ſich für ihn eignet. Da iſt eine vorſichtige Verbindung von Urſache und Wirkung möglich, eine wahrſcheinliche Berechnung des Reſultats, wo man über die Prämiſſen, die es herbeiführen, verfügen kann; da iſt eingreifende, folgereiche Thätigkeit; da iſt Vaterſorge, aber auch Vaterfreude. Zu was führen alle die müßigen Unterſuchungen über die beſte Welt und den beſten Staat? Eben ſo verdienſtlich mag die Mühe ſeyn, Erbſen durch ein Nadelöhr zu werfen. Die Contemplation des Hottentotten, der in einer Ecke ſitzt, um die Spitze ſeiner Naſe mit Muße zu betrachten, iſt unterhaltender und nicht weniger erſprießlich. Der beſte Staat! Es giebt keinen. Eine Staatsform, die für alle Völker paßt, iſt eine Frucht, die auf jedem Baume wächſt; die könnt Ihr ſuchen, ohne ſie je zu finden. Über Staat und Kirche iſt ſo viel geſchrieben und geredet worden, daß man vor lauter Noten keinen Text mehr ſieht. Die Sache ſelbſt iſt über dem gelehrten Geſchwätze darüber rein verlohren worden, und ein Eskimo denkt vernünftiger darüber, als mancher Doktor und Profeſſor, der die Wiſſenſchaft in fünfzig Semeſtern vorgetragen hat. Nicht die Unwiſſenheit iſt unſer Unglück, ſondern das irre Vielwiſſen, die ſchreckliche Gelehrſamkeit, vor der ein Sohn den eignen Vater nicht mehr kennt. Unwiſſenheit iſt ein leeres, aber reines Gefäß, in das man ohne Gefahr einen Trank der Stärkung gießen kann. Das tolle Vielwiſſen iſt ein beſchmutzter Topf; füllt ihn mit dem beſten Wein, dem reinſten Öl, ſogleich theilt er ihm Geruch und Farbe des aufbewahrten Unraths mit. Gerechter Gott! was haben unſere Staatsgelehrten aus dem Staate, die Theologen aus der Religion und die Juriſten aus der Gerechtigkeit gemacht!

Den nennen ſie einen Narren, ſagte ich zu Eugen, der ſich durch den mit Weinreben bedeckten Gang nach der Erhöhung wendete, von der man die Ausſicht in das Nahethal hat. Eugen ſchwieg, bis wir an dieſer Stelle angekommen waren, wo uns von der Geſellſchaft niemand mehr hören konnte. Die ihn einen Narren nennen, ſprach er, haben einen Demokrit in Abdera; aber darum iſt er doch kein Weiſer, und bei aller Stärke ein verkrüppeltes Kind der Zeit, dem der einſeitige Druck ſeiner Verhältniſſe eine einſeitige Bildung gab, wie auch dieſem Bailly, in den die Natur alle Keime der Größe legte. Was wollen ſie mit ihrer ſchlechten Weisheit auf die Schlechtigkeit der Welt gebauet? Sie läugnen die Tugend und die Freiheit, und brauchen darum für beide nichts zu thun. Das iſt die Rechtfertigung des Laſters, der feigen Knechtſchaft und der Tyrannei. Ihr Glaube, ſagen ſie, ſey auf die Wirklichkeit gegründet. Sie betrügen Andere oder ſich; die Wirklichkeit iſt im Gegentheil eine Folge dieſes Glaubens. Grundſätze, wie dieſe, haben die Erniedrigung und Schmach herbeigeführt, ohne daß die Erniedrigung und Schmach einer Ewigkeit dieſen Grundſätzen auch nur einen Augenblick den Schein der Wahrheit geben könnten. Dieſe Reſignation und Verachtung des Menſchen iſt doch nur die philoſophiſch verkleidete Selbſtſucht, weiter nichts. Die Sophiſterei beweiſet alles, daß der Despotismus ein Recht, die Sklaverei eine Pflicht, die faule Unterwürfigkeit Ruhe und Ordnung ſey; aber dieſer Demokrit und Bailly ſind nicht weniger Sophiſten, wenn ſie ihre egoiſtiſche Theilnahmeloſigkeit an den Angelegenheiten der Menſchen und des Volks durch den Unwerth derſelben zu rechtfertigen meinen. Wahr iſts, Gewalt und Betrug haben ſich faſt immer in die Herrſchaft der Welt getheilt, und das Verbrechen darf ſich nur zu oft des Sieges über die Tugend rühmen; aber iſt es darum in ſeinem Triumphe glücklich, nur glücklicher als die verkannte und verfolgte Tugend? Oder ſoll man dieſe des Glückes wegen üben? Hat ſie einen andern Preis als ſich ſelbſt, und thut man das Rechte und Gute, weil auf es, wie auf die Arbeit des Taglöhners, auf die Erzeugniſſe des Gewerbfleißes, die Spekulationen des Handels, ein Lohn geſetzt iſt? Der Skeptizism des Geiſtes kann kaum zu weit getrieben werden, wenn er mit dem Glauben des Herzens verbunden iſt. Es giebt Wahrheiten, die ſich nicht beweiſen laſſen, die aber der Menſch nur aufgiebt, der ſich ſelbſt und die Menſchheit aufgegeben hat. Wären auch Tugend und Freiheit in der Wirklichkeit nicht zu finden, dann müſſen ſie doch in unſerm Herzen eine Stelle haben. Auch die Aufklärung iſt ein unſchätzbares Gut, die uns noch größere Güter, als ſie ſelbſt iſt, gewinnen und ſichern wird. Müßte der Gebrauch des Mißbrauchs wegen verworfen werden, was bliebe dem Menſchen übrig? nichts, kein Genuß, keine Freiheit, keine Tugend, kein Recht. Die Edelſten, Größten und Beſten würden, der Gemeinen, Elenden und Schlechten wegen, des ſchönen Erbtheils der Menſchheit beraubt, weil dieſe es nicht zu verwalten wiſſen.

Herr Wartetsab, wie ſie unſern neuen Bekannten nennen, hat auch darin Recht, daß Thatſachen unmittelbarer und ſicherer auf das Schickſal der Völker wirken, als Grundſätze und Meinungen: die Schlacht von Zama und die von Waterloo, der Kompas und die Druckerpreſſe, die Umſegelung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und die Entdeckung von Amerika, ſelbſt die Anpflanzung der Kartoffeln in unſerm Welttheil. Wiſſen wir aber, welchen Antheil Grundſätze und Meinungen, das ſtille Forſchen des Denkers und die ſinnreiche Kunſt an dieſen Ereigniſſen gehabt? Die einzige Thatſache der

Zerſtückelung des Bodens in Frankreich und die Vertheilung deſſelben unter die Maſſe des Volks hat bleibendere Reſultate, als alle Verfaſſungen, die geräuſchvoll entſtanden und ſpurlos untergegangen ſind. Aber ohne den Geiſt, der dieſe Verfaſſungen ins Leben rief, wäre wohl die Vertheilung des Grundeigenthums nicht zu Stande gekommen.

Auch ich habe für Europa keine große Erwartungen; der alte Stamm treibt keine junge Zweige mehr. Herr Wartetsab verſteht es indeſſen hier ſelbſt nicht abzuwarten. Völker und Regierungen lernen langſam; aber ſie lernen doch, beſonders wo es ihren Vortheil gilt; und Völker und Regierungen werden die Überzeugung gewinnen, daß jene bei der Anarchie und dieſe bei dem Despotism gewiß nicht ihre Rechnung finden. Der Zuſtand, in dem wir uns befinden, iſt ein gewaltſamer, und kann nicht dauern. Da wir, nach einem Ausdrucke, der Bailly ſo wohl gefällt, auf der einen Seite vom Pferde gefallen waren, nahmen wir, um wieder darauf zu kommen, einen ſolchen Schwung, daß wir auf der andern herabgefallen ſind. Wir werden ja, wills Gott, in den Sattel kommen und uns als gute Reiter darin bewähren. Wo nicht, deſto ſchlimmer für den Reiter und das Pferd!

Doch laſſen wir ſie reden! Wir verſtehen uns.

Bei dieſen Worten nahm mich Eugen bei der Hand, und wir kehrten zur Geſellſchaft zurück. Die Männer waren mit den Frauen in ſo angenehmer Unterhaltung, daß man uns nicht zu vermiſſen ſchien, wenn die forſchenden Blicke Mathildens nicht vielleicht Eugen ſuchten.

Kapitel 11.

Edmund Webers Lehrjahre.

Peter kam gegen Abend von Rüdesheim herüber mit einigen Krügen des köſtlichen Bergweins, die mir meine Freunde nebſt herzlichen Grüßen zum Abſchiede ſchickten. Der gefällige Überbringer war nicht wenig erfreuet, ſeinen Vetter Wartetsab bei mir zu finden. Da Mathilde, Johanne, Wertheim, Bailly und die übrige Geſellſchaft ſich über die Nahe nach dem Ruppertsberge begeben hatten, um die heilige Stätte zu beſuchen, wo die fromme Seherin Hildegard gelebt, gebetet, geträumt und gedichtet, ſo war ich mit den beiden Vettern allein. Wir ſuchten uns ein ſtilles Plätzchen in dem Garten vor dem Gaſthauſe, um bei gemüthlicher Unterhaltung von dem eben eingetroffenen Geſchenke die Probe zu nehmen. Sie fiel über die Maßen befriedigend aus, und machte uns gar fröhlich und guter Dinge. Ich erſuchte Wartetsab um eine Skizze ſeines Lebens, weil ich mit dem ſonderbaren Manne nähere Bekanntſchaft zu machen wünſchte. Er ließ ſich bereitwilliger dazu finden, als ich erwartet hatte, und erfüllte meine Bitte mit folgender Erzählung, die ich in ſeinen eigenen Ausdrücken, ſo viel ich es vermag, wiederzugeben ſuchen will.

Der Name, begann er, thut nichts zur Sache, wie man zu ſagen pflegt; aber man pflegt viel zu ſagen, was nicht wahr iſt. Für die meiſten Menſchen iſt der Name viel, bei Vielen alles. Die Worte laufen um, wie das Geld; ſie werden ausgegeben und eingenommen, wie das Gepräge ihren Werth bezeichnet, ohne Prüfung ihres inneren Gehalts. Ich heiße Edmund Weber, und bedeute unter dieſer Firma nichts; anders wäre es, wenn ich Ludwig, oder Karl, Dauphin von Frankreich, Georg, Prinz von Wales, Bedfort, Montmorency oder auch Rothſchild hieße. Das iſt aber, wie geſagt, der Fall nicht, und ich heiße Edmund Weber. Meine Eltern waren arm, und ich erhielt in meiner Kindheit und Jugend, wovon wenig zu erzählen iſt, wenn mein künftiger Biograph nicht mehr daraus zu machen weiß, als ich ſelbſt, viele Schläge, wenig Eſſen und faſt keinen Unterricht. Indeſſen ward ich ziemlich ſtark an Leib und Seele, und lernte, im Verhältniſſe der geringen Mittel, die mir zu Gebote ſtanden, zum Erſtaunen viel. Es iſt ein eignes Ding um Erziehung und Unterricht, und die Natur geht auch hierin, wie in tauſend andern Fällen, ihren eigenen geheimnißvollen Weg. Der Pädagoge weiß zu erklären, wie alles bei dem Kinde gekommen iſt und ſo kommen mußte; aber in der Regel macht er wenig, keinen Helden und Diplomaten, keinen Gelehrten, Spitzbuben oder Tugendhaften, nicht einmal einen Dummkopf. So zeigt der Naturforſcher, durch die Analyſe, welche Beſtandtheile den Wein, Kaffee und alle mineraliſche Wäſſer bilden, bringt aber keinen Schoppen von dieſem edeln Saft, kein Glas Schwalbacher oder vom Kochbrunnen fertig. Es iſt an der Macht und Weisheit der Erzieher nicht gar viel, was ſie freilich nicht werden gelten laſſen, weil ſie, wie billig, die Ehre und den Gewinn ihres Standes wahren. Sie machen es wie die Ärzte; eine gelungene Kur iſt ihr Verdienſt, die mißrathene hat der Patient verſchuldet. Das Gute nehmen ſie für ſich, das Schlechte wird der Natur anheim geſchlagen. So wiſſen ſie ſich beſtändig im Vortheil zu erhalten.

Wie wurden Friedrich der Große erzogen, Napoleon, Heinrich IV. von Frankreich und Tauſende, die ich nennen könnte, denen die verkehrteſte Methode die beſte Richtung gab? Wer hat Rouſſeau, Montesquieu, Schiller, Shakeſpear, Spinoza, Leibnitz, Fox und die ausgezeichnetſten Männer des Alterthums und der neuern Zeit gebildet und erzogen? Durch das Gegentheil von allem dem, was man Erziehung nennt, iſt Volney geworden, was er war, und das heißt, was rechtes. Ohne Mutter, von ſeinem Vater aufgegeben, ward er von einer alten Verwandten und einer jungen Bäuerin behandelt und gepflegt. Wenn die eine ihn verhätſchelte, ward er von der andern geſcholten und geſchlagen, und beide waren nur in dem Beſtreben einig, den Jungen durch Ammenmährchen und Geſpenſtergeſchichten zum Gimpel oder Narren zu machen. Das ward Volney, wie wir wiſſen, durch die verkehrteſte

Erziehung nicht, da es Andere bei der konſequenteſten Methode geworden ſind. So viel iſt bei mir entſchieden, daß Schwierigkeiten, Noth und Gefahren die Kräfte üben, den Verſtand ſchärfen, den Muth ſtärken und das Mitgefühl erregen. Die Mythologie des Alterthums ließ, in dieſem Geiſte, ſeinen gefeierteſten Helden in den Gewäſſern des Styx baden und durch einen Centaur erziehen. Zuverläſſig iſt die Methode, die in der Erziehung und dem Unterrichte, vor dem Zöglinge alles ebenen, ihn gemächlich über alle Hinderniſſe heben will, die beſte nicht. Indeſſen iſt die Erziehung nicht leer; bewahre mich Gott vor der Behauptung, die falſch wäre, und mir, wäre ſie auch wahr, das furchtbare Heer aller Pädagogen, vom erſten Prinzenerzieher bis zum letzten Dorfſchulmeiſter, feindlich gegenüberſtellte! Ich meine nur in aller Demuth und Beſcheidenheit, die Natur habe ſich eigenſinnig gewiſſe Geheimniſſe vorbehalten, die der Menſch nicht enträthſeln kann, und dieſer glaube oft, etwas gethan zu haben, woran er ganz unſchuldig iſt, im Menſchen, wie im Staate, im Guten wie im Böſen. Erziehung und Unterricht ſind ſo folgereich und wichtig, daß ſie den Geiſt und den Karakter der Maſſe eines Volks geſtalten. Eine Veränderung, eine Reform der Erziehung und des Unterrichts verändert und reformirt am ſchnellſten und gewiſſeſten ein Geſchlecht; aber ſie machen kein Genie und geben keine Tugenden. Was die Größe des Geiſtes und Karakters ſchafft und bildet, das iſt den Pädagogen unbekannt, oder liegt nicht in ihren Händen.

Über die, denen die Sitte nichts als Angewöhnung und der Glaube Überlieferung iſt, vermag Erziehung viel, faſt alles. Große Geiſter und ſtarke Seelen erheben ſich über ihre Zeit. Für das Gewöhnliche nur iſt die Regel; für das Ungewöhnliche gilt ſie nicht. Beſonders darf man nicht vergeſſen, daß die eigentlichen Erzieher gewöhnlich den geringſten Antheil an der Erziehung haben.

Obgleich meine Eltern arm waren, ſo mußte ich doch ſtudieren, weil ſie durchaus in ihrer Familie einen Geiſtlichen haben wollten. Ich ſtudierte alſo, fror das halbe und hungerte das ganze Jahr, um zur Auszeichnung zu gelangen, ein Mönch zu werden. Ich ward es, und zwar in einer reichen Benediktinerabtei. Anfangs wollte es nicht gehen. Die Nahrungsſorgen war ich los; das that mir wohl. Es entſtanden aber nun andere Bedürfniſſe, welche die Nahrungsſorgen vorher nicht hatten aufkommen laſſen; und die machten mir zu ſchaffen. Der blinde Gehorſam, auf den die Gewalt ſo viel hält, gieng mir beſonders gegen die Natur. Ich ließ mir einige Inſurrektionsverſuche beigehen, die ich mit Abſtinenz büßte. Während dem Eſſen mußte ich, zu meiner und Anderer Erbauung, Gebete vorleſen, und dann meine karge Mahlzeit, die in Waſſer und Brod beſtand, auf dem Boden verzehren. Eine fruchtloſe Oppoſition in Mangel und Verachtung, wo man mit der ſiegenden Majorität Anſehen und Vermögen gewinnen kann, iſt ſelten von Dauer. Alle Tyrannei macht Heuchler; ich ward es in der Hoffnung, auf dieſem Wege der Mitſchuldige der Tyrannen zu werden. Ich legte mich dem Herrn Abte zu Füßen, ſchmeichelte den Schwächen meiner Vorgeſetzten, und befand mich wohl dabei. Es fehlte mir nicht an Gewandheit und Geſchick, und da ich mit der Gabe zu gefallen auch bald die verband, mich nützlich und ſelbſt gefürchtet zu machen, ſo durfte ich mein Glück für begründet halten. Ich that wie Andere, ließ mir es im Innern der Abtei trefflich ſchmecken; denn an gutem Weine litten wir nicht Mangel, und die Küche ſorgte reichlich für den Tiſch. Jeder Zeitvertreib, der dem Volke verborgen blieb und dem Rufe der Heiligkeit keinen Abbruch that, war geſtattet. Die meiſten litten an demſelben Übel der langen Weile, ſie nährten darum denſelben Wunſch ihm abzuhelfen, und ſo machte das gleiche Bedürfniß uns gleichen Sinnes. Im Innern gieng es munter zu; aber traurig war der Schein nach Außen. Wo mich die Leute ſahen, verdrehte ich in Andacht die Augen, ließ den Blick in Demuth am Boden wurzeln, und ſchleppte mich ſo unbehülflich fort, als ſey ich vor Faſten und Kaſteien abgemattet. Auf der Kanzel zeichnete ich mich aus; das war die Stelle, die mir Gewicht und Einfluß gab. Ich kannte den Schlag Menſchen, auf den es zu wirken galt; denn ich war aus ihm hervorgegangen, und beſaß eine natürliche Wohlredenheit, Feuer und eine empfehlende Geſtalt. Ich blitzte und donnerte von meinem Sinai unter das erſchrockene Volk herab, brachte, durch Pech, Schwefel, Feuer, Froſt, Hunger, Durſt und körperliche Qualen aller Art, eine ſo wirkſame Compoſition von Hölle und Fegefeuer zu Stande, daß der gläubigen Menge bei meinen Vorträgen die Haut ſchauerte und ſich die Haare ſträubten. Ich kannte den Menſchen genug, daß ich, um ihn zu leiten, die Hölle und den Teufel zu meinen Bundesgenoſſen machte, auf die ich zählen durfte. Ein gütiges Weſen voll Allmacht und Barmherzigkeit und der Himmel mit aller Seligkeit machen wirklich weniger Effekt. Ich war der Liebling des Landes, und die Kirche füllte ſich zum Erſticken, wenn ich die Kanzel beſtieg. Dieſer günſtige Erfolg gab mir Anſehen in dem Kloſter; und das war mein Zweck. Ich hätte in ihm wohl beſſere Muſter frommer Heiterkeit, rührender Andacht und fleißiger Gelehrſamkeit gefunden; aber ſie ſagten weder meinem Alter noch meinem Temperamente zu. Ich war auf dem Wege, ein Heiliger zu werden. —

Ein Spitzbube, fiel Peter ein. Iſt es nicht ſchändlich, den armen Leuten ſo was weiß zu machen?

Und was thueſt du denn, ehrlicher Vetter, erwiederte Weber — denn jetzt wiſſen wir, daß dies ſein Name iſt — wenn du auf dem Niederwalde den Fremden von dem Klopp, der Druſusbrücke, dem Mäusthurm, dem Ehrenfels, den Brömſern, der Rochuskapelle, von Nothgottes und Marienthal deine abgeſchmackten Mährchen für baares Geld verkaufſt und von Zeiten und Menſchen ſprichſt, die du kennſt, wie ich die anti-adamitiſchen?

Ich habe es ſo gelernt, und glaube, was ich ſage, war Peters Antwort.

Nun ja, ſprach Weber, das Verdienſt der Unſchuld, als einer Tochter der Unwiſſenheit, will ich dir zugeſtehen; aber auch ich habe lehrend wiedergegeben, was ich lernend empfangen hatte, und war ſo ehrlich, wie du es biſt. Doch zur Geſchichte! Mein Weg gieng leicht zum ſchönen Ziel. Ich ſah mich ſchon als Abt im feſtlichen Ornate vor dem Hochaltar und die Angeſehenſten des Kloſters als dienende Aſſiſtenten an meiner Seite. Aber wartets ab! Die Taube brütet über Eiern, und Tauben erwarteſt du; doch ein Guckuck hat die ſeinigen dazu gelegt, und dich überraſcht die Guckucks Brut. Daß der Kirſchbaum, ſo lange er Früchte trägt, nur Kirſchen bringt, das weiß ich; aber von was der nächſte Augenblick entbunden wird, von einer Mißgeburt des Kummers oder von einem holden Kinde der Freude, das wiſſen alle Weiſen in und außer Griechenland zuſammen nicht.

Ich hatte öfter gehört, in einem Ökonomiegebäude, das hinter dem Kloſter lag, und wozu eine Pforte führte, die nur dem Abte und ſeinen Vertrauten offen ſtand, pflegten dieſe ſich weltlich zu ergötzen. Was an der Sache war, wußte ich nicht, kümmerte mich auch nicht darum. Indeſſen fielen mir in einer böſen Stunde die verborgenen Freuden des ſtillen Aufenthalts ein. Es war im Sommer nach einem heißen Tage, und die Glut des Weines hatte mein an ſich ſchon warmes Blut erhitzt. Das verbotene Paradies war eine fixe Idee bei mir geworden; unwiderſtehlich zog es mich an und fort nach der geheimen Thür an der hintern Kloſtermauer. Ich beſann mich nicht, und rannte wie ein Verrückter nach der gefährlichen Stelle. Die Thür iſt nur angelehnt; ich öffne ſie — da ſteht der Kellermeiſter Ambros, des Abts Liebling, vor mir, der eben von dem Ökonomiegebäude zu kommen ſchien. Er hatte ſchwer und einſeitig geladen und vertrat mir zornig den Weg.

Quo temere tendis? fuhr er mich an. Istam domum inire profano non licet. Viam, quam ingressus es, prohibeo in nomine reverendissimi domini Abbatis. — Da veniam, reverende pater, praetereundi et, si libet, progrediendi, bat ich, aber ſehr beſtimmt.

Minime, ſchrie Pater Ambros heftig. Ut regrediaris citissime, suadeo, hortor et jubeo. Obedientia aut sempiterna captivitas!

Sempiterna simplicitas! stultitiam autem evitat, qui stultum removet, erwiederte ich ärgerlich und ſchob, des Küchenlateins müde, den Pater auf die Seite, der, des ſüßen Weines voll, das Gleichgewicht verlohr und neben mir, unter dem Geſchrei: in vincula impium, reverendissime domine Abbas! in einen Graben fiel. Der Sturz des Paters, ſein Geſchrei, ſelbſt die Nähe des verbotenen Gebäudes, das ich zu ſehen einen Augenblick vorher noch ſo begierig war, alles ergriff mich mit Angſt und trieb mich haſtiger zurück, als ich gekommen war. Ein wunderlich räthſelhaftes Ding der Menſch!

Ich ſchlich mich in meine Zelle und blieb bis zum folgenden Mittag allein, in ſteter Beſorgniß, einen Abgeordneten des Abts zu ſehen. Es kam keiner und ich gieng zu Tiſche. Es ſchien nichts anders geworden zu ſeyn; aber es ſchien nur, und in der Wirklichkeit hatte ſich vieles geändert. Einige Tage nachher bekam ich, aus dem nichtigſten Vorwande, ſtrenge Klauſur; dann wurde mir die Kanzel verboten, alſo der Nerv meines Wirkens und Einfluſſes durchſchnitten, und Gott weiß, wo die Hudeleien geendet haben würden, hätte nicht eine unerwartete Kataſtrophe unſere Trakaſſerien, Lappalien und Quälereien, die für uns Welthändel waren, ſo lange das Kloſter unſere Welt war, durch einen gewaltigen Schlag zerſtäubt. Alles Große in der Natur verzehrt oder unterdrückt das Kleine, auch der größere Schmerz und Verluſt, die größere Freude und der größere Genuß. Wir erhielten Nachricht, unſre reiche Abtei würde aufgehoben. Unſer Vermögen war allerdings ein ſtarker Grund, die Reformation, im Namen der Aufklärung und der wahren Frömmigkeit, gegen uns fortzuſetzen. Die gemeinſchaftliche Gefahr von Außen ſtellte den innern Frieden her, wie er vielleicht ſeit Jahrhunderten in dem Kloſterſtaate nicht geblüht. So wie man der nahen Auflöſung gewiß war, bedachte man ſeine Zukunft. Die ehrwürdigen Väter wurden auf einmal im Natur- und Staatsrechte ſtark, deſſen Grundſätze ſie bisher nur oberflächlich und in einem ganz entgegengeſetzten Sinne behandelt hatten. Begreiflich, ihre Stellung war verrückt und ſo verrückte ſich ihr Glaube. Aus glücklichen Beſiſtern ſollten ſie nun ſelbſt beſitzlos werden. Man ſtellte als leitendes Prinzip auf, daß, wenn wir bei lebendigem Leibe verſcheiden ſollten, wir unſere nächſten Erben ſeyen. Alle Baarſchaft wurde getheilt, freilich ſo, wie man in der Welt zu theilen pflegt, das heißt: die, ſo viel hatten, bekamen viel, die aber wenig hatten, wenig. Mein Antheil war alſo wenig; doch reichte er hin, mich in den erſten Jahren gegen Nahrungsſorgen zu ſichern.

Frei war ich — denn ich hatte noch kein Gelübde abgelegt — aber auch ohne Beſtimmung. Ich beſaß Verſtand genug, das zu bedenken, faßte den Entſchluß auf eine Univerſität zu gehen, um Jurisprudenz zu ſtudieren, und ſetzte ihn auch ſogleich ins Werk. Nach geendigten Studien ward ich Praktikant bei einem Amte — eine ſchöne Ausſicht, lange ohne Gehalt zu dienen! Ich hatte eine neue Laufbahn, auch machte ich neue Erfahrungen. Indeſſen gleichen ſich die Menſchen allenthalben, und ſo iſt auch ihr Wirken ſich allenthalben gleich. Das Kloſter war kein Amt, das Amt kein Kloſter, und doch gieng es in dem einen ſo klöſterlich zu, als es in dem andern amtlich zugegangen war. Der Beamte ſchien ſeinen Gerichtsſprengel als ſeine Domäne anzuſehen, und ſeine Stelle wie ein Gut im Zeitbeſtande zu benutzen. Sein Eigenſinn und ſeine Launen, an die ſich die ſeiner Familie als treue Verbündete anſchloßen, regierten bis in Küche und Keller, in alle häusliche Verhältniſſe der Amtsbewohner hinein. Da er nun, gegen den Grundſatz der wohlmeinenden Staatsgelehrten, die eine Vertheilung der Gewalten wollen, um dem Despotiſm vorzubeugen, die Juriſdiktion und die Verwaltung hatte, ſelbſt die Erhebung der Steuern unter ſeiner Aufſicht ſtand, ſo ſchlug er mit dem andern Arm, wohin der eine nicht reichte, und nahm mit der andern Hand, wo die eine nichts gefunden hätte. Sein Wahlſpruch ſchien das misera gens, optima flens, pessima ridens zu ſeyn, und er kommentirte dieſen Text ſo vortreflich, daß man in ſeinem Bezirke alle Arten von Thränen, nur keine der Freude ſah. Die Angelegenheiten ſeines Hauſes wurden zu Angelegenheiten des Staates erhoben, und er bewaffnete die Leidenſchaften ſeiner Perſönlichkeit mit der Macht des gemeinen Weſens. Wer dem Amthauſe mißfiel, war ein ſchlechter Bürger, und wer des Amtmanns oder ſeiner Gemahlin Launen widerſprach, ein Rebell. Der Fürſt ſelbſt hätte den nicht gerettet, dem der Beamte Verderben geſchworen. Die Geſchäfte giengen den beliebten Weg der Feder; alles wurde nach Berichten abgethan. Wollte ſich der Gekränkte beſchwerend an eine höhere Stelle wenden, dann wurden die Akten zu Rothe gezogen, die vom Amte eingegeben waren. Das Amt ſah ſich faſt im ausſchließlichen Beſitze der göttlichen Kraft des Gänſekiels, kannte allein die Geſeze, Verordnungen und Reſkripte mit ihren Zweideutigkeiten und Lücken, und da es die Form geſchickt zu bewahren wußte, ſo lag die Sache immer in ſeiner Hand. Die papierne Juſtiz und Verwaltung iſt das Grab aller lebendigen Anſicht, aller Freiheit und Gerechtigkeit. Sie tödtet den Geiſt, und ſezt den Buchſtaben an ſeine Stelle; ſie merder Gedanken und Gefühl, und läßt nur die ſeelenloſe Form beſtehen. Dieſe papierne Regierung des Okzidents iſt, wenn es auch nicht in ihrer Abſicht liegt, faſt ſo ſchlecht, als die Serailsregierung des Orients, die, in ſtrenger Abgeſchiedenheit von Menſchen und Dingen, hier durch Übermuth, dort durch Buchſtaben und Form, die Blitze der Verfügungen, Urtheile und Geſetze aus verborgener Dunkelheit in die leeren Räume ſchleudert. Nur keine Mündlichkeit! Die würde den Menſchen, wie er leibt und lebt, dem Menſchen gegenüberſtellen und die ſchreibende Kaſte um das Geheimniß und den Vortheil ihrer Zunftmacht bringen. Ja, ſie haben Recht: Die Öffentlichkeit allein wäre eine Revolution; mit ihr iſt es, auf die Dauer, um alle Gemächlichkeit, Unfähigkeit und Schlechtigkeit geſchehen. Schlechtes Regiment und ſchlechte Juſtiz können ſo wenig mit der Öffentlichkeit beſtehen, als Finſterniß mit dem Lichte. In der dunkeln Niſche des Kabinets ſteht mancher verehrte Heilige, der, an den hellen Tag der Publizität gezogen, zum verächtlichen Sünder würde. Die Publizität ſtellt die Aufſehenden unter Aufſicht, und giebt den Richtenden einen Richter; das iſt läſtig, und wer trägt gern eine Laſt, wenn er ſie abwerfen kann? Wie viele Menſchen ſind ſehr geſcheit, ſo lange ſie ein impoſantes Schweigen beobachten, und ihre Nichtigkeit mit dem geheimnißvollen Dunkel der Unzugänglichkeit verhüllen? Können nicht manche Richter und Räthe aller Art in der Lage des Philoſophen ſeyn, der es geblieben wäre, wenn er geſchwiegen hätte? Si tacuimes. — Dieſes Schweigen aber iſt die Heimlichkeit. Nur keine Publizität, wenn man nicht will, daß es um alles Anſehen der Unfähigkeit, um alle Achtung der Zweideutigkeit geſchehen ſey. Wir dürfen wohl wiſſen, was an uns und an unſerm Treiben iſt, wir, die als Collegen berathen und beſchließen; wir laſſen uns wechſelſeitig Nachſicht angedeihen, da wir doch Alle in gleicher Lage ſind; aber das profane Volk halten wir fern von unſern verſchloſſenen Thüren! Ein Augur mag lachen, wenn er einen Augur ſieht; aber die gläubige Menge muß die Orakelſprüche des Vogelflugs und der Eingeweide heiliger Opferthiere mit andächtigem Vertrauen empfangen…

So iſt es jetzt, ſo wird es ſeyn, ſo iſt's von je geweſen,
Nie ſollen wir — ſo will's der Arzt, er weiß warum — geneſen.

Mich dauerte das arme Volk —. Das lohne Ihm Gott, Vetter! fiel Peter ein. Auch Andere, die es noch näher angeht, brauchten ſich deſſen nicht zu ſchämen. —

Ja, fuhr Weber fort, mich dauerte das Volk, und ich wollte, nach Kräften, für es wirken; aber es bekam mir nicht zum Beſten. Es iſt ein eigenes Ding ums Reformiren; man kann nicht zu vorſichtig damit ſeyn. Wer alten Mißbrauch abzuſtellen ſucht, zieht ſich den Haß derer zu, denen man dadurch ſchadet, ohne die Liebe derer zu gewinnen, denen man nutzen will. Des Undanks jener iſt man gewiß, doch nicht des Dankes der letztern. Die Seele des Menſchen wie ſein Körper ſind, faſt alles, was ſie ſind, durch Gewohnheit. Es giebt kaum eine ſtärkere Macht als dieſe; ſie widerſteht jeder andern, wird von keiner beſiegt, bleibt aber gewöhnlich Siegerin gegen alle. Vernunft, Religion, Sitte und Gewiſſen vermögen wenig gegen ſie, oder vielmehr Vernunft, Religion, Sitte und Gewiſſen der meiſten Menſchen ſind nur ſie. Die Gewohnheit iſt das Laufband, in welchem Individuen und Völker ſicher gehen; nehmt es ihnen ab, dann ſtoßen ſie auf allen Seiten an, ſtraucheln und fallen.

Ich führte, in ſo weit es von mir abhieng, eine ganz andre Weiſe, den Bürger zu behandeln, ein. Ich hörte ſeine Gründe an, entwickelte ihm die meinigen, fragte ihn um Rath und ſtellte, die Verhältniſſe des Dienſtes abgerechnet, mich ihm gleich. Was meinen Sie, daß die Folge davon geweſen? Ich brachte mich und meine Stelle um Anſehen und Achtung. Donnerwetter, Schlingel, Hundeloch, verfluchtes Pack, Canaille in dem Munde des Beamten waren Zeichen ſeiner Legitimität. Warum, ſagte man, trat ich zart und ſchonend auf, wenn ich des Bodens ſicher war, auf dem ich ſtand? Wer das Recht zu befehlen hat, der übt es auch, und macht nicht viel Federleſens. Was macht die Verſchiedenheit der Völker und Stände, der Wilden, Barbaren und Gebildeten, und ſcheidet Individuen und Nationen, daß derſelbe Karakter, daſſelbe Geſchlecht kaum mehr in ihnen zu erkennen iſt? Übung und Angewöhnung. Sie macht das Schwerſte leicht, das Abgeſchmackteſte verſtändig, das Widerlichſte erträglich, wo nicht angenehm. Erzählt man doch, daß an einen König von Polen, der den edelmüthigen Entſchluß faßte, die Leibeigenſchaft aufzuheben, die Leibeigenen ſelbſt höchſt unzufrieden ſich mit der Bitte wendeten, er möge ſie in dem Genuſſe ihrer angeſtammten Rechte — der Leibeigenſchaft nämlich — laſſen!

Indeſſen blieb ich beharrlich und ließ mich durch keine Schwierigkeit, nicht durch den ungünſtigen Erfolg, durch Spott und Tadel ſchrecken. Man muß nur die Geduld haben, es abzuwarten. Das Band der Gewohnheit wird ohne Schmerzen ſanft gelöſt, aber nicht raſch durchſchnitten. Die Zeit nur macht das Fremde uns bekannt und ſchafft das läſtige Ungewohnte in angenehme Gewohnheit um. Gewöhnt der Menſch ſich an das Schlechte, warum nicht an das Beſſere und Gute? Es wäre auch hier gegangen, hätte man es gewollt. Der Amtmann war mir zwar nicht beſtimmt entgegen, obgleich er mein Benehmen höchſt lächerlich und ſelbſt gefährlich fand. Ich leiſtete ihm zu gute Dienſte, als daß er mich auf irgend eine Weiſe von ſich hätte entfernen mögen. Die Beſchwerlichkeiten des Amtes lagen auf mir; er behielt ſich nur die Annehmlichkeiten deſſelben vor. Ich hatte was gelernt und beſaß Geſchick; das kam ihm bei ſeinen Vorgeſetzten und Untergebenen zu gut. Auch legte er einen ſolchen Werth auf meinen Beſitz, daß er mich durch dauernde Bande an ſich zu feſſeln wünſchte. Das Amthaus war ein wohlverſehenes Lager von einem jungfräulichen, das will ſagen, unverheiratheten Blumenflor, der nicht lieblich und natürlich wie auf Fluren und in Gärten blühete, ſondern wie gebackene Sträuße hinter Gläſern in wohl verwahrten Schränken glänzte. Aus dieſem Vorrathe des töchterreichen Hauſes war mir ein verlegener Artikel zugedacht. Ich war ſo unempfindlich, die Hand und das Herz der häßlichen Schönen und die Ehre der vornehmen Verbindung auszuſchlagen. Das ſchien dem Hauſe allerdings zu mißfallen; doch brachte es in meinen Dienſtverhältniſſen keine weſentliche Veränderung hervor. Ich dachte nicht mehr an das geſcheiterte Eheſtandsprojekt, als der Amtmann eines Morgens mit einem teufliſchen Hohnlächeln zu mir in die Schreibſtube trat und mit den Worten: Ich gratulire, mir einen Bogen Papier vor die Naſe warf. Ich ſchlug ihn auf. Es durchfuhr mich zerſchmetternd wie ein Blitz. Was war es? Eine Höchſte Reſolution, die mich, wegen meiner Anhänglichkeit an die königsmörderiſchen Grundſätze der Franzoſen, meines Dienſtes entſetzte und auch einer anderweitigen Anſtellung im Staate vorläufig für unfähig erklärte.

Der Bube! ſagte ich im Innerſten empört.

Mein erſter Entſchluß war, nachdem ich meine Beſinnung wieder gewonnen hatte, fuhr Weber fort, den Amtmann anzuklagen, ſein verruchtes, diebiſches Treiben aufzudecken und die Rache der Regierung auf ihn zu laden.

Thuet es, Vetter! Thuet es! rief Peter ergrimmt. Macht ihn nur zurecht, daß auch kein ganzer Fetzen an ihm bleibt. Die Engel im Himmel, glaubt mirs, haben ihre Freude daran. — Ich hatte es mit Menſchen zu thun, Vetter! war Webers Antwort. Bei kälterem Blute bedachte ich des Amtmanns Konnexionen und Protektionen, ſeinen Einfluß und ſein Geld, und — ſchwieg. Sie ſchweigen auch? — Bei dieſer Frage ſah mich Weber lächelnd an. — Nun, das beweiſet, daß ich wohl gethan. In dem Sturme auf die ährne Mauer hätte ich mir den Kopf zerſchmettert. Ich ſchwieg, und da ich noch etwas Geld zu meiner Verfügung hatte, ſo dachte ich, du warteſts ab. Die Welt wird freilich nicht gerade von der Weisheit und Gerechtigkeit regiert, aber auch nicht gerade von der Dummheit und Schlechtigkeit. Der Menſch zwar denkts; doch ein Andrer lenkts. Wie oft ſteht man bei heiterem Himmel auf und legt ſich bei Sturm und Regen nieder, und umgekehrt. Das Wort Solon's, daß ſich vor ſeinem Ende niemand glücklich preiſen möge, iſt nicht wahrer als ſein Gegenſatz. Es kann Glück, es kann Unglück kommen; und jenes kommt ſo oft und unverdient, wie dieſes. Sollte ich verzweifeln? Das änderte an der Sache nichts. Sollte ich mir den Kopf abreißen? Es konnte wieder eine Zeit kommen, wo ich ihn brauchte.

Nach einiger Überlegung beſchloß ich, zu meinem Schwager zu gehen, der Schreiner in einem Landſtädtchen war. Vom Amthauſe und ſeinen werthen Inſaſſen nahm ich noch mit etwas weniger Rührung Abſchied, als früher von dem Kloſter, dem Pater Ambros und dem Abte. Bei dem Schwager und der geliebten Schweſter gieng es gut.

Jenem ſah ich oft aus Langweile bei der Arbeit zu; dann legte ich ſelbſt ſpielend Hand ans Werk, half ihm bei Kleinigkeiten aus, und ward — ein Schreiner. Ich ward es, ohne daß ich je daran dachte, es zu werden. In nicht ganz zwei Jahren hatte ich eine Vollkommenheit erreicht, die ſelbſt meinen Schwager in Erſtaunen ſetzte. Würden Sie mir es glauben? Zum erſtenmal fühlte ich mich ſelbſtſtändig und frei. Was ich zu fertigen wußte, war baare Münze allenthalben. Ich hieng von keiner Anſtellung, von keiner Gnade ab. So gieng ich nach der Hauptſtadt, wo ich bei dem Hofſchreiner Arbeit fand. Hier ſah ich zum erſtenmal alle Herrlichkeit einer fürſtlichen Wohnung, deren prächtige Gemächer und Säle ich, als Gehülfe meines Meiſters, recht mit Muße anzuſchauen Gelegenheit hatte. Der Anblick machte, beſonders der Neuheit wegen, einen tiefen Eindruck auf mich. Ich ſah ſelbſt den Churfürſten und ſeinen glänzenden Hofſtaat in der Nähe, und da ich, als unbeachteter Arbeiter, alle die fremden Wunderdinge behaglich beſchauen durfte, ſo war die Stimmung, in die mich meine Lage verſetzte, unbefangen und in hohem Grade angenehm. Den Kopf und das Gemüth von allen dieſen Dingen voll ſetzte ich mich an einem Sonntag nieder, um meinem Schwager, in einem ziemlich langen Briefe, ein Gemälde von der Reſidenz, dem Hofe und der inneren Herrlichkeit deſſelben zu entwerfen.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung fand ich dieſen Brief, einige Tage nachher, in der beliebten Zeitung unſerer Stadt abgedruckt. Er gefiel allgemein; das gefiel mir auch. Selbſt der Fürſt ſoll ihn mit Vergnügen geleſen und ſich wohlgefällig darüber geäußert haben. Der Hofſchreiner, mein Meiſter, fürchtete ſchon, ich möchte vor der Zeit ſein Nachfolger werden. Die närriſchen Leute! ſie wußten ſo wenig, als ich damals, daß man bei Hofe zwar leicht lernt, aber noch leichter vergißt. Ich zerbrach mir beſonders den Kopf darüber, wie der Brief in die Zeitung gekommen; denn bei meinem Schwager war er richtig eingetroffen.

Ich, Vetter, hätte Euch auf die rechte Spur bringen können, ſagte Peter; denn ich habe oft gehört, auf der Poſt ſeyen ſie wahre Hexenmeiſter. So einem Brief ſehen ſie ins tiefſte Eingeweide, und machen Abſchriften davon, ohne das Siegel zu verletzen. Gewiß das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Das glaube ich auch, entgegnete Weber; doch iſt es, wie ich jetzt wohl weiß, nicht gehext. Der Menſch bringt es, wenn er will, ungeheuer weit. Sehen Sie nur einem Setzer vor ſeinem Schriftkaſten, einem Klavier- oder Taſchenſpieler zu! Doch iſt Fertigkeit keine Zauberei. Während dem ich über das Schickſal des Briefs noch ſo in Gedanken war, kam ein anſehnlicher Herr zu mir in die Werkſtätte, und fragte mich, ob er mit Edmund Weber zu ſprechen die Ehre habe. Ich bückte mich tief mit der Betheurung, die Ehre ſey auf meiner Seite ganz und gar. Er ſprach von dem viel beſprochenen Briefe, und forſchte mich, wie er meinte, unbemerkt über meine

Kenntniſſe und Talente aus. Der Herr war fein und ſprach geſcheit. Immer ward er artiger, je länger er ſich mit mir unterhielt und ſchien ſehr angenehm überraſcht, da er erfuhr, daß ich mehrerer Sprachen mächtig ſey. Endlich ſchloß er mit dem Antrage, mich jährlich mit 800 Gulden zu honoriren, wenn ich ihn in ſeinem Geſchäfte unterſtützen wolle. Welch ein Geſchäft, fragte ich — faſt hätte ich Profeſſion geſagt — höchſt verlegen und erſtaunt. Da erfuhr ich, der Herr ſey der Herausgeber und Verleger der beliebten Zeitung. 800 Gulden, ein ſchönes Geld! und welch ein Wirkungskreis, alle zwei Tage die Rednerbühne zu beſteigen, um von ihr herab zu des heiligen römiſchen Reichs Fürſten, Edeln und Völkern zu ſprechen! Was war dagegen die Kanzel meiner Kloſterkirche und das Auditorium meines Amtes, wo ich den Abt und den Amtmann als ſtrenge Aufſeher und Cenſoren hatte? Von allen Teufeln gelingt keinem das Verführen leichter, als dem der Eitelkeit; und hat er es gar mit einem Schriftſteller zu thun, der ſich zum erſtenmal gedruckt ſieht, der den erſten Bogen ſeines Meiſterwerks eben erſt berauſcht von ſeligem Entzücken, wie der begeiſterte Liebhaber den Liebesbrief der erſten Geliebten, die ihm Gegenliebe geſteht, geleſen, dann iſt der Verſuchte ein velohrner Mann. So gieng es mir, und ich ward der Gehülfe eines Zeitungsſchreibers. Meine Arbeit fiel über alle Erwartung aus. Bald hatte ich eine Korreſpondenz mit den bedeutendſten Orten von Europa angeknüpft, und die Briefe, die ich mir aus allen Gegenden der Welt über die wichtigſten Zeitereigniſſe ſchrieb, empfahlen ſich noch durch den Vorzug, daß die Poſt keinen Heller dafür erhielt. Es war aber auch für die Zeitungsſchreiber eine glückliche Zeit. Privilegirte Korſaren hatten noch nicht Kaperbriefe erhalten, um auf alle Blätter Jagd zu machen, ſie als gute Priſe einzubringen, und die Mannſchaft als Ruheſtörer, Aufrührer, Schurken und Ignoranten zu verfolgen, an Pranger zu ſtellen, dem Hohne und der Verleumdung preis zu geben, wenn ſie nicht unter der Fahne der exkluſiven ehrlichen Leute und für ihren Glauben fechten wollten, ohne daß man den unglücklichen Diſſenters auch nur eine Widerrede, eine Vertheidigung geſtattet. —.

Das Geſchäft gieng vortrefflich, und mein Prinzipal verdiente ein ſchönes Geld. Auch zeigte er ſich ſehr zufrieden, und ertheilte der Gewandtheit meiner Feder große Lobſprüche. Wenn ich nur einmal mehr Erfahrung und Rutine hätte, meinte er, dann würde ich der Arbeit in jeder Hinſicht ganz gewachſen ſeyn. Die Erfahrung und Rutine aber ſchien nicht zu kommen, obgleich ich ſchon eine geraume Zeit an dem beliebten Blatte gearbeitet hatte. Mein Prinzipal machte manchmal ein verdrießliches Geſicht; doch konnte ich die Urſache ſeines Mißvergnügens nicht errathen. Eines Tags lud er mich zum Abendeſſen ein, bei dem der liebliche Champagner reichlich floß. Da wir ſo recht im Zuge waren, gieng das Geſpräch natürlich auf die Zeitung über. Mein Prinzipal hatte offenbar den günſtigen Augenblick herbeigeführt, in dem er mich für ſeine Lehre empfänglich geſtimmt zu finden glaubte; denn er weihete mich in folgendem Vortrage in dieſelbe ein. »Sie ſind, begann er, ein trefflicher Arbeiter und Ihre Briefe aus Konſtantinopel, London und Petersburg laſſen faſt nichts zu wünſchen übrig; doch fehlt Ihnen noch der rechte Takt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige weſentliche Grundſätze der Theorie aller Zeitungsſchreiberei ans Herz zu legen. Bei Vertheilung von Lob und Tadel laſſen Sie ſich durch Ihre Überzeugung, durch das Gewiſſen, wie Sie es nennen, leiten. Das geht nicht. Man muß ſchonen, was uns ſchaden kann, und darf dem ſchaden, was man nicht zu ſchonen braucht. Aller Gewalt geht man vorſichtig aus dem Wege, der nächſten am vorſichtigſten; doch iſt es noch beſſer, ihr gefällig zu ſeyn, und ſie zum eigenen Schutze zu gewinnen. Ein Zeitungsſchreiber, der die öffentlichen Angelegenheiten geſchickt behandeln will, muß den Staatskalender als treuen Führer ſtets zur Seite haben. Wie die Perſonen in Rang und Anſehen ſteigen, ſo muß ſein Lob der Stufenleiter folgen. Das wäre jetzt ein armes Land, das nicht ſeinen Auguſt, Trajan, Antonin, und Mäcenaſſe zu Dutzenden hätte. Sehen Sie in unſere hundert Blätter, die in hundert Staaten und Städtchen ausgegeben werden! Jedes feiert den Vielgeliebten, Langerſehnten, die zweite Vorſehung, die Wonne des menſchlichen Geſchlechts. Die Apologien überbieten ſich, und die Zeit iſt nicht fern, in der es keinen regierten Erdefleck mehr giebt, der nicht ſeinen doppelt abgezogenen Julius Cäſar, Karl den Großen, Mark-Aurel und heiligen Ludwig, den spiritum rectificatissimum aller großen Geiſter der alten und neuen Zeit aufweiſen könnte.

Nun aber, ſagte ich, ſtirbt ein Herr, wird abgeſetzt. —

Dann, fiel mein Prinzipal ein, iſts aus mit ihm und mit aller Herrlichkeit.

O Pfui! ſprach ich warm. Was können edle Fürſten, biedere Männer, wahre Große auf ſo niederträchtige Schmeicheleien geben, die, an Alle im Übermaaſe verſchwendet, für keinen einen Werth mehr haben, die ſie nicht achtungswerther, uns nur verächtlich machen? — Es iſt nicht anders, entgegnete mein Prinzipal. Sie haben keine Rutine, keinen Takt. Schutz und Abonnenten brauchen wir. Alle die hohen Worte: Menſchheit, Humanität, Recht und Wahrheit, Biederſinn und Edelmuth, Vaterland und Tugend verfehlen auf dem Papier ihre Wirkung nicht; ſie ſchmücken den Styl, erheben di Diktion und veredeln den Ausdruck; aber rechnen Si auf die Sache, dann ſchießen Sie ins Blaue, un haben Zeit und Pulver und Blei verlohren. Es geht wahrhaftig nicht. Die Welt will auf eine eigne Weiſe behandelt ſeyn. Mit Wahrheit und Recht mögen ſie betteln gehen; die Täuſchung aber ernährt ihren Mann. An Kaſten, Korporationen, an die Menge feſt angeſchloſſen iſt man geſchützt, hat Freunde, Gönner, Hülfe, Theilnahme. Mit ſeiner Überzeugung ſteht man allein. Jeder liebt ſich, und ſo muß man ſich in Jeden zu verwandeln wiſſen, um von Jedem geliebt zu ſeyn. Darum iſt es nöthig, daß man ſich an eine Kirche, an ein Syſtem, an eine Schule halte, um ſogleich durch das Loſungswort, durch die aufgeſteckte Fahne, die ganze Maſſe, zu Schutz und Trutz, um ſich bereit zu haben. Hier Katholik, dort Proteſtant, heute Abſolutiſt, morgen Freiheitsmann, ſo findet der Geſcheite allenthalben ſeinen Tiſch gedeckt, in theilnehmender Geſellſchaft ſich freundlich aufgenommen, und für den einzelnen Mann ſind ſogleich viele tauſend Männer. Im Worte liegt eine Zauberkraft, die nicht berechnet werden kann. Das Wort aber iſt die Seele der Parteien, und Partei muß jeder nehmen, der ſich im Gedränge der Welt nicht einſam und verlaſſen ſehen will. Eine Sylbe: Papſt kann das ganze proteſtantiſche England reif zum Narrenhauſe machen. Was haben geſcheite Leute nicht mit den Worten: Ketzer, Jakobiner, Atheiſt, Königsfreund, Carbonaro, Revolutionär, Whig und Torry, Ariſtokrat und Republikaner ausgerichtet? Halte dich zur herrſchenden Partei! Das iſt die goldene Regel eines Zeitungsſchreibers. In der Herrſchaft ſpricht ſich die öffentliche Meinung aus; der Schriftſteller, der ihr nicht folgen wollte, glich dem Schiffer, der auf ſeinem Fahrzeug Segel hat, aber den Wind mit ihnen nicht gewinnt.

Das nun gilt nicht blos in der Religion und Politik, ſondern auch in der Literatur. Dieſe hat ebenfalls ihre Könige, Miniſter und Edelleute, und was von dieſen kommt, das wird laut geprieſen und immer muſterhaft gefunden. Bei einem Buche ſieht man vorerſt auf den Namen des Verfaſſers und des Verlegers; ſind dieſe Männer von Einfluß und Bedeutung, dann iſt es auch ihr Werk. Da heißt es nicht: den Baum ſollt ihr erkennen an ſeinen Früchten, ſondern: die Frucht erkennt ihr an dem Baum. Man muß immer zu halten ſuchen, was uns halten kann, das iſt das Starke, Angeſehene und Große. Dagegen ſchreitet man über Schwache, Niedere und Kleine mit kühnem Tritte unbedenklich weg. Die junge Saat, das ſchwache Bäumchen, die ſchlanke Staude laſſen ſich gefahrlos niedertreten; nur kühn den Fuß darauf geſetzt, welche Ernte ſie auch verſprechen mögen! So leicht aber kann man den Baum nicht fällen; deswegen läßt man ihn unberührt, wenn er auch nur ſchlechtes Laubwerk oder Schmarozerpflanzen trägt. Die Menſchen ſind nun einmal ſo; der Koth des Dalai-Lama iſt ihnen heilig, das Heilige oft nicht. Es geht nicht anders.

In Kritiken muß man mit dem Lobe ſparſam ſeyn, beſonders wenn man es mit Schriften von Leuten zu thun hat, die keine bedeutende Stelle, kein großer Ruf, keine mächtige Schule oder Sekte ſchützt. Lobt man zu viel und unbedingt, dann giebt man der Meinung Raum, daß der Verfaſſer von der Sache mehr als der Kritiker verſtehe, eine Meinung, die dieſer nie aufkommen laſſen darf. Lob erfreuet gewöhnlich nur den, der es empfängt; Andere finden eine Demüthigung und Zurückſetzung für ſich darin. Je tiefer alles ſteht, was uns umgiebt, deſto höher glauben wir ſelbſt zu ſtehen. So eigennützig und ſelbſtſüchtig iſt der Menſch, daß weniger das, was er beſitzt, ſeinen Reichthum, als der Beſitz Anderer, im Vergleiche mit dem ſeinigen, ſeine Armuth macht. Er liebt Skandal, Unglück und Erniedrigung, auf fremde Rechnung nämlich, und ihn ergötzen, auch in Zeitungen, Satyren, bittere Ausfälle, Schmähungen, Brand, Waſſersnoth, Eheprozeſſe und Hinrichtungen. Darum muß man der natürlichen Bosheit des Geſchlechts von Zeit zu Zeit ein Opfer bringen, das man, wie es ſich von ſelbſt verſteht, aus der Heerde greift, wo der Einzelne nicht zählt und faſt wehrlos iſt. Die gefallene Größe, das verkannte Verdienſt, der gedemüthigte Stolz edler Selbſtſtändigkeit ſind Gegenſtände, bei denen der Hohn des Kritikers nichts wagt, und die der Haufen liebt, weil alles Edle, zum Gemeinen herabgezogen, die Gemeinheit verſöhnt.

So wird es getrieben, wo es ehrlich zugeht; das aber iſt nicht allenthalben, wie bei mir, der Fall. Es giebt Redaktionen, die Selbſtkritiken, Selbſtlob und eitle autobiographiſche Notizen aufnehmen, wenn der Lohn dafür dem Manuſkrip[illegible] beiliegt. Sie heißen das wohl Inſertionsgebühren, könnten es aber auch Beſtechung nennen, wenn der Name nicht ſo abſcheulich klänge. Andere machen ſich Bibliotheken von eingeſendeten Büchern und loben oder tadeln ſie, nachdem man ſonſt mit dem Einſender zufrieden iſt. Ich ſelbſt war Zeuge, daß Werke ſchrecklich mitgenommen wurden, weil der Begleitungsbrief des Verfaſſers der verehrlichen Redaktion nicht gehörig Weihrauch ſtreuete, dieſer auf der Poſt die Bücher zu frankiren vergeſſen oder ſie nicht ſchön hatte binden laſſen. Auf dieſelbe Weiſe geht es mit den Nachrichten und Neuigkeiten und mit der ganzen Anſicht in der Politik. Nicht blos Regierungen und Miniſterien haben ihre Blätter im Solde, ſondern ganze Stände, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Fabrikherrn und der Handelsſtand. Sehen Sie, wie wir es ehrlich treiben, und in allem nach dem ſtrengen Rechte handeln! Könnten wir nicht, wie Andere, unſer Blatt zur Goldgrube machen, und nebſt dem ſchönen Gewinn uns mächtige Beſchützer und Freunde erwerben? Hat unſere Zeitung es nur einmal zu einer ordentlichen Reputation gebracht! Jeder Neuling muß auf der Bank der Oppoſition den Anfang machen; da zeigt er der Schatzkammer ſeinen Werth, und was ſie zu bieten hat. Nur ein furchtbarer Feind wird uns ein theuerer Freund. Getroſt! es kann noch kommen.

Eine köſtliche Lehre! ſagte ich. Da finde ich ja meine Abtei und mein Amt wieder, nur wo möglich, in noch ſchlechterer Geſtalt. — Mein Gott! erwiederte mein Prinzipal, was wollen Sie? Es geht nicht anders. Halten Sie den Markt mit Waaren, die man nicht ſucht, wer ſoll da kaufen? Wir müſſen an unſere Abonnenten denken. A propos! Sie wiſſen doch, daß Ihr Aufruf an die Deutſchen in unſern letzten Blättern ſehr gefallen hat? Das iſt ein Stück Arbeit von tüchtigem Gehalte, und zieht.

Ja, war meine Antwort, ich habe den Aufruf in vaterländiſcher Begeiſterung geſchrieben; er kam aus dem warmen, vollen Herzen warm und voll. Demoſthenes kann nicht tiefer und inniger gefühlt haben, da er Griechenland gegen die Argliſt Philipps zu bewaffnen ſuchte, der durch Gewalt und Verrath die freien Staaten in ſeine Sklavenketten legte. Die unwürdige Behandlung, die Deutſchland ſich von Frankreich gefallen läßt, muß jedes deutſche Gemüth empören. Was wirkt mein Aufruf? Sie ſagen, er gefalle. Dieſe innere, ſchüchterne Billigung, die ſich ſcheu umſieht, ob kein fremdes Ohr ſie belauſche, ehe ſie ſich liſpelnd und ſtammelnd auszuſprechen wagt, kann uns nicht retten. Das arme zertretene Deutſchland! Die Poſaune des Weltgerichts müßte ſich über der Leiche dieſes heiligen römiſchen Reichs vernehmen laſſen, um von ihm ein Lebenszeichen zu gewinnen.

Es iſt nicht anders, erwiederte mein Prinzipal. Wiſſen Sie aber auch, daß dieſer Aufruf Ihnen gefährlich werden kann? Es iſt Ihnen nicht unbekannt, daß die Franzoſen im Anzuge ſind. Moreau geht über den

Rhein, das leidet keinen Zweifel. In vierzehn Tagen ſpäteſtens ſteht ſein Heer bei uns. Auch habe ich die Vorſicht gebraucht, heimlich einen Freiheitsbaum ſtechen zu laſſen, der die Umſchrift hat: République française — Liberté, égalité ou la mort. Das Ding iſt gut gearbeitet, und wird unſere Zeitung ſchmücken.

Wie! rief ich entrüſtet, das wollten Sie? Nimmermehr! Die Fremden können uns zermalmen, aber wir werden uns nicht entehren.

Es geht nicht anders, ſagte kalt mein Prinzipal, der es aber von dieſer Stunde nicht mehr war. In der That, ich ſchied noch grimmiger von ihm, als früher von dem Abte und dem Kloſter, von dem Amtmanne und ſeinen lieben Angehörigen.

Ich bereuete es, die Werkſtätte des Hofſchreiners verlaſſen zu haben und wünſchte mich wieder dahin zurück. Doch ſchämte ich mich, um eine Stelle anzuſuchen, die ich etwas übereilt und ſtolz aufgegeben hatte. Indeſſen brauchte ich Arbeit und Lohn, um ferner zu beſtehen. Meine Baarſchaft reichte wohl auf einen Monat, aber nicht länger aus. In dieſer Verlegenheit beſuchte mich ein Landsmann, mit dem ich einigen Umgang hatte. Wir ſprachen von meiner Lage, und, nach einigem Nachdenken, wußte er Rath. Es iſt auf der Finanzkammer, ſagte er, ein Plätzchen frei, das einen einzelnen Mann ernährt. Für eine leichte Arbeit erhälſt du einen Lohn, der wenigſtens dem gleich kommt, was dir der filzige Neuigkeitskrämer gab.

Ja, wenn ich das Plätzchen nur erſt hätte, fiel ich ein. — Geduld! fuhr mein Bekannter fort. Erſt den Zweck, dann die Mittel und Wege! Meine Schweſter iſt Kammerjungfer bei der Frau des Präſidenten, der zu der Stelle vorzuſchlagen, ſie alſo zu vergeben hat. Ich will dich den Abend meiner Schweſter vorſtellen, der du dann deine Angelegenheit empfehlen magſt. Komme heute gegen ſechs Uhr in den Garten des Präſidenten vor dem Marienthor. Du findeſt die Gartenthür angelehnt und mich und meine Schweſter in der Nähe.

Ich lächelte kopfſchüttelnd. Ein ſeltſamer Vorſchlag! ſprach ich. Wäre es mir doch nicht im Traume eingefallen, daß ein Kammermädchen Stellen bei der Finanzkammer zu beſetzen hätte. Doch iſt Kammer hier und Kammer dort, und die Gleichheit des Ausdrucks mag eine glückliche Vorbedeutung ſeyn. Die Erfahrung iſt ſo neu, daß ich ſie ſchon darum machen will. Ich komme um ſechs Uhr.

Ich kam auch wirklich, fand die Gartenthür angelehnt, trat ein, ſah mich aber vergebens nach meinem Landsmanne und ſeiner Schweſter um. Endlich entdecke ich in einer fernen Laube eine weibliche Geſtalt und gehe friſch darauf zu in der Hoffnung, meine Beſchützerin daſelbſt zu finden. Die Laube ließ mich die Geſtalt nicht unterſcheiden, bis ich am Eingang ſtand. Eine Dame von vielleicht ſieben und zwanzig Jahren fuhr bei meiner Annäherung überraſcht zuſammen. Sie ſah mich mit einem forſchenden Blicke aus ihren großen, ſchwarzen, glühenden Augen an. Ein ſchönes Weib, wie eine Juno gebaut, mit dem Kopfe der Aphrodite, doch eher wohlbeleibt als ſchlank. Das war kein Kammermädchen; ihr Anzug und ihre Haltung zeigten es. Da ſtand ich, wie über einer böſen That ergriffen, ſtumm in ſchrecklicher Verlegenheit. Wen ſuchen Sie hier? fragte die Dame ſehr beſtimmt, doch nicht erzürnt. — Ich hoffte, erwiederte ich, meine Faſſung zu gewinnen ſuchend, die Ehre zu haben, den Herrn Präſidenten hier zu finden. — Hat er Sie vielleicht hierher beſtellt? Das iſt doch in der Regel nicht ſeine Zeit. —

Ich ſtand auf glühenden Kohlen. Meine Verlegenheit ſchien die Boshafte zu ergötzen. Nach einer Pauſe, in der ſie mich aufmerkſam zu betrachten ſchien, ſagte ſie: Wollen Sie mir Ihre Sache anvertrauen, dann werde ich mit meinem Manne davon ſprechen. — Eine ſo mächtige Fürſprache, erwiederte ich mit einer tiefen Verbeugung, würde mir die Erhörung meines Wunſches verbürgen und mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichten. — Das geht weder ſo ſicher noch ſo ſchnell, antwortete ſie lächelnd. Um Sie zu empfehlen, müßte ich doch wiſſen, was Sie empfiehlt. Machen Sie mich vorerſt mit Ihnen ſelbſt und mit Ihren Verhältniſſen ein wenig bekannt. — Ich gab ihr, in gedrängter Kürze, die Geſchichte der merkwürdigſten Momente meines Lebens, welche Intereſſe für ſie zu haben ſchien. Beſonders lobte ſie meinen Aufruf an die Deutſchen, den ſie großherzig nannte, und billigte meine Entſchloſſenheit gegen den Zeitungsprinzipal.

Den, lieber Vetter, fiel Peter ein, hätte ich, nichts für ungut! an Eurer Stelle ganz anders abgefertigt. Zum Henker! Ihr führt eine gute Feder, die keinen Gegner zu fürchten braucht. Dem Zeitungsſchreiber hätte ich vor aller Welt das Töpſchen aufgedeckt, daß kein Hund mehr ein Stück Brod, viel weniger ein Menſche ein Zeitung von ihm genommen haben ſollte.

Leicht geſprochen, Peter, aber nicht ſo leicht gethan, entgegnete Weber. Ein Wolf, ſagt ein Sprichwort, frißt den andern nicht; aber eine Hand wäſcht die andere. Wer ſich muthwillig verderben will, der binde nur mit einem Stande, einer Kaſte oder Innung an. Einer ſteht für Alle, Alle ſtehen für Einen. Zwickt man eine Biene an dem Bienenkorb, dann hat man gleich den ganzen Schwarm am Leibe. Drücke auf eine Taſte, und die ganze Orgel ſchreiet. Freunde und Vettern ſind mehr als baares Geld. Es menſchelt immer, auch bei den beſten Menſchen. In der Welt thuet es nicht gerade Verdienſt und Recht, auch nicht bei Zeitungsſchreibern und Kritikern, wie ich aus Erfahrung wußte. Hat doch ſelbſt Napoleon — ſonſt ein tüchtiger Rezenſent, bis ihm in Rußland die Tinte fror und der gewaltige Federkiel in der Hand erſtarrete — ſeine Brüder und Schwäger zu Königen gemacht, obgleich ſie nichts weniger als von dem Holze waren, aus dem man ſolche Bilder ſchnitzt.

Ein Gelehrter, brummte Peter, ſitzt doch immer im Vortheil gegen uns dummes Volk; er drehet und wendet euch das Ding ſo lang, bis er die Seite hat, mit der er Recht behält. Doch mag der Vetter hier auf der Fährte ſeyn. Ich erinnere mich, daß mir meine Mutter öfter ſagte: »Iſt dir, Peter, dein Name lieb, dann verderbe es nicht mit Mönchen und Bettelleuten; die bringen dich im ganzen Land herum.« Ja, ja, ein Zeitungsſchreiber reicht noch weiter.

Zur Dame, meine Herren! fiel Weber ein. Ich hatte, wie ich merkte, einen günſtigen Eindruck auf ſie gemacht, den ich auch zu benutzen entſchloſſen war. Auf die Frage, welche Sprachen ich verſtände, erwiederte ich: Latein, Griechiſch, Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch und etwas Engliſch. Das fand ſie ungeheuer viel, und bewunderte, bei ſolchen ſeltenen Gaben, meine noch ſeltnere Beſcheidenheit und Mäßigung, und meinte, ich dürfte wohl auf Höheres Anſpruch machen. Wollten Sie ſo gefällig ſeyn, fügte ſie endlich hinzu, und mir eine Probe Ihrer franzöſiſchen Ausſprache geben? Bei dieſen Worten reichte ſie mir das Buch, in dem ſie geleſen hatte. Es war Rouſſeau's Julie, ou la nouvelle Héloise. Ich ſchlug es auf und ſtieß auf den vierzehnten Brief. Die Dame machte mit der Hand ein Zeichen, daß es mir erlaubt ſey, mich neben ſie zu ſetzen; einen andern Sitz gab es nicht. Ich that, wie geheißen und las, und las mich ſelbſt gewaltig in das Feuer. Da ich an die Stelle kam: Mais que devins-je, quand je sentis... la main me tremble.... un doux frémissement.... ta bouche de roses... la bouche de Julie... se poser, se presser sur la mienne, et mon corps serré dans tes bras? Non, le feu du ciel n'est pas plus vif, ni plus prompt que celui qui vint à l'instant m'embraser. Toutes les parties de moi-même se rassemblèrent sous ce toucher délicieux, ergriff es mich unwiderſtehlich. Ich faßte ihre ſchöne Hand, die neben mir ruhete, und preßte ſie an meine heißen Lippen...

Vetter! rief Peter mit einem Schrei der Warnung, um Gottes Willen! Ihr werdet doch nicht! Durch Euer Kauderwelſch hindurch ſeh ich es kommen. Bedenkt' es iſt eines ehrlichen Mannes angetrautes Weib.

Eines Mannes wenigſtens, war Webers Antwort. Doch ſey ruhig, redliches Gemüth. Ich bin kein Caſanova; und trüge auch das Thier in mir über den Menſchen einmal den Sieg davon, was in ſchwachen Augenblicken geſchehen kann, der Menſch, ſich ſelbſt zurückgegeben, würde den Triumph der Thierheit nicht feiern, indem er vor Andern prahlend zur Schau trüge, was er gern ſich ſelbſt verbirgt. So ſchlimm war es nicht. Die Dame zog zwar ihre Hand nur langſam zurück, ſagte aber mit einem Muthwillen, der mich faſt verdroß: Langſam, Herr Saint-Preux; Sie ſind im Irrthum. Ich bin Ihre Julie nicht. — Da ſie bemerkte, daß ich bei dieſer froſtigen Erinnerung ein wenig zuſammenfuhr, fügte ſie freundlich hinzu: Sie leſen gut, ſehr gut, verſtehen auch, was Sie leſen, und fühlen es. Ich werde Ihre Sache übernehmen. — Der warme Ausdruck meines Danks, der Furcht ihr mißfallen zu haben und des Wunſches, mich ihres Schutzes nicht unwerth zu erweiſen, das verſteht ſich alles von ſelbſt. Die ſchöne, liebenswürdige Frau hatte, ich kann es nicht läugnen, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich verließ wie ein Träumender den Garten, das Herz voll ſüßer Wünſche und freudiger Hoffnung.

Gleich vor der Gartenthür trat mir mein Landsmann ſtörend entgegen. Ich hätte ſo gern in dem Genuſſe der friſchen Erinnerung geſchwelgt, die ich an meiner Seele mit allen kleinen Umſtänden des Geſchehenen vorüberführen wollte. Da mußte mir gerade der Läſtige in den Weg kommen. — Welch ein verwünſchter Zufall! rief er. — Ich lächelte vergnügt und ſchwieg. — Zur beſtimmten Stunde, fuhr er fort, fanden ich und meine Schweſter, wie verabredet, uns in dem Garten ein. Da wir unſere Poſten beſetzt hatten, um dich ſogleich an der Thür zu empfangen, bemerkten wir die gnädige Frau, die aus dem Hauſe kam, in einem Buche leſend, einigemal auf und nieder gieng, und dann in der Laube Platz nahm, um es ſich bei ihrer Lektüre gemächlicher zu machen. Du trateſt ein; wir wußten nicht, was wir machen ſollten. Weder konnten wir dir ein Zeichen geben, zurückzugehen, noch uns dir nähern, aus Furcht bemerkt zu werden. Wir waren in Todesangſt, als du ſo raſch auf die Laube zuſchritteſt, und da wir dich endlich mit der gnädigen Frau im Geſpräche ſahen, flohen wir aus dem Garten in das Haus zurück. — Und das war gut, dachte ich bei mir ſelbſt. — Nun, du kannſt meine

Schweſter, ſchloß er tröſtend, weil er mein Schweigen für eine Äußerung von Mißmuth nahm, doch vielleicht noch ſprechen, obgleich ich dir geſtehen muß, daß ſie wenig Hoffnung giebt. — Ich lächelte wieder unbemerkt. O, dachte ich, wer den Papſt zum Vetter hat, der braucht keinem Kardinal den Hof zu machen. Ich irrete mich indeſſen und ward wieder um eine Erfahrung reicher. Die Präſidentin meinte es gut mit mir, und bot, wie ich ſicher weiß, bei ihrem Manne alles auf, um mir die erwünſchte Stelle zu verſchaffen; aber das Kammerkätzchen erhielt ſie für ihren Liebhaber, ſey es nun, daß der Präſident in dieſem den Würdigern erkannte, ſey es, daß die Zofe die neue Heloiſe noch beſſer verſtand und fühlte, als ich. Das alles erregte wohl flüchtige Betrachtungen in mir; doch hatte ich keine Zeit, ernſtlich darüber nachzudenken. Wichtigere Ereigniſſe drängten die unbedeutenden Vorfälle in den tiefen Hintergrund zurück. Moreau war über den Rhein gegangen und die Franzoſen überſchwemmten, wie eine Sündfluth, das ganze Land. Wir erhielten franzöſiſche Beſatzung.

Die Zunge, ſagte Peter, wird Euch trocken. Nehmt, Vetter! ein friſches Glas; es thut Euch wohl. Auch könnt Ihr unter dem wälſchen Volke Stärkung brauchen.

Du ſprichſt, erwiederte Weber, zeitgemäß, und verſtehſt dich noch auf einen beſſern Geiſt, als auf den der Zeit, den Jeder nach ſeinem Bedürfniſſe verkleidet, als einen beſcherenden Chriſt, oder als einen ſchreckenden Pelznickel, je nachdem ihn nun gerade die Kinder oder ihre Hof- und Zuchtmeiſter brauchen. Du biſt aber ſo klug, Peter, wie ein Staatsmann, der die Bedürfniſſe des Volks zum Vehikel der Befriedigung der ſeinigen macht, und verſichert, das Land habe Durſt, wenn er ſelbſt trinken will. Nun, ſtoße an! Biſt doch der ehrliche Peter. — Das Glas hat wirklich wohlgethan, und wird mich, wie der ſchlaue Vetter vorausgeſehen, oder, gleich vielen Propheten, vorausgerathen hat, in dem Strauße mit dem Wälſchen ſtärken. Als ich nämlich eines Abends etwas ſpät nach Hauſe gieng, und an den Arkaden bei dem Markte vorüberkam, hörte ich in der Halle ein gräuliches Fluchen und Drohen und mitunter ein zaghaftes Einreden und Bitten. Je t'enfoncerai mon épée dans le ventre, marouffle; meurs chien d'aristocrate! brüllte ein derber Baß. Ah! Monsieur, pardon, si — flehete eine männliche, doch ſchwache Stimme — Allez-vous-en à tous les diables, toi et tes Messieurs, sacré coquin! fiel der Baß wieder ein. Ich trat näher und entdeckte beim Halblichte, das die Laternen von den Straßen in die Halle warfen, einen baumſtarken Franzoſen, der ſeinen Degen auf die Bruſt eines wohlgekleideten Mannes gerichtet hielt. Dieſer zog ſich in gebogener, demüthiger Stellung langſam vor dem Raſenden zurück, um dem Stoße auszuweichen. Citoyen, ſagte ich hinzutretend mit mehr Entſchloſſenheit, als ich mir bei ruhiger Faſſung zugetrauet hätte, est-ce ainsi que vous respectez vous-même les droits de l'homme que vous avez juré de défendre! est-ce là la liberté que vous avez promise aux peuples asservis! le malheureux que vous menacez, que vous maltraitez est homme comme nous — Diable! unterbrach mich der Franzoſe lachend, comme ça prêche! Ami, adresse ton discours aux Jacobins, où il sera fort applaudi, je t'en réponds. — Je croyais avoir affaire à un Français, erwiederte ich ziemlich kalt, und that, als wollte ich weiter gehen; pardon, si je me suis trompé! — Hé! rief er, indem er ſich gegen mich wendete, moi pas français! qui serais-je donc, petit maraud? — Les français, antwortete ich immer mit derſelben Ruhe, sont naturellement sensibles et généreux. — Qu'il est fin, le frère orateur du genre humain! il me prend par mon faible, erwiederte der tiefe Baß, um ein ziemliches ruhiger. So dauerte das Geſpräch eine Zeitlang fort, das der Franzoſe endlich mit den Worten ſchloß: Tiens, gaillard, je te rémets mon prisonnier, ton protégé, sans rançon, ſteckte ſeinen Degen ein und gieng, das ça ira ſingend weiter. Jetzt athmete der Befreiete wieder leichter. — Fügen Sie zu Ihrer Gefälligkeit, der ich vielleicht mein Leben verdanke, noch die, mich bis an meine Wohnung zu begleiten, bat er mich. — Recht gern, war meine Antwort. Sie ſind ein Deutſcher? — Ja, war alles, was er erwiederte. Schweigend gieng er an meiner Seite, ſah ſich auf dem Wege öfter furchtſam um, und murmelte zwiſchen den Zähnen: homme comme nous! Ich, ein

Menſch, wie ſie! Ich, Ihresgleichen! die Verwegenen! Ach! wie die Zeiten ſich geändert haben! — Endlich waren wir vor einem ſchönen Gebäude angelangt. Der Unbekannte wiederholte mir noch einmal, aber ziemlich trocken, ſeinen Dank, ſtieg haſtig die Treppe hinauf, und verſchwand in dem palaſtähnlichen Gebäude. Ich gieng nach Hauſe, mit dem ſonderbaren Vorfall, wie ſich denken läßt, ſehr beſchäftigt, legte mich zu Bette und vergaß bald die Welt und was ſie erfreuet und quält.

Den folgenden Tag, gegen Abend, kam ein gar feiner Herr mit einem Ordensbande in dem Knopfloche zu mir, erkundigte ſich, ob ich an der hieſigen Zeitung gearbeitet hätte und dergleichen, brachte das Geſpräch ungezwungen auf die Lage des Landes und der Stadt, erwähnte der Unſicherheit, die jetzt ſogar auf den Straßen herrſche und ſpielte auf das Abentheuer von der letzten Nacht in den Arkaden an. Ich erzählte es umſtändlich, und mein Beſuch hörte faſt gleichgültig zu. Endlich, als beſänne er ſich, warum er eigentlich gekommen ſey, ſagte er: Der regierende Graf von Schwarzfeld wünſcht Sie zu ſprechen. Se. Erlaucht haben von Ihren Talenten gehört und ſich von dem Werthe überzeugt, den der Beſitz eines ſolchen Mannes für Hochdieſelben haben würde. Die trefflichen Artikel in unſerer Zeitung, die aus Ihrer gewandten Feder gefloſſen ſind, haben Ihnen Ruf gemacht.

Sie können denken, daß ich, in meiner Verlegenheit, das Anerbieten nicht abwies. Ich erkundigte mich nach der Wohnung des Grafen, der ſich nur ſelten in der Stadt aufhielt, und erſtaunte nicht wenig, als mir das prächtige Haus bezeichnet ward, vor dem, die Nacht vorher, der von dem Franzoſen Bedrohete von mir geſchieden war. Man ſtellte mich Sr. Erlaucht vor, und ich trat, unter Bedingungen, die meine höchſten Erwartungen überſtiegen, in des Regenten Dienſte. Freilich war ſein Reich nur eine halbe Quadratmeile groß, auf der ſich zweitauſend Seelen zu nähren ſuchten; doch hatte ich einen ſchönen Wirkungskreis. Mit dem Titel — die Titel ſind in Deutſchland weder gleichgültig noch ſelten — mit dem Titel eines geheimen Kabinetsraths und einem Gehalte von 1500 fl. arbeitete ich unmittelbar mit dem Herrn. Welch eine erſtaunenswürdige Beförderung! welch ein ſeltenes Glück in meiner Lage! Und doch befiel mich — ich darf es mir in Wahrheit nachrühmen — weder Schwindel noch Übermuth.

Nach meiner Standeserhöhung, die mir nicht nur Sitz im Rathe meines Herrn, ſondern auch an ſeiner Tafel gab, verließen wir die kurfürſtliche Reſidenz und begaben uns in die Grafſchaft, wo die Anweſenheit des Regenten allerdings nöthig ſchien. Nun giengen meine Geſchäfte eigentlich erſt an; denn die innern Angelegenheiten waren von ungleich weniger Bedeutung als die äußeren. Jenen mochten ein Juſtizamtmann und ein Rentmeiſter ſo ziemlich gewachſen ſeyn; dieſe dagegen hatten die Franzoſen ſehr verwickelt gemacht. Da gab es ewig Truppen zu verpflegen, Kontributionen auszuſchreiben, und Pferde und Fuhren zu ſtellen. Ich trieb mich faſt beſtändig unter den feindlichen Offizieren umher, die ſich darauf verſtanden, es ſo einzurichten, daß ſie beſſer als ſelbſt Freunde behandelt wurden. Ich unterhandelte, ſchmeichelte, beſchenkte, beſtach, um die Laſt der Einquartierung und Lieferung auf Andere zu wälzen. Unſere Nachbarn thaten ein Gleiches, und ſo überbot man ſich wechſelſeitig, um die Leiden des Kriegs ſich zuzuweiſen. Was war der Erfolg? daß wir die Truppen doch verpflegten, die in dem Lande wirthſchafteten, und die Befehlshaber und Offiziere noch reichlich beſchenkten. Wir gaben doppelt, wo einfach zu geben ſchon eine Bürde und keine Ehre war. Unſeliges Verhältniß, das uns zu Grunde richtete und zugleich herabwürdigte! Es iſt kein Zweifel: Hätte Deutſchland zum Handeln die Kraft bewieſen, die es im Dulden zeigte; hätte es an eine ehrenvolle, entſchloſſene Feindſchaft verwendet, was es einer heuchleriſchen Freundſchaft, oder einer unſichern, verhöhnten Neutralität zum Opfer brachte, ihm wäre wenigſtens mit der Achtung des Feindes eine ſchonendere Behandlung geworden. Ich fühlte das tief, und von dieſem tiefen Gefühle blutete mir das Herz. Aber was machen? Es gieng nicht anders, ſo ſagte mir Jedermann, wie früher mein Zeitungsprinzipal.

Auf dieſe Weiſe hatte ich eine geraume Zeit, zur Zufriedenheit des Grafen und der Grafſchaft, gedient, als wir ruhigere Tage bekamen. In ſtolzem Siegeszuge waren die Franzoſen, ſtark durch ihre Kraft, noch ſtärſer durch unſere Schwäche, weit nach Oſten und Norden vorgerückt. Wir dachten darauf, die inneren Schäden auszubeſſern und der Noth, wo ſie ſich am größten zeigte, nach Kräften zu ſteuern. Der Graf hatte mir aufgetragen, ihm über die Lage einer Gemeinde Bericht zu erſtatten, die durch Plünderung und Brand zur äußerſten Dürftigkeit herabgekommen war. Den Bericht mit dem Vorſchlage, wie einigermaßen zu helfen ſey, trug ich mehrere Tage dem Grafen nach, ohne ihm eine Stunde für die Arbeit abgewinnen zu können. Er war nicht daran zu bringen, weil er ſich die peinliche Anſicht des tiefſten Elendes erſparen wollte, gegen das er kein Mittel ſah. Er wollte das Leben nur von ſeiner freundlichen und heiteren Seite ſehen, und ſich in ſeiner behaglichen Art zu ſeyn nicht ſtören laſſen. Endlich hielt ich ihn doch feſt; wir ſetzten uns. Ich rollte den Aktenfaszikel auf dem Tiſche auseinander. Schon bei dem Anblicke des gewaltigen Volumens verfinſterte ſich ſein Geſicht; doch hörte er mich einige Zeit ruhig an. Mit jedem Blatte, das ich umſchlug, nahm indeſſen ſeine Geduld ſichtbar ab; er ſchob ſich in dem Seſſel hin und her, und ſah bald nach der Thür, bald nach dem Fenſter. Da trat der Hofmarſchall ein, und ich bemerkte, wie er dem Grafen als ein Erlöſer willkommen war. Es entſpann ſich ein Geſpräch; der Hofmarſchall nahm neben dem Grafen Platz; auch ich blieb ſitzen. Wiſſen Ew. Erlaucht ſchon, hob endlich der Hofmarſchall an, daß es in unſerer Nähe bald zum Kriege kommen dürfte? — Wahrhaftig, Heinzmann, erwiederte der Graf, eine friſche Neuigkeit!

Haben Sie vielleicht eine Zeitung vom vorigen Jahre, als wäre ſie vom heutigen Tage, geleſen? — Halten zu Ganden, Herr! erwiederte der Hofmarſchall; das iſt ein anderes Kapitel. Die Äbtiſſin von Marienwerth führt bittere Klage, daß ſie im Reichsmatrikel zu hart gehalten ſey. Sie liefert nämlich das Pferd, und der Reichsflecken Belzen den Reiter dazu. Da meint nun die Hochwürdige Frau, die Revolution der Zeit habe ihre Abtei verkürzt, da durch ſie die Menſchen wohlfeiler, die Pferde aber theuerer geworden ſeyen. Das kann ernſthaft werden. — Der Graf lachte. — Ich habe, fuhr der Hofmarſchall fort, die Auflöſung eines Problems gefunden, das mich lange beſchäftigt hat. Keine Akademie hätte es herausgebracht; mir iſt das ſchwere Werk gelungen. — Das muß was rechtes ſeyn, bemerkte der Graf. — Das denke ich, war des Marſchalls Antwort, eine Entdeckung, um die ſich Nationen ſtreiten würden, hätte ich ſie der des heiligen, römiſchen, deutſchen Reichs nicht auf ewige Zeiten zugeſichert. Es iſt Thatſache, daß die Hühner in der Grafſchaft Tiefberg keine Schwänze haben. Das Faktum wird nicht beſtritten; aber kein Weiſer wußte es zu erklären, weder Kant noch Fichte, nicht einmal Diderot oder d'Alembert. (Hier muß ich bemerken, daß unſer Herr mit dem Grafen Tiefberg nicht im beſten Vernehmen ſtand.) Ich war zum Copernikus, zum Doctor Fauſt, der das Drucken erfunden haben ſoll, auserſehen. Da nämlich der Graf Tiefberg und ſein Staatsrath ſahen, daß, bei dem Umfange ihres Reichs, die Hühner, wenn ſie ſich drehen wollten, mit dem Schwanze über die Grenzen ſtreiften, alſo die Mauthlinie paſſirten und als Defraudanten angehalten werden konnten, ſo ward beſchloſſen und jedermänniglich anbefohlen, den beſagten Hühnern einen Titus zu ſchneiden. Die Sache wird Aufſehen machen, weil ſie gegen den Geiſt der Zeit verſtößt; denn gerade jetzt, wo man am Säkulariſiren iſt und den Mönchen die Zöpfe wachſen läßt, ſcheret Tiesberg ſeine Hühner. — Der Graf lachte aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens. — Er ſah, wie ich, daß ich bei dieſer ergötzlichen Unterhaltung ein unnöthiger, wo nicht ein läſtiger Zeuge ſey, und hieß mich die Papiere bis zu einer gelegenern Stunde zuſammenpacken. Ich that es mit einem ſchmerzlichen Gefühle und entfernte mich. Arme Fürſten! dachte ich, armes Land! Wahrhaftig, jene ſind nicht weniger, als dieſe zu bedauern. Es iſt in der That zu verwundern, daß Regenten, bei der ewigen Verſuchung zum Böſen, ſo viel Lobenswerthes thuen, oder doch ſo viel Tadelnswerthes unterlaſſen. Ihre Umgebung hat es gewöhnlich nur auf Betrug und Täuſchung angelegt. Was ſie denkt und ſpricht, ihre Handlungen und ihre Worte, was ſie den Mächtigen ſehen und hören läßt, iſt das Werk einer fortgeſetzten Verſchwörung, die ſeinen Schwächen ſchmeichelt, ſeine Leidenſchaften reizt, und ſelbſt ſeinem guten Willen eine verkehrte Richtung zu geben ſucht. Welche kräftige Natur gehört dazu, um in dieſem von Gift geſchwängerten Dunſtkreiſe geſund zu bleiben! Wahrhaftig! es wird dem Fürſten ſchwerer gemacht, ein guter Regent, als dem Bürger, ein guter Unterthan zu ſeyn; und nach dem Fürſten, der ſeinem Volke nahe, es kennt und liebt, iſt der achtungswertheſte und ſeltenſte Menſch ein Miniſter, der ſich als Freund ſeines Fürſten und des Landes, wie er ſoll, bewährt.

Einen ſolchen kenne ich, fiel ich ein. — Wohl dem Fürſten! erwiederte Weber, wohl dem Lande, dem er geworden! — Dann fuhr er in ſeiner Erzählung fort: da ich durch das Vorzimmer auf den Gang kam, fand ich den Kammerdiener mit einem Bürger im Streite. Dieſer wollte durchaus den Grafen ſprechen, dem er, wie er ſagte, eine himmelſchreiende Bedrückung des Juſtizamtmannes vorzutragen habe. Der Kammerdiener verſagte dem Bittenden den Eingang. Dieſer wendete ſich an mich, und beklagte ſich, daß keiner vorgelaſſen werde, der mit leeren Händen komme. Ich hieß den Bürger ins Vorzimmer treten und meldete ihn dem Grafen, dem ich den Vorgang kurz erzählte. Dieſer hörte mich finſter an und ſagte verweiſend: Das iſt Ihre Sache nicht. — Aber die Ihrige, erwiederte ich etwas raſch. Ein zorniger Blick war die Antwort. Dann fuhr ich einlenkend fort: Die Ehre Ew. Erlaucht und das Wohl und die Liebe des Volks, dem Sie ein theurer Vater ſind, liegen mir mehr am Herzen, als meine eigene Ehre und mein eigenes Wohl. — Thuen Sie das Amt, ſagte der Graf gebietend, wozu man Sie beſtellt. Ich verbitte mir einen ſolchen Hüter meiner Ehre. — Mit einer Verbeugung zog ich mich zurück.

Noch am Abend deſſelben Tags ward ich zu dem

Grafen beſchieden. Er redete mich deutſch an, was er nur im Zorne that. Er miſcht ſich, ſprach der Graf, anmaßend in Geſchäfte, die Ihn nichts angehen; mit meinen beſten und treueſten Dienern fängt Er Händel an; Er hat Baptiſt — ſo hieß der Kammerdiener — ſchwer beleidigt. — Ich wollte reden; aber es ward mir Schweigen auferlegt. — Er iſt, fuhr der Graf in ſteigender Hitze fort, von den verbrecheriſchen Grundſätzen der Franzoſen angeſteckt, und meint, gewiſſe Perſonen ſeyen Menſchen, wie Er. Ich brauche ſeine Dienſte nicht weiter; noch dieſen Abend verläßt Er das Schloß. Kein Wort mehr! — Der Befehl war überflüſſig; ich hatte keine Worte für das, was in mir vergieng. In dem Vorzimmer ſtand Baptiſt. Er machte mir eine höhniſche Verbeugung und ſagte: Gott empfohlen, geweſener Herr geheimer Kabinetsrath! Sie hätten nicht vergeſſen ſollen, daß gewiſſe Leute dem geheimen Kabinete näher ſind, und mehr zu Rathe gezogen werden, als die geheimen Kabinetsräthe ſelbſt. — Zu einer andern Zeit und an einem andern Orte hätte ich den Unverſchämten vielleicht mit einer Ohrfeige abgefertigt; aber jetzt und hier gieng ich vorüber und ſah ihn mit Verachtung an.

So war ich denn mit einem betäubenden Schlage von der Höhe meines Wirkungskreiſes hinabgeſtürzt. In dem Kloſter, ſagte ich zu mir, war es doch ſo übel nicht. Es könnte einem geſcheiten Manne, der ſeinen Weg durch die Welt gemacht, leicht der Einfall kommen, in der ſtillen Abgeſchiedenheit einer Zelle den Frieden zu ſuchen und ſein Leben zu beſchließen. Schade, daß die Klöſter aufgehoben ſind.

Seyd ruhig! fiel Peter ein; die kommen wieder. Die Welt, habt Ihr ja ſelbſt geſagt, hält, was ſie hat und weiß, zu Rathe, und läßt eine Thorheit ſo wenig als eine Weisheit untergehen. Ich ſpreche in Eurem Namen, Vetter: Wartets ab!

Nun, erwiederte Weber, wie Gott will! Was mir aus dieſer Zeit geblieben, fuhr er dann fort, iſt ein gewaltiger Reſpekt vor Kammerjungfern und Kammerdienern, ſo wie uns oft aus der Kinderzeit Furcht vor Geſpenſtern bleibt, wenn man auch nicht an ſie glaubt. Ich würde es nicht wagen, eine Welt- oder Staatengeſchichte zu ſchreiben, weil die Geſchichte der Kammermädchen und Kammerdiener, als ein weſentliches Hülfsmittel zu einer getreuen Darſtellung derſelben fehlt.

Auf dem Schloſſe hatte ich nun nichts mehr zu thun, und ich traf Anſtalten, es unverzüglich zu verlaſſen. Nur von dem Grafen Karl, einem jüngern Bruder Sr. Erlaucht des regierenden Herrn, wollte ich noch Abſchied nehmen; er hatte mich immer gar freundlich behandelt, ſich oft und viel mit mir unterhalten, und wollte mir von Herzen wohl. Da ich in die Dienſte des Grafen trat, war ſein Bruder Karl auf Reiſen, und er kam erſt ſpäter aus England zurück. Der junge Herr mochte etwa ſechs und zwanzig Jahre haben, war kühn, kräftig und ſehr unterrichtet. Auf dem Schloſſe lebte er ziemlich einſam, ritt, jagte, las und ſchrieb, und ſchenkte der Geſellſchaft, die ihn hier nicht beſonders anzuziehen ſchien, nur wenige Zeit. Er hatte Italien, Frankreich, England und ſein Vaterland geſehen, und ſich auf ſeinen Reiſen vorzüglich ausgebildet. Da ich in ſein Zimmer trat, lag er in der ganzen Länge auf einem Divan ausgeſtreckt den franzöſiſchen Moniteur in der Hand. Er legte das Blatt bei Seite, richtete ſich halb auf, um mir neben ſich Platz zu machen, und hörte meine Leidens- und Jammergeſchichte vom Anfang bis zu Ende mit großer Ruhe an. Statt der Rührung und Theilnahme aber, die mich tröſten und aufrichten ſollte, zeigte der junge Herr eine ausgelaſſene Fröhlichkeit, und brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Das iſt herrlich, unvergleichlich, rief er; jetzt können Sie doch ſagen, Sie ſeyen am Hofe geweſen. Die Erfahrung iſt für Sie etwas werth, und Sie haben eine Probe von unſerer Regierungskunſt. — Ich war ſo betroffen, faſt erzürnt, daß ich nicht wußte, was ich ſagen ſollte. Der Herr aber fuhr fort, als wäre ich gar nicht da: Ja, ſprach er und biß ſich auf die Unterlippe, ſo muß es ſeyn, wenn kommen ſoll, was wir abwenden möchten. Der Jammer verdiente nur belacht zu werden, wären die Folgen nicht beweinenswerth. Der kräftige Stamm iſt abgeſtorben; mit den mageren Zweigen, die er treibt, ſpielt der leichte Hauch des Windes, und an dem Himmel ſteht ein finſterer Gewitterſturm. — Dann wendete er ſich wieder lachend gegen mich und ſprach: Sie haben, lieber Weber, manchmal das minimum sapientiae geſehen, von dem der große Oxenſtirna redet. Es war Ihrem profanen Auge vergönnt, einen Blick hinter die Culiſſen und in das Ankleidezimmer zu thun; ſeyen Sie diskret, und ſprechen Sie nie davon zu denen, die voll Rührung und Erſtaunen im Parterre oder im Paradieſe ſitzen. Unſere Stärke liegt in dem Geheimniſſe; plaudern Sie es nicht aus. Wenn Achilles im Heldengrimme ſein Schwert zieht, der königliche Agamemnon gebietend ſein Szepter ausſtreckt über die Führer der Völker, Wallenſtein mit einem Siegesrufe die hohlen Läger füllt, dann ſagen Sie nicht, daß Sie mit den Spielern an einem Tiſche geſeſſen, und die Leute, die nur ſo thun, ganz anders kennen; noch weniger, daß Sie mit dem Souffleur Bekanntſchaft gemacht, oder es gar ſelbſt geweſen ſind; daß der ſcharfe Stahl nur Holz, gediegenes Gold nur Schaum, der Löwe nicht wirklich ein Löwe, ſondern nur Hans Schnock ſey.*) Wenn man fromm und andächtig bleiben ſoll, dann darf man die Prieſter und ihre Gottheiten nicht in vertrauter Nähe ſehen. Ihr Katholiken habt Recht: Je näher bei Rom, deſto ſchlechter der Chriſt. Den Menſchen muß man die Illuſion nicht nehmen, auf der ſo oft allein ihr Glück, ihr Gewiſſen und ihre Tugend ruhet. Die Illuſion aber liebt das Helldunkel, das Geheimnißvolle, Unbegreifliche, Überſinnliche und Unerklärbare. — Ich verſtehe Sie nicht, Herr Graf, ſagte ich — Das iſt auch, fiel er mir in die Rede, gar nicht nöthig. Sind Sie doch noch zu jung, um ſich immer ſelbſt zu verſtehen. Ich wollte Ihnen nur begreiflich machen, daß Sie ſich über das Vorgefallene gar nicht wundern dürfen. Was in der Natur der Dinge liegt, ſoll uns nicht befremden, daß der Sperling, zum Beiſpiel, keine Straußeneier legt, und die Diſtel keine Roſen bringt. — Das mag alles ſehr wahr ſeyn, ſagte ich etwas ungeduldig; aber es hilft mir in meiner mißlichen Lage zu nichts. — In Ihrer mißlichen Lage! rief der Graf erſtaunt. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wäre Ihre Lage die meinige! Sie ſind frei, geſund und ſtark an Leib und Seele; die Welt, die ſo unendlich groß iſt, ſteht Ihnen offen. Mir, deſſen Loos Sie vielleicht beneiden, mir, den die Pflicht des Müßiggangs mit allen Martern der langen Weile unthätig an dieſen Divan kettet, den die Würde ſeines Standes in dem einförmigen Kreiſe nichtsthuender Geſchäftigkeit, eines ſeelenloſen Formenweſens und geiſtloſen Zeitvertreibs gebannt hält, mir iſt dieſe große Welt, die jetzt einen ſo großen Preis für große Kräfte hat, verſchloſſen.

---

*) Der Sommernachtstraum, von Shakeſpear.

Wenn Sie, fiel ich ein, die Güte haben wollten, mit Sr. Erlaucht für mich zu ſprechen, das würde, dachte ich .... Ihre Sache unfehlbar verderben, fiel er ein. Der entfernteſte Verwandte eines Fürſten iſt ſein — muthmaßlicher Erbe. Das Höchſte iſt die Macht, am Verdächtigſten für ihren Beſitzer der, ſo Anſpruch darauf hat, am Gefährlichſten, wer ſie ihm nehmen kann. Wir haben die Natur aufgegeben, lieber Freund, und die Natur gab uns dafür auf. Die Geburt ſtellt uns höher als die anderen Menſchen;

aber in der Höhe iſt es kalt und öde, und die Rieſenberge ſind nichts als — Glätſcher. Die Blumen, die uns umgeben, zu eurem Erſtaunen, in jeder Jahreszeit grünen und blühen, und unſere Welt für die, ſo ſie nicht kennen, zu einem Eden machen, die Blumen der Freude und jeder Art, ſind künſtlich gemacht, und riechen und erquicken nicht; künſtliche Blumen, lieber Freund, denen das verborgenſte, einfache Veilchen weit vorzuziehen iſt, das Leben hat und den Sinnen einen Genuß gewährt, da jene nur prunkende Schaugerichte ſind.

Wenn ich nur wüßte, ſprach ich, vergebens bemüht, den Grafen auf das rechte Kapitel zu bringen, wenn ich nur wüßte, was ich jetzt anfangen ſoll.

Der Graf ſtand auf, ſtellte ſich vor mich und ſagte leiſer: An Ihrer Stelle würde ich nach Frankreich gehen. Hören Sie mich an! Frankreich iſt im Aufſtande gegen das übrige Europa. Ich weiß, was Sie ſagen wollen; aber Sie haben Unrecht, gegen mich den Verwunderten zu ſpielen; noch größeres Unrecht hätten Sie, es wirklich zu ſeyn. Der dritte Stand nimmt in Frankreich alle andere in ſich auf. Fließt plebeiſches Blut in Ihren Adern, dann muß Ihr Herz bei dem Anblicke dieſes Schauſpiels ſchlagen. Dem Talente iſt dort Bahn gebrochen; ihm ſteht kein Vorrecht, kein Vorurtheil entgegen. Was Sie in den Schriften der Alten als Ideal bewundert haben, das iſt dort in die Wirklichkeit getreten. Ich rede zu Ihnen, nicht zu mir. Ich habe andere Pflichten; an Ihrer Stelle hielte ich die Ihrigen für die meinigen.

So reden Sie! ſprach ich erſtaunt. Iſt Ihnen unbekannt, wie in ganz Europa jezt Frankreich beurtheilt wird? Wer ſteht mir dafür, daß dieſes Schauſpiel glücklich ende?

Kein Menſch, erwiederte der Graf. Freilich, wenn der Tiſch gedeckt und Speiſe und Trank in reichem Überfluſſe aufgetragen wären, dann dürfte ſich der hungrige Schmarozer nur niederſetzen und, nach Homer, die Hände erheben zum lecker bereiteten Mahle. Verſtehen Sie es ſo; auch gut; dann habe ich nichts geſagt. — Darauf gieng er mit ſtarken Schritten auf und nieder und ſprach wie für ſich: Als Mahomed, der Schwächere, geächtet aus Mekka floh, da war er ein Aufrührer und Betrüger; als er zurückkam, der Stärkere, da hieß er der Retter des Vaterlands und ein Prophet. Es iſt ſo ein Ding um das Urtheil der Menge. Im Lande der Hinkenden wird ausgelacht, wer auf zwei geraden Beinen geht. Wo die Kröpfe einheimiſch ſind, da iſt der Unglückliche von der Natur mißhandelt, dem ſie den läſtigen Schmuck am Halſe verſagt. Hat je die Welt einen Staat von Narren aufzuweiſen, dann ſind in ihm die Irrenhäuſer für die Vernünftigen gebauet. Glauben Sie mir, Weber, ſprach er dann, indem er wieder vor mir ſtehen blieb, dieſe Herren des ſuveränen Volks ſind auf dem Wege, die Herren der Welt zu werden, wenn ſie es nicht ſehr dumm, oder ihre Gegner nicht ſehr klug treiben. Wind und Strömung haben ſie für ſich, und ſie dürfen nur die Segel aufſpannen und das Fahrzeug in der Richtung treiben laſſen, die es nehmen muß, um an das Ziel zu kommen.

Ich verſtehe ſehr wenig von der Fahrt zur See, und bin nie weiter als auf den Rhein gekommen, ſagte ich, um etwas zu ſagen.

Sie werden ſich, war des Grafen Antwort, auch nicht ſogleich als Steuermann anſtellen laſſen. Es giebt eine Stufenfolge im Dienſte; doch thut es hier nicht gerade der Steuermann, wenigſtens nicht allein. Das Schiff geht auf hoher See; der Hafen iſt bekannt, in dem es landen ſoll. Da zeigt ſich aber unter der Mannſchaft eine durchaus verſchiedene Anſicht über das Ziel; der eine Theil will öſtlich, weil ſeine Ladung, die ihn bereichern ſoll, im Oſten liegt; der andere muß nach Weſten gehen, wenn er ſeine Schätze finden will. Es iſt ausgemacht und anerkannt, daß beide entgegengeſetzte Wege nehmen müſſen, müſſen, ſage ich, wenn ſie ihren Zweck erreichen wollen. Nur wenn ſie das einſehen, und ihrer Einſicht gemäß verfahren, nur dann läßt ſich eine glückliche Fahrt erwarten.

Und das Einzige, was vor allem begriffen und vollzogen werden müßte? fragte ich. — Iſt ein ſo großes Geheimniß, anwortete der Graf, wie jenes, ein Ei auf die Spitze zu ſtellen. Die Öſtlichen müſſen die Weſtlichen über Bord werfen, oder umgekehrt. Es giebt keinen Mittelweg. Vermitteln und vertragen hieße Licht und Finſterniß paaren, von der Sonne des Tages ſich etwas Licht für die Nacht, oder von dem geheimnißvollen Dunkel der Nacht einen Verrath für den Tag bewahren wollen. Die Menſchen vereiteln ſich gewöhnlich ihre Entwürfe dadurch, daß ſie Wein keltern möchten, ohne die Trauben zu zerquetſchen. Revolutionen macht man mit etwas anderem als Roſenöl, und die Unſterblichkeit giebt oft der Tod durch Henkershand. Nahe am tarpejiſchen Felſen ſteht das Kapitol. — Doch, zu Ihrer Sache, Freund! Hier haben Sie Ihre Stelle verlohren. Dienen kann ich mit gutem Rathe und etwas Geld. Meine Kaſſe ſteht Ihnen mehr noch als meine Geſinnung offen; und doch habe ich Ihnen auch dieſe mitgetheilt.

Ich dankte mit den verbindlichſten Ausdrücken, und redete ſo allerlei durcheinander, wie es in ähnlichen Fällen gebräuchlich iſt. — Keine Redensarten! fiel mir der Graf ins Wort. Ich bin nicht reich, wie Sie wiſſen, kann viel verthun, wenn ich es habe, aber mit Wenigem auch ſehr zufrieden ſeyn. Vor Ihrer Abreiſe ſollen Sie noch von mir hören. Damit Sie mich indeſſen nicht verkennen, ſo muß ich allem Geſagten noch beifügen, daß der Mann von Ehre den Poſten, an dem er ſteht, vertheidigt oder — ſtirbt. Gehen Sie nach Frankreich, wozu ich Ihnen rieth, dann machen Sie ja, daß wir nie feindlich zuſammentreffen. Sie ſtärben von meiner Hand, wenn es Ihnen nicht gelänge, mir zuvorzukommen. Fände ich Sie in Deutſchland, wo ich zu befehlen hätte, und Sie predigten die Lehre, die ich eben vorgetragen, dann ließe ich Sie an den Aſt des nächſten Baumes hängen. Jeder thue, was ſeines Amtes iſt, jedes zu ſeiner Zeit, jedes an ſeinem Orte. — Gott befehlen, lieber Freund! Fehlt es Ihnen, dann rechnen Sie auf mich.

Hier ward Weber in ſeiner Erzählung durch die Ankunft der Geſellſchaft, die von dem Beſuche des Rupertsbergs zurückkam, unterbrochen; er verſprach indeſſen, zur gelegenen Stunde dieſelbe fortzuſetzen, und ſeinen Lehrjahren, die bald zu Ende giengen, auch ſeine Wanderjahre anzuſchließen, die vielleicht, wie er meinte, größeres Intereſſe als jene darbieten dürften.

Kapitel 12.

Ein Beſuch zu Niederingelheim.

Das Wetter iſt wieder ſchön geworden, und morgen ſetzen wir unſere Rheinreiſe fort. Den Nachmittag, der uns noch blieb, wollte die Geſellſchaft benutzen, um den Rochusberg zu beſteigen und die Kapelle auf ihm zu beſuchen. Bailly zeigte wenig Luſt dazu, und ich gab gern ſeinem Geſuche nach, ihn zu Pferde nach Ingelheim zu begleiten. Weber hatte Geſchäfte in Algesheim, und wir traten die Wanderung alle zu Fuß an, um einen Theil des Wegs beiſammen zu ſeyn. Für Bailly und mich wurden die Pferde nach Kempten vorausgeſchickt. Unſere Unterhaltung bezog ſich auf die Merkwürdigkeiten der Umgegend, die beſonders die Frauen näher kennen lernen wollten. — Ich wünſchte etwas Geſchichtliches darüber, ſagte Mathilde; das Mauerwerk iſt todtes Gerippe; ich ſehe die Reſte des Rieſenkörpers wohl, aber ohne den Geiſt, der in ihm oder durch ihn gewirkt. Wer kennt das Leben der heiligen Hildegard, die, wie ich las, eine vorzüglich Edle ihres Geſchlechts geweſen iſt? — Die Heilige, ſagte ich, hat Werke hinterlaſſen, die Ihre Neugierde, verehrte Freundin, mehr als wir, zu befriedigen im Stande ſind. Die Handſchriften des größten Theils derſelben befinden ſich in der Bibliothek zu Wiesbaden, und es zeichnen ſich die Viſionen durch gar ſeltſame mit großer Kunſtfertigkeit gearbeitete Bilder aus. Das Leben der Hildegard fällt in das zwölfte Jahrhundert, und ſie ſtand dem Vereine der frommen Frauen, die ſie klöſterlich um ſich geſammelt hatte, mit vieler Würde vor. Ihre Andacht, in der ſie ſich begeiſtert dem Himmel weihete, zog ſie indeſſen nicht von irdiſchen Dingen ab, die ihre Sorgfalt in Anſpruch nahmen. Sie war wohlthätig gegen Arme, ſtreng gegen Vornehme und gegen ſich ſelbſt. Mit Muth und Kraft erhob ſie ſich gegen die ſchlaffe Sinnlichkeit und Verderbtheit ihrer Zeitgenoſſen, beſonders der Geiſtlichkeit und ſelbſt des römiſchen Hofes, deſſen Untergang, bei fortgeſetzter höchſt tadelnswerther Lebensweiſe, ſie vorausſagte. Sie war eine ſeltene Frau, mit dem Weſen der Religion, den Werken ächter Frömmigkeit, chriſtlicher Demuth und wohlthätiger Nächſtenliebe beſchäftigt, und bekämpfte männlich die Entartung und rohe Verwilderung ihrer Zeit. Das Kloſter ward im dreißigjährigen Kriege zerſtört, und die vertriebenen Nonnen zogen dort nach Eibingen, wo die andächtige Stiftung ſich bis auf unſere Tage der faſt allgemeinen Säkulariſation erhalten hat.

Ich habe, bemerkte Weber, auch in ihre Viſionen geſehen, und allenthalben Zeichen einer kranken Schwärmerei gefunden. Es iſt ein eigenes Ding um die Prophetengabe, durch eine fieberhafte Spannung der Phantaſie erzeugt, durch den Aberglauben genährt und durch die fixe Idee einer ewigen Seligkeit oder Verdammung geleitet.

Newton, erwiederte Eugen, hat die Apokalypſe kommentirt, und ich hoffe, ſeiner Größe unbeſchadet; wenigſtens iſt er mir in dieſer Schwäche achtungswerther als Voltaire, der, ein ſtarker Geiſt, die hochherzige Jungfrau von Orleans, die begeiſterte Retterin ſeines Vaterlandes, dem ſpöttelnden Witze eines gemüthloſen Volks, wenn auch in den ſchönſten Verſen, zum Beſten giebt. Curius ſtürzt ſich in den Abgrund, um Rom von den Schrecken der Peſt zu befreien; es iſt Aberglauben. Was wäre es nicht vor dem zergliedernden, zerlegenden Verſtande, der nur gelten läßt, was er beweiſen kann? vor dem Eigennutze und der Selbſtſucht, die für Wahn und Täuſchung erklären, was nicht einem körperlichen Bedürfniſſe dient, einen Sinn befriedigt, einen handgreiflichen Vortheil bringt? Die Religion wäre es, iſt ſie nicht der Götzendienſt ſeiner ſelbſt; die Liebe wäre es und vor allem die heilige Liebe des Vaterlands, und jede Selbſtverläugnung und Selbſtaufopferung, wie alles Große und Edle im Menſchen, das Göttliche in ihm, das ihn über das Thier erhebt, und ihm andere Bedürfniſſe giebt als die gefräßigen der Sinne, und eine andere Beſtimmung als deren Befriedigung. Alle, die ihren Beſitz und ſich ſelbſt der Wahrheit, dem Rechte, der Menſchheit, dem Vaterlande weihen, ſind groß, und ſie nur ſind es im hohen Sinne dieſes Wortes: Sokrates, Chriſtus, Algernon Sidney, Regulus, Las

Caſas und Baurepaire; der Krieger iſt es, der auf dem Schlachtfelde für eine gute Sache blutet, der Beamte, der die Unſchuld vor der frechen Gewalt vertritt, der Weiſe, der die Lüge und den Irrthum bekämpft, wie die fromme Wohlthätige, die den verlaſſenen Kranken, mit der Gefahr des eigenen Lebens, pflegt; und ſo wäre es auch die für das Beſſere leidende und thätige Hildegard. Nicht leicht erhebt ſich ein Menſch über alle Schwächen und Gebrechen ſeiner Zeit, und auch der größte hat, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, wie die beſte Frucht, etwas von dem Erdgeſchmacke des Bodens, dem er angehört. Aber darauf kommt es bei unſerer wahren Schätzung und Würdigung nicht an, nicht auf die Mittel und Wege, nicht auf den Wirkungskreis, ſondern auf den Zweck, auf die Art, wie wir ihn ausfüllen. Der Zufall, das Glück, Umſtände, die nicht in unſerer Hand liegen, weiſen uns im geſellſchaftlichen und bürgerlichen Leben unſere Stelle an; aber unſere Sache iſt es, wie und was wir auf ihr wirken. Jeder, der zwiſchen dem Verbotenen, das ihn verſucht, und der Pflicht, die ihm gebietet, der Verſuchung zu widerſtehen, unentſchieden ſchwankt, ſteht an ſeinem Rubikon; er braucht darum kein Cäſar zu ſeyn, oder iſt es vielmehr in ſeiner Lage.

Mathilde ſah Eugen mit einem belohnenden Blicke an und ſagte: Ja, ſo fühle ich auch. Unſer iſt freilich nur die Gegenwart, und außer dem Leben giebt es für den Menſchen nichts, was er mit Sicherheit faſſen könnte; aber unſre Augen voll heißer Sehnſucht richten ſich doch nach der Vergangenheit und Zukunft, und durch den Tod ſuchen wir die Unſterblichkeit. Die großen Bilder des Alterthums ziehen uns in ihrem zauberiſchen Halbdunkel unwiderſtehlich an, und die Abgeſchiedenen ſprechen vernehmlicher zu uns als die Lebenden. So ſind wir einmal, und es iſt unnöthig zu unterſuchen, ob wir mit Recht ſo ſind. Man kann mir hundertmal wiederholen, was ich ſehr gut weiß, daß die Sonne am Mittag auch zugleich eine aufgehende und untergehende Sonne ſey; ich ſehe doch den Morgen anders als den Mittag und den Abend.

Weber hatte Eugen einigemal von der Seite betrachtet, und ſchien eine Replike bereit zu haben; aber es war, als hielte ihn eine geheime Scheu zurück, und er unterdrückte ernſt das Wort, das er mit einem ſpöttiſchen Lächeln auf der Zunge hatte. Mehr um auszuweichen, als um den Gegenſtand feſtzuhalten, ſagte er dann: Ja, wer den Geiſt verſteht, der aus den Tagen der Vergangenheit zu uns ſpricht; aber der redet nicht durch Steine und Gemäuer, durch Scherben und Siegel. Es iſt ein ſeelenloſer Aberglaube, den der Alterthümler mit dem faulen Hausgeräthe unſerer Väter treibt. Den Klopp nennen ſie das Druſuskaſtell, die Brücke über die Nahe die Druſusbrücke. Hat ſie der Römer auch erbauet? Ward der ſchwache Kaiſer Heinrich IV. von ſeinem verruchten Sohne auf dem Klopp wirklich in Gefangenſchaft gehalten? Peter glaubt es und lehrt, was er glaubt. Mich würde das Zeugniß der gelehrten Forſcher Fuchs, Bodmann, Dahl, ſelbſt das von Vogt, Lehne, Braun und den beiden Habel, Vater und Sohn, nicht beruhigen. Braun's ſchöne Rheinfahrt gewinnt durch die antiquariſche Zugabe wahrhaftig nichts, wenn ſie auch denen, die in den Blumen nur Futterkräuter ſehen, am Buche das Liebſte iſt. Aus dem zwölften Jahrhundert bis zu uns iſt eine lange Reiſe; wer weiter geht, verlängert ſich den Weg, der immer dunkler wird. A beau mentir qui vient de loin; das wiſſen und benutzen ſie. Und zu was endlich das Gewühl in den Rüſt- und Rumpelkammern der Vorzeit, in den Gräbern der Vergangenheit, in den Trümmern von Burgen und Klöſtern, um ein roſtiges Schwert, eine plumpe Lampe, einen rohen Sarkophag, einen Stein mit einer nichts ſagenden Inſchrift als eine reiche Beute im Triumphe hervorzuziehen! Soll der Geiſt der Vorzeit von dem Trödelmarkte ihres gemeinen Hausraths zu uns ſprechen? Und wenn ich alle Handwerker und Handlanger kennen lernte, die dieſe Burgen gebaut, dieſe Brücken aufgeführt; wenn ich die fleißige Vorwelt vor mir den Karren ſchieben, mauern, meiſeln, zimmern und hämmern ſähe, ja, wenn ich es bis zu jener ſtupenden Gelehrſamkeit brächte, die an einem Annaliſten gerühmt wird, und ich wüßte, wie viele Ziegel zu jeder Zeit auf den Dächern einer Stadt, oder gar eines Reichs, geweſen, was hätte ich gewonnen? eine Laſt, die ſchwer zu ſchleppen, aber von keinem Werthe iſt. Bin ich vielleicht reich, wenn ich meinen Koffer mit Sand und Pflaſterſteinen fülle? bin ich thätig, wenn ich Waſſer in den Ozean pumpe? Da iſt ein ewiges Gerede von den braven Leuten, die vielleicht die erſten Reben auf jenem Berge gepflanzt; ſucht ſie auf, wenn ihr ſie finden könnt, und nehmt euch nur in Acht, nicht an den unrechten Mann zu kommen! Habt ihr ihn nun auf der That ergriffen, was ſoll er euch? Alberne Gelehrſamkeit, die wiſſen möchte, wie vor Jahrtauſenden der Boden war, und den übrigen nicht kennt, den ſie hacken, pflügen und bepflanzen ſoll; die zu erforſchen ſucht, wer die erſte Rebe an den Rhein gebracht, und nicht lernen mag, wie wir den Weinbau treiben, um unſern Nektar zu gewinnen; die nach einer alten Münze von Auguſt gräbt und einen Legionsſtein als ein Heiligthum bewahrt, aber nicht an das Fenſter gehen mag, um Napoleon ins Geſicht zu faſſen, oder ſeine Garde zu beſehen! Ich frage: Iſt es Narrheit oder Affektation? Und wer iſt der größte Thor, der, ſo dieſe Thorheit als Weisheit treibt, oder der ſie dafür nimmt?

Wir wollen ſie darum würfeln laſſen, ſagte ich, und da dann der Zufall entſcheidet, ſo ſind wir wenigſtens aus dem Spiele. — Hier ſchieden ſich unſere Wege. Die Frauen, Eugen, Wertheim und die übrigen, die ſich an ſie angeſchloſſen hatten, giengen rechts ab nach dem Rochusberge. Bailly, Weber und ich verfolgten die Straße. Von dem Rochusberge, ſagte ich, hat man eine ſchöne Ausſicht; ſie gehört wohl zu den lieblichſten und größten, die man an dem Rhein gewinnen kann. Man hat das

Nahethal offen, und die beiden Ufer des herrlichen Stromes, beſonders der prächtige Rheingau, liegen mit allen ihren Schönheiten ſo recht bequem vor dem entzückten Auge ausgebreitet. Ich habe nur immer bedauert, daß die nackte Höhe keinen Schatten gewährt, und die kahle Umgebung nichts Einladendes zum Verweilen auf ihr hat. Auch der Weg dahin könnte beſſer unterhalten und auf beiden Seiten mit einer Reihe Bäume beſetzt ſeyn, die es dem Wanderer gemächlicher und die Gegend lebendiger machten. — Das würde, erwiederte Weber, dem Verdienſte der Andacht Abbruch thun, die auch die überſtandenen Beſchwerden in das Guthaben, bei dem Abſchluſſe der Rechnung mit dem Himmel, eingetragen zu finden hofft. Es iſt ein Ort der Frömmigkeit, nach dem die Gläubigen wallfahrten und der durch die Stiftung Goethe's eine neue Konfeſſion gewonnen hat. In der Kapelle iſt, wie Sie ohne Zweifel wiſſen, das Bild des heiligen Rochus aufgeſtellt, das der groſe Mann, recht ſchön gemahlt, als ein freundliches Geſchenk dem vielbeſuchten Orte gab. Der gefeierte Erzengel unter den himmliſchen Heerſchaaren der Literatur und Kunſt hat den etwas verblichenen Ruf des Heiligen, durch eine gemüthliche und erbauliche Beſchreibung in ſeiner Schrift: Über Kunſt und Alterthum am Rhein, wieder lebendig angefriſcht. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn Goethe, der Alles in Allem iſt, ſeines Fauſt's und der Wahlverwandtſchaften ungeachtet, auch noch ein Heiliger würde.

Ich mochte darauf nichts erwiedern, weil ich das Zerren an dem, was groß und mächtig iſt, nicht leiden kann, wenn ich auch den Oſtrazism, den das Volk gern an den Optimaten übt, in mancher Hinſicht nicht verdamme. Der Menſch, in der Regel, übernimmt ſich gern im Glücke, und es mag ſein Gutes haben, wenn dem Triumphator, wie im alten Rom, einige Läſterzungen folgen und dem Cäſar nachſchreien: Kahlkopf! Nur will ich mich unter die Läſternden nicht miſchen. Bedeckt der Sieger die Glatze, wie Cäſar, mit dichtem Lorbeer, dann kann man ſich den Kahlkopf ſchon gefallen laſſen.

Ihr Freund, ſagte Weber, nachdem er einige Zeit geſchwiegen, den Sie Eugen nennen, hat den Kopf am rechten Flecke —. Und, fiel ich mit einiger Wärme ein, nicht weniger das Herz, das auch bei dem beſten Kopfe nicht fehlen darf, ſoll anders der Mann, der ihn trägt, bewährt, brav und tüchtig ſeyn. Jeder Unterdrückte hat ihn ſo gewiß für, als der Unterdrücker gegen ſich. Wen immer unverdiente Noth beſchwert, dem ſucht er ſeine Bürde zu erleichtern. Kein Hülfsbedürftiger ſpricht ihn vergebens um ſeinen Beiſtand an; aber nie, wenn es ſich verbergen läßt, erfährt der Bedrängte, von wem die Hülfe kommt. Eugen liebt die That, doch nicht den Dank dafür. — Er iſt, ſprach Bailly, ſo recht im ganzen Sinne des Worts, was Ihr Deutſche einen Mann zu nennen pflegt, entſchloſſen, wahr und treu, übrigens ſehr deutſch, nicht blos in vaterländiſcher Geſinnung, ſondern bis zur Metaphyſik und Schwärmerei für das Überſinnliche. — Ein wenig peremtoriſch, bemerkte Weber. Wer ihn nicht genauer kennt, dem mag ſeine Nähe etwas drückend ſeyn. — Ja, ja, erwiederte ich lächelnd, er wiegt etwas ſchwer. Eugen, fuhr ich ernſter fort, wäre, unter großen Verhältniſſen, auch für die Welt ein großer Mann. Da ihm aber ſchwerlich ein weiter Wirkungskreis werden dürfte, den man ſich ſelten macht und faſt immer finden muß, ſo wird ſein Name, wie der von Tauſenden untergehen, die, im Gefolge großer Thaten, auf die Nachwelt kämen, hätte das Schickſal ſie an den rechten Platz geſtellt. Ich ſagte bei einer gewiſſen Gelegenheit: »Nichts zeigt mehr die Dürftigkeit des ſchläfrigen Herkommens, die Trägheit des angeerbten, geſicherten Beſitzes und die aufgeblaſene Leerheit des vornehmen Dünkels, als das ſchnelle und entſcheidende Übergewicht, das Staaten gewinnen, die es verſtehen, die Kräfte in allen Ständen aufzuregen und zweckmäßig zu beſchäftigen. Darin eben lag der Grund der Überlegenheit von Griechenland und Rom über die Länder und Völker, mit denen ſie feindlich zuſammentrafen. Das iſt die Urſache, warum, in Zeiten bürgerlicher Kriege, ausgezeichnete Menſchen auftreten, und große Kataſtrophen große Charaktere hervorzurufen pflegen. Daher die impoſante, oft furchtbare Haltung der Seltenen, die ſich von niederer Stufe bis zur höchſten hinaufgerungen, der Cromwelle und Napoleone. Und doch gab es in England und Frankreich — davon bin ich überzeugt — in derſelben Zeit noch tauſend Cromwelle und Napoleone, ja noch kräftigere und tüchtigere als ſie, die aber den Weg zu ſolchem Ziele nicht fanden oder nicht nehmen wollten, oder in denen die Anlagen unentwickelt blieben.«

Da fuhr mich ein ſehr gelehrter und ſehr ehrenwerther Herr Doktor, Lindner ſeines Namens, gar heftig an. »Wie! rief er höchſt erzürnt, tauſend Napoleone, ja noch kräftigere und tüchtigere Naturen, die aber den Weg zu ſolchem Ziel nicht fanden! Gab es Tauſende, und noch Tüchtigere, dann iſt zu erſtaunen, daß ſie den Weg zu ſolchem Ziel nicht fanden.« — Erſtaunen! Ich erſtaune, daß ein ſo viel erfahrner Mann noch erſtaunen kann. Erſtaunen Sie nicht, ſehr gelehrter und ſehr verehrter Herr! Es gieng ganz einfach zu: Der Weg war nicht gemacht, oder die, ſo ihn gehen konnten, kamen nicht auf ihn. Wie viele tauſend Verhältniſſe mußten ſich zuſammenfinden, die ſich vielleicht nie wieder zu einem Wurfe vereinigen, wie er Napoleon gelungen iſt, um aus dieſem Manne für die Welt zu machen, was er ihr war? Unter der alten Regierung hätte er es wahrſcheinlich bis zum Kapitän gebracht. Ohne die Revolution und den Gang, den ſie genommen, würde ſein Name vielleicht nicht genannt; zwei Jahre früher an der Spitze eines Heeres fiel ſein Kopf vielleicht durch Henkers Hand; zwei Jahre ſpäter fand er ſeinen Platz beſetzt. Er mußte, ein Korſe von Geburt, in einer franzöſiſchen Schule erzogen werden, zum Soldaten ſich bilden, und den Weg, den ihm ſeine Gegner und Freunde, Öſterreich, das Direktorium, die Tage vom Vendemiär und die hundert Umſtände gemacht, die ſich weder vorbereiten noch berechnen ließen, geebnet finden. Ein Ausſchlag, ein Sturz vom Pferde, ein widriger Wind, das unbedeutendſte Ungefähr konnte ſeinem Leben eine andre Wendung geben. Wäre er, wie er die Abſicht hatte, durch den Verluſt ſeiner Stelle verletzt, nach der Türkei gegangen, oder von den Engländern auf der Fahrt nach Ägypten gefunden worden; hätte er ſich, vor dem Thermidor, an Robespierre angeſchloſſen, wozu er einige Neigung zu haben ſchien; fiel er, den 18. Brumär, durch die Hand eines entſchloſſenen Mannes, oder erklärte ihn der Rath der Fünfhundert außer dem Geſetze; fuhr ſein Kutſcher, der glücklicher Weiſe zu viel getrunken hatte, bei der Exploſion der Höllenmaſchine, nicht ungewöhnlich raſch; giengen die Sachen in Ägypten für ihn, oder in Frankreich für die Regierung, gut, blieb er dann noch für die Welt derſelbe Napoleon? Oder war er vielleicht nicht der Menſch, mit derſelben Kraft von der Natur begabt, derſelbe Napoleon, wenn er nicht Feldherr, Conſul, Kaiſer und Gefangener auf St. Helena ward? Man darf wohl behaupten, daß unter Tauſenden, die Napoleons Anlagen und Bildung gehabt, kaum einer ſeine Laufbahn haben konnte, weil die Verhältniſſe und Umſtände, die den Einen begünſtigten, den Andern entgegen waren. Es giebt aber Millionen, die, ohne Erziehung, Bildung und Unterricht, auf keine Auszeichnung Anſpruch haben; die den Landbau oder ein Handwerk treiben, ſo reich auch die Natur ſie ausgeſtattet hat. Wird man, nach dieſer Berechnung, die eher zu mäßig als übertrieben iſt, meine Behauptung grundlos finden, die den erfahrnen und weltklugen Herrn Dr. Lindner ſo ſehr geärgert hat? Tauſend und tauſend Eicheln, deren jede den Keim einer Eiche in ſich trägt, vermodern ſpurlos, oder treiben verkrüppeltes Buſchwerk, das ſich ſelbſt erſtickt, bis eine Boden und Luſt genug gewinnt, um ſich zum kräftigen Baume zu entwickeln. Hr. Dr. Lindner iſt ein durchaus geſcheiter Mann, und ſoll nur bedenken, wie viel ſich, zufällig und glücklich oder unglücklich, vereinigen mußte, um einen ſo durchaus geſcheiten Herrn Dr. Lindner zu machen, denſelben, der mir die freundlichſte Behandlung mit dem Gegentheil vergolten, aber — anonim!!

Eugen kann demnach, ſchließe ich, mit oder ohne Erlaubniß des ſehr verehrten und ſehr werthen Herrn Doctors, ein großer Mann ſeyn, und iſt es wirklich, wenn er auch als ſolcher nicht der Welt erſcheint. Zu einem republikaniſchen Feldherrn, der erſt Conſul, dann Kaiſer, ſpäter Suverän der Inſel Elba, und endlich Gefangener auf St. Helena wird, findet man jetzt weder den rechten Ort, noch iſt es die rechte Zeit. Aber wenn auch nicht alle Lichter von einem Kandelaber im Thronſale leuchten, dann leuchten ſie doch; ob einem Gelehrten, der für die beſte Welt Beweiſe ſucht; ob einem Staatsmanne, der einen Friedensſchluß oder eine Kriegserklärung unterzeichnet; ob einer Dame, die ſich zum Balle putzt, das hängt nicht von dem Lichte ab, das aber darum nicht weniger Licht iſt. Eugens Werth iſt freilich etwas im antiken Style, nicht ſo ganz nach der neueſten Art.

Das, erwiederte Weber, hätte nun im Grunde nicht ſo viel auf ſich, und zeugte wenigſtens nicht gegen ihn. Die moderne Größe iſt mir auch ein wenig zu lärmend; ſie ſteigt gern in praſſelnden Raketen zum Himmel auf, kündigt ſich mit dem Donner ganzer Batterien von Vierundzwanzigpfündnern, dem Geläute der Glocken und dem Schalle der Trompeten und Pauken an, und zeigt ſich den gemeinen Fußgängern nur in einem vornehmen Wagen, an dem wenigſtens ſechs bis acht ſtolze Pferde ziehen. Unſere Größe ſchießet etwas ſtark ins Koſtüm, wie manche Frucht in den Halm, ſtatt in den Kern. Überhaupt iſt es mit der ſogenannten Größe ein eigenes Ding, das den Kleinen etwas theuer zu ſtehen kommt. Die großen Männer, beſonders wenn ſie Helden ſind, gleichen den edlen Thieren der heißen Zone, den Löwen, Tigern und Leoparden, die auch gewaltig viel verheeren und verzehren, aber weder vor dem Pfluge gehen, noch an dem Karren ziehen. Die moraliſchen Gewitterſtürme und Vulkane mögen, wie uns verſtändige Leute beweiſen wollen, auch ihren Vortheil haben; aber was mich betrifft, ſo weiß ich meine friedliche Hütte gern außer dem Bereiche ihrer großartigen Wirkſamkeit.

Allerdings, fiel Bailly ein, hat man jetzt den Ruhm oft wohlfeilen Kaufs; aber es iſt auch Waare darnach. Der Menſch benimmt ſich gewöhnlich niederträchtig gegen die, von denen er zu hoffen oder zu fürchten hat; und die Schriftſteller verläugnen, in dieſem Punkte, die Natur des Menſchen nicht. »Der mittelmäßigſte Fürſt, ſagt Duclos, kann darauf rechnen, als ein groſer Mann gefeiert zu werden, wenn er nur acht oder zehn Penſionen an Schriftſteller verſchiedener Nationen vertheilen will. Dieſe Trompeten des Rufes ſind nicht theuer. Ich hatte die Neugierde, in Colberts Manuſkripten die Penſionen zuſammenzuziehen, welche Ludwig XIV. an die franzöſiſchen und auswärtigen Gelehrten verſchenkte. Die ganze Summe beläuft ſich nur auf 66,300 Livres, von denen 52,300 in Frankreich blieben, und 11,000 ins Ausland giengen. Alle diejenigen, welche ihren Antheil an dieſem königlichen Geſchenke hatten, nahmen nicht den geringſten Anſtand, dem freigebigen Monarchen, durch den Beinamen des Groſen, ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.«

Wenn wir uns indeſſen nicht vereinigen, dann liegt es wohl daran, daß wir uns nicht verſtehen. Was nennen Sie Größe? Welcher Mann iſt in Ihren Augen groß, wenn Sie ſelbſt Napoleon, wie es ſcheint, dieſen Namen ſtreitig machen? Geben Sie mir eine Probe von einem groſen Manne, der es nach Ihrer Anſicht iſt.

Unter den Heroen der Alten, nahm ich das Wort, machte, auſer Epaminondas, Phocion, dem älteren Scipio, Pythagoras und Sokrates, keiner einen ſo tiefen Eindruck auf mein Gemüth, als Lykurg, der Geſetzgeber Sparta's. Er ſchien mir unter den wahrhaft Großen einer der größten, mehr noch durch ſein Leben, als durch ſeine Geſetze. Obgleich dieſe eine gewiſſe Härte nicht verläugnen können, die in der wilden, rohen Zeit und dem politiſchen und moraliſchen Zuſtande der damaligen Völker ihren Grund hat, ſo gehören ſie doch mit größerem Rechte zu den Wundern der Welt, als die hängenden Gärten der Semiramis, oder das Mauſoläum. Keiner unter allen Geſetzgebern der Welt hat ſeine Aufgabe gelöſt, wie er. Das Werk iſt ſo kühn und groß, daß es ſchon darum von Wenigen überſehen und verſtanden wird. Doch hier reden wir nur von dem Menſchen.

Lykurg folgte, nach dem Tode ſeines Bruders Polydekt, den Geſetzen des Staats gemäß, dieſem in der Regierung von Sparta. Niemand wußte damals noch, daß der verſtorbene König ſeine Gemahlin in geſegneten Umſtänden hinterlaſſen hatte. Kam ſie mit einem Knaben nieder, dann mußte Lykurg wieder von dem Throne ſteigen. Es ließ ſich erwarten, daß dieſe Ausſicht einen Mann, der die ſüße Frucht des Herrſchens gekoſtet hatte, nicht erfreuen würde.

Die Königin erſann ein Mittel, die ſtreitenden Intereſſen auszugleichen. Sie that Lykurg den Vorſchlag, ſich mit ihr zu vermählen, und verſprach ihm, unter dieſer Bedingung, das Kind, welches ſie unter ihrem Herzen trug, zu vernichten. Der edle Mann täuſchte die unnatürliche Mutter mit einer Hoffnung, die er nie zu erfüllen gedachte, um einem Menſchen das Leben und den Lazedemoniern ihren rechtmäßigen König zu erhalten. Die Königin gebahr einen Knaben, und Lykurg zeigte ihn den höchſten Gewalten von Sparta mit den Worten: Seht hier euern König!

Das Reich verwaltete er für ſeinen unmündigen Neffen mit einer Klugheit und Gerechtigkeit, die ihm die Liebe und Achtung aller guten Bürger erwarb. Aber ſeine Tugenden machten ihm ſeine unverſöhnlichſten Feinde, und der ſtolze Müßiggang, der ſich auf Koſten des öffentlichen Wohls nährt, und die Schaar von Menſchen, die in den Staaten von Mißbräuchen und Unordnungen leben, erklärten ſich laut gegen den Gerechten und Weiſen. Die beleidigte Königin, welche den Schmerz ihrer verſchmähten Reize am wenigſten ertragen konnte, ſtand an der Spitze der Mißvergnügten, welche alle Mittel aufſuchten, Lykurg verhaßt, oder ſeine Abſichten wenigſtens verdächtig zu machen. Die Bemühungen ſeiner Feinde hatten einen ſo guten Erfolg, daß er ſich entſchloß, ſeiner Ruhe wegen, Sparta zu verlaſſen, und fremde Länder zu bereiſen, um ſich mit den Geſetzen, Sitten und Gebräuchen ihrer Völker bekannt zu machen.

Während ſeiner Abweſenheit ſtieg die Verwirrung in ſeinem Vaterlande bis zu einem Grade, daß ſie ihm eine gänzliche Auflöſung drohete. Von dem Manne, der einem Throne entſagt, und ſich freiwillig verbannt hatte, hoffte man Rettung. Es wurden Abgeordnete an ihn geſchickt, um ſeine Rückkehr zu erbitten. Lykurg war großmüthig genug, den Wünſchen ſeiner Landsleute zu entſprechen. Um ſein Vaterland zu retten, entwarf er jene Geſetzgebung, welche immer eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der Weltgeſchichte bleiben wird. Aber auch hier hatte er mit Vorurtheilen und Leidenſchaften zu kämpfen, die ſich jeder Reform, bei welcher ſie ſich nicht mehr ſo wohl zu befinden hoffen können, aus allen Kräften widerſetzen. Die Reichen beſonders bekämpften ſeine neuen Anordnungen mit Wuth. In einem Aufſtande, den ſie gegen ihn erregten, wurde er im Geſichte verwundet, und verlohr, wie mehrere behaupten, ein Auge. Lykurg kehrte ſein bluttriefendes Geſicht ſchweigend gegen die raſende Menge, die ihn verfolgte. Dieſer Anblick entwaffnete den tollen Haufen, und wie es bei dieſen Menſchen, die fremder Einfluß, oder der Impuls des flüchtigen Augenblicks beſtimmt, zu geſchehen pflegt, von der erbitterten Wuth giengen ſie zum entgegengeſetzten Extreme von Scham und Reue über. Sie lieferten dem Mißhandelten den Verwegenen, der ihn mit einem Schlage aufs Haupt am gefährlichſten verwundet hatte, zur verdienten Beſtrafung aus. Es war ein ungeſtümer, heftiger junger Menſch. Lykurg befahl ihm, daß er ihm folge, behielt ihn in ſeiner Wohnung, und ließ ſich die Wunden von ihm verbinden. Das war die Rache, die der Edle an dem Verbrecher nahm!

Die Sanftmuth und Güte Lykurgs, ſeine Tugend und Weisheit, welche der junge Menſch in der Nähe zu bewundern Gelegenheit hatte, machten einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Heftigkeit ſeines Karakters bändigte, und ſich mit Liebe und Achtung dem großen Manne ergab.

Die neue Verfaſſung, von welcher Sparta ſeine Rettung und ſein Glück erwartete, war vollendet, und von allen Ständen des Staats angenommen. Lykurg erklärte, nur noch eine Anordnung habe er zu treffen, die aber ſo wichtig ſey, daß er zuvor das Orakel von Delphi darüber zu Rathe ziehen müſſe, zu dem er ſich zu begeben beſchloſſen habe. Er erſuchte die Spartaner, die Geſetze treu zu bewahren und heilig zu halten, bis zu ſeiner Zurückkunft. Alle ſchwuren es. Lykurg gieng nach Delphi und fragte das Orakel, ob die Geſetze, welche er Sparta gegeben, zu deſſen Glück hinreichten. »So lange, antwortete der Gott, Sparta dieſe Geſetze beobachtet, wird es in Macht und Glück blühen.« Lykurg ſchickte die Antwort des Orakels nach ſeinem Vaterlande, kehrte nie wieder in daſſelbe zurück, und ſtarb fern von den Menſchen, deren Wohlthäter er geweſen.

Bailly ſchien nachdenkend und ſchwieg. Weber aber ſagte beifällig: Ja, das iſt groß, ſehr groß. So aber finden wir das klaſſiſche Alterthum in That und Wort, in Kunſt und Wiſſenſchaft, wenn es uns auch in Vielem nur einen Torſo zurückgelaſſen hat, den die fleißige und gelehrte Nachwelt, ſo gut oder ſchlecht ſie kann, ergänzt. Freilich iſt es gewöhnlich nur ein Torſo, fügte er lächelnd hinzu, und wahrſcheinlich oft genug keinem menſchlichen Leibe nachgebildet, ſondern Werk der ſchöpferiſchen Phantaſie. Wer einem für die Wahrheit der alten Geſchichte ſtehen könnte! Es iſt mißlich. Wenn ich bedenke, wie viel ein Jahrzehnd, unter unſern Augen, zuſammenlügt, uns, die wir das öffentliche und, außer dem ſchriftlichen, auch noch das mündliche Verfahren haben, dann erſchrecke ich vor dem, was Jahrtauſende in dieſem Punkte zu leiſten vermögen; und oft haben dieſe Jahrtauſende keine reinere und ſicherere Quellen, als unleſerliche Inſchriften, verſtümmelte Bruchſtücke, zufällige Äußerungen und gewagte Gleichniſſe, zu denen ſelbſt der Schlüſſel verlohren gegangen iſt. Was wiſſen wir zuverläſſiges von Pythagoras, ſelbſt von Lykurg und von faſt allen Heroen der dunkeln Vorzeit? Wie viele Herkuleſſe haben die herkuliſchen Arbeiten, wie viele Homere die noch größern der Dichtkunſt zu Stande gebracht? Was wiſſen wir überhaupt von der fernen Vergangenheit, da ſelbſt das, was uns von der nahen und nächſten bekannt iſt, in unzuſammenhängendem Stück- und Flickwerke beſteht? Aber ich beſcheide mich, ich profanes Glied des profanen Volkes. Mit den grundgelehrten und vornehmen Leuten haben ich und Meinesgleichen immer einen böſen Stand, und kommen in der Regel weg, wie die armen Schulkinder mit ihrem Pfarrer bei der Frage, wie hoch der Berg Sinai, zu Zeiten des Geſetzgebers der Juden, geweſen ſey. — Und, fragte ich, wie ſind dieſe denn weggekommen?

Nun, antwortete Weber, der Pfarrer hielt Kinderlehre. Wie hoch war der Berg Sinai, als Moſes ihn beſtiegen? hieß die Frage, die er an den nächſten Knaben that. Der Junge ſchwieg; er hatte den Berg wahrſcheinlich nicht gemeſſen. Der Geiſtliche ſtrafte die Unwiſſenheit und wendete ſich mit derſelben Frage an den zweiten; daſſelbe Verſtummen, dieſelbe Strafe. So gieng er ein Dutzend durch; alle bekamen Schläge, aber der Pfarrer keine Antwort. Ohne Zweifel war endlich der Arm ermüdet; denn er ſtellte mißvergnügt das Fragen ein, und wollte zu einem andern Texte übergehen. Ein naſeweiſer Junge, der aus den empfangenen Schlägen wenigſtens den Vortheil der Belehrung ziehen wollte, gab dem Pfarrer die Frage zurück. Ei nun, ſagte er, wie hoch iſt er denn geweſen, der verwünſchte Berg? Die geiſtliche Behörde wendete ſich voll Zorn gegen den Jungen, wiederholte an ihm die Züchtigung und ſprach dann mit ſtrengem Ernſte und hoher Würde: »Ihr Idioten, Ihr Taugenichtſe, ich habe es ſchon geſagt: Wie hoch der Berg Sinai geweſen, das kann man ſo eigentlich nicht wiſſen.« — Wir lachten herzlich. — Da habt Ihr den Beſcheid, fuhr Weber fort, wie ihn Euch hundert Stellen, Akademien, Bücher und Gelehrte geben. Mit vornehmer Zuverſicht fahren ſie Euch an, ſchlagen einen Gegenſtand mit ſchweren Phraſen lang und breit, um am Ende darzuthun, daß in einer tauben Nuß kein Kern zu finden ſey, weil die Nuß darum eine taube heiße. Ich verſichere Sie, mit hundert und hundert Schriften iſt mir es ſo gegangen, die alle im Rufe eines gründlichen Wiſſens ſtehen. Mit hinkenden Gleichniſſen und lahmen Ähnlichkeiten helfen ſie ſich durch. Wo iſt der Sitz der Seele? Wie und wann ward die Welt erſchaffen? Aus welchen

Stoffen beſteht ein Geiſt? Was iſt das Leben? Ja, wer es wüßte! Da leſe ich ein Buch in zwei guten Bänden, das ſehr geprieſen wird, die Welt erbauet, Zweifelnde beruhigt und Unwiſſende belehrt. Der Verfaſſer ſpricht mit großer Salbung von dem Univerſum und ſeinem Schöpfer. Vom Univerſum! Die Auſter in der Schale klärt das Weltmeer mit allen ſeinen Erſcheinungen und Tiefen auf. Da wird die Welt gar ſcharfſinnig mit einer Uhr verglichen, und der Schöpfer, das folgt natürlich, iſt dem Verfaſſer der Urmacher. Dort wird die Erde als ein Garten dargeſtellt, und Ihr verſteht ſchon, wer der Gärtner iſt. Manche Theologen haben Gott zum Plantagenherrn gemacht, ohne Zweifel um uns als Schwarze anzuſtellen, über die ſie die Aufſicht führen.

Es iſt was daran, ſagte ich; die Bemerkung finde ich bewährt. Die berühmteſten Werke, die, in ihrer Art, für klaſſiſch gelten, hatten mich auf dieſelbe Art oft zum beſten. Zwei Beiſpiele von Hunderten, auf die ich eben komme: Cicero, der es übrigens, wie ich glaube, ſehr ehrlich meint, läßt, in ſeinem ſonſt gehaltreichen Werke de republica, Scipio folgende Beweiſe für die Monarchie, als die beſte Regierungsform, führen: »Wie wir keiner Leidenſchaft in uns Gewalt über uns geben, wenn wir weiſe und unſerer mächtig ſind, weder dem Zorn, noch dem Geize, der Herrſchſucht oder Wohlluſt, und ſich eine Art von königlicher Gewalt bildet, die Überlegung nämlich, oder die Vernunft, die den Verirrungen und Ausſchweifungen jener verderblichen

Triebe begegnet, ſo verhält es ſich auch mit den Regierungen der Staaten.« Der Schluß iſt freilich bündig, wenn der Fürſt im Staate iſt, was die Vernunft im Menſchen; wenn er mit den übrigen Sterblichen, die er regieren ſoll, ſo wenig gemein hat als die Vernunft mit dem Zorn, dem Geize der Herrſchaft und Wohlluſt. Wir wollen es Cicero keineswegs übel nehmen, wenn er ſelbſt allem Volksthümlichen nie gewogen war, wie er einen ſeiner Lieblinge von ſich ſagen läßt (nil unquam mihi populare placuit); aber der angeführte Beweis für die Vorzüglichkeit der Monarchie kann ſo wenig überzeugen, als der andre, den er von der Religion entlehnt. »Wenn man, ſagt er nämlich, zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts, den Glauben begründet hat, es gebe einen König des Himmels und der Erde, einen Vater der Götter und Menſchen, dann iſt das wohl ein ſicheres Zeichen, daß die Vorzüge der monarchiſchen Verfaſſung allgemein anerkannt worden ſind.« Die Sache hätte allerdings keine Schwierigkeit, wenn der König, durch ſeine Natur, ſo hoch über den andern Menſchen ſtände, die er zu regieren hat, als Jupiter über den übrigen Göttern und den Menſchen.

Hobbes iſt noch ſcharfſinniger und macht, in ſeinem Leviathan, den Staat zu einem künſtlichen Menſchen, obgleich an Umfang und Kraft weit größer als der natürliche; zu einem Menſchen alſo, der kein Menſch iſt. In dieſem künſtlichen Menſchen nun iſt der Regent die Seele, die den Körper belebt und bewegt, und aus dieſer fortgeſetzten Ähnlichkeit entwickelt der Philoſoph die Befugniſſe und Verrichtungen der verſchiedenen Stände im Staate, die er zu eben ſo vielen Gliedern des organiſchen Körpers macht. Der chriſtliche Gelehrte ſteigert in dieſer Anſicht noch die Weisheit der Braminen, nach der die Regenten und Regierten doch wenigſtens Abkömmlinge der Glieder eines Leibes ſind.

Es wäre ſchlimm, fügte ich hinzu, wenn man für die Monarchie keine beſſere Gründe aufzutreiben wüßte; ich wenigſtens mache mich verbindlich, ihre Sache in Europa mit größerm Erfolge zu führen.

Ja, ja, erwiederte Weber, auch beſſer als die Reſtauration des Hrn. v. Haller, die übrigens von Gelahrtheit ſtrotzt. Der hundert und hundert geſchäftigen Diener will ich nicht erwähnen, die alle die Sache des Hauſes führen zu müſſen glauben, in dem ſie einen gedeckten Tiſch finden. Der Wirth iſt mit ſolchen Gäſten zu beklagen, die ihm, wenn ſie es ehrlich meinen, doch nur, wie jener Bär dem Einſiedler, den Dienſt erweiſen, den Schädel einzuſchlagen, um eine Fliege abzuwehren. Das iſt oft der Vortheil, den man von dummen Freunden hat. Doch, um auf die beliebte Art zurückzukommen, durch Gleichniſſe und Ähnlichkeiten zu beweiſen, ſo fällt mir dabei immer die bekannte Bemerkung jenes Kriegers ein: »Ja, Herr Pater, Euer Finger iſt aber keine Brücke.« Im Kriegsrathe ſaß nämlich auch ein Geiſtlicher, — wo hätten ſich die Geiſtlichen nicht hingeſetzt? — und da von Märſchen und Angriffen die Rede war, nahm dieſer das

Wort, ſchrieb die Wege vor, und wenn er an Flüſſe kam, wo das Heer überſetzen mußte, legte er den Finger auf den Strich, der den Strom auf der Charte bezeichnete, die ſie vor ſich hatten, und ſagte: Da paſſiren Sie, Herr Herzog, und geben — »Ja, Herr Pater, fiel der Krieger ein; Euer Finger iſt aber keine Brücke.« — Das war es; da liegt der Knoten. Herr Cicero! Die Fürſten ſind nicht gerade pure Vernunft, ſo wenig als die Völker nur verderbliche Triebe und Leidenſchaften. Herr Hobbes! Der Staat iſt aber kein künſtlicher, gewaltig großer Menſch, ſo wenig als das Univerſum eine Uhr, die Erde ein Garten, oder des Herrn Paters Finger eine Brücke. Was auf ſolche Art bewieſen werden kann, iſt leicht einzuſehen. Aus Allem läßt ſich Alles machen. Zwiſchen den disparateſten Dingen beſteht wenigſtens eine Ähnlichkeit; und folgen, iſt dieſe einmal feſtgeſtellt, die andern nach, dann keine Tollheit, der man nicht den Schein der Wahrheit leihen könnte. Die Revolution iſt dieſem ein Strom, jenem ein Gewitter, nach dem er Luſt hat, der Welt durch Waſſer, oder durch Feuer den Untergang zu bereiten. Iſt es auf die Niederungen abgeſehen, dann dient die Überſchwemmung; die Höhen dagegen ſind dem Blitze ausgeſetzt. Verdammte Redensarten, die als Beweiſe gelten ſollen, und von der Einfalt auch dafür angenommen werden! Warum wäre die Revolution nicht ein Bock, da ſie ſtößig iſt und wunderliche Sprünge macht? Ein Bock! Ja, das läßt ſich hören. Packt ihr die Ariſtokratie als ſolchem nicht wirkſich alle Sünden auf, die ihrigen am erſten, und jagt das Thier damit in die Wüſte? Sie thut es freilich; aber demungeachtet wirken die Sünden fort, als wäre ihre Anzahl noch gewachſen. Andere könnten in der Revolution einen Löwen ſehen. Warum nicht? Sie iſt furchtbar und dürſtet nach Blut; mit wildem Grimme geht ſie auf jeden los, der ſie reizt und läßt ſich leichter beſänftigen als bezwingen. Verſteht es ein gewaltiger Simſon, wie Cromwell und Bonaparte, über ſie Herr zu werden, dann tragen ihm die Bienen ſogar in des erlegten Löwen Leiche Honig zuſammen, und was für Tauſende eine Urſache bitterer Leiden war, wird ihm eine Quelle ſchmackhafter Süßigkeit. Indeſſen iſt die Revolution weder ein Strom, noch ein Gewitter, und ſo wenig ein Bock oder Löwe, als des Herrn Paters Finger eine Brücke.

Hier gieng auch Weber von uns ab, und Bailly und ich ſetzten den Weg zu Pferde fort.

Jenſeits Niederingelheim auf der Anhöhe, wo das Denkmal an der neu angelegten Heerſtraße ſteht, brachten wir eine gute Stunde zu. Von hier überſieht man den ganzen herrlichen Rheingau mit einem Blicke, wie er einem blühenden, duftenden, üppigen Garten gleich, von dem hohen, waldigen Taunus zum Schutz und Schmucke begränzt, ſich in dem ſüdlichen Himmel ſonnt. Das Denkmal ward Jeanbon St. André, der damals Präfekt des Departements vom Donnersberg war, unter Napoleon dem Großen, errichtet. Dieſe Rheinſtraße iſt wahrhaft ein kühnes Römerwerk, wie gar vieles, was der große Geiſt geſchaffen hat.

Vor zwölf Jahren ſtand ich an derſelben Stelle, überſah mit demſelben Entzücken das ſchöne Land. Wie jetzt breitete es damals, von der Rauenthaler Höhe bis zum Niederwald, ſeine Schätze aus. Wie jetzt zog der klare Strom in ſtiller Majeſtät an dem Fuße des deutſchen Paradieſes hin, und die Städtchen, die Landhäuſer und Auen beſahen ſich wohlgefällig in ſeinem Spiegel. Wie jetzt blickte der Mausthurm mit finſterm Ernſte aus der dunkeln Tiefe des Binger Lochs, wie die ewige Zeit auf das flüchtige Leben und Treiben der Menſchen ſieht. Napoleon, dachte ich damals .... Napoleon, dachte ich jetzt .... Aber welcher Abgrund hatte ſich ſcheidend zwiſchen das Damals und das Jetzt gelegt! Es ſind erſt zwölf Jahre, eine Spanne Zeit; und wie iſt alles in ihr anders geworden! ich ſelbſt, wie verändert! Jetzt lächle ich über die Furcht von damals, und ſeufze über die getäuſchten Hoffnungen und Wünſche von damals. Doch iſt die Bruſt auch jetzt, wie damals, von Furcht und Hoffnung bewegt, nur daß ſich die Gegenſtände derſelben verändert haben; und ohne Zweifel lächelt und ſeufzet die Zukunft auch über ſie, wenn dieſe Zukunft einmal Gegenwart und die Gegenwart Vergangenheit geworden iſt. Ich denke über den Menſchen, ſeine Anſtrengungen und Entwürfe, ſeinen Stolz, ſein Streben; was ſind ſie? — Napoleon!

Wenn ich mir ins Gedächtniß rufe, was ich ſelbſt erlebt habe, oder das ſchwarze Buch der Weltgeſchichte vor mir aufſchlage, dann drängt ſich der Seufzer aus der gepreßten Bruſt hervor: armer Menſch! elendes Geſchlecht! Soll man es haſſen? — Gehöre doch auch ich dazu. Soll man die Menſchen verachten? — Bin ich doch ſelbſt einer.

Vier von meinen nahen Bekannten hat die Laſt der Zeit erdrückt. Sie wurden in dem kreiſenden Drillrade derſelben toll gedrillt, und haben, was nicht jeder zu verliehren hat, den Verſtand verlohren. Waren ſie beſſer oder ſchwächer als ich? Ich zweifle, aber verzweifle nicht. Die Wogen der Furcht und Hoffnung ſchlagen bis an mein Herz, auch, wenn der Sturm der Leidenſchaft es durchzieht, wohl über ihm zuſammen; aber es geht nie in ihnen unter. Das machte den Unterſchied zwiſchen ihnen und mir.

Es iſt wirklich eine arge Zeit. Was mir groß und heilig ſchien, das ward öffentlich zum Spotte. Die Tugend heißt Thorheit, Vernunft Illuſion, Heldenmuth Verbrechen. Was ſoll aus dem Menſchen werden, der eine Seele und einen Willen hat? Soll er ſich bis zur Verrücktheit martern laſſen, oder heucheln und lügen? Lüge ich, wenn ich mit ihnen das Rothwälſch ſpreche, das allein ſie ſprechen und verſtehen? Welch ein großer und ſtarker Charakter iſt dieſer Brutus, der Jahre lang in der Familie des Tarquin den Hausnarren machte! Gäben nur hundert Weiſen einen ſolchen Narren! Ja, der ältere Brutus war ein großer Mann.

Die Heroen des Alterthums unterſcheiden ſich ſehr von unſern großen Männern. Wie die plaſtiſche Kunſt jene in einfacher Nacktheit darſtellt, und die Geſchichte nur ihre Namen nennt und mit ihnen die Erinnerung an ihre Thaten weckt, ſo werden dieſe uns nur in ihrem prunkenden Schmucke von Uniform, Stern und Ordensband kenntlich, und erſt mit Rang und Titel gelten ſie, was ſie ſind: Fürſten, Grafen, Barone und Edelleute. Wir ſind ſo weit über das einfache Alterthum hinaus, daß Sokrates bei keiner unſrer Hochſchulen auch nur als Privatdocent auftreten, und Phocion nicht einmal in einem Bezirkswahl-Collegium ſtimmen könnte. Dort galt der Menſch, der Mann, er ſelbſt und was er leiſtete. Hier gelten die Zufälligkeiten, die ſich an ihn hängen, oder ihm angehängt werden: Geburt, Hofgunſt, Dekorationen und Titel. Dort war Weisheit und Ehre; hier iſt Wiſſenſchaft, und die Ehren gehen der Ehre vor. Wir ſind in ſolche Unnatur verſunken, daß ſchwerlich eine Macht uns zur Natur erhebt. Wir finden allenthalben Form, Worte und Papier, Konvenienz, Phraſengeläute, Wortegeklingel, todte Gelehrſamkeit, im geſelligen Leben wie im Staate, in der Schule wie in der Kirche. Wir wiſſen ſo viel, daß wir alles beweiſen und widerlegen können; darum weder Wahrheit noch Wahrhaftigkeit, weder Treue noch Gewiſſen. Welch ein Schauſpiel, das wir geben, in dem widerlichen Kampfe um ein wenig Freiheit, bei der Menge von Verfaſſungen und Geſetzen, um etwas geſunden Verſtand und natürliches Gefühl, bei der unverweßlichen Wiſſenſchaft und Kunſt! Ein Anderer mag glauben, daß dieſes tolle Gemiſch von Freigeiſterei und Frömmelei, von Sehnſucht nach Freiheit und dem unwiderſtehlichen Zuge zur Willkührherrſchaft oder Sklaverei, von Eitelkeit und Eigennutz im Herzen und humanen und liberalen Redensarten auf der Zunge, von geputztem Übermuth und lumpiger Demuth, von Völlerei und Hunger, brutalem Reichthum und hündiſcher Dürftigkeit, — daß alle die ſchneidenden Diſſonanzen in unſern Sitten, Manieren, Begierden und Leidenſchaften, in unſerm Wiſſen, Wollen und Können ſich in Wohllaute auflöſen werden; ich glaube es nicht. Sie ſchreiben und ſprechen ganz vortrefflich, das iſt wahr. Doch achtet dabei Jeder nur auf ſich, und iſt blos bemüht, wenn er es recht ehrlich meint, ſich den Beifall der Andern zu erſchreiben und zu erſprechen.

Bailly, der an das Denkmal gelehnt, in ernſte Betrachtungen verſunken ſchien, richtete ſich auf, trat zu mir, faßte meine Hand und ſagte faſt bittend: Ziehen wir nach der neuen Welt, wo eine neue Ordnung der Dinge, nach der wir uns hier vergebens ſehnen, heimiſch wird! In Europa, glaube mir, wird es ſobald nicht beſſer. Die Elemente ſeines Lebens ſind ſo entgegengeſetzter, ſich feindſeliger, unverſöhnlicher Natur, daß, um den auflöſenden Gährungsprozeß zu enden, ein Gegenſatz den andern aufzehren oder auswerfen müßte. Das gäbe einen langen, furchtbaren Kampf, nur um den Boden erſt frei zu machen, der bebaut und angepflanzt werden ſoll. Da giengen wahrhaft noch manche Kongreßbeſchlüſſe, königliche Ordonanzen, allerhöchſte und höchſte Erlaſſe, Kabinetsbefehle, Parlamentsakten, Dekrete der Cortes, Motionen der beiden Kammern und unterthänigſte Anträge treugehorſamſter Landſtände darauf, und die Sternkammern, Prävotal- und Kriegsgerichte, geheimen Ausſchüſſe, Venditen und Logen konnten ſich bis dahin noch gewaltig rühren und ſaubere Arbeit machen.

Ja, er hatte recht, wenn auch in einem andern Sinne, da er ſagte: que peut-on faire de notre Europe? rien; c'est une vieille carcasse qui vous pourrit entre les mains. So recht hatte er, daß er, der ſich über die Fäulniß beklagen zu dürfen glaubte, er ſelbſt ſich davon nicht frei erhielt, er, unter Millionen der Berufene, wenn auch, wie ihr behauptet, nicht Auserwählte. — Komm mit mir nach der neuen Welt! Was willſt du hier?

Ich dieſes Land verlaſſen? rief ich, die Hand nach dem jenſeitigen Ufer ausgeſtreckt. Nimmermehr!

Bailly trat wehmüthig lächelnd zurück. Mögeſt du nie andern Sinnes werden! Es kommen ſchwere Zeiten; ich will ſie nicht ſehen. Du haſt ein Vaterland; ich habe keines. Das Land hat ſeinen Vater und den meinigen ausgeſtoßen, und ich muß, wie er, in der fernen Fremde ſterben. — Bei dieſen Worten lehnte er ſich wieder ſchweigend an das Denkmal zurück, den trauernden Blick zur Erde geſenkt.

Der Arme hat kein Vaterland, ſagte ich. — Es werden ſchwere Zeiten kommen; ich habe auch Schweres tragen gelernt, und hoffe und vertraue. Ewig iſt die Natur und was auf ſie gegründet iſt; ewig ſind die Wahrheit, die Tugend und das Recht.

Ungern trennt man ſich von dieſer Stelle, und doch nahet die Nacht. So lebe denn wohl ſchönes, theures Land da drüben! Lebe wohl du ſchwaches und mißhandeltes Denkmal der Größe und Vergänglichkeit! Sehen wir uns wieder, wie wird ſich dann die Welt geſtaltet haben?

Ich weiß nicht, warum ich ſo bewegt, faſt ängſtlich bewegt bin.

Welchen Zweck hat dieſe Menſchenwelt mit ihren Thorheiten und Verbrechen, mit dem Bischen Weisheit, das verketzert, und mit der wenigen Tugend, die verfolgt und geläſtert wird? Ich weiß es nicht; wer weiß es? Wenn ſie ſich ſelbſt, wie Tyger das ſchwächere Thier, zerreißen, dann heißen ſie es Heldenmuth; wenn ſie ſich bübiſch berücken und belügen, dann nennen ſie es Klugheit. Gewalt und Liſt theilen ſich in die Welt, und das beſcheidene Verdienſt und die entſagende Tugend, zum Dulden und Entbehren verdammt, ſind großmüthig an die Genüſſe eines Daſeyns angewieſen, mit denen Jeder die Güter dieſer Erde bezahlen, aber nicht erkaufen will. Der Glaube an eine ausgleichende, rächende und belohnende Zukunft jenſeits iſt ein Grundartikel unſerer Religion und Moral, und Alle reden davon mit Andacht, wenn ſie auch auf eine Weiſe handeln, die dieſen frommen Glauben Lügen ſtraft.

Strebſt du nach den Gütern dieſer Welt, nach dem, was ſie Glück nennt, nach Reichthum, Auszeichnung, Gunſt und Neigung, dann werde Heuchler, ein Taſchenſpieler, ein glattzüngiger Schwätzer, ein Speichellecker und Luſtigmacher. Krieche vor den Höhern, und ſchreite gefühllos über die Niederen weg. Die Lüge, die dem Geſchlechte wohlthut, bezahlt es mit Geld und Gunſt, den Zeitvertreib belohnt die reiche Langweile mit Schätzen; von dem Raube giebt dir der kühne Räuber, von dem Betruge der liſtige Betrüger einen Theil, wenn du die Gabe und den Willen haſt, zu rechtfertigen und zu preiſen, was ſie thun. Fliehe die ſtrenge Tugend und die ernſte Wahrheit; ſie ſind läſtige Gäſte an Spieltiſchen und bei ſchwelgeriſchen Gelagen. Die Hütte der verachteten Dürftigkeit iſt ihr Aufenthalt; und wenn du es über dich gewinnen kannſt, dieſen zu wählen, ungekannt oder verhöhnt von den Großen, geläſtert von dem Pöbel, der vor dem Altare im Staube liegt, auf dem das Glück und der Wahn als ſeine angebeteten Gottheiten ſtehen, wenn du das über dich vermagſt, dann ſey weiſe und tugendhaft. Willſt du aber mit zu dem Tiſche gehen, an dem die begünſtigten Gäſte auf Koſten derer ſchmauſen, die geboren ſind zum Glauben, Entbehren und Gehorchen, dann ſey ein verſchlagener Narr und ein anſtändiger Böſewicht.

Hätten die Menſchen nur die Hälfte von dem darauf verwendet, ſich gegenſeitig zu unterſtützen und zu beglüden, was ſie für ihr Elend und ihre Herabwürdigung gethan, wahrhaftig, ſie würden ihren gehofften Himmel zum Theil ſchon wirklich auf der Erde haben.

Gute Nacht!

Weſentliche Druckfehler.

Seite 41. Zeile 5. iſt nach: Kannſt du dich davon trennen, einzuſchalten: eine gute Viertelſtunde nordöſtlich weitergehen, und deinen Blick ꝛc.

,, 259. Z. 21. Statt [illegible] leſe [illegible].

,, 832. Z. 7. Statt [illegible] leſe [illegible].

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck und Papier von L. Schellenberg.

Gall. rev. Weitze

964 mn

[illegible]

Napoleon
durch ſich ſelbſt gerichtet.

Von

J. Weitzel.

La mort fut de tout temps l'asile de la gloire.
Rien ne doit jusqu'ici poursuivre une mémoire.
Rien .... excepté la vérité!

de la Martine.

Frankfurt am Main, 1829.
Gedruckt und verlegt bei J. D. Sauerländer.

Napoleon.

Im Spätjahr 1806 wohnte ich einer Muſterung bei, die Napoleon über einen Theil ſeiner auf dem linken Rheinufer zuſammengezogenen Truppen hielt, ehe er ſie nach Deutſchland ſendete. Die verworrenen Maſſen entwickelten und ordneten ſich auf einer weiten Ebene. Waffen und Schmuck an Menſchen und Pferden glänzten blendend in der Morgenſonne. Auf den Straßen wogten, in ununterbrochenem Strome, die Neugierigen von Fern und Nahe, ergoſſen ſich dann nach allen Seiten über das Feld, die kriegeriſchen Schaaren dichter und enger umkreiſend. Das Chaos ſchien nun ein Schöpfungswort zu bilden. Der Verwirrung folgte Ordnung, dem wilden Lärm beſcheidene Stille. Alle Blicke waren auf einen fernen Punkt der Straße nach der Stadt gerichtet. Unkenntlich ſah man dort in eine Staubwolke gehüllte Geſtalten ſich raſch bewegen. Der Soldat nahm eine feſte Haltung, den Körper aufrecht, die Bruſt frei, das Auge mit Ernſt und freudigem Stolze nach einem Gegenſtande gewendet, den Alle zu ſuchen ſchienen. Ueber dem nahenden Haufen theilte ſich der Staub, es zeigte ſich eine dichte Schaar von Reitern, die meiſten in Gold ſchimmernd, an ihrer Spitze ein nicht großer, aber ſtark gebauter Mann, einfach als Obriſt gekleidet, den Stern der Ehrenlegion auf der Bruſt, das ſchwarze Hütchen, an dem nur die dreifarbige Kokarde zu entdecken war, über dem ernſten Geſichte. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten ſchmetterten auf der ganzen unabſehbaren Linie, die, mit dem Gewehre, das, nach zwei Handgriffen, wie ein Eiſengitter, vor der Fronte ſtarrete, den Angekommenen grüßte. Er iſt's! Er iſt's! (c'est lui, c'est lui) lief es, kaum hörbar, von Munde zu Munde. Er iſt's! als gäbe es nur Einen, den Einzigen. Und in der That, nur ihn ſah man, nur ſeinen Bewegungen folgten alle Blicke. Es herrſchte eine

Stille, in der man die Athemzüge der nächſten Umgebung hören konnte. Es war, als hätte ein Zauber die eben noch ſo bewegte Menge in Erſtarrung feſtgebannt. Die Rekruten, die den kaiſerlichen Feldherrn noch nicht geſehen hatten, machten ſich ihn einander durch das freudig überraſchte Er iſt's, kenntlich. Die Veteranen hörten lächelnd den ſtillen Zuruf der Neulinge, und ſahen ſtolz, mit einer Art von Vertraulichkeit, auf ihn. Er iſt's! Welche unbegreifliche Gewalt übt dieſer Menſch über die Menſchen, Seinesgleichen, als wäre er ein Weſen höherer Art! Sein Name erfüllt die Welt, ihn nennt man in Paläſten und in Hütten; der Wilde nennt ihn, zu dem von der fernen Erde kaum mehr als dieſer Name kam, wie der Gebildete, der ſeine Thaten las; ſeine Thaten, die den Namen in drei Welttheilen verherrlicht, und den Mann im Jünglingsalter auf nie geſehener Heldenbahn, wie im Adlerfluge, aus der Tiefe des Volks auf den ſchönſten Thron der Welt erhoben haben. Dieſer Ruhm iſt der Zauber, der ihn umgibt, der, wie ein Gewitterſturm, Schrecken und Hoffnung vor ihm verbreitet, und ihm folgen wird, wie ein Meteor, das durch Jahrtauſende Vor- und Nachwelt überglänzt.

Es währte nicht lange, da kam ein Eilender nachgeritten. Er händigte einem der Generäle ein Schreiben ein, das dieſer ſogleich dem Kaiſer brachte. Tief gebeugt über den Hals des Pferdes, den linken Arm mit dem koſtbaren Hute weit zurückgeſtreckt, reichte er, mit der vorgehaltenen Rechten, ſeinem Herrn den Brief. Dieſer öffnet ihn, lieſt ſeinen Inhalt, der, nach der Eile des Ueberbringers, wichtig ſchien, ohne allen Ausdruck auf dem Geſichte, ſpricht dann mit etwas dumpfer Stimme: Gut! (bon). Erſt da der Kaiſer ſich entfernt hatte, gewann der General ſeine aufrechte Stellung wieder und bedeckte ſich. Welch ein Menſch! Man muß die franzöſiſchen Heere und die Nation, wie ich, ſeit 1793 geſehen haben, um die ganze Schwere des Inhaltes der Worte zu begreifen: Welch ein Menſch! Wenn er öffentlich erſcheint, iſt es unmöglich, beſonnen über ihn zu denken; der Strom der Begeiſterung, der Zug des Erſtaunens reißt unwiderſtehlich fort-

Es iſt nöthig, die Spieler, wenn man ſie nach ihrem ganzen perſönlichen Werthe kennen will, auch außer dem Schauſpiele zu ſehen. Das gilt beſonders von den Franzoſen, die Allen in dieſer Kunſt weit überlegen ſind. Für das Oeffentliche iſt kein Volk gemacht, wie dieſes geiſtreiche, gewandte, anſtändige und kecke Volk der Franzoſen, die in Dem, was glänzt und blendet, von jeher Meiſter waren.

Keinem Staate fehlt es an den Tugenden und Talenten, deren er zu ſeinem Ruhme und Glücke bedarf. Findet er ſie nicht, dann weiß er ſie nicht hervorzurufen, zu ſuchen und zu gebrauchen. Allenthalben, wo der Anſtrengung Belohnung, dem Verdienſte Auszeichnung und der Kraft ein angemeſſener Wirkungskreis wird, entwickeln ſich auch die Anlagen, die zu jeder Zeit in jedem Volke liegen. Die Regierungen, die ſich über Mangel daran beklagen, ſind wegen ihrer eigenen Unfähigkeit beklagenswerth. Wie alle Staaten, ſo hat Frankreich das, noch zu unſerer Zeit, in ſeiner Revolution bewieſen, wo es Feldherrn aus der Reihe der Advokaten und Handwerker, Staatsmänner und Geſetzgeder aus den Gelehrten und Geiſtlichen, Verwalter und Richter aus allen Ständen herausgefunden. Und doch ſteht das revolutionäre Frankreich eben nicht im Rufe, ausgezeichnete Talente und Tugenden vorzüglich begünſtigt und belohnt zu haben. Nichts zeigt mehr die Dürftigkeit des ſchläfrigen Herkommens, die Trägheit des angeerbten, geſicherten Beſitzes und die aufgeblaſene Leerheit des vornehmen Dünkels der Geburt, als das ſchnelle und entſcheidende Uebergewicht, das Staaten gewinnen, die es verſtehen, die Kräfte in allen Ständen aufzuregen und zweckmäßig zu beſchäftigen. Darin eben lag der Grund der Ueberlegenheit von Griechenland und Rom über die Länder und Völker, mit denen ſie feindlich zuſammentrafen. Das iſt die Urſache, warum in Zeiten bürgerlicher Kriege ausgezeichnete Menſchen auftreten, und große Kataſtrophen große Karaktere hervorzurufen pflegen. Daher die impoſante, oft furchtbare Haltung der Seltenen, die ſich von niederer Stufe zur höchſten hinaufgerungen.

Napoleon gehört zu den außerordentlichſten Männern, deren Name die Geſchichte der

Unſterblichkeit aufbewahrt. Wenn die Stimme der hungrigen Schmeichelei und eigennützigen Dankbarkeit, wie die des Neides, verletzter Eitelkeit und gekränkten Eigennutzes einmal gänzlich verſtummt iſt, dann wird dieſer Ausſpruch allgemeine Anerkennung finden. Wenige wurden niederträchtiger vergöttert, aber Wenige auch niederträchtiger verläumdet, weil Wenige ſich ſo hoch erhoben hatten, ſo viel geben oder nehmen konnten. Was er als Feldherr, Geſetzgeber und Staatsmann geleiſtet, ſeinem Vaterlande und Europa geweſen, wollen wir, wenn auch nur in flüchtigen Zügen, darzuſtellen ſuchen. Ich habe mir frühe aus dieſem Manne ein eigenes Studium gemacht; denn ich mußte frühe begreifen, was er Frankreich und Europa einſt ſeyn würde. Ich habe ihn öfter geſehen, und nicht nur ſeine Reden, ſondern auch ſeine Bewegungen beobachtet, weil ich aus ſeinen Blicken und der Haltung ſeines Körpers zu errathen hoffte, was er mit Worten vielleicht nur halb, oder gar nicht ſagte. Darum mag ich aber keineswegs behaupten, daß ich ihn gekannt. Doch hat man mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ihn oft beſſer beurtheilt zu haben, als Manche, die ihm näher ſtanden, von ihm zu viel hofften, oder fürchteten, ihn begeiſtert überſchätzten, oder mit blindem Haſſe herabwürdigten.

Die erſte Gelegenheit, Napoleon in der Nähe und öfter zu ſehen, hatte ich in Mainz, wo er ſich, vor dem Rheinübergange ſeiner Truppen, einige Zeit aufzuhalten pflegte. Seine Gemahlin Joſephine, eine Frau von Anmuth und Milde, an der die frühere Jugendſchönheit noch zu erkennen war, befand ſich bei ihm. Zur Unterhaltung der hohen Gäſte war das Théatre François von den Ufern der Seine nach denen des Rheins gewandert, wo man die franzöſiſche Tragödie zum erſtenmal von Meiſtern in der Kunſt dargeſtellt ſah. Ich wußte mir einen Platz in der Nähe der kaiſerlichen Loge zu verſchaffen, wo ich Napoleon, ohne aufzufallen, beobachten konnte. Es ward auch nicht eine Vorſtellung von mir verſäumt. Am höchſten war meine Neugierde geſpannt, da man Cinna, dieſes große Werk des großen Corneille ankündigte, nicht ſowohl des Stücks, als des Kaiſers wegen. Wer den Cinna kennt, wird das begreifen. Die Aehnlichkeit zwiſchen der Lage Auguſt's und der Napoleon's war zu groß, als daß ſie nicht ſogleich hätte auffallen müſſen. Mehr als eine Stelle enthielt bedenkliche Anſpielung auf die neu gegründete Macht, die den immer noch zahlreichen Republikanern ein Gräuel war. Manche begriffen nicht, wie der Kaiſer die Vorſtellung des Cinna geſtatten konnte. Indeſſen ward er gegeben.

In der erſten Scene des zweiten Akts, will der heuchleriſche Auguſt das Anſehen haben, als überlaſſe er es der Entſcheidung ſeiner Vertrauten, Cinna und Maxime, ob Rom in ihm einen Beherrſcher, oder einen Befreier finden ſolle. Er ſagt:

> Vous mettrez et l'Europe, et l'Asie, et l'Afrique,
> Sous les lois d'un monarque ou d'une république;
> Votre avis est ma règle; et par ce seul moyen,
> Je veux être empereur, ou simple citoyen.

Die beiden Freunde, übermäßig geehrt durch ſolches Vertrauen und den groſen Einfluß, ſind ſo einfältig zu glauben, oder ſo geſcheidt ſich anzuſtellen, als glaubten ſie, dem Herrn ſey es mit ſeiner großmüthigen Erklärung Ernſt. Da beginnt in dieſer Meiſterſcene ein Kampf zwiſchen Cinna, der für die Monarchie ſpricht, und Maxime, der ſich mit Wärme für die Republik erklärt. Es herrſchte eine tiefe Stille. Cinna entwickelt ſeine Gründe für die Herrſchaft eines Einzigen mit der Gewandtheit eines Höflings und der Einſicht eines Staatsmannes. Folgende Stelle ward mit rauſchendem Beifall aufgenommen:

> Vous la (Rome) replongerez, en quittant cet empire,
> Dans les maux dont à peine encore elle respire,
> Et de ce peu, seigneurs, qui lui reste de sang
> Une guerre nouvelle épuisera son flanc.

Der Kaiſer ſah mit faſt freundlicher Ruhe auf die Menge, aus der ſich Viele mit Händeklatſchen gegen ſeine Loge gerichtet hatten. Maxime ſprach mit Würde für die Freiheit ſeines Vaterlandes. Und als er mit eindringendem Ernſte an Auguſt die Worte richtete:

> Suivez, suivez, seigneur, le ciel qui vous inspire;
> Votre gloire redouble à mépriser l'empire;
> Et vous serez fameux chez la postérité
> Moins pour l'avoir conquis, que pour l'avoir quitté.

da ruheten alle Blicke auf Napoleon, und die Aeußerungen des Beifalls der Gleichgeſinnten waren nicht weniger laut. Der Kaiſer ſah mit derſelben Ruhe auf das lärmende Volk herab.

Auguſt entläßt die gutmüthigen Rathgeber mit den Worten:

> N'en délibérons plus, cette pitié l'emporte:
> Mon repos m'est bien cher, mais Rome est la plus forte.

Die menſchenfreundliche, patriotiſche Seele konnte es nicht über ſich gewinnen, das Glück des römiſchen Reichs dem eigenen Glücke aufzuopfern. Auguſt gab ſich als Schlachtopfer dem Vaterlande hin, und ward ſein — Kaiſer.

Napoleon war eine ungemein kräftige Natur, an Geiſt und Körper, unermüdlich, unverwüſtlich, Alles ſehend, nach Allem forſchend, nur ſich ſelbſt vertrauend. Alles entſchied er gewöhnlich ſelbſt, prüfte es aber auch ſelbſt, und überließ, ſo wenig als möglich, fremdem Urtheil und fremder Einſicht. Das Glück machte ihn nicht blind, der Erfolg nicht ſorglos, der Beſitz nicht ruhig, der Ueberfluß nicht weichlich. Er wußte, daß die Mittel, die erworben hatten, auch nur erhalten konnten. Mit Tagesanbruch ſah ich ihn in den Verſchanzungen von Mainz und Kaſſel. Dann theilte er den Tag zwiſchen die Arbeiten des Kabinets, die Muſterungen und Audienzen. Das ging ſo in einem Zuge fort, die kurze Zeit ausgenommen, die er zu Tiſche ſaß, bis zum Schauſpiel. Er kannte die Ruhe nicht, und ein Tag war, in dieſer Hinſicht, dem andern gleich. Einmal ſah ich ihn, als er eine zahlreiche Reiterei, die man zuſammengezogen hatte, in dem Felde zwiſchen Brezenheim und Fintheim, manöveriren ließ. Seine Morgengeſchäfte, die jeden Andern ermüdet haben würden, waren abgethan. Nun trieb er ſich, mit ſeiner gewöhnlichen Raſchheit, zu Pferde umher, war bald an einem der beiden Flügel, bald in der Mitte, und gab den abgehetzten Soldaten und Pferden erſt nach den Anſtrengungen von vier Stunden Ruhe. Er ſelbſt bedurfte ihrer nicht. Von Schweiß und Staub bedeckt ritt er nach Mainz zurück, und blickte ſo vergnügt umher, als ſey ihm jetzt erſt wohl. Den Reſt des Tages machte er ſeine gewöhnlichen Geſchäfte, fand ſich Abends im Schauſpiel ein und ließ ſich den folgenden Morgen in der Frühe wieder bei Koſtheim ſehen.

Das Alles mag man kleinlich und unbedeutend finden; mir diente es, das Bild des Mannes zu entwerfen, den ich kennen lernen wollte. Es ward ſo viel Albernes und Abgeſchmacktes von ihm geſprochen, daß ich ſelbſt ihn durch ihn ſelbſt zu ſtudieren entſchloſſen war, wo und wie ich immer Gelegenheit dazu fand.

Bei den Vorſtellungen zeigte Napoleon eine Kenntniß der Menſchen und der Dinge der verſchiedenſten Art, die mich immer in Erſtaunen ſetzte. Mit dem Präfekte ging er die weſentlichſten Gegenſtände der Verwaltung durch, ſprach mit dem Biſchof über die Angelegenheiten ſeines Sprengels, ließ ſich mit der Handelskammer in Erörterungen der Angelegenheiten des Handels ein, unterhielt ſich mit den Gerichtshöfen von Verbrechen und Strafen, mit den Profeſſoren und Gelehrten über Kunſt und Wiſſenſchaft, und war mit jedem ſeines Gegenſtandes Meiſter. Ich hörte freilich öfter ſagen, das ſeyen einſtudierte Rollen, er habe ſich vor jeder ihm wichtigen Unterredung ſeine Aufgabe machen laſſen, und ſie dann aufgeſagt. Wäre das auch, bei der Mannigfaltigkeit und Abwechſelung des Geſprächs, bei den höchſt verſchiedenen Perſonen und Lokalverhältniſſen, möglich geweſen, was es nicht war, dann mußte ein Mann, der ſo viel einſtudierte, doch am Ende auch viel lernen und wiſſen.

Mir iſt immer noch die letzte Vorſtellung gegenwärtig, der ich auch, wie gewöhnlich, beiwohnte. Napoleon war eben mit den armſeligen Trümmern ſeines muthloſen, kranken, faſt aufgelöſten Heeres, nach dem Unglück bei Leipzig, in Mainz eingetroffen. Seine Lage ſchien eben nicht beruhigend, auch dem Komödienſpielen nicht beſonders günſtig. Mit dem Feſtungskommandanten ging er die Mittel der Vertheidigung und Verproviantirung der Stadt durch, zeigte ihm, unter Anderem, ſeine falſche Berechnung, die Anzahl der nöthigen Backöfen und die Bedürfniſſe der Beſatzung betreffend, beſtürmte dann den Direktor der Steuern mit Fragen und Zweifeln über den Fortgang der Kadaſtrirung, und zwar mit einer Leichtigkeit, Ruhe und Beſtimmtheit, daß die armen Leute faſt in Verzweiflung geriethen. Dem Biſchofe berechnete er die Anzahl der nöthigen Seminariſten nach der katholiſchen Bevölkerung des Departements, der Menge der Pfarreien und der gewöhnlichen Sterblichkeit der Seelſorger. Alles, was die Umſtände gebieten konnten, war vorgeſehen, und er ging in die verſchiedenen Verhältniſſe des Landes ein, als habe er noch für deſſen ſpäteſte Zukunft zu ſorgen. Das geſchah etwas über zwei Monate vor dem Rheinübergang der Deutſchen und ein halbes Jahr vor ſeiner Abdankung. War das auch ein Schauſpiel?

Ich erinnere mich eines charakteriſtiſchen Auftritts im Liceum, der in eine frühere Zeit fällt, mit Vergnügen. Napoleon beſuchte dieſe Anſtalt, und ging, wie das ſeine Art war, ſehr in's Einzelne. An einige Zöglinge that er mehrere Fragen, und einem derſelben gab er eine geometriſche Aufgabe zu löſen. Der junge Menſch führte den Beweis zur Zufriedenheit des Kaiſers. Gut! ſagte dieſer, recht gut! Es gibt aber noch eine zweite Art, denſelben Satz zu beweiſen. Der Zögling beſann ſich einen Augenblick und führte auch den zweiten Beweis. Schön! ſagte der Kaiſer beifällig; es gibt aber auch noch eine dritte Art. Der Schüler ſah ſeinen Profeſſor fragend an. Dieſer war ein kernhafter Jakobiner, übrigens ein Mann von Ehre und ſtrenger Rechtlichkeit, nur dem Kaiſer nicht gar hold. Er hatte ſich gewiß Gewalt angethan, um dem franzöſiſchen Cäſar oder Cromwell ein unverdächtiges Geſicht zu machen. Während das vorging, ſchien ſeine Aufmerkſamkeit ſehr geſpannt, und er ſah den Kaiſer, der mit den Zöglingen beſchäftigt war, mit unverwandtem Blicke an. Dieſer hatte es unterdeſſen übernommen, den dritten fehlenden Beweis zu führen. Es ging vortrefflich. Während der Demonſtration Sr. Majeſtät klärte ſich das Geſicht des Profeſſors ſichtbar auf; und da er die Aufgabe gelöſt ſah, und der Kaiſer ſich freundlich mit der Frage gegen ihn wendete: Nun, iſt es recht? wußte er ſich vor Entzücken kaum zu halten. Mit aller Jakobinerei war es nun, wenigſtens gegen Napoleon, aus, und der gelehrte Mathematiker hätte es, glaube ich, von dieſer Stunde an mit einem Eide bekräftigt, der Kaiſer ſey der größte Mann der alten und neuen Zeit. Die Menſchen kannte er und wußte ſie zu behandeln. Ich begreife, wie ihm nicht leicht einer entgehen konnte, wenn er ihn haben wollte. Die Art, wie er die Leute beſtach, war gewöhnlich nicht einmal koſtſpielig; denn er bezahlte gern Jeden mit der Münze, die ſich ſeine Eigenliebe zur Selbſtverherrlichung ausgeprägt hatte. So prieß er der Geiſtlichkeit die Würde ihres Standes und die Heiligkeit ihres Berufs, ſagte ihr, wie die Religion erſt den Wilden Sittlichkeit gegeben, und die beruhigende Hoffnung ewigen Heils in die Bruſt guter Menſchen gelegt habe. Dem Nationalinſtitute rühmte er, nur die friedlichen Eroberungen im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft bereicherten die Völker wahrhaft, und die unblutigen Lorbeere, welche die Schläfe der Weiſen bekränzen, grünten in ewiger Friſche bis zur ſpäteſten Nachwelt fort; diejenigen Nationen behaupteten den erſten Rang in der Weltgeſchichte, welche die übrigen an Wiſſenſchaft und Bildung übertroffen. Ohne Homer wäre Achilles unbekannt, und nur der Grifſel der Geſchichte habe Alexander Unſterblichkeit gegeben. Den Soldaten ſprach er von der glorreichen Laufbahn der Helden, die an glänzendem Ruhme jede andere überſtrahle; daß die Geſchichte leer und gehaltlos wäre, ohne kühne Waffenthaten; daß die wahre Größe des Mannes und der Adlerblick des Genies ſich nur in der Schlacht, unter den Gefahren des Todes, erprobe; eine Nation, zeichne ſie ſich auch noch ſo ſehr durch alle Vorzüge der Kunſt, der Induſtrie, des Handels und der Wiſſenſchaft aus, ſey ohne Sicherheit und Anſehen, bewahre ſie nicht kriegeriſchen Muth, und gebiete der Welt nicht durch die Macht der Waffen Achtung. So ſprach er zu Jedem ſeine Sprache, zu dem Erzbiſchofe und der Geiſtlichkeit, zu den Künſtlern und Gelehrten, zu den Marſchällen und der Generalität, und alle waren erbaut und gerührt von der gerechten Anerkennung ihrer Talente und Verdienſte, und rühmten den Scharfblick des aufgeklärten Kaiſers. So entließ er Jeden, wenn er wollte, höchſt zufrieden, und Jeder ſchied mit der Ueberzeugung, er ſtehe im großen Reiche unter den Großen oben an. Alle meinten, ſie hätten Napoleon; dieſer aber wußte, daß er ſie Alle hatte.

Es wurde viel von ſeiner Furcht geſprochen, ermordet zu werden, und von ſeinen Vorſichtsmaßregeln dagegen. Ich habe ihn hundertmal im Gedränge von Menſchen geſehen, die ihn umgaben, aufhielten und ihm nahe kamen. Er ritt bei Tag und Nacht im Schritte durch die Straßen, und man konnte leicht an ihn kommen, war man entſchloſſen, das eigne Leben an das ſeinige zu ſezen. Nie habe ich einen Zug von ängſtlichem Mißtrauen an ihm entdeckt. Indeſſen muß man geſtehen, daß er ſich in ſeiner Gewalt hatte, und nicht leicht verrieth, was er nicht verrathen wollte.

Seine Urtheile über die ausgezeichneteſten Perſonen ſeiner Zeit ſind größtentheils treffend, und, wie ich glaube, auch aufrichtig. Nur da, wo die Größe eines Andern mit der ſeinigen im Widerſpruche ſtand, wo er früher geäußerte Geſinnungen, um für gerecht und konſequent zu gelten, bekräftigen zu müſſen meint, würdigt er Talente und Verdienſte nicht nach ihrem ganzen Werthe. Von Carnot ſagt er: „Er iſt ein thätiger und redlicher Mann, aber dem Einfluſſe der Intriken zugänglich und leicht zu täuſchen. Er hat die Kriegsoperationen geleitet, ohne die Lobſprüche, mit denen man ihn überhäufte, verdient zu haben. Er hatte weder Erfahrung, noch Kenntniß des Kriegs. Als Kriegsminiſter entwickelte er nur wenige Talente, und hatte manchen Streit mit dem Miniſter der Finanzen und des Schazes; in allem dieſem war er nicht bewandert. Er verließ das Miniſterium, in der Ueberzeugung, er könne ſeine Stelle aus Mangel an Geld nicht verſehen. Später votirte er gegen das Kaiſerthum; da aber ſein Betragen immer aufrichtig war, ſo gab er der Regierung niemals Anlaß zum Verdacht. Während der glücklichen Periode des Kaiſerthums verlangte er nie etwas für ſich; nach dem Unglück von Rußland aber bat er um Anſtellung, und bekam das Commando von Antwerpen, wo er ſich ſehr gut benahm. Nach meiner Rückkehr von Elba war er Miniſter des Innern, und ich hatte alle Urſache mit ſeinem Benehmen zufrieden zu ſeyn. Er war aufrichtig, ein Mann von Wahrheit und Rechtſchaffenheit, und emſig in ſeinen Geſchäften. Nach der Abdankung wurde er zu einem Mitgliede der proviſoriſchen Regierung ernannt; aber er war das Spiel der ihn umgebenden Intriken. Er haßte den Adel, und kam in dieſer Beziehung öfter mit Robeſpierre in Streit, der zuletzt mehrere Adelige beſchützte. Er war Mitglied des Wohlfahrts-Ausſchuſſes mit Robeſpierre, Couthon, St. Juſt, und den andern Schlächtern, und der einzige, der nicht belangt wurde. Er forderte ſpäter, man ſolle ihn in die Anklage mit einſchließen, und ſein Betragen, ſo gut wie das der Andern, unterſuchen; dies wurde ihm aber verweigert. Indeſſen erwarb ihm ſein Verlangen, das Schickſal der Andern zu theilen, großes Vertrauen.“ —

Carnot iſt einer der wenigen Charaktere, die ſich im ganzen wechſelnden Laufe der Revolution treu geblieben ſind. Feſt in ſeinen Grundſätzen, unwandelbar in ſeinen Geſinnungen, hat Glück oder Unglück, Gunſt oder Haß nie etwas über ſein Benehmen vermocht. Welchen Antheil er an den Siegen der Heere ſeines Vaterlandes gehabt, iſt ſo allgemein anerkannt, daß ſelbſt das Urtheil Napoleons, in dieſer Hinſicht, ſeinen Ruhm nicht ſchmälern kann. Daß und warum der Kaiſer ihm nicht beſonders gut gewesen, läßt ſich begreifen. — Carnot war der Einzige, der im Tribunate gegen die Einführung der erblichen Kaiſerwürde geſprochen hat. Nie verlangte er etwas von Napoleon, dem Glücklichen, wie dieſer ſelbſt geſteht; und erſt, da er ihn unglücklich, und durch ihn ſein Vaterland dem Unglück nahe ſah, bot er ſeine Dienſte an. Dieſer Seelengröße widerſtand auch der Kaiſer nicht, der ihn früher vergeſſen hatte.

Die Rede, welche Carnot gegen die Einführung der erblichen Kaiſerwürde gehalten, war voll nützlicher Wahrheiten, fur Frankreich ſowohl, als für Napoleon; aber beide befanden ſich eben nicht in der Stimmung Gebrauch davon zu machen. Beide haben die Verblendung ſchwer gebüßt, in der ſie ſich den Leidenſchaften hingaben, von denen die Menſchen ſich immer nur zu ihrem Verderben beherrſchen laſſen. Doch von Frankreich kann hier ſo wenig, als von irgend einem Volke die Rede ſeyn, wenn es die Beſtimmung ſeines Schickſals gilt. Das iſt das Werk Weniger, die in ſeinem Namen handeln und ſprechen. Die Menſchen, welche jeder Gewalt huldigen, zu ihrem Dienſte die Talente entweihen, die ihnen die Natur zu einem edleren Zwecke gegeben, wenn ſie nur das Glück der Machthaber theilen, dieſe Menſchen waren und ſind nicht Frankreich. Man hat Unrecht, die Nationen mit den Individuen zu verwechſeln, welche die Macht oder das Vertrauen an ihre Stelle ſetzt, wenn ſie dieſes täuſchen und jene mißbrauchen. Merkwürdig bleibt es, daß im Tribunate Carnot der Einzige von den Vielen war, die der Freiheit zugeſchworen hatten, der ſich gegen die Kaiſerregierung erklärte. Der Senat zählte deren drei, Garat, Gregoire und Lambrechts. Was läßt ſich von einem Geſchlechte erwarten, das wenigſtens dreimal ſeinen Eid gebrochen, und gleich haltbare Gründe für und gegen das Königthum, die Republik und das Kaiſerreich gefunden hat? Nicht mehr und nicht weniger, als wir es leiſten ſahen. Mit ſolchen Menſchen thut man wohl in der Hoffnung auf eine beſſere Zukunft beſcheiden und mäßig zu ſeyn.

Napoleon liebte die Leute nicht, die über die beſte Staatsverfaſſung und Verwaltung viel zu denken und zu ſprechen pflegten. Das waren ihm Ideologen und Metaphyſiker, vor denen er einen natürlichen Abſcheu hatte, und die, wie er meinte, weder die Menſchen, noch die Welt und ihre Angelegenheiten kannten; dieſe that er gern faktiſch und praktiſch ab. Ueberhaupt hielt er wenig auf die Gelehrten, die es zum Gegenſtande ihrer müßigen Unterhaltung machten, wie das Loos der Menſchen im Einzelnen und Ganzen zu verbeſſern ſey. Das war, wie er meinte, die Sache der Regierung, in die ſich, ohne ſeinen Auftrag, oder gegen ſeinen Willen, Niemand zu miſchen habe. Unter den Wiſſenſchaften behauptete, bei ihm, die Mathematik den erſten Rang. Das ſprach er unverholen aus, da er befahl, die Bildſäule d'Alembert's, „der in dem vergangenen Jahrhundert am meiſten zu den Fortſchritten der Mathematik, der erſten Wiſſenſchaft, beigetragen habe,“ in dem Sitzungsſaale des Nationalinſtituts aufzuſtellen. Da iſt nur von dem Mathematiker d'Alembert die Rede, als ſey er weiter nichts, und nicht noch etwas mehr geweſen.

Napoleon beklagt ſich gegen Omeara, daß diejenigen, die ihm „immer nachgegeben, in alle ſeine Anſichten beifällig eingegangen, gerade die geweſen, welche ihm, als ſeine ärgſten Feinde, den größten Schaden zugefügt.“ Das iſt die Klage aller Fürſten, die unglücklich geworden ſind. Wo ſie Freunde brauchen, wollen ſie Schmeichler; wo ſie Freunde wollen, ziehen die Schmeichler ſich zurück. Weſſen iſt die Schuld, daß Napoleon die Wahrheit ſo ſelten, faſt nie gehört? Die Preſſe hatte er in Feſſeln gelegt, und in ſeiner Nähe ließ er nicht gern eine andere Meinung, eine andere Anſicht, als die ſeine gelten. Fouché und Talleyrand, die gefällige Werkzeuge ſeiner Plane waren, zog er Carnot und Lanjuinais vor, die ihm gern, aber in ihm dem Vaterlande dienen wollten. Tiber fand einen Sejan, Heinrich IV. einen Sully, Napoleon Miniſter, nach ſeiner Weiſe. Was die Gewalt von jeher verdorben, und denen, die ſie beſaßen, den Untergang gebracht, das verdarb auch die ſeinige, und führte auch ſeinen Untergang herbei. Die tauſend Beiſpiele der Vergangenheit hatten ihn nicht weiſer gemacht; ſein Beiſpiel wird auch die Zukunft nicht weiſer machen. Das iſt eben das Unglück, daß Einzelne und Völker, im beſten Falle, nur aus der Erfahrung Vortheil ziehen, die ſie ſelbſt gemacht, die theuer bezahlte Lehre aber ſelten mehr benutzen können.

Ueber einige der merkwürdigſten Männer der Revolution fällt Napoleon manchmal eigene, recht ſeltſame Urtheile. So ſagt er bei Las Caſes von Bailly, er ſey kein böſer Menſch, aber ein politiſcher Gimpel geweſen. Lafayette, fuhr er fort, war es ebenfalls, und keineswegs der großen Rolle gewachſen, die er hatte ſpielen wollen.

Bailly, war ein edler Menſch, der dem, was er als wahr und recht erkannte, ein thätiges Leben weihete. Wenn er das Opfer der ſchönen Täuſchung ward, daß der Menſch die Beſtimmung habe, aufgeklärt, frei und glücklich zu ſeyn, dann theilte er dieſe Täuſchung —

ſollte es eine ſeyn — mit allen höheren Naturen, und gewiß ehrt ſie die Menſchheit mehr, als die traurige Wahrheit — wenn es eine iſt — daß ſein Loos Wahn, Knechtſchaft und Elend ſey. Dieſe Lehre iſt bequem, weil ſie die Anſtrengung der Tugend und Forſchung erſpart, und dem Stärkern und Klügern den Vorwand gibt, die Schwäche zu unterdrücken und die Einfalt zu betrugen. Ich habe über Bailly an einem andern Ort geſprochen, und will hier nicht wiederholen, was ich von ihm geſagt. Wer übrigens die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution kennt, kennt auch Bailly, der in ihr eine ausgezeichnete Rolle geſpielt hat. Die Bekanntſchaft mit ſeinen Denkwürdigkeiten darf ich vorausſetzen.

Lafayette iſt einer der ſchönſten Charaktere Frankreichs. Immer derſelbe unter dem Toben eines aufgeregten Volkes und an der Spitze des Heeres, auf der Rednerbühne der geſetzgebenden Verſammlung und im Kerker, in der neuen Welt und in ſeinem Vaterlande; immer und allenthalben hatte ſein ganzes, langes Leben nur ein Ziel, Gerechtigkeit und Freiheit.

Dieſem edlen Zwecke opferte er über fünfzig Jahre ſeines thätigen Daſeyns, ihm waren ſeine Anſtrengungen und ſein Vermögen geweiht. Für ihn gab er Alles freudig hin, nach was der Menſch zu ſtreben pflegt, Auszeichnung, Standesehre, Bequemlichkeit und Ueberfluß. In der Geſellſchaft, durch die Geburt, in die Reihe der Begünſtigten und Ausgezeichneten geſtellt, ſtieg er zur natürlichen Gleichheit herab, um Menſch und Bürger zu ſeyn. Die Gunſt verſuchte ſich ſo vergebens an ihm, als der Haß, und in einer ſtürmiſchen, beweglichen und tiefbewegten Zeit wechſelte er weder Geſinnung noch Grundſatz, und die Hoffnung ließ ihn unverändert wie die Furcht. Freund des Rechts und der Wahrheit, unter welchen Himmelsſtrichen er ſie fand, ſchenkte er ſeine Huldigung und ſeinen Beiſtand immer dieſen höchſten Gütern, die es für die Menſchheit gibt. Er diente der Freiheit gegen die Willkühr und der geſetzmäßigen Gewalt gegen die Anarchie. Er hätte Frankreich gerettet und ſeinen König, hätte Frankreich und der König ihm vertrauen wollen. Bürger jedes Staats, der den Bürger ehrte, Freund der Menſchen, wo ſie ſich menſchlich zeigten, blieb er Frankreich treu. Alles Edle ſchien ihm natürlich, die Erfüllung auch der ſchwerſten Pflicht ein Bedürfniß, und wie er nie das Recht verletzte, keine Wahrheit verläugnete, ſo wich er nie von der Bahn der Ehre, und ſeine Tugenden hatten, ſelbſt in ihrer ganzen Strenge, eine gewiſſe Anmuth und Ritterlichkeit. So einzig und ausgezeichnet er auch in ſeiner Zeit und unter ſeinem Volke ſteht, ſo bemerkt man an ihm doch keinen Zug von Härte, Einſeitigkeit oder Affektation. Man darf fragen, ob es einen größern Triumph geben könne, als fünfzig Jahre eines ſolchen Lebens, wie er es von ſeiner frühen Jugend, da er ſich der Befreiung Amerikas weihete, bis auf dieſen Tag gelebt. Der Ehrgeiz, ſagt ihr, iſt die Seele ſeines ganzen Strebens. Ein ſeltner Ehrgeiz, der durch fünfzig wechſelnde Jahre, bei dem Jünglinge, dem Manne und dem Greis daſſelbe Ziel verfolgt, ſich in der Aufopferung ſeiner ſelbſt gefällt und ſein Glück nur im Glücke Anderer ſucht und findet! Die neueſte Zeit hat unter den öffentlichen Charakteren nur noch einen, der die Liebe und Bewunderung, wie **Lafayette**, ſo unbedingt in Anſpruch nimmt, den Waffenbruder ſeiner Jugend — **Kosciusko**.

Bailly ſtarb auf dem Blutgerüſte unter dem Freudengeſchrei und den Verwünſchungen eines bethörten Volks, für deſſen Wohl und Freiheit er ſich mit uneigennüziger Aufopferung thätig erwieſen hatte. **Lafayette** hätte ohne Zweifel eben ſo geendet, wäre er dieſem Looſe nicht durch die Flucht entgangen. **Napoleon**, an ihrer Stelle, war nicht glücklicher als ſie, wollte er ſeine Rolle ſpielen. Fiel er in den Strudel der Revolution, dann blieb er unbemerkt, oder ging in ihm unter. Einige Jahre früher, fand er auf ſeinem Wege das Schaffot, einige Jahre ſpäter, die Stelle, zu der er ſich erhob, durch einen andern beſetzt. Es iſt ſogar eine große Frage, ob er, der Glückliche, der die Faktionen entkräftet und Frankreich ermüdet fand, am 18. Brumaire nicht ſchmählig geſcheitert wäre, hätte ihn nicht das Heer gerettet. Das Gelingen iſt nie einzig unſer Werk. Um das zu begreifen, braucht man weder eine tiefe

Einſicht, noch eine große Beſcheidenheit. Darum muß, wer Großes will, entſchloſſen zwiſchen dem Kapitol und dem tarpeiſchen Felſen ſeinen Weg verfolgen, und nach alter Römer Sitte, die Kraft und den Willen haben, nicht nur Schweres zu thun, ſondern auch zu leiden. Wo wäre je ein Menſch, der nach Höherem ſtrebte, und ſeinem Volke ein beßres Loos bereiten wollte der Verfolgung Derjenigen entgangen, die, aus Unverſtand oder Vorurtheil, das Neue haßten, oder bei dem Alten ihre Rechnung fanden? Stimmte jener Athener doch für die Verbannung Ariſtid's, den er nicht kannte, bloß weil es den Neidiſchen verdroß, daß der Angeklagte der Gerechte hieß! Das Volk, wo es Gewalt hat, pflegt ſie wie andere Machthaber zu üben. Wer ſich darum aus reiner Abſicht und mit gutem Willen, des Guten wegen, dem öffentlichen Dienſte weiht, ſoll die Ketten des Columbus vor Augen haben. Dieſer hatte Spanien eine neue Welt entdeckt. Auf ihrem Boden ſelbſt ließ ihn ſein Nachfolger, der dem Entſetzten von der Krone gegeben war, in Ketten ſchlagen und, unter dem Jauchzen der Menge, die ihm, wie das königliche Paar, mit Dankbarkeit verpflichtet war, gleich dem geringſten Verbrecher nach Spanien führen. Es gibt Fälle, in denen der größte Menſch einer guten Sache mehr durch Leiden als durch Handeln dienen kann, und der Unglückliche, der in ſeinem beſſern Streben untergeht, muß darum nicht ein Gimpel ſeyn.

Von Pichegru ſagt Napoleon, er ſey ein Mann von bedeutenden Kenntniſſen, ein Feldherr von nicht gewöhnlichem Talente, und als ſolcher, Moreau weit überlegen geweſen. An ihm war aber noch etwas mehr als der Feldherr und Soldat. Wo er, an der Spitze franzöſiſcher Heere, in benachbarte Länder drang, da ſah man die ſonſt gefürchteten Truppen mit Ruhe und Vertrauen kommen, weil man wußte, man habe von dem Ungemache des Kriegs nur das Unabwendbare zu ertragen. Pichegru hielt Ordnung und Mannszucht, ſorgte für die Bedürfniſſe der Soldaten auf regelmäßigem Wege, gab ſelbſt das Beiſpiel der Enthaltſamkeit und Mäßigung, und haßte Geſetzloſigkeit und Willkühr. Er war als Eroberer im Beſitze des reichen Hollands, und kam von ſeinen ſiegreichen Feldzügen ſo arm nach Frankreich zurück, als er es verlaſſen hatte. So hat er ſich wenigſtens in den erſten Jahren ſeiner glorreichen Laufbahn, wo ich öfter in ſeiner Nähe war, bewährt; ſpäter fand er von mehr als einer Seite den ſtrengſten Tadel. Carnot hat indeſſen ein ehrenvolles Zeugniß für ihn abgelegt.

Napoleon macht Pichegru den Vorwurf, er habe ſich in eine Verſchwörung gegen die Republik eingelaſſen. Das klingt freilich etwas ſonderbar aus dem Munde Deſſen, der ſich dieſelbe Republik als ein Kaiſerthum angeeignet hat. Ich will nicht läugnen, daß Manche von denen, die das Direktorium am 18. Fruktidor geächtet hat, die Bourbons wieder auf den Thron von Frankreich zu ſezen ſtrebten. Ich will es nicht läugnen, obgleich der 18. Fruktidor noch ſehr im Dunkeln liegt. Napoleon hat an dieſem Tage Parthei für die Mehrheit des Direktoriums genommen, natürlich wird er ihn auch zu rechtfertigen nicht unterlaſſen. Er ſelbſt hat indeſſen ſpäter daſſelbe

Direktorium als ſchlecht und unfähig fortgejagt, und ſich an ſeine Stelle geſetzt; er ſelbſt hat die Monarchie in Frankreich, und zwar für ſich und ſeine Familie, wieder hergeſtellt, und war es vielleicht dringender, die franzöſiſche Republik, die er zum Glücke Frankreichs und mit allgemeinem Beifall als Conſul regierte, in ein erbliches Kaiſerreich zu verwandeln, als es am 18. Fruktidor geweſen, der Herrſchaft des Direktoriums ein Ende zu machen? Im ſchlimmſten Falle wollten die Opfer des 18. Fruktidors nichts anders, als was Napoleon, erſt für ſich und am Ende, wenn auch gegen ſeinen Willen, für die Bourbons ſelbſt gethan. Er iſt nicht nur der Wiederherſteller der Monarchie in Frankreich, ſondern auch des alten Königsgeſchlechts daſelbſt. Um Pichegru und den 18. Fruktidor richtig zu beurtheilen, müßte man vor Allem wiſſen, ob jener die Monarchie, wie ſie vor der Revolution beſtanden, wiederherzuſtellen, oder die königliche Gewalt durch konſtitutionelle Geſetze und Inſtitutionen zu regeln und zu beſchränken geſonnen war, und endlich, ob er, zur

Ausführung ſeines Entwurfs, ſich des Auslandes und deſſen Heere bedienen wollte.

Es iſt mir aufgefallen, daß Napoleon, der ſo oft von Polen ſpricht, Kosciusko's nie erwähnt. Er wußte indeſſen ſehr gut, in welchem Anſehen der edle Menſch bei ſeiner Nation ſtand, und wie ſeyn Name ſchon ſie mit Begeiſterung erfüllte. Da der Kaiſer ſich derſelben gegen Rußland bedienen wollte; ſprach er zu ihr in einer Proklamation, welche die Unterſchrift Kosciusko's hatte. Die öffentlichen Blätter ſtritten ſich, da ſie erſchien, viel über ihre Echtheit. Ich hatte ſie aus dem Kabinette des Kaiſers, der ſich damals in Mainz aufhielt, erhalten, ins Deutſche überſetzt, und in die Zeitung dieſer Stadt einrücken laſſen. Den folgenden Tag ward ſie in franzöſiſcher Sprache von dem Journal de Francfort mitgetheilt. So kam dieſe berühmte Proklamation bei den Deutſchen und Franzoſen in Umlauf. Eine vergleichende Zuſammenſtellung des Lebens von Kosciusko und Napoleon dürfte höchſt lehrreich und anziehend ſeyn. Man würde das eine durch das andere erſt recht verſtehen, wenn ſie als Gegenſätze ſich erklärten, und in ein helleres Licht ſtellten. Kosciusko war ein antiker Charakter, wie ſie die neuere Zeit nur ſelten aufzuweiſen hat, groß, wie Epaminondas, nur unter ungünſtigern Verhältniſſen, und nicht ſo glücklich, wie der thebaniſche Held. Edler Menſch, großer Bürger, angebeteter Feldherr und tapferer Soldat, ſteht er hoch über den Meiſten ſeiner Zeitgenoſſen und Keinem der Edelſten und Größten nach. Doch wird ſein Name kaum genannt, da Napoleon im Munde Aller iſt; und das bezeichnet die Gegenwart und ſpricht ihr Urtheil. Oginski, in ſeinen trefflichen Denkwürdigkeiten über Polen, ſchildert den Eindruck, den die Nachricht, daß Kosciusko verwundet in die Hände der ſiegreichen Ruſſen gefallen ſey, auf die Nation hervorgebracht. Es war am 10. Oktober 1794, daß er der Uebermacht erlag, ungekannt und ohne Bewußtſein von Koſaken, die ihn plünderten, gerettet ward. Die Nachricht, erzählt Oginski, daß Kosciusko verwundet und gefangen ſey, verbreitete ſich mit Blizesſchnelle in ganz Warſchau. Ich traf gerade an dem Tage daſelbſt ein, als das traurige Ereigniß bekannt ward, und ich kann verſichern, daß ich in meinem ganzen Leben kein rührenderes, ſchmerzlicheres Schauſpiel geſehen habe, als dieſe Hauptſtadt darbot. In allen Straßen, in allen Geſellſchaften, in allen Familienkreiſen hörte man den kläglichen Ruf: Kosciusko iſt nicht mehr! und heiße Thränen begleiteten dieſen Ausdruck des Schmerzes, der ſich in ganz Polen vernehmen ließ. Man wird es kaum glauben, aber ich kann bezeugen, was ich, und was Tauſende, wie ich geſehen. Mütter kamen bei der traurigen Nachricht zu frühe nieder; mehrere Kranke befiel ein verzehrendes Fieber; Einige ergriff Wahnſinn, von dem ſie nicht mehr geheilt wurden; auf den Straßen ſah man Männer und Weiber, die, Hände ringend, ſich die Köpfe an die Mauer ſtießen und in Verzweiflung ausriefen: Kosciusko iſt nicht mehr, und das Vaterland verloren!

Meine Abſicht iſt nicht, eine Geſchichte Napoleons zu ſchreiben, die indeſſen noch geſchrieben werden muß. Ich ſetze den Inhalt ſeines öffentlichen Lebens als bekannt voraus, und führe, wo es die Würdigung ſeiner Abſichten und Entwürfe gilt, nur ihn an; und ſo richtet er auf eine gewiſſe Art, ſich ſelbſt. Keiner mag die Aeußerungen des großen Mannes in vertraulichen Stunden treuer aufgefaßt, gewiſſenhafter bewahrt und unverfälſchter wiedergegeben haben, als Las Cases in ſeinem ſchätzbaren Memorial von St. Helena. Die andächtige Ergebung dieſes Mannes und der fromme Glaube an Napoleon, der ihm eine unfehlbare Kirche war, erlaubte ſeiner Gewiſſenhaftigkeit auch nicht die geringſte Veränderung an dem, was von ſeinem Herrn und Meiſter kam. Die gutmüthige Zuverſicht auf Napoleons unantaſtbare Größe geht bei Las Cases ſo weit, daß er auch nicht eine Ahnung von der Verlegenheit hat, in die ſeine treuherzige Redſeligkeit den Helden ſeines Tagebuchs manchmal ſezen könnte. Darum habe ich auch allenthalben, wo Napoleon ſich über das Streben und Wirken ſeines Lebens ausſpricht, nur Las Cases angeführt, wenn ich ihn gleich, um zu häufige Wiederholungen zu vermeiden, nicht immer nenne! Selbſt von den Mittheilungen, die wir O'Meara und Antommarchi verdanken, mache ich nur Gebrauch, wenn ſie mit denen des guten Las Cases zuſammenſtimmen.

Wichtig iſt die Art, wie der Kaiſer ſich über die Ariſtokratie äuſſert, nicht nur, weil wir in dieſer Hinſicht die Geſinnung ſeines Herzens erfahren, ſondern vorzüglich, weil er uns die ganze Täuſchung zeigt, in welcher er, in Beziehung auf dieſen Gegenſtand, befangen war. „Ich ſehe wohl, ſprach er, daß ich mich mit dem Adel nicht zum Beſten benommen habe. Ich that zu viel, oder zu wenig, genug, um die Gegenpartei unzufrieden zu machen, und nicht genug, um mir den Adel ganz zu gewinnen. Der Gegenſtand hat mich lange und viel beſchäftigt. Unglücklicher Weiſe ſtand ich mit meinen Abſichten allein; alles, was mich umgab, war ihnen entgegen, ſtatt ſie zu begünſtigen, und doch hatte man nur die Wahl zwiſchen Vertilgung und Verſchmelzung. An jene konnte ich nicht denken, und dieſe war nicht leicht; doch glaubte ich mich ſtark genug dazu. Und, wirklich, auf keine Weiſe unterſtützt, vielmehr gehindert, hatte ich ſie zu Stande gebracht. Wäre ich geblieben, dann brachte ich es fertig. Das muß Dem wunderbar vorkommen, der das menſchliche Herz und den Zuſtand der Geſellſchaft zu beurtheilen weiß. Ich glaube nicht, daß man etwas Aehnliches in der Geſchichte aufzuweiſen hat, daß man ein ſo großes, in ſo kurzer Zeit erlangtes Reſultat zeigen kann. Ich hatte die ganze Bedeutung deſſelben berechnet. Ich mußte dieſe Verſchmelzung vollenden, dieſe Vereinigung um jeden Preiß befeſtigen; mit ihr wären wir unüberwindlich geweſen. Das Gegentheil hat uns zu Grunde gerichtet und kann die Unfälle, vielleicht den Todeskampf dieſes armen Frankreichs ſehr verlängern. Ich wiederhole es noch einmal Ich habe zu viel oder zu wenig gethan. Ich hätte die Emigration, bei ihrer Rückkehr, an mich feſſeln ſollen, ich würde leicht ein Gegenſtand der Anbetung der Ariſtokratie geworden ſeyn; und ich brauchte eine. Die Ariſtokratie iſt die wahre, die einzige Stütze der Monarchie, die Zwiſchengewalt, die ſie mäßigt, ihr Hebel und Stützpunkt; ohne ſie iſt der Staat ein Schiff ohne Steuerruder, ein Ballon in der Luft. Das Gute der Ariſtokratie aber, ihre Magie, liegt in ihrem Alterthum, in der Zeit, und das waren die einzigen Dinge, die ich nicht ſchaffen konnte. Mir fehlte dieſes Mittelglied. Die vernünftige Demokratie beſchränkt ſich darauf, daß ſie Allen gleiche Anſprüche und Rechte bewahrt. Der wahre Weg wäre geweſen, wenn ich die Trümmer der Ariſtokratie mit den Formen und der Abſicht der Demokratie verwendet hätte. Beſonders mußte man die alten Namen, die Namen unſerer Geſchichte ſammeln und aufbewahren; das iſt das einzige Mittel, den neuſten Inſtitutionen ſogleich die Kraft und Reife des Alters zu geben. Ich hatte darüber ſo meine eigene Ideen. Hätten Oeſtreich und Rußland Schwierigkeiten gemacht, dann heirathete ich eine Franzöſin; ich würde einen der berühmteſten Namen der Monarchie gewählt haben. Das war ſogar mein erſter Gedanke, meine wahrhafte Neigung; meine Miniſter konnten mich nur an der Ausführung hindern, indem ſie die Politik zu Hülfe riefen. Hätte ich Montmorency, Nesle, Cliſſon um mich gehabt, ich würde ſie adoptirt, und den fremden Souveränen zur Ehe gegeben haben. Ich hätte meinen Stolz und mein Vergnügen darin gefunden, dieſe ſchönen franzöſiſchen Stämme weiter zu verpflanzen, wären ſie ſo recht mit Herz und Seele die Unſrigen geweſen. Sie wußten mich nicht zu errathen! Sie und die Meinigen ſahen in mir nur Vorurtheile, wenn ich nach den tiefſten Combinationen handelte. Wie dem nun ſey, Ihre Leute haben mehr in mir verloren, als ſie denken!... Sie ſind geiſtlos und haben keinen Begriff vom wahren Ruhme. Aus welcher unglückſeligen Neigung wollten ſie ſich lieber im Kothe .... wälzen, als mir über den Gipfel des Simplon folgen, um dem übrigen Europa Achtung und Bewunderung zu gebieten! ... Uebrigens hatte ich einen Entwurf — nur die Zeit fehlte mir — der mir viele von dieſen Leuten zugeführt haben würde, und von dem man auch ſagen kann, daß er gerecht war. Jeder Abkömmling von einem alten Marſchall oder Miniſter nämlich wäre fähig geweſen, ſich zu jeder Zeit zum Herzoge erklären zu laſſen, wenn er die erforderliche Dotation beibrachte. Jeder Sohn eines Generals, Verwalters einer Provinz hätte zu jeder Zeit den Grafentitel annehmen können, und ſo weiter herab. Auf ſolche Weiſe rückten dieſe vor, und jenen blieb die Hoffnung dazu; die Nacheiferung Aller war angeregt und der Stolz keines Menſchen beleidigt; vornehmes Spielzeug, übrigens ganz unſchuldig bei meinem Gange und bei meinen Kombinationen.“

„Die alten und verdorbenen Nationen werden nicht wie die antiken und tugendhaften Völker regiert; auf Einen, der jezt Alles dem öffentlichen Wohl aufopfern würde, gibt es Tauſende und Millionen, die nur ihr Intereſſe, ihre Macht, ihre Eitelkeit kennen. Ein Volk aber in einem Augenblick und auf der Poſt verbeſſern wollen, wäre Unſinn. Ein geſchickter Werkmeiſter muß die Materialien, die er bei der Hand hat, zu gebrauchen wiſſen, und da, mein Lieber, ſehen ſie eins der Geheimniſſe der Erneuerung aller monarchiſchen Formen: die Wiederkehr der Titel, Kreuze und Ordensbänder. Ein Geſezgeber muß die Kunſt beſizen, ſelbſt aus der Verkehrtheit Derjenigen, die er regieren will, Vortheil zu ziehen. Und endlich bot dieſer ganze Flitterkram wenig Inconvenienzen dar, und war nicht ohne einige Vortheile. Auf dem Punkte der Civiliſation, wo wir gegenwärtig ſtehen, iſt er geeignet, der Menge Ehrfurcht einzuflößen, indem er zugleich die Achtung ſeiner ſelbſt gebietet; er kann die Eitelkeit der Schwachen befriedigen, ohne die Starken zu beleidigen.“ —

Wir haben die ganze merkwürdige Erklärung Napoleons ausgezogen, weil ſie einen wichtigen Theil ſeiner Politik enthält. Da erfahren wir auch, was die Welt, in dieſer Hinſicht, von ihm zu erwarten hatte, wenn ihm die Zeit blieb das Begonnene zu vollenden. Schwerlich dürfte ſie es zu bedauern haben, daß ſie um dieſe ihr zugedachte Wohlthat gekommen iſt. „Die Ariſtokratie iſt die wahre, die einzige Stütze der Monarchie. Ohne ſie gleicht der Staat einem Schiffe ohne Steuerruder, einem Ballon in der Luft.“ Doch haben wir Staaten geſehen, die ohne dieſe Ariſtokratie, wie Napoleon ſie ſchildert, ganz gut zurecht gekommen ſind; Schiffe alſo, die ohne Steuerruder fuhren, wie andere es nicht mit ihm vermochten. Eine ſonderbare Erſcheinung, daß der blutige Zwiſt und der heftige Kampf jetzt auf den meiſten Schiffen herrſcht, um die Steuerruder los zu werden. Auch fährt Amerika ſo übel nicht. Der Gegenſtand, den der Kaiſer hier behandelt hat, iſt in der Schrift des Grafen Destutt de Tracy, die den Geiſt der Geſetze von Montesquieu, nach dem beſcheidenen Ausdrucke des Verfaſſers, kommentirt, auf eine Weiſe erſchöpft, daß ſich wenig Verſtändiges mehr hinzufügen läßt. Wer Zeit und Luſt hat, mag den Ideologen mit dem großen praktiſchen Statsmanne vergleichen. „Aber die Völker ſind zu verdorben; man muß die Menſchen nehmen wie ſie ſind; ſelbſt aus ihrer Schlechtigkeit und Thorheit Vortheil ziehen.“ — Das iſt freilich am gemächlichſten, und man ſpart ſich die Mühe, ſie zu beſſern. Ich bin allerdings auch der Meinung, daß es leichter ſey, eine Hauptſtadt, wie es der Kaiſer wünſchte, mit vier Millionen Menſchen zu überfüllen, Straßen und Kanäle anzulegen, Kunſtwerke aufzuhäufen, und durch Pracht und Glanz die

Bewunderung der Mit- und Nachwelt auf ſich zu ziehen, als die Sittlichkeit und Freiheit, ſelbſt in einem kleinen Staate, zu begründen. Das iſt wirklich ſchwerer und, in einem gewiſſen Sinne, bei Weitem nicht ſo verdienſtlich. An Napoleon, der mit mancher Schwäche wieder durch die Stärke ſeines Geiſtes verſöhnte, mag die Anſicht, wie wir ſie eben mitgetheilt, weit weniger zu tadeln ſeyn, als an unſern politiſchen Schriftſtellern vom großen Schlage, die alle Stärke in den Maſſen finden, den hohen Zweck Napoleons allein begreifen, und die Meinung, daß eine politiſche Regeneration nur durch eine moraliſche vollkommen zu bewirken ſey, eine gimpelhafte Einfalt nennen. Doch, kehren wir zu unſerer Schrift zurück.

In manchen Augenblicken ſchien Napoleon nicht ganz gewiß zu ſeyn, ob er auch wohl daran gethan, den Adel in Frankreich wieder herzuſtellen, und manchmal kamen ihm darüber ſtarke Zweifel. Eines Tags äußerte er gegen Omeara, er hätte doch wahrſcheinlich beſſer die Gleichheit der Franzoſen, wie er ſie gefunden, aufrecht erhalten, als daß er ſeine Herzoge, Grafen und Pärs eingeführt. Das begriff er endlich, aber, wie noch manches Andere, zu ſpät. Der Geiſt und Zweck der Revolution ſcheint ihm erſt klar geworden zu ſeyn, da er im Kampfe dagegen unterlegen war. Er mag ſie früher für einen bloßen Dynaſtienwechſel, und die ganze Sache für abgethan gehalten haben, wenn er ſein Geſchlecht an die Stelle der vertriebenen Bourbons ſetzte. Frankreich, meinte er, könne einen Monarchen, und dann ihn, als ſolchen, nicht entbehren; ein Monarch aber brauche, nach dem hergebrachten politiſchen Glauben, einen erblichen Adel, wo nicht als Mittelſtand zwiſchen dem Regenten und dem Volke, wofür ihn Staatsgelehrte gern ausgaben, doch als Verzierung des Throns.

Die Entwürfe, welche Napoleon auf die Religion gegründet hatte, und die durchaus unbekannt geblieben waren, verdienen gewiß die größte Aufmerkſamkeit. Sie zeichnen ſich durch ihre überraſchende Neuheit aus, wie gar mancher Plan, der in dieſem Kopfe entſtanden iſt. Er ſelbſt erklärt ſich darüber auf folgende Weiſe: „Als ich an die Spitze der Angelegenheiten kam, waren meine Ideen über alle große Elemente, die der Geſellſchaft Stärke und Dauer geben, geordnet und feſtgeſtellt: ich hatte die ganze Bedeutung der Religion erwogen, und beſchloſſen, ſie wieder herzuſtellen. Man wird kaum glauben, welchen Widerſtand ich zu beſiegen hatte, um den Katholizismus aufs Neue einzuführen. Man wäre mir weit williger gefolgt, hätte ich die Fahne des Proteſtantismus aufgepflanzt; das ging ſo weit, daß ich im Staatsrathe das Concordat mit Mühe durchſetzen konnte, und Mehrere ſtimmten nur dafür, indem ſie darauf rechneten, ſich ihm zu entziehen. Gut, ſagten ſie zu einander, werden wir Proteſtanten, dann geht uns das Ding nichts an. Es iſt ausgemacht, daß ich, in der Verwirrung auf die ich gefolgt bin, und auf den Trümmern, in die Alles zerfallen war, zwiſchen dem Katholizismus und dem Proteſtantismus wählen konnte; eben ſo wahr iſt, daß die Stimmung des Augenblicks zu dieſem trieb. Aber ich war wirklich der Religion ergeben, in der ich geboren worden. Was hätte ich auch gewonnen, erklärte ich mich für den Proteſtantismus? In Frankreich würden zwei große, faſt gleiche Parteien, geſchaffen worden ſeyn, da ich doch wollte, daß es keine mehr geben ſolle; die Wuth der Religionskriege hätte ſich erneuert, da die Aufklärung des Jahrhunderts und mein Wille ihre gänzliche Vertilgung zum Zwecke hatten. Der Katholizismus führte mich viel ſicherer zu allen meinen großen Reſultaten. Im Innern verlor ſich die kleine Anzahl in der Mehrheit, und ich war entſchloſſen, beide mit ſolcher Gleichheit zu behandeln, daß man bald keinen Unterſchied mehr bemerkt haben würde. Nach Außen erhielt der Katholizismus mir den Papſt; und mit meinem Einfluſſe und unſerer Macht in Italien verzweifelte ich nicht, ſpät oder früh, durch ein oder das andere Mittel, die Leitung dieſes Papſtes an mich zu bringen, und dann, welcher Einfluß, welcher Hebel!... Vorerſt war das Geiſtliche von dem Weltlichen getrennt, das Sr. Heiligkeit ſo nachtheilig iſt, und deſſen Vermiſchung die Geſellſchaft im Namen und durch die Hände deſſen mit Verwirrung erfüllt, der in ihr der Mittelpunkt der Eintracht ſeyn ſoll. Dann aber erhob ich den Papſt über die Maßen, umgab ihn mit Pomp und Huldigung, und brachte es dahin, daß er ſein Zeitliches nicht vermißte; ich hätte ihn zum Idol gemacht, und er wäre bei mir geblieben. Paris ward die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt, und ich leitete dieſe religiös, wie ich ſie politiſch leitete. Das war ein Mittel mehr, alle föderativen Theile des Reichs enger zu verbinden, und Alles außerhalb deſſelben in Frieden zu erhalten. Ich hätte meine religiöſen Sitzungen gehabt, wie meine geſetzgebenden; meine Concilien wären die Repräſentation der Chriſtenheit, und die Päpſte nur die Präſidenten derſelben geweſen; ich hätte dieſe Verſammlungen geſchloſſen und eröffnet, ihre Entſcheidungen genehmigt und bekannt gemacht, wie es Konſtantin und Karl der Große gethan; und wenn dieſe Suprematie den Kaiſern entgangen war, dann lag die Urſache darin, daß ſie den Fehler begingen, das geiſtliche Oberhaupt fern von ſich reſidiren zu laſſen; dieſes benuzte dann die Schwäche der Fürſten oder die kritiſchen Ereigniſſe, um ſich von der weltlichen Macht frei zu machen, oder ſich dieſelbe zu unterwerfen. Wollte ich aber zu meinem Zwecke gelangen, dann mußte ich mit vieler Geſchicklichkeit zu Werke gehen, meine wahre Abſicht verbergen und die öffentliche Meinung darüber täuſchen. Das war mir auch ſehr gut gelungen, und ich bemerkte es mit Vergnügen. Was würde man nicht gethan haben, um meinen Entwurf zu vereiteln, hätte man ihn früh genug errathen? Dieſe Befreiung von dem römiſchen Hofe, dieſe legale Vereinigung, die religiöſe Leitung in der Hand des Monarchen, war lange Zeit und immer der Gegenſtand meines Sinnens und Strebens geweſen. England, Rußland, die nordiſchen Kronen, ein Theil von Deutſchland haben ſie; Venedig und Neapel waren im Beſitze davon geweſen. Man kann ohne ſie nicht regieren; eine Nation ſieht mit jedem Augenblicke ihre Ruhe geſtört, ſich in ihrer Würde und Unabhängigkeit verletzt. Aber das Unternehmen war auch ſchwer; bei jedem Verſuche ſah ich die Gefahr davon." —

Ueberhaupt hatte der Kaiſer große und umfaſſende Entwürfe zum Heil der Welt, die früher Niemand ahnete, und an deren Vollziehung er durch ein neidiſches Verhängniß verhindert ward. „War ich glücklich in Rußland,“ ſagte er, „dann endete der Friede in Moskau meine kriegeriſchen Expeditionen. Da hörten für die große Sache die Zufälle auf, und die Sicherheit begann. Ein neuer Geſichtskreis ſtieg auf, neue Arbeiten zeigten ſich, alle auf das Wohlſeyn und das Glück der Völker gerichtet. Das europäiſche Syſtem war begründet; es galt jetzt nur, es zu organiſiren. In Beziehung auf dieſe großen Punkte zufrieden geſtellt, und allenthalben ruhig, hätte ich auch meinen Congreß und meine heilige Allianz gehabt. Das ſind Ideen, die mir geſtohlen worden. In dieſer Vereinigung aller Monarchen hätten wir unſere Angelegenheiten, wie die einer Familie verhandelt, und die Ausgabe und Einnahme mit den Völkern berechnet. Die Sache des Jahrhunderts war gewonnen, die Revolution vollendet; es galt nur noch ſie mit dem, was ſie nicht zerſtört hatte, in Einklang zu bringen. Das aber war mein Werk; ich hatte es lange ſchon, vielleicht auf Koſten meiner Popularität, vorbereitet. Gleichviel. Ich ward die Arche des alten und des neuen Bundes, der natürliche Vermittler zwiſchen der alten und der neuen Ordnung der Dinge. Ich hatte die Grundſätze und das Vertrauen der einen, mit der andern hatte ich mich identificirt; ich gehörte beiden an; nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen hätte ich jeder ihren Theil gegeben. Meinen Ruhm fand ich in der Billigkeit. Bei der Stärke, die wir beſaßen, wäre Alles, was wir zugeſtanden, groß erſchienen. Wir hätten den Dank der Völker damit gewonnen. Jetzt wird ihnen Alles, was ſie entreißen, nie genug ſcheinen, und ſie werden nicht aufhören, zu mißtrauen und mißvergnügt zu ſeyn. Allenthalben hätte ich dieſelben Grundſätze, daſſelbe Syſtem gewünſcht. Ein europäiſches Geſetzbuch; ein europäiſches Caſſationsgericht, das für Alle die Irthümer wieder gut machte, wie das unſrige, die unſerer Gerichtshöfe verbeſſert und wieder gut macht. Dieſelbe Münze mit verſchiedenem Gepräge, daſſelbe Maß und Gewicht, dieſelben Geſetze. So hätte Europa bald wirklich und wahrhaft nur ein Volk gebildet, und Jeder würde ſich, wenn er es durchreiſte, immer in dem gemeinſchaftlichen Vaterlande befunden haben. Ich hätte alle ſchiffbare Flüſſe für Alle, die Gemeinſchaft der Meere verlangt, und wäre auf der Reduction der großen ſtehenden Armeen beſtanden, die in Zukunft zur Wache der Monarchen zuſammgeſchmolzen wären.“

„Nach Frankreich zurückgekehrt, in dem Schooße des Vaterlandes, das groß, ſtark, herrlich, ruhig und glorreich war, hätte ich ſeine Gränzen für unveränderlich erklärt. Jeder künftige Krieg wäre ein bloßer Vertheidigungskrieg, jede neue Vergrößerung antinational geweſen. Meinen Sohn hätte ich mir in der Herrſchaft beigegeben; meine Diktatur war zu Ende, und die konſtitutionelle Regierung begann.“

Eine liebliche politiſche Idylle, die an Anmuth die gutmüthige Schwärmerei von St. Pierre, der die Welt mit einem ewigen Frieden beglücken will, weit übertrifft. Ob Napoleon ſich ſelbſt getäuſcht, oder Andere täuſchen wollte? Ob er im Ernſt daran geglaubt, oder früher auch nur daran gedacht? Wer kann das wiſſen? Wer mag es behaupten? Wenn man im Glücke nur von ſich weiß, dann geben im Unglücke die eigenen Leiden für die Leiden Anderer Mitgefühl. Darum ſcheint auch der Entwurf mehr die Geburt der verlaſſenen Einſamkeit auf St. Helena, als des ſtolzen und geräuſchvollen Lebens am Hofe und im Lager zu ſeyn. Ohne dies iſt eine glänzende, erfindungsreiche Einbildungskraft nicht die letzte Gabe Napoleon's. Allerdings gibt es für den größten Sterblichen keine würdigere Aufgabe, als dies ſchöne Bild, wie es Napoleon entworfen, aus der Welt der Ideale in die unſrige einzuführen. Der Verſuch ſchon verdiente die Ewigkeit; aber die glückliche Gewalt hatte von jeher wenig Luſt und Zeit, ſich mit philantropiſchen Verſuchen, die weder Macht noch Glanz verleihen, abzugeben. Der menſchenfreundliche Traum Napoleon's wird es noch lange Jahrhunderte bleiben, wenn auch die Völker berufen wären, je ſeine Verwirklichung zu ſchauen. Der Plan iſt göttlich, ſchmeichelt aber dem Stolze und der Eitelkeit ſo wenig, daß ein göttlicher Menſch dazu gehörte, um ihn auszuführen. Andere mögen entſcheiden, ob Napoleon die Mittel dazu glücklich gewählt, und den Erfolg vorbereitet hatte; ob, was er gethan, da er die Allgewalt beſaß, für ſeine ernſtliche Abſicht zeugt, dieſen großen Zweck, den er ſich vorgeſteckt haben will, zu erreichen.

„Einer meiner größten Gedanken war,“ fuhr der Kaiſer fort, „die Zuſammenfügung und Einigung der Völker, wie ſie ſich geographiſch gebildet, und welche die Revolutionen und die Politik aufgelöſt und zerſtückelt haben. So zählt man in Europa, obgleich zerſtreut, über dreiſig Millionen Franzoſen, fünfzehn Millionen Spanier, fünfzehn Millionen Italiener, dreiſig Millionen Deutſche. Aus jedem dieſer Völker hatte ich ein Ganzes bilden wollen. Mit einem ſolchen Gefolge wäre es ſchön geweſen, in die Nachwelt überzugehen, und den Segen der Jahrhunderte zu ernten. Ich fühlte mich dieſes Ruhmes würdig. Nach ſolcher Vereinfachung hätte man ſich eher dem ſchönen Traume des Ideals der Civiliſation hingeben dürfen. Bei dieſem Zuſtande der Dinge war mehr Wahrſcheinlichkeit, allenthalben dieſelben Geſetze, Meinungen, Anſichten, Geſinnungen, Gefühle und Intereſſen herrſchend zu machen. So durfte man ſich vielleicht, bei allgemein verbreiteter Aufklärung für die große europäiſche Familie, mit der Anwendung des amerikaniſchen Congreſſes oder der Amphiktionen Griechenlands ſchmeicheln; und dann, welche Ausſicht von Kraft, Größe, Genüſſen und Wohlſtand! Welch ein großes herrliches Schauſpiel!...“

„Die Vereinigung der dreißig oder vierzig Millionen Franzoſen war gemacht und vollſtändig; die der fünfzehn Millionen Spanier war es auch beinahe. Was die fünfzehn Millionen Italiener betrifft, ſo war ſie wenigſtens ſchon weit vorgerückt. Man durfte nur die Zeit gewähren laſſen, und jeder Tag brachte bei ihnen die Einheit der Principien und der Geſetzgebung, der Gedanken und Gefühle, dieſes zuverläſſige Verbindungsmittel aller menſchlichen Vereinigung, mehr zur Reife. Die Einverleibung von Piemont, Parma, Toscana, und Rom mit Frankreich war in meiner Idee nur vorübergehend, und hatte keinen andern Zweck, als die Nationalerziehung der Italiener zu bewachen, zu ſichern und zu beſchleunigen.“ — In den vom Kaiſer diktirten Memoiren des Grafen Montholon, findet ſich folgende Stelle:

„Napoleon wollte das italieniſche Vaterland wieder herſtellen, die Venetianer, Mailänder, Piemonteſer, Genueſer, Toscaner, Parmeſaner, Modeneſer, Römer, Neapolitaner, Sicilianer und Sardinier zu einer einzigen, unabhängigen Nation verſchmelzen; er erwartete mit Ungeduld die Geburt ſeines zweiten Sohnes, um ihn nach Rom zu führen, als König von Italien zu krönen, und die Unabhängigkeit der Halbinſel, unter der Regentſchaft des Prinzen Eugen, zu proklamiren.“

„Die Zuſammenfügung der Deutſchen“ fährt Napoleon bei Las Caſes fort, „mußte langſamer gehen, deswegen hatte ich auch ihre monſtröſe Complikation nur vereinfacht. Nicht, als wären ſie zu dieſer Vereinigung nicht vorbereitet geweſen; ſie waren es im Gegentheil nur zu viel, und hätten blind auf uns zurückwirken können, ehe ſie uns begriffen. Wie kam es nur, daß kein deutſcher Fürſt die Stimmung ſeiner Nation verſtand, oder dieſelbe zu benutzen wußte? Wahrhaftig, hätte der Himmel mich als ein deutſcher Fürſt geboren werden laſſen, mitten durch die zahlloſen Kriſen unſerer Tage würde ich unfehlbar die dreiſſig Millionen Deutſche vereinigt haben, und wie ich ſie zu kennen glaube, denke ich, daß, hatten ſie mich einmal gewählt und proklamirt, ſie mich nie verlaſſen hätten, und ich nicht hier wäre... Wie dem nun auch ſeyn mag, dieſe Vereinigung muß, ſpät oder früh, durch die Gewalt der Dinge erfolgen. Der Impuls iſt gegeben, und ich glaube nicht, daß nach meinem Falle und dem Verſchwinden meines Syſtems, ein anderes großes Gleichgewicht möglich ſey, als die Zuſammenfügung und Verbindung der großen Völker. Der erſte Monarch, der mitten im gewaltigen Drängen und Treiben, aufrichtig die Sache der Völker ergreift, ſteht an der Spitze von ganz Europa, und vermag, was er nur immer will.“ —

Mit dieſem Entwurfe des Zuſammenguſſes der verſchiedenen Nationen ſteht, was Deutſchland betrifft, eine andere Stelle in demſelben Bande in directem Widerſpruch; ein Fall, der in dem Werke öfter nachgewieſen werden kann, das demſelben Gegenſtande bald Lob, bald Tadel gibt. Die Stelle welche wir meinen, befindet ſich in einer Inſtruktion, die dem Abgeordneten in Polen mitgetheilt worden iſt, und auf welche Las Caſes ſelbſt einen großen Werth legt. Dort heißt es wörtlich: „Der Mittelpunkt von Europa, der die deutſchen Länder in ſich begreift, muß aus Staaten beſtehen, die ungleich an Macht ſind, und von denen jeder ſeine eigenthümliche Politik hat. Sie müſſen nach ihrer Lage und ihren politiſchen Beziehungen eine Stüze in dem Schuze der hervorragenden Mächte finden. Dieſe Staaten haben bei der Erhaltung des Friedens ein Intereſſe, weil ſie immer die Opfer des Kriegs ſind.“ Wir ſind nicht abgeneigt, dieſer letzten Leſeart den Vorzug vor jener zu geben, weil ſie mehr im Geiſte der Politik iſt, und jene ſich zu großartig und hochherzig faſt in die ideale Poeſie oder philantropiſche Metaphyſik verſteigt, mit der die praktiſchen Staatsleute nicht gern zu thun haben.

Auch Herr v. Norvins führt *) einige der großen Entwürfe an, die Napoleon zum Heile der Welt auszuführen gedachte, ließe ihm das Schickſal die nöthige Zeit dazu. „Es war

---

*) Portefeuille de 1813.

die Abſicht **Napoleons**, ſagt derſelbe, dem Papſte eine unermeßliche geiſtliche Macht zu geben, ihn aber von aller weltlichen auszuſchlieſſen. Dieſer große Gedanke war eine der Hauptgrundlagen jener europäiſchen Reformation, an der er ohne Unterlaß und ohne Zeugen, ſeit ſeiner Thronbeſteigung, gearbeitet hatte. **Ein** Geſetzbuch, **ein** Caſſationsgericht, einerlei Maß und Gewicht, dieſelbe Münze waren die ſchon vorbereiteten Elemente zur Begründung dieſer neuen Macht. Das Geſetz der Continentalblokade ſollte ebenfalls Europa nur **einen** Feind geben; und nach der Unterwerfung von Rußland hätte vielleicht das Geſetz eines einzigen religiöſen Glaubens dieſes umfaſſende Einheitsſyſtem vollſtändig gemacht, auf das noch kein Eroberer der alten und neuen Zeit gekommen war. Die Vereinigung der griechiſchen Kirche mit der lateiniſchen war eine, **Napoleon** nicht fremde Kombination, der ſchon ſeit langer Zeit auf die Befreiung Griechenlands ſann; dieſe Vereinigung war ein Reſultat, das ſich von dem ruſſiſchen Feldzuge ſo wahrſcheinlich hoffen ließ, als die der reformirten Kirche. Sieger in Rußland, kam Napoleon als Herr des proteſtantiſchen Deutsſchlands zurück, und hätte auf einmal Oeſtreich, Italien, Spanien, und Portugal zu Gehülfen gehabt, da ſie ſich zu derſelben Religion bekannten; dann hätte er der katholiſchen Kirche ihre urſprüngliche Bedeutung einer allgemeinen gegeben. Der Prozeß der europäiſchen Türkei war ſeit langer Zeit entſchieden. Das Urtheil war zu Tilſit, durch geheime Artikel, erneuert worden. Der gehäſſige Mahometism wäre auf immer von dem europäiſchen Boden verſchwunden, und das Reich des Chriſtenthums, wieder erobert und wieder aufgeführt von Napoleon, hätte ihm die Krone eines neuen abendländiſchen Kaiſerreichs auf das Haupt geſetzt."

„Als ein großer politiſcher Taktiker leitete Napoleon ſchon den Angriff auf das Lutherthum durch den Entwurf ein, dem Ehrgeize des Vatikans die Errichtung mehrerer Bisthümer auf den weſtlichen Küſten von Deutſchland vorzuſchlagen. Es war eine katholiſche Blokade, die er gegen die Heimath der lutheriſchen Konfeſſion beabſichtigte. In den erſten Tagen von

1808 hatte er vom Papſte die Anſtellung eines Patriarchen in Frankreich, und die Aufhebung des eheloſen Standes der Geiſtlichkeit verlangt; das hieß, dem römiſchen Hofe ſeine Gedanken deutlich genug erklären. Später wuchs dieſe Idee noch in ſeinem großen Kopfe, und er faßte die eines allgemeinen Patriarchen der Chriſtenheit, die eines Papſtes, der in der künftigen Hauptſtadt Europas bei ihm wohnen ſollte. So wollte Napoleon zugleich Cäſar, Conſtantin und Carl der Große ſeyn, und in ſeiner Geſchichte die drei größten Epochen der Welt verſchmelzen. Dreiſig Tage weniger zu Moskau zugebracht, verzögerten die politiſche und religiöſe Umwandlung von Europa und das England auferlegte Geſetz des Friedens, vielleicht nur um einen Feldzug. Ein Irrthum des Geiſtes, eine betrogene Hoffnung haben die Welt um dieſes große Schauſpiel gebracht...!"

Vielleicht! vielleicht auch nicht. Hat ein Aufenthalt von dreiſig Tagen zu Moskau die Welt um den Genuß dieſes großen Schauſpiels gebracht, was hätte ſie nicht alles noch darum bringen können? Man befiehlt Meinungen nicht wie Heeren, wechſelt den Glauben der Völker nicht, wie ihre Fürſten. Napoleon gewöhnt, den materiellen Kräften zu gebieten, traute ſich dieſelbe Herrſchaft über die geiſtigen zu; aber ſelbſt im Kampfe mit der phyſiſchen Macht erlag er, würde es ihm in dem mit der geiſtigen beſſer gegangen ſeyn? Konnte er doch in ſeinem Frankreich mit dem Papſte und der Geiſtlichkeit nicht fertig werden, wie ſollte ihm das in ganz Europa, im Kampfe mit dem Papſte, der Geiſtlichkeit, der griechiſchen Kirche, dem Mahometiſm und Proteſtantiſm gelingen? Bei aller Achtung, die man vor dem Geiſte dieſes wirklich außerordentlichen Mannes hat, muß man doch an die fröhlichen Projekte der Milchfrau in der Fabel denken, wenn man von ſolchen Rieſenentwürfen hört. Die politiſche Reformation von Europa, haben wir vernommen, ſollte ſo durchgreifend und allgemein, wie die religiöſe ſeyn. Ganz Italien bildete einen Staat, und ſelbſt Deutſchland ward, wenn wir dem ehrlichen Las Caſes trauen dürfen, ein ähnliches Glück zu Theil. An der Wiederherſtellung von Polen war nicht zu zweifeln, und das weſtliche Kaiſerreich im Plane fertig. Es iſt, wenn man alles dieſes lieſt, als ſey Frankreich für Napoleon, und für Napoleon und Frankreich die übrige Welt da geweſen. Hatte Napoleon dieſe Entwürfe, die ihm, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, zugeſchrieben werden, war es dann zu wundern, wenn alle Mächte, die nicht Werkzeuge in ſeiner Hand ſeyn wollten, ſich gegen ihn verbanden? wenn der Krieg der Könige gegen ihn ein Vertilgungskrieg werden mußte, da ihnen doch keine Wahl blieb, als dienen oder ſiegen? Und welche Mittel ſtanden Napoleon zu Gebote, ſeine ungeheuren Entwürfe durchzuführen? Mit den Königen im Kriege, von den Völkern gefürchtet oder gehaßt, von der Legitimität verworfen, von der Freiheit, die er als Mutter verläugnet, als Sohn nicht anerkannt, der alten Ordnung der Dinge fremd, der neuen beinahe feind, war er auf ſeine Perſönlichkeit angewieſen, wie er auch Alles auf ſeine Perſönlichkeit bezogen und berechnet hatte. Die Springfedern der Revolution waren von ihm gebrochen, damit ſie nicht gegen ihn wirken könnten; ſie konnten darum auch nicht für ihn wirken. Alles hatte er auf ſich geſtellt, Alles mußte demnach auch mit ihm fallen. Da er ſich vereinzelt hatte, um in ſeiner Höhe allein zu ſtehen, ſo ſtand er auch in ſeinem Falle allein, und, das iſt nicht zu läugnen, in beiden groß, in beiden derſelbe, ſich immer gleich, beide nur ſich zurechnend, weder Verdienſt noch Schuld mit Andern theilend. Es liegt viel Wahrheit in dem, was Hr. v. Norvins in folgender Stelle ſagt. „Kein Menſch, ſeit Mahomet, übte eine unbeſchränktere magiſchere Gewalt über ſein Vaterland und die Welt. Die Natur hatte ihn dazu verdammt, der Herr oder das Opfer des menſchlichen Geſchlechts zu werden! Sie hatte ihn mit den Verhältniſſen ſeines Jahrhunderts zu wenig im Einklange gebildet. So konnte er mit dem Glücke nur einen Vertrag eingehen, den der Herrſchaft. Einmal beſiegt, war er auch geſtürzt.“ — Dieſe Bemerkung erklärt auch ſeine wundervolle Erhöhung und ſeinen Fall beſſer, als abgeriſſene Thatſachen und Ereigniſſe, die ſich ſeinem Leben zufällig dargeboten, und die er, ſeiner Natur gemäß, in daſſelbe verflochten hat. Deſto ſeltſamer iſt es aber, wenn Herr von Norvins, gar oft im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, ſeine Erhöhung und ſeinen Fall aus abgeriſſenen Ereigniſſen erklären will, wenn er z. B. ſagt: „Nach den Schlachten von Lützen und Bautzen hing das Schickſal der Welt davon ab, daß Napoleon zehn tauſend Mann guter Reiter in die Linie ſtellen konnte.“ — Es hing aber, nach unſerer Meinung, nicht einmal von der Schlacht bei Leipzig ab; er mußte ſie, der Natur der Dinge nach, früher oder ſpäter haben. Er hatte auch die von Waterloo, wo keine der Urſachen wirkte, denen die Franzoſen die Niederlage bei Leipzig zuſchreiben. In der Kette der Ereigniſſe ſchließt ſich Ring an Ring und keine Handlung ſteht allein.

Die Geſchichte des Frühjahrs und des Sommers von 1813 iſt auch durch Andere ſchon ziemlich bekannt. Ein eignes Schauſpiel iſt es, zu ſehen, wie Napoleon mit jedem Tage enger umſponnen wird, die Neze ſich mehr und mehr zuſammenziehen, bis der Löwe, durch eigne Schuld noch mehr als durch fremdes Verdienſt gefangen, gelähmt noch kämpft, und verwundet ſich verblutet. Sein Schickſal trat oft warnend vor ihn, aber er verſtand es nicht, oder ging ihm mit gewohntem Troze entgegen. Es war eine neue Lage für ihn, dem Feinde den Frieden anzutragen, ſich zur Nachgiebigkeit zu verſtehen, und Opfer zu bieten. Sein Stolz empörte ſich, da er, der nur zu befehlen wußte, faſt bittend abgewieſen ward. Als er endlich die Ueberzeugung gewann, auch Oeſtreich habe ſich ſeinen Feinden angeſchloſſen, da erwachte ſein ganzer Zorn. Jetzt wollte er Oeſtreich um jeden Preis verderben, wie er früher das Verderben von Preußen und Rußland geſchworen hatte. Er bot dem Kaiſer Alexander eine geheime Unterhandlung an, und war bereit, ihm Alles zu bewilligen. Er wollte ihm Polen geben. Napoleon vertraute der alten Kunſt und verſuchte ſie. Er ſelbſt ſagte: „eine Sendung in das ruſſiſche Hauptquartier, würde die Welt in zwei Hälften theilen.“ Er verſuchte es, aber auch dieſer Verſuch blieb ohne Erfolg. Der Kaiſer Alexander wies jede Annäherung ab. Da bemühete ſich Napoleon noch einmal, Oeſtreich zu gewinnen. Der Erfolg war derſelbe, die alte Kunſt erſchöpft und unwirkſam gefunden.

Der Bund der drei Monarchen ſtand unerſchütterlich feſt; eine fremde Erſcheinung, die einen neuen Stand der Dinge zeigte. „Dies Verhältniß,“ ſagt Herr von Norvins, „mußte die Gährung in Napoleons reizbarem Gemuthe aufs Höchſte ſteigern. Alle Hinderniſſe, die er fand, wirkten dazu. Es ward klar, daß er, früher der Retter aller Monarchien durch die Schöpfung des Kaiſerreichs, nun die große Gefahr der Dynaſtien geworden war, weil ihre Abhängigkeit eins der nothwendigen Elemente des großen Syſtems der Wiedergeburt von Europa, die er entworfen hatte, geweſen.“ —

Herr von Norvins hat zu viel Geiſt, als daß er die Wahrheit nicht ſähe, läßt ihm nur ſeine Partheilichkeit für Frankreich und ſeine Verehrung für Napoleon den Blick frei. Oft verſchwendet er Seiten zur Rechtfertigung ſeines Helden, und ſpricht dann, wie unwillkuhrlich von ſeiner richtigen Anſicht beſiegt, in wenigen Worten gegen ihn und ſein Syſtem das Verdammungsurtheil aus. Welche furchtbare Wahrheit liegt in der Bemerkung, die er unter Anderem macht, wo von dem Tadel die Rede iſt, zu dem ſich ausgezeichnete Officiere über die militairiſche Dispoſition Napoleon's in der erſten Hälfte des Auguſts berechtigt glaubten. „Dieſer Tadel,“ ſagt er, „gelangte nicht bis zu Napoleon, den man darum nicht verantwortlich dafür machen kann, daß er ſolche Meinungen und Anſichten unbeachtet ließ. Und doch war er nie zugänglicher als bei dem Heere. Aber bei dem Heere, wie anderswo, wollte man lieber nicht nützen, als es wagen, zu misfallen; und doch galt es damals die Rettung des Reichs! Man machte es, wie man es unter abſoluten Regierungen immer macht: man ſchmeichelt und kriecht im Palaſte, und tadelt und läſtert in ſeinem Hauſe.“ — So weit alſo war es doch gekommen, und man fragt noch zweifelhaft, wie und warum Napoleon unterging!

Noch im Anfange des Auguſts konnte Napoleon unter folgenden Bedingungen Frieden machen: 1) Das Herzogthum Warſchau wird aufgelöſt, und unter Rußland, Preußen, und Oeſtreich getheilt; Danzig fällt an Preußen; 2) Hamburg, Lübeck u. ſ. w. werden wieder freie Städte: die illyriſchen Provinzen werden mit Trieſt an Oeſtreich abgegeben. Die Frage, die Unabhängigkeit von Spanien und Holland betreffend, ſollte bei dem allgemeinen Frieden entſchieden werden. Napoleon wollte weder Preußen Danzig, noch den Oeſtreichern Trieſt überlaſſen, verſtand ſich aber zu den übrigen Bedingungen. Nach der Schlacht von Leipzig, noch im Anfange des Novembers, wurden dem franzöſiſchen Kaiſer Friedensvorſchläge gemacht, aber die Bedingungen konnten, der Lage der Dinge nach, nicht mehr dieſelben ſeyn. Mit dem Glücke der Verbündeten ſtiegen ihre Forderungen. War es je anders? konnte es anders ſeyn? Napoleon verdankte dem Siege ſeine Größe, ſeine Niederlagen führten die Beſchränkung, endlich die Vernichtung ſeiner Macht herbei. Seine Nachgiebigkeit war die Wirkung des Unglücks ſeiner Waffen; ſo wie der Sieg ihm wieder zu lächeln ſchien, erwachte auch ſein alter Stolz. Selbſt in dem merkwürdigen Winterfeldzuge von 1814 wechſelte er in ſeinen Forderungen nach dem Wechſel ſeines Glückes. Man kann doch in der That nicht ſagen, er habe von ſeinen Siegen den mäßigſten Gebrauch gemacht; wollte man an ſeinen Feinden tadeln, daß ſie ſein Beiſpiel befolgten, wenn ſie es wirklich thaten?

H. v. Norvins freilich ſieht die Sache anders an. Verdienſt, Recht und Ruhm ſind nur auf einer Seite, und natürlich auf der ſeinigen. Auch ſchließt er ſein Werk in dem Geiſte, der in ihm herrſcht, indem er ſagt: „Wenn in dem ruſſiſchen Feldzuge der Ruhm und das Unglück Frankreich blieben, und die Elemente alle Schuld hatten, dann verhielt es ſich mit dem gegenwärtigen Feldzuge, in welchem der Verrath allein unſere Unfälle verurſacht hatte, eben ſo.“ — Von dem ruſſiſchen Feldzuge wollen wir hier nicht reden, aber wie war es möglich, daß Hr. v. Norvins die Schlachten von Vittoria, bei der Katzbach, von Kulm, Groß-Beeren und Dennewitz vergaß, die er doch ſelbſt beſchrieben hat? An dem Unglücke, das die Franzoſen an jenen Orten traf, hatte doch der Verrath keinen Theil. H. v. Norvins iſt aber ſo eiferſüchtig auf den Ruhm ſeines Vaterlandes, daß er die Ehre des glücklichen Gedankens, im Auguſt Dresden mit der ganzen Macht der Verbündeten anzugreifen, lieber dem Verräther Moreau, als den Fremden gönnt. Ja er meint ſogar die Verbündeten ſeyen vielleicht nur durch geheimen Einfluß von Paris beſtimmt worden, im Anfange von 1814 die franzöſiſchen Grenzen zu überſchreiten, und nur derſelbe Einfluß habe ſie nach Paris geführt. Alle dieſe Anſichten und Aeußerungen mögen, wenn man will, recht patriotiſch ſeyn; hiſtoriſch ſind ſie nicht, und der Unbefangene kann nur darüber lächeln.

Da bei Las Caſes die Rede eines Tags auf England kam, ſagte Napoleon: „Die Engländer ſtehen im Rufe, mit Allem zu handeln, warum handeln ſie nicht mit der Freiheit, die man ihnen theuer bezahlen würde? Was gäben, zum Beiſpiel, die armen Spanier, um ſich von dem Joche befreit zu ſehen, an das man ſie wieder geſchmiedet hat! Ich bin überzeugt, daß man ſie ſehr bereitwillig dazu finden würde; ich habe Beweiſe davon, und doch bin ich es, der dieſes Gefühl geſchaffen hat. So hätte mein Verſehen doch Jemand Vortheil gebracht. Was die Italiener betrifft, ſo habe ich ihnen Grundſätze eingepflanzt, die man nicht mehr entwurzeln wird; ſie werden ewig wuchern. Was könnte England jetzt Beſſeres thun, als dieſen ſchönen Bewegungen der neuen Wiedergeburt hülfreiche Hand zu leihen? Denn ſpät oder früh muß ſie doch zu Stande kommen. Vergebens würden die Suveräne und die alten Ariſtokratien ihre Anſtrengungen vervielfältigen, um ſich ihr zu widerſezen: es iſt der Fels des Siſyphus, den ſie über ihren Köpfen in der Höhe halten; aber einige Arme werden ermüden, und bei dem erſten Verſehen ſtürzt die Laſt über ihnen zuſammen. Wäre es nicht beſſer, ſich gütlich zu vergleichen? Das war mein großer Plan. Warum ſollte England den Ruhm und den Vortheil davon nicht ernten wollen? In England, wie anderswo, geht alles vorüber. Das Miniſterium Caſtlereagh wird vorübergehen, und das ihm folgt, Erbe ſo vieler Fehler, wird groß werden, wenn es dem vorausgegangenen nicht gleichen will. Sein ganzes Genie kann ſich einzig darauf beſchränken, daß es machen läßt und ſich den Winden hingiebt, die gerade wehen. Im Gegenſaze von Caſtlereagh, darf es ſich nur an die Spize der lieberalen Ideen ſtellen, ſtatt daß es ſich mit der unumſchränkten Gewalt verbindet, und ihm wird der allgemeine Segen zu Theil, und das Unrecht Englands vergeſſen werden. Das war ein Werk für Fox; Pitt hätte es nicht unternommen; bei Fox theilte die Wärme des Gemüths ſich dem Geiſte mit, da bei Pitt die Kälte des Geiſtes in das Gemüth überging. Aber ich höre Viele mich fragen, warum ich, der allmächtig war, nicht ſo verfahren bin? wie ich, der ſo gut ſpricht, ſo ſchlecht habe handeln können? Ich antworte Denen, die es aufrichtig meinen, daß hier nichts mit einander zu vergleichen iſt. England kann ſich auf einem Boden bewegen, deſſen Fundamente bis tief in die Eingeweide der Erde gehen; der meinige ruhte nur auf Sand. England herrſcht über begründete Dinge; ich hatte die große Aufgabe, die unermeßliche Schwierigkeit, ſie erſt zu begründen. Ich reinigte eine Revolution, den betrogenen Faktionen zum Troz; ich hatte wohl alles zerſtreute Gute, welches man davon aufbewahren mußte, in Büſcheln geſammelt; aber ich war genöthigt, ſie mit meinen nervigen Armen zu decken, um ſie gegen die Angriffe Aller zu ſchützen; und in dieſer Haltung, ich wiederhole es, war die öffentliche Sache, war der Staat — Ich. Das Ausland in Waffen feindete unſere Grundſäze an; und gerade in ihrem Namen ward ich von Innen im entgegengeſezten Sinne angegriffen. Hätte ich auch noch ſo wenig nachgegeben, man würde mich bald in die Zeit des Direktoriums zurückgeführt haben; ich wäre der Gegenſtand, und Frankreich das unfehlbare Opfer eines Gegen-Brumaire geworden. Wir ſind von Natur ſo unruhig, ſo machluſtig und redſelig!... Mögen zwanzig Revolutionen kommen, wir werden auch ſogleich zwanzig Konſtitutionen haben. Das iſt es, womit man ſich am meiſten beſchäftigt, und was man am wenigſten hält. Es thut uns ſehr Noth, auf dieſer ſchönen und glorreichen Laufbahn ſtark und groß zu werden. Unſre großen Männer in dieſer Art haben ſich ſo klein gezeigt! Gebe der Himmel, daß die gegenwärtige Jugend unſre Fehler benuzen und ſich eben ſo beſonnen als feurig erweiſen möge!" —

Dieſe Rechtfertigung Napoleons, ich kann es nicht läugnen, befriedigt mich keineswegs. Auch mir dringt ſich immer wieder die Frage auf, warum der Mann, der den Geiſt der Zeit, die Stimmung, die Wünſche und das Bedürfniß des Volks erkannte, der ſo gut wußte, was geſchehen ſollte, und in ſeiner Allmacht es vollenden konnte, ſo oft das Gegentheil von dem gethan, was er ſelbſt für nothwendig, für unerläßlich hielt, wie er, der ſo trefflich ſprach, gerade im entgegengeſetzten Sinne hat handeln können. England ertheilt er die ſchöne Rolle, die ihm vorbehalten war; England ſoll ſich an die Spize der liberalen Ideen ſtellen, und eine Wiedergeburt begünſtigen, die, wie er ſagt, ſpät oder früh, erfolgen muß, ſo ſehr man ſie auch zu verhindern ſucht. England ſteht allerdings auf einem Boden, der in dem Mittelpunkte der Erde eingewurzelt ſcheint. Aber was iſt die Grundlage, auf der er ruht? Die Ariſtokratie, wie ſie kein andrer Staat mehr kennt, ſo ſteif und feſt; und mit der Kraft der Ariſtokratie ſoll es dieſe ſelbſt bekämpfen? Was vermag, was iſt die Verwaltung Großbritanniens, im Widerſpruche mit den beiden Häuſern, den Organen des ariſtokratiſchen Regiments? Nichts; ſie hört auf zu ſeyn. Napoleon dagegen, fand reinen Boden, den ihm die Revolution gemacht. Was nicht in den Kräften der engliſchen Regierung ſtand, was ſie auch jetzt ſo wenig, als irgend eine andere vermag, Napoleon vermochte es; und hätte er gewollt, was er gekonnt, und was er geſollt, er ſäße noch auf dem ſchönſten Throne der Erde, als der Wohlthäter ſeiner Zeit und der Nachwelt gefeiert. Hätte er auch ſeine Stellung früher verkannt, mußte ihm der wunderbare 20. März dieſelbe nicht begreiflich, bis zur nöthigenden Evidenz anſchaulich machen? Er ſpricht von dieſem Tage mit dem Gefühle, das er nicht verfehlen konnte, ihm einzuflößen; aber wie durch ein feindſeliges Verhängniß getrieben, folgte er dem böſen Geiſte, der den Menſchen verführt, das Schlimme zu thun, wo er das Gute erkennt. Canning hat übrigens die Rolle, die Napoleon England oben zugetheilt, ſehr gut begriffen, und war ihr vielleicht mehr als ſelbſt Fox, der indeſſen wohl ein größerer Charakter iſt, gewachſen. Man muß ſehr bedauern, daß

Canning, der den rechten Ehrgeiz und einen großen Muth beſaß, im entſcheidenden Augenblicke von der Bühne abgerufen ward. Ihm, der großes Spiel liebte, wäre viel gelungen, was Andere nie oder vergebens verſuchen werden. Als man im Geſpräch auf den 18. Brumaire kam, an dem Napoleon die beſtehende Regierung geſtürzt und ſich an ihre Stelle geſetzt, ſagte er:

„Man hat metaphyſiſch unterſucht, und wird noch lange unterſuchen und darüber ſtreiten, ob wir an jenem Tage nicht die Geſetze verletzt, nicht ſtrafbar gehandelt haben; das aber ſind leere Abſtraktionen, höchſtens gut für Bücher und Tribünen, die aber der gebieteriſchen Nothwendigkeit weichen müſſen; eben ſo gut könnte man einen Seemann, der die Maſten kappt, um nicht umzuſchlagen, beſchuldigen, er thue dem Schiffe Schaden. Thatſache iſt, daß ohne uns das Vaterland verloren war, und daß wir es gerettet haben. Darum können, ja müſſen die großen Urheber dieſes denkwürdigen Staatsſtreichs, ſtatt abzuläugnen und ſich zu rechtfertigen, nach dem Beiſpiele jenes Römers ſich darauf beſchränken, ihren Anklägern mit Stolz zu antworten: **Wir betheuern, daß wir unſer Vaterland gerettet haben; kommt mit uns, den Göttern dafür zu danken.**" —

Dieſer Anſicht geben wir unſern ganzen Beifall. Auch iſt uns nicht bekannt, daß der 18. Brumaire von Andern wäre ſtreng getadelt worden, als von denen, die an ihm die Gewalt feblſt, oder die Hoffnung ſich ihrer zu bemächtigen, verloren hatten. Ganz Frankreich hatte dieſen Tag geſegnet, mit dem ein neuer Zeitpunkt ſeines Ruhms und ſeines Glücks begann, wäre die ganze Regierung **Napoleons** dem Conſulate gleich geblieben. In dieſes fällt ſeine ſchönſte Regentenzeit, wie ſein erſter, italieniſcher Feldzug den erſten Abſchnitt in der Geſchichte ſeiner militäriſchen Laufbahn bildet. **Napoleon** hat weit weniger zu verantworten, wie er zur Gewalt gekommen, als wie er ſie gebraucht.

Hier mag es vielleicht an ſeiner Stelle ſeyn, anzuführen, wie **Napoleon** über die Popularität der Fürſten dachte. „Mein Lieber, ſagte er zu **Las**

Caſes, was iſt die Popularität, die Gütigkeit? Wer war populärer, ſanftmüthiger und gütiger, als der unglückliche Ludwig XVI? und doch, welches Schickſal hatte er? Er verlor das Leben! Dem Volke muß man auf eine würdige Weiſe dienen, und ſich keineswegs damit abgeben, ihm zu gefallen. Die ſchöne Art, es zu gewinnen, iſt, ihm Gutes zu erweiſen; es giebt nichts Gefährlicheres, als ihm zu ſchmeicheln. Erhält es dann nicht Alles, was es will, dann wird es zornig, und glaubt, man habe ihm nicht Wort gehalten. Es iſt ohne Zweifel die erſte Pflicht des Fürſten, den Willen des Volks zu thun; aber was das Volk will, iſt faſt niemals das, was es ſagt; ſein Wille, ſeine Bedürfniſſe dürfen weniger aus ſeinem Munde kommen, als in dem Herzen des Fürſten ſeyn.“ — Allerdings ein gemächliches Staatsrecht für den Fürſten! Da haben wir die reine, unbedingte Monarchie, die das Schickſal der Völker dem guten Willen ihrer Beherrſcher überläßt. Aber auch gegen dieſe Regierungsform würde ich mich wohl hüten, etwas einzuwenden, wenn man Regenten, wie Marc-Aurel, Trajan und Antonin verbürgen könnte. Auch den Völkern dürfte man eine ewige Kindheit gönnen, wenn ihre Fürſten immer ihnen Väter wären. Uebrigens hat Napoleon, wie mir ſcheint, Ludwig XVI. hier mit Unrecht als Beiſpiel angeführt. Ludwig war ein guter Menſch, aber die ſeltenſte und ſeltſamſte aller Lagen, in der er ſich befand, ließ ihn gerade die Vorzüge ſeines Charakters nicht entwickeln und zeigen. Endlich war es dem Kaiſer wohl nicht unbekannt, daß ſich das franzöſiſche Volk den Tod des unglüklichen Königs auf keine Weiſe vorzuwerfen hat, deſſen Verantwortlichkeit ſelbſt weniger auf dieſem, als auf dem Hofe und der Emigration laſtet. Der Geſchichte iſt das kein Geheimniß mehr. —

„Eines Tags, erzählt Las Cases, fiel das Geſpräch auf die Preßfreiheit. Der Kaiſer fragte uns, was wir davon hielten. Wir redeten ein Langes und Breites darüber, und tummelten uns wacker mit Gemeinplätzen herum. Einige waren dagegen. Nichts, ſagten ſie, widerſteht der Preßfreiheit; ſie vermag jede Regierung zu ſtürzen, die Ruhe jeder Geſellſchaft zu ſtören, jeden Ruf zu vernichten. —

Nur das Verbot der Preßfreiheit, ſagten Andere, iſt gefährlich; wenn man ſie beſchränkt, wird ſie zur Mine, die auffliegt, überläßt man ſie aber ſich ſelbſt, dann iſt ſie ein abgeſpannter Bogen, der Niemand verwunden kann. Darauf bemerkte der Kaiſer, er ſey nichts weniger als überzeugt; übrigens handle es ſich jetzt nicht mehr darum; es gebe gegenwärtig Inſtitutionen, wozu auch die Preßfreiheit gehöre, bei denen man nicht mehr die Frage zu entſcheiden habe, ob ſie gut ſeyen, ſondern ob man ſie der Gewalt der Meinung verſagen könne. Er aber entſchied, der Preßzwang bei einer repräſentativen Regierung ſey ein grober Anachronism. Auch habe er bei ſeiner Zurückkunft von Elba die Preſſe allen ihren Ausſchweifungen überlaſſen, und er meinte nicht, daß ſie zu ſeinem neuen Sturze etwas beigetragen hätte. Als man im Staatsrathe vor ihm über die Mittel berathen wollte, die Gewalt gegen die Zügelloſigkeit der Preſſe zu ſichern, ſagte er ſcherzend: „Ohne Zweifel wollen ſie ſelbſt, meine Herren, ſich ſicher ſtellen, denn, was mich betrifft, ſo bleibe ich Allem dem in Zukunft fremd. Die Preſſe hat ſich, während meiner Abweſenheit, gegen mich erſchöpft; ich fordere ſie heraus, noch etwas Neues oder Pikantes gegen mich aufzutreiben."

Ueber den unglücklichen Krieg mit Rußland äußerte ſich Napoleon auf folgende Weiſe: „Nach Allem, was geſchehen war, hätte dieſer Krieg der populärſte der neuern Zeiten ſeyn müſſen; es war der des richtigen Verſtandes und der wahren Intereſſen, der Ruhe und Sicherheit Aller; er hatte einzig den Frieden und die Erhaltung zum Zweck, war durchaus europäiſch und kontinental. Sein glücklicher Erfolg hätte ein Gleichgewicht und neue Kombinationen begründet, vor denen die Gefahren der Zeit verſchwunden wären, an deren Stelle eine ruhige Zukunft trat, und der Ehrgeiz hatte an meinen Entwürfen keinen Theil. Indem ich Polen wiederherſtellte, dieſen wahrhaften Schlußſtein des ganzen Gewölbes, ließ ich mir es gefallen, daß ein König von Preußen, ein Erzherzog von Oeſtreich, oder jeder Andere den Thron dieſes Landes beſtieg; ich wollte nichts gewinnen, und behielt mir einzig den Ruhm der guten That, die Segnungen der Zukunft vor.

Sollte man glauben, daß ich hier ſcheitern, hier meinen Untergang finden mußte? Nie hatte ich Beſſeres gethan, nie Verdienſtlicheres unternommen; aber, als hätte auch die Meinung ihre Seuchen, da war in einem Augenblicke nur ein Geſchrei, nur ein Gefühl gegen mich. Man bezeichnete mich als den Tyrannen der Könige, mich, der ihr Daſeyn wieder befeſtigt hatte; ich war nur der Zerſtörer der Rechte der Völker, ich, der ſo viel für ſie gethan, der noch ſo viel für ſie zu thun geſonnen war; und die Völker und die Könige, dieſe unverſöhnlichen Feinde, verbanden und verſchworen ſich gegen mich! Keine von allen frühern Handlungen meines Lebens wurde mir mehr angerechnet! Ich ſagte mir wohl, ich würde die Völker wieder mit dem Siege gewonnen haben, aber der blieb aus, und ich unterlag. So ſind die Menſchen! Das iſt meine Geſchichte. Aber die Völker und die Könige werden meinen Verluſt ſchmerzlich fühlen, und die Nachwelt wird das an mir verübte Unrecht rächen; das leidet keinen Zweifel.“ —

Allerdings wird die Nachwelt Napoleon

anders beurtheilen, als ihn die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen beurtheilt haben; Das bezweifle ich nicht. Indeſſen liegt in der angeführten Aeußerung eine ſeltſame Anſicht und Würdigung der Thaten und Beſtrebungen des Kaiſers. Wären Könige und Völker, wie er ſagt, unverſöhnliche Feinde, was Gott verhüten wolle! — wie konnte er, als Kaiſer, als Wiederherſteller und Befeſtiger der königlichen Macht, ein Freund der Völker ſeyn? Hat er dem Königthum und der alten Ordnung der Dinge Dienſte geleiſtet, was auf keine Weiſe zu verkennen iſt, dann durfte er dafür nicht auf den Dank der Völker rechnen, wie das, was er für dieſe gethan, ihn den Fürſten nicht empfehlen konnte, wenn anders, wie er ſagt, Fürſten und Völker ſich feindlich gegenüber ſtehen. Rapp hat, in dieſer Hinſicht, weder ſich noch ſeinen Herrn getäuſcht, und dieſem beſtimmt vorausgeſagt, was er von den Völkern und Fürſten zu erwarten haben würde, ſollte ihn in Rußland das Glück verlaſſen. Auch iſt in der That ſchwer zu begreifen, was dieſe und jene mit Liebe für ihn gewinnen ſollte. Wenn Frankreich ihm ergeben war, dann konnte es ſeine Gründe dazu haben; das Ausland hatte wahrlich keine. Was Napoleon im Intereſſe der Völker gethan, iſt wohl mit wenig Worten zu berichten, da das Gegentheil vielleicht eine weitläufige Erzählung nöthig machte. Das Königthum hat ihm viel zu danken; doch kam, was er dafür gewirkt, nur ihm zu gut; die Könige hatten ſich deſſen wenig zu erfreuen. Ob es ihm übrigens mit der Wiederherſtellung Polens, in dem Sinne, wie er oben geſagt, Ernſt geweſen, möchte von Manchem noch bezweifelt werden, obgleich die Inſtruktion, die der Kaiſer ſeinem Abgeordneten in Polen gab, und die Las Caſes abdrucken ließ, dafür zeugt. Dieſer Inſtruktion zu Folge, ſollten die Polen aufſtehen, ihre Unabhängigkeit erklären und vertheidigen, Frankreich aber nur bei dieſer Unternehmung als eine Hülfsmacht betrachten. Der Zweck des Kaiſers war, nach dem buchſtäblichen Ausdrucke, die Organiſation von Polen, mit ſeinem ganzen ehemaligen Gebiete oder auch nur einem Theile deſſelben. Er hatte zu dieſem Ende ſeinem Geſandten zu Petersburg ſehr ausgedehnte Vollmachten ertheilt, und einen Unterhändler nach Wien geſchickt, der ſich mit den erſten Mächten einlaſſen, und, von Seiten Frankreichs, reichliche Entſchädigungen an Land für das anbieten ſollte, was ſie zur Wiederherſtellung Polens abzutreten hätten.

Ehe zwiſchen Frankreich und Preußen die ſpäter erfolgte Erkältung eingetreten war, hatte der Kaiſer die Abſicht, mit dem Könige von Preußen einen feſten Bund zu ſchließen, und die Krone von Polen auf ſein Haupt zu ſezen. Dadurch verminderten ſich, wie er ſagt, die Schwierigkeiten der Ausführung, da Preußen ſchon den dritten Theil dieſes Königreichs beſaß. Rußland hätte man gelaſſen, was es durchaus behalten wollte, und Oeſtreich wäre entſchädigt worden. Der Gang der Ereigniſſe hat den Kaiſer beſtimmt, dieſen Entſchluß aufzugeben, der am Ende durch das Unglück in Rußland ganz geſcheitert iſt. — An einer andern Stelle erzählt Las Cases: „Wir ſprachen von Polen und den Königen, denen wir es zugedacht hatten. Jeder nannte den ſeinigen. Der Kaiſer, der geſchwiegen hatte, unterbrach das Schweigen mit den Worten: „Der wahre König von Polen war Poniatowski; er vereinigte alle Anſprüche darauf, er hatte alle Talente dazu.“ —

Ueber die Urſachen ſeines Falles hatte Napoleon eigene Anſichten. „Man hat mir vorgeworfen, ſagt er unter Anderm, ich hätte Adelige und Emigranten angeſtellt. Eine ganz gemeine und abgedroſchene Beſchuldigung! Thatſache iſt es, daß es unter mir in Frankreich nur individuelle Meinungen und Geſinnungen gab. Nicht die Edelleute und Emigranten haben die Reſtauration herbei geführt, vielmehr ſtanden jene durch dieſe wieder auf. Sie haben zu unſerm Untergang nicht mehr, als Andere beigetragen. Die wahrhaft Schuldigen ſind die Intrikanten von allen Farben und von allen Lehren. Fouché war nicht von Adel, Talleyrand nicht ausgewandert (?); Augereau und Marmont waren keins von beiden. Wollen ſie endlich einen erſchöpfenden Beweis, wie Unrecht man hat, ſich an ganze Klaſſen zu halten, wenn eine Revolution, wie die unſrige, Alles umkehrend, durch ſie gegangen iſt? Unter vier Perſonen, wie ſie hier beiſammen ſind, finden ſie zwei Edelleute, von denen der eine ſogar ausgewandert war. Der gute Herr v. Ségur ließ mir, ſeines Alters ungeachtet, bei meiner Abreiſe das Anerbieten machen, mich zu begleiten. Ich könnte noch eine unendliche Menge anführen. Mit demſelben Unrecht hat man mir vorgeworfen, gewiſſe einflußreiche Perſonen verſchmäht zu haben; ich war zu mächtig, als daß ich die Intriken und anerkannte Unſittlichkeit der meiſten von ihnen nicht ungeſtraft hätte verachten können. Nichts von Allem dem alſo hat mich geſtürzt; ſondern einzig die unerhörten und unvorhergeſehenen Kataſtrophen thaten es, die gewaltſamen Verhältniſſe, 500,000 Mann vor den Thoren der Hauptſtadt, eine noch ganz friſche Revolution, eine für die franzöſiſchen Köpfe zu ſtarke Kriſe, und beſonders eine Dynaſtie, die nicht alt genug war. Von dem Fuße der Pyrenäen ſelbſt hätte ich mich wieder aufgerichtet, wäre ich mein Enkel geweſen. Welchen Zauber hat doch die Vergangenheit! Ich war ohne Widerrede der von den Franzoſen Auserwählte; ihr neuer Dienſt war ihr eigenes Werk. Nun! So wie ſich die Alten wieder zeigten, ſehen Sie, mit welcher Leichtigkeit man zu den Götzen zurückgekehrt iſt.“

„Und wie hätte endlich eine andere Politik abwenden können, was mich zu Grunde gerichtet hat? Durch Marmont ward ich verrathen, den ich meinen Sohn, mein Werk nennen konnte, dem ich mein Schickſal anvertraute, indem ich ihn ſelbſt in dem Augenblick nach Paris ſchickte, wo er ſeinen Verrath und meinen Untergang vollbrachte. Murat hat mich verrathen, den ich, einen Soldaten, zum Könige gemacht, der Gatte meiner Schweſter. Berthier hat mich verrathen, ein wahres Gänschen, durch mich eine Art Adler geworden. In dem Senate ward ich gerade durch die von der Nationalpartei verrathen, die mir Alles verdankten. Das hing nun auf keine Weiſe mit meinem Syſtem der innern Politik zuſammen. Ohne Zweifel könnte man mich mit Vortheil beſchuldigen, alte Feinde, oder Edelleute und Ausgewanderte zu leicht angeſtellt zu haben, wenn mich ein Macdonald, ein Valence, ein Montesquiou verrathen hätten; aber ſie waren mir treu. Hielte man mir die

Dummheit **Murats** entgegen, dann erwiederte ich mit dem Geiſte **Marmont's**. Ich habe demnach mein inneres, politiſches Syſtem auf keine Weiſe zu bereuen" —

Das wäre denn ein Beweis, daß Elba ſeinen Gaſt an Frankreich zurückgegeben, wie es ihn von dem empfangen hatte. Ein ſchlimmes Zeichen! Uebrigens behauptet **Napoleon** eben nicht folgerecht, die wahrhaft Strafbaren, die ſeinen und Frankreichs Untergang herbeigeführt, ſeyen die Intrikanten von allen Farben und Lehren, da er gleich darauf verſichert, er wäre zu ſtark geweſen, als daß er die Intriken jeder Art nicht hätte ungeſtraft verachten können. Das konnte er allerdings, ſo lange der Wille der Nation mit ihm, und er demnach wirklich mächtig war. Was vermögen auch Parteien, Faktionen und Koterien, wo ſich die öffentliche Meinung entſchieden hat? Großes und Tiefgreifendes wirkt jetzt nur, wer die Maſſen für ſich gewinnen, und in Bewegung ſezen kann. Das ſagte er an einem andern Orte ſelbſt. Wer hat, da er in Frejus landete, ihn als den Retter von Frankreich begrüßt, ihn im Triumphe nach der Hauptſtadt geführt, und ihm den ebenen Weg zur höchſten Gewalt gezeigt? Was hat, am 18. Brumaire, ihm den Sieg über das ſchwache Direktorium, die noch mächtigen Jakobiner und die Königlichgeſinnten gegeben? Hatte Frankreich damals keine Intrikanten, oder waren ſie mächtiger unter ihm geworden?

„Die unvorhergeſehenen und unerhörten Kataſtrophen, gewaltſame Umſtände, 500,000 Mann vor den Thoren von Paris haben ihn geſtürzt." Was aber hat dieſe Kataſtrophen und Umſtände herbeigeführt? Die haben ſich doch nicht ſelbſt gemacht? Wie ſind die 500,000 Mann vor die Thore von Paris gekommen? Hatte Frankreich nicht früher, unter weit ungünſtigern Verhältniſſen, mit der Hälfte von Hülfsquellen, bei innern Kriegen, dem vereinten Europa glücklich widerſtanden, ja es beſiegt? „Die friſche Revolution!" Die hatte ſich noch friſcher behauptet, ſonſt würde er ſie nicht mehr gefunden haben. „Und der Zauber der Vergangenheit, die wankelmüthige Andacht, mit der den alten Götzen, den Bourbons, gehuldigt ward!" Das iſt doch wohl nur Scherz, oder ſoll der 20. März vielleicht für dieſen Zauber der Vergangenheit, für dieſe Andacht zeugen, mit der den alten Gözen gehuldigt worden iſt?

Nein, Napoleon hatte aufgehört, der Mann der Nation, oder, um vielleicht richtiger zu ſprechen, der Mann des Volkes zu ſeyn. So lange er es war, haben ihm Verrath und Intriken nichts geſchadet. Die Verräther und Intrikanten wußten, was ſie verſuchen durften; bei der frühern Liebe und Achtung des Volks hätten ſie es nicht gewagt, oder das Wagſtück ſchwer gebüßt. Hat er ſich doch gegen Moreau, George, Pichegru und viele Andere behauptet, die wohl bedeutender als Marmont, Murat und Berthier geweſen ſind. Dachte Napoleon wirklich über die Urſachen ſeines Falls, wie Las Caſes, auf die angeführte Weiſe erzählt — was ich indeſſen bezweifle — dann war derſelbe, früher oder ſpäter, doch entſchieden. Napoleon konnte nur halten, was ihn gehoben hatte. Daß er ſich auf die mitgetheilte Weiſe ausgeſprochen, will ich nicht läugnen; er rechtfertigt ſein Benehmen, und ſucht ſich konſequent zu bleiben. Gar gern möchte er die Meinung unterhalten, er ſey noch der Mann ſeiner Nation und ſeiner Zeit geweſen; er war es nicht mehr; ob durch ſeine Schuld oder die der Nation, das wird ein ſpäteres Geſchlecht entſcheiden. Sehr glaubwürdig wird verſichert, obgleich von Las Caſes geläugnet, Napoleon habe nach ſeiner Abdankung zu Fontainebleau, zu dem Oberſten, der den Dienſt bei ihm hatte, geſagt: „Nicht die Heere, nicht die verbündeten Monarchen, nicht die außerordentlichen Anſtrengungen Englands haben mich entthront, ſondern die liberalen Ideen. Hätte ich ſie vor vier bis fünf Jahren angenommen, dann wäre meine Macht auf immer befeſtigt.“ Obgleich auch dieſe Aeußerung noch etwas Redensart enthält, ſo kommt ſie der Wahrheit doch bedeutend näher.

Es liegt ein unwiderſtehlicher Reiz in den Berichten, welche ſich mit den letzten Lebensjahren Napoleon's beſchäftigen, wenn ſie anders den Charakter der Glaubwürdigkeit an ſich tragen, wie dies der Fall mit dem Memorial des Grafen Las-Caſes iſt, wenigſtens was das Weſentliche ſeines Inhalts betrifft. Der große umfaſſende Geiſt des Mannes, die reiche Erfahrung eines Lebens, welches vom Tiefſten bis zum Höchſten ſich erhebt, das in dem weiteſten Kreiſe einer menſchlichen Laufbahn liegt, und dann vom Höchſten wieder zum Tiefſten in betäubendem Glückswechſel niederfällt, üben eine Gewalt über Seele, Gemüth und Einbildungskraft, der man ſich nicht entziehen kann. Endlich hat das Unglück des Helden mit ſeiner Größe verſöhnt, die Neid, Tadelſucht und Gemeinheit, wie das in der Unart des Menſchen liegt, zum Gemeinen herabzuziehen ſuchten. Ohne ſeinen Aufenthalt auf St. Helena wäre ſein Name noch lange ein Fluch geblieben, und nur das Unrecht ſeiner Feinde konnte ihm ſo ſchnell zu ſeinem Rechte verhelfen. Seine Bemerkungen über die Menſchen und Angelegenheiten ſeiner Zeit, die er genauer als irgend Jemand kannte, zeichnen ſich oft durch eine Sicherheit des Urtheils aus, die ſelbſt das bittere Gefühl ſeiner Leiden und der Haß gegen die, ſo ſie ihm zugezogen, nur ſelten entſtellen.

Beherzigungswerth und ſehr wichtig iſt das Bekenntniß, welches Napoleon in folgenden Worten ablegt: „Es iſt die Wahrheit, ſprach er, daß ich nie Herr meiner Bewegungen geweſen bin; nie war ich wirklich und ganz ich ſelbſt. Ich konnte viele Entwürfe haben, aber nie beſaß ich ſo viel Freiheit, auch nur einen auszuführen. Immerhin mochte ich am Ruder ſtehen; ſo ſtark auch die Hand war, die es führte, die Wogen, die mich umflutheten, waren noch ſtärker, und ich beſaß die Klugheit, ihnen nachzugeben, um nicht, bei hartnäckigem Widerſtande, umzuſchlagen. Ich bin demnach nie wirklich Herr meiner ſelbſt geweſen, ſondern wurde immer von den Umſtänden regiert. Das iſt ſo wahr, daß im Anfang meiner Erhöhung, unter dem Konſulate, wirkliche Freunde, meine warmen Anhänger, mich manchmal in der beſten Abſicht, und um ſich darnach zu richten, fragten, wo ich eigentlich anzulangen gedächte, und ich ihnen erwiederte, das ſey mir unbekannt. Dieſe Antwort fiel ihnen auf; ſie waren vielleicht darum unzufrieden, und doch ſagte ich ihnen die Wahrheit. Später, unter dem Kaiſerreiche, wo weniger Vertraulichkeit herrſchte, ſchienen Viele dieſelbe Frage an mich zu richten, und ich hätte ihnen dieſelbe Antwort geben können; denn ich war nicht Herr meines Wirkens, weil ich nicht die Thorheit hatte, die Ereigniſſe nach meinem Syſteme geſtalten zu wollen; ich fügte, im Gegentheil, mein Syſtem der unvorhergeſehenen Wendung der Ereigniſſe an, und das iſt es, was mir oft den Schein von zu großer Beweglichkeit und Inkonſequenz gab." Ein köſtliches und ehrenvolles Geſtändniß in dem Munde eines ſolchen Mannes! Welche Lehre für die eingebildete Allmacht der Herren der Welt! Und hatten dieſe Ueberzeugung nicht alle wirklich großen Menſchen, oder ſind ſie nicht wenigſtens in ihr geſtorben? Dieſer Karl V. der nach einem thatenreichen Leben von einer Sammlung von Uhren, die er zu keinem gleichen Gange zu bringen vermochte, lernen mußte, um wie viel weniger das mit Menſchen gelingen könne? Dieſer Alexander, den die Natur zum Eroberer und Beherrſcher einer Welt geſchaffen zu haben ſchien? dieſer Cäſar, vielleicht der größte Geiſt, dem je ein Reich zugefallen iſt, und dieſer kräftige Karl der Franken, was haben ſie von Allem dem, was ſie gewollt, erſtrebt? Mit dem letzten Hauche des eiteln Ludwigs XIV. der von ſo vielem, an das er ſein langes Daſeyn und das Mark ſeines Volks verſchwendet, das Gegentheil erleben mußte, entfloh die Wirkſamkeit ſeines Willens, und ehe ein Tag verging, galt ſelbſt ſein Teſtament nicht mehr. Uebermüthiger, lächerlicher Dünkel, der die Vorſehung zu erſetzen glaubt! Kaum den Augenblick darf der Menſch ſein nennen, und er will Jahrzehnte, Jahrhunderte geſtalten! —

Der ungenannte Verfaſſer des Werks Napoleon vor ſeinen Zeitgenoſſen *) behandelt ſeinen Helden manchmal ſtreng, aber nie ungerecht. Als ein aufgeklärter Freund ſeines Ruhmes, als ein Freund der Menſchheit und ein guter Bürger Frankreichs, drückt er mit einem wehmüthigen Bedauern den Wunſch aus, der außerordentliche Mann möge die wahre Größe der trügeriſchen des Scheines nie aufgeopfert haben. Das Buch gibt eine Lebensbeſchreibung Napoleon's; und der Verfaſſer war nicht ohne mehr oder minder glückliche Vorgänger;

---

*) Napoléon devant ses contemporains. Paris 1826.

doch hatte er dieſe, in mancher Hinſicht, faſt alle übertroffen. Er konnte die Irrthümer und Fehler, wie die Thatſachen und Vorzüge ſeiner Vorgänger benuzen, und mußte es, wenn man es ihm Dank wiſſen ſollte, daß auch er noch in einer Laufbahn auftrat, in der ſich ſchon ſo Viele verſucht hatten. Außer den frühern Biographien ſeines Helden, ſtanden ihm die zahlreichen Denkwürdigkeiten zu Gebote: der reiche, wenn auch wenig geordnete Schaz, der in dem Tagebuche des ehrlichen Las Caſes zu heben iſt; die Schriften von Montholon und Gourgaud, ſelbſt die von O'Meara und Antommarchi; das politiſche und kriegeriſche Leben Napoleon's von Arnault; die beiden trefflichen Manuſkripte von Fain, über die ewig denkwürdigen Ereigniſſe von 1813 und 14; die klaſſiſche Skizze einer Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von Mignet, und endlich das inhaltreiche Werk des Herrn von Norvins, das über die diplomatiſchen Verhandlungen des Jahres 1813, ſo köſtliche Aufſchlüſſe gibt. Auch hat er ſie alle, und Fain beſonders benuzt. „Was die Regierung

Napoleon's vorzüglich bezeichnet," bemerkt der Verfaſſer im Eingange, „was das ganze Volk durch eine Erfahrung wußte, die beredter zu ihm ſprach, als ſchöne Worte; was mit Dankbarkeit erkannt ward, beſonders in den Hütten, iſt, daß er den Franzoſen, außer der ihnen ſo theuern Gleichheit, alle wahren Wohlthaten einer Revolution erhielt, der mehrere Millionen Menſchen Kleidung, Obdach, Grundeigenthum und Brod verdanken, das der Schweiß und die Thränen der Sklaverei nicht mehr näſſen. Je weiter wir darum auch vorſchreiten, je mehr ſich in Frankreich ein Syſtem entwikkelt, das die Intereſſen des Throns nicht weniger als die des Volkes verletzt; jemehr es einer geſchickt angelegten Verſchwörung, die der König indeſſen mit einem Ausſpruche ſeines Willens vernichten könnte, gelingt, uns wieder zu entreißen, was die Revolution einem ungerechten Syſteme abgekämpft hatte, das die Mehrheit der Minderzahl aufopferte, ſo vielen Menſchen das Nothdürftigſte und die heiligſten Rechte raubte, um ſie an einige Auserwählte auf Erden zu verſchenken, deſto werther wird der Name Napoleon dem Volke; er war es ſchon weit mehr, als man gewöhnlich glaubt, gewinnt aber noch mit jedem Tage an liebevoller Zuneigung. Wir ſind dahin gelangt, daß es als unzeitig erſcheint, gegen Napoleon, ſelbſt im Namen der Freiheit, zu ſchreiben, die ihn mit Recht anklagt, und daß, ſtatt leidenſchaftlicher Deklamationen, welche die Geduld des franzöſiſchen Volkes ermüdet haben, es die einfache und wahre Geſchichte des Lebens eines Feldherrn will, unter dem es Europa zwanzig Jahre Geſeze vorgeſchrieben hat; eines Oberhauptes, deſſen Genie, Regierung, Schöpfungen, Triumphe, Unfälle, der Nationalgeſchichte angehören, und einen weſentlichen Theil derſelben ausmachen." — Zwanzig Jahre lang Europa Geſeze vorgeſchrieben! Das freilich kann der franzöſiſche Nationalruhm nicht vergeſſen. Wird er es Europa übel nehmen, wenn auch es daran denkt? Es iſt ein Vorzug, oft auch ein Verdienſt, der Stärkere zu ſeyn; das größte liegt aber doch wohl in dem Gebrauche, den man von ſeiner Stärke macht.

Bei der Kindheit und Jugend Napoleon's

hält ſich der Verfaſſer mit Recht nicht lange auf. Was kann auch dieſes Alter für die Welt wichtiges enthalten? Nur für den hat es Werth und Bedeutung, der es ſelbſt gelebt, mit ſeinen Erinnerungen, die wie ein Morgentraum in den dämmernden Tag ſpielen; nur die Geſchichte ſeiner Entwickelung hat hohe Wichtigkeit, wenn auch nicht für die Welt, doch für den Beobachter und Kenner des Menſchen, für den Erzieher und Pſychologen! dann aber muß dieſe Geſchichte eine Selbſtbiographie ſeyn. Napoleon ſagte: „Mein Leben war ſo außerordentlich, daß die Bewunderer meiner Macht dachten, meine Kindheit müſſe ebenfalls außerordentlich geweſen ſeyn; ſie haben ſich geirrt. Meine erſten Jahre hatten durchaus nichts Auffallendes; ich war ein ſtarrſinniges und neugieriges Kind.“

Es mag hier der ſchicklichſte Ort ſeyn, von einer Schrift des ein und zwanzig jährigen Napoleon um ſo mehr etwas umſtändlich zu reden, da ſie wenig bekannt geworden iſt, und den Jüngling vielleicht, in mancher Hinſicht, beſſer ſchildert, als es der treueſte Biograph zu thun im Stande wäre. Die Akademie von Lyon hatte auf die Beantwortung der Frage: Welches ſind die Wahrheiten, Geſinnungen und Gefühle, die man den Menſchen zu ihrem Glücke vorzüglich mittheilen und einflößen ſoll? einen Preis geſezt. Die Preisſchriften mußten im Jahre 1791 eingeſendet werden, und Napoleon trat unter den Bewerbern auf. In der Einleitung bemerkt er, warum die gelehrten Geſellſchaften, zu allen Zeiten, das betrübende Schauſpiel der ſtrafwürdigſten Schmeichelei dargeboten, und warum die wahrhaft nützlichen Wiſſenſchaften, die Moral nämlich und die Politik, in Vergeſſenheit geſchmachtet, oder ſich in ein Labyrinth von Dunkelheit verloren haben. Indeſſen machten ſie in den ſpätern Jahren doch Fortſchritte; und das verdankt man einigen kühnen Männern, die, von ihrem Genie getrieben, weder den Donner der Deſpoten, noch die Kerker der Baſtille fürchteten. „Berühmter Raynal,“ ruft er dann, „biſt du in dem Laufe deines von den Vorurtheilen und den Großen, die du entlarvt haſt, unruhig bewegten

Lebens, bei deinem Eifer für die leidende und unterdrückte Menſchheit, ſtandhaft und unerſchütterlich beharret, dann ſchenke jetzt, unter den lauten Aeußerungen des Beifalls eines unermeßlichen Volkes, das, von dir zur Freiheit aufgerufen, dir die erſte Huldigung derſelben darbringt, den Anſtrengungen eines eifrigen Schülers, deſſen Verſuche du manchmal aufzumuntern die Güte hatteſt, deine gefällige Zuſtimmung. Die Frage mit der ich mich beſchäftigen will, iſt deines Griffels würdig; aber ohne den Ehrgeiz zu haben, mir zu ſchmeicheln, daß ich die Kraft deſſelben beſitze, ſagte ich mir muthig: Auch ich bin ein Maler."

„Der Menſch, heißt es weiter, iſt geboren, um glücklich zu ſeyn. Die Natur, eine aufgeklärte Mutter, hat ihn mit allen Organen verſehen, die zum Zwecke ihrer Schöpfung nöthig ſind. Das Glück iſt demnach nichts anders, als der Genuß des Lebens, wie er unſerer Organiſation am meiſten entſpricht. Die Bedürfniſſe des Menſchen, fährt Napoleon fort, ſind körperliche oder geiſtige, und der Menſch, ſoll er anders glücklich ſeyn, muß ſich in der

Lage befinden, dieſe und jene zu befriedigen. Von allen Geſetzgebern, bemerkt er dann, denen durch die Achtung ihrer Mitbürger der Auftrag geworden, ſie mit Geſetzen zu verſehen, ſcheinen Lykurg und Paoli von den angeführten Wahrheiten am meiſten durchdrungen geweſen zu ſeyn. Sie ſind indeſſen auf ganz verſchiedenen Wegen dazu gelangt, dieſelben in ihrer Geſetzgebung anzuwenden.“

Napoleon geht in ſeiner Schrift von dem Grundſatze aus „daß der Menſch mit ſeiner Geburt ein Recht auf den Theil der Früchte der Erde habe, der ihm zum Leben nöthig iſt. Zu einem gewiſſen Alter gelangt, heißt es weiter, fordert ſein kräftiger Arm, um die Bedürfniſſe ſeines Daſeyns zu befriedigen, Arbeit. Er wirft einen Blick um ſich; er ſieht die Erde unter wenige Hände vertheilt, der Pracht und dem Ueberfluſſe zur Nahrung dienen; er fragt ſich: Welches ſind denn die Anſprüche dieſer Leute? Warum iſt der Müßige alles, der Menſch, der arbeitet, faſt nichts? Warum endlich haben ſie mir, der altersſchwache Eltern zu ernähren hat, nichts übrig gelaſſen? Er eilt zu dem Geiſtlichen, der ſein Vertrauen beſitzt, und ſetzt ihm ſeine Zweifel auseinander ... „Menſch, antwortet der Prieſter, denke nie über das Daſeyn der Geſellſchaft nach. Gott leitet Alles... Ueberlaſſe dich der Vorſehung... Dieſes Leben iſt nur eine Reiſe... Die Dinge ſind hienieden durch eine Gerechtigkeit geordnet, deren Beſchlüſſe wir nicht zu ergründen ſuchen dürfen. .. Glaube, gehorche, forſche nicht und arbeite, das ſind deine Pflichten.... Eine ſtolze Seele, ein gefühlvolles Herz, eine natürliche Vernunft können ſich mit dieſer Antwort nicht begnügen. Er trägt alſo ſeine Zweifel und ſeine Unruhe weiter. Er kommt zu dem Gelehrteſten des Landes; es iſt ein Notar. „Gelehrter Mann, ſpricht er, man hat die Güter der Erde vertheilt, und mir nichts gegeben.“ Der gelehrte Mann lacht über ſeine Einfalt, führt ihn in ſeine Schreibſtube, und da beweiſet er ihm von Akt zu Akt, von Kontrakt zu Kontrakt, von Teſtament zu Teſtament die Rechtmäßigkeit der Vertheilung, über die er ſich beklagt. „Wie, ruft er unwillig, ſind das die Rechtsanſprüche dieſer Herren! die meinigen ſind heiliger, unbeſtreitbarer, allgemeiner; ſie erneuen ſich mit meiner Transpiration, laufen mit meinem Blute um, ſind auf meine Nerven, in mein Herz geſchrieben; es iſt die Nothwendigkeit meiner Exiſtenz, und beſonders meines Glücks. Bei dieſen Worten nimmt er die alten Wiſche und wirft ſie ins Feuer. Bald fürchtet er den Arm des Mächtigen, Gerechtigkeit genannt. Er kehrt in ſeine Hütte zurück, um ſich erſchüttert auf den kalten Körper ſeines Vaters zu werfen. Dieſer achtungswürdige Greis, durch das Alter gelähmt und blind, ſcheint nur noch zu leben, weil ihn der Tod vergeſſen hat. Mein Vater, ruft er, Ihr habt mir das Leben gegeben, und, mit ihm, einen lebhaften Inſtinkt des Glücks. Nun, mein Vater, Räuber haben alles unter ſich getheilt. Mir ſind nur meine Arme geblieben, weil ſie mir dieſelben nicht nehmen konnten. Ich bin alſo, mein Vater, zu ewiger Arbeit, zur erniedrigendſten Knechtſchaft verdammt. Es gibt, bei der brennenden Hitze des Auguſt's, wie bei der erſtarrenden Kälte des Januars, keine Ruhe für Euren Sohn; und die Frucht dieſer ununterbrochenen Anſtrengungen, den Erwerb meines Schweiſes, ernten Andre!“

In dieſem Geiſte, in dieſer Geſinnung, iſt die ganze Schrift. Sie gibt Stoff zu vielen und ernſten Betrachtungen, wenn man ihren Inhalt mit dem Inhalte des Lebens ihres Verfaſſers zuſammenſtellt. Wer würde Napoleon geworden ſeyn, in ſtiller Einſamkeit, wiſſenſchaftlicher Forſchung und müßiger Beſchauung hingegeben, und was haben das Lager, das beiſpielloſe Glück, das ihm außerordentliche Umſtände zugewendet, die Größe, zu der es ihn erhob, weil ſein Geiſt und ſein Charakter ſich derſelben würdig zeigte, was hat die Zeit, in der er gelebt, und die Nation, der, wie einer ihrer neueſten Geſchichtſchreiber ſagt,*) alles ein Schauſpiel iſt, aus ihm gemacht? — Wir kehren zu dem Werke: Napoleon vor ſeinen Zeitgenoſſen, zurück.

Wir können und wollen dem Verfaſſer nicht in der Darſtellung der Ereigniſſe, Thaten und Entwürfe eines Lebens folgen, das vielleicht den merkwürdigſten Abſchnitt in der Geſchichte der neuern Zeit bildet; wem wäre auch der reiche Inhalt deſſelben unbekannt? Nur bei jenen Epochen wollen wir noch einen Augenblick verweilen, die entſcheidend für den Helden und die Zeit waren, in der er gewirkt, und über die das öffentliche Urtheil noch unbeſtimmt iſt, oder uns im Irrthum ſcheint. Da der Verfaſſer den wundervollen erſten italieniſchen Feldzug Buonaparte's erzählt, ſagt er: „Man fand den Feldherrn allenthalben. In der Nacht vom 17. auf den 18. November beſucht er die Vorpoſten, ſtößt auf eine Schildwache, die eingeſchlafen iſt, nimmt das Gewehr des Soldaten und ſezt, an ſeiner Stelle, die Wache fort. Endlich erwacht der Eingeſchlafene, erkennt ſeinen General, und hält ſich für verloren. „„Sey ruhig,““ ſagt Buonaparte zu ihm; „„nach ſo vielen Anſtrengungen iſt es einem Tapfern wohl erlaubt, ſich dem Schlafe zu überlaſſen; aber ein anderesmal wähle deine Zeit beſſer.““ Wir waren ein wenig überraſcht, dieſes Mährchen, das Napoleon ſelbſt dafür erklärt hat, hier zu finden. Der Vorfall iſt allerdings recht gemüthlich und romantiſch, aber ihm fehlt, nach dem Zeugniſſe Deſſen, den er ehren ſoll, das Verdienſt der Wahrheit, das erſte aller Geſchichte. Auch Arnault hat den ſchönen Zug aufgenommen, und ihn ſogar durch ein zierliches Blatt in Steindruck verherrlichen laſſen. Napoleon nimmt ſich auf ihm als Schildwache recht artig aus, und der erwachte Soldat ſieht ihn höchſt verblüfft an ſeinem Poſten, und traut ſeinen Augen kaum. Napoleon aber meint, in derſelben Zeit habe vielleicht kein Soldat im Heere beſſer als er ſelbſt geſchlafen, und keiner habe wohl auch der Ruhe mehr bedurft; und das iſt ihm zu glauben.

---

*) Montgaillard.

Buonaparte hatte durch ſeine glorreichen Thaten in Italien ſeinen Namen mit unſterblichem Ruhme gekrönt, die Bewunderung der Welt erregt, und die begeiſterte Liebe ſeines Heeres gewonnen. Aber die Blicke des Direktoriums waren mit Beſorgniſſen auf ihn gerichtet. „Auch waren dieſe Beſorgniſſe," ſagt der Verfaſſer, „nicht ohne Grund. Buonaparte hatte ſich ſelbſt in Italien durch eine prophetiſche Aeußerung verrathen, da er ſprach:

„„Ich werde der Brutus der Könige und der Cäſar Frankreichs ſeyn."" Dieſes Wort erklärt ſein Glück und ſeinen Fall. Nachdem er von der Republik die Kraft entlehnt, durch die er allen Widerſtand beſiegte, mußte er durch einen Fehler untergehen, zu dem er ſich, mitten unter ſeinen Triumphen, entſchloß, durch den Fehler, daß er die Freiheit ſtürzte, der er alles verdankte. Er brauchte weder Brutus noch Cäſar zu ſeyn, ſondern der erſte Beamte eines freien Volkes."

Das Werk begleitet ſeinen Helden auf ſeinem romantiſchen Zuge in Egypten, und führt die denkwürdigen Worte an, die Buonaparte zu ſeinem Heere ſprach, und die das Innere dieſes Mannes, der ſich ſo ſelten errathen läßt, mehr als eine lange Schilderung enthüllen. „Wir kommen zu einem Volke," ſprach er, „deſſen Sitten, Religion und Gebräuche von den unſrigen verſchieden ſind. Behandelt dieſe Menſchen, wie ihr die Juden und Italiener behandelt habt; achtet ihre Muftis und Imans, wie ihr die Rabbiner und Biſchöfe geachtet. Habt für die Gebräuche, die der Koran vorſchreibt, und für die Moſcheen dieſelbe Duldung, die ihr für die Klöſter, die Synagogen und die Religion von Moſes und Jeſus Chriſtus gehabt. Die römiſchen Legionen ſchützten jede Gottesverehrung."

Die Anſichten Napoleon's, die Religion betreffend, blieben ſich ſo wenig gleich als die politiſchen. Bei Las Caſes iſt ſie ihm nur ein Theil der Politik, und ihr größter Werth beſteht in dem Einfluſſe, den ſie auf die geſellſchaftliche Ordnung, das Wohl des Staates und die Feſtigkeit der Regierung äußert. In den letzten Tagen ſeines Lebens, die uns Antommarchi ſchildert, ſcheint ſie ihm mehr eine perſönliche Angelegenheit geworden zu ſeyn. „Den 21. April 1821," erzählt der Arzt, „ließ Napoleon ſeinen Geiſtlichen, Namens Vignali, kommen, um ihm zu ſagen, wie er es nach ſeinem Tode mit den religiöſen Ceremonien gehalten wiſſen wollte. Er glaubte bei dieſer Gelegenheit in meinem Geſichte einen Ausdruck zu leſen, der ihm mißfiel, und ſagte: „Sie ſind über dieſe Schwächen erhaben; aber was wollen Sie? Ich bin weder Philoſoph, noch

Arzt. Ich glaube an Gott, und bekenne mich zu der Religion meines Vaters.“ Dann richtete er ſich wieder an den Abbé und fuhr fort: „Ich bin in der katholiſchen Religion geboren, will die Pflichten erfüllen, die ſie vorſchreibt, und den Beiſtand empfangen, den ſie gewährt.“ Da wir ſpäter allein waren, ſchalt er mich, wegen meines Unglaubens. „Können Sie es,“ ſprach er, „bis auf dieſen Punkt treiben? Können Sie nicht an Gott glauben? Alles verkündet ſein Daſein, und die größten Geiſter haben daran geglaubt.“ — Aber, Sire, ich habe das Daſein Gottes nie in Zweifel gezogen. — „Sie ſind Arzt, Doktor,“ antwortete er lachend. „Dieſe Leute,“ fügte er halblaut hinzu, „kennen nur Materielles; ſie werden nie etwas glauben.“ Thibaudeau erzählt: „In der Zeit, wo Bonaparte ein Concordat mit Rom unterhandelte, ſpeiſte ein Staatsrath— ohne Zweifel der Verfaſſer ſelbſt — zu Malmaiſon. Nach Tiſche führte ihn der erſte Conſul nach dem Parke, in dem ſie allein auf und abgingen. Das Geſpräch fiel, nicht ohne Abſicht, auf die Religion, und Bonaparte beſtritt ſehr unſtändlich alle philoſophiſchen Syſteme, die Verehrung des höchſten Weſens betreffend, den Deismus, die natürliche Religion, und wie ſie nach einander heißen. Das alles war, nach ihm, reine Ideologie. Sehen Sie, ſprach er, den letzten Sonntag machte ich in dieſer Einſamkeit, in dieſem Schweigen der Natur, meinen Spaziergang. Auf einmal klang der Schall der Glocke von Ruel in mein Ohr. Ich war bewegt, ſo ſtark iſt die Macht der erſten Eindrücke, der frühern Gewohnheiten und der Erziehung! Da ſagte ich zu mir: Wie ſehr muß das erſt auf einfache und gläubige Menſchen wirken! Mögen das ihre Philoſophen, ihre Ideologen erklären. Das Volk braucht eine Religion, und dieſe Religion muß in den Händen der Regierung liegen. Fünfzig ausgewanderte und von England bezahlte Biſchöfe verfügen jetzt über die franzöſiſche Geiſtlichkeit. Ihr Einfluß muß vernichtet werden, dazu iſt die Autorität des Papſtes nöthig. Er entſetzt ſie, oder läßt ihnen ihre Entlaſſung geben. Man erklärt, da die katholiſche Religion die der Mehrzahl der Franzoſen iſt, ſo müſſe man die Ausübung derſelben organiſiren. Der erſte Conſul ernennt fünfzig Biſchöfe, und der Papſt ertheilt ihnen die Einſezung. Die Biſchöfe ernennen die Pfarrer, die der Staat bezahlt; und ſie leiſten den Eid. Der Papſt beſtätigt den Verkauf der geiſtlichen Güter; er heiligt die Republik und man wird ſingen: Domine salvam fac rem gallicam. Man wird ſagen, ich ſey ein Päpſtler; ich bin nichts; in Aegypten war ich Mahometaner, hier werde ich, zum Wohle des Volks, Katholik ſeyn. Ich glaube nicht an die Religion... Aber die Idee eines Gottes, und — da erhob er die Hände gegen den Himmel — wer hat das Alles gemacht?"

Es iſt oft wiederholt worden, Napoleon habe das Heer in Aegypten gegen den Willen der Regierung verlaſſen, die ihn darum auch vor ein Kriegsgericht zu ſtellen das Recht gehabt hätte. Dieſer Vorwurf wurde ihm ſelbſt von Schriftſtellern gemacht, die ſich berufen glaubten, die Geſchichte des außerordentlichen Mannes zu ſchreiben. Indeſſen beweiſet die Korrespondenz des Generals mit dem Direktorium die Unwahrheit der angeführten Behauptung. Napoleon hatte der Regierung ſeine Abſicht erklärt, nach Frankreich zurückzukehren, im Falle es wieder zum Kriege mit den Königen, wie er ſich ausdrückt, kommen ſollte. Das Direktorium ſchrieb ihm den 7. Prairial des Jahrs VII, unter Anderm, wie folgt: „Das Direktorium würde ſie mit Vergnügen an der Spitze der republikaniſchen Heere ſehen, die ſie bis jetzt ſo glorreich befehligt haben!“ Die Abſicht der Regierung war, wie es in demſelben Schreiben heißt, die ganze Armee aus Aegypten zurückkommen zu laſſen, wenn die franzöſiſche Seemacht im Mittelmeere die Ueberlegenheit erlangen könnte. Sie überließ es ſeinem Ermeſſen mit einem Theile derſelben eine feſte Stellung in dem eroberten Lande zu behaupten, und das Kommando einem Generale, den er beſtimmen möge, zu übertragen. Die ernſthafte Wendung, die der Krieg mit Oeſtreich und Rußland genommen, mache dieſe Maasregel nothwendig. Die erwähnten Schreiben hat der General Gourgaud *) mit andern intereſſanten Aktenſtücken abdrucken laſſen.

---

*) Discours de Napoleon. Paris, Baudouin frères 1826.

Während der Abweſenheit Buonaparte's war Frankreich unter der Direktorialregierung von der Höhe ſeines Ruhms und ſeines Glücks herabgeſunken. Alle ſeine Eroberungen waren verloren, eine neue Coalition bedrohete es ſiegreich an ſeinen Grenzen, und im Innern loderten die Flammen des Bürgerkriegs wieder auf. Die Regierung war ohne Achtung und Vertrauen. Das Volk fühlte, und die Verſtändigen begriffen, das Vaterland ſey nur zu retten, durch eine feſte, muthige und fähige Verwaltung, die, einig mit ſich ſelbſt, und auf den Willen der Nation geſtüzt, die unerſchöpflichen Hülfsmittel, die das geſegnete Land darbot, geſchickt zu benuzen wiſſe. Aber wem ſollte der ehrenvolle, doch ſchwere Beruf zu Theil werden? „Hoche," ſagt der Verf. „war todt, und nach ihm fand ſich kein großer Charakter, kein Staatsmann unter den Oberfeldherrn. Moreau, Jourdan, Bernadotte, Brune, ſelbſt Maſſena, der ſie Alle an Stärke der Seele und an kriegeriſchem Geiſte übertraf, waren gleich unfähig, das Schiff des Staats zu lenken, und dem Schickſale Frankreichs eine feſte Haltung zu geben. Unter den bürgerlichen Angeſtellten herrſchte derſelbe Mangel, Cambaceres, Merlin, Treilhard, Talleyrand, ſeines uſurpirten Rufs ungeachtet, Sieyes, bei allen ſeinen Anſprüchen auf geſezgeberiſchen Ruhm, Fouché, Barras, der Direktor war, ſelbſt Carnot, der damals der Proſkription entfloh, beſaßen weder die Stärke noch das Anſehen, den Ruf und das Talent die ſie zur Herrſchaft eigneten. Buonaparte allein vereinigte Alles in ſich, was die Natur der Dinge und die ſchwierige Lage erforderten; er allein konnte die Parteien in Schranken halten, das Kriegsglück wiederherſtellen, die Nation um ſich ſammeln.“ — Je beſſer man Frankreich kennt, je mehr man ſeine damalige Lage erwägt, deſto feſter wird die Ueberzeugung, nur Buonaparte habe ſein Vaterland retten können, und er rettete es durch den 18. Brumaire. Die geſezgebende Gewalt wurde an dieſem Tage mit den Bajonetten aufgelöſt, das Direktorium abgeſezt, und die Konſtitution vernichtet. — „Die Lage Frankreichs,“ bemerkt der Verfaſſer, „kann den 18. Brumaire erklären, aber nicht rechtfertigen. An dieſem Tage ward, was rechtmäßig beſtand, der Geſellſchaftsvertrag, durch die bewaffnete Macht aufgehoben. Aber die Abgeordneten des Volks, welche die Verfaſſung des Jahres III. vernichteten, ſechzig von ihren Kollegen ausſchloſſen und ſogar ächteten, waren ſtrafbarer als der General. Gerade dieſe Sechzig hatten allein ihre Pflicht gethan, und verdienten die öffentliche Achtung durch einen muthigen Widerſtand. Was Buonaparte betrifft, ſo hätte ihn nichts von dem Tode gerettet, wenn er unterlag. Der Erfolg rechtfertigte ſeine Verwegenheit, ſpricht ihn aber nicht frei von Schuld. Als Sieger hatte er den Weg Cäſar's oder den Washington's vor ſich, er wählte jenen. Dieſe Wahl wird eines Tags ſeinen Untergang herbeiführen, die aufrichtige Freunde der Freiheit, ſelbſt im Augenblicke ſeiner Erhöhung, vorausſagten, deren Vorausſehung aber von Denen verleumdet ward, die den Staat und ſich ſelbſt der Willkühr eines Menſchen überliefert hatten.“ —

Der 18. Brumaire gab Napoleon die Herrſchaft über Frankreich. Er ſelbſt hütete ſich wohl, es zu ſagen, und Wenige kannten ihn, ihr Volk und ihre Zeit genug, um es zu begreifen. Selbſt Sieyes hatte gehofft, durch dieſen entſcheidenden Tag, zu dem er kräftig mitgewirkt, ſeinen Einfluß zu erweitern und zu befeſtigen. Da er aber eines Abends von Napoleon kam, mit dem er die Grundzüge der neuen Verfaſſung berathen, und in dem jungen Nebenbuhler keinen gelehrigen Schüler für ſeine politiſche Doktrin gefunden, ſagte er mit ſeiner gewöhnlichen Beſtimmtheit und Kälte: Wir haben einen Herrn. Den hatten ſie. Napoleon wies freilich alle Vorwürfe und Beſchuldigungen, daß er nach der Herrſchaft ſtrebe, feierlich von ſich ab, und nahm es ſehr übel, daß man ihn mit Cäſar und Cromwell verglich: „Bürger,“ rief er im Rathe der Alten, „ihr ſteht auf einem Vulkane. Erlaubt, daß ich Euch die Wahrheit mit der Freimüthigkeit eines Kriegers ſage. Bürger, ich lebte ruhig im Schooße meiner Familie, als ich durch die Befehle des Raths der Alten zu den Waffen gerufen wurde. Ich bot meine Waffengefährten, Eurem Rufe gehorchend, zum Dienſte des Vaterlands auf. Zum Lohne dafür werden wir verleumdet — man vergleicht mich mit Cromwell — mit Cäſar. Wäre es mir darum zu thun geweſen, die höchſte Gewalt an mich zu reißen, ſo würde es mir ſchon früher an Gelegenheit dazu nicht gefehlt haben. Aber ich ſchwöre Euch, das Vaterland hat keinen uneigennützigern Bürger, als mich. Wir ſind mit Gefahren umgeben, mit Bürgerkrieg bedroht. Laßt uns die Güter, für die wir ſo viele Opfer gebracht haben — die Freiheit und Gleichheit — nicht auf's Spiel ſezen." Er wollte vielleicht Andere täuſchen; er ſelbſt gehörte nicht zu den Getäuſchten. Er ward Frankreichs Cäſar, Cromwell, in mancher Beziehung noch etwas mehr. Da er ſpäter dem älteſten Sohne ſeines Bruders, des Königs von Holland, einem Kinde, das Großherzogthum Berg ſchenkte, ſchärfte er ihm ein, daß ſeine erſten Pflichten gegen ihn — Napoleon — ſeyen, das ihm übergebene Volk aber erſt die dritte Stelle einnehme. Ludwig XIV. wollte ſelbſt der Staat ſeyn. Napoleon ging noch weiter, und ſezte ſich über den Staat.

Der Gebrauch allein, den Buonaparte von der Gewalt machte, konnte, meinen wir, die Art rechtfertigen, wie er ſie erlangt hatte. Die Diktatur war vielleicht durch die verzweifelte Lage des Landes geboten. Wer ſich berufen fühlte, es zu retten, durfte nach der Herrſchaft über daſſelbe ſtreben, mußte ihr aber auch wieder entſagen, ſowie die gebietende Noth vorüber war. Napoleon ſtieg von Stufe zu Stufe, mit raſtloſem Streben und nie befriedigtem Ehrgeize, über alle Beſchränkungen und mäßigende Inſtitutionen hinweg, bis zum erblichen Kaiſerthum. Auch dieſes ließ er ſich, der Form und dem Scheine huldigend, nur durch die Abſtimmung der Nation ertheilen. Von 3,574,898 Stimmen waren nur 2569 gegen ihn. „Indeſſen," bemerkt der Verfaſſer, „dieſer Abſtimmung ungeachtet, durch die abermals die Konſtitution verlezt ward, verlangte doch Niemand einen Herrn; Frankreich wollte die Regierung Buonaparte's, aber nicht das Kaiſerreich; die Erhöhung deſſelben ſezte viele verſtändige Leute, die in die Zukunft ſahen, in Betrübniß. Das Krönungsfeſt war nicht vornlär, und beſchäftigte in Paris nur die müßige Neugierde.“ — Wie Napoleon Herr über Frankreich geworden war, ſo ſtrebte er jezt nach der Herrſchaft von Europa, ſey es nun, daß er den Eingebungen ſeines Ehrgeizes folgte, vielleicht auch einen beſſeren Zuſtand unſeres Welttheils wollte, oder ſich und ſein Geſchlecht bei der beſtehenden Ordnung auf dem Throne nicht für ſicher hielt. Eine Koalition nach der andern trat gegen ſeine immer wachſende Macht auf, und eine nach der andern ward von ihm beſiegt, und empfing das Geſez des Siegers. Bei dieſer Lage der Dinge konnte kein Bund aufrichtig, keine Freundſchaft wahr, kein Friede mehr, als ein Waffenſtillſtand ſeyn. Vor der Schlacht von Auſterliz war Preußen nicht abgeneigt, ſich an Rußland und Oeſtreich anzuſchließen; der Erfolg ſollte über ſeine Erklärung entſcheiden. Napoleon ſiegte, und Preußen blieb des Siegers Freund. Da der Abgeordnete dieſer Macht ſeine freudige Theilnahme ausdrückte, ſagte Napoleon: „Das iſt ein Kompliment, deſſen Adreſſe das Gluck geändert hat.“

Auf dem Wege, den Napoleon betreten hatte, mußte er Herr von Europa werden, oder untergehen; er ging unter, und mehr aus eigener Schuld, als weil ihn das Glück verließ. Das Glück, ein bloßer Name, mit dem wir das Unvorhergeſehene bezeichnen, hätte ihn von den Folgen ſeiner Schuld nicht retten können. Da er vergaß, wem er ſeine Erhöhung verdankte, der Begeiſterung des Volks, dem Wunſche und dem Bedürfniſſe einer beſſern Ordnung der Dinge, die er geben konnte und geben ſollte; da er bei jedem Wechſel der Ereigniſſe nur ſich im Auge hatte, nur auf die Eitelkeit der Nation wirkte, die er mit einem leeren Ruhme abfand, der doch nur ein Wiederſtrahl ſeines Ruhmes war, da vergaß ihn auch, was ihn ſo hoch gehoben hatte und allein erhalten konnte, die Liebe des Volks. In Frankreich war er über alle mäßigende Inſtitutionen und beſchränkende Behörden zur Alleinherrſchaft hinaufgeſchritten. Die Preſſe lag in Feſſeln; auf der Rednerbühne durfte ſich kein freies Wort vernehmen laſſen. Das Tribunat ward aufgelöſt; an die Stelle der Gerichtshöfe mit Geſchwornen traten Specialgerichte. Die Schmeichelei, die ſich in niederträchtiger Vergötterung überbot, ward, wenn auch nicht aufgemuntert, doch gefällig angehört. Im Auslande geboten ſeine Waffen und Proconſulen. Das franzöſiſche Reich dehnte er unnaturlich über Holland und einen Theil von Deutſchland aus, und ſchob es bis tief in das Herz von Italien vor, ohne Rückſicht auf Sprache, Sitten und Geſeze. Von dem Wunſche und Bedürfniſſe der Völker war nie die Rede. Die eroberten Reiche wurden unter ſchwachköpfige Verwandte, wofür er ſie ſelbſt hielt, wie ein herrenloſes Gut vertheilt. Murat erhielt Neapel, Joſeph Spanien, Hieronymus, den er gewaltſam von einer geliebten Frau trennte, die Mutter war, um ihn mit einer Prinzeſſin zu vermählen, Weſtphalen, und ein Kind das Großherzogthum Berg. Auch Luzian konnte ſich ohne Zweifel einen Thron erwerben, wollte er dafür geliebtere Neigungen aufgeben. Er war zuverläßig der Talentvollſte unter den Brüdern Napoleon's, aber in den Ruf des Bürgerſinns und republikaniſchen Geiſtes, den ihm beſonders ſein Mißverſtändniß mit dem Kaiſer erworben zu haben ſcheint, das wohl einen ganz andern Grund hatte, kam er mit einigem Unrecht. Die Art, wie er zu ſeinem großen Vermögen gelangt, und der Gebrauch, den er davon machte, wie ſeine Sitten und ſeine Lebensweiſe überhaupt, geben für den gerühmten Bürgerſinn und den republikaniſchen Geiſt Luzian's eben nicht das beſte Zeugniß. Italien, das ſich nach Einheit ſehnte, blieb zerſtückelt. Deutſchland gelähmt, Polen, das ihm mit heldenmüthiger Ergebung anhing, zerriſſen. Durch Norvins iſt erwieſen, daß er es in ſeiner Verlegenheit zu Dresden ſogar opfern wollte. Die hohe Politik mag ſolches Verfahren als Mittel billigen, die zum Zwecke führen; Napoleon, in ſeiner Lage. mußte ſogar die traurige Erfahrung machen, daß er gerade durch ſie ſeinen Zweck verfehlte. Wohl ſteht man vor der Thatkraft dieſes Mannes, vor der Größe ſeines Geiſtes und ſeiner Charakterſtärke, vor dieſer übermenſchlichen Thätigkeit, die nichts zu ermüden ſcheint, mit ſtiller Bewunderung, und ſieht ſich in der Weltgeſchichte vergebens nach einem größern um;

er ward in jenen Vorzügen von Keinem übertroffen; und doch fiel er, wohl bewundert, aber nicht bedauert. Es iſt eitles Bemühen des Haſſes, die Größe ſeines Geiſtes herabzuwürdigen, aber auch eitles Bemühen der Ergebung, den Zweck rechtfertigen zu wollen, dem er die große Kraft geopfert hat. Immer derſelbe, kehrt er von Elba, wo er Muße gehabt hat, über ſein Streben und Wollen und ihr Mißlingen Betrachtungen anzuſtellen, nach Frankreich zurück, wie er es verlaſſen hatte. Es iſt lehrreich, ihn auf ſeinem beiſpielloſen Zuge nach der Hauptſtadt zu begleiten, wo er, an der Spitze von 1100 Soldaten, die kein Gewehr abfeuern, den König, in der Mitte von 27 Millionen Unterthanen, entthront; wie er, in der Gefahr, von Freiheit ſpricht, die er dem unterdrückten Lande bringt, des Erfolgs aber gewiß, ſich dem unwiderſtehlichen Triebe ſeiner Natur überläßt, die nichts über und nichts neben ſich erträgt. Zu Grenoble ſagt er: „Ich wußte Frankreich unglücklich, ich hörte ſein Wehklagen und ſeine Vorwürfe. Meine Rechte ſind keine andere, als die des Volks... Ich nahm ſie wieder zurück, nicht um zu herrſchen; der Thron iſt nichts für mich... Ich habe den Krieg zu ſehr geliebt, ich werde keinen mehr führen. Ich will regieren, um unſer ſchönes Frankreich frei, glücklich und unabhängig zu machen... Ich will weniger ſein Suverän, als der erſte und beſte ſeiner Bürger ſeyn.“ Am 7 Juni ſprach er bei Eröffnung des geſezgebenden Körpers: „Seit drei Monaten haben mich die Umſtände und das Vertrauen des Volks mit einer unbegränzten Macht bekleidet. Jetzt geht der dringendſte Wunſch meines Herzens in Erfüllung. Ich beginne die konſtitutionelle Monarchie. Die Menſchen ſind zu ohnmächtig, um die Zukunft zu ſichern, die Inſtitutionen allein geben dem Schickſale der Nationen Feſtigkeit und Dauer. Die Monarchie iſt Frankreich nöthig, um die Unabhängigkeit und die Rechte der Völker zu wahren. Ich habe den Ehrgeiz, es in dem Genuſſe aller möglichen Freiheit zu ſehen; ich ſage möglichen, weil die Anarchie immer zur Willkührherrſchaft zurückführt.“ Und was erhielt Frankreich? Die nur zu bekannte Zuſazakte zu den frühern Konſtitutionen des Reichs, „ein abgedrungenes Zugeſtändniß, ſagt der Verfaſſer der oft angeführten Schrift, eine ehebrecheriſche Vermiſchung der Schöpfungen des Deſpotiſmus mit den Inſtitutionen der Freiheit; die Meinung verwarf dieſes Werk.“ — Es iſt kaum zu glauben und zu begreifen, wie ſehr Napoleon, in dieſer Hinſicht, befangen war, und vor Allem ſcheu zurücktrat, was von dem Volke kam. Seine Rückkehr von der Inſel Elba hatte die Nation wie ein elektriſcher Schlag durchbebt, und ihr eine lebendige Bewegung mitgetheilt, aus der er nicht zu berechnende Vortheile hätte ziehen können; aber alles fröhliche Leben erſtarrte vor ſeiner kalten Berechnung der Gewalt. „Hätte ich gewollt,“ ſagte er zu einem ſeiner Staatsräthe, „zwei Millionen Menſchen wären mir hierher gefolgt; aber man muß ſich nicht täuſchen laſſen, in Allem dem lag viel jakobiniſches Weſen.“ „Dieſe Anektode,“ wird richtig bemerkt, „erklärt das Benehmen Napoleon's ſeit ſeinem Einzuge in Paris, und wie ein Mann, von ſolcher Erfahrung, die unvermeidlichen Folgen ſeiner Zuſazakte nicht ſah. Die beiden Worte Ideologen und Jacobiner haben Napoleon unendlich viel geſchadet; die Begriffe, die er mit dieſen Worten verband, haben ihn vom Throne geſtürzt.“ — Viel wurde über die Beweggründe geſtritten, die Napoleon von der Inſel Elba nach Frankreich zurückgeführt, wo die Mißgriffe einer ſiegreichen Partei, die ſich den Sieg ſo wenig zu verdanken hatte, als ſie ihn verſtändig zu benuzen wußte, ihm einen freundlichen Empfang bereiteten. Man behauptete und läugnete mit derſelben beſtimmten Zuverſicht, daß ſich die Freunde und Anhänger des gefallenen Helden, der noch raſcher von der höchſten Höhe menſchlicher Größe herabgeſtürzt worden war, als er ſie erſtiegen hatte, zur Entfernung des legitimen Königs und zur Zurückkunft des vertriebenen Herrſchers verſchworen gehabt. Die das behaupteten oder läugneten, hatten weniger Thatſachen als Wahrſcheinlichkeiten und Vermuthungen für ſich. Die Epiſode der hundert Tage ſteht unerklärt, wenn auch nicht unerklärbar, als ein nie geſehenes, ungeheures Wageſtück in der Zeit, ein abgeriſſenes Blatt in der Geſchichte. In den vielen Denkwurdigkeiten, die über Napoleon's Leben erſchienen ſind, fand ſich kein Aufſchluß über dieſes Ereigniß, an das man nur glauben kann, weil man es geſehen hat. Alle hatten Gründe, davon zu ſchweigen. Wenige waren in das Geheimniß eingeweiht, und gerade denjenigen, die im Stande geweſen wären, es zu erklären, mußte am meiſten daran gelegen ſeyn, es unerklärt zu laſſen. Das Unglück brandmarkt als Verbrechen, was der Erfolg als Heldenthat mit Ruhm bekränzt. Zu einem gelungenen Werke haben Alle mitgewirkt, zu dem geſcheiterten Entwurfe, Keiner. Zur reich beſetzten Tafel finden ſich unzählige, auch ungebetene Gäſte ein; den Mangel mag Niemand theilen. Fouché, der nichts läugnet und nichts verſchleiert, nicht, weil ihm die Wahrheit werth iſt, ſondern, weil ihm Tugend und Verbrechen gleichviel bedeuten, und der in dieſer wie in jenem das Zweckmäßige ehrt, ſpricht in dem zweiten Theile der Denkwürdigkeiten, die voll von ihm, wenn auch nicht von ihm ſind, von den Bemühungen und Maßregeln einer Partei in Frankreich Napoleon wieder auf den Thron dieſes Reichs zu erheben; aber ſeine Aufſchlüſſe ſind nichts weniger als vollſtändig und befriedigend. Ohne Zweifel war er nicht von Allem unterrichtet, weil man ſeinem Charakter eben ſo ſehr mißtraute, als man ſeinem Talente Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Vielleicht lag es auch nicht in ſeinem Zwecke, die ganze Wahrheit zu ſagen, in wie weit er ſie kannte; denn Fouché kann viel vergeſſen, nur ſein Intereſſe nicht, und in Allem bewährt ſich des Mannes Klugheit, die immer den rechten Weg zum Ziele ſucht und findet. Fouché, wie er nämlich in den angeführten Denkwürdigkeiten erſcheint — denn der wahre und wirkliche war gewiß beſſer als dieſer — ſteht auf ſolcher Höhe vollendeter Staatsklugheit, daß Tugend, Laſter, Lügen, Wahrheit und Verbrechen tief unter ihr in gemeinem Staube liegen. Für den Helden der genannten Denkwürdigkeiten gibt es nur ein Wirkliches und Wahres, nämlich ſeinen Zweck, und alle Mittel, die zu ihm führen, ſind gut, die wirkſamſten die beſten. Nach Mirabeau's Bemerkung, tödtet die große Moral — das Intereſſe — die kleine, nämlich das Gewiſſen. Religion, Recht, Pflicht, Sittlichkeit ſind in den Ammenmährchen für Völker gut; der bloß kluge Staatsmann benuzt dieſes Geſpenſterweſen, wo es bei ihnen ſpukt, zu ſeinem Zwecke; hegt den Glauben daran und die Furcht davor, ohne ſie zu theilen. Ein ſolches Weſen iſt ein Ungeheuer, gegen das man die reißenden Thiere menſchlich nennen kann. Und doch muß der konſequente Staatsmann, wenn er die Moral von der Politik trennt, dahin gelangen, daß er in dieſem Teufel ſein Ideal erkennt. Napoleon ſteht bei weitem nicht auf dieſer Höhe, und eine ſchwindelnde und faſelnde Zeit, die einen tüchtigen Tyrannen aus ihm machen wollte, verſtand ihn ſo wenig, als ſich ſelbſt.

Napoleon hatte auf St. Helena von der Wahrheit über die hundert Tage nichts mehr zu fürchten; aber ſeine Freunde waren keineswegs in derſelben Lage. Sollte er dieſe aufopfern, die ihm mit Gefahr gedient? So kam es vielleicht, oder ſo konnte es wenigſtens kommen, daß ein Ereigniß unerklärt geblieben iſt, deſſen Erklärung Alle zu fürchten hatten, die ſie geben konnten. Nun gibt ſie ein korſikaniſcher Bürger, wie er verſichert, *) aber doch auch nicht ganz, weil die Gefahr noch nicht ganz vorüber iſt, und von den Perſonen noch einige am Leben ſind, die eine thätige Rolle dabei geſpielt. Was iſt nun an dieſer Wahrheit über die hundert Tage? Das möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Manches ſieht wie Wahrheit, Manches wie Dichtung aus. Meinen ganzen Glauben gewinnt der korſikaniſche Bürger erſt, wenn er alle, dieſen Gegenſtand betreffenden Urkunden und Belege mittheilt, wie er es ſpäter zu thun verſpricht. Dem ſey nun wie ihm wolle, das Buch bleibt immer eine intereſſante Erſcheinung, wenn auch die Geſchichte an ihr wenig oder nichts gewinnen ſollte.

„Welchen Feldherrn“ ſagt der Verfaſſer der öfter erwähnten Schrift Napoleon vor ſeinen Zeitgenoſſen, welchen Feldherrn kann man mit dem vergleichen, der, in ſechzig gelieferten Feldſchlachten Sieger, nur zweimal beſiegt ward; das erſtemal bei Leipzig, durch den Abfall ſeiner Verbündeten auf dem Schlacht-

---

*) La verité sur les cent jours.

Felde; das zweitemal bei Waterloo, weil Befehle nicht vollzogen wurden, die ihm den vollſtändigſten Sieg gegeben hätten, durch den er vielleicht auf immer auf ſeinem Throne befeſtigt worden? Und welcher Feldherr hielte einen Vergleich mit dem Helden des Feldzugs von 1814 aus?" — Allerdings hat er Großes im Felde gethan, was ihm eine Stelle an der Seite der gefeierteſten Krieger ſichert; aber ſein Volk, Europa, ja die Menſchheit hatten Anderes und Größeres von ihm zu erwarten, als Schlachten und Siege. Endlich geſteht der Verfaſſer ſpäter ſelbſt, daß die Urſache ſeines Falles nicht in dem Wechſel des Kriegsglüks, in der Beharrlichkeit und dem Muthe ſeiner Feinde, in dem Treubruche ſeiner Verbündeten zu ſuchen ſey. Sein Verderber war er ſelbſt: „Napoleon" heißt es in dem Werke mit dem wir uns hier beſchäftigen, „hat ſeinen Fall nur ſich zuzuſchreiben. England war verloren, hätte er die Völker ſich zu Verbündeten gemacht, indem er eine vernünftige Freiheit in die Bedingungen des Friedens aufgenommen, den er Preußen, Oeſtreich und Rußland zugeſtanden. Welchem Unheil hätte er durch dieſes kluge Bündniß vorgebeugt! Dann war kein Aufſtand in Preußen und Deutſchland möglich. Da er dem Vergnügen, Könige zu machen, und dem Ehrgeize, die abſolute Gewalt wiederherzuſtellen, nachgab, beging er zwei Fehler: der erſte und ſchwerſte war, daß er ſeine Sache von der des Volks und der Völker ſchied; der zweite, daß er ſich ſelbſt durch ſeine Wohlthaten dem unvermeidlichen Undanke, dem Einfluſſe der alten Politik der Kabinete, faſt wehrlos hingab. Man gebrauchte, um ihn zu bekämpfen, dieſelben Mittel, die er nicht nehmen wollte, obgleich ſie ihn gerettet haben würden. Man ſchmeichelte nämlich dem Geiſte der Freiheit, der ſich in den Völkern regte, und begünſtigte einen Aufſtand, deſſen anſtekendes Beiſpiel man durch einen zwanzigjährigen Kampf abgewendet hatte.“ — Das iſt die Meinung des Verfaſſers. Napoleon hat große Verdienſte um Frankreich, das mögen ſelbſt ſeine Feinde nicht läugnen, iſt ihnen die Wahrheit etwas werth. „Nach einem beiſpielloſen Kampfe eines einzigen Volks gegen ganz Europa, der acht Jahre gewährt hatte, fand Napoleon Frankreich erſchöpft, ohne Schaz, ohne Kredit, ohne Finanzen, ohne Mittel, die geſchlagenen und muthloſen Heere, die Beamten und Gläubiger des Staats zu bezahlen; das Genie und der Charakter Napoleon's beſiegten alle Hinderniſſe. Was hat er aus Frankreich gemacht? Allen materiellen Mitteln ſeines Glücks und ſeines Ruhms hat er den größten Umfang gegeben. Von 1804 bis z. J. 1813 hat er 31 Millionen an Brücken und Straſſen, 54 Millionen an Kanäle, 14 an Austrocknungen verwendet. Noch jetzt und noch in ſpäten Zeiten, werden die großen Arbeiten, die er vollenden ließ, ſeine Macht und ſeine Thätigkeit bezeugen. Frankreich und Italien ſind voll von Denkmälern ſeines Geiſtes, wie die Geſchichte voll iſt von ſeinen Thaten. Zum größten Manne der Weltgeſchichte hat ihm nur eins gefehlt, die Tugend des Bürgers. Und der Mangel dieſer einzigen Tugend hat die Schöpfungen ſeines Geiſtes mit Unfruchtbarkeit geſchlagen, ſelbſt ſeine beabſichtigten Wohlthaten oft verderblich gemacht, ihn um die Erfüllung ſeiner hohen Beſtimmung, und die Welt um ihre ſchönſte Hoffnung betrogen. Er hat ſeine Zeit und ihren größten Wunſch und ihr größtes Bedürfniß nicht verſtanden, oder wollte ſie ſich ſeinem Wunſche und ſeinem Bedürfniſſe unterordnen. So wirkte er, ſo fiel er, eine merkwürdige Erſcheinung, die mehr glänzend als belebend, mehr erſchütternd als befruchtend über die Erde zog.“ —

Mignet, in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, wo das Kaiſerreich unter ſeiner eignen Laſt und dem Druke der Gewalt von dem verbündeten Europa zuſammenbricht, ſagt von deſſen Schöpfer und Zerſtörer: „So fiel dieſer Mann, der vierzehn Jahre lang allein die Welt erfüllt hatte. Durch ſein unternehmendes und organiſirendes Genie, ſeine Lebens- und Willenskraft, ſeine Liebe zum Ruhme und die unermeßliche disponible Gewalt, welche die Revolution in ſeine Hand legte, ward er das rieſenhafteſte Weſen der neuern Zeit. Was das Schickſal eines Anderen außerordentlich machen würde, zählt kaum in dem ſeinigen. Aus der Dunkelheit hervorgegangen, zur höchſten Würde erhoben, aus einem bloßen Artillerieofficier das Haupt der größten Nation geworden, wagte er die Idee einer Univerſalmonarchie aufzufaſſen, und verwirklichte ſie einen Augenblick. Nachdem er das Kaiſerthum durch ſeine Siege erlangt hatte, wollte er Europa durch Frankreich unterwerfen, und England durch Europa bezwingen, und ſtellte das Militärſyſtem gegen den Kontinent, die Blokade gegen Großbritannien auf. Dieſer Plan gelang ihm einige Jahre lang; und von Liſſabon bis Moskau unterwarf er die Völker und die Fürſten ſeinem militäriſchen Befehle und dem weitverbreiteten Sequeſter, den er vorgeſchrieben hatte. Allein auf dieſe Weiſe verfehlte er ſeinen Beruf als Wiederherſteller, den er am 18. Brumaire übernommen. Da er die empfangene Macht für ſeine Rechnung übte, die Freiheit des Volks durch despotiſche Inſtitutionen, die Unabhängigkeit der Staaten durch den Krieg angriff, brachte er die Meinungen und die Intereſſen des Menſchengeſchlechts gegen ſich auf; erregte allgemeine Feindſchaften; die Nation zog ſich von ihm zurück, und nachdem er ſeine Fahnen auf allen Hauptſtädten aufgeplanzt, zehn Jahre lang ſeine Macht vermehrt und mit jeder

Schlacht ein Königreich gewonnen hatte, vereinigte ein einziger Unfall die ganze Welt gegen ihn, und er unterlag, zum Beweiſe, wie unmöglich in unſern Tagen der Despotism iſt.

Indeſſen hat Napoleon, neben den unſeligen Reſultaten ſeines Syſtems, dem Feſtlande einen erſtaunlichen Impuls gegeben; ſeine Armeen haben in ihrem Gefolge die Gebräuche, Ideen und die weiter vorgerückte Civiliſation Frankreichs verbreitet. Die europäiſchen Staatsgeſellſchaften ſind in ihren alten Grundfeſten aufgeregt worden. Die Völker haben ſich durch häufigen Verkehr gemiſcht; Brüken über die Gränzflüſſe, große, durch die Alpen, Apenninen und Pyrenäen gebahnte Straßen haben die Länder näher gebracht, und Napoleon hat für das Materielle der Staaten, was die Revolution für den menſchlichen Geiſt gethan. Die Blokade hat den Impuls der Eroberung ergänzt, die Betriebſamkeit des Feſtlandes vervollkommnet, um die engliſche zu erſezen, und an die Stelle des Kolonialhandels den mit Manufaktur-Erzeugniſſen gebracht. Auf dieſe Weiſe hat Napoleon, indem er die Völker aufregte, zu ihrer Civiliſation beigetragen. Hinſichtlich Frankreichs war er gegenrevolutionär durch ſeinen Despotism; aber durch ſeinen Eroberungsgeiſt ward er zum Erneuerer, hinſichtlich des beinahe unbeweglichen Europas, und mehrere Nationen deſſelben, die vor ſeiner Ankunft ſchlummerten, werden das Leben genießen, das er ihnen brachte. Hierin aber gehorchte Napoleon nur ſeiner Natur. Vom Kriege geboren, war Krieg ſeine Neigung, ſeine Luſt; Herrſchaft ſein Zweck; er mußte die Welt beherrſchen, und die Umſtände legten ſie in ſeine Hand, damit er zu ſeiner Exiſtenz davon Gebrauch mache.“ —

Von dem häuslichen Leben Napoleons, ſeinem Benehmen im Umgange und in vertrautern Verhältniſſen haben wir nicht geſprochen, obgleich die herrſchende Meinung des Publikums, in dieſer Beziehung, vielleicht noch mehr einer Berichtigung bedürfte, als die Vorſtellung, die man ſich gewöhnlich von ſeinen politiſchen Abſichten und Entwürfen macht. Wenige waren im Beſize ſeines Vertrauens, oder hatten ſich eines nähern Verhältniſſes mit ihm zu erfreuen, in welchem ſich der Menſch ohne Rükhalt zu geden pflegt, wie er iſt; und die Wenigen, die ſich deſſen rühmen durften, fühlten ſich nicht berufen, ihre Erfahrung mitzutheilen. Faſt Alle, die über ihn geſchrieben, hatten ihn nur in Geſchäften, bei Vorſtellungen, Feierlichkeiten geſehen und geſprochen, und konnten den Menſchen nicht leicht von der Rolle trennen, die er gerade ſpielte. Was in den Denkwürdigkeiten Fouché's von Napoleon geſagt wird, verdient nur geringen, oder keinen Glauben. Am beſten hat wohl Joſephine den Mann gekannt, der ſie achtete und liebte, und Joſephine beſaß auch Geiſt genug, um ihn zu würdigen, wie er es verdiente. Wir wollen darum hier einige Aeußerungen dieſer liebenswürdigen und achtungswerthen Frau anführen, die uns der redliche und verſtändige Thibaudeau in ſeinen Denkwürdigkeiten über das Conſulat [*]) aufbewahrt hat. „Als ich eines Tags, ſagt derſelbe, von dem erſten Conſul ging, fand ich ſeine Gemahlin, die, ſobald ſie mich bemerkte, Bourienne verließ, der bei ihr war, mich in einen abgelegenen Gang des Parks führte, beſorgt um ſich ſah, als fürchte ſie gehört zu werden, und dann ſagte: „Wiſſen Sie, was vorgeht? Lucian kommt ſehr oft hierher, und hat lange Konferenzen mit Buonaparte. Geſtern war er vier Stunden allein bei ihm. Er will durchaus die Erblichkeit. Er arbeitet dort mit Röderer, Talleyrand, Regnault und Fontanes. Ich bin gewiß, daß Talleyrand Buonaparte den Entwurf einer neuen Konſtitution übergeben hat. Dieſen Morgen hatte ich eine lange Unterredung mit Buonaparte über dieſen Gegenſtand. Er geſtand mir, Lucian habe ihm alle dieſe Vorſchläge gemacht. Darauf ſagte ich ihm. Wie aber kannſt Du Vertrauen auf Lucian haben? Haſt Du mir nicht ſelbſt geſagt, daß Du von ihm einen Brief an deinen Oheim geſehen, in dem er Dein Leben bedrohte? Haſt Du mir nicht geſagt, er werde nie etwas ſeyn, ſo lange Du erſter Conſul wäreſt? Und doch höreſt Du auf ſeinen Rath! Buonaparte gab das Alles zu, und ſagte: „Ich kenne den Charakter der Perſonen und ihre Intriken wohl.“ — Aber Du hörſt ſie, und hörſt ſie wieder, und ſo ziehen ſie Dich in ihre Schlingen. — „Geh an die Spindel.“ — Ja, aber wenn ich ſehe, daß man Dich zu Grunde richten will, dann kann ich nicht ſchweigen. Gegen mich mögen dieſe Herren treiben, was ſie wollen; aber Dich werde ich immer über ihre Umtriebe aufklären.“

---

[*]) Mémoires sur le consulat, par un ancien conseiller d'état. Paris 1827.

„Alles ſpricht ihm von der Nothwendigkeit einer erblichen Regierung. Die öffentliche Meinung, behaupten ſie, fordere dieſelbe. Das wollen ſie durch die Präfekten ſchreiben laſſen; ſie ſagen, die reichen Kapitaliſten des Auslandes wagten ihr Geld nicht in Frankreich anzulegen, weil es der Regierung an Beſtand fehle. Was weiß ich, was ſie nicht Alles erfinden? In Allem dem arbeitet Lucian für ſich, Röderer für Lucian, Talleyrand für Gott weiß wen; denn bei dieſem Manne iſt man ungewiß, auf was man rechnen kann. Uebrigens ſcheint mir Buonaparte in dieſe Ideen nicht einzugehen; aber er hört ſie an, und da ſie Niemand bei ihm beſtreitet, ſo kann er ſich doch am Ende hinreißen laſſen. Ich wiederhole ihm öfter: „Zwei Dinge verderben die Menſchen, die Schwäche und der Ehrgeiz.“ Ich rede nicht für mich, denn ich mache keine Anſprüche. Aber wie Schade, wenn ein junger Mann, der ein ſo gegründetes Recht auf den Ruhm und den Dank ſeines Jahrhunderts und der Nachwelt hat, durch Schmeichler verdorben würde! Spricht er mit mir von allen dieſen Entwürfen, welche die Stabilität bezwecken, dann ſagt er: „Es iſt auch Dein Intereſſe, und das Deiner Kinder, denn, wenn ich ſterben ſollte, würden ſie Dich morden.“ Meine Antwort iſt: „Ich bin mit meiner Lage zufrieden, und wünſche nichts weiter, weder für mich, noch fur meine Familie. Ich fürcht nichts fur die Zukunft.“ — Ich habe mich nicht, fuhr ſie gegen den Staatsrath fort, auf Koſten der Nation bereichert. Ich beſitze nichts, als was ich ſchon gehabt, ehe ich ihn geheirathet. Meine Diamanten wurden mir vom Papſte und der ciſalpiniſchen Republik gegeben. Ich habe nur Schulden. Ich wollte nicht, daß mein Sohn einen Grad haben ſollte, ehe er ihn verdient hätte.... Ach! mein Freund, fügte ſie hinzu, dieſe Menſchen ſind zu Allem fähig, wenn ſie nur ihren Zweck erreichen. Oft beneide ich den

Frieden und das verborgene Loos der Frau eines ſchlichten Landmannes. Es wäre ſehr gut, wenn man ihnen in einigen Blättern die Maske abzöge. Was Buonaparte ſelbſt betrifft, ſo kann er nur dadurch in Schranken gehalten werden; er iſt gegen die Sarkasmen in den engliſchen Zeitungen ſehr empfindlich. Darum hören ſie ihn auch gegen die Schriftſteller und Advokaten deklamiren. Doch, glaube ich, war ſein Vater Advokat. Und Lucian, der ſich Brutus nannte, und jetzt eine große Heirath mit, ich weiß nicht, welcher Prinzeſſin, projektirt! Iſt das nicht lächerlich?"

Später ſah ich die Gemahlin des erſten Conſuls wieder. „Alles geht gut," ſagte ſie, „die Verfaſſung ſoll allerdings in einigen Punkten geändert werden; aber von der Erblichkeit und der Ernennung eines Nachfolgers iſt keine Sprache. Der Senat ſoll zu der Stelle des erſten Conſuls ernennen, im Falle ſie erledigt wird. Vor einigen Tagen ſagte ich zu Buonaparte: „Nun! wann wirſt Du mich zur Kaiſerin von Gallien machen?" Er lachte, und antwortete: Wie, Joſephinchen Kaiſerin! Ich erwiederte ihm, indem ich den Vers anführte:

„Der Erſte, der König ward, war ein glücklicher Soldat."

Die Frau dieſes Soldaten theilt ſeinen Rang. Er entgegnete, „das ſey Abgeſchmaktheit." — Der erſte Conſul betrügt Sie, er betrügt uns Alle. — „Ich verſichere Sie, daß Buonaparte richtig ſieht, er hat gute Abſichten und iſt ein ehrlicher Mann; man kann ihn wohl manchmal blenden; wer vermag ſo vielen Schmeicheleien zu widerſtehen? aber die Vernunft bringt ihn immer wieder auf den rechten Weg zurück."

An demſelben Tage, bei einem Mittageſſen, von Staatsräthen und Senatoren, das Defermont gab, ſprach man ganz leiſe von Veränderungen; ſie wurden allgemein mißbilligt, obgleich man ſie nicht beſtimmt kannte. Lanjuinais äußerte ſich voll Unwille über die Rolle, die man den Senat ſpielen ließ. „Man will," rief er, „daß wir uns, daß wir Frankreich einen Herrn geben ſollen. Was iſt zu thun? Aller Widerſtand wird fruchtlos ſeyn;" man brauchte Heere, um ſich Allem dem zu wiverſetzen. Es bleibt nichts mehr übrig, als zu ſchweigen, das will ich thun.“ Zwei Tage ſpäter ſah ich Joſephine zu Malmaiſon. „Ich halte die Veränderungen,“ ſagte ſie, „für ſehr nahe, übermorgen, vielleicht morgen. Geſtern war hier eine Verſammlung der Conſuln und mehrerer Senatoren, von zwölf bis fünf Uhr. Buonaparte ſagt mir kein Wort von Dem, was vorgeht, bringe ich ihn aber auf das Kapitel, dann widerſpricht er kaum mehr. Ich empfehle ihm beſtändig, ſeine Macht nicht zu vermehren, alle neue Titel, die man ihm anträgt, abzulehnen, und vorzüglich ſeinen Nachfolger nicht zu ernennen. Cambaceres ſagte zu mir: „Man behauptet, Sie wollten weder einen König, noch einen Kaiſer.“ Meine Antwort war: „Man hat Unrecht, wenn man behauptet, ich hätte es geſagt, hat aber Recht, wenn man glaubt, mich errathen zu haben.“ — Man muß das Reſultat dieſer großen Angelegenheit abwarten. Es wurde wirklich am folgenden Tage (den 15. Thermidor) ſchon bekannt.

Einige Zeit nachher beſuchte ich die Gemahlin des erſten Conſuls. „Das Projekt der Erblichkeit, ſagte ſie, iſt nicht aufgegeben, und es kommt zum Vorſchein, ein wenig früher oder ſpäter; aber es kommt, darauf können ſie ſich verlaſſen. Buonaparte ſoll ein Kind erhalten, von wem es auch ſey. Dann fordern ſie, ich ſolle es adoptiren, weil ſie wohl fühlen, daß Buonaparte ſich ſchaden würde, ſchickte er eine Frau fort, die ſich in einer Zeit an ihn angeſchloſſen hat, wo er keine Macht beſaß, und mit deren Tochter er ſeinen Bruder vermählt hat. Ich habe ihnen aber erklärt, daß ich mich nimmermehr dazu hergeben würde. Uebrigens ſind ſie blind, wenn ſie glauben, man werde ihm einen Baſtard nachfolgen laſſen. Erſt werden ſie Alles mögliche thun, um Buonaparte von mir zu entfernen. Sie ſprachen von einer ſtarken Penſion, die ich erhalten ſollte, wenn er ſich von mir ſcheiden ließe; ich habe ihnen aber geſagt, daß ich von ihm nichts wolle, wenn dies geſchähe. Ich würde meine Diamanten verkaufen, und mir ein Landgut erwerben, auf dem ich glücklich lebte, wenn die Herren mich anders dort ruhig laſſen wollen. Vor einigen Tagen bekam die arme Hortenſia Wehen; und obgleich ſie in ihrem neunten Monate iſt, ſo zitterte ich doch, ſie möchte niederkommen, wegen des infamen Geredes, das man verbreitet hat. Ich ſagte es Buonaparte; er antwortete mir: „Dies Gerede hat bei dem Publikum nur Eingang gefunden, wiel die Nation wünſcht, ich möchte ein Kind haben.“ Ich erwiederte ihm, er täuſche ſich ſehr, wenn er dieſe Gerüchte einem ſolchen Grunde zuſchreibe; im Gegentheil ſeyen es ſeine Feinde, die dieſe Verleumdung in Umlauf geſetzt. Aber die Antwort Buonaparte's gibt Ihnen einen Begriff von ſeinen Entwürfen, und von der Verblendung, in die ihn ſeine Ideen von Größe ſtürzen. Er iſt ſchwächer und unſtäter, als man glaubt; denn nur aus dieſem Grunde kann Lucian eine ſo große Herrſchaft über ihn haben. Er weiß wohl, was Lucian von ihm geſprochen und geſchrieben hat, und doch läßt er ſich leiten! Wenn man manchmal in ſein Inneres blickt, dann könnte man ſagen, er ſey ein guter Menſch, und er iſt es auch wirklich. Glücklicherweiſe lebt in ihm das Gefühl der Gerechtigkeit, denn ſonſt würde man ihn zu weit Schlimmerem verleiten. Er fragte mich eines Tags: Welches ſind meine Fehler? Meine Antwort war, ich kenne deren zwei an Dir, die Schwäche und die Indiscretion; Du geſtatteſt Leuten Einfluß auf Dich, die nur Dein Verderben wollen, und Du läſſeſt Dich ſo gern in Erörterungen ein, daß man Dir auf dieſem Wege Deine Geheimniſſe entlockt. Das iſt wahr, ſprach er, und ſchloß mich in ſeine Arme. — Buonaparte hat immer Freundſchaft für mich; aber nie ſpricht er mit mir von Staatsangelegenheiten. Seine Brüder erzeigen mir jede Art von äußerer Achtung; doch täuſchen ſie mich nicht. Eines Tages beklagte er ſich bei mir darüber, daß er keine Freunde habe. Es iſt wahr, antwortete ich ihm, Du haſt nur Bewunderer. Um Freunde zu haben, muß man etwas mehr daran wenden als Du zu thun pflegſt, und ſie zu erhalten wiſſen. Mit Bourienne ſtehe ich gut; er gibt mir die pikanteſten Auszüge aus den engliſchen Blättern; er gehört zu keiner Partei; aber, um für eine Geldſache Nachſicht zu erhalten, würde er Buonaparte Alles treiben laſſen, ohne ein Wort zu ſagen. Er ſollte von Männern umgeben ſeyn, die ſich nichts vorzuwerfen haben."

In den Denkwürdigkeiten von O'Meara, Las Caſes und Antommarchi kommen ebenfalls viele Züge vor, die den Privatmann und den Menſchen ſchildern. Eine Stelle, die ſich am Schluſſe der Denkwürdigkeiten des Leztern findet, heißt, wie folgt: „Ich war neugierig, auf den großen Mann, das kranielogiſche Syſtem der Doktoren Gall und Spurzheim anzuwenden; die hervorſtechendſten Zeichen, die ſein Kopf darbot, waren: 1) Organ der Verſtellung; 2) Organ der Eroberung; 3) Organ des Wohlwollens; 4) Organ der Einbildungskraft; 5) Organ des Ehrgeizes, der Liebe zum Ruhme u. ſ. w.“

Die abweichenden Urtheile über Napoleon, die auch unbefangene und verſtändige Männer fällen, haben gewöhnlich ihren Grund in der Verſchiedenheit des Geſichtspunktes, aus dem ſie das Leben des außerordentlichen Mannes betrachten. Erwägt man den Aufwand von Kraft, die Größe der Mittel, die Napoleon zu Gebote ſtanden, und von ihm angewendet wurden, dann fühlt man ſich von Bewunderung ergriffen. Dieſes Gefühl aber hört auf, daſſelbe zu ſeyn, wenn man bei dem Zwecke verweilt, dem alle die ungeheuern Mittel dienten, und bei den Reſultaten ſtehen bleibt, die ſolcher Kraftaufwand bewirkte. Welche Wohlthat hätte Napoleon zu denen gefügt, die Frankreich ſchon der konſtituirenden Verſammlung verdankte? Welche Vortheile hätte er ſeinem Vaterlande und der Menſchheit gebracht, in deren Beſitze ſie nicht ſchon geweſen wären? Es läßt ſich im Gegentheil nachweiſen, daß er das Erbtheil, welches er überkommen, beträchtlich geſchmälert hinterlaſſen hat. Er ſtellte läſtige Vorrechte des Adels wieder her, ſchuf in der Ehrenlegion ein ariſtokratiſches Inſtitut, das in ſeiner Reinheit gute Dienſte leiſten mochte, von dem aber vorauszuſehen war, daß es der Mißbrauch entſtellen würde. Er brach alle Schranken, welche die Herrſchermacht mäßigten, und ſtieg von Stufe zu Stufe, bis zur Allgewalt empor, die Frankreich und ihm ſelbſt ſo verderblich wurde. Wie er das Tribunat verſtümmelte und endlich zerſtörte, die Inſtitutionen, welche der Freiheit dienen ſollten, in Werkzeuge ſeines Willens verkehrte, ſelbſt die Sprache und Schrift argwöhniſch hüten ließ und in Feſſeln ſchlug, iſt durch die Geſchichte ſeiner Regierung bekannt genug. Daß ihm Frankreich die Wiederherſtellung der Ordnung im Innern und die Achtung im Auslande verdankt, daß er die Verwaltung, in allen ihren Zweigen, muſterhaft geregelt, den Zerſtörungsgeiſt der Revolution beſchworen, den Thron befeſtigt, den Altar wieder aufgerichtet, den Sieg in die Reihen der Krieger, das Vertrauen in den Schooß der Familien zurückgeführt und öffentliche Arbeiten vollendet hat, die ewig ein Gegenſtand der Bewunderung ſeyn werden, das iſt nicht zu läugnen; eben ſo wenig aber auch, daß alles Große, was er that, nur ſeiner Größe diente; daß er Frankreich und Europa, in wie weit es ſeinen Waffen unterworfen war, als ein Familiengut behandelt hat, deſſen Benutzung er ſich vorbehalten. Ward Ordnung in dem von Faktionen durchwühlten Frankreich durch ihn geſchaffen, dann hat er auch die Willkührherrſchaft wieder hergeſtellt, die Elemente der Freiheit, ſo viel an ihm war, vernichtet, dem veralteten Syſteme neue Verſtärkung zugeführt, und ſo den Kampf verlängert, in dem Europa, um eine beſſere politiſche Geſtaltung, noch lange bluten, vielleicht ſich verbluten wird. Er hat den Sieg, der den franzöſiſchen Waffen untreu geworden, in die Reihen ſeiner Krieger zurückgeführt, aber auch den feindlichen Heeren das Herz von Frankreich, endlich die Thore von Paris geöffnet. Er hatte das Reich groß gefunden, und verließ es, eine Beute der fremden Mächte, die ſeine alten Gränzen nicht einmal achteten vnd ihm ſeine Regierung ſetzten. Er war, mit Sieg und Ruhm gekrönt, der Herrſcher des ſchönſten Reichs der Welt geworden, und ſchloß ſeine Laufbahn, und endete ſein Leben, verbannt auf einem Felſen in der Wüſte des Ozeans. Gleicht nicht, was er gethan, einem glänzenden, koſtſpieligen Feuerwerke, das die Zuſchauer betäubt, in Erſtaunen ſetzt, und ſpurlos vergeht? Napoleon trat in einer Zeit auf, wo Frankreich ausgezeichnete Talente, jeder Gattung, zählte, aber es war auch eine Zeit redſeligen Betrugs, der Hinterliſt und Täuſchung. Man fand eine Menge guter Köpfe mit eingeübter Fertigkeit in allen Künſten der Bethörung, im Dienſte der

Selbſtſucht und Eitelkeit, aber wenig große Charaktere, und, wo ſie ſich fanden, ſchob der Glanz des prunkenden Paradeweſens ihre anſpruchloſe Einfachheit tief in den Hintergrund. Napoleon erſcheint oft nur neben ſeinen kleinen Gegnern ſo unendlich groß. Man hat ihm vorgeworfen, daß er kein Washington geworden; aber Frankreich war auch kein Amerika. Indeſſen bleibt es ſeine größte Sünde, daß er einem müden Volke, das Freiheit wollte, und, nach tauſend und tauſend blutigen Opfern, Anſtrengungen und Verſuchen, ſie zu erlangen, an ihr verzweifelte, das Joch der Knechtſchaft auferlegte, und es mit eitlem Ruhm bethörte. Er ließ ſich zu den Schwächen ſeiner Zeit herab, um dieſe zu beherrſchen. Wahrhaft groß, hätte er es verſucht, ſie zu ſich heraufzuheben, ſelbſt freier Mann in einem freien Lande zu ſeyn, und wäre er geſcheitert, dann ſtand er mit ſeinem fehlgeſchlagenen Verſuche noch größer da, als mit dem Gelingen ſeines Entwurfs, der für ihn doch auch geſcheitert iſt. Er hat ſein unendlich reiches Leben an die Erwerbung eines Vermögens geſezt, das, nach ſeinem Untergange, Denen als Erbtheil zugefallen iſt, die er hätte enterben müſſen. Indeſſen iſt Napoleon, bei allen Fehlern, die er begangen, bei allem großen Unrechte, das ihm vorgeworfen wird, bei dem bedenklichen Zuſtande, in den er Europa, das er, vielleicht er allein, retten konnte, verſezt, bei allen Schwächen, zu den ihn ſein falſcher Ehrgeiz verführt haben mag, doch der größte Mann der Geſchichte ſeiner Zeit. Er beſaß alle Arten von Größe, nur die nicht, welche den Menſchen am größten macht, die ihn noch etwas Höheres kennen lehrt, als ſich ſelbſt, und ihn beſtimmt, dieſem Höheren ſogar, wenn es nöthig iſt, ſich ſelbſt aufzuopfern. Zu ihr gelangen nur, die das Rechte und Gute thun, des Rechten und Guten wegen, mag es Anerkennung oder Tadel finden, die in der Ueberlegenheit über Andere nicht ein Recht ſehen, ſie zu betrügen und zu unterdrüken, ſondern eine Verbindlichkeit, ſie aufzuklären und zu beſchüzen, die, bei aller Kraft, mit der ſie ausgeſtattet ſind, doch nur zu herrſchen verdienen, wenn ſie ſich ſelbſt zu beherrſchen wiſſen, und in ihrem höhern Standpunkte eine höhere Verpflichtung ehren.

Die Art, wie uns die Menſchen und die Dinge erſcheinen, hängt zum Theil von ihrer Umgebung ab. Unter Kleinen gilt, was ſich über ſie erhebt, für groß, unter großen, was nicht zu ihrer Höhe reicht, für klein. In einem flachen Lande heißen Hügel Berge, neben Hochgebirgen Berge Hügel. In einer gemeinen Zeit, ragt auch der Menſch hervor, der über dem Gemeinen ſteht, wo aber große Verhältniſſe große Kräfte entwickelt haben, treten ſelbſt außerordentliche Menſchen in den Hintergrund zurück; und Napoleon war ein großer Mann, groß durch ſich ſelbſt, durch die eigene Kraft und die Stärke ſeines Willens, größer noch durch ſeine Nähe und Umgebung. Die Gegenwart ſprach ein ſtrenges Urtheil über ihn, die Nachwelt, da ſie mit der nahen Vergangenheit ſich verglich, nahm es zurück. Es war keine ſehr ſchwere Aufgabe, größer als er zu ſeyn; nach der Art, wie ſie gelöſt ward, blieb er der Größte.

Delavigne verſuchte es, den außerordentlichen Menſchen in einem ſchönen Gedichte zu ſchildern, das folgende bezeichnende Strophe enthält, die wir in der Ueberſezung mittheilen:

Von Licht und Finſterniß, von Ruhm
Und Nichtigkeit ein wunderbar Gemiſch, biſt Du
Ein feindliches Geſtirn den Königen, ſo wie
Der Freiheit; auf den Gipfel trug von deinem Glück
Ein Sturm Dich, und ein Sturm warf Dich
Herab, o Du, der auf der blut'gen Bahn nichts fand,
Was Deinem Glücke glich, als nur Dein Unglück ſelbſt!

Neue Verlagsbücher von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Phantaſiegemälde für 1829.

Von Dr. **Georg Döring**. 8. Geb. mit 1 Kupfer von **Fleiſchmann**. Rthlr. 1. 12 ggr. oder 2 fl. 45 kr.

Dieſes Werk erfreut ſich ſchon ſeit einer Reihe von Jahren einer ſo ausgezeichneten Gunſt des Publikums, daß es überflüſſig ſcheinen dürfte, dieſen neueſten Jahrgang noch beſonders zu empfehlen. Dennoch halten wir es für unſere Pflicht, darauf aufmerkſam zu machen, daß die reiche Phantaſie des Verfaſſers ſich hier in einer Fülle entfaltet, wie noch in keinem der früheren Jahrgänge, indem ſie, bald das Meer, bald England und Frankreich, bald ſelbſt das üppig herrliche Oſtindien zum Schauplatze ihrer höchſt anziehenden Darſtellungen macht.

Bilder aus England.

Von **Adrian**. **Zweiter Theil**. Mit 4 Kupf. 8vo. Geheftet Rthlr. 1. 18 ggr. oder fl. 3.

Inhalt. 1) Der St. Valentins-Tag. 2) Der erſte Mai. 3) Ein Sonntag in England. 4) Ein Nachmittag zu Hampton Court. 5) Der Greis in Dulwich College. 6) Der Alterthümler. 7) Thomas Marſhall, Eſq. 8) Ausflug nach Norfolk. 9) Herr North. 10) Die Dichterhalle. 11) Der geheimnißvolle Wagen. 12) Die Kunſt in London. 13) Das Tunnel. 14) Ueberfahrt nach Boulogne. **Anhang:** I. Vauxhall-Geſänge. II. Valentines.

Der **erſte Theil** erſchien im vorigen Jahre, und koſtet ebenfalls Rthlr. 1. 18 ggr. oder 3 fl. — Derſelbe ward in den bedeutendſten kritiſchen Journalen auf das Ehrenvollſte erwähnt, weshalb hier gleichfalls nur deſſen Inhalt angeführt werden ſoll: 1) Calais. 2) Das Dampfbot. 3) Dover. 4) Reiſe nach London. 5) Ankunft in London. 6) Wohnungen. 7) Der Morgen. 8) Der Abend. 9) Die Nacht. 10) London im Frühling und im Herbſte. 11) Die Kaufläden. 12) Die Londnerinnen. 13) Spaziergang in London. 14) Vaurhall. 15) Das Geſinde. 16) Die Matroſen. 17) Franzoſen und Engländer. 18) Die öffentlichen Wagen. 19) Szenen vor Gericht. 20) Nachtſzenen in den Straßen von London. 21) Das Spätjahr. 22) Die Weſtminſter Abtei. 23) Die Theater. 24) Die Londner Brücke.

Actenmäßige Nachrichten über das

Gaunergeſindel am Rhein und Main,

und in den an dieſe Gegenden gränzenden Ländern, von G. W. Pfeiffer, Dr. und Polizey-Aſſeſſor. gr. 8. Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 30 kr.

Der Herr Verfaſſer bezweckt durch die Herausgabe dieſer gehaltvollen Schrift, dem Publikum Kenntniß zu geben von dem Treiben einer herumziehenden gefährlichen Menſchenklaſſe, damit daſſelbe in den Stand geſetzt werde, ſich möglichſt vor Schaden und Nachtheil zu hüten, und den Unterſuchungsbeamten bei Unterſuchungen gegen ſolches Gaunergeſindel hülfreich zu ſeyn.

Sonnenberg.

Eine Novelle in drei Theilen von Georg Döring. 12. Geh. Rthlr. 4. 20 ggr. oder fl. 8. 24 kr.

Wir dürfen dieſes neue Produkt des beliebten Herrn Verfaſſers mit um ſo größerem Rechte empfehlen, da hier das Intereſſe der Dichtung ſelbſt und zugleich die Wahl des hiſtoriſchen Hintergrundes, auf welchem jene erſcheint, von hoher Bedeutung für den deutſchen

Leſer ſind. Es iſt dies wohl die erſte hiſtoriſche Novelle, die, indem die reizendſten Gegenden unſeres Vaterlandes ihr zur Scene dienen, einen allgemein wichtigen Zeitabſchnitt umfaßt.

Nal und Damajanti.

Eine indiſche Geſchichte von Fr. Rückert. 12. Geh. Rthlr. 1. 18 ggr. od. fl. 2. 48.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit aller ihm in ſo ſeltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragenen indiſchen Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indiſchen Poeſie Unverſtändliche vermieden iſt, ſo daß ſie als eine ſinnige Liebeserzählung erſcheint, über welche ſich nur ein leiſer fremdartiger aber lieblichſüßer Duft ausbreitet und ſie umweht. Das mythologiſche, völlig verſtändlich, erſcheint in der Figur, welche am bedeutendſten eingreift, nur als Allegorie des böſen Gelüſtens, welches in unſrer Bruſt wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue, bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für Sprachſchönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückerts Verſen ein Vergnügen genießen, wie es ſelten geboten wird.

Erzählungen

von Johanna Schopenhauer. 7r u 8r Theil. 8. Auf Velinpap. Rthlr. 3. 16 ggr. od. fl. 6. 24 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 2. 20 ggr. od. fl. 4. 48 kr.

Die früher erſchienenen 6 Theile enthalten folgende Erzählungen: Frühlingsliebe. — Der Günſtling. — Haß und Liebe. — Die Reiſe nach Flandern. — Sommerliebe. — Leontine und Natalia. — Claire. — Der Schnee. — Die erſte Liebe. — Anton Solario. — Die

Freunde. — Preis auf Velinpapier Rthlr. 11. oder fl. 19. 12. und auf Druckpapier Rthlr. 8. 12 ggr. oder fl. 14. 24 kr.

Cooper's

ſämmtliche Werke. 37 — 51s Bändchen. Der rothe Freibeuter. (Red Rover) 6 Bändchen. — Die Nordamerikaner, geſchildert von einem reiſenden Junggeſellen. 9 Bändchen. Auf weißem Druckvelinpapier Rthlr. 2. 16 ggr. od. fl. 4. 12 kr. Auf ord. Druckpap. Rthlr. 1. 14 ggr. od. fl. 2. 36. (☞ Von dieſer gut gehefteten Ausgabe auf ord. Druckpapier kommt demnach das Bändchen nur auf 10 kr.)

Die vorhergehenden 36 Bändchen, enthaltend: Den Spion — den Letzten der Mohikaner — die Anſiedler von Suſquehanna — den Lootſen — Lionel Lincoln — die Steppe (Prairy) — koſten in der Ausgabe auf weißem Druckvelinpapier Rthlr. 6. 8 ggr. oder fl. 10. auf ordinärem Druckpapier Rthlr. 4. 12 ggr. oder fl. 7. 12 kr.

Unſere Vorzeit.

Von Theodor von Haupt, eingeführt durch Heinrich Zſchokke. 12. Geh.

Welche ächtteutſche Bruſt ſollte ein treues Gemälde der Vergangenheit nicht mit Stolz, Luſt und Wehmuth füllen; wen unter Hermanns noch immer hochherzigen Söhnen die inhaltſchwere Vorzeit ſeines lieben Vaterlandes nicht im innerſten Gemüthe anregen? — Sollen uns Hermann, unſer großer Karl, die Ottonen, Salier, Hohenſtaufen, Habsburger, unſere Friederiche, Heinriche, Maximiliane, Joſephe; unſre Helden, Staatsmänner, Reformatoren, Gelehrte, Dichter und Künſtler; ſoll uns das ernſte, erhabene und heitere; erhebende und betrübende Gemälde unſerer Vorzeit minder anſprechen, als was in den blutigen Volksſtürmen unſerer Nachbarn an der Seine ſich begeben?

Die Leſewelt erhält in dieſem Werke eine im volksthümlichen, auf alle Klaſſen der Geſellſchaft berechneten Style erzählte unbefangene und rückſichtsloſe Darſtellung aller merkwürdigeren Begebniſſe unſerer Vorzeit

„ſeit dem erſten geſchichtlichen Auf-
„treten unſerer Altvordern bis zur
„Auflöſung des teutſchen Reiches im
„Jahr 1806.“

Die Lieferung von vier Bändchen koſtet Rthlr. 1. 4 ggr. oder fl. 2.

Washington Irving's

ſämmtliche Werke. 20 — 31s Bändchen. Leben und Reiſen Chriſtoph Columbus. 1 — 12s Bändchen. Mit 2 Karten. Preis für das ganze Werk auf geglättetem Velin und cartonirt Rthlr. 3. 16 gr. oder fl. 5. 48 kr. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 2. 12 ggr. oder fl. 4. Auf ordinärem Druckpapier Rthlr. 1. 16 ggr. od. fl. 2. 12.

Die **Literary Gazette** von London drückt ſich bei dem kürzlichen Erſcheinen dieſes meiſterhaften Productes folgendermaßen über daſſelbe aus:

„Dieſes Werk wird Herrn Irvings Ruhm unglaublich vergrößern; die Neuheit der Erzählungen wird Verwunderung erwecken und iſt nur aus der beſonderen Begünſtigung zu erklären, welche der Autor in Spanien fand, wo ihm die Regierung den Zutritt zu ihren Archiven erlaubte, und ihm außerdem viele Privatbibliotheken zu Gebote ſtanden, welche früher eine verſchloſſene Quelle und ein verſiegeltes Buch“ waren; — hierdurch iſt er in den Stand geſetzt worden, manche höchſt intereſſante, bis jetzt unbekannte Thatſachen über Columbus in ſein Werk zu verweben. — Die reine und kräftige Eleganz ſeines Styls, der unbefangene und wahrhaft philoſophiſche Blick ſeiner Gedanken und Empfindungen, ſind Dinge, die Niemanden in Erſtaunen ſetzen werden, der ſeine früheren Schriften kennt; aber dieſes neue Produkt iſt noch ausgearbeiteter und von ungleich höheren Anſprüchen. Mit ungemiſchter Freude betrachten wir daher die Früchte ſeiner langen und angeſtrengten Forſchungen."

Die früheren Werke dieſes Schriftſtellers enthalten im 1—19n Bändchen: Das Skizzenbuch — Die Erzählungen eines Reiſenden — Bracebridge-Hall — Eingemachtes — und koſten auf weißem Druckvelinpapier Rthlr. 3. 12 ggr. oder fl. 5. 48. Auf ordinärem Druckpapier Rthlr. 2. 16 ggr. oder fl. [illegible]. 12 kr.

Friedemann und die Seinen,

oder das Gottesreich auf Erden. Ein Familien-Buch zur Veredlung des häuslichen und bürgerlichen Lebens. Von G. A. Gruner. 4 Theile. 12. Geh.

Die Wahrheit der allgemeinen chriſtlichen Lehre vom Glauben, Denken und Thun wird nur dann recht und ganz erkannt, wenn ſie gelebt, im Herzen durch das Leben erfahren wird. Es erſcheint deswegen als ein gutes Mittel zu einem ſchönen Zwecke, das chriſtliche Leben, wie es unter den Menſchen nicht eben iſt, aber gar wohl ſeyn könnte, und alſo auch ſollte, in einem Lebens-Gemälde aufzuſtellen. Ich habe mich ſeit Jahren mit dieſem Gedanken und mit deſſen Ausführung beſchäftiget, und dadurch im eigenen Innern an Heiterkeit, Ruhe und an Zuverſicht im Glauben gewonnen.

Denkt Euch, geliebte, treue Schüler, und Ihr andern Freunde, die ich durch mündliche und ſchriftliche Anſprache unter den Lehrern in den deutſchen Volksſchulen gefunden habe, denkt Euch, fromme Eltern, die Ihr Euern Kindern den Glauben an die Wahrheit, die über die Irrſale und Leiden des Lebens erhebt, bewahren wollt, denkt Euch, ähnlich Geſtimmte im deutſchen Volke, unter meinem Beginnen einen Verſuch eines Seitenſtückes zu des verewigten Peſtalozzi Lienhardt und Gertrud, und Ihr möchtet nicht ſonderlich irren. Gr.

J. Weitzel's

Briefe vom Rhein.

Briefe vom Rhein,

von

J. Weitzel.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.

1834.

[illegible]

Erſter Brief.

Den 23. März 1832.

Was iſt das für eine Zeit, der wir entgegengehen? Wahrhaftig, ich bin nicht kleinmüthig; eine Vergangenheit voll Noth und Gefahr hat mich abgehärtet, und ich habe gelernt, jene männlich zu ertragen, und dieſer muthig entgegen zu treten; ich weiß zu handeln, wo handeln helfen kann, und zu dulden, wo handeln nicht rettet. Es wird mir nicht an Gelegenheit fehlen, dieſe Tugenden, die ich mir zu erwerben bemüht geweſen, die ich durch ein viel verſuchtes, viel bewegtes Leben gewonnen, anzuwenden, und zu zeigen, daß ich die Vorſchrift, die ich mir zum Wahlſpruch gemacht fortis, patiens et constans zu befolgen weiß. Wir werden ſie brauchen, die Kraft zu handeln und zu dulden. Ich ſehe mit großen Beſorgniſſen in die nächſte Zukunft. Es ängſtigt mich Vieles, am meiſten aber die unſelige Richtung welche die öffentlichen Angelegenheiten unſeres Welttheils genommen haben und verfolgen. — Alles ſcheint ſich zu vereinigen, um das Staatsſchiff aus dem Hafen, in dem es an einem freilich nur wenig befeſtigten Anker jetzt noch in ſcheinbarer Ruhe liegt, auf die See voll Gewitterſtürme und Klippen zu treiben, Alles, die Strömung unten, die Winde oben. Mein Auge ſucht forſchend nach dem muthigen, erfahrnen, beſonnenen Steuermann, der mit feſter, ſicherer Hand das Ruder führt, den Blik nach dem leitenden Geſtirne gerichtet, das ihm die Bahn zum fernen Ziele zeigt; ich ſuche ihn, ohne ihn noch zu erkennen.

Ich will ruhig, ohne Haß und ohne Liebe, als in wie weit die Bruſt des Menſchen jenen gegen das Schlechte, dieſe zu dem Guten nicht abweiſen kann, mit jedem Tage in Briefen aufzeichnen, was meine Furcht erregt und meine Beſorgniſſe begründet, aber auch, was mir Hoffnung gibt und Troſt gewährt. Trägt doch die Gegenwart in ihrem mütterlichen Schooße die Zukunft, deren Samen die Vergangenheit in ihn gelegt, und mag der erfahrne Beobachter, was kommen wird, zu deuten wagen, wenn er weiß, was da geweſen, und was noch wirklich iſt, und wenn er zu erforſchen gelernt hat, wie und warum Dieſes aus Jenem hervorgegangen. Es läßt ſich in der Welt ſo ziemlich Alles erklären, wenn man nur die Urſache kennt, durch welche die Wirkung hervorgebracht worden. Weiß man jene, dann findet man auch dieſe, und es gibt auf unſerer Erde weder Zauberei noch Wunder. Die Geſchichte aber, die das Schauſpiel der Weltereigniſſe und Staatsaktionen auf irgend einem Size des Zuſchauers im Schauſpielhauſe aufzeichnet und nachſchreibt, gibt gewöhnlich nur den Inhalt des Schauſpiels, den Namen Stand und Rang der Perſonen, die ſo oder anders koſtümirt, in ihm auftreten, und der geneigte Leſer erfährt das Was, aber ſelten das Wie, das zum rechten Verſtehen der Sache oft durchaus nöthig iſt. Dieſes Wie erfährt man gewöhnlich im Ankleidezimmer und hinter den Kuliſſen, wodurch die Memoires, wenn ſie echt und wahr ſind, ſo viel Werth und eine ſo große Bedeutung erhalten.

Der Anſtoß, den die Pariſer Juliustage

Europa gegeben, iſt auch Deutſchland nicht fremd geblieben. Es war ein Blizſtrahl, der über unſern Welttheil fuhr, und zündete, wo es Brennſtoff fand. Dafür hatte man an vielen Orten auch trefflich geſorgt. Das Regieren war, ſeit der Erſcheinung der Karlsbader Beſchlüſſe für Manche gar bequem geworden; es hieß befehlen. Den Völkern hatte man früher in Wien ihr Los beſchieden, und jedem zugetheilt, was man ihm geben wollte. Die Staaten waren zugerundet, die Menſchen in ihnen ab- und hingewieſen, wie es gerade gelegen und ſchiklich ſchien. So hatte man alles recht aus einem Tuche geſchnitten, nach der Elle von Quadratmeilen mit ihren Inſaßen, die ihnen als Zugabe folgten, da für den Größern und Stärkern ein Rok, dort ein Rökchen, hier für den Kleinern und Schwächern ein Wams, oder gar nur ein Vorderblatt dazu herausgenommen worden. Natürlich mußte das Kleid ſich nach dem Leibe fügen. Um läſtige Beſchwerden und Klagen nicht zu vernehmen, zu denen hier ein Stük Leib, dort ein Läppchen Kleid ſich vermeſſen konnte, ward die

Preßfreiheit in Deutſchland aufgehoben, und die Cenſur auf eine Weiſe geübt, deren Albernheit an vielen Orten ins Lächerliche ging, wenn das Unrechte und Schädliche anders lächerlich ſeyn kann. Man hörte nun keine Klagen; und war demnach zufrieden. Man vernahm keine Beſchwerden; es gab alſo keinen Grund dazu. Was man nicht kennt, iſt für uns nicht da; ſchließt man die Augen, dann iſt die ganze Welt nur eine Finſterniß. So ward denn im Stillen das Pulver ausgeſtreut und angehäuft. Der verhaltene Mißmuth ſtieg zum Zorne, der Zorn zum Grimme, und als ein Funke auf das Pulver fiel, flog es mit Krachen auf und da der gedämmte Strom eine Oeffnung fand, trieb er ſie weiter auseinander, und brach brauſend über die zerriſſenen Dämme los. So war es im Juli 1830, als in Paris der Funke in die gefüllte Tonne fiel. Aus ihr ſtieg die Rakete praſſelnd auf, die ihre glühenden Körner über das unterminirte Europa ſtreute. Wie das wirkte, wiſſen wir. Wie die Gefahr geſpenſtiſch aus dem Grabe ſtieg, in das man ſie auf Kongreſſen und in Konferenzen verſcharrt zu haben glaubte, und die Kabinete mehr als überraſchte das würde nicht übel zu erzählen ſeyn, wenn es nur auch gefahrlos wäre. Ich erzähle nichts und ſchreibe eine Stelle aus dem alten unverdächtigen Plutarch aus. „Die Spartaner hatten ſich Thebens bemächtigt, und hielten die Burg dieſer Stadt gegen alle Treue und alles Recht beſezt. Von den unterdrükten Thebanern faßten die Muthigſten den Entſchluß, das unglükliche Vaterland von den fremden Tyrannen zu befreien. Der Entſchluß war zur That reif, und der verhaßteſte und grauſamſte der Feinde, der Polemarch Archias, befand ſich bei einem Feſtgelage, das ihm gegeben ward, um die Ausführung der gefahrvollen Unternehmung zu erleichtern. Eben ſollte der Angriff geſchehen, als Archias Nachricht von dem Anſchlage erhielt. Bei Scherz und Wein fühlte er ſich leicht geſtimmt, und es gelang, ihn zu beruhigen. Kaum aber, berichtet Plutarch, war dies erſte Ungewitter vorüber, als das Geſchik den Verſchworenen ſchon wieder ein zweites bereitete. Es brachte nämlich Jemand von Athen von Seiten des Hierophanten Archias, einen

Brief an jenen Archias, ſeinen Bekannten und Gaſtfreund gleichen Namens, worin kein leerer unverbürgter Verdacht, ſondern, wie ſich nachher auswies, umſtändliche Nachricht von der ganzen Unternehmung enthalten war. Der Bote wurde gleich vor den ſchon trunkenen Archias geführt, und ſagte bei Ueberreichung des Briefs: „der Mann, der dieſen Brief ſchikt, bittet dich dringend, ihn unverzüglich zu leſen, weil er die wichtigſten Angelegenheiten betrifft.« Archias aber verſezte lächelnd: „Mit wichtigen Dienſten iſt es Zeit bis Morgen“ — legte dann den erhaltenen Brief unter das Kopfkiſſen, und fuhr in der mit Philidas — ſeinem Wirthe — angefangenen Unterredung wieder fort. Dieſer Ausdruk ward nun eine Art von Sprüchwort, welches noch bis jezt unter den Griechen gebräuchlich iſt.“

Die wichtigen Dinge blieben auf dem kommenden Morgen ausgeſezt; aber Archias ſah keinen Morgen mehr. Die trozigen Spartaner ſagen noch heute, wie damals: „Ernſte Geſchäfte auf Morgen!“ Aber heute, wie damals, möchte es Morgen zu ſpät ſeyn.

Pope's Aeußerung:

Laßt um die Formen des Staats ſich die
Thoren bekämpfen und ſtreiten;
Die iſt die beſte allein, wo man mit Weis-
regiert.

iſt zum beliebten Wahlſpruche geworden, und enthält in einem gewiſſen Sinne Wahrheit. Man will die Verfaſſung nur der Verwaltung wegen, jene als Mittel, dieſe als Zweck, zu dem das Mittel führt. Nur um den Mißbräuchen der Regierung zu begegnen, und ſie ſelbſt für den Staat ſo erſprießlich wie möglich zu machen, bindet man ſie an gewiße Formen und Bedingungen, die der Eigenmacht und dem Eigenwillen Schranken ſezen, und das allgemeine Wohl, nicht das Wohl Einiger zur Aufgabe des Staates machen. Eine vollkommene Verwaltung die ihre Dauer verbürgt, würde jede Verfaſſung entbehrlich machen, und man kann ohne Schmeichelei zu einem guten Regenten ſagen: „Ihre Perſönlichkeit iſt die beſte Konſtitution.“ Die geiſtreiche Frau v. Staël hat mit dieſen Worten den Kaiſer Alexander begrüßt, der ſeine hohe Beſtimmung zu erkennen ſchien. Doch bemerkte der Monarch ſehr richtig, daß in dieſem Falle die Verfaſſung gebrechlich und vergänglich ſey. Warum ſehnte man ſich in unſern Tagen ſo allgemein nach einer beſſern Verfaſſung, und wechſelte ſie doch häufig wieder, wenn man in ihrem Beſize war? Weil man eine beſſere Verwaltung wollte, die beſtehende unerträglich fand, und durch eine veränderte Verfaſſung ſeinen Wunſch erfüllt, ſein Bedürfniß befriedigt zu ſehen hoffte. Die Verwaltungen, nicht die Verfaſſungen, haben die Revolution herbeigeführt, und man wechſelte nur die Verfaſſung wieder, weil ſie nicht die gehoffte Verwaltung gegeben hatte. Die Verwaltung iſt aber bei Weitem nicht einzig das Werk der Verfaſſung, wie man faſt allgemein zu glauben ſchien, und wenn wir dieſe Wahrheit noch nicht allgemein begriffen haben ſollten, dann wird die Erfahrung ſie uns verſtändlich machen. Hier iſt der Ort nicht, ſich in Erörterungen einzulaſſen, um ſie darzuthun.

Karl VI, König von Frankreich, hatte den Verſtand verloren. Chateaubriand macht bei dieſer Stelle ſeiner Geſchichte*) folgende Bemerkungen: „Benedikt, der römiſche Pabſt behauptete, Gott habe den Geiſt des Königs verwirrt, weil er den Gegenpapſt von Avignon in Schutz genommen. Clemens, der Papſt von Avignon, dagegen verſicherte, der König habe den Verſtand verloren, weil er den römiſchen Gegenpapſt nicht vernichtet. Das franzöſiſche Volk beklagte den jungen Monarchen und betete für ihn, während die Großen erfreut waren, mit dem Staate nach Gefallen ſchalten zu können. Georg III, König einer konſtitutionellen Monarchie, war mehrere Jahre hindurch ſeines Verſtandes beraubt, und ſie bilden die glorreichſte Epoche in der engliſchen Geſchichte. Karl VI, König in einer unumſchränkten Monarchie befand ſich faſt eben ſo viele Jahre in einem Zuſtand von Geiſteszerrüttung, und ſie bilden den unglücklichſten Abſchnitt in der Geſchichte Frankreichs. In einer konſtitutionellen Monarchie tritt die Nationalvernunft an die Stelle der Vernunft des Königs; in einer abſoluten Monarchie folgt die Thorheit des Hofs auf die königliche.“ Dieſe wenigen Zeilen geben viel zu denken. Erſtens ſieht man, wie die Ewigkeit ſelbſt bei Päpſten, den zeitlichen Intereſſen, und die Vorſehung perſönlichen Rükſichten dienen muß. Zweitens fällt es auf, das geplagte Volk für ſeinen unglüklichen König beten zu ſehen, da der Adel, die Stüze des Thrones, der natürliche Bundesgenoſſe der fürſtlichen Macht, ſich über die Krankheit des Monarchen freut, weil ſie das Reich ſeiner Willkühr überliefert. Das überraſcht, ſage ich, obgleich die ganze Geſchichte die Könige und die Großen ſelten in anderem Verhältniſſe zeigt, was freilich nur die Könige und die Großen nicht zu wiſſen ſcheinen. Drittens ſehen wir, welchen Werth für einen Staat eine Verfaſſung haben kann, und daß es doch kein bloßer Streit unter Thoren iſt, welche Konſtitution die beſte ſey, wie Pope ſich äußert.

---

*) Etudes, ou discours historiques.

Die Allmacht kann gut, ſehr gut ſeyn, wenn ſich zu ihr Allwiſſenheit geſellt, und der Allmächtige und Allwiſſende ſeine Vorzüge nicht mißbrauchen will. Immer eine gefährliche Stellung für den, der die Gewalt übt, wie für Alle, die ihr unterworfen ſind. Man ſollte keinen Menſchen, auch den ſtärkſten nicht, damit verſuchen. Bei unumſchränkter Einherrſchaft geht alles Gute raſch durch, weil es von einer Einſicht von einem Willen kommt; mag es nun die Einſicht oder der gute Wille des Herrn, oder des Dieners ſeyn. Wie aber, wenn die rechte Einſicht oder der gute Wille fehlt? Das Recht, die Anerkennung und verdiente Würdigung der Liebe, Schäzung und Neigung finden ſo ohne Widerſpruch ihren Gegenſtand; aber nicht auch das Unrecht, die unverdiente Zurückſezung, der Haß, die Geringſchäzung und Abneigung? Was könnte einen Menſchen retten, deſſen Verderben ein Menſch beſchloſſen hätte? Daß ſolches geſchehe, iſt nicht geſagt; aber es ſollte auch nicht einmal geſchehen können. Es iſt allerdings ein trauriges Schauſpiel, wenn man den höchſten Willen im Staate zerſplittert ſieht, wenn ſich Günſtlinge, Mätreſſen, Hofleute in ihn theilen, man auf keine Geſinnung bauen, auf keine Entſchlieſſung rechnen kann, Heute mit Geſtern, und Morgen mit Heute in Widerſpruch geräth, die Nacht zerſtört was der Tag geſchaffen hat, und ſo das Kunſtwerk der fleißigen Penelope ſich immer wiederholt. Aber ein ſolcher bedauernswürdiger Zuſtand gewährt doch den Troſt der Möglichkeit, daß der Morgen zurückbringe, was heute verloren gieng, daß der Tag das Werk der Nacht zerſtöre, und das Verdammungsurtheil, welches Uebereilung der Leidenſchaft geſprochen, Ueberlegung und Beſonnenheit zurücknehmen. Es iſt ein furchtbarer Gedanke: „Dein Schickſal liegt in eines Menſchen Hand, dem du täglich gegenüberſtehen kannſt.“ Oder wäre dem nicht ſo? befindet ſich nicht jeder, der in einem Staate ein Amt bekleidet, mehr oder weniger, in dieſer Lage? Dadurch muß manches erklärt werden, was ſonſt ein Räthſel bliebe. Ein kleiner Staat hat manche Vorzüge vor einem großen, in dem Regent und Regierte ſich ſo ferne ſtehen, daß keine Annäherung, keine Berührung zwiſchen ihnen möglich iſt, die Quelle der Gewalt und Gnade, wie die des Nils, dem Volke in unbekannter Ferne fließt, der ganze geheimnißvolle Eindruck und die Zauberkraft der fürſtlichen Perſönlichkeit verloren geht. Große Reiche, Monarchien in der herkömmlichen Form, ſind gewöhnlich der Willkühr kleiner Tyrannen hingegeben, die, im Namen des Monarchen, die Gewalt zu ihrem Vortheil üben. Vor ſolcher Satrapen- und Paſchenwirthſchaft giebt es für die geplagten Unterthanen keine Rettung. Wagt es der Gekränkte — was wirklich ein Wageſtück iſt — mit dem Zorne des Himmels, oder der Ungnade des Kaiſers zu drohen, dann kann der Beamte, wie jener ruſſiſche Statthalter, ſagen: „Immerhin! der Himmel iſt hoch, die Hauptſtadt fern.“ Nur ein kleiner Staat iſt für ein väterliches, patriarchaliſches Regiment gemacht, nach dem der Unterthan in dem Fürſten das Haupt einer großen Familie ehrt und liebt. Einem kleinen Staate iſt das glückliche Loos des Mittelſtandes geworden, der die Freuden einer vertraulichen Häuslichkeit mit dem ſparſamen Genuſſe der öffentlichen Vergnügungen vereinen kann. Läßt er ſich freilich von der eiteln Prunkſucht bethören, ſich den großen gleich zu ſtellen, wie dieſe eine auswärtige Politik zu haben, das koſtſpielige Soldatenſpiel mitzuſpielen, einen glänzenden Hof zu halten, eine Hauptſtadt mit großen gelehrten und Kunſtanſtalten, Schauſpiele und Opern zu beſitzen, dann geht er den Weg des Mittelſtandes, der die Pracht und Verſchwendung der Reichen und den Ton der Vornehmen nachäfft, ſeinem gewiſſen Verderben entgegen.

Ein Nachtheil kleiner Staaten iſt, daß ſie gern zu lächerlichen Kopien von großen werden. Es gibt ein kleinſtaatiſches Weſen, das ſich vom kleinſtädtiſchen nur unterſcheidet, wie ein kleiner Staat von einer kleinen Stadt. Man legt an kleine Dinge einen großen Maßſtab an, und da es doch allenthalben an dem Großen fehlt, ſo bläht ſich das Kleine zu ihm auf. Es iſt das rechte Verhältniß der Dinge und Menſchen zu einander nicht, weil auf dem engen Raume ſich nicht Mannigfaltiges genug zuſammen findet, durch deſſen Vergleich ſich eine wahre Würdigung und Schätzung ergeben könnte. Ein Dorfpaſtor dünkt ſich der Repräſentant der Kirche, wie der Schulze die weltliche Macht vertritt, der Dorfbarbier ſich für einen Doktor, und der Schulmeiſter für einen Gelehrten hält. Jeder iſt in einem kleinen Staate geneigt, ſich zu überſchätzen, weil er nichts Höheres und Größeres neben ſich hat, das ihm ſeine Kleinheit oder Mittelmäßigkeit zeigte. Man hat auch ſonſt ſchon die richtige Bemerkung gemacht, daß Dorfkomödianten ungleich mehr übertreiben als Schauſpieler auf großen Bühnen. Vermag es ein kleiner Staat über ſich nur ſcheinen zu wollen, was er iſt, und beſtrebt er ſich wirklich zu ſeyn, was er ſeinen Anlagen und Kräften nach, ſeyn kann und ſoll, dann iſt ihm, wie dem Mittelſtande in der bürgerlichen Geſellſchaft, in der politiſchen eben kein glänzendes, aber ein glückliches Loos gefallen. Wohl Dem, der es zu würdigen und zu finden weiß!

Eine andere Wirkung des kleinſtaatiſchen, wie des kleinſtädtiſchen Weſens iſt, daß man ſich in dem engen Kreiſe leicht überſieht und häufig berührt. Familienangelegenheiten werden Staatsangelegenheiten, wie Staatsangelegenheiten Familienangelegenheiten werden. Alle Verhältniſſe und Beziehungen nehmen nur zu leicht einen perſönlichen Charakter an, und die Stellung in der Geſellſchaft entſcheidet über die im Staate. Der Umgang, der Spiel- oder Theetiſch, ein Ball, der Verkehr mit Frau und Kind, eine längere oder kürzere Verbeugung, eine Annehmlichkeit, Lächerlichkeit oder Albernheit können wichtiger ſeyn und entſcheidender wirken, als Tugend, Talent, Thätigkeit und guter Wille. Darum mag auch die wichtigſte Angelegenheit oft in den Kreis vertraulicher Unterhaltung gezogen und ein Gegenſtand vornehmer Klatſcherei werden. Iſt es ein Vortheil für kleine Staaten, daß die Perſönlichkeit des Fürſten die Achtung, Liebe und Ergebung des Volks durch unmittelbare Berührung mit demſelben leicht gewinnen kann, dann iſt es auch ein Nachtheil, daß dieſe nahe Beziehung das Gegentheil von jenen Gefühlen erzeugt, wenn der Fürſt das Volk unfreundlich berührt und durch ſeine Perſönlichkeit die Neigung von ſich weiſet. Die Beamten werden leicht aus Dienern des Staats, Diener des Herrn, deſſen Wohlgefallen ſie als das höchſte Verdienſt zu erſtreben und deſſen Ungnade ſie als das größte Unglück zu vermeiden ſuchen. So bildet ſich jener kleine Despotism, der unerträglichſte, den es geben kann, weil er den Menſchen in allen Verhältniſſen ſeines Lebens anfeindet, neckt und quält, ſeine Opfer nicht, wie die Tyrannei großer Herrſcher, mit einem zermalmenden Blize trifft, ſondern mit tauſend Nadelſtichen zu Tode martert. In einem ſolchen Zuſtande werden die Intereſſen des Regenten denen ſeiner Unterthanen feindlich gegenübergeſtellt. Die Fiskalität läßt ſich, im perſönlichen Intereſſe des Fürſten, mit dem gemeinen Eigennutze in einen Wettkampf ein, und überbietet die Gewinnſucht niedriger Spekulation, um der fürſtlichen Kaſſe einen Vortheil zuzuwenden, den Bürger oder Gemeinden anzuſprechen ſich berechtigt glauben. Die Verwaltung opfert den materiellen Intereſſen des Fürſten die moraliſchen auf, ſchlägt um ſchnödes Geld die Achtung und Liebe der Unterthanen los, ſchleift die Majeſtät des Throns auf den Markt engherziger Gewinnſucht herab, ſezt die Ehrfurcht und Achtung, die Treue und Ergebung guter Unterthanen an ein Mehrgebot von einigen Thalern und beſchmuzt die Reinheit und Heiligkeit der fürſtlichen Würde mit dem Erguſſe der gemeinſten Leidenſchaft. Um Kaſſen ein wenig höher anzufüllen, verſchleudert man Schäze, um die man Kaſſen leeren ſollte, wenn dieſe Schäze ſich kaufen ließen. Oder gäbe es für einen Fürſten einen reichern Schaz, als die Liebe, die Treue, die Ergebung eines guten Volks? O! ſpottet über den religiöſen Glauben nicht, der den Thron geachtet und geehrt in die Mitte des Volkes ſicher ſtellt und mit geheimnißvollen Banden das Herz der Unterthanen an ſeine Stufen feſſelt! Euer verruchter Materialism, der nur Geld kennt und Geldes Werth; der nur für wirklich hält, was er mit Händen greift, der auſſer den fünf Sinnen an dem Menſchen nichts Weſentliches zu unterſcheiden findet; der nur zwei Triebfedern gelten läßt, die uns in Bewegung ſezen: „ſchmuzigen Eigennuz und rohe Gewalt,“ dieſer Materialism hat die Throne untergraben, die, nach ſolcher Vorarbeit, Neuerer keine Mühe haben, umzuſtürzen. Die ſchlimmſten und verderblichſten Jakobiner waren und ſind die Vornehmen am Hofe und im Staatsdienſte, ohne welche die gemeinen im Volke weder Beiſtand noch Beifall gefunden hätten.

Zweiter Brief.

Den 2. April 1832.

Man hat behauptet und behauptet noch, die Bewegung, die ſich in einigen Gegenden Deutſchlands offenbaret, ſei einzig von einigen verwegenen Unruheſtiftern ausgegangen, und der beſſere achtbare Theil des Volks ihr fremd geblieben. Solche Verſicherung iſt ein ſtehender Artikel in allen Blättern und Zeitſchriften geworden, die, nach der Lehre ihrer Beſchützer und Gönner zu glauben ſcheinen, die Gefahr, die man ableugnet ſey nicht vorhanden, und das Uebel, das man verbirgt, dadurch geheilt. Unſelige Verblendung, die es bis zum Aeußerſten kommen läßt, ehe ſie zur richtigen Erkenntniß ſich verſteht. Im ſtolzen Patrizierdünkel glaubt Pompejus nicht, daß Cäſar nahe, bis dieſer den Rubikon überſchritten hat, und die Sache des Senats und Rom verloren ſind. Das haben Volksbewegungen mit der Cholera gemein —

für beide gibt es Aerzte ohne Zahl, die, alle gegen die Krankheit, ſelten ein Mittel wiſſen — daß im Entſtehen das Uebel leicht abzuwenden im Fortſchreiten aber ſchwer oder nicht zu heilen iſt. Läßt man den rechten Augenblik vorübergehen, in dem ein Eimer Waſſer die aufflakernde Flamme löſcht, dann ſind auch tauſend Hände dem Brande nicht mehr gewachſen. Aber man will die Gefahr des Feuers, aus falſcher Scham nicht eingeſtehen. Da iſt es „eine Hand voll Rebellen“ die den größten Staat unſeres Welttheils erſchüttert, und einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm beſtanden haben würde, wäre dieſe Handvoll Rebellen nicht zwiſchen drei feindlichen Monarchien vom erſten Range eingeklemmt. Dort flieht ein altes Herrſchergeſchlecht, vom Throne geſtoßen, aus dem Lande verwieſen; „einige Unruheſtifter vom niedrigſten Pöbel“ haben die beſtehende Ordnung umgekehrt und den Regenten abgeſezt. Das Gewitter der Revolution ſteht wie ein Gericht Gottes über zwei Welttheilen und die Erde zittert unter ſeinem Wetterleuchten und Donnern. Ach nein! es iſt ein kindiſches Spiel von böſen Buben, die einiges Pulver verpuffen laſſen, um die Polizei zu necken. Alle Gemüther ſind voll Vertrauen und Ergebung; aber die Bauern ſtehen in wilder Verzweiflung auf, weil ſie glauben, die Regierung mit dem Adel einverſtanden, laſſe ſie vergiften, und ſelbſt die Aerzte und Geiſtlichen ſeyen mit ihr im Bunde. Es iſt das Ungeheuerſte, was man ſich denken kann. Die ganz veränderte Lage in welche Deutſchland durch die wilden Ausbrüche lange verſchloſſener Gährung verſezt ward, und von der man ſich nichts hatte träumen laſſen, überraſchte. Aus ſtolzer Sicherheit war man aufgeſchreckt, und eine ſüße Angewöhnung aus der guten ruhigen Vergangenheit hatte auf einen ſolchen Schlag nicht vorbereitet. Wäre er geſchehen, dieſer Schlag, wenn man ihn erwartet hätte? Ich glaube nicht. Bei heiterem Himmel und ſtiller Fluth iſt es nicht ſchwer, ein tüchtiger Steuermann zu ſeyn. Wenn aber entfeſſelte Stürme wüthen und ſiedende Wogen brauſen, und die empörte See mit dem erzürnten Himmel im Kampfe liegt, dann mag der Schiffer zeigen, ob er ein Mann iſt und Geſchik und Muth beſizt. Unſere meiſten Staatsmänner ſind aus der Schule der alten franzöſiſchen Ariſtokratie, in der man nichts gelernt und nichts vergeſſen hat. Sie glauben, ſie hätten die Uhr der Zeit ſtille geſtellt, weil ſie — durch die Cenſur dafür geſorgt, daß ſie nicht mehr ſchlägt. Darum wiſſen ſie freilich nicht, wie viel Uhr es iſt, und wundern ſich ſehr, wenn ſie erfahren, wie weit ſie hinter der Zeit zurükgeblieben ſind. Mit Entſezen wird bemerkt, wie nahe das Kapitol bei dem tarpeiſchen Felſen ſteht. Die Herren vom Kapitol hatten das bei dem Genuſſe der ſchönen freundlichen Ausſicht überſehen. Es iſt eine Zeit, die ſchwer begriffen wird, eine Zeit des Kampfes, des Widerſpruchs, des Uebergangs, in der entgegengeſezte Anſichten, Hoffnungen, Wünſche, Intereſſen und Meinungen einen Vertilgungskrieg gegen einander führen. Es iſt eine Zeit der Stürme in der politiſchen und moraliſchen Welt, weil die Elemente derſelben ihr früheres Gegen- und Gleichgewicht verloren haben. Der Masſtab für Gut und Bös, für Recht und Unrecht, für Ehre und Schande hat ſeine alte Sicherheit nicht mehr, wie in der ſtürmiſchen Zeit der Tag- und Nachtgleiche das Wetterglas unzuverläßig wird. Kräftige Charaktere, wenn ſie an die Spize der Bewegung kommen, ſelbſt Menſchen, unbedeutend durch eigenen Werth, wenn ſie Geburt, die Laune des Schikſals, das Volk oder der Hof zu Führern oder Sprechern der Parteien machen, gehen den ſchmalen Pfad zwiſchen dem Richtplaz und dem Pantheon, und der Wechſel eines Augenblicks, kann ſie aus dieſem zu jenem, wie von jenem in dieſes führen.

Der Beſitz des Vermögens iſt ſo unſicher wie der des Rufs, und der Menſch wird arm oder reich, berühmt oder berüchtigt, geehrt oder verabſcheut, ohne daß er ſich ſelbſt verändert hätte. Ein Glückswurf, ſo oder anders gefallen, macht Phocion und die Grachen, Cäſar, Cromwell Washington und Napoleon zu Verbrechern oder Helden; ſie beſteigen das Blutgerüſt oder den Thron, werden mit Ruhm oder mit Schande, mit Segen oder mit Fluch bedeckt.

Die griechiſche Mythe erzählt von einer Sphinx, die den Wandernden, welche an ihr vorüberkamen, ein Räthſel aufzulöſen gab. Wer das Räthſel nicht zu löſen wußte, ward ein Opfer des Ungeheuers und verlor das Leben. Das bedeutungsvolle Räthſel hatte die Sphinx von den Muſen gelernt, und wer den Sinn deſſelben fand, und es richtig deutete, dem war der Thron verheißen, und ſo wie es recht verſtanden und gedeutet war, ſtarb das Ungeheuer. Dieſe Sphinx iſt keine Dichtung mehr, ſondern unter uns geſchichtlich geworden. Wir ſehen in ihr die — Revolution. Wer mit dem Ungeheuer zuſammentrifft, und ſein Räthſel nicht zu löſen weiß, wird untergehen. Es wird Allen die auf dem gefährlichen Wege wandeln, der Reihe nach vorgelegt. Ludwig XVI, Ludwig XVIII, Karl X, ſelbſt Napoleon und Andere haben es nicht gelöſt, und Andere nach ihnen werden es vielleicht nicht löſen, und ihr Schickſal theilen. Die Sphinx hat das Räthſel von den Muſen gelernt. Die Revolution in ihrem guten Zwecke, wenn auch nicht in ihren ſchlechten Mitteln — die Revolution iſt eine Wirkung der Fortſchritte, der Aufklärung und Civiliſation, und erfolgt, wenn die Geſellſchaft dieſe Fortſchritte bei ihrer politiſchen Geſtaltung nicht anerkennen und beachten will. Die Muſen kennen den verborgenen Sinn des Räthſels, und wen die Muſen, als ihren Liebling unterrichtet haben, der verſteht dieſen Sinn und weiß ihn zu erklären, und wer ihn verſteht und zu erklären weiß, dem iſt ein Thron verheißen, und der Thron iſt der ſchönſte, den je ein Fürſt beſtieg, weil er von freien und dankbaren Völkern zur Ehre der Menſchheit errichtet worden. Erſt wenn der Sinn des Räthſels verſtanden und verſtändig gedeutet worden, ſtirbt das Ungeheuer und ihm fallen keine Opfer mehr.

Die Weisheit, und nur die Weisheit könnte alſo die Revolution endigen und ihrer Wiederkehr vorbeugen. Mit der Weisheit aber iſt nothwendig die Gerechtigkeit. Die Waffen thun es nicht, weil die Gewalt nur unterwirft und unterdrückt, aber nicht beruhigt, nicht gewinnt. In weſſen Händen iſt die Gewalt, wenn die, welche ihr dienen ſollen, ſich gegen ſie wenden ? Was wäre die Gewalt, der die Meinung, der Glaube, die Geſinnung fehlt? Sehr gelehrte Leute, welche die Angelegenheiten der Welt ſich ſyſtematiſch ordnen und geſtalten laſſen, haben ſich gegen die Revolution wie gegen die Reaktion, und für die Reform erklärt. Welcher Verſtändige und Billige wäre nicht für ſie? Auch wir ſind für die Reform, wie für Wahrheit und Recht. Kümmern ſich aber die darum, die von der Lüge und vom Unrecht leben? Macht eure Mäßigung die Gewalt auch mäßig, eure Vernunft den Wahnſinn klug, eure Billigkeit die Habſucht billig, die Leidenſchaft beſonnen, die Anmaßung beſcheiden? Was ſind Reformen? Verbeſſerung der Mißbräuche, Zugeſtändniſſe. Die aber, welche von dem Mißbrauche leben, und im glücklichen Beſitze ſich wohl befinden, wiſſen nur von altem, gutem Brauche, von verehrter, väterlicher Sitte, von heiliger Ueberlieferung, von wohlerworbenem Rechte. Wer ſie antaſtet, frevelt gegen göttliches und menſchliches Geſetz, iſt ein Neuerer, ein Aufrührer, ein Ketzer. Wer ſoll die Zugeſtändniſſe machen? Vielleicht der hat und immer noch haben mögte, aber nicht geben will? Zeigt mir ein Beiſpiel von freiwillig gemachten Zugeſtändniſſen, und ich will mich zum friedlichen und freundlichen Syſtem der Reform und der kunſtreichen Vermittelung der Extreme bekehren laſſen. Dreißig Jahre hat Deutſchland gelitten und geblutet in einem Meinungskampfe um Glaubensfreiheit, wie man ſagt, das heißt, um die Freiheit etwas weniger zu glauben, als bisher zu glauben üblich geweſen. Das war nur ein Krieg um Meinen und Glauben. Jezt iſt es um was ganz Anders zu thun, und wir ſollen uns einbilden, der Bevorrechtete werde uns entgegenkommen, uns, den enterbten Kindern eines niedern Geſchlechts, und freundlich zu uns ſagen: „Ich war bisher, was ich geweſen, auf eure Rechnung. Ihr ſteht in meinem Schuldbuche, als leibeigene Schuldner. Seyen wir Brüder und ebenbürtig! Hier folgt euer Erbtheil zurük, als Kinder eines und deſſelben Vaters." Iſt das zu erwarten? Habt Ihr ein ſolches Beiſpiel in der Weltgeſchichte? Ich kenne keines, lerne ich es aber kennen, dann will ich glauben und vertrauen.

Dagegen war die Sprache der abſoluten Gewalt dieſelbe, ihr Benehmen war daſſelbe vom Anfange der franzöſiſchen Revolution bis auf dieſen Tag. Als 1795 Ludwig XVIII den Titel eines Königs von Frankreich und Navarra annahm, erließ er, arm und verbannt, einen Aufruf an die Franzoſen, in dem es hieß: „Ihr ſeyd dem Gott eurer Väter untreu geworden, und dieſer Gott ließ Euch in ſeinem gerechten Zorne, die ganze Laſt deſſelben fühlen. Ihr habt Euch gegen die Gewalt empört, die er eingeſezt, um Euch zu regieren. Ihr müßt zurükkehren zu jener heiligen Religion, die den Segen des Himmels auf Frankreich herabgezogen hatte. Ihr müßt die Regierung wieder herſtellen, die vierzehn Jahrhundert hindurch der Ruhm Frankreichs und die Wonne der Franzoſen geweſen, aus Eurem Vaterlande das blühendſte Reich und Euch zu dem glüklichſten der Völker gemacht.“ So ſprach Ludwig XVIII in der Verbannung, im Jahre 1795, und Ludwig XVIII war ein redlicher Menſch, ein Mann von Geiſt und Bildung. Seitdem iſt manche Proklamation zu ähnlichem Zweke erſchienen; iſt in allen nicht dieſelbe Sprache, nur weniger ſchonend, weniger verheißend, als ſie ein verbannter Prinz im Elende ſpricht?

In Frankreich hatte eine Handvoll Meuterer*) den Aufſtand erregt, dem das Volk beſtändig fremd geblieben iſt. In Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Deutſchland und Polen verhielt es ſich eben ſo. Sah ſich auch die Regierung mit ihren organiſirten Gewalten, mit ihren Heeren, Geldmitteln und Ehrenbezeugungen außer Stand, ihr Anſehen in dem Lande zu behaupten; mußten fremde Armeen ihr zu Hülfe kommen, und die Liebe und Treue ihrer Unterthanen ihr mit den Bajonetten wieder erwerben, immer waren es nur einige Uebelgeſinnte und Meuterer, einige Böſewichte aus der Hefe des Volks, die ſich gegen die beſtehende Ordnung und die rechtmäßige Gewalt auflehnten.

Alle Veränderungen, die in dem geſellſchaftlichen Zuſtande ſeit Jahrhunderten eingetreten ſind; Alles was die Bedürfniſſe, die Meinungen und Intereſſen anders geſtaltet hat, die Aufklärung und Civiliſation, die Fortſchritte des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels; Alles, was die Grundlage und die Elemente des Staats verrückt und umgebildet hat, wäre demnach das Werk verbrecheriſcher Komplotte; denn ſie haben die Nothwendigkeit der Revolution herbeigeführt, wenn man nicht durch Reformen zugeſtehen will, was ein unabweisbares Bedürfniß geworden iſt. Vermögen, Einſicht, Betriebſamkeit, Talent und Reichthum, Muth und Geſchick ſind dem dritten Stande, wenigſtens in demſelben Maße, wie dem Adel und der Geiſtlichkeit zugefallen. Die ſogenannten bevorrechteten Stände würden keine Nation mehr machen, wenn man ihnen auch das Volk als Leibeigene und Hörige zuſtellen wollte. Die Seele, das Leben, das Herz des Staates ſind in dem Volke. Man will es anders.

---

*) Une poignée de factieux, ſagten offizielle Noten, Manifeſte.

Die Stände, die früher Alles galten, weil ſie Alles waren, wollen noch Alles gelten, wo ſie nichts mehr ſind, nichts mehr, als Beſtandtheile des Volks. Das Volk, das Alles geworden iſt, will auch gelten, was es iſt. Da liegt der Grund aller Revolutionen unſerer Zeit. Wir werden ſie nicht aufhalten. Was die Ordnung der Natur herbeigeführt, hebt keine menſchliche Anſtrengung wieder auf. Wollen nun die abſolute Fürſtenmacht und die Ariſtokratie keinen Frieden machen, wollen ſie keine Bedingungen eingehen, ſich zu keinem Zugeſtändniſſe verſtehen, dann kennen wir den Inhalt unſerer Geſchichte der nächſten Zukunft. Sie werden mit vereinter Kraft den Stein noch einmal bis zum Gipfel des Berges wälzen, von dem er dann zum leztenmal, unaufhaltbar in die Tiefe rollt, und die ihn halten wollen, zerſchmettert. Sie könnten friedlich im Thale wohnen und ſich auf dem Steine noch einen gemächlichen Siz bereiten. Ohne Gleichniß! Die abſolute Fürſtenmacht und der Adel könnten unter billigen Bedingungen ihren Frieden machen. Sie könnten, wenn ſie wollten. Können ſie aber wollen? Was will der Menſch? Was beſtimmt ſeinen Willen? Viel iſt zu fürchten, nicht viel zu hoffen.

Dritter Brief.

Den 18. April 1832.

Man führt den Streit ſehr lebhaft und mit verſchiedenen Gründen. Hier bezieht man ſich auf erworbene, dort auf angeborene Rechte. Dieſe machen Geſeze geltend, die menſchliche Weisheit oder Gewalt gegeben und die Gewohnheit geheiligt hat; Jene beziehen ſich auf ſolche, welche die Natur ſelbſt ertheilt, keine menſchliche Weisheit und Macht verändern und keine Gewohnheit heiligen oder entheiligen kann. Bald ſoll der Anſpruch, der nie verjährt, bald der Beſiz entſcheiden. Es iſt freilich ein ſchönes Ding um den glüklichen Beſiz, der in der Regel nicht nur das Recht, ſondern auch die Macht für ſich hat. Aber um glüklich zu beſizen, muß man erworben haben, und man darf nur erwerben, um im glüklichen Beſiz zu ſeyn. Das beatus possidens iſt darum oft ein vae victis und man braucht ſich vom Beſiegten nur zum Sieger zu erheben, um den Beſiz, das Recht und die Ehre von dem beſiegten Sieger gegen Beſiz-, Recht- und Ehrloſigkeit einzutauſchen. So weit kommen wir mit unſerer Weisheit und Wiſſenſchaft, die beweiſen will, das Beſtehende ſei immer gut, das Hergebrachte immer recht. Dann darf man ja nur umkehren, das nicht Beſtehende beſtehend, das nicht Hergebrachte herkömmlich machen, und es gilt von dem Neuen, wenn es alt geworden iſt, was jezt vom Alten gilt, das doch auch einmal neu geweſen. Und endlich mag es Dinge geben, die man mit Recht nicht beſitzen kann, und beſäße man ſie von ewigen Zeiten her. Der lange Beſiz wäre nur eine lange geübte Ungerechtigkeit, und um ſo größer und abſcheulicher, je länger er gewährt. Kann ein Menſch das Recht beſizen, den Menſchen rechtlos zum Sklaven zu machen, ihn von dem Genuſſe der Gaben der Natur auszuſchließen, ſeinen Glauben gegen ſeine Ueberzeugung zu beſtimmen?

Wie allenthalben, ſo hat auch in Deutſchland, ſelbſt das Staatsrecht die Anſprüche und

Rechte der Völker und Fürſten von den Anordnungen der Vorzeit abgeleitet und was bisher beſtanden iſt, als geſezlich beſtehend anerkannt. Was ſich geſchichtlich nachweiſen ließ, war auch rechtlich begründet. So ſollten Regierungsrechte und Standesrechte geſichert, und Streitigkeiten über Staats- und Hausdomänen entſchieden werden. Man verliert ſich in die dunkle Vorzeit, um ein Licht zu ſuchen, das uns leuchten ſoll. Was finden wir in jener Zeit, wenn wir anders wiſſen, von welcher Zeit denn eigentlich die Rede iſt? Das ſagt uns die Geſchichte, daß Geſchlechter, die unter den deutſchen Völkern zur Regierung gelangt ſind, große Grundbeſizer waren, gerade darum, weil ſie von dem reichen Ertrage ihrer Güter die Koſten und den Aufwand ihrer Würde am leichteſten beſtreiten konnten. Die Geſchichte zeigt aber auch ohne Widerſpruch, daß die Würden der deutſchen Fürſten urſprünglich nicht erblich geweſen, daß ſie ſpäter noch der Kaiſer zu vergeben gehabt, und daß mit dieſen Würden er einen bedeutenden Grundbeſiz verliehen, von deſſen Ertrage ſie aufrecht erhalten wurden.

So verhielt es ſich mit den Herzogen und Grafen und mit den andern Fürſten, die Mittel fanden, ſich nach und nach erblich, und endlich ſelbſtſtändig und unabhängig zu machen. Solche ausgezeichnete Familien hatten allerdings eigene, beträchtliche Güter, Allodien, zu denen aber, wenn ſie Stellen erhielten, mit denen ſie belehnt wurden, Lehngüter kamen. Dieſe Lehngüter waren nicht das Eigenthum der Familien, die ſie indeſſen ſpäter in ein ſolches zu verwandeln wußten. Auch der Adel beſaß ſolche Güter mit der Verpflichtung, den Kriegsdienſt zu thun, und zwar auf eigene Koſten. Hatten die Edelleute den ſteuerfreien Grundbeſiz, dann ließ ſich das rechtfertigen, weil ſie auf eigene Rechnung die Laſt der Heereszüge trugen. Später fanden ſie ebenfalls Mittel, ſich im Beſitze der ſteuerfreien Güter zu erhalten, jede Abgabe zu verweigern, und ſich ſogar von dem Kriegsdienſte loszuſagen, dem ſie die Steuerfreiheit zu verdanken hatten. Die Gewalt ging den Weg, den ſie immer gegangen iſt; die Stärke nahm den Genuß für ſich, und bürdete der Schwäche die Laſt und Entbehrung auf. Nach dem natürlichen Geſeze, nach dem Rechte das die Vernunft geheiligt, ſollte der Starke tragen, der Reiche geben. Aber in der Geſellſchaft machte ſich das anders, und ſie erſchuf und heiligte ein anderes Recht. Der Starke gebraucht ſeine Stärke, um ſie zu vermehren, und ſein Vermögen trägt zu ſeiner Stärke bei. So wird der Starke reich, und der Reiche ſtark, und da der Schwache ihm keinen Widerſtand leiſten kann, ſo iſt er auch der Arme, der Schwache der tragen, der Arme der geben muß. So hat ſich nur zu oft unſer geſchichtliches Recht gemacht, und ſo iſt das geſchichtliche Recht ein wohlerworbenes. Aber kann und ſoll von allem dem hier die Rede ſeyn? Soll das wohlerworbene, hiſtoriſchbegründete Recht jezt angefeindet, der alte Beſiz beſtritten, das Beſtehende umgeſtoßen werden? Das iſt meine Meinung nicht. Ich hatte nur die Abſicht zu zeigen, daß wir nichts dabei gewinnen, wenn wir in den Archiven wühlen, und geheimnißvolle Pergamente in Staub und Moder zu Rathe ziehen, um eine Streitfrage zu entſcheiden, die uns und unſere Zeit betrifft, aus unſern Bedürfniſſen ſich ergeben hat, und deren Entſcheidung dieſen Bedürfniſſen abhelfen ſoll. Es mag oft ſchwerer ſeyn, einen Stammbaum ſeines Vermögens als ſeines Geſchlechts aufzuſtellen, und ohne Gefahr läßt man ſich nicht in eine ſo gebrechliche Unterſuchung ein. Das iſt auch nicht nöthig, will man nur bis zu einem gewiſſen Grade gerecht und verſtändig ſeyn. Wir haben andere Bedürfniſſe, andere Anſichten, als unſere Väter in der Ur- und Vorzeit hatten. Die Geſellſchaft hat ſich anders geſtaltet, der Staat andere Grundlagen gewonnen, und neue Elemente ſeines Weſens den alten zugeſezt. Jede Zeit hat mit ſich ſelbſt zu thun, und ſorgt für ſich ſelbſt, ſo gut ſie kann. Jedes Geſchlecht hat ſeinen Beruf, den es zu erfüllen ſucht, ſeine Beſtimmung, die es zu erreichen ſich beſtrebt, ſeine Noth der es abhilft, ſo gut es gehen mag. Die Vergangenheit der Gegenwart und Zukunft zum Vorbild und Muſter geben, bloß weil ſie vergangen iſt, an ihre Entſcheidung den Willen der folgenden Geſchlechter binden wollen, wäre ſo albern als ungerecht; albern, weil Zeiten und Geſchlechter ſich nicht gleichen, und ein verändertes Bedürfniß ein anderes Mittel der Befriedigung verlangt; ungerecht, weil eine Zeit und ein Geſchlecht die Anſprüche jeder und jedes andern hat, die Gegenwart Vergangenheit wird, und auch einmal Zukunft geweſen iſt, der Sohn an die Stelle des Vaters tritt, und ihm gleich ſteht ſobald er ſelbſt Vater geworden und wieder Söhne hat. Die hiſtoriſche Begründung des Rechts iſt darum oft ohne Grund und die geſchichtliche Unterlage der Staatskunſt ohne Grundlage. Man weiß ſehr gut, von wem und zu weſſen Vortheil ſie erſonnen und vertheidigt worden. Die wahre hiſtoriſche Begründung und geſchichtliche Unterlage recht verſtanden, ſind in allen Reichen der Natur zu finden. Der Ernte geht die Saat voraus, der Vater dem Kinde, die Urſache der Wirkung, und allenthalben übt das Cauſalitätsgeſez ſeine Macht. Die Gegenwart trägt das Gepräge der Vergangenheit und drükt das ihrige der Zukunft wieder auf. So wirkt das Vorhergehende auf das Kommende, den Geſezen der Natur gemäß, nicht aber willkührlich, um hier zu begünſtigen, dort zurükzuſezen, wie es Kaſten und Privilegirte wollen.

Unſeliges Loos der Macht, die ſich von der Schmeichelei in gefälligen Schlangenwindungen umkrochen ſieht, die ſie mit Lügen vergiftet! Schmarozer drängen ſich zu den reichbeſezten Tafeln, Freunde der Mahlzeit, aber nicht des Wirthes. Iſt der Schmaus zu Ende, ſind Küche und Keller leer, dann zeigt ſich kein knechtiſcher Gaſt mehr in dem verödeten Hauſe. Unſeliges Loos der Fürſten, daß ſie an keine Ergebung ohne Eigennuz und Selbſtſucht glauben! Nur Eigennuz und Selbſtſucht ſehen ſie, woher ſollte ihnen der Glaube an das Beſſere, an das Höhere, an das Göttliche im Menſchen kommen, da nur zuerſt das Schlechte, das Niedrige ſich an ſie drängt? Es gehört Seelengröße dazu, um ein guter Fürſt zu ſein; aber ein Fürſt, iſt er es nicht bloß dem Namen nach, ſoll als der Erſte in der Mitte ſeines Volkes ſtehen. Eine ſchwere Verantwortlichkeit laſtet auf den falſchen, oder unfähigen Freunden des Throns, die ſich ihm mit ihrem ſchlechten Rathe nahen, um ihn zu verderben, ihn und das Volk, das ſie ihm entfremden. Wiſſen ſie was ſie gethan? Nein, ſie wiſſen es nicht. Wüßten ſie es, wären ſie dann nicht doppelt ſtrafbar? Und wenn man ſie ſprechen hört, dann iſt es ein Kunſtſtück, das ſie zu Stande gebracht, ein Kunſtſtück, das nur vollendeten Künſtlern gelingen konnte. Es iſt ein merkwürdiges Kunſtſtück, das die Politik in unſern Tagen, nicht ohne ſelbſtgefällige Ruhmredigkeit, gar häufig wiederholt. Hat ein halber Fehler, heißt es, einen halben Aufſtand hervorgebracht, dann muß man, um ihn niederzuſchlagen und ihm vorzubeugen, den Fehler ganz begehen. Die Urſache, welche die Krankheit erzeugt, als Mittel doppelt angewendet, ſoll ſie heilen! O Weisheit, wenn du nicht eine Tochter der Thorheit biſt, dann iſt ſie kinderlos! Armes Deutſchland! Du könnteſt ſo glüklich ſeyn, verdienſt es zu ſeyn. Eine mütterliche Natur hat Alles für dich gethan, und deine Söhne zeigen ſich der mütterlichen Güte werth. Was feindſelige Verhältniſſe ihnen zu werden erlaubten, ſind ſie geworden, treffliche Menſchen: Bürger erzieht nur das Vaterland, und ſie haben keines. Gutes, treues, braves Volk, mit rührender Ergebung und heldenmüthiger Aufopferung haſt du deinen Boden und deine Fürſten der fremden Herrſchaft abgekämpft, und dir war zum Lohne ein freies, kräftiges Vaterland verheißen, und oft getäuſcht, bewahrteſt du deinen Glauben, weil du ſelbſt ohne Falſch, keine Falſchheit ahnteſt! Und es ward ein politiſches Inquiſitionsgericht niedergeſezt, um den demagogiſchen Umtrieben nachzuſpüren, und zu dem kindiſchen Spiele machten die Spieler ein bedenklich ernſtes Geſicht, als deuteten die heiligen Hühner, die nicht freſſen wollten, auf großes Unglük! Eine Kommiſſion ward angeſtellt, um den deutſchen Strom, der frei gegeben war, wirklich und wahrhaft frei zu machen, und dieſe Kommiſſion, wie das politiſche Inquiſitionsgericht, koſteten dem armen Volke ein reiches Geld, und bis zu dieſem Jahre ward berathen und beſchloſſen, und der Handel immer mehr geknebelt und die Induſtrie gelähmt, und ein Glied des deutſchen Bundes trat der ausgeſprochenen und anerkannten Freiheit des Rheins mit einer ſchlagenden, feinen

Sprachbemerkung, die ihr grammatiſcher Scharfſinn entdekt, entgegen, „bis zu dem Meere und bis in das Meer ſeyen nicht ſynonym,“ Deutſchland hatte eine Bundesverfaſſung die es einen und verbinden ſollte, aber es theilte und zerſplitterte und jeden Staat im Staate mit einer Mauth umgürten ließ. Der Bund ward ſichtbar, wenn das Volk zurechtzuweiſen war, wenn es ſich rührte und Beſchwerde führte; um Beſchwerden aber abzuhelfen, dafür gab es ſelten einen Bund. Stieg hie und da ein Seufzer auf um einige Preßfreiheit; bat man um Verminderung der Laſt des ſtehenden Soldaten, der, im tiefſten Frieden, eben nicht ſo zahlreich nöthig ſchien, dann verſtieß ſolch' unſtatthaftes, frevelhaftes Bitten gegen die Bundespflicht. Fürſt, Regierung und Stände vermochten nichts; man war durch den Bund gebunden. Es ging ſo, wie es gehen konnte, bis es nicht mehr ging. Da man die Sache, bis aufs Aeußerſte getrieben hatte, kam es zum Aeußerſten, und die alte Weisheit war verblüfft darüber, und wunderte ſich ſehr, daß es Nacht ward, als die Sonne unterging. Nun kamen die Vorgänge in Braunſchweig, Heſſenkaſſel und Sachſen, und der Grundſaz ward faktiſch anerkannt: „Dem Volke ſeye auf ſeine Bitten keine Art Zugeſtändniß zu machen; was es aber gewaltthätig nehme, das bleibe ihm, wenn es das Genommene mit Gewalt zu behaupten wiſſe.“ Eine furchtbare, verderbliche Lehre, die man, wenn ſie auch nicht ausgeſprochen ward, doch anerkannte; eine Lehre, die alle Gewalt im Staate, die ganze beſtehende Ordnung unſerer politiſchen Geſellſchaft zerſtören muß! Der Deutſche ſteht ſchon in der alten Zoologie der Völker als ein frommes Thier, das treu und fleißig dient, zu Affenkünſten nicht geſchickt, doch zu einem plumpen Bärentanze ſich verſteht, wenn man es dabei nicht zum Beſten hat und ſich über es nicht luſtig macht. Zum Scherze nicht beſonders aufgelegt, erträgt es keine muthwilligen Neckereien, die, wenn es ſich noch ſo zahm gebährdet, doch leicht ſeine angeborne Wildheit*) wecken. Darum muß auch die Politik, die nicht zu den inländiſchen Künſten gehört, und die der Deutſche lange mit ſich ſpielen läßt, vorſichtig mit ihm ſeyn.

---

*) Furor teutonicus.

Die fremde Politik will ein ſchwaches, und darum ein in ſich getheiltes Deutſchland. Die einheimiſche ſollte ein ſtarkes, ein in ſich einiges, durch Geſinnung und Gefühl verbundenes Deutſchland wollen. Je ſchwächer Deutſchland iſt, je mehr Spaltung und Unzufriedenheit in ſeinem Innern herrſcht, deſto gewiſſer bleibt es das Spielzeug der Fremden, die es zum Stapelplaze ihres Handels, zum Abſteigequartier und zum Vergnügungsorte im Frieden, im Kriege zum Schlachtfelde, zum Magazin und zu Caſernen, und bei Verträgen zu einer Entſchädigungs- und Ausgleichungsmaſſe machen. Unſere Schriftſteller wiſſen es nicht genug zu rühmen, wie faſt alle Staaten von Europa Fürſten aus deutſchen Häuſern haben; aber davon reden ſie nicht daß wir, als ein Volk, faſt allen Staaten dienſtbar ſind. Unſere eigenen Fürſten ſcheinen oft zu vergeſſen daß die fremde Politik die Abſicht haben kann ſie mit ihren Völkern zu entzweien, ſie durch Unzufriedenheit und Mißtrauen ſich einander zu entfremden, um zu gelegener Zeit aus dieſer Stimmung Vortheil zu ziehen; daß größere Staaten bei kleineren die Rolle übernehmen könnten, die vornehme Verführer bei geringen Familien manchmal zu ſpielen pflegen. Man bringt nämlich Unfrieden in die Ehe, ſchmeichelt den Gatten mit dünkelhaften Vorſpiegelungen von ihrem Werthe, nimmt den verkannten, beleidigten Theil edelmüthig in Schutz und bahnt ſich ſo den Weg zur Erreichung ſeiner böſen Abſicht. Welche ſichere Bürgſchaft der Dauer ihrer Macht können Regenten kleiner Staaten haben, wenn es nicht die Liebe und Treue ihrer Unterthanen iſt? Was kann ſie gegen fremde Anmaßungen ſchüzen, als der vereinte Wille und die vereinte Kraft eines ergebenen Volkes? Fürſten kleiner Staaten bedürfen dieſer Stüze ihrer Macht mehr als die großen, weil dieſe nur den Zorn und den Aufſtand ihrer eigenen Unterthanen, jene aber auch die Vergrößerungs- und Abrundungsluſt mächtiger Nachbarn zu fürchten haben können. Die kleine Politik kleiner Staaten, die ſich, in ſolcher Lage, auf die Freundſchaft und den Verſtand großer Mächte ſtüzt, iſt dem Vertrauen ſchwacher Perſonen zu vergleichen, die der Fürſprache und Protektion mächtiger Gönner ihre Verſorgung und Beförderung zu verdanken haben wollen. Beſſer thäten dieſe ſich geltend zu machen durch Talent, Fleiß und Treue, und ſich ſelbſt ihr Auskommen zu verdanken, als auf unzuverläßige Gunſt zu zählen, die ein Kammermädchen, ein Lakai ſtreitig machen und aufwiegen kann. Die Geſchichte zeigt, was der Staatskunſt Treue und Glauben, Freunde und Verwandte ſind. Auch lehrt ſie, was ein rechter Fürſt in Gefahr und Noth an ſeinem Volke hat. Aber wozu gibt es eine Geſchichte, als daß ſie zur alten Thorheit, zur frühern Verirrung die ſpätere zählt, und ſo von den wiederholten Thorheiten und Verirrungen ein Verzeichniß macht? Der Schwache, der den Starken braucht und ihm nicht brauchbar iſt, der den erbetenen Dienſt mit keinem Gegendienſte belohnen kann, nur empfangen will und nichts zu geben hat, iſt ein unglüklicher Client, der ſeinem Patrone bald läſtig wird. In dieſem Punkte ſind die Fürſten ohne Politik, ſo menſchlich wie das Volk geſinnt; die Politik aber weiß nichts von Menſchlichkeit.

Vierter Brief.

Den 20. April 1832.

Die Staatsklugheit, die den alten ausgefahrnen Weg von abgenuzten Kniffen, Feinheit, Verſchlagenheit, Lug und Täuſchung verfolgen will, iſt, wenn ich mich des Ausdrucks eines vollendeten Staatsmannes in dieſem Sinne bedienen darf, auch fehlerhaft geworden, wenn ſie früher nur verbrecheriſch geweſen; ſie führt nicht zum Ziele, ſondern entfernt von ihm. Es kann für die Regierungen gebildeter Staaten keine andere Politik mehr geben, als die das Vertrauen, die Zuſtimmung und Achtung des Volks für ſich hat. Man will das nicht einſehen und zugeſtehen; daher der Zwieſpalt der die Staaten theilt und quält; daher das revolutionäre Streben, wie man es zu nennen pflegt, das die Elemente der geſellſchaftlichen Ordnung — wenn man einer wahren Verwirrung und Unordnung anders dieſen Namen geben darf — durcheinander wirft; denn was früher durch Gegen- und Gleichgewicht ſich zur Einheit geſtaltet hatte, muß mißgeſtaltet auseinander fallen, wenn dies Gegen- und Gleichgewicht nicht mehr beſteht. In der Geſellſchaft beſteht es aber wirklich nicht mehr, weil die Stände in denen ſonſt die Kraft des Staates lebte, da ſie im Beſitze des Vermögens und der Einſicht waren, aus dem Beſitze dieſer Vorzüge gekommen ſind, die der dritte Stand, oder das Volk, ſich vorzüglich angeeignet hat. Die alte Staatskunſt will das nicht begreifen, oder wenigſtens nicht zugeſtehen; darum weicht ihr auch unter den unſichern Füßen aller Grund und Boden, und je feſter ſie ſich auf der lockern Fläche ſtellen will, deſto unbehülflicher ſinkt ſie ſchwankend ein. Lebt ſie nicht in der That von der Hand zum Munde, wie ein Volksausdruck ſagt, und bezahlt die Gunſt des Augenblicks, die Friſt eines Tages, mit der Gefahr und der Noth einer langen Zukunft? Gleicht ihre Verlegenheit nicht der eines heruntergekommenen Hauſes, das, dem Falle nahe, Geld zu immer höhern Zinſen borgt, die alte Schuld mit einer größern neuen deckt, und ſo den Sturz beſchleunigt, dem es entgehen möchte? Die Zuverſichtlichſten geſtehen ein, daß der Zuſtand, in dem ſich jezt Europa befindet, nicht dauern kann. Hat aber die Gegenwart keinen Beiſtand, welche ſoll dann unſere Zukunft ſeyn? „Ernſte Dinge auf morgen!“ Wohlan, ſo laßt den Morgen kommen! Aber zeigte dieſer Morgen auch das rauchende Warſchau in Schutt und Trümmern; läge das Heldenvolk der Polen in ſeinem Blute: tränkten Koſaken und Baſchkiren zum dritten- und viertenmal ihre Mähren in der Seine; bürdete ſich das Miniſterium Wellington noch einmal England auf, und drückte die Ariſtokratie, die nur der Menſchheit angehören will, in wie weit ſie ihr Hörige und Sklaven ſtellt, und nur ein Vaterland kennt, wo ſie herrſchen kann, mit ihrem Bleigewichte auf ganz Europa: doch wäre es nur die Gunſt eines Augenbliks, die Friſt eines Tages, ein zu wucheriſchen Zinſen geſchoſſenes Kapital, um den gänzlichen Fall des Hauſes zu beſchleunigen, dem man begegnen möchte. Wäre es möglich? Es ſollen Deutſche, es ſollen Staatsmänner auf dieſe Ereigniſſe gehofft, auf ſie gezählt haben, als auf ein Rettungsmittel, als auf ein Mittel der Erlöſung. Wäre ſolche Schmach dem Abſolutism und den Ariſtokraten nachzuweiſen, ſolcher Hochverrath gegen Vernunft und Recht, gegen Bildung und Menſchlichkeit, daß ſie ſich nach dem Kantſchuh und der Knute, als Werkzeugen der Reſtauration in dem civiliſirten Europa ſehnten, dann verdienten ſie, daß ſie das civiliſirte Eurpa auſſer dem Geſeze der Vernunft, des Rechts, der Bildung und Menſchlichkeit erklärte. Was würde es übrigens helfen, wenn man neben jeden Unterthan einen bewaffneten Soldaten ſtellen könnte, um ihn zu hüten und ſeines Gehorſams gewiß zu ſeyn? Auch der Bürger weiß mit Waffen umzugehen, oder lernt es, und der Söldling, der vom Bürger ſtammt und ſein Intereſſe theilt, das er früher oder ſpäter ebenfalls als das ſeinige erkennt, wird ſelbſt zum Bürger herangebildet. Es bleibt demnach am Ende doch nur ein Mittel, die Regierung in ihrer ganzen Machtvollkommenheit zu erhalten, wenn man ſie nämlich mit der Achtung und dem Vertrauen des Volkes umgibt.

Die Zeit des bequemen und beliebten: sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, das tel est notre bon plaisir und l'état c'est moi iſt für die Völker vorüber die ihren Kinderjahren entwachſen ſind. Manches Volk mag ſich vielleicht vor der Zeit für mündig halten, weil es ſich elterlos fühlt und die koſtſpielige Vormundſchaft nichts Väterliches hat. Das bitte ich zu bedenken. Kann man Kindesliebe erwarten, fordern, wo ſie von Elternliebe nicht erzeugt und genährt wird? Um geliebt zu werden, muß man liebenswürdig ſeyn. Liebenswürdiges Vaterland, was ſoll der in dir lieben der weder einen Vater noch ein Land in dir hat?

Ein ſchlechter Kaiſer ſagte: „Mögen ſie mich haſſen, wenn ſie mich nur fürchten!“ *) Dieſer Wahlſpruch entehrt den Verſtand nicht weniger als das Gemüth. Räumen wir auch der Politik das Vorrecht ein, alle Mittel zu adeln die zum Ziele führen. Geben wir ſogar zu, daß der Macht recht ſey was ihr dient, die Tugend, welche keinen Vortheil bringt, ſey

---

*) Oderint, dum metuant.

Einfalt, und die einträgliche Schlechtigkeit Verſtand, dann, ſelbſt dann noch iſt der Wahlſpruch: „Mögen ſie mich haſſen, wenn ſie mich nur fürchten“ eben ſo unverſtändig als ſchlecht. Der Haß iſt ſtärker als die Furcht und überlebt ſie. Gefürchtet wird nur der Stärkere, und wehe dem Verhaßten, der nicht gefürchtet wird, ſondern ſelbſt fürchten muß!

Ich will keinen Geſchmack verletzen, keiner Liebhaberei zu nahe treten, und zwiſchen der Willkührſchaft und der Regierung der Freiheit nicht entſcheiden. Es mag beſſer ſeyn, wie es geweſen, oder wie es wirklich iſt. Die Sklaverei, die Dummheit und der Aberglaube möge einen Vorzug haben vor edler Selbſtſtändigkeit, Aufklärung und Bildung, oder dieſe vor jenen. Die Frage iſt nicht, was wir wünſchen, ſondern was wir haben können. Das Beſte, nach dem wir vergebens ſtreben, hat für uns keinen Werth, da wir uns dem Schlechten, das unvermeidlich iſt, fügen müſſen. Wir ſuchen uns einzurichten nach unſern Bedürfniſſen und den Mitteln die wir haben ſie zu befriedigen, wenn wir anders verſtändig ſind. Nach Unerreichbarem ſtrebt der Thor. Das Vergangene ruft keine Macht zurük. Die Todten ſtehen nicht wieder auf. War übrigens die Vergangenheit in der That ſo ſchön, und der Zuſtand den ſie darbot, ſo genußreich und erfreulich, warum ward ſie nicht feſtgehalten? Warum ſchritt das Geſchlecht unbefriedigt mit dem was es beſaß, in ſeinen Anſprüchen, Wünſchen und Hoffnungen weiter und ſah das Ziel ſeiner Beſtimmung in der Ferne, die ihm Güter zeigte, die ihm bisher vorenthalten worden? Wenn es nicht ſo ſeyn ſollte wie es iſt, wer hat es zu verantworten? Wer hat ſich die Lage der Völker, wenn ſie zu tadeln iſt, vorzuwerfen? Weſſen Hut und Pflege waren dieſe anvertraut? Die Regierungen haben ſie erzogen, die Regierungen, die ſich alle Mittel der Bildung angeeignet und vorbehalten hatten; welche die Aufſicht führten über den Unterricht, die Religion, die Sitte und Lebensweiſe, die über die Beamtenwelt, die bewaffnete Macht, über Geld, Ehren und Auszeichnungen verfügten. Es iſt doch ſeltſam, von einer Handvoll Aufrührer, von demagogiſchen Umtrieben, jugendlichen Schwindelköpfen, einigen Mißvergnügten aus der Hefe des Volks, von der niedrigſten Klaſſe des Pöbels zu reden, welche die alte Ordnung geſtürzt und die beklagenswerthe Gegenwart herbeigeführt haben ſollen. Welche Rechtfertigung für die Regierung, die, mit aller Macht des Staates, ſo erbärmlichen Gegnern unterliegt! Sie würde ſich ſelbſt mehr ehren und billiger gegen ſich ſeyn, wenn ſie der Stärke dieſes Gegners Gerechtigkeit widerfahren ließe, dem ſie auf die Dauer den Sieg nicht ſtreitig machen kann. In die Reihe der ſeltſamen Klagen und Beſchwerden gehört auch noch, daß nur Ehrgeiz und Habſucht und andere Arten niedriger Leidenſchaften Selbſtſüchtige verführen, gegen die rechtmäßige Gewalt verbrecheriſch aufzuſtehen, und die Empörungen hervorzurufen und zu begünſtigen. Ehrgeiz und Habſucht! Wer hat die Würden und Stellen, die Ehrenzeichen, die Titel, Gehalte und Penſionen zu vergeben? Von wem geht alle Standeserhöhung und Ordensverleihung aus? Von wem ſind reiche Geſchenke, Doſen, Uhren, Ringe zu erwarten? Sollte es vielleicht ein Geheimniß ſeyn, dann ſchlagt die tauſend und tauſend Bände auf, und ſeht, wem ſie allerunterthänigſt und unterthänigſt, mit dem Erſterben in tiefſter Ehrfurcht gewidmet ſind, obgleich die allerhöchſten und höchſten Herrſchaften ſich jede zudringliche, hungrige Lobhudelei in ſogenannten Dedikationen verbeten — nein, verboten haben. Und die Schriftſteller, das darf man auch im mäßigſten und billigſten Anſchlage annehmen, machen noch nicht den hundertſten Theil der hungrigen Schmeichler aus die bettelnd in und an den Vorzimmern ſtehen. Was ſoll man dem Volke dediciren, und zu welchem Zwecke? Damit von dem Glanze ſeiner Macht und Herrlichkeit ein Strahl auf ſeine Diener falle? Damit es von der reichbeſetzten Tafel, an der es ſchwelgt, einige ſchmackhafte Biſſen reiche? Wiſſen wir nicht, welche Schriftſteller auch in unſern Tagen, wie man es zu nennen pflegt, ihr Glück gemacht? Darum will ich aber nicht behaupten, daß auf dieſer Seite ſich lauter Unſchuld und Tugend, auf jener dagegen nur Unrecht und Verderben finde. Die Liberalen mögen oft nicht beſſer als die Servilen ſeyn, und die ſogenannte Freiheit iſt mit Schmach bedekt, wie der Abſolutiſm. Nur Don Miguel ſteht unerreicht in unſerer Zeit auf einer Höhe, von der kein Menſch ohne ſchaudernden Schwindel herab zu ſehen vermag, der an eine Vergeltung, eine Vorſehung, einen Gott, oder auch nur an einen Teufel glaubt, der ſtärker iſt, als er. Die Freiheit artet in Frechheit aus. Was als Volksſache rein und ehrwürdig war, wird als Sache des Pöbels ſchmuzig, gehäſſig und abgeſchmackt. Ich vertheidige den Gebrauch, rechtfertige aber den Mißbrauch nicht. Und die, welche die Freiheit mißbrauchen, ſind doppelt ſtrafbar und haſſenswerth, weil ſie der Freiheit zu dienen ſich das Anſehen geben, aber der Tyrannei mehr dienen, als ſelbſt ihre Diener. Man iſt in der That oft entrüſtet, betroffen und beſchämt, wenn man ſieht, zu welchem Dienſte ſich die Preſſe verſtehen muß. Gehäſſige Perſönlichkeiten jeder Art, ſchmutzige Anfeindungen und Zweideutigkeiten, hämiſche Entſtellungen der Thatſachen, freche Verhöhnung alles Großartigen, das der geiſtige Pöbel gern zu ſeiner Gemeinheit herabzieht, um eine Gleichheit nach ſeinem Maßſtabe zu begründen, ſind tägliche Mittel das Verdienſt in den Koth zu treten, der ſcheinheiligen Schlechtigkeit aufzuhelfen, Zwietracht zu erzeugen und zu nähren, Haß und Rachſucht zu befriedigen, Recht und Unrecht, Ehre und Schande unkenntlich zu vermiſchen, alle Ordnung umzukehren und Hader und Zwietracht hervorzurufen. Kann das geleugnet werden? Ich hätte nicht den Muth dazu. Und doch, wer hat der Frechheit Bahn gemacht? Wer anders als diejenigen, die nichts von Freiheit wiſſen wollten; die das beſcheidene Wort verdammten, das nicht, was ſie gethan, als preiswürdig und muſterhaft auspoſaunte; die ſich verlezt, gekränkt, beleidigt fühlten, wenn man ſie warnte, tadelte, nicht ihre Verkehrtheit billigte, ihren Dünkel nicht als Muth erhob? Weil man keine Freiheit dulden wollte, hat die Ausgelaſſenheit die Stelle derſelben eingenommen. Weil ſie das männliche Wort verkannt, mißdeutet, verwieſen haben, erſezte es kindiſches Reden, oder bübiſches Läſtern. So hat man die Verſtändigen zum Schweigen gebracht, um dem Unverſtande das Wort zu geben.

Billig werden die büßen, welche geſündigt haben, aber — wie das nach hergebrachter Gerechtigkeit nur zu oft geſchieht — mit einem Schuldigen trifft die Züchtigung zehn Andere, die ſie nicht verdient. Alles, was ſie ernten werden, haben ſie ſelbſt geſäet; das Mahl, das man ihnen vorſezen wird, haben ſie ſelbſt bereitet.« Das Benehmen der Bauern in Ungarn gegen die Herren ſey viehiſch, ward ſehr wahr bemerkt; aber wie will man, daß ſich Menſchen benehmen ſollen, die man wie Vieh behandelt hat? Zum Dulden habt Ihr Vieh vorausgeſezt, zum Handeln nehmt ihr Menſchen an; das iſt ein grober Irrthum von Eurer Seite. Wollt Ihr Sklaven? Gut. Dann ſorgt auch dafür, daß ſie nie ihre Feſſeln brechen. Könnt Ihr das nicht, dann laßt dem Menſchen ſeine menſchlichen Rechte, und ihr werdet, wo es gilt, in ihm auch wieder den Menſchen finden, und menſchlich von dem behandelt werden, den Ihr ſelbſt menſchlich behandelt habt.

Fünfter Brief.

Den 8. Mai 1832.

Es iſt wahr, die Regierungen haben jetzt einen harten Stand. Ihr Handeln wird getadelt, wie ihr Unterlaſſen, und was ſie auch thun mögen, ſogleich wird ihnen nachgewieſen daß es anders, oder gar nicht hätte geſchehen können, da der Tadel erſt nach dem Erfolge ausgeſprochen wird und man ſieht, wie ſich die Dinge unterdeſſen geſtaltet haben, ſo iſt der Dümmſte klüger als der Klügſte war, da noch der Erfolg ungeboren im Schooße der Zukunft lag. Solcher voreiligen und übereilten Beurtheilung iſt jeder öffentliche Charakter ausgeſetzt. Die Klugheit hat die Thoren gegen ſich, das überlegene Talent die Mittelmäßigkeit, das Verdienſt den Neid, die Gerechtigkeit den Eigennutz und die Selbſtſucht. Das muß man geſchehen laſſen, weil es in der Natur des

Menſchen und der Dinge liegt, die man nicht ſtören kann, ohne noch größere Nachtheile hervorzubringen, als die ſind, denen man begegnen will. Iſt eine Regierung wohlgeſinnt und Tüchtig, dann ſammelt ſie die Beſſern und tüchtigen, die ihren Werth erkennen, als eine ſchützende und hülfreiche Macht um ſich, und die dumme oder boshafte Läſterung ſelbſt dient nur als Schatten, der den Glanz des Lichtes erhebt. Gewiß iſt, daß eine Regierung jezt dem Tadel nicht entginge wenn ſie den Stein der Weiſen fände; aber nichts rechtfertigt ihre kränkliche Empfindlichkeit dagegen. Den Menſchen verwöhnt und verweichlicht vor Allem die Gewalt. Da, was ſich ihr nahet, ſeine Rechnung dabei findet, ihr gefällig zu ſeyn und zu ſchmeicheln, ſo hört ſie nur von ihrer Weisheit, Güte, Allmacht und ihren Rechten reden, und Jeder, der ſich beigehen läßt, ſie an ihre Irrthümer, an ihre Härte und an ihre Pflichten zu erinnern, erſcheint ihr als ein Ruheſtörer und Meuterer. Aber das Regieren iſt keine müßige Pfründe mehr, bei der man es ſich bequem macht, und den Unarten der menſchlichen Natur ohne Gefahr nachgiebt. Manchen ſcheinen zu glauben, um ſelbſt hoch zu ſtehen, dürfe man um ſich nur Alles erniedrigen. Statt ausgezeichnete Talente aufzuſuchen, das Verdienſt zu ermuntern, werden dieſe zurükgeſezt und eingeſchüchtert, weil der Dünkel der Geburt oder der Gewalt ſie als beſchämenden Gegenſaz in der Nähe ſieht. Das Regieren iſt eine Kunſt geworden. Um ſie mit Erfolg zu üben braucht man Kraft und Geſchick, und da der Einzelne nicht Alles kann, ſo muß er ſich mit der Kraft und dem Geſchicke der Tüchtigſten in der Nation verbinden, ſich mit der Achtung der Achtungswertheſten umgeben, um ſelbſt ſtark und achtungswerth zu ſeyn.

Die unbequeme oft bedenkliche Lage in der ſich die meiſten Regierungen befinden, iſt, das läßt ſich nicht leugnen, auch eine Folge der revolutionären Stimmung der Zeit. Die Revolution aber, dieſes Ungeheuer, das die Welt verwüſtet, zerſtört ſich ſelbſt, wenn das Räthſel der Sphinx gelöst iſt; und wer es löſet, der ſichert ſich einen Thron. Die Regierung aber, die ihren Willen zum Nationalwillen zu erheben, die Einſicht der Nation in ſich aufzunehmen und die Nationalmacht zu der ihrigen zu machen weiß, die Regierung löſet das Räthſel, und ſie allein. Das aber will nicht ſagen, daß die Regierung Umfrage halten müſſe, um von Jedem zu erfahren, was er wünſcht und will; nein, ſie ſelbſt muß die Einſicht der Nation zu leiten, ihren Willen aufzuklären und zu beſtimmen wiſſen durch Unterricht, Erziehung, Religion, Sitten und Geſetze. Das iſt die große Aufgabe die ihr gegeben iſt, das iſt ihr wichtiger, ihr höchſter Beruf. Es wäre verdienſtlich, von dieſem Gegenſtande viel, wo möglich erſchöpfend zu reden; aber hier iſt nicht der Ort dazu.

Ich will nicht verlezen, nicht reizen, nicht erbittern; aber verſöhnen möchte ich, den Frieden ſtiften und begründen, wo ein unheiliger Krieg ausgebrochen iſt, oder auszubrechen droht, ein Bürger-, ein Familienkrieg zwiſchen Menſchen die Sprache, Sitte, Abkunft, Religion, Vaterland, alle Bande der Natur vereinen. Und was iſt der Zweck des Kriegs der dieſe Bande löſet, das Haus entzweit, mit Jammer erfüllt, den Bürger gegen den Bürger, den Unterthan gegen den Fürſten, den Fürſten gegen ſein Volk erbittert, die Ordnung umkehrt, den Wohlſtand vernichtet, die Sittlichkeit gefährdet? Was ſoll die Folge dieſes unnatürlichen Streites ſeyn? Treibt blinder Wahnſinn in toller Leidenſchaft die Streitenden? Und mit was wollen ſie enden, ſie, die ſich entzweien und verfolgen, die ſich haſſen lernen und doch nicht trennen können! Unſelige Verblendung, die, im Taumel der Leidenſchaft, die Streitenden an den Abgrund drängt, in dem ſie untergehen! Wohin ſoll dieſer Zwiſt, der in Deutſchland die Gemüther erhizt, die Leidenſchaften aufregt, verwandte Intereſſen unverträglich ſcheidet, endlich führen? Zur Revolution? Bedenkt den ſchweren Inhalt des leicht geſprochenen Wortes. Ein unbeſonnener Augenblick kann thun, was der Ernſt und die Reue einer langen Zukunft vergebens wieder ungeſchehen machen möchten. Jede Revolution iſt ein Uebel, ein Unglück, das nur gerechtfertigt werden kann wenn es unvermeidlich iſt, oder einem unvermeidlichen, größern Uebel oder Unglück vorbeugt. Nur die Verzweiflung wagt das ungeheuere Spiel, auf dem Leben, Ehre und Vermögen ſteht. Die Regierungen allein aber können Revolutionen unvermeidlich machen, und gerade für Regierungen ſind ſie am verderblichſten. Völker erholen ſich von ihnen, oder ſtärken ſich durch ſie; regierende Geſchlechter aber, gegen welche Revolutionen gerichtet ſind, gehen früher oder ſpäter durch ſie unter.

Solon hat ein Geſez gegeben, das, bei Parteiungen im Staate, dem Bürger gebietet, Antheil daran zu nehmen. Es war nicht geſtattet unentſchieden ein müßiger Zuſchauer zu bleiben, ſondern man mußte ſich für einen der zwieſpaltigen Theile erklären. Zeigt ſich in einem Staate Unzufriedenheit die in Thätlichkeiten ausbricht, oder auszubrechen droht, dann pflegen die Unbeſonnenſten, Verwegenſten und Unruhigſten hervorzutreten. Die, welche bei Verwirrungen und Veränderungen mehr zu gewinnen hoffen als ſie zu verlieren haben, bemächtigen ſich der Bewegung und theilen derſelben ihren Charakter mit. Der Schüchterne will nichts wagen, der Beſonnene nichts übereilen, der Gebildete ſich nicht der rohen Menge anſchließen, der Vornehme ſich nicht unter den Pöbel miſchen, der Reiche und Begünſtigte nicht die Vortheile und Vorzüge, deren er ſich erfreut, aufs Spiel ſetzen; und ſo ſchließen ſich bei einem Parteikampf gerade diejenigen von ihm aus, die ihn gefahrlos machen, oder ſeine Entſcheidung zum öffentlichen Beſten wenden könnten.

An Parteiungen und Zwieſpalt fehlt es jezt nicht, und das Soloniſche Geſez würde von guter Wirkung ſeyn. Träten die Männer auf, die durch Einſicht und guten Willen berufen ſind im Namen des Vaterlandes und für ſeine heilige Sache das Wort zu führen; führten ſie es, wie es von ſolchen Männern zu erwarten iſt. ohne Bitterkeit und Leidenſchaft, im Intereſſe der Geſammtheit: ſie würden nicht vergebens zu den Fürſten, nicht vergebens zu dem Volke reden. Was Wenigen unmöglich iſt, gelingt Vielen. Eintracht macht ſtark. Trägt von einer großen Anzahl Jeder auch nur eine kleine Gabe bei, dann gibt es doch ein reiches Geſchenk. Ich habe nach Vermögen beigetragen und dem Geſetze Solons Genüge gethan.

Was guter Wille vermag iſt von mir geſchehen. Was mir an Einſicht fehlt, mögen beſſer Unterrichtete erſetzen. Eines kann uns Deutſchen nicht dringend genug empfohlen werden, Eines, das für uns faſt Alles iſt: Seyen wir einig, verbunden zu einem Zwecke, unſerer Kraft vertrauend, nicht fremdem Beiſtand! Bewahren wir den innern Frieden, und die äußere Gefahr hat nichts Schreckliches für uns. Iſt nur das Haus geſichert, dann mögen Stürme es umtoben. Auf feſtem Schiffe trozt man auch der aufgeregten See; im lecken Boote droht ſelbſt die ſtille Fluth den Untergang. Unſere Theilung macht uns ſchwach und unſere Schwäche iſt die Stärke unſerer Feinde. Stellen wir den innern Frieden wieder her und die äußere Gefahr hat nichts Fürchterliches für uns! Wenn in dieſem Sinne, in dieſem Geiſte, die Gebildeten, die Kräftigen und Wohlwollenden, die Männer, wie Deutſchland deren Viele zählt, handelten und ſprächen, würden ſie fruchtlos handeln, vergebens ſprechen? Was vermag die Stimme des Einzelnen, und wer bin ich unter den Einzelnen, die handeln und ſprechen ſollten und könnten?

Was vermag die Stimme der Einzelnen, ein Hauch im Sturme? Was vermag ſie gegen die Macht der Leidenſchaft, gegen die Gewalt der Intereſſen, gegen die Strömung der Ereigniſſe, die nun einmal ihre Richtung genommen haben? Demoſthenes ſprach für die Freiheit Griechenlands, für die Erhaltung ſeiner Selbſtſtändigkeit gegen die Liſt und Macht des Königs Philipp; und Demoſthenes ſah ſein Vaterland von Macedonien unterjocht. Cicero ſprach für die alte Verfaſſung Roms, für das Anſehen des Senats, und Cicero ſah das von Cäſar beſiegte Rom mit ſeiner alten Verfaſſung und dem Anſehen des Senats in die Knechtſchaft ſchlechter Triumviren fallen. Demoſthenes und Cicero erhoben vergebens ihre mächtige Stimme, und ich! — Indeſſen —

Sechster Brief.

Den 20. Mai 1832.

Krieg oder Frieden? Ich ſtimme für den Frieden, weil ich für die Fortſchritte der Geſellſchaft im Beſſern, für Freiheit, Ordnung, Geſezmäßigkeit und Wohlſtand ſtimme; darum ſtimme ich für die Erhaltung des Friedens. Zu welcher Partei ich gehöre? Ich weiß es ſelbſt nicht. Ich habe Freunde, Bekannte und Verwandte; allein dieſe ſind nicht ich. Ich kann mit Gleichgeſinnten und Gleichgeſtimmten denſelben Zweck, daſſelbe Ziel verfolgen, aber doch über die Mittel, die dieſen Zweck erreichen, über die Wege, die zu dieſem Ziele führen ſollen, mit ihnen nicht einverſtanden ſeyn. Und — gehen wir auch denſelben Weg: gehen wir ihn dann auf gleiche Weiſe, mit gleicher Schnelligkeit? haben wir gleiche Kraft, Beharrlichkeit, dieſelbe Eile? ſehen wir das Ziel in derſelben Entfernung? — Muß indeſſen jede Sache eine

Parteiſache ſeyn; muß man ſich zu einer Confeſſion, einer Secte, einer Schule bekennen, einer Geſellſchaft anſchließen, einem gewiſſen Stande, einer Zunft angehören, um rechtgläubig, ebenbürtig und zünftig zu ſeyn: dann, ich kann es nicht läugnen, bin ich, mit meinem politiſchen Glaubensbekenntniſſe, in der Kirche der Bewegung, jedoch ohne Pabſt, ohne unfehlbares Oberhaupt, ſelbſt ohne ſymboliſche Bücher, die ich zu beſchwören hätte. Ich bin bei der Bewegung, bei der Bewegung vorwärts, weil Stillſtand in der Natur Tod iſt, und uns immer etwas noch zu erwerben, zu vervollkommnen, zu verbeſſern bleibt. Allein die Bewegung muß einen Zweck haben und dieſem Zwecke näher bringen. Man kann auf zehn Wegen ſich müde laufen, ohne an das Ziel zu kommen, weil man auf allen zehn Wegen nicht auf dem rechten, wenigſtens nicht auf dem nächſten iſt. Ich bin bei der Bewegung, ſo lange wir noch nicht am Ziele ſind. Am Ziele angekommen, erlaube ich mir auch ſtille zu ſtehen. Hätte ich es in unbedachter Eile überſprungen, würde ich mich ſogar nicht ſchämen, mich zu Rückſchritten zu verſtehen. Bewegung, Stillſtand, Rückſchritt, Revolution, Reform, Reaction; lauter Worte, über welche ſich in der Schule viel Gelehrtes ſagen läßt! Sie bauet Syſteme und Theorien; allein die Syſteme und Theorien bauen, erhalten und zerſtören keinen Staat; ſie geben zu denken, aber nichts zu thun. Worte laſſen ſich bequem machen; allein mit Dingen iſt es anders. Die Aerzte haben Namen, oft gelehrte unverſtändliche Namen, lateiniſche und griechiſche, für alle Krankheiten; allein gegen dieſe gar oft keine Mittel. Die Cholera kann eine bändereiche Literatur aufweiſen; allein die bändereiche Literatur kann nicht einen Kranken heilen. Iſt es mit der politiſchen Cholera, welche die europäiſchen Geſellſchaften quält und verheert, anders? Faſt launenhaft und in den wunderlichſten Sprüngen zeigen ſich beide Uebel, und verſchwinden vorübergehend, um unerwartet wiederzukommen, und ziehen geſpenſterartig durch die Völker, die ſich krank fühlen, leiden und abſterben, ohne recht zu wiſſen, was die Krankheit erzeugt, was gegen ſie bewahrt, oder was ſie heilt. Wir haben Aerzte, Concilien von Aerzten, Staatsmänner und Congreſſe, Conſerenzen von Staatsmännern und eine, Gott weiß! bändereiche Literatur der Staatswiſſenſchaft, Geſetzgebung und Politik; allein auch die Krankheit, die im Steigen iſt. Gott beſſer's! Die Menſchen haben noch wenig dazu gethan.

Ich ſtimme für den Frieden, weil er, wie geſagt, der Freiheit günſtig iſt. Der Krieg waltet geſetzlos, und überläßt die Entſcheidung des Rechts der rohen Gewalt. Das Werk der Barbarei, iſt die Barbarei wieder ſein Werk, und die Mutter, die ihn geboren, hat nur Kinder, die ihr gleichen. Seine Gründe ſind Schläge der Stärke, und wen die Kraft verläßt, den verläßt auch das Recht. Sein Gerichtshof erkennt auf Mord und Zerſtörung, und wer das blutige Urtheil am ſicherſten vollzieht, in der Kunſt zu morden und zu zerſtören ſeinem Gegner überlegen iſt, für den iſt auch die Gerechtigkeit. Bürgerliche Ordnung beſteht mit dem Kriege nicht, und der Bürger ſelbſt muß in dem Soldaten untergehen, da er keine Wahl hat, als entweder Opferer, oder Geopferter zu ſeyn. So enden auch die Kriege, die um die Freiheit geführt werden, gewöhnlich mit Sklaverei. Selbſt der Sieger, der für ſie gefochten, wird der Unterthan ſeines glücklichen Feldherrn, der den Staat wie ein Lager behandelt, und in der bürgerlichen Ordnung eine Kaſernenwirthſchaft ſieht. Brauche ich an Cromwell und Napoleon zu erinnern? Washington ſteht in der Geſchichte mit ſeinem Amerika allein. An Kosciusko dürfte man glauben, hätte er geſiegt. Der Sieg führt zur Willkührſchaft; der Krieg zum Siege. Im Frieden gedeiht Wohlſtand, der ſelbſt ein Gut iſt, weil er die Mittel zu den Genüſſen des Lebens giebt, aber auch die Erwerbung aller andern Güter möglich macht. Der Wohlſtand ſetzt Fleiß voraus, welcher erwirbt und erhält; Ordnung, weil die Verwirrung das Erwerben und Erhalten erſchwert; er führt zur Bildung, weil nur bei einigem Wohlſtande, welcher die Bedürfniſſe des thieriſchen Lebens ſichert, an höhere geiſtige Genüſſe zu denken iſt; er gedeiht nur bei Geſetzmäßigkeit, weil nur das Geſetz das Eigenthum, die ungeſtörte Thätigkeit und die perſönliche Freiheit ſichert. Armuth und Dummheit ſind die Grundlage der Tyrannei; ſie ſind unzertrennliche Zwillingsſchweſtern, die ſich der Willkühr Preis geben, mag dieſe von Einem, von Mehreren, oder von der Menge geübt werden. Der Mangel und der Stumpfſinn dienen knechtiſch, oder, wo ſie in Verzweifelung das Joch abſchütteln und zu vorübergehender Herrſchaft gelangen, iſt ihre Herrſchaft die ſchrecklichſte; es iſt Pöbelherrſchaft, Anarchie, die, an ſich das größte Uebel eines Staates, ein faſt gleich großes zur Folge haben muß, durch das es geheilt wird, nämlich unbeſchränkte Herrſchaft eines Einzigen. Alle Anarchie endet mit Despotismus. Es giebt eine Armuth, die, ſtolz, frei und muthig, nicht dienen und nicht befehlen will. Das aber iſt eine freiwillige Armuth, welche der Menſch wählt, weil er, in ſeiner Genügſamkeit, nichts entbehrt, und die Feſſeln nicht tragen will, die der Beſitz, der Erwerb und die Mittel, die jenen verſchaffen und dieſen ſichern, dem Leben anlegen. Zu ſolcher Armuth entſchließt ſich nur der große Menſch, welcher das Kleine verſchmähen kann, durch das die meiſten Großen ſich groß dünken. Das iſt keine Armuth des Volkes, die nur da ohne Gefahr für Sittlichkeit, Recht und Ordnung ſeyn kann, wo es überhaupt noch keinen Wohlſtand keinen Reichthum giebt. Bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft iſt Armuth ein Unglück, oft eine Schande, immer ein Uebel. In ihr ſindet man den Hebel, mit welchem ſich der Beſtand der Dinge, wie er einmal geordnet iſt, aus den Angeln heben läßt. Es giebt auch eine Unwiſſenheit, welche, weit entfernt Gefahr zu bringen, vor derſelben ſichert; allein das iſt die Unwiſſenheit der Unſchuld, die das Böſe nicht kennt, die liebenswürdige Unſchuld der Kindheit, die nichts von der Sünde weiß; über dieſe Unſchuld ſind wir hinaus.

Was erwartet man von einem Kriege, der um Grundſätze, Meinungen und Anſichten geführt wird? Dieſen allein gilt der Zwieſpalt, welcher die Hälfte von Europa in zwei feindliche Lager theilt; dieſen gilt der Kampf, den man mit Wort und Schrift führt, und welchen die Waffen entſcheiden ſollen. Will man einem neuen Glauben aufhelfen, ſeine Lehre verbreiten und befeſtigen; dann darf man ihm nur Märtyrer geben. Sieht man in dem Kriege vielleicht das rechte Mittel der Bekehrung und Belehrung? Die Geſchichte zeigt, wie dieſes Mittel ſeinen Zweck erreicht. Selbſt die Reformation, in welcher man eine ſo große Aehnlichkeit mit der Revolution finden will, würde allgemeiner und vollſtändiger geworden ſein, hätte man ſie nicht durch die Waffen unterſtützt. Die Aufklärung machte die Reformation zum Bedürfniſſe; die beſſere Einſicht hatte ſie vorbereitet und in der Ueberzeugung ſchon bewirkt. Die fortſchreitende Einſicht verbreitete und befeſtigte dieſe Ueberzeugung, und die Reformation gewann mit jedem Tage neuen Boden. Wäre ſie nicht in den Gemüthern geweſen; hätte ſie dann ſich ausſprechen können, da ihr Erſcheinen in der äußern Welt doch nur eine Verkörperung ihres geiſtigen Lebens, eine Verſinnlichung ihres unſichtbaren Daſeyns war? Der Krieg aber theilte die entzweieten Gläubigen in feindliche Confeſſionen, welche, gleich verſchanzten Lagern, begrenzt und gefeſtet, einander gegen über ſtanden. Jede vertheidigte den eingenommenen Poſten, deſſen Umfang eine willkührliche Demarcation beſtimmte, und der eine, welchen die Reformation beſezt hielt, konnte nicht vorwärts gehen, weil der andere den angefochtenen Glauben, als ſein beſtrittenes Eigenthum, beſchützte und bewahrte. Ein dreißigjähriger grauſamer Krieg vernichtete die Bildung, die Mutter der Reformation, welche durch eine beſſere Einſicht erzeugt worden war. Den Wohlſtand des Volkes ſah man zerſtört, ohne welchen die geiſtige Bildung nicht gedeihen kann, und die unſeligen dreißig Jahre hatten Deutſchland, in jeder Beziehung, um wenigſtens ein Jahrhundert zurückgeworfen, und durch den langen Kampf waren die Leidenſchaften aufgeregt, denen die Religionsſtreitigkeiten zur Nahrung, auch oft nur zum Vorwande dienten. Der unverſöhnliche Bruderzwiſt war in dem Hauſe eingekehrt, welches eine Familie bewohnte, deren Brüder, bei friedlichem Zuſammenleben, ſich gegenſeitig gebildet und einander immer mehr genähert hätten, und welche gerade dieſe Nähe jezt immer mehr abſtieß, und in die einmal feſtgeſetzte Beſchränkung zurückdrängte, wo ſie dieſelbe zu überſchreiten Miene machten. Iſt es anders? Ich nehme Belehrung an, welche allein doch nur von Parteiloſen zu erwarten iſt, die in keinem der feindlichen confeſſionellen Lager ihren Poſten eingenommen haben. Ein Krieg für und gegen die Grundſätze der politiſchen Reformation hätte ohne Zweifel dieſelben Folgen. Nein, der Freiheit giebt man nicht die Willkühr zur Erzieherin; der Verwirrung, dem Raube und Morde vertraut man nicht die Sittlichkeit und Ordnung, der Verwüſtung nicht den Wohlſtand, der Barbarei nicht die Civiliſation und Bildung zur Pflege an. Auch die politiſche Reformation, kann nur das Werk der beſſern Einſicht ſeyn, und der Krieg giebt weder Einſicht noch Ueberzeugung. Kommt es indeſſen doch dazu; entſcheidet im Rathe, welcher über Krieg und Frieden zu erkennen hat, die Leidenſchaft; nun dann fügt man ſich in das Unvermeidliche. Was abzuwenden iſt, ſucht man mit Kraft und Muth von ſich abzuwenden, und was ſich durch Kraft und Muth nicht beſiegen läßt, dem unterwirft man ſich. Nicht blos Schweres zu thun iſt männlich, ſondern auch Schweres zu erdulden. Die Leidenſchaft indeſſen giebt ſelten guten Rath, und beſchleunigt in ihrer Blindheit das Verderben deſſen, welchen ſie retten möchte.

Siebenter Brief.

Den 2. Juni 1832.

„Ich begreife nicht,“ ſagte ich in einem befreundeten Kreiſe, welcher die große Frage des Tages über Krieg oder Frieden verhandelte, „wie man den Frieden erhalten kann. Das Staatsſchiff geht auf bewegter See. Dem unruhigen Wogen auf der Oberfläche ſcheint ein Aufbrauſen vom Grunde aus zu folgen. Vor uns haben wir das Vorgebirge der Stürme, welches ſeine verrätheriſchen Klippen und Sandbänke tief in das Meer ausſtrekt. Jenſeits freilich liegt verheißenes Friedensland; allein wie dahin gelangen? Wenn wir auch der Kraft und dem Muthe des Steuermanns vertrauen dürfen; kann der Steuermann auch auf das Schiffsvolk zählen? Iſt die Natur nicht ſtärker als der Menſch? und die Natur im Zorne, das Meer vom Sturme aufgewühlt, das Gewitter über und lauernde Riſſe unter uns! Ja, ich ſtimme für den Frieden, glaube aber nicht an ihn.“ Lächelnd ſah mich mein Nachbar an, der im Finanzweſen einen Namen hat. Behende fuhr er mit dem Daumen über dem Zeigefinger auf und nieder, als zähle er Geld und ſprach: „Da fehlt es; das iſt der Friedensſtifter.“ — Das Geld, ja, das Geld! daran habe ich nicht gedacht. Das war mein Fehler von alten Zeiten her: Ich habe zu wenig an das Geld gedacht. Weiß ich doch, wie ſich ein Staatsmann der ein Feldherr war, darüber ausgeſprochen! „Drei Dinge,“ behauptete er, „brauche man, um Krieg zu führen: Geld und wieder Geld, und dann noch Geld.“ Der Metallreiz iſt der ſtärkſte; das hat ein berühmter Arzt unwiderſprechlich dargethan; dieſer Reiz ſey das einzige Mittel, bewies er klar, ſich des wirklichen Todes zu verſichern, weil er dem Scheintodten Lebenszeichen abgewinne. Der Metallreiz! es iſt nicht zu läugnen, er thut oft Wunder; er treibt den Puls der Menſchen und der Staaten. Die Phyſik hat es erſtaunlich weit gebracht, und iſt der Metaphyſik, dem Rechte und der Moral, über den Kopf gewachſen. Und doch kann ich kein rechtes Herz zu dem Gelde faſſen. In dem Menſchen, meine ich, müſſe es noch etwas Stärkeres geben, welches ſelbſt dem Gelde widerſteht und auch das Geld beſiegt; eine Macht, die über die Macht des Geldes geht. In ſeinem Herzen liegt Empfänglichkeit für einen Reiz, welcher den Metallreiz überſteigt. Ich habe ein Bild von dem Menſchen, welches ich mir freilich ſelbſt geſchnitzt, allein mit gläubiger Andacht als göttlich verehre. Es iſt vielleicht Abgötterei, und ich ſündige durch meinen Götzendienſt gegen die zehen Gebote der Politik und aller Weltklugheit. Wer aber darf ſagen, er ſey von jeder Sünde rein und von allem Irrthume frei? Ich wahrhaftig nicht.

Wie mit dem Staatsſchiffe jetzt, bei dieſer Gewitterſchwüle, welche den nahen Orkan verkündet, um das Vorgebirge der Stürme kommen, hinter welchem das Friedensland in behaglicher Ruhe liegt? Es iſt ſchwer; doch, wenn ich Steuermann wäre, ich verſuchte es mit aller Kraft, welche mir ſchwachem Menſchen zu

Gebote ſteht. Es iſt kein Krieg mehr, wie man ihn in frühern Zeiten führte, wo allerdings der Wahlſpruch des Feldherrn galt: Um Krieg zu führen, brauche man drei Dinge: Geld und wieder Geld, und endlich Geld. Es gab freilich auch andere, zum Theil noch frühere Zeiten, in welchen dieſe Wahrheit eine Lüge war, in den Zeiten nämlich, wo das arme Griechenland das reiche Perſien, das arme Rom, das reiche Karthago, die arme Schweiz das reiche Burgund und Oeſtreich, und das kleine Niederland das reiche gigantiſche Spanien beſiegte, in welchem die Sonne nicht unterging.

In den frühern Zeiten unſeres Feldherrn, wo der Metallreiz den ſtärkſten aller Reize hatte, war der Krieg ein zwar verwickeltes und zuſammengeſetztes, doch wieder, im Vergleiche mit dem Kriege, wie wir ihn jetzt haben würden, ein einfaches Ding. Man zählte ſeine Leute, ſein Geld, ſein Geſchütz, ſeine Vorräthe; und wenn man ſo viel, oder mehr als der Gegner beiſammen hatte, rückte man ins Feld. Man ſtellte eine vergleichende Tabelle der beiderſeitigen Hülfsquellen und Kräfte auf, zog ſein Facit, legte ſeinen Einſatz in das Spiel, in welchem man mit ziemlicher Beſtimmtheit wußte, was zu gewinnen oder zu verlieren war. Wer weiß es jetzt? Kein Menſch. Keine menſchliche Vorausſicht vermag zu ſagen, was die Feuersbrunſt niederbrennt, welche man mit einem leichten Hauche entzünden kann. Der Kriegsſchauplatz ließ ſich damals überſehen wie ein Schachbrett, auf welchem man mit ſeinen Königen, Bauern, Springern und Thürmen auf- und niederzog; und wenn das Spiel gewonnen, oder verloren war, ward in dem Dome ein feierliches Te Deum abgeſungen, das Schachbrett ausgebeſſert und mit friſchem Volke verſehen, um das Spiel gelegentlich wieder anzufangen. Jetzt iſt es anders. Die Heere, mit welchen man den Krieg beginnt, können zu Vorpoſten und Plänklern zuſammenſchmelzen, und Völker an die Stelle der Heere treten. Man kann als Befehlshaber in eine Feſtung ziehen, ihr an der Spitze der Beſatzung Geſetze geben, und endlich doch der Gefangene einer empörten Bevölkerung werden. Nichts läßt ſich berechnen, weil es das Geld nicht thut, das man zählen kann. Die Entſcheidungsgründe liegen in der Bruſt der hundert Millionen Menſchen, welche in dem Kampfe ihre Sache verhandelt ſehen; und in die Bruſt der Menſchen dringt kein Seherblik, und der eigene Kopf weiß oft nicht, was die eigene Bruſt verſchließt. Den Krieg kann ein Parteikampf an der Seine, oder an dem Rhein entzünden, und ſeinen vieljährigen Brand eine Völkerſchlacht an der Wolga oder an der Tiber löſchen. Iſt es anders? Nein, ſo iſt es. Ein leichtfertiger Sprung tritt auf den Höhen der Alpen oder Pyrenäen eine Eisſcholle los, und ſie wächſt im donnernden Falle zur Lauwine an, die ſich zerſchmetternd über einen Welttheil bis zur Oſtſee wälzt. Wer hätte die Vermeſſenheit, den Sprung zu wagen? Die Leidenſchaft, die blinde, bedacht- und rückſichtsloſe Leidenſchaft; und es iſt ſehr zu fürchten, daß ſie ihn wagt.

Zwei feindſelige Principien theilen jetzt die civiliſirte Welt und machen ſich die Herrſchaft über dieſelbe ſtreitig. Man heiße ſie, wie man will, um keines von beiden zu billigen, oder zu verletzen; man heiße ſie Neuerung, der Revolution:

Reaktion, oder Stabilität. Die Sache iſt, und bleibt dieſelbe. Und wenn wir auch, nach beliebtem Gebrauche, glatte Worte und feine Redensarten wählen; dann machen ſie doch die Sache weder glatt noch fein. Wir ſehen einen großen Theil der Welt in den innigſten Verhältniſſen, in Glauben, Meinen, in Fürchten, Hoffen und Wünſchen, in den geiſtigen, wie in den materiellen Intereſſen geſpalten, und beide Theile ſtehen ſich einander ſo entſchieden gegenüber, daß der Gewinn, die Freude und der Sieg des einen, der Verluſt, der Schmerz und die Niederlage des andern iſt. Das ſind die feindlichen Brüder, welche, den unvertilgbaren Groll im Herzen, daſſelbe Haus bewohnen. Wahrhaftig wir hätten einen Vater nöthig, welcher mit ſtrengem Ernſte, oder eine Mutter, welche mit erweichendem Flehen die Unverträglichen bändigte und verträglich zuſammenhielt. Wo ſind ſie?

Gäbe es denn kein Mittel, die feindlichen Parteien zu verſöhnen und den Frieden zu erhalten? Allerdings giebt es eines, das der Welt die Ruhe, die Ordnung, den Wohlſtand, in wie weit ſie zum Genuſſe deſſelben gelangen kann, zu geben und zu erhalten fähig iſt. Die Regierungen haben es in der Hand; werden ſie es wählen? Und wenn ſie es nicht thun, was wird die Folge ſeyn? Der Krieg.

Jedes der ſtreitenden Principien behauptet im Beſitze des Rechts zu ſeyn; und wer ſollte nicht ſein gutes Recht behaupten? Man rede nicht von der Erfahrung und ihren koſtſpieligen Lehren. Es gibt für die Leidenſchaften, Vorurtheile und Gelüſte keine Lehre der Erfahrung, als die ihnen dient und ſchmeichelt. Ich habe alle Achtung vor der politiſchen Weisheit, welche die Angelegenheiten der Welt zu ordnen glaubt; allein hat ſie, ſeit dreißig Jahren, den Knoten, welche ſie löſen wollte, nicht mehr verwickelt? Hat ſie den brennbaren Stoff, welchen ſie zu entfernen ſich bemühete, nicht in der Nähe des Brandes gehäuft? Wo zeigen ſich die Lehren der Erfahrung angewendet, die uns Alle ſo theuer zu ſtehen kamen? Und wenn wir von der Vergangenheit auf die Zukunft ſchließen dürfen; was wird uns dieſe bieten? Was haben wir von ihr zu fürchten und zu hoffen? Man wird die Erhaltung des Friedens wünſchen, das Elend des Kriegs bedauern, und — ihn führen. Die Neuerung wird in ihm das Mittel eines großen Zuwachſes an Macht, die Stabilität das der Erhaltung des Beſtehenden, wo nicht der Wiedererlangung des Verlornen ſehen. Unmöglich iſt in Europa eine Reſtauration der Stabilität, ſo wenig, als es die der Bourbons in Frankreich war. Das Glück der Waffen kann ſie entſcheiden, und die Neuerung unterwerfen. Aber zu bedenken iſt, und mit Ernſt zu bedenken, ob, nach allen Berechnungen der Wahrſcheinlichkeit, welche die Kräfte auf beiden Seiten abwägt, und ihre naturgemäße Entwicklung verfolgt, ob, ſage ich, die Neuerung nicht auch ihren entſcheidenden glücklichen Tag bei Pharſalus haben könne?

Es iſt in der neuern Zeit gar Vieles Trug und Täuſchung geworden, was ſonſt Aufrichtigkeit und Wahrheit war. Die Gewalt wird betrogen, und betrügt dann ſich ſelbſt. „Bonaparte," klagt Ludwig XVIII, „hat die Wahrheit zurückgeſtoßen, und iſt darum gefallen. Ich werde fallen, weil man ſie mir nicht ſagen wollte.“ Was die Macht umgiebt, iſt nur zu oft Lüge, und die Lüge, wo ſie am unſchuldigſten erſcheint, wenigſtens eitles Blendwerk, belustigendes Gaukelſpiel. Da der franzöſiſche Kaiſer von der Höhe ſeiner Macht zu fallen im Begriffe war, hatte der Senat des Königreichs Italien eine Deputation ernannt, um Napoleon dem Großen die Huldigung und Ergebung ſeiner treuen Völker zu Füßen zu legen, und die Glückwünſche zu dem gewiſſen Siege über ſeine Feinde darzubringen. Auf dem Wege erfuhren die Abgeordneten die Belagerung von Paris. Sie nahmen nun verſtändig einen andern Weg, begaben ſich in das Hauptquartier der Verbündeten, denen ſie die Glückwünſche zu dem Sturze des Tyrannen überbrachten. Das iſt die Wahrhaftigkeit der Großen, das iſt die Wahrhaftigkeit des Volkes, zu der man es, nach dem Muſter der Großen, heraufgebildet hat.

Man ließ Karl X eine Reiſe durch das ſchöne Frankreich machen, und allenthalben empfieng das begeiſterte Volk den angebeteten Monarchen, wie man ſagte, mit den lauteſten

Aeußerungen der innigen Freude. Später ſah man denſelben König, ſeiner Würde und Macht entkleidet, einſam und verlaſſen durch daſſelbe ſchöne Frankreich nach dem Auslande wandern, und daſſelbe Volk ließ ihn in düſterem Schweigen durch ſeine Mitte ziehen.

Eine Nacht von Trug und Täuſchung umgiebt die Gewalt; eine Nacht, durch die zu Zeiten nur die Blitze der verkannten, verläugneten Wahrheit aus den Gewitterſtürmen der Revolutionen ziſchen, welche ſich zerſtörend durch die Staaten wälzen. Allein dieſe Blitze erhellen nicht; ſie blenden nur. Das iſt die Quelle des Unglücks unſerer Zeit, das Zeichen ihrer Verderbtheit, dieſer ſchamloſe Lügengeiſt, welcher, ſelbſtſüchtig und eigennützig nur ergötzen, gefallen, beluſtigen und unterhalten will, weil die bequeme Behaglichkeit und die Eigenliebe die Täuſchung liebt und ſucht, wie ſie die Wahrheit haßt und flieht. Und dieſer böſe Geiſt bethört die Fürſten, wie das Volk.

Es iſt in der That eine tolle Wirthſchaft, wie ſie, an vielen Orten, von dem Volke und beſonders mit ihm getrieben ward und auch noch getrieben wird. Allein was machen? Wir müſſen durch die verrückte Faſtnacht und den hungrigen Aſchermittwoch, der ihr folgen wird, um zu dem erſehnten Oſterfeſte zu gelangen. Uns bleibt keine Wahl. Es gibt wohl verſtändige und rechtſchaffene Männer, welche den Frieden und die Ordnung erhalten, der Vernunft ihr Recht geben, und Fürſten und Völker in ihrem eigenen Intereſſe verſöhnen möchten, wo ſie zu ihrem Verderben hadern; allein ſie beſchwören den Sturm mit einem frommen Gebete. Man hält ſie für gutmüthige Narren, welche die ägyptiſche Finſterniß mit einem Talglichte erhellen, und den brauſenden Strom mit der flachen Hand aufhalten wollen. Die Nacht erleuchten wir nicht; wir müſſen den Tag abwarten. Der Sturm tobt aus, die Gewäſſer verlaufen ſich, die ſtreitenden Elemente ſetzen ſich, der ewigen Naturordnung gemäß, wieder in ein friedliches Gleichgewicht. Allein der verſtändige Menſch hat Mittel, die Natur zu unterſtützen, und, wo ſie ſich verirrt hat, auf die rechte Bahn zu bringen; aber auch dazu, wie zu Vielem, brauchen wir Frieden, was die politiſchen Tollhäusler, — wenn ſie nicht etwas Schlimmeres ſind — die nur Brennſtoff zum Feuer tragen, und Waſſer in die Strömung leiten, nicht begreifen, nicht zugeben wollen. Zwanzig, vierzig Friedensjahre brächten, ohne beſondere Pflege, faſt wild hervor, was ſie jetzt mit Schweiß und Blut künſtlich im Treibhauſe pflanzen wollen. Wie aber läßt ſich Verſtändiges von einem Volke erwarten, welches ſich unbeſonnen Schreiern und Schwätzern hingiebt, die ſelbſt nichts weniger als verſtändig ſind?

Laſſen ſich nun die feindlichen Extreme nicht vermitteln, wozu die Vorſchriften freilich leichter zu geben als zu vollziehen ſind; iſt keine Ausgleichung zwiſchen den ſtreitenden Principien und ihren Vertretern möglich; was bleibt dann übrig? Der Krieg, der verderbliche, unheilbringende Krieg. Ich habe es nie getadelt, daß Périer mit aller männlichen Anſtrengung, die ſo ſehr verläſtert ward, den Frieden zu erhalten geſucht hat. Hätte die Regierung des Bürgerkönigs nichts Tadelnswertheres gethan, beſonders was die innere Verwaltung betrifft; dann wüßte ich ihr nur die Huldigung des Lobes und des Dankes mit aufrichtigem Herzen darzubringen. Allein....

Achter Brief.

Den 17. Juni 1832.

Wie mir die ewige Frage läſtig und widerlich geworden iſt: „Wer ſind Sie? Zu welcher Partei gehören Sie? welche kann auf Sie zählen?“ Was ich bin, das weiß ich, wenn es ſich auch nicht ſo leicht ſagen läßt. Zu welcher Partei ich gehöre, und welche auf mich zählen kann? Das weiß ich nicht, weil es darauf ankommt, was dieſe Partei für Zwecke hat, und welche Mittel ſie anwenden will, um dieſe Zwecke zu erreichen. Muß man denn nothwendig in eine Compagnieliſte eingetragen ſeyn, um bei dem Verleſen ſein „Hier!“ zu rufen, ſich einer Schaar anzuſchließen, mit ſeinen Nachbarn in Reihe und Glied zu treten, und die beliebten Exercitien taktmäßig mitzumachen? Ich bin ein Reformer, wo Mißbräuche zu verbeſſern ſind; ein Antireformer, wo man neuerungsluſtig verändern will, wenn die Veränderung auch nichts verbeſſert. Ich bin ein Radicalreformer, wo es das Uebel mit Stumpf und Stiel auszurotten gilt. Sogar Revolutionär bin ich, und brauche unbedenklich Gewalt, wo die Gewalt mich widerrechtlich binden und berauben will. Mit Marc-Aurel und Trajan Monarchiſt, bin ich mit Washington und Franklin Republikaner. Ich ſtehe auf der rechten Seite, wenn ſie das Rechte will, trete zu der linken über, wenn ſie die rechte iſt, und halte mich in der Mitte, wenn ſie es mit dem Rechten hält. Kurz, ich bin für das Rechte, das Wahre und Gute, wie ich es erkenne, und wo ich es zu finden glaube; ich möchte verſtändig und ehrlich ſeyn, und kein Narr von einer Seite, der Seite und des Namens wegen. Von dem Volke bin ich, und für das Volk, das weiß ich; und ich bin es faſt unbedingt, weil das Volk faſt immer und allenthalben im Nachtheile iſt. Ich bin von dem Volke und gehöre zu dem Volke, und wenn das Gefühl der Verwandtſchaft, welches mich mit ihm verbindet, zu zärtlich ſchiene; dann mag es die Natur entſchuldigen, welche dieſes Gefühl in meine Bruſt gelegt und die Bande der Verwandtſchaft geheiligt hat; ich entſchuldige es auch bei Andern, welche andere Verwandte haben, bleibt das Gefühl nur der Natur getreu, die es geheiligt hat. Der Same der ariſtokratiſchen Wucherpflanze allein findet in meinem Gemüthe keinen Boden. Die Hochtory's, wie Peel und Wellington, ſind mir verhaßt, die ſteifen, ſtarren, gefühlloſen Auserwählten und Begünſtigten, die, mit vornehmem Dünkel zum Volke ſagen können, es ſey Lumpenpack und ſtinke, Ihre Gnaden und Herrlichkeiten aber ſeyen voll duftenden Wohlgeruches vom Hauſe aus. Selbſt die Dorfpatricier in der Schweiz und in Deutſchland, oder wo ſie ſich ſonſt finden, mag ich nicht, welchen die Geburt einen Abſatz an die Schuhe geflickt haben ſoll, damit ſie etwas höher ſtehen, als gemeine Bürgerſchaft.

Ich bin ein Revolutionär; ich habe es eingeſtanden. Was würde auch alles Läugnen helfen, wenn man, wie ich, bei hellem Tage, unter freiem Himmel, ſeine Clubbs und Conventikel hält, und ſeine Umtriebe und Verſchwörungen drucken läßt? Ich habe eingeſtanden und bekenne weiter: Bei dem Hambacher Feſte wäre ich gern geweſen; es war mir zu weit. Auch bei dem Bundestage wäre ich gern, wenn er Beſchlüſſe faßt; ich werde nicht zugelaſſen. Wäre ich bei dem Hambacher Feſte als Redner aufgetreten; dann hätten ſie, die Bündler nämlich, ſich ſchwer geärgert. Spräche ich bei dem Bundestage; man lachte mich nur aus. Es mag alſo gut ſeyn, daß ich mich weder hier, noch dort, vernehmen ließ.

Wie ich ein Revolutionär geworden bin? Auch das will ich bekennen. Der müßte doch durchaus vernagelt ſeyn, welchem nichts beiginge, wenn er einen politiſchen Curs der Revolution ſchon ſeit mehr als vierzig Jahren macht, den Vorleſungen der Philoſophen, Staatsmänner, Parlamente, ſtändiſchen Verſammlungen, Cabinette, Conferenzen, Congreſſe beiwohnt, keine Disputation, ſey ſie nun pro locis oder pro praemiis verſäumt, alle Promotionen beſucht, welche Kaiſer und Könige und ganze Völker graduirten, auch, wenn ſie ſchlecht beſtanden, wieder degradirten; der müßte, ſage ich, durchaus vernagelt ſeyn, welcher auf dieſer hohen Schule, wo die Menſchen und die Ereigniſſe ſo eindringlich lehrten, nichts gelernt hätte. Und doch haben ſo Viele nichts gelernt! In dieſer Schule indeſſen habe ich meine Theorie der Revolution auch nicht gelernt, und gehörte demnach ſelbſt zu den Vernagelten, wenn ich nichts gelernt hätte; allein ich habe fleißig und viel gelernt, was ich bei jeder Prüfung, die man mich beſtehen läßt, beweiſen will. Allein meine Theorie der Revolution habe ich von einem andern Meiſter, einem großen Meiſter, bei dem man nicht vergebens in die Schule ging, von welchem noch jetzt zu lernen iſt; ich habe ſie von Friedrich dem Großen. Der hatte, wie auch Thiébault erzählt, bald nach ſeiner Thronbeſteigung, unter dem Vorwande einer Muſterung, in der That aber um Schleſien zu erobern, ein Heer von 60,000 Mann in Pommern aufgeſtellt. Er hielt vor dem Heere, ſein ſcharfes Auge nachdenkend auf daſſelbe gerichtet, und fragte endlich den alten Prinzen von Anhalt, was ihm wohl an dieſer verſammelten Maſſe am meiſten auffalle. Der Prinz lobte die Schönheit der Truppen, ihre Haltung ihre Uebung, die Regelmäßigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen. — Mit Geld, Zeit und Mühe, meinte der König, laſſe ſich das ſchon machen. Dann fügte er hinzu: „Mir iſt vor Allem merkwürdig, daß wir beide, Sie und ich, mein lieber Vetter, hier vollkommen ſicher ſind, und Gehorſam finden. Da ſtehen 60,000 Mann, alle unſere Feinde, von welchen jeder bewaffnet, und jeder ſtärker iſt, als einer von uns. Die 60,000, ſo ſtark, ſo gut bewaffnet, zittern vor uns beiden.“ — Das iſt das Geheimniß der beſtehenden Gewalt, auch wo ſie nicht mit Recht beſtehen ſollte. Wo ſie mit Recht beſteht, und zum Vortheil Derer, die ihr gehorchen, eingeſetzt und wirkſam iſt; da bedarf ſie zu ihrem Beſtehen dieſes Geheimniſſes nicht, obgleich ſie immer Vortheil aus ihm zieht. Vortheil darf, kann, und ſoll ſie aus ihm ziehen.

Die Aeußerung Friedrichs führte mich auf folgende Betrachtungen, welche meine Theorie der Revolution bilden. Sind die 60,000 Mann wirklich Feinde des Königs, wie er ſagt, und zum Dienſte durch die Gewalt gezwungen, nicht aber durch das Geſetz verpflichtet; dann werden ſie, früh oder ſpät, zu dieſer Erkenntniß kommen. Kämen ſich nicht dazu; dann bliebe es beim Alten, und Alles ginge, wie es bisher gegangen iſt, wogegen ſich nichts ſagen läßt. Gelangten Einige, auch hundert oder tauſend, zu der Einſicht, daß ſie nur der Uebermacht gehorchten; dann würden ſie dieſe Einſicht den Andern mitzutheilen ſuchen, den Dienſt indeſſen, wie früher, thun, und ohne Murren folgen. Kündigten ſie, in ſo geringer Zahl, den Gehorſam auf; dann wären ſie Rebellen und Meuterer, würden vor ein Kriegsgericht geſtellt, verurtheilt und erſchoſſen. Hätte die neue Lehre die Hälfte der Armee gewonnen; auch dann noch würde ſie ſchweigen und gehorchen; denn die eine Hälfte ſtände der andern gegenüber; ſie ſchlügen ſich, es flöſſe Blut, und die Entſcheidung wäre zweifelhaft. Das Heer ſelbſt ſähe ſich in zwei feindliche Parteien getheilt, und weil der Kampf ſie erbittert, und zu perſönlichen Gegnern gemacht hätte; ſo würde eine Verſtändigung und Belehrung viel ſchwerer, vielleicht unmöglich ſeyn. Die Feinde rieben ſich gegenſeitig auf, und für die Geſammtheit wäre nichts gewonnen. Gehörten 40,000 zu den Neubekehrten, dann wäre der Erfolg gewiß; allein es könnte immer noch zum Schlagen kommen, und es flöſſe Blut. Sind die 60,000 einig und ſagen: Nein! dann iſt das Spiel zu Ende. Da hat man die vernünftige Theorie der Revolution, wenn es eine gibt. Ich verrathe das Geheimniß nicht; die Geſchichte hat es längſt verrathen. Nehmen wir ſtatt des Heeres ein ganzes Volk, ein ungläubiges, z. B. die Türken, wenn man will. Verbreitete ſich bei ihnen auf dieſe Weiſe das Chriſtenthum, in religiöſem oder politiſchem Sinne genommen, und die geſammte Bevölkerung, oder auch die Mehrzahl derſelben, ſagte einmal: Nein! wo der Großherr Ja! geſagt; dann ſtände dieſer mit Mahomed und dem Serail verlaſſen da, und die Sultansherrſchaft hätte ausgeherrſcht.

Ich höre gar gern von Friedrich dem Großen reden und erzählen; er war ein gewaltiger Geiſt, und in ſeinen Geſprächen, Antworten und Entſcheidungen liegt gewöhnlich ein tiefer Sinn. Eine neue Zeitſchrift, Prometheus, will folgende Anekdote von ihm wiſſen, die mir bisher unbekannt geblieben war. „Mir träumte,“ ſoll der große König einmal erzählt haben, „mir träumte, es ſey mir die Luſt angekommen, zu wiſſen, was lange nach meiner Zeit vorgehen werde; habe mich zu dem Ende mit Speiſe und Geld verſehen, in eine abgelegene Gegend begeben, und da einen Epimenides-Schlaf gehalten. Als ich erwachte, waren die Speiſen fort; doch hatte ich das Geld noch. Ich ging auf die Landſtraße und wußte nicht mehr, wo ich war. Zum Glücke begegnete mir ein Bauer, den ich um den Weg zum nächſten Ort fragte. Er gaffte mich dumm an und ſchwieg. Als er mir den Rücken zuwenden wollte, bot ich ihm einen Friedrichsd'or an, um den Kerl geſchmeidiger zu machen. Er beſah das Geldſtück von allen Seiten, wunderte ſich, und ſagte: „dies Geld kann man hier zu Lande nicht gebrauchen. Das kennt Niemand. Ihr müßt von unſerer Sorte haben, wenn Ihr nicht Hungers ſterben wollt.“ Dabei griff er in die Taſche und zeigte mir einige — ruſſiſche Kopeken. Er verließ mich und ging zu ſeinem Ackerfelde, wo er ſeinen Pflug hatte, vor welchem einige Menſchen angeſpannt waren. „Oho!“ rief ich: „iſt es hier Sitte, Menſchen an den Pflug zu ſpannen?“ — „Warum nicht?“ entgegnete der Bauer: „Sie ſind wohlfeiler und nützlicher, als anderes Zugvieh.“ — „Aber laſſen ſich denn die Leute das gefallen?“ rief ich. „Warum nicht?“ antwortete er: „Man kann es ihnen ſchon beliebt machen!“ und zeigte lächelnd auf ſeinen Kantſchu.

»Ich lief in meiner Angſt durch manches Dorf. Jedes beſtand aus einem prächtigen Schloſſe, einigen Kirchen und Klöſtern und einer Menge unfläthiger, niedriger Ställe. In dieſen wohnten die Unterthanen des Edelmanns. Ich kam in die Hauptſtadt. Viel Luxus. Aber das Heiligſte und Edelſte war ins Gemeine und Ekelhafte traveſtirt. Mir war zu Muthe, wie einem frommen Chriſten, dem man in Kamſchatka, beim heiligen Abendmahle, in Ermangelung von Brod und Wein, gedörrten

Fiſch und Branntwein darreicht. — Wo bin ich denn? ſchrie ich. Und ich wachte auf.“

Si non è vero, è ben trovato.
Hat es ſich wirklich nicht gemacht;
Dann iſt es doch recht gut erdacht.

Neunter Brief.

Den 30. Juni 1832.

Aber was hätte man gegen das Benehmen des Miniſteriums Périer einzuwenden? Doch Manches, ſollte ich denken, und nicht ohne Grund. Für was aber gäbe es in der zwieſpaltigen, getheilten Welt nicht ein Aber? Die Regierung kann für das Volk die beſte Geſinnung haben, aufrichtig ſein Wohl zu befördern ſuchen; aber wählt ſie auch immer die geeigneten Mittel, die ſie zum Zwecke führen? und hat das Volk, wo es um ſein Wohl ſich handelt, nicht auch eine Stimme? Die Unverſtändigen im Volke wollen das Unmögliche, Ernte ohne Saat, Lohn ohne Arbeit, Ausgaben, wo nichts eingenommen wird, Waſſer, das nicht näßt, Feuer, das nicht brennt; aber thun die Regierungen auch das Ihrige, um die Unverſtändigen zu belehren, die Ernte denen zu ſichern, die geſäet, den Lohn der

Arbeit, die Auszeichnung dem Verdienſte zuzuwenden? In dieſer Welt der Unvollkommenheit, die Menſchen bewohnen, darf nur Menſchliches erwartet und gefordert werden. Hadert nicht; ſucht Euch zu verſtändigen und das Erträgliche erträglich zu machen; helft, wo zu helfen iſt; das Abwendbare bemüht Euch kräftig abzuwenden, und dem Unabwendbaren fügt Euch männlich mit muthiger Ergebung. Es ſey Euch nur Ernſt, und es wird, es muß gelingen. — Gemeinſprüche! Wir brauchen keinen Rath; wir wollen Hülfe. Nun alſo finde ſich an dem Miniſterium Périer auszuſetzen, daß es dem Bürgerkönige eine Civilliſte faſt erſchlichen und erbettelt hat, die dieſer, vom Volke freigebig angeboten, hätte ablehnen müſſen. Hr. Périer kennt den Werth des Geldes, und weiß, daß, wenn es für den König einen großen, für den Bürger einen noch größern hat. In unſerer Zeit des ängſtlichen Erwerbes, in der Zeit der Entbehrung und Noth für Millionen, in der Zeit, wo bei jedem Dinge die erſte Frage iſt, was es koſtet, und die Wohlfeilheit zu ſeinen weſentlichen Vorzügen gehört; in dieſer Zeit ſollte der Regent um ſo mehr auf die Wohlfeilheit ſeiner Regierung ſehen, je flauer der Artikel in der Nachfrage des Volks geworden iſt. Es iſt nicht gut, wenn Einige zu viel haben, wo Vielen das Wenige fehlt, das zum Leben nöthig iſt, beſonders wenn die Vielen zum Zuvielen ſteuern müſſen. Die Gleichheit, in wie weit ſie der Staat begründen und erhalten kann, iſt eine Vorſchrift des Rechts, deren Vollziehung die Politik, ſelbſt im Intereſſe der Regierung, nicht genug unterſtützen kann. Unſere Religion heiligt dieſe Gleichheit, und man muß ſich wundern, daß der Reichthum auf Koſten der Armuth, dem das Evangelium den Himmel ausdrücklich verſchloſſen hat, auf Erden ſo viele Bewerber findet, denen das Reich Gottes weniger am Herzen zu liegen ſcheint, als der Reichthum der Erde. Auch hat Périer das Königthum zu einer Art von Börſekönigthum gemacht, da man ein Bürgerkönigthum zu erhalten hoffte. Alles ging gut, wenn nur die Börſengeſchäfte gingen. Und ſtiegen die Renten; dann war man des erfreulichen

Zuſtandes von Frankreich gewiß; ſah man auch den öffentlichen Geiſt, die Neigung und Achtung der Nation, die Menſchen fallen. Das hat viel dazu beigetragen, die neue Regierung, die eine ganz andere Grundlage brauchte, zu einer papierenen zu machen, wie wir das Vergängliche und leicht Zerſtörbare zu nennen pflegen. Endlich iſt an der Regierung zu tadeln, daß ſie ſich ohne Noth in einen Kampf mit der Meinung eingelaſſen, ſich unter die Streitenden gemiſcht, und mit kleinlichem Geiſte da Recht behalten wollte, wo es nicht entſchieden ward; denn die Meinung, den Glauben erzwingt man nicht; man kann ſie nur verdienen und gewinnen. Die Regiernng muß über den hadernden Partheien ſtehen, und nie auf den Fechtplatz herunterſteigen, auf dem die Gladiatoren der müßigen Neugierde ein Schauſpiel geben. Selbſt der Sieg gefährdet ihre Würde. Bringt ſie einen Schriftſteller als Lügner oder Verläumder vor Gericht; dann betritt ſie mit ihrem Gegner denſelben Boden, ſtellt ſich mit ihm auf gleiche Linie, da ſie, wie er, von dem Gerichte ihr Urtheil nimmt, und ſiegen oder unterliegen kann. Bleibt ihr der Sieg; dann wird er ihrer Stärke, ihrem Einfluſſe zugeſchrieben, und ſelbſt, wo ſie Recht hat, findet der Unzufriedene zu tadeln und zu klagen. Wird der Beklagte freigeſprochen; dann feiert man den Triumph der Unſchuld, der Verfolgte iſt ein Märtyrer, und der Beifall des Publikums, von dem der Gerichtsſaal wiederhallt, demüthigt die Gewalt, die in ihrer Schwäche unterliegt. Und mit allen dieſen Maßregeln wird dem Uebel nicht geſteuert; im Gegentheil ſie vermehren und vergiften es. Die Verſuchung, es mit einem ſo gewaltigen Gegner, wie die Regierung iſt, aufzunehmen, iſt zu lockend, als daß ihr die Eitelkeit der Kleinen und Schwachen widerſtehen könnte, welche Theilnahme zu erregen, groß, berühmt und ſtark zu werden hoffen. Man ſchlägt nach einer Weſpe, und bringt dadurch den Aufruhr in das ganze Neſt; und wenn der Schwarm den Schlagenden umſummt und ihm mit ſeinen Stichen droht, dann wird ſelbſt die Macht in ihrem Grimme nur lächerlich. Sie iſt der Löwe, welcher ſich zornig im verdrießlichen Streite mit Fliegen vergebens abmüht, und den Auftritt macht gerade der Contraſt der Kraft und des Erfolges nur um ſo komiſcher. Als Ariſtophanes, zur Beluſtigung des boshaften Publikums, den Sokrates auf die Bühne brachte, welches ſchadenfroh ſich an dem verzerrten Bilde des Weiſen ergötzen wollte, ſtand dieſer ruhig auf, damit er Allen ſichtbar würde, und jeder das Original mit der entſtellten Copie vergleichen könnte. Die lachluſtigen Athener lachten nicht, und die giftigen Pfeile, welche der beſte Schütze abgeſchoſſen, fielen ſtumpf zu den Füßen des Mannes nieder, der ſich ihnen darbot. — Friedrich II ließ Schmähſchriften gegen ſich, welche das Volk begierig las, auf den Straßen tiefer hängen, damit die Luſttragenden bequemer dazu gelangen könnten. Das kehrte die Schadenfreude, wie das Geſchoß des Ariſtophanes, gegen die Bosheit, welche ſchaden wollte. Die Schmähungen hatten den Reiz verloren, welchen verbotene Früchte immer haben. Darum verbietet, richtet, ſtreitet und verfolgt nicht in eurer eigenen Sache, wenn ihr derſelben den Sieg verſchaffen wollt. Freilich ſagt man, Sokrates und Friedrich der Große hatten gut ſich ausſtellen; ihre Würde, ihre Größe ſchützten als undurchdringlicher Panzer ihre Bruſt; allein … Ich verſtehe … Da weiß ich keinen Rath. Sey achtungswerth, und du wirſt Achtung finden. Sey liebenswürdig, und du wirſt geliebt. Ihr wollt das Spiel gewinnen, und keinen Einſatz geben; das iſt nicht Spielregel.

Der Unfug der Preſſe iſt ein großes Uebel; ſie ward ſchändlich mißbraucht, auch in Deutſchland, und in Frankreich mehr, als in irgend einem Lande. Sie wird bei uns noch mißbraucht, wenn auch nur gegen gemeine Leute, weil die Vornehmen für ſich die Cenſur in ihrem Dienſte haben. Wahrhaftig, die Preſſe feiert gern ihre Saturnalien; die Knechte ſind frei, und befehlen, daß ihre Herren ſie bedienen ſollen. Zu Rom waren an dieſem Feſte der Senat, die Gerichtshöfe und die Schulen geſchloſſen. So iſt es auch oft bei uns, ſogar noch ſchlimmer; denn die Jugend will das Alter berathen, die Unwiſſenheit die Weisheit lehren, der Dünkel das Verdienſt richten. Nicht nur in der Politik, auch in der Literatur, in Kunſt und Wiſſenſchaft iſt eine Pöbelherrſchaft eingeriſſen, welche das Große und Würdige, wenn es gelingen könnte, zu zerſtören droht. Es iſt eine Ochlokratie, der Gemeinheit, Anmaßung und Plattheit, welche das Hohe und Edle, könnte es untergehen, vernichten müßte. Dieſer Zuſtand iſt traurig, faſt entmuthigend. Unſere meiſten Literaturzeitungen und kritiſchen Blätter, welche Schmach! Ihre Eigenthümer behandeln ſie wie Plantagen, aus welchen ſie mit den wenigſten Koſten den größten Vortheil zu ziehen ſuchen. Das Feld bebauet ein geiſtiges Geſchlecht von Schwarzen, welche ſich mit dem kargen Tagelohne, dem Schandgelde, Ehrenſold genannt, das Leben friſten. „Verderben Sie es,“ ſchreibt mir ein achtungswerther Mann, welcher ſelbſt an der Spitze einer kritiſchen Anſtalt ſteht, „ja mit dieſen Schwarzen nicht; oder dieſe reiben ſich ſo lange an Ihnen, bis Sie ſelbſt geſchwärzt, keine weiße Stelle mehr am ganzen Leibe haben.“ — Ich kenne das Kunſtſtück; doch mag ich kein erbetteltes Brod, ſo lang ich mir mein Stück verdienen kann; kein erbetteltes, erſchlichenes oder bezahltes Lob; keinen ſolchen Ruhm, welchen die Vetter- und Gevatterſchaft ertheilt! Lieber ehrenvolle Dürftigkeit, als Reichthum mit Schmach! So lange das Volk ſich bethören läßt, mögen Thoren ſeine Führer und ſeine Götzen ſeyn. Da heißt es: „Wir und die Unſrigen ſollen leben! unſere Vettern und Baſen! unſere lieben Anzehörigen und Freunde! Lob um Lob, Empfehlung für Empfehlnng?“ und ſagt man dem geneigten Leſer zehnmal: Der iſt ein großer Mann, das iſt ein Meiſterwerk; dann müßte er kein geneigter Leſer ſein, wenn er es nicht endlich glaubte. Treiben die Eitelkeit, der Neid, der Hunger und die Anmaßung, die Therſites, die Zoilen und Zoilchen, und die Splitterrichter ohne Zahl, nicht wie giftige Schwämme hervor? Wo iſt ein Ruf, der ihnen heilig wäre, ein Name, welchen ſie ſchonten, wenn Gewinnſucht, Eigenliebe, vielleicht oft nur Leichtſinn, ihre Rechnung dabei finden, ſie herabzuwürdigen und zu beſchmuzen? Und die Quackſalber und Marktſchreier im Fache der Politik, in welchem ſich jeder jezt zu Hauſe fühlt, wenn er auch die Mittelſchulen noch nicht durchlaufen hat, dieſe frühreiſen Staatsmänner, welche für den Staat Verfaſſungen und Geſeze im Vorrath haben, wenn ſie auch Eine Familie nicht zu ordnen und ihr vorzuſtehen wiſſen; wie viel Unheil haben ſie uns gebracht! Wie ſehr ſind wir und die tüchtigen Männer, die Meiſter in der Kunſt zu beklagen und zu bedauern, daß die kecken Pfuſcher das verdienſtliche Werk verdarben, mit welchem jene ernſt und beſonnen beſchäftigt waren! Wir Alle haben es nun zum zweitenmale geſehen, und ſind verblüfft, und geberden uns dabei, als ſey es ſeit Erſchaffung der Welt das erſtemal. Infandum jubes renovare dolorem! die Wunde iſt noch friſch, der Schmerz noch neu. Mag es mit Anderem vorübergehen! Die Wahrheit indeſſen ſpricht jedes Blatt der Geſchichte aus, und bewährt ſich auf jedem Blatte der Geſchichte, obgleich der Unverſtand ſie nicht verſteht, und die Leidenſchaft ſie nicht beachtet, die große Wahrheit: „daß die Freiheit nichts mehr fördert, als der Mißbrauch der Gewalt; den Mißbrauch der Gewalt aber, nichts mehr als der Mißbrauch der Freiheit.“ Lernt Gerechtigkeit, ihr ſo oft Gemahnten!

warnt die Geſchichte; allein ſie hören nicht und lernen nichts.

Wie nun dem Preßunfuge begegnen? Da liegt der Knoten. Vielleicht durch Cenſur? Alle Cenſur iſt Gewaltthat, und verletzt ein heiliges Recht, das Recht der Mittheilung ſeiner Gedanken und Gefühle, das dem Menſchen angehört, wie das Recht zu ſeyn; denn der Menſch iſt nur wirklich und wahrhaft Menſch, wo er ſeine Meinung äußern und die Meinung Anderer vernehmen kann.

Man dürfte dem Thiere den Gebrauch dieſes Rechts nicht ſtreitig machen, wenn es deſſen fähig wäre. Wie! ſagt man, kann durch den Mißbrauch der Preſſe kein Verbrechen begangen werden, kein Unrecht geſchehen? Und iſt es nicht die Pflicht des Staates, Verbrechen und Vergehen vorzubeugen? Verhütet man nicht den Mord, Mißhandlung jeder Art; und läßt man ſie erſt vollbringen, um ſie zu beſtrafen, wenn ſie geſchehen ſind? Ganz recht; man hindert den Mord, man beugt Mißhandlungen vor. Aber kein Glied des Staates hat das Recht zu tödten, zu mißhandeln, nicht einmal zu ſtrafen;

dieſes Recht gehört dem Staate an, der es durch Richter und Beamte, nach Vorſchrift der Geſetze, üben läßt. Tödtet übrigens die Lüge die Wahrheit, die Verleumdung die Ehre? Keinesweges. Der Gemordete freilich ſteht nicht wieder zum Leben auf, dem Mißhandelten laſſen ſich die Schmerzen nicht abnehmen, die er erduldet, dem Verſtümmelten die Glieder nicht anſetzen, die er verloren; aber die Wahrheit geht ſiegreich aus dem Kampfe mit der Lüge, der gute Ruf aus dem Kampfe mit der Verleumdung. Die Waffen, die der Lügner, der Verleumder braucht, wenden ſich gegen ihn, und wo er morden oder verwünden wollte, mordet oder verwundet er ſich ſelbſt. Weiß man übrigens, ob ein Menſch die Abſicht hatte zu lügen und zu verleumden, ob er wirklich gelogen und verleumdet hat, ehe er ſeine Meinung ausgeſprochen? Oder iſt Jemand ſo im Beſitze der Wahrheit, daß er ſie mit Sicherheit erkennt? Iſt der Cenſor dieſer Jemand? Erhält er mit ſeiner Anſtellung die Unfehlbarkeit; und hätte das Sprichwort recht: Wem der Staat ein Amt giebt, dem giebt Gott auch den Verſtand? In dieſem Falle dürfte der Staat ja nur alle Schriftſteller zu Cenſoren machen, und es gäbe keinen gedrukten Irrthum, keine gedrukte Lüge und Verleumdung mehr. Der Cenſor aber iſt ein Menſch, wie der Schriftſteller, dem Irrthume unterworfen, ſo wenig wie dieſer von Fehlern und Gebrechen frei. Weit entfernt, daß er der Lüge, der Verleumdung, dem Verbrechen oder Vergehen vorbeugte, begünſtigt er ſie nicht ſelten, und in der beſten Abſicht, ihnen vorzubeugen. Wird die Lüge, die Verleumdung laut; tritt ſie offen auf; dann iſt es möglich, ihr auch offen zu begegnen. Schleicht ſie im Finſtern; vergiftet ſie im Stillen; iſt ihr Mord ein verborgener Meuchelmord: dann wirkt das Uebel ungeſtört, gerade weil man es verhindern wollte. Die Oeffentlichkeit allein verbürgt die Wahrheit. Das hat ſich auch ſo in der allgemeinen Ueberzeugung feſt begründet, daß, wer die Oeffentlichkeit nicht will, den Verdacht erregt, daß er ſich zu verbergen, das Licht zu ſcheuen habe. Darum findet auch jede Regierung, die eine Cenſur anordnet, ſelten Glauben und Vertrauen, wenn ſie auch deſſen würdig iſt. So erreicht ſelbſt die Gewalt, der die Cenſur dienen ſoll, durch ſie ihre Abſicht nicht. Das Sprichwort: „Wer am Wege bauet, findet viele Tadler,“ dieſes Sprichwort hat die Cenſur erfunden. Die Leute, die da bauen, wollen keinen Weg, der an dem Baue vorüberführt, um dem Tadel zu entgehen, aber wo könnte man jetzt bauen, ohne daß Wege in jeder Richtung an dem Baue vorüberführten?

Indeſſen, das iſt nicht zu leugnen, hat die Preßfreiheit ihre Gefahren; ihr Gebrauch artet oft in Mißbrauch aus. Mit welchem Gebrauche aber, und wäre es der löblichſte und beſte, iſt dieſe Gefahr nicht verbunden? Ich kenne nur zwei Mittel, dem Mißbrauche vorzubeugen, oder ihn unſchädlich zu machen, in wie weit nämlich dieſer Zweck zu erreichen iſt. Das eine beſteht darin, nichts Tadelnswerthes zu thun. Es iſt ein probates Mittel; man darf es nur verſuchen. Seine Anwendung ſetzt aber eine ethiſche Diät voraus, die ſich der bequeme Reichthum, die trotzige Gewalt und die genußſüchtige Begierde nicht gern gefallen laſſen. Will man den Zweck; dann muß man auch die Mittel wollen, die zu ihm führen, und nicht darüber klagen, daß er unerreichbar ſey, oder gar die Schuld davon auf Andere wälzen. Das zweite Mittel iſt, den Verſtändigen und Gutgeſinnten das freie Wort zu gönnen, ſie zum Gebrauche deſſelben aufzumuntern, mit der Wahrheit und Denen, die ſie ſagen, nicht zu hadern. Schweigen die Beſſern und Unterrichteten im Volke; dann zeugt das gegen die Regierung. Auch das Schweigen ſpricht, und oft am verſtändlichſten. Reden aber Männer, die im Beſitze der öffentlichen Achtung, des allgemeinen Vertrauens ſind; reden die Unterrichteten, die Wohlgeſinnten; dann werden die Thoren und Böswilligen verſtummen, oder ohne Gefahr reden, wo ſie es verſuchen. Sorgt für tüchtige Aerzte und die Quackſalber verlieren ſich von ſelbſt.

Zehnter Brief.

Den 10. Juli 1832.

Ich theile mit allen Gefühlen meines Herzens, mit der ganzen Ueberzeugung meines Verſtandes den Abſcheu, den Haß und die Verachtung, die das gemeine, brutale und tolle Jakobinerweſen jedem Redlichen und Rechtlichen einflößen muß, dieſes Aufregen und Aufhezen aller niedrigen Begierden und Leidenſchaften im Volke, das man Pöbel nennt. Nicht ſeiner niedrigen Stellung in der Geſellſchaft wegen, hat es dieſen Namen, ſondern ſeiner niedrigen Geſinnung wegen, die es zum geiſtigen und ſittlichen Pöbel macht, dem auch Menſchen aus höhern Ständen, aus gebildeten Zirkeln, Menſchen in Seide und feinem Tuche und nicht bloß in Holzſchuhen und ſchmuziger Jake angehören können. Die ganze Thiermenſchheit, die aus Habſucht, Herrſchbegierde, Eitelkeit, beſtialer

Denkart und Neigung gegen Geſez und Ordnung ſich empört, iſt Jakobinerpöbel und es läßt ſich geſchichtlich nachweiſen, daß der gemeine Jakobinism, den unſere Zeit allein zu kennen ſcheint, nicht älter als der vornehme und an manchen Orten nur eine Nachgeburt von dieſem iſt. Welche ſchauderhafte Greuel begleiteten den Mord Heinrich's III. von Frankreich und der Königin Maria Stuart, von denen kaum die Rede iſt? Iſt das die Wage der Gerechtigkeit, mit der die Geſchichte die Menſchen und ihre Thaten wägt? Zum Morde Heinrich's III. ward ein junger Dominikanermönch, Jakob Clement, von dem aufrühreriſchen Adel auserſehen und angereizt. Die Herzoge von Mayenne und von Aumale feuerten ihn, da er unentſchloſſen zu wanken ſchien, zu dem Verbrechen an. Die Herzogin von Montpenſier verhieß ihm zum Lohne den Purpur, die erſten Würden und reichſten Pfründen der Kirche, den Dank eines geretteten Volkes und ſteigerte die Betäubung durch Sinnenrauſch zur Wuth, indem ſie ihm die höchſte Ehre des Weibes opferte. Dem geſchändeten

Bette entſtieg ſie nach vollbrachter That, um dem Volke dieſelbe als den ſchönſten Sieg auf den Straßen zu verkünden. „Bürger!“ rief ſie, „gute Nachricht! der Tyrann iſt todt!“ Die würdige Mutter der Megäre, die Herzogin von Nemours, eilt nach der Kirche, beſteigt die Stufen des Altars, um, im Freudentaumel, die Nachricht mitzutheilen. Die Führer der Ligue geben Feſte, bewirthen das Volk an reichbeſezten Tafeln auf den Straßen. Unter dem Geläute der Glocken, dem Schalle der Inſtrumente werden Lieder zum Lobe des Mörders und zur Schmach ſeines Opfers geſungen. Allenthalben ſieht man das Bild des fanatiſchen Clement, der die Verehrung eines Märtyrers erhält, öffentlich und ſelbſt auf den Altären aufgeſtellt, und das bethörte Volk von dem meuteriſchen Adel und der Geiſtlichkeit aufgeregt, liegt vor ihm auf den Knieen und flehet: „Heiliger Jakob Clement, bete für uns!“ Selbſt die Mutter des Mörders wird in ihrer verborgenen Wohnung auf dem Lande aufgeſucht, mit Ehrenbezeugungen und Geſchenken überhäuft, von der Montpenſier der Menge vorgeſtellt, die bei ihrem Anblicke den Geſang anſtimmt: „Geſegnet ſey der Leib, der ihn getragen! geſegnet ſeyen die Brüſte, die er geſogen!“ Hundert und vierzig Prieſter führen ſie im Triumphe nach ihrer Heimath zurück. Selbſt das Haupt der Kirche erhebt vor den verſammelten Kardinälen, den Königsmörder über Judith und Eleazar, ſtellt ſeine That der Fleiſchwerdung des göttlichen Wortes und der Auferſtehung zur Seite, und erklärt den Gemordeten für unwürdig, der lezten Ehren theilhaftig zu werden, mit welchen die Kirche die Beſtattung katholiſcher Regenten zu feiern pflegt.

Noch ſchmachvoller und grauſamer iſt der Mord der unglüklichen Maria Stuart, deren Liebenswürdigkeit wohl ihr größtes Verbrechen in den Augen der gottesfürchtigen, jungfräulichen und ſittſamen Eliſabeth geweſen ſeyn mag. Nachdem ſie neunzehn Jahre die Qualen, Schmach und Entbehrungen einer harten Gefangenſchaft erduldet, ward ſie, mit den Förmlichkeiten einer mißbrauchten und entehrten Gerechtigkeit zum Tode verurtheilt, und mit allen Qualen einer erfinderiſchen Henkerskunſt hingerichtet. Als ſie vor dem Blutgerüſte ſtand, auf dem ihr Haupt fallen ſollte, hielt der proteſtantiſche Dechant von Peterborough eine lange Ermahnung und Aufforderung in den verletzendſten Ausdrücken eines unduldſamen Eiferers an dieſelbe. Maria erwiederte: „Laſſet mich in Frieden; denn mein Entſchluß ſteht feſt, in der römiſch-katholiſchen Religion zu ſterben.“ Die edlen Lords aber, welche zugegen waren, befahlen, daß der Dechant ein Gebet im Geiſte ſeiner Konfeſſion ſpreche. „Ich kann, ſagte Maria, mein Gebet nicht mit dem Euern vereinen. Laſſet mich wenigſtens in meinen lezten Augenblicken mich der frommen Pflicht entledigen, die mir meine Religion vorſchreibt.“ Der Dechant aber ließ ſich in ſeinem heiligen Berufe nicht unterbrechen. Betend legte ſie ihr Haupt auf den Block und es fiel. Der Henker hält es von Blut triefend, der Verſammlung vor, und der Prieſter der chriſtlichen Liebe und Duldung ruft mit lauter Stimme: „So ſollen alle Feinde der Eliſabeth untergehen!“ Amen! erwiederte andächtig der Graf von Kent. Die Henker entkleiden den Leib der Gemordeten und ſchleifen ihn hinweg. — So behandelte ein Weib und eine Königin ein Weib und eine Königin! So achtete Eliſabeth ihr eigenes Geſchlecht und ihre eigene Würde! Man dürfte die Preisaufgabe an eine ganze Bande von raſenden Jakobinern ſtellen, etwas Schändlicheres zu thun, und ſie würden ihr Unvermögen eingeſtehen.

Leſet die Geſchichte, und fraget ſie, in welchen Reichen ſich die Jakobiner finden laſſen, welche die königliche Majeſtät, den Adel des Adels, die Heiligkeit der Religion herabgewürdigt, verhaßt, oder verächtlich gemacht, und ihre Antwort iſt nicht zweifelhaft. Zwiſchen dem Morde Heinrich's III und der Hinrichtung der Königin Maria liegt die Zeit von zwei Jahren.

Heinrich IV von Frankreich war ein liberaler König, im edlen Sinne des Worts, der den Rechten des Thrones nichts vergab, dem er die Liebe und Verehrung ſeiner Unterthanen erwarb. Er war monarchiſch, wie es jeder Fürſt ſeyn muß, der die Monarchie auf der einzigen dauerhaften Grundlage befeſtigen will, die ſie haben kann, — das Wohl der Nation und ihre Dankbarkeit. Könige mit ſolchen Geſinnungen machen das Volk monarchiſch geſinnt, weil es erkennt und fühlt, wie dieſe Form der Regierung ſeine Bedürfniſſe befriedigt. Heinrich IV hielt an die Notabeln, die er zu Rouen verſammelt hatte, folgende Rede: „Meine Herren, ich ſtrebe mehr nach dem Titel eines Befreiers und Wiederherſtellers von Frankreich, als nach dem eines großen Redners, und ich bringe Ihnen mehr guten Willen, als ſchöne Worte. Ich habe Sie nicht berufen, um Sie zu nöthigen, meinen Willen blindlings gut zu heißen, wie meine Vorgänger gethan; ich habe Sie verſammelt, um Ihren Rath zu vernehmen und zu befolgen, und mich unter Ihre Führung und Leitung zu ſtellen. Ein ſolches Verlangen iſt bei Königen, Graubärten und Siegern nicht ſehr gemein; aber die Liebe, die ich für meine Unterthanen hege, und der ſehnliche Wunſch den ich nähre, den Staat wieder herzuſtellen, laſſen mich Alles leicht und ehrbar finden.“ — Es iſt gut, wenn man die Zeiten und Menſchen vergleichend zuſammenſtellt. Welche Adreſſe würde jezt in den konſtitutionellen Zeiten eine Kammer der Abgeordneten auf eine Thronrede von ſolchem Inhalte votiren? Ich wäre neugierig.

Derſelbe Heinrich ſagte zu dem Parlamente von Paris, welches Vorſtellungen gegen das Edikt von Nantes an ihn gelangen ließ: „Man muß keinen Unterſchied mehr zwiſchen Katholiken und Proteſtanten machen; ſie ſollen Alle gute Franzoſen ſeyn und die Katholiken ſollen die Proteſtanten durch das Beiſpiel und ihren guten Lebenswandel bekehren.“ So ſprach ein König zu einer Körperſchaft, welche die Bildung, die Aufklärung und das Wohl Frankreichs vertrat, im Jahre 1598.

Eilfter Brief.

Den 21. Juli 1832.

Ich habe es auch verſucht zu reden. Ich habe mich unter die Hadernden gemiſcht mit Worten der Verſöhnung und des Friedens, weil ich den Kampf für unnatürlich und gefährlich hielt. Ich rieth, ich bat, ſie möchten ſich verſtändigen, die Eintracht wahren, des häuslichen Glücks wegen, weil ſie doch von einer und derſelben Familie ſeyen, und dem äuſſern Feinde, der lauernd ſich an unſerm Zwiſte ergötzt, und Vortheil aus ihm zu ziehen hofft, die Schadenfreude und die bedenkliche Einmiſchung nicht gönnen, beſonders weil er uns dieſe als Vermittler und Friedensſtifter, mit bekannter Großmuth in Rechnung bringen dürfte. Ich habe verſucht zu reden, und — mich beſchämt zurückgezogen. Von beiden Seiten ward: zur Ordnung! gerufen. Man hat eine böſe Stellung in der Mitte, auch wenn es die rechte iſt. Man fühlt ſich von den beiden Nachbarn geſtoßen und gedrängt, da an dem äuſſerſten Ende man doch den einen Arm frei behält. Die rechte Mitte iſt der zweite Stock eines Hauſes, in dem man die Fußtritte und das Gepolter von Oben und den Lärm und Rauch von Unten hat. Was ſoll man ſagen zu der bethörten Leidenſchaft? Der leugnet die Bewegung, jener den Stillſtand. Da führt man vergebens Gründe an; der Verſtand kann nur zu dem Verſtande, das Gemüth nur zu dem Gemüthe ſprechen; denn jede Rede, ſoll ſie wirken, ſetzt Empfänglichkeit für ihren Sinn voraus. Was war zu thun? ich wüßte nichts, als was ich wirklich gethan: den Narren, der die Bewegung leugnete, ließ ich gehen, den Narren, der keinen Stillſtand zugeben wollte, ließ ich ſtehen. Da war ich nun allein, allen Uebrigen ein Gleichgültiger, ein Unentſchiedener, ein Zweideutiger, vielleicht gar ein Feiger, obgleich zum Schreien kein beſonderer Muth gehört. Ich war ein ſchlechter Bürger, der das Geſetz **Solons** nicht verſtand, oder nicht befolgte, das weiſe Geſetz, nach welchem, bei bürgerlichen Zwiſten, Jeder ſich für eine Parthei erklären muß. „Das iſt die rechte Sprache nicht,“ fuhren mich die Beweglichen und Bewegten an; „für taube Ohren eine Donnerſtimme! Keinen Mohren wäſcht man weiß. Will man ihm die Farbe der Verdammten nehmen, dann muß das Fell vom Leibe geſchunden werden. Sie, mein Herr, ſeifen den Bart mit weicher Schonung ein, um mit ſeinem Meſſer die Haare ſchmerzlos wegzubringen.“ — „Gut,“ ſagte ich, dann ſitzt der Mann auch ſtille, und ich werde ſchneller und leichter mit ihm fertig. Es gilt ja doch nur, ihn zu barbieren.“ — „Nein, keine Halbheit!“ Dieſer Ton iſt nicht mehr an der Zeit, und gar mit ſolchen Menſchen. Sie ſagen höflich: „Herr, verzeihen Sie; dem iſt nicht ſo.“ Solche zierliche Rede wird nicht verſtanden. „Kerl!“ muß man ſagen, „Er hat gelogen.“ — Das iſt verſtändlich, allerdings es iſt auch verſtändig, wenn ich dem Manne durch dieſe Sprache ſeinen Irrthum begreiflich und die Wahrheit lieb und theuer mache. Aber es könnte mir mit ihm gehen, wie dem Mohren, den ich ſchinden, mit dem

Kunden, den ich trocken und mit einem ſtumpfen Meſſer barbieren ſoll, wenn es ihnen einfiele, den Verſuch mit mir zu machen. — „Pah! Das hat guten Weg. Wir wurden von ihnen lange genug geſchunden und barbiert; jetzt iſt die Reihe an ihnen.“ — So? Ich verſtehe!

Ein Mann vom Stillſtande — ein Herr, ſollte ich ſagen; denn die Herren, und die Leute überhaupt, mit denen es gut ſteht, ſind für den Stillſtand — ein Mann, ſage ich, oder ein Herr vom Stillſtande, und zwar ein tüchtiger Mann und braver Herr ſagte eines Tages zu mir: „Sie ſind von der Feder, die in dem Streite, der jetzt geführt wird, mehr entſcheidet, als der Degen. Ehe man zu dieſem greift, muß man verſuchen, was jene vermag. Wir wollen eine Ausgleichung, wir wollen den Frieden, wenn ſie möglich ſind und keine Rechte kränken, kein natürliches, heiliges Gefühl verletzen. Wollen ſie den Krieg, die Unbeſonnenen; dann ſollen ſie ihn haben; wir fürchten ihn nicht. Welche Sprache führen ſie! welche Grundſätze ſtellt man auf, um das Volk zu bethören, das man mit Verheißungen zu gewinnen ſucht, die nie in Erfüllung gehen können. Man ſpricht uns Hohn, verdächtigt unſere Abſichten, entſtellt unſere Handlungen, und es darf eine Maasregel nur von der Regierung ausgehen, um ſie aus dieſem einzigen Grunde ſchlecht zu finden. Wo iſt Wahrheit, wo Aufrichtigkeit? Will man das Wohl des Volkes, von dem ewig nur die Rede iſt, oder nicht vielmehr die eigene Sache, die man zur Parteiſache gemacht, Ausſichten des Ehrgeizes, der Habſucht, der Eitelkeit, der niedrigſten Leidenſchaft, die man durch den Namen des Volkes heiligen will? Und welche Menſchen ſind es, die das leichtgläubige Volk betrügen, um es aufzuregen und zu ihren ſelbſtſüchtigen Zwecken zu mißbrauchen? Glauben dieſe meuteriſchen Schwätzer, die Fürſten würden ihre Kronen zu ihren Füßen niederlegen, um einer Volksſouverainität zu huldigen, deren Apoſtel ſie nur predigen, um ſelbſt ſouverain zu werden? Thorheit iſt es immer, ſolche Anſichten und Meinungen auszuſprechen und zu verbreiten; jetzt aber iſt es Raſerei. Wie die Dinge ſtehen, bleibt die Entſcheidung, wenn man Ernſt gebraucht, auch nicht einen Augenblick zweifelhaft. Wer iſt das Opfer? das verführte Volk. Die leichtſinnigen Spieler haben leicht verwegen hohes Spiel ſpielen. Geht es verloren; dann zahlt das Volk den Einſatz. Iſt es anders?“ — „Leider! nein. Das Bild iſt treu, iſt wahr, aber — unvollendet. So geht es auſſerhalb der Stadt und innerhalb …“ — „wird auch geſündigt,“ fiel der Mann ein. „Ich verſtehe Sie. Wahrheit wollen wir, und nur die Wahrheit. Haben dieſe Menſchen ſie nicht bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, die Münze verfälſcht, daß vom echten Metalle nichts mehr übrig blieb; ihr ein heiliges Gepräge: das Wohl der Menſchheit, das Glück des Volkes aufgedrückt, um ihr Curs zu geben, die Unbeſonnenen und Leichtgläubigen damit zu betrügen? Iſt denn Alles ſchwarz, gehäſſig auf dieſer Seite, auf jener Alles weiß und liebenswürdig? Es gilt in dieſer Lage das Volk aufzuklären, ihm zu zeigen, was ſeine Führer wollen, von denen es ſich verführen läßt, ſeinen Blik auf den Abgrund zu richten, an dem es mit kindiſchem Leichtſinne ein gefährliches Spiel treibt.“ —

„Wenn man ihm nun,« fragte ich beſcheiden, „ehrlich gezeigt, was auſſerhalb der Stadt ſich zugetragen; dann darf man es auch wohl in dieſelbe führen, damit es erfahre, was ſich innerhalb begiebt. Man darf ihm ſagen, daß die Regierung nicht immer das Rechte erkannt, das Geeignete verfügt hat, daß ſie in Zukunft einen Weg betreten werde...? – „Vorſichtig!“ rief der Mann des Stillſtandes, „langſam! Das Vertrauen des Volkes darf man nicht ſchwächen, ſeinen frommen Glauben nicht untergraben, ihm die Gewalt nicht verdächtig machen. Darin iſt ſchon zu viel geſchehen. Keine Zugeſtändniſſe! Giebt man dieſen Menſchen in einem Punkte Recht; dann wollen ſie es in Allem haben. Bewilligt man ihnen das Mögliche; dann ſteigern ſie ihre Forderungen über das Mögliche hinaus. Dann ſieht es immer aus, als hätten ſie das Zugeſtandene durch ihre Unverſchämtheit, durch ihren Trotz gewonnen, und durch Unverſchämtheit und Trotz ſucht man wieder zu gewinnen. Finden Sie es anders?“ – Großmuth, erwiederte ich, ziemt der Macht; ſie iſt ihr ſchönſter Schmuck. Der Gewaltige ſoll Nachſicht mit der Schwäche haben; er kann es ohne Gefahr. Der Einſichtsvolle vergiebt dem Unverſtändigen; darauf hat dieſer ſelbſt ein Recht, wenn ſein Unverſtand nicht auch Bosheit iſt. Die Regierungen ſind im Beſitze der Macht und Einſicht; denn darum ſind ſie über die Andern geſetzt. Man darf von Jedem doch nur billig fordern, was er, ſeiner Natur nach, geben und leiſten kann. Bei ſchlimmer Wirthſchaft in dem Hauſe klagt man die Eltern, nicht die Kinder an. Sollten väterliche Regierungen nicht kindliche Unterthanen finden? Vergeben ſie dem Manne die freie Aeußerung, die aus ſeinem Herzen kommt. Ich bin kein Staatsmann, und von der Staatskunſt habe ich höchſtens die Theorie. Im Leben aber geſtalten und fügen ſich die Menſchen und Dinge gar oft anders, als in der Wiſſenſchaft. Der Zwieſpalt, der jetzt nur zu oft Regenten und Völker theilt, iſt ein Familienzwiſt. Die Streitenden gehören einander an, ſind Glieder desſelben Hauſes, haben ein Intereſſe. Was ſie verlieren, das verlieren Alle, und ſo geht auch was ſie gewinnen, in die Maſſe. Es ſind ja nicht Gallier und Römer, und der ſiegende Brennus wird das Schwert nicht auf die Wage der Gerechtigkeit werfen. Das vae victis! wäre mehr als grauſam. Der Sieg eines jeden Theiles iſt für beide Theile eine Niederlage." — Ich ſchwieg, und es trat eine Pauſe ein, die mich verlegen machte. Um dieſer Verlegenheit zu entgehen, ſuchte ich einzulenken und ſprach weiter: Schriftſteller mit Einſicht und gutem Willen könnten viel thun, das iſt wahr; aber ſie müßten Vertrauen auf beiden Seiten haben. Das iſt jetzt ſchwer. Jeder will das Recht, das ganze Recht für ſich; was bleibt dem Andern übrig? Und doch glaubt Jeder, Recht, das ganze Recht zu haben. Keine Zugeſtändniſſe! ſagt der Starke. Was aber ſoll die Schwäche ſagen? Will man ſich verſtändigen; dann geht man von Etwas aus, über welches man einverſtanden iſt, um zu Dem zu gelangen, über was man ſtreitet. Die Streitenden ſind, wenn ich ſo ſagen darf, durch einen Strom geſchieden. Der Gegner will den Gegner auf ſein Ufer bringen; und ſo muß es ſeyn, wollen ſie anders zuſammen kommen und ſich vereinigen. Um das zu bewirken, muß man über den Strom eine Brücke führen, die beide Ufer mit einander verbindet. Wie jetzt aber gehandelt und verhandelt wird, ſchlägt jeder Theil eine Brücke über den halben Strom, und will doch, daß der andere zu ihm komme. Wenn ich einen Menſchen von irgend einer Wahrheit, die er nicht einſieht oder zugiebt, überzeugen will; dann gehen wir gemeinſchaftlich von einer Wahrheit aus, die wir beide einſehen und zugeben, um zur Uebereinſtimmung über die beſtrittene zu gelangen. Geſchieht das nicht, dann ſucht man eine Kette in die Luft zu hängen, deren letzter Ring an nichts befeſtigt iſt; man führt ein Gebäude auf, das keinen Boden hat. So aber geht es, wenn ich mich nicht irre, in dem Streite, den die hadernden Parteien führen. Wer nicht für uns iſt, der iſt gegen uns; ſo lautet das Feldgeſchrei. Der einzige rechte Glaube iſt hier, dort nichts als Ketzerei. Der Lutheraner predigt das reine Lutherthum, der römiſch-Katholiſche das reine Pabſtthum. Sie lehren, ſie bekehren nicht; ſie erhitzen, ſie erbittern, ſie fanatiſiren nur. Wohin kann, wohin muß das führen? Vielleicht zu einem dreißigjährigen politiſchen Kriege, wenn es dreißig Jahre voll Noth und Elend thun, woran ich zweifle.

Der Mann lächelte und ſagte: „Und der langen Rede kurzer Sinn?“ — iſt, war meine Antwort, ganz kurz gefaßt: daß, wenn man das ehrende Vertrauen zu mir hat, ich könne mitwirken zur Verſtändigung und Verſöhnung, ich dieſem Vertrauen zu entſprechen mich bemühen will. Soll ich aber verſuchen, die Leute, die, durch den Strom getrennt, auf beiden Ufern ſtehen, zuſammen zu führen; dann muß es mir geſtattet ſeyn, die Brücke *ganz* zu ſchlagen. Es muß geſtattet ſeyn, treu und wahr zu ſagen, was *innerhalb* der Stadt, und was *außerhalb* derſelben geſchehen iſt, noch wirklich geſchieht, und in Zukunft geſchehen ſoll.

Zwölfter Brief.

Den 2. Auguſt 1832.

Einſt retteten die Gänſe das römiſche Capitol, als die wilden Gallier es erſtürmen wollten. Was wird unſeres retten? Daß weiß Niemand; aber es wird gerettet, und die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit wird ihren Camillus haben, er mag nun geboren ſeyn, oder noch geboren werden. Die ewige Weltordnung hebt keine Macht der Erde auf, und den naturgemäßen Gang der Menſchheit und der Völker ſtellt man nicht wie ein Uhrwerk ſtill. Was kommen ſoll: es kommt, wenn auch keine menſchliche Vorausſicht wiſſen, oder nur ahnen kann, wie es kommen wird. Retteten doch Gänſe einſt das römiſche Capitol! Ohne das Stumpfnäschen der Kleopatra, meint Pascal, hätte die Weltherrſchaft der Römer eine andere Bahn verfolgt. Ein Mönch, der die Langeweile ſeiner Einſamkeit mit chemiſchen Verſuchen zu zerſtreuen ſucht, erfindet das Schießpulver, und dieſe zufällige Erfindung iſt eine der Grundlagen der neuen Geſtaltung der Welt. — Columbus erbettelt ſich, als Abenteurer verlacht, die kargen Mittel, die bekannte Welt mit einer unbekannten zu bereichern, und der Einfluß dieſer neuen Welt auf die alte iſt unermeßlich, und wirkt durch alle kommende Jahrhunderte auf eine Weiſe fort, die ſich nicht beſtimmen, nicht berechnen läßt. — Ein ſchiefes Fenſter zu Trianon entzündet einen folgreichen Krieg, und die beſchmutzten Handſchuhe einer Königin entſcheiden die Ungnade Marlborough's, und geben der Politik der großen Mächte und dem Gange weltgeſchichtlicher Ereigniſſe eine andere Richtung. Wer mag ſagen was die Dinge herbeiführt, die da kommen werden? Die geträumte Allmacht der ſchwachen Menſchen lerne Mäßigung und übe Gerechtigkeit; die geträumte Allwiſſenheit lerne Beſcheidenheit! Den Gang der Menſchheit und der Völker, der durch eine ewige Weltordnung vorgezeichnet iſt, ändert kein Ukas, kein Cabinetsbefehl, keine Ordonnanz, nicht einmal ein Beſchluß des Bundestags.

Die Beſchlüſſe des Bundestags! Ja, ſie haben mich mit Trauer erfüllt, weniger durch Das, was ſie enthalten, als vielmehr durch Manches, was ſie nicht enthalten, aber enthalten könnten, enthalten ſollten. „Der Bundestag mußte einſchreiten, mit Nachdruck einſchreiten; das erfoderte ſeine Würde und Deutſchlands Lage. Die Regierungen der einzelnen Staaten hätten dieſer Nothwendigkeit durch Kraft und Klugheit begegnen können; es war nicht geſchehen, und die Aufgabe blieb der Bundesverſammlung zu löſen. Die Ausſchweifungen und Mißbräuche hatten an manchen Orten einen Grad erreicht, der es der Staatsgewalt zur dringenden Pflicht machte, gegen die Urheber mit Strenge zu verfahren. Nachſicht, Gleichgültigkeit, wäre ein Vergeſſen ihrer Pflicht gegen ſich ſelbſt und gegen das Volk geweſen. Oder meinten die politiſchen Träumer vielleicht, die Verblendung einer bethörten Menge hätte ſie ſo hoch geſtellt, daß die Regierung ſie nicht erreichen, ſich nicht an ſie wagen würde? Es iſt möglich, und dieſer plumpe Rechnungsfehler wäre ein Beweis ihrer Beſchränktheit, ihrer Unfähigkeit und ihres Dünkels mehr, die ſie übrigens hinlänglich belegt und beurkundet hatten. Der dumme Frevel überfüllte das Maas, und das Aeuſſerſte rief, wie es zu fürchten war, das Aeußerſte hervor. Das Aeuſſerſte iſt wirklich eingetreten. Es waren aber nur Wenige, die an dem ſtrafbaren, tollen Benehmen Theil genommen, und dieſe Wenigen durfte die Gerechtigkeit mit der Nation, mit der achtbaren, überwiegenden Mehrheit der Gutgeſinnten und Rechtlichen nicht vermiſchen; und gegen die Wenigen waren die Beſſern, auch Liberale und Freigeſinnte, wie man ſie nennt, entſchieden aufgetreten. In der langen Reihe der Beſchlüſſe auch nicht ein freundliches Wort an die Gutgeſinnten, nicht ein Wort des Troſtes für die Leidenden, nicht ein Wort der Verheißung für die Hoffenden, kein Wort von Dem, was die heftige Bewegung in den Gemüthern hervorgebracht, kein Wort von Dem, was ſie beruhigen, was ihren Glauben aufrichten, ihr Vertrauen ſtärken konnte! Das iſt bart. Es könnte anders ſeyn. Unheilſchwangere Zukunft!...

Vor zwölf Jahren ſagte ein Schriftſteller, deſſen Werke ich liebe, als wäre ich ſelbſt ihr Verfaſſer: „Dem Mißbrauche der Preſſe in Deutſchland ſollten die Reſultate der Karlsbader Conferenzen ein Ende machen.“ Ob, und wie weit ſie dieſen Zweck erreicht, werden wir in der Folge ſehen. Den Werth der Oeffentlichkeit, und warum ſie gewöhnlich gehaßt wird, und als das Palladium aller Wahrheit und Gerechtigkeit immer Vertheidiger finden wird, hat Dupaty in wenig Worten trefflich ausgeſprochen. „So eben hört man,“ ſchrieb er 1785 aus Genua, „den nächſten Sonntag werden der Doge und der Senat das hieſige Hoſpital beſuchen; und ſchon iſt alles thätig, um die Betten zu ſchmücken, die Säle zu räuchern, und dem Widrigen einen gefälligen Schein zu geben. Welche ſchreckliche Lüge wird bereitet! So zeigt man den Fürſten ihre Staaten.“ Der ſtärkſte Vorwurf, den man den Reſultaten der Karlsbader Conferenzen machen kann, iſt, daß ſie alle Beſchwerden, die man von Oben gegen

Unſen hat, mit genauer Strenge aufzählen, alle Sünden von dieſer Seite rügen, und Mittel ergreifen, denſelben in Zukunft zu begegnen. Wie! möchte man mit Pope, nur in andern Worten, aber faſt in gleichem Sinne, fragen: Sind denn allein die Hohen Chriſten, die Niedriggebornen aber Heiden? Die Regierungen mögen es gut gemeint haben; ſie wollten helfen, wo ihnen Hülfe nöthig ſchien. Wo ſie den Strom verheerend übertreten ſahen, ſetzten ſie ihm einen Damm entgegen. Das aber bedachten und fragten ſie nicht, ob dieſer Damm an einer andern Stelle die Gewäſſer nicht noch gewaltſamer über die Ufer treiben, und ob die fleißige Baukunſt nicht mehr Schaden, als Vortheil bringen würde. Das wird der Erfolg ſie lehren; aber, wie das zu geſchehen pflegt, erſt wenn die Lehre für ſie ohne Nutzen iſt. Die Preſſe ward mißbraucht; es iſt Unverzeihliches geſchehen, was auch keine Verzeihung finden ſoll. Ich ſehe alle Fehler und Vergehen auf dieſer Seite ein, und will ſie nicht entſchuldigen. Indeſſen entſchuldigen die fremden Fehler auch die eigenen nicht, und machen ſie auch nicht gut. Die meiſten Uebel, über die wir beim Volke klagen, ſind vorübergehend, wenn die Regierungen ſich zu benehmen wiſſen. Die Preßfreiheit ward mißbraucht; das läugnen wir nicht. Gab es aber darum kein Mittel, dem Mißbrauche zu begegnen, als die Unterſagung des Gebrauchs? Weil Lügner und Verläumder ſchmäheten, mußte darum auch der Wahrheit der Mund verſchloſſen werden? — Deutſchland hat es nicht verdient, daß es einiger Verirrten, ja, wenn Ihr wollt, ſelbſt einiger Verbrecher wegen, ſo behandelt ward. Seine Völker waren es werth, Vertrauen und Achtung bei Denen zu finden, die über ſie geſetzt ſind. Dieſes Vertrauen, dieſe Achtung waren wohl verdient; denn die Völker hatten ſie mit ihrem Blute und Gute bezahlt, das ſie freiwillig für die Befreiung des Landes von fremder Herrſchaft, für die Selbſtſtändigkeit, die Würde und Ehre ihrer angeſtammten Fürſten zum Opfer dargebracht. Glaubet ſicher: die Liebe der Völker iſt kein eitles, leeres Ding. Steht der Bau auf ſolchem Grunde; dann habt Ihr ſeinen Einſturz nicht zu fürchten.“

Das ward geſchrieben oder gedruckt vor zwölf Jahren. Ach! Vor mehr als zwölf, vor mehr als zweitauſend Jahren ward noch Beſſeres geſchrieben und geſagt, ſpäter auch gedruckt. Ihr habt gut reden; wer will Euch hören?

Dreizehnter Brief.

Den 18. Auguſt 1832.

Iſt die Politik eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft? Man ſollte es kaum glauben. Iſt ſie es wirklich; dann muß ſie wenigſtens ſchnell und leicht zu lernen ſeyn, weil faſt alle Welt ſie treibt, jedes Alter, jedes Geſchlecht, jeder Stand ſie fertig zu behandeln weiß. Alle richten an dem Staate ein, weiſen deſſen Gebrechen und Mängel nach, und zeigen, wie ſie ſich heilen und verbeſſern laſſen. Ein Handwerk, auch das gemeinſte, wird gelernt und eingeübt, und Niemand wagt es, auch nur einen Korb zu flechten, der es nicht zuvor verſucht und eine gewiſſe Fertigkeit darin erworben hätte. Das iſt mit der Politik ganz anders, und man ſollte glauben, ein Staat ließe ſich leichter machen, als ein Korb. In den Kaffee- und Weinhäuſern, in den Salons, wie in den Kneipen, wird über Verfaſſungen, Regierungen und Verwaltungen geſprochen und geurtheilt, als wäre der Menſch von Geburt aus ein fertiger Staatsmann. Das iſt nun in ſo weit gut und lobenswerth, daß es eine allgemeine Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten beweiſet; in ſo weit aber auch wieder ſchlimm und zu tadeln, daß es falſche Anſichten und Meinungen über die wichtigſten Gegenſtände verbreitet, das Ernſte mit Leichtfertigkeit behandelt, und das Anſehen der Staatsgewalt, welche der Achtung und Ergebung des Volkes ſo ſehr bedarf, untergräbt und ſchwächt.

Muß man aber, wird eingewendet, ein Staatsmann ſeyn, um die Mängel und Gebrechen einer Verfaſſung und Verwaltung, wo nicht beſtimmt zu erkennen, doch zu fühlen? Sollen die Regierungen und Beamten vielleicht die Mißbräuche rügen, die ihnen angenehm ſind, oder Vortheil bringen? Hat nicht jeder Staatsbürger das Recht, ſeine Meinung, und alſo auch ſeinen Tadel über die Geſetze, Verordnungen und Verfügungen, und über die Art ihrer Vollziehung auszuſprechen? Ich bin kein Schuhmacher, weiß aber am beſten, wo mich der Schuh drükt, den ich trage. Man muß nicht gerade ein Schneider ſeyn, um zu ſehen, daß der Rock nicht recht am Leibe ſitzt, hier die Bewegung erſchwert, die Glieder beengt, dort zu weit und ſchlaff am Körper hängt. An einer Tafel ſitzen hundert Menſchen, die von der Kochkunſt nichts verſtehen, und doch ſehr gut wiſſen, ob die Speiſen gut bereitet ſind; und ſind die Schuhe und Kleidungsſtücke nicht für die Kunden, die ſie tragen, keineswegs aber für die Handwerker, die ſie gemacht? Sind die Speiſen für die Gäſte, oder vielleicht für den Koch? Ganz recht. Den Kunden und Gäſten ſteht das Urtheil zu; und um es zu fällen, brauchen ſie nur den Fuß, den Leib, den Gaumen. Damit iſt, in der Regel, alle Welt verſehen. Zur Würdigung geiſtiger Dinge gehört aber Geiſt und Bildung, die in Stand ſetzen, das Wahre vom Falſchen, das Begründete vom Grundloſen zu unterſcheiden. Der Gedanke ſetzt eine Seele voraus, die ihn begreift; das Gefühl ein Gemüth, das es faſſet. Die Gleichniſſe und Aehnlichkeiten, welche man nur zu oft für Beweiſe nimmt, beweiſen alſo nichts. Selbſt wenn wir ſie in der gegebenen Anwendung gelten laſſen, beweiſen ſie nicht, was man mit ihnen beweiſen will. Jeder, der einen Schuh am Fuße trägt, weiß, ob er in ihm bequem geht und ob er gut ſitzt. Wie aber, wenn er wirklich drückte; könnte es nicht der Fehler des Fußes ſeyn? Iſt jeder Leib gebaut, daß ihm die Kleider ſtehen? Weiß Jeder, wo es dem Schuhe, dem Rocke fehlt, und wie dem Fehler abzuhelfen iſt? Die Gäſte mögen ſchmecken, daß die Speiſen nicht, wie ſie wünſchen, bereitet ſind; aber wiſſen ſie auch anzugeben, wie ſie bereitet werden müſſen, um wohl zu ſchmecken? Hat Mancher nicht einen eigenen Geſchmack, und liegt dieſer einzig in der Speiſe, und nicht beſonders in der Stimmung, dem Befinden, der Gewohnheit des Schmeckenden? Und endlich, um eine Sache, die kleinlich ſcheinen mag, nicht kleinlich zu behandeln: Sind allenthalben und immer die Stoffe zu haben, wie ſie der Kunde zur Bekleidung ſeiner Füße und des übrigen Leibes wünſchen kann? Sind die Speiſen aufzubringen, wie ſie jeder Gaſt verlangt? Das Beſte mag ſich Jeder wünſchen; der Verſtändige will, was zu haben iſt. Klage und Beſchwerde muß Allen geſtattet ſeyn, und es iſt gut, daß ſie ſich äußern, damit man ſie kennen lerne, um ihnen abzuhelfen, wo es geſchehen kann. Jeder Staatsbürger darf und ſoll ſagen, was im Staate ihm läſtig iſt, was ihn beſchwert, was er zu klagen, zu wünſchen hat. Ob aber die Klage gegründet, ob und wie ihr abzuhelfen iſt, ob und wie die Wünſche zu verwirklichen ſind; das können doch nur Unterrichtete beurtheilen, die den ganzen Beſtand der Dinge und Verhältniſſe, Zweck, Mittel und Wege kennen. Der Einzelne kann oft wollen, verlangen, fordern, was zu gewähren das Recht und das Intereſſe der Geſammtheit nicht geſtattet. Die Rechte und das Wohl der Einzelnen ſollen aber mit den Rechten und dem Wohle aller Einzelnen, alſo des Ganzen nicht im Widerſpruche ſtehen. Darf jeder Einzelne demnach auch Beſchwerde führen, ſeine Wünſche ausſprechen; dann kann doch nur, wer das Ganze überſieht, beurtheilen und entſcheiden, ob die Beſchwerde gegründet, ob der Wunſch vernünftig und erreichbar, wie jener abzuhelfen und dieſer zu befriedigen ſey. Der Producent will den höchſten Preis ſeines Erzeugniſſes, der Conſument den niedrigſten. Der Fabrikant möchte einen Markt für ſeine Fabrikate, der den übrigen Fabriken verſchloſſen iſt. Der Handwerker will zahlreiche Kunden und wenige Mitbewerber, und ſieht das Zunftweſen gern, das dieſe beſchränkt. Die Kunden aber und die ein Handwerk treiben möchten, werden für die Freiheit der Gewerbe ſeyn. Beamte finden bequeme Stellen und reiche Beſoldung, viel Gewalt und wenig Verantwortlichkeit, und endlich für die Zeit, wo ſie nicht mehr dienen, eine vortheilhafte Dienſtpragmatik wünſchenswerth. Gelehrte ſehen die Blüthe des Landes in der Blüthe der Gelehrſamkeit, und betrachten reich dotirte Lehrſtühle, Akademieen, Univerſitäten, ein gutes Honorar für Rede und Schrift, als Zeichen des Wohles der Staaten. Um alle dieſe Wünſche und Forderungen nach Verdienſt zu würdigen, und in die Schranken zurückzuweiſen, die ihnen durch das Recht und das allgemeine Beſte vorgezeichnet ſind; um die Mittel und Wege aufzufinden, wie billige Wünſche, gerechte Forderungen befriedigt werden können: dazu gehört ein Geiſt, der, über das Einzelne erhaben, die Geſammtheit überſieht. Man muß alſo vom Fache ſeyn, um zu beurtheilen, was zum Fache gehört, ein Schuhmacher, um über die Schuhe, ein Schneider, um über die Kleider, ein Staatsmann, um über den Staat mit Sachkenntniß zu ſprechen und zu richten. Gilt es freilich Mißbräuche des Faches aufzudecken und zu verbeſſern, dann darf man die Leute vom Fache nicht allein hören, oder ſie gar entſcheiden laſſen, wenn ſie aus dieſen Mißbräuchen Vortheil ziehen. Immer werden ſie das Zunftweſen hegen, und ihren Stand und ihre Zunft, zum Nachtheile der Uebrigen, begünſtigen. Darum iſt freie Meinung, freie Rede das einzige Mittel, in das Chaos von widerſprechenden Intereſſen und Anſprüchen Ordnung, in die Diſſonanzen von Wünſchen und Beſchwerden Einklang zu bringen.

Ein wohlwollender und aufgeklärter Staatsmann, der die Handhabung der Gerechtigkeit im Staate als das erſte Bedürfniß des Volkes, als die größte Wohlthat betrachtete, ſchenkte meiner Verſicherung wenig Glauben, daß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, in wie weit ſie bei Gerichten anzuwenden ſeyen, zu den Grundpfeilern einer guten Juſtiz gehörten. „Unſere Juriſten," ſagte er, „ſind anderer Meinung; und was ſie einzuwenden haben, verdient Beachtung. Sie ſind kein Juriſt; auch ich bin es nicht, und über Gegenſtände vom Fache muß man Leute vom Fache hören." — Hören, erwiederte ich, aber ihnen nicht gerade folgen. Nehmen wir an, man wollte feſtſetzen, wie die Männer ihre Haare tragen ſollen, und beriefe zu dem Ende einen Geheimen- oder Staatsrath, oder eine konſtituirende Verſammlung von Haarkünſtlern, alſo Leute vom Fache, die wie man glaubt, ſich darauf verſtehen. Welche Haarverfaſſung dürften wir erwarten? Zöpfe, Locken, täglich friſirte Köpfe mit viel Puder und Pomade, Chignons, Toupets, Tours, und wo an dem natürlichen Haare nichts zu verdienen iſt, Perücken. — Der Staatsmann lächelte und ſagte nichts. Allein, ich wiederhole es, alle Künſtler ſind mit den Haarkünſtlern in gleichem Falle, die Juſtizkünſtler, die Wiſſenſchaftskünſtler, die Kunſtkünſtler und ſelbſt die Staatskünſtler. Zöpfe, Locken, täglich friſirte, parfümirte Köpfe, Wiſſenſchaft, Juſtiz, Kunſt und Verwaltung, mit viel Puder und Pomade, und, wo das eigene Wachsthum fehlt, künſtliche auf- und angeſetzte Toure, Chignons, Perücken, und wo man glaubt, daß es dem Anſehen und der Würde Vorſchub thue, auch Allonge-Perücken. Das iſt größtentheils ihre Weisheit, ihre Wiſſenſchaft und ihr Wiſſen. Handwerksgruß und Handwerksvortheil! Darum noch einmal: Oeffentlichkeit, freies Wort und freie Schrift! Prüfet Alles, das Beſte wählet! Ueber das, was Alle angeht, dürfen Alle reden!

Vierzehnter Brief.

Den 24. Auguſt 1832.

Ein Freund ſchrieb mir in den letzten Tagen des Juni.

„Man muß jetzt, wo es nur immer möglich, Alles ſelbſt ſehen, ſelbſt hören, ſelbſt erfahren und prüfen, wenn man nicht getäuſcht ſeyn will, beſonders in dieſer Zeit der Parteiung, die Alles, im Intereſſe der Partei, entſtellt, der ſie dient; und ſo machte ich auch eine Rheinreiſe auf einem Dampfſchiffe. Das iſt eine Art zu reiſen in beliebtem Geſchmacke, raſch, geräuſchvoll und unterhaltend. Und obgleich bis jetzt die Dämpfe nur die Preſſen in Bewegung ſetzen, um mit beſchleunigter Eile das Gedruckte zu Tage zu fördern, ſo ſollte man doch glauben, auch das Schreiben und Leſen werde durch die wundervolle Kraft des Dampfes getrieben. Das ſpudet ſich und eilt und rennt, und überſtürzt und überrennt andere und ſich ſelbſt, um im ſteten Wechſel ſich zu unterhalten und zu zerſtreuen, nie und nirgends heimiſch zu werden, und, von dem Fluche des ewigen Juden gejagt, raſtlos zu wandern von Ort zu Ort, von Ereigniß zu Ereigniß. So ſchreibt, ſo lieſet, ſo lebt man jetzt. Doch ſo zu fahren, das iſt angenehm. Man gelangt ſchnell zum Ziele, ohne es zu überſpringen. So finde ich es vortrefflich für bürgerliche Geſchäfte, für Handel, Verkehr, Gewerbe, für den Abſatz und Umtauſch jeder Art. Geiſt und Gemüth hätten weniger Eile nöthig, und es wäre beiden mehr Stetigkeit, mehr Bleibendes und Dauerndes zu wünſchen.“

„Auf dem Dampfſchiffe ging es den Rhein hinauf bei heiterem Wetter. Die herrlichen Partieen von Bonn bis Bingen kennen wir Alle, die Meiſten wohl, hoffe ich, zu ihrem Vergnügen, durch eigene Anſicht; beſchrieben, beſungen, gemalt und in Kupfer geſtochen ſind ſie oft genug, und Jeder hat wohl ein kleines Bild der Kunſt von dem großen Bilde der Natur, daß man es gern ſehen wird, wenn ich nicht auch noch davon ein Bildchen entwerfe. Es wäre doch nur ein geſchnitztes Bild, das ſchon Moſes von Gott zu geben verboten hat, und Gottes große Werke ſchnitzt man auch ſo leicht nicht nach. Auf meiner Fahrt hatte ich zahlreiche Geſellſchaft und gute Unterhaltung, unter Andern einen Engländer, der ſelten redete, und zwei Franzoſen, die nie ſchwiegen. Eine Familie vom untern Rheine hatte die Abſicht, der Heilquellen wegen, nach Wiesbaden zu gehen. Nach Wiesbaden! Das liegt in Naſſau; bewahre Gott! Da haben alle Gemüther die Natur der heißen Quellen, die kochend aus der Erde ſteigen, angenommen. Das ſiedet, ziſcht und gährt, und die Revolution hat ihr wanderndes Lager in dem Lande aufgeſchlagen. Das war das Thema, das ſich in hundert Variationen wiederholte. Die Familie beſchloß, in ihrer Angſt nicht nach Wiesbaden zu gehen, und ſelbſt den Fuß des Vulkans, der gerade eine fürchterliche Ausleerung von ſich geben konnte, nicht zu berühren. Die Geſchreckten wählten Oppenheim, in deſſen Nähe man ebenfalls ein heilſames Waſſer finden ſoll. Der heilſame Wein der Gegend iſt mir bekannt: damit hat es ſeine Richtigkeit. Den Oppenheimer, Nierſteiner, Laubenheimer darf man empfehlen; er wird die Cenſur paſſiren und ſelbſt von Recenſenten mit Beifall aufgenommen werden, wenn ſie nicht allenfalls ſich darüber ärgern, daß ſie keinen zu trinken haben. Bei Cenſoren und Recenſenten kommt auſſerordentlich viel auf Stimmung und Laune an.“

„Ich ſelbſt wollte nach dem Rheingaue, erſt den Niederwald beſteigen, und dann auf dem Johannisberge Italien und die Schweiz vergeſſen, oder mich im Geiſte dahin verſetzen. Furchtſam bin ich nicht; aber eine Revolution iſt eine brutale Beſtie. Wer das Ding nicht in der Nähe geſehen, hat gut davon reden. Ich kenne es. Auf dem Klopp zu Bingen — es iſt ein ſchöner Punkt — betrachtete ich das Land jenſeits. Auf dem Rüdesheimer Berge thronte der Niederwald in ſtiller Majeſtät; er ſah ernſt und mild auf den königlichen Strom herab, der zu ſeinen Füßen murmelnd, wie zum Gruße, vorüberzog, und ſchien auf das unmächtige Rauſchen des Bingerlochs, wie auf das muthwillige Spiel eines Kindes, zu blicken. Weiter gegen Oſten glänzte der Johannisberg gleich einem Feenſchloſſe, in der Abendſonne, und ruhete in ſüdlicher Behaglichkeit, wie in die Beſchauung des ſchönen Landes verloren. Die vergoldeten Fenſter lächelten mich einladend und neckend an, als hätte ich die Furcht verrathen, die ich nicht ganz verbergen konnte. Ein Glas Scharlachberger, dachte ich, und mit dieſer Stärkung friſch gewagt! Ich faßte mir ein Herz, ließ mich überſetzen, und ſtieg am Krater des Vulkans aus, der, wie man ſagte, Revolutionen ſpie. Die Schiffer fuhren ab und zu, die Menſchen trieben ſich, luſtwandelnd, oder beſchäftigt, auf und nieder, im Engel gab man für gutes Geld einen guten Wein, und Alles war noch ſo ziemlich wie vorher. Ja, es war noch ſo, und war doch — anders. Es war Vieles anders, zu meinem Bedauern anders, als ich es früher geſehen hatte.“

„Die Geſchichtsſchreiber machen nur zu oft die Geſchichte, und die Zeitungsſchreiber die Tagesgeſchichte. Was haben ſie ſeit fünfzehn Monaten aus mehreren Rheinlanden gemacht?

Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben! Das iſt aufrichtig; nicht Alle ſind es, wie Göthe. Nicht blos aus meinem Leben, auch aus deinem, aus euerm Leben, aus dem Leben der Reiche, Staaten und Völker hat und giebt man Dichtung und Wahrheit. Auf die Miſchung kommt es an, und darin zeigt ſich die Ehrlichkeit, oder die Bosheit deſſen, der ſie macht. Wahrheit muß in Allem ſeyn, ſelbſt in dem Betruge und in der Lüge, wenn man damit täuſchen will; etwas Wahrheit, wenigſtens ſo viel, um der einzuſchwärzenden Lüge zum Geleite und als Sicherheitskarte zu dienen. Ich kann das verhüllte Bild eines Menſchen zeigen, und ihm Billigung oder Tadel gewinnen, je nachdem ich es enthülle. Entblöße ich das freundliche, gefällige Antlitz; dann ſieht man es ebenfalls freundlich und gefällig an. Was man ſieht, iſt Wahrheit. Deckt ihre widerliche Theile auf; dann wendet ſich das Auge beleidigt davon ab. Es iſt auch Wahrheit; Wahrheit hier, Wahrheit dort. In Frankreich ſchwört ein Zeuge, die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts, als die Wahrheit zu ſagen.

So hatten die nicht geſchworen, welche ſeit etwas mehr als einem Jahre über die Rheinlande ſchrieben; und hatten ſie ſo geſchworen; dann haben ſie es nicht gehalten. Wahrheit gaben Alle; aber nicht die ganze Wahrheit, ſondern Wahrheit in verſchiedener Miſchung in mehr oder weniger Dichtung aufgelöſet. Alle zeigten Stellen an demſelben Leibe; aber den Leib nicht ganz, den Leib nicht, wie er lebt; hier entblößten ſie nur das freundliche, gefällige Geſicht, dort nur die eckelhaften Nuditäten. Ich habe ſelbſt geſehen, gehört, geleſen, geprüft. Ich habe unterrichtete Männer geſprochen, zu denen ich das Vertrauen habe, daß ſie die Wahrheit kennen und die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und nichts, als die Wahrheit ſagen wollen. Ich wünſchte, die Fürſten und ihre Miniſter hätten ſie auch geſprochen; aber die Wahrheit, die ganze Wahrheit, findet ſelten den Weg zum Throne. Der übertriebene Dienſteifer und die unkluge Eilfertigkeit untergeordneter Beamten und zudringlicher Aushelfer ſcheint mir viel, ſehr viel verdorben zu haben. Die einſchmeichelnde Augendienerei wollte mehr, als das Gute thun, und überrannte, in blinder Haſt, das Ziel.“

Es gehört mehr Verſtand dazu, als man gewöhnlich glaubt, um die rechten Mittel zum gewünſchten Zwecke zu finden. Wer auf Sperlinge mit Kanonen feuert, gebraucht einen Aufwand von Kraft, der mit dem, was ſie bewirken ſoll, nicht im Verhältniſſe ſteht, und gerade darum die Abſicht nicht erreicht. Vor Allem muß eine Regierung ſelbſt den Schein der Kleinlichkeit vermeiden; ſie fordert Achtung; ſie braucht Achtung; ſie ſoll, ſie wird ihr werden, bringt ſie ſich nicht ſelbſt darum. Kleinliche Mittel kündigen Schwäche, Unſicherheit, Mißtrauen an. Eine Regierung muß ſich ſtark, ſicher, entſchloſſen zeigen, weil der Glaube an ihre Stärke, Sicherheit und Entſchloſſenheit, weiß ſie ihn zu unterhalten, ihr dieſe Vorzüge giebt und ſichert. Kleinliche Maßregeln, zu denen man in manchen Staaten ſeine Zuflucht nimmt, arten leicht in Neckereien und Plackereien aus, die zum Deſpotismus der Beamten führen, das Spionenweſen und die Angebereien begünſtigen, die das bürgerliche Leben quälen und in ſeiner Quelle vergiften. Das zeigt ſich beſonders in Frankreich. Den großartigen Despotismus erträgt ein Volk, weil die Furcht durch Achtung geadelt werden kann; und er kann es ſogar mit einem gewiſſen Stolze erfüllen, wie wir unter Napoleon geſehen. Ein Geſetzgeber des Alterthums hatte den Vatermord nicht unter den Verbrechen aufgezählt, welche die Gerichte beſtrafen ſollten. Man tadelte ihn darum. „Ich will nicht,“ ſagte der weiſe Mann, „daß man an die Möglichkeit einer ſolchen ungeheuern That glaube.“ In dieſer Antwort liegt ein tiefer Sinn, den unſere Geſetzgeber und Regierungen verſtehen ſollten. Das Ausforſchen und Spioniren, die Umtriebe einer geheimen Polizei, das auflauernde Horchen in jedem Winkel, das argwöhniſche Lauſchen im vertraulichen Kreiſe von Familien, in Geſellſchaften und fröhlichen Vereinen, um ſtrafbare Geſinnungen, verbrecheriſche Anſchläge zu entdecken, die nicht vorhanden ſind, führt gerade oft dazu.

Als König Pyrrhus auf Sicilien herrſchte, äußerten ſich viele Einwohner mißvergnügt. Einige trieben es bei einem fröhlichen Gelage bis zu Läſterungen, die man, wie es begreiflich iſt, dem Könige dienſtfertig hinterbrachte. Der Herr gerieth in Zorn und beſchloß die Frevler zu beſtrafen. Dieſe ſagten zu ihrer Entſchuldigung: „Die Anklage iſt begründet. Wir hatten viel getrunken, und haben, wie Trunkene gedankenlos geſprochen. Hätten wir mehr Wein gehabt; dann wäre noch mehr gedankenlos geſprochen worden.“ Pyrrhus war König genug, dieſe Entſchuldigung großmüthig anzunehmen.

Fünfzehnter Brief.

Den 30. Auguſt 1832.

Ueber die beſte Regierungsform mögen Narren ſtreiten; die, welche die beſte Verwaltung giebt, iſt die beſte, meint Pope. Der Ausſpruch hat etwas von einem Orakel, auch die Zweideutigkeit und halbe Wahrheit. Welche Regierungsform giebt und ſichert die beſte Verwaltung? Das wäre die Frage, die vor Allem beantwortet werden müßte; denn daß jene auf dieſe Einfluß hat, kann nicht geläugnet werden. Jede Regierungsform iſt gut, wenn es die Regierung iſt, und ſich der Macht bedient, die ſie in Händen hat, um das Gute zu thun und thun zu laſſen. Jede Regierungsform iſt ſchlecht, wenn die Regierung ſelbſt das Schlechte will und geſchehen läßt. Die Form iſt nur das Mittel, die Art der Wirkſamkeit. Ob es Einer, Viele oder Alle thun, mag gleichgültig ſeyn, wenn nur geſchieht, was geſchehen ſoll. Was Einer indeſſen zu thun im Stande iſt, braucht durch Viele oder Alle nicht zu geſchehen, weil das einfachſte Mittel, das zum Zwecke führt, zugleich das beſte iſt. Ohne Bedenken darf man die Monarchie die beſte Form der Regierung nennen, wenn der Monarch das Beſte will. Ich zweifle, daß dieſe Behauptung beſtritten werde. Fragen wir nur die Geſchichte, die mit der Erfahrung von Jahrtauſenden der Staatswiſſenſchaft und Staatsklugheit zur Seite ſteht, und ihr in der Anwendung zeigt, was dieſe in der Theorie begründen oder entfernen wollen; dann ſagt ſie uns, daß die Monarchie ſich immer am längſten erhalten, und die beſten, aber auch die ſchlechteſten Regierungen gegeben hat; die beſten gewöhnlich nur vorübergehend, die ſchlechten von längerer Dauer. Allein wo zeigt uns die Geſchichte das Gute bleibend? Es ſcheint faſt im Widerſpruche mit unſerer Natur zu ſtehen. Ein dauerndes Glück, ein bleibendes Gut wird als ſolches kaum gefühlt. Nur beſtritten erhält es ſeinen Werth; nur verdient gewährt es Genuß. Verdienen aber kann nur die Anſtrengung, und die Anſtrengung wird durch die Entbehrung hervorgerufen. Die wahren Geſetzgeber und Staatsmänner ſind ſo ſelten, weil die räthſelhafte Natur des Menſchen ſo ſelten erkannt und begriffen wird. Wer die Geſetzgebung und Staatskunſt wie eine Arithmetik behandelt, irret mit aller Wahrheit, die ſeine Berechnung leitet; denn das Leben der Menſchen und der Völker iſt kein Rechnungs-Exempel.

Verſtand und Unverſtand, Weisheit und Thorheit, Gerechtigkeit und ungerechte Willkühr finden wir in den Plebisciten, den Senatsbeſchlüſſen, den königlichen Ordonnanzen und den kaiſerlichen Decreten. Die Demokratie hat ihren Oſtracismus, die Ariſtokratie ihr Inquiſitionsgericht, die Monarchie ihre Sternkammern und Specialgerichte. Die vollkommenſte Demokratie, die wir vielleicht in der Geſchichte finden, iſt die von Athen, und das athenienſiſche Volk vielleicht auch dasjenige, das durch Bildung und Charakter am meiſten zu dieſer Regierungsform geeignet war. Und welche Willkühr hat es geübt, welche Ungerechtigkeit begangen! Seine verdienteſten Männer ſtarben, von ihm zum Tode verdammt, oder in der Verbannung, und gerade ihrer Verdienſte wegen. Seine pöbelhafte Eiferſucht konnte nicht einmal die Künſtlergröße des Phidias ertragen, der ſein Leben im Kerker ſchloß. Vermochte doch der Einfluß des mächtigen Perikles ſelbſt den weiſen Anaxagoras, weil er ein Weiſer war, nicht von der Schmach und dem Elende der Verbannung im hohen hülfloſen Alter zu retten! Daſſelbe Volk ließ ſich zu den ausſchweifendſten Handlungen und Entſcheidungen durch niederträchtige Schmeichler verführen, die auf dem Forum nicht ſeltener, als bei Hofe ſind. Kann eine Bulle oder ein Kabinetsbefehl Verderblicheres verfügen, als das Volk von Athen es durch ein Decret gethan, das die guten Bürger aufforderte, diejenigen der Strenge der Gerechtigkeit anzugeben, welche nicht an die Götter glaubten, oder neue Lehren über die Erſcheinungen am Himmel vortrügen? Eine reine Demokratie iſt eine große Seltenheit, und muß es, ihrer Natur nach, ſeyn. Das Volk eignet ſich zum ſelbſtſtändigen Berathen und Beſchließen nicht; es wird geführt, und nur zu gern wählt es ſeine Führer aus den Ueberſpannten, Ehrgeizigen und Habſüchtigen, die ihm ſchmeicheln, um ſich ſelbſt auf ſeine Koſten zu erheben und zu bereichern. Was ſich zum Vortheile dieſer Verfaſſung ſagen läßt, iſt, daß der Günſtling des Volkes, weil er ſeine Gunſt gewinnen, oder ſich in ihrem Beſitze erhalten will, ihm zu gefallen ſuchen muß. Gefallen aber erwirbt doch nur Wohlthun, Angenehmes, das man erweiſet, Beiſtand, den man leiſtet, bei gemeinen Seelen wohl auch Niederträchtigkeit; aber die Niederträchtigkeit findet den Weg zum Fürſten, zum Senate, wie zur Volksverſammlung. Dann iſt auch zu bedenken, daß die Verirrungen des Volkes vom Volke gebüßt werden, und daß es durch ſeine Fehler und Verbrechen ſich ſelbſt ſtraft, wodurch es zur Vorſicht und Gerechtigkeit erzogen wird. Die Verirrungen und Schwächen der Fürſten und Ariſtokraten büßen dieſe ſeltener, als das Volk. Die Demokratie iſt vorübergehend, und kann nur, wo ſie ihrem Zwecke entſpricht, auf die Dauer beſtehen. Mit Tugenden vermag ſie ſich kaum zu erhalten;

mit Gebrechen, ſobald ſie einen gewiſſen Grad erreicht haben, muß ſie untergehen. Das iſt auch ein Vorzug, denn ſie hat, daß ſie, verdorben, ſich ſelbſt zerſtört. Die Monarchie dagegen kann ſich auf Jahrhunderte erhalten, auch wenn ſie dem Volke Verderben bringt; ſie kann ſich durch das Verderben des Volkes ſogar oft befeſtigen, wie die Geſchichte zeigt. Die Demokratie iſt ſo zuſammengeſetzt, daß, um mich bildlich auszudrücken, hundert Räder fügig in einander greifen, viele Federn, mit gleicher Elaſticität, die Bewegung in beſtändigem Einklange erhalten müſſen, wenn die Maſchine nicht ſtehen bleiben, oder ſich zerſtören ſoll. Einfacher iſt die Ariſtokratie, doch nicht ſo einfach, wie die Herrſchaft eines Einzigen, darum auch nicht ſo dauerhaft, und löſet ſich, ſpät oder früh, in dieſe auf. Die Demokratie, könnte man ſagen iſt ungerecht gegen Einzelne, die gewöhnlich im Staate die Erſten ſind und darum gefürchtet werden. Die Ariſtokratie iſt ungerecht gegen die Mehrheit, das abſolute Königthum gegen die Geſammtheit. Da dieſe Ungerechtigkeit aber in der Form der Regierung liegt, alſo verfaſſungsmäßig iſt und kein poſitives Geſetz verletzt; ſo fällt ſie nicht ſo ſehr auf, und wird auch ſeltener getadelt. Die Ariſtokratie iſt ein ewiger Oſtracismus gegen das Volk geübt, die abſolute Fürſtenmacht eine Proſcription der geſammten Unterthanen. Die unumſchränkte Monarchie kann wohlthätig für das Volk, in ihren Wirkungen ſogar die vollkommenſte Regierung ſeyn. Das aber hängt von der Perſönlichkeit des Monarchen ab; ſelbſt die Gerechtigkeit iſt eine Wohlthat, und die Freiheit, die man dem Volke gönnt, ein großmüthiges Geſchenk.

Von einer Demokratie kann bei uns nicht mehr die Rede ſeyn, und höchſtens in einem Winkel der europäiſchen Erde noch beſtehen. Volkszahl, Beſchäftigung, Bildung, Lebensweiſe und der politiſche Stand der Dinge in unſerm Welttheile iſt mit dieſer Verfaſſung unverträglich. Was Europa wünſchen, hoffen und erhalten kann, iſt eine gemäßigte Monarchie, eine Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen, wie die Juliusrevolution in Frankreich ſie geſtalten wollte. Man hat dieſen Ausdruck viel getadelt, ihn lächerlich, abgeſchmackt, ſelbſt hochverrätheriſch gefunden. Man verſteht ſich nicht, oder will ſich nicht verſtehen. Wäre eine erbliche Monarchie mit Inſtitutionen, welche die Gleichheit vor dem Geſetze, die Gleichheit der Rechte aller Staatsbürger, die Mitwirkung der Nation zur Geſetzgebung und zur Aufſicht der Verwaltung ſichern, ein Unding oder eine Ungerechtigkeit? Wäre ſie das, dann giebt es keine conſtitutionelle Monarchie, wie ſie verſtanden werden muß; dann giebt es keine Rettung aus dem irren Treiben unſerer Zeit; dann ſtehen wir hoffnungslos vor der nächſten Zukunft, die wie ein bodenloſer Abgrund vor uns liegt. Was wären republikaniſche Inſtitutionen anders, als Anordnungen, die das öffentliche Wohl, die geſetzmäßige Freiheit Aller unter die Garantie eines Willens und einer Macht ſtellen, die nicht die Willkühr, ſondern das Recht zur Richtſchnur nehmen müſſen? Deutelt und dreht und wendet die Worte, wie ihr wollt; die Sache bleibt, und die Aufgabe, eine Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen zu gründen, iſt die Lebensfrage unſerer Zeit: Seyn oder Nichtſeyn. Bleiben wir bei dem wahren Sinne des Wortes ſtehen! Republikaniſch iſt die Verfaſſung und Regierung, welche die öffentliche Sache zum Zwecke des Staates macht, nicht die Sache eines Einzigen, nicht die Einiger, ſondern der Geſammtheit; oder wäre dem nicht ſo? Darf es anders ſeyn? Die Demokratie, ich wiederhole es, iſt ein Unding in unſerm Welttheile, in dieſer Zeit; die Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen dagegen, wie ſie verſtanden werden muß, iſt, ich wiederhole es ebenfalls, das einzige Mittel, das Europa in ſeiner gegenwärtigen bedenklichen Lage retten kann. Durch ſie wird es gerettet, oder wir reiben uns ſelbſt auf im blutigen Kampfe, in Anarchie und Tyrannei, und die Monarchie geht, wie die Freiheit, in dem unnatürlichen brudermörderiſchen Kampfe unter. Ihr ſpottet der Unglück weiſſagenden Kaſſandra, weil der Fluch des Gottes des Tages euere Augen, nicht die der Seherin geblendet hat. Ihr werdet nicht mehr ſpotten, wenn die rauchenden Trümmer von

Troja über euch zuſammenſtürzen; dann aber iſt es zu ſpät.

Schon die Alten haben in der gemäßigten Monarchie eine Freiſtätte gegen die Tyrannei und die Anarchie gefunden, obgleich ſie die conſtitutionellen Mittel dieſer Regierungsform nicht kannten. Sie rechneten dabei mehr auf die Perſönlichkeit, den Charakter und die Einſicht des Regenten, als auf Inſtitutionen, die nicht mit den Perſonen wechſeln, auch nicht wie dieſe, böſem Einfluſſe ausgeſetzt ſind. Selbſt weiſe Griechen waren dieſer Regierung nicht abgeneigt, wenn mit ihr nur die Willkühr vermieden ward. Was ſie unerträglich, fluchwürdig fanden, war die absolute Monarchie, wie ſie in Aſien beſtand. Was ſie wünſchten, ſuchten, aber nicht finden konnten, war die conſtitutionelle Monarchie, die Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen, wie wir ſie bezeichnet haben. Das römiſche Volk zeigte ſich dem Königthume nichts weniger als entgegen; es fand und verehrte in den Königen ſeine Beſchützer. Der Mißbrauch der königlichen Macht zerſtörte dieſe Macht, wie Alles durch Mißbrauch ſich ſelbſt zerſtört. Ihre Erbin, die Ariſtokratie fügte die königliche Macht zu der ihrigen, und ward die Tyrannin des Volkes, nachdem ſie das milde Königthum, das dieſem Schutz gewährte, vernichtet hatte. Rom hieß eine Republik, was es weit weniger, als unter ſeinen Königen geweſen iſt. So läßt man ſich durch Worte täuſchen! Ich kenne kaum ein ſchöneres Bild eines Königs, als wie es uns Iſokrates in Theſeus malt. Ein König mit dieſen Zügen, nur in größern Umriſſen dargeſtellt, wie die größere Zeit ſie fordert, könnte jetzt vielleicht der Retter eines Welttheiles ſeyn, wie er damals der Retter eines Völkchens war. „Theſeus," ſagt der Redner, „da er Herr ſeiner ſelbſt geworden, ſuchte die Gefahren, wo der Ruhm des Sieges der öffentlichen Dankbarkeit gewiß war; er wollte, alle ſeine Anſprüche auf Ruhm ſollten eben ſo viele Wohlthaten ſeyn. Er ſuchte nicht den Himmel zu erſtürmen, die Natur gewaltthätig zu bezwingen, oder an den Grenzen der Welt einen unfruchtbaren Ruhm zu ernten, ſondern rottete die Ungeheuer aus, die Attika verwüſteten, reinigte ganz Griechenland von den Räubern, beſtrafte die Ungerechtigkeit und beſchützte die Unſchuld. Beſonders ward er der Wohlthäter ſeines Vaterlandes, indem er es von dem ſchändlichen Tribute befreiete, den es den Kretenſern bringen mußte. Dieſer Fürſt zeigte, daß es ihm weniger darum zu thun war, mit einem Muthe zu glänzen, als denſelben Athen und ganz Griechenland nützlich zu machen, indem er den Völkern den innern Frieden und ſeinen leichten gegenſeitigen Verkehr ſicherte. Alle dieſe großen Dinge, deren Andenken ewig ſeyn wird, machen indeſſen nur den geringſten Theil ſeines Ruhmes aus, vergleicht man ſie mit ſeinem Benehmen als Beherrſcher von Athen. Denn was war Athen vor ihm? ein Staat ohne Geſetze mit einem zügelloſen Volke, wo Jeder die vorübergehende Gewalt mißbrauchte die der Zufall ihm geboten, und emſig damit beſchäftigt war, das öffentliche Verderben herbeizuführen, und ſelbſt alles Ungemach zu ertragen hatte, das er Andern zufügte. Bei dem Tode ſeines Vaters fand Theſeus die Unordnung und Verwirrung ſo groß, daß die Bürger den feindlichen Angriffen von Auſſen und den Ausbrüchen der Wuth im Innern ausgeſetzt, ſich gegenſeitig mißtrauend die Furcht im Herzen, das Schwert in der Hand, nie zum Genuſſe des Friedens und der Ruhe kamen. Kein Eigenthum war ſicher, kein Anſehen geachtet, die Stärke das einzige Geſetz, das galt. Wehe dem, der, was er beſaß, nicht vertheidigen konnte! wohl Dem, der, was er ſich angemaßt, behaupten konnte! oder vielmehr waren Beide gleich elend, die Unterdrückten, weil ſie kein Ende ihrer Leiden ſahen, die Unterdrücker, weil die Gewaltthätigkeit, die ſie gegen Andere übten, ſie ſelbſt bedrohete. So fürchtete einer den Andern, ſogar den, der vor ihm zitterte, Sklave und Tyrann zugleich, und als Opferer unglücklicher als ſein Schlachtopfer, das wenigſtens nichts mehr zu fürchten hatte. Aber unter Theſeus trat Ordnung an die Stelle der Verwirrung, Eintracht an die Stelle des Haders. Da er richtig erkannte, daß nichts die Zwietracht entfernen, und die Bürger unter einem gemeinſchaftlichen Geſetze vereinen könnte, ſo lange die Nation, auf dem Lande zerſtreut, faſt eben ſo viele Factionen, als Familien zählte, fing er damit an, das geſammte Volk in eine und dieſelbe Stadt zu vereinen, die in kurzer Zeit ſich zur blühendſten von Griechenland erhob. Dann gab er ihm Geſetze, denen er die Volksouverainität und das Recht, das er auf alle Bürger ausdehnte, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, zum Grunde legte; denn, was ihn betraf, ſo konnte er, welches auch die Regierungsform ſeyn mochte, die Herrſchaft nicht verlieren, die ihm durch ſeine Tugenden geſichert war, und er wollte lieber das Haupt einer freien und ſtolzen Nation, als der Gebieter einer Heerde Sklaven ſeyn. Die Athener ihrerſeits, weit entfernt auf die Gewalt, die er behielt, eiferſüchtig zu ſeyn, wollten im Gegentheile, er möge die unumſchränkte Gewalt, auf die er verzichtet hatte, von ihrem Vertrauen zum zweitenmal empfangen, in der Ueberzeugung, daß es beſſer für ſie ſey, von ihm, als von ſich ſelbſt abzuhängen. Da ſah man das auſſerordentliche Schauſpiel, einen König, der wollte daß ſein Volk ſich regiere, ein Volk, das ſeinen König hat, die Regierung nicht aufzugeben; ein allmächtiges Haupt in einer Republick, und die Freiheit unter der Monarchie. Auch waren dieſe Anſichten nicht eben die der meiſten Fürſten, die ihre Beſtimmung darin fanden, in behaglicher Ruhe von der Arbeit Anderer zu leben. Theſeus hielt es für ſeine Pflicht, thätig zu ſeyn für ſein Volk, und denen, die unter ſeinen Geſetzen lebten, den Frieden und das Glück zu ſichern, ſich aber die Anſtrengungen und Gefahren vorzubehalten. So regierte er lange Zeit, ohne zur Behauptung ſeiner Macht weder auswärtiger Verbindung, noch fremden Beiſtandes zu bedürfen, hatte keine Wache, als ſein Volk, und keine Feinde, als die des Staates. Die Weisheit und Milde ſeiner Regierung ſind noch jetzt in unſern Geſetzen und Sitten zu erkennen." — So weit Iſokrates.

Sechzehnter Brief.

Den 8. September 1832.

Sollen in einem politiſchen Kampfe, der Deutſchland theilen könnte, Deutſche Frankreich ſich anſchließen, um mit ſeinem Beiſtande zu erlangen, was ſie ohne denſelben nicht erlangen würden? Dieſe Frage hat unſere öffentlichen Blätter und Zeitſchriften viel beſchäftigt, und von jedem ward ſie beantwortet, wie es in ſeinem Geiſte und Intereſſe lag. Von deutſchen Regierungen iſt hier wohl nicht die Rede, weil ſie mit Frankreich aus Gründen ſich verbinden könnten, die dem Volke fremd ſind, und nur die Erhaltung und Befeſtigung ihrer Selbſtſtändigkeit zum Zwecke haben. In dieſem Sinne hat Bignon die Frage geſtellt, und ſeine Entſcheidung fiel zum Vortheile der deutſchen Fürſten aus, wie es der Vortheil Frankreichs will. Können die einzelnen Staaten das deutſchen

Staatenbundes mit fremden Mächten, die alſo nicht zu dieſem Bunde gehören, nach Gefallen Verträge ſchließen, auch wenn dieſe dem Intereſſe des Bundes entgegen ſind; verletzen ſie dadurch keine der Verpflichtungen, die ſie gegen den Geſammtſtaat, den Staatenbund, deſſen Glieder ſie ſich nennen, eingegangen haben; dann ſteht es ihnen frei, aus dieſem Bunde zu treten, ſelbſt eine feindſelige Stellung gegen denſelben anzunehmen. Das nun ſtände in offenbarem Widerſpruche mit dem weiteſten Begriffe, den man ſich von einem Staatenvereine oder Staatenbunde machen kann. Auch wird keinem Staate, der zu einer wohlgeordneten Conföderation dieſer Art gehört, ein ſolches Recht zugeſtanden; es wird ihm nicht einfallen, es anzuſprechen. Es kann, es darf ihm nicht zugeſtanden werden, ſoll der Bund ein gegliedertes Ganzes bilden und die Auflöſung nicht in die Macht jedes einzelnen Staates gegeben ſeyn. Hr. Bignon iſt, was den deutſchen Staatenbund betrifft, nicht unſerer Meinung, und will den Gliedern dieſes Bundes die Befugniß zugeſtehen, mit Frankreich ſich zu verbinden.

Man begreift, aus welchen Gründen Hr. Bignon Dieſer Meinung iſt. Geſetzt aber, es gelänge ihm, mit diplomatiſcher Gewandtheit den Staaten des, allerdings ſeltſam gegliederten und wenig verbundenen, Staatenvereins aus unbeſtimmten Ausdrücken von Urkunden und Verträgen das ihnen gegebene Recht herauszudeuteln; höbe es dann nicht den Zweck des Bundes, und ſo den Bund ſelbſt auf? Wir aber begreifen nicht, wie er aus dem deutſchen Staatsrechte ein Recht ableiten mag, das ſelten durch das Recht entſchieden wird. Wer kann beſſer, als er, der viel erfahrne Mann, der den Buchſtaben und das Leben zu würdigen verſteht, wer kann beſſer wiſſen, daß die Ereigniſſe ſich nicht nach dem todten Inhalte des geſchriebenen Wortes, ſondern nach der lebendigen Kraft geſtalten, die in den Staaten und den Völkern wirkt? Deutſchland war ein deutſches Reich; es war es nach dem Buchſtaben des geſchriebenen Rechtes und in der That. Wir ſahen es untergehen. Der Rheinbund trat ins Leben; was führte ſeinen ſchnellen Tod herbei? Wir kennen die Uebel, an denen die Staaten ſterben;

wir wiſſen, was ſie blühend erhebt, ihren Verfall bereitet, und ihren Untergang unvermeidlich macht. Was das deutſche Reich, was den Rheinbund aufgelöſet hat, wird Dem der deutſche Bund widerſtehen? Das Steigen und Fallen, das Aufleben und Abſterben der Staaten, die Bündniſſe und Verträge, die ſie vereinen und ſcheiden, ſind kein Commentar zu geſchriebenen Urkunden und Geſetzen. Es giebt ein Geſetz, das höher ſteht, als alle politiſche Weisheit, nämlich die Macht der Umſtände, das Geſetz der Noth. Da Napoleon gegen Rußland zog, ſchloß ſich das übrige Feſtland von Europa verbündet ſeinem Zuge an: da er aus Rußland kam, rückte ihm das ganze verbündete Europa feindlich in Frankreich nach. Selbſt die Beſchützten des rheiniſchen Bundes kehrten die Waffen gegen ihren Beſchützer. Das war nicht geſchriebenes Recht, nicht nach dem Buchſtaben und Geiſte geſchloſſener Verträge. Dieſe hatten ſich aufgelöſet, wie ſie ſich geſtaltet hatten. Die diplomatiſche Kunſt hat gewöhnlich nur die Entſcheidungen der Kriegskunſt in üblicher Form auf das Papier zu bringen, ſie iſt im Nachzuge des ſchreibenden Hauptquartiers der Heere. Wie das Glück der Waffen den Ausſpruch thut; ſo wird dieſer diplomatiſch protokollirt. Die Schwäche ſieht beſcheiden zu, wo die Stärke eine Löwentheilung macht. Wenn der gemeine Menſchenverſtand ſich mit dem trivialen Wahlſpruche hilft: Noth kennt nicht Gebot; dann weiß die vornehme Politik aus der Noth ſelbſt eine Tugend zu machen. Der glückliche Beſitz ſtützt ſich auf das hiſtoriſche Recht, wie er ſagt. Mit mehr Wahrheit würde er ſagen, auf den Beſitz; denn in ihm liegt ſein ganzes Glück, und in dieſem Glücke auch ſein Recht. Das hiſtoriſche Recht, oder vielmehr der Beſitz, iſt ein guter Boden, auf den ſich bauen läßt; doch muß man ſicher ſeyn, ihn zu behaupten, wozu er freilich ſelbſt ſchon die Mittel giebt. Vom Rechte ſollte man aber hier nicht reden, weil die Geſchichte und das Recht in keiner ſo nahen Verwandtſchaft ſtehen. Macht die Geſchichte das Recht; dann darf man ja nur die Geſchichte machen, um das Recht in ihrem Gefolge nachzuführen, und um das hiſtoriſche Recht zu ändern, ändert man die Hiſtorie. So hat es ſich immer gemacht, wenn man es auch, aus guten Gründen, gerade nicht eingeſtehen will, und die Anhänger des hiſtoriſchen Rechts ſind nicht ſo einfältig, wie der Grundſatz, auf den ſie bauen. In dem hiſtoriſchen Rechte liegt ein Widerſpruch; allein der glückliche Beſitz iſt haltbar und beſſer, als das Recht. Kann dieſes ſich nicht hiſtoriſch machen; dann bleibt es eine Idee; hiſtoriſch geworden, iſt es Beſitz, und als ſolcher glücklich, weil das Recht ohne Beſitz ewig ein unglückliches bleibt. Von ſogenannten Rechten wird demnach auch im Staatsrechte wohl häufig die Rede ſeyn; man wird aber auch hier unter dem Rechte das Vermögen, oder den Beſitz, zu verſtehen haben, wenn man ſich nicht mit falſchen Vorſtellungen und trügeriſchen Schlüſſen täuſchen will. Vom deutſchen Bunde und ſeinem öffentlichen Rechte dürfte das vorzüglich gelten; denn in ihm ſind die Kräfte ſehr ungleich, und das eigentliche Recht das ſich geltend zu machen weiß; iſt doch die Kraft; und dieſes Recht wird auch, ohne Zweifel, das Loos von Deutſchland entſcheidend beſtimmen.

Sollen nun, um auf unſere Aufgabe zurück zu kommen, ſollen in einem Streite, der Deutſchland entzweien könnte, Deutſche Frankreich ſich anſchließen, um durch ſeinen Beiſtand zu erlangen, was ſie ohne ihn nicht erlangen würden? Bei dieſer Frage wäre alſo vom Volke, und nicht von den Regierungen, die Rede. Auch in Beziehung auf das Volk dürfte es eine müßige Frage ſeyn, weil die Antwort wie ſie immer ausfallen mag, die Handlung Derer, die ſie betrifft, nicht beſtimmen wird. Da einem wilden Stamme in Amerika der Antrag gemacht ward, die Erde zu verlaſſen, die er von ſeinen Eltern überkommen hatte, ſprach das Haupt deſſelben: „Können wir zu den Gebeinen unſerer Eltern ſagen: Stehet auf und folget uns?“ So ſagt kein gebildeter europäiſcher Stamm. Die eigenen Gebeine machen ihm ſo viele Sorgen, daß er an die der Väter nicht denken kann. Vaterland und Vaterlandsliebe! Was wäre bei uns nicht eitler, leerer Wortkram geworden! Die Schönrednerei hat die Worte wie Mumien erhalten, da der Begriff, das Gefühl, die ſie einſt beſeelten, ſchon lange geſtorben ſind. Ja, es iſt hart, die Erde zu verlaſſen, in der die Gebeine unſerer Väter ruhen; wo die erſte Freude des Lebens uns gelächelt, das Auge den erſten Strahl des Sonnenlichts getrunken, das Ohr den erſten Laut der Liebe vernommen hat. Es iſt hart, den Schauplatz der Spiele unſerer Kindheit, wo die erſten Hoffnungen des Daſeins freundlich uns anſprachen, wo die junge Kraft zuerſt ſich verſuchte, wo unſere Verwandten und Freunde wohnen, unſere Jugendträume heimiſch ſind, gegen die Fremde zu vertauſchen. Allein, eben weil es hart iſt, muß den Menſchen noch Härteres drängen und drücken, bis er zu dem Harten ſich entſchließen kann. Ihr ſagt zu dem Unglücklichen, der Alles aufgiebt, was dem Menſchen theuer iſt, der Alles verläßt, was ihm werth geworden war, ſich von Allem trennt, an was ihn die Bande der Gewohnheit feſſeln: Wie? Entarteter, ſo liebſt Du Dein Vaterland, daß Du kein Bedenken trägſt, es aufzugeben gegen die feindliche Fremde, die bekannte, befreundete Heimath gegen ein fernes Land, das Dir nichts iſt, und erſt etwas werden muß, wenn Dein Daſein Wurzeln in ihm geſchlagen hat? — Ihr habt Recht; allein wer trägt die Schuld, daß es dahin kam? Es gab Völker, denen die Verbannung die härteſte Strafe war; den Tod ſelbſt fanden ſie nicht ſo grauſam, wie die Landesverweiſung. Sie hatten ein Vaterland, und weil ſie eines hatten, hingen ſie ihm mit Liebe an. Jetzt ſehen wir Familien zu Tauſenden dem Lande entfliehen, das ihr Vaterland heißt, und mit ſehnſüchtigem Blicke und freudigen Herzens über ſtürmiſcher See, auf langer gefahrvoller Fahrt, das Land in der Ferne ſuchen, das ihnen das Vaterland erſetzen, ihnen Vaterland werden ſoll. Der Augenblick, in dem ihr flüchtiger Fuß den heimiſchen Boden zum letztenmale betritt, ſcheint ihnen der freudigſte, als ſey es ein Augenblick der Erlöſung, ein Augenblick, der ihren erſtorbenen Hoffnungen neues Leben giebt. Wer Deutſche das deutſche Land in ſolcher Stimmung verlaſſen ſah, wie ſie Weib und Kind zu

Schiffe brachten, als gelte es, ſie aus dringender Gefahr zu retten; dem mußte das Herz vor Wehmuth bluten. Ich habe es geſehen. So lieben ſie ihr Vaterland, die Entarteten! Läßt ſich die Liebe als eine Pflicht gebieten? Liebt der Menſch, weil es ihm befohlen wird? So weit hat es die Kunſt zu regieren noch nicht gebracht, daß ſie über des Menſchen Neigung verfügen könnte. Sie hat es weit gebracht in mancher Unnatur; doch die Natur fügt ſich ihrer Herrſchaft nicht. Liebe, Haß, Neigung und Widerwillen werden durch keinen Befehl, durch keinen Beweis erzeugt; man muß ſie fühlen, um ihrem Antriebe zu folgen. Zu einem leeren Herzen kann man ſagen: Liebe! allein mit demſelben Erfolge, mit welchem man zu einem Kranken ſagt, er ſolle ſich wohlbefinden. Nur Hartes, Grauſames, Ungeheueres kann den Menſchen zwingen, den vaterländiſchen Boden zu verlaſſen, den ihm ſo Vieles theuer macht. Auch war es immer eine harte, grauſame, ungeheuere Zeit, die ihn zu dem Entſchluſſe brachte, die Heimath gegen die Fremde zu vertauſchen, eine Zeit blutigen Bürgerzwiſtes, ſchwerer Tyrannei, religiöſen oder politiſchen Fanatismus. Nichts entſtellt die Natur des Menſchen gräßlicher, und verzerrt das Bild der Gottheit, das zu ſeyn er ſich rühmt, mehr zur teufeliſchen Fratze, als wilder Aberglaube, der den Glauben, die Meinung, die Ueberzeugung geſtalten und beherrſchen will. Dieſe Furie, die der Wahn als eine Heilige verehrt, hat Spanien entvölkert, Frankreich ſeine fleißigſten Kinder geraubt, die Engländer nach der neuen Welt vertrieben, und Deutſchland mit Verwüſtung und Mord erfüllt. Und eine ſolche ſchwere Zeit ſollte wieder über uns gekommen ſeyn, eine Zeit harter Tyrannei, blutigen Haders, fanatiſcher Verfolgung? Fragt in den Seeſtädten nach, wo ſich deutſche Flüchtlinge in dichten Haufen ſammeln, um, mit den Trümmern ihrer Habe, dem Vaterlande, als lodere es hinter ihnen in hellen Flammen auf, eilend zu entfliehen. Ja, für den höhern, beſſern Menſchen giebt es noch etwas Höheres und Beſſeres, als das irdiſche Gut, das ihm das Glück geben oder nehmen kann, den Glauben nämlich, die Ueberzeugung; und er hat kein Vaterland, wo er nicht dieſem Glauben, dieſer Ueberzeugung folgen darf. Für dieſes höchſte Gut, für Religion und Freiheit, verläßt er das Land ſeiner Geburt, das Land ſeiner Väter; und dieſes Land, welches ihm das höchſte Gut verſagt, das es gewähren, aber nicht verſagen, ſchützen, aber nicht anfeinden ſollte, dieſes Land ſoll er lieben, weil es ſich ſein Vaterland nennt, wenn es auch keine väterliche Geſinnung für ihn hat! Seid Väter, und ihr werdet der kindlichen Gefühle des Volkes ſicher ſeyn! Kann der Bürger in die unnatürliche Lage kommen, ſein Vaterland gegen die Fremde aufzugeben; könnte er dann nicht der weniger unnatürlichen Verſuchung unterliegen, die Fremde zu ſeinem Beiſtande in die Heimath zu rufen? Es iſt unnatürlich, ich geſtehe es; allein nur Unnatürliches, kann das Unnatürliche erzeugen. Wir fühlen uns durch das Verwandte angezogen, befreunden uns mit den Geſpielen unſerer Kindheit und Jugend, mit Sprache, Sitte, Lebensweiſe, welche unſere Sprache, Sitte und Lebensweiſe und die unſerer Eltern, unſerer Geliebten ſind: tauſend Bande feſſeln uns durch ſüße Angewöhnung an das Leben in der Heimath, wie es ihre Bewohner leben. Was gehört dazu, um dieſe tauſend Bande, durch die wir uns ſo gern gefeſſelt ſehen, aufzulöſen, um uns zu beſtimmen, dem Befreundeten zu entſagen, das Verwandte zu verleugnen, und uns dem Unbekannten, dem Fremden hinzugeben? Und was dazu gehört, das muß geſchehen ſeyn, ehe der Menſch ſich zu dem unnatürlichen Entſchluſſe verſteht, das Vaterland für das Ausland aufzugeben, und ſich mit dem Fremden zu befreunden. Ihr habt gut rufen: Traue nicht: fürchte die Griechen, ſelbſt wenn ſie Geſchenke bringen! Wir wiſſen das wohl; allein ſollen uns die Trojaner, die nur Geſchenke fordern, willkommener ſeyn, als die Griechen, wenn ſie Geſchenke bringen? Sollen wir die Hand küſſen, die uns mißhandelt, weil ſie eine verwandte iſt, und die fremde zurückſtoßen, die uns Hülfe reicht? Wie? Gebietet die Verwandtſchaft, die Mißhandlung geduldig zu ertragen, und erlaubt zugleich, ſie auszuüben? Gäbe es dort ein Recht, das Böſe zu vollbringen, und hier eine Pflicht, ſich ihm zu unterwerfen? Dieſe Theilung wäre mehr als eine Löwentheilung, und weit ſchlimmer, ſchlüge ſie auch nicht aus der Art. Göthe ſagt in ſeinem Fauſt, der ſo ſchweren Ernſt unter leichtem Scherze verbirgt, das ſicherſte Zeichen hoher Genialität und vollendeter Bildung:

Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein echter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Auch franzöſiſche Inſtitutionen mag der echte Deutſche lieben, wenn er noch für etwas mehr Geſchmack hat, als für den Wein. Fragt die Bewohner des linken Rheinufers, ob ſie ſich mit den Franzoſen mehr verbrüdert fühlen, als mit ihren Brüdern, den Deutſchen? Dann aber, wenn ſie Euch ſagten, wer ihrem Herzen am nächſten iſt, dann fragt ſie auch, ob ſie ſich zurückſehnen nach heimlicher Juſtiz, geſchriebenem Verfahren, adminiſtrativer Gerechtigkeitspflege, ariſtokratiſchem Dünkel, Beamtenhärte und andern deutſchen Köſtlichkeiten, die man geſchmackvoll finden ſoll, um ein echter Deutſcher zu heißen, und ſie werden eben ſo entſchieden und beſtimmt antworten, daß die

Geſchenke der Danaer doch nicht zu verſchmähen ſind. Die Regierungen haben faſt allgemein das unglückſelige Vorurtheil, Alles befehlen, Alles erzwingen zu können; und mit einer hohen, höchſten und allerhöchſten Verfügung iſt, wie ſie meinen, jedem Mißbrauche begegnet, der Gehorſam geſichert, die Sache abgethan. Achtung, Liebe, Vertrauen ſind Nebendinge, die man ſich wohl als eine Huldigung, die ſich von ſelbſt verſteht, gefallen läßt, aber nicht zu verdienen braucht. Darum aber hat auch jetzt faſt nichts mehr im Staate Haltung und Sicherheit, und Alles droht, unzuverläſſig und unzuſammenhängend auseinander zu fallen. Man erzwingt wohl Reverenzen und Händefalten; allein, wenn der Glaube und die Andacht fehlen, weder Verehrung, noch Gebet. Darum hören auch die Reverenzen und das Händefalten auf, ſobald man die Zwangsmittel dazu nicht mehr hat. So zeigt es ſich auch in der That, und man darf ſich darüber nicht wundern, wohl aber über das Erſtaunen der Gewalt, die mit Befremden bemerkt, daß ſie ſich durch leere Ceremonieen hatte täuſchen laſſen, die ſie doch für den Ausdruck aufrichtiger Geſinnung zu nehmen bereit geweſen war. Man müßte demnach der Regierungskunſt noch eine andere Unterlage geben, als Gewalt, wenn man von dem Volke mehr als Gehorſam verlangen ſollte. Der Unterwürfigkeit iſt man allerdings gewiß, ſo lange man die Mittel zu unterwerfen hat; gehen dieſe aus, dann wäre es Thorheit, auf jene zu zählen. Liebe aber, Achtung, Ergebung, Anhänglichkeit und Treue wollen verdient ſeyn, und laſſen ſich weder befehlen, noch erzwingen. Soll der Deutſche darum ſein Vaterland lieben, dann darf man es ihm nur liebenswürdig machen. Auf eine andere Weiſe dürfte es ſchwerlich zu Stande zu bringen ſeyn. Deutſchlands Unglück haben weder ſeine Fürſten, noch ſeine Völker, ſich vorzuwerfen, aber zu büßen. Seine politiſche Geſtaltung und Gliederung iſt nicht ihr Werk, und doch die Urſache ihres Unvermögens und ihrer Unfälle. Bei aller Kraft iſt Deutſchland ſchwach, bei allen Vorzügen ohne äußere Achtung, bei allen Hülfsquellen ohne Vermögen, bei aller Bildung ohne Anſehen und Einfluß. Wir leben ſo ſehr von

Erinnerungen, daß wir auf die Größe ſtolz ſind, zu der unſere Väter einſt ſich vor einem Jahrtauſende erhoben hatten. Unſer Adelsſtolz weiß ſich für die Demüthigung, aller Welt unterthan zu ſeyn, mit der glorreichen Erinnerung zu tröſten, daß wir früher aller Welt Beherrſcher gaben. Unſere Väter und ihre Fürſten haben es nicht verſchuldet, daß wir dem Auslande dienſtbar ſind; daß wir im Kriege die Quartiere, Lager und Schlachtfelder geben, im Frieden aber die Entſchädigungs- und Ausgleichungsmaſſe bilden; daß wir ſäculariſirt, mediatiſirt, und oft auch tyranniſirt werden, ohne daß wir eben Sclaven wären, oder Tyrannen hätten. Deutſchland iſt dem Thiere des Lucius zu vergleichen, ſein ganzes Unglück liegt in ſeiner äußern Geſtaltung. Wie dieſes, beſitzen wir alle Vorzüge und Tugenden, die Anſehen und Ueberlegenheit geben, und tragen doch die Laſt der Verachtung und Erniedrigung. Das Thier des Lucius war ein Menſch, durch Zauberei verwandelt; es war ein ausgezeichneter, ein vorzüglicher Menſch, hatte alle Geſinnungen und Gefühle eines ſolchen, und mußte doch, in ſeiner thieriſchen Geſtalt, thieriſche Behandlung erdulden. Die Laſten wurden ihm ohne Schonung aufgebürdet; und wo die Kraft oder die Neigung, ſie zu tragen, fehlte, da trat Mißhandlung vermittelnd ein, erhöhete dort die Kraft, und erſetzte hier die Neigung. Was war Deutſchland? was iſt es? was könnte es ſeyn? was wird es ſeyn, vielleicht nach hundert, vielleicht ſchon nach fünfzig Jahren? Ich finde in ihm alle Mittel des Wohlſtandes, des Glückes, der Freiheit und Zufriedenheit, alle Mittel, nur nicht den Zweck. Im Bunde viele Glieder, die Glieder mit wohlvertheilten Rechten, bei wenigen nur die Macht, die gerade nicht des Bundes iſt. Der Wille kann nach dem Guten ſtreben, das Unvermögen zu dem Böſen führen. Es giebt keine Macht in Europa die ſo manigfaltige Elemente der Kraft in ſich trüge, keine, die weniger fähig wäre, ſie zu entwickeln und zu gebrauchen, keine, die, im Gefühle ihrer Stärke und ihres Werthes, weniger vermöchte und weniger gälte. Wo gäbe es ein beſſeres, fleißigeres, treueres Volk, ſo gebildet, beſonnen, redlich und muthvoll? Welches Volk könnte ſich beſſerer Fürſten erfreuen? Und das Volk und die Fürſten kennen ſich, verſtehen ſich möchten ſich nähern, verſtändigen, und es iſt, als ſprächen ſie nicht dieſelbe Sprache, als ſeyen ſie ſich, bei alter, langer Bekanntſchaft, fremd. Es iſt ein unerſchöpflicher Lebensſtoff in dem Volke, ohne daß es recht zum Leben gelangen kann. Es iſt mit Ueberfluß geſegnet, und der Ueberfluß läßt es Mangel leiden, und die Quellen ſeines Reichthums verewigen ſeine Armuth. Ein braves, biederes Volk mit guten Fürſten, und keine Nationalkraft und keine Fürſtenmacht! Die übergroße Mannigfaltigkeit läßt es nicht zur Einheit, der übergroße Reichthum nicht zum Gebrauche deſſelben kommen. Was daraus werden ſoll? aus dieſer verworrenen Ordnung, aus dieſer Feindſchaft ohne Haß, aus dieſer Freundſchaft ohne Liebe, aus dieſer Schwäche voll Kraft, aus dieſer geſpaltenen geviertheilten, ungebundenen Verbindung, aus dieſem Widerſtreite, aus dieſer Anarchie befreundeter, zuſammenſtimmender Elemente? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, wozu Anarchie führt und führen muß. Das weiß ich, welches das Schickſal von Staaten und Völkern iſt und ſeyn muß, die, in der Nähe geſtalteter, mächtiger Staaten, nach einer Geſtaltung ringen. Aus dieſem Labyrinthe kenne ich keinen Ausgang, und ich ſehe mich vergebens nach der freundlichen Ariadne um, die dem Verirrten einen leitenden Faden reicht.

Das arme, gute Thier des Lucius! Es iſt ein verwandelter Menſch, ein tüchtiger, verſtändiger Menſch, und ſogar ein Schriftſteller; allein in ſeiner unglücklichen Geſtalt, in die er verzaubert worden war, findet er, bei allen Anſprüchen auf Theilnahme, Achtung und Glück nur Härte, Verachtung und Mißgeſchick. Der Menſch denkt, fühlt in ihm, ohne daß er ſeine Gedanken und Gefühle auszuſprechen, mitzutheilen vermag. Er fühlt ſich als Menſch, und den Menſchen iſt er ein Thier. Schreckliches Loos! Und das ganze Unglück des Unglücklichen liegt doch nur in ſeiner unglücklichen Geſtalt!

Ja, wenn dieſe Verzauberung nicht wäre, dieſe unſelige Verwandlung! Und welche Macht könnte dieſen Zauber von mehr als einem Jahrtauſende löſen?

Jn den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution, die ſo viel zu denken gab, und ſo wenig verſtanden ward, hatte ich den Einfall den Widerſtreit der Prinzipien und Elemente, aus dem der Kampf hervorging, dramatiſch darzuſtellen und bildlich zu verſinnlichen, und wählte dazu Shakespeare's König Lear, den ich traveſtierte, ein heiterer Scherz, der einen tiefen Ernſt verbarg. Der König Lear vertrat das Königthum, das, ſchwach und müde, ſich der Sorgen und Beſchwerden des Regierens entſchlagen möchte. Regan, Goneril und Cordelia, die Töchter Lear's unter die er ſein Reich zu vertheilen gedenkt, vertraten den Adel, die Geiſtlichkeit und das Volk. Es macht ſich nun Alles, wie in dem unſterblichen Werke des brittiſchen Meiſters. Der König will wiſſen, in welchem Grade die Töchter ihn lieben, um dieſe Liebe bei der Theilung zu lohnen. Jch habe einen Auszug meines Lear's in einem andern Werke mitgetheilt *) und

---

*) Das Merkwürdigſte aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Erſter Band. Jch muß hier be-

will den Leſer nicht durch Wiederholung des ſchon Geſagten ermüden. Ich muß geſtehen, daß der heitere und bedeutungsvolle Scherz mich ſehr vergnügt hat, und daß ich die Gleichgültigkeit bedauere, mit der ich die Arbeit untergehen ließ.

Dem König, der wiſſen will, was er von der Liebe und Ergebung ſeiner Töchter zu erwarten habe, antwortet, unter Anderem, Regan:

„Das alte gute Recht, das die Geſchichte lehrt,
„Iſt, daß der Bauer giebt, der Adel nimmt und zehrt.
„Das iſt der feſte Grund, auf dem die Ordnung ſteht,
„Und die mit dieſem Grund auch ſicher untergeht.
„Wer keinen Stammbaum produziren kann,
„Iſt, wer er immer ſey, ein ſchlechter Mann.
„Was unſre Lieb' betrifft zu eurem Königthum,
„So grenzt ſie faſt an die für's Privilegium.
„Schützt Eure Majeſtät nur uns und unſre Rechte,
„Dann, will er weiter nichts, ſind wir des Königs Knechte.

Goneril ſpricht:

„Erhabenſter Papa, was ich will, das iſt wenig,
„Das Erſte nach mir ſelbſt iſt — Gott, und dann der König.
„Für fette Pfründen und Präbenden
„Gedenk' den Himmel ich zu ſpenden.

---

merken, daß die Schrift, ſo wie ſie erſchienen iſt, in manchen Stellen verändert oder verſtümmelt worden.

„Den Wechſel auf die andre Welt
„Hab ich für dieſe ausgeſtellt.

Cordelia aber antwortet:

„Ich kenne meine Pflicht, doch kenn' ich auch mein Recht:
„Ich bin des Vaters Kind, und nicht der Schweſtern Knecht,
„Nicht länger dulde ich, den harten Uebermuth
„Ihr Pochen auf Geburt und auf ein beſſres Blut.

Auf ähnliche Weiſe iſt die poetiſche Poeſie bis an's Ende durchgeführt. Der alte gute König, der ſich dem ſüßen Geſchwätze ſeiner beiden ränkevollen Töchter hingibt, und die gute und wahre **Cordelia** enterbt und verflucht, theilt ſein Reich unter **Regan** und **Goneril**. Die treue, aufrichtige **Cordelia**, von ihrem königlichen Vater verſtoßen, enterbt, verflucht, folgt dem Könige von Frankreich, der ſie, auch ohne Mitgift, ohne Ausſtattung und Erbtheil, ihrer Tugenden und Vorzüge wegen, zur Gemahlin nimmt. Sie folgt ihm nach Frankreich! Wer darf ſie darum tadeln, daß ſie Vater und Vaterland, Verwandte und Bekannte verläßt, und in die Fremde zieht, die ihr Heimath und Vaterland zu werden, ihr Eltern, Verwandte und Freunde zu erſetzen verſpricht? Und ihr fragt, ob das treue und ergebene, aber verkannte und verſtoßene Volk, Beiſtand, Hülfe, Rettung von dem Auslande wünſchen, annehmen darf. Warum verſtoßet, enterbet ihr die gute Cordelia? Es liegt eine furchtbare Weisſagung in dieſem Lear, wenn man, wie ich gethan, an die Stelle der Perſonen, Stände ſetzt. Der König, von ſeinen Töchtern Goneril und Regan getäuſcht, betrogen, mißhandelt, ſtirbt in wahnſinniger Verzweiflung. Die edle Cordelia kommt aus Frankreich, um den unglücklichen Vater zu retten; zu ſpät. Die ungeheure Verblendung des Königs hat die Megären, ſeine Töchter, mit ſeinem eigenen Blute genährt und groß gezogen; die ſcheußlichſte Unnatur ſiegt, die Tugend wird geopfert. Auch das liegt im Gange der Natur. Der Beiſtand und Gehülfe von Goneril und Regan, ihr Schmeichler, Verführer und Verräther, iſt Edmund, ein Baſtard — hört ihr! — ein Baſtard, der ehrlich keinem Stande und unehrlich allen Ständen angehört. Er iſt immer mit dem Glücke, ſeines eigenen Glücks wegen, hält es mit dem Stärkern, um es ſelbſt durch ihn zu werden, erklärt ſich für den Sieger, um durch ihn den Sieg davon zu tragen, wählt unbedenklich als das beſte Mittel, was am ſicherſten zum Ziele führt. Heuchleriſcher Anbeter der beiden Weiber, die im Beſitze der Macht und des Reichthums ſind, opfert er ihnen Alles, Ehre, Gewiſſen, wird zum Verräther an Vater, Bruder und König, verräth die Weiber ſelbſt, mit denen er im Ehebruche lebt, ſiegt, iſt glücklich im Siege und ſtürzt von der Höhe ſeines Glücks, wie von unſichtbarer Hand getroffen, in den tiefſten Abgrund von Schande und Elend herab, erkannt, entlarvt, mit der ſchrecklichen Ueberzeugung, daß er alle ſeine Verbrechen nur zu ſeinem eigenen Verderben gehäuft. Das Ungeheuer fällt in ehrlichem Zweikampfe mit ſeinem Bruder, deſſen Untergang es geſchworen hatte. Kent und Gloſter, Freunde des Königs, von dieſem verkannt und mißhandelt, in ſeiner Macht und Größe, weil ſie den tugendhaften Muth gehabt, wahr zu ſeyn, folgen ihrem unglücklichen Monarchen in das Elend, ſeine einzigen wahren Freunde. da die Falſchen, die Schmeichler, ihn verlaſſen mit ſeinem Glücke und ſeiner Macht; theilen mit ihm alle Noth, Entbehrungen und Mißhandlungen, um ihm beizuſtehen, ihn zu tröſten, zu retten.

Es iſt eine furchtbare Schickſalstragödie, dieſer Lear; das Schickſal hat ſie mit blutiger Hand in die Weltgeſchichte geſchrieben; aber wer verſteht die Weltgeſchichte zu leſen? Verſtänden ſie es, würde das Schickſal noch die Rollen ſchreiben, die ſie ſpielen? Ein ſchreckliches Spiel! Zweimal ward das inhaltſchwere Drama unter unſern Augen in Frankreich aufgeführt. Nun, da es zu Ende war, ſtanden ſie verdrießlich von ihren Sitzen auf, meinten das ſey ein ſchlechtes Stück, welches die Polizei verbieten müſſe, damit es die Herrſchaften nicht weiter ennuyire. Ja, wenn es ſich verbieten ließe! Das Schickſal ſetzt die Vorſtellung fort, und die in der Weltgeſchichte nichts gelernt, ſpielen ihre Rolle weiter bis zum Schluſſe des fünften Aktes. Da Lear Herrſchaft, Macht, Reichthum und den Verſtand verloren, ward er weiſe. Warum muß Jeder erſt verlieren um zu lernen, wie man verliert und erhält, wenn nichts mehr zu verlieren und zu erhalten iſt?

Hatte Lear als König begriffen, was er begriff, da er nicht mehr König war, dann wäre er es geblieben. In ſeinem Wahnſinn ſpricht er, wie Edgar ſagt, Vernunft im Wahnſinn:

> Und ein Bettler läuft vor dem Hunde? Da haſt
> Du das große Bild der Herrſchergewalt vor Augen.
> Dem Hund im Amte gehorcht man.
> Du Schuft von Büttel! Fort die blut'ge Hand!
> Was peitſcheſt Du die Hure? Geißle du
> Den eigenen Rücken! Dich gelüſtet heiß,
> Sie dazu zu gebrauchen, wofür du
> Sie peitſcheſt. Hängt der Wuchrer nicht den Dieb?
> Durch Lumpen ſcheint der kleine Fehler durch;
> Ein Pelz, ein Amtsgewand verkleidet Alles.
> Beſchlagt die Sünde nur mit Gold, und ohne
> Den Schuld'gen zu verletzen, bricht ſogleich
> Die ſtarke Lanze der Gerechtigkeit;
> Hüllt das Vergehn in Lumpen, und ein Strohhalm
> Durchbohrt's. Es ſündigt Niemand! Niemand, ſag ich.
> Ich will's vertheid'gen; glaube mir's mein Freund,
> Der du die Macht, das Anſehen haſt, die Lippe
> Des Klägers zu verſiegeln. Nimm die Brille!
> Und wie ein ſchurkiſcher Politiker
> Gib dir den Schein, als ſähſt du das, was du
> Doch niemals ſiehſt!

Siebenzehnter Brief.

Den 20. September 1832.

Es iſt in der That ein eigenes ſeltſames Weſen, dieſes Ding, das wir Deutſchland nennen, allenthalben und nirgends zu finden, eine vielgeſtaltige Einheit und eine Einheit voll Widerſpruch, eine wunderbare Verwirrung, die in Ordnung fortbeſteht. Das ſind geſuchte Antitheſen, wird man ſagen, in denen mehr verunglückter Witz, als Wahrheit, liegt. Ich wünſche ſelbſt, dem möge ſo ſeyn, und der verunglückte Witz, der auf meine Rechnung käme, thäte meiner Eigenliebe nicht ſo weh, als die unglückliche Wahrheit meinem Herzen thut, das warm und innig für dieſes liebe Deutſchland ſchlägt. Geben die Worte eine Antitheſe; dann iſt ſie wenigſtens nicht geſucht, weil die Sache ſelbſt eine Antitheſe iſt. Es könnte, es ſollte Manches anders und beſſer ſeyn; allein wer kann, wer ſoll das Beſſere geben? Ohne Zweifel die Regierungen vor Allen, und die Hoffnung der Freunde des Vaterlandes ruht auf ihnen. Sie können helfen, wenn Hülfe möglich iſt; ohne ſie giebt es keine, oder ſie würde theuer erkauft. Allein wer regiert? Seltſame Frage! und doch, wer regiert? Iſt es der Fürſt? Iſt es der Fürſt mit Landſtänden, oder hat er keine? Iſt es der Bundestag? Ja und Nein, Nein und Ja. Und wenn es endlich der Bundestag wäre, wer regiert in ihm? und wer regiert die Regierenden? Uebrigens verlangt man von den Regierungen auch oft zu viel, viel mehr, als ſie mit dem beſten Willen zu leiſten im Stande ſind. Sie haben es mit einem Gegebenen und Beſtehenden zu thun, das ſich nicht nach Willkühr geſtalten läßt, ſondern ſeine Geſtaltung von der Vergangenheit mitgebracht, aus der ſich die Gegenwart entwickelt und ausgebildet hat. Die Schöpfungskraft iſt keiner Regierung gegeben, und jede iſt an den Stoff und durch die Natur des Stoffes gebunden, den ſie überkommen hat. Eine Regierung und Geſetzgebung iſt in dieſer

Hinſicht, wie jede Kunſt, ſelbſt die freieſte, beſchränkt. Der Meiſter, der ein Werk vollenden will, hängt von dem Gegenſtande ab, aus welchem er es bilden ſoll, und von den Werkzeugen, die ihm zu deſſen Bildung zu Gebote ſtehen. Man macht kein neues Deutſchland, ſondern, inwieweit es gelingen kann, das alte neu. Deutſchland iſt auch nicht die Welt, ſondern ein kleiner Theil von ihr, und auf die Theile wirkt die Natur und Bildung des Ganzen ein. Selbſt Phidias würde aus einem Weidenklotze keine Venus meißeln, oder einen Apollo auf einer Drehbank drechſeln, ſo wenig als Raphael ſeine Madonnen mit einer Kohle auf die Leinwand zaubern könnte. Und doch hätten ſie es mit todten Stoffen zu thun, die ſich nach Willkühr behandeln laſſen, und fänden in der Ausübung ihrer Kunſt keinen fremden Ein- und Widerſpruch. Völker und Menſchen aber ſind nicht todte Stoffe, und bei einer Umgeſtaltung Deutſchlands müßte man auf die Anlagen und Neigungen der Deutſchen, und, was noch mißlicher iſt, auf die Stimmung einflußreicher Staaten, die ſich bei dem

Werke betheiligt glauben, Rückſicht nehmen. Mit allgemeinen Anſichten und Vorſchriften iſt unſere Weisheit bald fertig, und wir haben Grundſätze, Theorien und Syſteme für Alles bei der Hand. Allein in der Natur giebt es nichts Allgemeines, als inwieweit man das Beſondere mit den gemeinſchaftlichen Merkmalen zuſammenfaßt, und Alles Generaliſiren iſt, in der Regel, ein Mord, oder eine Verſtümmelung des Einzelnen. Das Leben und die Freiheit beſtehen aber gerade in der Beachtung des Einzelnen, und ein Erzieher, ein Arzt, ein Richter, der nicht zu individualiſiren weiß, verziehet, feindet das Leben an, und verfälſcht die Gerechtigkeit. Wir ſtellen mit Fertigkeit das Muſter eines Fürſten auf, und doch würde es kaum für zwei Staaten paſſen. Alexander ſtarb mit der Seele eines Titus am gebrochenen Herzen, weil er erſt ſeine Lage, und dann ſich ſelbſt verkannt hatte. Rußland kann keinen Titus brauchen; das Reich fordert Charaktere, wie Peter I, welche die vornehmen Streltzen, wie dieſer die gemeinen, zu behandeln wiſſen. Man regiert nicht Rußland, Frankreich und England mit derſelben Kunſt. Was dort nützte, förderte, könnte hier ſchaden, hindern. Der Fürſt, ſelbſt der tüchtigſte, regiert nicht allein: der weit mächtigere Mitregent iſt der Stand des Reichs, die Natur der Dinge, die Macht der Ereigniſſe, die den Menſchen mehr führen, als er ſie führt. Rußland kann Fürſten haben, die den Frieden lieben und mild und mäßig ſind; die Regierung bleibt umſichgreifend, eroberungsſüchtig und hart, weil die Macht der Dinge ſtärker iſt, als der Menſch. Wie vielfältig ward die innere Politik Oeſtreichs getadelt, die Jeder von ſeinem Standpunkte aus richten zu können glaubte! Mancher fand es, in ſeiner liberalen Stimmung, höchſt tadelnswerth, daß ſich ein öſtreichiſcher Staatskanzler nicht wie ein Mitglied des nordamerikaniſchen Congreſſes benahm!

Wer auf die Macht der Dinge, den Charakter der Zeit, der ſie zu dieſer beſtimmten Zeit macht, keine Rückſicht nimmt; wer ſich bei ſeinem Streben und Handeln im Allgemeinen hält, Menſchen und Völker, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nicht zu individualiſiren weiß; der wird, wie der Erzieher, der Arzt und der Richter in gleichem Falle, erfolglos, wenn nicht gar verderblich wirken. Daher wohl auch die größten Irrungen und Verirrungen der Staatskunſt unſerer Zeit, die, eine emſige Penelope, den Tag hindurch das kunſtreiche Gewebe fertigt, das die Macht der Dinge, wie ſie nun einmal beſtehen, in der Nacht wieder auflöſet und zerſtört. Welchen Täuſchungen hat ſich die Staatskunſt nicht allein in den letzten dreißig Jahren hingegeben! Von ſolchen Täuſchungen iſt freilich nicht die Rede, als verſtänden ſie ſich von ſelbſt, und dürften nur den Gegnern zugerechnet werden. Es iſt wahrhaft erbaulich, die Geſchichte nachzuleſen, und bei dem nächſten, beſten diplomatiſchen Actenſtücke einen Augenblick zu verweilen. In dem Pariſer Frieden, der am 30. Mai 1814 abgeſchloſſen ward, heißt es unter Anderm: „Um den langen Erſchütterungen Europa's und dem Unglücke der Völker durch einen bleibenden Frieden ein Ende zu machen, der in ſeinen Stipulationen die Bürgſchaft ſeiner Dauer trägt, und weil Frankreich ſich wieder unter die väterliche Regierung ſeiner Könige begeben hat, und ſo der Welt ein Unterpfand der Sicherheit und Feſtigkeit bietet;" und ehe ein Jahr verging, war der dauerhafte Friede und das väterliche Regiment der Könige, mit ſeinem Unterpfande der Sicherheit und Feſtigkeit, zu Ende, und den 20. November 1815 ward, zu demſelben Zwecke, ein neuer Pariſer Vertrag geſchloſſen; allein das Unglück der Völker und die unruhige Bewegung die durch Europa ging, währte noch immer fort. War die Conſtitution der Cortes gebrechlicher und vergänglicher? Und wie viel ward nicht von ihrer Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit geſprochen! Was nun die Befeſtigung des Glückes der europäiſchen Völker und ihre Beruhigung betrifft; ſo ſcheint die Aufgabe bis auf den heutigen Tag noch nicht befriedigend gelöſet zu ſeyn.

Wenn ich glaube, daß manche Regierung mit Unrecht und Unverſtand getadelt wird, weil ſie nicht allgemeinen Anſichten und Grundſätzen folgt, die ſich gründlich durchführen und beweiſen laſſen, aber nun gerade für den gegebenen Fall, für das beſtimmte Volk in der beſtimmten Lage nicht paſſen: dann will ich damit nicht ſagen, ſie ſey überhaupt fehlerfrei. Ich lobe ſie nur, weil ſie ihre Stellung und ihren Standpunct erkennt, und ſich von glänzenden Theorien nicht täuſchen läßt, die ſich ſo leicht machen laſſen, als ſie ſchwer mit Erfolg anzuwenden ſind. Joſeph II hat es erfahren, was der beſte Wille, der ſich das Wahre und Rechte zur Aufgabe gemacht hat, erreicht, wenn er nicht auch die rechte Zeit dazu wählt. Gerade daß gewiſſe Regierungen zu individualiſiren wiſſen, ihre eigene Stellung ſo gut erkennen und der Richtung folgen, die durch ſie vorgezeichnet iſt, giebt Zeugniß für ihre Einſicht. Dagegen ließe ſich vielleicht behaupten, ſie individualiſirten oft zu viel, hätten nur das Beſondere im Auge, und ſtellten es mit dem Allgemeinen nicht genug zuſammen, würden dadurch einſeitig und begingen, in ſolcher Einſeitigkeit befangen, viele Fehler. Kein Staat ſteht mehr allein und vermag auch nicht, eine eigene Richtung, auf die andere Staaten keinen Einfluß hätten, zu verfolgen. So wie jedes Volk, jeder Staat einen eigenen Charakter, wie ſeine eigene Geſchichte, Vergangenheit, Entwickelung und Bildung hat; ſo theilen ſie auch wieder den allgemeinen Charakter der Zeit, und, ſelbſt ein Ganzes, ſind ſie wieder ein Theil des größern Ganzen, mit dem ſie ſich in Einklang ſetzen und erhalten müſſen. Das nun ſcheint die Staatskunſt nicht immer einzuſehen, oder zu wollen. Dieſes kann, wie jenes, ſeyn; beides aber muß bedenkliche Folgen haben. Ich kenne kaum eine Regierung, die in der That bewieſe, daß ſie die Zeit verſteht, dieſe eigene, beſtimmte Zeit, mit ihrem eigenthümlichen Charakter, und die Lage der Welt ſo richtig begriffe, wie die Lage ihres Volkes. Jede beſchifft, wenn ich ſo ſagen darf, ihr Fahrwaſſer, bemüht, die angenommene Richtung zu behaupten, um den Stand und Lauf des Stromes, ſeine Richtung und ſeine Biegungen unbekümmert. So kann ſie dann daraus auch keinen Vortheil ziehen, und läuft ſelbſt Gefahr, durch ihren Partikularismus mit der Geſammtheit in Widerſpruch zu kommen. Seitdem die Revolution erkannt, aber darum nicht gerade verſtanden ward, ſchien eine Aufgabe allen Regierungen vorgelegt, die Gegenrevolution nämlich. Es iſt einfach und natürlich, den Satz ſogleich durch ſeinen Gegenſatz aufzuheben und zu vernichten. Es iſt ſo einfach und natürlich, wie jede allgemeine Anſicht, jeder Grundſatz, der, ausgeſprochen, feſt und ſicher ſteht; allein, angewendet, tauſend Schwierigkeiten zu bekämpfen hat. Es wäre lächerlich, zu fordern, die Regierungen ſollten den läſtigen Gaſt, der für ſie ſogar ein Dieb und Räuber iſt, freundlich in ihrer Behauſung willkommen heißen, und die ſeit Jahrhunderten errungene Baarſchaft mit ihm theilen. Der Liberalismus hat ihnen dieſe Artigkeit zugemuthet und es ſehr ſonderbar gefunden, daß die Gewalt ihm nicht neben ſich Platz gemacht, oder den ihrigen an ihn freundlich abgetreten hat. Es gehörte eine große Gutmüthigkeit dazu, die Gewalt auf dieſe Weiſe zu beſſerer Einſicht und Nachgiebigkeit bekehren zu wollen; ich habe ſie nie getheilt und betheuere meine Unſchuld. Ich war noch ziemlich jung, als ich ſchon eine Ahnung davon hatte, die Welt werde nicht nach einem Handbuche der Logik und Ethik regiert. Was ich erwartete, war, daß der vernehme Herr ,den gemeinen Vagabunden, der, wie jener Bettler, mit dem Gewehre in der Hand; um ein Almoſen bat, aus dem Hauſe werfen würde. Er hätte es auch gethan; allein der Menſch kann nicht immer, was er will, obgleich ſtarke Geiſter, die vielleicht viel können und wenig wollen, das Gegentheil behaupten. In dieſem Falle, vermuthe ich indeſſen, hat es einzig an dem Können, und nicht an dem Wollen gefehlt. Es läßt ſich leicht und gut erklären, wie die Gegenrevolution der Revolution ſich gegenüberſtellte, und ſich nur mit ihrer Vernichtung zufrieden geben wollte; allein billigen läßt es ſich nicht, ſelbſt nicht im Intereſſe des glücklichen Beſitzes der Gewalt, des Beſtehenden, der Erhaltung. Der läſtige Gaſt hat ſich in dem Hauſe eingeniſtet und ſetzt ſich in ihm feſt. Dem Hausherrn hätte ich gerathen, keinen Kampf auf Leben und Tod, keinen Vernichtungskrieg zu wagen, nicht Alles aufs Spiel zu ſetzen, um Alles zu gewinnen, oder zu verlieren, weil er das Spiel verlieren kann. Der Hausherr war im Vortheile; er konnte dem Gaſte, der ſich nicht vertreiben ließ, einen

Platz im Hauſe gönnen, ihn für die Wirthſchaft gewinnen, und den ſich als nützlichen Verbündeten befreunden, den er nun als gefährlichen Gegner zu fürchten hat. Das wäre mein Rath geweſen; er iſt es noch, und kommt nicht zu ſpät. Die Staatsklugheit verſteht es ja zu böſem Spiele ein gutes Geſicht zu machen. Sie verſuche es! — Die verdammten Gleichniſſe und Redensarten! Die Feigheit hat ſie erfunden. Nein, die Gewalt hat ſie erzwungen. Wer die Wahrheit nicht unverſchleiert ſehen kann; dem muß man ſie in einem Schleier zeigen. Alſo rathe ich, die Staatskunſt möge es verſuchen. Sie thut es nicht; ich weiß es wohl.

Ludwig XVIII hat Denkwürdigkeiten geſchrieben — oder ſie werden ihm vielmehr zugeſchrieben — aus denen ſich Vieles lernen läßt. Ich ziehe hier einige Stellen aus: „Als in Frankreich ſich die Reichsſtände verſammeln ſollten,“ erzählt der König, „erhielten wir von allen Seiten Verzeichniſſe der Abgeordneten, lauter Leute die wir nicht kannten: Aerzte, Advocaten, Kaufleute, bürgerliche Gutsbeſitzer, kleinen Adel, Pfarrer. In welcher Beziehung konnten wir mit ihnen ſtehen? Was waren damals Robespierre, Lanjuinais, Chapelier, Barnave, Gregoire und tauſend Andere? Namen ohne Ruf, oder mit einem Provinzialrufe ohne Echo in Paris. Unſere Aufmerkſamkeit war einzig auf die hohe Geiſtlichkeit, den hohen Adel und einige Männer vom dritten Stande gerichtet. So blieben wir denn ruhig den Drachenzähnen gegenüber, die ein drohendes Heer zu werden im Begriffe waren, vor dem die Majeſtät des Thrones, die Miniſter, der Hof, die Geiſtlichkeit und die Großen des Reiches verſchwinden ſollten. Ich vermag es nicht, den ſchmerzlichen Eindruck zu ſchildern, den es auf uns machte, wenn das Genie eines dieſer unbekannten Männer ſich offenbarte, die, zu unſerm Nachtheile, ſich der öffentlichen Aufmerkſamkeit bemächtigten. Es iſt eine Qual, die man erduldet haben muß, um ſie zu begreifen. Die Deputirten trafen ein; eine geſchickte Politik hätte erfordert, ſie alle auf gleiche Weiſe zu empfangen, ſie durch angenehme, gefällige Manieren, dieſen Talisman der Höfe, der die Zahl der Höflinge ſo ſchnell vermehrt, zu gewinnen zu ſuchen. Man hütete ſich davor. Die Kabale, die keinen Fehler unbegangen laſſen wollte, entſchied mit feierlichem Ernſte, man müſſe den dritten Stand ſo viel nur möglich, demüthigen, um ihn nicht ſtolz zu machen, und ihm bei jeder Gelegenheit zu beweiſen, wie wenig Werth man auf ihn lege. Die niedere Geiſtlichkeit ward in dieſer Maßregel begriffen. Es fiel Keinem ein, daß die Pfarrer die öffentliche Aufmerkſamkeit beſchäftigen würden. So glaubte man auch, der dritte Stand könnte unmöglich Aufſehen machen. Man war überzeugt, es bedürfe nur eines feſten Willens, um die Reichsſtände zu zerſchmettern. Der Herzog von Duras ſagte in dieſer Beziehung zu der Königin, welche Unruhe verrieth: „Mein Gott, Madame, Sie dürfen ja nur dem Polizeilieutenant befehlen, Ihnen zwei Compagnien ſeiner Schirren zu ſchicken, die Sie von dem dritten Stande befreien, indem ſie ihn nach Bicêtre abführen. Es wäre doch ſeltſam, daß ein König von

Frankreich nicht Herr in ſeinem Reiche ſeyn ſollte.“

„Die Majorität der Verſammlung“ — der Deputirten nämlich — fährt Ludwig XVIII fort, „war gegen die Mißbräuche aufgebracht, aber im Anfange gegen die Monarchie nichts weniger, als feindſelig. Das hinterliſtige Benehmen des Hofes allein brachte ihm ſein Verderben. Die Unfähigkeit unſerer Häupter und Leiter führte eine Kataſtrophe herbei, die wir hätten vermeiden können, wollten wir ein offenes, gerades, den Umſtänden mehr angepaßtes, Syſtem befolgen. Ich erhob die Stimme, um die Gefahr zu zeigen, man wollte ſie aber nicht hören.“

Wie Viele haben ihre Stimme erhoben! Man wollte ſie nicht hören. Jetzt wie damals, damals wie jetzt. Vergebens haben Wohlwollende ihre Stimme erhoben, und erheben ſie noch. Sie wurden nicht gehört, man hört ſie nicht. Sie können ſich glücklich preiſen, wenn man ſie nur für Verrückte und Dummköpfe, und nicht gar für Ruheſtörer und Aufrührer hält. Den Weg ſind ſie gegangen; wir gehen ihn auch, und gehen ihn, bis es keinen Weg mehr giebt, oder keinen Fuß, der ihn betreten kann.

Ich überleſe meinen Brief und erſchrecke. Welche Unordnung und Verwirrung! Er fängt mit Deutſchland an, und geht wie Deutſchland aus. Der Gegenſtand iſt Meiſter über mich und meinen Brief geworden, und hat uns beide etwas verwirrt gemacht.

Achtzehnter Brief.

Den 10. Oktober 1832.

In der ſpätern Zeit waren wir Zeugen eines Schauſpiels in Deutſchland, das, höchſt charakteriſtiſch, einen eben ſo wunderbaren, als wunderlichen Eindruck machen mußte. Was es Wunderbares darbot, wird die Geſchichte mit dem würdigen Ernſte behandeln, der ihr geziemt; das Wunderliche wollen wir nur im Vorübergehen berühren. Vor Allem aber bemerke ich, daß die Vorgänge, wie wir ſie in Europa wiederkehren ſahen, nach meiner Anſicht nur ein Vorſpiel, eine Art Prolog zu dem großen Drama bilden, das ſeine Scenen in mehr als einen Welttheil verlegen wird. Das Geplänkel der Völker, verlaſſen wir uns darauf, kündigt eine Weltſchlacht der Menſchheit an. Die Zukunft iſt ja die Frucht der Gegenwart, von der Vergangenheit gezeugt. Man braucht kein Prophet zu ſeyn, um zu ſehen, was da kommen wird, hat man nur ein Auge für das, was iſt und war. Ich will auch nicht weiſſagen, weder Glück noch Unglück, und das Gemüth nicht aufregen durch Liebe oder Haß, durch Furcht oder Hoffnung. Die Ereigniſſe der Welt gehen ihren Gang, um unſern Zorn und unſere Theilnahme, wie um unſere kleinlichen Entwürfe unbekümmert, welche, wie unſere Eitelkeit ſich ſchmeichelt, die Natur zu fördern oder zu ſtören, zur Aufgabe ſich gemacht, und zu dieſem Zwecke mit unſern Freunden oder Feinden im Bunde iſt. Der Wagen des Schickſals, der die Beſtimmung unſeres Geſchlechtes trägt, ſetzt ſeinen Lauf unaufhaltſam fort, durch tauſend verborgene Räder und eine unſichtbare Kraft getrieben, und der menſchliche Dünkel, der ihn aufzuhalten glaubt, iſt die thörichte Fliege in der Fabel, die ſummend den Poſtzug zu bewegen glaubt. Einer geſchickten und feſten Hand mag es gelingen, zu ſeiner Leitung mitzuwirken; wer ihm aber trotzig den Weg vertreten will; über den geht er zermalmend weg. Was kommen ſoll, es wird kommen, und die es verhindern möchten, ſind in ihrer Unwiſſenheit oft berufen, es herbeizuführen. Allein die es ungeſchickt herbeizuführen ſuchen, ſind auch verdammt, es zu verzögern.

Die Auftritte, welche in Deutſchland, beſonders in Rheinbaiern vorfielen, ſind, wenn auch nicht gerade folgenreich, doch bedeutungsvoll. In ihnen hat ſich die deutſche Gemüthlichkeit und Geradheit offenbart. Sie haben wieder dargethan, wie leicht der Deutſche zu behandeln iſt, wenn man ehrlich an ſeine Ehrlichkeit ſich wendet und ihr vertraut. Das iſt der Grundzug des deutſchen Charakters, und in ihm findet eine kluge Regierung den Zügel, an dem das deutſche Volk ſich führen läßt. Die gewandten und verſchmitzten Künſte der politiſchen Franconi's ſchlagen bei ihm nicht an.

Die Art, wie ſich unſere ſogenannten Revolutionäre bei der Durchführung ihres ungeheuern Plans benommen haben, hat in der That etwas Komiſches. Der Widerſpruch zwiſchen Zweck und Mitteln, die unſchuldige Aufrichtigkeit, mit der ſie zu Werke gingen, die Gefahr herausforderten, wo ſie ſich nicht zeigen wollte, und die Gewalt zur Vorſicht mahnten, wenn ſie die Gefahr nicht zu ahnen ſchien, bringen die große Verſchwörung um allen Ernſt. Man glaubt es mit dem bekannten Spione von Nürnberg zu thun zu haben, der ſich höchlich wunderte, daß man ihn das feindliche Lager nicht wollte durchſuchen laſſen; er ſey doch der Spion und müſſe Kundſchaft bringen, meinte er, und da lege man ihm unerwartet Hinderniſſe in den Weg, die ihm die Erfüllung ſeines Berufs erſchwerten. Ich frage in allem Ernſte, ob ſich die Tageblätter und Wortführer einer Parthei die man die revolutionäre nennt, anders benommen haben. Wenn es ihre Abſicht war, die beſtehende Gewalt zu ſtürzen, und eine neue Ordnung der Dinge an die Stelle der alten einzuführen; dann muß man geſtehen, daß ſie den ſchlechteſten Weg zu ihrem Ziele wählten. Ich weiß wirklich nicht, wie man der beſtehenden Gewalt beſſer dienen, und die alte Ordnung der Dinge kräftiger ſtützen könnte. Auch äuſſerten manche Unbefangene den Verdacht, die Helden dieſer traveſtirten Revolution ſeyen von der Gegenrevolution bezahlt geweſen. Ich glaube es nicht; dies Verfahren liegt keineswegs in der Art des Deutſchen, wohl aber die aufrichtige Gutmüthigkeit, zu einer geheimen Verſchwörung durch das Geläute der Glocken einzuladen, und dem armen Teufel, der betrogen werden ſoll, zur rechten Zeit anzuzeigen, daß man ihn betrügen wolle. Wie dem nun ſey, in jedem Falle war Klugheit die ſtarke Seite dieſer Leute nicht. Wer die rohe Gewalt, dieſen Polyphem bezwingen will, braucht mehr die Verſchlagenheit des Ulyſſes, als die Stärke des gewaltigen Ajax. Dieſen zerſchmettert der Cyklope an den Wänden ſeiner Felſenhöhle; nur dem Schlauen iſt er nicht gewachſen, der ſich für den Niemand zu geben weiß. Die Sache der Freiheit, wenn ſie ſiegen ſoll, braucht erſt einen Fabius Cunctator; der Scipio, Zama und die Niederlagen der Punier können ſpäter folgen.

In der Weltgeſchichte geht, wie in den Dramen Shakſpeare's, die Poſſe mit dem tragiſchen Ernſte, ohne daß jene dieſen ſtört. Man kann die Freiheit lächerlich, die Tugend ſelbſt gehäſſig machen; aber beide verlieren dadurch nichts von ihrem Werthe und ihrer Würde.

Durch den Mißbrauch kann der Gebrauch des Nützlichſten verdächtig werden; der Gebrauch ſelbſt behält darum doch ſein Recht und ſeinen Nutzen. Man kann lachen, wenn Pygmäen die Titanen ſpielen und den Himmel ſtürmen; darum bleibt der Kampf gegen übermächtige Gewalt, wo ſie Willkühr wird, immer groß und erhebend. Was dem Menſchen durch ſeine Beſtimmung beſchieden iſt, ſein Recht, es muß ihm werden; und würde es ihm nicht, dann wäre es ſeine Schuld. Von der Laſt, die ihm mit Unrecht aufgebürdet ward, muß er ſich befreien. Vieles wird von Vielen verſucht, bis es endlich Wenigen gelingt. Hundertmal fährt die Axt ſchneidend in den Stamm, der hundert Streichen unerſchüttert widerſteht. Der letzte fällt ihn; waren die hundert darum vergebens? Viele werden den Tag der Entſcheidung nicht erleben, allein der rechte Streiter kämpft um den Sieg, wenn er auch ſeine Frucht nicht erntet. Die Edeln, die in der Schlacht, in den Gräben, vor der Breſche gefallen ſind, erſcheinen nicht im Triumphzuge; und doch ſind ſie die wahren Sieger, die den Sieg mit ihrem Leben erkauft haben. Was die Thoren thöricht wollen, kann gegen die Vernunft nicht zeugen. Gebt der Vernunft ihr Recht, und ihr ſelbſt habt der Thorheit das Spiel verdorben. Ihr Recht aber wird ihr werden, und muß ihr werden, wenn auch der Unverſtand, der dem Rechte zu dienen wähnt, noch einige Zeit dem Unrechte dient. Sollte es anders kommen, dann ſind wir verdammt, die Opfer des Unverſtandes und des Unrechts zu ſeyn. Der Verſtändige und Gerechte geht darum doch ſeinen Weg. In der fortſchreitenden Entwickelung unſers Geſchlechts führt Stufe zu Stufe, der Verſuch zur Uebung der Kraft, die geübte Kraft zum Gelingen. Iſt nur die rechte Zeit gekommen; dann wird ſie auch die rechten Menſchen finden, und, findet ſie dieſelben nicht, ſie ſchaffen. Man kann zerſtören und bauen, und bauen und zerſtören; was aber zum Weſen und Charakter der Menſchheit gehört, iſt unvergänglich. Darum kann mir auch die Geſchichte, und ſelbſt die Geſchichte unſerer Zeit, weder die Sicherheit noch Ruhe nehmen, die ich in dieſer Ueberzeugung finde. Man konnte früher mit einem Volke alle Bildung ausrotten. Das geht jetzt nicht mehr. Der Same, der durch ſie unter die Völker ausgeſtreut ward, muß aufblühen und reifen zur fruchtreichen Ernte. Und wenn ſich auch die Saat mit einem ganzen Welttheile, der ſie trägt, vertilgen ließe, die Preſſe und der Verkehr würden ſie aus einem andern Welttheile bringen und über die Erde ausſtreuen. Gelänge es, aus dem ganzen Continente von Europa ein Polen zu machen; würde es auch mit Großbritannien, mit Amerika gelingen? Die Völker ſind ewig wie die Ideen, und dieſe leben mit jenen und jene mit dieſen fort. Die Ideen und die Völker ſterben nicht. Die Menſchen kann man vernichten, mit den Menſchen aber nicht ihren Glauben und ihre Ueberzeugung. Die phyſiſche Gewalt muß der moraliſchen unterliegen und ihrem Impulſe folgen. Man kann, man wird, der Meinung und des Glaubens wegen, noch verfolgen und morden; allein in dem Blute der Märtyrer, in den Thränen der Gequälten und Mißhandelten, ſäet die Willkühr und die Gewaltthat ſelbſt die Drachenzähne aus, die als gerüſtete Streiter gegen ſie aufſtehen.

Man hat gefragt, ob die Könige die Völker oder dieſe jene machen. Was hat man nicht von jeher bezweifelt und gefragt? Was wäre ein König ohne Volk? Dionys von Syrakus war Schulmeiſter, nachdem er aufgehört hatte, König zu ſeyn. Allein was iſt ein König ohne Volk, der ſonſt nichts iſt? ein Johann ohne Land, ein König von Jeruſalem, ein Napoleon auf St. Helena, ein Name ohne Sache, ein Nichts. Was ſind Titel ohne Würden, Würden ohne Würde, Ehren, denen nicht die Ehre zum Grunde liegt? Freiheiten, die auf Koſten der Freiheit beſtehen? Mag mir Deutſchland, dieſes gelobte Land der Titel und Geburtsvorzüge, in dem freilich nicht Milch und Honig, aber das leichte, plätſchernde Gewäſſer eitler Auszeichnungen durch Namen und Rang, die nichts ſagen, nichts geben, fröhlich, in allen Richtungen, hinfließt, mag mir Deutſchland meine Gleichgültigkeit gegen dieſe leeren ſchimmernden Herrlichkeiten ohne Inhalt nicht übel nehmen! Alle ſeine Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen, Hochedelgebornen, Edelgebornen, Andersgebornen ſind doch am Ende auf gleiche Weiſe geboren. Ich will es mit dieſem guten, geliebten Deutſchlande nicht verderben; allein es mag mir es vergeben, wenn ich nicht weiß, was ich bei ſeinen zahlloſen Räthen von allen Gattungen, Arten und Stufen, die es doch ſelbſt ſo oft rathlos laſſen, bei ſeinen geheimen und nicht geheimen, wirklichen und nicht wirklichen, Ober-, Unter- und Mittelräthen, denken ſoll. Kindiſches Spielzeug der Eitelkeit für alte Kinder.

Ohne bürgerliche Ordnung beſteht kein Staat; ohne eine Staatsgewalt, die den Willen ſchützt, der nach dem Rechten ſtrebt, und Den in den Schranken des Geſetzes hält, der nach Unrechtem ſtreben könnte, gibt es keine bürgerliche Ordnung. Die fürſtliche Macht aber, wo ſie geſezmäßig beſteht und wirkt, iſt dieſe Staatsgewalt, und ſo heilig, wie das Recht des Bürgers und des Menſchen. Die politiſche Freigeiſterei kann die Heiligkeit dieſer Macht leichtfertig in Zweifel ziehen, der freche

Aufſtand ſie bekämpfen; ſie wird beſtehen und ſich erhalten durch das Recht und das Bedürfniß der bürgerlichen Ordnung, das ſie geſchaffen hat.

Man weiß, daß Friedrich der Große eine auserleſene Geſellſchaft von geiſtreichen und gelehrten Männern, meiſtens Ausländern, Franzoſen und Italienern, um ſich verſammelt hatte, in deren Unterhaltung er ſich zu erheitern und zu belehren und von den Anſtrengungen des Tages zu erholen pflegte. Am ſtillen Abende ſaßen ſie gewöhnlich bis in die Nacht beiſammen, die Angelegenheiten der Welt, Literatur, Kunſt, und was für den Menſchen von Bildung Reiz hat, vertraulich beſprechend. Die Herren, unter denen ſich auch Voltaire befand, ſollen, wie Friedrich ſelbſt, eben nicht die frömmſten Leute geweſen ſeyn, und mehr als einen Ernſt des ſeltſamen Menſchenlebens gar ſcherzhaft genommen haben. Vieles, was Andere plagt und ihnen große Mühe macht, behandelte die Geſellſchaft leicht, und ſpottete über manchen Götzen, dem die bethörte Welt, in Abgötterei befangen, göttliche Verehrung weiht. Kirche und Staat, Pabſtthum und Fürſtengewalt, Zeit und Ewigkeit, dieſe und jene Welt waren Gegenſtände der Unterhaltung, und wurden würdevoll und leichtfertig, mit ernſter Gründlichkeit, öfter mit boshaftem Spotte abgehandelt. Die Regierungen und ihre verſchiedenen Formen, Regenten, Höfe und Hofgeſinde, des Menſchen Größe und Verworfenheit, der leere Dünkel der vornehmen Eitelkeit, der Uebermuth der Großen, die Kriecherei der Kleinen, Alles das und Aehnliches beſchäftigte den Witz und die Laune des Königs und ſeiner Umgebung. Da geſchah es denn auch manchmal, daß die Gegenwart des Monarchen, in fröhlicher Stimmung, vergeſſen oder nicht beachtet ward, und die Könige und das Königthum auch in ihrer Würde bittern Spott und harten Tadel fanden. Friedrich ließ das Maas ſich füllen, bis es zum Uebermaße ſteigen wollte; dann pochte er vor ſich auf den Tiſch, und ſprach ernſt: „Meine Herren, es iſt ein König unter uns!“ Friedrichs Mahnung und Blick wieſen die unbeſcheidene Rede ſogleich in die Grenzen der Beſcheidenheit. Als hätte

Neptun ſich gezeigt, traten die muthwilligen Gewäſſer der leichtfertigen Unterhaltung in das Bett des Anſtandes zurück. — Die Freigeiſterei der Umgebung des großen Königs und ihr ungläubiger Muthwille, dem nicht alles Heilige heilig war, iſt ſo ziemlich der herrſchende Ton der Geſellſchaft geworden; aber ſitzt ein König unter uns, ein wahrer, echter König, der That, und nicht blos dem Namen nach; dann verſtummt das freche Wort auf ſeine Warnung und es fallen die giftigen Pfeile des Spottes und der Zweifelſucht ſtumpf zu den Füßen Deſſen nieder, den ſie verwunden ſollten, und der Spottende wird ſelbſt zum Gegenſtande ſeines Spottes. Verdient Achtung und Liebe, und nie wird ſich Verachtung und Haß in eure Nähe wagen!

Manche wollten zwiſchen Friedrich und Napoleon eine große Aehnlichkeit finden; ich finde auch eine große Unähnlichkeit zwiſchen ihnen, und die größte darin, daß Friedrich, der Sohn und Erbe der Willkühr, großſinnig der Freiheit einen angemeſſenen Spielraum gönnte; Napoleon dagegen, der Sohn und Erbe der Freiheit, engherzig das Reich der Willkühr nicht genug erweitern und befeſtigen zu können glaubte.

Zwei chriſtliche Gemeinden führten unchriſtlich einen heftigen Streit über die Freiheit der Gottes-Verehrung, die jede für ſich in Anſpruch nahm. Die eine Confeſſion wollte der andern keine Kirche zugeſtehen, und ſtüzte ſich, als die bisher begünſtigte, auf das hiſtoriſche Recht, nach dem dieſe, als die unterdrückte, ſich keinen Tempel hatte bauen dürfen. Die Klage kam vor Friedrich den Großen, der entſchied. „Ich will, daß unter meiner Regierung Jeder ſelig werden könne nach ſeiner Façon.“ Großes, gewichtiges Wort eines großen Königs! Faßt ihr es ſeinem ganzen, ſchweren Inhalte nach, in ſeiner Erhabenheit, in ſeiner Tiefe? Selig ſoll Jeder werden können nach ſeiner Façon. So kann auch Jeder nur frei und aufgeklärt, verſtändig und glücklich ſeyn nach ſeiner Façon. Ihr aber habt es immer nur mit der Façon zu thun, unbekümmert um Stoff und Inhalt, und wollt Jeden und Alles façoniren nach eurer Façon. So wollt ihr aufklären und frei und glücklich machen, und verſteht die Aufklärung, die Freiheit und das Glück, wie alle Tyrannen, die nur ſich kennen und gelten laſſen. Gebt Jedem den Stoff, der ihm gebührt, die Façon iſt ſeine Sache. Ihr wollt für Alle nur ein Maas, nur ein Gewicht. Ihr gleicht jenem Ungeheuer, das für jeden Körper dieſelbe Bettſtelle hatte, die er ausfüllen ſollte, und, damit ſie der Körper ausfüllte, denſelben auseinander riß, wenn er zu klein, oder verſtümmelte, wenn er zu groß war. Dieſes Ungeheuer kannte nur eine Façon, die es gelten ließ. Ihm gleicht ihr, ihr Tyrannen, möget ihr euch Männer der Macht, oder der Freiheit nennen, Abſolutiſten, Jakobiner, ſogenannte Liberale, oder Servile; dieſem Ungeheuer gleicht ihr.

Zwanzigster Brief.

Den 1. November 1832.

Da ich auf meiner letzten Wanderung durch den ſchönen Rheingau kam, wollte ich mir das Vergnügen nicht verſagen, Herrn Martin, *) den ich vor einigen Jahren zufällig, auf eine ſonderbare Weiſe kennen und achten gelernt hatte, zu beſuchen. Er iſt ein eigener Mann, aber ein Mann im ganzen wahren Sinn des Wortes, und ein echter, tüchtiger Menſch. Die ſtillen Gewäſſer, ſagt man, ſind tief und, wie dieſe, verbirgt Herr Martin eine nicht geahnte Tiefe unter einer ſpielenden Oberfläche. Die Würde und den Gehalt ſeines Ernſtes verſteckt ein leichter Scherz, und die reife Frucht

---

*) Ich wünſche, daß der Leſer dieſen Herrn Martin kenne möge, aus: Scherz und Ernſt; zur Charakteriſtik unſerer Zeit. Frankfurt am Main, bei Sauerländer 1830.

des Herbſtes und des Sommers trägt er, wenn ich ſo ſagen darf, gehüllt in das friſche grüne Laubwerk des Frühling auf. Die Weisheit und reiche Erfahrung des Alters pflegt er in einfache Sprüche, kindliche Gleichniſſe, Märchen und Anekdoten einzukleiden, und ſelbſt dem gemeinen Verſtande faßlich und dem Geſchmacke angenehm zu machen. Man lernt viel von ihm, wenn er ſich ſelbſt nur zu belehren ſcheint. Ich habe noch keinen Menſchen gefunden, der mit ſo ſicherem Blicke, Menſchen und Dinge ſogleich nach ihrem wahren Werthe zu würdigen und jedem auch ſeine rechte Stelle zu geben wüßte. Herr Martin nahm mich freundlich auf, und der Tag den ich mit ihm verlebt, gehört zu den lehrreichſten meines Lebens. Was ich von der Unterhaltung, die ich mit ihm gehabt, mittheilen darf, wird dieſen Ausſpruch freilich nicht rechtfertigen, aber muß der Menſch, der in ſeinem innern Heiligthum etwas wahrhaft Göttliches bewahrt, dieſes Heiligthum nicht dem Blicke der Menge verſchließen, um es der Entweihung zu entziehen, wenn er dem Rufe eines Ketzers entgehen will?

Begegnen ſich jezt in Europa zwei gebildete Menſchen in vertraulichem Geſpräche, dann iſt der Gegenſtand deſſelben gewiß die Gegenwart mit ihrem ſchweren Inhalte von Furcht und Hoffnung, den ſie in ihrem Schooße trägt. Die Deutſchen haben Gründe, darüber mitzureden. Wir ſind Deutſche, Herr Martin und ich, und die Sache des deutſchen Vaterlandes ward von uns, wie eine Familienſache, mit großer Theilnahme verhandelt. Herr Martin, der ältere von uns, ſpielte die Rolle der Jugend, und äuſſerte Hoffnungen, die ich nicht zu theilen wagte. Er war, wie man ſich jezt ausdrückt, mehr in der Bewegung, und ich, als Nachzügler, im Stillſtande. Bedenkt man, ſprach ich, die unendlichen Mittel, die der abſoluten Macht zu Gebote ſtehen, dann erſcheint eine geſetzliche Ordnung der Dinge mit ihren Gütern, Freiheit und Recht, in weiter Ferne. Fände man in Deutſchland auch den beſten Willen bei den Völkern und ihren Fürſten — und dieſen Willen ſetze ich ſogar unbedenklich voraus — entſpricht dieſem Willen auch die Kraft, das Können? Wird fremder Einfluß auf unſere innern Angelegenheiten, nicht überwiegend ſeyn? Und was werden die Mächte wollen, die in Deutſchland entſcheiden können? Ein Blick auf Europa beantwortet dieſe Frage. Das Beſtehende iſt ſtark, ſchon dadurch ſtark, daß es beſteht. — Ganz recht, erwiederte Herr Martin, ſo lange es aufrecht ſteht, und die Maſſe auf ihrem Schwerpunkte ruht. Eine Pyramide ſteht ſogar auf ihrer Spitze feſt, wenn die Maſſe dieſe Spitze zur Unterlage hat. Gewäſſer auf der Ebene ausgebreitet bleiben auch ohne Dämme und Ufer ſtehen, im brauſenden Sturze über Abhänge, Felſen und Klippen, werfen ſie allen Widerſtand vor ſich nieder, und bahnen ſich zürnend, ſchäumend in wildem Grimme, unwiderſtehlich ihren Weg. So die Macht im Stehen, ſo im Fallen. Selbſt die ſtarken Schultern eines Trajan, Veſpaſian, Julian und anderer großer Kaiſer vermochten nicht die erdrückende Laſt des zuſammenſtürzenden römiſchen Reichs zu tragen. Es fiel und begrub alle Kraft, die es erhalten ſollte, in ſeine Trümmer. Da die unfehlbare Kirche, jeder Reform widerſtrebend, jede Verbeſſerung abweiſend, von den Grundveſten gewichen war, die allein den großen Bau zu tragen fähig geweſen, hielt den Fall weder das Anſehen des Papſtes, noch der Einfluß Roms, oder die Macht der Kaiſer auf; die Anſtrengungen eines Mönchs reichten hin, ihn zu bewirken. So ſehen wir es in der ganzen Weltgeſchichte. — Zu meinem Verdruſſe wurden wir von einem Bürger des Ortes unterbrochen, der ſeine achtzig zählen mochte und uns hinkend entgegen kam. Wir befanden uns nämlich auf einem Spaziergange, den man mit Herrn Martin immer antreten muß, wenn man ſich mit ihm unterhalten will. Auf ſolchen Gängen ſpricht er ſich mit Muße nach ſeiner Weiſe aus, da er in der Wohnung mit zu vielen Dingen beſchäftigt, die Unterhaltung ſelbſt als eine Art von Geſchäft zu betrachten ſcheint. Nun muß man wiſſen, daß Herr Martin, das Orakel der Gemeinde, von Allen zu Rathe gezogen, Allen Rath ertheilt. Er iſt der Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten, Helfer in der Noth, und die Landwirthſchaft, der Weinbau beſonders hat ihm viel zu danken. Seitdem ſein Anſehen und ſein Einfluß in der Gemeinde ſich begründet hat, weiß man von keinem bedeutenden Prozeſſe der vor Gericht gekommen, von keiner Pfändung wegen Zahlungsunfähigkeit. Da der hinkende Alte vor Herrn Martin ſtand, nahm er, mit freundlicher Ehrfurcht grüßend, ſeine Mütze ab, und bot ihm die Rechte dar. „Herr Martin, ſprach er, ich habe es verſucht. Ganz richtig! Das Kartoffelkraut gibt einen guten Miſt; ich verbrenne keinesmehr. Da bin ich wieder um etwas klüger, und darum reicher.“ — Ihr ſeid verſtändig, Michel, war Herrn Martins Antwort, und folgt gutem Rathe; und wem zu rathen iſt, dem iſt auch zu helfen. Jedes Ding in der Welt iſt zu etwas gut, wenn man es nur zu brauchen weiß. — „Ja! ja! verſtändig! erwiederte der alte Michel. Wäre man das nur immer, wenigſtens wo es gilt, zu rechter Zeit! Ich büße, wie Mancher, meinen Unverſtand, aber etwas ſchwer, ſeit dreißig Jahren nun mit dieſem krummen Beine. Man ſoll nicht halten wollen, was ſich nicht halten läßt.“ — Ganz recht! ſagte Herr Martin lächelnd, damit ſchließt ſich das Kapitel, das wir eben abgehandelt. Auf Wiederſehen, Nachbar Michel!

Man ſoll nicht halten wollen, was ſich nicht halten läßt! fuhr Herr Martin fort, als wir allein unſern Weg verfolgten. Michel hat es begriffen; aber die gute Lehre mit ſeinen geraden Beine bezahlt. So wohlfeil haben es viele Andere nicht. Damit verhält es ſich nun ſo: Vor dreißig Jahren war es, wie Michel eben ſagte, daß er ſich ein neues Häuschen baute, da das alte ihm nicht mehr Obdach gab. Er ſieht den Maurern und Zimmerleuten, die ihm die neue Wohnung aufführen, in freien Augenblicken zufrieden zu, und freut ſich des bequemen und ſicheren Aufenthalts, der rührig gefördert, in die Höhe ſteigt. Doch glaubt er eines Tags zu bemerken, daß eine Wand nicht haltbar ſey, und als die Zimmerleute einen Balken darüber zu legen im Begriffe ſind, wankt das leichte Werk von der Erſchütterung. Die Wand droht den Einſturz Michel will ſie halten, breitet beide Arme aus um ſie zu ſtützen, wird zurückgeſchleudert, läßt aber die beiden Beine unter dem Schutte, der ſie bedeckt. **Michel** iſt glücklich und faſt wunderbar gerettet, die zerſchmetterten Beine aber werden ſchlecht geheilt, und **Michel** hinkt zur Warnung, daß man nicht zu halten verſuchen ſoll, was ſich nicht halten läßt. **Michel** hat die Beine daran geſezt; Andere ſezen den Kopf daran. Sie hätten wohl nicht geglaubt, ſchloß Herr **Martin** und ſchielte mich mit einem ironiſchen Lächeln an, daß Sie in dem guten **Michel** einen Märtyrer der Stabilität erblikten?

Nun, ſagte ich, iſt doch nicht zu leugnen, daß die Wand ſich halten ließ.

„Wäre möglich, erſt durch Stützen, dann durch Ausbeſſern, vorausgeſezt nämlich, daß ſie ihr Fundament hatte und auf ihm ruhete.

So glaube ich auch, daß die gegenwärtig beſtehende Ordnung der Dinge in Europa ſich erhalten läßt, wenn man ſich nur zu den Reformen bequemen will, die durch die veränderten Verhältniſſe geboten ſind. Glauben Sie denn wirklich, daß ein großer Menſch, ein Geſetzgeber, ein Staatsmann das römiſche Reich nicht hätte retten können? War die Einheit der chriſtlichen Kirche auf keine Weiſe zu erhalten?

„Vollkommen mit Ihnen einverſtanden, doch unter der Bedingung und mit dem Vorbehalte Ihrer Wenn. Ja, wenn die Sonne nie unterginge, dann bliebe es ewig Tag. Es müßte freilich eine gar ſchlechte Wand ſeyn, die ſich nicht ſtüzen und ausbeſſern ließe. Iſt ihr Herr und Bauherr aber ein Michel, dann... Unſer Michel weiß nun wie er es mit den einſtürzenden Wänden zu halten hat. Alle Michel wiſſen das, haben ſie den Kopf davon gebracht, und, wie unſer Michel, nur die Beine im Schutt gelaſſen.

Wir ſind doch, meine ich, in mancher Hinſicht gegen die Regierungen ungerecht, wenn wir von ihnen verlangen, daß ſie der entzweiten Zeit den Frieden geben, alle Ungleichheiten ebnen, alle Forderungen, die ſich oft ſelbſt entgegenſtehen und aufheben, befriedigen ſollen. Manche Wunde, welche die Zeit geſchlagen hat, kann auch die Zeit nur heilen. Es iſt eine ſchwere Aufgabe, dieſen Zwiſt, der die Welt theilt, zu ſchlichten, und den feindſeligen Elementen, welche die Geſellſchaft ſpalten, den ungeordneten, widerſtreitenden Kräften, die ſie bewegen und erſchüttern, dieſelbe Richtung nach *einem* Ziele zu geben. Dazu gehörte wahrhaftig die Allmacht eines Schöpfungswortes; das iſt der Regierung nicht gegeben. Die große Zeit, ſagt man, fand kleine Menſchen; das verkrüppelte Geſchlecht ſteht unter ihrem Maaße. Das iſt ein jezt beliebter Spruch, mit dem man Alles zu erklären glaubt. Aber ſind wir nicht Alle Menſchen dieſer Zeit, und weiſen uns gegenſeitig die Löſung einer Aufgabe, zu der ſich Keiner gewachſen fühlt? Alle Verhältniſſe haben ſich vervielfältigt und verſchlungen, im Staate wie zwiſchen Staaten. Alle Theile der gebildeten Welt berühren ſich und wirken auf einander, und wer ihre Angelegenheiten ordnen und leiten will, muß dieſe ganze Welt im Auge haben, auf alle die tauſend und tauſend Kräfte, die freundlich oder feindlich zuſammentreffen, auf die zahlloſen Intereſſen, Meinungen, Forderungen, Anſichten, Wünſche und Klagen, die chaotiſch durch einander gähren, Staaten und Völker, und in den Staaten und

Völkern ſelbſt Stände und Einzelne trennen und verbinden, Rückſicht nehmen. Vor dieſer merkwürdigen Zeit, die eine gänzliche Auflöſung droht, oder eine Wiedergeburt verheißt, war die Kunſt zu regieren einfach und beſtimmt. Der Regent hatte es im Innern mit ſeinem Volke zu thun, das Geſez und Gewohnheit führten. Nach Außen berührte er Regierungen, die im Allgemeinen, denſelben Weg verfolgten, und bei Erörterungen und der Schlichtung ihrer Streitigkeit die Tradition der Höfe oder ein ſogenanntes Völkerrecht zur Richtſchnur nahmen. Kam es zum Kriege, dann kannte man ſeinen Feind, des Feindes Hülfsmittel, Stärke und Schwäche, deſſen Verbündete und ſeine eigenen. Die Aufgabe glich einem Rechnungsexempel, zu deſſen Löſung man kaum mehr als die vier Species der politiſchen Arithmetik brauchte. Noch Friedrich der Große konnte ſo verfahren. Wie anders iſt es jezt! Dieſes einfache Rechnungsexempel iſt eine verwickelte algebraiſche Aufgabe geworden, in der die unbekannten Größen wichtiger und folgenreicher als die bekannten ſind. Die Politik war, wenn die Zuſammenſtellung erlaubt iſt, eine Kleinkrämerei, und iſt ein Großhandel geworden. Iſt es auch keine große Zeit, in der wir leben, dann iſt es gewiß eine ſchwere; groß könnten ſie nur die Menſchen machen, die Schweres zu thun und zu tragen vermögen.“

„Wahr! ſehr wahr! Aber eben darum müſſen die Kleinkrämer Großhändler werden, wenn ſie nicht lieber den Handel aufgeben, oder bankerott werden wollen. Die ſchwere Zeit fordert Männer, die Schweres zu thun und zu tragen vermögen. Die Regierungen müſſen ſich zur Größe ihrer Zeit erheben, da die Zeit nicht zu ihnen herunterſteigt. Große Verhältniſſe machen große Menſchen, und keiner Zeit fehlt es an ihnen, wenn ſie dieſelben nur zu finden weiß; und ſie findet ſie, wenn die Regierungen es nicht verſtehen oder nicht wollen. Dazu ſollten dieſe es aber nicht kommen laſſen, in ihrem eigenen Intereſſe, wie in dem der Völker und der Menſchheit. Der Nothwendigkeit dieſer Selbſthülfe ſollten ſie vorbeugen, die nichts anders iſt als — eine Revolution. — Herr Martin ſchwieg einige Augenblicke und ſchien in ſorgliches Nachdenken verſunken; dann erhob er ſich mit einer raſchen Bewegung und ſagte: Was wird die Nachwelt zu der Belgiſch-Holländiſchen Frage und der Art ihrer Löſung, was wird ſie zu der Kataſtrophe Polens, zu der Entſcheidung des Schickſals von Griechenland und den Bannſtrahlen ſagen, die das diplomatiſche Concilium zu Frankfurt über Deutſchland und gegen ſeine politiſchen Kezer geſchleudert hat? Wie wird ſie dieſe Zeit richten, und die Menſchen, die in ihr gelebt und gewirkt? Unſelige Verblendung, die das Heilmittel in der Urſache der Krankheit finden will! — Eine tiefe Rührung lag über dem Geſichte des Mannes, und ein flüchtiger Zorn zog ſeine Augenbraunen wie im Krampfe zuſammen. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirne auf der ſich das düſtere Gewölke verlief, und mit ſeiner gewohnten Laune fuhr er lächelnd fort. Wenn ich ſo ſehe, wie man beharrlich und eifrig den ſchlüpfrigen Pfad verfolgt, der ſich immer tiefer und tiefer in dem Sumpfe verliert, und mit ſelbſtzufriedener Heiterkeit nach der ſonnigen und trockenen Höhe blickt, der man ſich zu nähern glaubt, dann fällt mir immer eine ſpaſſige Anekdote ein, die mir Michel eines Tags erzählte. Als nämlich im Revolutionskriege die Franzoſen Deutſchland überſchwemmten, näherten ſie ſich auch dieſer Gemeinde und verbreiteten unter den Einwohnern eine große Angſt. Was die Verlegenheit vermehrte, war der Umſtand, daß auch nicht ein Menſch in dem Dorfe franzöſiſch ſprach. Die Welſchen bemerkte man, ſind ſonſt wie man hört, ſo übel nicht, wenn man ſich ihnen nur erklären kann. Wer aber ſoll mit ihnen reden? Allgemeine Stille! große Noth! Ich, ſprach endlich der Bürgermeiſter, ein gereister und welterfahrner Mann, ich will es verſuchen. Ich habe mir in der Stadt von dem Welſchen etwas aufgeſpart, das ich die Franzoſen täglich unter einander plaudern hörte. Wenn Gott will bringe ich es fertig und leiſte der Gemeinde dieſen Dienſt. Die Bürger dankten ihrem Tell, der es mit Gott verſuchen wollte, und munterten ihn zum Dienſte auf, den er zu leiſten hoffte. Der Bürgermeiſter hatte ſich allerdings einige Dutzend franzöſiſche

Worte angeeignet, welche die gewöhnlichſten Bedürfniſſe des Lebens bezeichnen. Oefter ſah er in der Stadt den Soldaten zu, die ſich in den Waffen übten. Da traf es ſich nun einmal, daß ein Gemeiner mit ſeinem Offizier in Streit gerieth. Beide ſchienen ſehr erboſt, und der Gemeine beſonders den Reſpekt zu vergeſſen, den Untergebene ihrem Vorgeſezten ſchuldig ſind. Da donnerte der Offizier den meuteriſchen Soldaten an: Va-t-en criard, coquin! Das wirkte. Die Zauberformel gefiel dem Manne, der ſpäter unſer Bürgermeiſter ward, und er prägte ſie ſeinem Gedächtniſſe ein, das den anvertrauten Schaz auch treu bewahrte.

Die Franzoſen kamen; es lief nicht übel ab. Das ganze intereſſante Kapitel das vom Eſſen, Trinken und Schlafen handelt, war glüklich überſezt. Jezt ging der Anführer in dem Texte weiter, konnte ſich aber dem Bürgermeiſter nicht verſtändlich machen. Dieſer rieth und rieth ſich immer tiefer in den Irrthum und den Franzoſen in den Aerger. Alles ſtand auf dem Spiele, das gute Einverſtändniß mit den Fremden und der Ruf des gereisten und welterfahrenen Bürgermeiſters bei der Gemeinde. Iſt die Noth am größten, dachte der gute Mann, dann iſt auch Gott am nächſten. Und ſiehe da! Es tauchte die Zauberformel aus der Tiefe ſeines Gedächtniſſes auf, und er rief mit ſtrenger Miene: Va-t-en criard! Va-t-en coquin. Der Franzoſe machte große Augen, betrachtete den Redner erſt zweifelhaft und erwiederte dann den unerwarteten Gruß mit derben Peitſchenhieben. Die Gemeinde war ſehr betroffen und gerührt, und nahm ſich das Schickſal ihres Vorſtandes zu Herzen. Da ſeht ihr es, rief dieſer! Wie wäre mir es erſt gegangen, hätte ich das Bischen Franzöſiſch nicht gewußt? So die Diplomatie und Politik: Kommt das Uebel, das ſie gerade durch das Mittel, das ihm begegnen ſollte, herbeigeführt, dann ſagen ſie, mit unſerm Bürgermeiſter, vertrauend auf ihre Weisheit und ſelbſtzufrieden: Wie wäre es erſt geworden, hätten wir das Bischen Franzöſiſch nicht gewußt! Und gerade das Bischen Franzöſiſch hat das Unheil über ſie und die Welt gebracht.

Sie ſind ſo gut, und doch ſehr hart, ich möchte ſagen, faſt ungerecht. Sie haben wohl bittere Erfahrungen gemacht, die Ihr großes Herz zuſammenzogen und beengten. — „Ich!“ rief er, und breitete wie in Begeiſterung ſeine Arme aus, und ließ ſie dann über der Bruſt zuſammenfallen. „O nein! Dieſes Herz hat Raum für eine Welt; und glauben Sie mir, der Raum iſt nicht leer. Zählen Sie auf Menſchen, nur auf die Menſchen nicht.“

Es wird ewig, ſo lange es Menſchen gibt, im höhern Sinne, Adel und Pöbel geben. Scheiden Sie vorſichtig dieſen von jenem. Die Menſchen ſind älter geworden, in mancher Hinſicht zu alt; aber die Menſchheit iſt noch jung, und die gebildeteſten Völker ſind in den Tölpeljahren. — Sie haben, bemerkte ich, eine ſo reiche Erfahrung, ein ſo inhaltſchweres Leben hinter ſich, warum beſtehen Sie darauf, den geſammelten Schaz wie ein Geizhals zu bewahren, und vielleicht mit ſich ins Grab zu nehmen? „Weil der Schaz, war ſeine Antwort, für Andere keiner und ihnen unbrauchbar iſt. Ich habe ein reiches Leben, das iſt wahr, bin aber ſelbſt nicht reich geworden. Ich war Zuſchauer, ſelbſt handelnde Perſon in dem größten Schauſpiele, das bis jetzt der Welt gegeben worden. Ich habe mit Briſſot und den Ausgezeichneteſten ſeiner Freunde in vertrautem Umgange gelebt, den geiſtreichen und welterfahrenen Segur genau gekannt, mit dem ältern Robespierre mich, oft feindlich hadernd, oft freundlich zuſtimmend, unterhalten, mit Carnot, den ich wie einen Bruder liebte, bis an ſein Ende Gedanken, Anſichten und Gefühle umgetauſcht. Ich habe viel geſehen, auch Einiges gethan; ich kenne einen ſchönen Theil der Welt durch eigene Anſicht, viele der tüchtigſten Deutſchen durch Umgang, habe nicht nur geſehen, ſondern beobachtet und geprüft. Die Geſchichte der Revolution mit ihren großen Menſchen und Ungeheuern, liegt wie ein offenes Buch vor mir. Ja, ich habe ſie ſogar in ein Buch gebracht, und wie Sie ſich ausdrücken, mit meinen Schätzen, die ich geſammelt — begraben. — Begraben? rief ich. — Ja, antwortete Herr Martin kalt, begraben, ohne einige Hoffnung der Auferſtehung. Ich will nicht der Tanzbär in der Fabel ſeyn. Die Geſchichte iſt ein Roman den man glaubt, der Roman eine Geſchichte, die keinen Glauben findet. Ich will mit meiner Geſchichte den Romanen der Geſchichtſchreiber nicht entgegentreten, um mich wie einen Romanſchreiber verhöhnt zu ſehen. Es iſt beſonders in Deutſchland, für Vieles noch zu frühe. Zu Allem aber, wenn es gedeihen und nüzen ſoll, gehört der rechte Augenblick. Die Frucht muß gezeitigt ſeyn, wenn man ſie pflüken will; zu frühe iſt ſie nicht reif, zu ſpät aber faul. In Deutſchland braucht man, wie es ſcheint, eine ganz andere Weisheit und Wiſſenſchaft, um damit Glük zu machen. Man muß lehren und darthun, daß die Baukunſt eine gefrorne Muſik, der Geſchichtſchreiber ein rückwärtsſehender Prophet, und dieſe Welt die beſte, ſelbſt die beſte unter allen möglichen Welten iſt, die Gott ſchaffen konnte. Ich war nicht ſo glüklich, den Riß und Plan der Schöpfung prüfend durchzuſehen, um der weiſen Allmacht ein Zeugniß ihres Wohlverhaltens und Wohlverfahrens auszuſtellen. Man muß beweiſen, daß alles Beſtehende vernünftig, und alles Vernünftige beſtehend iſt, um dem Beſtehenden und Denen, die gut dabei ſtehen, den Hof zu machen. Wollte ich auch den Entwurf zu einem geſchloſſenen Handelsſtaate vorlegen, den Shakespeare grammatiſch und pſychologiſch erläutern, die Staatswiſſenſchaft reſtauriren, das Mittelalter in ſeiner Pracht und Größe, als politiſches Muſter der neueſten Zeit zur Nachahmung darſtellen und empfehlen, oder das Geheimniß, wie Polen zu beruhigen ſey, offenbaren; wollte ich das Alles, wozu ich allerdings einen Beruf in mir fühle, dann käme ich doch zu ſpät und meine Weisheit wäre faul. — Wenn die der Andern reif war, fiel ich ein. Indeſſen werden Sie mich weder mit Scherz noch mit Ernſt überreden, daß Sie nicht verbunden ſeyen, der Welt Ihre Erfahrungen mitzutheilen. Sie ſind es ſich ſelbſt ſchuldig, die Wahrheit zu ſagen und Zeugniß für ſie zu geben, auch wenn es mit Gefahr verbunden wäre. Der Mann thut, was er ſoll; er handelt nach Pflicht und Gewiſſen, mögen ſeine Handlungen auch verkannt und mißdeutet werden. Zu reden und handeln, wie es ſeine Ueberzeugung gebietet, das iſt ſeine Sache, ſeine Rede und That zu deuten, anzuwenden und zu benutzen, die Sache Anderer. Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, die ganze Wahrheit! da haben Sie den Wahlſpruch eines Mannes, wie Sie ſind, und er iſt, ich darf nicht daran zweifeln, der Ihrige. Herr Martin ſah mich ernſt und ſchweigend an. Dann ergriff er faſt feierlich meine Hand und ſprach langſam: Ein weiſer Mann ſagte, hätte er die Hand voll Wahrheiten, er würde ſich beſinnen, ſie zu öffnen. Ich habe Wahrheiten, die ich ſo ſorgfältig in meinem Innern verſchließe, wie ich gefährliche Lügen verſchließen würde. Mein Freund! das Alter gibt mir vielleicht ein Recht belehrend und warnend zu Ihnen zu ſprechen. Die Wahrheit iſt eine Arznei der Seele, und muß mit Rückſicht auf den Zuſtand des Kranken, vorſichtig angewendet werden. Sie kann hier tödten, dort das Leben retten, hier ſtärken, dort entkräften, iſt hier ein Heilmittel, wird dort Gift. Selbſt das Licht des Himmels, wenn Sie es dem ungewöhnten Auge in ſeinem vollen Glanze geben, blendet und verblendet. Wahrheit! Ja, ſie iſt des Mannes Pflicht, des Mannes Würde, des

Mannes Stolz. Auch ich bin wahr, hüte mich aber wohl, Alles zu ſagen, was ich als wahr erkenne. Was iſt Wahrheit? Jeder prägt ſie mit dem Stempel ſeines Weſens aus; Jeder gießt ſie in die Form ſeiner geiſtigen Natur, erweitert, vergrößert ſie, oder zieht ſie zuſammen nach ſeinem eigenen Maße. Es geht uns mit der überſinnlichen Welt, wie mit der ſinnlichen. Auch das geiſtige Auge des Einen reicht in die Ferne, entdeckt und unterſcheidet Gegenſtände, die dem des Andern verborgen bleiben, oder undeutlich erſcheinen. Auch das geiſtige Ohr iſt mehr oder weniger empfänglich für die Harmonie großer Wahrheiten und die Melodie eines ſchönen tugendhaften Lebens. Es gibt Weitſehende, Zartfühlende, Kurzſichtige, Harthörige, ſelbſt Taube und Blinde. Die Wahrheit, wie ſie Sokrates, Pythagoras, Rouſſeau und Herder, oder auch Scipio, Cäſar und Napoleon erkannt, iſt eine andere, als die der Menge. Die moraliſche Wahrheit, welche die Seele eines Curtius und Regulus durchglüht, iſt nicht die Wahrheit einer fünfprozentigen Seele, die keine höhern Intereſſen kennt, als die gut angelegtes Geld bringt. Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit! doch nur die ganze Wahrheit, wo ſie gefordert wird! Das iſt mein Wahlſpruch. Meine höchſten Wahrheiten hüte ich mich wohl zu Markte zu bringen, oder zum Beſchauen auszuſtellen. Schon die verſtändigen Alten hatten ihre Myſterien, die nicht ausgeplaudert werden durften. Und, wahrhaftig! in unſerer Zeit, wo das Heilige und Profane ſich ſo nahe berührt und doch wieder ſo unendlich weit auseinanderliegt, in unſerer Zeit giebt es keinen Mann, der nicht ein Eleuſis mit ſeinen höhern Myſterien in ſeinem Buſen trüge. Auf der Entweihung derſelben ſteht Todesſtrafe; und wirklich ward ſie, unter unſern Augen, an Menſchen und Völkern vollzogen, die das Heiligthum zur Unzeit öffneten. Bei den Griechen waren, da die Feier der Myſterien begann, die Gerichte müßig; es ward nicht geklagt, noch Recht geſprochen. Man deutete auf eine höhere, auf die höchſte Gerechtigkeit, und die der Menſchen ſchwieg. Das Beſtehende iſt eine Einleitung zu Dem, was kommen ſoll, was kommen muß, im Uebergange zu ihm, nothdürftig aufgeführt, um in der Noth zu dienen. Doch vergeſſe ich mich ſo ſehr, daß ich ein Gebot in dem Augenblick verletze, wo ich es verkünde!

Hier brach Herr Martin ab, und von dem ſtrengen Ernſte auf ſeinem männlichen Geſichte, ließ die heitere Laune, die ihn ablöſete, auch keine Spur zurück. Einige ſeiner Aeußerungen gaben mir viel zu denken, und das Räthſelhafte, daß ſie für mich enthielten, beſchäftigte mich ſehr. Alle Verſuche, das Geſpräch wieder auf denſelben Gegenſtand zu bringen gelangen nicht. Die ganze Unterhaltung bewegte ſich in dem engen Kreiſe ſeiner Lieblingsgegenſtände, der Landwirthſchaft, des Unterrichts, beſonders der Volksſchulen, des wohlthätigen Einfluſſes der Geiſtlichkeit und der Beamten, wenn ſie immer wären, was ſie ſeyn ſollten, gewöhnlich aber nicht ſind. Bei längerem Nachdenken fand ich indeſſen, daß unſere Anſichten nicht ſo weit auseinander lagen, als es mir geſchienen hatte. Ich ſelbſt glaubte, Montesquieu habe in ſeinem Geiſte der Geſetze nicht die ganze Wahrheit geſagt, wie er ſie erkannt, und fand ihn darum nicht tadelnswerth. Ich billigte es ſogar, und rühmte ſeine Umſicht und Mäßigung. Die ganze Wahrheit, für die ſeine Zeit noch nicht reif geweſen, hätte ihn vielleicht zum Märtyrer gemacht, und gegen die Wahrheit eingenommen, die man noch nicht glauben konnte, nicht zu glauben wagte. Der Menſch, die Völker, die Menſchheit ſchreiten allmählich fort; ſie gehen Schritt vor Schritt, und ſteigen von Stufe zu Stufe auf. Im Fortgehen führt ihnen der neue Geſichtskreis neue, zuvor nicht geſehene Gegenſtände zu. Das Ziel, das ſie erreichen wollten, zeigt ihnen, iſt es erreicht, ein neues Ziel, und was ihnen Zweck geſchienen, wird Mittel zu einem neuen Zweck. So erſteigt der Reiſende die Gebirge, die über einanderliegende Berge bilden, und von denen der nächſte ihm den kommenden verſteckt, bis er von Berg zu Berg, zum Höchſten kommt. Ueberſähe er, aus der Tiefe aufwärts gehend, den weiten, ſteilen Weg, der zum fernen Gipfel führt, dann könnte ihn der Muth, und mit dem Muthe die Kraft verlaſſen. Er aber eilt der nächſten Höhe zu, die er im Auge hat, und fügt das neue Tagewerk mit friſcher Luſt und erneuten Kräften zu dem alten. Ueberſchauete der Menſch die weite Bahn des Lebens mit Allem, was ſie gibt und nimmt, im Augenblick wo er ſie betritt, würde er ſie beharrlich zu verfolgen entſchloſſen ſeyn? Mit jeder gemachten Erfahrung, mit jeder entdeckten Wahrheit, mit jeder neuen Erfindung verhält es ſich eben ſo; und ſo iſt es gut. Man ſteht am Morgen auf, um das Tagewerk zu beginnen, und mit oder ohne Erfolg vollbracht, legt man ſich am Abend ermüdet, zufrieden, oder getäuſcht, zur Ruhe nieder, und wiederholt die ewige Aufgabe ſeines Lebens, die nur der Tod löſet, um von einem neuen Leben fortgeſetzt zu werden. Der erſte Schiffer, der den gebrechlichen, ſchwankenden Kahn beſtieg, welcher ihn zum nahen Eiland trug, hatte keine Ahnung von den Flotten, die das Meer bedecken, und Segen oder Verwüſtung, Leben oder Tod nach fernen Welten bringen. *Columbus*, der die ärmlichen Mittel zuſammen betteln mußte, Amerika zu entdecken, und unter zahlloſen Gefahren und Schwierigkeiten, die Aufgabe löſete, an deren Löſung er mit Heldenmuth ſein Daſein ſezte, wußte nicht, welche unendliche Kette von Weltereigniſſen ſich an den Ring ſchließen werde, der ſein Werk war. Wüßten wir, welche Früchte oft die Saat bringt, die wir ausſtreuen, behielten wir dann immer die Luſt und den Muth zu bauen und zu pflanzen? Herr Martin hat wohl Recht, wenn er ſagt, die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, aber die ganze Wahrheit nur, wo ſie gefordert wird; wo die Ehre, das Recht und Menſchenwohl ſie gebieten!

Das Berliner politiſche Wochenblatt ſtellt Montesquieu und Marat zuſammen. Ich glaube auch, daß der Keim der Lehre des Konvents und ſogar noch etwas mehr, in dem Geiſt der Geſetze zu finden iſt, hat es auch Montesquieu nicht hineingelegt. Von dem Ey geht das Huhn aus, das wieder Eyer legt, die, ausgebrütet wieder Hühner oder Hähne werden. Das erſte Huhn hat offenbar die ganze gefiederte Nachkommenſchaft auf dem Gewiſſen, kann aber doch ganz unſchuldig dazu gekommen ſeyn. Darum iſt es wieder gut, daß man nicht immer die ganze Wahrheit weiß; wüßten ſie die Hühner, wie manches Ey bliebe ungelegt, oder würde nicht ausgebrütet? Verfaſſer jenes Artikels, der **Montesquieu** zur Henne macht, die **Marat** gelegt und ausgebrütet hat, iſt ein rückwärts ſehender Prophet. Nicht alle Geſchichtsſchreiber ſind es, oder ſind gar falſche Propheten. Sie kennen die Genealogie der Begebenheiten nicht — ein großer Fehler der Hiſtoriker — und machen die legitimſten Kinder gar oft zu Baſtarden, oder umgekehrt, indem ſie den Thatſachen ihre echten und rechten Väter nehmen.

Einundzwanzigster Brief.

Den 18. November 1832.

Welche Waare bringen manche politiſche Tageblätter jetzt zu Markte! Wenn das Weisheit iſt, dann möchte ich doch die Muſtercharte unſerer Thorheit ſehen. Das luſtige Kirchweihfeſt iſt zu Ende, und der tolle Kehraus hat ausgetobt. Weil ſich einige Trunkenbolde übernommen haben und, händelſüchtig, Streit begonnen, gebot die Polizei Feierabend, und auch der ruhige Bürger wird nicht mehr als Gaſt geduldet. Weil verwegene Smuggler ſtrafbaren Handel trieben, iſt aller Handel unterſagt. Das iſt hart; aber es iſt ſo. Das laute Orcheſter iſt verſtummt; man hört nur noch Orgeldreher und Leiermänner. Die Herrſchaft iſt ausgezogen und hat dem Geſinde Platz gemacht, das nun den Herrn und die Dame vom Hauſe ſpielt und ſich lächerlich vornehm gebehrdet. Der Richterſtuhl iſt leer, und die Handlanger und Schergen der Gerechtigkeit, die in der Literatur das Geſchäft der Dienſtboten thaten, ſitzen zu Gericht. So ſteht es jetzt mit unſern Zeitungen. Es mögen Manche Beſſeres wollen, Beſſeres können; ſie dürfen nicht. Die Dämmerung iſt eingetreten, die Ermüdung nickt dem Schlafe zu; Stille herrſcht weit umher; nur die Fröſche ſind im Sumpfe laut, halten ſich für Muſikanten und geben ihr Konzert.

Was ſoll man ſagen, wenn man gewiſſe Blätter und in gewiſſen Blättern gewiſſe Menſchen ernſtlich verſichern hört, ſie hätten, im wilden Streite, der die öffentliche Meinung getheilt, tapfer für Wahrheit und Recht, für Thron und Altar gefochten, und endlich den Sieg errungen; das theuere Vaterland, von Frevlern an den Abgrund gedrängt, der es eben zu verſchlingen im Begriffe war, hätten ſie mit ſtarkem Arm zurückgehalten? Was ſoll man ſagen? Worte bekehren die eingebildete Thorheit nicht. Laßt ſie reden! Dieſe Leute meinen den Thron zu ſtützen und die wankenden Altäre feſtzuſtellen, und rühmen ſich deſſen öffentlich.

Auch die Allianz von armſeligen Zeitungen, die ſich vom Rhein und Main zur Spree die Hände reichen, rühmt ſich deſſen, und meint, ſie hätte Recht, weil es verboten iſt, ihr Unrecht zu geben. So mögen Schwalben, die ihre ſchmuzigen Neſter an die Geſimſe von Paläſten und Kirchen kleiſtern, die Paläſte und Kirchen zu befeſtigen wähnen. So mag die Schmarozerpflanze, die ſich ſaugend um den Stamm des kräftigen Baumes legt, ſich rühmen, den Baum zu nähren und zu ſtüzen. So mag das Ungeziefer, dem die Wärme der Frühlingsſonne Leben giebt, in ſeinem lächerlichen Dünkel pralen, es ſelbſt habe die Frühlingsſonne hervorgerufen. Was wiſſen dieſe ungebildeten Thoren jezt nicht Alles von ſich zu ſagen, wie ſie, in Tagen der Gefahr, für Fürſt und Vaterland gekämpft; wie ihr feiler Unverſtand die Wahrheit und das Recht geſchüzt; wie die Feigen mit Heldenmuth die verwegenen Führer des Volkes beſiegt. Man könnte ſie haſſen, die Jammermenſchen, die erbärmlichen Großſprecher wenn ſie nicht zu verächtlich wären. Sie haben jezt das Wort; laßt ſie nur immer reden!

Und du ehrlicher deutſcher Michel, glaube nur, und werde ſelig! Gibt es nicht Menſchen, die dich überreden möchten, man wolle an deine Freiheit? Guter Michel! deine Freiheit iſt ſicher wie das Kind in der Mutter Schooß. Was nicht geboren ward, iſt ſicher vor dem Tode. Hat man dir etwas von Dem genommen, was du gehabt? Beſinne dich! du biſt ein guter Kerl und hältſt auf Ehre, Recht und Vaterland. Die deutſche Treue hat ſich erprobt in der Geſchichte; und du, treuer Michel, wirſt deiner großen Väter würdig ſeyn. Man ſpricht von Preßfreiheit. Wie! guter Michel, ſieht man eine Zeitung vielleicht für eine Dorfſchenke an, in der die Betrunkenen ſich prügeln und ſchimpfen, bis der Rauſch vorüber und das Geld zum Teufel iſt? Man hat die Freiheit, nüchtern und ordentlich zu ſeyn. Der Trunkenheit und der Unordnung aber ſteuert eine gute Polizei. Sieh' Michel! Da haſt Du es gedruckt: in allen rechten Dingen biſt du frei; Unrecht wirſt du ſelbſt nicht wollen, du treue Seele, du ehrliche Haut! Hier haſt du meine Hand darauf! — Der gute Michel iſt gerührt; die hellen

Tropfen perlen ihm vom Auge. Die weiche, vornehme Hand ſo freundlich in ſeiner harten plumpen Fauſt! Es iſt doch gar zu gütig. Und endlich hat er's Schwarz auf Weiß! Wie kann man zweifeln? Es iſt gedruckt. Daß eine Zeitung keine Dorfſchenke iſt ſieht der dümmſte Bauer ein, und dumm iſt der Michel nicht. — O, es geht; es geht vortrefflich. Dem wackern Michel nur ordentlich zugeſprochen! Er weiß jetzt ſchon nicht, ob er ein Bübchen oder ein Mädchen iſt. Er müßte nicht der deutſche Michel ſeyn, wenn er ſich am Ende nicht, auf Treue und Glauben für ein Mädchen hielte; ich kenne ihn.

Ich kann es nicht billigen, daß unberufene Verfechter der guten Sache, die das Fechten indeſſen nur im Sinne der Handwerksburſchen zu verſtehen ſcheinen, daß dieſe Leute, ſage ich, welche die beſte Sache zu Grunde richten, wenn ſie ihr auf die Beine helfen wollen, ewig beweiſen und wieder beweiſen, gewiſſe Beſchlüſſe und Ordonanzen verletzten kein Verfaſſungsrecht, beſchränkten keine konſtitutionelle Freiheit. Iſt dem ſo, warum ſucht Ihr ungeſchickt darzuthun, was ſich, wie Ihr ſagt, augenfällig ſelbſt ergibt? Ihr dummen Freunde, ſolche Feinde wünſche ich mir.

Die Freiheit, das Recht, die Vernunft können nur durch die Willkühr, das Unrecht und den Unverſtand zu Grunde gerichtet werden. Ihre dummen, tollen Freunde haben das Ihrige gethan, und, wie man ſieht, mit Erfolg. Jezt iſt es an Euch, das Maas auf der andern Seite auszufüllen, bis es überläuft. Es gelingt Euch; daran iſt nicht zu zweifeln. Unlängſt erzählte ein Gewiſſer in ſeinem Blatte, ein Verführer des Volks, ein Sprecher beim Hambacher Feſte, ein Pöbelhezer habe Frau und Kind verlaſſen, die im tiefſten Elende ſchmachteten und treibe ſich nun, belehrend und bekehrend als Apoſtel der Freiheit, ein liederlicher Vagabund in der Welt herum, ein Rabenvater, ein ſchlechter Gatte und ſchlechter Bürger. Seht, ſchließt er dann folgerecht in ſeinem Zorne, ſeht: Das ſind die Aufklärer und Leiter des Volkes! Das ſind die würdigen Vertreter ſeiner Rechte! — Ich, meiner Seits, könnte dem Zeitungsſchreiber auf der Ferſe folgen, mit ſeinem Blatte vor das verehrte Publicum treten, und alſo reden: Seht, das iſt dummes Zeug, das der Zeitungsſchreiber hier zu Markte bringt, dumm und boshaft zugleich. Leſet das gedrukte Blatt und begreifet endlich, was das für elende Wichte ſind, die da drucken laſſen? Wäre mein Schluß nicht eben richtig, wie der des Zetungsſchreibers?

Als ich vor Jahren in Straßburg war, ſprach alle Welt von einer Hundskomödie, wie man es nannte. Eine Hundskomödie! Ein ſolches Ding war mir was Neues; ich hatte keinen Begriff davon. Erfahrung gibt Belehrung und gewöhnlich die beſte. Eines Tags ſchlenderte ich auf dem Platze vor dem Münſter auf und nieder, bald den wundervollen Bau betrachtend, bald auf die lebendige Menge ſehend, die plaudernd an mir vorüberzog. Auf einmal ward das Gedränge in meiner Nähe dichter, das jubelnde Volk lauter, und mitten unter ihm bewegte ſich ein kleines Fuhrwerk langſam weiter, wie es die Menſchenmaſſe geſtattete. Ich drängte mich auch hinzu. Einen vierſpännigen Kinderwagen, dem Anſehen nach, zogen vier Hunde in gravitätiſchem Schritte wie Pferde angeſchirrt und geputzt. Der Kutſcher auf dem Bocke war ein Hund in Livree, wie der Bediente, der hinten auf dem Wagen ſtand. In demſelben ſaßen Herr und Dame, vornehm angezogen, modiſch friſirt, der Herr den Hut unterm Arm, die Dame den Fächer in der Hand, Beide Hunde. Es war poſſirlich anzuſehen. Der Zug ging mit comiſchem Ernſte weiter, und das geſcheidte Vieh nahm ſich recht menſchlich aus. An einer paſſenden Stelle ward er endlich angehalten. Der Bediente ſprang behend vom Wagen, um der Herrſchaft den Schlag zu öffnen, und beim Ausſteigen behülflich zu ſeyn. Die Dame kam graziös herab, die Schleppe zierlich unterm Arm und verneigte ſich. Der Herr grüßte mit dem Hute, und die beißende Satire auf das vornehme Leben ward treffend durchgeſpielt. Da fiel es einem boshaften Geſellen in dem Gedränge ein, ein Stück gebratenes Fleiſch der wandernden Truppe vorzuwerfen. Der Geruch ſchon that ſeine Wirkung. Die Natur trat in ihre Rechte, und der Hund ward wieder Hund. Kutſcher, Dame, Herr, Bedienter, Alle waren ſogleich auf allen Vieren, überſtürzten, zerzaußten ſich, und ſtritten, heulend und beißend, um das Fleiſch. Der Braten war unter das Vieh, wie die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts unter das Volk gefahren. Aufruhr, Anarchie und Krieg! Alle Civiliſation und Bildung, alle Feinheit der Manieren und der Wohlanſtändigkeit hatten dem brutalen Inſtinkte, und die bürgerliche Ordnung und Unterordnung dem nackten Naturſtande Platz gemacht. Es war Gleichheit vor dem Braten, den Jeder erringen konnte, wenn er die nöthige Stärke dazu hatte. Da ſahen wir das gräßliche Bild der Revolution: ein abſchreckendes Beiſpiel! Der betroffene Direktor der empörten Truppe griff indeſſen haſtig nach dem Werkzeuge des Gehorſams, und ſchlug im Zorn ſo heftig auf die Thiere los, daß ſie winſelnd vor ſeinen Füßen und vor dem Wagen krochen. Die alte Ordnung trat allmählich wieder ein, und das Thier nahm menſchlich ſeinen Plaz. So wie die Reſtauration fertig war, verfolgte der Staatswagen in gemeſſenem Gange ſeinen Weg. Ich hoffe es ging gut.

Das nun war, wie die gemeinen Straßburger ſagten, die Hundskomödie. Sie machte mir ſpäter viel zu ſchaffen, und verfolgte mich oft wie ein neckendes Geſpenſt. Leſe ich gewiſſe Zeitungen, die von Staatswiſſenſchaft, Staatsweisheit und Politik ſprechen, wie die beſagten Komödianten das vornehme Leben der Menſchen ſpielten, und in denen die verehrlichen Redaktionen, Wahrheit und Recht zu wahren ernſthaft verſichern, dann fällt mir die verdammte Poſſe ein. Die gelehrten Thiere ſtellen ganz ordentlich Menſchen vor, ſogar politiſche Menſchen; aber nur weil ſie den Braten in der Naſe haben, den ſie durch das Kunſtſtük zu verdienen hoffen. Selbſt bei Defenſionen, gelehrten Disputationen, Promotionen feierlichen Kondolenzen, Gratulationen und Präſentationen, in Hör- und Gerichtsſälen, bei Sizungen von Akademien und gelehrten Geſellſchaften, ſelbſt in Viſitenzimmern, ſogar noch an andern Orten — der Himmel möge mir es vergeben! — fiel mir die fatale Hundskomödie und der Braten, aber auch die Peitſche ein.

Zweiundzwanzigster Brief.

Den 29. November 1832.

Unſer Wiſſen und unſere Weisheit kommen von Norden. Der Norden hatte in Friedrich II ſeinen Salomo, der Süden hat keinen. Der Norden hatte in Katharina II ſeine Semiramis; der Süden hat keine. Wir ſagen: der hohe Norden, und geſtehen dadurch ein, daß der Süden tiefer und alſo unter ihm liegt. Der Polarſtern, der für den einſamen Wanderer durch die Wüſte der Gewäſſer ſo lange ein Leitſtern geweſen, ſteht im Norden. Die Magnetnadel zeigt nach Norden und die Literaturzeitungen und kritiſchen Blätter, die auf dem waſſerreichen Meere unſerer Literatur als Kompaß dienen, zeigen ebenfalls dahin, woher ſie auch kommen. Die Reformation iſt mit ihrem Segen von Norden ausgegangen, und wie er uns den rechten religiöſen Glauben gebracht hat, ſo ſoll er uns auch den politiſchen bringen. Manche wollen jezt in Krug, nachdem er ſeine Schrift: „Ueber den falſchen Liberalismus unſerer Zeit, ein Beitrag zur Geſchichte des Liberalismus und eine Mahnung für künftige Volksvertreter," herausgegeben hat, einen Vorläufer dieſes Glaubens ſehen, einen Johannes des erwarteten Meſſias, der die Welterlöſung mit der Bluttaufe bewirken ſoll. Ich bin ein philoſophiſcher Heide, und glaube weder an den Erlöſer noch an ſeinen Vorläufer, von denen man die politiſche Wiedergeburt aus dem Norden erwartet. Iſt Krug ein Paulus, der ſich vom Verfolger der Chriſten zum Chriſtenthum bekehrt hat, oder ein Petrus dem der Hahn gekräht? Er war ein Liberaler. Er hat in den vordern Reihen für den Proteſtantism gekämpft, den er mit ſeinen Waffenbrüdern als die Grundbedingung aller geiſtigen Freiheit und liberalen Geſinnung in Schuz genommen. Er hat die Sache der Griechen vertreten, die ihm eine heilige geweſen. Er hat ein warmes Herz für das unglückliche Polen gezeigt. Was konnte dieſe freundliche Wärme ſo feindſelig abkühlen? Er führt den Streit gegen den falſchen Liberalism, und wenn er das thut, dann iſt er ein rechter Streiter im Dienſte der guten Sache. Der falſche Liberalism hat viel geſchadet, und wenn das Krug wieder gut und den Boden unfruchtbar macht, auf dem die mißverſtandene und mißbrauchte Freiheit die Drachenzähne ausſtreut, aus denen die gerüſteten Streiter der Tyrannei erſtehen, dann ſoll die Welt ihn dankbar als ihren größeren Theſeus und Herkules ſegnen und verehren. Der Mißbrauch der Freiheit iſt der Freiheit gefährlichſter Feind, aber auch der Mißbrauch der Gewalt muß die Gewalt verderben. Beide zerſtören ſich durch Uebermaas, wie ſich Alles dadurch zerſtört. Nur durch Selbſtmord kann die Freiheit, aber auch die Gewalt im Staate enden. Fiel es dieſer ein, ihr Hambacher Feſt zu feiern, dann würde ihrer tollen Fasnacht der Aſchermittwoch als Bußtag folgen, wie er der Fasnacht der Volksrednerei gefolgt. Das muß man der Ariſtokratie zu bedenken geben. Jeder Sieg, der ſich im Siegesrauſche nicht zu mäßigen und zu beherrſchen weiß, verkehrt ſich ſelbſt in eine Niederlage. Es iſt ganz an ſeiner Stelle, dem falſchen Liberalism zu rechter Zeit den Text zu leſen; aber dem falſchen Liberalism ſteht eine Falſchheit gegenüber, die nicht weniger gefährlich, nicht weniger verderblich, als jener iſt. Jener erlitt ſeine verdiente Niederlage, dieſe kann die Niederlage der Sache, die ſie als die ihrige gibt, verdienen und vorbereiten. Ich halte es überhaupt für verdienſtlicher und ehrenvoller die Macht zu belehren und zu warnen, als die Schwäche, die in ihrem Unvermögen ihre Mäßigung verbürgt. Das Glück muß man an die Gebrechlichkeit der menſchlichen Dinge erinnern, nicht das Unglück, weil das Glück zum Uebermuthe verführen kann, das Unglück aber demüthig macht. Krug, — werfen dieſem ehrenwerthen Manne ſeine Gegner vor — hat einen andern Weg eingeſchlagen, der ſicherer iſt und ſtatt Gefahr, Lohn bringen kann. Er ſchließt ſich dem Triumphwagen des Siegers an, und ruft dem Beſiegten — ein vaeh victis! zu. Das iſt wenigſtens nicht großmüthig und kann auch von keinem beſondern Nuzen ſeyn. Der Liberalism kommt mit **Krug** vom Rathhauſe und beide ſind nun klüger als ſie waren, da ſie nach ihm gegangen. Man muß den Rathsherrn während der Berathung mit gutem Rathe zur Seite ſtehen, um ihre Entſchließung zum Rechten und Verſtändigen zu leiten. Da aber der Liberalism in Deutſchland zu Rathe ſaß, und verkehrte Beſchlüſſe nahm, ſaß **Krug** dabei und hatte für ſeine irren Kollegen keinen beſſern Rath. Das gibt Herrn **Krug**, ſagen ſeine Tadler, das Anſehen eines Apoſtaten. Er verdient vielleicht dieſen Vorwurf nicht, und ich will es glauben, weil ich ihn immer achten möchte, wie ich ihn bisher geachtet habe. Aber die verlezte Zeit iſt bitter und voll Verdacht. Darf man ſich darüber wundern? Wenn es zu Sieg und Beute geht, ſtehen rüſtige Kämpfer zu Tauſenden für die Sache auf, die ſie die gute nennen, weil ſie das Glück begünſtigt, und die eine ſchlechte wird, ſobald ſie unterliegt. Darin finde ich beſonders das Elend und die Erniedrigung unſerer Zeit, die freilich den meiſten Zeiten gleicht, in denen es darum auch nicht beſſer ging. So viele Freiwillige, die der liberalen Fahne zugeſchworen, verloren ihre Richtung, da ſie die Marketenderin und das Branntweinfäſſel eine andere Richtung nehmen ſahen. Der antiliberalen Sache geht es auch nicht beſſer, der gerechten, wie der ungerechten, der verſtändigen wie der dummen. Was oben ſchwimmt ſammelt den Schaum um ſich. Die verführeriſche Marketenderin und das Branntweinfäſſel bleiben nicht immer auf demſelben Wege.

Der Rath, den Herr Krug den künftigen Volksvertretern gibt, und die Mahnung die er an ſie richtet, ſind gut gemeint und lobenswerth, kommen aber etwas ſpät. Die Rathsherrn mit denen Herr Krug zu Rathe ſaß, ſind, wie er vom Rathhauſe zurückgekommen, und darum klüger. Es gehört nicht viel dazu, Lehren in Worte einzukleiden, welche die Erfahrung in Thatſachen eindringlicher gegeben hat. Iſt das Ziel verfehlt, dann mag man leicht begreifen, daß der rechte Weg nicht eingeſchlagen worden, der zu ihm führt. Was man aber in Karlsruhe und Kaſſel dazu denken mag, daß man in Leipzig, Karlsruhe und Kaſſel beſſer kennt, als der Einwohner an Ort und Stelle! Die ſüddeutſchen Angelegenheiten ſieht Herr Krug, wie ſich das begreifen läßt, vom Norden aus. Naſſau kennt er faſt ſo gut, wie wir Tunis kennen. An deſſen ſechzehn Deputirten tadelt er indeſſen mit Recht, daß ſie das Feld geräumt und unüberlegt den Rückzug angetreten, wodurch ſie aus den Marken der Verfaſſung gekommen ſind.

Es hat mich recht vergnügt, wie Herr Krug ſeinen ketzeriſchen Kollegen in Süddeutſchland auf nordiſche Weiſe den Text geleſen. So was hört man gern, wenn Profeſſoren von einem Profeſſor zurechtgewieſen werden. Mit Schülern hat er leichtes Spiel. Wer allein das Recht zu reden hat, behält ſicher Recht. Das merkt man den Zeitungen an, die verwundert, faſt betroffen ſind, daß ſie jetzt Recht behalten, was ihnen ſonſt nicht begegnet iſt. Die Freiburger und Heidelberger mögen ſich die Lektion zu Herzen nehmen, wenn ſie nicht mit Krug brechen, oder ihn gar zerbrechen wollen. Ein Profeſſor hat es geſagt, und ein Profeſſor muß wiſſen, was das auf ſich hat. Beklagen können ſie übrigens die ſchismatiſchen Freiburger und Heidelberger nicht, denn ſie wurden nach altdeutſchem Rechte, das auch in England und Frankreich gelten ſoll, von Ihresgleichen gerichtet.

Der Norden, — wer mag das leugnen? — hat die ehernen Koloſſe der gründlichen Gelahrtheit aufgeſtellt, der Süden dagegen nur flüchtige Schöngeiſter, wie Göthe, Schiller und Wieland, aufzuweiſen. Geſchichtſchreiber finden wir nur im Norden, denn Ignatz Schmidt zählt als ſolcher nicht. Schmidt war katholiſch; und wie könnte ein Katholik eine Geſchichte der Deutſchen ſchreiben? Unmöglich. Spittler hat einen Namen, das iſt wahr. Die Geſchichte verdankt ihm viel, aber er hat ſich in Göttingen ſeinen Ruf gemacht. Wer Geſchichte ſchreibt, muß die Späne, die auf dem Zimmerplatze der Zeit, wo das Schickſal ſeine Bauten von Staaten und Völkern ſchuf, müheſelig aufleſen und auf einen Haufen zuſammentragen. Die Alten haben das nicht verſtanden, und die Neuern verſtehen es nicht, wenn ſie den Bau des Schickſals nachzubilden und einen Riß davon zu geben ſich bemühen. Der Geſchichtſchreiber muß ſich bei der Quelle halten. Das Quellenſtudium, wie die Schulen es verſtehen, iſt ſeine erſte und höchſte Tugend. An der Quelle ſind die Wäſſerchen ſtill und ſpiegelhell, und man ſieht durch ſie den klaren Grund. An der Quelle kann man leichte Nußſchalen mit der Ladung der Weltgeſchichte befrachten, die großen Männer und Fürſten als Steuerleute auf ſie ſetzen, und die ganze Flotte an einen Zwirn befeſtigen und nach Gefallen leicht bewegen, manöveriren, agiren, laviren, oder ankern laſſen. Da raſet kein Orkan, da drohen weder Sandbänke noch Klippen und es gibt keine Ebbe und keine Flut. Iſt die Welt nicht die Weltgeſchichte in nuce? Verwegene Geſchichtſchreiber, wie das klaſſiſche Alterthum ſie hatte, wie England und Frankreich einige hat, ſteuern kühn auf der bewegten See des Lebens, den Stürmen und Wogen hingegeben, mit den Stürmen und Wogen kämpfend mit ſicherem Blick, mit ſicherer Hand das Ziel verfolgend, das Steuer lenkend. Das öffentliche

Leben hat ſie gebildet, im öffentlichen Leben ſind ſie groß geworden, und was ſie im Leben erfahren und geſehen, können ſie lebendig wiedergeben. So aber ſchreibt man die Geſchichte nicht. Das wahre Leben geht von Bücherſälen und vom Katheder aus. Der Katheder iſt der Leuchtthurm, auf dem die leitende Flamme glüht, nach der die Seefahrer, von Nacht umhüllt, ihre Richtung nehmen. Auf ihm hat der rechte Geſchichtſchreiber ſeine Stelle, die ihm erlaubt, in ruhiger Sicherheit der wilden und gefahrvollen Bewegung fremd, die das Meer durchwühlt, die Fahrenden zu beobachten, und was ſie thun und leiden, parteilos aufzuzeichnen. Das iſt Geſchichte, und ein Geſchichtſchreiber iſt Herr Profeſſor Leo. Statt Vielen nenne ich den Einen, der für Viele gilt. In dem Geſchichtſchreiber ſehen wir einen potenzirten Thorſchreiber, der niederſchreibt, was und wer paſſirt iſt, und weiter nichts.

Mir iſt nachſtehendes Geſpräch in die Hände gefallen:

Die Spree.

Man ſpricht ſo viel vom ſchönen Rhein;
Sollt' in ihm wohl auch Waſſer ſeyn?

Die Leine.

Ich hörte viel von ſeinem Wein;
Doch Waſſer haben wir allein.

Die Saale.

Befruchtend ziehen wir durch's Land,
Sonſt gäbe es in ihm nur Sand.

Der Rhein.

In dieſer ſonderbaren Welt
Iſt Manches wunderlich geſtellt.
Sie leben im Schreiben, wir ſchreiben im Leben;
Der Durſt nur ward ihnen, der Wein uns gegeben.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Den 8. Dezember 1832.

Was ſollte ein Abgeordneter zu einer landſtändiſchen Verſammlung in Deutſchland unter den gegenwärtigen Umſtänden thun?

Dieſe wichtige Frage nahm ich mir vor zu beantworten, als ich bedachte, man könnte den Verſuch anmaßend finden, und mir die dünkelhafte Eitelkeit zutrauen, Männer belehren zu wollen, von denen ich ſchicklicher lernen dürfte. Das iſt meine Abſicht nicht. Hätte ich auch in manchen Fällen anders geſprochen, als Jordan und Rotteck, und die ausgezeichneten Abgeordneten, die mit ihnen auf gleicher Linie ſtehen; dann fiele es mir doch nicht ein, mich darum für beſſer, oder ſie für weniger gut zu halten. Sie ſind nicht ich, ich bin nicht ſie. Ich glaube an ihren guten Willen, an ihr aufrichtiges Streben; ich glaube an ſie, wie ich an mich ſelbſt glaube. Wir können dieſelben Wünſche, dieſelben Hoffnungen nähren, nach demſelben Ziele ſtreben, das kein anderes als das Beſte des Vaterlandes und das Wohl der Menſchheit iſt, und uns doch in der Wahl der Mittel theilen, durch welche dieſe Wünſche erfüllt, dieſe Hoffnungen verwirklicht werden ſollen, dieſes Ziel zu erreichen iſt. Ich will kein gerechtes Selbſtgefühl verletzen, kein fremdes Verdienſt verkennen oder herabwürdigen, um ſie einer kleinlichen Eitelkeit, die mir fremd iſt, zum Opfer zu bringen. Dann ſtelle ich die Aufgabe ſo: Was würde ich thun, wenn ich jetzt Abgeordneter zu einer landſtändiſchen Verſammlung in Deutſchland wäre? Dieſe Frage will ich beantworten, und indem ich es thue, ſpreche ich prüfend, erwägend, mahnend und warnend zu mir ſelbſt.

Ich habe keine Stimme in dem Rathe eines Fürſten, keinen Sitz in einer ſtändiſchen Kammer. An mich geht keine Aufforderung zu That und Wort. Wäre dies; dann folgte ich ihr, und ich wollte lieber handelnd und ſprechend lebendig in das bewegte Leben eingreifen, als in anſtändigem, ſelbſt ehrbarem Müßiggange, durch den todten Buchſtaben für meine Geſinnungen, Anſichten und Gefühle einen unſichern, langſamen Weg zu den Begünſtigten ſuchen, denen es vergönnt iſt, das Wort zur That zu machen. Dem Volke gehöre ich durch Geburt und Neigung an; zu ſeinem Vertreter aber bin ich zu arm. Ich ſchäme mich deſſen nicht; denn auch Ariſtides, Epaminondas und Phocion, und die beſten Männer aus den ſchönſten Zeiten Roms würden bei uns nicht wählbar ſeyn, wo die Steuerrolle der Höhenmeſſer der bürgerlichen Vorzüge und Tugenden geworden iſt. Die ſchadenfrohe Bosheit wird das nicht deuten, als ſuchte ich meine Stelle neben den Heroen des großen Alterthums; die Eigenſchaft indeſſen theile ich mit ihnen, daß auch ſie, ſie, die Männer der Weltgeſchichte, von den Bänken der Deputirten bei uns verwieſen wären. Ich ſchäme mich deſſen nicht; ich fühle dieſe Erniederung ſogar mit Stolz; denn hätte ich das Volk treten wollen, wahrhaftig, ich beſäße jetzt auch das Recht, es zu vertreten. An günſtiger Gelegenheit, an aufmunternden Verſuchungen hat es nicht gefehlt; aber, ich muß es eingeſtehen, für manches Große, Herrliche und Schöne unſerer hochgebildeten Zeit hat mich das einfache Alterthum verbildet. Des Menſchen Werth wird nach ſeinem äuſſern Beſitze geſchätzt. Wie könnte ich viel ſeyn, da ich ſo wenig habe?

Zu That und Rede bin ich alſo nicht berufen, und ich nehme beſcheiden meine Zuflucht zur Schrift, um meine Schuld, ſo gut ich es vermag, an das Vaterland und an die Menſchheit abzutragen. Ich habe es auch früher gethan und bei Gleichgeſinnten einen freundlichen Empfang gefunden. Dieſe Zuſtimmung der Gleichgeſinnten, deren Ausdruck mir oft zu Theil geworden, war mein ſchönſter, ich darf es ſagen, mein einziger Lohn. Es iſt der Schatz, den ich mir aufgeſpart; er iſt mein Beſitz, das Erbtheil der Meinigen. Ich habe geredet, wo Reden nicht ohne Gefahr geweſen, wo Viele ſchwiegen, die viel redeten, als die Gefahr vorüber war. Da Viele, ja Alle redeten, hielt ich Schweigen für erlaubt. Der Markt war überfüllt; da ſtrozte es von politiſcher Weisheit jeder Art.

Es gab faſt ſo viele Aerzte, als Kranke; Alle hatten unfehlbare Mittel gegen jedes Uebel. Vor jeder Bude war das Recept zu finden, die Völker frei und glücklich, den Staat geachtet und reich zu machen. So viel konnte ich nicht bieten. Ich that wie Andere, die ſich in der gewaltigen Fluth der ſich ſelbſt überſtrömenden und ſich ſelbſt begrabenden Wogen der Konkurrenz nicht halten konnten; wir gingen unter. Was ſoll der wohlgemeinte Beitrag aus der kleinen Baarſchaft eines fleißigen Lebens, der Sparpfennig langen Nachdenkens und vieljähriger Erfahrung, wo die zahlreichen Gallionen ganze Indien von Schätzen der Weisheit zuführten und in Umlauf ſetzten? Jetzt iſt der öffentliche Platz wieder verödet, die überreichen Kaufherren ſind abgezogen, die luſtigen Gelage verſtummt, die Wunderdoctoren mit ihrem politiſchen Lebensbalſam, die Seiltänzer, Luftſpringer und Marktſchreier verſchwunden. Aber auch die Verſtändigen und Beſonnenen ſind davon gegangen, mißmuthig und gekränkt, daß man ſie mit den Schreiern, den rechtlichen Kaufmann mit dem Schleichhändler, den anſäſſigen

Bürger mit dem Vagabunden, den redlichen Rathgeber und Beiſtand mit dem bethörenden Schwätzer, in ein Bund zuſammmengefaßt und auf gleiche Weiſe behandelt hat. Das darf nicht ſeyn; die Aufgeklärten und Wohlwollenden dürfen den Muth und die Sprache nicht verlieren, wenn wir nicht Alles, ſelbſt die Hoffnung verlieren ſollen.

Ein junger Britte von Geiſt und Gemüth, der über ſeinen künftigen Beruf mit ſich zu Rathe ging, erzählt man, kam zu London in das Schauſpielhaus, und wohnte einer Vorſtellung des Hamlet bei. Er war ergriffen von dem tiefen Sinne des Stückes, in welchem der gewaltige Geiſt des größten Dichters ſich offenbart. Die Verſammlung war ergriffen, wie er, und überließ ſich den Aeuſſerungen der innigſten Theilnahme und des lebhafteſten Beifalls. Welch ſchöner Beruf, im Reiche des Gedankens und des Gefühls wie ein Fürſt zu walten, die tiefſten Regungen durch die Macht des Wortes einem ganzen Volke mitzutheilen! Der Entſchluß des Britten war gefaßt. Auf der Bahn des Ruhmes dem Meiſter nachzuſtreben, das Edle und Große, das geheimnißvoll in der Bruſt des Menſchen ſchlummert, zu wecken und zu beleben, ſich gefeiert zu ſehen von den Tauſenden, die erſchüttert, erfreut der zaubervollen Melodie ſeiner Sprache lauſchen, die das Gemüth in ſeinen Tiefen aufregt und beſänftigt, wie der Sturm die See bewegt und der ſtille Himmel ſie beruhigt; das war nun die Aufgabe ſeines Lebens. Die feierlichen Heldengeſtalten, der nächtliche Geiſt, die Liebenden und ihr Gefolge traten von der Bühne, und leichte, gewandte Tänzer nahmen ihre Stellen ein. Die bebenden Füße kreuzten ſich mit zierlichem Anſtande in der Luft; der Körper berührte kaum den Boden; wie Feen und Elfen in dem Mondlichte ſchwebten die Lichtgeſtalten über der beleuchteten Bühne hin. Es war ein Schauſpiel zum Entzücken; auch kannte die Begeiſterung der Zuſchauer keine Grenzen. Rauſchender, lärmender Beifall erſchütterte das weite Haus. Von dem ſtillen, heiligen Ernſte, von dem ſinnigen Scherze des Hamlet blieb keine Spur. Nein, ſagte der Engländer erbittert und beſchämt, über Die will ich nicht herrſchen, nicht um den Beifall

Derer geizen, die ein Gaukler mit ſeinem leichtfertigen Kunſtſtücke entſchädigen, die Wirkung dieſer Kunſt ſogar ſpurlos verdrängen kann. Aber ſo iſt das Volk, vielleicht der Menſch. Ihr begeiſtert, ihr bezaubert auf der Rednerbühne; ihr entwickelt eine große Wahrheit, ſprecht das Gemüth mit edeln Gefühlen an; man ruft euch Beifall zu, und ein Luſtigmacher mit einer abgeſchmackten Poſſe, ein leerer Plauderer mit [illegible] Phraſen, ein Verrückter mit Entwürfen, deren Tollheit die alberne Leichtgläubigkeit beſticht, die Dummheit gewinnt, nimmt euere Stelle ein, verdrängt euch, und wird der Liebling des Publikums.

So haben wir es immer und allenthalben geſehen, wo man die Menge richten ließ. Wir haben es ſelbſt und in der Nähe geſehen, welche Sprecher des Tages bei dem großen Haufen, ſogar bei Vielen der Gebildeten und Unterrichteten, zu denen ſie wenigſtens nach ihrem Stande ſich zählten, Glauben und Vertrauen fanden. Die Baalspfaffen der Freiheit haben ihre Götzen als Gottheit auf den Altar geſtellt, die Schwachen und Leichtgläubigen zu dem Götzendienſte verführt, zu Spenden und Opfern aufgemuntert, mit denen die Prieſter, als Stellvertreter ihres Gottes, ſich bereicherten. Der Grundſatz der Volksſouverainität, in ſeinem wahren Sinne, und richtig angewendet, iſt unbeſtreitbar, und ich habe mich ſtets zu ihm bekannt. Es giebt keinen höhern und heiligern Willen in einem Staate, als den Nationalwillen, keine höhere Macht, als die Nationalmacht; allein die National iſt nicht die träge, ſeelenloſe Maſſe, die ein Volksführer in Bewegung ſetzt, mit ſeinem Geiſt beſeelt, mit ſeinem Willen belebt, und zum Werkzeuge ſeiner Eitelkeit und Habſucht macht. In Frankreich hat dieſe Volksſouverainität die Macht und den Willen des Staates in die Hände einiger empörten Vorſtädte gegeben. Die Volksſouveränität führte die meuteriſchen Sektionen bewaffnet gegen den Konvent, der ſelbſt von dieſer Souveränität geboren war, und der 13. und 14. Vendemiaire mußte die anmaßenden Souveräne des Volkes in den Straßen von Paris zerſchmettern, um das Volk und die Regierung von ihrer Herrſchaft zu befreien. Die Volksſuveränität, über ihre natürlichen Grenzen hinausgetrieben, muß nothwendig die Mutter eines ſchrecklichen Geſchlechtes von Raſereien, Thorheiten, Zerrüttungen, Mord und Elend werden. Sicher hat das Volk das Recht, ſich ſeinen Arzt, ſeinen Prediger und Vorſtand zu wählen, damit es ihm vertraue, mit Achtung und Liebe ergeben ſey; allein ſoll es auch heilen, lehren, verwalten und Recht ſprechen?

Wahrhaftig, ich kenne nichts Größeres, nichts Schöneres, keinen höhern Preis eines tugendhaften, thatenvollen Lebens, keinen reichern Lohn ſeiner Anſtrengungen und Sorgen, als der Wohlthäter, Befreier und Beglücker ſeines Volkes zu ſeyn; allein man wird ſein Wohlthäter nicht, wenn man ſeinen Launen und Schwächen ſchmeichelt; man befreiet es nicht, wenn man die Bande löſet, die es an Geſetz und Ordnung feſſeln; man beglückt es nicht, wenn man die Tiefen ſeines Gemüthes aufregt, in welchem die thieriſchen Begierden und Leidenſchaften ſchlummern, die, einmal losgelaſſen, wie Beſtien, die ihrem Hüter entſprungen ſind, den Genuß der Freiheit in der Sät tigung roher Gelüſte finden. An das Edle in dem Menſchen, an das Göttliche in ſeiner Natur muß man ſich wenden, um ihn zu erheben, zu beglücken, frei zu machen. Das iſt nicht das Volk, um deſſen Gunſt, um deſſen Liebe der Redliche, der Freund des Vaterlandes und der Menſchheit ſich bewirbt, das Volk, das den Gerechten ächtet und den Schmeichler vergöttert, das den Mord des großherzigen Cäſar billigt, um dem feigen und ſchlauen Auguſt zu dienen; das zu den Richtern des Gottmenſchen ruft: Kreuziget ihn! das in dummer Frömmigkeit den Scheiterhaufen bauet, um Johann Huß in den Flammen zu opfern; das den edeln Bailly heute auf ſeinen Händen trägt, und morgen ſeinen Todeskampf mit teufliſcher Luſt verlängert; das Ludwig XVI. freudetrunken als den Wiederherſteller des Vaterlandes begrüßt, und ſein blutiges Haupt vergnügt in der Hand des Henkers ſieht. Das iſt nicht das rechte Volk, das ſich vor den Siegeswagen des Glückes ſpannt, wenn auch Gewalt und Liſt ihn führen; das in blindem Wahnſinne das Bild ſeines Günſtlings vergötternd auf den Altar ſtellt, um es in blindem Wahnſinne wieder zu zerſchmettern; das, wie jene Wilden den Weltgeiſt, den ſie anbeten, mit Geſchenken und Verehrung überhäuft, ſo lange er, wie es meint, ihm gutes Wetter macht, und mit Hohn durch den Koth ſchleift, wenn er die Jagd und den Fiſchfang nicht ſegnet. Nur ein Götzendiener möchte dieſes Volkes Abgott ſeyn. Ich wollte lieber mit Themiſtokles in die Verbannung gehen, als mit Kleon der gefeierte Held von Athen ſeyn, lieber mit Malesherbes meinen Kopf unter das Beil der Guillotine legen, als mit Marat in das Pantheon ziehen, lieber mit der großen Roland auf dem Blutgerüſte ſterben, als für Unſere gebenedeiete Frau vom Thermidor die launenhafte Huldigung empfangen. Steht der große Menſch, der ſich der Sache des Volkes, der Sache der Gerechtigkeit und Freiheit weiht, wirklich zwiſchen dem tarpeiſchen Felſen und dem Capitol; dann wird er, iſt er wirklich groß, jenen mit der Ehre wählen, wo er dieſes nur mit Schande betreten kann. Wer aber die Volksgunſt ſucht, um ſie zum Fußſchemel ſeines Glückes zu machen; der iſt entehrt als Verräther an ſeinem beſſern Selbſt und an dem Volke, zöge er auch mit Ehren überhäuft ins Capitol. Die aber um die gebrechliche Größe, um die vergängliche Unſterblichkeit, welche die wechſelnde Laune dieſes Volkes ertheilt, um ſeinen Beifall und Beiſtand buhlen, weil ſie zur wahren Größe ſich zu erheben unvermögend ſind, die Unſterblichkeit, zu der nur die Wahrheit und die Tugend führen, im Gefühle ihrer Unwürdigkeit zu erlangen, verzweifeln müſſen; die mögen dem Strome der Volksgunſt ſich überlaſſen, der in ſeinem Laufe die Woge, die er wie im Triumpfe erhob, im nächſten Augenblicke in den Abgrund ſeiner Gewäſſer ſtürzt, und aus feilen Opferprieſtern Opferthiere werden.

Die Volkswahlen bieten nicht ſelten ein eben ſo demüthigendes, als ſchmerzliches Schauſpiel dar. Der getäuſchte Ehrgeiz, die verlezte Eitelkeit, Durſt nach Geld und Auszeichnung, alle ſelbſtſüchtige Leidenſchaften wenden ſich an das Volk, um ſich mit ſeiner Kraft gegen die Regierung zu verſtärken, die dem Lande feindlich gegen über ſtehen muß, weil der Candidat durch ſie ſeine Zwecke nicht erreichen kann. Gegen die Regierung wird der Bund geſchloſſen, wenn die Regierung den Gewählten nicht zu gewinnen weiß. Alles Uebel, an welchem das Volk leidet, iſt das Werk der Regierung, alles Heil, das es erwarten kann, die Befreiung von jeder Laſt, die Erlöſung von allem Böſen iſt das verheißene Werk des Gewählten. Die Vorbereitungen zu einem Landtage gleichen den Rüſtungen zu einem Kriege. Die Truppen ſchaaren und ordnen ſich, die Häupter und Führer entwerfen ihre Plane, theilen die Rollen aus; die Regierung ſieht ſich wie eine Feſtung vor, der eine Belagerung droht. Die Belagerer ſind die Deputirten. Von beiden Seiten beginnt das Gefecht; hier feuert man hinein, dort heraus, als ſey jedem Theile ſeine feindliche Geſinnung durch ſeine Stellung gegeben. Der Sieg auf der einen Seite iſt eine Niederlage für die andere. Welche unnatürliche, verdammungswürdige Lage, die den Staat in zwei feindliche Heere ſcheidet, die Regierenden den Regierten gegen über ſtellt, alles Recht, alle Wahrheit nur auf einer Seite findet! Was von der Regierung kommt und für ſie ſpricht, iſt ſchlecht; was ſich ihr entgegenſtellt, ſie herabwürdigt und entkräftet, iſt gut. Man verdächtigt ihre Abſichten, entſtellt ihre Handlungen, weil es die Handlungen, die Abſichten der Regierung ſind. Hier gilt nicht, was man nach ſeiner Ueberzeugung, für wahr und recht erkennt. Wahrheit und Recht ſind nur das Eigenthum einer Partei, die der Regierung feindlich gegen über ſteht. Wer für das Volk und ſeine gute Sache iſt, muß ſich in Widerſpruch mit der Regierung ſetzen, ſich zur Oppoſition bekennen. Das iſt parlamentariſch, ſagen dieſe Staatsgelehrten; das Muſter hat uns England aufgeſtellt, der Muſterſtaat der Freiheit und der Volksbeglückung, der auf der Bahn politiſcher Bildung uns vorausgegangen iſt, dem übrigen Europa das große Beiſpiel einer geordneten Staatsgewalt im Gleichgewichte gegeben hat. Der Muſterſtaat der Freiheit und Volksbeglückung! Wollt ihr ſeine Freiheit, wie dieſe Verfaſſung mit dem ſchönen Einklange der Staatsgewalten im Gleichgewichte ſie überlieſert hat? Möget ihr euerm Volke das Glück bieten, deſſen ſich der Bürger in Großbrittanien und Irland erfreut? Parlamentariſch wäre dieſe Oppoſition, die tadelnswerth und verwerflich findet, was von der Regierung kommt, das Gute ſchlecht, das Schlechte gut heißt, nachdem dieſe oder jene Hand es bietet? Solchen Unverſtand hat nie ein verſtändiger Britte als eine parlamentariſche Regel, als einen konſtitutionellen Vorzug in Schutz genommen. Und wäre es; hätte der Gebrauch den Aberwitz als Weisheit dort geheiligt; ſollen wir, die Affen fremder Sitte, mit knechtiſcher Nachahmung annehmen, was unſere Einſicht verwirft! Nein, jedes Land iſt, denke ich, reich genug an eigener Thorheit, an eigenen Vorurtheilen, daß es der Einfuhr fremder Fabrikate von ſolchem Gehalte nicht bedarf. Dieſe ſyſtematiſche Oppoſition gegen die Regierung iſt durchaus verdammenswerth, und erzeugt große Uebel. Sie hindert das Gute, wo es geſchehen könnte, ſie würdigt die Regierung herab, und entzieht ihr das Vertrauen des Volkes, das ihr die Kraft giebt, ihre Beſtimmung zu erfüllen; ſie wirft Gut und Bös, Recht und Unrecht ſinnlos durcheinander, weiß keinen Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Lüge, zwiſchen Aufrichtigkeit und Betrug, und verfälſcht ſo das Rechtsgefühl und vergiftet die Sittlichkeit in ihrer Quelle; ſie nöthigt die Regierung, der feindlichen Haltung, welche die Oppoſition ihr zeigt, mit einer feindlichen zu begegnen. Da ſie weiß, daß ſie nur Anhänger oder Gegner findet, daß ſie durch jene ſich nur erhalten kann, durch dieſe aber unterliegt, muß ſie alle Mittel aufbieten, Freunde zu gewinnen und ihre Gegner zu entfernen. Sie muß zu einem geheimen oder offenen Kriege ſich verſtehen, weil der Sieg ihr Alles giebt, die Niederlage ihr Alles nimmt. Der Sieg aber wird einzig durch die Macht entſchieden, und die Macht muß ſie für ſich gewinnen, mag ſie nun Gewaltthat oder Liſt verleihen. So iſt ſie genöthigt, auf die Wahlen ſich einen unerlaubten Einfluß zu geſtatten, das Volk in ihrem Sinne zu bethören und zu verführen, wie es die Oppoſition in ihrem Sinne thut, Beſtechungen, Verheißungen anzuwenden, ſich Anhänger auf Koſten der Nation zu kamſen, und auf Koſten der Nation zu belohnen. Die Regierung wird eine Partei im Staate, und die Sache des Staates, das Intereſſe des Volkes, Sache einer Partei, welche die Gegenpartei der Oppoſition ins Leben gerufen hat. Der Angriff nöthigt zur Vertheidigung, der Feind denkt auf Vermehrung ſeiner Mittel; man muß daſſelbe Ziel verfolgen, um ſeine Kräfte in demſelben Verhältniſſe zu vermehren. So wie nun die Kunſt des Angriffes ſich ausbildet; ſo ſucht die Kunſt der Vertheidigung mit ihr gleichen Schritt zu halten. Liſt und Gewalt verfolgen ſinnreich ihre Bahn, und die Werbung von Söldlingen und der Ankauf von Kriegsbedarf wird eifrigſt betrieben und fortgeſetzt. Wer zahlt die Koſten? Die, welche Alles zahlen, auf deren Rechnung der Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Habſucht ſich bekämpfen, die durch die Entſcheidung des Kampfes ſelten gewinnen, gewöhnlich verlieren, nichts von dem Vortheile wiſſen, den ſie bringt, aber ſich alle Nachtheile müſſen aufbürden laſſen, welche damit verbunden ſind. So haben wir es auch lange Jahre hindurch geſehen: ſchlechte und verfälſchte Wahlgeſetze, beſtrittene, erkaufte, erbettelte Wahlen, Streit in der Kammer um perſönlichen Einfluß, Gewalt, Stellen, Auszeichnungen. Alles für das Volk! iſt das Feldgeſchrei; das geheime Loſungswort aber, das Jeder in ſeinem Herzen trägt, heißt: Alles für uns, und Alles durch das Volk, und Alles auf Rechnung des Volkes! Jeder, hört man ihn, will das Volk glücklich machen, ſeine Laſt erleichtern, ihm gute Tage geben, nicht, wie der knauſerige Heinrich, für ein Huhn im Topfe ſorgen, nein, ihm bleibenden Wohlſtand ſichern, wenn er nur zur Macht gelangt. Er gelangt zur Macht; er iſt am Ziele. Die Verſprechungen, die ſeiner Erhöhung zur Brücke dienten, ſind vergeſſen; die Brücke liegt unnöthig, vielleicht gefährlich hinter ihm, und wird abgebrochen. So währt es ſchon lange Jahre. Der hat Gewalt, und Jener will ſie haben; dieſer iſt im Beſitze, und jener möchte dazu gelangen. So ſehen wir ſchon geraume Zeit dem Schauſpiele zu, wie Regierung und Volksvertretung ſich anfeinden und bekriegen und an den Kampf erinnern, den die Geſchichte von zwei Offizieren berichtet.

Bei Montenotte ſtieß, in dem italieniſchen Feldzuge, der zu Bonaparte's Macht den Grund gelegt, ein öſtreichiſcher Offizier auf einen franzöſiſchen, dem er ſich gewachſen fühlte. Ergieb dich! rief der Oeſtreicher. Nimm mich, erwiederte der Franzoſe. Dieſer ergab ſich nicht, jener nahm ihn nicht. Sie fochten, bis ſie beide in ihrem Blute friedlich neben einander lagen. Ergieb dich! ruft die neue Lehre die alte Gewalt an. Nimm mich! erwiedert dieſe trotzig. Noch iſt die Lehre jung, getheilt und ſchwach, die Gewalt einig und ſtark. Giebt es keinen Frieden, als in der Erſchöpfung durch Blutverluſt? Ich hoffe es nicht; aber es mag zu fürchten ſeyn.

Vierundzwanzigſter Brief.

Den 19. Dezember 1832.

Die feindliche Haltung, welche die Regierung und die Volksvertretung gegen einander angenommen, hat ſchwere Uebel auf das Volk gehäuft. Da der Sieg des einen Theiles eine Niederlage des andern iſt; ſo beſteht zwiſchen ihnen ein Wettkampf, in welchem dieſe zu verhindern und zu zerſtören ſucht, was die Gegenpartei Gutes bewirken möchte. Man gönnt ſeinem Gegner die Ehre und den Vortheil einer nützlichen Maasregel nicht, weil ſie ſeine Gunſt und Macht vermehrte, und wird kaum Bedenken tragen, die Arznei, die von ihm kommt und heilen ſoll, in Gift zu verwandeln, welches entkräftet und zerſtört. Ein freundliches Zuſammenwirken zum Wohle des Landes, zum Beſten des Volkes darf man nicht erwarten, ſo lange die eine Macht der andern als Nebenbuhlerin zur Seite ſteht. Sie ſind im Zuſtande des Krieges, dem alle Mittel dienen, die zum Zwecke führen; der Zweck aber iſt der Sieg. Die Fürſtenmacht, wie ſie ſich bei uns ausgebildet hat, und wirklich beſteht, iſt an Mitteln der ſtändiſchen Gewalt ſo ſehr überlegen, daß ſie, wenn ſie will, ſelbſt die Vortheile, die dieſe bringen kann, in Nachtheile zu verkehren, oder wenigſtens in Täuſchungen zu verwandeln fähig iſt. Herr Profeſſor Vollgraff hat das in ſeiner Art ganz gut gezeigt, und die Täuſchungen des Repräſentativſyſtems genügend dargethan. Es verriethe einen zu ſtarken Glauben an die menſchliche Tugend, wenn man es anders erwartete. Auf die Schwächen darf man im gewöhnlichen Laufe der Dinge, bei gewöhnlichen Menſchen zählen, nicht auf Edelmuth und Seelengröße, die nur auſſerordentliche Weſen beſtimmen können, ſich ſelbſt zu opfern. Man ſpricht von einem Gleichgewichte der Gewalten, die ſich gegenſeitig regeln und beſchränken, in wohlthätiger Wirkſamkeit ſich unterſtützen, in böſem Streben hindern ſollen. Zum Guten nimmt man ſie als einig und verbunden, zum

Schlechten als getheilt und ſich entgegen an. Ein Gleichgewicht verſchiedener Gewalten in einem Staate hat aber nie beſtanden, wird nie beſtehen. Zwei gleiche Mächte müſſen Feinde ſeyn; ſie beſtehen nur zuſammen, um ſich zu bekämpfen. Ihr Verhältniß iſt das des Krieges, das nur die Unterwerfung, die Unterordnung der einen oder der andern enden kann. Kein Staat hat dies Gegengewicht gekannt, das gegen die Natur des Menſchen und der Dinge iſt. Stellt ihr mit Mühe die beiden Schaalen einer Wage gleich; dann darf nur ein Tropfen Thau, ein Sandkorn in eine Schaale fallen, und das künſtliche Gleichgewicht iſt aufgehoben. Der Gedanke aber, jetzt in Europa der Monarchie, die ſich mit der Ariſtokratie verbunden hat, ein Gegengewicht zu geben, kommt vielleicht um manche Jahrzehnte zu früh. An dieſer kompakten Macht, die eine tauſendjährige Ueberlieferung, den Beſtand der Dinge, der, als beſtehend, auch geſetzlich iſt, die Angewöhnung, das angeerbte Intereſſe und die fortgepflanzte Meinung für ſich hat, muß jetzt noch jeder Verſuch einer gewaltſamen Beſchränkung ſcheitern. Dieſe Macht iſt einem Strome zu vergleichen, der ſeine Gewäſſer geſammelt hat, in ebenem Bette ſich bewegt, ohne Hinderniß, das ſeinen Lauf aufhielte oder verzögerte, ſein Ziel zwiſchen Ufern verfolgt, die ihn nur beſchränken, um ſeine Gewalt zu verſtärken. Das Bedürfniß der Freiheit, die Anordnungen und Ideen, die ſie begünſtigen, die Stärke, zu der ſie angewachſen ſind, zerſtreuen ſich ohne Zuſammenhang auf weiter Oberfläche, ſprudeln hier als Quelle, rieſeln dort als Bach, verſumpfen bald in ihrem Gange aufgehalten, zerſtäuben bald ohne Wirkung über Klippen, und, wenn ſie auch im Ganzen eine gewaltige Maſſe bilden, trägt dieſe Maſſe doch keine Laſt, und hat mit dem geringſten Widerſtande zu kämpfen. Jedem Leben ſcheint ein Inſtinkt beizuwohnen, der ihm die Gefahr verkündet, die es bedroht. Die erbliche Gewalt hat die Gefahr erkannt, die ihr die Zeit immer drohender entgegenführt; ſie hat ſie erkannt und ihr iſt klar geworden, daß ſie nur mit vereinter Macht ſie mit Erfolg bekämpfen, wenn auch auf die Dauer nicht beſiegen kann. Den Inſtinkt hat die Erfahrung aufgeklärt, und der Bund, den das Beſtehende zu ſeiner Erhaltung geſchloſſen, iſt feſt und dauernd, wie die Gefahr, die es bedroht.

Dieſe Anſicht wird mir wenig Freunde machen; ich weiß es. Muß ich aber mich entzweien; ſo ſey es lieber mit der Welt, als mit mir ſelbſt. Ich rechne indeſſen auf die Billigen und Verſtändigen, die der Rauſch des Augenblicks über die Zukunft nicht betäubt, die den leidenſchaftlichen Schrei der Gegenwart nicht für die beſonnene Stimme der Geſchichte halten. Hier wird man mich der Servilität beſchuldigen, dort mit ſcharfem Blicke unter dem anſtändigen Gewande einer geheuchelten Legitimität den teufliſchen Pferdefuß des Jakobinismus entdecken. Wie ſie wollen; ich nehme beides, Lob und Tadel, wo der Parteigeiſt richtet, mit gleichem Gefühle auf. Die neue Gabe lege ich zu dem alten Angebinde, mit dem man mich früher ſchon reichlich bedacht, mich bald in der rothen Mütze, bald in der Kapuze, auf dem Berge und im Sumpfe, als Anhänger des Pabſtthums und als abtrünnigen Katholiken unter den Verfechtern des Proteſtantismus, an manchen Orten ſelbſt als verkappten Jeſuiten wollte geſehen haben. Was haben gewiſſe Leute nicht geſehen, denen die gemeine Leidenſchaft zum Auge dient! Mögen die Narren nach Belieben mir meine Stelle geben, weiſen ſie mir dieſelbe nur nicht in ihrer Geſellſchaft an!

Ich hätte alſo Luſt, fragt man mich, die Regierungen zu vertreten, und ihre Sache gegen die Freunde des Volks zu führen? Nein. Ich habe es einzig hier mit den Abgeordneten der Stände zu thun, und frage mich ſelbſt, wie ich zu handeln es für meine Pflicht erachten würde, ſäße ich unter ihnen. Das iſt die Aufgabe, die ich mir zu löſen vorgenommen, und einfach und leicht gefunden habe. Ich bin bei der Oppoſition, wo ſie das Recht zu wahren, die Wahrheit zu ſchützen hat. Sehe ich, daß die Regierung das Gute will, das Wohl des Volkes fördert, die Ehre des Landes achtet; dann bin ich ihr Freund auf Tod und Leben! lieber will ich mit ihr fallen, als den Sieg der Heuchler theilen, welche Feinde aller Gewalt ſind, die ihnen nicht zu Theil geworden; die ſie nur bekämpfen, um die Gewalthaber zu erſetzen. Man findet mich auf den beiden Aeuſſerſten, wenn die Wahrheit und das Recht zum Aeuſſerſten getrieben, keinen Vertheidiger mehr zwiſchen den Enden finden. Gilt es, zwiſchen der Wahrheit und der Lüge, dem Rechte und dem Unrechte, der Freiheit und der Sklaverei zu feilſchen und zu mäkeln; dann ſcheide ich von der Mitte aus, mag ſie auch alle Welt die richtige und die rechte nennen; denn zwiſchen Wahrheit und Lüge, zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen Freiheit und Sklaverei kann es keine richtige Mitte geben. Mit gewiſſenhafter Strenge halte ich auf den Werth der Dinge, den ich erkannt, ohne Rückſicht auf die Perſonen, die dafür, oder dagegen ſind. Ich glaube, daß dem Guten nichts mehr ſchadet, als ſein Mißbrauch. Was keine feindliche Macht der Welt zerſtören könnte, die Tugend, die Wahrheit, das Recht, die Freiheit; ſeine falſchen oder dummen Freunde haben es zerſtört. Die wahren Freunde dieſer höchſten Vorzüge und Güter der Erde müſſen darum Prieſter der Veſta ſeyn, Bewahrer des heiligen

Feuers der Menſchheit, keuſch und rein von ſchlechter Begierde und böſer Luſt. Achten, lieben und ſuchen müſſen ſie dieſelben um ihrer ſelbſt willen, nicht perſönlicher Vortheile, eigennütziger Rückſichten wegen. Wer dieſer Göttin dienen will, der Göttin des heiligen Feuers, das unſer Geſchlecht erwärmen ſoll mit Wohlwollen, Neigung und Liebe: der Göttin des Lichtes, das unſerm Geſchlechte leuchten ſoll mit der ewigen Flamme der Wahrheit, die auch die Mutter des Rechtes iſt, darf ſeine Seele nicht beflecken mit unreiner Begierde, ſeine Hände nicht beſchmutzen mit unreinem Beſitze; er darf ihr nicht dienen im Dienſte der Eitelkeit und des Eigennutzes.

Ich würde, wenn ich das Volk zu vertreten berufen wäre, in dem Intereſſe dieſes Volkes ſelbſt, die Regierung nach Kräften unterſtützen in Allem, was des Landes Wohl bezweckt. Ich würde die Achtung, die Ergebung gegen ſie zu beleben, zu ſtärken, zu vermehren ſuchen, ihr Anſehen befeſtigen, ihr das Vertrauen des Bürgers gewinnen, deſſen ſie ſo ſehr bedarf, ihr dienen, wo ſie dem Volke dient, deſſen Beſtes ihr eigenes Beſtes iſt. Ich würde ſelbſt ihre Fehler und Verirrungen, wo ſie menſchlich fehlt und irrt, gut zu machen, ihren nachtheiligen Folgen vorzubeugen mich beſtreben, ohne die Waffen die ſie dadurch ihren Gegnern leiht, feindlich gegen ſie zu kehren. Ich würde bedenken, wie ſchwer es oft der Gewalt wird, die Liſt, Lüge, Schmeichelei und Betrug umgiebt, das Wahre und Rechte zu erkennen und zu thun; wie viel bequemer es die Theorie findet, Glück und Segen in Worten zu verbreiten, als ſie in der That zu verwirklichen ſind. Volk und Regierung, auch wo ſie hadern und zu hadern Grund haben, würde ich zu ſie verſöhnen mir zur Aufgabe machen. Könnt ihr ſie trennen, wenn ihr die gehäſſige Stimmung zwiſchen ihnen zur Unverträglichkeit geſteigert habt? Ihr könnt es nicht, und nährt den Zwiſt der Ehe, wo keine Scheidung möglich iſt. Bedenket das, und ſeyd bemüht, den Zwiſt auszugleichen, die Hadernden zu verſöhnen, den Frieden, wo er gebrochen iſt, wieder herzuſtellen. Handelt in dieſem Sinne, laßt euch dieſen Geiſt beſeelen, ſtrebt nach dieſem Ziele. Erreicht ihr es auch nicht; dann habt ihr doch das Eurige gethan. Der Erfolg iſt in eine höhere, mächtigere Hand gegeben, die ordnen und lenken wird, was menſchliche Macht und Weisheit nicht ordnen und lenken kann. Es wird kommen, was da kommen ſoll. Wer die Saat ausgeſtreuet hat über die Erde, wird auch dafür ſorgen, daß ſie zur Ernte reift. Seyd tüchtige Landwirthe und pfleget, was ihr gepflanzt. Iſt die Frucht ausgetragen; dann entwindet ſie ſich ſelbſt der Mutter Schooß. Iſt ſie gezeitigt an der Pflanze, die ſie bringt; dann löſet ſie ſich ſelbſt von ihr. Wollt ihr aber die Gebährerin vor der Zeit entbinden, und die Frucht von der Pflanze trennen, ehe ſie gezeitigt; dann lauft ihr Gefahr, beide, Mutter und Kind zu tödten, Pflanze und Frucht zu verderben. Darum wollet nicht ernten vor der Zeit; die Zeit aber iſt durch eine ewige Naturordnung geſezt. Pflanzet und pfleget mit Sorgfalt und Fleiß, und wer die Frucht am Baume, das Korn am Halme reift: der wird auch die Frucht der Menſchheit reifen. Der Menſch darf nur wollen, was er kann und muß den Zweck ſeines redlichen Willens mit ſeiner Kraft vergleichen, die zu ihm führen ſoll. Es iſt Thorheit, nach Unerreichbarem zu ſtreben, und mit kindiſcher Unerfahrenheit die Hand verlangend nach dem Monde auszuſtrecken. Der Muth iſt eine große Gabe, und wohl Dem, der ſich ihres Beſitzes rühmen darf! Wir brauchen ſie, und brauchen ſie beſonders in Zeiten der Gefahr; aber der rechte Muth übergiebt ſich dieſer nicht mit blindem Ungeſtüme; er mißt ſie erſt, um zu wiſſen, ob er ihr gewachſen iſt. Wer dieſen rechten Muth im Buſen trägt, und die ſchöne Gabe nicht unbedacht verſchleudern will; der ſpähet die Stärke und Schwäche ſeines Gegners aus, um ſie zu ſeinem Vortheile zu benützen. Was hilft es einen Feind zu reizen, der gereizt furchtbarer wird, und deſſen Erbitterung ſeine Kraft vermehrt, die unſerer Schwäche ſpottet? Ihr nennt das Feigheit! Gut, ſetzt dann großherzig, ſetzt verwegen euch ſelbſt bei dem verzweifelten Spiele ein, nur nicht das Volk, für das ihr zu ſpielen vorgebt, welches aber nur der Einſatz iſt. Werft euch verzweifelt dem Siegeswagen der erbitterten Gewalt entgegen, daß er zerſchmetternd über euere Gebeine gehe! Ihr ſeyd dann Märtyrer, und man wird bewundernd und dankbar die Macht eueres Glaubens ehren; aber nehmt nicht das Volk als Schild, um euere Bruſt zu decken, wenn ihr unbeſonnen Händel ſucht. Noch einmal, haltet die heilige Sache, für die ihr den Kampf beſteht, rein und heilig; und ſie ſiegt, ſiegt durch ihre eigene Macht, verdient die Menſchheit anders dieſen Sieg. Angenommen, die Gewalt, der man als Volksvertreter gegenüberſteht, handle willkührlich; dann hüten wir uns, ihr Willkühr entgegenzuſetzen. Die Sünde büßet keine Sünde ab. Schuld verſöhnt keine Schuld. Verbrechen hebt kein Verbrechen auf. Man ſoll alſo dieſer Gewalt, fragt ihr, ſich niederträchtig unterwerfen, vielleicht gar ſchmeicheln, ihr gefällig ſeyn? Das habe ich nicht geſagt. Bewahret, ich wiederhole es, die gute Sache rein, und die bewahrte Reinheit ſichert ihr den Sieg. Willkühr und Grauſamkeit verderben ſie nicht; ſie kann ſich nur durch ihre eigene Entſtellung ſelbſt verderben. Das Chriſtenthum hat ſich unter den Qualen der Verfolgung, aus dem Blute ſeiner geopferten Bekenner, ſiegreich erhoben und über die Welt verbreitet; nur das entartete, entſtellte Chriſtenthum hat Hand an ſich ſelbſt gelegt und ſeine Verſtümmelung herbeigeführt. Von der Willkühr ward noch keine Wahrheit unterdrückt; der Druck erhöhete im Gegentheile ihre Kraft, und der Kampf, der ſie zerſtören ſollte, entſchied ihren Sieg. Das Laſter und Verbrechen zehren durch ihr Wachsthum, gleich Verſchwendern, ihr eigenes Vermögen auf. Jeder Sieg iſt ein Schritt zu ihrer Niederlage. Die Tugend, wo ſie wehrlos iſt, ſiegt durch den Widerſtand der Ruhe, der Theilnahmloſigkeit. Das Schweigen der Völker, ſagt ein Kirchenlehrer, iſt das Gericht der Könige.

Ich wollte, die Monarchie hätte Freunde, denen ſie vertraut, wahre Freunde, die der Muth beſeelt, ihren Freund zu retten, auch auf die Gefahr, ihm zu mißfallen; denn Mißfallen in einer Monarchie iſt für die, welche in der Nähe des Monarchen ſind, das größte Uebel, wie Gefallen das höchſte Gut. Ich ſelbſt wäre ein ſolcher Freund, mit ganzer Seele, mit aller Aufopferung, der die wahre Freundſchaft fähig iſt. Allein wie nun einmal die Dinge ſtehen, darf ich wohl auf das Mißfallen, und ſchwerlich auf Vertrauen rechnen. Hat die Gewalt Freunde? Kann ſie Freunde haben? Freundſchaft iſt geiſtige Verwandtſchaft; ſie giebt, um zu empfangen, und empfängt, um zu geben; aber ſie giebt ſich ſelbſt, und fordert für die Gabe den gleichen Preis... Alle Freundſchaft iſt, wie die Liebe gegenſeitig... Das Schiff des Staates, das auf der tiefbewegten See ſchwankend geht, und gegen die empörten Wogen mit unſicherm Erfolge kämpft, kann durch das Königthum und mit dem Königthume, das am Steuer ſitzt, gerettet werden; um das zu können, muß es die kraſſe Ariſtokratie, wie ſie eine rohe Vergangenheit geſtaltet hat, als ſchädlichen Ballaſt, über Bord werfen, um an deſſen Stelle koſtbarere Güter aufzunehmen. Ich weiß kein anderes Mittel. Die wahre Monarchie kann wohl, um mich bildlich auszudrücken, zum Schwimmen kommen, um ſchwimmend ſich zu retten; aber ſie wird oben bleiben, und ſich erhalten, wenn die Ariſtokratie, die ſie umklammert hält, ſie nicht mit ſich in den Abgrund zieht. Es iſt ſchwer, über dieſen Gegenſtand zu reden und ſich zu verſtändigen. Wer mag die herbe Wahrheit, wenn er nur ſüße Lüge zu koſten pflegt? Das ſchwache Auge erträgt den vollen Glanz der Sonne nicht, und muß ihr reines Licht durch gefärbtes Glas empfangen. Dieſes iſt für das Seelenauge, das die nackte Wahrheit blendet, die Fabel, die ihren Strahlenglanz verhüllt. Taſſo ſagt:

> So wie man öfters wohl dem kranken Kinde
> Des Bechers Rand mit ſüßem Naß beſtreicht;
> Die bittern Säfte trinkt es dann betrogen,
> Und hat ſich Leben aus dem Trug geſogen.

So will ich denn eine Fabel des alten ſchlichten Phäder hier anführen, die in ihrer Unſchuld ohne Verdacht entgegengenommen werden kann. „Ein Hirſch,“ erzählt der Dichter, „der an der Quelle ſeinen Durſt geſtillt, verweilte bei derſelben, und ſah in dem Spiegel des Waſſers ſein Ebenbild. Da lobte er die hohen, zackigen Geweihe, und tadelte die dünnen Schenkel ſehr. Auf einmal ſchreckt ihn Jagdgeſchrei aus ſeiner Betrachtung auf. Schnell flieht er über das Feld und entgeht raſchen Laufes den Hunden, die ihn verfolgen. Er gelangt zu einem Walde, in deſſen Dickicht er mit den äſtigen Geweihen ſich verſtrickt; die Hunde, die ihn ſo ereilt, zerreißen ihn. Sterbend ſoll der Hirſch gejammert haben: O ich Unglücklicher! Jetzt erſt, zu ſpät begreife ich, daß das, was ich verachtet, mir nützlich, und was ich gerühmt, verderblich geweſen.“ — Die ſtolzen Geweihe! Ja, ſie ſind gefährlich.

Ich bin kein Feind der Ariſtokratie, die mit den Rechten des Bürgers, dem Wohle des Staates ſich verträgt; ſie kann der Geſellſchaft nützlich ſeyn und das allgemeine Beſte fördern. Ich ehre die Verdienſte des Vaters in dem Sohne, der ſich deſſen würdig zeigt. Der Ruhm der Vorfahren verleiht dem Namen der ſpäten Enkel Glanz, verpflichtet die Erinnerung zu gerechter Anerkennung und Dankbarkeit, und iſt für dieſe eine Aufmunterung, die edeln Ahnen zum Muſter ſich zu wählen. Allein der Ariſtokratie bin ich nicht gewogen, die in der Anherren Ruhm ſelbſt ruhmlos und ohne Verdienſt von dem Lohne ihrer Dienſte ſchwelgen will; jene Ariſtokratie, die als ein unfruchtbarer Park, in welchem das Wild zur eigenen Luſt und zur Luſt des Herrn ſich vergnügt ergeht, das Land bedeckt, und zum Kartoffelacker und Saatfelde, von dem das Volk ſich nährt, keinen Raum geſtattet; die, weil die Väter reiche Früchte trugen, als wildes Gehölz den Boden überſchattet, ihm Licht und Wärme nimmt und ſeine nährende Kraft verzehrt. Mögen die Nachtwandler der Vergangenheit, die mit geſchloſſenen Augen durch die Vorwelt gehen, und in den ſchauerlich erhabenen Gefühlen ſchwelgen, mit denen die Herrlichkeit des Mittelalters, die ſie ſich ſelbſt geſchaffen, ihr romantiſches Gemüth erfüllt, — mögen ſie bewundernd und bedauernd nach den Trümmern der alten Burgen und den verfallenen Mauern der Klöſter ſchauen; der Geiſt, der ſie bewohnte, iſt lange ausgezogen, und für uns nur ein Geſpenſt geworden. Was zurückgeblieben, giebt weder Schutz noch Obdach, gewährt keine gaſtliche Aufnahme, droht dem Wanderer nur mit herabrollenden Steinen, und nimmt dem Fleiße des Landmannes den Boden zum Pflanzen weg. Die Ariſtokratie iſt in der Natur gegründet, und wird, wie dieſe, ewig ſeyn. Iſt ſie, was die

Bedeutung ihres Namens ſagt, die Herrſchaft der Beſten; dann kann keine Herrſchaft ihr den Rang beſtreiten, — und wie ſie durch die ewigen Geſetze der Schöpfung begründet iſt, ſo mag auch die Weisheit des Menſchen keine Anordnung erfinden, die den Staat feſter geſtaltete, und ſein Wohl dauernder ſicherte. Die Weisheit ſoll berathen und beſchließen, der Tapfere und Muthige den Kampf beſtehen. Dem Stärkern gebührt die ſchwere Laſt, den Sehenden wählt man zum Führer. Und wie die Weisheit, die Stärke, der Muth, die Tugend zur Geſellſchaft eine größere Aktie bringen; ſo ſprechen ſie auch mit Recht den größern Gewinn an, der ſich aus dem Geſammtkapitale ergiebt. Solche Ariſtokratie geht ſchon aus dem Geſetze der phyſiſchen Natur hervor, welches auch die moraliſche beſtätigt. Dieſem Geſetze gemäß muß die beſtehende Ariſtokratie ſich bilden und veredeln, wenn ſie ſich erhalten will.

Die Herrſchaft der Beſten ſollte ſich allenthalben geltend machen, wenn ſie auch nicht als politiſche Inſtitution beſteht. Welchen Gefahren würde begegnet, welchen Nachtheilen vorgebeugt, verbänden ſich die Beſſern zur Förderung des Guten, wie es die Böſen zur Förderung des Schlechten thun? Und wie ſehr bedürfte Deutſchland dieſes Bundes, Deutſchland, das in jeder Hinſicht ſo wenig verbunden iſt! Wir ſuchen ein gemeinſames Vaterland, eine Nationalität, welche die zerſplitterten Kräfte, die getheilten Gefühle zuſammenhält, ein gemeinſames Wollen und Streben, das unſerer Thätigkeit daſſelbe Ziel, einen größern Schauplatz giebt. Nun ihr Beſſern, verbindet euch zu dieſem Zwecke, einigt euch in Geſinnung, in Wort und That! Wir brauchen zu dieſem Ende keine Umwälzung, keine Zerſtörung. Was wahrhaft und wirklich das Vaterland macht, worin die echte und wahre Nationalität beſteht, Gedanke und Gefühl; das könnt ihr ſchaffen, pflegen, ſtärken. Die materiellen Intereſſen, Handel, Münze, Maaß und Gewicht, Bewaffnung, Geſetzgebung, machen ſich ſpäter Platz, und ihre Einförmigkeit folgt unſerer geiſtigen Einheit ſo gewiß, als der Körper dem Geiſte folgt. Tretet darum mit vereinter Kraft, mit dem Gewichte eures Namens, mit der Stärke eures Geiſtes, der Macht eures Willens dieſem ochlokratiſchen Treiben entgegen, das in dem öffentlichen Leben, wie in der Literatur, der Gemeinheit eine erbärmliche Herrſchaft giebt. Seltene Beſſere kämpfen, widerſtreben allerdings der angemaßten Macht, die faſt allenthalben die zudringliche Mittelmäßigkeit, der dumme Dünkel, die ſchamloſe Verwegenheit üben; aber getheilt ſind ſie ſchwach, oder in ihrem übel verſtandenen Stolze verhindert ſie die Scham, mit der plumpen Rohheit handgemein zu werden. Wie manches Unheil, wie manche Schmach hätten wir von uns und dem Vaterlande abgewendet, wären die Guten und Einſichtsvollen zu rechter Zeit gegen die Schlechten und Unwiſſenden entſchieden und mit Nachdruck aufgetreten, um ihr Streben zu bekämpfen, die Irrenden zu belehren, die Ungewiſſen zu befeſtigen, die Verzagten zu ermuthigen? Durch ihre Schuld hat die Pöbelherrſchaft im Gebiete des Gedankens, des Gefühls und der Geſittung ſich unter uns Bahn gemacht und nach und nach befeſtigt. Der Kleinmuth und die Eitelkeit haben es vorgezogen, unter ſich ein Cartell zu ſchließen, um die Widerſpenſtigen und Abtrünnigen, die ſolche Herrſchaft nicht anerkennen wollten, ſich gegenſeitig zur Beſtrafung auszuliefern; ſie ſind einen Vertrag der gegenſeitigen Nachſicht, Schonung und des Lobes eingegangen, und man ſpendete reichlich Ruhm um Ruhm, und ſtipulirte für die Angehörigen und Verbündeten Vergeſſen und Vergeben, Hülfe und Unterſtützung in dem Allianztraktate. So muß man ſich die vielen traurigen Erſcheinungen in unſerer Literatur und dem öffentlichen Leben erklären, über welche die Kritik ſchwieg, wenn ſie dieſelben laut zu preiſen Anſtand nahm. So iſt es gekommen, daß wir gewöhnlich Lüge und Täuſchung ſehen, wo die Wahrheit nicht nur als heilige Pflicht, ſondern auch als das dringendſte Bedürfniß erſcheint. So iſt auch im Staate die faſt unheilbare Spaltung eingetreten, die Völker und Fürſten, Regierende und Regierte ſcheidet. Von der einen Seite Proklamationen, Manifeſte, Bulletins, von der andern Adreſſen, Feſtgelage mit Trinkſprüchen und Beleuchtungen. Alles, Anſtand, feine Sitte, diplomatiſche Höflichkeit, glatte Formeln, artige Ceremonien, Blendwerk auf den augenblicklichen Effekt berechnet, ohne Glauben und Vertrauen. Die übertünchten Gräber ſollen die faulen Leichen bergen, und die aufgelegte Schminke friſche Geſundheit lügen. Das müßte anders ſeyn, wenn die Gegenwart uns einige Hoffnung für die Zukunft geben ſollte. Die Tochter aber wird die Mutter nicht verläugnen.

Dieſes Komödiantenweſen unſerer Zeit iſt der Krebs, der an unſerm innern Leben frißt, es entſtellt und endlich zerſtört. Alles wird zum Schauſpiele, das Ernſteſte, Heiligſte und Höchſte; Alles geht auf eine gefällige Täuſchung aus, die den Spieler und das Publikum befriedigt; Alles iſt auf den augenblicklichen Erfolg berechnet. Man betritt die Bühne in einer eingelernten Rolle, und die Belohnung iſt Applaus. So wird geſchrieben, ſo geſprochen, ſo gehandelt. Alles mögen wir beſitzen, nur das Nöthigſte, das Wichtigſte nicht, ohne das aller Reichthum des Geiſtes, alle Herrlichkeit des Lebens eine Täuſchung, eine Lüge iſt: ich, meine Wahrhaftigkeit. So mögt ihr nun aufklären und bilden, Kenntniſſe erwerben und mittheilen, Geſetze, Verfaſſungen und Inſtitutionen geben; ſie werden zum leichtfertigen Spiele, dienen dem Betrüger, ſind Werkzeuge des ſchlechten Willens, der den Scharfſinn, die Wiſſenſchaft, die Kunſt dazu verwendet, ſie ſeinen Abſichten und Zwecken dienſtbar zu machen. Der einzige veraltete Wahlſpruch, wenn wir ihn befolgten, würde uns mehr Weisheit geben, unſer Glück mehr fördern, als ein guter Theil unſerer belobten Civiliſation, der Wahlſpruch:

Ich thue was ich ſoll,
Mag kommen, was da woll.

Der auch ſchon etwas veraltete Montesquieu hat die Tugend für das Princip der freien Verfaſſung erklärt, und jede neue Zeit wird die alte Wahrheit beſtätigen. Die Tugend iſt die Bedingung aller Freiheit, weil nur frei ſeyn kann, wer das Rechte will. Seinen Willen muß man ſelbſt zu binden wiſſen, ſoll ihn eine äuſſere Macht nicht binden. Nur der Sklave des innern Geſetzes wird nicht Sklave des äuſſern, das, bei ſeiner Ungewißheit und Unzuverlaſſigkeit, leicht der Willkühr weichen, ſogar dienen kann. Die Tugend aber, die Montesquieu meint, iſt nicht die ascetiſche der fleiſchlichen Abtödtung, auch nicht die mönchiſche der dürftigen und müſſigen Bettelei oder des blinden Gehorſams, ſondern, wie er ſich ausdrückt, jene politiſche Tugend, die ſich das allgemeine Wohl zum Ziele ſetzt. Ich verweiſe auf das dritte Buch des Geiſtes der Geſetze, das große Wahrheiten enthält, die beſonders in unſerer Zeit, die ernſteſte Beherzigung verdienen. Es heißt unter Anderm daſelbſt: „Es war ein eigenes Schauſpiel, im vergangenen Jahrhunderte die unvermögenden Anſtrengungen der Engländer zu ſehen, bei ſich eine volksthümliche Regierung einzuführen. Da die, welche Antheil an der Leitung der Geſchäfte hatten, keine Tugend beſaßen, und ihr Ehrgeiz durch das Glück des Verwegenſten unter ihnen (Cromwell) erbittert war, der Geiſt einer Faction nur durch den Geiſt einer andern gezügelt ward; da wechſelte die Regierung immer. Das erſtaunte Volk ſuchte eine Volksregierung, und fand ſie nicht. Endlich, nach vielen Bewegungen, Reibungen und Erſchütterungen, mußte man bei einer Regierung ausruhen, die man geächtet hatte. Als Sylla Rom die Freiheit wiedergeben wollte, konnte es nicht mehr zu ihrem Beſitze gelangen; es hatte nur noch einen ſchwachen Reſt von Tugend, und wie derſelbe immer ſchwächer ward, verſank es nach Cäſar, Tiber, Cajus, Claudius, Nero, Domitian immer tiefer in Sklaverei, ſtatt ſich zur Freiheit zu erheben; alle Streiche trafen den Tyrannen, keiner die Tyrannei. Die griechiſchen Staatsmänner, die unter der Volksregierung lebten, erkannten keine andere Macht, die ſie aufrecht zu halten vermochte, als die Macht der Tugend. Unſere Staatsleute reden uns nur von Manufakturen, Handel, Finanzen, Reichthümern, und ſogar vom Luxus. Verliert ſich dieſe Tugend; dann kehrt der Ehrgeiz in die Gemüther ein, die deſſen fähig ſind! der Geldgeiz in alle. Die Begierden wechſelten ihren Gegenſtand; was man geliebt, man liebt es nicht mehr; man war mit den Geſetzen frei, man will es gegen die Geſetze ſeyn; der Bürger gleicht einem

Sklaven, der dem Hauſe ſeines Herrn entronnen iſt; was Maxime war, heißt nun Strenge, die Regel unbequeme Hemmung, Aufmerkſamkeit, Furcht. Die Frugalität iſt Geiz, nicht die Begierde nach Beſitz. Sonſt bildete das Vermögen der Einzelnen den öffentlichen Schatz; jetzt aber wird der öffentliche Schatz das Vermögen von Einzelnen. Der Staat iſt eine Beute, ſeine Stärke nur die Gewalt Weniger und die Zügelloſigkeit Aller.“

Eine demokratiſche Regierung iſt, in unſerer wie in der ſpätern Zeit, nach dem Gange, den die Entwickelung und Ausbildung des geſellſchaftlichen Lebens genommen hat und verfolgen wird, ein Unding, ein Ungeheuer geworden. Selbſt republikaniſch kann ſie nicht in dem Sinne ſeyn, wie ſie die Alten verſtanden, und, unter uns, die ihr Beiſpiel verführt, noch oft verſtanden wird. Republikaniſch werden müſſen alle Verfaſſungen, und alle Regierungen republikaniſch ſich geſtalten. Die wahre Bedeutung des Wortes aber ſagt, daß nur das öffentliche Wohl, nicht der Vortheil Eines oder Einiger, der Zweck des Staates ſey. Das öffentliche, das allgemeine

Beſte iſt der Zweck des Vereins, den Alle ſchloſſen, dem Alle angehören, um ihre Rechte, ihre Freiheit gegen innere und äußere Gewaltthat und Willkühr zu ſichern. Die Mittel, durch welche die Alten dieſen Zwek zu erreichen ſuchten, haben, bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, mehr oder weniger ihre Anwendbarkeit verloren. Die Demokratie iſt, mit ſeltenen Ausnahmen, welche nur kleine, faſt unbemerkte Staaten bilden, unmöglich geworden. Der Zweck des Staates aber bleibt derſelbe. Der Erreichung dieſes Zweckes gilt der Kampf der Zeit, ein Kampf, der mit ungleichem Erfolge ſich noch Jahrhunderte verlängern kann. Jahrhunderte! Ja, wer dieſen Baum pflegt, um in ſtolzer Sicherheit in ſeinem Schatten auszuruhen, um ſeine reife Frucht zu pflücken; wer den Samen ausſtreuet, in der Hoffnung, die Ernte einzuthun; der giebt ſich einer grauſamen Täuſchung hin. Die Selbſtſüchtigen, die Habgierigen, die ihr Kapital auf Zinſen leihen, die nur arbeiten für zeitlichen Lohn, nur geben wollen, um reicher zu empfangen; die mögen ſich vergnügte Feiertage machen, oder ihre Dienſte einer Herrſchaft weihen, die ſicherer belohnt. Die Völker bewegen ſich langſam, die Menſchheit, ſchwerfällig gegliedert, zu der die Völker als Familien gehören, geht noch langſamer. Es kann ein Jahrhundert kommen, es iſt vielleicht nicht fern, in welchem der Janustempel offen ſteht! in welchem der ungeheuere Krieg durch mehr als einen Welttheil wüthet, den Boden mit hingewürgten Generationen düngt, um ihn für eine beſſere Ernte zu befruchten; in welchem die rohe Gewalt mit dem Geſetze um die Herrſchaft ringt, die Stimme der Vernunft ungehört in dem Geräuſche der Waffen und dem wilden Geſchrei der Leidenſchaft verhallt, vielleicht verſtummt; in welchem die Diener des Evangeliums der neuern Civiliſation, von der Barbarei der Vergangenheit verfolgt, wie die Diener des chriſtlichen Evangeliums, ſich und die ihnen anvertrauete Lehre, den rechten Glauben, in düſtern Katakomben für eine Auferſtehung zum Lichte aufbewahren. Es kann ſo, es kann auch anders kommen, und daß es anders kommen werde, wollen wir der Macht vertrauen, die über die

Völker herrſcht. Allein auch wir können dazu wirken, wir Alle, die das Recht und die Wahrheit zu vertreten, ſelbſt durch eine höhere Sendung, als die das Volk ertheilt, berufen ſind. Fürſten und Unterthanen, Regierende und Regierte, Alle können und ſollen dieſes ſchöne Ziel verfolgen, welches der Menſchheit als der Preis ſeiner Veredlung geſteckt iſt. Der Sieg bleibt, nach einer uralten heiligen Sage, dem der das Palladium bewahrt, das Bild der Göttin der Weisheit, deren nächſte und unzertrennliche Verwandte die Tugend iſt. In weſſen Händen könnte ſich dieſes Palladium ſicherer befinden, als in denen jener geiſtigen Ariſtokratie, die, durch die Ueberlegenheit ihrer intellektuellen und moraliſchen Kraft, dem Geſchlechte voranzugehen und es zu leiten beſtimmt iſt? Auf dieſe Ariſtokratie, auf die Gebildeten und Beſſern, die das Rechte und Wahre erkennen und ſeinen Sieg wollen, und den Muth haben, für daſſelbe zu kämpfen, gegen jede Art von Willkühr und Unverſtand; die dem Mißbrauche jeder Gewalt, mag das Volk oder die Regierung ſich ihn vorzuwerfen haben, entſchloſſen entgegentreten; auf ſie iſt unſere Hoffnung gegründet, und die Erfüllung derſelben angewieſen. Dieſe Ariſtokratie umfaßt alle Fähigkeiten, alle Vorzüge, alle Tugenden, welche die Menſchheit ehren und ihrer Beſtimmung näher bringen. Wird ihr Einfluß, ihre Macht durch den Beiſtand der politiſchen Ariſtokratie verſtärkt; ſind die Tüchtigern, die Beſſern, die Aufgeklärten durch die Geburt, durch Ehren und Würden zugleich in der Geſellſchaft hochgeſtellt, deſto beſſer; um ſo eingreifender und umfaſſender iſt ihre Wirkſamkeit, mögen ſie nun das Szepter, den Degen, oder die Feder führen. Gehört ſolche freundliche Täuſchung, wird man lächelnd fragen, nicht in den Traum des guten Saint Pierre, der die Welt mit dem ewigen Frieden beglücken wollte? Ich glaube nicht. Es wäre ungerecht, zu zweifeln und feig, zu verzweifeln. Wie dem aber auch ſey, können wir anders, dürfen wir anders? Nein.

Fünfundzwanzigster Brief.

Den 2. Januar 1833

Ich hatte mir früher einmal eingebildet, ich ſey berufen in einer ſtändiſchen Verſammlung aufzutreten, um, unter den gegenwärtigen Umſtänden, meine Meinung über den Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten von Europa, und beſonders über die Lage des lieben deutſchen Vaterlandes zu ſagen. Der Betrag der Steuer, die ich bezahlte, ſo wie mein dürftiger Beſitz an Geld und Gut, zeigten mir indeſſen, zu meiner Beſchämung, daß mir in der Kammer der Abgeordneten weder Sitz noch Stimme zukomme. Ich verzichtete alſo auf den Sitz, der mir allein beſtritten werden konnte, machte aber Gebrauch von meiner Stimme, die ich auch von einem andern Size aus, oder ſtehend, vernehmen laſſen durfte, mochte man nun darauf hören, oder nicht. Später bildete ich mir ein, ich ſey der rechte Mann in einem Kongreſſe, der die Angelegenheiten Deutſchlands, oder gar Europas, zu berathen hätte, als Sprecher gemeiner Bürgerſchaft, die ſonſt bei Kongreſſen nicht vertreten wird, das Wort zu führen. In einem Kongreſſe, wo Fürſten, Herzoge und Grafen ſitzen, zu Verona, Aachen oder Karlsbad! Gerechter Gott! was bildet ſich der eingebildete Menſch nicht ein! Wo nahm ich meine Vollmacht her? Wer ſollte meine Miſſion beglaubigen? Wer anders dachte ich, als die Lage des Landes, der Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten. Ich wollte, ſo bildete ich mir ein, vor den erhabenen Stellvertretern der großen Mächte, vor den verſammelten Abgeordneten der Monarchen mich erheben und ſprechen. Da fehlte ſogleich der Eingang. Ich bin, das weiß Gott, ein echter Deutſcher, wenn es einen gibt; aber die Titel machen mich doch verlegen und verwirrt. Gerade bei den wichtigſten Dingen, wie Titel und Etikette und Hofart ſind, bin ich rath- und hülflos. Da das Ding nun keinen Eingang fand, ſo konnte es auch keinen Fort- und Ausgang finden, und es unterblieb und ich erſchien nicht in dem Kongreſſe, vor dem ich unter Anderem, auch ſagen wollte: „Hier ſtehe ich mit leeren und geſchloſſenen Händen; ich habe nichts und verlange nichts. Was ich bringe, iſt meine innigſte Ueberzeugung, deren Redlichkeit der weſentliche und wichtige Umſtand verbürgt, daß ich nichts bin und habe, nichts werden und nichts erlangen will.“ So albernes Zeug, wollte ich in meiner eingebildeten Einbildung vorbringen, als mir zu rechter Zeit einfiel, was mir, in gleicher Lage, im Jahr 1824, begegnet war.

Im gedachten Jahre 1824 hatte ich nämlich ein Buch herausgegeben, unter dem Titel:

Europa in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande.

Das war ſo eine Art Rede vor einem Kongreſſe, wenn auch nicht der Form, doch dem Inhalte nach. Ich kam ſchön damit an! Ein angeſehener Staatsmann ſagte mir mit freundlicher Zurechtweiſung: „Das war keine Aufgabe für Sie; um die Welt und ihre Angelegenheiten zu überſehen, muß man über *ihnen* ſtehen. Ihre Stellung aber iſt nicht von der Art, daß Sie die Dinge von Oben herab betrachten könnten, Ihr

Bild iſt mißlungen, weil es nicht von dem rechten Standpunkt aus aufgenommen ward.“ Die Zurechtweiſung war ſchonend, wie des Mannes Benehmen gegen mich immer geweſen, was ich auch immer dankbar anerkannte. Ein anderer Staatsmann von weit höherer Stellung der die Dinge, und demnach auch die Menſchen, noch weit höher von Oben ſah, ein Mann deſſen Hand mehr als einmal den Ausſchlag gab, wenn er ſie auf eine der beiden Schalen der Wage legte, in der das Schickſal der Reiche und Völker abgewogen ward, ſoll ſich etwas ſtärker und entſchiedener gegen das arme Buch und ſeinen Verfaſſer, der es ſo gut gemeint, ausgeſprochen haben. Ich darf es glauben, obgleich ich es bezweifeln möchte, weil ich von dem Manne eine ſo große Meinung habe, daß es mich ſchmerzt, von ihm verkannt zu ſeyn. Weiter als er ſelbſt gingen indeſſen, wie das gewöhnlich geſchieht, ſeine Diener. Aus dem Benehmen des Geſindes darf man auf die Geſinnung der Herrſchaft ſchließen. Aber das Geſinde weiß nur nach Affenart nachzuahmen, und wie ſchlechte Schauſpieler glaubt es ſeine Rolle zu verbeſſern, wenn es ſie übertreibt. Die Diener ſind demnach nicht immer die Abbildung der Herrſchaft, ſondern oft eine Karrikatur derſelben. Das mag wohl auch hier der Fall geweſen ſeyn, und ſchwerlich hat ſich der Fürſt ſo ausgeſprochen, wie es ſeine Umgebung wieder gab. Doch das iſt hier blos Nebenſache, und ich wollte nur den Tadel herausheben, daß ich die Dinge nicht von oben geſehen hätte, das iſt wahr, darinn aber gerade liegt ihr Irrthum, daß ſie meinen, von ihrem hohen Standpunkt aus, ſehen ſie die Dinge wie ſie ſind. Die Höhe überſehen ſie, die Audienzſäle und Vorzimmer, die Kabinete, die vornehmen Stände, ihre Diener und Angeſtellten, Supplikanten und Schmeichler, auch wohl ehrliche Leute mitunter, wenn ſie in dieſe für ſie gewöhnlich unfahrbaren Gewäſſer verſchlagen werden. Sie mögen Alles ſehen, Alles, nur nicht das Volk, das ſo viel geworden iſt. Es ward es Unten, ohne daß ſie es Oben merkten, gerade weil ſie von Oben ſahen. Die ganze übrige Welt ward umgeſtaltet, während die ihrige dieſelbe blieb. Gerade von Unten hinauf muß man jetzt die Dinge ſehen, weil die ſtärkſte, die entſcheidende Bewegung von Unten nach Oben geht, nicht mehr, wie früher, von Oben nach Unten. Ihr Bild, das ſie von der gegenwärtigen Lage der Welt entworfen, iſt darum falſch, weil ihr Standpunkt, von dem ſie es aufgenommen, ein falſcher iſt. Das Volk verliert ſich in der Tiefe faſt unbemerkt, und dieſes unbemerkte Volk iſt viel geworden, ſehr viel, mehr als Kabinette und Kongreſſe; und von dem Volke, wie ſie es ſich denken, wie es früher auch geweſen, iſt keine Spur mehr da. Keine Spur mehr; das eben wollte ich vor dem Kongreſſe ſagen, indem ich, eingebildet, das Wort nehmen zu müſſen, mir eingebildet habe; das wollte ich ſagen, und wie es ſo gekommen und wie es noch kommen wird und muß, wenn man fortfährt, die Dinge wie bisher, nur von Oben herab zu ſehen. Sie kennen das Volk nicht, das ſie regieren; es iſt für ſie eine fremde Welt, die nur durch Steuern, Zinſen, Dienſte, Leiſtungen, Befehl und Gehorſam mit der ihrigen zuſammenhängt. Sie kennen das Volk nicht, und lernen es nicht kennen, ſelbſt wenn ſie wollten, weil ſie ſeine Sprache nicht verſtehen, und die ihrige von ihm nicht verſtanden wir. Es führt keine Brücke von ihnen zum Volke über die Gewäſſer die ſie trennen; und gäbe es eine, ſie kämen nicht leicht darüber; denn, verſtänden ſie auch die Sprache, der Völker, wie ſie dieſelbe nicht verſtehen, dann würden ſie von dem Volke doch nichts erfahren, weil es durch die Lehren der Zeit ſo diplomatiſch geworden iſt, daß es auch meint, die Sprache ſei erfunden um, gegen gewiſſe Leute, ſeine Gedanken zu verbergen. Dieſe neue Welt nun, das Volk, wollte ich dem erhabenen Kongreſſe auf der politiſchen Charte zeigen, und eine ſtatiſtiſche Darſtellung derſelben geben; dieſe neue Welt, die in der bürgerlichen Geſellſchaft die Bedeutung erlangen wird, welche der von Columbus entdeckten in der politiſchen beſchieden iſt. Manche ſcheinen der Meinung zu ſeyn in jener Geſellſchaft ſey man nicht weiter, als man in dieſer zu den Zeiten war, wo die privilegirten Spanier die gemeinen Indianer mit Hunden hezten. Das iſt aber ein ſtarker Verſtoß gegen die Chronologie, ein gewaltiger Anachronism, den ich nachgewieſen hätte, wenn ich in dem Kongreſſe zum Worte gekommen wäre. Es kennen Wenige das Volk, wie ich es kenne; Wenige verſtehen es, wie ich es verſtehe, und Wenige werden auch ſo gut von ihm verſtanden. In dieſer neu entdeckten Welt bin ich heimiſcher als Cooper in der ſeinigen jenſeits des Ozeans; ich bin in ihr geboren, in und mit ihr aufgewachſen, gehöre ihr durch Pflicht und Neigung an, und verlange nichts von ihr. Auch ſind die Mexiko und Peru in dieſer neuen Welt noch nicht zu finden, wenn mir nach ſolchen gelüſten ſollte, was nie geſchehen iſt, und nie geſchehen wird. Ich wäre alſo wirklich der Mann geweſen, dem Kongreſſe als Sprecher des Volkes zu dienen, wenn man nur meine Ueberſezung aus der Sprache des Volks wieder in das Diplomatiſche überſezen wollte.

Es ſollte nicht ſeyn, und darum iſt es auch nicht geſchehen. Es ſteht nicht da Oben geſchrieben, würde der Fataliſt Jakob an meiner Stelle ſagen, daß ich Mitglied einer Deputirtenkammer oder gar eines Kongreſſes werden ſollte, und ſo ward ich's nicht. Was könnte mich indeſſen hindern, — wenn es die Cenſur nicht thut — meine Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Welt und die Stellung des Volkes gegen die Regierung öffentlich mitzutheilen? Ohne alles Bedenken iſt freilich die Sache nicht; das begreife ich. Es gehört eine große Gewandtheit dazu, ſich in einer ſo gemiſchten Geſellſchaft wie ſie das Volk und die Regierung bilden, mit dem gehörigen Anſtande zu bewegen, und die Gewandtheit und die leichte Bewegung in der Geſellſchaft ſind meine ſtarke Seite nicht. Mit dem Volke freilich braucht man in der Regel nicht viel Umſtände zu machen; es iſt daran gewöhnt, und läßt ſich etwas gefallen. Aber es macht auch nicht viel Umſtände, wenn ihm das ſich gefallen laſſen zu läſtig wird und die Geduld ausgeht, woran es übrigens einen großen Vorrath hat. Man kann indeſſen nicht wiſſen, und in einer ſo wetterwendiſchen Zeit wie die unſrige iſt, dürfte ſehr zu rathen ſeyn, ſich auf jedes Wetter gefaßt zu halten, auf Warm und Kalt, auf Naß und Troken; einem rechten Reiter paſſen alle Sättel. Verſieht man ſich in der Zeit, dann hat man in der Noth. Die vornehmen Leute dagegen machen mich bedenklicher; die haben ſo zarte Hände und ſo feine Finger, daß man eine etwas harte Wahrheit nicht weich genug einwickeln kann, wenn ſie ſich an ihr nicht verletzen ſollen. Alle Welt kredenzt ihnen das Bitterwaſſer der Aufrichtigkeit mit dem Zucker der Höflichkeit gemiſcht; was man nicht tadeln kann. Da ſie aber der Eine immer beſſer bewirthen will, als der Andere, ſo wird ihnen am Ende nichts mehr als Zuckerwerk aufgetiſcht, und die Näſchereien der ſüßen Lüge und Schmeichelei haben ihnen ſo ſehr den Geſchmak und Magen verdorben, daß ſie die geſunde Hausmannskoſt der Wahrhaftigkeit nicht mehr mögen, und auch nicht vertragen können. Der Menſch wird gar leicht verwöhnt; und je mehr Federn man ihm unterlegt, um ihn weich zu betten, deſto empfindlicher wird er, ſo daß er endlich die weichſten Eiderdaunen hart findet. Es iſt darum auch gefährlich, gegen Mächtige Recht zu haben; Unrecht können ſie vergeben, weil ſie dadurch Großmuth üben. Was wahrhaft vornehme Leute ſind, die geben gern ein Geſchenk, wenn man ſie darum zu bitten weiß, aber ich rathe nicht, ſie an die Bezahlung einer

Schuld zu mahnen. Man darf ihnen nicht von ſchweren Zeiten reden die da kommen ſollen, weil ſie es leicht, bequem und behaglich verlangen. Gegen die falſchen Propheten haben ſie indeſſen weniger, als gegen die wahren, weil falſche Vorausſagungen Den lächerlich machen, von dem ſie kommen, wahre dagegen Zweifel an der Einſicht Derer erregen, die nicht daran glauben wollten. In der Politik herrſcht ohne dies noch der Wahn, daß Die, welche ſchlechtes Wetter verkünden, es auch machen. Dieſen Aberglauben zu erhalten liegt im Intereſſe der politiſchen Wettermacher; und die Politik hält viel auf das Intereſſe, und das Intereſſe führt gute Wirthſchaft. Die politiſchen Wettermacher von Amtswegen bleiben ſteif und feſt dabei, das ſchlechte Wetter, das gewiſſe Leute vorausſagen, werde von dieſen auch gemacht. Tritt nun wirklich ſchlechtes Wetter ein, dann darf man Die, welche es gemacht, dafür ſtrafen. Ja, man muß ſie eigentlich vorausſtrafen, damit ſie an dem Wettermachen verhindert werden. Wird das Wetter gut, dann iſt der Wetterprophet ein falſcher, alſo ein Verrükter, oder ein Böſewicht, und als ſolcher gehört er in das Irrenhaus, wenn er nicht ſchon dem Zuchthauſe verfallen iſt. Das gute Wetter nehmen die Wettermacher von Amtswegen auf eigene Rechnung, wie denn in einem gut organiſirten Staate alles Gute von Amtswegen und amtlich geſchieht. Man ſieht, die Politik iſt nicht dumm, und darum ſchlieſſe ich weiter, ſind die Dummen auch nicht politiſch. Dumm ſind demnach Diejenigen, die da ſagen, die europäiſche Politik — gerade die geſcheideſte Politik der politiſchen Welt — gleiche in ihren Masregeln gegen demagogiſche, republikaniſche und demnach revolutionäre Umtriebe, dem dummen Landvolke, das ängſtlich ein Kreuz macht, wenn es donnern hört, um das Einſchlagen abzuwenden; denn ſo wie man donnern hört, ſey der Schaden geſchehen, oder die Gefahr vorüber. Von der Revolution, verſichern dieſe Dummen, höre die etwas harthörige Politik das nahe Rollen des Donners, der Bliz aber habe ſchon eingeſchlagen und gezündet; die innere Revolution ſei fertig und bilde nur die äußere nach. Manche ſind ſo dumm, daß ſie ſogar behaupten, die Politik ſey abergläubig. Abergläubig! die Politik ſey abergläubig! gar nicht gläubig iſt die Politik und kann darum nicht abergläubig ſein. Den Aberglauben aber wollen ſie ſo beweiſen: Gegen das Gewitter der Revolution, das über die Erde gehe, habe die Politik durch ihre Sicherheits- und Verwahrungsmasregeln und Anſtalten, ein allgemeines Läuten angeordnet; das Läuten aber ziehe das Gewitter an, ſtatt es abzuwenden, und wo man am ſtärkſten läute, ſchlage es am erſten ein; darum habe eine kluge Polizei, die doch ein ſo wichtiger Zweig der Politik ſey — in den gebildeten, ziviliſirten Staaten der wichtigſte — das Läuten bei herannahendem Gewitter verboten. Die Politik ſey demach, ſchließen ſie, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, thue hier, was ſie dort unterſagt, und laſſe ſich von einem abergläubigen Gefühl beherrſchen, das ſie früher ſchon verdammt. Dann handle ſie gegen ihren eigenen Vortheil — hört! die Politik gegen ihren Vortheil! — da ſie herbeiführe, was ſie entfernen, und beſchleunige, was ſie aufhalten wolle; zu ihrem Verderben habe ſie das allgemeine Läuten und Stürmen gegen die Revolution angeordnet. So reden die Dummen von der geſcheidten Politik! Sie haben gut reden, wenn ſie nicht in dem Bereiche der Politik und der Polizei, die der Kern und das Mark aller innern Politik geworden iſt, liegen. Wie aber, wenn dieſe unſichtbare und allgegenwärtige Macht, die mehr Geſtalten als Proteus hat, gleich dem Schwerte des Damokles, an einem Haare über unſerem Haupte hängt! Mit der Polizei iſt nicht zu ſpaſſen; auch thue ich es nicht, ſondern kreuze meine Hände über der gläubigen Bruſt, und bete mit Andacht: „Alle Gewalt kommt von Gott, und die Polizei iſt ihr Prophet.“ Die geiſtliche Inquiſition, eine plumpe Erfindung des Mittelalters, griff nach ihren Opfern, den Irrgläubigen und Kezern, mit einer Bärenklaue; die weltliche Inquiſition die ſinnreiche Erfindung einer hochgebildeten Zeit, ſpannt ihre Netze wie eine Spinne aus, zu denen die gewandte Rechts- und Staatswiſſenſchaft die Fäden ſpinnt, und läßt die gutmüthige Einfalt, die Tölpel und Pinſel, ſich in dieſelben verſtricken, da Liſt und Gewalt ſie zu vermeiden oder zu zerreiſſen wiſſen. Die Inquiſition hielt nur einen Weg beſetzt, auf dem man ihr begegnen konnte — den Weg des Glaubens; die Polizei dagegen findet man auf allen Straßen und Pfaden, offen auftretend, oder im Hinterhalte. Wir haben für Alles und allenthalben eine Polizei, eine Städte- und Dorf-, eine Markt- und Haus-, eine Feld-, Straßen-, Kirchen- und Schulpolizei, nebſt andern unzähligen Polizeien. Was die Geſellſchaft, ihr Wohl und Wehe, den Staat, die Kirche, die Sitte nahe oder fern berühren kann, iſt Sache der Polizei, und ich möchte wiſſen, welches Bild nicht in dieſen ungeheuern Rahmen ginge! Es iſt bemerkenswerth, daß die Polizei an Einfluß und Umfang gewinnt, ſo wie der Staat an innerer Kraft verliert. Je mehr das Leben in ſeinen innern, edlern Theilen abſtirbt, deſto mehr zieht es ſich in die äuſſern, in die Polypenſcheeren der Polizei. Sie iſt der letzte und einzige Schutzengel der bürgerlichen Ordnung, der Freiheit und Sicherheit, der Sitten und Religion geworden. Möchte ſie nur ſchützen und retten und immer ein guter Engel ſeyn. Manchem kommt es vor, als ſey dies nicht der Fall und beſonders in ihren Vorkehrungen gegen Umtriebe und Revolutionen gleiche ihre Wirthſchaft der faulen Feldwirthſchaft, die, um das Unkraut zu zerſtören, es niederſchlägt und niedertritt, die Samenkapſeln öffnet und den Samen in den Boden bringt, in dem er zehnfach aufgeht und üppiger weiter wuchert.

Aber, lieben Freunde, tadeln iſt leichter als beſſer machen. Die Gefahr des revolutionären Treibens iſt nicht zu verkennen, und ich wollte, wir hätten ein Mittel dagegen und wendeten es an. Das Mittel iſt vielleicht zu finden, iſt vielleicht gefunden; aber die Anwendung! Ja, wenn man wollte! Und wenn man nicht will, wohin wird es führen? Wie ſoll es enden?

Wo die Bewegung enden werde, das kann Niemand wiſſen, weil Niemand die mannigfaltigen Geſtaltungen und Beziehungen der Geſellſchaft vorauszuſehen vermag. Wir kennen was ſchon da geweſen, nicht aber, was da kommen ſoll. Das indeſſen läßt ſich mit Beſtimmtheit ſagen, daß, ehe es lange währt, die richtige Mitte die äuſſerſte Rechte, und die äuſſerſte

Linke vielleicht die richtige Mitte wird. Jeder wahre Glaube iſt einmal eine Kezerei geweſen, und was die Kezer ſelbſt in ihrer weiſen Vorſicht, als Kezerei verdammt haben würden, iſt ihrer Kezerei gefolgt. Es müßten alle Vorboten und Zeichen trügen, oder es kommt eine Zeit, in der unſere Rechtslehre gleich den frühern Hexen-Geſchichten und Prozeſſen gegen Zauberer, mit dem Streite über Monotheism, Polytheism und Pantheism als merkwürdige Belege menſchlicher Verkehrtheit in der Geſchichte und Alterthumskunde eine Stelle finden wird. Ich mache das Wetter nicht; das bitte ich zu bedenken; ich ſage es nur voraus. Könnte ich es machen, ich wollte über der Menſchheit die ſchöne freundliche Sonne des Frühlings nicht untergehen laſſen, und ſeine Blüthen ſollten die Früchte des Sommers und des Herbſtes ſchmüken, und ein ewiger Maitag des Wohlwollens und der Zufriedenheit ſollte jedes Herz erwärmen und erfreuen, weil ohne dieſen innern Frühling der äußere doch ohne Genuß und Reize iſt. Aber dieſer Frühling dürfte ſobald nicht kommen, vielmehr ein heißer

Sommer voll Stürme und Gewitter. Jezt iſt man noch an der Frage: Wer hat ihnen Gewalt gegeben und ſie über uns geſezt? Die nächſte wird heißen: Wer hat die Theilung der Erde angeordnet und vollzogen, und mit welchem Rechte; und was iſt aus meinem Theil geworden?

Ich wollte ſelbſt, dieſe Fragen wären zu umgehen, obgleich ich nichts dabei verlieren kann, wie auch die Antwort ausfallen mag. Für mich iſt nicht viel mehr zu gewinnen oder zu verlieren, und was ich dahin rechne, davon können mir Andere nur ſehr wenig geben oder nehmen. Aber ich wollte, die Fragen wären zu umgehen, weil der entſezlichſte Kampf vorauszuſehen iſt, doch nicht die Entſcheidung. Gewiß iſt, daß die Regierungen den Ausbruch des Streites verzögern können, durch Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit. Was ſie thun werden? Man darf wünſchen, hoffen und fürchten.

Sollte die Gewalt im furchtbaren Drama die Rolle Macbeth's wählen, was der Zauber, der ſie befangen hält, fürchten läßt, dann wird ſie, wie dieſer, enden. Der Geiſt Banquo's hat ſchon an der Tafel, wo noch die Gäſte ſchmauſen, auf dem Sitze ſeines Mörders Platz genommen, und Banquo gibt in ſeinen Söhnen und Enkeln dem Reiche ein Geſchlecht von Königen. Was das Entſezlichſte verzögern oder abwenden ſollte, hat es bisher beſchleunigt oder herbeigeführt. Was läßt ſich hoffen?

Von den Regierungen wäre, Alles wohl erwogen, noch am erſten Hülfe möglich. Möglich; aber auch zu hoffen? Sind Die, welche wir mit der Regierung bekleidet ſehen, nicht auch Menſchen? Und welche Menſchen waren ſie oft, wie die Geſchichte zeigt? Menſchen die nicht einmal zu den Menſchen zählen wollten! Und wahrhaftig, es müſſen vorzügliche Menſchen ſeyn, die mit der Regierung bekleidet ſind, wenn jezt Hülfe von ihnen kommen ſoll. Das dringendſte Bedürfniß der Gegenwart ſtellt den Wechſel aus; wir werden ſehen, ob die Zukunft ihn honorirt! Da kommt mir nun meine alte Narrheit wieder, und die eingebildete Einbildung legt mir die Frage vor: Was würdeſt Du thun, wenn Du jetzt auf einem europäiſchen Throne ſäßeſt? Es hat damit keine Gefahr, ich weiß es wohl. Die Throne werden mich ſo wenig ſuchen, als ich ſie. Aber man darf doch fragen und Hypotheſen machen. Was wären ſonſt unſere Philoſophie? Was wären unſere Philoſophen? Was alſo thäte ich, wenn ich, nach meiner Hypotheſe, jetzt Kaiſer oder König wäre, im Falle ich nicht der Neigung meines Herzens folgte, und ſogleich vom Throne ſtiege, um einem größern und würdigern Liebhaber Platz zu machen? Die Aufgabe iſt in der That nicht leicht, und wohl noch viel ſchwerer für den wirklichen Fürſten, als für den Eingebildeten, der ſich einbildet, es zu ſeyn. Ich will den Thron auch lieber nicht beſteigen. Der Menſch ſoll ſich nicht zwingen, ſich zu dem zu machen, wozu die Natur ihn nicht gemacht. Es kann nichts gelingen, was man nicht mit Liebe und Neigung thut, am wenigſten das Beſtreben Glückliche zu machen, was, wie man ſagt, der Beruf der Fürſten iſt. Ich habe keine Fürſtennatur, das iſt mir erſt recht klar geworden, da ich einen Thron beſteigen ſollte. Einen Hof!

eine Hofhaltung! ein Hofleben! Nein lieber in die Steingrube des Königs Dionys! Ich habe freilich einen Hof nie anders als von Unten herauf geſehen, wie gar Vieles, wie es in meiner Stellung lag. Obgleich das Ding ſich ziemlich vornehm, impoſant und grandios ausnahm, Bruſt heraus! Naſe hoch! ſo ſprach es mich doch nicht freundlich an, und es wollte ſich keine Wahlverwandtſchaft zwiſchen uns offenbaren. Es kam mir wie gletſcherartig vor, wenn die glänzende Eisdecke in dem Sonnenlichte der Fürſtengunſt wiederſtrahlt; es ſchimmert und leuchtet, iſt aber hart und kalt, und in der ganzen gefrornen Maſſe liegt nicht Lebenskraft für ein Biſchen Moos. Von Oben herab muß das Ding noch gräulicher ſeyn; lauter gebückte oder gefallene Weſen! Und die Ceremonien, dieſer leere, langweilige Götzendienſt, dem man an dem Hofe in dem Ceremonienmeiſter ſogar ſeinen Oberprieſter gibt! Wie! haben ſie denn dort, wo ſo viel zu thun iſt, nichts zu thun, daß man das Nichtsthun zur Kunſt zu erheben und zu veredeln ſucht? Und wie ich vom Morgen bis zum Abend hören müßte, ich ſey der Weiſeſte, der Gütigſte, der Gerechteſte und Großmächtigſte der Fürſten, könne weder irren noch fehlen, ſtehe, Gott gleich, über den Menſchen und ihren Schwächen und Gebrechen auch wenn mich das Fieber ſchüttelt, oder die Schlafloſigkeit quält! Alle, Alle wären ſie meine Sklaven, um mich zu ihrem Sklaven zu machen! Der ganze prachtvoll erleuchtete Saal voll lieber Gäſte! lauter Ergebung, Freundlichkeit, Treue auf Tod und Leben! Das bückt und drückt ſich, und ſchillert und kokettirt um einen gnädigen Blick, ein leichtes Wort von mir! Wollt ihr den lebendigen, grünenden, blühenden, Garten von Geſichtern, wie durch ein Zauberwort, in eine wüſte Sandſtrecke verwandeln? Sprecht es aus, der Herr ſey todt, abgeſetzt, unglücklich, Kaſſe, Küche und Keller leer, und es iſt als habe der jüngſte Tag den Schöpfungstag abgelöſt! Alles iſt Ceremonie und Ceremoniel, die Liebe, die Andacht, die heiligſten Myſterien der Natur, das Verhältniß zu Frau und Kind! Ich will es einmal überlegen, ob ich Luſt habe, ein König zu werden. Nein, es geht wahrhaftig nicht. Ich bin zu ſehr Menſch um

König ſeyn zu können. Es fehlt mir nicht an Muth; aber den habe ich doch nicht, die Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe von Millionen zu übernehmen, und die göttliche Verſehung auf Erden vertreten zu wollen, ich ein ſchwacher Menſch, wie andere Menſchen! Nein, bekäme ein Völkchen, in der Verzweiflung daß es ſein Biſchen Freiheit nicht beſſer unterbringen kann, den Einfall, mich zu ſeinem Könige zu wählen, ich könnte es, bei meiner angebornen und erworbenen Gutmüthigkeit, im Zorne anfahren: „Geht zum Teufel, und laßt euch regieren, oder regiert euch ſelbſt!“ In dem ganzen thatenreichen Leben des Sylla hat mich nichts angezogen, und ich ſtand ihm nur einmal befreundet zur Seite; aber da auch mit ganzer Seele, nämlich als er den verſammelten Quiriten kurz und gut erklärte, er möge ſich mit der Herrſchaft über ſie nicht mehr befaſſen; dann ruhig nach Hauſe ging, und die verblüfften Maulaffen mit offenem Munde ſich nachſtarren ließ. Da war er mein Mann.

Geſcheidte Leute haben mir dagegen begreiflich zu machen geſucht, daß man das Regieren nicht gerade des Regierens wegen übernehmen; daß man es nicht nur als Zweck, ſondern auch als Mittel zu Zwecken betrachten müſſe, mit dem Handel gebe man ſich auch nicht des Handels wegen ab, ſondern des Vortheils wegen, den er bringe. So hege ich auch — tadeln dieſelben geſcheidten Leute weiter an mir — das Vorurtheil, man beſchäftige ſich mit den Wiſſenſchaften der Bildung wegen, die man durch ſie für ſich und Andere gewinne; das ſey ein großer Irrthum; gewinnen wolle man durch ſie, das ſey wohl wahr; aber was man gewinnen wolle, könnten mir viele Profeſſoren, Schriftſteller und ihre Zuhörer und Verleger ſagen. Ich habe auch ſchon etwas dergleichen gemerkt, aber mir es doch nicht recht deutlich gemacht, noch weniger aber praktiſch beigebracht. Der Feldherr der da ſagte, zum Krieg führen brauche man drei Dinge: Geld und wieder Geld und endlich Geld, meinte die Welt mit einer großen Wahrheit bereichert zu haben. Sie aber weiß es beſſer. Zu Allem iſt nur Eines nöthig, nämlich Geld. Mit Geld kann man Alles ſeyn und Alles haben, und gerade der Krieg braucht, das Geld am wenigſten. Der Wallenſtein, der ſich darauf verſtand, verſicherte, mit wenigen Leuten, für die er mit Geld verſehen ſey, vermöge er den Krieg nicht zu führen, wohl aber mit vielen, die er nicht bezahlen könne. Noch beſſer gefällt mir der Römer, der es auch verſtand; dieſer ſagte, er wolle lieber über reiche Leute herrſchen, als ſelbſt reich ſeyn. Das ſind ſo Einfälle von allerlei Menſchen, die allerlei Einfälle haben. Ich habe es nicht verſtanden. Wie viel beſſer wäre ich jetzt daran, hätte ich zu rechter Zeit die große Wahrheit begriffen und beherzigt, daß man mit Geld Alles hat und Alles iſt, ſogar Repräſentant! Ihr meint Repräſentant des Geldes? Nein! ſelbſt Repräſentant des Volks; denn wer Geld hat, hat auch Tugenden und Talente, Liebe zum Vaterlande, zur Gerechtigkeit, Einſicht und Redlichkeit. Aber ich Armer bin zu lange jung geblieben, und habe mit der Menſchheit beſtändig in einer Art Liebſchaft gelebt. Bei den Verliebten aber thun es erhabene Gefühle und ſchöne Geſinnungen, und die Liebe gibt Alles und erſezt Alles, und man findet ſein Glük in dieſer Liebe. Wäre ich mit der Menſchheit bis zur Ehe und über die Küß- und Flitterwochen hinausgekommen, dann hätte ich durch Hauskreuz auch haushalten gelernt. Ich wußte nicht, daß man mit einem reichen Herzen in der Welt arm ſeyn kann. Jezt weiß ich es; es iſt zu ſpät.

Wohl überlegt, ſcheint es doch von einem verſtändigen Menſchen unverſtändig gefragt: Was würde ich thun, wenn ich Dieſer oder Jener, in dieſer oder jener Lage wäre? Wäre ich Dieſer oder Jener, dann hätte ich ihr vergangenes Leben hinter mir; ihre Erziehung, ihren Unterricht, ihre Erfahrung, ihre Leidenſchaften, Vorurtheile und alle Verhältniſſe, die an dem Menſchen bilden und verbilden, wären die meinigen, und demnach würde ich handeln, wie ſie. Was ich aber in dieſer oder jener Lage thäte, kann ich das wiſſen? Wie würde ich handeln, wenn ich im Zorne, in Angſt und Nöthen wäre? Ohne Zweifel höchſt beſonnen, mäßig, beherzt und ſtandhaft; denn, wie ich die Sache jezt ſehe, wo ich von Zorn, Angſt und Noth nichts weiß, müßte ich doch in der That kein Mann ſein, wenn ich mich nicht als ſolcher benähme, ja ſogar, im Falle man es verlangen ſollte, nicht eine recht gute Abhandlung de angore, metu, ira et furore quibusdamque angustiis gravioribus ſchriebe, und die erſprießlichſten Vorſchriften und Rathſchläge ertheilte, wie man ſich in dergleichen Verlegenheiten als ein wohlgezogener Menſch von Einſicht und Bildung zu verhalten habe. Die Leidenſchaft, ſagt man, bringe um die Beſinnung, raube die Vernunft, und ich, der ich an meinem Pulte ſehr beſonnen und vernünftig ſitze, ſollte mir nicht ſagen können: Auf dieſe Weiſe und nicht anders handelſt Du, im Falle Dich einmal eine Leidenſchaft ergreift? So beſchloſſen bei Rathe; worauf männiglich zu achten und wornach ſich zu richten! — Ihr habt gut reden, ihr verſtändigen, ruhigen Leute, die ihr behaglich und ſicher von dem feſten Lande zuſeht, wie der Sturm das Schiff nach der Brandung jagt, die raſenden Wogen es ſich zuwerfen, in den Abgrund verſenken und gegen die Wolken ſchleudern, und nur eine

Minute', das Steigen oder Fallen einer Welle das Leben von dem Tode ſcheidet. Ihr habt gut reden, und den Armen auf dem Fahrzeuge wohlgemeinten Rath ertheilen! Wiſſet ihr Geſättigten und Ueberfüllten, wie wehe der Hunger thut, um den der Schlemmer den Bettler beneidet? Habt ihr einen Freund, eine Geliebte verloren, den Schmerz ungerechter Demüthigung, getäuſchter Hoffnung empfunden? O, ruft Lear, in der Verzweiflung aus: Er hat keine Töchter! Verſteht ihr den Sinn dieſer vier Worte, in dem eine Hölle liegt? Die guten verſtändigen Leute haben Rath für Jedermann, in jeder Lage und Verlegenheit. Er gleicht aber gar oft dem der lieben, treuen Schweſter, die ihren Bruder ſterben ſah, und als gute Chriſtin und einfältige Bäuerin in Verzweiflung gerieth, da er den Geiſt aufgeben ſollte, ohne daß eine Kerze dabei brannte. O, Barthel! rief ſie flehend, auf das Seelenheil des Scheidenden bedacht, O Barthel warte doch bis Licht kommt!

Große Männer haben große Wahrheiten geſagt, wie das natürlich iſt. Die großen Wahrheiten aber, die ſie geſagt, haben ſie nicht immer geübt und angewendet. Manche, die Vieles und Vielfaches erlebt, haben auch Vieles und Vielfaches geſagt, ſo daß ſich mit ihnen, wie aus der Bibel, aus Kant, oder einem guten Naturrechte, Alles beweiſen läßt. Solche Männer, Theorien und Syſteme ſind Zeughäuſer, die Waffen für jede Art von Krieg und gegen jede Art von Feind liefern. Napoleon, ein in dieſem Sinne gut verſehenes Zeughaus, das im Dienſte für und gegen die Freiheit, die Civiliſation und was die Geſellſchaft zerſtört und erhält, den Menſchen veredelt und erniedrigt, kaum zu erſchöpfen iſt, ſoll zu Sieyes geſagt haben: „Hätte ich Meſſe geleſen, dann thäte ich es noch; hätte ich auf einem Throne geſeſſen, dann ſäße ich noch auf ihm.“ — Der Erfolg hat gezeigt, daß er im Irrthume war. „Die liberalen Ideen haben mich getödtet,“ ſoll er auf dem Wege nach Elba geſagt haben. In dieſem Falle hätten die liberalen Ideen nur das Recht der Nothwehr und Wiedervergeltung geübt und ihren Mörder gemordet. Die liberalen Ideen hat er wie die Joſephine behandelt; nachdem ſie ſein Glük gemacht, ließ er ſich von ihnen ſcheiden. Doch würde er den liberalen Ideen eine blühende Nachkommenſchaft zu verdanken gehabt haben, da Joſephine ihn ohne die Hoffnung von Erben ließ. Die liberalen Ideen hat er demnach als ein unverſtändiger Vater und als ein undankbarer und unverſtändiger Gatte verſtoßen. Da Napoleon von Elba kam, ward die alte Wirthſchaft fortgeſezt und der Verſuch wiederholt, ob die liberalen Mordideen ſich nicht endlich morden ließen. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt,“ ſagte derſelbe Napoleon, da er mit dem merkwürdigen 29. Bulletin aus Rußland nach Paris entfloh. Der Artillerie-Lieutenant und Republikaner war Kaiſer geworden, und beherrſchte als ſolcher den Welttheil, der bis jezt noch die Welt iſt, und der weltbeherrſchende Kaiſer war auf dem Wege, der geſchlagene Gefangene ſeiner Sieger zu werden, die er ſo oft beſiegt. Die Extreme berühren ſich. Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt. Wahrhaftig! Aber die meiſten und größten Wahrheiten verſtehen wir doch erſt, wenn wir ſie in der Schule der Erſahrung gelernt haben. Mit der Anwendung iſt es dann oft zu ſpät. Es will Alles erlebt ſeyn.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Den 14. Januar 1833.

Ich hatte heute die Ehre eines ſonderbaren Beſuches. Es kamen einige Männer zu mir als Abgeordnete und Sprecher der äußerſten Linken, oder der unbedingten Bewegung, wie man jezt ſagt, und machten mir Vorſtellungen über die Gefahr einer politiſchen Apoſtaſie, der ich, wie ſie meinten, zu erliegen, im Begriffe ſey. Ich hatte mich in meiner Antwort auf die Frage: Was würde ich thun, wenn ich jezt Abgeordneter zu einer ſtändiſchen Verſammlung in Deutſchland wäre? vielleicht zu lebendig, vielleicht auch zu unbeſtimmt über den gegenwärtigen Stand der Dinge und das unbeſonnene Treiben einiger Volksführer, die man wohl auch Verführer nennen dürfte, ausgeſprochen, und ſo den lauernden Verdacht einer Partei geweckt, die das Unglück nur reizbarer aber nicht verſtändiger gemacht zu haben ſcheint. Einer der Vertreter der guten Sache, der Sache des Vaterlandes und der Menſchheit, ein dritter Anacharſis — denn den Zweiten hatte ſchon Frankreich — erklärte mir mit etwas cyniſcher Derbheit, die dieſe Leute auch Geradheit nennen, er und ſeine Kollegen kämen, um mich zu warnen an dem Rande des Abgrundes über dem ich ſtrauchelte. Ich möchte die Ehre meines Namens wahren, den man bisher mit Achtung genannt. Sie glaubten nicht an meinen Abfall von Wahrheit und Recht, wofür ich oft muthig und freudig gekämpft; aber Argwöhniſche und Zaghafte liſpelten ſich zu, ich ſey gewonnen von der Gewalt... Ich! rief ich im Zorne, und trat dem Sprecher mit geſtrektem Arme näher. Aber ich beſann mich, und fuhr kalt fort: Der Aberwiz der Zeit hat mich Faſſung gelehrt, und ich kann es über mich gewinnen, dem Elenden, der eine ſolche Aeußerung wagt, nicht in das Geſicht zu ſpeien. Nichtswürdige, die keinen Werth, als den Geldwerth kennen, mit dem ſich nach ihrem Gefühle Alles erhalten läßt, weil man ſie ſelbſt kaufen kann, bringen die Ehre meines Lebens auf den Markt, wie eine Waare, weil ſie ſelbſt nur eine Waare ſind, und nichts Höheres kennen, als den höchſten Geldpreis. Nein, ſagte ein Anderer einlenkend, ſo ſey es nicht gemeint, und ſie theilten keineswegs die Anſicht oder Aeußerung ihres unbeſonnenen Kollegen, ſondern kämen, um ſich Rath zu erbitten, von meiner Erfahrung und Vaterlandsliebe in den ſchweren Bedrängniſſen der Zeit. Hannibal ſtehe vor den Thoren... Bei dieſem Namen hörte ich nicht mehr, was der gute Mann weiter ſprach. Hannibal! Ich war in das Anſchauen der Heldengeſtalt verloren. Ich kenne keinen Größern, als Du biſt, Rieſengeiſt, der ſelbſt über das große Alterthum hinausragt. Was Du als Knabe geſchworen, hielteſt Du als Mann und dein koloſſales Bild iſt aus einem Guße. Kann man Dich höher ſtellen, als Dich die Angſt des mächtigen und ſtolzen Rom geſtellt, die nur mit dem Ende deines Lebens endete? Die räuberiſche Wölfin mit ihrer Brut haſt Du in ihrem eigenen Lager aufgeſucht, und die gewaltige Fauſt ihr würgend in das Genick geſezt. Auch dir machten die Maulaffen von Carthago und die kleinliche Eiferſucht der patriziſchen Partei des Hanno mehr zu ſchaffen, als die römiſche Kriegskunſt und Tapferkeit. Ja, du wareſt ein Mann oder die Geſchichte hat keinen... Doch, unterbrach ich mich ſelbſt, zu den Abgeordneten gewendet, doch nehmen wir die Geſchichte, wie ſie nun einmal gegeben und genommen wird! Hannibal iſt vor den Thoren; Ihr habt Recht. Darum verſchließet die Thore feſt und bewacht ſie wohl. Der Gewitterſturm ſteht über Euch; laßt ihn vorbeiziehen! Es wechſeln die Zeiten des Tages und des Jahres, und es wechſelt, was ſie bringen, Licht und Finſterniß, Ausſaat und Ernte, Knospe, Blüthe und Frucht. Erntet, wenn die Saat gereift, herbſtet wenn die Frucht der Rebe gezeitigt iſt. Die Schlacht am Trebia und die am See Traſimenus ging für Euch verloren; nur ein tollkühner, unbeſonnener Terentius Varro kann Euch rathen, eure Sache bei Cannä auf's Spiel zu ſetzen, ein Fabius Maximus allein, kann ſie retten, ein Fabius Maximus, den Ihr mit dem

Namen Zauderer zu brandmarken glaubt. Laſſet die wilden Afrikaner ſiegestrunken in Capua ſchwelgen und ſich verweichlichen; ſie werden ihr Zama finden, und die Götter Euch zu rechter Zeit einen Scipio ſenden. Ego etiam censeo, Carthaginem esse delendam. Aber es wäre ein großer Irrthum, wenn Ihr glaubtet, daß Ihr immer und allenthalben die Regierung bekämpfen müßtet. — Gut! bemerkte der Sprecher der Männer der Bewegung. Es freut uns, gleiche Geſinnung bei Ihnen zu finden, wie ſie alle Rechtliche und Gute beſeelt. Darum laſſet uns handeln! Helfet euch, und Gott wird euch helfen! — Der Schiffer, bemerkte ich, achtet auf Ebbe und Flut, wenn er die See, oder das Land gewinnen will. Ihr habt jezt Ebbe, und das Schiff, das Eure Sache führt, liegt trocken. Die Flut wird vielleicht kommen, welche es flott macht. Der Gang der Ereigniſſe, die mächtiger ſind, als der Wille und die Macht des Menſchen, wird den Tag der Entſcheidung herbeiführen, an dem es zu handeln gilt. Dieſer Tag der Entſcheidung wird kommen. Er iſt vielleicht nicht der Tag, den Ihr meint;

aber ich meine ihn, den großen Tag, an dem das Recht die Stelle der Gewalt einnimmt, und das Geſez die Stelle der Willkühr. Seyd Ihr Männer, dann thut das Eurige um dieſen Tag der Entſcheidung herbeizuführen. Frei kann nur ſeyn, wer will, was er ſoll und darf. Der Sklave, der ſeine Feſſeln abſtreift, iſt darum nicht frei. Wie die Dinge jezt ſtehen, könnt Ihr Jacquerien erzwingen, die einigen tauſend Bauern, Leben oder Freiheit und Vermögen koſten. Das iſt Alles, und vermehrter Druck und geſteigerte Härte des Siegers und tieferes Elend und Muthloſigkeit des Beſiegten wird die Folge ſeyn. Was gibt Euch denn, unter den gegenwärtigen Umſtänden, ſo viel Entſchloſſenheit, ſo große Zuverſicht? Der Zuſtand Deutſchlands? Gerechter Gott! die Theilnahme Frankreichs oder Englands? Frankreich iſt kindiſch geworden um ein Kind, und eine Frau hat ihm den Kopf verrückt. Die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit ſind in den niedrigen Kreis einer ſelbſtgefälligen, ſelbſtſüchtigen Perſönlichkeit herabgezogen. England iſt ohne Mitgefühl, und führt die Völker nur in der Rechnung ſeiner Einnahme und Ausgabe auf. Auch hat es eine ſchwere Rechnung mit ſich ſelbſt, die ſobald nicht zum Abſchluſſe kommen dürfte. Es iſt dort noch nicht entſchieden, ob der hohe Adel und die hohe Geiſtlichkeit einen Theil der Nation, oder die Nation eine Zugabe des hohen Adels und der hohen Geiſtlichkeit bilden ſoll. Die Heloten Irlands ſind zum Aufſtande bereit, und ein blutiger meſſeniſcher Krieg bedroht den Staat. Hätte aber auch England die Hände frei, es ſtreckte ſie doch nur über die Gewäſſer, um darzuleihen und einzunehmen. Was ihm die Deutſchen ſind, zeigt es in Hannover ſeinem Deutſchland. Seht um Euch! Polen hat ſich verblutet, Griechenland empfängt einen deutſchen Fürſtenſohn als König, ein Kind, das ihm Frieden, Freiheit und Wohlſtand bringen ſoll. Habt Ihr Luſt, Euer Schikſal durch das Aktenbündel von hundert Konferenzprotokollen filtriren zu laſſen?

Wann aber, fragte der Sprecher, wird die rechte Zeit gekommen ſeyn? Woran ſollen wir ſie erkennen? — Freunde war meine Antwort, vermöget Ihr jezt den Tag zu beſtimmen, an dem die Gerſte, der Waizen reif ſeyn wird? Und doch ſeht Ihr dieſe Erſcheinung jedes Jahr und Mancher von Euch hat ſie ſchon fünfzig Mal geſehen. Wiſſet Ihr nicht ſelbſt, wann die Schnitter anzuſtellen ſind, wer ſoll es Euch dann ſagen? Wollt Ihr Bauern ſeyn; dann iſt das Eure Sache; ſeyd Ihr keine, dann überlaßt es Denen, die es ſind und ſich auf den Feldbau verſtehen. Den rechten Augenblick zu erkennen und zu faſſen, ſagte ich dann zu mir ſelbſt, wahrhaftig dazu gehört viel! Leichter trifft der Schüze den Vogel im ſchnellen Fluge, und erlegt das Wild im raſcheſten Laufe. Zu früh und die Frucht iſt noch nicht reif, zu ſpät und ſie iſt ſchon faul. Die Aufgabe, fuhr ich hörbar fort, die Aufgabe iſt wirklich ſchwer, aber Schweres ſollen auch nur Starke unternehmen. In dem großen gefährlichen Spiele ſezt Jeder ſich ſelbſt ein; verliert er nur ſich ſelbſt: nun, ſo iſt verloren, was er eingeſezt. Aber ein Volk!

Damit Ihr mich indeſſen nicht durch meine Schuld mißverſteht, muß ich mich ganz ausſprechen. Verſteht mich dann wie Ihr wollt oder könnt. Wo ſich die Leidenſchaft die Erklärung und Deutung nicht nur der Handlungen, ſondern auch der Abſichten und Beweggründe anmaßt, wo man ſich nur freundlich angezogen oder feindlich abgeſtoßen fühlt durch Geſinnung, Wort und That, die unſerer Perſönlichkeit ſchmeicheln, oder ſie verlezen, da iſt jedes Verſtehen und alle Verſtändigung unmöglich geworden. Dieſer ſagt: Es kann, es darf nicht ſo bleiben; es laſtet unerträglich auf mir. Es muß anders werden um jeden Preis, und ſollte auch Alles um mich untergehen. Jener ſagt: Ich wüßte nicht, warum es nicht ſo bleiben ſollte, wie es iſt. Mir geht es ziemlich wohl; worüber klagt man denn? — Steht es ſo, — und ſo ſteht es, — dann gehe Jeder ſeinen Weg, und thue, auf eigene Gefahr und Rechnung, was er nicht laſſen kann. Es waltet die Noth, die Leidenſchaft blind, wie ſie ſind, den Erfolg dem Ungefähr, die Entſcheidung dem Gange der Ereigniſſe hingebend, aber nicht der prüfende Verſtand, die richtende Vernunft. Ich ſage Euch: Eine Revolution iſt ein großes Unglück, das nur gerechtfertigt werden kann, wenn durch es ein noch größeres Unglük abgewendet wird. Es muß von den Regierungen das Aeußerſte geſchehen, ſoll das Volk verſuchen, ihm durch ein anderes Aeußerſte zu begegnen. Sie iſt ein großes Unglück, ſelbſt wenn ſie nicht vermieden werden kann; aber ſie wird das größte Verbrechen, wenn ſie zu vermeiden wäre, und nicht vermieden würde; das größte Verbrechen, ſage ich, weil ihre Geſezloſigkeit jedes Verbrechen frei gibt. Sie wäre die ſchrecklichſte Raſerei, wenn man ſie vermeiden könnte, und doch wagte, ohne die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs für ſich zu haben. Denn in dieſem Falle ſezte man ein gewiſſes Gut, das man hat, an ein ungewiſſes, das man wünſcht. Indeſſen vor Revolutionen warne ich nicht; ſie werden von Einzelnen nicht gemacht. Wo ſie ſich zeigen, ſind ſie eine Naturnothwendigkeit. Einzelne machen keine Revolutionen, ſondern nur Meutereien; vor dieſen warne ich. Aber das gebe ich mit ganzer Ueberzeugung zu: Ergreift das Fieber einer Revolution ein Volk, dann hat ſeine Regierung es verſchuldet und mit Recht zu büßen. Eine Revolution iſt eine Krankheit des politiſchen Körpers, durch die er ſich vom Krankheitsſtoffe zu befreien ſucht. Auch der thieriſche Körper geht oft durch eine ſolche heftige Kriſe zur Geneſung über. Was mich aber perſönlich betrifft, und meine Wirkſamkeit im öffentlichen Leben, ſo hatte ich feſt an dem Glauben, man dürfe einem guten Zwecke nicht durch ſchlechte Mittel dienen. Die Lüge ſoll man durch die Wahrheit, das Unrecht durch das Recht, das Laſter durch die Tugend bekämpfen. Nur der Vertheidigungskrieg iſt erlaubt, und ich halte Den, der mich zwingen will, frei zu ſeyn, eben ſo gut für einen Tyrannen, wie Den, der mich zwingen will, ein Sklave zu ſeyn. Ihr ſeht, ich bin ein ſchlechter Staatsmann, und ſolche pietiſtiſche Engherzigkeit muß man mir als eine Schwäche der Natur nachſehen, die ich nicht überwinden kann. Ich dürfte noch hinzufügen, daß es große Kinder gibt, die, durch den Trieb der Nachahmung und Nacheiferung geſpornt, wie die kleinen Kinder, gern als Spiel wiederholen und einüben, was ſie Andere im Ernſte thun geſehen. So ſpielen Mädchen, Mütter und

Damen, Knaben, Soldaten und Seiltänzer. Auf gleiche Weiſe mag Manchem die Luſt gekommen ſeyn, eine Revolution zu ſpielen und er meint, ein deutſcher Staat im Taſchenformat könne ſo gut eine Revolution machen, als Frankreich, wie der ehrenfeſte Junker Siegfried von Lindenberg meinte, er könne ſo gut ſeinen Lectoris ornari haben, als der Kaiſer; und es würde mich nicht überraſchen, wenn ein Handwerksburſche auf eine Revolution ſänne, iſt ihm der blaue Montag ſchlecht bekommen. Aber ich will keinen Menſchen beleidigen. Scheiden wir in Frieden und Freundſchaft! Und ſo ſchieden wir. — Was wollen ſie?

Iſt es nicht demüthigend für einen Mann, der meint, er verſtehe ſich ein wenig auf das Malen, wenn er viele Bäume, ein feſtes Gebäude mit Thürmen und Zinnen und ein Häuschen mit Stroh gedekt auf das Papier oder die Leinwand getragen hat, und die Leute ſtehen nun vor dem Dinge und wiſſen es nicht zu deuten, weil nicht darunter zu leſen iſt: Obiges ſoll einen Wald, ein Schloß und eine Hütte vorſtellen? Fichte hatte das kühne Selbſtvertrauen, das Publikum zum Verſtehen zu zwingen. Wahrhaftig, eine ſchwere Aufgabe! Ich verſuche ſie nicht zu löſen. Sieyes ſcheint ein gleiches Unvermögen gefühlt zu haben; denn, da er nach einiger Erörterung nicht verſtanden ward, rief er voll-Aerger aus: „Allez au diable et pensez par vous-mêmes!“

Es fügte ſich nun, wie ſich gar Manches in der Welt ſonderbar fügt, daß ich an demſelben Tage mit einem eleganten vornehmen Herrn zuſammentraf, an deſſen Bruſt ein Firmament von leuchtenden Orden glänzt, in deren Mitte ein Stern ſtrahlt und funkelt. In der Bruſt ſoll ihm, wie man ſagt, kein Stern leuchten. Er zählt fünf Ordenszeichen, alſo zwei weniger als die Katholiken Hauptſünden. Dieſer Herr erwies mir die Ehre, vertraulich zu mir zu ſagen: Mein Lieber! Ich muß Ihnen — er hieß mich Sie! — ich muß Ihnen mittheilen, daß höchſt mißfällig vernommen worden, wie Sie gewiſſe Leute, Namens Jordan und Rotteck öffentlich gerühmt und eingeſtanden, daß Sie, Sie, mein Lieber! mit ſolchen Leuten gleichen Zweck verfolgen, wenn Sie auch über die Mittel zu dieſem Zwecke nicht immer mit Ihnen einverſtanden ſeyen. Auch haben Sie, wie man verſichert, was ich aber nicht glauben kann, der Volksſouveränität das Wort geredet. Entſetzen faßte mich, und ich zittere für Sie, mein Lieber!" Der Mann kennt, ich weiß es, keinen höhern und ſchönern Himmel, als einen Thronhimmel, und das ganze große Firmament von Sternen, die aus dem großen blauen Auge der Nacht uns freundlich und erhebend anlächeln und unſere Bruſt mit heiligen Ahnungen erfüllen, iſt ihm gegen den Stern auf ſeiner Bruſt, die nichts von heiligen Ahnungen weiß, nichts werth. — Das iſt traurig, erwiederte ich, verlegen um eine Antwort, ſehr traurig und höchſt fatal. — Ja, höchſt fatal, mein Lieber, ſeufzete er, und das Geſpräch war zu Ende. — Was wollen ſie?

Tollheit und Dummheit, rief ich, als ich llein war, und wollte mich eben erzürnen. Da eſann ich mich und ſprach zu mir: Sey kein Kind, das den Stein ſchlägt, an den es ſich mit dem Fuße ſtößt! Wo willſt Du den männlichen Zorn hernehmen für Menſchen und Dinge die ſeiner würdig ſind, wenn du ihn ſo unwürdig verſchleuderſt? und ich erzürnte mich nicht. Sagt mir, theure Freunde, bin ich nicht ganz und gar in die richtige Mitte gerathen, zwiſchen Ambos und Hammer? Um ſich zu ſtärken, kann man nicht oft und brünſtig genug mit Horaz beten: Odi profanum vulgus et arceo; oder wirklich beten, das heißt, ſein Gemüth zu Gott erheben, der die Wahrheit ſelbſt iſt und das Recht.

Der kräftige und muthige Luther, dem es oft ſo ſchwer ward, die richtige Mitte zu halten, iſt, als er den deutſchen Fürſten und Bauern den Text las, doch noch ärger hinein gerathen, als ich. Jenen rief er zürnend zu, ſie ſollten keine Tyrannen ſeyn, wollten ſie ſich von dem Teufel nicht holen laſſen; dieſe ermahnte er mit gleichem Eifer, ſich die Tyrannei der Großen gefallen zu laſſen, ohne zu mucken.

An die Fürſten und Herren erließ Luther die Sendung: „Denn das ſolt ihr wiſſen, lieben Herren, Gott ſchafft's alſo, daß man nicht kann noch will, noch ſoll euer Wüterei in

die Länge dulden. Ihr müßt anders werden, und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weiſe, ſo müßt ihr's thun, durch gewaltige und verderbliche Unweiſe. Thun's dieſe Bauern nicht, ſo müſſen's andere thun. Und ob ihr ſie alle ſchlügt, ſo ſind ſie noch ungeſchlagen; Gott wird andere erwecken; denn er will euch ſchlagen und wird euch ſchlagen. Es ſind nicht die Bauern, liebe Herren, die ſich wider euch ſezen, Gott iſt's ſelber, der ſezt ſich wider euch, heimzuſuchen euere Wüterei. Iſt euch nun noch zu rathen, meine lieben Herren, ſo weicht ein wenig, um Gottes Willen, dem Zorne. Einem trunknen Mann ſoll ein Fudder Heu weichen. Wie viel mehr ſollt ihr das Toben und ſtörrige Tyrannei laſſen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den trunkenen oder irrigen. Fahet nicht Streit mit jenen an, denn ihr wiſſet nicht, wo das Ende bleiben wird. Sucht's zuvor gütlich, weil ihr nicht wiſſet, was Gott thun will, auf daß nicht ein Funken angehe und ganz Deutſchland anzünde, das Niemand löſchen könnte.*
Luther war ein Zeichendeuter, und hat es gut

gemeint; aber er kann von Glük ſagen, daß er die Bundesbeſchlüſſe und die Centraluntersuchungskommiſſion nicht erlebt hat. Sein Zeichendeuten und gutes Meinen ſollte ihm übel bekommen ſeyn.

Zur Bawrſchaft ſprach **Luther**: „Seht euch für mit euer Freiheit, daß ihr nicht dem Regen entlauft und fallet in's Waſſer; und ſo ihr meinet, leiblich frei zu werden, daß ihr darüber verlieret Leib, Gut und Seele ewiglich. Gottes Zorn iſt da; fügt euch, das rathe ich. Falſche Propheten hat der Teufel unter euch geſandt; da hütet euch für. So ihr euch aber rühmet und gerne höret, daß man euch Chriſten nenne, und dafür wollet gehalten ſeyn, ſo werdet ihr ja auch leiden, daß man euch euer Recht fürhalte. „Höret nun zu lieben Chriſten euer chriſtlich Recht. So ſpricht euer oberſter Herr Chriſtus, des Namen ihr führet: Ihr ſollt dem Uebel nicht widerſtehen, ſondern wer dich zwingt eine Meile Wegs, mit dem gehe zwo Meilen, und wer dir den Mantel nimmt, dem laß auch den Rock, und wer dich auf einen Backen ſchlägt, dem halt den andern auch dar."

Ich glaube auch ein guter Chriſt zu ſeyn; aber bis zu dieſer Selbſtverleugnung habe ich es noch nicht gebracht. Sollte der göttliche Stifter unſerer ſchönen und erhabenen Religion die Abſicht gehabt haben, in den Vorſchriften ſeiner Lehre ein Staatsrecht aufzuſtellen? Ich glaube nicht. Er ſelbſt ſagte, ſein Reich ſey nicht von dieſer Welt. Ich kann mir als Menſch und als Chriſt Pflichten auferlegen, die man mir als Bürger nie auferlegen darf. „Ich gehe zwo Meilen, wo mich jemand zwingt eine Meile Wegs; ich laß auch den Rock, wo mir einer den Mantel nimmt, und wer mich auf einen Backen ſchlägt, dem halt ich auch den andern dar.“ Das iſt ſchon viel, mehr als Mancher geben kann, der weder Rock noch Mantel hat. Wenn aber zwei Meilen nicht genügen, wenn der Müde, Verlaſſene nach Sibirien, nach Botani-Bay oder nach einer Frohnveſte wandern ſoll! Wenn man dem Nackten und Hungrigen das Hemd vom Leibe, das trockne Brod vom Munde nimmt! Wenn man nicht blos auf die beiden Backen, ſondern auf den ganzen Körper ſchlägt und geißelt! Nein, man muß die Leute nicht verwöhnen, die ſich ſelbſt zu verwöhnen nur gar zu große Luſt und Neigung haben. Uebt wenigſtens ſo viel Chriſtenthum, daß Ihr mit einer Meile, mit einem Backen und mit dem Mantel euch begnügt! Seyd gegen uns keine Heiden, wenn ihr wollt, wir ſollen gegen euch Chriſten ſeyn!

Siebenundzwanzigster Brief.

Den 29. Januar [illegible]

Es iſt doch in der That ein jämmerliches Ding um unſere Kritik und unſere Kritiker in Deutſchland. Geſchmack- und verſtandloſer, flacher, einſeitiger und gemeiner kann man es kaum treiben, als es unſere meiſten Literaturzeitungen und rezenſirenden Blätter thun. Früher war es, in dieſer Hinſicht, bei uns auch nicht viel beſſer, aber doch nicht ſo ſchlecht. Die Kritik, wie die Politik, ſcheint in die Hände erbärmlicher Rabuliſten, roher Renommiſten, gefallen zu ſeyn, da die Unterrichteten und Gutgeſinnten aus der Geſellſchaft, wo Alles herrſchen mag, nur nicht Anſtand, Sitte, Kenntniß und Gerechtigkeit, ſich beſchämt zurückgezogen haben, oder eine überſchriene Minorität bilden. Das iſt freilich ein ſchlimmer Eingang zu einer Apologie der Kritiker und der Kritik, wie die Kritiker ſie treiben, aber in der Welt iſt nichts ſo ſchlecht, daß es nicht zu etwas gut wäre, und mit dieſem glücklichen Anfange könnte ich meine Apologie gleich ſchließen. Doch wäre meinem Rufe, den ich als Gelehrter erwerben möchte, damit ſchlecht gedient. Um ihn zu begründen, will ich beweiſen, was ich ſchon als bewieſen vorausgeſetzt, und das keines Beweiſes mehr bedarf.

Rezenſenten zu rezenſiren iſt gefährlich. Wer bei einer Gottheit etwas gelten will, beſonders wenn ſie ein Göze iſt, darf es mit ihren Prieſtern nicht verderben. Um bei Hofe in Gunſt zu ſtehen, muß man ſich mit den Höflingen halten. Ich fange darum auch lieber damit an, daß ich die Rezenſenten der Rezenſenten rezenſire. Das ſoll mir bei dieſen, denke ich, Vorſchub thun. Schon Göthe rief in ſeinem Zorne:

> Der Tauſendſakerment!
> Schlagt ihn todt den Hund! Es iſt ein Rezenſent.

Schlagt ihn todt! Ja, wenn man nur immer Göthe's kräftige Fauſt hätte! Wie läßt ſich Das todt ſchlagen, was aus ſeinem eigenen

Moder mit zehnfachem Leben wieder von der Verweſung auferſteht? Es gehörte ein Herkules dazu, um dieſe lernäiſche Hyder zu erlegen, der ſogleich ein neuer Kopf nachwächſt, wenn ihr der alte abgeſchlagen worden; ein Herkules um dieſen Stall des Augias zu miſten. Schlagt ihn todt! Weiß Göthe nicht, daß der Todtſchlag eine Sünde, und ſchon durch die zehn Gebote verboten iſt? Weiß er es nicht, und iſt ein Chriſt? Und warum ſogleich als ein Würgengel unter das Völkchen fahren, das manche unſchuldige Seele zählen kann? Schlagt ihn todt, den Hund! Das iſt zu raſch, das iſt zu arg. Wenn es Bullenbeißer und Doggen wären, die dem Mann zu Leibe gehen und Schaden bringen; aber die netten Bologneſerchen, die freundlichen Möpschen, die wackern Pinſcher, die nur Mäuſe, Ratten und Maulwürfe fangen, die zahmen Thierchen alle, die uns liebkoſend anwedeln, und in ihrer liebkoſenden Artigkeit nur beſchmutzen, nicht verletzen, die malten Kläffer, die nur bellen und nicht beißen! Nein, auch die Hunde ſollen leben, wenn ſie Rezenſenten ſind. Gegen die Doggen und Bullenbeißer, die ihren Mann faſſen, ſtimme ich, wenn auch nicht für den Tod. Der Mann wehre ſich, und werfe das Thier nieder! Das iſt kein Mord. Aber die Doggen und Bullenbeißer ſind bei uns ſelten. Göthe ſcheint auch das leichtfertige Volk der Rezenſenten, die Panduren, Baſchkiren und Rothmäntel der bewaffneten Macht der Literatur, nicht für ſehr ſtark und lebenskräftig gehalten zu haben. Er ſpielte ſicher auf ſie an, als er den niedlichen neckenden Thierchen, die ſich aus dem Unrathe erzeugen, und wohl plagen, aber nicht tödten, den Vertilgungskrieg erklärt, und gegen ſie zu den Waffen rief:

Spitzt die Finger und packt ſie fein!

und im jauchzenden Chor ſingen ließ:

Wir knicken und erſticken
Doch gleich wenn einer ſticht.

Ja, mit Einem wird man fertig, hat der geſpitzte Finger ihn gepackt; aber wie mit dem ganzen luſtigen und luſtigen Völkchen, hat ſich dem armen Leibe eine hungrige Kolonie angeſetzt, die ſich ſo ſchnell mit zwei Inſaſſen vermehrt, als man einen knicken und erſticken kann? Ich weiß es nicht und bin ſo rathlos wie Göthe ſelbſt es geweſen ſeyn muß, den ſie, am Ende ſeines Lebens, und nach ſeinem Leben noch

Gar eifrig geplagt
Geſtochen und genagt.

Göthe aber hat Unrecht! ich trete gegen ihn auf, werfe ihm den Fehdehandſchuh um ſo beherzter hin, da er nicht mehr am Leben iſt. Ihn will ich rezenſiren, der unter den Rezenſenten Bethlehems Kindermord erneuern wollte. Pfeift doch jeder Vogel, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, warum ſoll der Hund nicht bellen, knurren, heulen, wie ihm die mütterliche Natur die Gabe verliehen hat? Sagt doch der hündiſche Menſch: „Deß Brod ich eß, deß Lied ich ſing", warum ſoll der Hund ſelbſt nicht hündiſch wedeln oder kläffen, nachdem eine freundliche Hand ihn ſtreichelt oder eine feindliche ihn ſchlägt? Warum den treuen Hüter des Eigenthums todt ſchlagen, den

Philax, der gar manche Nacht,
Haus und Hof getreu bewacht?

den geſelligen, geſcheidten Pudel, der die Hand ſeines Herrn leckt, die ihn füttert? den verſtändigen Schäferhund, der, im Dienſte eines treuen Hirten, die weltliche oder geiſtliche Heerde weiden hilft, ſie auf dem Grunde und Boden des Staates oder der Kirche zuſammenhält und gegen die räuberiſchen Anfälle hungriger Wölfe von Demagogen, Kezern und Irrlehrern ſchüzt? Gegen dieſen muß man dankbar, wenigſtens nachſichtig ſeyn, auch wenn er, in zu großem Dienſteifer, ſich übernehmen ſollte, wie das gar oft geſchieht. Ja, wäre der Todtſchlag erlaubt, dann könnte man ihn höchſtens geſtatten, gegen die Fleiſcherhunde, die das Schlachtopfer hezen, das Tyrannei, Haß, Neid, politiſcher und religiöſer Fanatism und der Wahn der Zeit in das Schlachthaus führen; dieſe blutgierigen Beſtien, die dem Abgehezten, Geſchlachteten noch über dem Grabe nachheulen, wenn er ſchon ausruht in langem Schlafe, den kein Geheul, kein Gebell mehr ſtört, in dem kein giftiger Biß eines wüthenden Hundes, ſelbſt wenn er ein Rezenſent wäre, mehr verlezen kann. Geſtatten könnte man ihn auch gegen die Hof- und Schloßhunde, die, auf den Wink ihres Herrn, nur den anfallen und beißen, der deſſen Gunſt und Gnade verwirkt hat, dieſe feigen Beſtien, die nur darum Muth haben, weil der Jäger mit der geladenen Doppelbüchſe zum Schutze hinter ihnen ſteht. Daß ſie ſich in ganzen Meuten zuſammenthun, die man Literaturzeitungen, oder auch anders nennt, und, von einem Oberjägermeiſter geführt, der ſie bezalt und füttert, das edle Waidwerk treiben, wird wenigſtens verſichert. Ich weiß es nicht; man nennt Dieſen oder Jenen, die von Dieſem und Jenem zur Koppel zuſammengerufen worden. Ich weiß es nicht; die Leute reden viel. Dieſe Thiere ſollen am heftigſten anſchlagen, am lauteſten bellen, am gierigſten jagen, am ſchrecklichſten heulen, wenn ſie dem edelſten Wilde auf der Fährte ſind.. Ich habe auch ſo etwas gemerkt, wußte aber nicht, daß es Hunde waren. Doch die Welt iſt groß, und feſt gebaut. Wir haben alle Raum in ihr, und ſie geht ihren Gang, darauf verlaßt euch, ſie geht ihren Gang, troz Hundegebell und Wolfsgeheul. Darum nein! Auch gegen die Hunde ſoll der Todtſchlag nicht geſtattet werden. Lernt euch ertragen und lieben! Der Staat, die Kirche, die Geſellſchaft können kein Leben ſchaffen; ſie dürfen es darum auch nicht vernichten. Wollt ihr das Recht haben zu nehmen, was ihr die Kraft nicht habt zu geben? Nein!

Auch die Hunde ſollen leben,
Und der Todtſchlag nicht mehr ſeyn.

So habe ich gethan was meines Amtes iſt. Einen ehrlichen Kampf habe ich beſtanden für eine Sache, die ſchlecht ſeyn mag, aber auch gut iſt, weil es nichts Schlechtes in der Welt gibt, das nicht zu etwas gut wäre. Den grimmigſten Rezenſenten, der je rezenſirend gegen die Rezenſenten aufgeſtanden, habe ich ritterlich beſiegt, und wehrlos in den Sand geſtreckt. Ich den groſſen Göthe! den Herrn v. Göthe, die Exzellenz, die noch eine Exzellenz ſeyn und bleiben wird, wenn es ſelbſt in der diplomatiſchen Welt keine mehr gibt! Was wird Deutſchland zu dieſem Heldenſtücke ſagen? Selbſt Göthe habe ich unter mich gebracht, und ſtehe alſo über ihm. Das iſt der Vortheil eines Rezenſenten, der ſich zum Richter, und den Schriftſteller zum armen Sünder macht, der ſich belehrend auf den Katheder und den Schriftſteller auf die Schulbank vor ſich ſezt. Glückliche Stellung, die allein die Legitimität gewährt! Wohl dem, der ein Fürſt, ein König, ein deutſcher Freiherr, ein Pär von England, oder gar ein Rezenſent iſt! Alle Schriftſteller ſind deſſen Unterthanen; und wenn er ſie verurtheilt, oder begnadigt, auszeichnet, befördert, oder ſtraft, dann bedarf es weiter keiner Gründe. Wir haben zu Recht erkannt — tel est notre bon plaisir.

Ich glaube nun dargethan zu haben, daß der Mordruf Göthe's: „Schlagt ihn todt, den Hund!“ und ſein kriegeriſches Aufgebot gegen die kritiſchen Thierchen: „Spizt die Finger und packt ſie fein!“ unmenſchlich, unchriſtlich, durchaus unpraktiſch und unausführbar ſey. Aber ich gehe noch weiter und zeige, daß die Rezenſenten dagegen der wahrhaft evangeliſche Geiſt beſeelt, die Armen an Geiſt zu ſchützen und zu hegen. Man könnte freilich ſagen, das ſey eben nicht ſehr verdienſtlich, da ſie nur dem Triebe der Verwandtſchaft folgen, und in den lieben Angehörigen und in deren Sache ſich ſelbſt und ihre eigene Sache vertheidigen und begünſtigen; aber iſt es denn kein Verdienſt, dem wohlthätigen Triebe zu folgen, den die Natur in unſere Bruſt gelegt? Hat ſie dieſe freundliche Stimmung nicht geheiligt? Auch iſt zu erwägen und zu bedenken, daß die Kritik, indem ſie das Erhabene erniedrigt, das Große herabzieht, das Ausgezeichnete zu dem Gemeinen herunterdrückt, die Gleichheit fördert, dieſes große Bedürfniß der Zeit, das ſelbſt der große Napoleon dafür erkannt, der die Freiheit für ſich nahm und den Andern die Gleichheit in vollem Maaße gab. Uebt die Kritik nicht im Intereſſe der Gleichheit und ſelbſt der Freiheit den Oſtrazism, den auch das freie Athen gegen die großen hervorragenden Männer übte, die dem Vaterlande, gerade durch ihre hervorragende Größe gefährlich werden konnten? Iſt eine deutſche Literaturzeitung von gewöhnlichem Schlage nicht ein wahres Haus, wo nicht der Gemeinen, doch des Gemeinen?

Die römiſche Kirche erfreut ſich eines ſehr löblichen Inſtituts um das Heiligwerden zu erſchweren. Ehe der Papſt zur Kanoniſation eines Verſtorbenen ſchreitet, der ſich durch Frömmigkeit und die

Uebung chriſtlicher Tugenden auf der Erde ausgezeichnet hat, muß er die Einwendungen einer Stelle hören, welche die Rechte der Hölle gegen die Anmaßungen des Himmels geltend zu machen hat. Der Advokat des Teufels tritt als Tribun der Verdammniß auf, und vindizirt, ſo viel an ihm iſt, die Anſprüche des Satans auf die arme Seele, der die Himmelfahrt geſtattet werden ſoll. Recht geht über Alles, und man muß es rühmen, daß die Gerechtigkeit ſelbſt das Recht des Teufels wahrt. Nun, was ihr an der Kirche lobt, werdet ihr doch an der Literatur nicht tadeln wollen. Iſt aber die Kritik, wie ſie unſere Kritiker in der Regel üben, nicht eine Teufelsadvokatur, die der Hölle der Gemeinheit ihre Rechte ſichert, und den Eingang in den geweihten Tempel des Ruhmes und der Unſterblichkeit dem ausgezeichneten Verdienſte zu erſchweren ſucht? Sie iſt ein wahrhaft demokratiſches Inſtitut, dieſe literariſche Teufelsadvokatur, die das gemeine Volk als eine Macht zuſammenhält, das Gebiet der Gemeinheit weder ſchmälern noch verletzen läßt. Und in der That unſere Kritiker thun an dieſer

Stelle redlich, was ihres Amtes iſt, die trefflichen Teufelsadvokaten! Die großen Alten, Griechen und Römer, die unſere Schulmänner und Philologen erklären, wenn auch nicht verſtehen die großen Alten hatten keine kritiſchen Blätter und Literaturzeitungen; aber tüchtige Menſchen und Völker, ſchaffen ſich, wenn auch in verſchiedener Geſtalt wie es Zeit und Ort erfordern und geſtatten, Anordnungen und Inſtitute nach ihrem Bedürfniſſe. Die geiſtreichen demokratiſchen Athener kannten den Oſtrazism, wie wir ſchon bemerkt, und übten ihn als wachſame und fleißige Rezenſenten. Hinter dem römiſchen Triumphator, wenn er ſeinen herrlichen, glänzenden Aufzug hielt, ſtand ein Sklave, der dem gefeierten Helden die Worte zurief: „Vergiß nicht, daß du ein Menſch biſt!“ Wie leicht übernimmt ſich der ſchwache Sterbliche im Siegesrauſche, in der Fülle der Macht, im Genuſſe der Gunſt des Glücks! Und es iſt wohlthätig und weiſe, ihn an ſeine Menſchlichkeit zu erinnern, an das Gebrechliche und Wandelbare aller irdiſchen Dinge und an die Eitelkeit alles Herrlichen und Schönen dieſer Welt. Darum folgten auch Haufen des gemeinen Volks dem Siegeszuge und gaben dem Triumphator Schimpfnamen und ſangen Spottlieder auf ihn, ſeine Schwächen und Gebrechen. Wir ſtehen über dem groſſen Alterthume und ſetzen mit gerechtem Stolze ſeinem Oſtrazism, ſeinem warnenden Sklaven und dem rohen Haufen der Spottlieder ſingt, unſere weit vollkommneren Inſtitute unſerer Literaturzeitungen entgegen. Saß je ein Cäſar auf ſeinem prächtigen Siegeswagen von lauter Bewunderung begrüßt, an den ſich nicht der kritiſche Pöbel drängte, um ihn Kahlkopf zu ſchelten? Wahrlich nicht.

Als die Dioskuren, Schiller und Göthe, die beiden glänzenden Geſtirne am noch etwas trüben Himmel der deutſchen Bildung aufgingen, erhoben die kritiſchen Aſtronomen, die auch, wenn es ihr Vortheil will, Aſtrologen werden, nicht ein klägliches Geſchrei, über die zunehmende Verfinſterung, und ſuchten die Sternbilder als Nebelgebilde anzuſchwärzen? Es ward ſchweres Unheil vorausgeſagt, das ihr Erſcheinen verkünden ſollte. In einer freundlichen und geiſtreichen Poſſe, wie ſie der plumpe

Titel führt: „Menſchen, Thiere und Göthe,“ erhielt dieſer Heros ſeine Stelle hinter den Beſtien. Was ward gegen Wieland, Herder und ſpäter gegen Jean Paul gefaſelt und geſchwätzt? Ich weiß keinen ausgezeichneten Mann zu nennen, dem nicht eine ähnliche, oder noch ſchimpflichere Behandlung zu Theil geworden wäre. Wie meuteriſches Volk ſtanden die Kritiker gegen jeden Fürſten im Reiche des Wiſſens, der Kunſt und Bildung auf, um ſich ſeiner Thronbeſteigung zu widerſetzen. War er aber durch eigene Kraft zu ihm gelangt, übte er die Herrſchermacht, die der hohe Geiſt verleiht, dann krochen ſie nach Sklavenart, vor ſeinem Throne, und leckten den Speichel, wie Honigſeim vor ſeinen Füßen auf. Der, gegen den ſie als einen Götzen gewüthet hatten, ward nun ein wahrer Gott, von dem nur Göttliches kam, und als ſchlechte Pfaffen heiligten ſie ſelbſt den Unrath ihres Dalai-Lama, den ſie anbeteten, weil ſie ihn fürchteten. War es mit Göthe anders, dem Dichterkönige und mit einem Könige, der Dichter war? Geſellte ſich zur Dummheit, Anmaßung, Neid und Feigheit auch noch

Eigennuz, wie wir es häufig ſahen; war der Verleger des Schriftſtellers auch der Inhaber, oder Patron von kritiſchen Blättern, dann nahm die ekelhafte Anpreiſung des Selbſtverlags, die niederträchtige Lobhudelei des Trefflichſten aller Verfaſſer ſolcher Werke kein Ende; jeden Tag rükten die dienſtbaren Schergen aus, um dem Gefeierten, den man kaufen ſollte, eine Leibwache zu bilden, und den feindlichen Mitbewerber aus dem Wege zu räumen. Soll ich Beiſpiele anführen? Ihr habt ſie vor euch faſt in jeder Nummer. Seid ihr aber blind und dumm, dann kann und mag ich euch nicht zum Geſichte oder Verſtande helfen. Leſet, glaubt und kauft; oder glaubt auch nicht, wenn ihr nur kaufen wollt! Es gibt in keinem Lande, kaum ein kräftiges, aufſtrebendes Talent, das die Verfechter des Herkömmlichen und Gemeinen nicht einzuſchüchtern, keine Größe, die ſie nicht herabzuwürdigen geſucht hätten. Es gibt keine Heldengeſtalt, welche dieſe plumpen Werbegeſellen nicht unter das Rekrutenmaas ihrer Fahne ſtellten, um über ſeine rechte Größe zu erkennen. Den lebendigen ſchaffenden Geiſt legten ſie in die prokruſtiſche Bettſtelle ihrer Kritik, um ihn gewaltſam zu verrenken, oder zu verſtümmeln, wie es die Länge ihrer Muſtermaſchine forderte. Wie behandelten ſie Corneille als er den Cid, ſein Meiſterwerk geſchaffen hatte? „Junger Menſch, fuhr ihn Scudery an, deſſen gewichtiger Name allein die ganze Laſt einer Literaturzeitung unſerer Tage aufwog, junger Menſch, man muß erſt lernen, ehe man lehren will.“ Den aufgeblaſenen Pedanten verdroß es, daß der Meiſter in der tragiſchen Kunſt ſich nicht wie ein Knabe von dem Schullehrer die Ruthe wollte geben laſſen. „Andere als Du, ſchalt der Kritiker, haben die Unfehlbarkeit von Unſersgleichen, von Männern wie Claveret und Scaliger anerkannt, und ſelbſt Taſſo hat die bittere Kritik ſeines ſchönen Werkes mit geziemender Beſcheidenheit aufgenommen; und du junger Menſch — es iſt immer Corneille, den er meint — den man ſo gerecht und zart getadelt hat, du wagſt Widerſpruch! Sprecht, ruft er dann den Beiſtand der Akademie an, ſprecht meine Richter, in dieſer Sache; ſprecht auf eine Weiſe, die Eurer würdig iſt. Ihr ſeyd es Eurem Ruhme und dem Ruhme der Nation ſchuldig. „Chapelain übernahm es, das Verdammungsurtheil feierlich auszuſprechen. So hatten die Pygmäen, wie ſie in ihrem Dünkel meinten, einen der gewaltigen Titanen erlegt, und die lächerlichen Lilliputer die kräftigen Glieder eines Mannes mit leichtem Zwirn gefeſſelt. Noch ſchlimmer ging es Montesquieu. Die ganze Streitmacht der obſkuren Kritiker rükte gegen die große Erſcheinung des Geiſtes der Geſeze aus. Alles Feldgeräthe der Bosheit, des dummen Aberglaubens, des gemeinen Neides, der heuchleriſchen Sorgfalt für Staat und Kirche ward in Thätigkeit geſezt. Der ganze Landſturm des einfältigen bethörenden, oder bethörten Volkes ward aufgeboten. So war es immer, ſo wird es immer ſeyn; und es wäre darum gleichgültig, hätte der mordluſtige Schlachtgeſang der civiliſirten Wilden nicht das Herz des Mannes verwundet, das zart für Ehre fühlte und warm für die Menſchen ſchlug. Montesquieu erachtete es für nöthig für den Geiſt der Geſeze eine eigene Vertheidigung zu ſchreiben. Seine Gegner hatten ihm mit großem Scharfſinne nachgewieſen, daß er ein Atheiſt und ein Pantheiſt ſey, nämlich ein ſchrecklicher Menſch, der keinen Gott glaubte, und zugleich Alles für Gott hielt. Man könnte freilich ſagen, das ſey ein Widerſpruch, der in die Augen fällt. Damit aber wäre der Kritik ſchlecht gedient, die man doch nicht im Stiche laſſen darf. Der gute Montesquieu war mit ſeinem Geiſte der Geſeze rettungslos verloren; rettete er ſich als Atheiſt von der Scylla dann mußte er als Pantheiſt in der Charybdis untergehen. Dante war den Kritikern ſeiner Zeit ein Ungeheuer, oder durchaus unbedeutend. Es gab wohl Leute, die einen gewiſſen Dante kannten — Dantem quemdam, wie ihn eine gleichzeitige Chronik nennt — von ihm aber nicht viel mehr, als von einem Verrückten zu ſagen wußten. Milton war ein blinder Mann, an dem verſtändige Zeitgenoſſen zu rühmen fanden, daß er ein ziemlich gutes Latein ſchrieb. Dieſe köſtliche Frucht der klaſſiſchen Bildung konnte ihm die ſtrenge, gerechte Kritik nicht abpflücken, wenn ſie auch an dem reichbeladenen

Baume ſonſt nichts entdeckte. Der gelehrte Salmaſius dagegen iſt ihr ein ganzer Obſt- und Küchengarten. Wir würden nicht enden, wollten wir alle merkwürdigen Beiſpiele einer albernen, erbärmlichen Kritik erzählen, die das Leben großer Männer mit Bitterkeit erfüllte. Byron iſt uns zu nahe, als daß wir an die Art zu erinnern brauchten, wie er behandelt ward.

Die Kritik iſt faſt immer und allenthalben eine Schutzheilige der Mittelmäßigkeit geweſen, darum werden ſie Manche tadeln, Viele aber loben. Wenn die Stimme des Volks die Stimme Gottes iſt, dann wird man die Göttlichkeit der Kritik, die ſich durch die Menge der Menge offenbaret, doch nicht leugnen wollen! Das gemeine Wohl hat ſich ſelbſt der Staat, das vollkommenſte Menſchenwerk, wo es gelingt, als den Zweck ſeines Daſeins vorgeſezt, und man wollte es mißbilligen, daß die Kritik die Gemeinheit pflegt? Der Mittelſtand bildet den Kern des Volks; im Mittelgute finden wir das Gut mit dem der Markt ſich vorzüglich zu verſehen hat, weil es das allgemeinſte Bedürfniß iſt. Die Mittelſtraße betreten die Beſonnenen und Gemäßigten, und es iſt ſprichwörtlich anerkannt, daß ſelbſt das Glück, wie Weisheit, Tugend und Gerechtigkeit ſich in der Mitte halten. Medium tenuere beati. Die Politik, ſo lange ungewiß und ſchwankend, hat ſich endlich in der richtigen Mitte zurecht gefunden; ein Verdienſt, das unſerer verdienſtreichen Zeit vorbehalten war, in der Jeder gern verdient. In Deutſchland freilich wird es etwas arg getrieben, und hier hat ſich, im Dienſte der Gemeinheit, die Kritik beſonders verdient gemacht. Ich will, auf Koſten Fremder, nicht unſern Ruhm erhöhen, nicht unſern Reichthum häufen, aber man vergleiche uns in dieſer Hinſicht mit England und Frankreich, und ſelbſt die Beſcheidenheit des Deutſchen wird geſchämig eingeſtehen, daß beſonders die ſtolzen Britten, weit hinter uns zurückgeblieben ſind. Wir haben allerdings unſere eigene Art, die wir wenigſtens ſchon darum nicht tadeln werden, weil ſie die unſere iſt. Wirft man doch ſonſt den Deutſchen vor, daß ſie des Eigenen zu wenig hätten, gern nach dem Fremden haſchten und ſich zu lächerlichen Kopien des Auslandes entſtellten, warum ſollten wir das Eigene in der Kritik uns nicht in Rechnung bringen? Wir haben Kritiker und in der That nicht wenig, die über Schriften und Schriftſteller zu Gericht ſizen, um ſich ſelbſt wie es ſcheint, im Schreiben einzuüben, und mit der Zeit wenn es gelingt, zu Schriftſtellern hinaufzubilden. Es ſind größten Theils Leute in den rüſtigen Jahren der angehenden Mannheit, Jünglinge im Konſkriptionsalter der Bildung, die Gebildete, zur eigenen Bildung, bilden wollen. Wer das tadelte, bedächte nicht, daß ſchon die Alten riethen, lehrend fortzulernen: docendo discimus. Wenn dieſe Leute, ſelbſt verdienſtlos, über das Verdienſt entſcheiden, dann ſcheint es freilich ungerecht, es ſcheint aber nur, denn ſo will es der Gang unſerer Bildung, die oft eine verkehrte Richtung nimmt, um an das rechte Ziel zu kommen. Der praktiſche Rechtsgelehrte übt ſich durch begangenes Unrecht zur Kenntniß des Rechts ein. Durch das Verlieren von Prozeſſen lernt der junge Advokat ſie gewinnen, wie der Arzt erſt tödtet, um die Kunſt zu lernen, das Leben zu erhalten. Im römiſchen Senate ſaßen Väter und Alte — patres, senatores. Andere Senate haben das nachgeahmt. Wir aber gehen unſern Weg, und machen zu Vätern und Senatoren in unſeren literariſchen Areopage und Senate junge Leute, die keine Kinder haben, und ſelbſt noch Quaſikinder ſind. Das aber paßt vollkommen, meine ich, zu unſerer Quaſiwirthſchaft, die Alles, Staat und Kirche, und ſo auch unſere Bildung zum Quaſidinge macht, da die Dinge ſelbſt nach und nach abſterben und untergehen. So oder ſo; wenn es ſich nur macht, mögen es nun die patres conscripti, wie in Rom, oder die Konſkriptionsjünglinge — pueri conscripti — wie in Deutſchland thun. Alles hat zwei Seiten, wie man ſagt, und es gilt nur die rechte herauszuwenden, um Recht zu haben. Die Kritik aber muß Recht haben, welche Seite ſie auch immer zeigen mag; denn hätte ſie Unrecht, zu was taugte ſie? Daß junge Leute recenſiren, der Unverſtand den Verſtand vor ſeinen Gerichtshof zieht, die Verdienſtloſigkeit über das Verdienſt, das unreife Alter über das gereifte aburtheilt, das iſt freilich etwas ſeltſam, aber doch naturgemäß und in der Ordnung. Die Wahrheit des Sazes läßt ſich nicht beſtreiten, daß tadeln leichter ſey, als beſſer machen. Ganz verſtändig fangen alſo die Kritiker mit dem Leichten an, und gehen dann zum Schweren über; erſt tadeln ſie, und ſpäter machen ſie es beſſer, wenn ſie können. Können ſie nicht, dann haben ſie das Ihrige gethan. Jeder darf nur zu dem verpflichtet werden, was zu leiſten er im Stande iſt. Ultra posse nemo obligatur. Wo nichts iſt, hat ſelbſt der Kaiſer ſein Recht verloren, und beſteuert ſollen wir nur nach unſerm Vermögen werden.

Nichts iſt ſo ſchlecht, daß es nicht zu etwas gut wäre, weiß man es nur zu brauchen und zweckmäßig zu verwenden. Die Wahrheit dieſes Ausſpruchs haben mir die ſchlechteſten Blätter und Zeitungen erwieſen und bewährt. Ich hielt zur Zeit die Gazette de France, und las ihre literariſchen Artikel mit größter Beharrlichkeit. Fand ich in ihr die Anzeige eines politiſchen Werkes, auf das ſie nicht gut zu ſprechen war, dann ſuchte ich mir es zu verſchaffen. Je ſchrecklicher ſie das Buch und ſeinen Verfaſſer mißhandelte, je grimmiger ſie dieſen anfuhr, je tiefer ſie ihn in den Koth zu treten ſuchte, deſto beſſer fand ich das Werk, deſto achtungswerther den Mann, und ſo konnte ich mir nach dem index librorum prohibitorum, des tollen Blattes, die vortrefflichſten Werke politiſchen Inhalts ſammeln. Ich ging nie fehl. Folgt dieſem Fingerzeige und ihr ſeyd auf dem rechten Wege. Wollt ihr etwas Verſtändiges, Gediegenes, das belehrt, erhebt, begeiſtert, für die Würde und die Rechte der Menſchheit ſpricht, das Beſſere anerkennt, das Verdienſtliche auszeichnet, dem Würdigen Beifall zollt? Nehmt dieſe oder jene Literaturzeitung, dieſes oder jenes kritiſche Blatt, ſeht was der Unverſtand tadelt, der Neid vergiftet, die Gemeinheit verächtlich behandelt, die knechtiſche Gefallſucht, der hungrige Eigennuz, die dünkelhafte Selbſtſucht mit Füßen tritt und die Inquiſition als ſtaatsgefährlich bezeichnet, ſehet und wählet: ihr ſeyd ſicher nicht getäuſcht; die Wahl iſt gut. Dieſer Weg iſt ſicherer, als wenn ihr der Anerkennung, dem Lobe der Aufgeklärten und Wohlwollenden folgen wollt.

Die Feindſchaft, der Haß, ,die Bosheit ſind raſch entſchloſſen, gewiſſenlos, in der Wahl der Mittel nicht bedenklich. Die Freundſchaft, die Liebe, die Anneigung ſind zarter Natur, erkennen das Gute an, geben ihm auch wohl den halben Weg entgegen. Der Haß aber, die Schlechtigkeit macht den ganzen Weg, macht ihn auch öfter, wird ſo nur der Zweck erreicht. Das Schaffen und Bauen erfordert Jahre, das Vernichten und zerſtören nur Augenblicke. Zum Schaffen und Bauen gehört Geſchick, Muth, Beharrlichket und Freude an dem gelungenen Werke, das Vielen dienen ſoll. Zum Vernichten und Zerſtören gehört nur Verwegenheit und Wuth. Das Beſte iſt, was die Schlechten am innigſten haſſen. Darauf verlaßt euch!

Allerdings hat man bei dieſem Verfahren einen groſſen Eckel zu überwinden. Die Arbeit iſt ſchwer, aber der Lohn gewiß und reich. Man bringt ein Opfer, wenn man ſich entſchließt, in dem kritiſchen Theezirkel Platz zu nehmen der hier des Beiſpiels wegen, Leipziger Literaturzeitung heißen mag*) und dem Geklatſche literariſcher Baſen zuzuhören, wie ſie ihre ſaubern Verwandtſchaften hegen, wie Gevatter und Gevatterinnen mit widerlicher Unverſchämtheit, ſich wechſelſeitig Artigkeiten ſagen, mit derſelben Unverſchämtheit läſtern und verläumden, was nicht im edlen Kränzchen Siz und Stimme hat, oder ſeine Baſenwirthſchaft gar lächerlich und verächtlich findet. Man bringt ein Opfer, wenn man betrachtet, wie die achtbare Wirthſchaft das leichte Theewaſſer zubereitet, in eine der zweigefüllten Büchſen greift, die ihr zur Seite ſtehen, und aus der einen für liebe Angehörige und theure Verwandte groben Zucker, für gehäßige Namen aber aus der andern Arſenik nimmt, um den guten Ruf damit zu vergiften; wenn man beobachtet, wie das köſtliche

---

*) Die gute Alte iſt ſeitdem verſchieden. Da dieſer Brief geſchrieben ward, war ſie noch am Leben und ich hatte keine Ahnung von ihrem nahen Ende, ſonſt hätte ich ihrer nicht gedacht. Mit Wehrloſen kämpfen und Gefallene angreifen zeigt weder Muth noch bringt es Ehre. Ich halte es mit der Vorſchrift: Laßt die Todten ruhen!

Gebräue dem verehrten Publikum das zum ergözlichen Schmauſe geladen iſt, als ein heilſames Getränke dargeboten wird; wie die Einfalt mit Wohlbehagen ſchlürft, was Bosheit oder Albernheit ihr vorgeſezt. Zeuge von ſolchem Verfahren zu ſeyn, iſt freilich nicht angenehm; aber ohne Arbeit gibt es keinen Lohn. Will man dienliches Erz zu Tage fördern, dann ſteigt man auch in den öden, finſtern, ſchmuzigen Schacht hinab. Ob dieſe Wirthſchaft Gäſte locken kann? Warum nicht? Es gibt keinen ſo großen Pinſel, daß er nicht Seinesgleichen fände; und iſt der Betrüger nicht ſelbſt ein Betrogener, ſondern ein verſchmizter Gauner, der, zu ſeinem Vortheil, Andere betrügt, dann läßt ſich immer auf einigen Abſaz, auf Kunden, die bezahlen, rechnen, was doch der Zweck der Wirthſchaft iſt. Leſet ſolche Blätter! Leſet und prüfet und ſagt, ob ich übertreibe? Da iſt Weisheit, da iſt Gelehrſamkeit, Bildung und Wahrhaftigkeit, lauter Vorzüge und Tugenden, wie Muth von Wachs. Ihr braucht das Ding nicht über einen Glühofen, nicht einmal über eine Glutpfanne zu bringen, ihr ſeht es ſchon an einem brennenden Talglichte ſchmelzen und zerrinnen. O Wachsmuth! Mit dieſen werthen und liebenswürdigen literariſchen Gevatterinnen muß ein Schriftſteller Gevatterſchaft machen und halten, wenn er ſeinen Ruf und guten Namen nicht durch ihre Klatſchereien verlieren will. Das gedenke ich auch zu thun, und bin ich nur einmal Ober- oder geheimer Ober- oder Oberſtudienrath, wozu mir Gott, des Titels und des Gehaltes wegen, verhelfen wolle; denn die Studien werden ſich wohl, wie bisher, ſelbſt zu rathen und zu helfen wiſſen — bin ich einmal, wie geſagt, Oberſtudienrath, und habe, was auch ſchon andere Oberſtudienräthe gethan haben ſollen, ein ſchlechtes Buch geſchrieben, dann rezenſire ich ein gutes Werk, das einen Ehrenmann zum Verfaſſer hat, ſage von beiden viel Böſes, und von mir und meinem ſchlechten Buche deſto mehr Gutes. Für jene greife ich etwas tief in die Arſenikbüchſe, und mein Theewaſſer mache ich ſtark mit Zucker an. Sieht mich das verehrte Publikum nun ſo hoch über dem Ehrenmann ſtehen, den ich tief unter mich herabgeklatſcht, dann ſagt es: Betrachtet wie doch dieſen Oberſtudienrath! Das muß ein gewaltiger Menſch ſeyn, der ſelbſt den Gewaltigen überwältigt hat! Die Leipzigerin, mit der ich mich bis dahin gut ſezen werde, thut mir es, ſchon der Gevatterſchaft wegen, zum Gefallen. Sie drückt ein Auge zu, daß ich ihr dem Publikum beide Augen zudrücken helfe. So muß man ſich gegenſeitig an die Hand gehen und die Welt betrügen, um ſich ehrlich in ihr durchzubringen. Ob die Welt es glaubt? Dafür laßt mich ſorgen! Glaubt ſie auch das Gute nicht, das ich von mir ſage, dann glaubt ſie doch das Böſe von meinem Ehrenmanne, dem ich zu Leibe gehe, und was der Ehrlichkeit und Wahrheit abgezogen wird, das darf ſich die Schlechtigkeit und Lüge in Rechnung bringen. Die Leute glauben Alles, wenn es ihnen oft und beſtimmt geſagt wird. Der ganze Glaube des Volkes iſt Tradition, achtbare Ueberlieferung Deſſen, was geachtet werden muß, leichtfertiges Geklatſche alberner, unwiſſender und boshafter Schwäzer, das die Albernheit, Unwiſſenheit und Bosheit nachgeklatſcht. Packt man doch einer Generation einen Bündel Lügen auf, mit der dreiſten Verſicherung und andächtigen Betheuerung, es enthalte lauter Wahrheit, und ſie läßt ſich dankbar damit beladen, und ein Geſchlecht ſchleppt es dem andern zu, und ein Geſchlecht nimmt es dem andern gläubig ab, ohne prüfend hineinzuſehen, und trägt es der Nachwelt zu, die ſich der Vorwelt dafür verpflichtet fühlt. Wenn es nun mit der Religion, der Rechtslehre und der Politik ſo gehalten wird, die des Menſchen Wohl und Wehe ſo nahe berühren, wie mag es ſich mit dem Glauben in Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft verhalten? Ja, den Ruf möchte ich ſehen, den eine tüchtige, kompakte Gevatterſchaft nicht nehmen, oder geben könnte! Fraget die Geſchichte die ehrlichſte und ehrbarſte aller Gevatterinnen, weil ſie ſich mit den Todten zu ſchaffen macht, die ſie weder zu fürchten noch zu beneiden hat, die ihr nichts ſchenken und nichts entziehen können! Es iſt ein gar leichtes, aber auch gebrechliches Ding um den Ruhm und Nachruhm, und man braucht nur eine literariſche Gevatterſchaft, eine Akademie bezahlen zu können, um wie Ludwig XIV der Große zu heißen. Am ſchlimmſten iſt ein ehrlicher, gerader

Menſch daran, wenn er es mit den ſteifen, geſchnürten Pedanten zu thun hat, die den Geiſt nach dem Körper meſſen, den Reichthum einer Ernte im Halme finden, und für groß halten, was viel Raum braucht. Dieſe Laſtträger und Packknechte der Literatur die von dem Speditionshandel leben, und von keinem Gute wiſſen, das ſie nicht im Kaufhauſe und Waarenlager aufgeſtapelt gefunden, dieſe todten Meilenzeiger und Wegweiſer der Vergangenheit, für die es keinen Pfad und keine Straße gibt, als die man ſchon zurückgelegt, die kein Leben kennen, als das ſchon abgeſtorben iſt, dieſe Wortklauber und Buchſtabenmänner, welche die Alten zu erwecken glauben, wenn ſie ihr moderndes Gebein aus den Gräbern wühlen, die ſind eigentlich die wahre Peſt und Cholera aller fortſchreitenden zeitgemäßen Bildung, alles lebendigen Unterrichts und fruchtbringenden Wiſſens. Wo hätte es je einen großen Menſchen gegeben, der über ſein Zeitalter hinausragte, an den ſie ſich nicht gehängt mit der ganzen Laſt ihres Bleigewichtes, um ihn zu ſich, oder gar unter ſich herabzuziehen! Armer Shakeſpeare!

wie vornehm und verächtlich haben ſie in ihrem gelehrten Dünkel nicht auf dich geſehen, auf dich, in dem nichts war, nicht einmal eine todte Bibliothek, ſondern höchſtens nur die herrliche Natur mit ihren Wunderanlagen, über die ſich wohl Leihbibliotheken ſchreiben laſſen, die aber alle Leihbibliotheken der Welt weder erſezen können, noch nachbilden lehren. Deine gnädige Königin Eliſabeth, die dein Spiel und deine Spiele ergötzten, liebte und belohnte den Zeitvertreib und zeichnete dich aus. Die Gelehrten aber, die Männer des Wiſſens ohne Weisheit, hielten mehr auf den Adel und Reinheit ihrer Kaſte, und vermiſchten ſich mit einem Menſchen nicht der nichts wußte und konnte, gar nichts, nicht einmal Griechiſch und Latein, mit einem Paria und Plebejer der Literatur, der, was er war, ſich ſelbſt verdankte, nichts den Ahnen und der Herrlichkeit der Vorfahren. Ben Jonſon, ſelbſt ein halber Kezer, vergab, zum Verdruſſe und Aerger der orthodoxen Schulen und Hochſchulen, der Würde und dem Anſehen der klaſſiſchen Bildung ſo viel, daß er, Ben Jonſon, der gelehrte Ben Jonſon, der Griechiſch und Latein ſchrieb, aber auch, was freilich ſeinem großen Rufe Abbruch that, ziemlich gut engliſch, dem gemeinen bürgerlichen Naturſohne Shakeſpeare als dramatiſchem Dichter, die Ehre der linken Hand gönnte. Für ebenbürtig hielt er ihn nicht, auch nicht einmal als Dichter; und als Gelehrter gehörte er ganz dem dritten Stande des geſunden Sinnes, des gemeinen Menſchenverſtandes, der naturkräftigen Selbſtſtändigkeit an, die, was ſie iſt, durch ſich ſelbſt iſt, nichts durch erborgten Schmuck und altväteriſches Vermächtniß. Dieſe geiſt- und gemüthloſen Pedanten, die das große Alterthum, wie die Anatomie den Menſchen behandeln, an dem dieſe erſt lernt, wenn er eine Leiche iſt; welche die Vergangenheit darzuſtellen und der Gegenwart und Zukunft lehrreich vorzuhalten meinen, wenn ſie aus ihr ein Präparat gemacht und ſie mit dem Meſſer des Proſektors zerlegt haben, die Eunuchen einer mannhaften Vorzeit, der ſie gleich zu werden hoffen, wenn ſie ihr die eigene Menſchheit opfern, um ihr wie Sklaven eines Harems zu dienen, deſſen Schönheiten ſie wohl hüten, aber nicht genießen können: dieſe Schriftgelehrten, Buchſtabenweiſen, Philologen, Sprachſcheidekünſtler und Zergliederer, die in dem Längenmaaß der Sylben die Dichtkunſt, in dem Gerüſte und Bretterwerke des Periodenbaues die Beredſamkeit und in dem Apparate der geiſtigen Folterkammer einer feinen Dialektik, die dem Verſtande das Bekenntniß der Wahrheit durch die Tortur abnöthigen ſoll, die Philoſophie finden, dieſe ſeelenloſen und ſtumpfſinnigen Gelehrten, die das Buch zum Spiegel der Natur machen, dieſes aufgeblaſene, leere Volk, das dem Frühlinge der Bildung nachzieht, von ſeinen Blüthen zehrt und ſie beſchmutzt, und ſo die beſſere Jahrszeit wohl verkündet, aber nicht hervorruft, wie es ſich rühmt, dieſe Scuderi und Gottſchede, und ihre Jünger und Schüler, die noch tief unter ihren Meiſtern ſtehen, die Unternehmer und Gehülfen der kritiſchen Theewirthſchaften haben Shakeſpeare behandelt, wie ſie jedes hervorragende Talent, wie ſie alles Große und Ausgezeichnete behandeln, das nicht mit ihrer Gemeinheit in Wahlverwandtſchaft ſteht, oder ihr ſich nicht unterordnen will. Shakeſpeare hat es nun überſtanden, nachdem er die Sünde ſeiner Ueberlegenheit im Fegefeuer der Kritik abgebüßt. Katholiſch war er, das iſt nun nach langem gelehrtem Forſchen und Suchen glücklich herausgebracht: katholiſch war er, und zerplazten vor Aerger auch die Sachſen und Hannoveraner und Altpreußen und das ganze gelehrte Deutſchland, das lange vor der Reformation proteſtantiſch, wie die franzöſiſchen Royaliſten ſchon unter den Merovingern und Karolingern den Bourbons auf Tod und Leben ergeben geweſen. Aber, wie geſagt, auch der große Shakeſpeare dem jetzt, wie einem gekrönten Haupte, das, gegen alle genealogiſche Berechnung, zum Throne gelangt iſt, die Höflinge und Glücksritter, und die gemeinen Leute, die vornehm werden möchten, verwandt ſeyn wollen, auch er hat es ſich ſauer werden laſſen, und diente recht wie ein bürgerlicher ohne Schutz und Empfehlung, vom Gemeinen hinauf. Da er ſtarb ward an ihn und ſeine Werke von denen man nicht einmal weiß, was ihm angehört, wenig gedacht. Er erhielt einen Grabſtein, wie andere ehrliche Leute. Einige Jahre ſpäter, [illegible] ſeine Perſönlichkeit ſo ziemlich vergeſſen und gleichgültig geworden war, ſezten ihm dankbare Verwandte, die er, wie ſich ſelbſt, mit zeitlichem Gute bedacht und geſegnet hatte, ein einfaches Denkmal. Hundert und fünf und zwanzig Jahre ſpäter gelangte auch England zu rechter Erkenntniß und Würdigung ſeines größten Dichters und errichtete ihm ein ſtattliches Monument in der Abtei von Weſtmünſter, wo das Vaterland die Erſten und Beſten ſeiner Söhne nach ihrem Tode verſammelt. Die Erſten und Beſten nämlich, wie es ſie erkannt; denn die Erſten und Beſten der Menſchheit ſchlafen verkannt oder unbeachtet. Dieſe iſt weder einſichtsvoller, noch gerechter und dankbarer, als es Athen und Rom geweſen. Ihre würdigſten Scipionen ruhen in fremden Boden auf den das Vaterland ſie verſtoßen. Manchmal ſucht die Nachwelt die Schuld der Vorzeit abzutragen und vergöttert Die, welche dieſe gekreuzigt hat. Das geſchieht manchmal, wenn der Verurtheilte ſo glücklich iſt, daß die Nachwelt den Einfall hat, das Urtheil der Zeitgenoſſen einer Reviſion zu unterwerfen. Shakeſpeare war einer der Glücklichen, und daß er es in kurzer Zeit ſo weit gebracht, dürfte befremden, wenn man nicht wüßte, daß der ſo gefeierte Dichter, deſſen geſammelte Werke fünfund vierzig Jahre dem verzweifelnden Verleger auf dem Lager geblieben waren, ſein raſches Glück und ſchnelle Standeserhöhung, ſeinen vornehmen Patronen Pope, Addiſſon, Johnſon und Andern, vor denen das wortgelehrte und buchſtabenweiſe Philiſterium doch einige Achtung hatte, verdankte. Gegen die Teufelsadvokatur kam endlich die Stimme der Gerechtigkeit auf, und auch dem Himmel ward einmal ſein Recht, das die Hölle ſich ſonſt ſo leicht nicht nehmen läßt. Nachdem jene berühmten Britten, die auch Gelehrte waren, und zwar rechte Gelehrte, nicht bloſe Oberſchul- und Oberſtudienräthe des Titels und Gehaltes wegen, nachdem Pope, Addiſſon, Johnſon und Andere von ähnlichem Gewichte, das Leipziger Theewaſſer, in dem der gute Shakeſpeare erſäuft lag, abgelaſſen, von dem kritiſchen Arſenik gereinigt und gehörig mit Zucker verſezt hatten, erholte ſich der Scheintodte, und ſtand endlich zum ewigen Leben des Ruhmes auf.

In Deutſchland erwieſen ihm Leſſing, Göthe und Andere dieſelbe Freundſchaft, und da hier jeder Gottesdienſt leicht in einen Gözendienſt ausartet, ſo kamen Prieſter und Leviten vor den zudringlichen und lauten Pfaffen, wie das gewöhnlich geſchieht, bald nicht mehr zum Worte, und die vernünftige Liebe verkehrte ſich in Affenliebe. Gottſched, der große Gottſched hatte, wie Scuderi gegen Corneille, das Seinige gethan, um die Anerkennung Shakeſpeare's zu verhindern, aber der große Gottſched ward mit der Zeit in demſelben Maaſe kleiner, als der kleine Shakeſpeare immer größer ward. Gottſcheds Theewirthſchaft iſt eingegangen und vergeſſen, da die Firma Shakeſpeare ihren Ruf begründet hat.

Wird es dem Verdienſte ſo ſchwer, ſich in Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft, um die ſich irdiſche Macht und Größe ſelten kümmert, als höchſtens um ſie im Gefolge ihres glänzenden Hof-Staats zu ſehen: welche Schwirigkeit muß erſt der Weiſe und Gerechte zu überwinden haben, der die Wiſſenſchaft vom Himmel auf die Erde ruft, um die verworrenen Angelegenheiten derſelben etwas zu ordnen? Die Kunſt, die Wiſſenſchaft, die keine Eitelkeit verlezt, vielmehr ihr dient, wo es der Anſtand geſtattet, keinem gewaltigen Mißbrauche, keinem verkehrten und verdrehten Rechte entgegentritt, darf ſich hienieden glücklich preiſen; es wird ihr freilich auch ſauer gemacht, und die Scuderi, Gottſched und Konſorten quälen ſie mit allen Drangſalen der Gemeinheit, des Unverſtandes und der Albernheit; aber wo es die Intereſſen des Menſchen und des Bürgers gilt, wo es ſich nicht um die Mittel und Wege einer luftigen idealen Unſterblichkeit, ſondern um die zeitlichen einer wohlbeleibten, handgreiflichen, bequemen Wirklichkeit handelt, da wird es ernſter, bedenklicher, meine Freunde, und das leichte Theewaſſer kann zum kräftigen Schierling werden, und man rezenſirt nicht blos mit giftiger Tinte, die den Ruf tödtet, ſondern auch mit Galgen, Schwert und Frohnveſte, und mit dem Geiſte wird der Leib gemartert und gemordet. Die Scuderi und Gottſched, die Zoilus und Therſites und die Theewaſſerkrämer ſind köſtliche, liebe Leute gegen die Anytus und Melitus. Ich kenne ſie; Ihr auch? Es iſt nicht gut, von ihnen reden; jezt gar nicht. Darum ſollen auch die Scuderi und Gottſched, es ſollen ſelbſt die Theewaſſerkrämer leben, die noch lange keine Scuderi und Gottſched ihrer Zeit ſind! Dazu fehlt ihnen die ausgebreitete Gelehrſamkeit dieſer Männer, die doch etwas gelernt hatten, und ſogar Vieles, wenn ſie auch ſelbſt und die Welt nicht recht wußten, was mit dem vielen Gelernten anzufangen ſey. Indeſſen ſoll dieſer kleine Umſtand, meine ich, der Theewirthſchaft keinen Abbruch thun, und die Kundſchaft nicht vermindern. So lange das Sprichwort wahr bleibt, daß Gleiches, Gleiches ſucht und ſich zu ihm geſellt, wird die Gemeinheit die Gemeinheit ſuchen und ſich mit ihr verbinden. Die Erſcheinung einer großen, edeln Natur hat für die Kleinen und Niedern etwas Demüthigendes, das ihm ein ewiger Vorwurf ſcheint. Man ſucht dies peinigende Gefühl los zu werden und erniedrigt das Hohe, verläſtert das Edle, tadelt, entſtellt und verleumdet. Wagt es nur immer auf die Verbannung Ariſtid's anzutragen! Sie geht durch. Die ſchlechten Athener haben hundert ſchlechte Gründe, das Urtheil zu rechtfertigen. Die Guten wird es ärgern, daß der Mann vor Allen der Gerechte heißt; dieſes Gefühl ſchlummert in des Menſchen Bruſt; man darf es nur wecken, und die Beſten mögen gegen es auf ihrer Hut ſeyn!

So hoffe ich meine Aufgabe gelöſt zu haben, in wie weit ich ihr gewachſen war. Es hat bisher an einer Apologie der Kritiker und der Kritik, wie jene dieſe herkömmlich treiben, gefehlt; ich habe dem Mangel abgeholfen und der Noth geſteuert, und rechne auf die Gegendienſte Derer, welchen ich gedient, auf ihre Dankbarkeit, wie ſie in der Natur des Menſchen liegt. Die kritiſche Theewirthſchaft hat Lebensart, und wird den Beſuch, den ich ihr gemacht, erwiedern. Sie darf auf meine Angſt zählen, mich unter ihr Theewaſſer geſezt zu ſehen. Ach, es iſt eine groſſe Noth, die Waſſersnoth! Die ehrbare Gevatterſchaft wird, ſo vermuthe ich, die Büchſe hoch mit Arſenik füllen, um mein Theewaſſer damit reichlich zu bedenken. Darüber aber muß ich heimlich lachen; denn dieſes Gift wirkt nicht auf mich: Erfahrung und Nachdenken, die mütterliche Natur und Studium haben mich ſicher und feſt gegen es gemacht durch ein Gegengift, das, in verſchiedenen Abſtufungen, Gleichgültigkeit, Verachtung und Ekel heißt. Ehre, dem Ehre gebührt! Ehre auch dem ehrenwerthen Kritiker! der Einfalt Mitleid, der Dummheit Gleichgültigkeit, der Schlechtigkeit Verachtung und Haß!

Achtundzwanzigster Brief.

Den 7. Februar 1833.

Es wird nicht beſſer, es kann nicht beſſer werden, wenn wir den Weg verfolgen, den wir gewählt. Alle Verhältniſſe verwickeln und verwirren ſich immer mehr, ſtatt ſich zu entwickeln und zu ordnen. Der Prozeß, durch den die Zerſezung und Scheidung der Elemente des öffentlichen Lebens vor ſich geht, währt fort, und wird durch die Art, wie man dabei verfährt, ſtets geſteigert. Wie ſoll das enden? Welche Ernte wird unſern Kindern, unſern Enkeln reifen: bauen und pflanzen wir auf dieſe Weiſe fort? Welch Erbtheil erhalten ſie von uns, führen wir den Haushalt weiter, wie wir bisher gethan? Gibt es keinen Faden, an dem wir uns ſelbſt und unſere Nachkommen, aus dem Labyrinthe retten, in dem wir die Beute des ſcheußlichſten Ungeheuers, der Anarchie oder des Deſpotismus werden müſſen? Wäre eine friedliche Ausgleichung des Zwiſtes, der die europäiſchen Staaten theilt, das Familienleben der Nationen zerſplittert, und die verſchiedenen Stände, wie in zwei feindliche Lager ſcheidet, unmöglich, dann bliebe uns nichts, als die ſchreckliche Ausſicht auf einen Todeskampf der Geſellſchaft, auf eine Kataſtrophe, wie keine in ſolchem Umfange und in ſolcher Tiefe ſeit der Völkerwanderung unſern Welttheil heimgeſucht. Der erſte Kanonenſchuß, der als ein Allarmſchuß der aufgeſchreckten Völker fiele, könnte die Loſung zu einer die ganze geſellſchaftliche Ordnung in Frage ſtellenden, bis in die Tiefen wühlenden Weltſchlacht ſeyn. Aber iſt eine friedliche Ausgleichung nicht möglich? Wehe uns, wenn ſie es nicht wäre, und der gordiſche Knoten den die Zeit geſchürzt, und die menſchliche Verkehrtheit verworrener zuſammengezogen hat, nur durch das Schwert gelöſt werden könnte! Die jetzt auf das Schwert, als den lezten Entſcheidungsgrund ihres guten Rechts geſtüzt, trotzig einen ſolchen Ausgang wünſchen und herbeizuführen ſuchen, mögen dann zu ſpät ihre

Täuſchung erkennen. Iſt ſie aber wirklich unmöglich, dieſe Ausgleichung? Wie! Hat man ſie ernſtlich gewollt, einen Verſuch gemacht, der den ernſten Willen gezeigt, ihm entſprochen hätte?

Ein groſser Feldherr, der auch ein groſser Mann geweſen, und Frankreich zur höchſten Stufe von Macht und Ruhm erhoben hatte, ertheilte einem ſeiner Unterfeldherrn einen ſchweren Auftrag, den dieſer glücklich auszuführen wenig Hoffnung hatte. Es iſt unmöglich, war ſeine Antwort. Unmöglich? fragte der Feldherr, der Ausdruck iſt nicht franzöſiſch. Dieſer Vorwurf kränkte, der Nationalſtolz fühlte ſich verletzt und gereizt, die Unternehmung ward verſucht und das Unmögliche gelang. Unmöglich! der Ausdruck iſt wenigſtens nicht männlich. Das Reich des Unmöglichen wird durch Einſicht, Muth und Beharrlichkeit in gar enge Grenzen eingeſchloſſen. Der vernünftige Wille ſtrebt nur nach Erreichbarem, und Entſchloſſenheit und Klugheit wird mit Erfolg nach Allem ſtreben, was erreichbar iſt; und in dieſem Sinne kann der Menſch wirklich, was er will. Das

Gebiet des Unmöglichen erweitern böſer Wille, Muthloſigkeit und Dummheit ins Unendliche. Hat man es verſucht, mit Ernſt, in guter Abſicht, zum Ziele zu gelangen? Hat man es mit Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit verſucht, eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen? Die Hand aufs Herz! Mittel jeder Art ſehe ich angewendet — und zwar, man mißverſtehe mich nicht, nicht bloß von einer Seite — veraltete Kunſtgriffe erneut, jede Art von Täuſchung von den Einen, jedes Mittel der Macht von den Andern aufgeboten, hier um zu überliſten, dort um zu erzwingen. Die Täuſchung aber, welche die Liſt geübt, der Zwang, den die Macht bewirkt, wurden durch Liſt und Macht wieder aufgehoben, wenn der Getäuſchte und der Unterworfene die Mittel der Täuſchung und der Unterwerfung in Händen hatte. Liſt und Macht legen keine Verpflichtung auf; man iſt der Unterworfene, ſo lange man der Beſiegte iſt. Es iſt kein glücklicher Eingang zur Schlichtung eines Familienzwiſtes, wenn die Glieder der Familie ſich gegenſeitig beſchuldigen, den Zwiſt herbeigeführt zu haben. Die Beſchuldigungen können nur reizen und erbittern, und was dienen ſollte, den Streit zu enden, dient nur, ihn mit geſteigertem Haſſe fortzuſetzen. Darum reden wir nicht von dem, was bisher unter uns geſchehen, von den Vorwürfen, Klagen und Beſchwerden, die jeder Theil vorzubringen, von den Rechten, die er geltend zu machen hat. Laſſen wir die Todten ruhen, und denken an das Loos der Lebenden! Vermeiden wir alle Perſönlichkeit, wo ſie der Sache, um die es zu thun iſt, Nachtheil bringen kann! Höret auch nicht mich, deſſen Stimme für euch ohne Einfluß und Bedeutung iſt! Höret die Geſchichte!

In Rom hatten ſich die Patrizier und Plebejer in dem Grade entzweit, daß der Zwieſpalt ſollte er unheilbar ſeyn, dem Staate den gewiſſen Untergang brachte. Die Plebejer, verarmt, von ihren Gläubigern mißhandelt, von dem Stolze der Patrizier gedemüthigt, von der Habſucht der Reichen ausgeſogen, von dem Uebermuth der Gewaltigen zur ſchmachvollen Dienſtbarkeit hinabgeſtoßen, ſtellten dem Senate in wiederholten Bitten ihr tiefes Elend vor, den Mangel in dem ſie lebten, und die Unmöglichkeit, ihre darbenden Familien zu nähren.

„Nachdem ſie Rom von der Herrſchaft der Tarquinier und fremder Dienſtbarkeit mit ihrem Blute und Vermögen befreit, ſeyen ſie die Sklaven und Knechte ihrer eigenen Mitbürger geworden. Wo es gelte, dem Vaterlande Leben, Ruhe und Eigenthum zu opfern, da kenne man ſie, und halte ſie zu ſolchem Opfer für gut genug. Befinde ſich der Staat in Gefahr und Noth, dann erkenne er ſie als ſeine Kinder an; handle es ſich aber um Genuß, Ehre, Auszeichnung, Herrſchaft und Vermögen, dann betrachte man ſie wie Fremde, wie Eingedrungene, wie eine verächtliche Zugabe des Bodens, den ſie für ihre Tyrannen bauen müßten. Warum ſie denn weiter die Willkühr und den Druck habſüchtiger und grauſamer Herren ertragen ſollten? Was ſie ferner an ein Vaterland feſſeln könne, in dem ſie nichts beſäßen, keine freie Hufe Landes, nur harte Dienſtbarkeit? In der Fremde fänden ſie wenigſtens ihre grauſamen Gläubiger nicht wieder.“

Der Senat erwog die Gefahr, in der er ſich befand, wollte Rom nicht untergehen laſſen, aber auch die Vorrechte und Vorzüge ſeines

Geſchlechtes und Standes nicht aufgeben. Er berieth in ſeiner Weisheit, und beſchloß, was die Umſtände geboten; opferte auf, was er nicht behaupten konnte, feſt entſchloſſen, das Aufgegebene bei günſtiger Gelegenheit wieder zurückzunehmen. Weiſe Männer verlangten, was das Recht und das Wohl des Vaterlandes gebot; aber das Recht mußte dem Eigennutze und der Habſucht, die Mäßigung und Beſonnenheit der Leidenſchaft, und die Weisheit der Thorheit weichen. Es gab gerechte und weiſe Männer, die etwas Größeres, Heiligeres erkannten, als was der Eitelkeit zuſagt, dem Stolze ſchmeichelt, den Reichthum mehrt, und die zeitliches Gut nicht als das höchſte Gut des Menſchen ſuchten. Solche Männer hat wohl jede Zeit; aber ſie bilden auch in jeder Zeit die Minderzahl, und ſo gehen die Angelegenheiten der Welt, wie man ſie gehen ſieht. Die erhaltende Partei im Senate vertrat ein kühner, kräftiger Mann, für den reine Sitten und ein unbeſcholtenes Leben zeugten: doch war er hart, wußte wenig von Menſchlichkeit, ſah den Menſchen nur im Bürger, die Welt in Rom, und

Rom in ſeinem Stande. Dieſer Senator hieß **Appius Claudius**; er ſprach in der ernſten und wichtigen Sache, wie folgt: „Auch ich theile das Gefühl für das Elend und die Noth der Bedrängten, die ich mit jedem Tage auf Koſten meines Vermögens zu erleichtern und zu unterſtützen bemüht bin, muß aber in dieſer Verſammlung feierlich erklären, daß die Gerechtigkeit gebietet, den Gläubigern den ganzen Beiſtand der Geſetze gegen ihre Schuldner zu ſichern; denn die Gerechtigkeit iſt die feſteſte Grundlage des Staates. Die Schulden mindern oder tilgen hieße Treue und Glauben vernichten; und welches Band bliebe dann, das die menſchliche Geſellſchaft zuſammenhält? Selbſt das Volk, für welches man jetzt dieſe Maßregel verlangt, würde ihr erſtes Opfer ſeyn, weil ſie die Folge haben würde, daß bei neuer Noth die Begüterten den Nothleidenden jeden Vorſchuß verſagen würden. Mit den Klagen des Volkes muß man es übrigens ſo genau nicht nehmen; ſein Murren bringt vielleicht weniger Gefahr, als die Unzufriedenheit der Reichen und Großen bringen könnte, die nun ve.=

lieren ſollen, was ſie durch Sparſamkeit und Mäßigkeit erworben. Mag der gemeine Haufen mißvergnügter und ewig unruhiger Menſchen ſeinen Dienſt dem Vaterlande aufkündigen! Was verliert es? Einen Haufen ſtark an Zahl, ſchwach an Kraft, reich an Maſſe, arm an Gehalt. Wiſſet, daß es nur Ein ſicheres Mittel gibt, dem unbeſcheidenen Murren vorzubeugen — die Verachtung. Sieht man auf die Meutereien mit der ſtolzen Sicherheit, die wir nicht verläugnen dürfen, dann kehrt der getäuſchte Trotz zur Bitte zurück, um von der Milde zu erflehen, was er von der Schwäche nicht erzwingen konnte. Es iſt übrigens nicht blos die höchſte Ungerechtigkeit, den Mangel, nur zu oft durch Müßigkeit und Schwelgerei verſchuldet, an den Reichthum anzuweiſen, der durch Fleiß und Mäßigung erworben worden; es iſt, was wir noch ernſtlicher bedenken mögen, ein Schritt, der zur Auflöſung aller geſellſchaftlichen Unterordnung führt, ohne die kein Staat beſteht. Die Gefälligkeit gegen die Wünſche des Volks, wie man das meuteriſche Verlangen nennt, iſt nichts, als eine ſchlecht verhüllte

Schwäche, welche die Meuterer ſelbſt fühlen und gewiß benützen werden, um den erſten nicht unmäßigen Forderungen die unmäßigſten folgen zu laſſen. Das Volk iſt ſo: je mehr es erhält, deſto mehr wird es verlangen, und es ſelbſt ſezt ſeinen Wünſchen und Launen keine Schranken, wenn ſie ihnen die Gerechtigkeit nicht ſezt. Wollt ihr übrigens den innern und den äußern Feinden Roms einen würdigen Begriff von deſſen Macht geben, dann behandelt die meuteriſchen Umtriebe eines zügelloſen Volkes mit gerechter Strenge, und beſtraft an ihm die beleidigte Majeſtät des Senats. Welch' ein Zuſtand, wenn man nicht weiß, wer mehr zu fürchten iſt, der eigene Bürger oder der auswärtige Feind! Uebrigens bin ich weit entfernt, dieſen Geiſt des Aufruhrs als eine Wirkung des Elends, das im Volke herrſchen ſoll, zu betrachten, er iſt die Folge einer zügelloſen Frechheit, die weder Geſez noch Unterordnung anerkennen will, und der die Meuterer den Namen Freiheit geben. Die erſten Zugeſtändniſſe, welche die Schwäche, die man Milde heißt, der Noth machen würde, hätten die Wirkung, daß ſie die Noth vermehrten, der man durch neue Zugeſtändniſſe wieder abzuhelfen hofft, und die erſte beſcheidene Bitte um eine Gnade würde bald eine unverſchämte Forderung werden, die ein Recht verlangt. So hat euere eigene Nachſicht die Anmaßung genährt und groß gezogen, und ihr dürft ſie nur weiter nähren, um ihre Stärke endlich fürchten zu müſſen. Wird nicht jezt ſchon das Anſehen der Conſuln ungeſtraft verkannt? und welche Ordnung, ich frage, welche Ordnung kann beſtehen, in dem Staate, wo die Ausſprüche und Erkenntniſſe der Beamten den Launen und der Raſerei des Pöbels ſich unterordnen ſollen? Man wirft mir vor, ich haſſe das Volk, und liebe nur meinen Stand, und ich und Männer von meiner Geſinnung hätten dieſem Stande alle Macht im Staate zugewendet. Dieſes Verbrechen, Edelſte der Senatoren, theile ich mit euch; ja, ich habe es begangen. Die Gewalt iſt euer, und ihr werdet nicht Thoren ſeyn, ſie einem zügelloſen Volke auszuliefern, dieſer reißenden Beſtie, dem Volke das nur auf die hört, welche ihm ſchmeicheln, deſſen Sklaven aber nur zu oft ſeine Tyrannen werden. Ich erkläre und wiederhole es darum, daß die Geſeze eines Staates ändern, ſeine Grundlagen erſchüttern heißt, und daß man Privatverträge nicht verletzen kann, ohne den Urvertrag ſelbſt zu verletzen oder aufzuheben, durch den die erſten Vereine unter den Menſchen entſtanden ſind. Wolltet ihr jezt Aufrührern bewilligen, die im Begriffe ſind, ihre Waffen gegen das Vaterland zu kehren, was ihr unterwürfigen Bürgern und Soldaten, die unter euern Fahnen fochten, abgeſchlagen habt, dann bedenket, bedenket wohl, welchen Weg ihr einem Heere von Forderungen, die nachfolgen werden, zeigt und anweiſet. Und was könnte uns dazu beſtimmen? Die Gefahr? Sie liegt einzig in unſerer Unentſchloſſenheit. Ja, Senatoren, unſere Schwäche iſt die Stärke dieſes Volkes, unſere Nachſicht macht es verwegen, in unſerer Feigheit beſteht ſein ganzer Muth. Es wird ſeine Forderungen mit unſerer Bereitwilligkeit ſie zu bewilligen ſteigern, und damit enden, daß es ſich an unſere Stelle, und uns an ſeine ſezt. Geben die Schuzgötter Roms daß die Herrſchaft nicht einmal jenem ſchlechten Pöbel zufallen möge, deſſen Uebermuth dann euere Schwäche ſtrafen, und euch ſelbſt aus dem Vaterlande verbannen wird, in dem ihn euere Nachſicht geduldet hat! Was ihr nun auch beſchließen möget, ich kann nur oft meine ausgeſprochene Ueberzeugung wiederholen: das Elend eines treuen unterworfenen Volkes verdient Rückſicht; mit Aufrührern aber zu unterhandeln, iſt höchſt gefährlich.“

Man glaubt vielleicht, ich hätte mit alten Namen die Geſchichte einer neuen Zeit erzählt? Nein, ich habe wörtlich überſezt, was Appius geſprochen, und in dem, was er geſprochen, iſt Weisheit, große Weisheit, aber patriziſche, nicht menſchliche, nicht einmal römiſche Weisheit, wie ſie der Zuſtand Roms verlangte, und wie ſie Rom retten konnte. Wir haben in unſern Tagen mehr als einen Appius Claudius gehört, und in dem, was ſie geſprochen, iſt Weisheit, große Weisheit, aber patriziſche, nicht menſchliche, nicht einmal europäiſche Weisheit, wie ſie der Zuſtand Europas verlangt, und wie ſie Europa retten kann. Die Meinung des Appius fand großen Beifall im Senate, und ſie ſprach auch alle ſenatoriſchen Geſinnungen und Intereſſen ſo befreundet an, daß der Redner wohl die Wünſche der größern Mehrheit offenbaret hatte; nur beſaß die Mehrheit den Muth des Redners nicht, dieſen Wünſchen nachzukommen. Es drängte gerade äußere Gefahr, die bedenklicher als die innere ſchien, und ſo ſuchte man, wie es natürlich iſt, das Nächſte abzuthun, und ließ unterdeſſen das Ferne näher kommen. Die benachbarten Völker Roms, die vielfältige Beleidigungen zu rächen hatten, hielten den Augenblick für günſtig, die Macht eines Staates zu brechen, der mit Recht und Unrecht, aber mit Klugheit und Entſchloſſenheit, der Herrſchaft Italiens entgegenging, die zur Weltherrſchaft werden ſollte. Auch begriffen dieſe Staaten, daß Rom nur durch ſich ſelbſt fallen könne, wie denn alles Große gewöhnlich nur ſich ſelbſt zerſtört, und durch den eigenen Mißbrauch untergeht. Die innere Spaltung gab den äußern Feinden Hoffnung, die Rom bekriegten. Der Senat aber gewann das Volk durch geringe Zugeſtändniſſe und große Verheißungen. Das Volk lebt wie das Kind, in der Gegenwart, wird von dem Augenblicke beherrſcht, und weiß wenig von der Vergangenheit. Darum iſt es auch ſo leicht zu erbittern, als zu verſöhnen, und ſo unbeſonnen in ſeinem Haſſe, wie in ſeiner Liebe, vergißt ſchneller, als der einzelne Menſch und lernt noch weniger. Die Feinde wurden beſiegt, und ſo wie die Noth vorüber war, welche die Zugeſtändniſſe und Verheißungen geboten hatte, war auch die Luſt vorüber, ſie zu erfüllen. Man war im Gegentheil darauf bedacht, ähnlichen Verlegenheiten vorzubeugen, und dem Volke die Kraft zu nehmen, von ſeinem Widerſtande in Zukunft wieder Gebrauch zu machen. Das Unvermögen zu widerſtehen, iſt die ſicherſte Bürgſchaft der Folgſamkeit. So denkt die Gewalt, ſo dachte der Senat, der ſich nun wieder im Beſitze der Gewalt befand. Es iſt immer wieder die alte Geſchichte mit veränderten Namen, im alten Rom nicht neu, im neuen Rom nicht alt. Wir haben Aehnliches auch anderswo geſehen.

Wer auf den Wechſel der Zeiten baut, muß auch erwarten, daß mit demſelben Wechſel ſein Bau zuſammenfällt. Die Klage verſtummt, wenn man ihr Schweigen gebieten kann, wird aber um ſo lauter und ungeſtümer, wenn ſie wieder zum Gebrauche der Sprache kommt. Die Patrizier und Plebejer trieben es patriziſch und plebejiſch fort, und jeder Theil benuzte die Gunſt des Augenblicks, wie er ſie ihm bot. Wo das Unheil wuchernd um ſich griff, beſchnitt es die Macht; da aber die Wurzeln tief im Boden lagen, der ihnen friſche Nahrung gab, breitete das Unheil ſich wieder üppig aus, wenn die Gewalt es nicht erreichen konnte. Verheißungen wollten es nicht mehr thun; das oft gebrochene Wort fand keinen Glauben. Da regten ſich die äußern Feinde wieder. Es galt nun eine neue Täuſchung zu erfinden; die Noth iſt erfindungsreich, und alles Neue täuſcht, beſonders das Volk, dem eine Veränderung ſeiner Lage gern als eine Verbeſſerung erſcheint. Das Neue gibt der Hoffnung Raum, und die Hoffnung beglückt bis auch ſie oft genug getäuſcht, das Neue zum Alten macht. Es ward in der dringenden Gefahr ein Diktator erwählt, ein wohlgeſinnter Mann, Valerius, dem Volke durch ſeine Erinnerung zuwider, obgleich er über ſiebenzig Jahre zählte und Conſul geweſen war. Valerius, ehe er dem Feinde entgegen gieng, gab dem Volke die feierliche Verſicherung, daß nach dem Kriege ihm volle Gerechtigkeit werden ſolle. „Und bis dahin,“ ſprach er, „erkläre ich, Kraft der Gewalt, die meiner Würde zuſteht, euere Perſonen, euere Güter und euere Habe für frei. Ich hebe die Wirkung jeder Verbindlichkeit auf, die man gegen euch geltend machen könnte. Folgt mir nun um neues Land zu gewinnen, das euch der beſiegte Feind abtreten ſoll.“ Der Feind ward geſchlagen, und die Zuſicherung des Diktators durch die Ränke des Senats vereitelt. Der greiſe Valerius legte ſeine Würde nieder, und ſtand vor dem Volke als ein Lügner. Er ſprach in dem Senate die denkwürdigen Worte: „Ihr liebt mich nicht; ich bin euch zu gut für das Volk geſinnt. Gebe der Himmel, daß alle Freunde des Volks, die nach mir kommen werden, mir gleichen und dieſelbe Mäßigung zeigen mögen! Aber erwartet nicht von mir, daß ich Bürger betrüge, die vertrauend auf mein Wort, die Waffen ergriffen, und mit ihrem Blute den Sieg über euere

Feinde erkauft haben. Ein äußerer Krieg und unſer innerer Zwiſt waren Urſache, daß die Republik mich mit der Dictatur beehrt. Der äußere Friede iſt erkämpft; den innern wieder herzuſtellen werde ich verhindert; ſo iſt der Zweck meines Auftrags vereitelt und ich habe beſchloſſen, meine Würde niederzulegen. Zeuge des Aufſtandes will ich lieber im Privatſtande als mit dem Titel eines Dictators ſeyn.“ Dem Volke dankte Valerius für ſeine geleiſteten Dienſte, und rühmte den Muth, mit dem es den Feind bekämpft. Dann ſprach er zu ihm: Ihr habt als wackere Bürger eure Pflicht gethan. An mir wäre es jezt, das Wort zu löſen, das ich euch gegeben; aber eine finſtere Macht, die ſtärker als die des Dictators iſt, vereitelt mein aufrichtiges Streben. In dieſer Lage, wo ich euch keine Gerechtigkeit verſchaffen kann, lege ich freiwillig eine Würde nieder, die für mich ohne Nutzen iſt. Ich zähle in die ſiebenzig Jahre und fühle die Laſt des Alters. Glaubt indeſſen einer meiner Mitbürger darüber Klage führen zu können, daß mein gegebenes Wort nicht gehalten worden, dann überlaſſe ich ihm gern die wenigen Tage, die mir noch bleiben; er mag ſie hinnehmen; ich werde mich darüber nicht beſchweren, noch Widerſtand leiſten.“

Was iſt das für eine finſtere Macht, die ſtärker iſt, als die des Dictators? ſtärker als die geſetzmäßige Gewalt des Staates? Wir kennen ſie; ihr verderblicher Einfluß hat ſie genug bezeichnet. Und ſollte in Zeiten, die uns ſo nahe ſind, nicht mehr als ein Fürſtenherz die edlen Geſinnungen des Valerius getheilt und ſeinen Schmerz empfunden haben, weil es ihm nicht erlaubt geweſen, ſein aufrichtiges Streben zu bethätigen? Daran glaube ich, wie an den Einfluß der finſtern Macht. Aber dieſe finſtere Macht war mächtiger, als die fürſtliche. Ich fahre in der römiſchen Geſchichte fort: Jezt war der Damm gebrochen, der dem anſchwellenden Strome des Zorns, der zur Wuth hinaufgetrieben worden, Schranken geſezt hatte. Das Volk zog aus Rom, und lagerte ſich in deſſen Nähe, auf einem Berge der von dieſer Zeit an der heilige hieß. Es hatte ſich ein ſolcher Schrecken der Stadt bemächtigt, daß, da gerade die Zeit der Wahl der neuen Conſuln eingetreten war, auch nicht Ein Römer ſich um dieſe Würde bewarb, die von Allen, denen man ſie antrug, ſogar ausgeſchlagen wurde. Der Senat hielt es nicht unter ſeiner Würde, Abgeordnete nach dem heiligen Berge zu ſenden, um mit dem Volke zu unterhandeln. Dieſes aber, ſeiner Lage, und des oft gebrochenen Wortes ſeiner Quäler eingedenk, ſchien nicht geneigt, den verſöhnlichen Vorſtellungen Gehör zu geben. Da hatte Menenius Agrippa den glücklichen Einfall, ſich an das Volk in ſeiner Sprache zu wenden, und auf eine Weiſe zu ihm zu reden, die ſeinem Faſſungsvermögen am angemeſſenſten iſt. Er erzählte: „Die Glieder des menſchlichen Körpers geriethen einmal in Streit über die ungleiche Vertheilung von Genuß und Arbeit, die jedem derſelben zugefallen. Wir, ſagten die Hände und Arme, müſſen heben, legen, tragen, ſogar Trank und Speiſe zu dem Munde bringen, der ſich das Dargebrachte als einen ſchuldigen Tribut gefallen läßt. Ich habe nichts davon, rechtfertigte ſich der Mund, als die Mühe, die

Nahrung zuzurichten, um ſie dem faulen Magen bereitet mitzutheilen. Die Füße fanden ſich über die Gebühr angeſtrengt, durch den Dienſt, den ſie den ganzen Tag hindurch zu thun hatten. Und zu welchem Zwecke, riefen ſie, ſind wir verurtheilt, die Boten und Läufer Anderer zu ſeyn? Und wir, klagten die Schultern, müſſen wir nicht die ſchwerſten Laſten tragen? Was haben denn wir davon? Jedes Glied, hatte ſo ſeine Beſchwerde, und brachte ſie vor, und es zeigte ſich, daß Alle die Knechte des trägen Magens ſeyen, der in behaglicher Ruhe wie ein Gebieter ſich bedienen ließ. Dieſem Tyrannen riefen ſie, ſollen wir unterthänig ſeyn, und die Laſt der Arbeit und der Entbehrung tragen, damit er müßig ſchwelge! Kündigen wir ihm jede Dienſtleiſtung auf und ſeyen frei! Sie wollten und ſie waren es. Hände, Füße, Mund und Schultern thaten nichts und feierten vergnügt. Es ward nicht gegangen, nicht gekaut, nicht getragen, und das behagte dem freigewordenen Leibe ſehr. Doch allmählig ſtellten ſich Durſt und Hunger ein; aber

Hände und Mund wahrten ihre Freiheit, und dem Magen, ſo ungeſtüm er auch mahnte, ward nichts gegeben. Da trat eine allgemeine Ermüdung und Erſchöpfung ein, obgleich keine Anſtrengung ſie erzeugte. Die Glieder wurden ſchwach und mager, und den ganzen Körper bedrohte eine nahe Auflöſung. Die Glieder wurden ſehr beſorgt und wollten noch einmal zu Rathe gehen. Da ſprach der Magen: „Ihr Thoren, begreift ihr denn nicht, daß ihr euch ſelbſt den Dienſt verſagt? daß es ein grober Irrthum von eurer Seite iſt, wenn ihr glaubt, ihr dienet mir, da wir uns gegenſeitig dienen? Ihr führt mir allerdings Trank und Speiſe zu, die ich in müßigem Wohlbehagen, wie ihr meint, verzehre; aber das Verzehrte und Verdaute liefere ich euch als Nahrungsſtoff und Lebenskraft. Thue ich darum weniger als ihr? Das war den übrigen Gliedern, in dem Zuſtande, in dem ſie ſich befanden, ſehr begreiflich. Die Noth half, wie das gewöhnlich geſchieht, der Einſicht gewaltig nach. Auch ließ es ſich weder läugnen, noch beſtreiten, daß jedes einzelne

Glied im Dienſte des geſammten Körpers ſtand, und indem es Andern zu dienen ſchien, doch ſich ſelbſt diente.“

Das Volk verſtand den ganzen ſchweren Inhalt der Erzählung und wußte ihn auch anzuwenden. Es kam zur Unterhandlung, und die Unterhandlung führte zur Verſtändigung. Es liegt auch ein großer Sinn in der einfachen Erzählung, ein ganzes Staatsrecht mit der Staatsklugheit. Da finden wir verſchiedene Stände und Menſchen, mit verſchiedener Beſchäftigung, verſchiedenem Berufe, die dem Einen ſchwer, dem Andern leicht, ſich und Andern bald nützlich, bald ſchädlich ſcheinen. Jeder iſt geneigt, Alles auf ſich zu beziehen, iſt aber doch für Andere da, die wieder für ihn da ſind, ſo daß ſie in der Geſammtheit ein organiſches Ganzes bilden, dem menſchlichen Körper gleich, wie ihn Menenius Agrippa dargeſtellt. Mit verſchiedenen Anlagen und Kräften ſind verſchiedene Verrichtungen verbunden, deren jede einem beſonderen Zwecke dient, die aber alle wieder zu einem allgemeinen Zwecke zuſammenwirken. In dem Haupte wohnt die Kraft des

Denkens, die Macht des Gefühls in der Bruſt, die Stärke, fähig Laſten zu heben und zu tragen, im Arm und Nacken; und ſo hat jedes Glied ſeinen Dienſt, durch den es ſich zu dienen ſucht, indem es der Geſammtheit dient. Die Dienſte ſind nicht gleich, und ſelbſt, nach unſern Begriffen, mehr oder weniger edel; aber auch die Kräfte und Anlagen, wie ſie die Natur gegeben, ſind nicht gleich, und Jeder muß doch an der Stelle wirken, an der er ſteht, und auf eine Weiſe thätig ſeyn, zu der er ſich befähigt fühlt. Das iſt Naturordnung, die der Menſch nicht umkehren darf. Der Arm kann nicht die Stelle des Fußes, der Kopf kann nicht die Stelle der Bruſt einnehmen. Die Weisheit muß berathen und beſchließen, der Muth den Kampf beſtehen, der Starke ſchwere Laſten tragen nach ſeiner Kraft, Jeder nach ſeinem Vermögen Arbeit thun, aber nach der Größe der Arbeit auch ſeinen Lohn empfangen. Verkehrt ihr dieſe ewige Ordnung der Natur, und verletzt auf dieſe Weiſe ihre ewigen Geſetze, dann ſetzt ihr ſie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch und Streit, und die Glieder des Körpers klagen nicht umſonſt, wenn eines an des andern Stelle verrückt, deſſen Dienſte thun ſoll und nicht kann, und jedes nur für ſich, nicht auch für Andere ſeyn und wirken will; wenn die Hände die Dienſte der Füße, die Füße, die der Hände thun, der Starke den Schwachen zum Laſttragen braucht, der Müßige genießen, der Hungrige arbeiten, der Blinde führen ſoll; wenn der Magen, von ungeſunder Freßgier gereizt, ſich übernimmt, mit unreinen Dünſten den Verſtand umhüllt und den Gliedern, die ihm überreiche Nahrung bringen, Krankheitsſtoff zurückgibt. In ſolchem Zuſtande geht der Körper ſeiner Auflöſung entgegen, und dem Menſchen, wie dem Staate, droht der Tod. —

Neunundzwanzigster Brief.

Den 12. Februar 1833.

Was ich aus der römiſchen Geſchichte erzählt, hat ſich im Jahre nach Erbauung der Stadt 261 zugetragen. Wir leben im Jahre nach Chriſti Geburt 1833 und die Völker Europas ſiehen auf dem heiligen Berge gelagert, oder ſind auf dem Zuge nach ihm. Sendet, ich bitte euch, einen Menenius Agrippa dahin, wenn ein Valerius in dem Senate nicht gehört werden ſollte. Thut es der Eintracht, des Friedens, der bürgerlichen Ordnung, der Erhaltung der Geſellſchaft wegen! Märchen! höre ich von einem Sitze der Senatoren rufen, mag man Kinder und Weiber damit unterhalten und bethören! — Aber, bedenket doch, das Märchen hat es in Rom gethan, und manches Märchen noch an manchem Orte. Was ich euch biete, iſt die Frucht, nicht die Schale, welche die Frucht verſchließt; verſteht es nur dieſe von jener abzulöſen. Die Geſchichte ſpricht, iſt ſie euch ein Märchen? — Sendet einen Menenius Agrippa zu den Völkern, um eine friedliche Ausgleichung zu bewirken. — Eine Exekutionsarmee! Höre ich von denſelben Sitzen rufen. Ich habe nichts dagegen. Auch eine Exekutionsarmee, wenn ſie es thut. Ich will ſo ſehr ein Staatsmann nach eurer Vorſchrift ſeyn, daß ich das Mittel billige, wenn es zum Zwecke führt; wird eine Exekutionsarmee das rechte Mittel zum rechten Zwecke ſeyn? Es wird ſich zeigen. Laßt euch die Geſtalten der Vorwelt warnen! Das Schwert iſt blind; heute trifft es dieſen, morgen jenen, oder beide zugleich. Nur der Schatten Cäſars war's, der Brutus zu den Schatten rief. Bei Philippi werden wir uns wiederſehen; aber dann iſt es zu ſpät. — Hier muß ich noch erwähnen, wie die Appius Claudius geendet haben. Der Sohn deſſen, von dem die Rede war, hatte alle Fehler, aber nicht alle Tugenden ſeines Vaters. Stolz und herriſch wie dieſer, war er weder ſo rechtlich, noch ſo großmüthig. Die

Standhaftigkeit artete in Starrſinn, Geradheit in Härte, und männliches Selbſtgefühl in Dünkel aus. Den Haß des Volkes hatte er in dem Grade auf ſich geladen, daß er ſein Leben ſelbſt endete, um einem ſtrengeren Gerichte zu entgehen. In unſern Tagen betrat ein engliſcher Miniſter denſelben Weg, wenn auch kein Nebenbuhler des Appius, doch ſein Nachfolger.

Der gegenwärtige Zuſtand der Geſellſchaft iſt bedenklich, ſo bedenklich, daß er einen Menſchen, in deſſen Bruſt der Glaube an eine ewige Weltordnung geſtorben iſt, oder nicht geboren worden, zur Verzweiflung bringen könnte. Alle moraliſche Bande, die den Staat zuſammenhalten ſollen, und allein auf die Dauer zuſammenhalten können, ſind aufgelöſt oder erſchlafft, und der Auflöſung nahe. Das Gebäude in ſeinem Innern iſt faul, oder der anſteckenden Fäulniß ausgeſezt. Gilt das auch nicht von allen Staaten in Europa, oder nicht von allen Theilen eines jeden Staates im ganzen Umfange und unbedingt, dann iſt es doch das Grundübel, an dem ſie alle mehr oder weniger leiden, und das mit jedem Tage weiter und gefährlicher um ſich greift. Eine Geſellſchaft kann nicht beſtehen, die nicht die Ueberzeugung, die Meinung, der Glaube, das Gefühl der Pflicht oder der Vortheil zuſammenhält. Nach der herrſchenden Doctrin iſt die Regentenmacht im Intereſſe des Volkes eingeſetzt, und der Staat das Werk der Staatsgenoſſen, die ihn bilden. Dieſem ſteht, nach derſelben Doctrin, das Recht zu, die Bedingungen feſtzuſetzen, unter denen ſie den Verein ſchließen und beſtehen laſſen wollen. Sind nun — fährt jene Doctrin fort — die Regenten, für die Regierten da, und beſteht der Staat zum Beſten der Geſammtheit aller Staatsgenoſſen, dann hat auch die Geſammtheit zu entſcheiden, ob ſie den Zweck des Vereins, ſo wie er beſteht, für erreicht hält, oder nicht. Regierungen, die ihren Urſprung vom Himmel ableiten, durch ein göttliches Recht beſtehen, und zwar im Intereſſe Eines oder Einiger, die nur Rechte aber keine Pflichten haben wollen, ſolche Regierungen erkennt die Doctrin der Zeit, wie ſie ſich ausgebildet hat, nicht an. Die Doctrin der Vorzeit, die Doctrin der abſoluten Fürſtenmacht und der Regenten von Gottes Gnaden, die alte Doctrin dagegen verwirft die neue, die Doctrin der Gegenwart, der Souveränität des Volks, das heißt, der Geſammtheit aller Glieder des Staatsvereins, als ketzeriſch, und belegt ihre Anhänger mit Acht und Bann. So ſtehen die beiden Lehren als Gegenpäbſte, ſich exkommunizirend und exkommunizirt, einander gegenüber. Daß die Kontroverſe mit der Bekehrung des einen der beiden Theile enden, den Streit eine Ausgleichung beilegen werde, iſt nicht zu erwarten. Dazu gehören Menſchen, die ganz andere ſind, als ſie bisher geweſen. Was aber ſoll entſcheiden? Wahrſcheinlich, was immer entſchieden hat, und immer entſcheiden wird, ſo lange die Menſchen keine andere ſind, als ſie bisher geweſen. Mit Freiheit und Vernunft begabt, führt ſie der Zufall, das Verhängniß, die Begierde, die Leidenſchaft. Das Fahrzeug treibt unſicher und unbeſtimmt auf der Fluth umher, die es in verſchiedener Richtung ſich ſtreitig macht. Hat aber die Strömung es ergriffen, der Wind, der ſeine Segel ſchwillt, es erfaßt, dann folgt es der Macht, der es nicht widerſtehen kann. Noch wird das Schiff von ſtreitenden Wogen unſanft umhergeworfen; aber wenn ihr Steuerleute ſeyd, und euch auf euere Elemente, auf Waſſer und Wind, verſteht, dann ſagt mir: ſeyd ihr auch nur einen Augenblick zweifelhaft über den Lauf, den die Gewäſſer nehmen, über die Richtung, die der Wind behauptet? Wo aber und in welchem Zuſtande wird das von den Wogen gepeitſchte, von dem Winde umhergeworfene Fahrzeug endlich landen? Wißt ihr es, Steuerleute? Ich weiß es nicht. Zum Theil hängt es von euerer Klugheit ab, von euerem Muthe, euerer Beſonnenheit und Mäßigung und von euerem Schiffsvolke.

Derſelbe Widerſtreit der Lehre findet ſich in den Geſinnungen, Anſichten und Meinungen, wo ſie auch nur auf die entfernteſte Weiſe den Staat berühren. Was hier ehrt, ſchändet dort, die Auszeichnung auf der einen Seite iſt eine Herabwürdigung auf der andern, und die, welche jene heilig ſpricht, ſind dieſer Verdammte. Strafe und Belohnung werden als Wirkungen der Ungnade oder Gunſt betrachtet, und ſo iſt der Verbrecher hier, den Fluch und Abſcheu trifft, dort ein Märtyrer, dem Mitleid und Verehrung folgt. In den Gerichtshöfen ſieht man hier nur Werkzeuge der Gewalt, dort abtrünnige, treuloſe Beamte, Verräther an ihrem Fürſten, je nachdem ſie ſich zu dieſer oder jener Lehre neigen. Selbſt die Religion hat über ihre Bekenner faſt alle Macht verloren, wenn ſie dieſelbe in Angelegenheiten des Staats üben will. Ja, dieſer Zwiſt, der die Gemüther in weltlichen Dingen theilt, hat die Fundamente der geiſtlichen Gewalt erſchüttert. Die Kirche hat keinen Einfluß mehr auf ihre Gemeinde, den ſie zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens geltend machen könnte. Die Religion, ihrer Natur nach verſöhnend, hatte die ſchöne Sendung, die ihre Göttlichkeit bewährt, die Sendung, in menſchlichen Dingen begütigend und vermittelnd aufzutreten, wo Leidenſchaften, Intereſſen, Mißbrauch der Gewalt ſie verwirren und Hader und Krieg erzeugen. Wer hat dieſe Sendung aufgehoben? Der Stützpunkt, den die weltliche Macht ſonſt am Himmel gefunden, der Punkt des *Archimedes*, an den ſie den Hebel mit Sicherheit legen durfte, um die Welt nach ihrem Gefallen zu bewegen, dieſer Stüzpunkt, ſteht er noch feſt? Wird aber ihre Beglaubigung nicht als durch göttliche Vollmacht ausgeſtellt vom Volke anerkannt, dann bleibt ihr als Kreditiv nur deſſen Anhänglichkeit, Achtung, Liebe und Ergebung. Der Staatsvertrag wird ein Pakt mit Rechten und Verpflichtungen, für beide Theile, und da der Vertrag ſelbſt nur in dem Bedürfniſſe der Geſellſchaft ſeinen Urſprung hat, ſo iſt die Aufgabe erſt gelöſt, wenn die Geſellſchaft dieſes Bedürfniß befriedigt ſieht. Es iſt ein großer Verluſt für die weltliche Macht, daß ihr Stammbaum in die Erde verpflanzt worden. Die größten Staatsmänner und weiſeſten Geſetzgeber ſuchten den lezten Ring der Kette, durch die ſie den beweglichen unſichern Menſchen binden wollten, an dem Ewigen, Unwandelbaren zu befeſtigen; ſelbſt Moſes, Lykurg und Numa thaten es, die das Volk vielleicht täuſchen, aber nicht betrügen konnten. Unſere Aufklärung liebt die Täuſchungen nicht, und verlangt Wahrheit, die nackte Wahrheit. Gelänge es indeſſen, unſerem

Geſchlechte, ſeine Täuſchungen zu nehmen, dann verlöre es den Charakter der Menſchheit und ſänke zum Thiere herab, das den Raum von der Geburt bis zum Tode mit den Realitäten ſeiner fünf Sinne zu füllen hat. Was iſt Wahrheit? Was iſt Täuſchung? Für was haltet ihr die Kunſt, die Poeſie, die Muſik? die Liebe, die Freundſchaft? die Eltern- und Kindesliebe? die Hoffnung, die Unſterblichkeit? Was iſt der Frühling anders, als eine Täuſchung, die uns den Genuß der Frucht verheißt und vorenthält? Die ächte Weisheit des Lebens hätte uns alſo nur zu lehren, wie der hungrige Sinn auf dem kürzeſten Wege, ſo mit einem Sprunge, wie das Raubthier, zur Sättigung gelangt! Betrug und Täuſchung ſind nicht Geſchwiſter, wie man behauptet; ſie ſind nicht von gleicher Abkunft vielmehr feindliche Gegenſäze, wie Tugend und Laſter, Leben und Tod, Geiſtesgröße und Verrücktheit. Der Betrug hat die Täuſchungen zerſtört. Hätten die Gewalt, die Prieſterſchaft nicht betrogen: alle die lieblichen Täuſchungen, die ihr Daſein veredelten und verſchönerten, beſtänden noch. Welche

Grundlage wollen wir der Moral des Volkes geben, da die des religiöſen Glaubens, der bisher dazu gedient, unter ihr zuſammengebrochen iſt? Es iſt ſo ſchwer nicht, den Aberglauben zu zerſtören, aber unendlich ſchwer, ihn mit dem wahren Glauben zu erſetzen. Ich weiß nicht, wo unſere Wiſſenſchaft, die Alles auflöst, zergliedert, auf ſeine einfachſten Beſtandtheile zurükführt, um zur Wahrheit zu gelangen, enden will; aber daß dieſe Wahrheit an dem Menſchen nichts übrig läßt, als was die Naturgeſchichte aus ihm macht, ein Thier des erſten Ranges, das von dem Affen nur Merkmale unterſcheiden, die einem Epaminondas, Scipio, Rouſſeau und Schiller zukommen, wie dem ſtumpfſinnigen Knechte und dem ſeelenloſen Verbrecher, das weiß ich. Der Staat iſt allerdings eine Anſtalt zur Sicherung unſerer äuſſern Rechte. Das iſt er, und dazu hat ihn die ſtrengſte und bündigſte Definition gemacht. Was iſt dem Aſtronomen die Nacht mit den Schauern ihrer ahnungsvollen Stille? Ein blinder Tag. Was iſt ihm der Morgen, durch den die aufgehende Sonne die ſchlummernde Welt zum verjüngten Leben ruft? Was Anders, als eine Stellung der Sonne zur Erde, der man nur gewiſſe Längegrade zu- oder abzählen darf, um einen Mittag, einen Abend oder auch eine Mitternacht aus ihm zu machen? Der Thron iſt Holz mit Sammet überzogen. Was die Ehe iſt, mögt ihr bei Kant nachleſen; ich vermag es nicht, die Definition abzuſchreiben, gegen die ich übrigens als Rechtsgelehrter nichts einzuwenden weiß. Was iſt der Staat? Ich habe es ſchon geſagt, und kann es nicht anders ſagen. Von dem Standpunkte der Staatswirthſchaft aus iſt er eine Wechſelbude, ein Trödelmarkt; der tüchtige Juriſt wird eine gute Zwangsanſtalt in ihm erkennen; und wer dürfte an dem Staate noch etwas zu verbeſſern finden, der geſchaffen aus den Händen der Staatswirthe und Juriſten kommt? Und das iſt unſer Staat, der vollkommenſte nämlich, wie ihn die Wiſſenſchaft mit der Wirklichkeit erzeugen konnte: ein Zucht- oder Arbeitshaus, in dem ſo viel Freiheit herrſcht als zum Gedeihen des Wohlſtandes nöthig iſt. Alles, was nach euerer Theorie, nicht dazu gehört, um einen Staat und ein Volk zu machen: Geſchichte, Ueberlieferung, Sitte, Religion, wenn man will, die Täuſchungen jeder Art, die dem Leben einen ſittlichen Werth und Reiz geben, kindliche Achtung der Gegenwart vor den väterlichen Anordnungen der Vergangenheit, Jugenderinnerungen aus einem Alter, das, wie ein Baum mit kühlenden Blättern und duftenden Blüthen über uns ſteht, vielleicht nur darum, weil es vorüber iſt, das Alles macht doch eigentlich den wahren Staat, wenn auch nicht in der Theorie und Wiſſenſchaft, doch in der Wirklichkeit. Was wäre das für ein Menſch, der nichts von einer Kindheit und Jugend weiß? nichts von ihren Träumen, Hoffnungen und Ahnungen? nichts von der liebevollen Pflege guter Eltern, der mütterlichen Zärtlichkeit voll Nachſicht, und der väterlichen Sorgfalt voll milden Ernſtes? nichts von den Beiſpielen und Lehren einer geregelten Häuslichkeit, von ſittſamem Verhalten, tugendhaftem Wandel, der Freiheit mit Ordnung und des Gehorſams aus Liebe, Achtung und Ueberzeugung, derſelben Ordnung wegen, mit der allein die Familie in freudigem Wohlſein beſtehen kann? Was wäre das für ein Menſch dem das Alles mangelt? Ein armer bedauernswerther, unvollendeter Menſch, der indeſſen doch ein Mann, und ein tüchtiger Mann ſeyn könnte. Und was iſt das für ein Staat, dem das Alles fehlt? Ein Staat der Wiſſenſchaft, wie ihn die Anatomie der Staatskunſt unter ihrem Meſſer gefunden; ein Staat nach Begriffen mit logiſcher Strenge durchgeführt, ein Staat, den die Staatskundigen als ſelbſt gepflücktes, vielleicht gar als ſelbſt gepflanztes Exemplar in ihrem Herbarium führen. Das Ding hat Alles, was es zu dieſem beſtimmten Dinge macht, nur kein Leben. Gott iſt mein Zeuge, daß ich die Freiheit liebe, daß ich ſie liebe, als das höchſte und ſchönſte Gut, als das theuerſte Kleinod der Menſchheit, daß ich ſie nicht nur für mich will und fordere, ſondern für alle Menſchen in gleichem Maaße, daß ich die Inſtitutionen aus allen Kräften begünſtige und unterſtütze, welche die Freiheit ſichern und befeſtigen. Die Repräſentativverfaſſung halte ich für eine ſolche Anſtalt, wenn ſie eine Wahrheit und keine Lüge iſt. Aber wie ſie faſt allgemein beſteht, iſt ſie eine Lüge. Nichts in der Welt iſt an ſich und unbedingt gut oder ſchlecht, heilſam oder verderblich, ſondern wird es durch den Gebrauch, den der Menſch davon macht. Narren können ſelbſt die Weisheit zur Thorheit, und Böſewichte die Tugend zum Verbrechen verzerren. Es iſt ſo ſchwer nicht Karrikaturen des Allerheiligſten zu ſchreiben, weil man nur ſchreiben darf, was man die Menſchen ſo häufig thun ſieht. Wie widerlich und ekelhaft ſind die Affenſprünge und Affenkünſte, durch welche gemeine Naturen Eitelkeit, Eiferſucht, und wie die erbärmlichen Gelüſte heißen, die eine ſchwache Bruſt bewegen, alles Edle, Schöne und Große entſtellen und herabwürdigen! Das landſtändiſche Weſen iſt in Deutſchland, an mehr als einem Orte, das Spielwerk ſolcher Menſchenaffen geworden. Wie ſie ſich überrannten und überſchlugen, um ſich hervorzuthun und den Beifall der Zuſchauer zu gewinnen! Man hat bitter und häufig geklagt über das Vielregieren, und gewiß mit Recht. Warum ſieht man dem weit verderblichern Vielbefehlen und Verordnen, der ewigen Geſetzmacherei gleichgültig zu? Meinten die Regierungen früher im Beſitze des Rechts zu ſeyn, ungeſtraft und vorwurfsfrei Albernes, Zweckwidriges und Zweckloſes zu verfügen, dann ſcheinen nun unſere landſtändiſchen Kammern dieſes Vorrecht für ſich anzuſprechen. Als wenn die Verkehrtheit aufhörte verkehrt zu ſeyn, ſobald ſie die Perſonen wechſelt! Ehemals ſuchten und fanden die Geſetzgeber ihre Unſterblichkeit in der Unſterblichkeit der Geſetze, die ſie gaben: ſie ſelbſt vergingen, aber ihre Werke blieben. Jezt bleiben die Geſezgeber und die Geſetze wechſeln, und in dieſem Wechſel ſuchen jene ihre Unvergänglichkeit. Da Lykurg, erzählt man, den Spartanern Geſetze gegeben hatte, ließ er ſie ſchwören, dieſelben heilig zu achten bis zu ſeiner Zurückkunft. Darauf verbannte er ſich, ſtarb freiwillig und ließ ſeine Aſche ausſtreuen, damit ſeine Landsleute auch nicht einen Vorwand fänden, ſich von ihrem Eide losgeſagt zu glauben, wenn ſie ſeine ſterblichen Reſte nach Sparta brächten. Jezt ſtreuen die Lykurge die Aſche der aufgehobenen Geſetze aus, um den Boden damit zu befruchten, auf dem ſie neue pflanzen, und ſie laſſen nur die Geſetze ſterben, leben ſelbſt aber und gedeihen fort.

Wie es iſt, wiſſen wir, wie es ſo gekommen, wollen wir unerörtert laſſen, um, wie geſagt, gehäſſige Erinnerungen nicht zu wecken, denn ein gereiztes Gemüth dürfte kein guter Vermittler ſeyn, um eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen. Dieſes aber iſt die Aufgabe unſerer Zeit, die Aufgabe, zu deren Löſung wir nach Kräften mitwirken möchten. Dieſe iſt leicht wenn man ſie aufrichtig und ehrlich will, ſie iſt ſchwer, wenn man nur einen halben oder einen einſeitigen Willen dazu bringt, und den ungeſtümen Gläubiger der Zeit mit einer Abſchlagszahlung abzufinden hofft, um dieſe bei günſtiger Gelegenheit, wo möglich, mit wucheriſchen Zinſen zurückzunehmen. Sie iſt unmöglich, wenn man ſie zu wollen, ſich nur das Anſehen gibt, die glückliche Entſcheidung aber von dem Ausgange des Kampfes erwartet. Der lezte Fall hat große Wahrſcheinlichkeit für ſich, wenn man die Parteien kennt und die Geſinnung, die ſie beſeelt. Und welchen Sieg darf der Deutſche hoffen? Von den Deutſchen rede ich, von unſerm treuen, guten Volke, von ſeinen Fürſten, denen das Verhängniß eine ſchwere Prüfung auferlegt, weil es ſie ihrem Lande und der Fremde gegenüber in eine Stellung gebracht, wo zu rechter Entſchließung eben ſo viel Charakterſtärke, als Seelengröße gehört. Die Franzoſen, die Engländer und Andere finden und gehen ihren Weg, ohne daß wir ſie in ihrem Gange ſtören. Aber wir Deutſchen, wer ſind wir? was vermögen wir? Etwas können wir nur durch Eintracht ſeyn, und in dieſer Eintracht liegt unſere ganze Kraft. Das iſt der Ausſpruch des Schikſals, an dem, nach dem Glauben der Alten, ſelbſt die Götter nichts ändern können. Verzweifelt oder hofft! Das ändert an unſerem Zuſtande nichts, und wahr bleibt es: In der Eintracht liegt unſere Kraft; und wir hadern! Ich will euch ſagen, welche Entſcheidung dem Kampfe folgen wird, wenn wir uns ſelbſt, unſer Wohl, unſere Ehre nicht beſſer verſtehen und berathen lernen. Wir werden fallen, die Sieger, wie die Beſiegten, die Vornehmen wie die Gemeinen, der Herr wie ſein Knecht, und ein gemeinſchaftliches Loos mag dann Jeden tröſten, weil Einer den Andern wenigſtens nicht glücklich ſieht. Der große Streit wird jenen Ausgang nehmen, den ein bekanntes Zerrbild ſo treffend darſtellt, auf dem der Glückliche, der den Prozeß gewonnen, bis aufs Hemde ausgezogen, des Nackten ſpottet, der ihn verloren hat. Die Begünſtigten, die den Sieg davongetragen, werden, wie der Reiter in Pfeffels Fabeln, die Freude erleben und den Triumpf feiern, mit einem Auge das ihnen geblieben, die verhaßten Mitbewerber ſtockblind zu ſehen. Das wird der Sieg der Deutſchen über Deutſche ſeyn. Oder haben ſie ihre Hoffnung auf die Großmuth des Auslandes geſezt, auf deſſen Schuz und Beiſtand ſie rechnen können? Mag Gott dem helfen, der ſich nicht ſelbſt zu helfen weiß! er iſt geboren, um von der Barmherzigkeit zu leben. Vergeſſen dürfen wir aber nicht, daß, wer einen Beſchützer braucht, auch ſchon einen Herrn gefunden hat. So kommt es, wenn wir unſer Schickſal von dem Ausgange des Streites, wie ihn der Sieg, das Gottesurtheil, entſcheiden wird, anzunehmen entſchloſſen ſind. Und was ließe ſich hoffen, wenn man nach dem heiligen Berge ſenden wollte? Wo den Menenius Agrippa finden, der zum Volke zu ſprechen weiß, und von ihm verſtanden wird? In der That, die Frage hat ihre Schwierigkeiten. Wen ſendet man dahin? die Diplomatie mit ihren Konferenzprotokollen? die Rechtsgelahrtheit mit ihren Aktenbündeln, voll Geſetzen, Rechten, Gewohnheiten, Herkommen, Förmlichkeiten und Ausdrücken, wie ſie der Strom der Zeit, im Laufe von Jahrtauſenden, als Schlamm und Bodenſatz zurückgelaſſen hat? Jene dürfte einem Exekutionsheere vielleicht geneigter ſeyn, dieſe dagegen das Heilmittel ganz einfach in der Nähe finden. Die ſtrafende Juſtiz weiß in ſolchen Fällen immer Rath. Verbrechen begegnet man durch Strafen, und Verbrechen iſt, was als ſolches verboten worden. Thut es nun die einfache Strafe nicht, dann gelingt es der doppelten, weil das Doppelte die zwiefache Wirkung des Einfachen hat. Es gibt kein leichteres Rechnungsexempel, und doch iſt es falſch. Die Criminaliſten haben den Fehler noch nicht gefunden, weil ſie nach ganz menſchlicher Weiſe, den Fehler lieder bei Andern, als bei ſich ſuchen und auch finden. Haben die gehäuften Strafen die Verbrechen auch gehäuft, und die verdoppelte Züchtigung die Vergehen verdoppelt, dann ſagen ſie, das komme daher, weil nicht genug vermehrt und verdoppelt worden ſey. Sie ſchließen, wie jener Kanzler der Schazkammer: das Briefporto, wie es jetzt beſteht, bringt eine Million in den Schatz; erhöhen wir es um die Hälfte, dann bringt es eine Million und eine halbe. Die Rechnung iſt richtig; das Porto wird um die Hälfte erhöht und — o Zauberei! — der Ertrag fällt um die Hälfte geringer aus, als er bei dem frühern Anſatze war. Der Kanzler der Schazkammer begriff ſeinen Fehler; die Kriminaljuſtiz iſt noch nicht ſo weit. In den Beutel des Menſchen ſieht man aber auch leichter als in ſein Herz.

Dreisigster Brief.

Den 20. Februar 1833.

Das iſt ein ewiges Abmühen in Kabineten, Kongreſſen, ſtändiſchen Verſammlungen, geſetzgebenden Körpern und Parlamenten, um den wankenden, morſchen Bau der geſellſchaftlichen Ordnung, das politiſche Gleichgewicht, die Eintracht zwiſchen Staaten und in denſelben aufrecht zu erhalten und zu befeſtigen. Das hämmert und zimmert mit geſchäftiger Fauſt, das flickt und plackt mit flinker Hand, und kaum iſt ein Riß verkleiſtert, eine Oeffnung zugemacht, dann ſpringen neue Riſſe, neue Oeffnungen neben den geſchloſſenen klaffend auf, und die Arbeit wächſt mit der Arbeit, die ſie vollenden ſoll! Der Bau iſt faul, das Zeug iſt mürbe, und wenn Haltbares zu Stande kommen ſoll, dann muß nicht nur an der Form, ſondern vorzüglich an dem Stoffe gebeſſert werden.

Wo man es ehrlich und ernſtlich meint, ſucht man durch zeitgemäße Geſetze und Inſtitutionen nachzuhelfen, das Gute zu fördern, und dem Uebel zu begegnen. Das verdient gerechte Anerkennung und Lob und Dank; aber welche Täuſchungen liegen ſelbſt dieſen Verbeſſerungen zu Grunde, von denen wir Hülfe und Rettung hoffen! Repräſentirt eine ſogenannte Nationalrepräſentation wirklich und wahrhaft die Nation? Spricht ſie den Willen, die Wünſche und Bedürfniſſe derſelben aus? Wird ſie nicht dem Einzelnen ein Mittel, ſeine eigene Anſicht, ſeine Wünſche, ſein Intereſſe geltend zu machen, und die Kraft des Volkes, das er vertreten ſoll, zu ſeinem Vortheil zu verwenden? Und wo wäre eine gewählte Kammer, die das Wahlgeſetz ſelbſt nicht zur Täuſchung, zur Lüge machte? Man glaubt, durch die Gleichheit der Beſteuerung, durch die Gleichheit vor dem Geſetze, durch die gleichen Anſprüche auf Stellen, Auszeichnung und Beförderung das Höchſte erreicht zu haben, was der Staat gewähren und ſichern kann. Iſt aber die Beſteuerung gleich, wenn der Arme von ſeiner Nothdurft, was der Reiche von ſeinem

Reichthum, der Dürftige von dem Unentbehrlichen, was der Begüterte von ſeinem Ueberfluſſe gibt? Die Geſetze ſind für Alle gleich, meſſen Lohn und Strafe mit demſelben Maaße und Gewichte zu. Iſt aber dieſelbe Gleichheit in den Handlungen und in den Motiven, die ſie erzeugen, anzutreffen? Iſt die Handlung dieſelbe, die hier aus Muthwillen, mit Einſicht und Ueberlegung, dort aus Noth, aus Unwiſſenheit und Uebereilung begangen wird? Büßet der Vermögende wie der Arme, wenn jener das unbeachtete Entbehrliche, dieſer das Unentbehrliche erlegt, hier ein Familienglied, das die Seinigen nähren ſoll, dort ein Müßiger, den kein darbendes Weib und Kind, keine ſchwache Mutter, kein gebrechlicher Vater in Dürftigkeit vermißt, gefangen ſitzt? Gleichheit der Rechte, ſagt ihr! Was ſind gleiche Rechte, wo die Gegenſtände verſchieden ſind, auf welche dieſe Rechte ſich beziehen? Durch dieſe Ungleichheit kann die Gleichheit der Rechte ein Spott, eine grauſame Verhöhnung werden, indem ſie hier das Recht in Ueppigkeit zu ſchwelgen, und dort das Recht zu darben und zu hungern, ertheilt und ſichert. Rechte, die ſich auf den Beſitz beziehen, ſind nur mit dieſem etwas: wer nichts beſitzt, hat ſein gutes Recht auf Nichts. Daſſelbe gilt von den gleichen Rechten auf Ehren, Aemter, Stellen, Auszeichnung und Beförderung. Um zu dieſen zu gelangen braucht man Kenntniſſe, Bildung durch Erziehung und Unterricht. Das Recht bleibt Jedem: aber wem die Mittel dieſer Bildung fehlen, wer der Erziehung, des Unterrichts entbehrt, durch Armuth zu körperlicher Dienſtbarkeit verurtheilt iſt, um ſein Leben und das Leben der Seinigen zu friſten, der hat in ſeinem guten Rechte ein Recht auf Rechtloſigkeit. Ich frage: Iſt es anders? Ihr aber fragt: Wie kann es anders ſeyn? Ich weiß Alles, was ihr ſagen könnt und ſagen werdet, und laſſe es gelten. Nur laßt auch mir gelten, was ich ſagte, daß nämlich dieſe Gleichheit vor dem Geſetze, dieſe Gleichheit der Rechte, dieſe Repräſentation des Volkes, womit ihr die Welterlöſung errungen zu haben meint, eine große Täuſchung wenn nicht eine Lüge, in ſich ſchließt. Das iſt Alles, was ich ſagen wollte, wenn auch nicht Alles, was ich ſagen könnte. Geſetze und Inſtitutionen ſind viel, oft ſehr viel, bedeutend und oft entſcheidend. Aber müſſen dieſe Geſetze und Inſtitutionen ihre Lebenskraft, die ſie nährt und erhält, den Geiſt der ſie als Körper beſeelt, nicht von der Einſicht, dem Glauben, der Sitte, der Ueberzeugung empfangen? Finden ſie in dieſem nicht den nährenden Boden, wie die Pflanze in der Erde, aus der ſie Erhaltung, Gedeihen und Wachsthum ſaugt, wenn ſie nicht abſterben ſoll? Mit Geſetzen und Inſtitutionen iſt es nicht gethan, wenn ſie nicht dem Geiſte, den Bedürfniſſen, dem Kulturſtande des Volkes, dem ſie gegeben werden, angemeſſen ſind. Es iſt leicht geſagt, daß man ein neues Staats- und Völkerrecht ſchaffen müſſe, weil das alte, verbraucht und unhaltbar, den Staaten, um mich bildlich auszudrücken, vom Leibe falle; es iſt leicht geſagt, und auch nicht ſchwer gethan. Als wenn das Recht, die Inſtitutionen und Anordnungen, von denen der geſellſchaftliche Zuſtand Leben, Kraft und Feſtigkeit erhalten ſoll, ſich ſchneidern, wie abgetragene Kleidungsſtüke ablegen, und wie friſches Weißzeug anlegen ließen! Man macht keinen Staat wie einen Rock, und ſchneidet die Menſchen nicht wie ein Stück Tuch, mit Elle, Scheere und dem übrigen Handwerkzeuge der flinken Theorie zu. Wir haben das erfahren, wenn wir, um es zu wiſſen, die Erfahrung nöthig hatten. Monarchiſche Inſtitutionen, wie Republiken, laſſen ſich leicht machen, wenn man nur monarchiſch geſinnte Menſchen und Republikaner für ſie findet. Was ſahen wir in unſerer Zeit nicht machen, und war, da man es fertig glaubte, doch nicht gemacht! Es iſt ein großer Irrthum der kleinen Menſchen, daß ſie meinen, ſie könnten ſchaffen, ordnen und leiten nach ihrem Willen. Die Staatskunſt theilt dieſen gefährlichen Irrthum nur zu oft. Wahr iſt: der thatkräftige Menſch kann viel, unendlich viel, im Einverſtändniſſe mit der Natur und ihren ewigen Geſetzen; er kann fördern, erhalten, und dann kann er Gutes ſchaffen. Im Widerſpruche mit der Natur und ihren ewigen Geſetzen kann er nur Böſes, er kann nur hemmen, zerſtören und vernichten. Das iſt der Schlüſſel zu allen Geheimniſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Staatswiſſenſchaft und Regierungskunſt beſonders. Wer dieſen Schlüſſel nicht beſitzt, dem bleibt die Welt mit ihrer gedeihlichen Wirkſamkeit, mit ihrem lohnenden Erfolge, verſchloſſen. Die größte Kraft mühet ſich dann vergebens im ungleichen Kampfe mit der Naturordnung ab, und ſinkt ermattet am Ende ihrer Laufbahn nieder, aber nicht am Ziele. Was hat die Gewalt in ihrem Stolze nicht gewollt, verſucht und gethan, und nur vergebens gewollt, verſucht und gethan, weil ſie jene große Wahrheit verkannt? Wie die Liliputer den Rieſenmenſchen, ſo hat ſie das Rieſenſchickſal mit leichtem Zwirn gebunden und geknebelt, und glaubte es ſich unterthan, und, wenn es ſich nur im Schlafe dehnte, riß das leichte Geſpinnſt in Stücken. Der Strom der Zeit zieht unaufhaltſam weiter, und führt ſeine Wogen, die Geſchlechter fort, ſie der freundlichen Sonne des Lebens zeigend und dann in den Abgrund des Todes ziehend. Mag der Menſch ihm widerſtreben oder willig folgen, er zieht weiter, ungleich in ſeinem Laufe, ewig wechſelnd, nie derſelbe, von der Quelle bis zur Mündung. Und wir wollen das Beſtehende feſthalten, wenn es abgeſtanden, dem Tode ein erkünſteltes Leben einhauchen? Das iſt gegen die Natur, und darum eitles Bemühen. Es iſt eitles Bemühen, die Geſellſchaft zu ordnen nach eines Menſchen Plan, den Weg zu bezeichnen, den ſie nehmen, das Ziel zu beſtimmen, das ſie erreichen ſoll. Das iſt nicht Menſchenwerk, ſondern Werk des Meiſters, deſſen Werk der Menſch ſelbſt iſt. Was haben die Sorbonnen nicht gebilligt oder verdammt, die Cenſur geſtrichen, die Inquiſition den Gefängniſſen oder den Scheiterhaufen überliefert, Kabinetsordres befohlen, Breves und Bullen verordnet, Geſetze verboten oder vorgeſchrieben, Univerſitäten als wahr oder falſch, Fakultäten als recht oder unrecht erkannt? die Geſellſchaft, das Geſchlecht ging ſeinen Weg, der Beſchlüſſe, Verfügungen, Befehle, Entſcheidungen ungeachtet. Bücher durch Henkershand dem Feuer übergeben, ſind die heiligen Bücher der Forſcher und Weiſen geworden. Die Scheiterhaufen verzehrten den Leib des Lehrers; aber ſein Geiſt ſtieg ſiegreich in den Flammen auf und erleuchtete die Welt, und der brennende Holzſtoß iſt dem Forſcher, der das unſichere und bewegliche Meer des Glaubens und der Meinung befährt, ein warnendes Signal, ein leitendes Geſtirn geworden. Starb der göttliche Stifter unſers Glaubens nicht, dieſes Glaubens wegen, den Tod des Verbrechers? Und doch ward ſeine Lehre die Lehre der chriſtlichen Welt. **Galilei** mußte die Bewegung der Erde um ihre Achſe abſchwören; iſt die Erde darum ſtillgeſtanden? Was er lehrte, wird jezt den Schulkindern vorgetragen. Auch **Hontheim** widerrief, weil es ihm geboten ward; auch **Lamenais** ſchwieg, da man ihm Schweigen auferlegte. Wird die Wahrheit darum zur Lüge, oder ſtumm, weil ſie widerrufen und verſchwiegen werden muß? Auch in Frankreich haben die konſtituirende Verſammlung, die geſetzgebende Verſammlung, der Konvent, das Direktorium, die Conſuln und **Napoleon** beſchloſſen, verfügt, befohlen und dekretirt; ſie baueten, und was ſie geſchäftig erbaut, im Widerſpruche mit der Zeit, dem Geiſte und dem Charakter ihrer Zeitgenoſſen, den Anſprüchen und Forderungen der Geſellſchaft, iſt zuſammengefallen unter ihren Händen, und hat ſie ſelbſt in dem Schutte ihrer Werke begraben, die ſie für die Ewigkeit zu gründen hofften. Karl V war ein gewaltiger Herrſcher, gewaltig durch ſeinen Geiſt und eine Macht, welche die Unabhängigkeit von Europa zu bedrohen, und den gigantiſchen Traum einer Univerſalmonarchie zu verwirklichen ſchien. Er ſetzte ein ganzes thatenreiches Leben an die Einheit des Staats und der Kirche, an den Sieg der geiſtlichen und weltlichen Macht durch dieſe Einheit. Der Anſtrengungen, Kämpfe und Siege müde, die ihn nicht zum Ziele führten, zog er ſich in die ſtille Einſamkeit des Kloſters zurück, um für ſich zu finden, was er Andern nicht hatte geben können — Einheit und Frieden. Er beſchäftigte ſich nun damit, Uhren, die er um ſich ſammelte gleich zu ſtellen und in gleichem Gange zu erhalten. Selbſt das gelang ihm nicht; den todten Werken von Menſchenhänden vermochte er nicht die abgemeſſene Bewegung nach ſeinem Willen mitzutheilen, zu welcher er die Menſchen hatte bringen wollen. Die Uhren waren nur gleich zu ſtellen, wenn ſie nicht mehr gingen. Einheit in den Menſchen und unter ihnen bringt allein der Tod. Dieſe Einheit, wenn ſie die Gewalt erzwingen will, iſt die Einheit, die Ruhe und der Friede des Grabes. —

Der Zuſtand von Europa iſt bedenklich, gefahrvoll. Das erkennen und geſtehen auch die Muthigſten. Den Gefahren zu begegnen, welche die geſellſchaftliche Ordnung bedrohen, dieſe Ordnung, den Frieden zu erhalten und zu befeſtigen, oder wieder herzuſtellen, iſt ein dringendes Bedürfniß geworden. Die Zeit geht ſchnell, die Ereigniſſe folgen ſich wie Bliz und Donner. Der Augenblick iſt gebieteriſch. Ein ungeſtümer Gläubiger, fordert er Abrechnung und Befriedigung, und von der Ausgleichung, die getroffen wird hängt es ab, ob das Haus erhalten, oder ſein Fall beſchleunigt wird. Darum ſieht die Welt auch erwartungsvoll einer Entſchließung der großen Mächte entgegen mit Hoffnung und Furcht. Die Regierungen brauchen eine große Kraft, um die verwickelte Aufgabe zu löſen; aber nicht bloß eine phyſiſche Kraft, die ſich im Gebrauche ſelbſt verzehrt, ſondern vorzüglich eine große moraliſche Kraft, die durch den Gebrauch ſich ſtärkt und größer wird. Ein Mittel nur kann zum Ziele führen; und iſt es auch nicht das einzige, dann iſt es doch das eine, ohne welches jedes andere ohne Wirkung bleibt — Gerechtigkeit! Strenge gegen das Verbrechen, Ernſt gegen den Muthwillen und den Leichtſinn der Zeit, und vor Allem, und für und gegen Alle, Gerechtigkeit! Das iſt das Rettungsmittel, wenn es eines gibt. Die Regierungen, welche über den Schwindeleien und Uebertreibungen der Parteien ſtehen müſſen, werden dieſes Mittel wählen. Das iſt die Hoffnung, das iſt der Wunſch der Welt. — Die Hoffnung, der Wunſch der Welt, der Welt der Bildung, der geſellſchaftlichen Entwickelung, wie ſie ſich aus der Vergangenheit geſtaltet hat, mit ihren Bedürfniſſen, ihren Einſichten, ihrem Wollen und Können, das ſie geltend zu machen durch eine Naturnothwendigkeit ſich berufen, gedrungen fühlt. Wird dieſe Hoffnung in Erfüllung gehen, dieſer Wunſch Erhörung finden? Gibt, was geweſen, den Maasſtab zu Dem, was ſeyn wird, dann freilich gewährt die Zukunft wenig Troſt. Der Menſch iſt in allen Jahrtauſenden ſich ſo ziemlich gleich geblieben.

Seine Geſchichte ſpielt daſſelbe Thema fort, wenn auch in tauſend wechſelnden Variationen, wie ſie die Künſtler und Inſtrumente nothwendig machen. Es iſt immer daſſelbe Buch, das wir vor uns haben, wenn auch mit anderer Schrift, in anderem Format. Sehen wir nicht dieſelben Erſcheinungen unter denſelben Verhältniſſen und Umſtänden wiederkehren? Sind es nicht dieſelben Leidenſchaften, Begierden und Vorurtheile, die ſich der Angelegenheiten der Welt bemächtigen, wo der Menſch ſie leiten, ordnen zu können glaubt? Wo fänden wir die Lehren der Erfahrung, der Geſchichte, und wären ſie noch ſo theuer erkauft, im Leben angewendet? Alle Revolutionen gleichen ſich in den Urſachen, die ſie herbeigeführt, in ihrem Entſtehen, ihrem Fortgange und Ende. Man hat nur Namen, Jahr und Tag zu ändern, und die Thatſachen ſind dieſelben, obgleich in veränderter Geſtalt, die Zeit und Ort ihnen geben. Was wir vor zweitauſend Jahren in Rom geſehen, wir ſehen es heute wieder, nicht dieſelben Patrizier, nicht daſſelbe Volk, nicht dieſelben Herrſcher und Beherrſchten, nicht dieſelben Menſchen, aber dieſelbe Menſchennatur, die Ariſtokratie mit denſelben Anſprüchen, Vorzügen und Gebrechen, dieſelben Forderungen, Tugenden, Verirrungen des Volks, dieſelbe Herrſcherkunſt, ihr ſich gleiches Streben, dieſelbe Erniedrigung der Beherrſchten. In der franzöſiſchen Revolution, die Ludwig XVI. auf das Blutgerüſt geführt, ſehen wir die engliſche wiederholt, in der das Haupt Karl's I. fiel. Karl II. und ſein Nachfolger handelten, als wollten ſie dieſelbe Kataſtrophe wiederholen, und wiederholten ſie, ſo viel an ihnen war. Karl X. ward alt genug, um in Frankreich einen Thron zum zweitenmal zu zerſtören, zu deſſen Zerſtörung er in ſeiner Jugend ſchon einmal ſo kräftig mitgewirkt. Die Geſchichte der Reformation, die uns ſo nahe liegt, iſt die Geſchichte unſerer Zeit. Es würde höchſt verdienſtlich und lehrreich ſeyn, dieſe beiden großen Erſcheinungen vergleichend zuſammenzuſtellen, und ihre Aehnlichkeit darzuthun. Derſelbe Zwieſpalt in Anſicht und Geſinnung, derſelbe Kampf, dieſelbe Art des Kampfes, dieſelben Mittel zu demſelben Zwecke, daſſelbe vergebliche Bemühen ſich zu verſtändigen, das nur zu neuem Mißverſtehen führte, dieſelben Masregeln gegen Unglauben und Ketzerei; mehr Reichstage und Konzilien damals, als Kongreſſe und Konferenzen in unſerer Zeit. Alle Wege wurden eingeſchlagen, nur nicht der Weg der Vernunft und Gerechtigkeit, der allein zum Ziele führen konnte. Es iſt ein entſetzliches Schauſpiel, das die Verblendung der Gewalt, die Wuth der Leidenſchaft, die Verkehrtheit des Unverſtandes, Willkühr, Dummheit, Selbſtſucht, Aberglaube, der Mißbrauch des Höchſten und Heiligſten, die Entehrung des Edelſten und Reinſten gibt, ein gräßliches Schauſpiel, das die Menſchheit erniedrigt und empört, und ſie ſelbſt mit Abſcheu erfüllen könnte gegen ſich.

Was iſt geſchehen durch des Menſchen Willen, als das Menſchenwerk, um den Menſchen zur Vernunft, Gerechtigkeit und Freiheit zu erziehen? Was hat der Menſch gethan, um dem Menſchen den Genuß dieſer höchſten Güter, zu deren Beſitz die Menſchheit gelangen kann, zu verſchaffen und zu ſichern? Selbſt die Verſuche dazu unterdrückte die Gewalt als ſündlich und frevelhaft, und nicht ſelten mit einem

Schein des Rechts. Die Verſuche wurden von Ungeübten und Unerfahrnen angeſtellt, weil ſie ſelbſt erſt Uebung und Erfahrung geben konnten. Da die Verſuche nun oft ungeſchickt behandelt worden, ſo ſollte kein Verſuch geſtattet ſeyn? Aber alles Geſchick der Behandlung, jede Fertigkeit — und die Tugend ſelbſt iſt eine ſolche — hängt von der Uebung ab, und der Menſch wüßte auch die Glieder ſeines Leibes, ohne dieſe Uebung, nicht zu gebrauchen, und die Sicherheit der Hand, des Auges, des Gehörs, der Beine erwirbt er erſt durch den Gebrauch derſelben, und er dürfte nie gehen lernen, wenn er es, ohne zu fallen, dazu bringen ſollte. Das aber forderte die Willkühr und Eigenmacht. Da ſeht ihr, hieß es, wozu die ſogenannte Aufklärung und Freiheit führen, das Wenige davon, das man angewendet findet, führt Unordnung, Verwirrung und Geſetzloſigkeit herbei; was würde erſt die Folge ſeyn, wenn viel davon geſtattet würde? Dieſer bündige Schluß, der dem des Eulenſpiegels gleicht, ſchien ohne Widerrede. Dieſer folgerte mit derſelben Sicherheit: Liege ich auf e iner Feder ſo hart, die ich unter mich gebettet, wie viel härter muß es ſich auf einem ganzen Sacke voll Federn liegen?

Man vergleiche die Geſchichte der Reformation mit der Geſchichte unſerer Zeit, die auch eine Geſchichte der Reformation, obgleich mit veränderten Zwecken und Mitteln, iſt, und doch jener wieder ſo ähnlich in Zwecken und Mitteln, und man wird mit Bedauern eingeſtehen, daß die Vergangenheit wenig Troſt für die Gegenwart und Zukunft gibt. Die Reformation ward mit allen Waffen bekämpft, die der Gewalt zu Gebote ſtehen. Der ganze Marterapparat der damaligen Juſtiz ward angewendet, um die Neuerung zu unterdrücken. Scheiterhaufen, Rad und Galgen, Gefangenſchaft, Verſtümmelung, Einziehung der Güter, Landesverweiſung und alle Qualen der Hölle bot man für die Sache des Himmels auf, um die Erde in eine Hölle zu verwandeln. Und doch ſaß damals ein gewaltiger Menſch auf dem erſten Throne der Welt, ein Mann, ſtaatsklug, verſtändig und billig, ein Fürſt größer als ſeine Zeit, der einen ſtarken Willen mit großer Einſicht und männlicher Kraft verband — Kaiſer Karl V. Und lag die Reformation nicht mit ſich ſelbſt im Streite, die Diſſentirenden verketzernd und verfolgend, Luther mit Zwingli und Calvin, die Proteſtanten, Reformirten und Puritaner und Anglikaner unter ſich, wie dieſe alle mit den Katholiken und dem Papſtthum? Haben ſie ſich nicht gegenſeitig verflucht, gebannt, den Arm der weltlichen Gewalt, das Schwert des Henkers, den Scheiterhaufen, die Verbannung und Einziehung der Güter angerufen und gebraucht, um ihre Freiheit durch die Unterdrückung der Freiheit Anderer zu ſichern und zu befeſtigen? Haben ſie nicht ihr eigenes Recht in dem Rechte Anderer gemordet, die auch nur wollten, was ſie ſelbſt gewollt, auch nur thaten, was ſie ſelbſt gethan? Sehen wir die Revolution nicht denſelben Weg verfolgen, den die Reformation zurückgelegt? Ich weiſe hier nur auf die Aehnlichkeiten hin, ohne die Verſchiedenheiten zu verkennen oder abzuleugnen. Prüfet und vergleichet, ich bitte euch.

Einunddreissigster Brief.

Den 2. März 1833.

Es begegnet mir manchmal, daß ich, in freien, ruhigen Stunden, über die vergangenen Tage meines Lebens Muſterung halte. Ueber ein halbes Jahrhundert iſt, mit ſeinen inhaltſchweren Ereigniſſen, nahe genug an mir vorübergegangen, daß ich ſie nicht unbeachtet laſſen konnte. Was habe ich in dieſer großen, reichen Zeit gewollt, gewirkt, vollbracht? Gewollt? Vieles; gewirkt, vollbracht? faſt nichts. Ich bin nichts und habe nichts, wie die Welt das Seyn und Haben verſteht; nichts, in wie weit ein ſonſt ordentlicher Menſch nichts ſeyn und nichts haben kann! Ich könnte ein reicher und angeſehener Mann ſeyn, wie Reichthum und Anſehen von der Welt verſtanden wird. Ich bin nur ein einfältiger Menſch geweſen, ein Querkopf, ein Gimpel, ein Niais wie Napoleon die Leute meiner Art zu nennen pflegte. Das war und bin ich, und muß es ſelbſt geſtehen vor dem Richterſtuhle meiner ſelbſt. Inkulpat ſoll ſich verantworten, wenn er kann. Als Geſchworne hat er mehr als Seinesgleichen; er hat ſich ſelbſt, iſt ſein eigener Zeuge, ſein eigener Gerichtshof. Hier folgt ein magerer Auszug des wohlbeleibten Anklageakts: In dem rüſtigen Alter von 25 Jahren, in dem Alter voll Kraft und Muth, hatte ich eine anſtändige Stelle, die ich keinem hohen Schutze, keiner einflußreichen Empfehlung verdankte. Ich ſtand als Regierungskommiſſär in Germersheim, und machte zugleich die damals bedeutenden Geſchäfte eines Kriegskommiſſärs. In letzter Eigenſchaft hatte ich die Hand in einer dunkeln Wirthſchaft, die ſich über ein ſchönes und reiches Land erſtreckte, in welchem das franzöſiſche Heer von Contributionen und Requiſitionen lebte. Warum zog ich die Hand aus der dunkeln Wirthſchaft leer zurück, da die Dunkelheit nicht erkennen ließ, ob ſie voll geweſen? Der Gimpel that es; er that noch mehr. Als ein Schiffer mit einer ſtarken Ladung von Militäreffekten den Rheinſtrom herunterkam, litt er, auf eine unbegreifliche Weiſe, Schiffbruch. Das Fahrzeug ward gerettet, aber nicht die Ladung, die in den Kleidungsſtücken aller Art für das Heer beſtand. Man verſicherte, die Ladung ſey keine wirkliche, ſondern nur auf dem Papier verzeichnet geweſen, um ſie in der Rechnung aufzuführen. Der Schiffer war ein reicher Mann, einer der heftigſten Jakobiner, der unter der Firma der Freiheit und Gleichheit gute Geſchäfte gemacht und ſein Vermögen beträchtlich vermehrt hatte. Ich unterſuchte, fand meinen Verdacht gegründet, berichtete und erhielt die Weiſung, den Beklagten unter guter Bedeckung, nach Mainz zu ſenden. Es geſchah und ich freute mich, meinem Vorgeſetzten, den Ordonnateur, in der wichtigen Sache ſo gerecht und ſtreng zu ſehen. Ich war ein Gimpel. Der gerechte und ſtrenge Vorgeſetzte, der meine Redlichkeit und meinen Eifer rühmte, entzog, wie ich ſpäter erfuhr, den Schiffer meinen Händen, die in dem Angeklagten ſeinen Mitſchuldigen gefaßt hatten. Der Schiffer ward freigeſprochen, und die Anklage gegen mich erhoben.

Die ganze Meute der wüthigen Jakobiner verfolgte jetzt lechzend meine Fährte. Die Partei, der man nie den Vorwurf machen konnte, daß ſie müßig geweſen, war auch damals mächtig. Ich ward förmlich angeklagt, die Artikel 8 und 9 der Verfaſſung verletzt zu haben. Der Artikel 8 ſagte: „Niemand kann vor Gericht geſtellt, angeklagt, verhaftet, oder gefangen gehalten werden, als in den durch das Geſetz beſtimmten Fällen, und nach den von ihm vorgeſchriebenen Formen.“ Der Artikel 9 befahl, alle Diejenigen zu beſtrafen, die irgend einen Akt der Willkühr, wie er im vorhergehenden Artikel angegeben worden, begangen dazu aufgefordert oder mitgewirkt.“ Man betrieb die Sache mit großer Heftigkeit. Nach der hergebrachten Taktik ſollte erſt mein guter Name, dann ich ſelbſt fallen. Nun war ich ein eingefleiſchter Ariſtokrat, wie mein ganzes Leben zeigte, ein Feind der Patrioten, die ich willkürlich verhaften ließ, und bei jeder Gelegenheit in allem löblichen Beginnen ſtörte, ein verruchter Ketzer in der Kirche der Rechtgläubigen. Hätten alle Anzeigen und Thatſachen nicht ſo laut gegen den Schiffer und ſeinen Schutzherrn und Verbündeten geſprochen, dann war ich verloren.

Faſt zu derſelben Zeit liefen laute, bittere Klagen gegen General Bonnamy ein, daß er ſich die ſchändlichſten Erpreſſungen gegen die Landleute in meinem Verwaltungsbezirke erlaube. Ich nahm die Klagen mit den Zeugniſſen und Beweiſen auf und ſchickte ſie in das Hauptquartier des Obergenerals. Es verging wohl ein Jahr, bis ich von der Sache weiter hörte, und da ich nicht mehr im Amte war, und als Privatmann in Mainz lebte, ohne Stelle, ohne Ausſicht eine zu erlangen, ohne Vermögen, erhielt ich, im ſtrengſten Winter, die Vorladung, vor einem Kriegsgerichte in Straßburg zu erſcheinen, um meine Anklage gegen den General Bonnamy zu erhärten. Die Richter waren Waffengenoſſen des Beklagten. Sie riethen mir freundlich die Anklage zurückzunehmen, da es doch eine veraltete Sache ſey, in der mir jeder Beiſtand fehle, und die eine bedenkliche Wendung für mich nehmen könne. Ich that es nicht, und Bonnamy ward freigeſprochen. Es ſey, ſagte man lächelnd, da ich entlaſſen ward, mit mir nichts anzufangen, ich gehöre zu den verſtokten Jakobinern, die das arme Volk und ſeine Freiheiten und Rechte im Munde führten, um Geſetz und Ordnung zu vernichten. On sait, que les pékins n'aiment pas les militaires.*) In dieſen Worten war die Sache aufgeklärt. Wie ich jetzt ein Jakobiner geworden, kann man nur begreifen, wenn man weiß, daß ſie im Preiſe ſehr gefallen waren und die Artikel der Freiheit und Gleichheit flau gingen. Die mit ihren patriotiſchen Geſinnungen und Gefühlen den Markt verſorgen, ſahen ſich deswegen um eine gangbare Waare um, die ſich mit Vortheil abſetzen ließ. Ich war nun ein Jakobiner, wie ich früher ein Ariſtokrat geweſen. Die Partien machen es ſich bequem und thun Alles mit einem Namen ab, der zur Verdammung führt, oder ſelig ſpricht. Ich bin nie Jakobiner geweſen, ſelbſt in der Zeit nicht, wo die Geſellſchaft Einfluß und Stellen gab, meine Jugend es entſchuldigen konnte, wenn ich ihre Macht benützte, um mich zu verſorgen, da ich Alles zu gewinnen, Nichts zu verlieren hatte. Faſt alle jungen Leute von einigem Talente und Ehrgeize, die in meinem Alter waren, ſelbſt geachtete Profeſſoren, die mich zu ihren beſſern Schülern zählten, gehörten der Geſellſchaft an. Ich war nie Jakobiner, nie Mitglied einer geheimen Geſellſchaft, eines Ordens, einer Landsmannſchaft, nicht einmal Freimaurer. Darum verdiene ich aber weder Lob noch Tadel, weil ich nur dem Zuge meines Weſens, der Eigenthümlichkeit meiner Natur folgte, die mich zum vielfältigen Zuſammenwirken nicht geſchaffen hatte. Ich konnte, wie Sieyes, ſagen: „Ein guter Karrengaul mag ich ſeyn; aber in ein Geſpann tauge ich nicht.“ Das Compagnieweſen ſagte mir nie zu, und ich führte meine Handlung gern auf eigene Rechnung und Gefahr. Wollte ich ein Narr ſeyn, dann war ich es nach meiner Weiſe. Aber ein Gimpel war ich, wie man ſieht. Mit dem redlichen Schiffer, dem gewiſſenhaften Ordonnateur, dem menſchenfreundlichen General Bonnamy hätte ich theilen ſollen, dann hatte ich Freunde, Helfer, und, was Alles erſetzt, auch Geld. Man ließ mich in Frieden, lobte, empfahl und ſchützte mich. Ich Gimpel zog den Frieden mit mir ſelbſt, dem Frieden mit Andern vor.

---

*) Un général, consulté par une dame sur le sens de ce mot, répondit: »Nous appelons pékins tout ce qui n'est pas militaire.« »Oui, reprit M. de Talleyrand, comme on appelle militaire tout ce qui n'est pas civil.«

Die Bewohner der vier neuen Departemente, wie man das mit Frankreich vereinigte Rheinland nannte, waren mit ihrem Loſe nicht zufrieden, und ſie hatten auch keine Urſache, es zu ſeyn. Was Beſchwerden verurſachte, war die Soldatenwirthſchaft, die Quälerei mit dem Pflanzen der Freiheitsbäume, der Feier des Decadi, den man an die Stelle des Sonntags ſetzen wollte, der Uebermuth gemeiner Franzoſen, die, wie ſie ſagten, nach dem Norden kamen, um den Barbaren die Freiheit und Civiliſation zu bringen, der ungewiſſe Zuſtand, in dem man lebte, und den das Unglück der franzöſiſchen Waffen immer ungewiſſer machte, und die Quelle aller dieſer Uebel, die Schwäche und

Unfähigkeit des Direktoriums, deſſen Herrſchaft ſich ihrem Ende nahete. Die Verwaltung des ſchönen und reichen Landes war einem Generalkommiſſär übertragen, der die Rolle eines römiſchen Prokonſuls ſpielen konnte. Shee kam, unter mißlichen Verhältniſſen, an dieſe einflußreiche Stelle. Ihm ging der Ruf eines redlichen und mäßigen Mannes voraus, der ihm das Vertrauen der Beſſern gewann. Ich hoffte, wie dieſe, und theilte ihre Wünſche. Um ihn ſelbſt mit unſern Hoffnungen, Wünſchen und Bedürfniſſen bekannt zu machen, überſandte ich ihm von Germersheim, wo ich noch im Dienſte war, eine Denkſchrift, *) über die Lage der neuen Departemente, beſonders des Donnersbergs, die Stimmung der Bewohner, ihren Zuſtand und die Mittel, jene Frankreich geneigt

---

*) Ich habe, zu meinem Bedauern, aus jener Zeit nichts Schriftliches aufbewahrt. Doch beſitze ich die angeführte Denkſchrift im Original. Ein ausgezeichneter Beamter, mein würdiger Freund, nahm ſie 1814, vor der Uebergabe von Mainz an die Verbündeten, aus dem Archive der Präfektur und theilte ſie mir ſpäter mit.

zu machen und dieſen zu verbeſſern. Shee, ein wohlwollender aber ſchwacher Mann, nahm meine Arbeit nicht unzufrieden auf. Seine nächſte Umgebung dachte anders. Ein junger Mann an einer untergeordneten Stelle, ein Deutſcher gar, wagt es, einen hohen Staatsbeamten, gewandt in Geſchäften und reich an Erfahrung, zu belehren. Dieſer vermeſſene junge Mann, wenn es kein Dummkopf iſt, kann gefährlich werden, und die Klugheit gebietet, ihn entfernt zu halten. Ich habe Grund zu glauben, daß die Denkſchrift mir geſchadet hat. Ein Gimpel nur kann ſich erdreiſten, dem Mächtigen mit Rath und Lehre ſich zu nahen. Der Mächtigſte iſt auch der Weiſeſte. Glaubt man vielleicht, nur Fürſten hätten einen Hof, den Schmeichler, Schmarozer, Ehrgeizige, Habſüchtige und Ränkenmacher bilden? Das wäre ein großer Irrthum Jeder Gewaltige iſt ein ſolcher Fürſt, jeder Einflußreiche, Begünſtigte, der geben und nehmen kann, und um jede Gewalt ſammelt ſich ein Hof, wie ein Dunſtkreis um die Erde, um die Volksgewalt nicht weniger, als um die fürſtliche, und nur wo Einſicht und Willenskraft mit der Gewalt bekleidet iſt, wird dieſe dem peſtartigen Einfluſſe ihres Dunſtkreiſes, mehr oder weniger, widerſtehen.

Das Alles, was ich hier erzählt, war, mit Ausnahme meiner Reiſe nach Straßburg, die in das Jahr 1800 fiel, mir von 1798 bis 1799 begegnet. In derſelben Zeit ereignete ſich ein Vorfall, der, an ſich unbedeutend und vielleicht gewöhnlich, mich ſchmerzlich berührte, und einen tiefen bleibenden Eindruck auf mich machte. Eines Morgens kam der Geſchäftsführer des Gardemagazins der Truppen, Fouglaire mit Namen, wenn ich nicht irre, ein verſchmitzter, gewandter und eingebildeter Franzoſe, zu mir, unter dem Arm einen dicken Pack Papiere wie das jeden Morgen der Fall war, um ſie verificiren und unterzeichnen zu laſſen. Als wir mit der laufenden Arbeit zu Ende waren legte er mir einen langen Bericht mit der mündlichen Erläuterung vor: „Das Austreten des Rheins hat, in den letzten Tagen, großen Schaden in der Umgegend gethan. Die Calamität iſt ſelbſt in den öffentlichen Blättern berichtet worden. Hier habe ich einen Proces verbal aufgeſetzt, der den

Untergang des Magazins durch die Ueberſchwemmung konſtatirt. Es kommt bei der Sache etwas heraus, und Ihr Antheil iſt — er bot mir ein artiges Geld — wenn Sie unterzeichnen.“ „Sind Sie toll? rief ich, juckt es Sie am Kragen? Ein Spitzbube! Nun, das will nicht ich ſagen; aber das Magazin liegt auf dem Kirchenplatze über der Stadt, und ganz Germersheim hätte im Waſſer untergehen müſſen, ſollte es bis dahin kommen.“ — „Meinen Sie, erwiederte Fouglaire ſpöttiſch lächelnd, in Paris kenne man ſo genau die Lage unſeres Kirchenplatzes? Der Ordonnateur würde ſo viel Umſtände nicht machen.“ — „Nicht möglich!“ rief ich. — „Ich will es Ihnen beweiſen, wenn Sie dazu ſchweigen“ war ſeine Antwort. — „Ja, ſagte ich, des Verſuchs wegen. Es iſt nicht möglich.« — Fouglaire packte gelaſſen ſeine Papiere zuſammen, machte eine tiefe Verbeugung und ſagte unter der Thüre: Permettez moi de vous dire, qui vous ne savez pas votre metier« zu deutſch: Mit Ihrer gütigſten Erlaubniß! Sie ſind ein Gimpel. Noch an demſelben Tage machte ſich mein Mann auf den

Weg nach Mainz, kam den folgenden ſchon zurück, ſtieg bei mir ab und zog Papiere aus der Taſche. „Der Ordonnateur, ſprach er, hat mir den halben Weg erſpart; ich traf ihn zu Worms. Hier iſt die Unterſchrift; ſie koſtet nicht, was ich Ihnen geboten hatte.“ — Es war die Unterſchrift. Der ausgetretene Rhein hatte das Magazin zerſtört. So verhielt es ſich.

In dem Jahre 1800 ward die Conſularregierung eingeführt und die ganze Verwaltung neu organiſirt. Bei den Ernennungen war ich übergangen. Da ſtand ich einſam, verlaſſen mit Frau und Kind, ohne Gegenwart, ohne Zukunft, in Frankreich aufgegeben, in Deutſchland ſo gut als geächtet. Eine Welt voll Täuſchungen war hinter mir in den Abgrund verſunken; in der Welt vor mir gähnte ein Abgrund ohne Täuſchungen. Wohin mich wenden? Bitten, Betteln, den Gewalthabern des Tags den Hof machen? Ich zog nach Johannisberg, meinem Geburtsorte, zu meiner Mutter, in mein enges Stübchen, in dem ich als Kind gelebt. Ich will, ſagte ich, mich an die Redaktion einer Zeitung vermiethen, oder bei einer Ueberſetzungsfabrik ein Unterkommen ſuchen. Der Menſch hat nicht Alles verloren, ſo lange er ſich nicht ſelbſt verloren hat. Die Sonne geht auf und unter, und folgt die Nacht dem Tage, dann folgt auch der Tag der Nacht. — So war ich auf mich ſelbſt geſtellt und ſtand feſt.

Noch beſchäftigte ich mich mit meiner häuslichen Einrichtung und den Mitteln und Wegen die liebe kleine Familie, die meine Lage vielleicht ahnte, aber nicht kannte, anſtändig zu unterhalten, als der Beamte zu Rüdesheim, den ich aus früherer Zeit gut kannte, mir den Befehl der Churmainzer Regierung, die in Aſchaffenburg ihren Sitz hatte, amtlich inſinuiren ließ: ich hätte ſogleich das Gebiet des Churſtaats als verdächtig zu verlaſſen und zu meiden, beſonders weil ich auch gefährliche und verderbliche Romane herausgegeben. Romane herausgegeben! ich wußte von keinem. Nun es war ein Grund, wie es viele Gründe gibt. Hatte doch der Rhein ein Magazin erſäuft, das auf einer Anhöhe hinter einem Städtchen lag, über das der Strom den Weg nach dem Magazin nehmen mußte! Welch' ein elendes, verworfenes Geſchlecht! Die Mainzer Regierung, die mich aus meiner Heimath vertrieb, war ſelbſt eine Vertriebene, und übte ſchlimmere Gewaltthat als ſie ſelbſt erdulden mußte, bot mir herriſch, wie einem Landſtreicher, aus, ſie, die knechtiſch einer Macht huldigte, von der ihr bald nachher ausgeboten ward. So iſt der Menſch! Später als ſich Vieles in der Welt verändert hatte ſuchte mich derſelbe Beamte auf, haſchte mit rührender Ergebung nach meiner Hand, erinnerte an die ſchönen Tage freundlichen Zuſammenlebens, und ſprach, in einer Verlegenheit, meinen Beiſtand an. Das Schickſal hatte die Rollen umgetauſcht; er brauchte Hülfe, ich konnte ſie ihm geben. Das freilich veränderte Alles. Elendes verworfenes Geſchlecht! Was ich gethan? Nichts anders, als was Gimpel thun.

Die Lage, in welcher ich mich befand, ließ mir keine Wahl. Ich ging nach Mainz. Meine Freunde riethen mir, eine Zeitung, ein periodiſches Blatt zu ſchreiben, von dem ſie ſich einigen Erfolg verſprachen. Ich verſtand mich, obgleich ungern, dazu, und that Schritte, um die

Erlaubniß zu erhalten; eine Zeitſchrift herauszugeben. Der Generalkommiſſär, von dem die Entſcheidung abhing, ließ mich lange ohne Antwort. An die Stelle des abberufenen Shee war unterdeſſen Jollivet getreten, ein trockener, dürrer, hölzerner Finanzmenſch, der nicht anders wußte, als daß der Herzbeutel ein Geldbeutel ſey. Um die Entſcheidung zu beſchleunigen, rieth man mir, dem Bürger-Generalkommiſſär der vier neuen Departemente perſönlich aufzuwarten Ich that es, und trug mein Anliegen beſcheiden vor. Er ſezte mir aus einander, warum er die Erlaubniß nicht ertheilen könne. Ich ſuchte die Bedenklichkeiten zu heben und ſeine Gründe zu entkräften. Ich darf nicht, ſagte er, wenn ich auch wollte. Die hieſige Zeitung iſt ein Eigenthum der milden Stiftungen die ich im Beſitze ihrer Rechte ſchützen muß. Zugeben, daß andere periodiſche Blätter erſcheinen, hieße die Armen berauben. — Bürger Generalkommiſſär, war meine Antwort, wir Katholiken, rühmen an einem Heiligen, er habe den reichen Leuten das Leder genommen, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Mein Leder hätte der Heilige nicht verlangt; denn ich bin ſelbſt arm. Jollivet, der mich bisher eben nicht zuvorkommend behandelt hatte, ſchoß bei dieſen Worten einen vergiftenden Blick auf mich und ſprach: Citoyen, vous ecrirez ce que vous voudrez, mais moi, je ne souffrirai pas que ce qui vient de vous, soit repandu dans les quatre nouveaux departements. Cela suffit, kehrte mir den Rücken zu und begab ſich in ein Seitengemach. Cela suffit, wiederholte ich, und ging mit einer tiefen Verbeugung gegen die Seitenthüre, ab. Das hat ſich im Reiche der Freiheit und Gleichheit, im zehnten Jahre der einen und untheilbaren Republik, begeben, und ich frage euch, ob ein citoyen im Herrſchertone nicht einen seigneur überbieten kann. Da ich wieder auf die Straße kam, und über mir und Allem den blauen tiefen Himmel und die ewige Sonne ſah, die, ſich immer gleich, der Erde Leben und Gedeihen ſendet, den Pflanzen wie den Thieren und Menſchen, dem Bettler wie dem Könige, dem Schierling wie der Roſe, dem Löwen wie dem Käfer und den Weſen, die halb Affen und halb Tiger ſind, nur liſtiger, geſchickter, boshafter als jene, grauſamer als dieſe, mögen ſie ſich Citoyens oder Messieurs heißen laſſen, da im Freien brach ich unwillkührlich in ein lautes Lachen aus.

Alles wechſelt in dieſer Welt, nichts iſt ewig, nicht einmal Jollivet und ſeine Herrſchaft. Ich habe ihn nie geliebt, weil er ein gemüthloſes Weſen, eine Staatsmaſchine war. Er blieb angeſtellt und hatte immer einen weiten Wirkungskreis, weil er, wie man verſichert, ſchöne ſtaatswirthſchaftliche Kenntniſſe mit großer Brauchbarkeit verband. Ihn löſte Jeanbon-St. André in der Verwaltung ab. Während des Zwiſchenreichs, da jener abberufen und dieſer noch nicht eingetroffen war, fiel mir durch die Verwendung eines würdigen, einflußreichen Freundes, die Redaktion der Mainzer Zeitung zu. Das war der erſte Schritt auf einem neuen Wege, der mich zu einem erwünſchten Ziele zu führen ſchien. Jeanbon-St. André, der als Präfekt des Departements, an der Spitze der Verwaltung, und wegen ſeiner ausgezeichneten Perſönlichkeit und früherer Wirkſamkeit, in großem Anſehen ſtand, wollte mir wohl. Durch ſeine Verwendung ward ich, gegen meinen Willen, als Profeſſor bei dem kaiſerlichen Lyzäum angeſtellt, und er hoffte, wenn die Umſtände ihn begünſtigten, mir ein gutes Los zu machen.

Eines Tags ward ich zu dem General Lorge, der die Militärdiviſion befehligte, gerufen. Ich fand den General allein. Er ſagte: Ich habe Sie zu mir bitten laſſen, weil der General Savary Sie zu ſprechen wünſcht. — Was kann er von mir wollen? fragte ich. — Das weiß ich nicht, erwiederte Lorge. Der General wird es Ihnen ſagen. Da fährt er eben an. Der General Savary, erſter Adjutant des Kaiſers, der ſich damals in Mainz befand, galt für das Haupt der geheimen Polizei. Er iſt ſpäter als Herzog von Rovigo und Polizeiminiſter bekannt geworden. Lorge entfernte ſich ſogleich, und Savary knüpfte eine Unterhaltung an, die ſich auf meine Perſönlichkeit und meinen Wirkungskreis bezog. Er ſchien von Allem gut unterrichtet, und nach manchen freundlichen Aeußerungen, die mich, wie ich merkte, gefällig ſtimmen ſollten, ſagte er, ich ſey nicht an meinem Platze, und wohl für etwas Beſſeres beſtimmt. Ihre Zukunft, ſchloß er, iſt in Ihre Hand gegeben. Sie ſtehen der Sonne nahe, und können reiſen. Der Kaiſer verlangt einen Dienſt von Ihnen, dem Sie ſich nicht entziehen werden. Nun ſezte er mir auseinander, in was dieſer Dienſt beſtand. Es war eine geheime Miſſion nach Deutſchland, wo Napoleon ſeinen Feldzug zu eröffnen im Begriffe war. So leckerhaft aber auch der feine Savary das Gericht zuzubereiten wußte, um meinen Appetit zu reitzen, ſo blieb ihm doch immer ein herber Beigeſchmack von Spionenweſen. Der General mochte, was in mir vorging, auf meinem Geſichte leſen, ſezte mir noch einmal die Wichtigkeit des Auftrags und die Vortheile, die mir durch ihn geboten ſeyen, auseinander und ſchloß mit den Worten: Wir wollen nichts übereilen. Ueberlegen Sie. Morgen um neun Uhr kommen Sie in den Palaſt — ſo hieß man das deutſche Haus, in dem der Kaiſer wohnte — um mir zu ſagen, was Sie beſchloſſen haben.

Ich überlegte nicht gar lange, und ſchrieb die Gründe nieder, die mich beſtimmten, die ehrenvolle Sendung abzulehnen. Vor Allem ſuchte ich meine Unfähigkeit herauszuſtellen, und wie ich Gefahr liefe, das auf mich geſezte Vertrauen zu täuſchen, und den Unwillen des Kaiſers auf mich zu laden. Der Auftrag, ſagte ich, widerſtrebe meiner ganzen Perſönlichkeit, und in Deutſchland ſey ich am wenigſten geeignet, eine ſolche Rolle durchzuführen. Deutſcher von Geburt, gehörte ich dem Lande mit allen theuern Erinnerungen der Kindheit und der Jugend an. Meine Mutter, meine Geſchwiſter, meine Verwandten lebten jenſeits des Rheines. — Da der Aufſatz geſchrieben war, fand ich meine ganze Ruhe wieder, die der Antrag, ich kann es nicht leugnen, tief erſchüttert hatte. Zur beſtimmten Stunde fand ich mich am folgenden Morgen im Palaſte ein; trug dem General Savary die Gründe meiner Ablehnung vor, und überreichte ihm das Papier. Er las es aufmerkſam, ſchien einige Augenblicke nachzudenken, zündete es dann an einer Kerze an, die zum Verſiegeln von Briefen gedient hatte, und warf es brennend in den

Kamin. Vous avez tort, ſagte er mit großer Milde, mais je ne vous en estime pas moins. Dieſe Aeußerung überraſchte mich. Nach dem Rufe hatte ich mir den General Savary anders vorgeſtellt, und der günſtige Eindruck, den ſein Benehmen bei dieſer Gelegenheit auf mich gemacht, iſt mir geblieben. Ich war doch vielleicht ein Gimpel. Daß ich mich indeſſen nicht empfohlen hatte, davon kam ich in die Lage mich ſpäter zu überzeugen. Auch der Präfekt, von dem ich wahrſcheinlich zu dieſer Sendung vorgeſchlagen worden war, was ich aber nie beſtimmt erfahren konnte, kam mir zurückhaltender und kälter vor. Die Zeitung nährte und vermehrte die Verſtimmung, da Fouché ſich ungehalten darüber äußerte. Das Kaiſerreich, der nie zu ſtillende Heißhunger der Allgewalt im Innern und Aeußern, die Napoleoniſche Fürſtenfabrik, aus der die Völker die Brüder, Schwäger, Neffen und Sohn als fertige Könige und Großherzoge erhielten, der treuloſe Krieg mit Spanien und noch manches Andere, machten einem Zeitungsſchreiber, der ſich wohl auch manchmal gimpelhaft benahm, viel zu ſchaffen. Fouché war gut bedient, und ſpaßte nicht, am wenigſten mit Ideologen und Journaliſten. Ich muß mir das Zeugniß geben, daß ich mit großer Umſicht zu ſchreiben und der empfindlichen Gewalt auch keinen Vorwand zu Verdacht oder Klage zu geben, mich bemühete. Aber wie ich auch malen oder pinſeln mochte, die Farbenmiſchung, die Manier, ein gewagter Strich im Unmuthe hingeworfen, eine unbeachtete Kleinigkeit, ließ die Stimmung die verborgene Abſicht errathen. Der Polizeiminiſter oder ſeine Mächler — wie Göthe faiseurs überſezt — trauten ſich den Scharfblick zu, den Teufelsfuß auch unter einer Mönchskutte zu entdecken. Was mich beſonders erbitterte, was der verruchte Geiſt der Falſchheit und Lüge, dem die Regierung, die ſich ſtark fühlen mußte, und die niedrigen Mittel der Hinterliſt und des Betrugs nicht nöthig zu haben ſchien, ſich in manchen Fällen hingab. So erhielt ich eines Tags aus dem Kabinete des Kaiſers eine Proklamation Kosciusko's an die Polen, mit dem Auftrage ſie in's Deutſche zu überſetzen, und auf jede Weiſe durch den

Druck zu verbreiten. Der Aufruf hatte die Unterſchrift des großen Menſchen, den ich vor Allen achtete und ehrte, und war doch, was ich nicht bezweifeln konnte, im Kabinete ſelbſt verfertigt worden. Ich that, wie befohlen war; aber die Art, wie ich es gethan, blieb nicht unbemerkt, und, wie ich vermuthen darf, auch nicht unbeſtraft.

Meine Lage ward nicht verbeſſert. Ich kam nicht vorwärts, was ich auch thun mochte. Der Präfekt verwendete ſich für mich, ſchrieb an Fontanes, den Großmeiſter der kaiſerlichen Univerſität, um meine Beförderung zu bewirken. Der Biſchof, Herr Colmar, handelte zu gleichem Zwecke. Beide Männer, faſt in jeder Beziehung Gegenſätze, ſtimmten in einem gleichen Wohlwollen gegen mich zuſammen. Sie ließen mich die Briefe leſen, die ſie in meiner Sache zu ſchreiben, ſo gefällig waren, und theilten mir die erhaltene Antwort mit. Verſprechungen, Vertröſtungen, trafen von allen Seiten ein, aber „Worte ohne That.“ Alle Anträge, ſagte man mir endlich mit beſorgter Umſicht, alle Vorſchläge ſcheitern im Kabinete.

Sie müſſen bei der geheimen Polizei eine böſe Note haben.“ — Alſo doch! Wäre es Savary?

Endlich fiel der Schlag. Der Polizeiminiſter ertheilte dem Präfekten den Befehl, mir die Redaction der Mainzer Zeitung auf der Stelle zu entziehen, und mich ſelbſt bezeichneter Artikel wegen, vor Gericht zu ſtellen. Die gerügten Artikel waren offenbar mißverſtanden, oder ſchlecht überſezt, was einem Franzoſen begegnen konnte, wenn er auch keine böſe Abſicht hatte. Vor Gericht ward ich nicht geſtellt, weil es der Präfekt und der Präſident des peinlichen Gerichts, Rebmann, den ich gut kannte, durch Vorſtellungen zu verhindern wußten; aber die Zeitung, die mir mehr am Herzen lag, als meine Stelle, war verloren. Der feurige Jeanbon wußte ſich kaum zu faſſen. Er überſchüttete mich mit Vorwürfen, die mir nur ſein Wohlwollen beſtätigten. Ich hab' es Ihnen oft genug geſagt, rief er, ich habe Sie gewarnt, Alles vergebens. Avec vos manières tudesques, vous gatez tout.

In derſelben Zeit traf ich auf einem Spaziergange mit dem Rektor der Akademie, Herrn **Boucly**, meinem Vorgeſezten zuſammen, und mußte, obgleich ungern, zu ſeiner Unterhaltung ihn begleiten. Er war ein grämlicher Alter, eine wandernde Bibliothek von Wörterbüchern, Syntaxen und Grammatiken. Er konnte die Klaſſiker nur ſezirt und anatomirt genießen, wenn der lebendige Geiſt in ihnen getödtet war, und hielt Alles auf die bonnes études, wie die franzöſiſchen Schulfüchſe, die noch weit pedantiſcher, als die deutſchen ſind, dieſelben verſtehen. Einer ſeiner Lieblingsgegenſtände war die lateiniſche Proſodie. Auf die Länge und Kürze der Sylben, Eliſionen und hiatus verſtand er ſich wie Wenige, und die, nach ſeinem Sinne, gelungenſten Verſe der römiſchen Dichter trug er gern mit ächzender Stimme ſkandirend vor. Im Uebrigen mußte man den Menſchen und ſelbſt den Gelehrten in ihm achten. Das Geſpräch kam natürlich auf die Anſtalt, bei der wir Beide beſchäftigt waren. Er fand viel an dem Unterrichte zu loben, wie ihn der große **Napoleon** geſtaltet hatte, und pries beſonders das Streben nach der Klaſſizität der Alten. Ich war vollkommen mit ihm einverſtanden, wenn man nur auch den Geiſt derſelben in Anſchlag bringen und für Etwas gelten laſſen wollte. Wir wurden, wie mir das beſonders leicht geſchieht, im Geſpräche warm, und ich faßte meine Anſicht ungefähr in folgenden Aeußerungen zuſammen: Alle Bildung, Erziehung und Unterricht haben einen Zweck, der wohl kein anderer iſt, als uns zu tüchtigen Menſchen und Bürgern zu machen, und zu dem Stande zu befähigen, den wir in der Geſellſchaft einzunehmen berufen ſind. Kennt man das Ziel, dann kommt es darauf an, den ſicherſten bequemſten und nächſten Weg zu ihm zu finden. Jeder Weg kann endlich dahin führen, obgleich mühſamer und ſpäter, und darum wäre freilich auch ein Umweg noch ein Weg zum Ziele. Da dieſes aber, bei der Manigfaltigkeit der Kenntniſſe, den Fortſchritten der Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften, in weiter Ferne liegt, ſo iſt, im Allgemeinen der nächſte Weg zu empfehlen und einzuſchlagen. Zu was ſind nun die jungen Leute beſtimmt, die wir in unſerer Anſtalt bilden? Menſchen ſollen ſie vor Allem werden, gute, rechtſchaffene, ſelbſtſtändige, brauchbare Menſchen unter allen Verhältniſſen, und in jeder Lage tüchtige brauchbare Bürger, die als Staatsgenoſſen, zu dem Staate, ſeinen Sitten, Geſetzen und Inſtitutionen paſſen, und den Zweck der Staatsanſtalt, nach Kräften, mit Liebe und Neigung fördern. Den Pflichten ihres Berufes ſollen ſie gewachſen ſeyn, ihrem Stande Ehre machen, ihre Beſtimmung erfüllen. Ich habe in meiner Klaſſe fünf bis ſechs Seminariſten, die nicht einmal Franzöſiſch verſtehen, und den Unterricht benützen ſollen, der in franzöſiſcher Sprache ertheilt wird. Für ſie, die dem geiſtlichen Stande angehören, Landpfarrer, Seelſorger werden ſollen, iſt der Unterricht derſelbe, wie für die übrigen Zöglinge, von denen wenigſtens die Hälfte in die Reihen unſerer Heere tritt. Sie verwenden Alle, wenigſtens eine Stunde des Tags auf die lateiniſche Proſodie, und verlieren eine koſtbare Zeit mit Verſe drechſeln, da ſie die Proſaiker nicht verſtehen, und einen leichten Geſchichtſchreiber nur mit Mühe leſen. Was würden die Franzoſen dazu ſagen, wenn ich franzöſiſche

Verſe machte? Was würden ſie dazu ſagen, wenn ſelbſt ein Franzoſe Verſe machte, der die franzöſiſche Sprache nicht beſitzt und mit einer gewiſſen Leichtigkeit zu behandeln weiß? Geſchichte, Länder- und Völkerkunde, Erdbeſchreibung, Statiſtik, National- und Staatswirthſchaft werden bei uns gar nicht, oder höchſt unvollſtändig vorgetragen. Von der Geſchichte gibt man mit beſonderer Vorliebe, den Abſchnitt des Kaiſerreichs. Man will Napoleoniſche Franzoſen aus unſern jungen Leuten machen. Ich habe nichts dagegen. Sie ſollen die monarchiſchen Inſtitutionen lieb gewinnen. Ich bin für die Monarchie, wie ſie in unſerer Zeit verſtanden wird und verſtanden werden muß. Aber iſt man auf dem rechten Wege, wenn man die Menſchen unſers Jahrhunderts einzig, oder auch nur vorzüglich, mit den Mitteln einer Zeit erziehen und bilden will, von der Jahrtauſende uns trennen? Muß die franzöſiſche Bildung lateiniſch und griechiſch ſeyn? Man ſollte doch, meine ich, den Gelehrten von dem Geſchäftsmanne, dem Richter, Verwaltungsbeamten, Soldaten unterſcheiden. Die allgemeine Bildung ſoll für Alle, die beſondere dem Stande, dem Berufe angemeſſen ſeyn, wozu der Einzelne ſich beſtimmt. Und wie kann die Liebe, die Achtung gegen die Monarchien und monarchiſche Inſtitutionen in den Gemüthern geweckt und genährt werden, wenn ewig nur von Republiken und demokratiſchen Einrichtungen und Geſinnungen die Rede iſt? Ruft man nicht durch die früheſte Bildung, Hoffnungen und Wünſche ins Leben und pflegt ſie, die mit Dem im Widerſpruche ſtehen, was man uns bietet, um unſere Hoffnungen zu erfüllen und unſere Wünſche zu befriedigen? Da ſtehen die Heroenbilder von Lykurg und ſeinem Sparta, von Leonidas und ſeinen Gefährten, die ſich dem Tode für die Freiheit weihen. Da betrachtet man mit Bewunderung und Verehrung einen Mutius Scävola, den ältern Brutus der ſich, durch die Vertreibung eines Königsgeſchlechts, ewigen Ruhm erwirbt, die hehre Mutter der Gracchen, und die Söhne einer ſolchen Mutter würdig, dann Brutus und Caſſius die, als Mörder des großen Cäſar, Tyrannenmörder ſind! Weiß man denn eigentlich, was man will, wenn man Reben pflanzt, um Eicheln zu ernten? Das Alterthum, das klaſſiſche Alterthum ſchlägt in der Bruſt der Jugend Saiten an, die ganz andere Laute geben, als wir dem Inſtrumente unſerer Staaten entlocken möchten. Glauben Sie mir, Herr Rector, aus dieſem Alterthume, dem klaſſiſchen Alterthume, lockt die Jugend eine verführeriſche Sirenenſtimme, eine Zaubermelodie, die nicht in dem Wohllaute gelungener Hexameter und Pentameter liegt.

Herr Boncky ſchwieg; ich ſah ihn betroffen an und fand, daß der Zorn das Blut in ſeine welken Wangen getrieben hatte. Ich war zu weit gegangen. Die verdammten Hexameter und Pentameter! Wir waren gerade an der Ecke einer Straße angekommen, wo wir uns trennten. Mit einem grimmigen Blicke maß er mich, indem er heißer ſprach: »Vous êtes une mauvaise tête.« — Alſo auch une mauvaise tête! Was der Menſch doch nicht Alles werden kann! Derſelbe Menſch! ein Ariſtokrat, ein Jakobiner, un homme, qui ne sait pas son metier, ein Verfaſſer gefährlicher Romane, und weiß Gott, wofür mich Savary, Fouché und Andere gehalten! Indeſſen ſtellten ſich meine Papiere im Kurſe ſchlecht. Das wenigſtens war gewiß, und ich durfte mit einiger Beſorgniß in die Zukunft ſehen, im Zweifel, wie die Dinge enden ſollten. Aber der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Es kommt ſelten, wie die Menſchen es gewollt. Das Jahr 1814 machte manchem Leid und mancher Freude, dem gewaltigen Kaiſerreiche, ſeinen Filialkönigreichen und Großherzogthümern, und Herzogthümern, und Fürſtenthümern, und ſelbſt dem Rectorate der Akademie von Mainz, dem kaiſerlichen Lyzäum daſelbſt, und dem alten Jammer und der alten Noth ein Ende, um neuem Jammer und neuer Noth einen Anfang zu geben. Es ſtürzte eine große Welt zuſammen und eine kleine lag in ihr begraben.

Ich ſchließe hier, ohne am Schluß zu ſeyn. Geſcheidte Leute und ſtarke Geiſter werden mir noch manche Gimpelſtreiche nachweiſen können, und zu ihnen ohne Zweifel auch dieſe Briefe zählen, die für mein gutmüthiges Beſtreben zeugen, die Mohren weiß zu waſchen. Stärkere und geſchicktere Hände als die meinigen haben ſich, ich weiß es wohl, ohne Erfolg daran verſucht. Und warum verſuche ich es? Warum ſchreibe ich, wenn ich glaube mit den Danaiden Waſſer in ein durchlöchertes Faß zu tragen und mit Siſyphus an ſeinem Steine zu wälzen? Warum athme, warum gehe ich? Kann ich die Eigenthümlichkeit meiner Natur aufgeben und ein Anderer werden, als der ich bin? Mit Vergnügen ſehe ich auf mein vergangenes Leben zurück, ein reiches Leben, wenn auch ohne Reichthum. Und was hat man nicht gethan, um dieſes Leben mit Bitterkeit zu erfüllen! Es war geeignet meinen Frieden mit der Welt zu brechen, hätte ich ihn nicht mir ſelbſt bewahrt. Unſinn, Raſerei, Tollhäuslerwirthſchaft! Aber mit was ſollten die Menſchen ein todtes, ödes Leben füllen, wenn ſie nicht verleumdeten und verfolgten, aufklärten, bekehrten, glücklich machten in ihrem Sinne? Es ſoll anders, es ſoll beſſer kommen; ich wünſche es. Aber erſt, wenn wir ſelbſt anders und beſſer geworden ſind, wird es anders und beſſer werden. Das iſt die Aufgabe. Aus der alten

Thorheit werden wir ſo wenig eine neue Weisheit, als aus den alten Sünden eine neue Tugend machen.

Ach! Wer ertrüg' die Geiſel und den Hohn
Der Zeit, des Unterdrückers Unrecht? Wer
Die bittre Schmach des Stolzen, den Dünkel
Vornehmer Geburt, den Verzug des Rechts,
Amtsübermuth, Verachtung, die das ſtille
Verdienſt vom Unrecht duldet? Wer trüg das? *)

Alles und noch vieles Andere, den giftigen Biß des Neides, die lügneriſche Scheinheiligkeit, die Inſolenz des Reichthums und die Hundewuth der Dürftigkeit, die Anmaßung des pedantiſchen Wiſſens ohne Weisheit, und alle die Gräuel und Gaunerskünſte, durch welche die Eitelkeit Auszeichnung, die Herrſchſucht Gewalt, die Habſucht Geld, die thieriſche Sinnlichkeit Genüſſe zu erwerben ſucht? Wer trüge es, wenn er es nicht tragen müßte? wenn es nicht zu den Bedingungen des Lebens gehörte, denen man ſich unterwerfen muß, wenn man leben will? Wer hat in unſerer Zeit gelebt, oder in einer Zeit, die dieſer gleicht, und hat

---

*) Shakspeare's Hamlet.

ſein Leben an etwas Höheres geſetzt, an das Wohl der Menſchheit, den Adel unſeres Geſchlechts, den Sieg der Freiheit, des Rechts und der Vernunſt; und ruft nicht am Schluſſe ſeiner Laufbahn, mit dem ſterbenden Talbot aus:

> Unſinn du ſiegſt und ich muß untergehen!
> Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
> Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
> Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin
> Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
> Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
> Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
> Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
> Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!
> Verflucht ſey, wer ſein Leben an das Große
> Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
> Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
> Gehört die Welt. — *)

---

*) Schiller's Jungfrau von Orleans.

SCHE
ATS-
IOTHEK
NCHEN